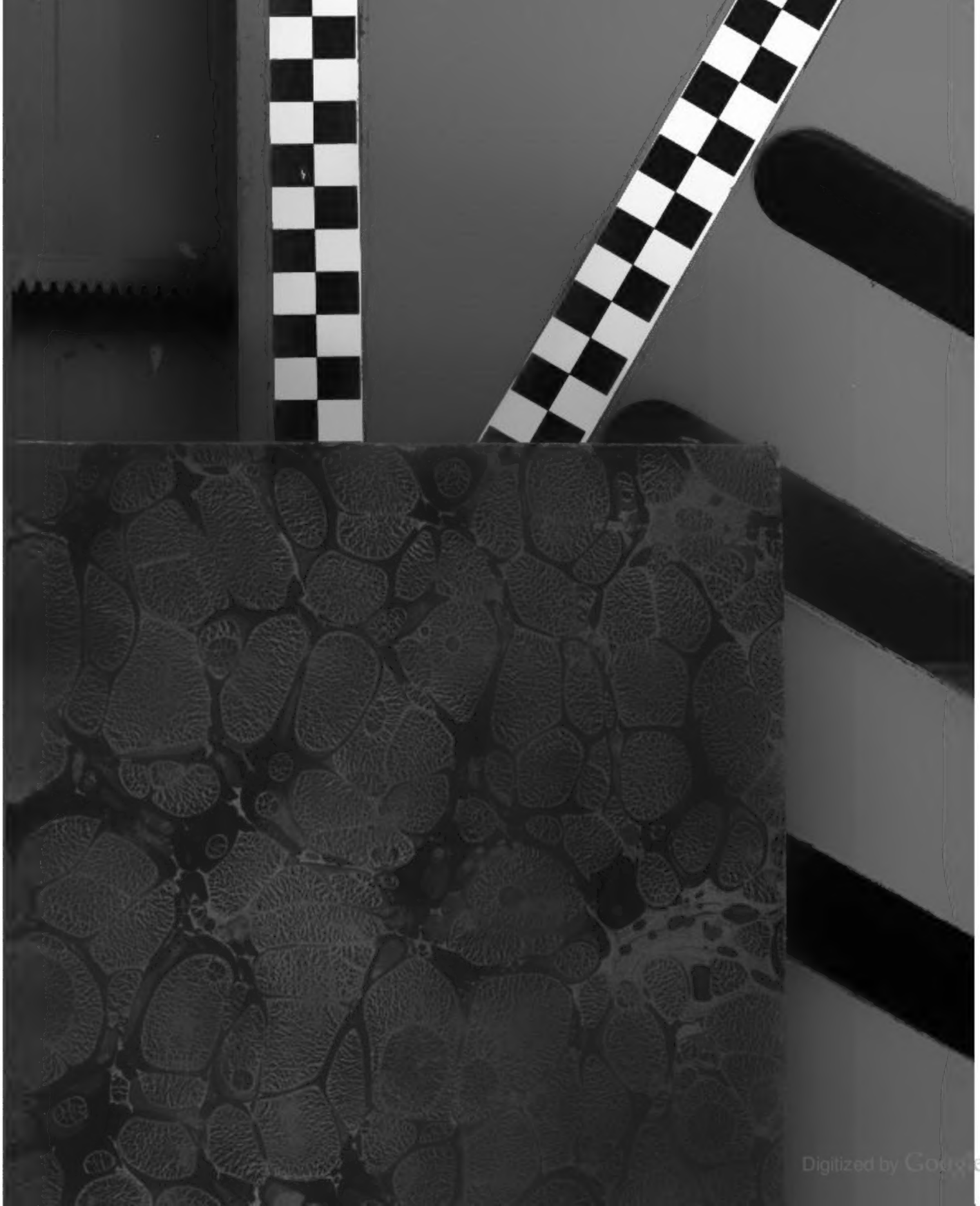

Digitized by Google

B. d/1.
Ausl.

4 Per. 5i (6,1

Digitized by Google

Digitized by Google

B. ~~a/1~~
Ausl.

4 Per. 5i (6,1

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechster Jahrgang.

Monat Januar bis Junius.

B. Ausl.

München,

in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1833.

K. B. ARMEE-BIBLIOTHEK

Gd/83/1365

Digitized by Google

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbestand 38650

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Monat Januar bis Junius 1833.

Seite

A.

Aal, der elektrische im Orinoko 192
Abbas-Mirza, Zug nach Khorasan 584
Abenteuer im baltischen Meer 197, 202, 206
Aegypten und sein Pascha 13, 17, 21, 26, 30
Aetna, Nachrichten über den neuern Ausbruch 7, 219. Verwüstet die Besitzungen der Erben Nelsons . . . 40
Agra, Census der Stadt 720
Altai, Gebirge des, und die Quellen des Ob 711
Amakosa, der Kaffern Stamm im Kampfe mit den europäischen Kolonisten 125, 130, 134
Anaradhepura, Ruinen der Stadt auf der Insel Ceylan . 76
Antillen, die französischen 573, 577, 582, 586
Antwerpen, Citadelle von, Nachrichten über deren frühere Geschichte 8. Die Franzosen vor Antwerpen . . 65, 75
Armenien, Eroberungen der Russen in 715
Asphaltsee, der auf der Insel Trinidad 483
Asseria, Ruinen der Stadt 368
Ausgrabungen bei Tivoli 13
Auvergne, Jagdabenteuer in den Bergen von . 5, 11, 15

B.

Badesaal, Beschreibung eines in Paris 56
Ball, in Konstantinopel 255
Ballade, chinesische, s. China.
Battas, auf Sumatra, ihre Menschenfresserei . . 20
Benares 508, 514, 518
Berenice, Ruinen von 88
Berry, Ermordung des Herzogs von . . . 240, 247
Bergamo, Reichthum an Tenorstimmen daselbst . . 272
Bevölkerung der Erde . . 521, 526, 531, 534, 537, 542, 546, 549, 557, 570, 578
Birma, katholische Kirche in 416
Bombay, Zustand der Stadt 148
Bonaparte, Joseph, Bittschrift an den Großherzog von Toskana um Verleihung eines Ordens 7
Borer, unglücklicher Ausgang eines Kampfes . . 720
Brasilien, eine Facenda in 67. Klima des Landes 76. Beschreibung eines Pächters 80. Stand unserer Kenntniß von diesem Lande 473, 477, 502, 506

Seite

Brunel, Erfinder einer neuen Art von Brückenbogen . 224
Burdett, Sir Francis, kurzer Lebensabriß 8
Burnes und Gerard, Nachrichten von ihrer Reise in Afghanistan 423, 692, 713, 716, 722

C.

Canada, die finstern Tage in 791, 724
Caspisches Meer, Veränderungen in seinem Wasserstande 680
Celeste, Mlle., eine berühmte Tänzerin 148
Ceylan, die heiligen und historischen Bücher von . 615
Charruas-Indianer in Paris 712
Chateaubriand, Brochure des Herrn von 109, 115. Seine Rettung am Niagara 192
Chili, Menge der Pferde 112. Entdeckung von Silberadern 119. Neueste Reisen in diesem Lande . . . 135
China, Empörung in dem Gränzgebirge 88, 428. Aufstand auf Formosa 624. Plünderung eines chinesischen Schiffs 95. Manifest des Kaisers 171. Truppenschau 203, 407. Schreiben eines chinesischen Beamten 212. Engländer und Chinesen in Kanton 57, 61, 69, 75, 77, 81, 86, 90, 94. Kinderdiebstahl in Kanton 200. Chinesische Ballade 427. Elegie 475. Die drei Hauptreligionen in China 470, 474, 478, 482, 486, 489, 493, 498. Mißhandlung zweier Engländer 624. Abergläubische Gebräuche der Matrosen . 708
Chinchilla, Pelzwerk derselben 600
Cholera, Uebersicht ihrer Verheerungen 279
Chrestomathie, chinesische 405
Compagnie, ostindische 497, 501, 505, 510. Betrag ihrer Schuld 660
Continent, angebliche Entdeckung eines neuen . 300, 315
Corsica, Henker im Lande 191
Curare, ein Gift der Indianer am Orinoko . . . 148

D.

Dacier, sein Tod 253
Dampfwagenfahrt, Fortschritte derselben, s. England.
Demonville, neues Weltsystem 52
Denkwürdigkeiten einer Hundertjährigen . . . 691, 703
Desinfection fauliger Stoffe 224
Diamant, der größte 216

Digitized by Google

Seite

Diebsbande, in Frankreich, s. Frankreich.
Druckerei, orientalische in Indien 339

E.

Eissturm, in Pensylvanien 640
Empoongwa, Aufenthalt bei den Negern von 227, 231, 235
England, peinliches Rechtsverfahren 2, 6, 10. Fortschritte der Dampfwagenfahrt 29, 34, 37, 41, 45, 50, 55, 69. Geschichte der Wagen. 149, 154, 157. Diebs- und Gaunerzünfte in London 159, 207, 275. Charakter der großen Welt 108. Schilderung des Landes durch einen Italiener 117, 121, 138, 141, 145. Einkommen des Lord Kanzlers 108. Belohnungen dramatischer Dichter 120. Abnahme des Schiffbaues 136. Waaren- und Personen-Transport auf der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester 252. Steigen des Weizenbaues 208. Landbaubeförderungs-Anstalt 228. Fortschritte des Ackerbaues 380. Angabe über Hopfenbau und Bierbrauereien 456. Verbrauch geistiger Getränke 488. Anzahl der Schafe 664. Hauptkrankheiten in London 168. Buddhistischer Tempel daselbst 212. Tod eines Mannes, der stets als Mädchen gegolten 76. Influenza 564. Zahl der Diebstähle 364. Parteien 357, 366, 370, 374, 378. Die Pairie 484, 405, 490, 495. Zunahme der Staatsschuld 451. Marine 444. Gerichtsverhandlungen 479. Journal-Literatur 503. Journalwesen und Unwesen 555, 558, 562, 566. Dampfomnibus 556. Haus- und Fenstertaxe 668. Zahl der Banquerotte 76. Baumwolleneinfuhr . . . 668
Engländer, der in Bayern 596
Erwärmungs-Methode, neue 260
Essigfluß, der in Südamerika 12
Estancia, Schilderung einer solchen im spanischen Amerika 449, 453, 458, 462, 465
Ermouth, Biographie des Lords . . . 380, 383, 387
Expedition, zur Aufsuchung des Kapitäns Roß . . 184, 215

F.

Falklands-Inseln, ein Besuch auf denselben . . 105, 115
Fluß, der verlorene in Virginien 531
Franklin, Anekdote 272
Frankreich, Willkürlichkeiten der Polizei 36. Stärke der karlistischen Partei 40. Marine 68. Bevölkerung 76. Aufführung neuer Theaterstücke 112. Ausbreitung der französisch-katholischen Kirche 120. Statistische Angaben über die Stadt Paris 196. Postwesen 188. Anfrage-Bureau in Betreff von Spitzbuben 240. Gefängnißkosten 132. Gefängnißzeitung 164. Herausgabe der geschichtlichen Werke 209. Wanderungen im südlichen Frankreich 249, 254, 257, 261 266, 270. Kosten der Expedition nach Griechenland 252. Zahl der Nationalgarden 312. Neueste Literatur 340. Journal-Literatur 348. Literarische Provinzialblätter 419. Gelehrte Gesellschaften 201, 616. Geschäftsbetrieb in Paris 572. Skizzen aus Paris 267, 271. Schattenrisse 555, 559, 568. Große Diebsbande 384. Zuckerkonsumtion 415. Geschichtliche Erinnerungen 487, 491. Ausgaben der Regierung für die Anstalten gegen die Cholera 696. Gerichtsverhandlungen 259, 263, 291, 295, 551, 355, 359, 363, 367, 371, 375, 411. Zahl der Verhaftungen 564. Statistische Bemerkungen über den gesellschaftlichen Zustand vor der Revolution 635, 639, 643. Schilderung des Kronprinzen 707. Notiz über die Bevölkerung von Paris 644. Geheimnißvolle Ermordung eines Spielers 696

G.

Galbessera 12
Galgen, der wandelnde 225
Gefangene, die in Ham . 129, 133, 137, 143, 146, 150
Gerard, s. Burnes.
Geruchspolizei in Neuholland 424
Gesandtschaft des persischen Prinzen Khosrew Mirza nach St. Petersburg 565, 569, 574, 581, 585, 590, 594, 597, 601
Gesellschaft für Uebersetzung orientalischer Schriftsteller 217, 521
Girsupahfälle 72
Grabmal, etruskisches 256
Griechenland, Befreiungskrieg . . . 431, 443, 447
Guacharo, die Grotte von, in Neuandalusien . . 420
Guul-Aghad, ein seltener Baum 532
Guyana, neueste Reisen in 516

H.

Hauptreligionen, die, in China, s. China.
Hayti, Budget von 140
Heuschrecken, Verheerungen durch dieselben in Ostindien 516
Hicks, Erfinder einer neuen Kochmaschine . . . 216
Höhle, merkwürdige in Kentucky 399. Von Inkerman 623, 627, 651
Humor, der politische und die französischen Karikaturen 253, 258, 262, 265, 329, 334, 338
Hungersnoth, auf den Inseln des grünen Vorgebirges . 476

J.

Jacquemont, Viktor, sein Tod 552. Nachrichten über seine Reisen 651
Jagden, die in der Umgebung von Paris . . . 55, 60
Janitscharen, deren Vernichtung . 281, 286, 290, 292
Japan, neue Reise nach 567, 571, 599, 603
Ibrahim Pascha 523
Jesuitenschüler, der 611, 615
Indianer, die im nördlichen Amerika 605, 609, 614, 618, 622, 626, 638, 642, 677, 681, 685
Indien, Zunahme der Dämmerung 4. Mathematische Formeln der Hindus 40. Gaukler 84. Deutscher Fürst in Indien 144, 147. Affen in einer Pagode zu Benares 144. Gesellschaftliches Leben 214. Neuer Weg dahin 283, 287. Geologie von Indien 416. Englisches Leben daselbst 425, 430, 433, 438, 589, 593, 598, 602, 645, 650, 657, 661, 666. Zeitungen 683. Fest zu Ehren des Gottes Dschaggernath 684. Abergläubische Gebräuche 695
Indus, sein Lauf 608
Insekten, leuchtende in Jamaika 284
Insel, vulkanische, im arabischen Meerbusen . . . 472
Johanna, Unruhen auf der Insel 120

Digitized by Google

Seite

Irland, feierliche Umzüge der Hrn. O'Connell und Muthven 132. Ausfuhr nach England 360. Schwüre des Volks 368. Zustand vor der Emancipation 653, 658, 662, 665, 670, 673, 678, 682, 686

Irving, W., Reisen in Amerika 404

Irrwische, am Zusammenfluß des Indus und Kabul . 244

K.

Kairo, Schreiben aus 268

Kalih-Krischun, Uebersetzer mehrerer Schriften aus dem Sanskrit ins Englische 392

Kapudan-Pascha, Fahrt mit dem — auf dem schwarzen Meere 237, 241

Karikaturen, französische, s. Humor.

Kasi-Mullah, sein Tod 59, 61

Kaschmir, Bienenenzucht in 116

Kaukasus, Briefe aus dem 23, 31, 43, 99, 107, 111, 151, 155

Kertsch, alte Grabmäler bei 484

Kettenbrücke über einen Meeresarm 335

Kindermord, beinahe epidemisch 216

Kingsbench, Aufenthalt in der 27, 35, 39

Klapperschlange, Wirkungen des Weißeschenlaubs auf dieselbe 680

Kolokotroni, ein Mittagsmahl bei 273, 277, 282

Kolonisation der freien Schwarzen, s. Nordamerika.

Koran, riesenhafte Abschrift desselben 696

Kühe, die Fischefangenden 607

Kunsthändler, italienische 264

L.

Labrador, drei Schreckenstage auf 435, 439

Lawrence, Sir Thomas, als Knabe 216

Lima, drei Tage in 49, 54

Lithotritie, Ergebnisse derselben 580

M.

Macao, neuester Zustand 675

Madagascar, Sprache der Einwohner 36. Neuere Nachrichten von der Insel 136. Provinz Emerina . . . 536

Madras, Beschreibung der Stadt 136

Magazin Pittoresque 512

Marokko, Betrieb des Ackerbaues 72. Handel 164. Schatz des Sultans 203. Schilderung der Einwohner 251. Heuschrecken 125. Karawanenhandel 127. Rechtspflege . . 211

Mekka, Kampf zwischen den Arabern und Türken . 692

Meúdokaychinah, seine Schicksale . . . 66, 70, 78, 82

Meeresschaum, Fortspritzen desselben durch Windstöße . 52

Metalle, Menge der edeln 300

Meteorerscheinung 36. Im Jahre 1832 . . 588, 591

Mexikanerinnen, die 429, 434

Michaud, Reisen 583

Mina, in London 56

Miscellen, amerikanische 515, 519, 527, 531, 535, 539, 556

Missionen der mährischen Brüder auf Labrador . 606, 610

Mississippifahrten 441, 445, 457, 461, 466

Mitidjah, Ebene von 548

Mohammed-Ali 299, 303, 460. Seine Armee . . 655

Monomanie, Beispiele von 256

Morghen, Raphael 544

Mostabill, ein Interims-Ehemann 340

Münzdiebstahl, der, in Paris . . . 179, 185, 187

N.

Napoleon, sein Degen 499, 505

Nashorn, Erlegung eines 201

Neapolitaner, Gebärdensprache der 361, 365, 369, 373, 381, 437, 442, 445, 450, 453, 525, 529, 561

Neuseeland, Nachrichten über 601. Ansiedlung am Schwanenfluß 623

Neuwied, Reisen des Fürsten von, in Nordamerika . 656

New-York, merkwürdige Bühnenvorstellung . . . 176

Nieder-Bretagne und ihre Bewohner 545, 551

Niger-Expedition, Nachricht von der 420

O.

Odessa, Anzahl der ein- und auslaufenden Schiffe . . 164

Oran, Erinnerungen aus . 397, 402, 406, 410, 413, 418

Orkan, Zerstörungen eines, in China 556

Ostindien, neuer Weg dahin, s. Indien.

Oyapok, Wanderungen am 133, 138, 162, 166, 178, 181, 186, 190, 193, 205, 210, 214

P.

Paganini, Züge und Anekdoten 48, 51

Pairie, in England, s. England.

Palenque, Schreiben des Herrn Waldek über die Ruinen von 228

Paramaribo, ein Pflanzer in 459, 463, 471

Paul I., Erinnerungen an 195, 199

Pellico, Silvio, sein Gefängnißleben 221, 226, 230, 234, 242, 246, 250

Perlenfischerei bei der Insel Ceylan 344

Pferde, arabische 700

Polarmeer, Beschaffenheit des 256

Polyglotte, amerikanische 516

Pompeji, die neuesten Nachgrabungen in . . 511, 519

Portugal, Literatur . . 535, 538, 541, 545, 550, 554

R.

Radschastan, das Land und seine Bewohner 85, 89, 93, 98, 102, 106, 110, 225, 229, 233, 239, 245, 269, 274, 278

Räuberabenteuer . . . 83, 87, 91, 124, 167, 175

Ranschit-Sing, sein Hof und Staat 507, 512. Fest bei ihm 676

Rasaa, seine Schilderung von Paris 619

Reisebilder, transatlantische 629, 633, 637, 641, 646, 649, 654, 669, 674

Reptil, Ueberreste eines ungeheuern 508

Rockall, ein Seeabenteuer auf 135, 139

Römerinnen, Widerwillen derselben gegen Wohlgerüche . 52

Rom, die Malaria in der Campagna von, 495. Zustand im Jahre 1833 . . . . 690, 693, 697, 701, 705, 709, 721

Rußland, Bericht der amerikanischen Kompagnie 201, 688 Ausfuhr 192. Fieber und seltsamer Aberglaube 343, 348. Gesetzbuch 460. Zustand im Jahre 1833 . . . 469

Seite

S.

Saint-Martin 528
Samogitien, Hochzeitgebräuche in 264
Samungrotte, in Aegypten 679
Savannen, die Freien der 352
Schachspiel mit lebendigen Figuren 628
Schaguar, der, in Südamerika 71, 79
Schattenrisse, Pariser, s. Paris.
Schottland, ein Ketzerprozeß in 455
Schwefelquellen in Virginien 667, 671
Sklavenhandel, auf der Westküste von Afrika . . 400, 424
Sklavenverschwörung auf der Insel Bourbon . . . 200
Scott, Walter, ein Tag mit 245, 252,
Seebilder 323, 328, 331, 655, 659, 663
Senegambien, Wanderungen in 285, 289, 295, 298, 302, 351, 353, 358, 362, 377, 382, 386, 391, 394
Siam, neueste Nachrichten über 169, 175, 177, 182. Die Siamesen bemächtigen sich der malayischen Halbinsel . . 600
Sierra-Leone, Lage von 68
Sizilien, klimatische Veränderungen 540
Skizzen, aus Paris, s. Paris.
Slade, Skizzen aus seinen Reisen in der Türkei 513, 517, 523
Solo, Kaiser von 307
Spanien, Parteien 185, 189, 194, 198. Zustand der Erziehung 428
Spottvogel, in Amerika 320
Sprengung von Felsen unter dem Wasser 140
Spurzheim, sein Tod 40
Studien, neueste über altpersische Sprache und Literatur 431
Südamerika, Skizzen aus 689, 694, 698, 702, 706, 710, 714, 718

T.

Tahaiti, Ansiedlungen auf 338
Tamburini 391, 395
Tarantel, Beschreibung der 652
Teras 527
Theater, das französische 305, 310, 314, 317, 326. Das chinesische 617, 621, 625, 630, 634
Thee, Einsammlung des 316
Tiger Tippu-Sahibs in London 595

Seite

Tochter, angebliche Karls X. 196
Tornado, afrikanischer 47
Trazas-Mostar, Tod des Fürsten 647

V.

Vatikan, Herausgabe von Handschriften 314
Vendome-Säule 699
Vereinigte Staaten von Nordamerika: Leben über der Gränze 1, 4, 9, 14, 18, 22, 25, 33, 38, 43, 46, 58. Notiz über die Bevölkerung 16. Versammlungen zu Ehren W. Scotts 52. Kolonisation der freien Schwarzen 97, 101, 105, 111, 119, 122, 126. Vergletten 124. Schilderung eines Zeitungsschreibers 132. Unterhalt der Schulen im Staate Ohio 212. Sklavenwesen in Nordamerika 280. Sklavenverstei-gerung in Virginien 480. Finanzen von Südkarolina 532. Zeitungen daselbst 528. Handelsstatistik 468. Arbeitslohn 532. Skizzen-Zeichnungen einzelner Staaten 296, 301, 306, 309, 313, 318, 322, 325, 330, 333, 311, 315, 349, 355, 385, 389, 393, 398. Schilderung des Kongresses 515, 519. Indianerstämme im Südwesten 532. Goldausbeute 518
Vesuv, neueste Ausbrüche 219

W.

Wallfahrt zum heiligen Grabe 213, 218, 222
Wasserscheu, Mittel dagegen 13
Wechabiten, Zug der Engländer gegen die — im persischen Meerbusen 575, 579
Weissagung, indianische 28
Weltverbesserer, die neuen 401, 405, 409, 413, 417, 422, 426
Westindien, offizielle Angabe der Bevölkerung und Erzeug-nisse im brittischen 676
Wisseriths, ein persischer Stamm 268
Wolf, seine Ankunft in Pischaur 108. Proklamation 201. Nachricht über seine Reise 423, 496
Wüste, Wanderungen in der . . . 161, 165, 170, 175

Z.

Zähne, großer Thiere in Nordamerika ausgegraben . . 96
Zalabarriata, Donna Apollinaria 130
Zehenterheber, Art, einen zu kämmen 239
Zigeuner, in Persien und Indien 163. Ihre Abstammung 337, 343, 346

Verlagswerke
der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in
Stuttgart und Tübingen.

Zur Ostermesse dieses Jahrs sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ausland, das, ein Tagblatt für die Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. 1833. gr. 4. 16 fl.

Bickes, Rittmeister, Bewegung der Bevölkerung der europäischen Staaten. 8. 3 fl.

Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern; oder: des Freiherrn von Gagern, mein Antheil an der Politik. 4ter Band. 8. 3 fl. 24 kr.

Correspondenzblatt des würtemb. landwirthschaftlichen Vereins. 1833. 6 Hefte. gr. 8. 3 fl.

De Candolle's, A. P., Pflanzen-Physiologie, oder Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächse. Aus dem Französischen übersezt von Dr. Röper. 1ster Band. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Aus obigem besonders abgedruckt:

De Candolle, tabellarische Uebersicht der Elementar-Zusammensetzung der einfachen Pflanzen-Verbindungen. Mit einer Anweisung zum Gebrauch derselben. 1 fl. 21 kr.

Dittmar, Dr. H., neueste Weizenkörner für junge Herzen. Dritte und lezte Spende. 8. 1 fl. 30 kr.

Entomologie von Kirby und Spence, herausgegeben von Oken. 4ter und lezter Band. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Goethe, Faust, eine Tragödie. 2r Theil. 2 fl. 24 kr.

Graberg von Hemsö, J., das Sultanat Mogh' rib ul Aksa oder Kaiserreich Marokko. In Bezug auf Landes-, Volks- und Staatenkunde beschrieben. Aus der schwedischen Handschrift übersezt von Alfred Reumont. 8. 2 fl. 15 kr.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1833. 1s Semester. 4. 10 fl. 30 kr.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger. Jahrg. 1832. 1s Heft. 8. 1 fl. 45 kr.

Journal, polytechnisches. Herausgegeben von Dr. Dingler. Jahrgang 1833. 24 Hefte. gr. 8. 16 fl.

Irving, Chr. Columbus Leben und Reisen. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Kunstblatt 1833. Herausgegeben von Dr. Ludwig Schorn. gr. 4. 6 fl.

Kunth, C. S., Prof., Enumeratio Plantarum omnium hucusque cognitarum, secundum familias naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonymis; seu: Agrostographia synoptica sive enumeratio graminearum omnium hucusque cognitarum, adjectis characteribus, differentiis et synonymis. T. I. gr. 8. 5 fl.

Literaturblatt 1833. Herausgegeben von Dr. W. Menzel. gr. 4. 6 fl.

Mayer, Carl, Lieder. 8. 2 fl. 42 kr.

Menzel, W., Taschenbuch der neuesten Geschichte. 3r Jahrgang. 2r Thl. mit Bildnissen. 16. 3 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände, sammt Litteraturblatt und Kunstblatt. 1833. gr. 4. 20 fl.

Müller, J. v., sämmtliche historische Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. 1te Lieferung.

Velinpapier 4 fl. 30 kr.
Druckpapier 3 fl.

Prechtl, J. J., technologische Encyklopädie; enthaltend: Dampfschiff bis Edelsteine. 4r Band. Mit 28 Kupfertafeln. gr. 8. Subscriptionspreis 4 fl. 48 kr.

Dießmal mit Zuziehung der Pränumeration auf den lezten Band. 9 fl. 36 kr.

4r Band. Ladenpreis 6 fl.

Pusch, Prof., geognostische Beschreibung von Polen. 1r Bd. gr. 8. 3 fl. 30 kr.

Pyrkers, J. L. von, sämmtliche Werke. 2r Band. Rudolph von Habsburg. gr. 8. 3 fl.

Retzsch, 43 Umrisse zu Schillers Lied von der Glocke. Mit Text, quer Fol. 6 fl.

— 12 Umrisse zu Schillers Gedicht: Pegasus im Joche. Mit Text, quer Fol. 3 fl.

Rhetores graeci, ex codicibus florentinis, mediolanensibus, monacensibus, neapolitanis, parisiensibus, romanis, venetis, tauriensibus, et vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Chr. Walz. T. IV. et V.

Schreibpapier 18 fl. 48 kr.
Druckpapier 15 fl.

(T. II et III erscheinen später.)

Uhland, L., Gedichte. 6te Auflage. Velinp. 3 fl. 36 kr.

Weishaar, Dr. J. F. v., Handbuch des würtemb. Privatrechts. 2r Band. 3te umgearb. Aufl. 3 fl. 45 kr.

Weitbrecht, C., die Jahreszeiten in Basreliefs. 3s u. 4s Heft. 11 fl.

Wessenberg, Freiherr v., Ritual nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche. gr. 8. 2te verb. und vermehrte Auflage. 2 fl.

Zeitung, Allgemeine, 1833. gr. 4. 16 fl.

— — Register für 1832. gr. 4. 30 kr.

Charte, topographische, von Würtemberg. No. 9 und 10. 3 fl. 36 kr.

— von Schwaben. Blatt, Darmstadt, Mainz, Mannheim und Worms. Subscriptionspreis 1 fl. 24 kr.
Ladenpreis 6 fl.

In unserm Verlag sind ferner noch folgende interessante Werke erschienen:

Goethe, v., nachgelassene Werke in 15 Bänden.

Subscriptions-Preise:

1) In Taschenformat.

auf Velinpapier 12 fl. 9 kr. oder 6 Rthlr. 8 Gr. sächs.
auf Druckpapier 8 fl. 6 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr. sächs.

2) In der Oktavausgabe.

auf Velinpapier . . . . 34 fl. 12 kr. oder 19 Rthlr.
auf Schweizerpapier . . . 27 fl. — — oder 15 Rthlr.
auf Druckpapier . . . . 21 fl. 36 kr. oder 12 Rthlr.

Ferner:

Goethe's sämmtliche Werke in 55 Bänden.

Vollständige Ausgabe.

Bei Subscription auf das ganze Werk:

Taschenausgabe.

auf Velinpapier 44 fl. 36 kr. oder 24 Rthlr. 18 Gr. sächs.
auf Druckpapier 29 fl. 42 kr. oder 16 Rthlr. 12 Gr. sächs.

Oktavausgabe.

auf Velinpapier 125 fl. 24 kr. oder 69 Rthlr. 16 Gr. sächs.
auf Schweizerpapier 99 fl. — — oder 55 Rthlr. — — sächs.
auf Druckpapier 79 fl. 12 kr. oder 44 Rthlr. — — sächs.

Die später eintretenden Ladenpreise sind:

1) Von Goethe's Nachlaß in 15 Bänden.

a) Taschenausgabe.

Velinpapier 16 fl. 12 kr. oder 9 Rthlr. 12 Gr. sächs.
Weiß Druckpapier 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 8 Gr. sächs.

b) Ausgabe in gr. 8.

Velinpapier 45 fl. 36 kr. oder 25 Rthlr. 18 Gr. sächs.
Schreibpapier 36 fl. — — oder 20 Rthlr. 12 Gr. sächs.
Weiß Druckpapier 28 fl. 48 kr. oder 16 Rthlr. 8 Gr. sächs.

2) Von Goethe's sämmtlichen Werken in 55 Bänden.

Vollständige Ausgabe.

a) Taschenausgabe.

Velinpapier 59 fl. 24 kr. oder 34 Rthlr. 6 Gr. sächs.
Weiß Druckpapier 39 fl. 36 kr. oder 22 Rthlr. 20 Gr. sächs.

b) Ausgabe in gr. 8.

Velinpapier 159 fl. 36 kr. oder 90 Rthlr. 18 Gr. sächs.
Schweizerpapier 126 fl. — — oder 73 Rthlr. — — sächs.
Weiß Druckpapier 100 fl. 48 kr. oder 57 Rthlr. 4 Gr. sächs.

Schiller's sämmtliche Werke.

wohlfeilste Ausgaben.

Schiller's Werke, gr. 8. 12 Bde. weiß Druckp. 20 fl. im 24 fl. Fuß.
— — 18 Bde. Wiener Ausgabe mit Vignetten auf schönem Papier. 12 fl. im 24 fl. Fuß.
— — Taschenausgabe. 18 Bde. weiß Druckpapier. 8 fl. 24 kr. im 24 fl. Fuß.

In Kurzem erscheint auch eine neue Auflage von:
Schiller's Werken in Einem Bande, auf feinstem Velinpapier, wovon der Subscriptionspreis 8 fl. ist.
(Der nachherige Ladenpreis ist 12 fl.)

Baumann, J., Bilder aus der Heimath. 1r Bd. 8. 1 fl. 36 kr.
Begebenheiten des Hajji Baba von Jspahan in England. Aus dem Engl. des J. Morier in 2 Thln. gr. 8. 3 fl. 12 kr.
Bibliothek ausführlicher Völker- und Staatengeschichten. Nach den bedeutendsten klassischen Werken des Auslands. 1r bis 3r Bd. gr. 8. 6 fl. 45 kr.
Chronik (1572) der Zeit Carls IX. Vom Verfasser des Theaters der Clara Gazul (Merrimée) aus dem Franz. gr. 8. 2 fl. 24 kr.
Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, geb. Gräfin von Barkeley, früher Gemahlin Lord Cravens. 2 Thle. gr. 8. 5 fl. 24 kr.
Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien. 1r und 2r Band. 8. 6 fl.
Fischer, J. C., Fragmente aus dem Tagebuch dreier Reisen nach London und einigen Fabrikstädten Englands im Spätjahr von 1825, 1826 und 1827. 8. 1 fl. 24 kr.
Fouqué, Fr. de la Motte, Sängerliebe, ein Roman gr. 8. 2 fl. 36 kr.
Genlis, Gräfin v., Denkwürdigkeiten, a. d. Franz. 8 Bände gr. 8. jeder Band 1 fl. 24 kr.
Görz, J. C. Graf v., historische und politische Denkwürdigkeiten, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. 2 Thle. gr. 8. 1 fl. 57 kr.
Goethe, v., Reinecke Fuchs, 8. Velinpapier 1 fl. 36 kr. Druckpapier 1 fl. 12 kr.
— — Wilhelm Meisters Lehrjahre 2 Thle. gr. 8. 4 fl.
— — Wanderjahre 1r Thl. 3 fl. 36 kr.
— — Wahlverwandtschaften. Neue Auflage gr. 8. 4 fl.
Graß, C., Sicilische Reise eines Landschaftsmalers, 2 Thle. mit Kupfer, gr. 8. 5 fl. 24 kr.
Günstlinge, russische, gr. 8. 4 fl.
Hall, Basil, Auszüge aus einem Tagebuche, geschrieben auf den Küsten von Chili, Peru und Mexico, in den Jahren 1820, 1821 und 1822, a. d. Engl. 2 Bde. gr. 8. 4 fl. 24 kr.
Hubers Werke 8. 1 Bde. 1 fl. 48 kr.
Immermann, K., Miscellen 1 Bd. 8. 2 fl.
— — die Schule der Frommen. Ein Lustspiel in 3 Aufzügen 8. 1 fl.
Irving, Chr. Columbus Leben und Reisen. gr. 8. 2 fl. 24 kr.
Klingemann Theater 1r bis 3r Bd. gr. 8. 8 fl. 15 kr.
Memoiren oder Beiträge zur Lebensgeschichte des Generals Lafayette. Aus dem Franz. 2 Bde. gr. 8. 5 fl.
Menzel, W., Reise nach Oestreich. 8. 2 fl. 45 kr.
Oehlenschläger, Axel, und Walburg, Trauerspiel. Neue Aufl. 8. 1 fl. 20 kr.
— — Correggio, Trauerspiel. 3te Aufl. 8. 1 fl. 36 kr.
— — Erich und Abel, Trauerspiel. 8. 1 fl. 20 kr.
— — Hagbarth und Signe, Trauerspiel. 8. 1 fl. 20 kr.
— — Hakon Jarl, Trauerspiel. 8. 1 fl. 20 kr.
— — Hroar in Lire, altnordische Erzählung. 8. 3 fl. 36 kr.
— — Die Inseln im Südmeer, ein Roman. 4 Thle. 8. 10 fl. 48 kr.
— — Mährchen, 2 Bdchn. 8. 3 fl. 24 kr.
— — Palnatoke, Trauerspiel. 8. 1 fl. 36 kr.
— — Räuberburg, Singspiel. 8. 1 fl. 20 kr.
— — Robinson in England, Lustspiel. 8. 1 fl. 20 kr.
— — kleine vermischte Schriften. 1 Bdchn. 8. 1 fl. 12 kr.
— — Starkotder, Tragödie. 8. 1 fl. 20 kr.
Schenk, Ed. v., Schauspiele 1 Bd. 8. Velinp. 2 fl. Druckp. 1 fl. 45 kr.
Schillers, Fr. v., Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner, 2 Thle. 8. 4 fl. 48 kr.
Sternberg, A. v., die Zerrissenen. 1 Thl. 2 fl.
Taschenbuch für Damen, auf das Jahr 1828 bis 1831 mit 10 engl. Stahlstichen. 16. Jeder Jahrgang 3 fl.
Tausend, der, und Einer Nacht noch nicht übersetzten Mährchen, Erzählungen und Anetdoten, zum ersten Male aus dem Arabischen in's Franz. übersetzt von F. v. Hammer, a. d. Franz. in's Deutsche von Zinserling. 3 Theile. gr. 8. 7 fl. 57 kr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 1. 1 Januar 1833.

Leben über der Gränze.

Der vorstehende Aufsatz, der, wie ein zweiter: „die Schicksale Mendekaychinah's," welcher später folgen soll, der nordamerikanischen Zeitschrift „New-England-Magazine" (Julius bis Octoberheft 1832) entnommen sind, geben zusammen ein äußerst anschauliches Bild davon, wie es vor vierzig oder fünfzig Jahren aussah und es noch in neuester Zeit in jenen Gegenden aussieht, die durch den jüngstvin wohl gedämpften, aber keineswegs erstickten Kampf zwischen den Indianern und Nordamerikanern die europäische Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; sie lassen uns mit oder wider Willen des Erzählers manchen tiefen Blick in das Verhältniß zwischen den Weißen und Rothhäuten thun, und gewähren vor Allem wohl durch den Hauptgegenstand ihrer Schilderung, des dem Untergange entgegen gehenden Geschlechtes der Indianer, jenes besondere Interesse, mit dem man jede Aeußerung in Wort oder That, jeden Pulsschlag eines verscheidenden Lebens, sey es des einzelnen Menschen, sey es eines ganzen Volkes, zu beobachten und zu begleiten liebt; sie tragen das volle Gepräge der Wahrheit durch die schmucklose Einfachheit, mit der sie vorgetragen werden.

Der Kampf zwischen den Indianerstämmen in dem Missuri- und Mississippi-Gebiete und den Vereinigten Staaten scheint zwar für jetzt beigelegt, und es hat namentlich zur Besieglung des Friedens der Stamm der Winnebagos, nach den neuesten Nachrichten, einen nahe an 5,000,000 Morgen betragenden Landtheil an die Vereinigten Staaten durch Vertrag abgetreten oder abtreten müssen (was der Verfasser des im „Ausland" mitgetheilten Aufsatzes: „die Bleiminen am obern Mississippi" bereits früher vermuthete und sagte); allein die obenstehende Erzählung eines wohlunterrichteten Zeugen des „Lebens über der Gränze" enthält so viele anziehende Züge aus dem Leben und Treiben in jenen Gegenden, insbesondere der Indianerstämme, daß sie gewiß mit bleibenderm Interesse als bloß dem des Augenblicks gelesen zu werden verdient.

Einige unserer Leser kennen wohl Carter's und Schoolcraft's „Reisen." In diesem Falle wissen sie wohl auch — obgleich, beiläufig bemerkt, keines dieser Werke in den meisten Beziehungen nur einen Stecknadelknopf werth ist — daß die Stämme der Tschippeway's und Dahcotah's so lange schon Krieg mit einander geführt haben, daß der Ursprung ihrer Befehdungen über Menschengedenken hinausgeht. General Pike bewog sie im Jahre 1800 Frieden zu machen, allein dieser dauerte nur eben, bis er den Rücken kehrte. Die Agenten der Staatsregierung brachten mehrere Verträge zwischen den Stämmen zu Stande, worin Vergeben und Vergessen und Freundschaft für die Zukunft feierlichst versprochen wurde. Indianerhaß ist indessen stärker als Indianerwort, weßhalb denn diese gegenseitigen Zusagen immer wieder bei jeder günstigen Gelegenheit gebrochen wurden. Dessen ungeachtet verfügte die vollziehende Gewalt der Union im Jahr 1826, daß eine allgemeine Versammlung aller kriegführenden Stämme zu Prairie du Chien *) abgehalten werden solle. Dahin strömten sie nun von allen Seiten herbei, um die Souveränetät oder Majestät (wir wissen nicht, welches Wort das richtigere oder besser klingende ist) der Vereinigten Staaten, die in den Gouverneuren Caß und Clark, in ihrer Eigenschaft als Regierungsbevollmächtigte, geschickte Vertreter fand, mit Augen zu schauen.

Die Staatsweisheit der Vereinigten Staaten gründete sich indessen dießmal auf eine irrige Ansicht. Sie ging nämlich von der Meinung aus, die Zwistigkeiten der Indianer seyen durch einen Streit über die Gränzen ihrer gegenseitigen Landgebiete herbeigeführt. Noch nie hatte ein Vertragsschluß unglücklichere Folgen, in so weit wenigstens, als er die Dahcotah's berührt.

Sie nahmen die von den Regierungsbevollmächtigten vorgeschlagene Bestimmung ihrer Gränzen an, wie sie es bei jeder von einem amerikanischen Beamten vorgeschlagenen Maßregel mit dem Gedanken zu thun pflegen, daß man sonst Zwangsmittel eintreten lassen würde. Zufrieden gestellt waren sie indessen keineswegs und konnten es auch nicht seyn, denn ihre alten Gränzen wurden jämmerlich beschnitten. Dabei hatten die anwesenden Indianer insgesammt einen andern Grund zur Beschwerde, oder glaubten ihn doch zu haben. Man hatte sie für die Dauer der Versammlung von Seite der Vereinigten Staaten mit Nahrungsmitteln versehen, wie Dieß vernünftiger Weise fast immer geschieht, da sie nicht zu einer und derselben Zeit jagen und Vertragsunterhandlungen pflegen können. Die veränderte Kost hatte nun bei ihnen gastrische Uebel, namentlich heftige Durchfälle, zur Folge. Einige starben schon am Orte der Zusammenkunft, und eine große Menge kam auf dem Wege von der Prairie du Chien nach ihren Jagdgründen um. Stets argwöhnisch gegen die Weißen, meinten sie, man habe ihnen die dargereichten Nahrungsmittel vergiftet; sie wollten sich durch die Versicherungen und Beweisführungen ihrer Handelsleute (Traders) durchaus nicht vom Gegentheil überzeugen lassen,

*) Dem Fort dieses Namens nämlich, auf der s. g. Handiseppe (Prairie du Chien).

und Hunderte leben und sterben jetzt noch auf diesem Glauben. Ueberdieß empfingen sie auch keine solchen Geschenke, wie ihnen die britischen Agenten zu machen gewohnt gewesen waren, und führten laute Klage, daß eine solche Filzigkeit unter der Würde eines großen Volks und ein offenbares Zeichen von Nichtachtung ihrer dringendsten Bedürfnisse sey. Besonders empört waren sie über die verkürzten Spenden an Whisky. Den Regierungsbevollmächtigten hatte natürlich um ihrer selbst und ihres Auftrags willen Alles daran liegen müssen, auch den entferntesten Anschein, als sey der Zweck ihrer Sendung irgend durch Bestechung erfüllt worden, zu vermeiden, allein die Wilden sahen einmal die Sache in einem andern Lichte. Um ihnen zu zeigen, daß man das gebrannte Wasser nicht seines Werths wegen gespart habe, wurden denn zwei Fässer voll nach dem Versammlungsorte gebracht. Im Nu hatten sich die zuvor finsteren Stirnen bei dem erfreulichen Anblick aufgeheitert, und Jeder glaubte schon den Feuertrank auf der Zunge zu spüren; allein eben so schnell zog sich jede Kinnlade sechs Zoll tiefer in die Länge, als sie einen der Regierungsbevollmächtigten mit einem Beile die Fässer aufschlagen sahen. „Es war jammerhaft," pflegte der alte Walhputay zu sagen, wenn er auf den Vorfall zu sprechen kam, „gar jammerhaft! Es war so viel da, daß ich mich mein Lebenlang alle Tage hätte betrinken können!" Walhputay fühlte nur Bedauern und Verwunderung, allein die meisten seiner Stammgenossen sahen es — und sehen es noch bis auf den heutigen Tag — als den schmachvollsten Hohn an, so den Augen etwas zu verheißen, bloß um dann den andern Sinn des Geschmacks darum zu betrügen.

(Fortsetzung folgt.)

Das peinliche Rechtsverfahren in England.

(Von einem englischen Rechtsgelehrten. Aus dem „Examiner.")

Selten noch hat Jemand einer Sitzung in Old-Bailey beigewohnt, ohne das übereilte und ungeziemende Verfahren zu tadeln, mit welchem dort die gerichtlichen Verhandlungen gewöhnlich vor sich gehen. Im Verlaufe mehrerer Sitzungen dieses Gerichtshofes berechnete ich die Zeit, die im Durchschnitte jeder Prozeß wegnimmt und fand, daß selten einer länger als acht und eine halbe Minute dauert, obgleich manche Fälle den Gerichtshof gelegentlich wohl einen ganzen Tag beschäftigen; wie denn auch im alten Gerichtshofe, wo die meisten Kapitalverbrechen abgeurtheilt werden, die Verhandlungen am ersten, zweiten und dritten Tage der Sitzungen gewöhnlich mehrere Stunden dauern. Die Durchschnittsberechnung von acht und einer halben Minute wurde in beiden Gerichtshöfen gemacht und umfaßt alle Gefangenen, die in acht auf einander folgenden Sitzungen abgeurtheilt wurden. Die Schnelligkeit, mit der die vorkommenden Fälle entschieden werden, versetzt die Gefangenen in die äußerste Geistesverwirrung. Fünfzig oder sechzig derselben werden in der Gefängnißstube unter dem Gerichtssaale in Bereitschaft gehalten, um sobald an sie die Reihe kommt, hinaufgeführt zu werden. Wenn diese Menschen nun ihre Mitgefangenen in einer oder zwei Minuten, nachdem sie vorgerufen worden, abgeurtheilt und verurtheilt zurückkehren sehen, so muß ihnen jede Hoffnung, mit ruhigem Bedacht verhört zu werden, schwinden, wodurch sie in eine solche Bestürzung und Herzensangst gerathen, daß sie bei der gewaltsamen Anstrengung ihre Gedanken augenblicklich zu ordnen, auf der Stelle ihren Vertheidigungsplan wieder zu durchfliegen, und die schlagendsten Züge ihrer Sache so schnell als möglich vor dem Gerichtshofe herauszuheben, alle Besonnenheit und Fassung verlieren, und dann, um uns ihrer eigenen Worte zu bedienen, vorgeführt werden, um wie Stiere, ungehört niedergeschlagen zu werden. Volle zwei Drittheile der Gefangenen können nach ihrer Rückkehr von den Gerichtsschranken nicht sagen, was dort mit ihnen vorgegangen ist, und häufig sogar nicht einmal, ob sie wirklich gerichtet worden sind; daher es nicht selten vorkömmt, daß ein Verurtheilter, dem man am bestimmten Tage bekannt macht, daß seine Strafe an ihm vollzogen werden soll, sagt: „Ich kann unmöglich gemeint seyn; ich bin ja noch nicht zum Verhör gekommen," da er wegen der Schnelligkeit, mit der Alles vor sich geht, wohl glauben mochte, er sey bloß oben gewesen, um sich vernehmen zu lassen oder eine neue Jury aufschwören zu sehen, wozu er während der zwei Tage, innerhalb deren er in der Wartstube zubrachte, wahrscheinlich mehrmal hinaufgeholt wurde. Bei Landleuten, die größtentheils von etwas schwerfälligem Begriffsvermögen sind, wird es manchmal unmöglich, sie vom Gegentheile zu überzeugen. Allerdings sind manche von ihnen entsetzlich dumm: allein Dieß gibt ihnen um so größeren Anspruch auf reifliche Erwägung ihrer Sache; und was auch immer ihr Verbrechen seyn mag, gebührte es sich doch, ihnen begreiflich zu machen, daß ihnen bei ihrem Prozesse Gerechtigkeit widerfahren ist. Unter dem gegenwärtigen Systeme können sie sich in dieser Beziehung nie zufrieden gestellt fühlen. Man rühmte es an Old-Bayley, daß ein junger Richter der City sechzig bis siebzig Prozesse in einem Tage aburtheilen könne; und man klagte darüber, daß sein Nachfolger keinen so schnellen Geschäftsgang befolge. Wenn man diese Thatsache kennt, wird man sich dann noch wundern, daß viele ernste Mißgriffe stattfinden? Die unverkennbar ängstliche Geschäftigkeit der Richter, mit ungebührlicher und unrichterlicher Hast die gerichtlichen Vorkommnisse abzufertigen, macht sie häufig unwirsch über jede Unterbrechung, die ihrer gewöhnlichen Art, die Sache von der Hand zu schaffen, einen Aufhalt macht; Dieß spricht sich auch häufig in dem Gezänke zwischen Richtern und Advokaten aus, was Alles dazu beiträgt, den Gefangenen noch mehr außer Fassung zu bringen, und ihn hindert, Fragen zu stellen, die dem ganzen Verfahren eine neue Wendung geben könnten, und deren er sich erst erinnert, wenn er den Gerichtshof verlassen hat.

Die schmähliche Art, mit der die Prozesse übereilt werden, trägt nicht selten dazu bei, den verzweifeltsten Bösewichtern durchzuhelfen. Ich erinnere mich, daß ich einsmals für einen jungen Menschen eine Vertheidigungsschrift entworfen hatte, der eines schweren Verbrechens angeklagt war, dessen er sich auch schuldig bekannte. Bei der Unordnung, die sich so häufig bei der Vorführung der Angeklagten vor die Schranken bemerken läßt, wartete dieser Verbrecher drei Tage lang, um mit seiner Vertheidigung gehört zu werden, und während dieser Zeit war er sechsmal vor die Schranken gerufen worden, um der Aufschwörung neuer Ge-

schwornen beizuwohnen; jedesmal, so oft er in die Gefängnißstube zurückkehrte, sagte er mir, daß er seinen Ankläger auf der Galerie des Gerichtssaales gesehen habe; ein Beweis, daß derselbe keineswegs seine Pflicht, gegen den Gefangenen vor Gericht aufzutreten, versäumen wollte. Als er endlich vor die Schranken gerufen wurde, erschien der Ankläger nicht, dem wahrscheinlich über die Länge der Zeit, während der er seine Geschäfte vernachlässigen mußte, die Geduld ausgegangen war. Die Folge davon war, daß der Verbrecher freigesprochen wurde, und nun wieder wohlgemuthet in alle Welt ging, um seinen Lebenslauf fortzusetzen wo er ihn unterbrochen hatte, indem er zugleich auch durch die Erzählung dieses Vorfalles der Hoffnung seiner Spießgesellen, das Publikum noch fernerhin ungestraft plündern zu können, eine neue Schwungfeder lieh. Da es nie genau bestimmt wird, wann der Prozeß eines Gefangenen zur Verhandlung kommt, so wird es seinen Freunden unendlich erschwert, die Beweismittel zur Vertheidigung des Angeklagten zu sammeln, wenn sie anders nicht ihren Zeugen Ungelegenheit machen wollen, die acht bis neun Tage hinter einander in Bereitschaft gehalten werden müssen, wollen sie nicht mit ihrer Beweisstellung ganz daneben fallen. Hieher muß man auch den Uebelstand rechnen, daß es den Zeugen sehr erschwert wird, Zutritt in die Gerichtssäle zu erlangen, während ihre Aussagen dort nöthig wären. Ich kenne einen Vorfall dieser Art, der, wenn es nöthig ist, eidlich erhärtet werden kann, da ich erst vor einigen Wochen die dabei betheiligten Personen gesprochen habe, die sich bereitwillig erklärten, ihre Aussage eidlich zu bekräftigen und sich jedweder Untersuchung zu unterwerfen, obgleich die Sache sich bereits vor drei Jahren begab. Der Vater eines jungen Menschen, der eines Raubes angeklagt war, erschien mit seinen Zeugen, durch die er ein Alibi beweisen konnte, vor dem Gerichtshofe, wurde aber von den Thürstehern nicht eingelassen, obgleich er ihnen vorstellte, wie sehr er bei dem Prozesse betheiligt sey, der eben verhandelt werden würde. Da die erwarteten Zeugen fehlten, so wurde der Angeklagte schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Einige Aldermänner, die von diesem Vorgange unterrichtet wurden, stellten darüber die genauesten Nachforschungen an, und sammelten die eidlichen Aussagen, *) welche nöthig waren, die Unschuld des Gefangenen zu beweisen; woraus zuletzt hervorging, daß er ungerecht verurtheilt worden war. Dennoch konnten sie nicht seine Begnadigung auswirken, obgleich sie sich deßhalb wiederholt an Sir Robert Peel wendeten. *) Die Antwort, die er darauf gab, wird am besten zeigen, wie ein Unschuldiger durch die Unkenntniß der Verhältnisse von Seite der Beamten, den Schein der Strafbarkeit auf sich laden kann. „Alles, was Sie hier sagen, meine Herren, erwiderte Sir Robert Peel, mögen Sie selbst gar wohl glauben; allein ich habe hier eine Bittschrift von dem Gefangenen, worin er seine Schuld bekennt. Ich muß deßhalb jede vermittelnde Einschreitung in diesem Fall ablehnen; indeß soll ihn nicht die volle Strenge des Gesetzes treffen." Sir Robert Peel wußte nicht, daß es in Newgate Leute gibt, die weil sie schreiben können, sich für befugt halten, Bittschriften für die Gefangenen zu entwerfen, und daß sie alle über Einen Leisten verfertigen, und dabei nie anzuführen vergessen, „es sey Dieß der erste Fehltritt des Verurtheilten gewesen, er würde sonst nicht so versteckt geläugnet haben u. s. w." Eine solche Bittschrift, die gleichfalls diese Redensart enthielt, war von dem Vater des jungen Menschen bei dem Staatssekretär eingereicht worden. Sie war freilich von dem Verurtheilten unterzeichnet, aber ihm nie vorgelesen worden, da er sich zur Zeit in einer solchen geistigen und körperlichen Entkräftung befand, daß er, auch wenn man sie ihm vorgelesen hätte, nichts von ihrem Inhalte begriffen haben würde.

*) Eine andere nachtheilige Folge der Begnadigungen durch den Staatssekretär, sagt Wakefield in seinem von uns schon mehrmals erwähnten Werke über Verbrechen und Strafen in England, ist die, daß durch sie die Zahl der Meineide außerordentlich vermehrt wird. Die Masse des Volkes von London hält es in Fällen, wo es sich um das Leben eines Menschen handelt, bei weitem für weniger sündhaft, zu Gunsten des armen Sünders einen falschen Eid zu schwören, als ihn zu verweigern, wenn sie wissen, daß ihre eidliche Aussage (Affidavit) nur bestimmt ist, in die Kanzlei des Staatssekretärs zu gelangen, wo sie, wenn ihren Freunden nichts nützt, doch auch nichts schadet. Hiezu ermuthigt sie auch noch die Aussicht auf Straflosigkeit, da man kein Beispiel hat, daß über die Wahrheit oder Falschheit solcher Affidavits jemals eine Untersuchung angestellt worden.

A. d. R.

*) Damaliger Staatssekretär, als solcher in England die letzte Stelle der Berufung, wenn nämlich bereits das Todesurtheil vom geheimen Rathe des Königs unterzeichnet ist. Man wirft Sir Robert Peel eine allzu große Strenge in der Ausübung des Begnadigungsrechtes vor, wie seinem Vorgänger, den Lord Landdown, eine zu große Milde. Wakefield bemerkt hierüber: „Fast jede Sitzung von Old-Bayley versetzt den Staatssekretär in die peinliche Lage, die Bitten einiger armen Menschen, die mit gebrochenen Herzen vielleicht auf ihren Knien ihn um das Leben eines Vaters, eines Gatten und eines Kindes anflehen, ganz oder doch eine Zeit lang abzuweisen. Eine solche Qual, die er im Durchschnitte wenigstens ein Mal des Monats auszustehen hat, müßte, wie man glauben sollte, die eisenfesteste Gesundheit eines Mannes erschüttern, der viele Jahre solchen heftigen Gemüthsbewegungen sich aussetzen muß.

A. d. R.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne. *)

Auf einer Wanderung durch die südlichen Provinzen Frankreichs, im Herbst 1825, schlug ich mein Hauptquartier in einem kleinen, etwa zwei Stunden von dem freundlichen Städtchen Riom entfernten Dorfe auf, von Riom, das wegen der wilden Schönheit seiner Umgebungen, und wegen der köstlichen Aprikosen- und Quittenpasteten, mit denen es die üppigen Gaumen der guten Bürger von Paris und der andern Hauptstädte Frankreichs versieht, gleich bekannt und merkwürdig ist. Ein paar Bücher, die unten in meinem Mantelsack lagen, mein Zeichnungsgeräthe, eine Doppelbüchse von Manton, eine Koppel englischer Hühnerhunde und meine Angelruthe gewährten mir hinlänglichen Zeitvertreib in meiner romantischen Einsamkeit. Die nahen Berge sind reich an Wild; und in den Waldbächen, die sich in glitzernden Fällen von ihren Halden niedergießen, wimmelt es von rothgesprenkelten Forellen, die dem Angler eine nie versiegende Quelle von Beschäftigung geben.

Es war gegen das Ende eines rauhen und düstern Spätherbsttages, den ich mit dem Aufsuchen der schönen rothen Rebhuhnart, die in großen

*) Aus dem Forget me-not für 1833, von Georg Agar Hansard Esq. geschrieben in Dijon.

Ritten in den heidebekleideten Abhängen des Puy de Dome nistet, zugebracht hatte, als ich müde, und von Hunger und Durst erschöpft, in der Nähe einer kleinen uralten Kapelle Halt machte, zu der die Bergbewohner in einer Art Wallfahrt zu „Unserer lieben Frau vom Goldberg" (Notre Dame de Mont d'Or) alljährlich zu pilgern pflegen. Ihr Bild, in Stein gehauen, mit dem Christuskinde in den Armen, steht über dem gothischen Thorbogen, der in das Innere des Gebäudes führt. Das graue moosbewachsene Fußgestell eines großen Steinkreuzes, das ursprünglich dem Eingange gegenüber aufgerichtet gewesen, jetzt aber umgestürzt und zum Theil in dem grünen sammetnen Rasen, auf dem es lag, vergraben war, bot mir einen willkommenen Ruheplatz für meine müden Glieder. Ein heller durchsichtiger Quell sprang aus einer Ritze des Felsens, an dessen eine Seite die Kapelle gebaut war, ergoß sich in ein kleines von der Natur gebildetes Becken unten, und rann dann, über Kieselgrund murmelnd, einem Waldstrome zu, dessen betäubendes Brüllen allein die schauerliche Stille unterbrach, die ringsum herrschte. Ein kleines massives Trinkgefäß von Eisen hing an einer Kette neben diesem Born; und wahrscheinlich rührten die Worte „Passo Viatori," *) die ich in rohen Buchstaben über der Stelle, wo es hing, in demselben Felsen gegraben fand, von der frommen Hand her, deren werkthätiges Wohlwollen es hierher gestiftet hatte. Das Gedächtniß des unbekannten Wohlthäters, wer er auch immer seyn mochte, aus vollem Herzen segnend trank ich in tiefen Zügen.

Ich fühlte mich jetzt wieder bedeutend erfrischt, und verfolgte meinen Pfad weiter in der furchtbar prachtvollen Gebirgslandschaft: auf allen Seiten stiegen die Berge in den mannichfaltigsten und seltsamsten Gestalten empor und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die ihre Gipfel vergoldete, warfen noch einen Theil ihres Glanzes auf das verschiedenfarbige Herbstlaub der prachtvollen Waldbäume, die ringsum wuchsen; die Scene wechselte — und ich stieg nun in eine tiefe Schlucht hinab, wo mächtige Granitblöcke, die irgend eine gewaltsame Naturbegebenheit von den überhangenden Felsklippen gerissen hatte, da und dort den Weg sperrten oder in den wunderlichsten Gebilden auf einander gethürmt lagen. Unter sie gemischt, und an einigen Stellen in ihren gähnenden Höhlungen wurzelnd, schossen einige hohe uralte Fichten gespenstergleich gegen den finstern Himmel auf und bewegten die langen düstern Aeste, wie Arme in dem Nachtwinde hin und her.

Die wilde Oede des Orts lockte nicht eben zu längerem Verweilen, und so eilte ich, mich nach der Sonne richtend, so schnell als es der schroffe Bergpfad erlauben wollte, voran; allein plötzlich theilte sich dieser in zwei oder drei verschiedene Arme; und wie ich noch, mit mir selbst zu Rathe gehend, welchen ich nun einschlagen solle, da stand, wurde meine Aufmerksamkeit durch den lauten klagenden, fast zu gellendem Wehschreien steigenden Ruf eines in Noth befindlichen Thiers festgehalten. Ein Föhrenwald zog sich auf beiden Seiten bis in die Schlucht herab, durch die ich hinging. Aus diesem kamen die Töne. In wenigen Augenblicken folgte ein durchdringendes und wildes Geheul dem Schreckenslauten, das mit dem Gekreisch zahlloser Vögel, die in schwarzen Schwärmen von den Bäumen aufstiegen, dem schrillen Pfeifen des Falken, wie er kreisend sein Klippennest umflog, und dem bangen Winseln meiner Hunde ein schauerliches Konzert bildete und mir die Gewißheit gab, daß die Wölfe, von denen dieser Theil von Frankreich arg heimgesucht ist, ihre nächtlichen Raubzüge begonnen hatten. Ich stand still, nahm meine Jagdflinte von der Schulter, lehnte mich mit dem Rücken an einen Baum, und harrte, den Finger am Drücker des Gewehrs, ängstlich der kommenden Dinge. Dieser Zustand banger Erwartung sollte nicht lange dauern. Ein lautes Krachen der Zweige hinter mir ließ mich rasch umdrehen und gleich darauf brach — von einer dürren Wölfin mit ihren zwei Jungen hart verfolgt — ein Rehbock durch das Dickicht. Das arme Thier schien von Mattigkeit und Schrecken bereits erschöpft, denn nach einem Wettlauf von etwa dreißig Schritten die Schlucht hinauf, sprang ihm seine unbarmherzige Verfolgerin mit einem Satze an die Kehle, und riß das Thier zu Boden, der sich schnell von seinem Schweiße röthete. Die Jungen, fast eben so behend und nicht minder wild wie ihre Mutter, kamen jetzt herbei und Alle zusammen machten sich nun an das Zerreißen und Verschlingen ihrer Beute. Obwohl der ganze Auftritt in kürzerer Zeit sich zutrug, als wohl seine Erzählung erforderte, so blieb mir doch noch Muße und auch Geistesgegenwart genug, eine Kugel auf die gewöhnliche Ladung meines Gewehrs zu setzen, und da ich eine unwiderstehliche Lust in mir fühlte, selbst eine Hauptrolle in dem Drama zu spielen, bei dem ich bisher bloß den Zuschauer abgegeben hatte, so ließ ich mich behutsam auf ein Knie nieder, zielte wohlbedächtig und feuerte. Mein Schuß hatte getroffen, allein nicht so, wie ich gewollt hatte, das größere von den beiden Jungen fiel, tödtlich verwundet, das andere flüchtete in den Wald, verfolgt von meinen Hunden, die ich nicht länger zurückzuhalten im Stande war.

Allein und ohne eine Ladung in meinem zweiten Gewehrlaufe, sollte ich im Augenblick die ganze Gefahr meiner Lage kennen lernen; denn mit einem entsetzlichen Knurren verließ die alte Wölfin ihre Beute und kam, die Borsten ihres Nackens vor Wuth hoch aufgesträubt, ein fast übernatürliches Feuer in den rothen blitzenden Augen, in hurtigen Sätzen der Stelle zu, wo ich immer noch kniete. Keine Sekunde war zu verlieren. Im Nu war ich aufgesprungen. Die Fersen fest in den Boden gestemmt, und die Mündung meines Gewehrs mit beiden Händen fest fassend, schwang ich den Kolben rund um den Kopf, und erwartete so vorbereitet, das Herankommen des Ungethüms. Die Wölfin war jetzt noch etwa sechs Fuß von dem Platze, wo ich stand: schon glaubte ich ihre Fänge an der Kehle zu spüren. Kalter Schweiß rann mir über das Gesicht, als in dem Augenblick, wo ich meine ganze Kraft zu einem entscheidenden Schlage zusammennahm, das Unthier einen krampfhaften Satz in die Höhe that, und mir todt vor die Füße rollte. Der Knall einer Flinte folgte in demselben Augenblicke. Ich hörte eine tiefe Stimme, die den wohlbekannten Jagdruf „Harloup chiens! harloup! le voici! harloup!" erschallen ließ; und zwei Wolfshunde rannten in vollem Laufe an mir vorüber und fuhren auf meinen hingestreckten Feind hinein.

Der Uebergang von der drohendsten Gefahr zu unerwarteter Rettung war so blitzschnell, daß ich für einen Augenblick nicht im Stande war, meine Lage ganz zu fassen. Als ich mich hastig in der Richtung umdrehte, woher der Schuß gekommen war, sah ich einen hochgewachsenen ältlichen Mann in Jagdkleidung zwischen den Bäumen heraustreten, die in vereinzelten Gruppen am Eingange des Waldes standen. Wie er näher kam, nahm er höflich seine Mütze ab, und bemerkte lächelnd, indem er zu gleicher Zeit den Riesenleib des todten Wolfs mit dem Rohre seines Gewehrs umkehrte, daß „Monsieur" ohne Zweifel ein Fremder sey, da kein Auvergner Jägersmann es wagen würde, allein, zu einer solchen Stunde, nur in einem Laufe eine Ladung und ohne Begleitung von wenigstens ein Paar Wolfshunden, in den Bergen zu verweilen. Ich gab ihm mit warmen Worten meine Dankbarkeit für seine so zur rechten Zeit gekommene Hülfeleistung zu erkennen, und sagte ihm dann, ich sey ein Engländer, in der Gegend herum auf der Rebhuhnjagd gewesen, und hätte mich freilich keineswegs einer Begegnung mit einem solchen Wildpret, wie hier zu meinen Füßen lag, versehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dem müden Wanderer.

Vermischte Nachrichten.

Bekanntlich fanden früher in Indien die Uebergänge von Nacht zu Tag so rasch statt, daß sie kaum bemerklich waren, und eine Dämmerung, wie bei uns unmittelbar vor Aufgang oder nach dem Untergange der Sonne nicht eintrat. Gegenwärtig hat man die Bemerkung gemacht, daß das Zwielicht dort allmählich eintritt und jetzt bereits so bemerkbar geworden ist, wie in Europa.

*

In London wurde jüngst die Bibliothek und „eine sehr merkwürdige Sammlung von Antiquitäten und Kuriositäten," wie es in der Ankündigung hieß, die dem verstorbenen William Knight, Architekt und Oberaufseher der Londonbrücke gehörte, öffentlich versteigert. Unter Nummer 445 dieser Kuriositätensammlung findet man: „die untere Kinnlade und drei andere Gebeine des Peter von Col-Church, ersten Baumeisters der Londonbrücke, die bei Abreißung der alten Kapelle gefunden wurden."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 2. 2 Januar 1833.

Leben über der Gränze.

(Fortsetzung.)

Das folgende Jahr kam eine kleine Schaar Tschippeways nach St. Peter (in dessen Umgebung vier Dörfer der Dahcotahs liegen), unter dem Vorwande, als hätten sie ein Geschäft mit „ihrem Vater," dem Agenten, in Wahrheit aber bloß, um Schießpulver, Kleidungsstücke und vor Allem, um Branntwein zu erbetteln. Drohungen auf ihren gerunzelten Stirnen und die geladenen Gewehre in der Hand, hatten sich die Dahcotahs bald in Menge um das Fort St. Peter gesammelt. Trotz dem wagten es drei von den Tschippeways, das eine Stunde von dem Fort entlegene Markt-Haus der kolumbischen Pelzhandlungsgesellschaft zu besuchen. Dort kam ihnen doch die Einsicht in das Gefährliche ihrer Lage, und sie baten deßhalb zwei von den bei jener Niederlassung angestellten weißen Männer, sie zurück zu begleiten, in der Erwartung, daß ihnen diese jedenfalls einigen Schutz gewähren würden. Allein sie irrten. Als sie an einem kleinen Dickicht vorüberkamen, sprangen drei Dahcotahs schnell wie der Blitz hinter einem Baumstamme hervor, feuerten ihre Gewehre dem Vordersten gerade ins Gesicht und entflohen. Die Flinten mußten doppelte Ladung gehabt haben, denn der Kopf wurde dem Tschippeway buchstäblich von den Schultern gerissen und seine weißen Begleiter mit Gehirn und Blut über und über bespritzt. Die Lebendgebliebenen erreichten das Fort ohne weitere Anfechtung. Ihr Stammgenosse wurde auf dem Flecke, wo er gefallen war, begraben und ein langer Stock wurde auf sein Grab gesteckt, der jetzt als Landmarke dient und die „Mordstange" (Murder-Pole) genannt wird. Die Mörder berühmten sich noch, und zwar ungestraft, ihrer That. Sie und ihr Stamm fanden darin lediglich nichts, als einen erlaubten Angriff auf ihre alten Todfeinde. Nur wollte man wissen, Tupunkah Zeze aus dem Dorfe an der Batture aux Fièvres und noch zwei Andere hätten das Recht erworben, Stinkthierfelle an den Füßen und eine Königsadlerfeder auf dem Kopfe zu tragen.

Ein Winter verstrich und der Mord blieb ungeahndet. Im Frühjahr erhielt man einen andern schlagenden Beweis, wie die Indianer Vertragsstipulationen zu halten pflegen und wie wohlgesinnt sie den Amerikanern sind, zugleich aber auch von der Weisheit der Staatsregierung, die diese Wilden mit Papier- oder Pergament-Streifen binden zu können vermeint hatte. Wie bekannt, machen die französischen Ansiedler des Westlandes Ahornzucker im Frühjahr. Ein gewisser Methode wollte sich denn zu diesem Zwecke nach der Mündung des Gelben Flusses, eine Stunde von Prairie du Chien begeben, um hier für die zur Gewinnung des Zuckers erforderliche Zeit sich niederzulassen. Seine Frau, eines der schönsten Weiber, das man nur sehen konnte, und fünf Kinder begleiteten ihn. Außer ihnen waren die Wölfe und Bäume seine einzige Gesellschaft. Eine Woche verging und noch immer hatte er sich nicht in der Prairie sehen lassen. Einer seiner Freunde dachte, er sey vielleicht krank geworden, und deßhalb außer Stande, seinen Bedarf sich zu holen und beschloß, seine Niederlassung zu besuchen. Als er die Mündung des Gelben Flusses erreichte, rief und schrie er laut, damit Methode oder dessen Hund Antwort gäben und ihm dadurch anzeigten, an welchem Fleck gerade in den Waldungen seine Hütte stand. Allein keine Antwort erfolgte. Nachdem er wohl eine Stunde mit Suchen hingebracht und sich heiser gerufen hatte, gerieth er auf einen schmalen Fußpfad, der ihn bald zu den Trümmern einer Hütte brachte, die erst vor Kurzem verbrannt worden zu seyn schien. Alles war still wie das Grab. In der Voraussetzung, Methode habe ohne Zweifel seine Hütte selbst niedergebrannt und sich den Fluß weiter aufwärts gewendet, machte sich denn der wackere Canadier auf den Heimweg. Er war noch keine zehn Schritte weit gegangen, als er etwas sah, das ihn zu größerer Eile forttrieb. Es war Methode's Hund, der mit einem halben Schock Kugeln im Leibe, in seinem Rachen noch ein Maulvoll rothes Tuch festhielt, das er dem Anschein nach aus einer indianischen Halbhose gerissen hatte. Der Mann rannte in vollem Laufe an das Flußufer hinab, warf sich dann in sein Kanoe und ruderte aus Leibeskräften zu, bis er sich außer Schußweite vom Strande wußte.

Auf seine Erzählung von Dem, was er gesehen hatte, sammelte sich unverweilt eine Anzahl wackerer und erprobter Männer, insgesammt wohl bewaffnet. Sie hatten den Ort bald erreicht und begannen nun die Trümmer der Hütte näher zu untersuchen. Die Leichen der ganzen Familie wurden hier gefunden und der Augenschein lehrte, daß ein zufällig ausgebrochenes Feuer ihren Tod nicht verursacht haben konnte. Sie waren Alle gräßlich verstümmelt, besonders die Frau des Ansiedlers. Ihres Gatten Hand hielt ein blutiges Messer umkrampft, woraus man schloß

daß er wenigstens nicht ungerächt gefallen war. Die Blutflecken konnten aber auch eben so leicht von ihm selbst hergerührt haben. Aus den weiter angestellten Untersuchungen erhellte noch, daß eine Schaar Winnebagos ungeachtet des Friedensvertrags, gegen die Tschippeways ausgezogen gewesen, aber unverrichteter Dinge wieder heimgekehrt war. Fünfzehn von ihnen hatte man zwei Tage nach Methode's Abreise von dem Fort der Prairie in der Nähe des Gelben Flusses gesehen; deßgleichen hatte man in sichere Erfahrung gebracht, daß zwei Winnebagos die vergangene Nacht beerdigt worden seyen. Die Weißen kehrten nun in das Dorf zurück, und am folgenden Tage gestand ein vierzehnjähriger indianischer Knabe, daß er auf der Jagd Methode's Hütte gesehen und diese Entdeckung seinen Kameraden mitgetheilt habe. Um die Sache vollends über allen Zweifel gewiß zu machen, ließ sich auch noch ein äußerst übel berüchtigter Indianer, Namens Wamandusgara-Ha im Dorfe sehen, mit einem Paar rother Halbhosen *), von denen die eine hinten zerfetzt war. Er kam, um dem Agenten, Hrn. Boilevin zu sagen, welch ein großer Freund der Amerikaner er sey, und wie er die Sack-Indianer sehr stark im Verdacht der vorgefallenen Mordthat habe. Daneben verlangte er eine Wolldecke und eine Flasche Fruchtbranntwein als Lohn für seine eifrige Freundschaft. Boilevin ließ den freundschaftlichen Indianer verhaften und nahm ihn in ein strenges Verhör. Da rief der Mörder seinen indianischen Mannssinn zurück, bekannte seine Schuld und bezeichnete noch Mehrere als seine Genossen.

Eine Abtheilung Miliz brach dem zufolge nach dem nächsten indianischen Lager auf. Der Hauptmann (wir wissen Dieß aus guter Quelle, und lieben es bei wichtigen Einzelnheiten genau zu seyn) trug freilich weder Federbusch noch Schärpe, noch irgend etwas, das ihn prunkend ausgezeichnet hätte; die Leute marschirten freilich nicht eben im zierlichsten Bostoner Paradeschritt, hatten weder eine Trommel vor ihnen her, noch je ein Scheingefecht mitgemacht, sondern Jeder marschirte „auf seinen eigenen Fuß," Jeder führte eine gute Büchse oder Nordwest-Flinte, und Jeder that sein Möglichstes, seine Person nicht vor der Zeit sehen zu lassen. Die Folge davon war, daß das indianische Lager überfallen und vollkommen umzingelt wurde, so daß es die Wilden fürs Beste und Klügste hielten, sich ohne Widerstand zu ergeben. Indessen fanden die Weißen nur Einen von Denen, die sie in dem Lager gesucht hatten, und nahmen ihn mit sich. Der berühmte Häuptling Descorries folgte ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Leggings — eine Art langer Gamaschen, von Leder oder Tuch, welche besonders von den Indianern über die Schenkel getragen werden. D. Red.

Das peinliche Rechtsverfahren in England.

(Fortsetzung.)

Ein Mann aus Enfield, zehn Meilen von London, den ich vertheidigte, wurde schuldig befunden und zu schwerer Strafe verurtheilt für ein Vergehen, das er meiner festen Ueberzeugung nach nicht begangen haben konnte; es war eine rachsüchtige und boshafte Anklage seiner Feinde, wie es sich unzweifelhaft vor dem Gerichte herausgestellt haben würde, wäre sein Prozeß in den ersten fünf Sitzungen vorgenommen worden, oder hätte ich nur einige Tage voraus erfahren können, wann er vor die Schranken gerufen werden würde. Mein Klient hatte vier Zeugen, die fünf Tage warteten, um die Aussage des Anklägers zu widerlegen, auf dessen einfaches Zeugniß hin der arme Mann verurtheilt wurde; allein Armuth, nicht ihr Wille war schuld, daß sie wieder nach Hause zurückkehrten, und den Gefangenen den Aussagen eines rachsüchtigen, eigennützigen und unwissenden Anklägers bloßgestellt lassen mußten, der für jeden Tag, den er wartete, bezahlt wurde. In der letztgehaltenen Septembersitzung hätte ich einen Mann, Namens Price, zu vertreten, der unter der Anklage, vierzig Pfund Butter gestohlen zu haben, vor Gericht gestellt wurde. Man rief ihn sechs Tage nach einander vor die Schranken, und er war der letzte Gefangene, bis auf zwei oder drei, der abgeurtheilt wurde. Als er zu sechs Monaten Korrektionshausstrafe verurtheilt worden war, erklärte Sergeant Arabin, nur auf das Zeugniß eines Gentleman, der ihm einen guten Leumund gegeben habe, sey er abgehalten worden, ihn nicht zur Transportirung zu verurtheilen. Dieser Zeuge war an jenem Morgen fünfzehn englische Meilen weit vom Lande hereingeritten, um seine Aussage zu machen, nachdem er mit drei andern Zeugen die ganze Woche jeden Tag auf die Vornahme des Prozesses vergeblich gewartet hatte. Zum Glück kam er noch gerade in dem kritischen Augenblicke an, wo man den Angeklagten schon von den Schranken zurückführen wollte. *) Wir haben hier eine Erklärung aus des Richters eigenem Munde, daß die Zeugschaft in der Strafe des Verurtheilten einen Unterschied von sechs Jahren und sechs Monaten ausmachte, angenommen, daß er nur auf sieben Jahre zur Transportirung verurtheilt worden wäre. Was würde erst der Erfolg gewesen seyn, wenn alle Zeugen, die zu seinen Gunsten aussagen konnten, und deren er sich durch das fehlerhafte System dieses Gerichtshofes beraubt sehen mußte, vernommen worden wären? Selbst der eine Zeuge würde nicht haben erscheinen können, wenn er kein Pferd gehabt hätte; alle andern Zeugen konnten nicht vor Gericht auftreten, weil alle Kutschen ihres Wohnortes vorläufig schon gemiethet worden waren. So läßt man es also aus Mangel einer gehörigen Ordnung von einem Haar abhängen, ob ein Mensch an den Galgen kommen soll oder nicht.

Hier ein anderer Fall, der ein glänzendes Licht auf die Weisheit der unbezahlten Richter wirft.

Ein Bäcker aus Ealing vermißte seine Uhr, und wußte durchaus nicht zu sagen, wie sie ihm abhanden gekommen seyn mochte. Einige Tage darauf sah man einen kleinen Knaben von sechsthalb Jahren auf der Straße mit der Uhr in der Hand, die er Jedermann zeigte, der ihm begegnete, indem er sagte: „Sieh, was ich habe, will es meiner Mutter geben." Ein Polizeidiener, der davon hörte, brachte das Kind und die Uhr vor die Behörde, wo man es befragte, wie es zu der Uhr gekommen sey. Der kleine

*) Um nach Berathung der Geschworenen wieder vorgeführt zu werden und ihre Entscheidung zu hören.

Junge erzählte, er habe einem andern Knaben, mit dem er auf dem Spielplatze zusammengetroffen, drei Schusser und zwei Aepfel dafür gegeben, worauf der Polizeidiener mit dem Kinde abgeschickt wurde, um den andern Knaben zu suchen; allein er war nicht mehr zu finden, das Kind wußte seinen Namen nicht und wurde deßhalb nach Newgate gebracht, um vor Old Bayley gestellt zu werden. Eine größere Lächerlichkeit, als die Erscheinung dieses Kindes vor Gericht, läßt sich nicht denken. Der Gerichtsschreiber*) las dem kleinen Ranken, der mit dem Kinn kaum bis an die Schranken reichte, die Anklageakte (Enditement, die von den Geschwornen für gültig erklärte schriftliche Klage) vor, indem er am Schlusse fragte: bekennt ihr euch schuldig oder nicht? Der Richter, der bei dieser Gelegenheit ein Gesicht von ungewöhnlicher Wichtigkeit annehmen zu müssen glaubte, schüttelte sein Haupt wie ein griesgrimmiger Leu ob dem Knaben, der „Nichtschuldig, my Lord," hervorstammelte. Dabei war auch der Pfarrer des Ortes, der eigens deßhalb nach London gekommen war, und die Mutter des Kindes und andere Beistände zugegen, die insgesammt mit dem Gefängnißaufseher über den kleinen Burschen her waren, um ihn zu bewegen, sich schuldig zu bekennen. **) Vergebens wurde ihm versprochen, seine Mutter werde ihn mit sich nach Hause nehmen, und ihm ein Pastetchen kaufen, wenn er das Wort „schuldig", ohne „nicht" beizusetzen, aussprechen wollte. Allein „Nichtschuldig, my Lord," war Alles, was man aus ihm herausbringen konnte. Eigentlich aber schämte man sich über die Farce, ein solches Kind vor Gericht zu stellen, und war übereingekommen, daß es das Wort schuldig aussprechen und dann sogleich mit seiner Mutter entlassen werden sollte. Allein die Knaben, mit denen er während seiner Verhaftung in Newgate zusammen eingesperrt war, hatten ihm so eingedrillt, was er zu sagen habe, wenn er vor dem Richter erscheinen müsse, wobei sie ihn warnten, wenn er sich schuldig bekenne, werde er gehenkt werden, daß Nichts ein anderes Wort ihm zu erpressen vermochte. Das ganze Possenspiel schloß damit, daß die Geschwornen ihr „nichtschuldig" aussprachen, während die hochgelahrten Herren des Gerichtshofes gar zu gern einen Ausspruch auf „schuldig" gehabt hätten.

*) Der Clerk — Schreiber; in England wird jeder niedere Beamte so genannt, hier der Clerk of assizes, der die Verhandlungen des Kriminalgerichtshofes niederschreibt. Anm. d. R.

**) to plead guilty or not guilty, englische Rechtsform, vor Beginn der Verhandlungen von den Angeklagten ausgesprochen.

(Schluß folgt.)

Neuere Nachrichten über den Ausbruch des Aetna.

Die offizielle Zeitung von Palermo, „die Ceres," gibt über den Ausbruch des Aetna folgenden näheren Bericht: „Mit großer Betrübniß zeigen wir ein trauriges Ereigniß an, das eine der volkreichen und wohlhabenden Gemeinden unserer Insel großen Verlust befürchten läßt. Bronte ist von den Wirkungen eines auf der westlichen Seite des Aetna entstandenen Ausbruchs bedroht. — In der Nacht vom 31 October brach der Vulkan in der ersten Region, bei der Manca del Sorbo, in einigen kleinen Bächen von Lava hervor, erlosch aber dort nach drei Tagen wieder, weil in der Nacht vom 5 November in eben der Richtung ein viel fürchterlicherer Lavastrom gegen Westen zu, fast am Ende jener Region, in dem Thale Bocche del fuoco genannt, zum Vorschein kam. Man sah 15 Oeffnungen längs einer fürchterlichen Spalte, wovon die drei untersten nahe bei einander sich in eben so viele Krater eines Vulkans verwandelten, die unter dem stärksten Krachen anfingen, feurige Materien auszuwerfen. Säulen des dichsten Rauches und glühende Schlacken von 60 Palmen (gegen 50 P. F.) Durchmesser erhoben sich in die Luft, die letztern zu einer Höhe, die man auf 200 Palmen (über 160 F.) schätzte. Der Strom, in seinem Laufe durch den Monte Gitta gehemmt, theilte sich in zwei Arme, wovon der südliche in einer Breite von mehr als 200 Canne (an 1500 F.) nach Monte Lepre zufloß, und sich hierauf um den südlichen Saum des Monte Cassano herumbiegend, in der Linie von Dagala Chiusa gerade gegen Bronte zu wandte. Aber auch dieser verlosch nach sechs Tagen. Der andere Arm aber schnell gegen Norden fortschreitend, und sich dann gegen Nordwest und West krümmend, trat in den südlichen Theil des Bosco di Maletto ein, und warf sich am 12ten in die Weinberge von Bronte in der Gegend della Musa. Diese ist gegen Mittag von dem Rande der Lava von 1651 begränzt, welche von dieser Seite die Gebäude von Bronte schützt, und ein sehr breites Becken darbietet, in welchem der Ausbruch mehrere Tage lang hätte fortfließen können. Wäre das Thal della Musa nun auch endlich angefüllt worden, so hätte der natürliche Abhang des Bodens den Feuerstrom in das Thal della Barriera geleitet, und so wäre die besagte Stadt gerettet gewesen; aber die Thätigkeit des Vulkans in der Nacht vom 15 November hat die Besorgnisse erneuert.

Der Intendant der Provinz, Pr. di Mauganelli, ist mit dem geschickten Ingenieur Musumeci sogleich nach Bronte geeilt, um durch seine Gegenwart den Einwohnern Muth zu machen und ihnen alle Hülfe zu bringen, die bei solchen traurigen Ereignissen von den Behörden erwartet werden kann; namentlich etwa solche Vorrichtungen, wie man sie gegen den schrecklichen Ausbruch von 1669 bei Catania anwandte (die aber — was hier nicht gesagt wird, von den ebenfalls bedrohten Einwohnern von Paterno damals wieder zerstört wurden).

Die große Thätigkeit des Vulkans in der Nacht vom 14ten vermehrte sehr die Trostlosigkeit der Bevölkerung von Bronte, weil der Lavastrom, der sich der Gegend bei Brugnolo genähert hatte, von der oben angegebenen Richtung abzuweichen schien; am folgenden Tage aber fing die Lava an gegen La Zucca hin sich zu lenken, nachdem sie alle Weingärten der Gegend, la Musa genannt, zerstört hatte; woselbst auch ein großer Schneebehälter bei dem Andringen des vulkanischen Stroms mit einem fürchterlichen Krachen losbrach, so daß man die Mündung eines neuen, unversehens geöffneten Kraters zu sehen glaubte.

Diesen Tag und den ganzen folgenden 15 November über breitete sich die Lava zur rechten Hand gegen die Ebene des Palo zu aus, verfolgte aber dessen ungeachtet den Weg nach dem Thale della Barriera. Die Breite ist dieselbe geblieben und man kann sie auf eine Miglie schätzen (gegen 6000 F.), die Höhe ist 30 Palmen (25 F.)

Der Intendant hat auf den Rath des Ingenieurs fürs erste angeordnet, einen Kamm der alten Lava abzubrechen, um den Lauf der gegenwärtig in diesem Thale fließenden zu erleichtern, und ihr so einen Durchgang zu verschaffen; bei welcher Arbeit er sowohl, als die vornehmsten Einwohner von Bronte zuerst Hand anlegten.

Vermischte Nachrichten.

„Fraſers Magazine" theilt eine Bittschrift Joseph Bonaparte's an den Großherzog von Toscana mit, in der er im Jahre 1789, als Abkömmling einer alten toscanischen Familie, um die Verleihung eines Ordens nachsuchte. Das Original befindet sich zu Pisa in den Archiven des Ordens vom h. Stephan (Fascikel 821, Fol. 789, Nr. 3) und lautet wörtlich, wie folgt: „Ew. königl. Hoheit u. s. w. Joseph Buonaparte von Corsica, Sohn Karls Buonaparte, unterthänigster Diener Ew. königl. Hoheit, erlaubt sich in tiefster Ehrfurcht vorzustellen, daß seine Familie, die gegenwärtig in Corsica ansässig, ursprünglich aus Toscana stammt, und eigentlich aus Florenz, wo sie zur Zeit der florentinischen Republik im Genusse der höchsten Ehrenstellen lebte und mit den ersten Geschlechtern, wie den Albizzi, Alberti, Tornabuoni, Atavanti u. s. w. verwandt war; daß ferner durch verschiedene politische Veränderungen, die sich während des Mittelalters in den italienischen Republiken ereigneten, die Familie Buonaparte, die damals in zwei Zweige getheilt und der ghibellinischen Partei zugethan war, gezwungen wurde, Florenz zu verlassen und in verschiedenen Staaten eines

Zufluchtsort zu suchen. Der Zweig, von dem der unterthänige Bittsteller abstammt, wendete sich nach Sarzana, damals eine kleine Republik, wo seine Vorfahren gleichfalls zu den höchsten Würden und Stellen des Staats gelangten und durch Heirathen mit den ersten Familien, den Malaspina u. a. m. verwandt wurden. Ferner erlaubt sich der unterthänige Bittsteller zu bemerken, daß seine Familie in Folge der vielen Staatsumwälzungen, die damals in Italien vor sich gingen, nach Corsica auswanderte und ihren Aufenthalt zu Ajaccio nahm, wo die Buonaparte stets als ein altes und edles Haus betrachtet wurden, wie auch aus Urkunden der Republik Genua hervorgeht, worin Geronimo Buonaparte zum Vorsteher des Patrizierrathes von Ajaccio ernannt wird, da die Buonaparte von Corsica mit den Familien Colonna, de' Bezzi, d'Ornano, Durazzo und Lommellino von Genua verwandt waren und Lehensrechte über die Herrschaft Bozzi besaßen. Ew. Hoheit unterthänigster Bittsteller erlaubt sich ferner darzulegen, daß sein Vater, nachdem Corsica unter die Herrschaft des französischen Monarchen gekommen war, als der Abstämmling eines alten Hauses anerkannt wurde, das seine Herkunft auf mehr als 200 Jahre zurückführen könne; daß dieser Karl Buonaparte mehrmals unter den Zwölfen war, die als Stellvertreter der ganzen korsischen Nation erwählt wurden, und von der Generalversammlung als Abgeordneter des Adels an Seine allerchristlichste Majestät gesendet wurde, der durch urkundliche Schreiben vom Jahre 1779 den Adel der Familie anzuerkennen geruhte und nach gehörigem Beweise desselben einem jüngern Bruder des Bittstellers, Napoleon, die Aufnahme in die königliche Militärschule zu Brienne bewilligte, von wo aus er in die von Paris übertrat und zum Offizier in der königlichen Artillerie ernannt wurde. Ew. königl. Hoheit unterthänigster Bittsteller erlaubt sich endlich noch anzudeuten, daß in Folge dieses Ranges seiner Familie Maria Buonaparte, seine Schwester, von dem Könige von Frankreich eine Stelle in dem Kloster des h. Ludwigs zu St. Cyr erhielt, das von Ludwig XIV für die Erziehung junger Edelfräulein gegründet wurde, so daß darin nur solche aufgenommen werden, die ihr adeliges Herkommen auf wenigstens vier Generationen aufwärts nachweisen können. Aus diesem Grunde, und da die Familie Buonaparte stets als aus Toscana stammend und als Abkömmling jenes Johann Buonaparte betrachtet wurde, der für die Republik in seinem merkwürdigen, durch den Kardinal Latino geschlossenen Frieden Bürgschaft leistete, und da die Buonaparte von Corsica stets von den Buonaparte von Toscana als zur gleichen Familie gehörig angesehen wurden, wagt der unterthänige Bittsteller sich dem Throne Ew. königl. Hoheit zu nähern und um Verleihung der Insignien des adeligen Ordens von St. Stephan zu bitten, um damit bekleidet desto mehr die tiefe Verehrung und treue Unterthänigkeit beweisen zu können, die er der erlauchten Person Ew. königl. Hoheit und ihrer ganzen erlauchten Familie schuldig ist u. s. w. Unterzeichnet: Joseph Buonaparte."

Seine königliche Hoheit, die wohl eben so wenig, als der beschriebene Bittsteller ahnen konnte, daß keine zwanzig Jahre später derselbe Joseph Bonaparte, der um den Orden des h. Stephans supplizirte, zwei Kronen der größten Königreiche nach einander auf dem Haupte tragen würde, ertheilte folgende Entschließung:

„Seine königliche Hoheit hat als Erwiderung dienen lassen, daß das Bittgesuch wieder zum Vortrage gebracht werden solle, wenn der Bittsteller seine toscanische Abkunft erwiese.

„V. Martini. R. Gallizzi, Sekretäre des Großherzogs.

„10 September 1789."

*

Die „Allgemeen Letterlievend Maandschrift" theilt nachstehende, minder bekannte Nachrichten über die frühere Geschichte der Citadelle mit. Im Jahre 1576, wo die Spanier die Citadelle besetzt hielten, fielen diese mit einem Male über die Stadt her, raubten gegen 50 Tonnen Goldes und trugen den Ruhm davon, mehr als 6000 Einwohner um's Leben gebracht zu haben. Man findet diesen Vorfall unter andern auch erwähnt in dem sehr seltenen „Gense Liede Boeck," welches ein „Nieuw Klaegliedt voor de vermaerde Koopstad Antwerpen" enthält, das in Holland mannichfach gesungen wurde, und eine Andeutung über die Art gibt, wie damals die Tagsbegebenheiten bekannt gemacht wurden. Dieß seltsame Lied beginnt mit einer Aufmunterung, den Prinzen in seinen Bemühungen zur Vertreibung der Spanier zu unterstützen. Als besondere Ermunterung ist angemerkt, daß das Schicksal Antwerpens allen niederländischen Provinzen drohe, wenn man nicht einen kräftigen Widerstand entgegen setze. Nun wird, nachdem das Los Antwerpens gesungen war, der erwähnte Vorfall in folgender Weise beschrieben:

In de Maent naer October,
In November den vierden dagh
Wert gij besprongen sober
Door't Kasteel sonder gewagh.
Met vier duyzent Soldaeten
Van den Antechrist verwoet,
En noch duysent piraten
Te Peert etc.

Dann folgt eine Aufzählung der von den Spaniern ausgeübten Gräuel und man erwähnt, daß

Dertigh Vaendelen knechten
Daer lagen in de Stadt,
Met duysent Ruyters;

von denen die meisten erschlagen wurden, außer den Einwohnern, die um's Leben kamen.

Soo dat men sey ter noot,
Datter wels syn verslegen
Achtien duysent Menschen bloot,

worauf das Klaglied mit der Ermunterung beschlossen wird, auf Gott zu vertrauen, und Alles anzuwenden, um weiteres Unheil zu verhüten.

*

Sir Francis Burdett trat im Jahre 1796 ins Parlament, durch die Unterstützung des Herzogs von Newcastle von dem Flecken Boroughbridge in Yorkshire gewählt, demselben, der in der letzten Zeit Sir Charles Wetherell zu seinem Vertreter ernannte. Kurz zuvor hatte er die zweite Tochter des reichen Bankiers Coutts geheirathet. Bei dem Eintritte in die parlamentarische Laufbahn war er Mitglied einer Gesellschaft Reformfreunde, der er, zu ihrem Vorsitze berufen, die bündigste Versicherung über seine Grundsätze und Ansichten in dieser Hinsicht ertheilte, denen er auch in seinem öffentlichen, wie in seinem Privatleben treu geblieben ist. Zwei Fragen innerer Politik zogen zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Baronet: die erste bezog sich auf eine Bill, durch die das Ministerium ein Preßgesetz vorschlagen wollte. Sir Francis erhob sich vor dem Unterhause gegen dieses Gesetz und klagte bei dieser Gelegenheit eine Partei an, die seit geraumer Zeit daran arbeite, die Konstitution zu untergraben, und der auch diese Bill zuzuschreiben sey. Die zweite Frage betraf den innern Zustand des Gefängnisses von Coldbath-Field. Der unermüdlichen Ausdauer Burdett's war es zu danken, daß zur Untersuchung der Mißbräuche dieser Anstalt ein Komité ernannt wurde, auf deren Bericht der Gouverneur des Gefängnisses seiner Stelle entsetzt ward. Unter den Staatsbeamten, die sich diesem Antrage Sir Francis am heftigsten widersetzten, zeichnete sich Herr Mainwaring aus, Parlamentsmitglied von Middlesex und Präsident des Friedensgerichtes der Grafschaft. Durch seine Opposition gegen ihn erbittert, stellte Sir Francis bei den allgemeinen Wahlen von 1802 sich ihm als Mitbewerber von Middlesex gegenüber und erhielt eine Majorität von 270 Stimmen. Gegen diese Wahl wurde eine Petition an das Unterhaus eingereicht, worauf dieselbe für ungültig erklärt wurde und eine neue Wahl statt fand, in der Mainwaring's Sohn nach einem heftigen Kampfe durch eine Mehrheit von 5 Stimmen über 5000 gewählt wurde. Bei der nachherigen allgemeinen Wahl versuchte Sir Francis noch einmal sein Glück, fiel jedoch abermals durch, und Herr Mellish wurde an seiner Stelle erwählt. Diese Wahlkämpfe sollen ihn die ungeheure Summe von 100,000 Pf. St. gekostet haben. Im Jahre 1807 trat Burdett zum ersten Male als Kandidat von Westminster auf, wo er gewählt wurde, ohne einen Aufwand von Geld machen zu müssen. Damals war es, wo er mit dem Namen des Vertheidigers des Volkes begrüßt wurde. Bei dem feierlichen Zuge, der wie gewöhnlich einer Ernennung zum Parlamentsmitgliede folgt, fuhr er in einem sechsspännigen Wagen, der von vier isabellenfarbigen Pferden gezogen wurde. Sir Francis erschien dabei, auf den Arm seines Vetters gestützt, da er erst kurz zuvor in einem Zweikampfe mit seinem Gegner, Herrn Paull, gefährlich verwundet worden war. Diese Wahl kostete ihn, wie gesagt nichts, und Sir Francis schenkte 1000 Pf. dem Spital von Westminster.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 3. 3 Januar 1833.

Leben über der Gränze.

(Fortsetzung.)

„Vater," sprach er zu Boilevin, „Du weißt, es gibt unter jedem Volke tolle junge Männer. Diejenigen, welche dieses Ding gethan haben, waren tolle junge Männer, über die ich und unsre übrigen weisen Männer nicht Gewalt genug haben. Zudem hatten sie, als sie an den Gelben Fluß kamen, gerade das Letzte von einem Fäßchen getrunken, das Du selbst ihnen gabst. Es war der Feuertrank, nicht sie, was den Methode erschlug, und sein Weib mißbrauchte. Vater, ich dächte, du ließest ihnen für dießmal ihre Thorheit hingehen, und sie werden's gewiß nie wieder thun. Vater, ihre Weiber und Kinder sind gar arm, und wenn du ihnen Kleidung und etwas zu essen geben wolltest, so darfst du sicher darauf bauen, daß sie nie mehr einen weißen Mann tödten werden."

„Ich werde ihnen nichts geben," sagte der Agent, „und doch sicher seyn, daß sie nie mehr einen andern weißen Mann tödten werden. Sie werden ganz bestimmt gehängt."

„Dein Herz ist gar hart, Vater," versetzte Descorrie. „Dein Herz ist gar hart, ich kann es aber nicht glauben, daß geschehen wird, wie du sagst. Du weißt — wenn du unsern jungen Männern das Leben nimmst, so können wir's nicht hindern, wenn Andere Rache für sie nehmen. Unsere Krieger haben allezeit zwei Leben für eines genommen. Unser großer Vater *) ist nicht so hart, wie du bist. Unsere jungen Männer haben Viele von seinem Volke erschlagen, und er hat ihnen allezeit verziehen."

Prairie du Chien hatte dazumal nicht eben Grund, sich ihrer Gerechtigkeitspflege zu rühmen. Ein Soldat war freilich an dem öffentlichen Geißelpfahl ausgepeitscht, ein neunzigjähriger Mann wegen Unzucht gestraft, und ein Indianer aus einem Weizenfelde, auf dem er herumtrampelte, hinausgestoßen worden — Das waren aber auch die größten Kraftthaten, deren sich die Behörde in Ausübung ihrer Pflicht berühmen mochte. Ein Gefängniß war zwar vorhanden, allein es war von Holz und stand so entfernt vom Dorfe, daß ein Verhafteter die Balkenwände am hellen Mittag durchbrechen konnte, ohne eben eine Entdeckung sonderlich befürchten zu müssen. Böse Zungen behaupten sogar, der Gefangenwärter habe die Thüre desselben mit einer gekochten gelben Rübe zu verriegeln die Gewohnheit gehabt. In diese Frohnveste wurden denn die Verbrecher gesetzt — das ganze Gefängniß hatte nicht eine Kette im Vermögen — und am Morgen waren sie auf und davon. Hätte man sie ihrer eigenen Ueberlegungskraft überlassen, so würden sie — wie kaum zu zweifeln ist — da geblieben seyn, um ihrem Schicksal mannhaft die Stirne zu bieten, allein man hat Grund zu glauben, daß sie von einigen Weißen darüber aufgeklärt wurden, welche Art von Verantwortlichkeit nach dem Gesetze ihnen obliege, und den Rath erhielten, zu entwischen.

Obrist Willoughby Morgan befehligte die Kriegsmacht im Fort Prairie. Er ließ unverzüglich zwei Winnebago-Häuptlinge festnehmen und dem Stamme zu wissen thun, daß jene nicht eher ihre Freiheit erhalten würden, bis die Mörder ausgeliefert seyen. Sie waren bald beigebracht und wurden, da die Civilbehörde sich als unfähig sie festzuhalten ausgewiesen hatte, nach der Garnisonswache in Gewahrsam gebracht. Kurz darauf wurde die Besatzung auf Befehl des Kriegssekretärs von Prairie du Chien weg, und nach St. Peter, hundert Wegstunden weiter hinauf, verlegt. Der Distrikts-Friedensrichter, *) der die Gefangenen in Untersuchung nehmen sollte, ließ sich nicht sehen, und so wurden sie denn, in der Erwartung, daß er dorthin kommen würde, nach St. Peter mitgenommen.

Sie mußten lange warten; so lange wahrhaftig, daß sie ausnehmend fett und dickblütig wurden. Im folgenden Herbste kam eine andere Horde Tschippeways nach St. Peter, und da sie nicht vergessen hatten, was das Jahr vorher vorgefallen war, so trugen sie Sorge, erst mit Tagesanbruch einzutreffen, und zogen unmittelbar nach dem Fort. Es waren ihrer vierundzwanzig — acht Krieger nämlich und sechzehn Weiber und Kinder. Ihr Häuptling Kwiwigaizhisch **) von den Sandsee-Tschippeways führte seine kleine Schaar geradeswegs nach dem Fort, vor dem er eine amerikanische Fahne entfaltete und aufpflanzte, und dann eine Unterredung mit dem Agenten und den befehlhabenden Offizieren verlangte.

Die Dahcotahs erfuhren bald, was vorging, und währenddem die Thore geöffnet wurden, hatte sich eine große Menge der-

*) Der Präsident.

*) In Nordamerika haben die Friedensrichter auch die Polizei- und Criminalgewalt.

**) The Flat Mouth, Platt-Maul.

ſelben verſammelt, um ſich den Feind zu beſchauen. Die Offiziere kamen unverweilt heraus und hießen die Beſucher hereinkommen. „Sey nicht zornig, Vater," verſetzte Platt-Maul, „allein ich möchte doch noch etwas hier ſagen, ehe ich deinen Wigwam betrete oder dein Brod eſſe. Ich wünſche ſehr, daß dieſe Nahtueſſies (Feinde) es hören."

Der Obriſt ließ den Tſchippeway-Dolmetſcher herholen und hieß dann den Häuptling ſein Wort anbringen.

„Vater," ſprach der Häuptling, „du weißt, daß wir ſeit mehr als einem Jahre Friede mit deinen Nahtueſſiekindern gemacht haben, weil ihr es von uns verlangtet. Wir haben den Frieden gehalten, und auf euren Rath gehört, wie wir immer thun, denn unſere amerikaniſchen Väter ſind weiſe Männer, und rathen uns zu unſerem Beſten. Wir ſind unſer nur Wenige hier, und dieſe Männer wollen nicht Frieden mit uns halten.

„Dieſe Männer wiſſen, ob ſie auch ſo gethan haben oder nicht. Ich rede mit einem kranken Herzen. Wir bitten euch, ihr wollet uns in Schutz nehmen, wie auch wir euch in Schutz nehmen würden, wenn ihr in unſer Land kämet."

Der Obriſt erwiderte, die Streitigkeiten oder Fehden der Dahcotahs und Tſchippeways gingen ihn und könnten ihn nichts angehen. Er könne es nicht hindern, wenn ſie irgend ſonſt wo kämpfen wollten; ſo lange ſie indeſſen unter ſeiner Fahne weilten, ſollten ſie keine Unbild erfahren, vorausgeſetzt, daß auch ſie Andern keine Unbild zufügten. Er hieß ſie ihre Wohnzelte auf einem, nur einen Musketenſchuß von den Feſtungsmauern entfernten Platze aufſchlagen, und dort — das ſage und glaube er — würde ihnen kein Leid widerfahren. Wer ihnen irgend ein Leid würde zufügen wollen, ſolle es mit ihm zu thun haben. — Als dieſe Rede den Dahcotahs verdolmetſcht worden war, riefen ſie Alle: „Hachi! hachi! hachitu!" *)

Platt-Maul betrat nun das Fort, und wurde gaſtfreundlich aufgenommen und bewirthet. Dann ſetzte er den Zweck ſeiner Ankunft auseinander. Es war die alte, ſchon tauſendmal wiederholte Geſchichte. Sie ſeyen gar arm; ſie hätten ihre Freunde mit ſchwerem Herzen daheim zurückgelaſſen und hofften, ihr Vater würde ihnen etwas ſchenken, ihre Herzen froh zu machen. Kurz, das endloſe Verzeichniß indianiſcher Bedürfniſſe lief auf eine demüthige Bitte um ein wenig von ihres Vaters Milch (Branntwein) hinaus, bei der ſie um die und jene Freunde, die ſie verloren hätten, ihren Klaggeſang halten könnten. Man darf übrigens dieſe ſchamloſe Bettelei durchaus nicht als einen Beweis von Mangel an Selbſtgefühl nehmen. Der Hauptſatz in ihrem Staatsgeſetzbuche iſt Gleichheit des Eigenthums; Der, der zwei Hemden hat, hält es für Pflicht, Dem, der keines hat, eines davon zu geben. Der, der keines hat, hält es für keine Schande, Den, der zwei hat, um eines davon zu bitten. Daher kommt es denn, daß ſie immer und ewig an Allem Mangel haben, und der Umgang und Verkehr mit ihnen dadurch, daß ſie den Grundſatz ihres Handelns auch auf ihre weißen Nachbarn anwenden, ausnehmend läſtig und ſchwierig gemacht wird. Sie ſind freilich von Herzen bereit, Gleiches mit Gleichem zu erwidern, ſo weit es in ihren Kräften ſteht, allein dann haben ſie nie etwas, das ſie geben könnten.

(Fortſetzung folgt.)

*) d. h. „das iſt es, das iſt recht. D. Verf.

Das peinliche Rechtsverfahren in England.

(Schluß.)

Ich habe noch eine anſehnliche Reihe erbaulicher Geſchichten von Newgate-Verhaftungen im Vorrath, mit denen der Gerichtshof in den letzten drei Jahren unnöthig behelligt wurde; einige derſelben ſind wahrhaft lächerlicher Art, und gereichen der Behörde, die dergleichen Fälle zur Aburtheilung nach Old Barley verwieſen, keineswegs zu ſonderlicher Ehre. Hier ein Beiſpiel für Alle: Ein Kärrner von Tottenham, der an den meiſten Markttagen für ſeinen Herrn Heu nach Smithfield zu führen hatte, kaufte ſich in einem Laden nahe der Long-Lane eine Peitſche, die ihm einige Tage nachher in einem Stalle zu London abhanden kam, wofür man ihm an ihrer Stelle eine ältere zurückgelaſſen hatte. Da er ſich ſeine Peitſche gezeichnet, und um dieſelbe einen Ring von neuem Meſſingdrath befeſtigt hatte, ſo ſah er ſich nach ihr unter allen andern Kärrnern um, und fand ſie endlich in den Händen eines ſeiner Bekannten, der auf derſelben Straße ein Fuhrwerk hatte. Sogleich verlangte er ſie zurück, allein man läugnete ihm ſeinen Anſpruch darauf aus dem Geſichte, und von Zeit zu Zeit gab es auf dem Markte oder auf der Straße ein Gezänk über dieſe Peitſche. Endlich ſah er ſie zu Smithfield unter dem Wagen ſeines Gegners liegen, und da er Dieß für eine günſtige Gelegenheit anſah, wieder zu ſeinem Eigenthume zu gelangen, ſo nahm er ſie und ließ die ſeinige dafür zurück. Der andere Mann, dem ſogleich einleuchtete, wer ſie genommen, kam Abends in das Wirthshaus von Tottenham und forderte ſie zurück; mehrere Abende hindurch ging der Hader um die Peitſche fort, bis endlich der Mann, der in ihrem Beſitze war, den Vorſchlag machte, zur Ortsbehörde zu gehen und die Sache ihrer Entſcheidung zu überlaſſen, und beide, erhitzt durch den vielfachen Streit um das Eigenthum der Peitſche, wurden deſſen einig. Der Beamte, unfähig den ganzen Hergang der Sache zu begreifen, fragte den zweiten Beſitzer der Peitſche, ob er ſchwören könne, daß ſie ſein Eigenthum ſey. Auf die bejahende Antwort deſſelben nahm er ihm auf der Stelle den Eid ab, und erklärte dann: der Andere habe ſonach einen Diebſtahl begangen, und es ſey ſeine Pflicht, ihn nach Newgate zu ſchicken, obgleich der Mann ſich am folgenden Tage erbot, den Peitſchenmacher im Laden der Long-Lane zu ſtellen, um durch ihn beweiſen zu laſſen, daß er ſie von ihm gekauft habe. Der Verhaftsbefehl (das „Mittimus") wurde ausgefertigt, und der arme Mann auf einen Wagen geworfen und zehn Meilen weit ins Gefängniß geführt, während er zu Hauſe ein junges Weib und zwei Kinder troſtlos zurücklaſſen mußte; die Frau ſelbſt erſchien am folgenden Morgen in Newgate, wo ſie ſich wie eine Wahnſinnige gebärdete und allgemeines Mitleid erregte. Nie ſah ich noch ein Paar ehrlichere und zärtlichere Bauersleute. Man zog mich über ſeine Vertheidigung zu Rathe, aber Mann und Frau waren beide ſo außer ſich, daß ich in drei Tagen, wo ich ſie von Zeit zu Zeit

befragte, noch nicht aus der Geſchichte klug werden konnte; denn ſo oft der Mann mir die Einzelnheiten zu erzählen begann, ſchweifte ſein Geiſt ſo weit aus, daß ich um den Verſtand des armen Menſchen beſorgt zu werden anfing, und doch war, da die Gerichtsſitzung herannahte, keine Zeit zu verlieren. Endlich fiel ich auf den Mann, aus dem der Ortsbeamte ſo übereilig einen Ankläger gemacht hatte, und ließ ihn zu mir rufen. Ich weiß nicht, war ihm ſelbſt das Benehmen des Beamten unbillig erſchienen, oder hatte ſich ſein Groll gelegt, und es waren ihm nun die Augen aufgegangen, genug, als mein Bote ihn traf, fing er bereits zu zweifeln an, ob die ſtreitige Peitſche wirklich ſein gehörte oder Eigenthum des Gefangenen war, den er am nächſten Tage im Gefängniß beſuchte, indem er ſich für deſſen Bruder ausgab und ſo zugelaſſen wurde. Er ſetzte mich hierauf von allen Einzelnheiten des Hergangs in Kenntniß, und ich entwarf die Grundzüge der Vertheidigung. In meiner erſten Unterredung mit dem Gefangenen und ſeinem Weibe, ſagte ich ihnen auf ihre Frage, was ich von der Sache halte, in ſofern ich die Art und Weiſe des Gerichtshofes kenne, ſey Niemand, der einmal vor ihm erſcheinen müſſe, auch wenn er unſchuldig, ſicher, ohne mit großer Anſtrengung es zu beweiſen." Ich ſagte Dieß, geſtützt ſowohl auf meine Erfahrungen, als auch weil ich ſie antreiben wollte, Alles aufzubieten, um die Freiſprechung des armen Mannes durchzuſetzen. Sobald ich übrigens den Kläger geſprochen hatte, war ich über das Schickſal des Angeklagten beruhigt, da dieſer die Klage fallen zu laſſen bereit war. Jedenfalls aber war das Benehmen der Ortsbehörde nicht zu entſchuldigen, und ich wünſchte ihm für ſeine Hirnloſigkeit keine andere Strafe, als daß er einem der Auftritte hätte beiwohnen müſſen, von denen ich Zeuge war. Jede Sitzung vor Old Bayley bietet eine Menge Fälle dieſer Art. Der Unverſtand der Behörden außerhalb London gibt zu vielen Ungerechtigkeiten Anlaß; denn die Richter von Old Bayley, wenn ſolche Fälle zur Aburtheilung kommen, verhängen gewöhnlich die Strafe der Transportation, weil ſie in dem Glauben ſtehen, der Angeklagte müſſe als ein in der Gegend, von woher er ihnen zugeſendet wird, gefährlicher Menſch bekannt ſeyn, weil ſonſt die Ortsbehörde ihn nicht wegen ſolcher Kleinigkeit nach London geſendet haben würde. So kann ein Vergehen unter den mindeſten Grad der Strafe gehören, und der Richter ſpricht den höchſten aus, in der Meinung, dem Land einen Dienſt zu erweiſen, wenn er es von einem ſo verzweifelten Böſewichte befreit, ohne daß er einen Beweis dafür hat, ob dieſer Menſch nur jemals angeklagt war.

Dieſer Zuſtand der Dinge fordert laut die Errichtung eines Appellationsgerichtshofes, vor dem der Angeklagte eine erneuerte Unterſuchung finden kann. Die Begnadigung des Königs ſetzt den Gefangenen allerdings auf freien Fuß; allein ſie erſetzt ihm nicht den guten Namen, noch entſchädigt ſie ihn für Verluſte, die er durch eine ungerechte Verurtheilung erlitten hat. Beides würde ein Appellationsgerichtshof, wo es nöthig, verfügen. Es iſt wahrhaft hohe Zeit, dieſe Verbeſſerung in dem Syſtem eines Gerichtsverfahrens eintreten zu laſſen, das auf ſo furchtbare Art mit Leben, Freiheit und Ehre ſpielt, und unter dem entheiligten Namen der Gerechtigkeit für den Angeklagten Unſchuld gefährlicher macht, als die ſchwärzeſte Schuld.

Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne.

(Fortſetzung.)

Zu meinem Verdruſſe mußte ich jetzt erfahren, daß ich noch ziemlich weit von meinem Beſtimmungsorte entfernt war. „Das Dorf St. Amande iſt wenigſtens drei ſtarke Stunden von hier; es liegt drüben auf der andern Seite des Berges dort," ſagte mein Befreier und deutete nach einer in dem raſch abnehmenden Tageslichte kaum noch ſichtbaren Kuppe. „Der kleine Dienſt, den ich Ihnen, mein Herr, zu erweiſen ſo glücklich war, würde nur halbgeleiſtet ſeyn, wenn ich Sie den Weg, der vielleicht der gefährlichſte und ſchwierigſte in dieſer ganzen wilden Gegend iſt, allein gehen laſſen wollte. Hält das Wetter an," ſetzte er hinzu und ſah nach dem Himmel, an dem ſich, wie Dieß den ganzen Tag über der Fall geweſen war, ſchwarze Wolken pfeilſchnell jagten, „ſo erreichen wir wohl noch das Thal zeitig genug, um über die Fuhrt zu kommen; ſind wir einmal hinüber, ſo haben Sie leichten Weg. Ich will nur vorher den Aeſern da die Fälle abziehen, das Einzige, was an ihnen etwas nütz iſt." Damit machte er ſich flink daran, ſich in den Beſitz der Jagdbeute zu ſetzen.

Während er auf dieſe Weiſe beſchäftigt war, hatte ich Muße, die wirklich recht intereſſante Geſtalt und ganze Erſcheinung des Waldmannes näher ins Auge zu faſſen. Am Boden lag ſein furchtbares Feuerrohr, deſſen Schaft reich mit Silber eingelegt und mit Schnitzarbeit, Jagdgegenſtände darſtellend, verziert war. Seine große, aus Wolfsfell verfertigte Pelzmütze beſchattete ein tiefgebräuntes, verwittertes Geſicht, aus dem Gutmüthigkeit und frohe Laune lachte. Ein grünſammtner Jagdrock mit ſilbernen Knöpfen, auf denen ein wilder Eberkopf als Wappen zu ſchauen war, und ein Paar hirſchlederne Halbſtiefel vollendeten den übrigen Theil ſeines Anzugs. Ein kleines, aus einem Stierhorn verfertigtes, mit Silber beſchlagenes Hüfthorn hing an einem Lederriemen auf der einen Seite, während über die andere Schulter eine breite büffellederne Hirſchfängerkuppel mit einem zierlichen ſilbernen Schild lief, auf welchem ein Wappen eingegraben, und die Worte zu leſen waren „Garde chasse de Monsieur le Baron de St. Geneste." Nachdem er einem jeden der Thiere das Fell mit der Geſchicklichkeit eines in dem edlen Waidwerk lang Geübten abgezogen, und die Vorderpfoten, nach altem Jägerbrauche, als Siegeszeichen abgeſchnitten hatte, warf er den Reſt des gemordeten Rehbocks über die Schultern, blies dann auf ſeinem Horn einen lauten langgezogenen Ton, daß die Felswände ringsum widerhallten, um ſeine Hunde zurückzurufen und machte ſich nun mit mir raſchen Schrittes in der bereits bezeichneten Richtung auf den Weg.

Ehe wir indeſſen eine Stunde weit gegangen waren, fing das bisher nur drohende Gewölk an, ſich in vollem Ernſt in Regen aufzulöſen; der Wind tobte in wüthenden Stößen durch die unſern Pfad einfaſſenden Felſen und wirbelte die Blätter und Zweige, die auf dem Graſe lagen, in wildem Gerümmel in die Luft. Um unſere Noth zu vermehren, brach auch die Nacht immer raſcher und dunkler herein, und ein dunkler Nebel umhüllte allmählich mehr und mehr Alles um uns her. Mein Begleiter machte jetzt auf einmal Halt und rief, indem er einen Augenblick ſtille ſtand, als wenn er ſich bemühte, ferne Töne zu erlauſchen; „Der Himüberweg, fürcht' ich, iſt uns abgeſchnitten; ich höre den Waldbach ſchon donnern; wir werden zu ſpät an die Fuhrt kommen." Wir verdoppelten unſere Eile, und langten in ungefähr einer halben Stunde an dem Bergſtrom an, fanden aber zu unſerm Schrecken die Beſorgniſſe meines Wegweiſers nur zu wohl gegründet. Bei dem undeutlichen Dämmerſchein, der noch am Himmel blieb, konnte ich deutlich den weißen Giſcht des angeſchwollenen und trübgefärbten Wildwaſſers unterſcheiden, wie es zwiſchen den Felſen, die ſeinen Lauf hemmten, mit einem wahrhaft Entſetzen erregenden Gedröll donnernd hinabſtürzte.

„Das iſt die Stelle," ſagte mein Begleiter, indem er ſich einer kleinen Höhlung am Ufer näherte: „mit Hülfe meines Flintenlaufs bin ich ſchon in ſchlimmerem Wetter, als heute Nacht, hinübergekommen; allein Monſieur," ſetzte er hinzu, und ſah mich zweifelhaft an, dürften vielleicht keine Luſt haben, das Wagſtück zu verſuchen?" Wiewohl keineswegs ängſtlich oder ſchwächlich, fand ich doch — ich läugne es nicht — den Vorſchlag, in Sturm, Regen und Finſterniß über einen

reißenden Waldſtrom zu ſetzen, etwas zu bedenklich, abgeſehen von der Schwierigkeit, meine Hunde hinüberzubringen, die die Strömung wahrſcheinlich mit ſich fortgeriſſen haben würde. Ich lehnte deßhalb den Vorſchlag ab, und erkundigte mich, ob denn kein Plätzchen in der Nähe ſey, an dem wir auf ſo lange einiges Obdach finden könnten, bis ſich der Sturm gelegt hätte. „Allerdings!“ verſetzte mein Führer, „keine fünf Minuten weit von hier iſt eine Höhle, die mir ſchon oft in Nothfällen wie der gegenwärtige, freundliche Unterkunft gegeben hat. Es iſt dort ein reichlicher Vorrath von abgefallenem Holz drinnen aufgehäuft; wir haben Stein, Stahl und, Dank den Wölfen, gutes Wildpret übergenug — was ſagen Sie, mein Herr, zu einem Waidmannsmahl?“

Vor Kälte ſchaudernd und bis auf die Haut durchnäßt, ſtimmte ich freudig ein, wir ſchritten nun vorſichtig, in faſt gänzlicher Finſterniß, immer an dem Ufer des Bergwaſſers hin, deſſen Brüllen uns als Wegweiſer diente. Als wir in unſerm dunkeln Verſteck angekommen waren, hieß mich mein Begleiter ein paar Augenblicke warten; bald hatte er trockenes Laub und Strauchwerk in anſehnlicher Menge zuſammengerafft, zündete es dann mit ſeinem Gewehrſchloſſe an, und in kurzer Zeit loderte ein herrliches Feuer in der Mitte der Höhle luſtig auf. Der „Garde“ machte ſich es jetzt bequem; zog dann ein hellfunkelndes couteau-de-chasse aus der Scheide, ſchnitt eine Anzahl Scheiben aus dem Schenkel des Rehs, und in Kurzem wurden unſere Geruchsorgane mit dem Duft von Wildbraten erquickt. In voller Länge zu beiden Seiten eines mächtigen Feuers hingeſtreckt, ruhten wir zugleich unſere müden Glieder aus, und erwieſen dem köſtlichen Fleiſchgericht vor uns alle Ehre; und als „der geſättigte Hunger“ ſeinem „Bruder Durſt“ Platz machte, kehrte mein Geſellſchafter, nach einer minutenlangen Entfernung, mit Waſſer zurück, um den Inhalt unſerer Branntweinfläſchchen damit zu verdünnen.

Nachdem die Forderungen der Natur vollſtändig befriedigt, und auch für unſere ſtummen Begleiter hinlänglich Sorge getragen war, hatte ich Muße, mich genauer umzuſehen. Die Höhle war geräumig und hoch; ihre Wände und Decke, deren von Natur ſchon dunkle Farbe durch den Rauch häufiger Feuer noch einmal ſo ſchwarz gefärbt worden waren, glänzten jetzt in der hellſten Beleuchtung der rothen und flackernden Flamme der harzigen Fichtenäſte und hallten von der fröhlichen Stimme meines Gefährten wieder, der, mit der ſeinen Landsleuten eigenen Luſtigkeit, laut hinausſingend, das Lob des Jägerlebens pries. Die maſſiven Halsbänder der majeſtätiſchen Wolfshunde blitzten und glitzerten in dem Feuerſcheine, als ſie ſo mit dem vollen Behagen der Sättigung neben uns lagen, und durch ihr plötzliches und kurzes Auffahren anzuzeigen ſchienen, daß ſie die Ereigniſſe des Tages in dem Land der Träume noch einmal durchſpielten. Gewehre, Waidtaſchen, Hüfthorn, Pulverhörner lehnten maleriſch durch einander an der Wand; während das Plätſchern des Regens, das wilde Rauſchen des Bergſtromes, das Krachen der im Sturme zuſammenſtoßenden Baumäſte das Romantiſche der ganzen Scene noch bedeutend erhöhte.

Der Förſter, deſſen Singluſt keine unpaſſende Erläuterung des „vires acquirit eundo“ abgab, verſuchte, trotz des Kampfs der Elemente draußen, ſich hörbar zu machen. Er war eben mitten im beſten Singen des jetzt zum dritten Male wiederholten allbekannten Jagdliedchens:

„Allons, chasseur, vite en campagne,
Du cor n'entends-tu pas le son?
Tonton, tonton, tontaine, tonton.
Pars, et qu'auprès de ta compagne
L'amour chasse dans — — *)

als ein dumpfes unterdrücktes Knurren des einen Hundes, der ſich aus ſeiner liegenden Stellung halb in die Höhe hob, und immerfort aufmerkſam nach dem Eingange der Höhle blickte, ſeiner Luſtigkeit ſchnell ein Ziel ſetzte.

„Beim heil. Hubertus,“ ſchrie der Jäger, indem er aufſprang und mit der einen Hand ſeine Büchſe ergriff, während er mit der andern den Hund, der ſchon in einem Satze zur Höhle hinaus wollte, am Halsband feſthielt, „der Geruch unſers Wildprets hat uns noch mehr von dem Geſindel auf den Hals gezogen; ja — eine Wolfsſchnauze riecht niemals fehl, wenn ſie Rothwild im Winde wittert! Halten Sie Ihre Hunde zurück, mein Herr,“ ſetzte er gegen mich gewendet hinzu, „Sie ſind an dergleichen Arbeit wenig gewöhnt; ich will ſie bald zur Pflicht jagen!“ Dann ließ er die Hand von dem Halsbande des und kaum hatte die Höhle von ſeinem Rufe: „Horch zu! Horchmont! horch zu! ſag' ich!“ widergehallt, ſo waren ſechs beiden Hunde mit einem vollen und tiefen Gebell, das man durch Brüllen des Bergwaſſers und das Sauſen des Sturms hörte, zu der Oeffnung hinausgerast. Zuletzt erſtarben die Töne in der Ferne. „Dieſe Wölfe,“ bemerkte er, indem er ſich wieder, den Ellbogen aufſtemmend, neben dem Feuer niederlegte, „ſind noch eine ſchreckliche Geißel für unſere Bergprovinzen; aber jetzt in keiner Vergleichung mehr mit dem, was ſie in meiner Jugend waren.“ Der alte Mann ſprach dieſe Worte mit einem ernſthaften Geſichte, das ſeinem bisherigen luſtigen und lebendigen Benehmen ganz fremd ſtand, und meine Neugierde zu der Frage veranlaßte, ob er in der Ausübung ſeines Berufs während ſo vieler Jahre ſchon oft Zeuge ſolcher gefährlichen Abenteuer geweſen ſey, wie das, deſſen Held ich heute war.

(Schluß folgt.)

*) „la maison. Tonton, tontaine, tonton.“ Wer erkennt nicht Berangers muthwilliges Lied „La double chasse?“

Vermiſchte Nachrichten.

In einer jüngſt gehaltenen Sitzung der mediziniſch-botaniſchen Geſellſchaft zu London machte Sir Anthony Carliſle auf ein in Südamerika mit Erfolg gegen die Waſſerſcheu angewendetes Mittel aufmerkſam, das aus dem Safte einer zum Kaktusgeſchlechte gehörigen Pflanze beſteht, die übrigens als völlig unſchädlich bekannt iſt und bald als Salat gegeſſen, bald in Zeiten großer Dürre als Viehfutter gebraucht wird. Es wird in Südamerika angewendet, indem man den Kranken bis an den Hals in Sand oder Erde eingräbt und ihm dann zwei eine halbe Unze dieſes Saftes eingießt, und zwar ſobald als möglich dem Biſſe eines tollwüthigen Thieres; indeß hat man davon ſchon ſame Wirkung geſehen, ſelbſt wenn bereits die erſten Symptome der Waſſerſcheu eingetreten waren. Die Bedeckung des Kranken mit Erde ſcheint überflüſſig zu ſeyn. Sir Anthony wird bei dem nächſten Falle von Waſſerſcheu Verſuche mit ſeinem Mittel anſtellen, von dem er drei Flaſchen voll aus Südamerika erhalten hat.

*

In Südamerika, in der Nähe von Popayan, befindet ſich ein Fluß, der von den Einwohnern Rio Vinagre (Eſſigfluß) genannt wird. Er entſpringt auf einer ſehr hohen Gebirgskette, und nachdem er viele Meilen weit unter dem Boden fortgeſtrömt iſt, bildet er eine herrliche Kaskade von wenigſtens 500 Fuß Höhe. Wenn man in der Nähe dieſes Waſſerfalles verweilt, ſo empfindet man in den Augen einen beißenden Schmerz, den man nicht lange ertragen kann, ohne ſich zu entfernen. Der franzöſiſche Chemiker Bouſſingault hat das Waſſer dieſes Fluſſes unterſucht und unter andern Beſtandtheilen deſſelben auch Schwefelſäure und Hydrochlor gefunden. Die angeſtellte Analyſe ergab: 0.00110 Schwefelſäure; 0.00091 Hydrochlorſäure; 0.00040 reine Thonerde; 0.00015 Kalk; 0.00012 Soda; 0.00025 Kieſel, und Spuren von Eiſenoxyd und Magneſia.

*

Bei der Ausgrabung des unter dem Monte Caciilo bei Tivoli angelegten Kanales, um den Arno aus ſeinem gegenwärtigen Bette abzuleiten, wurde ein großes römiſches Grab aufgefunden, das einige ſehr ſeltene Münzen und merkwürdige Inſchriften enthielt. Unter letztern kommt häufig der Name Leſpia vor, und da das Grab in der Nachbarſchaft der Villa des Catullus iſt, will man ſchließen, daß hier die Geliebte des Dichters beſtattet worden ſey. Auch glaubt man den Ort gefunden zu haben, wo der Palaſt eines der Pollio geſtanden.

*

Ein Mailänder, Namens Galbeſſera, hat zu Verfertigung von Geigen eine eigene Zubereitung des Holzes erfunden, wodurch er im Stande iſt, Violinen aus drei Stücken zuſammenzuſetzen, ſtatt aus zehn wie bisher.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 4. 4 Januar 1833.

Aegypten und sein Pascha.

Deux mots sur l'Égypte par M. L. Bouiquet-Deschamps. Smyrne 1832. *)

Seit Jahren schon hat man von vielen Seiten her, und namentlich in französischen Berichten, die wunderbarlichen Fortschritte der Civilisation in dem neuen Aegypten nicht genug anstaunen und preisen können. Nach diesem auch neuerdings wieder erhobenen Lobgesange zu schließen, erhebt sich dieß glückliche Land mit Riesenschritten aus der Nacht der Barbarei, in die es seit so vielen Jahren schon begraben lag. Es genießt das ungewöhnliche Glück, von einem erleuchteten, gerechten und philanthropischen Fürsten beherrscht zu werden, der insbesondere als ein enthusiastischer Beförderer der Künste und Wissenschaften gepriesen wird; kurz Mohammed Ali hat alle Wunder der Herrschaft von Ptolemäus Philadelphus wieder ins Leben gerufen. Seine [illegible] und wohlthätigen Entwürfe sind fortwährend auf das Glück und die Wiedergeburt seines Volkes gerichtet; sein unternehmender und thätiger Geist ist unablässig beschäftigt, die Vorurtheile und die Unwissenheit seiner Unterthanen zu lichten, und seinen Bemühungen, ihre Sitten zu läutern, ist es gelungen, unter ihnen Alles, was das gesittete Leben verschönt, in reichster Fülle zu verbreiten.

So sind die Wunder beschaffen, mit denen die geblendete Einbildungskraft Derer die Herrschaft Mohammed Ali's verherrlicht, die ihn nur aus der Ferne zu beobachten Gelegenheit hatten. Allein man führe sie nach Aegypten selbst, und sie werden eine ganze Bevölkerung finden, die Hungers stirbt, mit Lumpen bedeckt oder völlig nackt ist, in elenden Lehmhütten wohnt — eine Bevölkerung, die von jeder Lebensbequemlichkeit, und sogar von den unentbehrlichsten Hausgeräthen entblößt, auf der bloßen Erde schläft, ohne auch nur eine einzige Matte zu besitzen. Sie werden dort Ruinen von Städten, verödete Dörfer, zerstörte Häuser und in Trümmern verfallene Denkmäler finden, kurz ein Volk, das unter dem härtesten Joche der unmenschlichsten Knechtschaft schmachtet, von den härtesten Entbehrungen gedrückt, in namenlosem Elende dem Grabe zuwankt. Dieß betrübende Gemälde bietet sich mit dem ersten Blicke, den man auf Aegypten wirft; und dieses Jammerbild menschlichen Elends schwindet keineswegs, sondern gewinnt nur um so schrecklichere Farben, je weiter man in das Innere des Landes vordringt

Aegypten, weit entfernt, auf der Bahn der Civilisation Fortschritte gemacht zu haben, konnte es auch nicht einmal. Civilisation ist die Folge von häuslichem Lebensglück und öffentlicher Wohlfahrt, und erst mußte Mohammed Ali auf eine Verbesserung der Lage seines Volkes denken, bevor er seine Reformentwürfe ins Leben treten lassen wollte. Denn wenn schon viele Zeit dazu gehört, die Masse einer Bevölkerung von den Wohlthaten eines Wechsels in ihren bisherigen Verhältnissen zu überzeugen, so gehört noch weit mehr dazu, diese Ueberzeugung einem zur tiefsten Erniedrigung herabgesunkenen Volke beizubringen, dessen geistige und physische Kräfte durch Hunger gelähmt sind. Die Geschichte hat nicht ein einziges Beispiel aufzuweisen, daß eine Nation sich mit Einem Schritte aus der tiefsten Entsittlichung und Barbarei auf eine gewisse Stufe der Civilisation erschwungen hätte, ohne daß man sie durch den Genuß größerer Wohlfahrt oder wenigstens durch die Möglichkeit, ihre dringendsten Bedürfnisse befriedigt zu finden, dazu vermocht hätte. Es geht bei den Nationen wie bei den einzelnen Menschen, von denen nur jene sich einer bessern Erziehung zu erfreuen haben, die nicht in der tiefsten Dürftigkeit leben, wobei entweder die gesellschaftliche Stellung, zu der sie durch ihre Geburt gerufen sind, ihnen die Pflicht auferlegt, sich jene Kenntnisse zu erwerben, die ihrem Stande unentbehrlich sind, oder ihnen Zeit und Geld genug zu Gebote steht, um den Aufwand einer vorzüglichern Bildung zu bestreiten. Arme und unterdrückte Nationen, die stets mit Sorgen für ihren nothdürftigsten Unterhalt kämpfen, und noch dazu die Erpressungen ihrer Tyrannen fürchten müssen, haben weder die Mittel noch die Zeit, sich auszubilden, d. h. in der Civilisation Fortschritte zu machen. Mohammed Ali hätte also vor allen Dingen damit anfangen müssen, seinem Lande die nöthigen Quellen der Ernährung zu eröffnen;

*) Die wichtigen Aufschlüsse, die dieser Artikel über die Lage Aegyptens und die vielgepriesene Regierung Mohammed Ali's gibt, sind aus der Feder eines Franzosen geflossen, der als Augenzeuge und tief eingeweiht in die Politik des Vizekönigs ein um so vollgültigeres Urtheil in dieser Sache hat, als die Franzosen bisher die Staatsweisheit des ägyptischen Pascha nicht genug erheben konnten. Die theilweise berichtigenden Anmerkungen sind von einem Engländer, für dessen Einsichten die „Literary Gazette" bürgt, die allen Grund findet, „dieses werthvolle Dokument in allen Hauptzügen für ein treues Gemälde des gegenwärtigen Zustandes von Aegypten" zu halten. A. d. R.

die Bitte um das tägliche Brod ist nicht die unwichtigste unseres christlichen Gebetes; die Civilisation würde dann, auch wenn sein Wille sie zu befördern noch so gering gewesen wäre, von selbst auf natürlichem Wege gefolgt seyn. Was hat er statt Dessen gethan? Er begann mit der Aushebung eines Heeres, das im Verhältniß zur Bevölkerung des Landes von beträchtlicher Stärke ist, und mit der Einrichtung und Abrichtung desselben auf europäischem Fuße. Das Heer also ist es, das die Basis der ägyptischen Gesittung bildet; das Heer ist es, das Wissenschaft und Künste fördern, das den Samen der Industrie an den Ufern des Nils ausstreuen soll. Allein was lehrte man die Soldaten Mohammed Ali's, um sie zu Vorbildern und Lehrern der übrigen Bevölkerung auszubilden, oder um durch sie die Wiedergeburt Aegyptens herbeizuführen? Leider muß man gestehen, daß der ihnen gewordene Unterricht sie auf einer niedrigeren Stufe ließ, als irgendwo andere Soldaten in der Welt. Und sie sollen den Brennpunkt bilden, von dem aus jene Lichtstrahlen sich verbreiten sollen und wirklich verbreiten, wenn man einigen Büchern und Zeitungen glauben will, die allmählich ihren wohlthätigen Einfluß auch auf das übrige ottomanische Reich ausdehnen werden.

Um ein Heer zu schaffen, wurde das Land entvölkert, und die Folge davon war die Vermehrung der Lasten jener, die nicht unter den Fahnen eingereiht wurden. Daher auch die kleine Zahl von Individuen, die durch Alter, Krankheit oder körperliche Gebrechen verkrüppelt übrig bleiben, das Land anzubauen, nicht ausreicht, die erforderlichen Arbeiten zu verrichten. Die weitere Folge davon war, daß sie bei verdoppelter Anstrengung, als sie vernünftigerweise nöthig hatten, dem Boden nicht so viel abzugewinnen vermochten, als sein Flächenraum und seine natürliche Fruchtbarkeit zu versprechen schien, noch auch einen Augenblick Zeit behielten, sich nur die Anfangsgründe der Civilisation eigen zu machen. Und was wurde auf der andern Seite für die Erziehung des Volkes gethan? Nichts. Die Schulen, welche man eröffnete, und von denen in Europa so viel Rühmens gemacht wurde, sind reine Militärschulen, und die Schule der Arzneikunde zu Abusabel wurde bloß zu dem Zwecke gegründet, Wundärzte für das Heer zu erhalten, so daß man auf Mohammed Ali anwenden möchte, was Voltaire von dem Könige von Preußen sagte: „Il a fort embelli Sparte, mais n'a transporté Athènes que dans son cabinet.“ Kurz, Alles wurde dem Heere geopfert und schlechterdings nichts für die Nation selbst gethan. In Aegypten sind daher bloß die Truppen civilisirt, wenn man es so nennen will, und aus der Art, wie Mohammed Ali seine Reform begann, kann man mit Recht den Schluß ziehen, daß er nur deßhalb seine Armee civilisiren wollte, um sein Volk in Knechtschaft zu erhalten, und desto leichter besteuern zu können.

Da die Soldaten durch die neue Heerverfassung Mohammed Ali's von den drückenden Arbeiten, zu denen die übrige Bevölkerung verdammt ist, befreit wurden, so möchte man vielleicht glauben, daß die Vorliebe für den Waffendienst in dem Lande allgemein herrschend geworden sey, und auf den ersten Blick scheint diese Ansicht ganz natürlich. Allein das von Mohammed Ali angenommene fehlerhafte System hat gerade die entgegengesetzte Wirkung zur Folge gehabt, und die Abneigung der Araber gegen das Lagerleben hat von dem Augenblicke, wo die ersten regulären Truppen errichtet wurden, fortwährend zugenommen. Diese Abneigung hat vorzüglich ihren Grund in der üblen Behandlung der Soldaten, in dem Mangel an Vertrauen, den die Regierung bei allen Gelegenheiten gegen die Araber an den Tag legte, und in den geringen Aussichten, die man ihnen auf Beförderung gelassen hat, während alle höhern Stellen des Heeres den Osmanlis und ihren mameluckischen Sklaven vorbehalten bleiben. Um Dieß anschaulich zu machen, braucht man hier nur Einiges über die Art und Weise beizufügen, wie die ägyptische Regierung bei der Aushebung zu Werke geht. Man verfährt dabei auf die rücksichtsloseste Weise, die ganz darauf berechnet scheint, den Arabern eine immer größere Abneigung gegen das Waffenhandwerk einzuflößen; zu gleicher Zeit wird dadurch dem Ackerbaue der Todesstoß versetzt, und die Verminderung der Bevölkerung vollständig erreicht. Aus dem Landvolk allein wird die Ergänzung des Heeres bewerkstelligt, und zwar ohne alle weitere Bedachtnahme oder Auswahl. Wenn Soldaten nöthig sind, wird die ganze junge Mannschaft einer Provinz, unangesehen, ob sich darunter verheirathete Männer, Familienväter oder sonst Dienstunfähige befinden, zusammengetrieben und weggeführt. Man nimmt keine Rücksicht darauf, ob sich Leute darunter befinden, deren Arbeiten zum Unterhalte betagter Eltern nöthig sind, oder ob sie sich überhaupt zum Dienste eignen. Gleich Verbrechern werden sie zum Depot fortgeschleppt, wohin ihnen meist ihre Mütter, Weiber und Schwestern und häufig das ganze Dorf folgen. *) Die nicht durch körperliche Gebrechen zum Dienste untauglich sind, werden dann ausgesucht, und die übrigen läßt man wieder nach Hause zurückkehren.“**) Diese Aushebungen in Masse, oder vielmehr diese Soldatenpresse, die stets auf eine Klasse der Bevölkerung fallen, erhöht die Abneigung gegen den Waffendienst dergestalt, daß nicht selten bei Annäherung der zur Auftreibung der Soldaten abgesendeten Mannschaft ganze Dörfer verlassen werden, und um zehn Soldaten zu erhalten, erleidet der Staat die Einbuße der Arbeit von fünfzig Hausvätern. Diese Auswanderungen ereignen sich oft zur Herbstzeit, und die Bauern kommen durch ihre Flucht wenigstens um einen bedeutenden Theil ihrer Aernte, die von der Sonne verbrannt oder vom Winde verstaubt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Leben über der Gränze.

(Fortsetzung.)

Bei der in Frage stehenden Gelegenheit erhielten die Tschippeways, wenn auch nicht Alles, was sie begehrten, doch jedenfalls

*) Man führt nämlich die ausgehobene Mannschaft mit Stricken um den Hals und mit Handschellen fort. Die Abneigung gegen den Soldatenstand, die durch diese Aushebungsart noch bedeutend vermehrt wird, ist so stark, daß Mütter ihre Kinder blenden oder sonst verstümmeln, und viele Männer sich bei Annäherung der Aushebungstruppen einen Speer oder sonst ein scharfes Instrument ins Auge stoßen, um sich scheel zu machen. Dieß wurde so weit getrieben, daß ein eigenes Gesetz für nöthig erachtet wurde. Am 30 Ju-

mehr, als sie erwartet hatten. Dann verließen sie, nachdem sie die Besatzung noch mit einem Buffalo-Tanze unterhalten hatten, das Fort und schlugen ihre Wohnzelte an dem ihnen angewiesenen Platze auf. Nachmittags kam Tupunkeh Zeze von der Batture aux Fièvres mit Sieben von seiner eigenen Horde und Einem von einer andern. Sie gingen geradezu nach dem Lager der Tschippeways und traten in das größte Zelt, worin sich zufällig neun Personen befanden. Der obenerwähnte junge Dahcotah trug in seiner Hand eine Pfeife, deren Rohr mit Stachelschweinkielen und rothgefärbtem Haar verziert war. Die Tschippeways breiteten Thierfelle für ihn und seine Begleiter auf den Boden, gaben ihnen die Hand, und luden sie höflich zum Sitzen ein. Auch hießen sie die Weiber unverweilt ein Festmahl aus Wildpret, Mais und Ahornzucker bereiten, das (wohl untereinander gemengt) in übervollen Schüsseln den Dahcotahs vorgesetzt wurde. Als die Mahlzeit zu Ende war, füllte Tupunkeh Zeze seine mitgebrachte Friedenspfeife und ließ sie rund herumgehen. Keiner wies sie zurück und so durften denn Alle sich unter diesem Pfande des Friedens sicher halten. Das Gespräch wurde allgemein und freundschaftlich. Die Tschippeway-Schönen kokettirten mit den jungen Dahcotahs, die keineswegs geneigt schienen sie als Feinde zu betrachten.

Kein Dahcotah darf eine Kriegsadlerfeder in seinem Haare tragen, bis er seinen Mann erschlagen hat. Tupunkeh Zeze trug eine wegen des Tschippeway, den er, wie wir bereits früher erzählt, so meuchlerisch ermordet hatte. Eine der Tschippeway-Schönen bemerkte die Feder und sagte: „Du bist jung und trägst das schon?"

„Ich werde noch eine tragen, ehe ich viel älter bin," erwiderte er.

Nach einem so freundlichen Verkehre und so vielen Darlegungen von Wohlwollen hätte gewiß Niemand irgend eine schlimme Absicht ahnen können. Auch mochten sich die Tschippeways ruhig auf die Nähe des Forts verlassen haben. Allein „das Herz des Menschen ist böse von Grund aus." Die Dahcotahs hatten ja mit ihren frühern Feinden Handschlag gewechselt und die Friedenspfeife geraucht, hatten von ihrem „Fett" gegessen und von ihrem „starken" getrunken. Mit Sonnenuntergang nahmen sie endlich ihre Gewehre und standen auf, um wegzugehen. Die acht Vordersten machten außerhalb der Thüre Halt, während der Letzte sie mit dem Fuße offen hielt, worauf denn Alle ihre Gewehre in das Zelt hinein abschossen, Einen ausgenommen, dessen Flinte versagt hatte, das indianische „Cri de joie" erhoben und mit der Schnelligkeit des Hirsches davon flohen.

(Fortsetzung folgt.)

---

lius 1832 wurde zu Cairo eine Verordnung bekannt gemacht, durch die die angesehensten Männer einer jeden Stadt gehalten sind, eine bestimmte Anzahl Rekruten für das Heer zu stellen, bei Strafe von 700 Piastern (ungefähr 120 Gulden) für jeden fehlenden Mann. Die Folge davon ist natürlich: die Straßen sehen so verödet aus wie zur Zeit der Pest; die Läden werden geschlossen, alle Arbeiten unterbrochen, und Weiber wehklagen wie um Verstorbene. Die Soldaten, die beauftragt sind, die Mannschaft herbeizuholen, haben übrigens auch den Gewinn kennen gelernt, der sich dadurch erzielen läßt, daß man Dienstuntaugliche preßt, die durch Drohungen und Furcht bewogen, ihre Freilassung durch ansehnliche Summen erkaufen.

**) Obgleich die so fortgeschleppte Mannschaft oft mehrere Tagreisen zurücklegen muß, darf sie sich doch mit keinen Vorräthen auf den Weg versehen; auch erleichtert man es ihnen auf keine Weise, in ihre Dörfer zurückzukehren. Der Zeitverlust wird natürlich gar nicht in Anschlag gebracht.

Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne.

(Schluß.)

„Wir haben noch eine volle halbe Stunde, bis der Mond aufgeht," sagte er, „da der Regen aufgehört hat, so wird hoffentlich die Fuhrt zu passiren seyn; denn die Bergbäche sind sonst seicht, so schnell sie auch anlaufen. In der Zwischenzeit will ich Ihnen einen traurigen Vorfall erzählen, der sich in meinen jungen Jahren ereignete, und von dem ich fast der einzige Zeuge war. Es leben jetzt nur noch wenige Leute, denen es bis Anno 1768 oder den schrecklichen Winter zurückdenkt, der dieses Jahr in der Chronik der Auvergne unvergeßlich gemacht hat. Das Wetter, das bis gegen den Ausgang des Novembers hin schön und klar, wiewohl außnehmend kalt gewesen war, änderte sich plötzlich und in der Nacht vom 24 trat ein furchtbares Schneegestöber ein, das fast vier Tage lang unaufhörlich fortdauerte. Am Abend des 29 erhob sich ein arger Wind. Die entsetzlich aufgewirbelte Schneelast machte die Straßen unfahrbar, und jeder Verkehr zwischen den Städten und Dörfern war abgebrochen. Die Bewohner hielten sich so viel wie möglich zu Hause, denn selbst am lichten Tage sah man gelegentlich einen fraßsuchenden Wolf um die Pachthöfe streifen, während sie bei Nacht rudelweise die Gegend durchstrichen und wüthend vor Hunger jedes lebende Wesen anfielen, das unglücklicherweise schutzlos in ihre Klauen gerieth. Wenn sie so die Schafställe und andere Außengebäude, wo das Vieh untergebracht war, belagerten, konnte man deutlich in der Stille der Nacht ihr wildes Geheul hören, das Einem das Herz mit Bangigkeit füllte, und allen Schlaf raubte. In einer Nacht, wo mich die gräulichen Gäste auch wach hielten, hörte ich auf einmal wüthend schnelle Pferdetritte dem Dorfe näher kommen, und zwischen hinein das durchdringende Hülfegeschrei eines Menschen. Ich war allein — ziemlich weit entfernt von der übrigen Familie — meine Mutter schlief im Erdgeschoß, und mein Vater war abwesend, auf dem Schlosse St. Geneste, um am Morgen einen Hirsch auftreiben zu helfen. Einige Augenblicke lag ich mit pochendem Herzen da, als aber die Hufschläge näher kamen, gewann die Neugierde die Oberhand über meine Angst. Ich stand auf und schlich vor Kälte bebend, an das Fenster, das ich öffnete. Der Himmel war mit Sternen übersäet, und der Mond schien hell auf den kalten fleckenlosen Schnee. Unserer Hausthüre gegenüber, und etwa zwanzig Schritte von der Landstraße entfernt, stand das Dorfwirthshaus. Wie ich aufmerksam nach der Richtung hinausblickte, von der die Pferdetritte und das Geschrei kamen, galoppirte ein Reiter wüthend der „Auberge" zu, deren Schild wahrscheinlich seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, als es sich im Winde hin und her bewegte. Sein Roß plötzlich anhaltend schrie er auf die entsetzlichste und herzzerreißendste Weise um Einlaß und Beistand. Keine Seele gab Antwort — kein Laut verrieth, daß sein Nothruf gehört wurde — Alles schien in tiefem Schlaf begraben, oder was wahrscheinlicher ist — zu sehr um der eigenen Sicherheit willen in Angst, um aufzustehen. Gerade in diesem Augenblick erhob sich von hinten ein durchdringendes und scheußliches Geheul; das Pferd bäumte sich, und schlug wild aus, und wieder spornte es sein unglückseliger Reiter mit einem verzweifelnden Schrei, der mir noch in den Ohren tönt, vorwärts. Ich war, mein Herr, wie ich vorhin bemerkte, noch ein Knabe, kaum eilf Jahre alt; und das Herz wollte mir vor Grausen zerspringen, als ich, mich zum Fenster hinausbeugend, deutlich den ganzen Rudel um die Ecke an der Kirche biegen, und mit hellem Geschrei der Stelle zukommen sah, wo der ich stand. Für einen Augenblick schienen sie die Witterung verloren zu haben, oder wurden durch die Hoffnung auf ein zweites Schlachtopfer aufgehalten, denn während einige mit lautlosen Tritten und die Schnauzen am Boden, vor der Wirthshausthüre auf und nieder rannten, versammelte sich die Mehrzahl unter meinem Fenster, hob sich auf die Hinterbeine, schnuffelte in der Luft, und bellte und heulte nach der ihnen unerreichbaren Beute. Endlich fanden sie die Witterung wieder und mit unglückdrohender Genauigkeit setzte sich

der ganze Rudel aufs Neue gerade in der Richtung in Bewegung, welche der unglückliche Fremde eingeschlagen hatte. Ich blieb horchend stehen, bis sich die Töne in der Ferne verloren, und kroch dann zitternd in's Bett, aber freilich nicht um einzuschlafen."

„Und der Fremde? — Er kam nicht um — die Schnelligkeit seines Pferdes rettete vielleicht —" rief ich, äußerst gespannt auf das Ende der Erzählung.

„Nein, mein Herr, nein! Dazu war wenig Aussicht, denn der Wolf hat die Nase eines Schweißhundes, und obwohl langsam, verfehlt er doch nie seine Beute einzuholen.

„Am folgenden Morgen herrschte die größte Bestürzung unter den Dorfbewohnern, denn noch viele außer mir, hatten das Geschrei des Fremden gehört. Sie versammelten sich gruppenweise vor der Thüre der „Auberge" oder wandelten, in kleinen Trüppchen, in ernstem und eifrigem Gespräch die Straße auf und ab. Meine Mutter, der ich das Vorgefallene erzählt hatte, mischte sich jetzt auch, mich an der Hand führend, unter unsere Nachbarn; und bald wurde ich der einzige Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, als sie so in athemlosem Schweigen meiner ausführlichen Erzählung der Schrecken der verwichenen Nacht zuhörten. Als ich im Verlaufe meiner Geschichte auf des Unglücklichen wildes und verzweifelndes Geschrei um Einlaß und Beistand zu sprechen kam; und das bei auf die noch immer im Schnee sichtbaren Eindrücke der Pferdshufe und Fußspuren seiner Verfolger zeigte, brach ein allgemeiner Schrei des Entsetzens und Mitleids von den Lippen meiner Zuhörer. Während Alle noch schweigend diese traurigen Bestätigungszeichen meiner Unglücksgeschichte näher betrachteten, kam mein Vater, mit seiner Doppelbüchse bewaffnet, und von seinen Hunden begleitet — wie Dieß immer auf seinen Berufsgängen der Fall war — in das Dorf. Sein Gesicht war todtenblaß; in seiner Hand trug er eine Pistole, die Ueberbleibsel eines Reitmantels und einen arg zerrissenen und mit Blut beschmierten Sattel. Auf seinem Wege über die Haide, die von dem Herrenschloß nach der Heerstraße führt, rannten die Hunde plötzlich wegab, und in eine Vertiefung hinunter, die etwa einen Büchsenschuß weit von dem Fußpfade liegt, auf dem er ging. Von Neugierde getrieben, näherte sich mein Vater der Stelle und erblickte mit Entsetzen und Verwunderung das verstümmelte und ganz frische Gerüpp eines Pferdes, an welchem der Sattel noch immer angeschnallt war, während das eben erwähnte Stück Mantel und eine abgeschossene Pistole unfern davon auf der Erde lag. Kein Zweifel konnte jetzt mehr über das Schicksal des Fremden obwalten. Einige wenige Papiere und noch ein paar Kleidungsstücke wurden späterhin unter den Dornbüschen verstreut gefunden; keine Spur aber ließ sich entdecken, wer der Fremde oder woher er kam; auch wurden nie weitere Nachforschungen in Bezug auf ihn in der Nachbarschaft angestellt. . . . Manche Messe wurde indessen für die Ruhe seiner Seele gelesen," setzte der Förster, andächtig das Kreuz schlagend, hinzu. —

In diesem Augenblicke trat der Mond in unbewölkter Pracht hinter dem sich zertheilenden Gewölk hervor, und ein heller Lichtglanz strömte in die Höhle. Hurtig hatten wir unsere Siebensachen zusammen, und machten uns, von den Hunden begleitet, die inzwischen von ihrer Jagd zurückgekehrt waren, und sich wieder zu unsern Füßen niedergelegt hatten, auf den Weg nach der Fuhrt hinab. Die schwarzen Steinblöcke, die als Auftritt-Steine dienten, und die Stelle einer Brücke vertraten, waren jetzt zwischen den Wirbeln der Strömung, die über ihre Oberfläche hinrollte, heraus schwach sichtbar. Mein Führer schritt voraus; glücklich erreichten wir das jenseitige Ufer und waren in wenigen Minuten auf der eigentlichen Straße. „Ihr Weg führt Sie jetzt hier gerade aus, mein Herr: in zehn Minuten sind Sie in St. Amande — mein Weg geht links." Ich zog meine Börse; allein der Jägersmann lehnte standhaft jede Geldbelohnung ab. „'S war ja nur, was jeder Christenmensch dem andern thut, wenn er ihn in Noth sieht," sprach er, „nähme ich Ihr Geld, so würde ich nicht bald so viel Freude mehr empfinden; sollten Sie aber" setzte er, indem er dem größern meiner Hunde (einen schönen großen Hühnerhund von ächt irländischer Zucht) schmeichelte, hinzu, „künftige einmal mir ein Junges von dieser Race verschaffen können" —

„Mein ehrenwerther Waidgenoß," sagte ich, ihm meinen Namen und meine Adresse nennend, und schüttelte ihm aufs herzlichste die Hand, „ich will schon Gelegenheit finden, Ihnen nach Ihrem Wunsche gefällig zu seyn." Damit schieden wir freundlich.

Den Tag darauf schrieb ich nach England, und etwa einen Monat später erhielt ich einen Besuch von dem Conducteur des pariser Eilwagens, der an einer Schnur eine Koppel prächtiger junger Hühnerhunde führte, die von Calais aus die Reise auf der „Imperiale" gemacht hatten, und mit denen ich kurz nachher meinen Freund, den Förster, als Gabe der Dankbarkeit dafür erfreute, daß mich seine rettende Hand davor bewahrt hatte, eine Speise der Wölfe*) in den Bergen des Puy de Dôme zu werden

Notiz über die Bevölkerung in den Vereinigten Staaten.

Die französische Akademie der Wissenschaften erhielt in ihrer letzten Sitzung einen Bericht des Herrn Warden über die Bevölkerung der nordamerikanischen Freistaaten, mit Bezug auf Farbe, Geschlecht und Alter u. s. w, wie sie nach den im Jahre 1830 angestellten Zählungen bestand.

Bürgerliche Verhältnisse.	Alter.	Männliches Geschlecht.	Weibliches Geschlecht.	Gesammtzahl.
Freie Weiße	unter 5 Jahren	972,194.	920,104.	
	von 5 bis 10 Jahren	782,657.	751,649.	
	— 10 — 15 —	671,688.	659,065.	
	— 15 — 20 —	757,614.	597,715.	
	— 20 — 30 —	952,902.	915,662.	
	— 30 — 40 —	592,596.	555,565.	
	— 40 — 50 —	369,370.	355,125.	
	— 50 — 60 —	230,500.	222,928.	
	— 60 — 70 —	134,910.	130,866.	
	— 70 — 80 —	58,136.	58,034.	
	— 80 — 90 —	15,945.	17,572.	
	— 90 —100 —	1,995.	2,484.	
	100 und darüber	274.	284.	
	Weiße Bevölkerung	5,558,759.	5,167,299.	10,526,058.
Sklaven.	unter 10 Jahren	553,845.	547,566.	
	von 10 bis 24 Jahren	315,676.	308,795.	
	— 24 — 36 —	185,654.	186,082.	
	— 36 — 55 —	118,996.	111,755.	
	— 55 —100 —	41,456.	41,422.	
	100 und darüber	718.	668.	
	Sklavenbevölkerung	1,014,345.	996,294.	2,010,639.
Freie Farbige.	unter 10 Jahren	48,737.	47,347.	
	von 10 bis 24 Jahren	45,126.	48,125.	
	— 24 — 36 —	27,629.	32,504.	
	— 36 — 55 —	22,262.	24,266.	
	— 55 —100 —	11,475.	13,369.	
	100 und darüber	266.	361.	
	Freie Farbige	153,495.	165,972.	319,467.

Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten 12,856,154.

Unter dieser Zahl der Bevölkerung werden aufgeführt: bei den Weißen 5243 Taubstumme, von denen 1640 unter 14 Jahren, 1874 von 14 bis 25, 1730 von 25 und darüber waren. Blinde zählte man 3985. — Unter der Gesammtzahl der weißen Bevölkerung sind auch 106,544 Fremde begriffen, die nicht das Bürgerrecht haben, und also ungefähr ein Hundertteil bilden. — Unter den Sklaven und farbigen freien Menschen zählte man 684 Taubstumme, von denen 232 unter 14 Jahren, 247 von 14 bis 25, und 205 von 25 Jahren und darüber. — Bemerkenswerth ist, daß unter der weißen Bevölkerung Menschen von 100 Jahren und darüber in weit geringerem Verhältnisse vorhanden sind, als bei den Sklaven und farbigen Menschen. Die Durchschnittzahl ist bei den Weißen: 1 auf 20,720; bei den Sklaven: 1 auf 1450; bei den Farbigen: 1 auf 510.

*) In dem harten Winter 1829 sah man über vierzig dieser wilden Thiere an hellem Tage auf der von Dijon nach Paris führenden Landstraße hingaloppiren, und auf einer Angelusauswanderung, die der Erzähler im verwichenen Sommer in der Provinz Burgund machte, sah er auf einem Landsitze die Köpfe von drei und zwanzig Wölfen, die der Eigenthümer sämmtlich an einem Winter getödtet hatte, an das Hausthor genagelt. D. Verf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 5. 5 Januar 1833.

Aegypten und sein Pascha.

(Fortsetzung.)

Viel Rühmens wußte man auch von der Einführung der Manufakturen in Aegypten zu machen; man betrachtete diese Neuerung als einen unermeßlichen Fortschritt zur Civilisation; allein sie war eine der unseligsten Mißgriffe, wie sich bei der geringen Bevölkerung und den Hindernissen, welche die innern Verhältnisse des Landes dem Aufleben der Industrie entgegenstellen, leicht bemerken läßt. Zu spät lernte man die traurige Wahrheit begreifen, daß erst dann ein gedeihlicher Fortgang hierin zu erwarten stehe, wenn Erziehung und andere vorher nothwendige Einrichtungen das Volk für die Wohlthaten einer neuen Industrie befähigt haben würden. Ueberdieß wurden diese Versuche keineswegs in so löblicher Absicht gemacht, als einige sich vorstellen mochten. Die Künstler und Handwerker, die Mohammed Ali aus Europa kommen ließ, wurden nicht dahin berufen, Aegypten zu civilisiren, sondern der augenblicklichen Laune seines Beherrschers zu dienen. Einige haben die Leitung der Manufakturen der Regierung; Andere bauen neue Schiffe oder bessern alte aus; aber nur wenige oder gar keine Eingeborne werden von ihnen gebildet; und wenn ihr Aufenthalt im Lande einige nützliche Samenkörner ausstreut, wenn ihr Verkehr mit den Eingebornen, deren Sprache sie übrigens nicht verstehen, diesen einige Kultur beizubringen vermag, so hat Mohammed Ali, mit seinem Wissen und Willen wenigstens, nicht dazu mitgewirkt. *) Es schien ihm vortheilhaft, eigene Manufakturen zu besitzen, und er ließ Maschinen und Leute, die damit umzugehen wußten, herüberkommen; er brauchte eine Flotte, und er verschrieb sich Ingenieure; allein wenn er Manufakturen errichtete und Schiffbau auf seinen eigenen Werften treiben ließ, so geschah es bloß, weil er einsah, daß dadurch Zeit und Geld erspart würde; der Gedanke, daß diese Arbeiten von einigem Nutzen für sein Volk seyn und dessen Civilisation befördern würden, kam ihm nie in den Sinn. Die gerühmte Civilisation Aegyptens hatte daher nur die Laune oder Bedürfnisse Mohammed Ali's zur Grundlage. Erkennt er in der Einführung einer Neuerung einigen persönlichen und unmittelbaren Vortheil, so nimmt er sie augenblicklich an, und zwingt seine Unterthanen, es ebenfalls zu thun, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob es zu ihrem Nachtheil ausschlagen oder dem Fortschritte der Civilisation geradezu hinderlich werden wird.

Aus Allem, was bisher gesagt wurde, geht zur Genüge hervor, daß man über die Fortschritte der Civilisation in Aegypten bis jetzt sehr im Irrthum war, und daß Mohammed Ali durchaus nichts für sie gethan hat, obgleich Niemand als er bessere Gelegenheit dazu gehabt hätte. Er war für seine Schritte der Pforte nicht mehr verantwortlich; er besaß ungeheure Einkünfte, die er noch weit mehr erhöht haben würde, wenn er sich hätte entschließen können, einen Theil davon für die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu verwenden; allein weit entfernt, sich ein solches Opfer auch nur im Traume beikommen zu lassen, sinnt er unablässig auf immer neue Mittel, ihnen den letzten Heller abzupressen und den nothwendigsten Lebensbedarf streitig zu machen. Seine Verwaltung besteht aus Menschen, die den Landmann ins Gesicht hinein mittelst falschem Maaß und Gewicht um die Quantität seiner Bodenerzeugnisse betrügen, aber außerdem noch auch in der Qualität derselben ihn verkürzen. Nie finden sie die Baumwolle eines Bauers von erster oder zweiter Qualität, obgleich dieser sehr wohl weiß, daß die Regierung drei in Güte verschiedene Sorten dieses Erzeugnisses ausführt. Unter den unhaltbarsten Vorwänden, oder auch ohne solche sucht man Jene, von denen man glaubt, daß sie einige Ersparnisse zurückgelegt, um dieselben zu bringen, und oft werden Dörfer, Städte und Provinzen auf dieselbe Art behandelt, indem man Familien, Gemeinden oder ganze Bezirke für die uneingerichteten Abgaben anderer verantwortlich macht. Und Dieß wird so weit getrieben, daß man Jeden, der diesen Räubereien sich zu entziehen versucht, zur Bastonnade verurtheilt; unangesehen, ob seine Weigerung aus Starrsinn oder Mittellosigkeit entspringt; seine Freunde, seine Familie, selbst ganze Dörfer sind diesen Mißhandlungen ausgesetzt. Manchmal wird ein Dorf, das

*) Diese Bemerkungen scheinen nicht ganz gegründet. Die jungen Araber haben nicht allein viel von ihren europäischen Lehrmeistern erlernt, sondern zum Theile auch so große Fortschritte gemacht, daß der Pascha der Dienstleistungen der Europäer entbehren konnte. Was allein getadelt werden kann, ist, daß sie die Neuerung für aufgedrungen halten, und daher nicht lieb gewinnen konnten. Es ist der größte Fehler Mohammed Ali's, daß er aus einem ackerbautreibenden Staate einen Manufakturstaat bilden wollte; die Bevölkerung ist dazu nicht hinreichend, und der Verlust für das Volk unglaublich.

zu einigem Wohlstande gelangt ist, ungerechter Weise genöthigt, die Rückstände eines andern zu entrichten, das durch einen unglücklichen Zufall oder neuerliche Erpressungen zu Grunde gerichtet worden ist.

Wird ein Bauer zu Spann- oder Handleistungen gebraucht, um z. B. Waaren von einem Orte zum andern zu schaffen u. dergl., so wird ihm zwar ein Lohn bedungen, allein statt ihm die zugesagte Gebühr zu entrichten, sagt man ihm, sein Dorf sey noch im Rückstande mit den Abgaben, und der Betrag, den er zu fordern habe, werde von der öffentlichen Schuld abgezogen werden. Oft ereignet es sich, daß man die Unwissenheit dieser armen Leute benützt, ihnen falsche Empfangscheine (Teskreh) *) auszustellen, auf denen entweder der Betrag der entrichteten Steuern unrichtig angegeben ist, oder die ungerechterweise abgedrungenen Erpressungen verschwiegen sind, so daß der arme betrogene Landmann noch einmal bezahlen muß. **)

Die Einkünfte Aegyptens belaufen sich auf fünf und zwanzig Millionen Dollars, und so ungeheuer auch diese Summe scheinen mag, so reichte sie doch nie hin, die Ausgaben der Regierung zu decken. Man begreift kaum, wie Mohammed Ali, der noch nicht ein einziges Denkmal für die Nachwelt errichtete, der nie seinem Volke ein Opfer brachte und ihm nicht die mindeste Erleichterung zukommen ließ, und sich stets in Schulden befindet, nicht im Stande war, die geringste Ordnung in seine Finanzen zu bringen, oder jenen beständigen Geldverlegenheiten zu begegnen, in die seine Regierung unaufhörlich verwickelt ist — denn daß sein Schatz oft sehr auf der Neige ist, kann nicht geläugnet werden, da er Dreiviertel der Zeit seinen moslemitischen Angestellten nicht bezahlt, und sogar den europäischen Lehrmeistern, die er in Sold genommen hat, und den unglücklichen ausländischen Handwerkern, die keine andern Unterhaltsmittel besitzen, jahrelang ihre Bezahlungen zurückbehält. Es ist also unverkennbar, daß in der Verwaltung Mohammed Ali's die größte Verwirrung herrscht, und daß seine vielbelobten Minister entweder ihn betrügen oder keine Geschäftskenntnisse besitzen, was aber möglicher Weise beides zugleich der Fall seyn kann. Zwar haben Einige sich bemüht, als die Ursache der Zerrüttung seiner Finanzen, die großen Ausgaben zu bezeichnen, welche für die Expedition nach Morea und die lange Zeit auf den Inseln Candia und Cypern unterhaltenen Besatzungen gemacht werden mußten; allein mit mehr Grund kann man sie seiner Sucht nach Neuerungen, die er nicht richtig zu würdigen versteht, den Fehlern seiner Verwaltung, der Raubgier und Betrügerei aller seiner Beamten, den hohen Besoldungen, die der größte Theil von ihnen bezieht, und vorzüglich dem Aufwande für ein Heer und eine Flotte zuschreiben, die er imposant machen will, bloß um seinen ehrgeizigen Absichten zu schmeicheln. *) Die öffentlichen Einkünfte, die sich leicht um ein Drittheil vermehren ließen, sind statt dessen merklich vermindert worden, und zwar durch das beklagenswerthe Elend, in das das Land durch die thörichte Verschwendung seiner Regierung gestürzt worden ist. Je ergiebiger die Ernten ausfallen, desto größer wird die Noth des Volkes, da Mohammed Ali seine weit ausgedehnten Unternehmungen in dem Verhältnisse, als er aus dem Verkauf der Bodenerzeugnisse einem großen Ertrag entgegensieht, vermehrt, die Ausfuhr so beträchtlich als möglich zu machen sucht, und von dem Bauern erpreßt was er hat, und sogar mehr als er hat; daher geschieht es, daß häufig gesegnete Jahre von Theurung begleitet sind. **) So ist es also das Volk und immer das Volk, auf das alle Bedrückungen, Abgaben und Lasten fallen, und man wird sich nicht wundern, wenn die allgemeine Entrüstung und Unzufriedenheit den höchsten Grad erreicht hat. Mohammed Ali hat davon in neuester Zeit mancherlei Beweise erhalten; denn der zahlreichen Auswanderungen seiner Unterthanen zu geschweigen, haben viele ungeachtet der Schläge, mit denen sie bedeckt wurden, zu arbeiten hartnäckig verweigert, und Einige, die man zwang, die Felder anzubauen, in ihrer Verzweiflung die Baumwollenstauden in Brand gesteckt, weil sie wußten, daß diese in den Augen der Regierung den größten Werth haben. So sahen wir häufig, wie man die Indigopflanzungen in gleicher Absicht aus Mangel an Wasser verderben ließ. Mohammed Ali war weit entfernt, auf diese Zeichen zu achten; im Gegentheil, so oft sich Spuren von Mißvergnügen blicken lassen, benützen seine Kreaturen die Gelegenheit, dem Lande noch härtere Strafen aufzulegen, die aber durchaus darauf berechnet sind, die Einkünfte der Regierung zu vermehren. Diese gewaltsamen Maßregeln haben aber nicht den gewünschten Erfolg hervorgebracht. Die Finanzen sind schlechter und schlechter geworden, der Schatz ist erschöpft und der Kredit erschüttert. Die Expedition nach Syrien hat durch ihre ungeheuern Kosten dem Lande vollends den empfindlichsten Streich versetzt. Das entvölkerte Land wird nicht länger im Stande seyn, die durch so gewaltige Rüstungen verursachten Ausfälle in den Einkünften zu decken, die um so beträchtlicher werden müssen, je länger sich der Krieg in die Länge zieht, und ein Heer von vierzigtausend Mann zu Wasser und zu Laude erhalten werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Testreh ist nichts als eine Anweisung au porteur zahlbar, die man in Aegypten Assignate nennt, und durch die die Regierung die Abgaben der Landleute, den Sold der Truppen und den Taglohn der Arbeiter bescheinigt. Diese Papiere, die gewöhnlich einige Monate nach ihrer Ausstellung zahlbar sind, werden von den Agenten der Regierung mit einem Verlust von dreißig bis vierzig Prozent diskontirt.

**) Dieß kommt sehr häufig vor, und wenn der Bauer nicht von seinem eigenen Felde stehlen würde, so müßte er unvermeidlich Hungers sterben.

Leben über der Gränze.

(Fortsetzung.)

Man hatte die Schüsse im Fort gehört, und die Nachricht von dem Vorfalle kam dem Kommandanten bald zu Ohren, der un-

*) Als man ihm rieth längs der Küste Martellothürme errichten zu lassen, antwortete er: „Ich kenne ihren Nutzen, allein ich sehe doch einige größere Befestigungen vor: was weiß man in Konstantinopel von Martellothürmen?“

**) Im Jahre 1829 herrschte so in Aegypten, namentlich in Rosette eine große Theurung. Das Volk starb Hungers, während Berge von Getreide — eine schreckliche und unerhörte Thatsache — die zu Spekulationen Mohammed Ali's bestimmt waren, unter

verzüglich einem Offizier den Befehl gab, mit hundert Mann nach dem nächsten Dorf aufzubrechen und so viele Dahcotahs, als er nur immer könne, festzunehmen. Man verlor keine Zeit, denn die Nacht brach mit starken Schritten herein. Die Tschippeways welche unverletzt geblieben waren, schlossen sich dem Streifzuge an. Die Umstände zeigten sich der Unternehmung günstig; denn gerade wie die Streifmannschaft aus dem Thore zog, ließen sich über hundert bewaffnete Dahcotahs auf einer niedern Anhöhe in der Nähe des Forts sehen. Kapitän — theilte seine Streitmacht und entsandte die eine Hälfte in ein kleines Gehölz, um den Feind im Rücken zu fassen, während er von vorn gegen ihn anrückte. Die Dahcotahs hielten festen Stand. Einige duckten sich hinter den zerstreuten Eichbüschen, andere legten sich in dem langen Grase nieder. Die Hahnen waren bereits gespannt, als die hinten herum entsandte Mannschaft ihnen im Rücken erschien. Da wichen die Indianer. Die Meisten entkamen, gegen dreißig indessen wurden aufgegriffen und hurtig nach dem Fort geschickt, wo man sie auf der Wache und im Soldatengefängniß verwahrte. Die Tschippeways verlegten nun ihre Wohnzelte in das Fort selbst, und die Verwundeten wurden in das Hospital gebracht.

Acht Kugeln waren in das Wohnzelt der Tschippeways abgeschossen worden und eine jede hatte getroffen. Die Wunden waren von der entsetzlichsten Art, die man je von Flintenkugeln verursacht gesehen hatte. Die ganze Zeltbewohnerschaft war entweder gelegen oder hatte sich in ruhender Haltung auf die Ellbogen gelehnt gehabt: denn vom Stehen weiß man nichts in einer Tschippeway-Wohnung. Die Kugeln waren deßhalb in schräger Richtung durch ihre Gliedmaßen und Leiber gedrungen, und hatten dadurch mehr zerrissen und zerschnitten, als sonst Bleistücke zu thun pflegen, wenn sie auch durch Kauen noch so kantig gemacht sind. Ein Weib war auf der Stelle todt geblieben, ein Mann war tödtlich und ein anderer gefährlich verwundet worden, dem Letztern war nämlich der Schuß durch beide Fußknöchelgelenke gegangen und hatte ihn für immer zum Krüppel gemacht. Alle übrigen waren Weiber und Kinder, und mehr oder weniger gefährlich verwundet. In der Nacht war nichts als Weinen und Wehklagen in den Wohnzelten der Tschippeways. Die lärmenden Jammerausbrüche der Weiber ließen die ganze Besatzung nicht zur Ruhe kommen; allein Keiner gebot ihnen Schweigen, denn selbst der roheste Soldat achtete ihren aufrichtigen Schmerz. Tiefer waren wohl nie Messer in Squato-Fleisch *) gestoßen worden zum Zeichen des Herzeleids, als bei dieser Gelegenheit. Dieser Brauch den Körper bei dem Tode von Angehörigen oder Freunden mitleiden zu lassen, scheint fast allen rohen Völkern gemeinsam gewesen und noch zu seyn. — Die Tschippeway-Männer schwärzten da wohl ihre Gesichter, zerfleischten aber ihre Arme nicht. Ein Soldat, der ihre Sprache redete, fragte sie, warum sie denn der uralten Sitte ihrer Nation entgegen, Dieß nicht auch thaten? „Wir werden vielleicht morgen unsere Gewehre zu gebrauchen haben," versetzte Einer, der kleine Krieger genannt. „Wir dürfen kein Blut verlieren, ob auch unser Herz blutet, denn wir müssen geradehin über unsere Flintenläufe hinsehen können."

Der kleine Krieger hatte sich in seiner Vermuthung und mit seiner Vorsicht nicht geirrt. Mit dem ersten Morgengrauen besuchte der Kommandant die verwundeten Tschippeways und fragte sie, ob sie den einen oder den andern ihrer Angreifer wieder erkennen würden, im Falle man sie ihnen vor Augen stellte. Sie bejahten die Frage eifrig. Auf seine weitere Frage, warum sie denn nicht mehr auf ihrer Hut gewesen seyen, gab der tödtlich Verwundete zur Antwort: „Wir achteten eure Fahne, und glaubten unsere Feinde würden dasselbe thun." Der Obrist wollte sodann wissen, ob sie die Dahcotahs mit nichts gereizt, herausgefordert hätten. „Mit nichts," versetzte der Tschippeway, „wir aber hatten viel zu leiden." Er zeigte die Friedenspfeife vor, welche die Dahcotahs mit sich gebracht hatten und sagte, das Haar, mit dem sie geziert sey, habe einem Tschippeway-Kopfe angehört. Wie er diese Entdeckung machte, wissen wir nicht, allein es ist eine allen Denen, die an der Gränze gelebt haben, wohlbekannte Thatsache, daß der Indianer, wenn er eine Kopfhaut sieht, mit nie fehlender Gewißheit sagen kann, welchem Stamme sie angehört. Die verwundeten Männer wurden dann mit ihrer eigenen freudigen Zustimmung auf Bahren gelegt und nach dem Wachthause getragen. Die gefangenen Dahcotahs mußten an ihnen vorüberziehen, und zwei von denselben erkannten und bezeichneten sie dann als solche, die mit zu der Mörderrotte gehört hatten.

„Ich übergebe sie in eure Hände," sagte der Obrist zu den Tschippeway-Kriegern. „Sie haben den Tod verdient, und ihr mögt sie nun damit bestrafen oder nicht, wie es euch gut dünkt. Thut ihr es nicht, so müssen sie nach den Gesetzen gerichtet werden, die uns Amerikaner regieren. Ich habe keine Macht, sie hinrichten zu lassen. Ihr mögt sie laufen lassen, wenn es euch beliebt; ich wasche meine Hände in der Sache." Diese Rede wurde den Tschippeways getreulich verdolmetscht, allein Keiner von ihnen erwiderte ein Wort. Anstatt zu sprechen, untersuchten sie sorgfältig die Steine und das Pulver auf der Zündpfanne ihrer Gewehre. Der kleine Krieger zog unter seiner Kleidung einige Ellen Stricke hervor, die aus einer Elenshaut geschnitten waren, und versicherte sich sogleich der beiden Schuldigen, indem er sie bei den Ellbogen fest zusammen band. Man bemerkte, daß er seine Knoten stärker anzog, als gerade nothwendig war; allein Niemand schalt ihn darüber. Die Dahcotahs wurden dann fortgeführt. Sobald sie vor dem Thore des Forts hinaus waren, hielten die Tschippeways still und spannten die Hahnen ihrer Gewehre, denn ihre Rachlust ließ sich kaum mehr bezwingen.

„Ihr dürft sie nicht so hart an unsern Mauern erschießen," sagte Einer der Offiziere.

---

freiem Himmel, vor den Augen der Einwohner aufgehäuft lagen, die nichts davon kaufen durften. Erst als das Getreide verdorben, war, verkaufte man es den Leuten, denen nun verboten wurde, irgend wo anders her ihren Bedarf kommen zu lassen. Alexandrien und Kairo waren denselben tyrannischen Maßregeln unterworfen. Die Regierung verkaufte zuerst halb Weizen und halb Gerste durcheinander gemischt; dann behielt man den Weizen zurück, und gab dafür verschimmelte Bohnen. Dieß dauerte drei bis vier Monate fort und Korn war in Aegypten verbotene Waare. Man versuchte auch auf dem Wege von Privatspekulationen etwas Weizen aus Syrien einzuführen — eine seit der Hungersnoth zu Ismael Bey's Zeiten, unerhörte Unternehmung; allein schwere Auflagen hemmten diese Einfuhr, von der man sich einige Linderung des allgemeinen Elendes versprochen hatte.

*) Squaw, indianisch Weib.

„Ihr werdet doch nicht erwarten, daß wir sie noch weit mitnehmen werden?“ versetzte der Tschippeway.

Der Zug bewegte sich weiter. Einer der Dahcotahs hob den Todesgesang an; der Andere versuchte Dieß auch, allein es wollte nicht gehen; seine Stimme sank zu einem zitternden Trillern herab. Die Tschippeways führten sie nach einem anschwellenden Grunde, etwa zwei Feldwegs *) von dem Fort, hielten hier still, und hießen sie nun für ihr Leben rennen. Sie ließen sich Dieß nicht zweimal sagen, und bekamen von ihren Henkern dreißig Ellen Spielraum zum Entkommen voraus. In dieser Entfernung wurden dann sechs Gewehre nach ihnen abgefeuert, und todt stürzten sie zu Boden. Im Nu ertönte die weite Steppe von dem Cri de joie der Tschippeways und mit höllischem Geheul und blanken Messern stürzten die Henker auf die Leichname zu. Zwei-, dreimal tauchte jeder seine Waffe tief in die todten Leiber der ausgestreckten Feinde, und wischte dann die Klinge sich im Gesicht oder an seiner Wolldecke ab. Einer oder zwei legten einen wilden Blutdurst an den Tag, den man mit angesehen haben muß, um ihn für wahr zu halten. Sie zogen ihre rauchenden Messer durch die Lippen und riefen schmatzend aus, daß ihnen noch nie Etwas so gut geschmeckt habe; Feindesblut sey selbst besser als Feuerwasser. . . . . Die ganze Schaar spie dann auf die Leiche Desjenigen, der sich vor seinem Schicksal gefürchtet hatte, und trat ihn mit Füßen. Von seinem Blute hatten sie nichts gekostet: es hätte sonst, wie sie sagten, ihre Herzen schwach gemacht. Dem, der seinen Todesgesang angestimmt hatte, fügten sie keinerlei Schmach zu; im Gegentheil, sie bedeckten ihn mit einer neuen Wolldecke. Dann kehrten sie nach dem Fort zurück.

*) Furlong — ein Feldwegs ist 1/8 englische Meile oder 220 Yards oder 660 Fuß. D. Ueb.

(Fortsetzung folgt.)

Menschenfresserei der Battas.

Die Battas sind eine zahlreiche Nation auf Sumatra und nehmen den größten Theil dieser zwischen Achim und Menangkabu gelegenen Insel ein. Die Küste ist nur wenig bewohnt; aber im Innern des Landes ist die Bevölkerung dicht, gleich den Blättern des Waldes, wie man sprichwörtlich dort zu sagen pflegt. Die Battas zählen ungefähr zwei Millionen Seelen, haben eine geordnete Regierung und berathende Versammlungen, in denen große Redner auftreten. Fast alle können schreiben; sie sprechen eine Sprache und bedienen sich einer Buchstabenschrift, die beide ihnen ganz eigenthümlich sind, wiewohl man darin, wie in einigen ihrer Gebräuche und Gesetze, Spuren von indischem Ursprunge findet. Auch eine eigene Religion haben sie, und verehren nur Einen Gott unter dem Namen Dibeta Asiiassi, mit einer Dreifaltigkeit untergeordneter Götter, die von ihm erschaffen sind. Die Battas sind tapfer im Kriege, redlich und verläßig in allen ihren Handlungen; ihr Land ist gut angebaut und Verbrechen finden sich unter ihnen selten. Und dennoch verdammen die Gesetze dieses civilisirten Volkes einen Menschen, der sich des Ehebruchs schuldig gemacht hat — von dem beleidigten Gatten lebendig gefressen zu werden.

„Es sind einige Jahre her, erzählt Sir Stamford Raffles, indem er sich zugleich auf das Zeugniß des Missionärs Marsden stützt, daß ein Mann, überwiesen, die Frau seines Nachbars verführt zu haben, in der Nähe von Tapanuly, nach den Landesgesetzen, hingerichtet wurde. Der englische Resident wurde eingeladen, der Hinrichtung oder vielmehr Mahlzeit beizuwohnen, lehnte es aber ab; dagegen waren sein Sekretär und ein europäischer Offizier Augenzeuge davon. Sie fanden an dem bezeichneten Orte eine große Volksmenge und den Verbrecher mit ins Kreuz ausgestreckten Armen an einen Baum gebunden. Der Justizminister, ein Häuptling von gewissem Range, ging mit einem großen Messer in der Hand auf ihn los und schwang es einige Male, indem er sich dem Schlachtopfer näherte. Neben ihm ging Einer, der eine Schüssel trug, in der sich eine Mischung von Citronensaft, Salz und Pfeffer befand, die von den Eingebornen Sambul genannt wird. Der besagte Justizminister rief nun den Gatten der entehrten Frau vor und fragte ihn, welches Stück er vorzugsweise beliebe. — „Das rechte Ohr,“ war die Antwort, und sogleich war dasselbe mit einem einzigen Schnitt vom Kopfe getrennt, worauf es dem Manne überreicht wurde, der es in die Schüssel mit Sambul tunkte und fraß. Sodann warfen sich die Umstehenden auf den Verbrecher, und Jeder schnitt sich ein beliebiges Stück ab und verschlang es. Nachdem so ein guter Theil des Ehebrechers verzehrt war, stieß ihm Einer seinen Dolch ins Herz; was aber nur aus Rücksicht für die beiden Fremden geschah, die zugegen waren; denn sonst ist es nicht gewöhnlich, diesen Gnadenstoß zu ertheilen.

„Diese und andere Berichte hatten meine Neugier zu sehr rege gemacht, als daß ich nicht einen lebhaften Wunsch hätte fühlen sollen, die Battas zu besuchen. Ich begab mich daher nach Tapanuly, entschlossen, wo möglich die genauesten Erkundigungen über diesen Kannibalismus einzuziehen. Ich habe schon gesagt, daß die Battas an sich kein grausames Volk sind, und ich glaube es noch, obgleich sie einander fressen und Menschenfleisch schmackhafter finden als Rinds- oder Schweinenfleisch. Die Battas sind keine Wilde; sie können lesen und schreiben, und sind so gebildet als irgend ein Engländer, der in einer lankasterischen Schule erzogen worden ist. Sie haben auch Gesetzbücher und Gesetze von hohem Alter, und aus Achtung vor diesen von ihren Vorfahren eingeführten Satzungen geschieht es, daß sie Menschenfleisch fressen. Für vier Verbrechen haben die Gesetze die Strafe, lebendig gefressen zu werden verhängt; dasselbe Gesetz erlaubt auch, daß in den großen Kriegen, d. h. in den Kämpfen eines Bezirkes mit den andern, die Gefangenen lebendig oder todt gefressen werden. Uebrigens wird, wer sich eines der vier bezeichneten Verbrechen schuldig gemacht, vor Gericht gestellt und nur nach Urtheil und Recht zur festgesetzten Strafe verdammt. Wenn die Zeugen vernommen sind und das Urtheil gefällt ist, trinken die Häuptlinge oder Richter ein Glas Branntwein, was die Stelle der Unterzeichnung und Siegelung des Urtheiles vertritt. Man läßt zwei oder drei Tage verstreichen, um dem Volke Zeit zu gönnen, sich zu versammeln, und die Hinrichtung eines Ehebrechers darf nicht eher vollzogen werden, bis alle Verwandte der Frau zugegen sind, um Theil an der scheußlichen Mahlzeit zu nehmen. Endlich am bestimmten Tage wird der Verbrecher hinausgeführt und wie oben gesagt mit ins Kreuz ausgespannten Händen an einen Baum oder Pfahl gebunden. Der Gatte oder beleidigte Theil wählt sich das erste Stück, meistentheils die Ohren, und dann folgen die übrigen Gäste, einer nach dem andern, je nach ihrem Range, und verlangen, was ihrem Geschmack besonders zusagt. Ist die Mahlzeit zu Ende, so schneidet der Gatte den Kopf des Verurtheilten ab, nimmt ihn als Siegeszeichen mit sich und steckt ihn an der Vorderseite seiner Wohnung auf. Das Gehirn wird sorgfältig zu allerlei magischen Gebräuchen in einer Schale aufbewahrt. Das Fleisch wird bald roh, bald geröstet verschlungen, aber immer auf dem Hinrichtungsplatze. Man nimmt dazu stets Citronensaft, Salz und Pfeffer, manchmal auch Reiß, aber niemals Branntwein oder andere geistige Getränke. Nur Einige kommen mit ausgehöhltem Bambusrohre herbei und füllen es mit Blut, um sich damit den Durst zu stillen. Die Versammlung besteht nur aus Männern; den Weibern ist das Menschenfleisch verboten; doch sagt man, daß sie zuweilen ein Stückchen verstohlen naschen.

„Man versicherte mich und ich habe allen Grund es zu glauben, daß die Battas im Allgemeinen Menschenfleisch jedem andern vorziehen; allein dessen ungeachtet büßen sie ihr Gelüste darnach nur in den gesetzlich vorgeschriebenen Fällen. Die Handflächen und die Fußsohlen werden für die eigentlichen Leckerbissen gehalten. Als ich meine Ueberraschung über eine so furchtbare Tradition zu erkennen gab, sagte man mir, es sey vor Zeiten üblich gewesen, daß die Kinder ihre Eltern gefressen, wenn diese zu alt geworden, um noch arbeiten zu können; die alten Leute wählten sich den Zweig eines Baumes, an den sie sich in aller Gemüthsruhe mit den Händen festhielten, während ihre Familie und ihre Nachbarn im Kreise umher tanzten und sangen, wobei sie ausriefen: „Wenn die Frucht reif ist, wird sie herabfallen!“ Sobald das Schlachtopfer ermüdet sich nicht mehr halten konnte und den Ast losließ, wurde es in Stücke zerrissen und gefressen. Diese gräuliche Sitte ist indeß abgekommen; was ein Schritt mehr zur Civilisation ist und hoffen läßt, daß das ganze abscheuliche Herkommen völlig auf dieser Insel verschwinden wird; allein gegenwärtig werden in Friedenszeit jährlich noch gegen hundert Battas gefressen.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 6. 6 Januar 1833.

Aegypten und sein Pascha.

(Fortsetzung.)

Die politische Lage Aegyptens scheint bisher weder von den europäischen Journalisten, noch von Mohammed Ali selbst *richtig* aufgefaßt worden zu seyn. Schon seit lange her hegte dieser Vasall der Pforte den Plan, die Bande der Unterthanenpflicht zu zerreißen, und sich und sein mächtiges Gebiet mit offener Gewalt unabhängig zu erklären. Nur mit diesem Ziel im Auge schuf er ein Heer und eine Flotte. In diesen Entwürfen wurde er von einigen Personen bestärkt, die bei ihm Zutritt hatten, und zwei Konsuln waren bevollmächtigt, ohne gerade auf eine bestimmte Zusicherung einzugehen, ihm im Hintergrunde die Möglichkeit einer Unterstützung von Seite ihrer Höfe blicken zu lassen. *) Mit um so verdoppelterem Eifer und Vertrauen betrieb er sofort die Vorbereitungen, die ein so großes Unternehmen erheischte, und er stand im Begriffe, seinen Abfall öffentlich zu erklären, als er Befehl erhielt, Truppen unter Befehl Ibrahim Pascha's nach Morea zu schicken. Nun suchte er von den Konsuln, die ihn mit der Hoffnung auf ein Bündniß mit ihren Mächten geschmeichelt hatten, eine entscheidende Antwort zu erhalten; da sie aber hiezu nicht beauftragt waren, und Mohammed Ali einsah, daß er auf seine eigenen Kräfte allein *nicht* zählen könne, so verschob er die Ausführung seines Planes auf gelegenere Zeit und gehorchte der Pforte. **) Seitdem sind alle seine Schritte nach diesem Ziele gerichtet gewesen, indem er sich schmeichelte, daß die geographische Lage Aegyptens, von der Seeseite durch seine Flotte und die Feuerschlünde seiner Forts, und von der Landseite durch große Wüsten gedeckt, ihn gegen die Angriffe der Pforte sicher stellen würde. Sobald seine Entwürfe mehr zur Reife gediehen waren, sendete er zu verschiedenen Zeiten Emissäre nach Syrien, um die dortige Bevölkerung durch schöne Verheißungen zu bewegen, sich seinen Fahnen anzuschließen. Dann zog er allmählich alle seine Truppen in der Nähe von Kairo und Alexandrien zusammen, ließ einen Theil des in Hedschas und Ober-Aegypten stehenden Heeres einrücken, und wartete bloß auf ihre Vereinigung und die vollständige Organisation seiner Flotte, um angriffsweise zu Werke zu gehen.

Die Absichten Mohammed Ali's blieben dem Großherrn nicht lange ein Geheimniß, und dieser schickte gegen Ende des Jahres 1828 einen albanesischen Pascha, Namens Ibrahim nach Aegypten, mit dem Auftrage, alle türkischen Schiffe, die dem unglücklichen Seetreffen von Navarin entkommen waren, und eine gewisse Anzahl ägyptischer Schiffe unter seinen Befehl zu nehmen und nach Konstantinopel zu führen. Diesem Pascha war auch aufgetragen worden, zu versuchen, ob die Häfen von Alexandrien und Damiette wieder unmittelbar der Pforte unterworfen werden könnten, wie sie es früher waren. Ein außerordentlicher Diwan, aus dem, nebenbei gesagt, die europäischen Journale eine Nationalversammlung zu machen beliebten, der aber bloß aus den Mitgliedern der Familie des Vicekönigs, den Ministern und höchsten Staatsbeamten bestand, wurde nach Alexandrien berufen, um die Forderungen des Sultans in Berathung zu nehmen. Mohammed Ali hoffte, in dieser Versammlung die geheimen Gesinnungen der vornehmsten Häupter des Landes kennen zu lernen und war entschlossen, ohne weitern Verzug seine Unabhängigkeit zu erklären, sobald er fand, daß sie auf seine Absichten eingingen und ihre Unterstützung nicht verweigerten. Allein die Mehrzahl des Diwans war ihm entgegen und der Mei-

*) Der Verfasser meint hier ohne Zweifel den französischen Konsul Drovetti und den englischen Salt, allein es läßt sich annehmen, daß beide hierin nicht im Auftrag ihrer Regierungen handelten. Salt sandte seinem Hofe vor einiger Zeit einen Bericht über die Regierung und Einrichtungen des Pascha zu, erklärte sich darin aber auch offen über die Intriken des französischen Konsuls Drovetti.

**) Dieß ist nicht ganz richtig. Es ist Thatsache, daß Mohammed Ali sich selbst an den Sultan wendete, und darum nachsuchte, ihn den Krieg in Griechenland führen zu lassen, wobei er die Absicht hatte, Morea für sich zu behalten, und seine unvorsichtige Aeußerung: „Morea ist mein, und kein Osmanli soll einen Fuß hineinsetzen," beweist, daß er den Feldzug unternahm, nicht die Pforte zu unterstützen, sondern um ihr entgegen zu handeln. Morea betrachtete er bloß als eine Stufe zur Förderung seiner anderweitigen ehrgeizigen Entwürfe. Es kann nicht geläugnet werden, daß er lange Zeit davon träumte, sich statt des Sultans zum Großherrn aufzuschwingen und in Kairo wird jetzt geflissentlich das Gerücht ausgestreut, daß die Bosnier und einige Chefs von Kleinasien ihn als türkischen Kaiser anerkannt hätten; allein es scheint nicht, daß Mohammed Ali zur Zeit, von der hier der Verfasser spricht, im Sinne hatte, sich unabhängig zu erklären. Seine Absicht war bloß, in irgend einem Theile des Gebietes der Pforte festen Fuß zu fassen und den Schauplatz des Krieges fern von Aegypten zu verlegen. Morea und Syrien war dazu auserlesen.

nung, daß keine gewaltsamen Schritte geschehen sollten. Hiedurch wurde er genöthigt, sich zu fügen, er machte Bewilligungen und Versprechungen, und übergab zuletzt dem Pascha von Albanien die türkische Flotte und eine ansehnliche Summe Geldes, mit der Zusicherung unverbrüchlichen Gehorsams gegen seinen Gebieter, zu dessen Verfügung die ägyptische Flotte stets bereit seyn sollte. Indeß gab er keineswegs seinen Plan, sich von der Herrschaft der Pforte loszusagen, auf, und sein Streit mit dem Pascha von Acre ließ alle seine alten Entwürfe wieder aufleben. Der Befehl der Pforte, sich nach Syrien marschfertig zu halten, machte seiner ganzen Unschlüssigkeit ein Ende, da er überzeugt war, daß er Syrien nie mehr verlassen würde, wenn er nur einmal darin festen Fuß gewonnen. *) Als der Sultan bald darauf ihm befahl, seine ferneren Kriegsrüstungen einzustellen, suchte er unter allerlei Vorwänden diesen Befehl zu umgehen, und verweigerte endlich unverhohlen den Gehorsam, indem er vorgab, für Privatbeleidigungen Rache nehmen zu müssen. So begann also der noch fortwährende Krieg in Syrien.

(Fortsetzung folgt.)

Leben über der Gränze.

(Fortsetzung.)

Der Obrist kam ihnen am Thore entgegen. Er hatte Niemand von allen Denen, über die sich seine Machtvollkommenheit erstreckte, an dem eben beschriebenen Auftritt auch nur als Zuschauer Theil nehmen, und sein Möglichstes gethan, die Tschippeways ausschließlich diese Hinrichtung als ihre Sache abthun zu lassen. Er erklärte ihnen nun, die Leichen der Erschlagenen dürften nicht auf seinem Grund und Boden liegen bleiben, da ihr Anblick hier den Dahcotahs, die an dem Verbrechen unschuldig wären, weh thun müßte. Die Tschippeways kehrten hierauf nach dem Todesgrunde zurück. Sie nahmen die todten Dahcotahs bei den Fersen, schleppten sie über die Erde hin nach dem jähen Stromufer, und warfen sie hier über einen senkrecht steilen Abgrund, 150 Fuß hoch hinab. Mit schäumendem Geplätscher versanken die beiden Leichname in ihrem Wellengrabe und verschwanden für immer.

Unter den auf dem Wachthause verwahrten Dahcotahs befand sich ein alter Mann, Namens Khopa-pa oder Adlerkopf. Er war den Indianern wohl bekannt — da er sie einmal um Waaren zu einem beträchtlichen Belaufe betrogen hatte: allein es war Dieß ganz offen und ehrlich — nach indianischer Sittenlehre — beim Handel geschehen, und man trug es ihm auch nicht nach. Er hatte die ganze Nacht keinen Augenblick geschlafen, sondern war, zur nicht geringen Störung und zum nicht geringen Verdrusse der Soldaten, immerfort, in tiefer Bewegung, auf dem Estrich auf- und abgetappt. Einer von den mit dem Tode Bestraften war nämlich sein Neffe. Als dieser junge Mann von den verwundeten Tschippeways als einer der Mörder bezeichnet worden war, flossen schon seine Thränen, und als er erst den Knall der Gewehre hörte, die sein Leben endeten, vermochte er den Sturm seiner Empfindungen nicht länger mehr zu bezwingen. Er verlangte unverzüglich nach dem Kommandanten und sagte, als dieser kam:

„Vater! die Horde von der Batture aux Fièvres ist böses Volk. Sie kamen immerfort in Ungelegenheiten und ins Gedränge, und Andere müssen es dann mit ihnen ausbaden. Es war thöricht, den Tschippeway verwichenes Jahr niederzuschießen, allein sie thaten's einmal, und einer meiner Enkel wird darüber vielleicht seine Kopfhaut verlieren. Was sie eben erst gethan haben, war eine Thorheit. Sie überredeten meinen Neffen, mit ihnen zu gehen, und er ist todt. Laß' sie dießmal selbst die Folgen ihrer Handlung tragen. Ich weiß, wo ich noch zwei von ihnen finden kann, und wenn Du mich hinauslässest, so will ich sie euch bringen, und ihr mögt sie mit dem Tode bestrafen, was sie verdienen, oder ihr Leben schonen, wie es euch beliebt. Wenn ihr sie tödtet, so werde ich mich freuen; wenn ihr sie gehen laßt, so werde ich traurig seyn. Sie sollten nicht so ungestraft den ganzen Stamm in Schande und Noth bringen dürfen."

„Ich bin doch neugierig, wann wir ihn wieder sehen werden, wenn ihn der Obrist fortläßt?" bemerkte Einer von der Wache zu einem Andern.

„Am jüngsten Gericht, denk' ich," versetzte dieser.

Der Obrist kannte die Denkart eines Dahcotah besser. „Bis wann gedenkst Du mit den Mördern wieder da zu seyn?" sagte er zu Khopa-pa.

„Mit Sonnenuntergang, morgen Abend, werde ich vor eurem Thore seyn," versetzte Adlerkopf, „und wenn ich allein komme, so mögt ihr meinen Leib den Tschippeways überantworten."

Die Sonne stand hoch am Himmel, als Adlerkopf, seine Flinte in der Hand und sein Messer und seinen Tomahawk im Gürtel, sich auf den Weg machte. Es ist dreißig Wegstunden von St. Peter nach der Batture aux Fièvres, wo er in der Frühe des andern Morgens ankam, nachdem er eine oder zwei Stunden in den Wäldern nahe bei dem Dorfe geschlafen hatte. Er ging geradezu nach dem Wohnzelte Sagandoschi's oder des Engländers, so hieß nämlich Tupunkeh Zeze's Vater. Die Familie war bereits wach, und der Mörder erzählte eben seine Heldenthat mit großer Lustigkeit, als Khopa-pa hereintrat.

„Du hast wie ein Hund gehandelt," sagte der alte Mann zu Tupunkeh Zeze. „Und Du auch," setzte er, an den andern Mörder gewendet, hinzu. „Jemand muß sterben für Das, was ihr gethan habt, und es ist besser, daß ihr mit eurem Leben büßet, denn daß Andere um eurer Thorheit willen sterben. Es gibt keine schlechteren Männer, als euch, in eurem Volke. Ich sage euch, ihr müßt sterben. Steht auf und geht mit mir, wie Männer, oder ich erschlage euch wie Hunde, da wo ihr sitzt."

So sprechend spannte der alte Mann den Hahn seines Gewehres und zog seinen Tomahawk aus seinem Gürtel. Die Weiber erhoben ein Zetergeschrei und begannen zu schelten; des Engländers Stirne verfinsterte sich, allein Niemand setzte sich ihm mit Wort oder That entgegen. Die Männer scheuten sich vielleicht, dem Adler-

*) Mohammed Ali hatte wiederholt um das Paschalik von Damaskus nachgesucht, aber stets abschlägige Antworten erhalten. Eines seiner Argumente verdient als charakteristisch angeführt zu werden: „Wenn ich des Vertrauens der Pforte unwürdig bin, warum läßt man mir Aegypten? Und wenn ich ein treuer Unterthan bin, warum will man mir nicht Damaskus geben?" sagte er.

kopf ein Leid zuzufügen; denn wenn er auch nicht als ein eigentlicher Häuptling anerkannt war, so hatte er doch viele Söhne und Schwiegersöhne und überhaupt großen Einfluß. Jeder, der sich irgend an ihm vergriffen haben würde, hätte es gewiß büßen müssen. Zudem stand er wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit in großem Rufe: er war von hohem Wuchse und aufrechter Gestalt, und das Alter hatte die Kraft seiner Sehnen noch keineswegs geschwächt. Welche Beweggründe nun auch die Familien der beiden Mörder veranlaßt haben mochten, dem greisen Krieger keinen Widerstand zu leisten: Tupunkeh Zeze ließ einmal keine Neigung, ihm Gehorsam zu verweigern, blicken. Er stand hurtig auf, gab dem Adlerkopf einen Strick in die Hand und streckte seine Arme hin, um sich binden zu lassen. Als Dieß geschehen war, forderte er seinen Vater auf, ihm scharfe eichene Splitter durch die fleischigen Theile seiner Arme zu stecken, damit die Amerikaner sähen, daß er sich aus Schmerz und Qual nichts mache. Ohne eine Sylbe zu erwidern, that der Vater, wie der Sohn verlangt hatte!

Der andere Verbrecher war blaß, zitterte, und schien vor Schrecken ganz versteinert. Er ließ sich indessen geduldig binden. „Und nun fort!" sagte der Adlerkopf. „Ihr geht vor mir her, und das rasch, denn ihr müßt noch vor Sonnenuntergang in der Festung der Amerikaner sterben, und es ist eine tüchtige Strecke." Gerade vor Sonnenuntergang standen an dem Tage, der Obrist und ein anderer Offizier am Thore des Forts. „Es ist spät," bemerkte der Letztere, „und unser alter Freund läßt sich noch nicht sehen. Ich denke immer, er wird es bleiben lassen. Er müßte ja ein Narr seyn, wenn er zurückkäme, um sich Dem zu stellen, was er wenigstens für eine gewisse Gefahr hält, wenn er gleich an der Mordthat nicht entfernt Theil hatte."

„Es würde zu nichts Gutem geführt haben, wenn ich ihn festgehalten hätte," versetzte der Kommandant. „Er war unschuldig und hätte auf keinen Fall eines Verbrechens überführt werden können, vorausgesetzt, daß überhaupt einem unserer Gerichte das Recht ihn zu richten über ihn zustünde. Ich glaubte, er würde sein Wort halten, und die wirklichen Schuldigen bringen, hinsichtlich deren ich bereits einen Beschluß gefaßt habe, der wohl der zweckmäßigste seyn dürfte. — Ich habe übrigens mein Vertrauen auf Adlerkopf noch keineswegs verloren, und Vertrauen verdient er, bei Gott! Sehen Sie — da kommt er und treibt die zwei schwarzen Schafe vor sich her."

Man erblickte in der That den alten Mann mit seinen beiden Gefangenen, raschen Schrittes heranschreitend. Bald hielten sie am Thore. „Hier sind sie, Vater," sprach Adlerkopf. „Nimm sie, und tödte sie, und wenn Das für das Wohl meines Volks noch nicht hinreicht, so nimm mein Leben dazu. Willig werfe ich meinen Leib weg." Der „weiße Häuptling" erklärte nun Khoya-pa, er sey von diesem Augenblicke an frei und beschenkte ihn reichlich, worauf sich der alte Mann entfernte. Dann wurde eiligst mit den Tschippewaps kurzer Rath gehalten und ihnen die Gefangenen wie mit den frühern geschehen war, überantwortet. Unterdessen hatte sich eine beträchtliche Anzahl Dahcotahs um die beiden Gefangenen versammelt. „Ihr müßt jetzt sterben," sagte Einer: „der weiße Häuptling hat euch in die Hand des Feindes gegeben."

„Ich weiß es," erwiderte Tupunkeh Zeze, „und bin bereit dazu. Ich werde fallen wie ein Mann. Bezeuget es! Da, fallendes Blatt, nimm meine Wolldecke — ich werde sie nicht mehr brauchen. Nimm du meine Ohrenringe, graues Weib."

Er setzte sich auf die Erde, und entkleidete sich, mit Anderer Beihülfe, seiner Zierrathen und Kleidungsstücke, die er an die ihm zunächst Stehenden austheilte. Seine unerschrockene Miene und seine hübsche Gestalt thaten den zuschauenden Weißen wirklich leid. Er stand in voller Jugendblüthe, war auf's Höchste, zwanzig Jahre, sechs Fuß hoch und nach der Natur herrlichstem Modell geformt. Man denke sich den Apoll von Belvedere nußbraun gefärbt, und man hat ein sprechend ähnliches Bild von Tupunkeh Zeze. Er weigerte sich, sich von den zwei Adlerfedern zu trennen. Eine von ihnen habe er noch keine zwei Tage getragen — sagte er — und er wolle sie nicht hergeben; die Tschippewaps sollten sehen, daß ein Krieger zum Tode gehe. Tupunkeh Zeze's Gefährte folgte seinem Beispiel, indem er ebenfalls — aber ganz maschinenmäßig, wie es schien — seine Kleidung weggab. Er war — wie man deutlich sah, wenn er schon kein Wort sprach — der Lage, in die er hier versetzt war, nicht gewachsen. Er war ein schurkisch aussehender Bursche, ein Gesell, wie ihn, wahrhaftig, ein unumschränkter Herrscher schon um seines Gesichts willen hängen lassen würde. Er hatte die abscheulichste Hasenscharte von der Welt, und hieß deßhalb auch bei den Dahcotahs die gespaltene Oberlippe. Er war den meisten anwesenden Weißen als ein berüchtigter Dieb bekannt — eine Erscheinung, die man bei den Indianern, wenn schon nicht bei den Indianerinnen, äußerst selten findet.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem Kaukasus.

Neue Folge.

I.

Lager bei Galembeg-Aul, 28 Okt. (9 Nov.) 1831.

Ich ruhe aus. Rascher als der Blick, der den Zügen meiner Feder folgt, vollbrachten wir einen neuen Sieg im Gefolge unseres Anführers. Dafür bin ich denn auch von der Anstrengung so ermattet, als hätte man mich mit Hämmern zerschlagen und mir die Seele mit dem Reifen ausgepreßt. Indeß erfreut und ermuntert das Andenken an die Thaten bei Tschirkei. Der Sieg bei Erpili verbreitete Schrecken unter den benachbarten Bergbewohnern; man mußte diesen Eindruck der russischen Waffen benutzen, und am 25 Oktober sandte der Oberbefehlshaber ein Detaschement*) gegen Tschirkei, das jenseits des Sulak liegt. Der Sardar (Oberbefehlshaber) hatte erfahren, daß vor dem Orte eine hölzerne Brücke über den Sulak gehe, und beschloß, diese zu einem Ueberfalle zu benutzen, und sandte uns mit einem tatarischen Reiterregimente und vier Geschützen voraus. Tschap! tschap! d. i. Marsch! marsch! und wie Falken durcheilten wir den Weg von 50 Werften, denn so weit war der Sulak vom Lager entfernt. Aber auch die Einwohner von Tschirkei waren auf der Hut, ihre Reiterpatrouillen sprengten allenthalben hin und her, und die Feinde zogen unserm Anführer eine Werste weit mit allen Ehrenbezeigungen, ohne Pulver und Blei zu sparen, entgegen. Er hatte abgesessene Tataren an verschiedenen Orten aufgestellt, und versuchte umsonst die Tschirkeier in

*) Dieß bestand aus 2500 Mann Fußvolk und 1500 Reitern, nebst 12 Geschützen. Die Wagenburg blieb bei Kjaße Kumyk zurück, unter der Bedeckung von einem Bataillon Apscheronen, zwei Kompagnien Kurinen und 11 Geschützen.

ein Gewehrfeuer zu verlocken und vom Ufer abzuschneiden; sie gingen nicht in die Falle. Sie saßen, 500 an der Zahl, hinter einem Auswurfe von Steinen längs dem Ufer und unterhielten ein scharfes Feuer gegen die Anrückenden; allein unsre Muselmänner, geführt von dem unerschrockenen Nussal Aga, dem Sohne des Kumyken-Chans, Kasi, der dem gefallenen Beidachdar (Fahnenträger) die Fahne aus der Hand nahm und gegen den Auswurf anrückte, schlugen sie hinaus. Aßter Ali Beg, und die Befehlshaber der muselmännischen Regimenter, Major Meßtscherjeteff und Gardestabskapitän Jupheroff drängten den Feind in die Schlucht, durch die sich der Weg nach Tschirkei krümmt. Der Gardekapitän Wßewolofschki und der Stabskapitän Kurajant, Adjutanten des Befehlshabers, die von ihm zur Ermuthigung unsrer Schützen abgeschickt waren, zeichneten sich durch besondere Tapferkeit aus, und stürzten sich zugleich mit den Schützen in die Verschanzungen. Nussal Aga und Ibrahim Bey von Kartschak hieben auf die Flüchtigen ein und sprengten unter einem Hagel von Kugeln bis auf die Brücke; aber diese war schon halb abgetragen, die Vorbereitung zu ihrer Zerstörung war bei Zeiten getroffen worden, weßhalb die übrigen Dielen in wenigen Minuten abgeworfen waren, und die Tschirkeier, gedeckt durch das Kreuzfeuer aus den Verschanzungen, die Querbalken durchzuhauen anfingen. Das Wagniß war unnütz, unsere Leute zogen sich darum in die eroberten Schanzen zurück. Zu rechter Zeit kam die Artillerie an, und zwei Kanonen von dem Hügel rechts, zwei Einhörner gegen Tschirkei selbst gerichtet, weckten das donnernde Echo des Kaukasus und verbreitete Tod und Verderben. Das Feuer dauerte von beiden Seiten des Sſulaks unaufhörlich fort. Kugeln flogen über den Kopf des Sardars und fielen zu seinen Füßen nieder. Einige Wagehälse, von seinen Werten beseelt, versuchten mehrmals der andern Seite der Brücke sich zu bemächtigen und auf den Querbalken nach der andern Seite hinüber zu laufen, — aber der Mensch ist kein Vogel: das Unmögliche blieb unmöglich. Von ferne vernahmen wir das Rollen von Kanonenschüssen und beschleunigten unsern Marsch. Wir erstiegen durch Schluchten und auf dem Wege, der durch Gewitterbäche zerrissen war, den Berg. Reiter auf Reiter kam uns entgegen. „Schneller! schneller! Doppelschritt!“ Wir liefen fort und erreichten endlich den Gipfel, der uns bisher den Anblick von Tschirkei verborgen hatte. Wir sahen hinein; welch ein Zauber! Bis man die Kanonen am Stricke über die jähen Abhänge heraufbrachte, konnte ich die Augen von der Landschaft nicht abwenden, die in einem gigantischen Panorama mich umgab. Links stand schwarz der Bergrücken des Salatau, der durch den Sſulak in zwei Theile zerspalten war. Dieser Durchriß, der senkrecht von oben nach unten ging, wandte sich dann südlich, und die untergehende Sonne, die seine nördliche Wandung vergoldete, bedeckte unser Ufer mit tiefem Schatten: feurige Wolken rollten langsam über den Kamm des Salatau, schienen in eine Schlucht zu fallen, dunkel zu werden und zu verlöschen. Das linke Ufer des Sſulak hob sich zum steilen Berge empor, der leicht mit dunklem Gebüsche bedeckt war. Scheu drängten sich durch dieses die zahllosen Schafheerden, woran Tschirkei seit langer Zeit reich und durch Reichthum berühmt ist. Gerade vor unsern Augen, in einer vom Wasser ausgerissenen Höhlung, lag der Ort Tschirkei, und hob sich mit schönen Vorsprüngen hervor gegen die Höhe, wo er sich allmählich ausbreitete. Von der rechten Seite erhob sich ein ungeheurer Fels, in Form eines abgeschnittenen Kegels, in die Wolken; wellenförmige Gipfel standen auf beiden Seiten dicht gedrängt nebeneinander. Zwischen ihnen verlor sich der Fluß Sſulak; hinter den jähen Abstürzen verschwand er. Wie wild, großartig und furchtbar zeigte sich hier nicht die Natur, furchtbarer aber noch in dem Hasse der Menschen. Der ganze Berg stand in Pulverrauch gehüllt, gleich einem Vulkan; allenthalben knatterte das mörderische Gewehrfeuer und dazwischen hinein erdröhnte das Geschütz, durch sein Brüllen das Gewehrfeuer übertäubend. Welches wunderbare Echo antwortete aus den tiefen Schluchten! Die Bergbewohner riefen sich mit wildem Klaggeschrei an, und nur selten zeigten sich ihre Mützen und Gewehre über den Verschanzungen. Der Stahl der russischen Bajonnette, das Erz der russischen Kanonen erglänzten im Purpur der Abendsonne. Auf dem Berge stellten wir uns in Schlachtordnung, bereit, nach dem Ufer herabzurücken; vorwärts, auf einem hohen Hügel, gruppirte sich ein malerischer Haufe Reiter, — das war unser Befehlshaber mit seinem Gefolge: — Adjutanten sprengten von ihm weg und zu ihm hin; Aller Augen waren auf Einen Wink von ihm gerichtet, — er gab ihn. Der bekannte Ruf: „Kurinen vorwärts! Schützen vorwärts!“ weckte mich aus meiner träumerischen Betrachtung der Landschaft. Unter einem Kugelregen aus den fünffachen, in den Berg eingeschnittenen und den Weg bestreichenden Verschanzungen stürzten wir hinab. Eine tiefe Schlucht durchschnitt den Weg, über sie war die Brücke geschlagen, verderblich für Viele — die wahre Brücke Alsirat, die scharf wie ein Säbel über dem Abgrunde der Hölle Mohammeds hängt. Die Kugeln schwirrten in solcher Menge, daß man Heuschrecken um sich her summen zu hören glaubte. Einmal nur blickte man auf die Verwundeten: sie flogen hinab, während wir vorwärts drangen. Und jenseits sprangen wir über einen Haufen getödteter Pferde unsrer Reiter hinweg in die Verschanzung. „Selam aleikum, Nussul Aga; Allasachla-Syn, Ibrahim Beg. Chosch galdun, chosch galdun!“ (Wir bitten um Gnade!) riefen sie, unter ihren zerrissenen, blutigen Fahnen sitzend. Nun aber vorwärts: die Spitzbuben haben die Brücke abgebrochen, nur die Querbalken sind geblieben; wir müssen unser Glück versuchen. Wir liefen längs der Verschanzungen hinab in die Tiefe, wo ein schmaler Weg am Fuße des Felsens steil sich hinanwindet. Die Tschirkeier erkannten die Wichtigkeit dieses Punktes sehr gut, und ließen uns die Nase nicht aus der Schlucht herausstrecken; ja der, der auch nur einen Fuß vorwärts setzte, wurde verwundet. Oberst Hoffmann führte hinter uns her ein Bataillon seines Regiments — sein Pferd wurde erschossen und eine Kugel fuhr durch seinen Hut. Bald darauf kamen 200 Freiwillige vom erivanischen Karabinierregimente heran, aber Alle erkannten die physische Unmöglichkeit, sich vor der Nacht der Brücke zu nähern und mußten sich auf ein Gewehrfeuer beschränken. Inzwischen standen unsre Truppen auf dem Berge, wie die Mauern. Die schimmernden Bajonnette glichen den Borsten eines entsetzlichen Ungeheuers. Unser Sardar begab sich von einem Flügel zum andern, und bezeichnete unter dem Pfeifen der Kugeln selbst die Stelle für die Batterie; bald donnerte sie dem Orte Tschirkei selbst gegenüber. Es war schön und schrecklich anzusehen, wie jede Kugel einschlug und in dem volkreichen Orte Verheerung anrichtete. Jeder Schuß durchbohrte eines der baufälligen Häuser. Die Granaten zogen, gleich Sternschnuppen, Linien an dem dunkeln Himmel, platzten und sprühten Blitze um sich her. Bald brach hinter Staub und Rauch die Flamme empor. Geschrei und Klagen flossen in der Entfernung in ein sonderbares Gemurmel zusammen, wie das Aufkochen eines Kessels oder das Heulen des Windes in einer Höhle. Endlich fing es an zu dämmern. Der Kanonendonner wurde seltener..... Trommeln und Hörner erklangen. Wie ausdrucksvoll ist eine solche großartige Kriegsmusik mitten im Kampfe. Wie froh und triumphirend erklang sie in den Bergen des Kaukasus! Die Bergbewohner hörten auf zu feuern, — etwas Wunderbares waren für sie die russischen Melodien. Von den Felsen bei Tschirkei herüber erklang das Echo unserer Kriegstrommeln. Alles wurde still, nur selten fiel ein Schuß; kaum störte das Rauschen und Plätschern des raschen Sſulak, der in der Tiefe über sein Steinbett dahinbrauste, die Stille der Nacht. Manchmal erklang das Anrufen der in ihren Verschanzungen sich haufenweise sammelnden Feinde über den Fluß herüber, so wie das gemessene Werda! der Wachen auf der Vorpostenkette, die auf den umliegenden Bergen aufgestellt war. Die Soldaten trieben fröhliche Possen in den untengelegenen Schanzen; ich lag da und horchte auf ihre Gespräche. Die Nachtkälte durchdrang meinen ganzen Körper. Hunger und Durst peinigten meinen Magen; aber wo Wasser finden, wo Sſuchari *) herbekommen? Die Soldaten waren ohne Tornister ins Feld gegangen. In den traurigen Stunden, wo der Verstand sich in den Magen versetzt, und das Herz sich der Reize eines Abendessens erinnert, dachte ich mir, sollte man freiwillig ein wenig nach der Brücke sehen; ich bin überzeugt, daß dem Hungrigen das Leben minder theuer ist: gewiß ist, daß alle großen Heerführer absichtlich wenig besorgt waren, ihre Truppen satt zu machen. Ich sprang stolz auf, drängte mich durch die Soldaten, welche den Hohlweg anfüllten, und in meinen Mantel gehüllt, das Gewehr abwärts gekehrt, um es nicht schimmern zu lassen, schlich ich mich still unter dem Felsen hinweg, und gelangte auf den Weg, der nicht viel über sieben Fuß breit war.

*) Der russische Zwieback.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 7. 7 Januar 1833.

Leben über der Gränze.

(Fortsetzung.)

Platt-Maul, der Tschippeway-Häuptling, ließ sich nun folgendermaßen gegen den Kommandanten vernehmen: „Vater, wir haben ein Leben verloren, und es ist gewiß, daß noch Einer an seinen Wunden sterben wird. Wir haben bereits Leben um Leben genommen, und das ist Alles, was die Sitte bei uns heischt. Vater, denke nicht, daß ich unser Volk, dessen Blut vergossen worden ist, nicht liebte. Ich würde gern einen Jeden von dem Nahtuessie-Stamme tödten, um die Unsrigen zu rächen, allein ein weiser Mann muß vorsichtig in seiner Rache seyn. Vater, wir Sandsee-Tschippeways sind ein kleiner, sehr kleiner Stamm und schlecht bewaffnet. Wenn wir die Nahtuessies zu weit reizen, so werden sie insgesammt in unser Land kommen, und wir sind nicht im Stande, ihnen Widerstand zu leisten. Vater, ich bin ein gar kleiner, schwacher Häuptling (der Schelm sprach die Unwahrheit, denn er war der dickste und wohlbeleibteste Indianer, der uns noch je vorgekommen war). Vater, wir haben bereits Leben um Leben bekommen, und ich bin zufrieden." Auf fuhr der kleine Krieger, Feuer im Auge. Er führte seinen Namen mit Recht, denn er war klein, fast ein Zwerg. Er war indessen eine gedrungene, rührige, muskelkräftige Gestalt und von höchst muthigem, entschlossenem Sinne. Bei all seiner Kleinheit, genoß er den Ruf des tapfersten und glücklichsten Kriegers des Sandsees. Es war sein Bruder, der das Jahr vorher bei der „Mordstange" erschlagen worden war. „Unser Vater mit dem Plattmaule sagt, er sey zufrieden," hob er an. „Nicht so ich! Wir haben Leben um Leben bekommen, wie er sagt, aber ich bin nicht zufrieden. Dieser Mann (auf Tupunkeh deutend) erschoß meinen Bruder vergangenes Jahr, und die Sonne ist noch nicht zweimal untergegangen, seit er auch mein Weib erschossen hat. Der Andere da hat ihm geholfen. Sie verdienen zu sterben, und sie sollen sterben. Huh!" rief er den Gefangenen zu, und gab ihnen zu verstehen, daß sie sich zu ihrem letzten Gange aufzumachen hätten.

Tupunkeh sprang auf und begann seinen Todesgesang anzustimmen. Die oft wiederholten Worte lauteten etwa so:

„Ich muß sterben, ich muß sterben,
„Doch von Herzen gern falle ich.
„Sie können mir nur ein Leben nehmen,
„Aber ich habe ihnen zwei genommen.
„Zwei für eins, zwei für eins, zwei für eins u. s. f."

Hasenscharte war völlig außer Stande, es seinem muthigen Gefährten gleichzuthun. Er brach in Thränen aus und flehte den Kommandanten aufs Kläglichste an, sein Leben zu schonen. Er verdiene den Tod nicht, versicherte er, denn er sey unschuldig; er habe Niemanden getödtet, sein Gewehr habe ja versagt. Da hörte Tupunkeh Zeze mit Singen auf und unterbrach ihn, hoch entrüstet: „Du lügst, Hund! Memmie, altes Weib, Du weißt, daß Du lügst! Du weißt, daß Du so schuldig bist, wie ich. Schweig', und stirb wie ein Mann, stirb wie ich." Dann wandte er sein Gesicht mit dem Ausdruck der höchsten Verachtung ab, hob wieder sein

„Zwei für eins, zwei für eins . . . ."

an und schritt, Hasenscharte nachziehend, fest und stolz vorwärts.

An dem zur Hinrichtung bestimmten Platze angekommen, gaben ihnen die Tschippeways eine Strecke vor und feuerten. Hasenscharte blieb todt auf dem Flecke. Auch Tupunkeh Zeze war durch den Leib geschossen worden, fiel aber nicht. Eine Kugel hatte den Strick, der ihn an seinen Mitgefangenen gebunden hielt, durchschnitten und im Nu rannte er nun mit einer solchen Behendigkeit weiter, als wenn er gänzlich unverletzt gewesen wäre. Ein lauter Freudenruf ertönte aus einem nahen Dickicht, wo sich einige Dahcotahs verborgen hatten, um Zeugen des Schauspiels zu seyn. Ihre Freude war von kurzer Dauer. Dem kleinen Krieger hatte sein Gewehr versagt, allein er schärfte den Stein am Schloß und zielte wieder. Tupunkeh Zeze hatte bereits einen Vorsprung von 150 Schritten vor seinen Feinden gewonnen, als ihn die zweite Kugel traf und auf der Stelle tödtete. Nach diesem unglücklichen Ausgange der Sache verließen die Dahcotahs die Nachbarschaft des Forts und ließen sich einige Monate lang dort nicht wieder sehen. Man wollte behaupten, sie hätten sich verschworen, eine Berathung (Council) zu verlangen, und dabei den indianischen Agenten und den Kommandanten zu ermorden. War Dieß wirklich ihre Absicht, so blieb sie jedenfalls, sey es aus Mangel an günstiger Gelegenheit, sey es, weil ihnen der Muth dazu fehlte, unausgeführt.

Platt-Mauls Horde verweilte in dem Fort, bis ihr verwundeter Stammgenosse starb. Er kannte seinen unrettbaren Zustand,

trug ihn aber mit großer Standhaftigkeit. Als er sein Ende herannahen fühlte, wollte er sein Pferd schön aufgezäumt und vor das Spitalfenster geführt haben. Man willfahrte seinem Verlangen und rollte sein Bett an das Fenster, so daß er das Thier anrühren konnte. Nun holte er aus seinem Arzneimittel-Säckchen einen großen Ahornzucker-Kuchen hervor, und hielt ihn dem Thiere hinaus, das ihn — es klingt seltsam, ist aber wahr! — aus seiner Hand fraß. Sein ganzes Gesicht strahlte vor inniger Freude, als er erschöpft auf sein Kissen zurücksank. Sein Pferd, sagte er, habe den Zucker gefressen, und er sey nun einer freundlichen Aufnahme und bequemen Wohnung in der andern Welt gewiß. Eine halbe Stunde darauf verschied er. Man bemühte sich dem Grunde seines Aberglaubens nachzuforschen, konnte aber nichts Genaueres darüber erfahren. Es ist eine Sache, über die der Indianer sich ungern ausläßt. —

Nach der Hinrichtung Tupunkeh Jeze's und seiner Mitschuldigen blieb das Indianerland eine Weile ruhig. Die Dahcotahs vermieden jede Berührung mit den Weißen. Sie waren natürlich über den Tod ihrer Stammgenossen nicht wenig erbittert, und sprachen auch untereinander von Rache, waren aber entweder von der Gerechtigkeit des Geschehenen innerlich überzeugt, oder kannten die Macht der Weißen zu gut, um irgend selbstthätig aufzutreten; dagegen beschlossen sie, sich der Winnebagos, die von einem weit entschlosseneren Charakter, als sie, waren und sind, als Werkzeuge ihrer Rache zu bedienen. Der Stamm der Winnebagos wurde, ihren Ueberlieferungen zufolge, von Cortez Waffengefährten oder deren Nachfolgern aus Mexico vertrieben; eine Thatsache, die noch mehr an Wahrscheinlichkeit durch ihre weitere Erzählung gewinnt, wonach sie allen Versuchen, sie aus ihrem Heimathlande zu vertreiben, widerstanden, bis die weißen Eindringlinge sie mit Hunden von ungewöhnlicher Größe und Wildheit (wahrscheinlich die auch in späterer Zeit zur Bezwingung der wilden Neger auf Jamaica gebrauchten, Blut- oder Schweiß-Hunde) jagten. Die Dahcotahs haben übrigens eine ähnliche Ueberlieferung. Wie dem auch sey — die Winnebagos behielten einen tiefgewurzelten Widerwillen gegen die mexikanischen Spanier noch bis vor wenigen Jahrzehnten, und haben ihn jetzt auf das Volk der Vereinigten Staaten übergetragen. Noch erinnern sich einige ihrer Greise unter ihnen der Streifzüge, die sie in ihrer Jugend an den Gränzen von Mexico zu machen pflegten, von wo sie Pferde, Gefangene u. s. w. heimbrachten. Dieses Volk hat mehr Muth und Nationalcharakter, als irgend ein Stamm des Nordwestens. Trunkenheit kommt bei ihnen seltener, als bei andern Stämmen vor, und sie lieben es weit weniger, sich mit den Weißen zu vermischen. Es gibt sehr wenige Winnebagos, die von gemischter Abstammung *) wären. Ein großer Theil von ihnen trat in den von Tekumseh gegen die Weißen gestifteten Kriegsbund, und sechzig ihrer besten und tapfersten Krieger fielen bei Tippecanoe.

Als vor einigen Jahren das fünfte Infanterieregiment der Vereinigten Staaten den Missisippi hinauffuhr, und an dem Fort Prairie du Chien Halt machte, wurde es hier von einer großen Menge Winnebagos besucht. Ein bejahrter Krieger redete den gerade ans Land steigenden Kapitän Gooding, indem er ihm die Hand bot, an. „Ich denke," sagte der Winnebago, „ich könnte Dir sagen, woher die große Schramme an Deinem Halse kommt." — „Wahrscheinlich kannst Du das, versetzte der Kapitän, „Du wirst wohl nicht ohne Grund wissen, daß mir eine Winnebagokugel im Fleische steckt." — „Ja freilich, entgegnete der Wilde, „und ich könnte Dir auch sagen, wer sie hineingeschossen hat. Aber Du bist ein tapfrer Mann, und wir sind jetzt Alle Freunde." Der alte Mann fand, wie es schien, diese Erinnerung gar spaßhaft, denn er lachte herzlich dabei.

(Fortsetzung folgt.)

*) half breeds: von einem weißen Vater und einer indianischen Mutter.

Aegypten und sein Pascha.

(Fortsetzung.)

Abgesehen von Mohammed Ali's Pflichten, als Unterthan der Pforte, und den Folgen, die ein unglücklicher Ausgang des Kampfes für ihn haben würde, hat er durch diesen Schritt, der seine ganze Stellung veränderte, einen großen politischen Fehler begangen. Er befand sich in der vortheilhaftesten Lage, die man sich wünschen kann; völlig unumschränkter Beherrscher Aegyptens, dem nichts als der Name eines solchen fehlte, opferte er, um diesen zu erlangen, eine Menge Vortheile auf, deren ihn zu berauben wohl Niemanden jemals beigefallen wäre. Der Name eines Unterthanen mochte zwar seinen Stolz beleidigen, legte ihm aber dagegen keine sonderlichen Verbindlichkeiten auf. Einziger Gebieter eines herrlichen Landes, das er nach seinem Belieben regieren konnte, hatte er nicht Ursache manchen Souverän zu beneiden. Die Oberherrlichkeit des Sultans bestand schon lange nur noch dem Namen nach, und hatte nicht den mindesten Einfluß auf die von Mohammed Ali angeordnete Verwaltung. Er allein verfügte unbeschränkt über Freiheit und Eigenthum seiner Unterthanen; er war über seine ungeheuren Einkünfte Niemand Rechenschaft schuldig, und das Heer, das er geschaffen hatte, gehorchte ihm allein. Diese nur dem Namen nach bestehende Abhängigkeit aber, die seiner Gewalt im Innern des Landes keinen Eintrag that, lieh ihm nach Außen ein großes Uebergewicht. So lange die europäischen Nationen ihn als einen Unterthan der Pforte betrachteten, konnten sie auch auf sein Gebiet keinen feindlichen Angriff machen, und der Titel eines Vasallen, dessen er sich schämte, diente ihm als Schild gegen alle ländergierigen Absichten der westlichen großen Staaten, während dieser Schutz ihm weiter nichts kostete, als einige äußerliche Zeichen der Unterwürfigkeit, einige im Vergleiche mit den daraus für ihn entspringenden Vortheilen unbedeutende Opfer. Das Gelüste nach Aegypten ist von vielen Seiten her nicht gering, und von dem Augenblicke an, wo Mohammed Ali sich von der Pforte lossagt, und dadurch freiwillig auf jede fernere Unterstützung von Seite seines Souveräns verzichtet — von dem Augenblicke an, wo er sich aus was immer für einem Grunde zum unabhängigen Gebieter des Landes aufwirft, muß er sich auf eine nachdrückliche Vertheidigung gegen fremde Invasion gefaßt halten. Mohammed Ali darf überzeugt seyn, daß England und Frankreich ihn niemals im ungestörten Besitz ei-

nes so reichen Gebietes gelassen haben würden, wäre seine Vertreibung das einzige Hinderniß gewesen. Die Furcht allein, dem Sultan ungerechter Weise Krieg zu erklären, hielt sie davon zurück, ungeachtet ihres sehnsüchtigen Verlangens, in der Levante eine Kolonie von solcher Wichtigkeit zu erlangen. Das habgierige England insbesondere hat schon lange her seine Augen auf Aegypten geworfen, und der neueste Handelsvertrag, den es mit Mohammed Ali geschlossen, wird ihm zur Erreichung seiner nie aufgegebenen Absichten auf dieses nicht wenig behülflich seyn. Nachdem es den Engländern gelungen, Handelskomptoire in Suez und Kosseir zu errichten, wird der Handel auf dem rothen Meere, wo unter allen europäischen Flaggen nur die ihrige weht, in kurzer Zeit ganz in ihren Händen seyn; außerdem gewähren ihnen jene Etablissements jederzeit endlose Vorwände, je nach Gelegenheit der Verhältnisse, den bestehenden Vertrag zu brechen, und sicherlich werden sie nicht einen günstigen Augenblick versäumen, wo sie den Krieg erklären und ihrer Beute sicher seyn können. Wer die Gesinnung des brittischen Kabinets gegen Mohammed Ali aufmerksam beobachtet hat, mußte handgreiflich das Streben erkennen, sich neue Handelswege zu öffnen, indem es zu seinen bisherigen Besitzungen in der Levante auch noch andere zu fügen sucht; und dieser Wunsch wird um so lebendiger werden, je mehr sich die Gelegenheit erleichtert, ihn zu erreichen. Das Heer und die Flotte Mohammed Ali's mögen zwar zu einem Kampfe gegen die Pforte auf eine gewisse Zeit ausreichen; aber was würden sie gegen eine europäische Expedition vermögen? Der Vicekönig sah Dieß sehr gut ein, als er Frankreich seinen Beistand gegen den Dey von Algier anbot. Seine Absicht dabei war, sich einen mächtigen Bundesgenossen zu erwerben, der späterhin es für Pflicht gehalten haben möchte, ihn in seinem Plane, sich unabhängig zu machen, zu unterstützen, und gegen feindliche Angriffe, die er zu fürchten hat, zu beschützen.

(Schluß folgt.)

Ein Aufenthalt in der Kingsbench.

Es kann dem Leser gleichgültig seyn, was mich „in bancum Domini Regis" führte, oder mit andern Worten, zum Gefangenen in der Kingsbench *) machte; nur so viel möchte ich ihm sagen, daß eine Bürgschaft für einen treulosen Freund und die Kniffe eines hinterlistigen Advokaten mich in Schwierigkeiten verwickelten, durch die ich gezwungen wurde, so unversehens schnell mich zur Haft zu stellen, daß ich nicht einmal von Weib und Kind einen flüchtigen Abschied nehmen konnte.

Ich murmelte, glaube ich, einen Fluch zwischen den Zähnen, als mein guter Freund mir die dringende Nothwendigkeit baarlar bewies, daß ich ohne eine beträchtliche Summe zu verlieren, nicht einen Augenblick zögern dürfe, mich in der Kingsbench zu stellen; so folgte ich denn geduldig meinem Führer, der schnellen Schrittes Sergeants-Inn zueilte. Hier, mitten unter einem Haufen schmutziger Advokatenschreiber, von denen ein jeder entweder nach einem eben so unsaubern Kameraden rief oder mit großem Geschrei Akten von den Schreibern des Richters forderte, ward das Papier unterzeichnet, das mir eine Aufnahme in meinem neuen Aufenthaltsorte verschaffen sollte. Sobald mein Freund dieses unumgänglich nöthige Instrument in Händen hatte, übergab er mich sehr höflich einem kleinen, zierlich gepuderten, hagern Manne, der den wohllautenden Namen Gibbins oder Tibbins führte, und sich eben in einem benachbarten Kaffehause bei einer Pfeife Tabak und einem Kruge Bier seines Lebens freute. Der Tippstaff *) (Konstabel) denn das war das Männchen, nahm den Verhaftsbefehl in Empfang und strich seine Gebühren ein; die letztern steckte er in die Tasche, mich hingegen sammt dem erstern händigte er einem langen, starknochigen, einarmigen Irländer aus, in dessen Geleite ich ungesäumt die Wanderung nach meinem Bestimmungsorte antrat, wo ich etwas vor neun Uhr anlangte, und nach Erlegung der mir mit vieler Umständlichkeit abverlangten Gebühren, einstweilen als Einwohner des berüchtigten Fleckens Tenterden auf- und angenommen wurde.

Meine Aufregung hatte sich mittlerweile etwas gelegt, und ich war jetzt im Stande die seltsame und für mich ganze neue Scene zu betrachten, auf der ich nun selbst eine Rolle spielen sollte. Während ich in der Vorhalle meine Gebühren entrichtete, wurde ich von einem der Schließer einem gemeinen, feisten Kerl mit den Worten empfohlen, dieser Gentleman werde für meine Bequemlichkeit während der Nacht sorgen. Ich folgte ihm schweigend durch eine Art Vorhof hinter dem Hauptgebäude, dann gelangten wir durch einen gewölbten Thorweg in einen schlechtgebauten, niedern, gothischen Gang, wo ich mich, nachdem eine Thür zu ebener Erde geöffnet worden war, plötzlich in einer seltsamen Gesellschaft befand. Auf verstümmelten Stühlen, zerbrochenen Bänken und anderm ähnlichen Geräthe sitzend (Einer saß sogar, wie mir schien, auf einer umgekehrten irdenen Pfanne), sah ich ein halbes Dutzend Vagabunden vor mir, die sich auf eine mit ihrem niedrigen Aussehen sehr übereinstimmende Weise unterhielten. Das Zimmer, oder eigentlich die Zelle, hielt etwa zwölf Fuß ins Gevierte, hatte eine niedere, gewölbte Decke, und war voll von Tabaksqualm; auf dem Boden standen mehrere zinnerne Krüge, einige leer, andere noch mit Vorrath zu Fortsetzung des Abendtrunkes versehen. In einem Winkel saß ein halbverhungertes, schmutziges Weib, mit einem abgezehrt aussehenden Kinde in ihren Armen (Weib und Kind meines feisten Freundes, wie ich später erfuhr), der ein solches Gelag, wie ich glaube, nichts neues seyn mußte, denn sie lullte den armen schreienden Wurm so unbekümmert in den Schlaf als es sie allein und in keinem Gefängniß gewesen wäre.

Als ich so dieß wenig erfreuliche Schauspiel vor mir überblickte, regte sich in mir ein gewaltiger Widerwillen gegen die mir angebotene „Bequemlichkeit," allein ich hatte keine Zeit, lange über dieser neuen Vermehrung meines Mißgeschicks zu brüten. Mein Führer, der Gentleman, wie der Schließer ihn genannt hatte (er war ein zahlungsunfähiger Metzger), hatte nicht sobald seiner Peg, **) wie der Grobian sein Weib nannte, angekündigt, daß er einen Miethsmann bringe, als alle Raucher aufstanden, und mir zu dem bequemen Quartier mit einer Herzlichkeit Glück wünschten, die meine Verlegenheit nur noch vermehrte. Ich wußte kaum was ich thun sollte, endlich dachte ich doch es sey Zeit

*) Die Kingsbench, wie den meisten Lesern bekannt seyn wird, das große Schuldnergefängniß in London. Sie hat das Ansehen einer kleinen Stadt, in der sich Kramläden, Bier- und Kaffehäuser, so wie auch Handwerker aller Art befinden. Die Anzahl der freiwillig hier wohnenden Menschen übersteigt meist die der Gefangenen, und oft sind innerhalb der Mauern der Kingsbench 3000 Personen zu finden. Nur der Eingang ist streng bewacht, im Innern herrscht durchaus kein Zwang; man sieht nichts von Riegeln, Schlössern, Kerkermeistern u. s. w., nichts, was an ein Gefängniß erinnert. Die Gefangenen können sich wo und wann sie wollen versammeln, Bälle, Konzerte und Freimaurerlogen werden gehalten u. s. w. Zu den Privilegien der Kingsbench gehört auch daß kein Gerichtsdiener sie betreten darf. Der Marschall des Gefängnisses genießt beträchtliche Einkünfte, hat aber starke Verbindlichkeiten auf sich, da er für jeden entwichenen Schuldner einstehen muß. Die Bewachung der Gefängnißpforte ist daher sehr streng. Die Gefangenen wählen unter sich einen Ausschuß, der sich wöchentlich einmal versammelt, um Streitigkeiten zu schlichten, Polizeiverfügungen zu erlassen, über Schulden die im Gefängniß gemacht worden, zu entscheiden u. s. w. Jeder hat das Recht diesen Versammlungen beizuwohnen und öffentlich zu sprechen.

Anm. d. R.

*) So wird eigentlich der mit Metall beschlagene Stab genannt, den die Konstabels als Zeichen ihrer Amtsgewalt führen.

**) Gemeine Sprachverkürzung von Margarethe, mit der Nebenbedeutung von hölzerner Schuhnagel.

meinen neuen Wirth um den Preis der zu vermiethenden Bequemlichkeit zu fragen, die mir hier aufgenöthigt werden sollte. „Nur eine halbe Guinee die Woche," war die Antwort, „und Peg wird sie bedienen (hier bemerkte ich, daß Peg ihre spitzige Nase emporrichtete); Sie werden nur zu zweien in Einem Bett schlafen, denn wir haben nur drei Zimmerherren und dieser Gemmann *) da, Herr, (hier stieß er einen der dicksten der Raucher vorwärts) ist ihr Stubengenosse und Schlafkamerad." Ich war starr vor Schrecken und wie vom Blitz getroffen. Das Unglück, dachte ich, rettet uns doch zu seltsamen Schlafkameraden, allein ehe ich in solch einer Höhle und in solch einer Gesellschaft schlafe, will ich lieber ein Nachtlager unter freiem Himmel wagen. Glücklicherweise hatte ich noch so viele Geistesgegenwart mich zu entschuldigen, daß ich einen so bequemen Aufenthalt für jetzt nicht annehmen könne, und indem ich meinen lustigen Kameraden etwas Münze zurückließ, um ihren Abendsegen mit dem Kruge fortsetzen zu können, ging ich, so schnell meine Füße mich tragen wollten, dem Haupthor des Gefängnisses zu, froh einem so abscheulichen Neste entronnen zu seyn.

Der Zufall führte mich ins Kaffeehaus, von dessen Daseyn ich vorher nichts gewußt. Hier fand ich es zwar etwas eng, aber sonst recht angenehm, und was mir über Alles ging, größtentheils von reputierlichen Leuten besetzt. Ich schöpfte von neuem Athem, und setzte mich, eine Flasche Wein bestellend, in einen Winkel um aufmerksam zu beobachten was um mich vorging. Als der Aufwärter meinen Wein brachte, fragte er mich, ob ich die Nacht hier zu schlafen gedächte. „Kann ich das?" frug ich hastig. — „Ganz gewiß mein Herr, im Kaffeezimmer." — Thut nichts, dachte ich, allenthalben lieber als in der schmutzigen Höhle, wohin man Dich zuerst führte, und man wird mir gern glauben, daß die Tische und Bänke des Kaffeezimmers gegen des Metzgers Zelle mir wie ein Lager von Eiderdunen vorkamen, das ich gehörig zu schätzen wußte. Ein ermüdeter Reisender kann sich über die Aussicht auf ein reines, bequemes Bett nicht inniger erfreuen, als ich mich über die Befreiung von der Bequemlichkeit meines feisten Freundes, und dieser Umstand söhnte mich nun Vieles mit meinem Schicksale aus.

Um zehn Uhr ward das Kaffeezimmer geräumt, um aus Tischen und Bänken die erforderliche Anzahl von Betten zu bereiten. Für diese Nacht wurden deren vier hergerichtet, und obschon es etwas unbequem war in einem mit vier Lagerstellen versehenen Zimmer zu schlafen, so hatte doch Jeder sein abgesondertes Bett und dabei den Trost sich in Gesellschaft ordentlicher Menschen zu befinden. Wirklich bestand auch meine Gesellschaft an diesem Abend aus einem irländischen Baronet, einem Gardeoffizier und einem sehr achtbaren, aber unglücklichen englischen Kaufmann, die Alle, eben so wie ich, das Gefängniß erst am nämlichen Abend betreten hatten.

Ich gehöre zu Denen, die es sich zur Regel gemacht haben sich immer und überall so viel möglich nach den Umständen zu bequemen, und ich kann diese Regel aus Erfahrung als sehr ersprießlich empfehlen. In ihrer Ausübung liegt eine sehr richtige und nützliche Philosophie, und da der Mensch, seiner Natur nach, ein Sklave der Umstände ist, so ist es stets besser aus der Noth eine Tugend zu machen, und Das was früher oder später ohnehin geschehen muß, lieber gleich und zwar willig, und mit gutem Anstand zu thun. Mit diesen Grundsätzen fand ich mich bald in mein Schicksal und da ich nie eine Gelegenheit vorübergehen ließ, meine Menschenkenntniß zu vermehren, so ward ich ein stiller aber aufmerksamer Beobachter der Personen, die in einer der seltsamsten und wechselvollsten Scenen des ereignißreichen Schauspieles des menschlichen Lebens eine Rolle spielten. Ich war jetzt der tägliche Gesellschafter von Gaunern, falschen Spielern, bankerottirten Advokaten, liederlichen Menschen, kassirten Offizieren und ausschweifenden jüngern Söhnen mit bartlosem Kinn, aber einer wahrhaft entsetzlichen Lebenskenntniß. Auch zwei oder drei öffentliche oder vielmehr berüchtigte Charaktere gab es unter uns; zwei waren auf Ehebruch **) betreten worden, einer hatte an öffentlichen Gebern einen Betrug von großem Belange verübt, und ein Vierter hatte in der Kingsbench einen Rubert gefunden, nachdem er vorher auf einer andern Bank der gesegneten Kolonie Australasiens seine unwichtige Rolle gespielt hatte. Man sieht, daß unsre Kaffeehausgesellschaft gar nicht zu verachten war, und wäre man hier nur nicht von so hohen Mauern umgeben gewesen, so hätte man den Aufenthalt recht angenehm nennen können. Eine lustigere Gesellschaft von Teufeln als der größte Theil unserer Kaffeehausbesucher war, sah ich nie; die jungen Leute besonders waren sehr munter und fröhlich und so lange sie Geld hatten, freigebig wie die Fürsten. Das Spiel ist unter diesen jungen Wüstlingen, und auch unter einigen der ältern auf eine Weise herrschend, die den alten mürrischen Gefängnißmarschall zu einer höchst lustigen Raserei bringen würde, aber dabei geht alles fein säuberlich und mit so höllischem Anstand zu, daß diese Unterhaltung Jedem — mit Ausnahme des Verlierenden — ganz angenehm vorkommen mag.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vulgaire Abkürzung von Gentleman.

**) Criminal Conversation nach englischer Rechtssprache; jeder dieses Verbrechens Ueberführte wird verurtheilt dem beleidigten Ehemann eine gewisse Summe Geldes zu bezahlen und diese Buße wird Crim. con. Money genannt.

Indianische Weissagung.

Wie der „tscherokisische Phönix" *) berichtet, kam es vor vierzig oder fünfzig Jahren, als die Tscherokisen noch in ihrer alten Rohheit lebten und Gebräuche hatten, von denen sich jetzt nur noch einzelne Spuren erhalten haben, häufig vor, daß bei Volksversammlungen oder öffentlichen Berathungen gewisse Leute, die man damals in jedem Dorfe fand, auftraten, und den Versammelten die Ueberlieferungen des Stammes erzählten. Da erzählten sie denn von dem, was ihre Vorväter erlebt hatten, führten dann ihren Bericht bis zu der Zeit, in der sie jetzt lebten, herab, wo eine neue Zeitrechnung in Folge der immer näher rückenden Ansiedelungen des „weißen Mannes" beginnen würde, und sagten nun, wenn sie auf das künftige Schicksal ihrer Nation übergingen, mit auffallender Genauigkeit die Hauptereignisse, wie sie seitdem in ihrer Geschichte stattgefunden haben, voraus. **) Dieser Theil ihrer Rede oder Prophezeyung lautete denn etwa folgendermaßen:

„Unser älterer Bruder (das Volk der Weißen nämlich) ist unser Nachbar geworden. Er ist uns jetzt nahe und nimmt bereits unsre uralten Wohnplätze ein. Doch Dieß ist so, wie unsre Vorväter uns sagten. Sie sagten: meine Füße sind gegen Abend gekehrt, sie werden nie wieder sich herumdrehen. Nun habt Acht, was unsre Väter uns sagten. Euer älterer Bruder wird sich um euch her niederlassen; er wird sich ohne eure Erlaubniß über eure Länder ausbreiten und euch anliegen, sie zu verkaufen. Wenn ihr ihm einen Theil eures Landes gebt, so wird er nicht zufrieden seyn, sondern mehr haben wollen. Im Verlaufe der Zeit wird er euch anliegen, zu werden wie er. Er wird euch sagen, daß eure Lebensart nicht so gut ist, als die seinige, und ihr werdet euch verleiten lassen, große Straßen durch die Nation zu machen, vermittelst deren er ungehinderten Zugang zu euch erhalten wird. Er wird eure Weiber lehren, zu spinnen und zu weben und Kleider zu machen, und er wird euch lehren die Erde zu bebauen. Er wird euch seine Sprache lehren, und wird euch lehren, zu lesen und zu schreiben. Doch Dieß sind nur die Mittel euch zu verderben und euch aus euern Wohnplätzen zu vertreiben. Er wird euch gen Abend weisen, aber ihr werdet dort keine Ruhestatt finden, denn euer älterer Bruder wird euch von einem Orte zu dem andern treiben, bis ihr an die großen Wasser gegen Abend kommt. Diese Dinge werden gewißlich eintreffen; es wird aber erst geschehen, wenn wir todt und dahin sind. Wir werden nicht leben, das Elend zu sehen und mit zu leiden, was über euch kommen wird."

Ob diese Prophezeyung eingetroffen ist, mag der Leser selbst entscheiden!

*) Bekanntlich eine unter diesem Titel unter den Tscherokisen erscheinende Zeitung.

**) So ist es z. B. eine Thatsache, die viele noch lebende Ohrenzeugen bestätigen können, daß sie die Ereignisse, die gegenwärtig in Bezug auf die Indianer im Südwesten stattfinden, vorhersagten. (Der Aufsatz ist im Julius 1832 geschrieben, und meint hier den, in neuester Zeit einstweilen eingestellten Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und den Indianerstämmen im Missuri- und Mississippi-Gebiete.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 8. 8 Januar 1833.

Die Fortschritte der Dampfwagenfahrt in England.

(Nach dem Edinburgh Review.)

Mit ungewöhnlichem Eifer verwendete man in England seit einigen Jahren her Kapital und menschliche Geschicklichkeit auf Verbesserung und Beschleunigung des innern Verkehres, der als eines der mächtigsten Werkzeuge zu Förderung des Nationalreichthums und der Civilisation einen verhältnißmäßigen Aufschwung gewann. Man erzielte Wirkungen, die, wenige Jahre früher vorausgesagt, als Träume eines müßigen Kopfes oder als Erdichtungen aus dem Reiche der Feenwelt würden verlacht worden seyn. Wer hätte glauben wollen, daß es möglich seyn würde, eine schwere eiserne Dampfmaschine, mit mehreren Hunderten von Reisenden beladen, und hinter sich herschleppend einen Zug von Wagen mit Gütern belastet, sammt einer ausreichenden Menge von Wasser und Kohlen, zwischen Liverpool und Manchester hin- und herfliegen, und eine Wegstrecke von dreißig englischen Meilen in wenig mehr als einer Stunde zurücklegen zu sehen? Und doch geht dieß Wunder gegenwärtig jeden Tag und jede Stunde vor sich, und noch dazu ist die Straße, auf der es zu sehen ist, am wenigsten vortheilhaft für den Gang solcher Maschinen angelegt, da sie wellenförmige Unebenheiten und Krümmungen hat, welche die Schnelligkeit im Durchschnitte mehr hindern, als ähnliche Hindernisse auf gewöhnlichen Landstraßen. Aber die Schnelligkeit des Transportes, den man durch die Dampfwagenfahrt erreichte, ist nicht weniger erstaunenswürdig, als die Lasten, die man mittelst dieser Bewegkraft fortschaffen kann, durch die mehr geleistet wird, als selbst die zwei größten Märkte Großbritanniens erfordern. Lasten von 50 bis 70 Tonnen werden im Durchschnitte mit einer Schnelligkeit von 15 Meilen auf eine Stunde fortgeschafft; allein die Maschinen sind dabei unter ihrer Kraft in Bewegung, und neuerlich erst hat man eine wahre Schiffladung von 230 Tonnen auf einem Wagenzug von Liverpool nach Manchester, mit einer Schnelligkeit von zwölf Meilen in einer Stunde bringen sehen.

Die Bewunderung der gegenwärtig im Gang begriffenen Dampfwagen würde übrigens sehr herabgestimmt werden, wenn man in die Zukunft blicken und jene Wirkungen voraussehen könnte, welche eine weitere Ausbildung dieser Erfindung zur Folge haben wird. Die Kunst, Dampfwagen zu bauen, hat nämlich keineswegs noch ihre vollkommene Reife erlangt, und geht so zu sagen noch auf Kindesbeinen. Die Unkenntniß der gewaltigen Kraft lokomotiver Maschinen war vor Eröffnung der Liverpoolfahrten, selbst unter den Ingenieurs so groß, daß man die Fortschaffung schwerer Waaren allein für den Hauptzweck der Unternehmung und die Hauptquelle ihres Ertrages hielt. Die unglaubliche Schnelligkeit des ersten Versuches schon, im Jahr 1830, machte auf das Publikum und die wissenschaftliche Welt die Wirkung einer neuen und nie geahnten Erscheinung. Bei dem unglücklichen Zufalle, der Huskisson's Leben ein Ende machte, wurde der verwundete Staatsmann mit einer Schnelligkeit von 15 englischen Meilen in 25 Minuten, also im Durchschnitt von 36 Meilen auf die Stunde, zurückgebracht. Der Ertrag der Dampfwagen von den Passagieren hat seit der Eröffnung der Fahrt, aller Voraussicht entgegen, beinahe das Doppelte der Waarenfracht betragen. So wenig Erfahrung hatte man damals noch in dem Bau von Dampfmaschinen, daß die Dampfwagengesellschaft Anfangs nicht wußte, ob sie große feststehende Maschinen auf verschiedenen Entfernungen längs der Eisenbahn errichten lassen sollte, um die Wagen von Station zu Station fortzuziehen; oder bewegliche Maschinen, um die Ladungen auf dem ganzen Wege ununterbrochen fortzuschaffen. Als man sich endlich zu letzterem entschied, so hatte man fortwährend, und bis auf diese Stunde noch, mit jenen Nachtheilen zu kämpfen, die aus Mangel genauer Kenntnisse entspringen, welche Erfahrung allein erwerben kann. Unaufhörlich wurde an den Dampfmaschinen, in Gewicht und Verhältnissen, Größe und Gestalt geändert, wie es die Erfahrung eines jeden folgenden Monats erheischte. Fehler, die man nach und nach kennen lernte, wurden gehoben, neue Verbesserungen angebracht und an allen Orten und Enden wurden Dampfmaschinen von so vermehrter Kraft und Wirksamkeit verfertigt, daß man ihre Vorgänger wieder aufgab, nicht weil sie etwa untauglich waren, sondern weil sie durch die reißend schnell gemachten Verbesserungen verdrängt wurden. Hiezu erwäge man, daß man bis jetzt eigentlich nur eine Art von Dampfwagen angewendet hat, und auch diese Art, die durch eine Reihe von Erfahrungen so große Vollkommenheit erlangt hat, ist bei weitem noch nicht ausgebildet genug, und hat noch Mängel, die jedoch, wie nicht zu verkennen ist, Zeit und Erfahrung verbessern wird. Wenn so die Dampfwagen mit allen Unvollkommenheiten einer beginnenden Erfindung — bei allem Mangel an Erfahrung, der Mutter jeder wesentlichen Verbesserung — bei allem Mangel der gewöhnlichen großartigen

Unterstützungen durch Kapitale, nur zu einem einzigen größern Versuche angewendet, und dieser Versuch nur mit einer Art von Maschine und noch dazu nicht nach den weisesten Prinzipien angestellt wurde; wenn unter solchen hinderlichen Einflüssen Wirkungen hervorgebracht wurden, wie man sie bis jetzt gesehen: was läßt sich erst von dieser ungeheuern Kraft erwarten, wenn der Unternehmungsgeist fesselfrei sich bewegen, wenn ein größeres Feld der Erfahrung sich öffnen, wenn Zeit, Geld und Genie die noch bestehenden Hindernisse beseitigt haben werden? Dieser Blick in die Zukunft ist kein eitler Traum ins Reich der Möglichkeiten hinüber, sondern geht von den bereits gewonnenen Fortschritten aus. Eisenbahnen bestehen oder bilden sich zwischen den wichtigsten Punkten des inländischen Verkehrs, und überall arbeitet man an Dampfwagen auch für die gewöhnlichen Straßen, da die Möglichkeit und der Nutzen, sie auf diesen anzuwenden, so zuverlässig herausgestellt worden ist, daß in Beziehung darauf Parlamentsbeschlüsse gefaßt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Aegypten und sein Pascha.

(Schluß.)

Aegypten ist ungeachtet der Fruchtbarkeit seines Bodens ein ruinirtes Land, das vieljähriger Ruhe bedürfte, um sich von seinen Wunden zu erholen. Die Bevölkerung, gelichtet durch die Ehrsucht und den Geiz der Regierung, seufzt nur nach dem Augenblicke, ihre Ketten gebrochen zu sehen, und wenn sie gleich nicht Kraft und Muth genug hat, sich der Tyrannei Mohammed Ali's zu widersetzen, so fühlt sie doch wenigstens den Wunsch, von ihm befreit zu werden, so daß sie, weit entfernt Widerstand zu leisten, freudig eine Macht begrüßen würde, die ihr als Befreier erschiene. Was den Ausgang des gegenwärtigen Krieges betrifft, so kann er kaum zweifelhaft seyn. Bis jetzt hat Ibrahim Pascha seinen Marsch fortgesetzt, ohne irgend auf einen ernsten Widerstand zu stoßen; er schlug bloß einige irreguläre Truppen, die nie gegen ihn Stand halten konnten, und man muß warten, bis er auf das eigentliche Heer des Sultans stößt, um die Fähigkeiten des Feldherrn beurtheilen zu können, der an der Spitze von 50,000 Mann, nach einer mehr als sechsmonatlichen Belagerung St. Jean d'Acre, dessen Besatzung nie 2500 Mann überstieg, und auf 1200 herabgeschmolzen war, nicht einnehmen konnte. *)

Zum Schlusse wollen wir hier noch einen kurzen biographischen Bericht über Mohammed Ali aus der oben angeführten Schrift beifügen, die außerdem auch Notizen über Ibrahim Pascha, Moharrem Bey, Achmed Bey Defterdar, Mahmud Bey, Scheriff Bey, Osman Bey, gegenwärtigen Pascha und Admiral der Flotte, und Boghos enthält, die jedoch für den größeren Kreis der Leser von geringerem Interesse seyn können:

Mohammed Ali wurde im Jahre 1182 der Hedschra (1769) zu Cavalla (Kaualah), einer kleinen Stadt in Rumelien, geboren, wo sein Vater ein Offizier unter den Truppen des Gouverneurs war. Obgleich seine Erziehung durchaus vernachlässigt wurde, so gab er doch schon frühzeitig Proben eines scharfsinnigen und durchdringenden Geistes, einer lebhaften Einbildungskraft und unternehmenden Muthes, was ihm die hohe Bestimmung, zu der er berufen war, voraus zu sagen schien. In seiner Jugend schon fand er Gelegenheit sich durch Klugheit und Muth auszuzeichnen, indem er die Bewohner eines Dorfes, die sich gegen die Behörden von Kaualah empört hatten, wieder zum Gehorsam brachte. Dieß erwarb ihm das Vertrauen der höheren Beamten und die Neigung einer Frau, die er später heirathete, und von der er während der Lebzeiten ihres Mannes noch drei Söhne, Ismael, Tussum und Ibrahim hatte, was zu dem Gerüchte Anlaß gab, Ibrahim Pascha sey nur ein angenommener Sohn Mohammeds. *) Ein eigener Zufall stellte ihn an die Spitze von 300 Mann, die der Bezirk von Kaualah, auf Befehl des Großherrn, gegen die Franzosen nach Aegypten schicken mußte, die damals von diesem Lande Besitz genommen hatten. Kaum war er zu dem ottomanischen Heere gestoßen, als er sich auch schon durch seine Tapferkeit auszeichnete, von der er in mehreren Gefechten mit den republikanischen Truppen glänzende Proben gab. Es ist hier nicht der Ort, Mohammed Ali auf seiner militärischen Laufbahn ihrer ganzen Länge nach zu folgen; und wir gehen sogleich zu dem Augenblicke über, wo er nach mancherlei wechselnden Glücksfällen von einer Versammlung der Scheikhs am 14ten März 1805 zum Gouverneur von Aegypten ernannt wurde. Das Land war damals allen Schrecknissen innerer Zwietracht zur Beute geworden, und unter einer Menge Tyrannen vertheilt, die man Beys oder Mameluken nannte. Mohammed Ali beugte ihren Widerstand, und wurde zwei Monate nach seiner Erwählung (am 9ten Julius 1805) von der Pforte als Pascha von Aegypten anerkannt.

Die Engländer sahen es ungern, daß durch die Energie eines einzigen Mannes die Ruhe in einem Lande wieder hergestellt wurde, nach dem sie so lange lüstern waren, und dessen innere Verwirrungen ihnen jeden Augenblick Vorwände zu Einmischungen boten. Sie erklärten sich öffentlich gegen Mohammed Ali, dessen Plane ihre längst genährten Hoffnungen zu vereiteln drohten. Der britische Gesandte zu Konstantinopel verlangte seine Entfernung, und die Agenten der englischen Regierung erregten neue Unruhen. Diese Bemühungen fruchteten, und Mohammed Ali erhielt von der Pforte den Befehl, sein Paschalik zu verlassen und dafür das von Salonichi zu übernehmen. Allein unter verschiedenen Vorwänden gelang es ihm Zeit zu gewinnen, bis

*) Wie bekannt, ist es seitdem genommen, und auch Damaskus und Aleppo von ihm erobert worden. Die ägyptische Flotte, die aus vier Linienschiffen, sieben großen Fregatten, Schaluppen, Briggs u. s. w. besteht, war ausgelaufen, die des Sultans aufzusuchen. Ein Schiff von 130 Kanonen ist jüngst erst wieder vom Stapel gelaufen. Allein die Unterhandlungen, welche Mohammed Ali angeknüpft hat, scheinen darauf hinzudeuten, daß er die ganze Schwierigkeit seiner Lage mehr und mehr empfindet.

*) Diese Behauptung rührte von dem französischen Konsul Drovetti her, der von Ibrahim Pascha beleidigt worden war, und sich dafür rächen wollte, indem er verbreitete, Ibrahim sey der Sohn von dem Weibe des Pascha's, aber von ihrem frühern Gatten. Allein es ist in dem Harem Mohammeds eine anerkannte Sache, daß Ibrahim sein Sohn ist, und der älteste von Dreien. Der Verfasser hat hier unrichtig Ismael als den ältern angegeben, welcher der jüngste ist.

endlich seine geleisteten Dienste den Großherrn bestimmten, ihn als den einzigen Mann, der fähig war, Aegypten in einem so kritischen Augenblick zu regieren, und es dem ottomanischen Reiche zu erhalten, in der ihm verliehenen Stelle zu lassen.

Die Niederlage der Engländer bei Rosette, zur Zeit ihres unglücklichen Feldzuges im Jahre 1807, und ihre Vertreibung aus Aegypten, die Vernichtung der Mameluken, die Kriege gegen die Wechabiten, und später die Eroberung von Hedschas, Kordofan und Sennar, erwarben ihm neue Ansprüche auf die Gunst und Achtung des Sultans. Ueberzeugt jedoch, daß er Aegypten durch seinen Säbel erobert hat, ist Mohammed Ali entschlossen sich im Besitz des Landes zu behaupten, und es auf seine Nachkommen zu vererben; kurz er gedenkt, hier eine neue Dynastie zu gründen.*)

Mohammed Ali vereint mit großem Muthe die Kunst zu herrschen, und ist mit einem feinem Geiste und ungewöhnlichem Scharfblick begabt; auch mit politischen und diplomatischen Kunstgriffen ist er vertraut und weiß sie geschickt anzuwenden. Unermüdlich und von erstaunenswürdiger Ausdauer, konnte er sich noch in seinem fünf und vierzigsten Jahre bequemen, lesen und schreiben zu lernen; in seiner ganzen Handlungsweise ist übrigens der rastlose Drang eines ehrgeizigen Mannes zu erkennen, der sich um jeden Preis einen großen Namen erwerben will. Unbeugsam bis zur Grausamkeit, fehlt es ihm doch nicht an einem gewissen Gefühl für Menschlichkeit: so hat er den Großen seines Reiches das hassenswürdige Vorrecht entzogen, ohne gerichtliche Entscheidung mit dem Tode bestrafen zu dürfen. Eine große Anzahl abgefallener Unterthanen der Pforte hat er bei sich aufgenommen und ehrenvoll behandelt, und nie würde er in ihre Auslieferung gewilligt haben. So nahm er auch während des griechischen Kampfes jene Griechen, die sich zufällig in Aegypten befanden, in seinen Schutz, ließ ihnen ihre Stellen, und überhäufte sie sogar mit noch größern Gunstbezeigungen.**) Ein enthusiastischer Freund von Neuerungen, nimmt er sich ihrer mit Eifer und meistentheils ohne vorhergängige Prüfung an; so gründete er mehrere Schulen, durch deren schlechtes Gedeihen seine Eigenliebe bitter gekränkt wurde. Uebrigens ist er herablassend und von umgänglichem und einnehmendem Wesen. Unbekümmert um Vorurtheile, weiß er die europäischen Nationen zu würdigen, indem er sich sogar den Anschein gibt, sie nachzuahmen; häufig hört man ihn die Großen seines Hofes wegen ihrer unrichtigen Begriffe von fremden Nationen tadeln und zurechtweisen. Der Ausdruck seines Gesichtes ist heiter und offen, und sein Auge voll Feuer. Stets in Aufregung, schläft er nur wenig und genießt selten einer gesunden Ruhe; des Nachts wachen stets zwei Weiber an seinem Bette, um die Decken wieder zurecht zu legen, die er während des Schlafes von sich wirft. Wenn man ihm vorgestellt wird, bezeigt er sich gesprächig und neugierig, vorzüglich in Allem, was auf Europa Bezug hat. Als Mensch besitzt er viele achtungswerthe Eigenschaften; er ist ein guter Vater, ein treuer Freund, in seiner Lebensweise einfach und mäßig. So ist Mohammed Ali, aber wenn dieser oder jener Zug des von ihm entworfenen Umrisses täglich an genauer Aehnlichkeit verliert, so muß man Dieß dem unerbittlichen Alter zuschreiben, das in dem Maße als es auf ihm lastet, die Härte seines Charakters zu vermehren scheint.

*) Man sagt, daß Mohammed Ali's Entwürfe nicht bloß auf Aegypten beschränkt, sondern auch nach allen Ländern, wo arabisch gesprochen wird, und sogar nach dem Throne von Konstantinopel gerichtet sind.

**) Es lag in diesem Verhalten viel Politik, und man erkennt darin neue Beweise von seinen damaligen Entwürfen, die Macht des Sultans zu stürzen. Eine starke Partei unter den Griechen würde für ihn von großem Vortheil gewesen seyn. Ich hörte Einen von des Pascha's vornehmsten Hofleuten sagen: „Griechenland und Syrien seyen zwei Thore, die nach Einem Orte führen."

Briefe aus dem Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Schwarz, wie mit gerunzelter Stirne, standen die steilen Abhänge beider Ufer vor mir da. Bei jedem Schritte verriethen die Sandsteine, die ich mit dem Fuße fortriß, durch ihr Fortrollen meinen Gang, und ich gestehe es, mein Eifer erkaltete, als unwillkommene Schüsse meinen Weg beleuchteten. Ich stand wie ein Stein unter Steinen und — wurde nicht bemerkt. Ich zählte 87 Schritte von der Wendung des Weges bis zum Anfang der Brücke. Ich kroch wie eine Schlange am Rande des Ufers fort, und blicke hin: ein Querbalken von vier Saschenen liegt da; aber auch dieser hängt auf die Seite und hält sich kaum noch; unten, in einer Tiefe von 10 Saschenen, braust und schäumt der wilde Sjulak, und über ihn beugen sich mit ihren Häuptern die beiden Felsen, welche die Unterlage der Brücke bilden; von einem Ufer zum andern scheint man sich die Hand reichen zu können. Die Brücke war durch ein Thor verschlossen, das in steinernen Pfosten hing. Von diesem Thore an dehnten sich, in mehrfachen Reihen, Verschanzungen bis an den Berg aus. Alles Das konnte ich in der Finsterniß nicht mit einmal übersehen. Ich war so nahe am Feinde, daß ich das leise Gespräch hörte; ich sah, wie sie Steine herbeitrugen, das Thor verschanzten und die Verschanzungen erhöhten; — aber plötzlich witterten mich zu meinem Unglück die Hunde jenseits des Flusses. Ihr Gebell widerhallte Unglück verkündend in den Bergen, und die Kugeln schlugen um mich her an die Steine an. Ich drückte mich auf den Boden und entkam glücklich. Die Hunde schwiegen, das Feuer hörte auf, und ich machte mich allmählich auf den Rückweg. In dem Hohlwege begegnete ich dem Ingenieur-Stabskapitän Gerbatschewski, dem Sappeurlieutenant Wilde und dem Artillerie-Stabskapitän Diedrich; diese hatten sich versammelt, um eben die Rekognoszirung vorzunehmen, von der ich zurückkehrte. Diese tapfern Offiziere wollten sich mit eigenen Augen überzeugen, hüllten sich in Soldatenmäntel, nahmen Gewehre mit sich und begaben sich nach der Brücke; ich begleitete sie. Nachdem sie Einsicht genommen hatten, wo und auf welche Weise man eine neue Brücke bauen könnte, beschlossen sie, der Brücke gegenüber eine Batterie zu errichten, um den Uebergang zu decken, und Alles zu vernichten, was der Erbauung im Wege stehen könnte. Man schleppte Baumstämme herbei und legte sie glücklich am Eingange der Brücke nieder. Dann wurde der Platz zur Batterie zwischen den Verschanzungen und dem Saume des Ufers ausgemessen. Wir gehen, sehen genauer hin und finden eine Meute Schäferhunde, die sich nicht mehr hatten nach Tschirkei zurückziehen können. Die vierfüßigen Hüter des wandelnden Hammelfleisches wollten sich unter dem Felsen verbergen, und endlich, da sie von uns beunruhigt wurden, über uns herfallen. Das wäre unbedeutend gewesen; allein die von unsrer Expedition nicht benachrichtigten Soldaten bildeten sich ein, der Feind schleiche aus einem Versteck heran und eröffneten ein Feuer; von den Tschirkeiern antworteten andere Schüsse herüber, so daß wir zwischen unsern Leuten und den Feinden im Kreuzfeuer standen. Das war arg, die Wahrheit zu sagen; aber die Dunkelheit verhinderte das richtige Zielen; wir warfen uns auf den Boden und schrien unsern Leuten zu, daß sie nicht schießen sollten. Alles wurde still. Nun wurde der Ort ausgewählt, eine Kette von Schützen aufgestellt; man bezeichnete die Richtung der Kanonen und Schießscharten der Epaulements mit kleinen Steinchen; Werkzeuge und Arbeiter wurden herbeigeholt. Man fing an eine Mauer aufzuführen, indem man die Steine aus der alten Verschanzung nahm. Die Soldaten arbeiteten still, schweigend wie die Ameisen, aber sie waren in dieser Arbeit nicht erfahren; wir mußten deßhalb mit der größten Vorsicht verfahren, da das geringste Versehen Vielen das Leben kosten konnte. Meine früher erworbenen Ingenieurkenntnisse kamen mir zu statten; man übertrug mir die linke Hälfte des Baues, und

die Arbeit wuchs und ward fest. Jede Schichte Steine bedeckten wir mit Erde, theils um keinen Lärm zu verursachen, theils um sie fester zu legen; auch von außen wurden sie mit Erde verkleidet, damit sie nicht weithin durch ihre weiße Farbe schimmern möchten. Bald war die Verschanzung eine Saschene hoch aufgeführt, um die Artilleristen gegen die Schüsse zu decken, welche von den unser Ufer beherrschenden steilen Abhängen gegen sie abgefeuert werden konnten. Auf der Seite wurden zur Deckung der Schützen Epaulements aufgeworfen. Um 5 Uhr vor Sonnenaufgang wurden die Kanonen eingeführt. Der Feind, der selbst mit der Ausbesserung seiner Verschanzungen beschäftigt war, bemerkte nichts. Eine Kanone wurde abgefeuert, die Kugel schlug in einen Steinhaufen und streute zweimal weit umher die Funken, — der Donner hallte fern hin in den Bergen. Die bestürzten Bergbewohner schickten mit Geschrei einen Hagel von Kugeln nach der Seite, wo die Kanone stand; eine zweite Kugel war nach einem kleinen Feuer gerichtet, das unter einem Kessel in einer tiefen Verschanzung angebracht war; — diese lag auf einmal in Schatten, die Leute zerstreuten sich, das Feuer erlosch. Alles schwieg und erwartete den Morgen; schon ergraute er auf den Spitzen der Berge; ihre Zacken wurden sichtbar; die großen um Tschirkei her gleich einer unbezwinglichen Feste auf einander geschobenen Gebäude wurden allmählich erleuchtet. Der Nebel wälzte sich aus dem Hohlwege hervor, welche die Natur gleichsam zum Schutze dieser Schaar tapferer Räuber gegraben hatte, die aus Tschetna und den Dörfern der Salatau zur Unterstützung ihrer Nachbarn herbeigeströmt waren. Der erste Strahl der Sonne, der den Scheitel des Kaukasus erhellte, schien von Neuem das Feuer der Rache und den Donner der Kanonen zu entzünden. Aus der Batterie von 10 Geschützen, die auf Befehl unsers Anführers gerade Tschirkei gegenüber errichtet worden war, erklang die Stimme des Todes. Die zwei Kanonen unsrer Batterie, welche bald links, bald rechts an die zu dem Ende erbauten Schießscharten gebracht wurden, schossen mit Kartätschen in die in den Gräben aufgeworfenen Schanzen, und mit Kugeln nach der Verschanzung am Eingange der Brücke. Steinsplitter flogen nach allen Seiten umher, und die Bäume lagen da, als hätte ein Orkan sie umgestürzt. Das Gewehrfeuer entbrannte mit neuer Stärke, — der Rauch wälzte sich in dichten Wolken nach dem Berge und verschwand dort langsam mit den Nebelwolken, die an den Felsenhäuptern hingen. Das Schauspiel war practvoll. — Während man nach den Köpfen der Bergbewohner schoß, die sich aus der zerstörten Brückenschanze herauswagten, hatte ich Gelegenheit, die Richtigkeit ihrer Schüsse zu bewundern. Wenn man Handschuhe auf die Bajonnette steckte, so waren sie in einem Augenblicke von einigen Kugeln durchbohrt. Jeder, der es wagte, aus der Batterie nach der Verschanzung zu gehen, wurde unvermeidlich verwundet; wer seine Füße ausstreckte, bezahlte diese Gemächlichkeit theuer. Ich hätte es für eine Fabel gehalten, daß Blei Eisen durchschlägt, aber ich überzeugte mich, als ich fünf Gewehre sah, die durch den Lauf geschossen waren; bei einigen hatten die Kugeln auch noch, nachdem sie beide Seiten durchgeschlagen, die stählernen Ladstöcke zertrümmert. Dicke Eisenplatten, womit die Deckel der Munitionswägen bedeckt waren, wurden in unserer Batterie in Siebe verwandelt. Eine Menge Bajonnette wurden von den Kugeln zertrümmert. Die Wahrheit zu sagen, waren wir sehr nahe am Feinde, und dessen Büchsen tragen unglaublich weit. Ich war ermattet, von Anstrengungen und Schlaflosigkeit erschöpft. Die Sonne brannte, und als ich mich auf einen Wassereimer setzte, drückte eine unfreiwillige, unwiderstehliche Schlafsucht mit bleierner Schwere auf meine Augenlieder. Einige Verwundete lagen ächzend in der Nähe; meine Füße stemmten sich auf einen Todten, — weder die einen noch die andern konnte man aus der Batterie wegtragen, — gleich einer Insel erhob sie sich am Abhange, der sogar den Pistolenschüssen der Feinde ausgesetzt war. Mir fiel ein jämmerlicher Vers ein....; das Pfeifen der Kugeln aus der großen Batterie tönte mir wie das Stöhnen der Wittwen und Waisen: warum quälen sich die Menschen so unbarmherzig? dachte ich; aber ich dachte es nicht aus, sondern versank in einen tiefen Schlummer! Nicht der Donner der Kanonen neben mir, nicht das Pfeifen der Kugeln gegenüber weckten mich auf. Nach einer halben Stunde, glaube ich, weckte mich der Bombardier, der den Wischer in den Eimer tauchen mußte. Ich schaue umher, — noch immer dauert der Kampf in seiner ganzen Stärke fort. Unser Befehlshaber, der mit seinem Adlerauge schnell das Mögliche ersah, schickte Bassoffs Kosacken aus, um weit oberhalb Tschirkei, so wie Tschirkei gegenüber, eine Furth aufzusuchen, verstärkte das Feuer seiner großen Batterie und befahl, das Uebersetzen schwimmend zu versuchen. (Schluß folgt.)

Der Widerwillen der Römerinnen gegen Wohlgerüche.

Eine der auffallendsten Erscheinungen, die einen Fremden der längere Zeit in Rom verweilt, überraschen muß und ihn in manche lächerliche Unannehmlichkeit verwickeln kann, ist die Antipathie des schönen Geschlechts dieser Stadt gegen Wohlgerüche. Eine Römerin riecht eine Rose auf fünfzehn bis zwanzig Schritte, und könnte in Krämpfe fallen, wenn man sie nicht augenblicklich beiseite schafft. Kindbetterinnen namentlich werden von dergleichen Wohlgerüchen unangenehm ergriffen, und die römischen Aerzte behaupten alles Ernstes, wenn dergleichen Frauen Rosen- oder Veilchengeruch nur fünf Minuten ausgesetzt wären, könne es ihnen tödtlich werden. Weiber in diesem Zustande können überhaupt starke Gerüche, wie von Leder, gerösteten Kaffee u. s. w. nicht vertragen, und kein Kaffeewirth dürfte in einer Straße, wo sich eine Wöchnerin befindet, Kaffee brennen. Noch sonderbarer aber ist es, daß animalische Gerüche jeder Art, selbst faulende Gegenstände, keine widerwärtige Empfindungen erregen. Eine Dame, in deren Zimmer das ganze Jahr über nicht eine Blume kommen darf, wird in den heißesten Sommermonaten über einem Schlachthause wohnen, ohne die Nase zu rümpfen; selbst der Geruch aus den Senkgruben während der heißen Jahreszeit widert sie nicht an. Diesem Widerwillen, den das weibliche Geschlecht gegen Blumen hegt, ist es auch beizumessen, daß ihr Anbau sehr vernachlässigt wird. Nicht nur in den Häusern werden keine Blumen gezogen, sondern auch die Gärten sind von diesem Schmucke entblößt; höchstens trifft man einige Geranien oder andere Gewächse, die einen etwas herben Geruch haben. Eigentliche Blumengärten gibt es keine; der Römer, welcher große Räume liebt, würde an ihrem engen Umfange keinen Geschmack finden; weßhalb das Wort Giardino, was Blumengarten bedeutet, aus der römischen Sprache wohl verbannt seyn dürfte. In den Küchengärten (orti) und Weingärten (vigne) verwendet man gleichfalls keine Sorgfalt auf Blumen, weil man nichts daraus lösen kann, und in den Landhäusern des römischen Adels würden regelmäßige Blumenbeete, wie man sie in nördlichen Gegenden findet, nicht geduldet werden. Hier werden höchstens große runde Plätze am Rande mit geruchlosen Blumen von verschiedenen Farben besäet, die übrigens von keiner Hand weiter berührt bloß der Pflege der Natur überlassen bleiben. Desto größere Sorge verwendet man auf Orangen- und Citronenbäume, obgleich man auch den Geruch ihrer Blumen ärger flieht, als die Ausdünstungen der pontinischen Sümpfe. Daher kommt es auch, daß der Verbrauch von Parfümerien in Rom höchst unbedeutend ist; eine einzige pariser Stutzerin verschwendet davon an einem Tage mehr, als alle Damen von Rom in einem Jahre. Nur die Fremden sind es, die einen geringen Verbrauch desselben erhalten; allein merkwürdig ist es, daß auch sie, wenn sie längere Zeit in Rom sich aufhalten, ihre Vorliebe für dergleichen verlieren, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Die Engländer allein parfümiren sich in Rom, was sie um so mehr thun können, da sie größtentheils nur unter sich leben und keine römischen Gesellschaften besuchen. Sobald sich aber Einer von ihnen sehen oder vielmehr riechen läßt, wird er von den Frauen gemieden wie die Pest. Vergebens würde ein solcher die Gunst einer Römerin zu erringen streben; selbst wenn seine Taschen von Guineen überliefen, würde er keines Blicks gewürdigt werden, wenn sein Sacktuch nach Eau de Cologne röche. Diese Antipathie gegen Wohlgerüche beschränkt sich aber nicht bloß auf Rom, sondern findet sich auch in Oberitalien. Ich fand die erste Spur davon in Venedig. Eine Frau, die mit mir in demselben Hause wohnte, wurde ohnmächtig, und ich rannte auf mein Zimmer, um Eau de Cologne zu holen. Ehe ich zurückkam, hatte sie sich erholt; indeß glaubte ich es doch heilsam, sie an das belobte Wasser riechen zu lassen und sie auch damit zu besprengen. Kaum war Dieß geschehen, als sie von Neuem in Ohnmacht fiel. Ein halb Duzend Weiber, die zu ihrem Beistande herbeigesprungen waren, schalten mich einen Mörder und drohten auf mich loszugehen, als das göttliche Eau de Cologne gleichfalls auf sie ihre Wirkung nicht verläugnete und mir Zeit ließ, mich in Sicherheit zu begeben. Das Zimmer wurde nachher mehrere Tage lang gelüftet, als wenn ein Pestkranker darin gestorben wäre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 9. 9 Januar 1833.

Leben über der Gränze.
(Fortsetzung.)

Kein Stamm sieht die Rache als etwas so Heiliges an, wie die Winnebagos. Es war eine althergebrachte Sitte bei ihnen, fünf Leben für eines zu nehmen, und es ist eine auf der Gränze allgemein bekannte Thatsache, daß sie jeden Tropfen Bluts, den man von dem ihrigen vergoß, selbst noch in den neuesten Zeiten in vollem Maße ahndeten. Auch pflegten sie einen Theil von dem Körper eines erschlagenen Feindes als Zeichen der Tapferkeit an sich zu tragen. Noch steht uns ein grimmiger Winnebago lebhaft im Gedächtniß, der sich den Weißen, die durch das Land zwischen dem Fuchsflusse und dem Wisconsin kamen, mit einer auf der Brust hängenden Menschenhand, die er einem bei Tippecanoe erschlagenen Yankee-*) Soldaten abgeschnitten hatte, vor Augen zu stellen pflegte. Ein solches Volk ließ sich leicht zur Feindseligkeit aufreizen, um so leichter, als noch andere Umstände den Racheplan der Dahcotahs begünstigten. Es liegt oder lag nämlich ein Dorf der Winnebagos an dem Schwarzen Fluß (Black River) nicht weit von der Dahcotahstadt, deren Haupt Watopah-ha-Shah ist. Die beiden Stämme sind, wie auch ihre Sprache zur Genüge zeigt, gleichen Ursprungs und ihre Anrechte auf gemeinsame Herkunft haben durch ihre Wechselheirathen unter einander noch an Stärke gewonnen. Nun traf es sich, daß gerade zu der Zeit, als Tupunkeh Zeze hingerichtet wurde, Rothvogel — der Häuptling des Winnebagodorfs — von diesem, auf einem Kriegszuge gegen die Tschippeways, abwesend war. Er hatte indessen kein Glück gehabt und kam deßhalb ärgerlich und mißvergnügt heim. Bis daher hatte er immer bei seinem Stamme allgemein für einen Freund der „Männer mit Hüten" gegolten, und unter den Handelsleuten im besten Rufe wegen seiner ängstlich genauen Ehrlichkeit gestanden. Und doch ließ sich dieser Mann, von dem kein Weißer über der Gränze sich der mindesten Unbild versehen hätte, zur Verübung eines blutigen und durch nichts veranlaßten Frevels mit Leichtigkeit verleiten. Mit einer Lüge im Munde kamen Abgesandte der Dahcotahs in Rothvogels Dorf. „Du bist unter uns ein Sprüchwort des Tadels geworden" sprachen sie. „Du hast eben den Tschippeways Ursache gegeben, über Dich zu lachen, und auch die „dicken Messer"*) lachen über Dich. Sieh! während sie unter euch waren, wagten sie es nicht, euch zu beleidigen, aber jetzt haben sie Wamandusgarra-ha und seinen Stammgenossen hinrichten lassen, und ihre Leiber in Stücke zerschnitten, nicht größer als die Flecken auf einem Perlenwadenbande." Das Lügengerede wurde geglaubt, und ein Racheschrei erscholl durch das ganze Dorf. Es wurde entschieden, daß „etwas geschehen müsse," und die Abgesandten der Dahcotahs verhießen hülfreiche Hand dabei zu leisten.

Einige Tage zuvor waren zwei mit Mundbedarf für die Besatzung von St. Peter beladene Kielboote **) den Fluß hinaufgefahren. Als sie die Mündung des Schwarzen Flusses vorüberfuhren, hatten sie ihre Segel so voll von einem günstigen Winde schwellen lassen können, daß einige dort gelagerte Winnebagos sie nur mit einiger Schwierigkeit mit ihren Kanoes einzuholen vermochten. Sie hätten beide Boote nehmen können, denn es befanden sich bloß drei Feuergewehre an Bord; dessen ungeachtet fügten sie Niemand ein Leid zu. Sie verkauften den Schiffleuten ganz freundlich Fische und Wildpret, und ließen sie ihre Fahrt ungekränkt fortsetzen. Eine gänzliche Windstille trat plötzlich ein, ehe noch die Boote das auf dem rechten Ufer des Mississippi, etwa sechs bis sieben Wegstunden oberhalb der Mündung des Schwarzen Flusses gelegene Dorf Wapaha-Sha's erreichten. Hier befahlen ihnen die Dahcotahs höchst gebieterisch, zu landen, was sie auch thaten, obschon man ihnen den Grund dieser herrischen Weisung nicht angab. Im Nu wimmelte es von wohl fünfhundert Kriegern um und auf den Booten. Ein Reisender, der mit den Dahcotahs und ihren Sitten gut bekannt war, bemerkte, daß sie nicht, wie sonst, Weiber mit sich brachten, daß sie schwarz bemalt waren (ein Zeichen von Kummer oder Feindseligkeit), daß sie sich weigerten, den Schiffleuten die Hand zu geben, und daß ihre Rede kurz und unfreundlich klang. Auf der Stelle theilte er seine Beobachtungen Herrn Lindsey, der den Befehl über die Boote führte, mit und rieth ihm, rasch weiter zu fahren, ehe die Wilden entdeckt hätten, daß seine Leute fast ganz unbewaffnet seyen. Lindsey, ein kühnherziger Kentuckier, nahm einen befehlenden Ton an, und hieß die Wilden gebieterisch, unverweilt ans Land gehen. In der Vor-

*) Der bekannte Spigname der Nordamerikaner, zunächst entstanden aus der verdorbenen indianischen Aussprache des Worts „English."

*) Wie die Indianer die Weißen nennen.

**) Keel-boat; kleines einmastiges auf einen Kiel gebautes Frachtschiff.

ausſetzung wahrſcheinlich, daß derben Worten derbe Schläge folgen dürften, fügten ſie ſich. Die Boote ruderten friſch zu. Mehrere Indianer verfolgten ſie mehrere Stunden weit am Ufer hin mit Scheltreden und herausfordernden Worten, ließen ſie aber ſonſt in Ruhe. Die weiter ſtromaufwärts gelegenen Dörfer der Dahcotahs zeigten wohl viel böſen Willen, aber doch keine Luſt, oder vielmehr keinen Muth, anzugreifen. Die Sachen hatten indeſſen ein ſo drohendes Anſehen, daß Lindſey, bei ſeiner Ankunft im Fort St. Peter, dem befehlführenden Offizier, was er geſehen, mittheilte und ihn bat, ſeine Schiffsmannſchaft mit Waffen und Schießbedarf verſehen zu laſſen. Sein Verlangen wurde gewährt; ſeine 32 Mann wurden mit 32 Flinten und einem Fäßchen Patronen verſorgt. So gegen einen Angriff geſichert — machten ſich die Boote auf die Heimfahrt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Fortſchritte der Dampfwagenfahrt in England.

(Fortſetzung.)

Es würde hier zu weit führen, die ſchon oft zur Sprache gebrachten wichtigen, moraliſchen und politiſchen Folgen auseinanderzuſetzen, die für die Welt überhaupt und für England insbeſondere aus dieſer großen Veränderung, ſich durch einen gegebenen Raum zu bewegen, hervorgehen müſſen. Nur Eines, was vielleicht noch weniger ins Auge gefaßt wurde, ſey hier anzudeuten erlaubt, daß nämlich der Zuſammenfluß von Intelligenz und Kraft, den man ſtets in einer großen Hauptſtadt vorfindet, durch die Dampfwagenfahrt allmählich über das ganze Land verbreitet wird, und daß durch ſie das heilſame Mittel gegeben iſt, die nachtheiligen Folgen, welche eine aufeinander gehäufte Bevölkerung, wie in London und Paris, ſtets nach ſich ziehen muß, und für die man bis jetzt vergebens nach Abhülfe umherſpähte, zu beſeitigen oder wenigſtens zu verringern.

Durch die Fahrt mittelſt Dampfwagen wird nämlich bewerkſtelligt, daß alle Entfernungen ſich in dem Verhältniſſe abkürzen, als die Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Transportes zunehmen. So werden in England Städte, die jetzt einige Poſtſtationen von London liegen, gleichſam Vorſtädte davon werden; andere, die bisher mehrere Tagreiſen entfernt waren, in unmittelbare Nähe der Hauptſtadt gerückt werden und der Verkehr zwiſchen ihnen ſo leicht und ungehindert ſtattfinden, wie gegenwärtig zwiſchen den einzelnen Stadtvierteln ſelbſt. Die gewöhnlichen Wohnorte verſchiedener Klaſſen von Bürgern werden dann dort genommen werden, wo ſie gegenwärtig in weiter Entfernung von ihren täglichen Beſchäftigungen wären, und die Geſundheit der Städte wird unendlich gewinnen, wenn die Menſchen nicht mehr gezwungen ſind, in thurmhohen Häuſern und engen Gäßchen auf einen beſchränkten Raum zuſammengedrängt, zu wohnen, und dagegen die Stadtbevölkerung auf einen weitern Raum ſich ausbreiten kann, ohne darunter durch große Entfernung zu leiden.*) Man betrachte Dieß nicht als abenteuerliche Träume, man denke nur an die öffentliche Meinung zurück, die vor noch gar nicht langer Zeit über die Dampfſchifffahrt herrſchte. Es gedenkt wohl noch eine Menge Menſchen, die kaum über den Meridian ihres Lebens hinaus ſind, daß man damals die Möglichkeit, mittelſt Dampfmaſchinen die Flüſſe und Kanäle zu beſchiffen, für Träume überſpannter Köpfe hielt. Schiffer und Mechaniker behandelten dergleichen Faſeleien, wie ſie es nannten, mit Verachtung, und zuckten wohl mitleidig die Achſeln über jene, die einen Augenblick daran glauben konnten. Und doch ſah man nicht bloß die Flüſſe und Kanäle, ſondern auch die Gewäſſer aller europäiſchen Küſten mit Dampfſchiffen befahren, ja ſogar den großen Ozean durchpflügen. Wenn der Dampf nicht das einzige Mittel wird, die entfernteſten Punkte unſeres Planeten einander näher zu rücken, ſo liegt das Hinderniß davon nicht darin, daß ſeine Benützung nicht ſo weit zur Vollkommenheit gebracht werden kann, ſondern darin, daß örtliche und zufällige Urſachen das Material verweigern, aus dem man bis jetzt dieſe größte aller bekannten phyſiſchen Kräfte bereitet hat.

Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, wird es unſern Leſern nicht unwillkommen ſeyn, wenn wir ihnen hier in Kürze vorlegen, durch welche Mittel ſo ungeheure Erfolge, wie die oben angedeuteten, hervorgebracht wurden, welche Fortſchritte man bis jetzt darin gemacht, und welcher Verbeſſerungen ſie mit der Zeit fähig ſind.

1. Allgemeine Beſchreibung und erſte Verſuche der Dampfwagen.

Um durch Dampfmaſchinen, deren man ſich bisher nur zur Schifffahrt bedient hatte, Fuhrwerke auf einer Straße in Bewegung zu ſetzen, verfährt man auf zwei verſchiedene Weiſen. Man ſtellt entweder ſtehenbleibende Dampfmaſchinen auf, die an längs des Wegs ausgeſpannten Seilen arbeiten, und Fuhrwerke aller Art, die man an ſie befeſtigt, vorwärts ziehen; oder man ſetzt Wagen mittelſt einer Dampfmaſchine in Bewegung, die ihre Laſt nach ſich zieht. Im erſten Falle laſſen ſich große Maſchinen mit niederm Druck oder Condenſator (Luftverdichtungspumpe) anwenden, die, weil ſie feſt ſtehen bleiben, rückſichtlich ihres Gewichts und ihres Umfangs keiner Beſchränkung unterliegen, und für die man ſich ſtets das für jede Station nöthige Waſſer verſchaffen kann. Die beweglichen Maſchinen hingegen müſſen leicht an Gewicht, von geringem Umfang und einfacher Zuſammenſetzung ſeyn. Aus dieſer Urſache, und weil es ferner unmöglich iſt, eine große Menge Waſſers ohne Beſchwerde mit ſich zu führen, iſt für lokomotive Maſchinen das Syſtem des hohen Drucks das einzige anwendbare, und ſelbſt bei deſſen Anwendung muß man zu außer-

*) Um nur eines Vortheiles noch zu erwähnen, den die Dampfwagen für England namentlich haben werden, möge hier noch der von der Kommiſſion des engliſchen Unterhauſes über Dampfwagenfahrt berührte Punkt hervorgehoben werden, wo es heißt: „Man rechnet, daß gegenwärtig in Großbritannien über eine Million Pferde zum Transport der Paſſagiere und Waaren gebraucht wird, und daß zum jährlichen Unterhalt eines Pferdes ſo viel Land gehört, daß im Durchſchnitt davon acht Menſchen leben können. Wenn dieſe Menge von Pferden durch die Dampfmaſchinen entbehrlich gemacht und die Bewegkraft aus den Eingeweiden, ſtatt von der Oberfläche der Erde hergenommen wird, ſo würde ſo viel Boden gewonnen werden, als für eine Bevölkerungszunahme von acht Millionen Menſchen ausreichte; oder was daſſelbe iſt, die Ernährung der gegenwärtigen Einwohnerzahl würde ungefähr um ein Drittheil vermehrt werden, und der Boden, der jetzt Pferde nährt, Menſchen nähren oder Korn hervorbringen.“ A. d. R.

ordentlichen Mitteln schreiten, um eine, für die Last, die in Bewegung gesetzt werden soll, hinreichende Dampfkraft und die zu ihrer Erzeugung erforderliche Hitze hervorzubringen, um die Maschine in der ihr vorgeschriebenen geschwinden Bewegung gleichmäßig zu erhalten.

Eine fahrbare Dampfmaschine steht wie jeder andere Wagen auf vier Rädern. Die Achse eines Paares dieser Räder ist knieförmig, in Gestalt von Kurbeln gebogen, um sie in welche die Kolbenstangen der Cylinder der Maschine eingreifen, in einer fortwährenden Umdrehung zu erhalten. Die Räder sind so an die Achse befestigt, daß sie sich nicht wie die an einem gewöhnlichen Wagen ohne dieselbe umdrehen können; wenn nun der Dampf die Achse in Bewegung setzt, so bewegen sich folglich auch die an derselben befestigten Räder. Der Druck der Räder auf die Bahn gibt ihnen den nöthigen Halt, daß sie nicht ausgleiten, und wird die Achse durch die Maschine in Bewegung gesetzt, so muß der Wagen in dem Maß fortlaufen, in dem die Räder sich drehen. Zwei Kolbenstöße reichen zu einmaliger Umdrehung der Räder hin, und mit dieser Umdrehung wird der Wagen eine Strecke weit fortgeschoben, die dem Umfange der Räder gleichkommt; jeder einzelne Kolbenstoß fördert folglich den Wagen um eine Strecke, die der Hälfte des Umfangs der arbeitenden Räder entspricht, (derer nämlich, in die der Kolben eingreift). Es ist demnach einleuchtend, daß die Geschwindigkeit des Fuhrwerkes von der Schnelligkeit bedingt wird, mit der der Kessel den Cylinder mit Dampf versieht.

Die Fortschaffung mittelst Dampfwagen geschieht auf zweierlei Weise: Man bringt nämlich entweder die Ladung auf denselben Wagen, der die Maschine trägt, oder man befestigt an diesen letztern mittelst Seilen oder Ketten einen oder mehrere beladene Wagen. Diese letztere Verfahrungsweise wird auf den Eisenbahnen (railroads) *) angewendet. Auf den gewöhnlichen Straßen ziehen einige Sachverständige das erstere, andere aber das letztere System vor. Welches man aber auch anwende, der Druck, den der Kolben erfordert, hängt von dem Widerstand ab, den die Ladung der fortschreitenden Bewegung auf der Straße entgegenstellt, und dieser Widerstand dagegen wird zum Theil vom Gewicht der Ladung bedingt. Auf den horizontalen Eisenbahnen kann auch durch eine und dieselbe Kraft eine zwölfmal schwerere Last in Bewegung gesetzt werden, als auf einer guten makadamisirten Straße.

*) Die Dampfwagen von Liverpool nach Mancheſter laufen auf vier ecſigen eiſernen Schienen, die auf ihrer Oberfläche von zwei Zollen einen ungefähr eben ſo hohen, abgerundeten Vorſprung bilden. Die Felgen der Räder ſind rinnenartig ausgehöhlt, damit ſie ſich auf der Bahn halten können.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Aufenthalt in der Kingsbench.

(Fortſetzung.)

Was mich am meiſten in Erſtaunen ſetzte, war die Bebarrlichkeit mit der einige Dutzend alte bemooſte Häupter, wenn man dieſen Studentenausdruck auf ſie anwenden darf, darauf beſtanden, lieber ihr ganzes Leben im Gefängniß zuzubringen, und ſich da ſo gut als möglich zu unterhalten, als ſich auf irgend eine Art mit ihren Gläubigern abzufinden. Mehrere unter ihnen hatten bereits neun oder zehn Jahre in dieſen Mauern zugebracht, bezogen, buchſtäblich genommen, ein ganz artiges Einkommen und lachten ihren Gläubigern unter die Naſe. Dieſe würdigen Männer wohnten, den Geſetzen des Orts gemäß, in den Staatszimmern, ſo wird nämlich ein, rechter Hand im Gefängnißhofe einzeln ſtehendes Gebäude genannt, das für Staatsgefangene beſtimmt iſt, wenn ſich deren hier befinden, und iſt Dieß nicht der Fall, ſo haben die am längſten ſitzenden Gefangenen das Recht dieſe Wohnung anzuſprechen. So gleicht dieſes Gebäude einem altmodiſchen Penſionsgebäude, deſſen Bewohner auf ſehr geſelligem Fuß mit einander leben und ſich nothgedrungen recht gut unter ſich vertragen.

Das äußere Anſehen und die Sorgfalt abgerechnet, womit die feſtverwahrten Eingänge bewacht werden, gleicht die Kingsbench nichts weniger als einem Gefängniß. Der Fremde der ſich an einem ſchönen Morgen in dem geräumigen Hof befindet, und rund um ſich fröhliche Gruppen eifrig mit Federballſpiel beſchäftigt ſieht, wird in dieſem munstern Treiben und Gedränge ſchwerlich Etwas entdecken, das ihn an Kerker und Gefangenſchaft mahnte. Wirft er ſeinen Blick auf die terraſſenähnliche Promenade, die durch die ganze Länge des Hofes hinläuft, ſo wird er, obſchon keine lärmenden Spiele ihm entgegenſchallen, hier dennoch eben ſo wenig eine Spur von Gram oder Sorge gewahren. Will der Fremde mich von hier aus ins Kaffeehaus begleiten, ſo kann ich ihn dort dem Lord N. Sir John B., dem Obriſt S., dem Hauptmann C. und noch einem Dutzend ehrenwerther Herren vorſtellen, die er in eifrigem Geſpräche über das letzte Spiel und mit Anordnung eines neuen beſchäftigt finden wird; Einige ſitzen beim Frühſtück, denn es iſt erſt zwei Uhr; Andere leſen, die Füße auf den Bänken ausgeſtreckt, mit aller Gemächlichkeit Zeitungen, die Ankündigungen von Jagden, Pferderennen und Hahnengefechten, die Liſte der Bankerotte, und vor Allem die Polizeiberichte, die ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, und oft zu den ergötzlichſten Unterhaltungen Anlaß geben. Es würde zu vielen Raum einnehmen, wollte man alle die Vergnügungen und Vorrechte beſchreiben, deren die Bewohner der Kingsbench genießen, haben ſie nur Geld, ſo können ſie — ihr Rang und ihr Vergehen mag ſeyn, wie es will — wie Fürſten leben, und mit dem Ideale der Eiſenfreſſer, dem alten Piſtol ausrufen: „Ein Schnippchen um die Welt und niedres Weltgezücht!“

Vor einigen Jahren als der ehrenwerthe, nun zu ſeinen Vätern verſammelte Herr Thomas C— die Kingsbench mit ſeiner Gegenwart beehrte, miethete er eine Reihe von Zimmern, dieſelben welche ſich in der äußerſten Ecke des Hauptgebäudes befinden, ließ die alten, ſchwerfälligen Fenſter ausbrechen, und durch zierlichere, helle, franzöſiſche erſetzen, die noch jetzt, wiewohl etwas verunſtaltet und zerbrochen vorhanden ſind. Dieſer übermüthige Ariſtokrat gab hier, aller Schicklichkeit, oder wenigſtens aller Rechtlichkeit zum Trotz, Gelage und Feſte, die von den ausgezeichneſten Perſonen des Königreichs beſucht wurden. Er muß in der That ein luſtiges Kerkerleben geführt haben, denn er verſchaffte ſich jeden Genuß, der nur für Geld zu haben war, und genoß ſein Leben, den einzigen wichtigen Artikel Freiheit ausgenommen, faſt mehr als in ſeinem eigenen Hauſe.

Die einzige Entbehrung die den Bewohnern der Kingsbench auferlegt iſt, iſt der Genuß gebrannter Waſſer. In Wein und Bier können ſie ſich, wenn es ihnen beliebt, laben; Branntwein hingegen, als Arznei ausgenommen, iſt ſtreng verboten. Es dürfte indeß wohl überflüſſig ſeyn zu bemerken, daß Jene, die nur dafür bezahlen, ſich auch dieſen verbotenen Genuß verſchaffen können. Es gibt gewiſſe Anſtalten, die man mit dem klaſſiſchen Namen Tapeſhops (Zwirnhandläden) *) bezeichnet, wo gebrannte Waſſer aller Art, und in beliebiger Menge zu haben ſind; und Diejenigen welche verwegen oder verſchlagen genug ſind, dieſen unerlaubten Handel zu treiben, gewinnen ziemlich bedeutende Summen. Dieſe „Zwirnhandhändler“ ſind indeß größtentheils ausgemachte Schurken, und gehören zu der verworfenſten Klaſſe der Gefangenen. Mein feiſter Freund, der Metzger, handelte, wie mir ſchien, gelegentlich auch mit dieſem Artikel; wenigſtens ſtand er unter ſeinen Mitgefange-

*) Auch in einigen Gegenden des nördlichen Deutſchlands wird der Branntwein in der Volksſprache „blauer Zwirn“ genannt. A d R.

nen im Ruf eines Mannes, der mehr könne als Brod eſſen, und ſein Schurkengeſicht beſtätigte dieſen Verdacht nur zu ſehr.

Dieß ſind die Lichtſeiten der Sache, doch hat ſie auch ihre ſehr dunkeln Schattenſeiten. Erwäge man nur den Flecken, der dem Ruf eines rechtlichen Mannes durch die Einkerkerung angehängt wird; wir Engländer dürfen wahrlich nicht allzuſehr auf unſre Freiheit und Unabhängigkeit pochen, wenn Bosheit oder Spitzbüberei eines Andern, ja oft ſelbſt unſers eigenen Dieners, uns jeden Augenblick aus den Armen unſrer Familie zu reißen, und gleich einem gemeinen Dieb in den Kerker zu bringen vermag! Unter gewiſſen Umſtänden befindet ſich der Schuldner in einer weit mißlicheren Lage als ſelbſt der verworfenſte Dieb; gegen letztern, ſey ſein Verbrechen auch noch ſo abſcheulich, muß doch erſt genügender Verdacht vorliegen, bevor man ihn in den Kerker wirft; der arme Schuldner dagegen kann jeden Augenblick ins Gefängniß, oder, was eben ſo ſchlimm iſt, in eine jener jüdiſchen Raubhöhlen geſetzt werden, die unter den Namen Sponging-Houſes*) bekannt ſind, ohne daß es ihm möglich wäre, ſeine Familie oder ſeine Freunde augenblicklich von ſeinem Unfall in Kenntniß zu ſetzen.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Die Sprache der Madagaſſaren hat in den Endſylben ihrer Worte ſo wenig Verſchiedenheit, daß der Reim, der hiedurch ganz ohne Wirkung ſeyn würde, ihrem Genius ganz fremd zu ſeyn ſcheint. Neunzehn Zwanzigtheile ihrer Worte gehen auf a oder i und eine ſehr große Anzahl auf na oder ni aus. Alle andern Endungen ſind in e oder o oder in Doppellauten, wie ai und ao. Auch von einem beſtimmten Versmaaße nach Länge und Kürze der Sylben weiß dieſe Sprache nichts, und die Hauptregeln ihrer Poeſie ſind: eine ſorgfältige Auswahl der Sylben, mit Rückſicht auf ihren harmoniſchen Wohllaut und ihre Betonung — Mannichfaltigkeit des Ausdruckes und der Wortverſetzungen — völliger Schluß eines Gedankens in jedem Verſe, oder wenigſtens eine ſolche Wortfügung, daß die Stimme, man mag ihn leſen oder ſingen, bei ſeinem Ende etwas ausruhen kann. Dieſe Regel gibt den Verſen der Madagaſſaren zuweilen eine überraſchende Schärfe und Kürze. Die Sprache der Madagaſſaren hat außerdem auch Ueberfluß an vielſylbigen Worten; die einſylbigen ſind nur in geringer Zahl vorhanden. Hieraus folgt, daß ein Vers von acht Sylben gewöhnlich zwei bis fünf Worte enthält, und ein Vers von zwölf Sylben oft nur vier Worte zählt. Deßhalb findet man ſelten einen Satz, der mit überflüſſigen Verzierungen ausgeſtattet iſt, und höchſtens eine Metapher für den gewöhnlichen Ausdruck. Kaum wird man in einem ganzen Liede eines jener in den europäiſchen Sprachen ſo bequemen Beiwörter finden, der man ſich bei uns bedient, um das Versmaaß zu füllen oder ein trockenes Hauptwort zu verblümen. Deſſen ungeachtet unterſcheidet ſich die Poeſie der Madagaſſaren weſentlich durch Sprache, Gedanken und Styl von ihrer Proſa. Reich an kühnen Figuren überläßt ſie es dem Gedanken, den ſcheinbar unterbrochenen Sinn zu vervollſtändigen, und bietet dem Geiſte mannichfaltige Schönheiten eines jungfräulichen, aber noch unausgebildeten Genius. Es gibt außerdem in dieſer Sprache noch eine andere Art von Dichtkunſt, die ſehr beliebt iſt, und aus einer Miſchung von Proſa und Poeſie beſteht, obgleich ſie weder das eine noch das andere, ſondern ein Mittelding von beiden iſt. Kräftiger und blumenreicher, als die Proſa, aber nicht ſo nach Rhythmus und Sylbenzahl bemeſſen, als die Poeſie, könnte man ſie poetiſche Proſa nennen. Folgendes mag als eine Probe davon dienen, wenn es auch wie natürlich den Genius einer uns ſo durchaus fremdartigen Poeſie nicht treulich wiederzugeben vermag:

Sie: Sage mir, da Du ſo oft mir Deine glühende Liebe beteuerſt, iſt es möglich ein Bild zu geben, mit der ich ſie vergleichen könnte?

Er: Der Reis, der uns täglich als Speiſe dient und uns das Leben erhält, iſt das wahre Bild meiner Liebe, die nie, nie erliſcht.

Sie: O nein, ſo nicht ſey Deine Liebe zu mir beſchaffen: denn die Speiſe iſt Dir nur angenehm, wenn Hunger Dich treibt ſie zu genießen. Sage mir u. ſ. w.

Er: Der Lamba, deſſen Falten ich um mich ſchlage, um in mir die Flamme des Lebens zu erwärmen, er iſt es, er iſt es, was mein Weſen nächſt Dir am nöthigſten hat.

Sie: O nein, ſo nicht ſey Deine Liebe zu mir beſchaffen; denn wenn der Lamba alt geworden, wirſt du ihn mit Verachtung wegwerfen, und Niemand wird ihn mehr kennen oder ihn beachten. Sage mir u. ſ. w.

Er: Ich liebe Dich, wie eine friſche Honigſcheibe von ſüßem Geſchmacke, wenn ihr koſtbarer Inhalt herausgenommen und mit Freude ins Haus getragen wird.

Sie: O nein; denn ſo ſüß er auch ſey, ſo iſt ihr Honig doch nicht ohne Beimiſchung, denn unreiner Bodenſatz trübt ihn. Sage mir u. ſ. w.

*

Ein Herr Ferdinand Flocon hat unter dem Titel: „Révélation sur le coup de pistolet de 19 nov. 1832“ eine Flugſchrift bekannt gemacht, worin er zwar keine näheren Aufſchlüſſe über den Thäter gibt, aber eine Reihe polizeilicher Willkürlichkeiten und Mißhandlungen an den Tag zieht, die einen nur allzu traurigen Beweis davon geben, wie wenig die perſönliche Freiheit, aller öffentlichen Garantien ungeachtet, in Frankreich eigentlichen Schutz genießt. Herr Flocon ſelbſt war am 19 Nov. gar nicht in Paris, ſondern in der Umgegend auf der Jagd. In ſeinem Verhöre gab er genau jede Stunde an, wo er ſich den Tag über befunden, ſo wie die Perſonen, mit denen er da und dort geſprochen hatte. Deſſen ungeachtet hielt man ihn 27 Stunden in engſter Haft und noch 8 Tage gefangen, um mit Dlle. Boury confrontirt zu werden, was natürlich keinen Erfolg haben konnte und auch keinen hatte. Die harte Behandlung, welche er und Andere, die auf nicht minder unerhebliche Verdachtsgründe gefänglich eingezogen wurden, dieſe Zeit über zu erdulden hatten, iſt mit ſchwarzen Farben geſchildert und wirft ein düſteres Licht auf die Agenten der pariſer Polizei. Beſonders merkwürdig aber iſt, was Herr Flocon über ſeine und ſeiner Mitgefangenen Confrontation mit Dlle. Boury berichtet. Ein Herr Giroux ſpielte dabei eine verzügliche Rolle. „Als er im Verhörzimmer angelangt war, erzählt Herr Flocon, ſtellte man ihn Dlle. Boury gegenüber. Das erſte Mal begnügte ſie ſich zu ſagen, ſie glaube, an ſeinen Wangen eine Aehnlichkeit mit dem Thäter zu erkennen; das andere Mal fand ſie, daß er ſeinem Schnurrbarte nach ihm gleiche, den jedoch Herr Giroux abgeſchnitten hatte; das dritte Mal ſprach ſie nur noch von der Aehnlichkeit des Wuchſes und gab am Ende nicht die mindeſte verläſſige Ausſage. Es befand ſich im Gefängniſſe auch noch ein Herr Bergeron, der nach Angabe der Dlle. Boury ebenfalls mit dem Mörder Aehnlichkeit haben ſollte. Nun iſt aber Herr Giroux mehr als braun und ſo dunkelfarbig wie ein Spanier, während Herr Bergeron ſo blond iſt wie ein Deutſcher. Dieſe Jedermann in die Augen ſpringende Unähnlichkeit fiel Dlle. Boury nicht im mindeſten auf. Endlich einige Tage ſpäter ſtellte man ihr einen Herrn Benoit vor, und die Angeberin ſprang vom Blonden zum Braunen eben ſo ſchnell über, wie früher vom Braunen zum Blonden. Kaum erblickte ſie Herrn Benoit, als ſie ganz naiv ausrief: „O ja, dieſer iſt beſſer!“ („C'est le meilleur!“)

*

Die londoner mediziniſche Zeitung erwähnt eines außerordentlich glanzvollen Meteors, das am 13ten vorigen Monats, ungefähr eine Minute vor ſechs Uhr, im oder nahe am Zenith geſehen wurde, in ſüdlicher Richtung durch den Pegaſus und die Andromeda ging und im Waſſermann in einer Höhe von 50° über dem Horizont verſchwand. Von dieſem Punkte an bis zu 20° des Zenithes war ein Zug unzähliger Sterne zu ſehen, die nach dem Erlöſchen des Meteors länger als zwei Minuten noch ſichtbar blieben. Der plötzliche Uebergang aus dunkler Nacht zu einer Helle wie am Mittag machte auf Alle, die dieſes Phänomen ſahen, einen unbeſchreiblichen Eindruck. Jemand, der ſein Auge gerade auf den Zenith gerichtet hielt, kurz bevor das Meteor erſchien, ſagte aus, daß aus dem größern Feuerball kleinere Kugeln nach verſchiedenen Richtungen hin ausgeworfen wurden, bevor er ſich in Bewegung ſetzte.

*) Bierhäuſer oder Wohnungen von Gerichtsdienern, wohin man die Schuldner vorläufig bringt, um einen gütlichen Vergleich mit ihren Gläubigern zu verſuchen, ehe man ſie nach der Kingsbench bringen läßt. In dieſen Sponging-Houſes wird auf ihre Koſten geſchmauſt und gezecht.

Anm. d. R.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 10. 10 Januar 1833.

Die Fortschritte der Dampfwagenfahrt in England.

(Fortsetzung.)

Die für eine bewegliche Dampfmaschine unerläßliche Vereinigung von Leichtigkeit, Kraft und Geschwindigkeit erfordert, daß die Dampfkessel so gebaut seyen, daß eine kleine Menge Wassers einer großen hitzenden Kraft ausgesetzt ist. Da der Ofen nothwendig klein seyn muß, so ist es nöthig, stets ein lebhaftes Feuer zu unterhalten, und deßhalb muß fortwährend ein sehr starker Luftzug nach dem Ofen geleitet werden. Die Schwierigkeiten, die diesem letztern Umstand im Wege standen, haben längere Zeit hindurch die Fortschritte der Erfindung verzögert, allein dieses wichtige Problem ist endlich durch den glücklichen Gedanken gelöst worden, den durch den Cylinder ausströmenden Dampf, den man bisher, nachdem er den Kolben in Bewegung gesetzt hatte, als unnütz entweichen ließ, zu benützen. Dieser Dampf nahm seinen Weg durch den Rauchfang der Maschine; indem man ihn nun durch eine enge senkrechte Röhre dahin leitet, bildet er im obern Ende des Rauchfangs einen Dampfstrom, der schnell aus demselben sich entleert und im Ofen einen Luftzug von entsprechender Kraft erzeugt. Diese bewundernswerthe Erfindung ist einer der bemerkenswerthesten Züge in der neuesten Vervollkommnung der beweglichen Dampfmaschinen. Um ihre Vortheile um so besser würdigen zu können, muß man erwägen, daß der Cylinder den Dampf um so geschwinder ausstößt, je geschwinder die Maschine sich bewegt, und so wird auch der Luftzug im Ofen um so stärker, je nöthiger man seiner bedarf. Mit einem Luftzug von unbeschränkter Gewalt für den Ofen ist es dann leicht, ein hinreichend starkes Feuer in demselben zu unterhalten. Die nächste Aufgabe von Wichtigkeit war es nun, das Wasser auf die möglichst vortheilhafte Weise der Einwirkung des Feuers auszusetzen. Man hat zu Erreichung dieses Zwecks eine Menge von Mitteln vorgeschlagen, allein alle stimmen darin überein, das Wasser so zu vertheilen, daß es auf der größtmöglichen Oberfläche der Einwirkung des Feuers ausgesetzt sey. Einige haben das Wasser in kleine Röhren vertheilt, zwischen denen und um welche herum das Feuer brennt. Andere haben es zwischen dünne Metallplatten gebracht, welche auf ihrer äußern Fläche vom Feuer erhitzt werden, so daß eine große Anzahl dünner Wasserschichten auf beiden Seiten der hitzenden Kraft ausgesetzt sind. Wieder Andere haben vorgeschlagen, das Wasser zwischen zwei fast gleiche Röhren zu bringen, so daß sich um diese herum eine dünne Schichte Wasser befinde, die zugleich innerhalb und außerhalb der Cylinder erhitzt werden könnte. Noch Andere endlich wollen das Wasser in flache Büchsen gebracht sehen, die horizontal in dünnen Schichten liegen sollen, und deren untere Fläche der Einwirkung des Feuers ausgesetzt wäre, während die obere Fläche zur Verdünstung diente. Unter diesen verschiedenen Verfahrungsarten wollen wir unsre Aufmerksamkeit hier nur auf eine oder zwei richten, die bereits in Gebrauch sind oder es doch bald seyn werden.

Die Dampfwagen auf der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester sind mit einem cylindrischen, der Länge nach daran befestigten Kessel versehen; der Ofen befindet sich an dem einen, der Rauchfang am andern Ende. Die äußere Gestalt dieses Kessels ist flach und zirkelförmig, und seine ganze Länge, die von ungefähr hundert kupfernen Röhren, jede 1½ Zoll dick ausgefüllt ist, beträgt 7 englische Fuß. Diese zwei Röhren bilden die einzige Verbindung zwischen dem Ofen und dem Rauchfang, und der Luftzug, der von einem zum andern strömt, muß nothwendiger Weise durch sie seinen Weg nehmen. Der Ofen ist ein ziemlich großer viereckiger Kasten, dessen hinterer Theil mit dem Kessel in Verbindung steht. Die Seiten, die Decke und ein Theil des Vordertheils bestehen aus zwei eisernen Platten, zwischen denen sich ein kleiner Raum befindet; der untere Theil enthält den Rost, auf dem die Kohlen liegen. Der Raum zwischen den beiden Platten ist mit Wasser angefüllt, das mit dem des Kessels in Verbindung steht, und da dieser verbindende Zwischenraum sich unterhalb dem Niveau des Wassers im Kessel befindet, so ist er natürlicher Weise stets angefüllt. Diesem nach ist es einleuchtend, daß das Feuer auf dem Rost von einer Wasserschichte umgeben wird, welche der Hitze ausgesetzt ist. Der Luftzug, der auf die Stäbe des Rosts bläst und die brennenden Kohlen anfacht, wird durch den Zug durch die hundert Röhren unterhalten, die den Kessel seiner Länge nach durchschneiden; diese stark erhitzte Luft theilt, indem sie die Röhren durchstreicht, ihre Hitze dem Wasser im Kessel mit, das die Röhren umgibt, und hat, wenn sie in den Rauchfang tritt, eine dem Wasser selbst fast gleiche Temperatur erreicht. Auf diese Weise theilt sich der größere Theil der Hitze, der sowohl vom Feuer erzeugt, als von der auf dasselbe strömenden Luft absorbirt wird, dem Wasser mit. Die Wasserschicht, die den Ofen umgibt, wird unmit-

telbar von dem Feuer erhitzt, während das Wasser im Kessel, das die Röhren umgibt, auch die größtmögliche von der Luft absorbirte Menge von Wärme erhält.

Obschon diese Maschinen auf vier Rädern stehen, so ruht dennoch ein großer Theil der Last auf zweien von diesen, so daß bei einer Maschine von acht Tonnen Gewicht fünf auf den beiden großen und drei auf den beiden kleinern lasten. Die Achse der beiden großen Räder ist kniesörmig gestaltet, und die letztern werden von der Maschine in Bewegung gesetzt. Bei einigen Wagen greifen indeß die Kolben in alle vier Räder ein, und dann sind diese von gleichem Durchmesser und jedes Paar trägt gleiche Last.

Zu einer Zeit, wo große Strecken von Eisenbahnen angelegt werden, die eine Ausgabe von mehreren Millionen Pf. Sterling erfordern, und bei denen wahrscheinlich die Wohlfahrt und das Eigenthum von Tausenden von Menschen betheiligt sind, und wo andere nicht minder bedeutende Unternehmungen dieser Art auf dem Punkt stehen begonnen zu werden, würde es, wenn Dieß möglich wäre, zweckmäßig seyn, eine Uebersicht der gewöhnlichen Kosten, die zu Erhaltung und Benützung einer bereits mit Erfolg bestehenden Eisenbahn erforderlich sind, nebst den Vortheilen und Nachtheilen, die mit einer solchen Anstalt als große Handelsunternehmung betrachtet, verbunden sind, vorzulegen. Was die Eisenbahn von Liverpool betrifft, so ist ein solcher Ueberschlag aus verschiedenen Gründen unmöglich. Die Unternehmungen der Gesellschaft und ihrer Ingenieurs auf der vorgesteckten Linie, können, seit ihrem Beginn bis jetzt, nur als eine Reihe von Versuchen betrachtet werden, die zwar alle mit glücklichem Erfolg belohnt wurden, von denen jedoch jeder einzelne nur ein Vorläufer von Verbesserungen früher angewandter Mittel war. Man konnte auch nichts Anderes erwarten, da noch keine auf diese Unternehmung bezügliche wichtige Entdeckung gemacht worden war; denn obschon ungefähr sechzig Eisenbahnen in England bestanden, die zum Theil früher als die von Liverpool angelegt worden waren, so wurden sie doch fast nur mit Pferden befahren. Zuweilen wohl wurden Dampfmaschinen angewendet, aber man dachte noch nicht daran, sich ihrer für gewöhnlich zu bedienen, wie Dieß jetzt von den Unternehmern zu Liverpool geschieht. Man konnte neue Kenntnisse erwerben, allein nur um den Preis einer Reihe von Mißgriffen, den unzertrennlichen Gefährten aller menschlichen Versuche.

(Fortsetzung folgt.)

Leben über der Gränze.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile hatte Rothvogel über Das, was er gehört, nachgedacht, und war zuletzt zu dem Schlusse gekommen, daß die Ehre seines Stammes das Blut von wenigstens zwei Amerikanern heische. Er bestieg deßhalb mit Wekato *) und zwei Andern sein Kanoe und ruderte nach Prairie du Chien. Bei seiner Ankunft hier wartete er Hrn. Boilevin in der freundlichsten Weise auf und bat, ihn stets als einen der treuesten und eifrigsten Freunde der Amerikaner anzusehen. Der ehrwürdige greise Agent versicherte ihn, daß die Weißen ihn immer dafür gehalten hätten und fortwährend gern halten würden, schlug es ihm aber rundweg ab, ihm Whisky zu geben. Nun wandte sich der Winnebagohäuptling an einen Handelsmann in der Stadt, der, im Vertrauen auf seinen allgemeinen guten Ruf, kein Bedenken trug, ihm ein 32 Maaßfäßchen Branntwein verabfolgen zu lassen, dessen Kaufpreis im nächsten Herbst an Pelzwerk bezahlt werden sollte.

Es lebte in dem Dorfe eine alte farbige Frau, deren fünf Söhne nie gehört hatten, daß sie entweder von den Indianern oder von den canadischen Franzosen her Jemand unterthan gewesen seyen. Da sie sich nun in ihren eigenen Augen nie etwas vergeben, so bewahrten sie sich auch ihre Menschenwürde und deren Anerkennung durch Andere; wie sie denn in der That zu den achtbarsten Einwohnern des Orts gerechnet wurden. Wir kannten sie recht wohl. Einer von ihnen war der Schmied des Orts, die Andern waren wohlhabende Landwirthe. Ihr Vater war ein Franzose, Namens Gagnier. Einer dieser Männer besaß einen anderthalb Stunden von Prairie du Chien entlegenen Hof, wo er mit seinem Weibe (einer Weißen), zwei Kindern und einem Knecht Namens Liepcap, wohnte. Dorthin begab sich Rothvogel mit seinen drei Gefährten, einer freundlichen Aufnahme schon zum Voraus sicher, denn Reginald Gagnier war allbekannt wegen seiner hülfreichen Menschenliebe gegen die Armen, insbesondere gegen die Indianer. Reginald Gagnier hieß seine wilden Besucher eintreten, hing den Kochkessel über das Feuer, gab ihnen zu essen, und rauchte die Friedenspfeife mit ihnen. Der rothe Vogel war der letzte Mensch auf der Welt, von dem er Schlimmes besorgt haben würde; denn sie waren gute Bekannte, und hatten einander schon manchen Dienst erwiesen. Die Indianer verweilten mehrere Stunden unter Gagnier's gastfreiem Dache. Zuletzt und da sich der Landmann dessen am wenigsten versah, richtete der Winnebagohäuptling sein Gewehr nach ihm, und schoß ihn an seinem eigenen Herde todt. Liepcap wurde in demselben Augenblicke von Wekato erschlagen. Frau Gagnier suchte mit ihrem kleinen Kinde (von achtzehn Monaten) zu entfliehen. Wie sie im Begriff war, durch das Fenster zu entspringen, riß ihr Wekato das Kind aus den Armen, gab ihm einen Messerstich, zog ihm die Hirnschalenhaut ab, und warf es für todt auf den Boden. Dann wollte der Mörder an die Frau, wich aber zurück, als sie ein an der Wand lehnendes Gewehr schnell ergriff, und auf seine Brust richtete. Dann entsprang sie glücklich. Auch ihr älterer Sohn, ein Knabe von zehn Jahren, entkam den Mördern und Beide langten fast zu gleicher Zeit in dem Dorfe an. Hier war Alles bald auf den Beinen; als aber die Bluträcher nach des armen Reginald Gagnier Hause kamen, fanden sie nichts Lebendes mehr darin, als das verstümmelte Kind. Man brachte es nach dem Dorfe; es erholte sich wunderbar genug! — und blieb am Leben. Rothvogel und seine Genossen brachen unverweilt von dem Schauplatze ihrer Freveltat nach dem Sammelort der Horde auf. Während ihrer Abwesenheit hatten sich 37 von den Kriegern, welche des rothen Vogels Obergewalt anerkannten, mit ihren Weibern und Kindern nahe an dem Ausflusse des Schlechten-Beil-Flusses (Bad-Axe-River) eingefunden. Sie empfingen die

*) Die Sonne.

Mörder mit dem größten Jubel und lauter Billigung ihrer Heldenthat. Das Branntweinfäßchen wurde unverweilt angestochen, die Rothhäute fingen nun an zu trinken, und als alle Lebensgeister in einen aufgeregten Zustand geriethen — mit dem zu prahlen, was sie bereits gethan hatten und noch zu thun gedachten. Zwei Tage lang dauerte ihr wildes Gelage, am dritten aber versiegte die Quelle ihres Lusttaumels. Sie waren eben gegen vier Uhr des Nachmittags, damit beschäftigt, die letzten Dünste ihres Rausches in dem Skalptanze zu zerstreuen, als sie eines der früher erwähnten Kielboote in der Ferne entdeckten, und näher kommen sahen. Sofort wurde der Vorschlag gemacht, es zu nehmen und die Mannschaft zu ermorden, was durch beifälligen Zuruf angenommen wurde. Sie glaubten Dieß ohne Gefahr thun zu können, da sie es auf seinem Hinaufwege genau besichtigt hatten, und keine Feuergewehre an Bord vermutheten. Lindsey's Boote hatten die Fahrt stromabwärts bis zu Wapaha-Sha's Dorf miteinander gemacht, wo sie sich auf einen Angriff gefaßt hielten. Die Dakotahs tanzten eben am Ufer ihren Kriegstanz, und begrüßten die Näherkommenden mit lauten Schmähungen und Drohworten, legten aber dessen ungeachtet ihrer Weiterfahrt nichts in den Weg. Die Weißen glaubten nun die Gefahr vorüber, und da in demselben Augenblick ein starker Wind stromhinauf zu wehen anfing, trennten sich die beiden Boote. Das tiefer gehende hatte den Vortheil der Unterströmung, und gewann deßhalb bald einen Vorsprung von mehreren englischen Meilen vor dem andern.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aufenthalt in der Kingsbench.

(Schluß.)

Die nachstehende Thatsache, die mir von einem zuverlässigen Manne mitgetheilt wurde, ist ein Beweis von dem Werth und Nutzen des englischen Verhaftgesetzes. Ein an der Börse bekannter Spekulant erhielt von Paris aus den Entwurf zu einem Unternehmen, bei dem mit leichter Mühe ein bedeutender Gewinn zu machen war, und eröffnete ihn einem Verwandten, ebenfalls einem Spekulanten, mit dem er schon mehrere Geldgeschäfte gemacht hatte. Dieser wünschte an dem Unternehmen Theil zu haben, was der Erstere einging, und seinen Theilhaber dabei unterrichtete, daß er Willens sey, noch denselben Abend nach Dover zu reisen. Kaum aber war er nach Hause gekommen, als er auf Betrieb seines Verwandten wegen einer Summe von 200 Pf. St. verhaftet, und in ein Sponging-House gebracht wurde, wo man ihn bis zum Abend des folgenden Tages festhielt, und dann in Freiheit setzte. Sein gewissenloser Theilhaber hatte indeß die Spekulation allein ausgeführt, und allen Nutzen davon gezogen. Bei seiner Rückkehr war er noch so unverschämt seinem betrogenen Verwandten den Rath zu ertheilen, künftig seine Unternehmungen so lange geheim zu halten, bis er sie ausgeführt habe.

Die Nachtheile und der Unsinn der Verhaftungen wegen Schulden liegt so handgreiflich vor Augen, daß man sich eigentlich gar nicht weiter darüber verbreiten sollte. Man braucht nur Eine Frage aufzustellen: Sah man je, daß das Vermögen oder die Sittlichkeit eines Schuldners durch seine Verhaftung gewann? Wer diese Frage bejahen wollte, müßte eine sehr eiserne Stirne haben, da er sicherlich vom Gegentheile überzeugt ist. Es liegt eine so offenbare Ungerechtigkeit darin, einen Mann von seinem Geschäfte hinwegzureißen, und ihn so der Mittel zu berauben, seinen Verlust wieder gut zu machen, daß nur eine despotische oder hirnlose Regierung auf der Fortdauer eines solchen Wahnsinnes bestehen konnte. Dieses Gesetz gibt nicht nur jeder rachsüchtigen Bosheit die erwünschteste Waffe in die Hand, sondern erleichtert es auch dem betrügerischen Schuldner ungemein, seinen Gläubiger an der Nase herumzuführen; der ganze Vortheil, der daraus hervorgeht, fällt in den Säckel der Advokaten, um sie zu bereichern, und dient bloß dazu die Richter in Scharlach und Hermelin gekleidet zu erhalten; denn vom Thürsteher bis hinauf zum obersten Richter wird Alles von dem Blutsaugen des unglücklichen Schuldners unterhalten. Kurz das ganze System ist auf der einen Seite voll Unterdrückung und Erpressung, wie auf der andern voll Unsinn und Ungerechtigkeit, und steht nicht nur, wie sich leicht denken läßt, in schönster Blüthe, sondern wird auch so lange blühen, als die Rechtsgelehrten und theoretischen Staatsmänner für sein Bestehen interessirt sind.

So nachtheilig auch dieß verderbliche Gesetz auf das Vermögen seiner Opfer wirkt, so hat es doch noch schädlichere Folgen für die Sittlichkeit derselben. Für den feurigen, edelmüthigen, aber unbesonnenen jungen Mann, dessen Verirrungen ihren Grund in zu leichtsinniger Nachgiebigkeit gegen Gefühle haben, die an sich schätzenswerth seyn können, wird erlittene Gefangenschaft nicht leicht ohne nachtheilige Folgen bleiben, und gewöhnlich betritt er das Gefängniß in einem Zustande von Gemüthszerrüttung und Verzweiflung, die sein volles Verderben leicht begünstigen. Schon durch den Akt der Verhaftung hat sein Charakter eine furchtbare Erschütterung erlitten, und die Unannehmlichkeiten seiner Lage werden nicht wenig durch seinen vorläufigen Aufenthalt in einem Sponging-House vermehrt, wo er das ganze Unglück seiner Lage erwägen kann, wenn er zufällig allein gelassen ist, oder wo er in die gemeine Zutraulichkeit seines Schließers oder dessen Weibes eingeweiht wird. Diese beiden, wenn sie in ihrem Gaste einen Neuling erkennen, lassen es nicht an den reichlichsten Trostsprüchen fehlen, und wissen zugleich so viel von ihm zu erfahren, als ihnen nöthig ist. Haben sie die Ueberzeugung gewonnen, daß er Aussicht auf künftiges Vermögen hat, so weiß man sich die Miene zu geben, wie sehr man empfinde, daß er als ein junger Mann von Stand und Bildung diese oder jene Bequemlichkeit, Luxus-Artikel, Weine und dergleichen bedürfe, und Alles kann er haben, wenn er sich nur bequemen will, ein Wechselchen auf sechs oder zwölf Monate auszustellen. Da die angebotenen Sachen alle ausgesucht vortrefflich und die Weine Champagner oder wenigstens nicht wohlfeiler als Lafitte sind, so kommen sie natürlich hoch zu stehen; allein was kümmert sich ein junger Mensch, der sein Leben genießen will, um den Preis? Der Handel wird geschlossen, der Wechsel ausgestellt und angenommen und der junge lebhafte Mann, der sein Leben genießen will, erhält die Sachen und ist zu großem Vergnügen des trefflichen Ehepaars um das Zehnfache geprellt.

Inzwischen sind zwei oder drei Tage vergangen, während man eine gütliche Ausgleichung zwischen dem jungen Mann und seinen Gläubigern vergeblich versucht hat, theils weil seine Freunde ihn vielleicht zur Strafe seines Leichtsinnes das Gefängniß kosten lassen wollen — ein gefährlicher Versuch — theils weil die Gläubiger sich unbeugsam zeigen, in der Meinung, die Anverwandten würden es nicht auf das Aeußerste ankommen lassen wollen. Da eine Beilegung auf diese Weise nicht zu Stande kommt, so wird der junge Schuldner mittelst eines Habeas Corpus nach der Kingsbench gebracht, wo er in kürzester Zeit in die fröhlichen Geheimnisse derselben eingeweiht wird, fand da es dem jungen Mann bei seinen Aussichten in die Zukunft nicht schwer wird, Geld aufzunehmen, so bringt er seine Zeit so vergnügt als möglich zu, und wird von seinen Kameraden als „ein verdammt lustiger Bursche" bezeichnet. Glauben endlich seine Freunde, daß er „das Gefängniß hinlänglich gekostet," so suchen sie ihn los und ledig zu machen, und „der verdammt lustige Bursche" fängt seinen Lebenslauf von Schulden nicht belästigt, mit neuem Muthe wieder von vorne an, nur mit einer unendlich vermehrten Kenntniß, wie man das Geld durchbringen kann. Verwundert schütteln dann Eltern und Verwandte das Haupt, wenn sie sehen, daß alle seine schlechten Eigenschaften gar schön zugenommen, seine guten aber sich beträchtlich vermindert haben. Hat sich in ihm auch noch die Ueberzeugung festgesetzt, daß nur die Härte seiner Freunde ihn in solche Verlegenheit gestürzt hat, so reißen auch die Bande der Liebe und Verehrung, und ohne die Scheu, die er noch durch sie behalten hat, stürzt er sich mit offenen Armen der Versuchung entgegen, und geräth immer tiefer in den Abgrund lasterhafter Verworfenheit.

Die Wirkungen des Gefängnisses sind aber für alle Klassen von

Menschen von unheilbringenden Folgen; und wäre es auch nur, daß dadurch jene heilsame Schranke niedergerissen wird, die sich gegen moralisches Verderbniß aus dem Bewußtseyn unbefleckter Unabhängigkeit erhebt. Ich will und kann nicht glauben, daß selbst der rechtschaffenste Mann, oder das verfolgteste Opfer der Bosheit, mit Vergnügen auf ausgestandenes Gefängniß zurückblickt. Die heilige Reinheit seines moralischen Privilegiums als Mensch ist angetastet, seine Würde befleckt, seine Unabhängigkeit verletzt, sein bestes und theuerstes Gefühl mit Füßen getreten worden, und mit Traurigkeit erfüllt der Gedanke, daß bei dem jetzigen Zustand der Gesetze, der ehrlichste und tugendhafteste Mann dem Schooße seiner Familie entrissen, und ins Gefängniß geworfen werden kann, bloß weil er Jemand zwanzig Pfund schuldig ist. Nun brüste man sich noch mit britischer Freiheit! Spreche man doch lieber von der unbegreiflichen Blindheit oder vielmehr Tollheit, daß man so lange ein so schändliches Gesetz ertragen konnte! *) Als einen Beweis, wie entmuthigend das Schuldengefängniß auf die Menschen wirkt, will ich hier zum Schlusse nur noch einen lächerlichen Vorfall anführen, von dem ich in der Kingsbench Augenzeuge war. An einem Sonntag Nachmittags befand sich eine Gesellschaft gefangener Schuldner im Kaffeehause lustig und guter Dinge in vollem Gespräche, als Kapitän C. plötzlich ausrief: „Da kommt der kleine — Schneider aus der James-Street!" Es ist unmöglich, die Verwirrung zu beschreiben, die diesen Worten folgte. Das Kaffeezimmer war in einem Augenblick verlassen, und jeder Schlupfwinkel des Hauses diente einem der Flüchtlinge zum Versteck, bis der kleine Schneider wieder das Gefängniß verlassen hatte. Wahrscheinlich waren Alle, die davon gelaufen, ihm schuldig, und er in die Kingsbench gekommen, um sich umzusehen, wie viel von seinen Schuldnern sich darin befänden, und dann weitere Haftbefehle gegen sie auszuwirken. Ich weiß nicht, wie weit ihm seine Nachsuchungen glückten.

Vermischte Nachrichten.

In dem Zeitalter, in welchem wir leben, sagt der „Stenograph," sind alle Illusionen von keiner Dauer; wir sind in dem mathematischen Jahrhunderte, wo Jedermann weiß, daß eins und eins zwei macht. Die Karlisten haben bis jetzt Europa immer weiß machen wollen, sie seyen in Frankreich die Mehrzahl. Schon der schlechte Erfolg ihres Aufstandes in der Vendée hatte sie Lügen gestraft; nun aber tritt ein Schüler Charles Dupins, ein eben so unermüdlicher Rechenmeister als sein Lehrer auf, der mit mathematischer Gewißheit die Statistik der Karlisten, Legitimisten und Henriquinquisten, in einer Schrift entwirft, die in Paris unter dem Titel: „Aperçu statistique de la force du parti de la branche dechue, sous les rapports de l'opinion, du nombre de ce qui a été jadis ou pourrait être aujourd'hui militant." Nach diesen Berechnungen war die Zahl der bourbonischen Royalisten:

Im Jahre 1792	600.000	
In den Jahren 1804, 1814 und 1815	50,000	
Im Jahre 1830	208.000	
Im Jahre 1832	50.000	
Die wehrhafte Mannschaft (force militante) derselben war:		
1792	24.000	Mann
1794 und 1795	59.000	—
1788 und 1799	9.000	—
Von 1799 bis 1814	—	—
1814	2,000	—
1815	9.000	—
Von 1815 bis 1830	52.000	—
Im Jahre 1832 unter	10.000	—

Und Frankreich zählt 32 Millionen Einwohner!

*

Der „asiatischen Gesellschaft" zu London wurde in ihrer letzten Sitzung eine Erläuterung der Formel mitgetheilt, deren sich die Hindus zur Berechnung der sogenannten Quadratur des Zirkels bedienen. Herr Wisy, ein Civilbeamter in Madras, dem man diese Mittheilung dankt, gab zuvörderst aus mehreren Werken von Hindus Auszüge der Formel, die man anwendet, um das Verhältniß des Durchmessers zu seiner Peripherie zu finden, wobei eine Genauigkeit obwaltet, die den Europäer mit Staunen über die Mittel, deren sich die indischen Mathematiker bedienten, um Proportionen auf solche Länge auszudehnen, erfüllen muß. In einem dieser indischen Werke, Tantra Sangraha genannt, das im Jahre 1608 in Malabar geschrieben wurde, wird berechnet, daß wenn der Durchmesser eines Kreises 1 ist, die Peripherie desselben 3.1415926535921 ꝛc. seyn wird. Herr Wisy sucht dann in seiner Abhandlung zu zeigen, daß sich die Werke der Hindus, aus denen er schöpfte, zu diesem Verfahren eines Systems von Infinitesimalrechnung bedienen und auf diese Art die Sinus, Cosinus u. s. w. mit der größten Genauigkeit gefunden werden können. Als Beleg hiezu gibt Herr Wisy verschiedene Infinitesimalreihen, die er aus brahminischen Werken schöpfte; und nachdem er einige Bemerkungen über das Alter dieser Werke gemacht, theilt er zum Schlusse die Probe der 47sten Proposition des Euklid mit, die er aus dem Yuktibhascha, einem Kommentar über das Tantra Sengraha, entnommen hat.

*

Ein müßiger Kopf in London will berechnet haben, daß eine gut ausgedachte und ziemlich interessante Lüge, in höchstem Vertrauen zwei fashionablen Aerzten der englischen Hauptstadt, oder vier unermüdlichen Neuigkeitsjägern und Visitenrennern mitgetheilt, vier und zwanzig Stunden braucht, um 7963 Individuen mitgetheilt zu werden. Das „Hofjournal" wird sie am Samstag bringen, die „Post" und der „Herald" am Montag, der „Constitutionnel" am Freitag, die „Allgemeine Zeitung" in zehn Tagen, der „Courier von Ispahan" in drei Wochen, der „Newyork-Courant" in fünf; das „New Monthly Magazine" wird sie unter der Rubrik: „Löwenrachen" der Welt vertrauen, das alte „Gentleman's Magazine" sie ohne ein Gesicht zu verziehen wiederholen, das „Annual Register" sie verewigen, und die „Georgian:" oder „Guilelmian Era" sie in vierzig Jahren zu Nutz und Frommen unsrer Enkel wieder aufwärmen.

*

Ein Abbé, Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Boulogne-sur-Mer, wurde unlängst vor dem dortigen Zuchtpolizeigerichte angeklagt, einen seiner Zöglinge mit einem Stricke gezüchtigt zu haben, nachdem er ihn zuvor seiner Hosen hatte entkleiden lassen. Einige Zöglinge sagten aus, daß der Knabe wegen verübten Muthwillens habe auf den Boden knien müssen, wo er den Abbé durch Grimassen verspottete. Nach angehörter Vertheidigung des Erziehungsvorstandes verurtheilte der Gerichtshof den Abbé zu 100 Fr. Strafe und in die Kosten, da er nicht das Recht gehabt habe, den Zögling zu schlagen.

*

Der berühmte deutsche Arzt Spurzheim ist zu Boston am Typhus gestorben, nachdem er kurz zuvor Vorlesungen im Systeme Gall's gehalten, und durch den Umfang seines Wissens wie durch den Scharfsinn seines Geistes allgemeine Bewunderung erregt hatte. Spurzheim ist zu Trier im Jahre 1776 geboren und legte seine arzneiwissenschaftlichen Studien in Wien zurück. Hier lernte er Gall kennen, und begann seine craniologischen Untersuchungen, die er während seines Aufenthaltes in verschiedenen Theilen von Europa verfolgte, ausbildete und darüber Lehrvorträge hielt. Alle Journale von Boston sind voll von seinem Lobe wie von Bedauern über den fremden Gelehrten, der ein eben so herrliches Aeußeres, als ein höchst liebevolles Gemüth, wie überhaupt die schönsten Eigenschaften der Seele besaß.

*

Admiral Nelson erhielt nach der Schlacht von Abukir von der neapolitanischen Regierung eine Besitzung in der Nähe von Brente zum Geschenke, die auch auf den gegenwärtigen Erben des Namens Nelson überging. Durch die letzten Ausbrüche des Aetna aber wurde die ganze Strecke jener Ländereien mit Lava und Asche bedeckt, und ist so mit einem Male für ihren Besitzer zu Grunde gegangen.

*

Die neuesten Nachrichten aus Sierra Leone melden, daß die englische Expedition nach dem Niger glücklich dort angelangt ist und ohne Verzug die Reise nach ihrer weitern Bestimmung fortsetzen wird.

*) Man erinnere sich, daß ein Engländer spricht. Welche Riesenarbeit bleibt einem reformirten Parlament, nur um diesen Augiasstall der englischen Gesetze nur zu säubern! Anm. d. Red.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 11. 11 Januar 1833.

Die Fortschritte der Dampfwagenfahrt in England.

(Fortsetzung.)

Um der Industrie des Landes einen Sporn zu geben, setzten bekanntlich die Direktoren der Dampfwagen-Kompagnie im Anfange des Jahres 1829 einen Preis von 500 Pf. Sterling für die beste, nach festgestellten Bedingungen gebaute Maschine aus. Diese Preisausschreibung gab Veranlassung zu öffentlichen Versuchen, bei denen Dampfmaschinen von drei verschiedenen Konstruktionen auftraten. Eine von Robert Stephenson, die andere von Braithwaite und Ericson, und die dritte von Hackworth. Auch zwei andere traten in die Schranken, bestanden jedoch den Versuch durchaus nicht. Die Maschine Stephenson's erfüllte alle von den Direktoren vorgeschriebenen Bedingungen; die beiden andern entsprachen rücksichtlich ihrer Bauart zwar auch den gemachten Forderungen, allein sie erlitten, bevor sie die von den Richtern verlangte Hauptprobe bestehen konnten, in mehreren ihrer Theile Beschädigungen, folglich wurde der Preis wie billig Stephenson zuerkannt. Ohne Zweifel war der Gedanke, eine Konkurrenz zu eröffnen, für den Augenblick, von günstigem Erfolge, und wahrscheinlich würde die Unternehmung nicht so gedeihlichen Fortgang genommen haben, hätte man nicht diesen Weg eingeschlagen, allein dennoch war er auch von einigen hinderlichen Folgen begleitet. Es ist leicht begreiflich, daß eine Maschine aller nur möglichen Vervollkommnung fähig seyn, aber dennoch bei einem ersten Versuche, und zwar aus zufälligen Ursachen scheitern kann, die weder durch fehlerhafte Anlage noch Ausführung herbeigeführt werden. Der vollständige Erfolg der Maschine Stephenson's blendete die Direktoren gewissermaßen, und sey es mit Vorbedacht oder nicht, kurz das Monopol für diese Art von Wägen wurde ihrem Erfinder zuerkannt. Sogar zu einer Zeit, wo Stephenson Maschinen nicht so schnell liefern konnte, als die Kompagnie es wünschte, und man sich deßhalb an andere Mechaniker wenden mußte, wurde diesen zur unerläßlichen Pflicht gemacht, sich bei ihrem Bau so genau als möglich an das Muster Stephenson's zu halten. Die Erfahrung, die Mutter aller Erfindungen und Verbesserungen, blieb daher bloß auf die Straße von Liverpool und auf Maschinen von einer und derselben Konstruktion beschränkt. Glücklicher Weise hat Dieß indeß, wie es sich erwarten ließ, die geschickten Erfinder dieser ersten Konstruktion nicht gehindert, eine Menge neuer Verbesserungen anzubringen, die sich theils auf das Verhältniß und die Stärke der verschiedenen einzelnen Theile unter einander, theils auf die Lage der Cylinder und ihre Einwirkung auf die Räder beziehen.

Anfänglich brauchte man für die Tonne auf eine Meile zwei Pfund Steinkohlen, und man hatte berechnet, daß die Maschinen im Stande seyen, eine Last zu ziehen, die dreimal ihrem eigenen Gewichte gleichkommt. Die seit zwei Jahren eingeführten Verbesserungen haben indeß die Masse des Brennmaterials bedeutend vermindert. Es fehlt uns an den nöthigen Angaben, um die für den regelmäßigen Dienst erforderliche Menge des Brennmaterials näher bestimmen zu können; allein wir wohnten einigen Versuchen bei, bei denen man sich von dem Verbrauch an Koke (abgeschwefelte Steinkohle) überzeugen konnte, und da diese Versuche öfters wiederholt wurden, so ist leicht eine Durchschnittsberechnung zu machen. Bei dem mit dem Rocket, dem Dampfwagen, den Stephenson zu Eröffnung der Eisenbahn baute, angestellten Versuche, belief sich der Verbrauch an Koke auf 1,63 Pfund per Tonne und per Meile, das Gewicht der Maschine und ihres Munitionswagens *) nicht mitgerechnet. Diese Quantität wurde durch Vermehrung der Röhren im Kessel und durch einige andere Veränderungen auf ein Pfund herabgebracht; und die letzten Versuche, denen wir beiwohnten, zeigten, daß man noch eine weitere Verminderung des Brennmaterials bewirkt hatte. Man ist auch zu der Entdeckung gelangt, daß die Last, welche die Maschinen im Verhältnisse zu ihrem eigenen Gewichte zu ziehen im Stande sind, weit größer ist, als man anfänglich glaubte. Gegenwärtig trägt eine Maschine von acht Tonnen (160 Centnern) Gewicht zuweilen bis zu ungefähr hundert Tonnen Brutto, und könnte, wie man aus den folgenden auf der Eisenbahn in diesem Jahre (1832) angestellten Versuchen sehen wird, eine noch größere Last fortschaffen.

1) Der Dampfwagen Victory, 8 Tonnen 2 Centner wiegend, wovon 5 Tonnen 4 Centner von den arbeitenden Rädern **) getragen werden; Cylinder 11 Zoll; Aufhub der Kolbenstange 16 Zoll; arbeitende Räder 5 Fuß im Durchmesser.

*) Ein an den Dampfwagen gehängtes Fuhrwerk, auf dem sich die Kohlen nebst dem Wasser befinden.

**) Diejenigen, welche unmittelbar von der Kolbenstange in Bewegung gesetzt werden.

Diese Maschine zog am 5 Mai 1832 von Liverpool nach Manchester (30 englische Meilen) in 1 Stunde 34 Minuten 75 Sekunden zwanzig Wagen, die sämmtlich 92 Tonnen 19¼ Centner wogen. Verbrauch an Koke 9,29 Pfund Netto. Auf der Höhe der Ebene von Rainhill ward sie 1½ Meile weit vom Samson unterstützt. Um das Wasser zu ergänzen, und auf dem halben Wege zu schmieren, brauchte sie zehn Minuten. Bei der Abfahrt wurde der Ofen mit einer ungewogenen Menge Koke angefüllt, und bei der Ankunft in Manchester ward die Füllung mit einer abgewogenen Menge Brennstoff wiederholt; die vor der Abreise aufgeschütteten Koke sind daher in der oben angegebenen Zahl nicht mitbegriffen.

Geschwindigkeit auf ebenen Flächen . . .	18	Meil. i. d. St.
Bei einer Neigung v. 4 Fuß auf die Meile	21,50	— —
Bei einer Neigung v. 6 Fuß auf die Meile	25,50	— —
Bei einem Aufsteigen v. 8 Fuß auf die Meile	17,65	— —
Auf Ebenen, die gegen d. Wind geschützt sind	20	— —

Dabei mäßiger Wind im Rücken. Die Maschine glitt in Chatmoß aus der Bahn, wodurch zwei bis drei Minuten verloren gingen.

Am 8 Mai zog die nämliche Maschine 20 Wagen von einem Brutto-Gewichte von 90 Tonnen und 7½ Centnern; die Fahrt von Liverpool nach Manchester wurde in 1 Stunde und 41 Minuten zurückgelegt; um Wasser aufzufüllen u. s. w. hielt man auf halbem Wege 11 Minuten an, die in obiger Angabe nicht mitbegriffen sind. Verbrauch an Koke 1010 Pfund. Dieselben Beobachtungen wie beim ersten Versuche.

Geschwindigkeit auf ebenen Flächen . .	17,78	Meil. i. d. St.
Bei einem Abfall v. 4 Fuß auf die Meile	22	— —
Bei einem Abfall v. 6 Fuß auf die Meile	22,25	— —
Bei einem Aufsteigen v. 8 Fuß auf die Meile	15	— —

Dabei sehr starker Wind im Rücken. Die Verbindungsstange erhitzte sich, weil sie zu fest angeschraubt war, und als man nach Manchester kam, hatten die Kolbenstangen in den Cylindern so nachgelassen, daß der Dampf durchstrich.

Am 29 Mai ward die Maschine Samson, von 10 Tonnen 2 Centnern Gewicht, mit Cylindern von 14 Zoll, einem Kolbenaufhub von 16 Zoll, mit Rädern von 4 Fuß 6 Zoll Durchmesser, die alle vier von der Maschine in Bewegung gesetzt wurden, einem Dampfdruck von 50 Pfund und 130 Röhren im Kessel, an 50 mit Waaren beladene Wagen gespannt, die Netto 150 Tonnen wogen. Die Maschine legte den Weg von Liverpool nach Manchester mit dieser Last in zwei Stunden 40 Minuten zurück, die nöthige Aufenthaltszeit nicht mitgerechnet, was ungefähr 12 Meilen auf die Stunde macht. Die Geschwindigkeit wechselte nach der Beschaffenheit des Wegs; auf einer ebenen Fläche betrug sie 12 Meilen in der Stunde; bei einem Abfall von 6 Fuß auf die Meile 16 Meilen in der Stunde; und bei einem Aufsteigen von 8 Fuß auf die Meile ungefähr 9 Meilen in der Stunde. Das Wetter war ruhig, die Bahn sehr feucht, doch glitten die Räder, selbst bei der mäßigsten Geschwindigkeit der Maschine, nicht aus, ausgenommen bei der Abfahrt, weil die Schienen der Bahn an dieser Stelle, wegen der klebrigen Stoffe und des Kothes, mit denen sie in der Nähe aller Stationen bedeckt sind, schlüpfrig und unrein waren. Die Menge der verbrauchten Koke belief sich auf 1762 Pfund, die zu Erzeugung des Dampfes vor der Abreise aufgeschütteten nicht mitgerechnet, nämlich ein Viertelpfund für jede Tonne und für jede Meile.

Vergleicht man alle diese Versuche mit den frühern Erfolgen, so sieht man, welcher Ausbildung die Kunst des Dampfwagenbaues noch fähig ist, und wie unzuverlässig eine genaue Schätzung nach solchen Angaben seyn dürfte, wenn sie nämlich dazu dienen soll, neue Unternehmungen darauf zu gründen. Ein Ueberschlag der Kosten läßt sich indeß aus den monatlichen Berichten der Gesellschaft zu Liverpool entwerfen, an die man sich in dieser Hinsicht um so mehr halten muß, als von Leuten, die ein Interesse dabei zu haben glaubten, der Gesellschaft entgegenzuarbeiten, dem Publikum falsche Angaben vorgelegt worden sind.

Die regelmäßige Benützung der Eisenbahn begann mit dem 16 Septbr. 1830. Ueber den Verkehr während drei und einem halben Monat, d. h. bis zum 31 December desselben Jahres, ist ein gedrukter Bericht erschienen. Es ist erwiesen, daß der Gewinn der Gesellschaft binnen dieser Zeit sich auf 11,152 Pfd. Sterl. 19 Sch. 5 P. belief; nimmt man das in dieser Unternehmung angelegte Kapital auf eine Million Pfd. Sterl. an (ungefähr die darauf verwendete Summe), so betragen die für 3½ Monate erhaltenen Interessen 5 Procent für das Jahr. Aus später erlassenem Berichte ergibt sich, daß die Interessen des zweiten Semesters auf 6 Procent stiegen, und daß die sechs letzten Monate des zweiten Jahres mehr als acht Procent abwarfen. Der Bericht des ersten Semesters von 1832 ist noch nicht bekannt gemacht worden; allein nach dem des letzten Monats März zu schließen, scheint es, daß die Anzahl der Reisenden während der letzten zwölf Wochen vor dem 25 März, gegen die nämliche Zeit im vorhergehenden Jahre, sehr zugenommen hatte. Die Gütertransporte hatten sich ebenfalls bedeutend vermehrt. Es läßt sich also mit Zuversicht behaupten, daß der Ertrag der Unternehmung seine größte Höhe noch nicht erreicht hat, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er sich in dem Maße erhöhen wird, als die Kunst des Dampfwagenbaues vorwärts schreitet, und auf Verbesserungen führt, die sich auf alle Theile der Untersuchung, auf Verminderung des Verbrauchs an Brennstoff, Verringerung des Materials, des Arbeitslohnes u. s. w. erstrecken. Die Auslagen der Gesellschaft waren auch deßhalb noch vergrößert, weil man den Maschinen geringere Lasten auflegte, als sie ihrer Kraft nach hätten fortschaffen können, — ein Nachtheil, dem man jetzt dadurch begegnet, daß man die Wagen der Reisenden mit den Frachtwagen verbindet.

Der Name einer Maschine mit hohem Druck war in England lange Zeit ein Schreckbild, mit dem man einen dunklen Begriff von Gefahr verband. Es wäre leicht zu beweisen, daß die Ursachen, die ein Zerspringen des Kessels herbeiführen, nicht allein für Maschinen mit Hochdruck gelten, daß sie von eigenen Umständen, von der Temperatur oder dem Grade des Drucks, bis zu welchem der Dampf steigt, abhängen, und daß die seltenen Unfälle, von denen wir hören, bei einer Art von Maschinen eben so gut stattfinden können als bei einer andern; allein der deutlichste Beweis, wie wenig diese Furcht gegründet ist, besteht wohl darin, daß seit fast zwei Jahren Transporte aller Art ununter-

brochen auf den Eisenbahnen gehen, bei denen zahlreiche Hochdruck-Maschinen angewendet wurden, und daß man dennoch keinen einzigen durch Zerspringen des Kessels oder Dampfdruck veranlaßten Unglücksfall zu beklagen hat. Es sind zwar Kessel zersprungen; allein die einzige Folge eines solchen Unfalls war, daß das Feuer auslöschte und die Reise unterbrochen wurde. Den Reisenden ist wohl zuweilen ein Zufall begegnet, allein stets war ihre eigene Unachtsamkeit schuld daran, und nur ein einziger fiel unglücklich aus, obschon mindestens eine Million Menschen diesen Weg gefahren wurden. Vergleicht man die Anzahl dieser Unfälle mit denen, die auf der gewöhnlichen Poststraße vorkommen, vorausgesetzt, daß man auf dieser eine gleich große Zahl von Reisenden annimmt, so wird das Ergebniß beweisen, daß man mit Dampf sicherer fährt, als mit Pferden.

(Fortsetzung folgt.)

Leben über der Gränze.

(Fortsetzung.)

Der Wind ging so stark, daß die volle Kraft der Ruder *) (Sweeps) ihm kaum entgegenzuarbeiten vermochte, und wie nun das vorderste Boot dem Lagerplatze der Wilden an der Mündung des Schlechten-Beil-Flusses (Bad-Axe-River) nahe war, trugen die Schiffleute große Lust, zu halten und auszuruhen. Ein oder zwei Franzosen, oder Halbblut-Männer, die sich mit an Bord befanden, bemerkten die Anzeichen von Feindseligkeit am Ufer und riethen den Uebrigen, sich in der Mitte des Stroms zu halten: allein ihr Rath wurde nicht beachtet. Die Meisten von der Schiffsmannschaft waren Amerikaner, die, wie Dieß gewöhnlich bei ihnen der Fall ist, eine arge Unkenntniß des indianischen Charakters, mit einer gänzlichen Verachtung indianischer Tapferkeit verbanden. Mit aller Kraft der Ruder trieben sie denn das Boot geradezu nach dem Indianerlager. Es waren ihrer sechzehn Mann auf dem Deck des Fahrzeugs, das, wie wir hier noch bemerken wollen, gleich allen in dem Mississippi-Thal gebräuchlichen Kielbooten, fast ganz nach dem Muster der Erie- und Middleser-Kanal-Boote gebaut war. Während noch die Leute ihre französischen Reisegefährten über ihre Besorgnisse aufzogen und das Boot dem Lande bereits bis auf dreißig Ellen nahe gekommen war, erklangen mit einem Male Wald und Fels von den Tönen des Kriegsgeschreis, die das Blut zu Eis gerinnen, die Ohren zerreißen machten, und ein Regen von Flintenkugeln rauschte auf das Verdeck. Zum Glück hatten sich die Winnebagos noch nicht gänzlich von den Wirkungen ihrer übermäßigen Schlemmerei erholt, so daß sie keine feste Hand, keinen sichern Blick hatten. Nur ein Mann fiel durch ihr Feuer. Es war ein kleiner Neger, Peter genannt. Sein Bein war furchtbar zerschmettert, und er starb nachher an der Wunde. Die Uebrigen flüchteten, so schnell sie konnten, unters Deck. Da erhob Peter ein arges Lästern und Fluchen, und rief ein „Gott verdamm' euch!" um das andere seinen Kameraden nach, daß sie ihn so, wie einen Christtags-Truthahn wegschießen ließen; da er indessen fand, daß seine Vorwürfe ohne Wirkung blieben, so kroch er ihnen, so gut er konnte, hinunter nach. Alles Dieß geschah in kürzerer Zeit, als das Lesen dieser Zeilen erfordern mag. Alsbald rief eine Stimme in der Sprache der Sack-Indianer das Boot an und begehrte zu wissen, ob die Schiffsmannschaft Engländer seyen. Ein Sack-Indianer von Halbart, Namens Beau-champ antwortete bejahend. „Nun so kommt ans Land," rief der Fragende, „wir wollen euch kein Leid anthun, denn wir sind eure Brüder, die Sack-Indianer." — „Hund," schrie Beau-champ dagegen, „Sack-Indianer würden uns nimmermehr so feig und niederträchtig anfallen. Wenn ihr uns am Lande haben wollt, so müßt ihr kommen und uns holen."

Hierauf prasselte wieder ein Kugelfeuer vom Ufer, da die Leute aber platt auf dem Boden des Fahrzeugs, unter der Wasserlinie lagen, so wurden sie, mit Ausnahme von Einem, sämmtlich nicht getroffen. Jener, ein Amerikaner, Namens Stewart, hatte sich nämlich aufgerichtet, um das Feuer zu erwidern, und die durch eine Oeffnung hervorstehende Mündung seines Gewehrlaufs einigen Winnebagos dann gezeigt, wohin sie zielen mußten. Die Kugel traf ihn unter den linken Arm und ging gerade durchs Herz. Er sank todt nieder, den Finger noch immer an dem Drücker seiner unabgeschossenen Flinte. Es war ein heißer Tag, und bereits vor dem Ende des Gefechtes der Fäulnißgeruch der großen rothen Blutlache um ihn so stark, daß er den Pulvergeruch durchdrang. Ermuthigt durch dieses widerstandslose Verhalten der Weißen, stürzten jetzt die Winnebagos nach ihren Kanoes, mit der Absicht, zu entern. Ein ehrwürdiger alter Mann suchte sie davon abzubringen; er hielt eines der Kanoes an, und es würde ihm vielleicht gelungen seyn, es zurückzuhalten, allein mitten in seiner eifrigsten Beweisführung traf ihn eine Kugel von dem Boote aus an den Mittelfinger der friedenstiftenden Hand. Ganz natürlich über eine solche unfreundliche Behandlung von Seite seiner Freunde empört, ließ er das Kanoe los, eilte nach seinem Wigwam, seine Flinte zu holen, und nahm an dem weitern Kampfe thätigen Antheil. Die Weißen hatten sich inzwischen von ihrem ersten panischen Schrecken erholt und zu den Waffen gegriffen. Die Enterer wurden mit einem sehr heftigen Gewehrfeuer empfangen. In einem Kanoe wurden zwei Wilde von derselben Kugel tödtlich getroffen. Ihr hartes Ringen mit dem Tode verursachte das Umschlagen des Kanoe, so daß die übrigen darin Befindlichen an das Ufer zu schwimmen genöthigt waren, wo es einige Zeit dauerte, ehe sie ihre Gewehre wieder in schußfertigen Stand bringen konnten. Noch mehrere Andere wurden verwundet und die unverletzt Gebliebenen ruderten zurück, durch eigene Erfahrung überzeugt, daß ein Sturm nicht eben die beste Angriffsweise sey.

(Fortsetzung folgt.)

*) Große lange Ruder, auf den den Ohio, Mississippi u. s. w. befahrenden flachen Fahrzeugen. D. U.

Briefe aus dem Kaukasus.

(Schluß.)

Das Wort des geliebten Anführers beseelte die Russen mit beispiellosem Muthe. Die musselmännische Reiterei, die Linienkosaken aus dem Gefolge des Befehlshabers sprengten zu Pferde den jähen Abhang hinab

in den Fluß; wer wäre unter seinen Augen nicht durch Feuer und Wasser gegangen? Die Jäger des 42sten Regiments, vom Bataillone des Major Kaudauroff, erfüllten Dieß in der vollen Bedeutung des Wortes. Geführt von dem Stabskapitän Barateff und dem Lieutenant Chrostilloff, warfen sie sich ohne Bedenken in den wilden Gießbach, der schäumend in seinem rauhen Bette daherschoß — aber was vermochten diese Leute gegen die Wuth seiner Wogen? Die Unglücklichen wurden von der Gewalt des Stroms fortgerissen und vermochten sich nur mit großer Mühe zu retten. Aber der Feind sah mit Staunen und Schrecken, daß es für Russen kein Hinderniß gibt. Die Vorbereitungen zum Bau einer Brücke, wozu man schon Dielen und Faschinen zusammenschleppte, schlugen sie noch mehr nieder. Diese Versuche zeigten ihnen das Maß unsers Muthes. Sie wurden bestürzt und zaghaft; — sie begannen mit den anrückenden Soldaten sich zu unterreden, schrien Aman (Gnade), schwenkten ihre Mützen und schickten endlich, trotz des heftigen Kartätschenfeuers, ihre Aeltesten ans Ufer, um wegen Bedingungen zu unterhandeln. Der Befehlshaber sah, daß er ohne Menschenverlust seinen Zweck erreichen könne, und befahl mit dem Feuer einzuhalten, — allmählich schwieg es von beiden Seiten. Angenehm ist der Augenblick des Waffenstillstandes nach dem Kampfe, wie der Schatten in der Hitze des Tages, wie die Erholung nach einer Krankheit. Alle erhoben sich sogleich aus den Verschanzungen, als wüchsen sie aus der Erde; der Berg bedeckte sich mit Feinden. Mit welcher Neugierde schätzten wir ihre Anzahl! Ihrer waren über vier tausend. Auf die Gewehre gestützt, oder stolz sie auf die Schultern werfend, standen die Bergbewohner da und schauten aus ihren rauhen Mützen heraus finster auf uns her. Malerische Gruppen drängten sich an den Abhang des Flusses, um sich satt zu trinken, oder das Gesicht zu erfrischen (aus den Verschanzungen heraus hätte ein Spaziergang ans Wasser das Leben gekostet). Sie knieten am Ufer nieder, tranken mit Begierde, schöpften dann Wasser mit der Hand und wuschen sich den Kopf. In der Ferne sah man sie ihre Verwundeten und Todten fortschaffen. Brennend vor Ungeduld Alles in der Nähe zu sehen, sprang ich von der Schießscharte herunter, und ging über die Absätze der Felsen weg gerade auf die Brücke zu. Die Aeltesten des Dorfs, umgeben von Bergbewohnern andern Stammes, meist alten Leuten, näherten sich der zerstörten Brücke; unter ihnen erglänzten die weißen Turbane der getreuen Anhänger Kasi Mullah's. Mich wandelte die Lust an, mit den Tschirkeiern einige Worte zu wechseln, und ich wandte mich mit meiner Rede an einen jungen Mann; denn die Jugend ist minder mißtrauisch und minder behutsam. „Aleikum Selam Chottschach (junger Mann)!" — „Sagosol, sagosol (ich danke)." „Warum kämpft ihr gegen uns, sagte ich, rechtschaffene Leute sollen Freunde seyn." — „Warum zieht ihr gegen uns, wenn ihr rechtschaffene Leute seyd?" — „Ihr habt den Streit angefangen; ihr seyd ausgezogen, um die Einwohner von Schamchal zu plündern; ihr waret bei Tarki, bei Derbent, in Erpilei." — „Bei uns steht es jedem frei, zu gehen, wohin er will; es gibt allenthalben rechtschaffene Leute und Räuber." — „Das mag seyn. Warum aber habt Ihr unsern Feind Kasi Mullah aufgenommen, und versteckt? Seine Familie ist noch bei euch." — „Nein. Er ist längst fortgezogen, und seine Frau ist gestern ins Gebirge entflohen. Geht also zurück!" — „Nein, Freund! Die Russen gehen nicht zurück ohne Genugthuung." — „Ihr seht, daß man nicht über den Fluß fliegen kann." — „Ihr hätt gesehen, daß wir beinahe hinüber gekommen wären, wir bleiben eine Woche, einen Monat hier, und stellen die Brücke her, wir stauen euern Sulak und sollten wir die Hälfte unserer Soldaten darüber verlieren, denn wir müssen Tschirkei durchaus haben. Dann aber erwartet keine Gnade." Der junge Mann machte ein finstres Gesicht und schwieg, die andern flüsterten zornig unter sich; ich fuhr fort: „Ihr habt ruhmvoll gefochten, aber der Kampf ist nicht umsonst. Ich vermuthe, ihr habt viele Verwundete und Todte." Ihre Gesichter verfinsterten sich plötzlich, als fiel ihnen etwas Unglückliches ein; einige schlugen die Augen nieder, andere wandten sich ab. „Fragt uns nicht darnach," antworteten sie, „über Leben und Tod richtet Gott." Später habe ich von diesen Aeltesten selbst erfahren, daß ihr Verlust über 500 Mann betrug. Eine Granate schlug durch die Mauer, zersprang neben einer Säule, welche die Decke hielt, die Säule fiel, die Decke stürzte ein, und erschlug mit einemmal 60 Menschen. Von unserer Seite sandte der Obersbefehlshaber zur Unterredung den Major Abbas-Kuli-Bafi-Chanoff, bekannt durch seine Gelehrsamkeit, und ausgezeichnet durch seine Treue. Die Tschirkeier bestimmten einen unter ihnen ausgezeichneten Mann dazu, Namens Dschammat. Nach vielem Hin- und Herreden unterwarfen sich die Tschirkeier der russischen Regierung unter nachfolgenden Bedingungen: 1) Der Ort Tschirkei unterwirft sich von nun an dem Throne Sr. kais. Majestät, und macht sich anheischig, alle Befehle des russischen Oberbefehlshabers zu erfüllen. 2) Die Tschirkeier versprechen, weder Kasi Mullah noch seine Anhänger bei sich aufzunehmen. 3) Sollen sie die Kanonen zurückgeben, welche von Kasi Mullah, dem Detaschement des Generals der Kavallerie Emanuel abgenommen wurden. So wurde an Einem Tage die Unterwerfung eines der unersteiglichsten Orte des Kaukasus vollendet, das er in seinem Schoße durch steile Berge und reißende Wasser vertheidigt hatte. Leute, die seit Jahrhunderten keine Herrschaft gekannt hatten, beugten sich vor den Waffen des russischen Czars. Indessen strichen wir umher, gafften, maßen die Gegenstände mit den Augen, vergaßen, daß es nicht sehr rathsam ist, sich auf die Ehre des Asiaten zu verlassen, der Kriegsrecht und Kriegsregeln, wie sie in Europa beobachtet werden, weder kennt noch achtet. Als sie unsre Neugierde bemerkten, spannten manche den Hahn, und als sie bemerkten, daß einer etwas mit dem Bleistift hineinzeichnete, schlugen manche drohend mit dem Gewehr an. Diese Vorsicht kam etwas zu spät, alles was zu wissen und zu messen nöthig war, hatten wir schon eingesehen und gemessen. Am Abend löste man uns aus der Schanze ab; wie süß und fest schlief ich nicht unter offnem Himmel, auf einem kahlen Steine an einem kleinen Feuer. Zwanzig Schritte von mir standen die Zelte mit den Verwundeten, ich aber hörte nichts von ihrem Aechzen, und sah nicht, wie die Operationen vor sich gingen. An Todten und Verwundeten verloren wir 80 Mann; auch die Pferde hatten ihren Antheil, man rechnete ihrer 75. Noch schimmerten und zitterten die Sterne am Himmel, und ihre kalten Strahlen streuten Reif auf die Gesichter von Schlafenden, als schon die Trommeln wirbelten und zum Aufbruche mahnten. Bei ihrem Klange fielen die Zelte des Lagers, wie von einem Sturm hingewebt. Zuerst wurden das schwere Gepäck, Artillerie und Lazareth in Bewegung gesetzt; wir machten den Schluß, und als wir aufbrachen, war es schon heller Tag. Regenwolken, grauem Rauche ähnlich, wälzten sich in den Schluchten, wie aus Höllenschlünden hervor. Auf dem Gebirge fiel schon der Regen und stürzte auf der linken Seite von Tschirkei in schäumenden Wasserfällen die Abhänge herab. Aus den gejagten zerrissenen Wolken schien er gerade über dem Rand eines gigantischen Felsen herabzustürzen. Demüthig und niedergeschlagen lag das unterworfene Tschirkei da, als verbärge es sich aus Scham in die Schluchten. Der Schlund des Sulak sog den Dunst ein, der aus dem Gipfel des Salatau gleich einer Schneelawine sich herabwälzte. Ich drehte mich öfters um und betrachtete mit Vergnügen dieß nie gesehene Schauspiel; bald aber verdeckten die Lage der Hügel und der herabfallende Regen meinen Horizont.

Nun sind wir auf dem Marsche und marschiren wie der Kranich im Kothe; wenn man den einen Fuß herausgieht, bleibt der andere stecken. Der Platzregen verfolgte uns den ganzen Tag wie ein eifersüchtiger Ehemann. Der Wind drang einem bis ins Innerste der Seele. Mit Mühe schleppten wir uns endlich fort bis Galet Aul. Wir kommen an, machen Halt, — im Wasser bis ans Knie, und Koth, Koth, daß es dem gefälligsten asiatischen Städtchen Ehre gemacht hätte. Unsere Zelte waren nicht weniger und nicht mehr, als ein Obdach für Wassernymphen. Man riß mächtige Holzstöße ein. Man wollte sich trocknen, aber wie? Von der einen Seite brannte man, und der Dampf wälzte sich in Wolken empor, von der andern Seite durchnäßte der Regen in derselben Zeit dreimal das Kleid. Nach vergeblichem Bemühen, mich vor dem Feuer hin und her zu wenden, entschloß ich mich, naß wie eine Maus, mich auf den nassen Teppich zu legen, der über den Koth ausgebreitet war, d. h. auf harten Dielen, welche die Vorsehung allenthalben für den Soldaten in Bereitschaft hält. Da ich übrigens Experimentalphysik verstand, so nahm ich zur Unterhaltung der Lebenswärme ein gutes Glas Branntwein, das mich so durchwärmte, daß der Dunst aus mir aufstieg. Nach und nach versank ich immer mehr ins Wasser und in Schlummer; endlich schlief ich ein, wie der Biber, der nur noch die Nase in die Luft streckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 12. 12 Januar 1833.

Die Fortschritte der Dampfwagenfahrt in England.

(Fortsetzung.)

2. Anwendung der Dampfwägen auf gewöhnlichen Straßen.

Der nächste Schritt zur Verbesserung der Dampfwagenfahrt besteht jetzt darin, die Dampfwagen zum Verkehr auf den gewöhnlichen Straßen anwendbar zu machen. Die Erfolge und Vortheile, die mit diesen Fuhrwerken auf den Eisenbahnen erzielt wurden, veranlassen zuvörderst zu der Untersuchung, ob und was für ein Unterschied in der Beschaffenheit zwischen den Eisenbahnen und den Heerstraßen besteht, und ob er von der Art ist, die Anwendung einer Bewegkraft, die sich auf den einen als so vortheilhaft erwiesen hat, auf den andern unausführbar zu machen. Man hat gefunden, daß der Widerstand den der Lauf eines Fuhrwerks auf einer guten Heerstraße erfährt, unter übrigens gleichem Verhältniß ungefähr zwölfmal größer ist als auf einer Eisenbahn, und es folgt hieraus, daß, welche bewegende Kraft man auch anwende, auf einer gewöhnlichen Straße immer nur eine verhältnißmäßig geringere Last fortgeschafft werden kann. Die Oberfläche einer Heerstraße ist, ihrer Natur nach, minder eben als die einer Eisenbahn, und setzt folglich der bewegenden Kraft auch einen mannichfachern Widerstand entgegen. Eine horizontale Eisenbahn dagegen bietet immer nur einen gleichförmigen Widerstand, und deßhalb auch den Vortheil, daß die bewegende Kraft, die man auf ihr in Anwendung bringt, welcher Art sie auch sey, keiner Vermehrung ihrer Stärke bedarf. Der Mangel vollkommener Gleichheit auf der Oberfläche einer Heerstraße, die unumgänglich nöthigen Ausbesserungen, die zu Zeiten auf ihr vorgenommen werden müssen, und vor Allem der Umstand, daß die Fuhrwerke selbst dazu beitragen müssen, daß die Straße sich bilde, befestige und ebene, machen es durchaus nöthig, daß die bewegende Kraft, die auf diesem Wege verkehrt, einer sehr mannichfachen veränderlichen Kraftentwicklung fähig sey. Eine nach Vorschrift Macadam's neu angelegte, mit zerschlagenem Gestein bedeckte Straße, bietet Anfangs einen weit größern Widerstand als später, wo sie durch vieles Befahren fest und eben geworden ist. Da nun verschiedene Strecken einer jeden Straße sich zu verschiedenen Zeiten in dergleichen Zuständen befinden, so ist es nöthig, zwischen der Maschine und ihrer Ladung ein Verhältniß herzustellen, das sie geeignet macht, auch die schwierigsten Hemmnisse eines Weges zu überwinden.

Man fürchtete bei der Anwendung von Dampfmaschinen auf gewöhnlichen Wegen unter Anderm auch noch ein Hinderniß: man vermuthete nämlich, daß ein Wagen dieser Art, und von so schnellem Lauf die Straßen bedeutend beschädigen, und folglich Ausgaben verursachen würde, die der Vortheil, den man sich versprach, nicht aufwiegen dürfte; die Erfahrung hat indeß bewiesen, daß diese Befürchtung ohne allen Grund war. Der Bau eines Dampfwagens, der im Jahr 1831 einige Monate hindurch den Dienst zwischen Gloucester und Cheltenham versah, veranlaßte die bei den Straßen betheiligten Personen, einige Parlamentsakten zu erwirken, kraft derer die von Dampf in Bewegung gesetzten Fuhrwerke einer so hohen Abgabe unterworfen wurden, die einem Verbot gleich zu schätzen war. Herr Gurney, der unternehmendste und glücklichste unter allen Erfindern von Maschinen, reichte sogleich eine Petition ein, um den Widerruf dieser Akte zu verlangen; ein Komité des Unterhauses ward niedergesetzt, um den Gegenstand zu untersuchen, und ein Widerruf der Akte war die Folge hievon. Diese Untersuchung erwies klar, daß die Dampfwagen für die Straßen minder verderblich seyen, als die von Pferden gezogenen. Um die letztern mit einer den Postwägen gleichkommenden Geschwindigkeit zu bewegen, müssen die Felgen der Räder sehr schmal seyn, ja seit kurzem hat man sogar angefangen, die den Boden berührende Fläche derselben abzurunden, wodurch nothwendig selbst die festesten Straßen ausgefahren, und mit tiefen Geleisen durchfurcht werden müssen. Die Räder der Dampfwagen dagegen sind, weil ihre Felgen stets mindestens vier bis fünf, einige sogar sechs bis acht Zoll Breite haben, weit vortheilhafter. Da diese Felgen, so zu sagen cylindrisch und nicht einschneidend sind, so wirken die Räder auf die Straßen gleich Walzen, und statt sie zu durchfurchen, tragen sie vielmehr bei, sie fester und ebener zu machen. Ein Dampfwagen ist folglich, was die Räder betrifft, der Straße minder nachtheilig als ein von Pferden gezogenes Fuhrwerk; allein noch ein anderer Umstand, der unwiderleglich zu Gunsten der Dampfwagen spricht, ist der, daß die schlechte Beschaffenheit der Straßen nicht von den Rädern, sondern von den Pferden veranlaßt wird, wovon man sich mit einiger Aufmerksamkeit schon längst hätte überzeugen können; um Dieß ganz zu begreifen, darf man nur die Wirkung der rollenden Räder

auf die Straße, mit der von den Hufeisen der Pferde hervorgebrachten vergleichen.

Aus dem Vorstehenden kann man die zu Einrichtung von Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen erforderlichen Bedingungen entnehmen: Weil der Widerstand, den ein gegebenes Gewicht der bewegenden Kraft auf diesen Straßen entgegensetzt, nach Gurney's Berechnung zwölfmal größer ist als auf einer Eisenbahn, so muß auch die von dieser Kraft zu ziehende Last verhältnißmäßig leichter seyn. Da nun aber das Gewicht der Maschine selbst einen Theil der Ladung ausmacht, und dieses Gewicht mit der ganzen Ladung im Verhältniß stehen muß, so folgt hieraus, daß bei gleicher Kraft, die Maschinen, die man auf gewöhnlichen Straßen anwendet, leichter seyn müssen, als die auf Eisenbahnen laufenden. Dieser Unterschied erstreckt sich auf die Menge des Brennstoffs und des Wassers, eben sowohl als auf die Maschine und ihren Kessel. Kann man nur eine geringe Menge Brennstoff und Wasser mit sich führen, so muß man öfters anhalten, um sie zu erneuern. Die Dampfwagen der Eisenbahnen können ungefähr 15 englische Meilen laufen ohne Wasser, und 30 ohne Kohlen einnehmen zu dürfen: die auf den gewöhnlichen Straßen müssen beides nach jeder Strecke von acht Meilen erneuern. Da die Oefen der letztern nothwendiger Weise kleiner und von geringerer Wirkung sind, so kann der Dampf nur dadurch schnell genug, und in gehöriger Menge erzeugt werden, daß man eine im Verhältniß zur ganzen Wassermasse größere Oberfläche desselben der Wirkung des Feuers aussetzt, als Dieß bei den Maschinen auf Eisenbahnen der Fall ist; und um zu diesem Resultate zu gelangen, boten die Erfinder vorzugsweise ihren Scharfsinn auf. Da wir auf dem Punkte stehen, auch die Heerstraßen mit Dampfwagen befahren zu sehen, so dürfte es allerdings interessant seyn, hier eine Beschreibung von einem oder zwei Dampfwagen dieser Art zu lesen, die hinsichtlich ihres Baus und ihrer Einrichtung, die geeignetsten für den gewöhnlichen Gebrauch zu seyn scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Leben über der Gränze.

(Fortsetzung.)

Zwei indessen hielten aus. Sie waren zusammen in einem Kanoe und näherten sich dem Schiffe an dessen hinterm Theile, wo sich keine Oeffnung befand, durch die die Weißen auf sie feuern konnten. Bald sprangen sie an Bord. Der Eine ergriff das lange Steuer-Riem oder Ruder; der Andere machte einen Satz auf das Verdeck, wo er stehen blieb, und schoß fünf Musketen, die dort liegen geblieben waren, als sich die Mannschaft hinunterflüchtete, durch das Deck und den Boden des Fahrzeugs ab. Auf diese Weise verwundete er einen Mann sehr gefährlich. Nach dieser Heldenthat eilte er nach dem Bug vor, wo er eine lange Stange ergriff, das Boot dann mit Hülfe des Indianers am Steuerruder auf eine Sandbank laufen ließ, und es hier bleibend unter das Feuer seiner Stammgenossen brachte.

Die beiden Winnebagos an Bord begannen nun, zur nicht geringen Beschwerniß der Schiffsmannschaft, zu laden und zu feuern. Der im Hintertheile des Schiffs wurde indessen bald abgefertigt. Einer der Weißen bemerkte nämlich durch eine Spalte, wo und wie er stand, und brachte ihm eine tödtliche Schußwunde, durch das Dielenwerk bei. Trotz dem bemühte er sich noch, mit seinen letzten Kräften über Bord zu kommen, wahrscheinlich um seine Kopfhaut zu retten; allein er war schon so schwach, daß es ihm nicht gelang, und eine zweite Kugel machte dann seinem Todeskampf ein Ende. Nach dem Gefecht zog ihm denn Derjenige, der ihn erschossen hatte, wirklich die Kopfhaut ab. Der Bug des Fahrzeugs war offen, und der dort befindliche Krieger behauptete noch immer seine Stellung, die ihn vor den Blicken der Schiffsmannschaft verdeckte, und ihn nur sichtbar werden ließ, wenn er sich bückte, um zu feuern, was er fünfmal that. Sein dritter Schuß zerschmetterte den Arm und ging durch die Lunge des wackern Beauchamp. Bei diesem Anblick sank dem Einen und dem Andern der Muth, und sie fingen an, von Uebergabe zu reden. „Nein, Freunde," schrie der Sterbende, damit rettet ihr euer Leben nimmermehr: kämpft bis zum letzten Mann; denn Gnade habt ihr von ihnen keine zu hoffen. Sollten sie die Oberhand über euch bekommen, so werft mich, um Gottes willen, über Bord: laßt sie mein Kopfhaar nicht bekommen!" So fuhr er fort, sie zum Widerstand zu ermuntern, bis zu seinem letzten Athemzuge, und starb mit den Worten: „fort gekämpft!" auf den Lippen. Allein noch ehe Dieß geschah, hatte sein Mörder ebenfalls Abschied vom Leben nehmen müssen. Ein Matrose, Namens Jack Mandeville, schoß ihn durch den Kopf, und die Flinte noch fest in der Hand, stürzte er über Bord.

Von diesem Augenblick an übernahm Mandeville aus eigener Gewalt den Oberbefehl über das Boot. Ein Paar von der Schiffsmannschaft hatten den Entschluß gefaßt, sich des kleinen Schiffsnachen zu bemächtigen und die Uebrigen ihrem Schicksale zu überlassen. Schon hatten sie das Seil ausgezogen, da sprang Mandeville dazwischen und schwur, daß er den Ersten niederschießen und den Zweiten mit dem Bajonnet zusammenstechen würde, wenn es ihnen einfiele, auf ihrem Vorhaben zu beharren. Sie fügten sich. Zwei Andere hatten sich, zwar vor allen Blicken, aber nicht vor der Gefahr gedeckt, in den Schiffsbug versteckt. Eine Weile darauf vermißte sie der alte Matrose, suchte und zwang sie durch die Bedrohung mit einem augenblicklichen Tode, die er noch mit leichten Bajonnetstichen verstärkte, ihr Versteck zu verlassen und an dem Vertheidigungskampfe Theil zu nehmen; darauf stritten nun die beiden wie Löwen. Es war ein Glück für sie, daß Mandeville so gegen sie verfahren war; denn sie hatten sich kaum in die Höhe gemacht, als wenigstens ein Schock Kugeln gerade dort, wo sie gelegen, einschlug. Nach den zwei oder drei ersten Salven hatte das Feuer etwas nachgelassen; die Gefahr war aber darum nicht minder groß. Die Indianer hatten den Vortheil der Ueberzahl und konnten ihre Stellungen nach Belieben verändern. Die Weißen waren genöthigt, auf dem Boden des Fahrzeugs, unter der Wassermarke, sich liegend zu verhalten, denn seine Seiten gewährten keinen Schutz; jede Kugel schlug durch und durch. Nur von Zeit zu Zeit und mit der größten Vorsicht konnten sie sich aufrichten, um zu feuern, denn der Pulverblitz eines jeden Gewehres verrieth, wo der Schütze sich befand, und im Nu folgte ihm der Knall von zwei oder drei Winnebago-Büchsen. Dagegen wurden

sie aber auch nicht gesehen; und da sie, bei ihrer geringen Zahl, spärlich in dem großen Fahrzeug verstreut waren, so konnten die Winnebagos die Lage jedes Einzelnen nur aufs Ungefähr treffen. Das Feuer war deßhalb nicht hitzig, denn man hatte keinerseits Lust, seinen Schießbedarf unnöthig zu verbrauchen. So lagen denn die Schiffleute über drei Stunden in Blut und Kimmwasser, des freien Gebrauchs ihrer Glieder beraubt und gänzlich außer Stande, sich aus der Klemme zu helfen. Zuletzt, als die Nacht hereinbrach, und Mandeville zu der Ueberzeugung gelangte, daß die Dunkelheit die Feuerwaffen vollends nutzlos machen mußte, während sie für die Winnebagos die Sicherheit ihres Ziels um kein Haar verringerte, sprang er, sobald es finster geworden war, mit lauter Stimme seine Kameraden zum Mithelfen aufrufend, ins Wasser; vier von ihnen sprangen ihm darauf auch nach. Die Kugeln saus'ten um sie und schlugen durch ihre Kleider; allein sie ließen nicht ab, und bald war das Fahrzeug wieder flott. Wie die Winnebagos sich ihre Beute entkommen sahen, erhoben sie ein verzweifeltes Wuthgeheul und gaben den Weißen eine volle Abschiedsladung. Sie wurde unter dreimaligem Jubelruf erwidert, und ehe ein Gewehr aufs Neue geladen werden konnte, schwamm das Boot bereits außer Schußweite. Die halbe Nacht hindurch hörte man eine wehklagende Stimme, dem Anscheine nach die eines alten Mannes, dem Fahrzeug, übrigens in sicherer Entfernung, folgen. Die damalige Vermuthung, daß es der Vater des Indianers war, dessen Leichnam noch auf dem Boote sich befand, hat sich späterhin als richtig erwiesen. Siebenunddreißig Indianer hatten an dem Gefechte Theil genommen, von denen sieben geödtet und vierzehn verwundet wurden. Sie hatten damals nicht weniger als 693 Kugeln in und durch das Boot verschossen. Von der Schiffsmannschaft blieben zwei auf dem Fleck, zwei wurden gefährlich und zwei leicht verwundet. Jack Mandeville's Muth und Geistesgegenwart rettete unzweifelhaft die Uebrigen und das Fahrzeug; daß er übrigens dafür in irgend einer Weise belohnt worden wäre, wußten wir nicht. Lindsay's Boot erreichte die Mündung des Schlechten-Beil-Flusses um Mitternacht. Die Indianer eröffneten ein Feuer, das kräftig erwidert ward, auf dasselbe. Es war ein Licht an Bord, auf das wahrscheinlich zuerst gezielt worden war, denn nur die erste Kugel traf das Boot; alle übrigen fuhren, ohne Schaden zu thun, in der Finsterniß darüber hinaus. Der Lärm und die Bestürzung auf der Prairie du Chien war nicht gering, als die beiden Boote dort anlangten. Die Leute verließen Haus und Hof und drängten sich in Schaaren in das verfallene Fort. Bald aber hatten sie neuen Muth gefaßt und sich rasch in eine gewisse kriegerische Verfassung geworfen. Ein Eilbote wurde unverweilt um Beistand nach Galena und ein Anderer nach dem Fort Snelling gesandt. Bald kam auch eine Kompagnie von mehr als hundert Freiwilligen von Galena, was denn die Gemüther der Bewohner der Prairie vollends beruhigte.

(Schluß folgt.)

Ein afrikanischer Tornado.

Die Jahreszeiten der Sierra Leone werden in die naſſe und in die trockne eingetheilt. Dem Eintritte der letztern gehen gewöhnlich zwei oder drei Tornados (Ungewitter), voraus, die, obschon an und für sich furchtbare Naturerscheinungen, den Eingebornen doch schon seit so langer Zeit als die Vorboten einer schönern Zeit bekannt sind, daß sie sogar zuweilen in Gebeten um ihren Eintritt flehen. Eines dieser seltsamen Phänomene beschreibt Herr Boyle *) folgendermaßen:

„Ein heftiger Tornado ist für den Fremden eine furchtbare Erscheinung, die einen außerordentlichen Eindruck macht. Sie besteht in heftigen Blitzen vom grellsten Licht, rasch auf einander folgenden erschütternden Donnerschlägen, gewaltigen Windstößen und überschwemmenden Regengüssen. Diese furchtbare Vereinigung von Elementen streicht längs der ganzen Küste hin, entlädt sich aber mit besonderer Heftigkeit an dem Theile, der die Windwärts-Küste genannt wird und vorzüglich zu Sierra Leone. Die Benennung Tornado stammt aus dem Portugiesischen und ist eine Verstümmlung des Wortes Trueno, was Gewitter bedeutet. Die Annäherung dieses Phänomens macht sich zuerst durch das Erscheinen eines kleinen silberhellen Fleckens in bedeutender Höhe am Himmelsgewölbe bemerkbar, der immer größer wird und in gemessener und langsamer, aber bemerkbarer Bewegung gegen den Horizont herabsteigt. Im Sinken wird er von einem dunkeln Ringe umgeben, der sich nach allen Seiten ausbreitet und die silberhelle Wolke, sobald sie sich dem Horizonte nähert, mit undurchdringlicher Dunkelheit verhüllt. In diesem Augenblicke nun scheint die Wirksamkeit der Elemente aufgehört zu haben und die Kraft der Natur gelähmt zu seyn; es ist, als ob die Atmosphäre aller Lebenslust beraubt wäre, und ein Gefühl naher Erstickung beängstigt die lebendigen Geschöpfe. Furcht und Angst erfüllen die Seele; doch bald hat die Bestimmung ein Ende, wenn der dunkle Horizont von einer breiten Flamme elektrischen Feuers erleuchtet wird; ferne Donnerschläge erschüttern das Ohr, kommen immer näher und näher. — steigen zu einer betäubenden Heftigkeit, und sind dabei, von der dunkeln Seite des Horizonts her, von so gewaltigen und unwiderstehlichen Windstößen begleitet, daß nicht selten Dächer und Schornsteine fortgeführt, Bäume ausgerissen, die größten und stärksten Schiffe umgelegt, in den Abgrund geschleudert oder von ihren Ankern losgerissen werden; und hierauf folgt nun ein heftiger Regen, der mehr in einem einzigen Gusse als in Tropfen niederstürzt und diesen entsetzlichen Aufruhr der Natur beschließt. Die Blitze sind von der heftigsten Art, und zwar strömen sie nur selten als Feuergarben aus, sondern sind meist gezackt und spitzig, und für lebende und lebloſe Gegenstände von der zerstörendsten Wirkung. Trifft ihr anscheinend unzweifelhaft und keine bestimmte Richtung verfolgender Strahl zuweilen einen hohen Baum, so sind dessen Blätter im Augenblicke der Berührung vom Feuer verzehrt, die verragenden Aeste herabgeschlagen, und der ungeheure Stamm selbst wird wahrscheinlich bis auf seine Wurzeln gespalten und zerschmettert. Schlägt der Blitz in ein Haus, so richtet er es meist dergestalt zu, daß es dem Wrack eines Schiffes nach einer Schlacht oder einem heftigen Sturme gleicht; zuweilen geschieht es auch, daß das Haus unbeschädigt bleibt, alle seine Bewohner hingegen erschlagen werden; ein Verfall, der in des Verfassers Nähe sich ereignete. Oft scheint auch die Spindel, die äußerste Spitze eines Schiffsmastes, der Punkt zu seyn, der den Blitz anzieht, wo er dann zuweilen ohne Schaden zu thun sich durch die Wände und das Tauwerk bis zum Deck herabschlängelt, durch irgend eine Oeffnung zum Schiff hinausfährt, durch eine andere aber mit unglaublicher Schnelligkeit zurückkehrt und nun ganz anderer Art geworden zu seyn scheint; denn er nimmt jetzt seinen Weg nach dem Mittelbeck oder Schiffsraum und vernichtet oder verletzt, was ihm in den Weg kommt. Die heftigen Donnerschläge oder Erschütterungen, die dem Blitze folgen, beschädigen in Freetown nicht nur die Gebäude, sondern auch den Grund, auf dem sie stehen, und der Widerhall aus den benachbarten Gebirgen erhöht wo möglich noch das Entsetzen, das dieser Aufruhr der Elemente erregt. Der hierauf folgende Regen oder vielmehr Wolkenbruch ist glücklicherweise von nur kurzer Dauer; er rinnt aus den zahlreichen Schluchten und Hohlwegen der nahegelegenden Gebirge herab und bildet, schon wenige Minuten nach seinem Beginnen, Ströme, die sich mit reißender Schnelligkeit durch die Straßen von Freetown ergießen, und Vegetabilien aller Art, die sich in einem Zustande von Fäulniß befinden mit sich führen. So zeigt sich der Tornado, durch dessen Ausbrüche noch dazu schädliche Ausdünstungen der Erde und verderbliche Miasmen, die vorher durch entgegenwehende Winde bei Tage auf der Stelle, wo sie sich befanden, fixirt

*) In seiner Flora von Sierra Leone.

halten, oder bei Nacht vom Boden eingesaugt wurden, fortgeschafft und verbreitet werden. Die Zeit, wo der Tornado sich gewöhnlich einzustellen pflegt, ist Ende Septembers, und von da an kann man bis Weihnachten auf ziemlich ruhiges Wetter rechnen. Nun aber beginnen die periodischen Winde, „Harmatan" genannt, die sechs bis zehn Wochen wehen. Seltsam ist es, daß während diese Winde auf die Eingebornen und die Europäer, die durch langen Aufenthalt in der Kolonie doch schon akklimatisirt seyn sollten, höchst nachtheilig wirken, neu ankommende Europäer sie als sehr erfrischend und gesund rühmen. Während der Dauer des Harmatans ist das Geräthe in den Häusern mit einem feinen Sandstaub bedeckt und Tische und Stühle bekommen Risse."

Züge und Anekdoten von Paganini.

Das „Hofjournal" theilt von Paganini folgende Züge mit, die Jemand, der sich täglich in der Nähe des großen Künstlers befand, zu beobachten Gelegenheit hatte.

In den Stunden, wo Paganini jene neuen und herrlichen Passagen einübte, die noch in Jedermanns Ohr widerklingen, hatte er es sehr ungern, gestört zu werden, und ließ gewöhnlich Niemand zu, als mich, wobei er gutmüthig sagte: „Voi siete il Padrone di casa" (Sie sind der Hausherr.) Es wird vielleicht nicht uninteressant seyn, zu erfahren, wie er dabei zu Werke ging. Plötzlich nahm er eine sehr ruhige Haltung an, dann zog er seinen Rock aus, holte seinen Violinkasten, nahm das Instrument heraus, besichtigte die Saiten, die er selten wechselte, und dann den Bogen, den er gewöhnlich tüchtig mit Kolofonium rieb. Hierauf spielte er etwas aus dem Stegreife, was ihm gerade einfiel, indem er im Zimmer auf und abging. Dieß setzte er ungefähr fünf Minuten fort, gleichsam um Leib und Seele zum Einklang mit einander zu stimmen, worauf er sich niedersetzte, an dem Achselbeine, wo er die Violine anlegen wollte, ein zusammengefaltetes Sacktuch unterlegte, und nun die diatonische Scala in allen verschiedenen Schlüsseln mit einer entzückenden Gewandtheit durchspielte. Obgleich Dieß eine volle Stunde fortging, war an ihm doch nicht der geringste Ueberdruß zu bemerken. Nun kam auf gleiche Weise die chromatische Scala, die im vollkommensten und ausgesuchtesten Style mit einer Genauigkeit, der Intonation durchgespielt wurde, daß auch das geübteste Ohr nicht den mindesten Fehler entdecken konnte. Um den Bogenarm zu stärken, pflegte er mit einiger Heftigkeit das Handgelenk zu schlenkern. Nach allen diesen Vorbereitungen begann er irgend eine neue Passage zu spielen, deren magischer Eindruck wohl nie in meiner Seele erlöschen wird. Merkwürdig war es dabei zu sehen, wie er bei einer solchen Gelegenheit ganz in die Musik und sein Instrument sich vertiefte, und so zu sagen, mit ihm zu Einem Wesen verschmolz. Indeß so sehr er sich auch ganz in die Töne aufzulösen schien, so wendete er sich doch manchmal rasch zu mir und sagte: „Questo' è un passaggio nuovo" oder sonst etwas dergleichen. Als einen Wink für jene musikalischen Neyer, die einen Ehrgeiz darein setzen, von einem Instrumente zum andern überzuspringen, will ich hier nur einer Aeußerung Paganini's erwähnen, die in Bezug hierauf steht. Er beklagte sich nämlich eines Tages, daß er sich die Finger verdorben habe, indem er bei einem Quartette das Violon gespielt; er brauche jetzt, fügte er hinzu, wieder eine tüchtige Uebung auf der Violine, weil das Violon ihm seine Positionen erweitert, und die Finger brutalisirt habe.

Man trug sich einige Zeit mit der Meinung, daß Paganini nicht in einem Quartett spielen könne; nur im Solo sey er ausgezeichnet, und sein Spiel, gleich der Bewegung der Kometen, zu excentrisch, als daß er sich in den gesetzmäßigen Bahnen anderer Körper bewegen könne. Um diese Zweifel zu lösen, versammelte sich eine auserlesene Anzahl von Künstlern und Kunstkennern bei Herrn Cartwright, wo man Paganini fragte, welches der von ihm komponirten Quartette er am liebsten spielen möchte. „Welches Sie wünschen," war die Antwort. „Ich spielte nur ein einziges Mal in einem derselben, seit ich sie geschrieben habe, und Dieß war in Preußen." Hierauf wurden mehrere derselben vorgetragen und von allen Anwesenden als Kompositionen ersten Ranges bewundert. Das meisterhafte Spiel, in welchem Paganini seine Partie ausführte, erhielt die allgemeine Bewunderung. Einen noch untrüglicheren Beweis, daß sein Genius sich auch in vorgeschriebenen Schranken mit dem vollkommensten Erfolge bewegen könne, legte er dadurch ab, daß er auch eine fremde Komposition im Quartette vortrug, indem er die erste Violine in einem Quartette spielte, das von Mozart Haydn gewidmet wurde, wobei er gleichfalls allgemeine Bewunderung erregte.

Ein drolliger Auftritt ereignete sich eines Tags in einer Musikhandlung, wo Paganini, De Begnis und ich selbst mit einander von diesem und Jenem uns unterhielten. Paganini saß, und wir standen um ihn her, als einer jener italienischen Verkäufer von Gypsfiguren hereintrat, und unter andern auch eine ganz bemahlte Figur zum Kaufe anbot, die Paganini vorstellen sollte, und der weder Bogen noch Violine fehlte. Der fahrende Krämer hielt uns das Fratzenbild hin, und rief mit nicht geringer Anstrengung seiner Lunge: „Comprate Paganini!" (Kauft Paganini.) Der Signor Maestro warf einen scheelen Blick auf seinen wandernden Landsmann und auf den schwarzen Wechselbalg, den er als Paganini's Abbild in der Hand hielt. De Begnis und ich konnten nicht umhin in ein lautes Gelächter über diesen sonderbaren Zufall auszubrechen, und einer von uns wies auf Paganini mit den Worten: „Ecco l'originale" (Siehe da das Original.) Allein der Gypsfigurenhändler, mochte er nun fühlen wie unwillkommen er sey oder nicht, schien keineswegs gesonnen, sich zu entfernen; vielmehr fuhr er fort, mit der Leuten seines Schlages eigenthümlichen Zudringlichkeit zu schreien: Comprate Paganini — è molto bello;" bis endlich der ergrimmte Künstler aufsprang, und ihn mit den Worten: „Andate via, che non vogliamo comprare questo; io vendo me stesso" — (Packt euch, wir brauchen keinen; ich verkaufe mich selbst) zur Thüre hinausschob.

Bei einer Gelegenheit, wo von Mozart's Aufenthalt in Neapel die Rede war, erwähnte Paganini der unverhohlenen Anerkennung, welche jener große Meister den italienischen Tonsetzern und ihrem musikalischen Drama's widerfahren ließ. Einer seiner Landsleute habe einsmals Mozart, Eitelkeit zu schmeicheln gesucht, indem er sagte Cimarosa würde nie etwas, das seinen Kompositionen gleich kommt, habe zu Tage fördern können. Mozart hieß ihn schweigen, und erwiderte mit Ruhe und Würde, er könne in seiner Gegenwart so Etwas nicht sagen lassen, da er das difficile facile Cimarosa's zu gut kenne. — Nach einer Aufführung Fidelio's von Beethoven, der Paganini beigewohnt hatte, sprach er am folgenden Tage mit großer Begeisterung von dieser Musik, wobei er auch den Sängern und der Art, wie die Chöre aufgeführt wurden, Gerechtigkeit widerfahren ließ. Es war merkwürdig, mit welcher Bewunderung er auf Beethovens Vorzügen verweilte, und mit welcher Rührung er seinen Tod beklagte. Seine Gefühle in dieser Beziehung waren jedoch nicht so rein, als die der andern Bewunderer dieses großen Genius; es waltete noch etwas Anderes im Hintergrunde ob, und es klang ein wenig eitel und ruhmredig, als er mir sagte: „Se Beethoven non fosse morto, gli avrei dato il piano per comporne un opera grande fra me e lui che avrebbe vissuto all' immortalità!" (Wäre Beethoven nicht gestorben, so würde ich ihm den Plan zu einer großen Oper gegeben haben, die von mir und ihm bearbeitet, unsterblich geworden seyn müßte.)

Die Cholera in New-York.

Nach einem Berichte, den die Mäßigkeitsgesellschaft von Newyork herausgegeben hat, finden sich folgende merkwürdige Angaben über die Cholera, wie sie sich in jener Stadt äußerte. Unter 536 Individuen, die sie hinwegraffte, befanden sich 171 weiße Amerikaner und 24 farbige, 108 Irländer, 15 Engländer, 8 Schotten, 3 Walliser, 8 Deutsche, 1 Franzose und 3 von verschiedenen andern Nationen. Diese 536 Individuen bestanden aus 215 männlichen und 125 weiblichen; es fanden sich darunter 195 Trunkenbolde, 151 mäßigere Trinker, 5 nüchterne, 2 Mitglieder der Mäßigkeitsgesellschaft, 1 Idiot und 2 Menschen, von deren Lebensweise man nichts Näheres wußte. Es starben 11 Individuen in einem Alter zwischen 16 und 20, 70 zwischen 20 und 30, 108 zwischen 30 und 40, 55 zwischen 40 und 50, 47 zwischen 50 und 60, 36 zwischen 60 und darüber, von 9 war das Alter unbekannt.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 13. 13 Januar 1833.

Drei Tage in Lima.

Als ich Buenos-Ayres durch das Süd-Thor verlassen hatte, schloß ich mich fünf Peons oder Bauern, starken und muthigen Leuten an, um in ihrer Begleitung den Weg durch die Pampas, die wahren Steppen von Amerika, zu machen. Diese unermeßlichen und sandigen Ebenen, die sich in unabsehbare Fernen erstrecken, gleichen weder den Savannen Nordamerika's, noch den vom Missisippi, Amazonenfluß oder Parana durchströmten Ebenen, die mit hohen wogenden Kräutern und herrlichem Graswuchse bedeckt sind; auf den Pampas erblickt man nichts als krüppelhafte Gesträuche und Büschel salziger Pflanzen, und dazwischen Sandhügel, die durch heftige Windstöße unaufhörlich durcheinander gewirbelt werden. Wir hatten auf unserem Wege durch diese Einöden, die von zwei kleinen Flüssen, dem Colorado und dem Negro durchströmt werden, Vieles zu leiden, aber die Mühseligkeiten, die wir hier ausstehen mußten, waren in keinem Stück mit den Gefahren, Anstrengungen und Hindernissen zu vergleichen, mit denen wir zu kämpfen hatten, als wir die Andes überstiegen. Wir erreichten endlich Valparaiso, wo wir uns nach dem Genusse einer kurzen Erholung von den bestandenen Mühseligkeiten auf einer Brigg einschifften, die nach Callao unter Segel gehen wollte.

Einem starken Südwinde hatten wir es zu danken, daß wir uns schon am elften Tage unsrer Fahrt im Angesicht der nackten und unfruchtbaren Küsten von Peru befanden, und in der Ferne die ungeheure Cordillere der Andes erblickten, deren gigantische Gipfel sich in den Wolken verloren. Man erwartete den Tag, um durch die Einfahrt Boqueron in den Hafen von Callao einzulaufen. Der Gouverneur dieser Stadt, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte, ließ mich die Festung besuchen, die von großer Wichtigkeit ist und mit 300 Feuerschlünden die Stadt, den Hafen und die Landenge beherrscht, auf der man nach Callao gelangt. Zu früher Tageszeit nahmen wir am folgenden Morgen Pferde und ich machte mich nach Lima auf den Weg, das ungefähr neun englische Meilen von Callao entfernt liegt. Die ganze Landstrecke, welche beide Städte trennt, ist sandig, und wie mir schien, mit gänzlicher Unfruchtbarkeit geschlagen. An dieser Dürftigkeit des Bodens ist der gänzliche Mangel an allem Regen schuld; denn in diesem Theile von Peru sind Regen und Gewitter nie erlebte Dinge. Indeß sah man doch, je näher man Lima kam, die Gefilde umher mit den reichsten Gaben des Herbstes geschmückt, vorzüglich längs dem Flusse Rimac, an dessen Ufer diese Stadt, eine der reichsten und durch Handel blühendsten von Südamerika, sich erhebt. Auch mehrere andere Theile der Umgebung von Lima sind mit der schönsten Vegetation bedeckt; künstliche Bewässerungen, die dichten Nebel, starker Thau und die unterirdischen Wasser verleihen dem Boden diese Fruchtbarkeit.

Eine Meile ungefähr von Lima wurde ich bereits der neuen Alameda ansichtig, die den Einwohnern als öffentlicher Spaziergang dient. Sie besteht aus einer sehr schönen Anlage von hohen Weiden und Orangenbäumen, unter denen hier und dort Ruhebänke angebracht sind. Der erste Gegenstand, der bei dem ersten Schritt in der Alameda meine Aufmerksamkeit auf sich zog, waren zwei Damen, die wie Männer rittlings zu Pferde saßen. Silberne Sporen glänzten an den niedlichsten Füßchen, die mir noch in meinem Leben zu Gesicht gekommen. Alles Dieß mochte ich mir noch ganz wohl gefallen lassen, denn beide Schönen zeigten zu Pferde die größte Anmuth, die man sich denken kann und der Sayo y Manto von brennendhellen Farben stand ihnen vortrefflich. Ich stieß meinem Pferde die Sporen in die Rippen, um sie einzuholen; allein wie fühlte ich mich enttäuscht, als ich beide Damen, die noch jung und sehr hübsch waren, mit Zigarren im Munde sah, aus denen sie dicke Rauchwolken in die Luft bliesen.

Bald hatte ich auch die kreisrunde Mauer von Adobes — in der Sonne getrocknete Backsteine — vor Augen, die von vierunddreißig Bastionen geschützt und mit sieben Thoren versehen, Lima umgibt. Wir zogen in der Hauptstadt der Republik Peru durch das Thor de Maravillas ein, dessen Bauart mir sehr merkwürdig schien. Lima, das der Spanier Pizarro gründete, hat sehr viel von seinem alten Glanze verloren. Längst dahin sind jene alten Zeiten des Reichthums und der Größe, wo die Kaufleute, dem Vicekönig, Herzog de la Plata zu Ehren, als dieser anlangte, um seine neue Statthalterschaft zu übernehmen, mit massiven Silberplatten die Straßen belegten, durch die er seinen Einzug in seinen Palast hielt. Die Straßen sind gerade und gut angelegt, die meisten mögen fünf und zwanzig Fuß in der Breite haben, und sind von Kanälen durchzogen, die man aus dem Flusse Rimac dahin geleitet hat. Die Gebäude sind von Adobes erbaut, die weiß angestrichen sind, und erheben sich in der Mitte eines

weiten Hofraumes, in deſſen Hintergrund ſich gewöhnlich prächtige Gärten befinden. Uebrigens bieten dieſe Wohnungen keinen gar zu einladenden Anblick, da ſie der häufigen Erdbeben wegen nur ein Stockwerk hoch und meiſt nicht mit Fenſtergläſern verſehen ſind; nur die Häuſer der Reichen haben zwei Stockwerke und ſind mit großer Pracht im Innern ausgeſtattet. Die Straßen von Lima ſind der durch ſie hindurchgeführten Kanäle ungeachtet ſehr ſchmutzig und durch alle Arten von Unrath beengt. Nicht ſelten kann man Dienſtboten, die hier größtentheils aus Sklaven beſtehen, mitten in dem Bache, der durch die Gaſſen ſtrömt, Fiſche und andere Gegenſtände waſchen, Geflügel rupfen und die Eingeweide ausnehmen und auf die Straße werfen ſehen, wo man ſie in der Sonnenhitze faulen läßt, wenn ſie nicht von den vielen Buſſarden aufgefreſſen werden, die ſich hier glücklicherweiſe zahlreich einfinden und den Dienſt der Straßenreinigung verſehen.

Indem ich längs der Hauptſtraße fortzog, gelangte ich auf die Plaza-Mayor, wo ſich ein Springbrunnen aus Erz gegoſſen befindet; mitten aus ſeinem kreisrunden Becken, das von vier ehernen Löwen umgeben iſt, die aus ihren Rachen Waſſerſtrahlen ausſpeien, erhebt ſich eine Säule, gleichfalls von Erz, auf der eine Fama von Bronze, die Trompete blaſend, zu ſehen iſt. Auch die Metropolitankirche ſteht auf dieſem Platze, und zwar dem Palaſte des Souverneurs gegenüber. Eine Menge von Männern, Weibern und Kindern erfüllte in dieſem Augenblicke die Plaza-Mayor; es war ein Markttag, und die Glocken der Kathedrale läuteten das Angelus. Mit Vergnügen betrachtete ich die ſeltſame Tracht der Bauern und die noch ſeltſamere der Frauen, und die große belebte Plaza und die einſtöckigen Häuſer bildeten mit den himmelhohen Bergen, die ſich im Hintergrunde erhoben, ein Gemälde von ungemeiner Wirkung. Alles um mich her war mit Kauf oder Verkauf beſchäftigt; ein verworrenes Treiben und Getöſe, das nicht zu beſchreiben iſt, ließen Aug' und Ohr nicht zur Ruhe kommen; als auf Einmal die Glocken verſtummten und augenblicklich die ganze Volksmaſſe von jedem Alter und Geſchlecht auf die Kniee fiel und ich mich allein mitten auf der Plaza aufrecht ſtehen ſah. Von einem unwillkürlichen Gefühle der Andacht und Ehrfurcht ergriffen, neigte ich gleichfalls das Haupt. Jedermann hatte ſeine weltlichen Geſchäfte unterbrochen und die Kniee in den Staub gebeugt, mit gefalteten Händen murmelten Alle leiſe ihr Gebet; wobei jedoch diejenigen, welche beſſer gekleidet waren, nicht vergaßen, zuvor auf dem Boden ihr Sacktuch auszubreiten. Soldaten, die gerade über den Platz marſchirten, blieben gleichfalls ſtehen und warfen ſich mitten unter der ſchweigenden Volksmaſſe, die kurz zuvor noch ſo geräuſchvoll durcheinander gewogt hatte, auf die Kniee. Auch Reiter hielten an, ſtiegen vom Pferde und knieten zum Gebete nieder. Kaum waren drei oder vier Minuten vorüber, ſo war auch das Gebet zu Ende, und Jeder ſchlug andächtig das Kreuz und erhob ſich vom Boden; die Wagen ſetzten ihren Lauf fort, die Soldaten kamen wieder in Bewegung, die Reiter ſtiegen zu Pferde und ſprengten davon, kurz in einem Augenblicke war Alles wieder in geſchäftiger Bewegung, und die Plaza nahm von Neuem die maleriſche, bunte Lebendigkeit an, die meine Augen zuvor gefeſſelt hatte.

Aus dieſen und dergleichen Ceremonien beſteht hauptſächlich die Ausübung der religiöſen Pflichten der Einwohner von Lima. Die höhern Stände ſind indeß in der neueren Zeit darin ſehr lau und läſſig geworden, und man verſicherte mich, daß man ſelten einen Mann von Welt in der Kirche ſieht; die Frauen ſind dagegen im Beſuche derſelben um ſo eifriger. Eine Frau von ſechzig Jahren wird den Monat wenigſtens ein Mal beichten, ihre Tochter, die dreißig Jahre zählt, nur ein Mal im Jahre. Ueberhaupt zeigen ſich die höhern Stände in dieſer Hinſicht ſehr gleichgültig und tolerant; nicht ſo iſt Dieß bei dem gemeinen Volke der Fall, das es ſchwerlich geduldig mit anſehen würde, wenn man ein zu gottesdienſtlichem Gebrauche beſtimmtes Gebäude zu einem andern Zwecke verwenden wollte.

In dem Augenblicke, wo ich den Gaſthof betrat, kam mir ein ſehr ſchönes Mädchen entgegen und reichte mir eine Roſe dar mit den Worten: „Esta casa esta a sua disposicion.“ In allen Häuſern, wo ich nachher Beſuche machte, boten mir Mädchen mit derſelben reizenden Anmuth und denſelben Worten eine Roſe.

(Schluß folgt.)

Die Fortſchritte der Dampfwagenfahrt in England.

(Fortſetzung.)

3. Dampfwagen des Hrn. G. Gurney.

Der erſte und unternehmendſte unter den Erfindern dieſer Art von Maſchinen, iſt Herr Goldsworthy Gurney. Seinem Scharfſinn und ſeiner Beharrlichkeit dankt das Publikum die Widerlegung der irrigen Vorurtheile, die ſo viele Jahre hindurch den Fortſchritten dieſer Erfindung entgegenſtanden. Durch mehrere Fahrten zwiſchen London und Bath und häufige Ausflüge in der Umgegend der Hauptſtadt in einem Verſuch-Dampfwagen, erwies Hr. Gurney auf unbeſtreitbare Weiſe die Möglichkeit, eine Dampfmaſchine auf einer gewöhnlichen Straße, mit der Geſchwindigkeit eines mit vier guten Pferden beſpannten Wagens in Bewegung zu ſetzen. Er bewies auch die Unrichtigkeit der beiden Einwürfe, daß die arbeitenden Räder ſich umdrehen würden, ohne den Wagen vorwärts zu bringen, und daß er bedeutende Anhöhen nicht hinauf fahren könne. Sein Verſuchswagen, obſchon von plumper Bauart, und noch einer Menge von Verbeſſerungen bedürftig, erſtieg dennoch alle Anhöhen zwiſchen London und Bath ſowohl, als auch die in den Umgebungen der Hauptſtadt, den Hügel zwiſchen Kentiſh-Town und Highgate nicht ausgenommen, ohne Schwierigkeit. Dieſe letztere Anhöhe ſteigt von ihrem Fuß an bis nach Holly-Lodge in einem Verhältniß von 1 Fuß auf 12 aufwärts, und von dieſem Punkte an bis zum Gipfel beträgt die Neigung ſogar 1 Fuß auf 9. Auf keiner der in England neu angelegten Poſtſtraßen findet ſich ein ſo ſteiler Hügel als dieſer. Dieſe Verſuche wurden im Jahre 1826 angeſtellt; ſeitdem hat die Maſchine des Hrn. Gurney bedeutende Verbeſſerungen erhalten, und man kann jetzt dieſen herlichen Dampfwagen als ganz vollendet und zum Transport von Reiſenden ſowohl als von Waaren geeignet anſehen.

In dieſer Maſchine beſtehen die Stäbe des Roſtes im Ofen aus einer Reihe parallel liegender Röhren, die von vorn nach hinten leicht aufwärts ſteigen. Vorn ſind dieſe Röhren an die Seitenfläche eines ſtarken metallenen Cylinders eingefügt, der unterhalb der

Ofenthüre quer durch den Ofen geht; das andere Ende dieser Röhren am hintern Theil des Rostes hängt mit einer zweiten Reihe senkrechtstehender Röhren zusammen, welche die hintere Wand des Ofens bilden, und diese letztern Röhren sind an ihren oberen Enden mit einer dritten Reihe verbunden, die das Dach des Ofens bildet, und eine schwache Neigung von vorn nach hinten hat. Auf der vordern Seite sind die äußersten Enden dieser Röhren mit einem starken über der Thür des Ofens und mit dem bereits erwähnten parallel liegenden metallenen Cylinder verbunden, und diese beiden Cylinder hängen wiederum mit zwei großen aufrechtstehenden, an beiden Seiten der Thüre befindlichen, und deren Pfosten bildenden metallenen Röhren zusammen. Man sieht aus dieser Beschreibung, daß die Röhren und Cylinder, welche den Ofen umgeben, eine vollständige Circulation um denselben her erhalten, weil alle auf den verschiedenen Vereinigungspunkten mit einander in Verbindung stehen. Der über der Ofenthüre angebrachte Cylinder steht durch die großen Röhren mit einer andern außerhalb des Ofens befindlichen Kammer in Verbindung, die man, aus einer weiter unten angeführten Ursache, den Separator nennt.

Nehmen wir an, daß der Cylinder ober- und unterhalb der Ofenthüre, nebst den Reihen von Röhren die ihn umgeben, und mit denen er in Verbindung steht, mit Wasser gefüllt seyen, nehmen wir ferner an, die gehörige Menge von Kohlen, als Brennstoff, liege auf den Röhren, die den Rost des Ofens bilden, so wirkt die Hitze dieses Feuers nach allen Richtungen hin: auf die Röhren, welche die Rückwand und das Dach des Ofens bilden, auf die ober- und unterhalb der Thüre angebrachten Cylinder und auf die beiden aufrechtstehenden Röhren, welche die beiden Pfosten der Ofenthüre vorstellen; wie groß oder gering nun auch der Grad der ausströmenden Wärme sey, so wird er sich dem in den Röhren des Rostes befindlichen Wasser mittheilen. Die Röhren der Hinterwand und des Daches sind geschlossen, nur an dem untern Theil der erstern ist eine kleine Oeffnung gelassen, die mit dem Rauchfang in Verbindung steht, und den Luftzug zur Anfachung der Kohlen unterhält. Dieser Rauchfang läuft gerade hinter den Röhren der Rückwand bis über das Dach des Ofens hinaus; die Luft, indem sie das Feuer durchzieht und es anfacht, wird bis zu einem hohen Grad erhitzt, und da sie durch diese Einrichtung mit den Seitenflächen der die Rückwand und das Dach bildenden Röhren, die der Einwirkung des Feuers nicht ausgesetzt sind, in Berührung kömmt; so theilt sie im Vorbeistreichen einen Theil ihrer Wärme dem in den Röhren befindlichen Wasser mit, und entweicht endlich, auf eine niedrigere Temperatur herabgebracht, durch den eigentlichen Rauchfang. Durch diese Einrichtung wird jeder Theil der vom Brennstoff der Kohlen ausströmenden Hitze dem Wasser mitgetheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Züge und Anekdoten von Paganini.

Paganini zeigte sich voll warmer Anhänglichkeit für die Freunde, die er sich in England erworben. Gegen Herrn Cartwright, von dessen edelmüthiger Gastfreundschaft er viele Proben erhielt, erwies er sich sehr erkenntlich und dankbar; mit der größten Verehrung aber sprach er von Dr. Billing, dessen geschickte Behandlung viel für seine wankende Gesundheit that; die deutschen Aerzte hatten seinen Zustand nicht wohl begriffen, und ihm durch ihre Mittel wenig Besserung verschafft. Der folgende Vorfall mag beweisen, daß des Künstlers Freundschaft es nicht bloß bei Worten bewenden ließ. Wenige Tage bevor er England verließ, wurde Einer von seinen und meinen Freunden von einem heftigen Anfall der Cholera ergriffen. Zwei Aerzte, die zu Rathe gezogen wurden, erklärten das Uebel für die bösartige Seuche, und machten davon Anzeige bei dem Central-Gesundheitskomité, das sogleich dem Kranken einen Wärter sendete. Da ich zu ihm gerufen wurde, so besuchte ich ihn, und erschrack nicht wenig über die furchtbaren Krämpfe, und den fast hoffnungslosen Zustand, worin ich ihn fand. Ich blieb mehrere Tage und Nächte bei ihm, in der Hoffnung ihm vielleicht irgend einen kleinen Dienst erweisen zu können, als er mich bat, zu gehen, und Paganini zu ihm zu bitten. Anfangs glaubte ich dieses Gesuch ablehnen zu müssen, bis am folgenden Tage die Heftigkeit der Anfälle etwas nachließ, und der Kranke außer Gefahr zu seyn schien. Als ich Paganini von dem Wunsche des Kranken unterrichtete, nahm er unverzüglich seinen Hut und folgte mir. Ohne die geringste Scheu zu verrathen, betrat er das Zimmer des Kranken, und that Alles was er konnte, um ihn in seiner verzweifelten Lage aufzurichten, und zu trösten. Nachdem der Kranke hiedurch sich wieder etwas ermuthigt fand, gab er seinen Wunsch zu erkennen, seinen letzten Willen aufzusetzen, durch den er sein ganzes Vermögen einem nahen Verwandten vermachen wollte. Ich setzte mich nieder, um seine Bestimmungen niederzuschreiben, überreichte aber gleich darauf die Feder Paganini und bat ihn, den Schreiberdienst zu versehen. Dieß that er denn auch ganz bereitwillig und nahm zu Papier, was der Kranke ihm diktirte. Als der Künstler so in dem dämmerigen, durch Vorhänge verdunkelten Zimmer da saß und schrieb, konnte ich nicht umhin, ihn mit einer Anwandlung seltsamer Gefühle zu betrachten. In diesem Augenblick erschien er mir wie ein mächtiger Zauberer, der Worte tiefen und mystischen Inhaltes aufzeichnet. Als der Wunsch des Kranken erfüllt war, verließen wir ihn, viel getrösteter, als wir ihn getroffen hatten, und einige Tage später genossen wir das Vergnügen, ihn völlig außer Gefahr zu sehen.

Paganini wußte Manches von den seltsamen Wirkungen zu erzählen, die sein Spiel auf verschiedene Menschen hervorbrachte. So wonnevoll der Zauber und selbst das süße Grausen seiner Töne im Allgemeinen zu wirken pflegte, so machte er doch auch oft einen Eindruck, der von schmerzlichen Folgen begleitet war. Ein Herr in Edinburg, der ein großer Freund von Allem war, was auf Kunst Bezug hatte, und selbst in einigen Fächern derselben bedeutende Geschicklichkeit besaß, bat Paganini, sich von ihm modelliren zu lassen. Der Künstler willigte ein, es fanden mehrere Sitzungen statt, und die Büste war fast vollendet und versprach den glücklichsten Erfolg, als der erwähnte edinburger Kunstfreund wahnsinnig wurde, und in völlige Tobsucht ausbrach, was man der heftigen Wirkung von Paganini's Tönen auf seine Gefühle zuschrieb. Ein ähnlicher Fall ereignete sich zu Birmingham, wo ein Musiker, der im Konzerte des Künstlers den Baß spielte, so angegriffen wurde, daß er von Sinnen kam, und am folgenden Tage eingesperrt werden mußte. Als das merkwürdigste Zugeständniß von Paganini's unwiderstehlicher Gewalt überraschte mich der Ausspruch Dragonetti's, der unter seinen Kunstgenossen eben nicht sehr wegen Nachsicht und Schonung in seinen Urtheilen bekannt ist. Die bezeichnenden Worte, deren er sich am Morgen bediente, nachdem er Abends zuvor Paganini das erstemal gehört hatte, waren: „Non ho potuto dormire tutta la notte," (Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können). — Paganini wußte eine Menge Anekdoten mit ausnehmender Lebendigkeit zu erzählen, und ich könnte nur eine magere Wiederholung von Dem geben, was in seinem Munde voll Würze und Farbenfrische war. Als wir einsmals von allerhand Sonderlingen „fanatici per la musica" u. s. w. sprachen, erzählte er mir von einem Enthusiasten in Verona, der dort noch zu dieser Stunde lebt, und bei völliger Unwissenheit in den Regeln des Kontrapunktes, der Harmonie und was sonst zum Komponiren gehört, sich für den größten Opernkomponisten in der Welt hält. Dieser arme Narr ließ einen eigenen Saal zur Aufstellung seiner Werke bauen, die sich auf mehrere hundert belaufen, und hier prachtvoll eingebunden zu sehen sind, während die Tonstücke eines Mozarts, Cimarosa's u. s. w. in den dunkelsten Win-

kein stehen, als müßten sie sich schämen, neben den Riesenwerken des göttlichen Maestro zu erscheinen. Paganini gab mir eine ausführliche und höchst lebendige Schilderung von seiner Zusammenkunft mit diesem Genie, das keine Bewunderer hat als sich selbst; allein ich muß es aufgeben, sie hier zu wiederholen, weil ich kaum hoffen darf, dem Erzähler auch nur von ferne nachzukommen.

Indem Paganini des Enthusiasmus erwähnte, den er in Frankfurt erregte, bemerkte er auch, wie ihm die Kunstfreunde und Künstler, die ihn fortwährend besuchten, manche Unterhaltung dadurch gewährt, daß sie stets sein Spiel in jedem Konzerte besser fanden, als in dem vorausgegangenen, so daß sie sich natürlich in ihrem Lobe etwas versteigen mußten, und doch kein Ende finden konnten. Im Laufe des Gespräches erzählte er mir von einem jungen Deutschen, der ihm einige Zeit überallhin auf seinen Kunstreisen gefolgt sey, um ihn in allen Stücken gründlich zu studiren, bis er es endlich so weit gebracht, daß er ihn völlig auswendig gelernt hatte, und bis zur Täuschung nachahmen konnte. Dann habe er ein eigenes Theaterstück verfertigt, das auf der Bühne von Frankfurt aufgeführt wurde, und worin der falsche Paganini auftrat. Der Inhalt dieses kleinen Stückes war, daß eine Gräfin, die von den Wundern seines Spieles gehört, ihm von Ort zu Ort nachreiste, bis sie ihn endlich fand, sich in ihn verliebte, in seine Arme stürzte, und ihn zu ihrem Gemahle machte. Paganini selbst besuchte die Aufführung dieser Posse und ergötzte sich daran ungemein. Durch diesen Erfolg aufgemuntert, machte sich der in seiner Nachahmung so glückliche Deutsche daran, eine noch vollendetere Kopie seines Originales zu liefern, so daß er den Künstler in seiner Art sich zu bewegen, auf die Bühne zu treten, sich zu verbeugen, vorzüglich aber sein Sacktuch herauszunehmen, seine Violine zu stimmen, und sogar den Styl seines Spieles so genau als möglich nachbildete. Daß er Paganini nicht in seinem Spiele erreichte, braucht wohl kaum gesagt zu werden; indeß man lachte doch über den drolligen Schwank, und der falsche Paganini ging dabei nicht leer aus. Manchen aus der großen Menge der Schaulustigen hätte man wohl weis machen können, daß der Paganini auf der Bühne der wahre erste Geiger von Europa sey, wenn sie nicht zu gleicher Zeit den ächten Signor gran Maestro in eigener Person in der Loge gesehen hätten. Paganini's kleiner Sohn, Achilles, den er eines Abends mit in die Vorstellung nahm, kam durch die Täuschung fast außer sich. Die Ueberraschung und Verlegenheit, mit der er bald seinen Vater, bald dessen Doppelgänger anstarrte, war höchst ergötzlich, und Anfangs wußte er fast, wie jener Irrländer, nicht zu sagen, wer nicht der Andre sey.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Entfernungen bis zu welchen oft der Schaum des Meers fortgespritzt wird, sagen die „Manchester Memoirs" Folgendes: „Seewasser wird durch jeden heftigen und lang anhaltenden Westwind bis in die unmittelbare Nachbarschaft von Manchester gebracht, das doch wenigstens 30 (englische) Meilen von der nächsten Küste entfernt liegt, und das genaue Verhältniß des in gegebenem Quantitäten Regenwasser enthaltenen Salzwassers ist chemisch bestimmt worden. Daß das Salz, womit der in dieser Stadt und der Umgegend fallende Regen zuweilen geschwängert ist, aus dem Meere kommt, kann wohl nicht bezweifelt werden, da man sich durch genaue Beobachtungen überzeugt hat, daß das Vorhandenseyn oder der Mangel des Salzes ganz von der Richtung, Stärke und Dauer des Windes bedingt wird. Regen in reinen Glasgefäßen, wenige Meilen nördlich von Manchester bei mäßigem Nord- oder Nordostwinde gesammelt, zeigte, auch bei der zartesten Probe (mit salpetersaurem Silber), selbst nach freier Verdunstung von zwei Drittel oder drei Viertel kaum die leichteste Spur von salzsaurem Salz, obschon genau zu derselben Zeit in der Stadt gesammeltes Wasser sich bei der Untersuchung meist mehr oder minder rein zeigte. Diese Thatsache scheint zu beweisen, daß, ungeachtet niemals Kochsalz durch Ausdünstung in die Atmosphäre aufsteigt, doch die Luft über großen Städten gewöhnlich einen sehr kleinen Theil salzsauren Salzes enthält, das wahrscheinlich durch Sublimation von salzsaurem Salmiak während des Verbrennens des Feurungsmaterials erzeugt wird. Eine bedeutende Zunahme des salzsauren Salzes findet sich in dem Regen, der in Manchester während eines starken, mehrere Stunden anhaltenden Westwindes fällt, wie sich Dieß aus dem größern Grad von Trübheit zeigte, den das unter diesen Umständen gesammelte Wasser erhielt, wenn es mit einigen Tropfen der salpetersauren Silberauflösung behandelt wurde; das zur nämlichen Zeit in der benachbarten Gegend fallende Regenwasser zeigte gleiche merkbare Beimischung. Da die Richtung des Windes dieselbe bleibt, so scheint die Menge des salzsauren Salzes in der Atmosphäre gänzlich von der Stärke und Dauer des Windes abzuhängen, was die Thatsache bestätigt, daß jenes Salz durch die mechanische Einwirkung heftiger Luftströhmungen zugeführt wird. Die weiteste Entfernung, bis zu welcher Seewasser bei heftigen Stürmen fortgeführt wird, ist noch nicht zuverlässig ausgemittelt. Sir H. Davy in seinen „Elements of agricultural chemistry" sagt: „daß bei großen Stürmen der Schaum des Meeres mehr als 50 Meilen weit von der Küste fortgetragen wurde;" allein er verbürgt das Gesagte nicht. Während meines Aufenthalts zu Blackrall in Derbyshire am 25 November 1844, wo ein heftiger Orkan außerordentlichen Schaden an der südlichen Küste anrichtete, untersuchte ich den in Zwischenräumen fallenden Regen, und fand stets, daß er bei Anwendung des salpetersauren Silbers außerordentlich trübe wurde, ein deutlicher Beweis, daß er weit mehr salzsaures Salz enthielt, als das bei ruhigem Wetter in großen Städten gesammelte Regenwasser. Der Sturm erhob sich am 22 November Nachts und wehte mit geringer Abnahme bis zum 25 Nachmittags. Der Wind wehte aus Süden, und der Ort, wo ich meine Beobachtungen anstellte, liegt in dieser Richtung 140 oder 150 (engl.) Meilen vom Meere entfernt. Dieß ist vielleicht die weiteste beobachtete Entfernung bis zu welcher Seewasser vom Wind fortgetragen wurde, und es ist höchst wahrscheinlich, daß es auch noch weiter ging.

•

Vor der französischen Akademie der Wissenschaften ist ein neuer Galilei aufgetreten, nur mit dem Unterschiede, daß Herr Demonville, so heißt er, das Gegentheil der Meinung seines Vorgängers behaupten wollte, aber nicht gleich ihm zum Widerrufe verdammt wurde. Die Schrift, die Herr Demonville bei der Akademie einreichte, führt den Titel: „Wahres Weltsystem." und behauptet unter Anderm, daß die Erde sich nicht bewege, sondern auf ihrer Axe oszillire; die Sonne dagegen bewege sich um die Erde und sey von dieser nicht, wie Kopernikus und Newton fälschlich angenommen, 34 Millionen Stunden entfernt, sondern nur 1400. Von der Akademie Anfangs zurückgewiesen, wendete er sich an den Minister des öffentlichen Unterrichts, der sich jedoch nicht für kompetent hielt, zwischen Herrn Demonville und Kopernikus zu richten, und das Memoire des erstern wieder an die Akademie zur Berichterstattung zurückverwies. Diese wurde dem Akademiker, Herrn Bouvard, aufgetragen, der nun in der akademischen Sitzung seinen Vortrag darüber mit den Worten schloß: „Einen Bericht über ein Werk zu erstatten, das man nicht versteht und das wahrscheinlich kein Mensch verstehen wird, ist eine sehr schwierige Aufgabe. Ich werde mich daher begnügen, einige Stellen aus der Schrift des Herrn Demonville anzuführen, überzeugt, daß Dieß das beste Mittel ist, das Urtheil der Akademie darüber festzustellen. „Die Firmamente oder Himmel, behauptet Herr Demonville, sind nicht sphärisch, sondern gerade parallele Flächen. Die Gestirne, die sich in dem obern Firmamente oder Himmel befinden, laufen auf gerader Fläche um den Polarstern." In demselben Kapitel fügt Herr Demonville hinzu: „Wenn der Himmel sphärisch wäre, so würde man einen unbeweglichen Stern gefunden haben, der den Nadir des Polarsterns bildete; es gibt also keinen Südhimmel, und die Gestirne, welche mehr oder minder südlich scheinen, wie das Auge des Stiers und das Herz des Skorpions, sind wirklich nördliche Sterne und die östlichen und westlichen Punkte des Polarsterns auf einer geraden Fläche." Der Beschluß der Akademie ging in Folge dieses Berichtes dahin, daß sie den neuen Ansichten Demonville's ihre Anerkennung versagen müsse.

•

In allen Hauptstädten der Vereinigten Staaten finden zahlreiche Versammlungen statt, um zu berathen, wie man auf die beste Weise seine Verehrung für das Andenken Walter Scott's an den Tag legen könne. Amerikanische Zeitungen berichten auch, daß gerade am Todestage des Dichters zu Amesbury in Massachussetts ein Schiff nach seinem Namen getauft vom Stapel gelassen wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 14. 14 Januar 1833.

Die Fortschritte der Dampfwagenfahrt in England.

(Fortsetzung.)

Da das Wasser in den Röhren, die das Ofendach bilden, der Einwirkung des Feuers am meisten ausgesetzt ist, und folglich auch einen höhern Grad von Hitze erreicht, so zeigt sich bei ihm eine Neigung zum Steigen. Um diese Neigung zu befördern, sind die Röhren des Dachs in eine etwas aufsteigende Richtung gestellt; dasselbe gilt von den Röhren des Rostes. Sobald die Maschine in Arbeit ist, befindet sich das Wasser in einer außerordentlich schnellen Umlaufsbewegung um den Ofen: Das Wasser der Röhren des Rostes fällt beständig vom Vordergrund nach dem Hintergrund des Ofens, von da aus steigt es schnell in die senkrecht stehenden Röhren der Rückwand, und von diesen läuft es mit derselben Geschwindigkeit durch die Röhren des Daches und in den oberhalb der Thüre des Ofens befindlichen Cylinder. Ein gleicher abwärts gehender Umlauf hat fortwährend zwischen dem Cylinder und den zu beiden Seiten der Ofenthüre senkrecht stehenden Röhren statt. Die Dampfblasen, die sich in den Röhren, die den Ofen bilden, erzeugen, werden von diesem Zug der Strömung in den oberhalb der Ofenthüre befindlichen Cylinder gebracht, von wo sie, wegen ihrer Leichtigkeit aufwärts steigend, in die oben erwähnte, der Separator genannte Kammer gelangen. Der Kessel wird durch eine Speisepumpe, die das Wasser in einen der die Ofenthüre umgebenden Cylinder bringt, beständig gefüllt erhalten.

Einer der wesentlichsten Vortheile dieser Einrichtung ist, daß alle Theile des der Einwirkung des Feuers ausgesetzten Metalls, sogar die Stäbe des Rosts nicht ausgenommen, mit einem schnell laufenden Wasserstrom in Berührung stehen, wodurch das Metall, sobald es die Hitze des Feuers erhält, diese auch sogleich dem Wasser mittheilt, und dabei doch nie von einem Hitzgrade durchdrungen werden kann, der stark genug wäre es zu schmelzen; überdieß dient alle Hitze, die etwa schädlich werden könnte, hier dazu Dampf zu erzeugen. *) Jeder Theil des Kessels hat eine cylindrische Form und diese ist es, die nach mechanischen Grundsätzen am meisten Dauerhaftigkeit besitzt. Es läßt sich auch in der That nicht denken, daß ein sorgfältig gearbeiteter, und auf die gewöhnliche Weise geprüfter Kessel dieser Art, jemals einer Explosion ausgesetzt seyn sollte.

Wenn der Dampf aus dem Cylinder oberhalb der Ofenthüre in den Separator strömt, so ist er mit sehr kleinen Wassertheilchen geschwängert, eine Wirkung die von den englischen Mechanikern „priming" genannt wird. Ließe man das Wasser so mit dem Dampfe verbunden in die Röhren strömen, so würden hieraus bedeutend nachtheilige Folgen entstehen, unter denen man vorzüglich den Verlust alles Wärmestoffs in Anschlag bringen kann, den dieses Wasser mit sich führen würde. Unsrer Meinung nach ist dieser Fehler allen lokomotiven Maschinen, die wir zu untersuchen Gelegenheit hatten, mit Ausnahme der oben besprochenen, mehr oder minder eigen. Der Zweck des Separators ist nun, das Wasser von dem Dampfe, mit dem es vermischt ist, zu trennen, oder zu entbinden, ein Resultat, das man ganz einfach dadurch erhält, daß man es durch seine eigene Schwere auf dem Boden des Separators sich niederschlagen läßt. Es sammelt sich hier an, um nach dem Kessel geleitet zu werden, von wo aus es einen neuen Umlauf beginnt.

Nach dem bereits Erwähnten ist die der Aufmerksamkeit würdigste Erfindung bei dieser Maschine die Art das Feuer anzublasen. Es ist bereits gesagt worden, daß man bei den Dampfwagen der Eisenbahnen zu diesem Zwecke den überflüssigen Dampf der Cylinder in den Rauchfang leitete; allein dieses Verfahren verursacht ein höchst lärmendes Getöse, das von der Strömung der Dämpfe hervorgebracht wird, die der Kolben durch seine abwechselnden Stöße nach der Höhe des Rauchfangs treibt. Die Gestaltung dieses Rauchfangs selbst und die Oeffnung, durch welche diese verschiedenen Schübe Rauch herausgestoßen werden, tragen nicht wenig dazu bei, dieses Geräusch zu vermehren, das auf einem Wege, der auch mit Pferden befahren wird, nicht wohl zu dulden wäre. Allein wenn man sich des überflüssigen Dampfes nicht bedienen wollte, um einen Luftzug zu erzeugen, so würde man des größten Vortheils, den man in der Einrichtung dieser Maschinen seit Erfindung der getrennten Verdichtung erlangt hat, verlustig gehen, zwei Verbesserungen, die mit allem Recht in ihrem Werthe gleich hoch geachtet werden. Dieser Zweck ist aber dessen ungeachtet erreicht worden, ohne einen so schätzbaren Vortheil aufzuopfern: statt die aus den

*) Man sagt, daß die neuen Roste einiger Dampfwagen in Liverpool auf einer einzigen Reise geschmelzen seyen, und der Erbauer eines solchen Wagens hat bekannt, daß cylindrische Roststäbe von einem Zoll im Durchmesser nicht länger als eine Woche ausdauern könnten, wenn der Wagen beständig im Dienst ist.

Cylindern kommenden Dampfstöße geradeswegs in den Rauchfang strömen zu lassen, läßt sie Gurney in einen Behälter streichen, der dieselbe Wirkung hervorbringt, wie der zwischen den obern Platten eines Schmiedeblasebalgs befindliche Raum, und dessen Bestimmung es ist, die in Zwischenräumen erhaltenen Dampfschübe in einen ununterbrochenen Luftstrom zu verwandeln. Der in dem eben erwähnten Behälter zusammengepreßte Dampf entweicht, in eine gewisse Menge einzelner Schübe vertheilt, die nach der Höhe des Rauchfangs emporsteigen und, ohne das mindeste Geräusch zu machen, auf dem Herd einen ununterbrochenen Luftzug unterhalten.

(Schluß folgt.)

Drei Tage in Lima.

(Schluß.)

Da ich die Alameda schon während meiner Ankunft gesehen hatte, so führte man mich Abends in die Vorstadt San Lorenzo, wo an den schönen Sommerabenden gewöhnlich die höheren Stände der Bevölkerung von Lima sich versammeln. Wir gingen über die schöne steinerne Brücke, mit ihren fünf Bogen, die zu dem südlichen Ende der Stadt führt. Die vornehmsten Damen hatten sich auf diesem Spaziergange eingefunden, und ich konnte nun ganz umständlich das malerische und originelle Kostüm bewundern, das sie mit so viel Anmuth und Koketterie zu tragen wissen: man nennt dieß Gewand, in das sich nur die Frauen von Lima kleiden, Saya y manto. Es besteht aus einem Unterkleide von Atlas oder Bombasin, elegant mit Seide gefüttert, dessen sehr breite und elastische Falten sich sehr vortheilhaft um Busen, Leib und Hüfte schmiegen. Ueber diesem Kleide wird ein Gewand getragen, das sehr eng um den Gürtel anliegt, und dann sich erweiternd bis auf die Fersen hinabreicht. Dieses Oberkleid ist gewöhnlich von schwarzer oder brauner Farbe; die vornehmern Damen tragen es jedoch von helleren Farben, mit reichen Spitzen, Seide-, Gold- und Silberstickereien besetzt; manchmal sieht man sogar dergleichen Röcke mit Perlen von hohem Werthe geschmückt. Der eigentlich malerische Theil dieser Tracht aber ist ein Mäntelchen von Atlas oder sehr dickem Gaze, das in zahllose Fältchen gelegt ist, sich um die Hüfte anschmiegt, den Rücken und einen Theil des Mieders bedeckt, und indem es von hinten sich ründet, den Kopf umhüllt wie die Kapuze an unsern Dominos; mittelst einer Schnur kann man diese so zusammenziehen, daß sie das ganze Gesicht verbirgt, und nur ein Auge unbedeckt läßt. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, mit welcher Anmuth und Koketterie das schöne Geschlecht in Lima dieses eigenthümliche Kostüm zu tragen weiß. Uebrigens vertritt dieses Mäntelchen ganz die Stelle einer Maske, und ein Vater oder Gemahl würde es schwer, wo nicht unmöglich finden, seine Tochter oder seine Frau, wenn sie den Manto übergeworfen hat, zu erkennen. Reisende behaupten, daß die Damen von Lima unter dem Schutze dieser vortheilhaften Vermummung zu Nacht hingehen können, wohin es ihnen beliebt, ohne befürchten zu müssen, erkannt zu werden; auch versichern sie, daß die Sittenverderbniß nirgends einen höhern Grad erreicht hat, als in dieser Stadt, wo sie sich in allen Ständen der Gesellschaft eingeschlichen. Selten sieht man Frauen auf der Straße von Männern begleitet, und nie geben sie ihrem Cavaliere den Arm; ihr Gang ist gewöhnlich edel und vom schönsten Schwunge und mit verblüffter Neugier starrt man diese wunderlich verhüllten Gesichter und das einzige Auge an, das sich aus der Tiefe einer rautenförmigen Oeffnung des Manto auf den Vorübergehenden heftet.

Es gibt in Lima eine bedeutende Anzahl von Kirchen, von denen die meisten außerordentlich reich sind. Der Gottesdienst wird in denselben mit dem größten Pompe begangen; die Wände sind oft mit Gold- und Silberplatten überkleidet, und man sieht außerdem einen Kirchenschmuck von erstaunlicher Pracht, als Kandelaber, Kelche, Monstranzen, Alles von gediegenem Gold und Silber. Es überraschte mich auch nicht wenig, in den meisten Kirchen an den Pfeilern des Hauptaltares silberne Käfige mit Vögeln aufgehangen zu sehen, die während des Gottesdienstes ihren lieblichen Gesang mit den ernsten und feierlichen Tönen der Orgel mischten. Die Kirche von Nuestra Senora de Merced und die des Klosters der Empfängniß Mariä schienen mir die reichsten und merkwürdigsten von allen. Ich besuchte auch das Pantheon, wie man den Friedhof der Stadt heißt, der außerhalb derselben gelegen ist; ferner auch den Circus, der zu den Stiergefechten, der Lieblingsunterhaltung der Bevölkerung von Lima, bestimmt ist, und dessen mächtiger Umfang an 20,000 Personen fassen kann; endlich ließ ich mich auch in das Hospital des heil. Andreas führen, wo man 200 Betten zählt, obgleich seine großen Säle doppelt so viele aufnehmen könnten.

Da ich des Morgens gern Ausflüge auf das Land machte so hatte man meinem Bedienten anempfohlen, mir nicht von der Seite zu weichen und stets Waffen mit sich zu nehmen. Auch gab man mir warnende Winke, mich nicht allzu spät in der Nacht auf der Straße blicken zu lassen, da Mordthaten in der Hauptstadt von Peru nichts Seltenes sind; vorzüglich kommen Beraubungen häufig vor. Gerade an dem Tage, wo ich in Lima ankam, war ein Fremder auf der neuen Alameda angefallen und beraubt worden, und drei Messerstiche, die er bei seiner Vertheidigung gegen die Räuber erhalten hatte, setzten sein Leben in die größte Gefahr. Jemand, der seiner Stellung zufolge genau über dergleichen Vorfälle unterrichtet seyn konnte und in meinen Augen als vollgültiger Zeuge galt, sagte mir, daß die vielen Verbrechen dieser Art eine Folge der Nachsicht und Schwäche der Richter seyen, und daß in den untern Klassen nur die Furcht vor dem Beichtstuhle größeren Uebelthaten vorbeuge. Außerdem ist die öffentliche Meinung in Lima über die Strafloſigkeit der Verbrechen so gleichgültig, daß man es einem Richter nicht verzeihen würde, wenn er die volle Strenge der Gesetze in Vollzug brächte. In einem Lande, wo die Begriffe von Pflicht und Sittlichkeit so erschlafft sind, kann es daher auch nicht Wunder nehmen, wenn der Dienst in den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung nur sehr unordentlich versehen wird. Obgleich dieses Volk seine Freiheit zu erkämpfen wußte, hat es dennoch bei-

nen Begriff von einer weisen und aufgeklärten Regierung und besitzt weder Festigkeit des Charakters, noch Grundsätze, oder überhaupt jenen Ernst der Tugend, der Republiken allein dauerhaft machen kann. Bis jetzt ist es noch zu weiter nichts reif, als zu einer militärischen Regierung, die Alles unter das Gesetz ihres Schwertes zu beugen weiß, und jede Verletzung dieses Gesetzes mit unerbittlicher Strenge ahndet. Indeß muß man doch bekennen, daß schon hie und da manches Samenkorn des Bessern zu keimen begonnen hat, und es ist zu hoffen, daß die Saat mehr und mehr sich entwickeln, und das Unkraut ersticken werde, das noch bis jetzt in reicher Fülle wuchert.

Am Abende nach meiner Ankunft ließ sich in Lima ein sehr heftiges Erdbeben spüren, gerade zur Stunde, wo alle Straßen voll von Menschen waren. Nie hatte ich in meinem Leben eine schrecklichere Empfindung. Auf den ersten Stoß folgte bald ein zweiter, begleitet von einem Getöse, das fernem Donner glich. Der Boden erbebte, und schien jeden Augenblick bis in seine Tiefen bersten zu wollen. Diese Naturerscheinung, von der ich früher noch keinen Begriff gehabt hatte, erfüllte mich mit Entsetzen, und was um mich her vorging, war eben nicht geeignet, mich zu beruhigen: Männer, Weiber und Kinder stürzten erschrocken aus ihren Häusern hervor, und flüchteten in der größten Verwirrung nach allen Richtungen hin, mit dem Geschrei: „El Temblor! El Temblor!“ Einige warfen sich mit dem Gesichte auf den Boden, Andere fielen auf die Kniee, und riefen in inbrünstigen Gebeten Gott und alle Heiligen an. Die Kinder stießen ein klägliches Geschrei aus, und dazu erhoben die Hunde ein schauerliches Geheul. Die Pferde zitterten vor Furcht, während ihre Reiter neben ihnen auf den Knien lagen, und sich dem Schutze der heil. Jungfrau empfahlen. Das Geheul der Thiere nahm immer mehr zu, und die Glocken auf den Kirchthürmen fingen an zu läuten. Nach der dritten Erschütterung trat eine Grabesstille ein, und jeder blieb unbeweglich stehen; alle Häupter waren entblößt, und die verschiedenen Stellungen dieser großen Menschenmenge, von der Einige weinten, Andere auf den Knien lagen und beteten, machten auf mich einen Eindruck, der nie erlöschen wird. Dieses Erdbeben ereignete sich am 30 September, und so heftig es auch war, so richtete es doch nur geringe Beschädigungen an, und Niemand kam dabei ums Leben. Aus einem ersten Erdstoße macht man sich dort zu Lande wenig; bei einem zweiten hält man sich zur Flucht gefaßt, und kommt ein dritter nach, so entfernt sich Jedermann, der klug ist, von den Mauern und Dächern, die dann jeden Augenblick ihm über dem Kopf zusammen stürzen können. Alles flüchtet sich da nn in die großen Hofräume, von denen die Wohngebäude umgeben sind, und wo man keine weitere Gefahr zu befürchten hat. Bemerkenswerth ist es, daß bei dem Gefühle von Gefahr, das sich bei dieser Erscheinung aufdrängt, die Furcht stets zunimmt, während andere Gefahren nur einige Zeit fortdauern dürfen, um an Furchtbarkeit zu verlieren. Wenn man noch kein Erdbeben erlebt hat, so darf man sich darauf verlassen, daß man des ersten Stoßes sicherlich gewahr wird; allein eben so gewiß ist es, daß man sich nicht nach einem zweiten sehnt.

Die wonnevolle Schönheit des Klima's in diesem Lande war für mich die einzige Quelle von Vergnügungen. Ich wurde während meines kurzen Aufenthaltes mit keiner Familie so genau bekannt, um an ihren Tertulias — Abendgesellschaften — Vergnügen oder Interesse zu finden; und so brachte ich fast alle Stunden, die ich nicht verschlief, auf dem Lande in der Umgegend der Stadt zu. Meine Wohnung ging auf einen Hof hinaus, der mit Orangebäumen bepflanzt war; und da sich an meinen Fensterstöcken keine Gläser befanden, so athmete ich fortwährend die süßen Düfte ein, von denen die Luft erfüllt war. Da ich die glühende Hitze von Buenos Ayres, die traurigen und einförmigen Steppen der Pampas und die Schnee- und Eisgebirge der Andes im Rücken hatte, genoß ich jetzt in vollen Zügen die milde Luft Lima's und seines anmuthigen und reinen Herbstes. Meine Seele war voll stiller Freude und innerlicher Wonne, wenn ich an die bestandenen Gefahren zurückdachte, und die Vergnügungen, die mir jetzt die Natur in so reicher Fülle bot, waren die einzigen, nach denen ich ein Bedürfniß fühlte.

Die Jagden in der Umgegend von Paris.

(Aus dem VIII Theile des Buches von Hundert und Einem.)

Wer lange in Paris lebte, hat wohl des tollsten Gauckelspieles zur Genüge erlebt, auf Bällen wie in den Theatern, an den neuen Prophetenschulen wie bei Emeuten, an dem Faschingszuge des „Bœuf gras,“ wie in der Deputirtenkammer, bei den Bußwallfahrten des Jesuitenkönigs, wie auf den Nationalgardenparaden des Bürgerkönigs. Gewiß aber hat er nichts von so drolliger Ergötzlichkeit gesehen, als eine Jagd in der Ebene von Saint Denis, und ich würde Jedermann, der unter dem Alpdruck des Spleens leidet, rathen, dieß außerordentliche und unentgeltliche Schauspiel mit anzusehen, müßte ich nicht befürchten, daß er von dieser köstlichen Unterhaltung mit einem zerschmetterten Gliede oder auch vielleicht gar nicht mehr nach Hause kommen dürfte.

Der erste September war gekommen; acht Tage zuvor schon hatten große weiße Maueranschläge, vom Polizeipräfekten unterzeichnet, in allen Stadttheilen von Paris und in allen Gemeinden des Seinedepartements, der Hauptstadt und der Banlieue angekündigt, daß am ersten September die Jagd aufgehen werde; wenn die Laune des Wetters oder der Präfektur hierin keine Aenderung belieben, fängt die Jagd in den mittlern Departements von Frankreich immer an diesem Tage an. Mit einer dienstuckförmigen Kappe von Fischotterpelz auf dem Kopfe, mit meiner schönen Doppelflinte von Lepage mit gewundenen Läufen bewaffnet, vor Allem aber mit einem Erlaubnißscheine der Polizei versehen, bewaffnet gehen zu dürfen — einem „port d'armes“ wie man es nennt, den man Abends zuvor um drei Fünffrankenstücke zu lösen hat — angethan mit einem Rocke von Abornholzfarbe, geharnischt mit meinen gelbledernen Gamaschen, mit meinem Schrotbeutel am Bandeliere, dem kupfernen Pulverhorn, worauf ein schöner verendender Hirsch zu sehen ist, an der Seite, mit meiner Jagdtasche von Eberborsten, meiner Jagdpeitsche mit einem Griffe von einem Rehlaufe, und mit der blauen Weste mit bronzenen Knöpfen, auf der alle vierfüßigen Säugethiere abgebildet waren; endlich begleitet von meinem Balor, dem schönen doppelnasigen Hühnerhund, von marmorirten seidenweichen Haaren und langen Hängeohren — dem guten Hunde, der mir die Füße leckte, umhersprang und vor Freude heulte, als er mich das Gewehr nehmen sah — so gerüstet und voll Begier nach einem Schauspiel, von dem ich so viel hatte erzählen hören, hatte ich mich nach der unabsehbaren Ebene auf den Weg gemacht, die von Alleen und Heerstraßen durchschnitten sich zwischen den Windmühlen von Montmartre und den Redouten von Chaumont, der Seine von Saint-Ouen und dem Kanal von La Villette, den frischen Schatten von Romainville und dem Begräbnißorte der alten französischen Könige ausbreitet.

Ich gelangte in's Freie; es war ungefähr sechs Uhr Morgens, und schon sah ich auf dem Flachfelde Scharen von Jägern und Hunden in voller Bewegung durcheinander; schon umbüsterte sich die Luft von Rauchwolken, und ein Flintenfeuer wie bei den Uebungen eines Infanterieregiments knatterte auf allen Seiten. Ich eile vorwärts und befinde mich bald unter einem Haufen Leute von jedem Stande, die mit einfachen Flinten und Zwillingen, Stein- und Perkussionsgewehren, Taschen- und Sattelpistolen, Karabinern, breitmündigen Musketons und langen und schweren Entenflinten bewaffnet waren. Und nun erst noch die Hunde! Man mußte sie gesehen haben, dänische Bracken und Bratenwenderdreher, Pudel und Spitze, Hofhunde und Neufundländer, Doggen und Windspiele, kurz alle Arten und Abarten von Hunden — nur keine Jagdhunde. Man kann sich denken, mit welchen großen Augen ich und mein schöner Galaor angestaunt wurden. Mein tadelloser Jagdanzug, mein Hund, mein Gewehr — Alles wurde von meinen seltsamen Waidwerksgenossen mit Verwunderung betrachtet; allein bald fingen sie an, mich für ihres Gleichen, für einen alten Kameraden und Bekannten zu nehmen: auf der Jagd, wie im Wasser, in den Seebädern, auf dem Postwagen, in fremdem Lande schließt man sich schnell an einander an.

Der Erste, der mich anredete, war ein junger blonder Mensch, ein ziemlich hübscher Junge: er trug eine runde Jacke von grauem Tuch und einen Hut von lakirtem Leder; in seiner Gesellschaft befand sich ein kleines schmutziges, schwarz und weißgeflecktes Spitzhündchen. Er näherte sich mir und zeigte mir sein Jagdgewehr; es hatte ein Perkussionsschloß und auf dem Laufe war mit goldenen Buchstaben zu lesen: „Delpire, arquebusier du Roi" — „Sicherlich geht es Ihnen wie mir, mein Herr, daß sie mit einem Steingewehre nicht schießen können, sagte er. Mit diesen neuen Schlössern trifft man gewöhnlich unter zwölf Schüssen zehnmal; mit Steinschlössern kaum halb so oft." In diesem Augenblicke stieg eine versprengte Taube auf; mein Jagdgefährte legt an, zielt, drückt den rechten Lauf, drückt den linken Lauf ab, und der rechte versagt so gut wie der linke. — „Teufel," ruft er, „was hat denn heute mein Gewehr! Das heiße ich doch Unglück! Ein Gewehr, das niemals versagt . . ." — „Seltsam," erwidere ich, und betrachte die Schlösser seiner Doppelflinte. „Kein Wunder, wenn ihr Gewehr versagt. Sie haben da etwas Wesentliches vergessen, wie mir scheint — die Kapseln, ohne die kein Feuer entstehen kann." — „Wie, mein Herr, erwiderte er, ein wenig überrascht durch meine Worte, „so reicht also der Luftdruck, die Reibung des Metalles nicht aus, das Pulver zu entzünden?" — Erst nach einem langen Gespräche, im Verlaufe dessen ich erfuhr, daß mein Nimrod ein Apothekerlehrling sey, konnte ich ihm die Sache begreiflich machen, und ihn bewegen, ein Paar Kapseln von mir anzunehmen.

Galaor durchstreifte vor uns die Furchen eines Stoppelfeldes in seiner ganzen Länge, plötzlich steht er mit gehobenem Vorderfuß und die Nase emporgerichtet. „Ein Rebhuhn," sagte ich zum Apotheker, „schießen Sie." Das Rebhuhn schwirrt auf; die beiden Läufe krachen, das arme Rebhuhn taumelt getroffen zur Erde herab. Der Pharmazeut, vor Freude außer sich über das erlegte Wild, läßt es wohl zwanzigmal von seinem Köder appetiren.

Nicht weit davon sah ich in einem Erbsenfelde zwei Menschen, der Eine mit einem blauen Ueberrocke, der Andere mit einer Jacke von grünem Manchester angethan, einander in den Haaren liegen, und sich nach Herzenslust mit Faustschlägen und Fußtritten bearbeiten, bis das Blut von den Händen und Gesichtern rann; es galt eine arme Wachtel, die beide geschossen haben wollten, und der, wie gar wohl möglich, keiner von Ihnen auch nur eine Feder gekrümmt haben mochte, da beiläufig fünfzig bis sechzig Schüsse auf den armen Vogel gefallen waren. Die beiden Freunde — denn aus den Worten, mit denen sie ihren Kampf würzten, ließ sich schließen, daß sie es waren — hatten, wie mir die Umstehenden berichteten, allen andern Jägern, allen Hunden, die todte Wachtel vor der Nase weggeschnappt, und zwar blos mit Hülfe eines prächtigen Neufundländer-Hundes, von glänzend schwarzer Haut, der auf seinen Hinterfüßen ruhend, dasaß, und den Ausgang des Gefechtes als eine ihm schon oft vorgekommene Sache, abzuwarten schien. Niemand beachtete es in diesem Augenblicke, daß zur Linken von mir aus einem Kartoffelfelde ein Hase aufsprang — ein prächtiger Hase, der in kurzen und langen Sätzen vor einem Rudel Hunde dahinrannte, deren Bellen und Geheul einen wahren Höllenlärm machte. Tausend Stimmen lassen sich auf Einmal hören, die Jäger laufen von allen Seiten herbei, hundert Flinten geben Feuer: ein Spitzhund hüpft nur noch auf drei Füßen, ein dänischer Bracke ist durch den Kopf geschossen, eine prächtige Dogge wälzt sich in ihrem Blute in dem Kartoffelfelde — der Hase selbst hat das Weite gewonnen, und ich einige Schrote ins rechte Bein.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bei dem Buchhändler Levrault in Paris sind Erzählungen für Kinder aus dem Deutschen, in 28 zierlichen Bändchen erschienen. „Die Unschuld und Milde des deutschen Geistes, sagt ein geachtetes französisches Journal darüber, athmen in allen diesen naiven Erzählungen, die man einem in diesem Fache berühmten Schriftsteller des Nordens, dem Verfasser der Ostereier, dankt." — Jedem unsrer Leser ist wohl bekannt, daß dieser berühmte Schriftsteller keineswegs dem Norden, sondern Bayern angehört. — „Rosa von Tannenburg, fährt das erwähnte Journal fort, der Weihnachtsabend, Minona, der gute Fridolin und der böse Thierry, sind kleine Meisterwerke, die Deutschland in diesem Fache die Palme sichern würden, wenn es sie nicht bereits über alle andern Nationen hierin errungen hätte. Was diese Kinderschriften in diesem Lande so auszeichnet macht, ist der Umstand, daß das Leben dort viel innerlicher und tiefer ist, als anderswo, und daß wahrhaft höhere Geister sich herablassen, die Moral der Kinder zu studiren, während die großen politischen Bewegungen in Frankreich und England fast alle fähigen Köpfe in den Strudel der öffentlichen Angelegenheiten fortreißen."

•

Kürzlich ist in dem Hause eines reichen pariser Bankiers der Badesaal fertig geworden, dessen Einrichtung dreißigtausend Franken kosten soll. — Die Wände sind in Fresko auf Stukkaturgrund gemalt, und stellen das Innere eines türkischen Bades vor. Der Künstler, von dem diese Gemälde ausgeführt wurden, muß in alle Mysterien des orientalischen Luxus eingeweiht gewesen seyn. Junge und anmuthige Frauen sind in den verschiedensten Stellungen, mit Seidenstoffen und durchsichtigen Gewändern bekleidet, darauf abgebildet, und alle Kostbarkeiten einer Harem-Toilette erblickt man neben den kokketten Odalisken aufgehäuft. Das Bad selbst besteht aus weißem Marmor und ist in einer Vertiefung des Saales angebracht, die eine mit grünen Gewächsen und Blumen geschmückte Grotte bildet. In der Mitte des Saales ist ein Springbrunnen, der von duftendem Gesträuche umgeben, in zwei Säulen warmes und kaltes Wasser ausspritzt. Das Estrich ist mit brasilianischen Matten bedeckt. Von der Mitte der gewölbten Decke, die gleich den Wänden in Fresko ausgemalt ist, hängt eine alabasterne Lampe an goldenen Ketten herab. Ein Fenster, das aus einer einzigen Glasscheibe von ungeheurer Größe besteht, wird von einem dünnen Musselinvorhange bedeckt, der mit grünem Laubwerke aus Wollenstickerei eingefaßt ist. Dieses Fenster, das sich wie eine Thüre in Angeln bewegt, führt in ein Gemach, von dem aus man in ein Boudoir gelangt. Letzteres ist mit persischen Tapeten behangen und mit Sopha's, Ottomanen und Toiletten, so wie mit prächtigen Services von blauem und reich vergoldetem Porzellan versehen. Der Kamin ist von Stukkaturarbeit, und hat ein Gesimse von schwarzem Marmor, das auf zwei schwarzmarmornen Vasen ruht, die von vergoldeten Piedestalen getragen werden.

•

Folgende Anekdote wird von einem Augenzeugen verbürgt. Als Mina im Jahre 1823 nach England kam, hatte er eine Zusammenkunft mit dem Herzog von Wellington, die einzige, bei der sich beide Feldherrn sahen. Mina hatte darum nachgesucht, um seine unglücklichen Landsleute dem Wohlwollen der britischen Regierung zu empfehlen. „Wie geht es Ihnen?" fragte der Herzog. „Comme l'ordinaire, mon Duc," war die Antwort des in beständiger Armuth lebenden spanischen Feldherrn. Der Herzog von Wellington machte keine weitere Bemerkung, und Mina empfahl sich. Ganz anders benahm sich Canning gegen den unglücklichen Mann; er ließ Mina unter der Hand wissen, daß für seinen und seiner Familie Unterhalt, so lange seine Verbannung daure, gesorgt werden würde. Mina lehnte es indeß ab.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 15. 15 Januar 1833.

Engländer und Chinesen in Canton.

Der nachstehende Artikel, in dem man ein so lebendiges als treues Bild von den Sitten der Chinesen und den Handelsverhältnissen der Engländer in Canton finden wird, ist in dem „Asiatic Journal" von einer jungen Engländerin, Miß Henriette Martineau mitgetheilt, die erst unlängst zu Edinburg unter dem Titel: „Illustrations of Political Economy" eine Reihe staatswirthschaftlicher Betrachtungen herausgegeben hat, die eben so sehr durch scharfsinnige Auffassung, als die gewandte Leichtigkeit ausgezeichnet sind, mit der sie einen an sich so trockenen Stoff zu behandeln wußte.

Auf der zierlichen Terrasse der englischen Faktorei zu Canton saßen zwei Beamte der ostindischen Kompagnie schon eine halbe Stunde lang auf ihren kleinen Stühlen von Bambusrohr. Sie plauderten, wenn man so einige einsylbige Worte nennen kann, die von Langweile dann und wann ausgestoßen wurden und in der Langweile ihr Echo fanden. Ein chinesisches Buch, das der Stoff ihrer Unterhaltung zu seyn schien — wenigstens gaben sie sich den Anschein darin zu studiren — entsank ihren erschlafften Händen. „Ah" — rief der Eine von ihnen gähnend aus, indem er seine Arme ausspreizte, und das Buch auf den Boden fallen ließ — „Hah — Yah!"

„Allerliebst," bemerkte der Andere, „was Sie da sagen, klingt so ziemlich chinesisch: Sie haben Fortschritte gemacht."

„Ich wollte die Chinesen, China und Alles was dazu gehört, lägen im tiefsten Abgrund des Meeres! Was für ein Leben! Jenkinson, was für ein Leben!"

„Es ist wahr, Graham, wir amüsiren uns verteufelt schlecht, und wenn Sie erst wie ich zehn Jahre in dem Gefängniß zugebracht, in das uns diese Chinesen da begraben haben, so werden Sie schon mit mehr Verstand gähnen. Da wir aber einmal auf diesen Posten gestellt sind, so wollen wir auch darauf aushalten, und dieses müßige Schlaraffenleben, diese Abzehrung aus Langweile, die uns nach und nach hinrichtet, männlich bekämpfen. Unsere Zeit wird doch auch einmal zu Ende gehen, und wir kehren dann nach England zurück, reich, glanzvoll, hoffährtig, unsres Vermögens sicher, als ächte chinesische Mandarine. Alles wirft sich dann zu unsern Füßen, wir besitzen Pferde, Landhäuser, Parke, Opernlogen, kurz Alles, was das Leben reizvoll macht." —

„Und werden dessen nicht mehr genießen können. Welch schöner Trost! Wir sind an den Pranger genagelt, und haben die Aussicht auf ein Fürstenthum!"

„So wollen wir doch wenigstens nach Allem greifen, was uns die drückende Lage, in der wir uns befinden, zu erleichtern vermag! Da uns Schwester, Mutter oder Gattin fehlt, so wollen wir doch wenigstens in unserer gegenseitigen Freundschaft so viel Anhalt finden, um dieser abgeschmackten und tyrannischen Canaille die Stirne zu bieten."

„Ach, Jenkinson, was helfen mich alle Ihre beredten Worte, wenn Sie China meinen Augen in kein schöneres Licht zu stellen vermögen. Wie! nicht einmal den Fuß darf man über die Schwelle seines eigenen Hauses setzen, als an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden! An allen Straßenecken einen Anschlag zu sehen, der uns als Schurken und Barbaren bezeichnet! Sehen zu müssen, wie die Chinesen uns verspotten, uns unter die Nase lachen! Sich allen diesen Beleidigungen bloß geben zu müssen, zu geschweigen dieser Einkerkerung hier, der Einsamkeit, der Pein, jedem Umgang mit dem schönen Geschlecht entsagen zu müssen; um mitten unter diesen geizigen Krämern — Zum Henker! Aller Thee von China, alles Gold von Potosi würde keinen hinreichenden Ersatz für alle diese Plackereien geben."

„Aber warum überlegten Sie sich die Sache nicht genauer, bevor Sie hieher kamen? Resigniren Sie sich, mein Bester! Resigniren Sie sich, und wenn Sie nichts Besseres zu thun wissen, so lesen Sie."

„Lesen! — Erstens verstehe ich nichts von diesen verwünschten Hieroglyphen, und wenn ich es endlich dahin bringe, eine einzige zu entziffern, so stellt sie sich mir als das Symbol dieses heillosen Landes dar, wo ich vor Langweile verschmachte, von diesem himmlischen Reich, dessen Nankin und Thee uns so hoch zu stehen kommen. Auf ein englisches Buch mag ich ohnehin keinen Blick mehr werfen, da ich keines ansehen kann, ohne an meine Familie, meine Mutter, die Grafschaft Derby, und ihre grünen Hügel erinnert zu werden, wo ich noch im Genuß meiner Freiheit jagen könnte, wenn ich mich nicht, Thor der ich bin! freiwillig der Deportation und Einkerkerung unterworfen hätte, Alles in der weitentlegenen Hoffnung, Geld nach Hause zu bringen, wenn wahrscheinlich Niemand von den Meinigen mehr am Leben seyn wird, wenn ich alt, siech, zerrüttet und unfähig ge-

worden bin, den auf so elende Art erworbenen Reichthum zu genießen."

„Nur Muth, mein Bester! Sey'n Sie doch ein wenig Patriot. Wir leben in einer sträflichen Langweile, es ist wahr; allein dafür gebührt uns das Verdienst, die Theebüchsen unserer Landsleute zu füllen. Wir sind Helden, Graham, ohne Wissen und Willen.

„So könnte man also keinen Thee kaufen, ohne sich zu erniedrigen; ohne Monopol, ohne gemeine Kunstgriffe? Amerika findet Mittel, sich damit zu versorgen, ohne sich den Erniedrigungen auszusetzen, mit denen wir Tag für Tag überhäuft werden."

„Ja, aber Amerika's Handel mit China ist nur unbedeutend und man kann den der Holländer und Amerikaner mit dem unsrigen in keinen Vergleich stellen."

„Um so besser — tausendmal um so besser! Ich begreife nicht, was eure Journale damit wollen, wenn sie uns von dem vorgeblichen Verfall des amerikanischen Handels schwatzen. Amerikaner und Holländer machen weniger Gerede davon und sind nicht so hochmüthig und eitel, als wir. Sie haben etwas zu verkaufen und sie bringen es zu Markte; wollen sie Einkäufe machen, so sehen sie sich nach Verkäufern um. Sie geben sich für Das, was sie sind, für schlichte Kaufleute, die ohne alle anderweitigen Ansprüche Handel treiben wollen und sonst nichts. Wir hingegen, was erzielen wir mit unsrem hochfahrenden Uebermuthe, mit den Palästen, die wir bauen, mit den Soldaten, die wir unter den Waffen halten, mit den riesenhaften Schiffen, mit denen wir die Meere durchkreuzen? Nichts, als daß wir den Verdacht einer argwöhnischen Regierung wecken, die uns mit Fallstricken, Soldaten und Spionen umgarnt, und die englischen Agenten mit den ärgsten Plackereien quält. Jedermann sind wir ein Dorn im Auge: unsre Mitbürger verwünschen uns, indem sie uns vorwerfen, daß wir ihnen den Thee vertheuern, den sie nun einmal nicht entbehren können, die andern Nationen bürden uns auf, daß wir an den beschränkenden Vorsichtsmaßregeln schuld sind, welche die chinesische Regierung mit jedem Tage vermehrt. Die ostindische Kompagnie versäumt nicht, mit großen Buchstaben unsern Gewinn drucken zu lassen, und es liegt wahrlich nicht an ihr, wenn man uns nicht allgemein die Theurung der asiatischen Waaren auf den Hals ladet. In der That, eine sehr weise Politik, Jenkinson, und es bedarf großen Scharfsinn, um ihre Nachtheile und Gefahren einzusehen."

Jenkinson, ein alter Vertheidiger des Monopoles, dessen besoldeter Agent er seit zehn Jahren war, *) suchte einige Einwendungen zusammen, um die allzutristigen Gründe Graham's zu entkräften; als ein junger Reisender, von langer Wanderfahrt ermüdet, wie es schien, nahe am Gitter sich niederließ, das die chinesischen Wohnungen von der englischen Faktorei scheidet. Die Aufmerksamkeit der englischen Beamten, deren Gespräch wir so eben mitgetheilt haben, wurde auf den jungen Mann gezogen, dessen Gesichtsbildung ansprechender war, als bei dem größten Theil seiner Landsleute. Der Grund, der Hao-pi's Reise nach Canton veranlaßt hatte, beruhte weder in Handelsinteressen noch in sonst einer gewinnsüchtigen oder ehrgeizigen Absicht. Um unsern Lesern hierüber genügendere Aufschlüsse zu geben, müssen sie sich es wohl gefallen lassen, uns in die Familie Hao-pi selbst zu begleiten, und auf eine etwas frühere Zeit zurück zu gehen, als die Eingangs unserer Erzählung erwähnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die vornehmsten Agenten der englischen Regierung zu Canton erhalten 8000 bis 10.000 Pf. St. jährliche Besoldung. Tisch und Wohnung ungerechnet. Von den zwölf Supercargos der Faktorei hat der am mindesten Besoldete jährlich 1500 Pf. St. Sie bleiben drei oder vier Monate in Canton, bringen die übrige Zeit des Jahres in Macao zu, und haben fast gar nichts zu thun. Im Jahre 1828 belief sich die Gesammtsumme der Besoldungen, die sich ungleich unter alle Agenten vertheilte, auf 89,086 Pf. „Sollte man doch glauben," sagt die Edinburgh Review in Bezug auf den Handel Englands mit China, daß die englische Faktorei in Canton nur als ein bequemes Mittel besteht, um in kurzer Zeit die Brüder, Söhne und Favoriten der Directoren der ostindischen Kompagnie zu bereichern; wahre Simecuristen kehren sie, nachdem sie ein Dutzend Jahre ein Leben in Ueppigkeit und Unthätigkeit geführt haben, mit einem Vermögen von mehreren Millionen, die auf den verkauften Thee zum Voraus geschlagen sind, in ihr Vaterland zurück."

Leben über der Gränze.

(Schluß.)

Ein paar Tage darnach trafen vier, übrigens nicht vollzählige Kompagnien vom fünften Infanteriereziment vom Fort Snelling ein. Der befehlhabende Offizier befahl einen Kriegszug nach Rothvogels Dorf, mußte ihn aber wieder abstellen, da die Freiwilligen jede Folgeleistung weigerten, und darauf bestanden, wieder heimzukehren. Der Schrecken der Bevölkerung des Blei-Minen-Distrikts war arg. Wohl mehr als die Hälfte der Bewohner floh aus dem Lande. Als indessen kurz darauf General Atkinson mit einem vollständigen Regiment eintraf, stieß ein ansehnliches Korps Freiwilliger von Galena zu ihm und begleitete ihn nach dem Flußgebiete des Wisconsin, um sich mit den Winnebagos herumzuschlagen, oder ihre Unterwerfung entgegenzunehmen. Dort erschien dann Rothvogel in dem vollen Schmucke eines indianischen Häuptlings und Kriegers und überlieferte sich selbst der Gerechtigkeit, zusammt seinen Helfershelfern bei der Ermordung Gagnier's und nebstdem Einem aus seiner Horde, der thätigen Antheil an dem Angriff auf die beiden Boote genommen hatte. Man kerkerte sie in dem Fort Prairie ein. Um dieselbe Zeit brach dort eine furchtbare Epidemie aus, die auch ihn im Gefängniß hinraffte. Er wußte, daß sein Tod gewiß war, und schrack vor ihm nicht zurück. Im Laufe des Jahres nahm die Bevölkerung des Blei-Minen-Distrikts an Zahl und Stärke zu, und breitete sich mehr und mehr widerrechtlich im Winnebagolande aus. Umsonst waren die Beschwerden der beeinträchtigten Indianer. Im Frühjahre darauf wurden Methode's Mörder und die übrigen indianischen Gefangenen vor Gericht gestellt, überführt und zum Tode verurtheilt. Eine Gesandtschaft des Stammes ging nach Washington, um ihre Begnadigung zu erbitten. Der damalige Präsident Adams gewährte sie unter der stillschwei-

genden Bedingung, daß der Stamm die Ländereien abtrete, von denen die Minenleute nun einmal Besitz ergriffen hatten. Die Winnebagos hielten Wort — der Landtheil wurde abgetreten, und Frau Gagnier für den Verlust ihres Ehemanns und die Verstümmelung ihres Kindes — entschädigt. Sie bekam, so viel wir wissen, nachdem sie zwei Jahre lang auf Gerechtigkeit geharrt hatte, die glänzende Summe von — zweitausend Dollars.*)

Wir wollen diesen wahrhaften Bericht von dem „Leben über der Gränze" mit einer Anekdote beschließen, die auf den Charakter der Winnebagos ein freundlicheres Licht, als irgend das bisher Erzählte, wirft. Nach dem Gefechte mit den beiden Booten griff die Miliz der Prairie du Chien den bereits früher erwähnten alten Häuptling Descorrie auf. Man erklärte ihm, daß wenn der rothe Vogel nicht binnen einer gewissen Zeit in die Hände der Weißen überantwortet sey, er an seiner Statt sterben müsse: was er denn auch steif und fest glaubte. Da er indessen fand, daß das Eingesperrtseyn seiner Gesundheit Nachtheil brachte, so bat er, man möchte ihn auf sein Wort ins Freie, und in der Gegend herumschweifen lassen. Dieß wurde ihm gewährt. Man hieß ihn, den Tag hindurch hingehen, wohin es ihm beliebe, nur mit Sonnenuntergang solle er jedesmal wieder nach dem Fort zurückkehren, widrigenfalls man ihn für ein altes Weib halten würde. Gewissenhaft beobachtete er diese Bedingung. Bei dem ersten Trommelschlag des Zapfenstreichs fand sich Descorrie richtig jeden Abend vor dem Thor ein, und that Dieß auch so lange, bis ihn General Atkinson in Freiheit setzte.

*) 4800 Gulden rheinisch.

Kasi Mullah's Tod.

(Nach russischen Berichten.)

Ein Ereigniß, das den Kampf in Dagheſtan vor der Hand beendigt zu haben scheint, nöthigt uns, den kaukasischen Briefen voranzueilen, und hier den Tod Kasi Mullah's zu berichten. Von zwei noch folgenden Briefen wird der Eine die dem Tode dieses kühnen Mannes vorangegangenen Kriegsbegebenheiten bis zum Schlusse 1831 nachholen, der Andere eine Schilderung der schon aus alter Zeit her berühmten kaukasischen Mauer enthalten.

Im Verlaufe der letzten fünf Jahre erhoben sich zu wiederholtenmalen die wilden Stämme des Kaukasus, angereizt durch Schah-Kasi-Mullah, gebürtig aus Gimri im Kreise Kaitsubul des Fürstenthums Schamchal, gegen die russische Herrschaft. Dieser eben so ehrgeizige als verschlagene Mann, aus niederem Stande geboren, strebte sich zum unabhängigen Beherrscher von Dagheſtan zu machen, gründete sein Streben auf die Unwissenheit und den Aberglauben seiner Landsleute, und trat unter ihnen als Prophet auf, der von oben berufen sey, um in Dagheſtan das geistliche Gericht in allen weltlichen Angelegenheiten, das in diesem Lande unter dem Namen Schariat bekannt ist, wieder herzustellen. Von dem Jahre 1828 an waren die Forderungen der verschiedenen dagheſtanischen Stämme, ihn als diesen Richter aufzustellen, Veranlassung zu mannichfachen Unruhen. Kasi Mullah, der an denselben nicht offen Antheil nahm, vermehrte inzwischen die Zahl seiner Anhänger, und Derer, die an die von ihm verbreitete Lehre glaubten, und im Jahre 1830 traten seine Plane deutlich hervor. Im Februar sammelte er ungefähr 6000 seiner Anhänger, die von ihm Mjuriden genannt wurden, und zwang mit gewaffneter Hand ganze Ortschaften und Distrikte zu Annahme seiner Lehre; aber diese Unternehmung hatte keinen weitern Fortgang. Ein bedeutender Theil der von ihm zusammengebrachten Schaar wurde bei Chunsak, der Residenz des Chans von Awarien, geschlagen und zerstreut; später marschirte Generallieutenant Baron Rosen IV nach Gimri, dem Zufluchtsorte des Aufrührers und zwang die Kaitsubulen zur Unterwerfung. Kasi Mullah aus seinem eigenen Orte von den Einwohnern verjagt, irrte unter den wilden Stämmen Dagheſtans: Tschetschenzen, Galgajewen, Karabulachen und Andern umher, und predigte ihnen seine Lehre. Er brachte sie zum Aufstande, führte ihre Schaaren gegen die Orte, deren Einwohner der Regierung treu blieben, und fiel manchmal sogar über russische Truppenabtheilungen her; da er aber bei jedem Zusammentreffen mit ihnen geschlagen wurde, so gab er seine Mjuriden zum Opfer hin, um wiederum an einem andern Orte die Flamme des Aufruhrs anzufachen. Auf diese Weise brachte Kasi Mullah im Jahre 1831 das nördliche Dagheſtan zum Aufstand und überfiel die Feste Burnaja, aber von der Garnison am 27 Mai zurückgeworfen und am 29 Mai vom Generalmajor Kochanoff bei Tarki geschlagen, floh er nach Tschetschna. Hier sammelte er neue Schaaren und griff die Feste Grosnaja an, vor welcher er am 23 Junius gleichfalls geschlagen wurde. Als er am 20 August vor Derbent erschien, wurde er durch die Annäherung unserer Truppen aus Tarki und Schamacha abermals genöthigt in die Berge zu fliehen, aber auch hier nach einem glücklichen Marsche gegen die Vorstadt von Kisljar am 1 November vom Generaladjutanten Pantratieff bei Atschecha und am 1 December von dem tapfern Obristen Miklaschewski bei Tschuntetem geschlagen, zog er abermals in seinen Schlupfwinkel nach Gimri. Auch hier blieb er, trotz seiner frühern Unfälle, ermuntert durch die Leichtgläubigkeit seiner Glaubensgenossen und sein eigenes glückliches Entkommen, nicht in Ruhe. Gleich im Frühlinge dieses Jahres sammelte er bedeutende Schaaren in Tschetschna; er wandte sich zuerst gegen die Feste Wladikaukas, dann gegen die Festung Grosnaja; da er aber die Festigkeit der erstern erkannte, und von der zweiten durch einen entschlossenen Ausfall der Besatzung zurückgeschlagen worden war, entfernte er sich in die Gebirge, brachte das Volk in Aufregung, sammelte neue Anhänger, und trat mit den Aufrührern in Dagheſtan, Kabarda und sogar mit den transkubanischen in Verbindung. Um endlich den weitern Ränken dieses Empörers und den stets sich erneuernden Aufständen der Bergdistrikte ein Ende zu machen, befahl der Kaiser eine gleichzeitige und allgemeine Expedition gegen alle Stämme, welche mit Kasi Mullah in Verbindung getreten waren. Dieser Befehl ist nun in Erfüllung gebracht; die aufrührerischen Galgajewen, Karabulaken, Tschetschenzen und Dagheſtaner sind gezüchtigt und zur Unterwerfung gebracht. Kasi Mullah fiel in Vertheidigung seines letzten Zufluchtsorts, des unersteiglichen Felsennestes Gimri, in das bisher die russischen Truppen noch nicht eingedrungen waren. Nachstehendes sind die genauern Angaben über diese Expedition: Nach dem allgemein vorgezeichneten Plane mußte der Befehlshaber des abgesonderten kaukasischen Armeekorps, Generaladjutant Baron Rosen, die Expedition mit Unterwerfung der Galgajewen eröffnen, und der Befehlshaber der auf der kaukasischen Linie aufgestellten Truppen, General Weljaminoff, gegen die Karabulaken marschiren. Wenn dieß geschehen war, sollten sich beide Abtheilungen in Tschetschna zur Bestrafung der unruhigen Tschetschenzen vereinigen und dann endlich sich gegen die Empörer in Dagheſtan wenden. Beide Abtheilungen vollbrachten die ihnen aufgetragenen Operationen mit unglaublicher Schnelligkeit und Glück, und besiegten allenthalben den Widerstand der Empörer und die zahllosen Schwierigkeiten, welche in diesem Lande die Natur den freien Bewegungen der Truppen entgegenstellt. Als sich beide Abtheilungen an der Gränze von Tschetschna bei dem Dorfe Achembariot vereinigt hatten, setzten sie unter der persönlichen Führung des Generaladjutanten Baron Rosen ihre Operationen fort. Die Tschetschenzen unterwarfen sich allenthalben gutwillig oder wurden mit Waffengewalt dazu gezwungen; sie stellten Geiseln als Pfand ihrer künftigen Treue, und bezahlten die ihnen auferlegte Geldstrafe, welche zur Entschädigung für die Bewohner der treu gebliebenen und von ihnen geplünderten und zerstörten Ortschaften bestimmt war. Den bedeutendsten Widerstand in Tschetschna fand der Generaladjutant Baron Rosen bei Hermentschuk. Voll Vertrauen auf die Unersteiglichkeit des Orts und das Versprechen Kasi Mullahs, sich persönlich mit einer

beträchtlichen Hülfsmannschaft daselbst einzufinden, sammelten sich die Tschetschenzen über 3000 an der Zahl an diesem Ort, umgaben ihn mit Wällen und Gräben, und bereiteten sich zur entschlossensten Gegenwehr. Aber der Muth der russischen Truppen siegte leicht über sie. Unter dem Schutze des mörderischen Feuers einer vom General Weljaminoff geschickt angelegten Batterie stürzten sich zwei Regimenter, das Butirische und Moskauische und ein Bataillon des 41sten Jägerregiments, auf die Verschanzungen der Feinde und nahmen sie mit der blanken Waffe weg. Als sie daraus vertrieben waren, begann ein hitziger Kampf in den engen Straßen und in den Gärten, die den Ort umgaben; endlich aber wurden die Tschetschenzen völlig in die Flucht getrieben und zerstreuten sich in die Berge und benachbarten Wälder. Die Hartnäckigkeit, mit der die Tschetschenzen in diesem Kampfe fochten, kann man beispiellos nennen; bei der Einnahme des Dorfes unter Anderm wurde ein Hause von ungefähr 60 Mann unter Anführung Mullah Abdurrahmans, eines bekannten Anhängers Kasi Mullah's, abgeschnitten und in einem großen Hause umringt. Diese Leute konnten durchaus auf keine Rettung hoffen; als man sie aber aufforderte sich zu ergeben, antworteten sie mit Gesängen aus dem Koran, die bei den Bergvölkern gebräuchlich sind, stießen Löcher in die Mauern und begannen ein scharfes Feuer auf die Truppen. Einige Granaten, die man mit der Hand durch den Schornstein ins Haus warf, und die darin zersprangen, brachen ihren Muth nicht, und um ihrem Widerstande ein Ende zu machen, wurde befohlen, das Haus anzuzünden. Von Rauch halb erstickt gingen 11 Leute heraus und gaben sich gefangen; einige Andere stürzten sich in fanatischer Wuth mit Dolchen und Schwertern aus dem Hause und warfen sich auf die Bajonnette; aber der größere Theil setzte seinen Gesang fort und kam mit Mullah Abdurrahman in den Flammen um. Kasi Mullah befand sich, wie später bekannt wurde, im Verfolge dieses Gefechts mit seiner ganzen Schaar in den benachbarten Wäldern. Als er aber den Untergang von Hermentschuk sah, ließ er seine Anhänger aus einander gehen, floh nach Daghestan und begann sich in Gimri zu befestigen, wo er aufs Neue gegen 5000 seiner Mjuriden um sich versammelte. Generaladjutant Rosen setzte sich nach Empfang dieser Nachricht sogleich in Bereitschaft, nach jenem Punkte zu marschiren. Der Weg nach Gimri, welcher von Tschetschna her ungewöhnliche Schwierigkeiten darbietet, erhebt sich von dem Orte Karapal an nach einem hohen stets mit Schnee bedeckten Gebirgsrücken, von wo er auf einer Ausdehnung von 4 Werſten in einem engen und ungemein steilen und steinigen Pfade an Abstürzen und Schluchten vorüber hinabführt; weiterhin geht er über schmale Felsenvorsprünge, von deren einem man nur mit Leitern herabkommen kann. Endlich vereinigt sich dieser Weg mit einem andern, der von Erpilei herkommt, wird durch Felsenwände, welche sich von beiden Seiten fast senkrecht erheben, immer enger zusammengedrängt, und vor dem Orte Gimri durch drei steinerne Mauern gesperrt, von denen die erste auf beiden Seiten mit zwei kleinen steinernen Thürmen befestigt ist; an den Abhängen sind sehr geschickt in mehrern Etagen Schutzwerke von Steinen aufgeführt, um die Mauern zu bestreichen.

(Schluß folgt.)

Die Jagden in der Umgegend von Paris.

(Schluß.)

Wenig Lust fühlend, mein Jagdabenteuer fortzusetzen, und hinkend nahm ich meinen Weg nach einer elenden Hütte, einer Art Kneipe, die an der Straße von Senlis liegt, und die man die „Barake" nennt. Hier ruhte ich einige Stunden aus, und wurde Zeuge eines Vorganges, der mich einigermaßen mein Mißgeschick vergessen ließ.

Ein Jäger trat müde und niedergeschlagen ein, nahm einen Stuhl und setzte sich nieder. „Haben Sie kein Glück gehabt, mein Herr?" fragte der Wirth der Kneipe, mit tröstlich einschmeichelnder Stimme, wozu er an seine blaue Tuchmütze mit der verschossenen Goldborte langte. — „Ja, mein guter Freund," entgegnete der Waidmann, mit einem Tone, der einen Stein hätte erweichen mögen; „ich habe heute rechtes Unglück gehabt; nicht eine Feder konnte ich treffen; ich, der ich sonst mit vollem Büchsenranzen von der Jagd heimkehre." — „Da könnte ich helfen," entgegnete der gute Wirth, „ich habe hinten in meinem Stalle einen lebendigen Hasen, der Sie nicht mehr als drei Franken kosten soll, und den Sie schießen können, als ließe er im schönsten Krautacker." — „Ein Mann, ein Wort;" erwiderte der Jäger, „der mit dem Hasen!" Und meine beiden Hasenmörder machen sich hinaus an eine kleine Schuppe, der Bauer kriecht hinein, bringt den Hasen mit einem Strick um den einen Lauf hervor, und bindet ihn an einen Pfahl. Der Jäger schlägt an, zielt und feuert, der Strick ist entzwei, und der Hase auf und davon. Nun erhebt sich ein hitziger Zank, dessen Ende ich nicht abwarten wollte und der wahrscheinlich den Kneipenwirth und den Jäger vor das Friedensgericht führen wird.

Man kann sich wohl denken, daß Jagdfreunde, die man gewöhnlich mit dem unhöflichen Namen Wilddiebe zu bezeichnen pflegt, ihr Kraut und Loth nicht verschwenden werden, um auf der Ebene von Saint-Denis oder überhaupt zunächst auf den Feldern um Paris Hunde oder einander selbst lahm zu schießen; sie nehmen bei Tagesanbruch kleine Fuhrwerke und lassen sich fünf oder sechs Stunden weit nach Bondy, Garges, Bonneuil, Gousseinville bringen, wo es in der Nähe Wildgehege gibt. Manchmal wagen sie sich sogar auf ein Revier, das einer alten mürrischen Vogelscheuche, meist einem alten Soldaten, zur Aufsicht anvertraut ist, um den Stadtjägern auf den Dienst zu lauern. Einer meiner Freunde, ein Advokat, hatte mit einem solchen grisgrämigen Wildhüter folgendes Abenteuer zu bestehen. An einem Abende in der Dämmerung kehrte er von der Jagd zurück, und kam an einem Park vorüber, der einsam und schweigend von Mauern umschlossen, ihn zum Eintritt einzuladen schien. Ein großer See, von Erlen und Trauerweiden umkränzt, lag darin, und durch das Gitter sah er oder glaubte er wenigstens eine Wildente im Röhricht des Teiches zu sehen — das Gitter öffnet sich, mein Freund tritt in den Park — schleicht sich hinter den Bäumen auf Schußweite heran — nimmt die Ente aufs Korn, feuert und streckt sie todt auf das Wasser hin. Allein während er am Ufer seinen Hund erwartet, den er in den See geschickt hat, um die Beute herauszuholen, tritt ihm ein Wildhüter an die Seite, der mit rauher Stimme fragt: „Mit welchem Recht jagen Sie hier? Sie haben den Storch der Frau Gräfin erschossen!" Wohl oder übel muß der arme Advokat sein Gewehr abgeben, und dem Wildhüter, der ein ihm angebotenes Goldstück mit verächtlicher Miene und den Worten: „Wofür halten Sie mich?" zurückgewiesen hat, zum Friedensrichter folgen. Die Sache wurde verflossenen Winter verhandelt, und mein Freund zu hundert fünfzig Franken Strafe und in die Kosten verurtheilt. Die gute Lehre, die man aus dieser Geschichte ziehen kann, heißt: Wenn man Prozesse und das Zuchtpolizeigericht scheut, so jage man nie auf fremdem Revier; und vor Allem hüte man sich ohne Jagderlaubnißschein auszugehen; denn die Gendarmen, nicht minder unbarmherzig, als die Wildschützen, sind überall bei der Hand; wenigstens sagt man nicht, wenn man es nicht bataillonsweise und in Uniform thun kann, wie sich im Jahre 1850 in der Ebene von Wauvres begab.

Leute, die des Waidwerkes in einem edleren Sinne pflegen, begeben sich mittelst Kalesche, Charabanc, oder Tilbury zur Zeit der Jagderöffnung nach jenen alten Schlössern und köstlichen Landhäusern, die einige Meilen von Paris entfernt liegen. Hier fangt man des Abends an, speist mit einigen zwanzig Gästen zu Nacht, macht nach Tische Musik, tanzt oder spielt Ecarté mit liebenswürdigen Frauen, legt sich um elf Uhr zu Bette, steht Morgens um sieben Uhr auf, wo die Sonne bereits den Thau aufgetrocknet hat, genießt eine Schnitte Brod, in ein Glas Rum oder Malaga getaucht, und begibt sich in Abtheilungen von fünf bis sechs Mann auf die Jagd. Mit einem Dutzend Hühnerhunden oder Bracken durchsucht man die umliegende Ebene; jeder macht einige zwanzig Schüsse, und gegen drei oder vier Uhr Nachmittags kehrt man mit einem prächtigen Hunger ins Schloß zurück, und legt vor den Augen der Dame des Hauses auf der großen Küchentafel seine Jagdbeute nieder, die meist aus einigen sechzig Stücken Wild besteht, Wachteln, Hasen, Rebhühnern, manchmal einem Goldfasan, der sich aus dem Hochwald einer königlichen Domäne verirrt hat. Der Abend wird unter gleich anmuthiger Unterhaltung, wie Tags zuvor, mit Erzählung der Jagdabenteuer und manchem harmlosen Streiy, der einem der Jagdgenossen gespielt wird, hingebracht.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Laurenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 16. 16 Januar 1833.

Engländer und Chinesen in Canton.

(Fortsetzung.)

Leu-tse-pi, der Vater Hao-pi's, war der Eigenthümer einer kleinen Theeplantage in Fokian, einer der fruchtbarsten der vierhundert Provinzen von China, oder wie sich die Chinesen auszudrücken pflegen, „der Welt," übrigens ein ehrbarer Landmann, der seine Familie gut erzog, und mit aller Welt in Frieden und Eintracht lebte. Er verkaufte seine Theeblätter, beschattete sein rundes Gesicht mit einem großen Strohhute, und hatte sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit aus dem Druck und Elend herauszuarbeiten gewußt, unter denen die übermäßige Bevölkerung schmachtet, die an dem himmlischen Reiche zehrt. Es war eine Lust, ihn bei gewissen feierlichen Gelegenheiten zu sehen, angethan mit seinem gestickten Gewande, worin er wie in einer Schlangenhaut schillerte; mit seinen spitzigen Pantoffeln, die von Karmin schimmerten und mit weißem Atlas gefüttert waren, während auf seinem vollen Gesichte derbe Gesundheit lachte; und seine kleinen Augen von Feuer blitzten. Mehr noch als ihn aber mußte man seine Tochter Lou-king bewundern, die in allen Künsten der Haushaltung von ihrer Mutter Mo-chi trefflich unterwiesen, nach den besten Regeln, wie sie die Mandarinen nur aufgestellt hatten, die häuslichen Tugenden und das Glück des friedlichen Herdes zu besingen wußte; nicht minder mußte man ihre Geschicklichkeit loben, wenn sie zum Abendessen, die von Leckermäulern so vielbeliebten Vogelnester bereitete, oder das Rückenstück einer jungen Katze, ein in China gar nicht verschmähtes Gericht, oder eine Eule, die man mit Gewürzen zubereitet, oder den Goldfisch aus dem großen Kanale. Ihre kleinen Füße, die man auf noch winzigere Verhältnisse zusammengeschraubt haben würde, wäre Lou-king vornehmer Leute Kind gewesen; ihre langen dünnen Finger mit den durchsichtigen und geglätteten Nägeln; das reine Dreieck ihrer schiefstehenden und funkelnden Augen, hatten kaum der Beihülfe des Putzes nöthig, um unwiderstehlich zu seyn; allein Wer wurde nicht von ihr bezaubert, wenn zwanzigerlei seidene Bänder ihre schwarzen Haare durchschlangen und in abgesonderte Büschel theilten; wenn ein Gürtel von Blaumader ihr grünes Röckchen, mit verschiedenfarbigen Schmetterlingen besäet, um die Hüfte befestigt hielt! Schon mehr als ein Anbeter hatte sich zu Ehren der holden Lou-king jener Geduldprobe unterzogen, die in China überhaupt die Poesie ausmacht, und die namentlich hier darin besteht, in einen und denselben Rahmen sechs oder sieben Distichen zusammenzustellen, die seit unvordenklichen Zeiten, Liebeserklärungen und den Preis der Schönheit enthalten.

Der April war gekommen, und die Familie Leu-tse-pi begann ihre erste Einsammlung von Theeblättern. Schon früh am Morgen hatte Lou-king für ihren Vater, ihre Mutter Mo-chi und ihren Bruder Hao-pi die breiten, aber flachen Körbe zu recht gestellt, in denen die duftigen Blätter gesammelt werden sollten. Schon brach man die ersten Knospen des schwarzen Thee's, der in China unter dem Namen Pack-ho bekannt ist, und in Europa Peko genannt wird. Lou-king war in einiger Entfernung von ihren Eltern beschäftigt, die jungen Oelbaumsprossen abzuschneiden, die dem Pekothee beigemischt, ihm einen so köstlichen Geschmack geben. Die Arbeit ging ihr nur langsam von der Hand, und ihr Vater, der Dieß bemerkte, und die Ursache davon errieth, rief ihr zu, sich durch ein Lied zu zerstreuen.

„Ach," sang Lou-king, die sehr sorgfältig erzogen worden war, und bei diesen Zeilen aus dem Stegreife nichts weiter als die nöthigen Metaphern, und die von dem poetischen Gesetzbuche streng vorgeschriebene Zahl von Worten anwendete: „Ach der Wind bläst in den Bambus; die Luft murmelt lieblich, und ich glaubte in diesem Gemurmel die Stimme meines Bruders seinen geliebten Hauch, seinen schnellen Tritt zu vernehmen.

„Ich täuschte mich: Schon sind dreimal neun Monde vergangen, seit er dahin gezogen ist in die Länder der Barbaren: nicht seine Thränen sind es, die ich auf dem Gesträuch erblicke, es sind Thautropfen. Nicht seine Laterne ist es, die des Abends von fernher auf der Straße glänzt; es ist die Fackel des Fischers.

„Wehe über die Zungen der Barbaren, die meinem Bruder sagten: „„Jenseits des Meeres liegt ein Paradies."" Mein Bruder horchte ihrer Rede, und zog dahin in die Länder der Barbaren; als umfaßte das himmlische Reich nicht Alles, was schön und lieblich in der Welt ist; als könnte es außer dem Reiche der Mitte noch etwas Sehenswürdiges geben!

„Mächtig groß sind die Säle der englischen Kaufleute in Canton, prachtvoll sind ihre Wohnungen, aber es ist der blaue Lehm unseres Reiches, aus dem die Steine zu diesen Gebäuden

geformt wurden; und der Bambus, der sie stützt und schmückt, wo wächst er anders, als in unserm himmlischen Reiche?

„O mein Bruder Yang! O mein Bruder Yang! Kehre zurück zu uns, ehe die Blüthe des Pfirsichbaumes den Boden deckt! Kehre zurück, und ich will den Gott des Donners bitten, daß er des Daches der Barbaren schone, wenn er auf seinem Feuerwagen durch die Lüfte rollt.

„Aber wenn ich Dich nicht wieder sehen sollte, o mein Bruder, so möge das Ungewitter den Palast ihres Stolzes von Grund aus umstürzen und seine Trümmer übereinander häufen; denn der niedrigste Sohn des Reiches der Mitte ist mehr werth, als der mächtigste König der Barbaren."

So sang Lou-king: ihren Bruder Hao-pi aber ergriff ein so heftiger Schmerz, daß er schwur, ehe die Pfirsichblüthe vom Baume falle, wolle er sich nach Canton begeben, und bei den englischen Kaufleuten noch Kunde von seinem Bruder Yang fragen.

„Daran erkenne ich meinen Bruder," sagte Lou-king, „und Deine Liebe rührt mich; aber wirst Du Dich nicht auch von den Worten der Barbaren verlocken lassen?"

„Fürchte nichts," erwiderte der junge Mensch mit einer Art Unwillen, „von all' den Millionen, die das Glück genießen, das himmli che Reich zu bewohnen, findet sich kaum Einer, der den unsinnigen Wunsch hegen könnte, sein Vaterland zu verlassen, und sollte ich weniger vernünftig seyn als sie? Nein, ich habe nichts gethan, was einen solchen Verdacht rechtfertigen könnte. Dank der Großmuth unsers Kaisers, ist in Canton Alles zu finden, was die fremden Länder Wünschenswerthes hervorbringen; und was mich betrifft, so finde ich auf der ganzen Welt nichts Lieblicheres als die Stimme meiner Schwester, Lou-king, wenn sie mit ihrem Bräutigam Taou-tschoung spricht, und der Nachen meiner Schwester und ihres Verlobten, wenn er über die Wogen hingeglitten ist, und an der vergoldeten Brücke anlegt, die so prächtig mit Zinnober bemalt ist, däucht mir schöner und glänzender als das Riesenschiff der Barbaren, wenn es über das Meer dahergekommen ist, und an unsern Küsten die Kaufwaaren ferner Gegenden landet."

Die junge Chinesin hatte auf diese entschiedene Antwort, in die der gewandte Hao-pi sehr geschickt den Namen Taou-tschoungs einzuflechten gewußt hatte, nichts mehr zu erwidern. Dagegen erhob nun ihr Vater Leu-tse-pi eine Menge Einwendungen. Wie sollte Hao-pi eine Strecke von zweihundert Meilen zurücklegen, wo es keine anderen begangenen Straßen als steinige und sandige Fußpfade gibt; ohne Geld zum nöthigen Unterhalt, ohne das Halsgehäng von Gold- und Silberstücken, das die Brust eines jeden schmücken muß, der die Märkte von Canton besuchen will? Hao-pi antwortete auf diese Einwürfe seines Vaters: er sey gesonnen, dem Kaufmann, der den Thee ihrer Plantage zu kaufen pflege, seine Dienste anzubieten; mit einem Ballen Thee auf dem Rücken könne er sich dann nicht nur den zu seiner täglichen Nahrung benöthigten Reiß kaufen, sondern auch noch an dem Taglohn von sechs Casch *) so viel erübrigen, um für seine Mutter ein Stück gelben Atlas zu einem Gürtel, und seiner Schwester eine silberne Haarnadel zum Kopfputz an ihrem Hochzeittage nach Hause zu bringen.

„Mein Sohn, so nahm jetzt die Mutter das Wort, Dieß ist ein Unternehmen, das Dir gar manche schwere und trübe Stunde bereiten kann; in den Schluchten der Berge wirst Du schaarenweise arme, halbverhungerte Leute finden. Mütter, die ihre Kinder in den Bächen ertränken, und arme Bauern, die aus Armuth und Verzweiflung sich selbst das Leben nehmen. Könntest Du es wohl über's Herz bringen, in den Bazär zu gehen, und mir gelben Atlas zu kaufen, wenn Du so viele Unglückliche vor Deinen Augen verhungern sehen müßtest? Nein, gewiß nicht; doch gehe immerhin, mein lieber Hao-pi, und die brüderliche Liebe schütze und geleite Dich!"

(Fortsetzung folgt.)

*) Casch die Kupfermünze, die man zur Bezahlung der Arbeiter braucht. Diese Münze hat in der Mitte vier Löcher und man pflegt sie 100 bis 1000weise an Schnüren aufgereiht bei sich zu tragen.

Die Fortschritte der Dampfwagenfahrt in England.

4. Die Maschinen der Herrn Church und Hancock.

Noch gibt es zwei andere locomotive Maschinen von so weit vorgerückter Einrichtung, daß man hoffen darf, sie bald auf den Heerstraßen im Dienste zu sehen. Die eine ist die Erfindung des Dr. Church von Birmingham, und die andere die des Hrn. Hancock von Stratford, in der Grafschaft Esser.

In der Maschine des Dr. Church ist ein kreisförmiger Rost mit einer gewissen Anzahl aufrechtstehender, ungefähr 3 bis 4 Fuß hoher, oben nach Art eines Weinhebers, nach hinten abwärts gekrümmter Röhren umgeben. Diese Röhren leisten die Dienste der Cylinder, welche die Maschine von Manchester durchkreuzen; sie sind von andern Röhren von etwas größerm Durchmesser umschlossen, so daß zwischen den beiden cylindrischen und concentrischen Oberflächen ein kleiner Raum bleibt. Da dieser Raum mit Wasser ausgefüllt ist, so befindet sich das Feuer von einer großen Anzahl dünner, cylindrischer Wasserschichten umgeben, deren äußere Flächen der unmittelbaren Einwirkung des Feuers ausgesetzt sind, während die innern Flächen die Wärme der Luft aufnehmen, die durch das Kohlenfeuer gestrichen ist, und sich in die freie Luft verliert. Während so Dr. Church das Wasser in dünne cylindrische Schichten vertheilt dem Feuer aussetzt, erreicht Hr. Hancock dasselbe Resultat, indem er es zwischen sehr dünne und flache Platten bringt. Sein Kessel besteht aus einer gewissen Anzahl dünner, in kleinen Zwischenräumen von ungefähr einem Zoll, aufeinander liegender eiserner Platten. Das Wasser befindet sich wechselsweise zwischen je einem Paar dieser Platten, und in den frei gebliebenen Räumen brennt das Feuer. Man sieht hieraus: daß nach beiden Systemen eine kleine Menge Wassers in einer sehr ausgedehnten Fläche der Einwirkung des Feuers ausgesetzt ist. Indeß leidet die Einrichtung des Herrn Hancock an mannichfachen und sehr fühlbaren Mängeln: Die Form dieses Kessels, bei dem eine Fläche einer in rechten Winkeln auf sie wirkenden Expansivkraft ausgesetzt wird, ist von allen übrigen gerade diejenige, die am wenigsten Haltbarkeit hat, und obschon eine Explosion dieses Kessels nie gefährlich werden kann, so ist doch schon die Möglichkeit derselben ein Hauptfehler. Ein anderer nicht minder wesentlicher Nachtheil ist der, daß ein großer Theil

des dem Feuer ausgesetzten Metalls, Dampf und kein Wasser enthält, ein Umstand der bei einem Kessel niemals statt finden sollte, und der für solche, die einer sehr hohen Temperatur und einem starken Druck ausgesetzt sind, zerstörende Wirkungen nach sich zieht. Der Kessel des Dr. Church scheint von diesen Mängeln frei zu seyn.

Bei beiden Kesseln wird der Luftzug durch einen von der Maschine in Bewegung gesetzten Ventilator hervorgebracht. Seine geringere Wirkung im Vergleich mit dem von Dampf erzeugten Luftzug und die bedeutende Kraftmenge, die er der Maschine entzieht, sind allgemein anerkannte Fehler.

* * *

5. Schluß.

Nach mehrern Jahren unermüdlicher Arbeit, während er die unzähligen Einwendungen, als da sind, die Kosten, die außer Benutzung gesetzten Pferde, das Elend der Fuhrleute, und alle die Gemeinplätze zu bekämpfen hatte, die man immer bereit hält, wenn es gilt, die Fortschritte der Industrie zu hemmen, gelang es Hrn. Gurney endlich, zwischen Gloucester und Cheltenham im Februar 1831 einen Dampfwagen für den öffentlichen Dienst herzustellen. Dieser Wagen machte am 21 desselben Monats seine erste Fahrt, und legte durch vier Monate, bis zum 22 Junius die 9 englischen Meilen zwischen beiden Städten regelmäßig täglich viermal zurück. Er beförderte während dieser Zeit, ohne allen Unfall, mehr als 3000 Personen mit weit größerer Geschwindigkeit als die Eilwägen, und für einen um die Hälfte niedrigern Preis. Der Werth der in diesen vier Monaten verwendeten Kohks betrug ungefähr 50 Pf. St., wonach der jährliche Belauf an Brennstoff auf 150 Pf. St. steigen würde. Um die nämliche Fahrt in gleicher Geschwindigkeit, nämlich 8 oder 9 Meilen auf die Stunde, mit gewöhnlichem Fuhrwerk zu machen, müßten 18 Pferde beständig auf der Straße seyn.

Jene, die ihre Interessen durch diese Erfindung gefährdet glaubten, wichen nach diesem langen Versuch der augenscheinlichen Ueberzeugung. Es war kein vernünftiger Einwurf mehr übrig, man griff also zu Mitteln, deren gewissenlose Menschen unter schwierigen Umständen sich nicht scheuen. — Landleute, Straßenaufseher, Unternehmer öffentlicher Fuhrwerke, Kutscher, Stallknechte und Stalljungen, alle ergriffen zu gleicher Zeit die Waffen. Nicht Ein Tag verging an dem nicht falsche Gerüchte verbreitet wurden, um die Reisenden abzuschrecken, sich des neuen Fuhrwerks zu bedienen. Da aber die Reisen immer glücklich abliefen, so reichten einige Tage hin, um diese Verleumdungen zu widerlegen. Das neue Mittel, welches diese Menschen hierauf anwendeten, hatte ernstere Folgen. Am 22 Junius war eine bedeutende Strecke der Straße ungefähr vier Meilen von Gloucester mit Steinen bis zu einer Höhe von 18 Zoll beschüttet. Die Straße war auf dieser Stelle, so wie auf dem ganzen Weg in sehr gutem Stande, und bedurfte keiner Ausbesserung; die mit Pferden bespannten Wagen konnten nur über diese Steine kommen, indem sie die Reisenden absteigen ließen, allein der Dampfwagen, der nicht stark genug war, dieses Hemmniß zu überwinden, brach als er diese Stelle zum zweitenmale befuhr, seine Hauptaxe. Ueber die Absicht, die dieser Maßregel zu Grunde lag, konnte man nicht in Zweifel bleiben, und man forderte den Eigenthümer des Dampfwagens auf, den Weg Rechtens einzuschlagen, um sich gegen Jene, die so ohne allen Grund seinem Erwerbe Hindernisse in den Weg legten, Genugthuung zu verschaffen. Seine Antwort war, er verschmähe es sich zu rächen, und Menschen die mit solchen Mitteln eine große Nationalunternehmung untergraben wollten, verdienten seiner Ansicht nach nur Mitleid und Verachtung.

Von diesem Augenblick an beschloß er, die Kraft seiner Räder zu vermehren, um in Zukunft alle Hemmnisse der Art, die öffentliches oder geheimes Uebelwollen ihm in den Weg legen könnte, zu überwinden; allein er stellte sein Unternehmen bald wieder ein, da eine Menge von dem Ober- und Unterhause übereilt erlassene Verordnungen, auf alle von mechanischen Kräften in Bewegung gesetzten Wägen einen Zoll legten, der einem Verbote gleichkam. Einige dieser Abgaben betrugen 10, 48 bis 68 Schilling *) bei jedem Schranken. **)

Auf eingereichte Gegenvorstellungen des Herrn Gurney ward eine Untersuchungskommission niedergesetzt, die ihren Bericht mit folgenden Sätzen schloß, deren Wahrheit hinlänglich anerkannt ist:

1) Die Wägen können mittelst Dampf auf einer gewöhnlichen Straße mit einer Geschwindigkeit von 10 Meilen auf die Stunde bewegt werden;

2) Auf einer solchen Fahrt haben sie mehr als 11 Personen getragen;

3) Ihr Gewicht, die Maschine, Brennstoff, Wasser und Zubehör mit inbegriffen, beläuft sich auf nicht 3 Tonnen;

4) Sie können die steilsten Hügel leicht und sicher auf- und abfahren;

5) Sie setzen die Reisenden durchaus keiner Gefahr aus;

6) Bei zweckmäßiger Bauart bringen sie dem Publikum nicht den geringsten Nachtheil;

7) Sie werden ein schnelleres und minder kostspieliges Transportmittel seyn als Wägen mit Pferden;

8) Da die Räder viel breiter seyn müssen, als die anderer Wägen, und folglich ihr Druck auf die gewöhnlichen Straßen auch minder verderblich ist, als der von Pferdehufen, so werden sie die Wege weit minder beschädigen als die bis jetzt üblichen Fuhrwerke. Das Parlament das, durch falsche Berichte irre geleitet, ungerechte Verordnungen erlassen hatte, sah bald seinen Irrthum ein und bewies Dieß dadurch, daß es nicht nur alle bisher erlassenen Bills zurücknehmen, sondern auch diesen ganz entgegengesetzte und dem Unternehmen günstige Maßregeln in Kraft treten ließ.

---

*) Ein Schilling ungefähr 36 kr. rh.

**) Bei jedem auf der Straße gelegenen Dorf, oder nicht weit davon befindet sich eine solche Zollschranke. Da nun in England die Dörfer sehr zahlreich sind, so stößt man natürlich sehr oft auf solche Schranken.

Kasi Mullah's Tod.

(Schluß.)

Auf diesem Wege rückte die Abtheilung vor, welche zur Unterwerfung von Gimri bestimmt war, und aus nachfolgenden Truppen bestand: zwei Bataillone des chersonischen Grenadierregiments, fünf Kompagnien des erivanischen Karabinier-, einem Bataillone des tiflisser Linien-, einem Bataillone des 41sten Jäger-, einem Bataillone des apscheronischen-, zwei Bataillonen des butyrischen Linien-, einer auserlesenen Kompagnie des 43sten Jägerregiments, einem halben Bataillone des kaukasischen Sappeurregiments und 595 Mann abgesessener grusinischer Reiterei, dem ersten und zweiten transkaukasischen Reiterregimente, dem terischen und mosdokischen Kosakenregimente, nebst drei Bergeindörnern und acht cochornischen Mörsern. Am 14 (25) Oktober benützte General Weljaminoff einen dichten Nebel, zog mit einem Theile der ihm anvertrauten Avantgarde den ersten Abhang herab, drängte die feindlichen Schützen zurück und schritt sogleich zur Wiederherstellung des Wegs, um es möglich zu machen, die Bergartillerie heranzubringen und gegen die Mauern zu gebrauchen. Im Laufe des sechsten Tages rückte die ganze vereinigte Abtheilung unter unglaublichen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten Schritt für Schritt vorwärts, stellte den Weg her, schlug den Feind zurück und vertrieb ihn aus der Verschanzung, die an vielen Stellen errichtet worden war; am 17 (29) Oktober gelangte man endlich dahin, wo die nach Gimri führenden Wege zusammenlaufen, an den durch seine Unersteiglichkeit bekannten Engpaß, von dem die Bergbewohner zu sagen pflegten, die Russen könnten vielleicht mit dem Regen herabkommen. Ehe man in den Engpaß eindrang, mußte man die um den Kreuzweg liegenden Höhen von den Aufrührern säubern, um die Verbindung der in den Engpaß eindringenden Truppen mit den zurückbleibenden zu sichern. Dieß wurde mit rühmlicher Entschlossenheit durch ein Bataillon des erivanischen Karabinierregiments unter Anführung des Flügeladjutanten Obristen Fürsten Dadianoff ausgeführt, der die Felsen mit einer Schnelligkeit erstieg, welche die Bergbewohner in Bestürzung brachte und sie zur Flucht nöthigte. Zu gleicher Zeit rückte von der andern Seite der Berge der Hauptanhänger Kasi Mullah's, Hamsad Bek, mit 1000 Bergbewohnern heran, um unsern Truppen, sobald sie in den Engpaß eingerückt seyn würden, in den Rücken zu fallen; aber ein zu gleicher Zeit auf dem Wege von Erpili her in seinem Rücken erscheinendes Bataillon des apscheronischen Regiments, unter Anführung des Obristen Glück von Glückenau, nöthigte ihn, sich schnell in die Berge zurückzuziehen. Als der Generaladjutant Rosen durch diese verschiedenen Bewegungen seinen Rücken und seine Verbindungen gesichert sah, gab er den Befehl, den Engpaß anzugreifen. Ein Theil des butyrischen Regiments war gerade nach der Höhe des Berges beordert; Bataillone des erivanischen Karabinier- und des 41sten Jägerregiments nach den obern Schanzen, ein anderer Theil des butyrischen Regiments nach den untern; zwei Kompagnien des tiflis'schen Infanterieregiments nach den sich rechts an die erste steinerne Mauer anschließenden Schanzen, endlich zwei andere Kompagnien des tiflis'schen Regiments und ein Bataillon des chersonischen Grenadierregiments zum Sturm auf die Mauer selbst. Dieß Zusammenwirken wurde mit vollständigem Erfolge gekrönt. Gedeckt auf den Flanken durch die Angriffe der Truppen, welche sich rasch auf die Verschanzungen stürzten, und gedeckt durch die Bergartillerie, welche bei der günstigen Lage des Terrains im Rücken des Feindes wirkte, wurde die Mauer rasch genommen, der Feind verjagt, und so schnell drückten unsere Truppen nach, daß sie zugleich mit ihm ins Thor der zweiten Mauer eindrangen, und sodann auch die dritte ohne Widerstand wegnahmen. Während die in dem Engpasse befindlichen Truppen die Bergbewohner von den Mauern wegtrieben, erstiegen Bataillone des erivanischen Karabinier-, des butyrischen Linien- und 41sten Jägerregiments die unglaublich steilen Höhen, und schlugen den Feind aus den obern Verschanzungen, der sich sodann in die Schluchten und Abhänge rechts von Gimri zerstreute. Bei der Einnahme der ersten Mauer durch die russischen Truppen konnten die in den angebauten kleinen steinernen Thürmen zurückgebliebenen Aufrührer sich nicht mehr durch die Flucht retten, wollten sich aber auch nicht ergeben und setzten hartnäckig das Feuer fort. General Weljaminoff befahl, die vordern Mauern dieser Thürme mit Artillerie einzuschießen. Dieß wurde augenblicklich vollzogen; aber die darin sich haltenden Bergbewohner setzten dennoch das Feuer fort. Nun wurden aus dem Sappeurbataillone Freiwillige aufgerufen, welche sich auf die Thürme stürzten und die noch darin befindlichen mit Bajonnetstichen tödteten. Unter diesen befand sich Kasi Mullah und seine ersten Schüler; ihre von den Bajonnetten zerfleischten Körper blieben in unsern Händen, und wurden von den Bergbewohnern am folgenden Tage erkannt. Die einbrechende Nacht unterbrach die Operationen, und unsere Avantgarde blieb zwischen der dritten Mauer und dem Orte stehen. Mit Tagesanbruch am 18 Oktober rückten unsere Truppen in Gimri ein. Generaladjutant Rosen bemerkte in seinem Berichte über diese rühmliche Waffenthat der russischen Truppen, die in den bisher unersteigenen Engpässen des Kaukasus stattfand, wobei 5000 verwegene Bergbewohner, die durch ihr sicheres Schießen ausgezeichnet und auf allen umliegenden Höhen und in den Schluchten zerstreut waren, daß Alle, die seit langer Zeit in diesem Lande dienten, einstimmig behaupteten, daß sie niemals ein so unzugängliches Terrain gefunden hätten, als den Abhang und den Engpaß von Gimri. Die Truppen mußten unglaubliche Schwierigkeiten überwinden, und die Einwohner selbst konnten nicht ohne Erstaunen sehen, wie sie unter dem wohlgezielten Feuer des Feindes aus den Wällen die jähen Anhöhen hinanstiegen. Die russischen Truppen verloren in diesem Gefechte an Todten einen Oberofficier und 40 Unterofficiere und Gemeine, an Verwundeten zwei Stabsofficiere, 55 Oberofficiere und 373 Unterofficiere und Gemeine. Bald nach der Einnahme von Gimri erschienen bei Baron Rosen die Aeltesten des Orts und baten um Gnade. Am 19 Oktober kamen die Aeltesten einiger andern kaissubulischen Dörfer gleichfalls mit Bezeugungen der Unterwürfigkeit. Am 20sten erschienen die Kadis von Akuscha und Arakan mit Glückwünschen und der Nachricht, daß der ehemalige Genosse des Fanatikers, Hamsad Bek, nach Irganai geflohen, aber von den Einwohnern selbst vertrieben worden sey und sich in die Berge geflüchtet habe. Diese Kadis versprachen ihn zu fangen und auszuliefern. Diesen für die Ruhe der kaukasischen Gränze wichtigen Verfall machte Generaladjutant Rosen den Dagbestanern und andern Stämmen der Bergbewohner durch folgende Anzeige bekannt: „Die göttliche Gerechtigkeit hat den Störer der allgemeinen Ruhe, den falschen Propheten Kasi Mullah, erreicht. Er, seine ersten Anhänger und eine Menge von ihm betrogener Menschen fanden durch die siegreichen russischen Heerschaaren ihren Untergang in dem als unersteiglich bekannten Engpasse von Gimri. Die Einwohner des Orts sagten, die Russen könnten nur mit dem Regen zu ihnen herabkommen, sie vergaßen aber, daß auch Steine vom Berge niederfallen, und das Donner und Blitz die Uebelthäter trifft. Dieß möge allen Feinden der Ruhe zum Beispiele dienen; mögen sie mit Reue ihre Zuflucht zu der mächtigen russischen Regierung nehmen, und die Gnade des großen Kaisers wird ihnen vergeben; wenn aber ferner es Jemand wagen sollte, die bösen Gesinnungen aufzuregen, so wird unfehlbare strenge Strafe ihn treffen. Nicht Berge, nicht Wälder, nicht Engpässe werden ihn retten. Allenthalben dringen die siegreichen russischen Truppen hin, allenthalben werden die unruhigen Verräther gestraft werden. Das haben Gatgai, Ischtera, Tschetschna, Gimri und andere erfahren. Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Vermischte Nachrichten.

Der König Johann von England gab der Familie Attefield einige Ländereien in Kent zu Lehen, unter der Bedingung, daß der jedesmalige Lehensträger verbunden seyn solle, „den König, so oft er zur See gehe, zu begleiten und ihm den Kopf zu halten" — wahrscheinlich wenn er seekrank würde. Dieser seltsame Lehendienst wurde auch, wie sich in alten Urkunden im Tower findet, unter der Regierung Eduards I wirklich geleistet.

•

Gegenwärtig sind in Europa acht Anleihen im Werke: ein russisches zu London — ein östreichisches zu Wien — ein römisches zu Paris — ein portugiesisches zu Paris und London — ein belgisches zu Brüssel — ein holländisches zu Amsterdam — ein griechisches zu Paris und ein französisches, das in kürzester Zeit eröffnet werden wird.

•

Am 4 Februar wird zu Paris die Bibliothek des verstorbenen Saint-Martin, die aus persischen, türkischen, armenischen Büchern und Handschriften besteht, versteigert.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 17. 17 Januar 1833.

Die Franzosen vor Antwerpen. *)

Nach dem Bericht eines Offiziers der Nordarmee in der „Revue de Paris.“

1) Der Einmarsch in Belgien.

Eine schöne und trefflich ausgerüstete Armee rückte am 13 November in Belgien ein. Am 20 hatte sie ihre vorläufigen Stellungen von der Straße von Breda an bis Grammont und Audenarde in Besitz genommen, während eine fünfte Division als Reserve sich in Valenciennes, Lille und Maubeuge aus den Elitenkompagnien des vierten Bataillons eines jeden Linienregimentes zusammenzog. Zu gleicher Zeit landete der Artilleriepark zur Belagerung zu Boom, drei Stunden wenigstens von Antwerpen und die Verwaltungsbehörden, die Feldspitäler und Ambulancen richteten sich nicht ohne viele Mühe hinter der Angriffslinie ein. Um diese Zeit erschien auch ein englischer Kommissär, der Obrist Craddock, im französischen Hauptquartier, dem er sich auf die Dauer der Belagerung anschloß. Es war Dieß ohne Zweifel eine von den Umständen erheischte Maßregel, allein unerhört jedenfalls in den Jahrbüchern der französischen Kriegsgeschichte.

In den ersten acht Tagen, bevor sich eine geregelte Vertheilung von Lebensmitteln herstellen ließ, aßen die Truppen an den Tischen der belgischen Einwohnerschaft zu Gaste. Der plötzliche Wechsel der gewohnten Kost wollte den Soldaten Anfangs nicht sehr zusagen. Was die Küche betrifft, steht Belgien noch in den Kinderjahren, und zwischen der Tafel der Frères Provençaux und eines vornehmen Flamänders oder Brabanters ist ein himmelweiter Unterschied. Zum Glück waren nur wenige von den Soldaten im Stande, hierüber Vergleichungen anzustellen; allein ein gebildeter Gaumen konnte keinen Augenblick anstehn, der besten belgischen Tafel die gewöhnliche bescheidene Kost der französischen Offiziere in der Garnison vorzuziehen. Die Kartoffeln, welche die unveränderliche Grundlage einer jeden Mahlzeit bilden, nehmen sich hier nicht die Mühe, sich hinter jene vielerlei Verkleidungen zu bergen, unter denen sie bei uns selbst bis auf die Tafel des Reichen gelangen; sie erscheinen nackt und ungeschminkt, wie sie aus der Hand der Natur kommen, höchstens von zerlassener Butter begleitet, in die man niemals unterläßt ein wenig Weinessig zu mischen.

Nach der Suppe, die nichts als ein dünnes Muß in spartanischem Geschmack ist, und in der das forschende Auge des hungrigen Franzosen vergebens nach einer Schnitte Brod spähte, da darin nichts als einige Lorbeerblätter und einige Körner Reiß schwammen, die von der Köchin einzeln hineingezählt schienen — nach dieser Kraftbrühe erscheint die Carbonade, eine Art Beefsteackbastard, die der Witz der Soldaten mit einem unbeschlagenen oder ungenagelten Schuhabsatz verglich; hierauf folgt Gemüse, in Wasser gekocht, endlich ein Braten, den die Moeder (Hausmutter) nicht aus den Händen gibt, bis er völlig gedörrt und ausgetrocknet ist. Diese Gerichte, deren Zubereitung nur wenigem Wechsel unterworfen ist, werden mit braunem oder weißem Bier hinabgeschwemmt, zuweilen auch mit einigem Wein, den man aus Liqueurgläschen trinkt, und den Schluß der Mahlzeit bildet ein Stück sehr gute Butter oder holländischer Käse, den der Wirth nur in sehr schmalen Portionen auftischt — wahrscheinlich um seinen patriotischen Widerwillen gegen Alles was holländisch heißt, an den Tag zu legen, im Grunde aber aus wohlbedachter Sparsamkeit. In Häusern, wo man etwas besser zu leben weiß, trinkt man auch Kaffee, eine Art braungefärbtes Wasser, von dem der Eingeborne seine zehn Tassen mit ziemlich gutem Zucker versüßt, zu sich nimmt; außerdem bedient man sich des braunen Farinzuckers, vielleicht um der braunen Hippokrene Voltaire's überhaupt einen Geschmack beizubringen. Nach dem Kaffee nehmen die Gläser, die für den Wein sehr winzig geschaffen waren, einen weit ansehnlicheren Umfang für den Wachholderbranntwein an, dem man den stolzen Namen „Eau-de-Vie de France“ beizulegen wagt, selbst nach einem zweiten französischen Einmarsch in Belgien, im Angesicht von fünfzigtausend Kennergurgeln! —

So sehr auch von gewissen Seiten her das Gegentheil behauptet wurde, so muß doch mit Erlaubniß dieser Behauptungen entgegenbehauptet werden, daß der Empfang des französischen Heeres in Belgien sehr freundschaftlich war. Zu Enghien, einer kleinen Stadt, durch die der Herzog von Orleans mit der Avantgarde, die er kommandirte, bloß seinen Durchzug hielt,

*) Bei dem fortdauernden historischen Interesse, das die so denkwürdige Belagerung von Antwerpen gewonnen hat, werden unsern Lesern die hier nachträglich hinzugegebenen beiden Kärtchen von dem Schauplatz des jüngsten Kampfes keine unwillkommene Beilage seyn. Anm. d. Red.

hatte man für die Truppen Erfrischungen in Bereitschaft, und eine gute Anzahl Bürger suchte die Freigebigkeit der Stadtbehörden, welche einige zwanzig Tonnen Porter anstechen, und Tartines nach den Tausenden hatten bereiten lassen — die guten Leute, sage ich, suchten ihre würdige Obrigkeit darin zu übertieten, daß sie mit einer für die Belgier charakteristischen Gastlichkeit, eine gute Masse warmes Bier bereitet hatten, um die Soldaten in ihren Anstrengungen zu erquicken — Doch weil wir gerade auf die Tartines zu reden gekommen sind, wollen wir nicht die ihnen schuldige Ehrenerwähnung vergessen. Die Tartines — auf dem Kamin geröstete Brodschnitte mit Butter bestrichen — führen bei jeder Mahlzeit das Scepter; selbst bei dem Frühstück, wo doch eigentlich Milchkaffee König ist. So dünn als nur denkbar geschnitten, werden sie von Jedermann, gleichviel ob einheimisch oder fremd, ungezählt verschlungen; sie zu bereiten, ist gleichfalls die besondere Sorgfalt der Moeder, deren höchstes Erstaunen man erregen kann, wenn man sich das Brod anders als in Tartines zu schneiden unterfängt; sie kreuzigt und segnet sich wohl, und stößt einen Ausruf der Verwunderung über den andern aus, wenn man ein Stück Brod ohne Butter verzehren wollte, und der Anblick einer Brodrinde, die man ungebuttert verschlänge, könnte ihr eine Ohnmacht zuziehen.

Endlich wurde man durch die Lebensmittel-Vertheilungen von der belgischen Küche erlöst, und die Einwohner hatten nur noch Feuer und Licht und Betten zu geben. Letztere sind in Belgien gleichfalls nicht die vorzüglichsten, und bestehen aus einer Art von Sarg, der mit einer einzigen Matratze oder einem Federbett versehen ist, die meist kürzer sind, als das Holz der Bettstätte, und an die man ein paar Leintücher so schmal, wie Servietten angenäht hat. Man hörte auf diesen Folterbänken ausgestreckt, tapfere Leute sehnsüchtig um das Strohlager des Bivuaks klagen.

Uebrigens muß man die ungetrübte Lustigkeit der Soldaten, ihre muntere Rührigkeit und die Ausdauer gesehen haben, mit der sie alle Anstrengungen und Mühseligkeiten scherzend ertrugen, um auf den ersten Blick die leibhaften Nachkommen der alten großen Armee wieder zu erkennen. Kaum in ihren Stellungen angelangt, mußten sie der Artillerie und dem Geniekorps an ihren Arbeiten zur Hand gehen; Alles geschah mit Freuden, und wehe dem, der sich unwirsch oder ungeschickt bewiesen hätte; auf der Stelle würde er zur Zielscheibe der „Loustic" des Regimentes geworden seyn. Faschinen, Schanzkörbe gingen unter ihren Händen hervor, daß das schärfste Kennerauge nichts daran auszusetzen haben konnte; man hätte glauben mögen, sie hätten ihr Lebtage nichts Anderes getrieben. Die belgische Regierung hatte dem Marschall Gerard zweimalhunderttausend Faschinen versprochen; man fand kaum zwanzigtausend fertig; was man davon noch benöthigt war, wurde unter dem Absingen der Parisienne und Marseillaise verfertigt.

In diesem Augenblicke waren die Laufgräben noch nicht eröffnet worden und die Belagerungsarbeiten bildeten den Inhalt aller Gespräche. Die alten Soldaten erzählten, was sie gesehen und gethan; man unterhielt sich vorzüglich von den Feuerballen, die so groß wie Fässer, in die Citadelle geschleudert werden sollten, eine neue Erfindung, wozu man einen Professor aus der École d'application von Metz habe kommen lassen. Man behauptete, die Wirkungen dieser Geschosse würden furchtbar seyn, und selbst die Kasematten seiner zerstörenden Wirkung nicht widerstehen können. Dabei schlugen alle Herzen voll Hoffnung und Kampfeslust; man fürchtete nichts, als daß die Gefahr unter dem Schlag der Zauberruthe der Protokolle verschwinden werde. In seinem körnigen Witze sagte Einer der Soldaten: „Wenn man sich nicht schlägt, so werde ich statt der Kokarde an meinen Tschako eine Tartine stecken!"

Die Schicksale Mendokaychinah's.

Es ist eine, wiewohl nicht allgemein bekannte Thatsache, daß vor Kapitän Pike's Reise den Missisippi hinauf im Jahre 1800 der ganze Inbegriff des Landgebiets der Vereinigten Staaten, den man jetzt den Nordwesten heißt, unter der Herrschaft von Handelsleuten (Traders) und Agenten stand, welche Unterthanen der britischen Krone waren. Der Reichthum des Landes an Wild war damals noch nicht erschöpft; die englischen Handelsleute hatten mit keinen Mitbewerbern zu kämpfen, und fanden es deßhalb auch gegen ihren eigenen Vortheil, die Eingebornen zu den verderblichen Jagden zu veranlassen, die seitdem ihre Ländereien von Pelzthieren fast ganz entblößt haben. Der einzige Uebelstand, dem sich diese Handelsleute in ihrem gedeihlichen Geschäftsbetriebe ausgesetzt sahen, war — gelegentlich von den Wilden ausgeplündert zu werden; allein hiegegen wußten sie sich dadurch wirksam zu schützen, daß sie stets eine große Anzahl Canadier in ihre Dienste nahmen. Zwanzig bis dreißig dieser kühnen und entschlossenen „Coureurs des bois" wie sie sich nannten, bildeten die gewöhnliche Schutzwache bei einem jeden Handelsposten, und gewährten den Handelsleuten einen ausreichenderen Schirm, als jetzt alle die Militärposten an der Gränze. Beging irgend ein Indianer einen Mord, so wurde er unverweilt festgenommen, und dem nächsten befehlhabenden Offizier zugeschickt, der die Befugniß hatte, Uebelthäter kurzweg zur Untersuchung und Strafe zu ziehen. An Unterhaltsmitteln fehlte es damals in dem Indianerlande so wenig, daß man nur zuzugreifen brauchte; die Canadier bekam man um einen höchst unbedeutenden Lohn; die Handelsleute verkauften ihre Waaren nach den von ihnen festgesetzten Preisen und konnten darum auch leicht Handelsniederlassungen mit Gewinn aufrecht erhalten, die heut zu Tage zu Grunde gehen müßten. Ueber hundert Mann waren z. B. gewöhnlich bei dem Handelsposten an der Mündung des St. Peterflusses stationirt.

Es war nun im Herbste des Jahres 17—, daß ein nach St. Peter bestimmtes, mit Waaren befrachtetes Flußschiff den Missisippi hinauffuhr. Es war das erste dieser Art, das man je in dieser Gegend gesehen hatte; denn bis daher hatten die Handelsleute ihre Waare in birkenen Kanoes von Montreal aus in das Indianerland verführt. Das vorhin erwähnte Flußschiff war übrigens weniger stark bemannt, als sonst der Fall zu seyn pflegte, denn es hatte, außer dem „Bourgeois", nur fünf Mann

an Bord; da indessen die Dahcotahs seit langer Zeit mit den Handelsleuten auf dem besten Fuße gestanden waren, so besorgte die Schiffsmannschaft keine Gefahr.

Eine Stunde etwas oberhalb der Ausmündung des St. Croix-Flusses verengt sich der Mississippi zu einer Breite von kaum 50 bis 55 Ellen, und die Strömung ist hier sehr stark. Die Schiffleute kämpften eben aus Leibeskräften mit ihr, als sie von einer kleinen Schaar Indianer am Ufer angerufen, und in gebieterischem Tone angewiesen wurden, zu landen. Der „Bourgeois," ein junger feuriger Franzose, Namens Brindamour, sprang denn sogleich ans Ufer, und fragte in nicht eben freundlichem Tone, um den Grund dieser Unterbrechung ihrer Fahrt. Einer von den Indianern übernahm das Amt des Wortführers und versetzte, er und seine Gefährten seyen eben von einem Streifzug in das Tschippeway-Land zurückgekehrt, der aber gänzlich fehlgeschlagen sey. Sie hätten nicht nur keine Hirnschalenhäute bekommen, sondern noch zwei ihrer Kameraden verloren. Auf ihrem Heimwege hätten sie in St. Peter vorgesprochen, und um Waaren auf Borg gebeten, um sich ihren Unterhalt für den Winter hindurch verschaffen zu können; seyen aber abgewiesen worden. Nun sey es aber, wie Brindamour wissen müsse, ein unvordenkliches Herkommen im Lande, daß jedes Kanoe, das die Mündung des St. Peterflusses vorüberfahre oder einfahre, den Dahcotahs eine Abgabe zu entrichten habe, und da es ja im Grunde einerlei sey, ob dieser Wasserzoll an dem oder einem andern Orte bezahlt werde, so verlangten sie durchaus, daß das Schiff ausgeladen und gleich hier Geschenke ausgetheilt würden. Ihr Vorrath an Pulver und Kugeln sey gänzlich erschöpft — setzte der Sprecher hinzu — und wenn sie nicht wieder damit versehen würden, so wären sie außer Stande, auch nur *einen* Schuß für den Winter zu thun, was buchstäblich wahr sey. Das Schiff — so schloß er — dürfe nicht weiter fahren, bis seinem Begehren willfahrt worden.

Brindamour erwiderte, er bedauere ihre entblößte Lage, und wolle deßhalb ihre Pulverhörner und Kugeltaschen füllen, was er auch that; nebstdem, daß er sie in Stand setzte, ihre Gewehre noch in seinem Beiseyn zu laden. Zugleich aber erklärte er ihnen, der Zoll sey in St. Peter, und nirgend sonst zu entrichten; nicht so viel als eine Glasperle werde er ihnen geben, und sie würden ihn auf ihre Gefahr anhalten. Damit stieg er wieder in sein Fahrzeug, und hieß seine Leute abstoßen und fortrudern.

Die Indianer schrien ihm zu, er solle halten, und ihr Wortführer drohte, ihn niederzuschießen, wenn er nicht Folge leiste, die Rotte that sogar mehrere Schüsse über das Fahrzeug hinaus und gab dadurch, nach indianischem Brauche zu verstehen, daß ein Weiterfahren gefährlich seyn würde. Brindamour betrachtete diese Zeichen von Feindseligkeit wahrscheinlich als eine bloße prahlerische Scheindrohung, denn er blieb aufrecht im Vordertheil des Schiffes stehen, und ermahnte seine Leute, immer nur tüchtig zuzurudern. Zweimal legte der Wortführer seine Büchse auf ihn an, und wurde eben so oft von seinen Kameraden zurückgehalten, die ihm vorstellten, wie gefährlich es seyn würde, mit Leuten in Streit zu gerathen, die alle alten Männer und Häuptlinge des Volks auf ihrer Seite hätten. Dieser Widerspruch machte indessen den Gesellen nur noch wüthender. „Seht ihr denn nicht," rief er, „daß sie sich rückwärts bewegen (womit er ihre Art zu rudern meinte) wie der Bachkrebs, so wie es ein rechter Mann sein Lebtage noch nicht gesehen hat? Sie müssen a schlechtes Volk seyn." Diese Schlußfolgerung däuchte seinen Kameraden vollkommen bündig; sie ließen ihn nun gewähren; er feuerte, und Brindamour sank todt in das Schiff zurück. Erschrocken über seine eigene Kühnheit floh der Mörder und seine Kameraden folgten seinem Beispiel. Die Schiffleute, die eben so viel Gefahr im Umkehren als im Weiterfahren sahen, setzten ihren Weg nach St. Peter fort, wo sie zwei Tage nachher ankamen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine brasilianische Facenda.

(Aus Walsh Notes on Brasil.)

Die Facenda, oder Plantage, die wir am Fuße eines kegelförmigen Berges liegen sahen, bestand aus einem großen, schön gebauten Wohnhause und mehrern hundert Morgen urbar gemachten Landes, das im vollen Anbaue stand und dem Auge alle Erzeugnisse der brasilianischen Landwirthschaft bot. Zuvörderst erblickte man Wiesen von Capim- oder Guinea-Kraut. Diese Grasart, die mit den Negersklaven aus Angola eingeführt wurde, ist für Brasilien eine wahrhafte Wohlthat geworden. Die Blätter derselben sind zwei Zoll breit und einen Fuß lang, ihr Stängel erhebt sich, wie der des Zuckerrohrs, zu einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß. Man pflanzt es mittelst Senkreis fort, es ist sehr üppig, dauerhaft, und gibt reichliche und mehrfache Heuernten von einem süßen und saftigen Futter; es ist so geil wuchernd und unvertilgbar, daß es der Gegend selbst bei der heißesten Jahreszeit den Anblick einer ständen Grüne gewährt. Neben diesen Wiesen von Capim lagen große Felder mit Maniocpflanzen, die mit ihren breiten, fingerförmig gezackten Blättern und ästigen Stängeln von vier bis fünf Fuß Höhe Gebüschen des Wunderbaums glichen. Das Maniocmehl ist die Hauptnahrung in allen Theilen von Brasilien. Die Wurzel, aus der es bereitet wird, hat Aehnlichkeit mit einer großen Pastinake, von unregelmäßiger Gestalt. Auf der einen Seite des Abhanges stand eine ungeheure Pflanzung von *Cana* oder Zuckerrohr. Wenn auf einem Stücke Land an einem Berge der Wald durch Feuer gelichtet ist, so ist der erste Anbau, den man gewöhnlich versucht, das Zuckerrohr; man sieht dann allenthalben seine grünen Stängel zwischen der schwarzen Asche und den halbverbrannten Stämmen hervortreiben. Die ersten Sechslinge dieser Pflanze gleichen den Aloesträuchen, dann schießt sie zu Rohren von acht bis neun Fuß Höhe auf, und in diesem Zustande gewährt sie einen herrlichen Anblick; an dem Abhange vor uns glich das Zuckerrohrfeld einem Lustwäldchen vom üppigsten Grün. Ihm zunächst stand auf demselben Abhange eine Kaffeepflanzung, deren dunkelgrüne und glänzende Blätter einen scharfen Kontrast mit dem hellen und durchsichtigen Grün des Zuckerrohrs bildeten. Die Kaffeebäume hatten eine Höhe von neun bis zehn Fuß und schienen gleichfalls eine Kunstanlage zu bilden; nur hatten sie nicht das heitere Aussehen wie das Zuckerrohrwäldchen, sondern etwas Düsteres und Schwermüthiges. Die Zweige waren mit dunkelgrünen Beeren behangen, die später eine rothe Farbe annehmen; man sammelt sie im Februar; eine zweite Ernte findet im August statt. Wenn man sie sammelt, sind die Kerne mit einem weißen milchartigen Fleisch umgeben; man breitet sie auf Matten aus, um sie zu trocknen, bis dieses Fleisch eingedorrt ist; dann schafft man sie in die Mühle, wo es von der Bohne weggeschrotet wird. Diese wird sorgfältig gesäubert und in Säcke von Matten gefüllt, von denen jeder fünf Arroben oder hundert und sechzig Pfund enthält. Die so zubereitete Kaffeebohne wird auf Maulthieren nach Rio de Janeiro geführt, und zum Verbrauch oder zur Ausfuhr verkauft. Auch große Felder von Millio oder Mais, mit breiten Beeten von Feijao preto (schwarzen Schminkbohnen) und manchmal mit langen Bananengehägen eingefaßt, dehnten sich zur Seite der Facenda aus. Auf einem großen Brachfelde, mitten in diesem grünenden Amphitheater, sah man achtzig bis hundert Neger, die Weiber mit ihren Kindern auf dem Rücken, in eine Reihe aufgestellt,

und Alle beſchäftigt, mit dem Karſte den Boden für neue Ausſaaten urbar zu machen. Die Neger verrichteten ihre Arbeit mit der Genauigkeit, wie Soldaten ihre Uebungen; indem ſie den Boden in viereckige Stücke, noch einmal ſo groß als Ziegelſteine, zerhieben. Ein bronzefarbiger Aufſeher mit einem Hemde von Baumwollenzeug angethan und einem Strohhut auf dem Kopfe hatte die Leitung der Arbeit über ſich und ſchritt mit einer langen Ruthe in der Hand hin und her, deren er ſich bediente, um anzudeuten, was da oder dort zu geſchehen habe, oder um die trägen Arbeiter damit zu züchtigen. Alles, was ich ſah, gewährte ein vollſtändiges Bild eines Oekonomiegutes der Aequinoctialländer, wo die Natur, die Erzeugniſſe und die Bearbeitung des Bodens für die Europäer etwas ſo höchſt Eigenthümliches haben, daß ich eine Zeit lang mein Pferd anhielt und mit Ueberraſchung die Neuheit dieſer Scene, aber mit nicht geringerem Vergnügen die Fruchtbarkeit dieſes ſchönen Landes anſtaunte, indem ich bei mir überlegte, was aus dieſen herrlichen Gegenden werden könnte, wenn Alles dort auf gleiche Weiſe kultivirt würde.

In der Nähe der eben beſchriebenen Facenda hatte ich auch noch Gelegenheit, die unglaubliche Fruchtbarkeit der braſilianiſchen Natur zu bewundern. Auf einem Grasplatze der Venda gegenüber ſtand ein großer Baum, auf dem ſich animaliſches und vegetabiliſches Leben in der größten Mannichfaltigkeit entwickelte. Der Stamm war im Innern von Millionen Ameiſen, von verſchiedener Farbe und Größe, durchbohrt und ausgehöhlt; ſie bildeten an verſchiedenen Stellen abgeſonderte Kolonien, die ſich alle mit ihrer gewöhnlichen Geſchäftigkeit durch einander bewegten; von den dicken Zweigen oben hingen wie Säcke, Neſter von allen Arten von Weſpen und Hummeln herab, die man insgeſammt unter dem allgemeinen Namen Maribundos zu begreifen pflegt; dieſe Inſekten bedeckten wie Wolken die obern Theile des Baumes, und ſchwirrten unabläſſig um ihre kegelförmigen hängenden Wohnungen. Auf den dünnern Zweigen hatten verſchiedene Vögel, namentlich der große ſchwarze Anu und andere kleinere, wie die Bentivis und Kolibris, welche die Blumen in der Nähe in beſtändigem Kreiſe umſchwirrten, ihre Neſter gebaut. Das vegetabiliſche Leben zeigte ſich hier in nicht minder üppiger Entwicklung; von allen Seiten hingen Schmarotzerpflanzen, die Tillandſien, Stapelien, Epidendrum und eine Menge anderer Gewächſe herab, die man Luſtpflanzen hätte nennen mögen, da ſie bloß in den verdorrten Theilen des Stammes wurzelten und ihre Nahrung aus der Atmoſphäre einſogen, worei ihre ſaftreichen und durchſichtigen Ranken mit prachtvollen Blumen von blendendem Scharlachroth prangten. So war dieſer mark- und ſaftloſe Baum dennoch voll des üppigſten Lebens, und ich zählte fünfzehn Arten verſchiedener Thiere und Pflanzen, die auf ſeinen dürren Aeſten lebten.

Vermiſchte Nachrichten.

Dr. Boyle ſagt in ſeinem intereſſanten Werke über die mediziniſche Topographie der weſtlichen Küſte von Afrika von der Sierra Leone: „Es gibt in der tropiſchen Welt nur wenige Gegenden, die beim erſten Anblick, ſelbſt vielgewanderten Reiſenden, ſchöner erſcheinen, als Sierra Leone. Die üppige Landſchaft, der ſchöne Fluß mit dem großen, bequemen, durchaus ſichern Hafen, die anmuthig ausſehende Stadt und die freundlichen Dörfer, alles Dies iſt ganz geeignet, ungeachtet aller früheren Erfahrungen vom Gegentheile, die günſtigſten Erwartungen rückſichtlich der Geſundheit und des Lebensgenuſſes zu erregen. Nähert man ſich Sierra Leone von Norden her, ſo erregen zuerſt die Gebirge, von denen die Halbinſel den Namen erhielt, die Aufmerkſamkeit. Sie ſind hoch, ununterbrochen vom Gipfel bis zum Fuße mit heiterm Grün bekleidet und bieten mit ihren unzählbaren Spitzen und Abhängen einen unendlich abwechſelnden Anblick. So wie man vom Schiffe aus das Ufer erblickt, werden auch Spuren des Anbaues ſichtbar, die, je näher man kommt, immer zahlreicher und anmuthiger zum Vorſchein kommen. Freetown und die kürzlich angelegten Dörfer in ſeiner Nachbarſchaft ſtellen ſich dem Auge zuerſt als undeutliche Flecken dar, die jedoch, wenn man näher kömmt, nicht wenig dazu beitragen, die Anſicht zu verſchönern und intereſſant zu machen. Wenn das Schiff ſo nahe gekommen iſt, daß man die größern Umriſſe und die charakteriſtiſchen Punkte einer ausgebreiteten Scenerie überſieht, ohne jedoch noch die Einzelnheiten genau unterſcheiden zu können, ſo iſt die Ausſicht herrlich. Linker Hand iſt das Ufer des Bullom zwar niedrig, aber mit üppigen, in den reichſten Farben prangenden Geſträuchen bedeckt, aus denen hie und da ein Palm- und Pullom-Baum ſich über die benachbarten Mangelsbäume erhebt. Bei dieſem Anblicke ſcheint ſich die Sage von einem Feenlande zu verwirklichen; allein nur zu bald wird man von der Thorheit ſolcher Träume überzeugt. Ebenfalls zur linken Hand überſieht man auch den Mittelgrund, der die Ausſicht noch abwechſelnder macht. Gerade gegenüber hat man den großen Fluß vor ſich, der ſich weiter ausbreitet, als das Auge reicht, dann die Nordſeite der Halbinſel mit ihren hohen Gebirgen, nebſt der Stadt Freetown, die am Rande des Geſtades liegt und über der ſich die Baracken der Garniſon und ein ſchönes Fort erheben, von dem aus der Blick eine Küſte verfolgt, die von der Stadt bis zu ihrem Kap, das kühn in die See vorſpringt, kleine, bequeme Buchten bildet; zur Rechten breitet ſich der atlantiſche Ozean aus. Daß eine ſo ausgeſtattete Scenerie einen großartigen, impoſanten Anblick bieten müſſe, kann man leicht denken, und jene, welche mit den Eigenheiten eines tropiſchen Klima's und dem verführeriſchen Eindrucke, den es auf den Fremdling macht, nicht vertraut ſind, können ſich von der Zaubergewalt, die es hier auf das Gemüth übt, keinen Begriff machen. Die Heimath iſt für den Augenblick vergeſſen, und erinnert man ſich ihrer, ſo iſt dieſe Erinnerung mit dem Wunſch verbunden, ſie möchte in einem ſolchen Paradieſe liegen. Hiebei wird jedoch vorausgeſetzt, daß man an einem ſchönen hellen Tage, wo die Atmoſphäre rein und frei von der Malaria iſt und der Fluß in ſeinem natürlichen Bett nicht angeſchwollen und ungeſtüm dahin ſtrömt, bei der Niederlaſſung anlangt. Kömmt man indeß zufällig zu einer andern Zeit an, wo die Atmoſphäre dicht, drückend und mit giftigen Dünſten erfüllt, wo die Oberfläche des Bodens von Regen überſchwemmt, der Fluß ausgetreten und ſeiner ſchönen Umriſſe beraubt iſt, dann bietet Sierra Leone einen ganz andern Anblick; dann gewahrt man nichts, was ein günſtiges Vorurtheil für ſie zu erregen vermöchte, dann iſt es eine Gegend der Furcht und des Schreckens. Das Weſentliche der Scenerie bleibt zwar unverändert; denn die beiden ſo ſehr verſchiedenen Jahreszeiten, die hier herrſchen, ſind eine Eigenheit des Klima's, an die die Koloniſten ſich gewöhnen müſſen, aber der Anblick bietet einen melancholiſchen und abſchreckenden Kontraſt.

*

Die franzöſiſche Marine beſtand am 1 Januar 1832 aus 34 Linienſchiffen, 39 Fregatten, 14 Kriegskorvetten, 9 Aviſokorvetten, 18 Briggs, Aviſobriggs und Goeletten von 10 bis 12 Feuerſchlünden, 8 Bombarden, 6 Kanonierbriggs mit acht Feuerſchlünden, 18 Goeletten, Kutters u. ſ. w. von 5 bis 8 Feuerſchlünden; 41 Fahrzeugen mit 4 Kanonen und darunter, 12 Dampfſchiffen, 16 Korvetten, jede von 800 Tonnen, 28 Gabarren, 4 Transportſchiffen, 2 Jachten; im Ganzen aus 279 Schiffen. Auf der Werfte befanden ſich und ſollten bis zum 31 Dezember 1832 fertig ſeyn: 21 Kriegsſchiffe, 27 Fregatten, 5 Kriegskorvetten, 1 Aviſokorvette, 1 Brigg zu 12 Feuerſchlünden, eine Kanonierbrigg zu 8 Kanonen, 5 Dampfſchiffe, 5 Gabarren, im Ganzen 66; ſo daß ſich alſo gegenwärtig die Zahl aller Schiffe auf 345 belaufen kann. Das zur Flotte und dem Schiffbau gehörige Perſonal belief ſich auf 42,815 Mann, 8000 Ruderknechte auf den Galeeren ungerechnet. Die Centralverwaltung zählt 172; ſonſtige Beamten 6564, Bemannung der Linienſchiffe 6144, Truppen 3601, Beamte, die mit Beaufſichtigung der Galeerenſträflinge beauftragt ſind, 949, Matroſen auf den bewaffneten Schiffen 15,585, Werftenarbeiter 11,800. (Journal de la Société française de Statistique universelle.)

*

Das „Journal der franzöſiſchen Geſellſchaft für allgemeine Statiſtik" theilt über die Zunahme der Bevölkerung Frankreichs folgende Angaben mit:

1754.	Nach Mirabeau d. Aeltern	18,000,107.
1772.	Nach Buffon	21,672,777.
1772.	Nach Abbé d'Expilly	22,014,557.
1785.	Nach Necker	24,676,000.
1787.	Amtliche Zählung	24,800,000.
1791.	Unter der konſtituirenden Verſammlung	26,563,074.
1798.	Nach Prony	26,048,254.
1799.	Nach Depère	28,810,694.
1815.	Nach dem Friedensſchluſſe	29,236,000.
1820		30,451,000.
1827.	Amtliche Zählung	31,851,515.
1832.	Amtliche Zählung	32,560,934.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 18. 18 Januar 1833.

Engländer und Chinesen in Canton.

(Fortsetzung.)

Der Charakter der Chinesen zeigt sich bei seinem entschiedenen Sinn für das Materielle, bei seinem kindischen Geschmack für bunten Staat und eitles Schaugepränge, bei seiner ängstlichen Umständlichkeit, mit der er an weitschweifigen Förmlichkeiten hängt, nie in edleren und größeren Zügen, als im Familienleben, und in der Liebe zu seinen Angehörigen. Es gibt in China keine Volksthümlichkeit, keine Bürgertugenden; die Unabhängigkeit des Bürgers, die Liebe zur Freiheit, die religiöse Erhebung, die Uneigennützigkeit der Vaterlandsliebe finden sich durch ein einziges Gefühl ersetzt, durch das Gefühl der Familienliebe; in keinem andern Lande sind die Bande des häuslichen Lebens so fest und innig geschlungen. Der häusliche Herd ist auf gleiche Weise der Altar der Frömmigkeit, der Zufluchtsort des Unglücklichen, der Mittelpunkt aller Neigungen und Vergnügungen. Das Vorhaben des jungen Landmannes hatte in den Augen eines Chinesen nichts Außerordentliches; und was wir als eine heldenmüthige Handlung zu bewundern geneigt seyn möchten, galt dort als die einfache Erfüllung einer gewöhnlichen Pflicht. Man kam überein, daß Hao-pi am nächsten Tage sich mit den bereits eingesammelten Theeblättern auf den zunächst gelegenen Marktort begeben, und von dort nach Canton zu kommen suchen sollte, wenn er anders als Träger angenommen, und unter den vielen menschlichen Wesen dazu gewählt würde, die für geringen Lohn sich als Lastthiere verdingen und sich noch glücklich schätzen, wenn sie so ihren Unterhalt erwerben können.

Als unser junger Landmann zu Tschou-hou anlangte, erwies man ihm alle erdenkliche Aufmerksamkeit. Es gibt kein höflicheres Geschöpf in der Welt, als einen Chinesen, wenn er sich von Jemand einen Vortheil verspricht. Diejenigen, die den Thee, wenn er noch grün ist, von den einzelnen Landleuten auf ihren Tennen aufschütten lassen, um ihn hier zu dörren, drängten sich um Hao-pi, den Sohn eines ihrer besten Kundleute; der Eine ging neben ihm mit einem Sonnenschirme her, den er so hielt, daß der Schatten auf Hao-pi's Kopf fiel; ein Anderer trug ihm mit der größten Höflichkeit einen Stuhl nach, um ihn darauf ausruhen zu lassen; ein Dritter reichte ihm eine mit Wasser gefüllte Kanne und bat ihn sich zu erlaben; kurz Alle wetteiferten in ihrer eigennützigen Artigkeit miteinander, wobei ein Jeder hervorzuheben suchte, wie trefflich gelegen sein Magazin sey, und mit welcher besondern Sorgfalt man dort die köstlichen Ernten der benachbarten Theepflanzungen aufbewahre und zum Trocknen ausgebreitet halte. Hao-pi vergalt ihre Artigkeit mit Artigkeit, grüßte zur Rechten und zur Linken mit so viel Anstand, als es ihm die Last erlaubte unter der er gebeugt einherging; er dankte ihnen mit wohlgestellten Worten, und schritt dabei geradeswegs auf die Wohnung des Go-wo, eines alten Freundes von seinem Vater zu, dessen luftige Tenne und wohlgelegenes Haus in der ganzen Umgegend in großem Rufe stand. Go-wo hatte vier sehr hübsche Töchter, und jede durfte auf eine gute Aussteuer zählen; übrigens betrachtete er Hao-pi als einen seiner künftigen Schwiegersöhne, dessen Besuch ihn ungemein erfreute, und dem sogleich seine Ladung abgenommen, und am geeigneten Orte untergebracht wurde. Beide begrüßten sich fast mit Herzlichkeit, und überschritten dabei die gewöhnlichen Schranken der chinesischen Etikette: sie warfen sich auf die Kniee, ihre Stirnen berührten sich, mit ausnehmender Zärtlichkeit faßten sie einander bei den Nasenspitzen, und alle Umstehenden fanden in diesem Anblick die volle Bekräftigung der Worte des Dichters, der die Augen zweier Freunde mit den weißen Knospen des Pekothees vergleicht, und den Hauch ihres Mundes mit dem würzigen Dufte des Bohe.

Sofort machte man sich daran, den Thee auf der Darre auszubreiten: hier sah man den alten Go-wo, den jüngern Bruder der Lou-kinz, die vier Töchter des Hausvaters, eine Gruppe Kinder und zwei oder drei betagte Frauen, die das ganze Verfahren leiteten. Man konnte nichts Eigenthümlicheres sehen als diese Scene, von der uns chinesische Windschirme und Porzellanmalereien etwa einen Begriff geben können; alle Personen, die dieses bewegliche Gemälde bildeten, waren sich alle so außerordentlich ähnlich, daß man ohne den Unterschied, den das Alter zwischen ihnen hervorbrachte, leicht Eine mit der andern verwechseln konnte. Alle waren wie aus einer Pfanne gegossen und Abdrücke eines und desselben Models: alle trugen die gleichen Haarbüschel auf dem Wirbel des Kopfes, alle dieselben weitärmeligen Tuniken; Alle hatten dieselben kugelförmigen Füße, alle beobachteten dieselbe Ernsthaftigkeit, dieselben Verbeugungen, die-

ſelbe Unbeweglichkeit des Geſichtes, die drei und einen halben Fuß hohen Kinder, wie ihre Eltern, die ungefähr fünf Fuß weniger einige Zoll maßen. Die Einen wie die Andern ſchüttelten, rollten und breiteten die Blätter mit gleich geſchickter, ſicherer und geübter Hand aus, und plauderten mit derſelben Geläufigkeit der Zunge. Muhmen, Mütter und Großmütter ſprachen vom Mond, vom Kaiſer und der Reißernte; Enkel vom Abendbrod und dem neuen Spielzeug, das man ihnen verſprochen hatte; ohne ungerecht zu ſeyn, konnte man weder den Einen noch den Andern den Preis der Schwatzhaftigkeit und Geſchicklichkeit zuerkennen.

Endlich kam die Stunde der Abreiſe; Hao-pi brachte ſeinen Thee vortheilhaft an Mann, und Go-wo und ſeine Töchter, die insgeſammt große Theilnahme für den jungen Hausfreund bezeigten, verſchafften ihm ohne Schwierigkeit einen Dienſt, wie er ihn zu erhalten wünſchte. Der Ballen, den unſer Reiſender tragen ſollte, wurde mit der beſondern Marke der Provinz bezeichnet, aus welcher der ſo verpackte Thee kam, dann mit der Chiffer, die andeutete, daß der Thee ins Ausland beſtimmt ſey und endlich auch noch mit Leu-tſe-pi's beſonderm Merkzeichen. Der Abſchied der Freunde war voll Zärtlichkeit; Hao-pi hatte dem alten Go-wo erklärt, daß eine von ſeinen Töchtern, deren Augen von einem ſanftern Feuer glänzten als der Morgenſtern, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe, den keine Entfernung verlöſchen würde, oder um der europäiſchen Kritik eine Probe chineſiſcher Redensarten und durch geheiligte Vorſchriften feſtgeſetzter Metaphern zu geben, deren ſich unſer junger Landmann in dieſem Falle bediente: „Der alte Mann im Monde habe die Herzen Hao-pi's und der ſchönen Mi-liang mit einer ſilbernen Kette zuſammengefeſſelt, und er werde dieſe Kette tragen bis über die Berge hinaus, und nichts werde ſie zu zerbrechen vermögen."

Der Sohn Leu-tſe-pi's befand ſich alſo endlich auf dem Wege. Auf rauhen Felſenpfaden, die jedoch ſo volkreich waren, wie die Straßen einer großen Stadt, und bedeckt mit armen Menſchen, die baarfuß und mit bloßem Haupte, auf ihren Köpfen Körbe, mit Erde gefüllt, trugen, in der Hoffnung, irgendwo noch einen vergeſſenen Felſen zu finden, den ſie anbauen und fruchtbar machen könnten, näherte ſich der junge Menſch Canton. Mit Schrecken und Kummer ſah er, wie ſich die Einwohner dieſer rauhen Gegenden um ihren kümmerlichen Unterhalt abmühten, und wie ſie die gröbſten und oft ekelhafteſten Speiſen nicht verſchmähten; indem die Einen das zähe Fleiſch vor Alter gefallener Thiere genießbar zu kochen ſuchten, die Andern Bergdiſtel und Schilf aus Sümpfen in Waſſer ſotten, und noch Andere gierig allerlei garſtiges Gewürm verſchlangen, das ſie zu erhaſchen ſo glücklich waren. Dieſer Anblick erfüllte die Seele des jungen Menſchen mit den traurigſten Betrachtungen: er fragte ſich, wie es komme, daß alle dieſe ausgeſtoßenen Söhne des erhabenen Kaiſers weder Arbeit, noch Eigenthum, noch Nahrung erhielten. „Die Barbaren," ſagte er zu ſich, „führen eine Menge von unſerm Thee aus; wenn ſie aber noch mehr davon abholten, ſo würden ſie an uns dafür die Erzeugniſſe ihrer wilden Länder austauſchen, und wir gezwungen ſeyn, unſere Theepflanzungen zu vermehren, ſo daß alle dieſe Unglücklichen Arbeit und Verdienſt finden würden. O erhabener Vater der Einwohner dieſes himmliſchen Reiches, wenn Du mit eigenen Augen dieſes Elend gewahrteſt, Du würdeſt ſicherlich den Männern aus den fremden Ländern nicht verweigern, ſo viel Thee zu kaufen als ſie wollen; die Mütter würden dann nicht mehr fürchten, der Welt Kinder zu ſchenken, die dem Elend zur Beute werden; die Barbaren, die den Thee ſo ſehr lieben, würden die Sorge über ſich nehmen ſie zu ernähren; fröhliche Geſänge würden ſich vernehmen laſſen, wo man jetzt nichts als das Geſchrei des Hungers hört, und die Pfade der Gebirge würden nicht mehr mit Leichen und halbverhungerten Gerippen bedeckt ſeyn!"

(Fortſetzung folgt.)

Die Schickſale Mendokaychinah's.

(Fortſetzung.)

Nun traf es ſich, daß Wawtopah Mindotay, *) der Häuptling der Horde, zu welcher der Mörder gehörte, damals mit einer großen Zahl ſeines Volks in der Nähe des Markthauſes gelagert war. Er war den Weißen immer freundlich geſinnt geweſen, und erkannte recht wohl, welche Mittel ſeinem Stamme zu ſchaden, ihnen zu Gebote ſtanden. Das Vorgefallene that ihm daher äußerſt leid. Armatinger, der Angeſehenſte von den Handelsleuten ſah, daß es, wenn dieſe Unbild ungeahndet bliebe, um den Einfluß der Engländer im Lande geſchehen ſeyn würde, und erklärte deßhalb dem Häuptling, daß aller Verkehr mit ihm und ſeiner Horde auf ſo lange abgebrochen werden würde, bis der Mörder an den Kapitän Warburten, der den Poſten auf der Prairie du Chien unten befehligte, zur Unterſuchung und Beſtrafung ausgeliefert ſeyn werde. Wawtopah Mindotay machte heftige Gegenvorſtellungen gegen dieſen Spruch. Keiner von ſeinem Volke, ſagte er, würde ſeine Jagden halten oder auch nur den Winter hindurch leben können, wenn ſie nicht, wie gewöhnlich, mit den nöthigen Bedürfniſſen verſehen würden. Er ſagte, der Mörder verdiene allerdings den Tod, allein die Unſchuldigen für ſeine Verbrechen büßen zu laſſen, würde ja ungerecht ſeyn. Wenn der Handelsmann von dem gefaßten Beſchluſſe abgehen wolle, ſo mache er ſich feierlich anheiſchig, den Mörder zur Haft zu bringen, und ihn entweder mit eigener Hand zu tödten oder ihn, an Wen immer Armatinger es verlange, auszuliefern. Schlage ihm Dieß fehl, ſo wolle er für den Schuldigen büßen, und hielte er ſein Wort nicht, ſich ein altes Weib **) ſchelten laſſen. Dieſes Verſprechen däuchte Armatingern, der ein unbedingtes Zutrauen auf den Häuptling ſetzte, und nebſtdem höchſt ungern die Erträgniſſe der Winterjagden verloren haben würde, ganz befriedigend. So wurden denn der Häuptling und ſeine Leute, wie gewöhnlich mit ihrem Bedarf verſehen.

Es dauerte nicht lange Zeit, ſo war der Schuldige in Wawtopah Mindotay's Händen. Das rauhe Volk, über das der Häuptling eine patriarchaliſche Gewalt ausübte, fand den Fall gar hart, ließ es ſich aber doch, in Betracht, daß eine Unter-

*) Die Mündung des Fluſſes.

**) Squaw — das indianiſche Wort für „Weib."

brechung des Handelsverkehrs ein ernstliches Uebel seyn würde, gefallen, daß sein Anführer sein Wort halte. Ein Opfer für das gemeine Beste — das sahen Mindotay's Stammgenossen — mußte durchaus gebracht werden und in diesem Falle konnten sie — wie sie meinten — Denjenigen, der all' dieses Unheil angerichtet hatte, doch eher missen, als ihren Häuptling: so ließen sie denn diesen, ohne Einwendung oder Widerstand, mit seinem Gefangenen, in Begleitung von zehn seiner besten Leute, nach St. Peter aufbrechen.

„Hier," sprach Wawtopah Mindotay zu Armatinger, „bringe ich Dir einen Hund. Nimm ihn, erschieß ihn und lass' uns nichts weiter von der Sache hören. Verscharre ihn, und lass' es gut seyn. Ich habe mein Wort gehalten, und dünke mich jetzt wieder so gut ein Mann als zuvor, ehe mich der Narr da ins Gedränge brachte."

Armatinger erklärte, es sey Alles daran gelegen, daß der Verbrecher mit dem Tode bestraft werde, und erinnerte den Häuptling an sein Versprechen, jenen, an Wen immer es sey, ausliefern zu wollen. Er forderte ihn deßhalb auf, den Gefangenen bis nach der Prairie du Chien zu bringen. Hiegegen hatte Wawtopah Mindotay kräftige Einwendungen: er könnte nämlich nicht wohl seine Horde verlassen, und hätte zudem mehrere Weiber und Kinder, deren täglicher Lebensunterhalt von seinen persönlichen Anstrengungen abhing (denn ein indianischer Häuptling muß — wohlgemerkt! — sich umthun, wenn er zu essen haben will, wie jeder Einzelner, die Ehre ist Alles, was er von seiner Würde hat) Wawtopah Mindotay konnte sich indessen nicht weigern, den Verbrecher nach der Prairie du Chien zu schicken, und ein junger Krieger, Namens Mendokaychinah, *) bekam demzufolge den Befehl, ihn unter seiner Obhut, mit einem Schutzgeleit von zehn Mann, dorthin zu bringen. Mendokaychinah hatte trotz dem, daß er erst fünfundzwanzig Jahre zählte, sich bereits einen hohen Ruf als einer der Tapfersten unter den Tapfern errungen. Man sagte von ihm, er brauche nur den Finger in die Höhe zu recken, um jeder Zeit dreihundert Mann zu einem Kriegszug aufzubringen. In Wawtopah Mindotay's Liebe und Vertrauen stand er sehr hoch und war, wenn er gleich im Frieden keine Gewalt besaß, der Kriegshäuptling seines Dorfes.

Mendokaychinah machte sich auf dem Eise — denn der Mississippi war jetzt gefroren — nach der Prairie du Chien auf den Weg. Nachts zwang er den Gefangenen, sich auf den Rücken niederzulegen, bog mehrere Bäumchen über seinen Körper und seine Gliedmaßen herüber; streckte sich selbst auf die Enden derselben hin, und machte es dadurch dem Verbrecher beinahe unmöglich, sich auch nur zu rühren, ohne ihn aufzuwecken. Es ist Dieß freilich eine ziemlich grausame Art, einen Gefangenen in sicherem Gewahrsam zu halten, allein die Indianer wissen nichts von unsern Handschellen oder Knöchelringen. Drei Nächte nach einander hatte der junge Indianer seinen Gefangenen auf diese Art sicher untergebracht als er, am dritten Morgen, beim Erwachen fand, daß die Bäumchen auseinander und der Mörder auf und davon war. Ob der Verurtheilte sich selbst so herauszuhelfen gewußt, oder ob es einen der Wächter erbarmt hatte, daß eine Rothhaut eines so unbedeutenden dummen Streichs, wie der Tödtung eines Bleichgesichts wegen, sterben sollte, und dieser seine Entweichung beförderte — das wurde nie ausgemittelt. Entwischt war er nun aber einmal . . . Mendokaychinah zeigte weder Zorn noch Bestürzung. Gelassen zündete er seine Pfeife an, und befahl seinen Begleitern, unverzüglich dem Flüchtling nachzusetzen, dessen Fußtritte man noch im Schnee wahrnehmen konnte. Er selbst blieb ruhig bei ihrem Lagerfeuer.

(Fortsetzung folgt)

*) Der kommende Sommer.

Der südamerikanische Schaguar.

(Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Die Naturforscher sind noch nicht völlig einverstanden über die Zahl der Fellsarten, die in Südamerika zu Hause sind, und besonders groß ist die Verwirrung in den Namen, die man dieser Gattung von Säugethieren beigelegt hat. Einige nehmen fünfzehn, Andere zehn, Andere nur acht Arten, und Buffon, weit entfernt, hierüber Licht zu verbreiten, trug vielmehr dazu bei, durch das Ansehn seines Namens einer Menge von Irrthümern Eingang und Gültigkeit zu verschaffen. Dieß gilt vorzüglich von den übertriebenen Farben, mit denen er den Charakter und die Lebensweise dieser Thiere schilderte, indem er ihnen eine unersättliche Mordlust beilegte, die jedes lebendige Wesen, das ihr in den Weg kommt, aus reinem Blutdurste hinwürge.

Es kann daher nicht fehlen, daß der Europäer, der zum erstenmal in die amerikanischen Urwälder von Guyana oder Brasilien eingedrungen ist, und aus seiner Naturgeschichte noch den Kopf voll hat von den furchtbaren Beschreibungen der grimmigen Thiere, die in diesen Wildnissen umirriren, mit unwillkürlichem Schauder nach den vielstimmigen oder einzelnen Tönen horcht, die aus der Ferne oder Nähe sich vernehmen lassen, und die Grabesstille der unermeßlichen Forste unterbrechen. In der That haben diese Stimmen etwas ganz Eigenthümliches, und fast immer steht ihre Stärke im umgekehrten Verhältnisse mit der Größe der Thiere, welche Laut geben. Unter den größten südamerikanischen Thieren ist der Tapir, der nur ein Pfeifen vernehmen läßt; der Kayman bellt bei der Neige des Tages in den Savannen wie ein junger Hund; das Pekari (oder Bisamschwein) grunzt wie das zahme Schwein; die Rehböcke stoßen nur ein leises Stöhnen aus, das sich auf geringe Entfernung vernehmen läßt; andere Thiere hingegen, die bei weitem kleiner und ganz unschädlich sind, haben furchtbare Stimmen, die den Europäer, der noch nicht mit ihnen vertraut ist, mit Schrecken erfüllen. Die Brüllaffen erfüllen die Wälder bei Auf- und Untergang der Sonne mit gräßlichem Gebrülle; gewisse Vögel lassen ganze Tage lang einen klagenden Laut erschallen, und andere erheben in den Sümpfen ein lautes durchdringendes Geschrei. Nur durch eine lange Erfahrung lernt man unter diesen verschiedenen Stimmen das scharfe Gepfeife unterscheiden, das einem heftigen Athemzuge aus der Brust gleicht und dem Schaguar und Kuguar eigen ist — die beiden einzigen südamerikanischen Katzenarten, die dem Menschen gefährlich sind. Dieses Geschrei, das übrigens gar nichts Furchtbares hat, läßt sich nur Morgens und Abends im Zwielichte vernehmen, wenn diese Thiere von ihren nächtlichen Streifzügen sich zur Ruhe begeben, oder im Begriffe stehen, von Neuem auf Raub auszugehen. Das Geschrei, welches der Schaguar ausstößt, wenn er sich auf seine Beute stürzt, oder wenn er sie bloß umkreist, um den günstigen Augenblick zum Angriffe zu erlauern, ist jedoch verschieden. Letzteres hörte ich zum ersten Mal am Ufer des Pichidango, eines kleinen Flusses der Provinz Montevideo, der sich in den La Plata ergießt. Als ich eines Abends in Gesellschaft von mehrern Personen am Saume des Waldes, der die Ufer dieses Flusses begränzt, mein Nachtlager aufschlug, und wir eben unsere Mahlzeit am Feuer zu uns nehmen wollten, stürzten plötzlich unsere Pferde, die in einiger Entfernung losgelassen weideten, mit allen Zeichen des größten Schreckens auf uns zu, und gleich darauf hörten wir das Geschrei eines Schaguars,

der ungefähr zwanzig Schritte von uns umherkreiste. Sein Laut glich einer Art unterirdischem Röcheln, das mit einem hellen Schrei endigte, der weithin aus der Ferne widerhallte. Wir richteten einige Flintenschüsse auf ihn, um ihn zu verscheuchen, und bald darauf hörten wir, wie er knurrend sich entfernte. Mehrmals hörte ich seitdem dieses Geschrei wieder und nie ohne Schrecken. Man behauptet, daß der Schaguar belle, wenn er des Nachts Jagd auf andere Thiere mache; allein ich hörte nie Etwas dergleichen und halte es für sehr zweifelhaft.

Der Schaguar ist nirgends so häufig als in Montevideo, Buenos-Ayres und längs dem Parana bis an den Paraguay, diesen mit eingeschlossen. D'Azara berichtet, daß man im verflossenen Jahrhundert, nach Vertreibung der Jesuiten, jährlich zweitausend dieser Raubthiere erlegte; im Jahre 1800 war diese Zahl auf tausend gesunken, und gegenwärtig bringt man jährlich ungefähr vierhundert Felle auf den Markt von Buenos-Ayres zum Verkauf. Die officiellen Angaben der Ausfuhr von 1831 zählen nur 53; allein es ist zu bemerken, daß diese Thierfelle meist Stück für Stück und unverzollt außer Landes gehen, da sie mehr von einzelnen Liebhabern gekauft, denn als Handelswaare ausgeführt werden. Bei der großen Ueberschwemmung des Parana im Jahre 1825, wo alle Inseln und Ufer dieses Flusses bis zu einer ungewöhnlichen Höhe unter Wasser gesetzt wurden, kam eine beträchtliche Anzahl Schaguars in den Wellen um, andere, die sich schwimmend von Entre-Rios auf das entgegengesetzte Ufer von Buenos-Ayres gerettet hatten, wurden von den Einwohnern getödtet. Viele dieser Thiere kletterten auf Bäume und hielten dort ohne alle Nahrung aus, bis die Gewässer des Flusses sich verlaufen hatten. Fahrzeuge, die um diese Zeit den Parana hinaufführen, gewahrten fast jeden Augenblick Schaguars, die auf Baumzweigen kauerten und außerordentlich abgemagert schienen. Ungeachtet der Verheerung, die durch die Ueberschwemmung unter diesen Raubthieren angerichtet wurde, hat sich in ihrer Anzahl doch keine bedeutende Verminderung ergeben; in den sumpfigen Waldungen des Entre-Rios, zwischen dem Parana und dem Uruguay, hausen sie nach wie vor in großer Menge. Die Montaraz*), die diese Gegenden bewohnen, sind unaufhörlich den Angriffen dieser Thiere ausgesetzt; allein die Gewohnheit macht mit der Gefahr so vertraut, daß die Leute kaum mehr die Nähe ihres furchtbaren Feindes beachten. Man erzählt sich von ihnen Züge der unerhörtesten Kühnheit, und ich will hier nur eines einzigen erwähnen, da ich den Mann selbst kannte, der dieses Abenteuer bestand, und übrigens die Wahrheit des Vorfalls durch seinen athletischen Körperbau und seine ungewöhnliche Stärke verbürgte. Dieser Montaraz war eines Tags, entfernt von seinen Kameraden, tiefer als gewöhnlich in den Wald eingedrungen, als er plötzlich auf einen Schaguar stieß, der nach Katzenart am Fuße eines Baumes ausgestreckt lag. In einem solchen Falle heißt fliehen oder ein Geschrei ausstoßen, sich einem unvermeidlichen Tode preisgeben; der Montaraz blieb unbeweglich stehen, die Augen fest auf das Thier geheftet, das seinen Schweif in sanften Schwingungen zu bewegen anfing und langsam sich erhebend auf ihn zukam. Wahrscheinlich war der Schaguar nicht sehr vom Hunger gepeinigt, und wollte mit seiner Beute erst spielen, bevor er sie tödtete, denn er richtete sich auf seinen Hinterpfoten halb auf, um mit den vordern Tatzen nach dem Manne zu hauen, der indeß alle Bewegungen seines Feindes scharf beobachtete und ihn plötzlich bei den Pfoten ergriff und ihn auf Armeslänge sich vom Leibe hielt. Der Schaguar bestürzt und wüthend darüber, suchte nun seinen Gegner mit den Hinterpfoten zu erreichen; allein so oft er einen Sprung machte, um auf den Holzhauer einzudringen, schleuderte ihn dieser mit aller Gewalt wieder auf den Boden. Dieser ungleiche Kampf dauerte fast eine ganze Viertelstunde, bis endlich der Montaraz seine Kräfte erschöpft fühlte und den Schaguar fahren ließ, indem er ihn einige Schritte weit von sich wegschleuderte. Da er aber nachher bemerkte, daß ihm während des Kampfes sein Hut entfallen war, so holte er ihn mit der den Leuten dieser Gegenden eigenthümlichen Kaltblütigkeit fast dicht vor den Tatzen des Thieres weg, das ihn gewähren ließ, worauf er sich unangefochten entfernte. Dieser Vorfall, so unglaublich er scheinen mag, ist doch nicht der einzige dieser Art, und läßt sich sowohl durch die außerordentliche Leibesstärke des Mannes, von dem hier die Rede war, so wie durch die außerordentliche Biegsamkeit der Wirbelsäule des Schaguars erklären, dessen ganze Muskelkraft in Kopf, Nacken und Vordertatzen zusammengedrängt ist; sind diese Theile einmal schadlos gemacht, wie in dem erwähnten Falle, so bleibt dem Thiere kaum mehr Stärke, als ein kräftig gebauter Mensch besitzt.

Die Schiffer, welche den Parana hinaufzufahren und des Nachts anzulegen pflegen, indem sie ihre Fahrzeuge mit Tauen an den Bäumen des Ufers befestigen, müssen vor den Schaguars auf ihrer Hut seyn, schon mehr als Ein Beispiel hat, daß Schaguars in der Nacht an Bord kamen, um einen Menschen zu holen. Auch die Dörfer am Ufer dieses Flusses sind häufig den Angriffen dieser Raubthiere ausgesetzt, die oft ganz in der Nähe der Wohnungen erlegt werden. Im Jahre 1825 schlich sich ein Schaguar des Nachts in die Kirche des Franciskanerklosters zu Santa Fe, wo er zufällig die Thüre offen fand und bis in die Sakristei gelangte. Bei Tagesanbruch trat ein Mönch in dieselbe, um Messe zu lesen, und wurde augenblicklich zerrissen; ein Zweiter hatte dasselbe Schicksal; ein Dritter, der das Thier bemerkte, fand noch eben Zeit genug, die Thüre zu schließen, und machte Lärm. Da die Sakristei keine Fenster hatte, so mußte man in der Decke eine Oeffnung machen, um den Schaguar erlegen zu können. Einer der Leute, die das mörderische Thier niederschießen sollten, setzte sich rittlings auf einen Balken, der in einer Höhe von zwanzig Fuß durch die Decke der Sakristei gezogen war, und schlug auf den Schaguar an. Dieser aber, der es bemerkte, machte einen furchtbaren Sprung und erreichte wirklich die Beine des Jägers, der jedoch Kaltblütigkeit genug behielt, dem Thiere die Mündung seines Gewehres auf den Kopf zu setzen und es augenblicklich zu tödten.

(Schluß folgt.)

*) So nennt man die Holzhauer, die das für die Konsumtion von Buenos-Ayres nöthige Holz liefern. Das Wort kommt von monte, Holz.

Vermischte Nachrichten.

Zum Ackerbau bedient man sich in Marokko eines Pfluges, der ohne Zweifel das erste von den Menschen erfundene Urbild dieser Art ist; er gleicht etwas dem in Italien gebräuchlichen, mehr aber demjenigen, dessen man sich auf den Alpen an der Gränze Frankreichs bedient und der dort Raira genannt wird. Die Mauren nennen ihn Moharats, ein hebräisches Wort, das die Erde umbrechen bedeutet; die Amazirghen Ma'aun, arabisches Wort, das „beste Hülfe" ausdrückt. Gewöhnlich hat er nur 9 bis 10 Fuß Länge, und ist so leicht, daß ein Mann ihn zu gleicher Zeit halten und leiten, und ein Esel den Bauer mit seinem Pfluge und andern Ackerwerkzeugen mehrere Meilen weit von seiner Hütte ohne besondere Mühe tragen kann. Diesem Pfluge werden selten zwei Ochsen, noch seltener zwei Pferde, aber häufig ein Ochse und ein Esel oder eine junge Kuh und ein Pferd, am häufigsten aber eine junge Kuh und ein Esel vorgespannt. In den südlichen Provinzen braucht man auch Kamele. Um die Thiere zu lenken, bedient sich der Pflanzer dünner Seile, die von den Köpfen der Thiere zu seiner Hand gehen. Ueberdieß trägt er einen dicken Stock, lang genug, um vermöge einer daran befestigten lanzenförmigen Spitze die Thiere anzutreiben. Was man aber im gebildeten Europa nur mit Mühe glauben wird, ohne daß es darum weniger wahr und beklagenswerth sey, ist, daß zur ewigen Schande der Menschheit in den armen Kantonen des Mogh'rib (und wir haben es selbst in der Nachbarschaft von Tanger, und namentlich an dem Orte Bahh'rein voll Leidwesen mit angeschaut) häufig eine Frau in der Blüthe der Jahre und Kraft gesehen wird, die mit einem Esel oder Maulthier zusammengejocht, fast nackt und in Schweiß gebadet, gekrümmt den Pflug zieht. Und als reiche das nicht hin, ließ der entmenschte Landbauer auch dieses elende Geschöpf die Wirkung desselben Sporns fühlen, womit er ihren thierischen Arbeitsgefährten antrieb. (Graberg von Hemsö in seiner noch ungedruckten Beschreibung des Mogh'rib.)

Am 28 September v. J. wurde zu Buenos-Ayres der Todestag Bolivars begangen. Am Abende zuvor wurden in der dortigen Kathedrale Vigilien gehalten, wobei sich in der Mitte der ganz schwarz behangenen Kirche ein Katafalk mit verschiedenen allegorischen Figuren und folgenden Inschriften erhob: „Seine Waffen errangen Süd-Amerika's Unabhängigkeit" — „Er war der Befreier der Republik Columbia" — „Er gab der bolivischen Republik das Daseyn und den Namen." Der Trauergottesdienst dauerte auch noch am 29sten und 30sten fort.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 19. 19 Januar 1833.

Die Franzosen vor Antwerpen.

2) Ein Besuch in den Laufgräben.

Wer seine Schauspiellust an den dramatischen Thierhetzen der Melodramen übersättigt hat, und nach neuem Gaumenreiz seiner abgestumpften Empfindungen sich sehnt, folge uns nur in die bereits geöffneten Laufgräben vor der Citadelle von Antwerpen. Es gibt dort noch einen Platz für ihn und mich, obgleich es ein wenig gedrängt voll seyn wird. Nur muß ich voraus bemerken, daß das Stück vierundzwanzig Stunden ununterbrochen fortgespielt wird; *) das könnte Manchem ein wenig zu lange dauern. Einer und der Andere von den Zuschauern wird vielleicht — nicht aus Langweile, aber doch sonst aus einer unwiderstehlichen Schlafluft die Augen zudrücken, um sie nicht mehr zu eröffnen, bis die Posaunen des jüngsten Tages erschallen. Doch die Länge des Stückes wird Niemand abschrecken, der zu Paris im Cirque-Olympique die Republik, das Kaiserreich und die hundert Tage, kurz die gesammten riesenhaften Ereignisse jener glorreichen Zeit in den Rahmen eines einzigen Abends gepreßt, und für die neugierige Schaulust unsrer kleinen Gegenwart klein genug zugeschnitten sah.

Wir treten aus dem Dorfe Saint Laurent hervor; nicht weit von der vielbesprochenen Lunette gleiches Namens, indem wir zur Linken Berchem lassen, wohin sich der Generalstab des Heeres verlegt hat. Bevor wir zu den Laufgräben gelangen, kommen wir an einer ziemlich hübschen Kirche vorüber, die dem Schutzheiligen geweiht ist, der auf dem Roste sich die Palme des Märtyrerthums erwarb. Um den Weg bis an Ort und Stelle zu verkürzen, will ich ein Wort von dem würdigen Pfarrer dieses bescheidenen Tempels sagen, den man gegenwärtig in ein Feldspital verwandelt hat. Der Pfarrer von St. Laurent also, der nicht einen Augenblick daran gedacht hat, seinen Posten zu verlassen, theilt ihn vielmehr standhaften Muthes mit den Aerzten und zwar nicht ohne Gefahr, gleich seinem Schutzheiligen, des Märtyrerthums theilhaftig zu werden; denn eine gute Menge Kugeln und Bomben fällt bis in diesen Bereich. Die Chronik von Antwerpen behauptet sogar, daß eine schwarze Fahne, die man auf dem Giebel der Kirche aufsteckte, und die von den holländischen Kanonieren sehr gut gesehen werden konnte, nicht verhinderte, daß ein mörderisches Feuer auf dieses Asyl der Religion und des Unglückes gerichtet wurde. Seit dem Beginn der Belagerung, wo man den Gedanken faßte, der Kirche eine neue Bestimmung zu geben, hielt der gute Pfarrer es für Pflicht, dem Seelenheil der Verwundeten eben so eifrig mit seinen geistlichen Heilmitteln beizuspringen, als die Aerzte ihren Wunden. Allein als aufrichtiger Geschichtschreiber muß ich leider sagen, daß Anfangs seine Bemühungen an dem unbeugsamen Skeptizismus der ersten Verwundeten gänzlich scheiterten, die in die Sakristei der Kirche gebettet wurden. Der gute Pfarrer ließ sich aber nicht abschrecken; er stand treulich denen zur Seite, die er mit dem Tode ringen sah, und verdoppelte letzte Oelung und Zuspruch. Allein selbst die heftigsten Schmerzen und der furchtbare Gedanke der Auflösung, der den tapfern Soldaten mit Allem, was er Grauenvolles hat, vor die Seele trat, erschütterte fast Niemand. Nun befolgte er den Rath der Wundärzte, die sich besser auf ihre Leute verstanden. Dem Manne Gottes ging plötzlich ein Strahl der Erleuchtung auf: Branntwein, das wußte er, war den Verwundeten streng untersagt, so kaufte er also eilig aus seiner eigenen Tasche einen guten Vorrath von Cigarren und Rauchtabak. Stark in seinen löblichen Absichten kehrte er hierauf zu den widerspenstigen Geistern zurück, und so geschickt wußte er seine geistlichen Zusprüche mit dem Anerbieten einer Cigarre oder Pfeife Tabak, nach Belieben des Patienten, zu verbinden, daß er, wie man sagt, über alle Erwartung viele Proselyten machte.

Doch weiter: hier stehen wir an dem Eingang der Tranchee; zwei Tafeln zeigen sich dem Auge; auf der einen liest man: „Parallele nach Kiel" — auf der andern: „Parallele nach Montebello." Die Leser sind hinlänglich mit den Umständen der Belagerung bekannt, um so gut zu wissen, als ich, daß einer von diesen Laufgräben nach der Lunette Kiel, der andere in das Fort Montebello führt. Schlagen wir den erstern als unsern Weg ein: er wird uns in Zickzack ohne Ende und immer zur Rechten sich hinziehend, zur Contregarde der Lunette St. Laurent führen, deren Place d'Armes vom Genielorps und unsern Soldaten besetzt ist. Schon hat man (am 11 December) die Descente in den Graben begonnen und die Sappenköpfe sind fertig. Allein da wir einmal

*) Die Wachen in den Trancheen werden nur alle vierundzwanzig Stunden abgelöst; die Arbeiter alle zwei Stunden.

so weit gekommen sind, so müssen wir uns auch ein wenig umsehen, und vor Allem versuchen, gut zu sehen. Die feindliche Brustwehre uns gegenüber ist mit Bewaffneten besetzt, von denen ein Theil unablässig Wache hält, um alle Demonstrationen, die die Belagerer außerhalb der Mauern machen könnten, sogleich zu melden. Auf einigen Punkten knattert das Gewehrfeuer, entweder um den Musketenschüssen der Belagerten zu antworten, oder um dem Feinde ein Werk, das man beginnt, oder eine Batterie, die man aufwirft oder näher rückt, nicht sehen zu lassen. An einigen Stellen ist der Boden gut, an andern aber so lettig, daß man einsinkt; an andern sieht man aller angewandten Vorsicht des Geniekorps ungeachtet, das für Alles sorgte und Faschinen in Menge herbeischaffen ließ, bis an die halben Beine im Wasser. Hier ist eine Marketenderin zur Hand, mit dem Wachstuchhute, im himmelblauen Rock und rother Krapphose: sie läßt den Wachholderbranntwein in Strömen fließen, und ruft jeder Kugel, die über ihren Kopf hinsaust, ihren höflichen Gruß nach; *) dort schleppen Arbeiter, ohne Tornister und Patrontasche, die Flinte am Riemen über den Rücken, Schanzkörbe, Erdsäcke und Faschinen herbei, die bei den Belagerungen eine so große Rolle spielen. Auf Einmal bleibt der ganze Zug wie durch einen Zauberschlag versteinert stehen; der furchtbare Ruf: „Achtung auf die Bombe!“ hat sich hören lassen. Alles wirft sich im nächsten Augenblick auf den Boden; ein Befehl, der streng von dem Geniekorps eingeschärft worden ist. Lachend steht man wieder auf; ist Einer verwundet worden von dem unmanierlichen Wurfballen, dem die Soldaten den Namen „Le Brutal“ beigelegt, so trägt man ihn schweigend hinweg, und übergibt ihn den Soldaten der Administrationskompagnie, die auf allen Punkten der Trancheen vertheilt sind, und mit Tragbahren bereit stehen, die Verwundeten in das Feldlazareth zu bringen. Hier begegnet uns ein Soldat ohne Waffen und ganz außer Dienst, wie es scheint. An jedem Arme trägt er einen Korb, der voll Kugeln von jedem Kaliber, Haubitzen und selbst Bomben. Ein Tagsbefehl der Armee hat nämlich jedem Soldaten, der dem großen Artilleriepark Wurfgeschosse zutragen wird, eine Belohnung zugesichert; und um diese Belohnung zu verdienen, müht er sich jetzt unter dieser schweren Last ab, in der Absicht mit seinem Verdienste einen verwundeten Bruder zu unterstützen, der im Feldlazarethe liegt. Ich darf nicht vergessen, beizufügen, daß dieser Zug geschichtlich wahr ist.

Dort zieht ein anderer Anblick unsere Aufmerksamkeit an; ein Kapitän vom Geniekorps, mit der Soldatenmütze auf dem Kopf, schreitet die Cigarre im Munde so ruhig, wie mitten in seiner Citadelle zu Arras, Metz oder Montpellier hin und her, von zwei Sappeurs begleitet, die ihm Meßkette und Meßtisch nachtragen, den er in gewissen Zwischenräumen aufstellt: wahrscheinlich ist er beauftragt, eines der Werke aufzunehmen. Rings um ihn her hagelt es von Haubitzen, Bomben und Granaten und was sonst der Vulkan der Festung ausspeit. Unerschütterlich zeichnet er mit dem Bleistifte in der Hand seine Bemerkungen auf, ohne an seinen Kopf zu denken, der bald hier, bald dort über die Brustwehr hinausragt, je nachdem der Laufgraben seichter oder tiefer, und die Schulterwehr höher oder niedriger ist.

Eine Batterie befindet sich auf unsrem Wege; wer mit Artilleriegeschützen nach der Scheibe feuern sah, hat genau einen Begriff davon, wie es in dieser Schanze zugeht. Dieselbe Genauigkeit, Präzision und Kaltblütigkeit. Nach jedem Schuß steigt der Offizier, der die Batterie befehligt, auf die Brustwehr, um zu sehen, wie die Kugel eingeschlagen hat. So steht er jedesmal wie eine Zielscheibe für den Feind, frei in der Luft. Hier kommen wir an einen Sappenknopf, oder auch was man eine Descente in den Graben nennt. Hieher unterhält der Feind, der die Absicht der Belagerer erkannt hat, unablässig ein mörderisches Feuer; der Tod rafft unter zwanzigerlei Gestalten die Arbeiter weg. Ein junger Lieutenant steht mit der Uhr in der Hand da, und hat die Augen auf den Zeiger gerichtet. Die an bestimmter Stunde begonnene Arbeit soll bis zur nächsten vollendet seyn. Er treibt die Arbeiter sich zu tummeln, ermuthigt sie, aber ohne Ungestüm, weder mit Drohungen noch Bitten. Die Soldaten wissen, daß General Haro, der ihnen wie ein Vater ist, es wünscht, daß das Werk beendigt werde, und es wird genau auf die bestimmte Stunde beendigt. Für die Artillerie und das Geniekorps ist das Unmögliche leicht geworden. Doch hier kommt Etwas, das einen Augenblick die Gefahr vergessen machen kann: zwei junge Prinzen, die unter dem Feuer des Feindes ihre Soldatentaufe erhalten, begegnen uns in den Laufgräben; es ist der Erbe von Frankreichs Thron und sein Bruder. Die Soldaten greifen maschinenmäßig nach ihren Gewehren und möchten schultern und präsentiren; allein der Prinz winkt und überhaupt denken sie sogleich daran, daß nach der Vorschrift des Reglements in den Laufgräben keine Ehrenbezeigungen gemacht werden.

Hier und dort erblickt man auch Offiziere von verschiedenem Rang, die auf den Vollzug der erhaltenen Befehle Acht zu geben haben; es sind die Adjutanten der Laufgräben. In einem einwärts gehenden Winkel der Tranchee steht ein General mit seinem Stabe, bereit augenblicklich überall sich hin zu begeben, wo seine Gegenwart nothwendig seyn könnte, es ist der General der Laufgräben für diesen Tag: man macht ihm eine Menge Meldungen, die er an den Marschall weiter befördert. Dieser selbst erscheint

*) Einen Zug von dieser tapfern Frau dürfen wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen: Antoinette Moreau, so ist ihr Name, bei den Soldaten bekannter „als die schöne Marketenderin vom fünfundzwanzigsten,“ zeichnete sich nicht allein durch die Sorgfalt aus, die sie für die in den Laufgräben verwundeten Soldaten bewies, sondern auch noch sehr ehrenvoll bei einer andern Gelegenheit. Als sich der Mineursfergent Fabre in der inneren Grabenböschung des Forts St. Laurent befand, wo er vier Tage blieb, erinnerte man sich, daß er ohne Nahrungsmittel sey. Das Floß war aus dem Graben zurückgezogen worden, und das Feuer der Belagerten war in diesem Augenblick mörderisch furchtbar. Antoinette Moreau befand sich zufällig in der Nähe, als man darüber berieth, wie man Fabre mit Lebensmitteln versehen sollte, und noch ehe sich einer von seinen Kameraden als Freiwilliger melden konnte, ging die muthige Marketenderin fort, schleppte das Floß wieder in den Graben und kehrte, nachdem sie dem Mineur Lebensmittel auf zwei Tage gebracht hatte, unter einem Hagel von Haubitzen und Kugeln, unversehrt in die Tranchee zurück. Am 25 December wurde sie dem Marschall und den Prinzen vorgestellt, die ihr für ihren Muth im Namen des Heeres dankten.

häufig, um die Arbeiter und Soldaten anzufeuern, und ſich von dem Gange der Belagerungsanſtalten zu überzeugen. Auf allen Punkten herrſcht die vollkommenſte Ordnung, und die franzöſiſche Heiterkeit verſcheucht überall die ſchwarzen Gedanken an Tod und Zerſtörung. In der Nacht vom 9 auf den 10 war das Wetter abſcheulich, es fiel ein eiskalter Regen, und der Feind ſtellte ſein Feuer, das uns großen Schaden zufügte, nicht einen Augenblick ein; ein General ging vorüber; ein Voltigeur, der ihn bemerkte, fing ſogleich an, ſo laut zu ſingen, und zu trillern, daß er gar wohl gehört werden konnte:

„La vie est un voyage
Tâchons de l'embellir;
Jetons sur son passage
Les roses du plaisir.“ *)

Der Verfaſſer, der mit ſo gewandter Hand die vorliegenden niedlichen Federzeichnungen, mitten in den Gefahren der Belagerung entwarf, der Kapitän Montigny, iſt ſeitdem bei der Erſtürmung des Forts St. Laurent verwundet worden, ſo daß es leider von der größern oder geringern Gefährlichkeit ſeiner Wunde abhängen wird, ob und wie bald dieſe ſo lebendig gezeichneten Skizzen fortgeſetzt werden können.

Engländer und Chineſen in Canton.

(Fortſetzung.)

Dieſe ſehr verſtändigen Betrachtungen verloren ſich in der Seele des klugen Hao-pi, als er Canton vor ſich liegen ſah — eine der prächtigſten Städte des Reiches der Mitte. Der Pekiang, deſſen mächtig großes Bette ſich noch mehr erweitert, je mehr man der Stadt näher kommt; die zahlreichen Schiffe, die ihn bedecken; die hohen Mauern, die Canton umgeben, und einen Umfang von mehr als fünf Meilen haben, erfüllten den jungen Menſchen mit Staunen und Bewunderung. Lange Zeit verweilte ſein Blick auf den Hongs oder fremden Faktoreien, wo die Agenten der fremden Nationen, welche die chineſiſche Regierung mit dem Namen der „Barbaren“ beehrt, ſich in einer Art Gefangenſchaft befinden; er ſah die ungeheure Terraſſe, die vor den Hongs ſich erhebt und den Lauf des Fluſſes beherrſcht, nicht minder auch das Gitter, das dieſer Terraſſe und vielen anſtoßenden Magazinen zum Schutze dient. In den Augen Hao-pi's war dieſe den Barbaren, mitten im himmliſchen Reiche eingeräumte Beſitzung eine erſtaunliche Merkwürdigkeit. Sobald er ſeine Ballen nach der ihm gewordenen Weiſung abgeliefert hatte, kehrte er wieder nach dem „Quartier der Barbaren“ zurück, wo er ſich, ermüdet von der langen Reiſe, vor dem Gitter der engliſchen Faktorei niederſetzte, und hier war es, wo Graham und Jenkinſon ſeiner gewahr wurden, eben als ihr Geſpräch über Staatsökonomie und Handel etwas warm zu werden anfing. Wir werden Beide zu gelegener Zeit ſchon wieder finden, und wollen vor der Hand Hao-pi auf ſeiner brüderlichen Odyſſee und ſeiner Wanderung durch Canton begleiten.

*) Ungefähr wie wir ſingen würden:

„Roſen auf den Weg geſtreut
Und des Harms vergeſſen“ u. ſ. w.

Man ſah ihm die ganze Neugierde eines Provinzialkindes, all die gutmüthige Verwunderung eines Menſchen an, der zum erſtenmal an einem fremden Ort gelandet, Alles mit offenem Munde anſtarrt. Langſam ſchlenderte er durch die kleinen gepflaſterten Straßen von Canton, indem er vor den vielen Buden ſtehen blieb, die Alle eine wie die andere anzuſehen waren, während ihre Inhaber alle gleiche Kleider und Geſichter hatten. Hier rief ein Handelsmann mit eintöniger Stimme alle Waaren aus, die ſein Lager zum Verkaufe enthielt; dort berechnete ein Anderer, die Arme auf die Bruſt gekreuzt und die Augen zum Himmel aufgeſchlagen, ſeinen Gewinnſt; ein Dritter reihte ein Goldſtück an einer ſeidenen Schnur zu dem übrigen Erlöſe des Tages auf; ein Vierter mit einem Pinſel von Kamelhaaren in der Hand ſchloß ſeine Rechnungen. Von Zeit zu Zeit fiel ihm die Jacke eines engliſchen Matroſen oder die Uniform eines Offiziers auf, der er mit Ueberraſchung nachſtaunte. Ueber dem Eingang jeder Bude hing ein Täfelchen mit den chineſiſchen Worten: Pouh-ho (kein Betrug). Der junge Menſch fühlte einen gewiſſen Stolz, ſo oft er einen ſolchen erbaulichen Aushängſchild chineſiſcher Rechtſchaffenheit erblickte; allein wie änderte ſich ſeine Meinung und wie ſank ſein Stolz, als er ſah, wie es mit den Verkäufen im Innern der Buden zuging, aus denen jeder Betrug verbannt ſeyn ſollte; als er ſah, wie die Barbaren Zucker, Nankin, Perlenmutter und Räucherwerk um den vierfachen Preis des wirklichen Werthes bezahlen mußten. Der Reiß, deſſen Handelswerth man leichter wiſſen konnte, war die einzige Waare, bei der die Verkäufer nicht zu überbieten wagten. Zur rechten Hand eines jeden Kaufmannes befand ſich eine kleine Wage — Dotſch-kin genannt — um die Münzen zu wägen, und wehe dem Käufer, der allzu leichtgläubig der chineſiſchen Redlichkeit vertraute oder der nicht den Werth der Dollarſtückchen kannte, die als Scheidemünze dienen, oder nicht die in China üblichen Gewichte! Wehe auch Dem, der ſeinem Verkäufer nicht genau auf die Finger ſah, die jeden Augenblick bereit waren, der Wagſchale einen übervortheilenden Druck beizubringen. Die meiſten engliſchen Matroſen ließen ſich mit einer Gutmüthigkeit und Gleichgültigkeit betrügen, die Hao-pi in Erſtaunen ſetzte; gruppenweiſe vor den Buden verſammelt, überließen ſie ſich einer ausgelaſſenen Luſtigkeit, die der junge Menſch nicht begreifen konnte. Wäre er der engliſchen Sprache kundig geweſen, ſo hätte er wahrſcheinlich ſich nicht enthalten können, mit einzuſtimmen; denn hier las man am Eingang einer Bude mit Dinte auf einem ungeheuren Anſchlag die engliſchen Worte geſchrieben: „Hier wohnt Lips Tullian, der größte Spitzbube auf Gottes Erdboden,“ und Lips Tullian, der ſich dieſe ſchöne Empfehlung hatte ſchreiben laſſen, deutete wohlgefällig mit den Fingern darauf, um die Vorübergehenden auf ſeine herrlichen Eigenſchaften aufmerkſam zu machen. In einer andern Bude lag ein dicker Kaufmann auf ſeinem Polſter und erwartete in aller Gemüthsruhe die Kunden, die ihm ſein Aushängſchild herbeiziehen ſollte, auf dem geſchrieben ſtand: „Hanns Dummjahn, falſches Gewicht, ſchlechten Kaffee, niederträchtigen Thee.“ Der gute Kaufmann war überzeugt, daß dieſe köſtlichen Worte auf Chineſiſch gerade das Gegentheil bedeuteten. Man mußte die Ausbrüche ſchallenden Gelächters der Matroſen

hören, so oft ihnen ein neuer Witz dieser Art zu Gesicht kam — ein Gelächter, das sich verdoppelte, so oft diese armen Chinesen, in der Meinung das fremde Volk mit Höflichkeiten zu überhäufen, einige abscheuliche Flüche, die ihnen Schelme aufgebunden, vorbrachten. Hao-pi begriff zwar nichts von Allem, was die Barbaren zu einer so ungemeinen Fröhlichkeit brachte; allein da er diese Leute so unmäßig lachen, und die andern Chinesen aus Höflichkeit einstimmen sah, so fing unser junger Abenteurer auch an mit zu lachen, und zwar vorläufig in der besten Meinung, indem er irgend eine gute Seele zu treffen hoffte, die ihm den Grund einer so rasenden Lustigkeit erklären könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ueber das Klima von Brasilien bemerkt Walsh in seinen „Notes on Brasil": „In dem Verhältnisse als Brasilien mehr bevölkert werden wird, wird auch der Anbau des Bodens sich ausbreiten und auf das Klima vortheilhaft einwirken; allein auch in seinem gegenwärtigen Zustande kann das Land im Allgemeinen als der Gesundheit zuträglich betrachtet werden. Zu San Jose war während der Chove fria oder kalten Jahrszeit und noch darüber hinaus die Kälte sehr empfindlich; das Thermometer fiel auf 64° (14° 21); der höchste Punkt, zu dem es sich erhob, war 79° (20° 87); allein im Allgemeinen hielt es sich zwischen 69 und 70° (16° 43 bis 16° 87); für einen Engländer war es eine Hitze gleich der am Johannistage; die Wirkung der Luft war im Ganzen ebenso angenehm und erfrischend. Es war Dieß in Brasilien die Regenzeit, die in andern Aequinoctialländern dem Fremden am tödtlichsten ist. Acht bis neun Stunden des Tags wurde mir einige Wochen lang das Hemd nicht am Leibe trocken; die Kleider, die ich Abends ablegte, waren am andern Morgen durchfeuchtet. Wenn es nicht regnete, was nur selten der Fall war, stach die Sonne, die in diesen Zwischenräumen zum Vorschein kam, unerträglich heiß. Wenn wir uns auf dem Wege befanden, dampften unsre Körper, da die Feuchtigkeit durch die Hitze verdünstete, so daß wir uns in Dämpfe aufgelöst schienen. Kein menschlicher Körper vermag eine ähnliche Temperatur unter gleicher Breite in Afrika auszuhalten, und fast alle Europäer, die ihr zu trotzen wagten, wurden ihr Opfer. Nicht so ist es in Brasilien; Niemand leidet unter dieser Beschaffenheit der Atmosphäre, die sonst überall tödtlich wird. Ich für meine Person befand mich niemals besser, als wenn ich in der Sonne oder im Regen von Hitze oder Nässe zu schmelzen schien. Auf Brasilien in seinem gegenwärtigen Zustande kann man anwenden, was Giraud Barry (bekannter unter dem Namen Giraldus Cambrensis, der um das Jahr 1184 seine Topographia Hiberniae schrieb) von Irland sagt, zur Zeit als er diese Insel als Geheimschreiber König Heinrichs II von England besuchte. „Es ist Dieß ein Land, sagt er scherzweise, wo ein Arzt nicht leben und doch auch niemals sterben könnte." Wirklich gab es auch zu San Jose keinen einzigen Arzt, und man sagte mir, daß zu San Joao d'el Rey sich zwei aufhielten, deren Einer die Stadt verlassen mußte, weil er dort keine Patienten fand, und daß der Andere schon längere Zeit keinen Kranken zu behandeln habe, als sich selbst. Die Mannichfaltigkeit der Landschaft selbst ist eine andere Eigenthümlichkeit, die an Brasilien überrascht. Im Verlaufe meiner Reise durchwanderte ich sechs Gegenden, deren Oberfläche und Boden sowohl hinsichtlich des Anblicks, als der Formation und der Erzeugnisse offenbar durchaus von einander verschieden waren. Die erste war Beira-Mor, eine fruchtbare Ebene, die sich am Rande des Meers, am Fuße der großen Sierra oder Gebirgskette hin ausstreckt. Die gewöhnliche Breite dieses Landstriches ist ungefähr sechzig Meilen; mit wenigen Ausnahmen ist seine Oberfläche ganz eben; der Boden ist sandig oder angeschwemmt, äußerst fruchtbar, mit Facendas bedeckt und größtentheils gut angebaut; die alten Urwälder sind dort fast überall durch Pflanzungen von Bananen, Mangelsbäumen und andern eßbare Früchte tragenden Bäumen ersetzt; die Straßen mit Mimosen besäumt, die man gleich den Weißdornhecken in England mit der Scheere zuschneidet. Unter den Gewächsen, die auf diesen Landstrich beschränkt sind und die ich nirgends anderswo traf, befindet sich auch der Balsamapfel (momordica balsamina), der im Morgenlande so geschätzt wird. Diese Schlingpflanze umrankt mit ihrem langen biegsamen Schafte alle Bäume und Hecken und schmückt sie mit ihren gelben Blumen und ihren langen pomeranzenfarbigen Früchten, die von der Größe einer Citrone sind. Wenn man diese Frucht berührt, öffnet sie sich, wie mit einer Springfeder versehen, die Schale biegt sich nach außen zu ein, und man erblickt im Innern Reihen großer platter Samenkörner, die von einer scharlachrothen Haut oder Hülse umschlossen und mit einer glänzenden Flüssigkeit überzogen sind, wodurch die Pflanze bei dem schimmernden Gelb ihrer Schote in diesem Zustande einen eben so prächtigen als eigenthümlichen Anblick gewährt. Die Araber in Aegypten und Palästina, wie die Türken in Kleinasien, lassen diese Früchte in Olivenöl weichen, das sie so lange der Sonne aussetzen, bis es eine rothe Farbe angenommen hat. Dann tauchen sie Baumwolle darein, die sie über frische Wunden legen und als Heilmittel dem Balsam von Mecca vorziehen. Ich halte dafür, daß dieß Gewächs, wie mehrere andere, ursprünglich im Oriente zu Hause war und in Brasilien einheimisch gemacht wurde, wo jedoch seine Wunden heilende Kraft noch nicht gekannt und gewürdigt ist."

•

Im Monat December des Jahrs 1818 besuchte der englische Kapitän J. Chapman die Ruinen der einst als Sitz des Buddhismus berühmten Stadt Anaradhepura auf der Insel Ceylan. Zu Anaradhepura hielten sich die Könige von Ceylan auf. Die mündlichen Ueberlieferungen, die der Reisende an Ort und Stelle über diese Stadt sammelte, stimmen auf eine merkwürdige Weise mit den Berichten überein, die in den von Eingebornen der Insel Ceylan geschriebenen Geschichtsbüchern: Mahavansi, Radschavali und Radscharatnacari enthalten sind, und von denen die asiatische Gesellschaft in London eine Uebersetzung veranstalten wird. Anaradhepura ist in dem Bezirke Neura Wanny, im Innern der Insel, ungefähr unter 8° 15' N. B. und 80° 55' O. L. gelegen. Nach den von den Eingebornen gegebenen Berichten soll diese Stadt 1500 Jahre lang ihre Wichtigkeit und ihren Rang behauptet haben — eine in der Weltgeschichte unerhörte Thatsache. Die einzigen Spuren von den prachtvollen Gebäuden und Denkmälern, die sie einst enthalten haben soll, bestehen in neun Tempeln, die man noch bis auf diese Stunde in hoher Verehrung hält, in Ruinen von Wasserbehältnissen und Säulengruppen, die auf einem Raume von mehreren Stunden zerstreut stehen. Einer von diesen Tempeln, wenn man ihnen diesen Namen geben darf, ist eine Mauereinfassung, in der sich die heiligen Bäume oder Bogahas befinden; ein anderer wird der Tempel der tausend Säulen genannt; das Uebrige besteht aus sieben Dagobahs oder Hügeln, die wahrscheinlich Begräbnisse sind. Bei dem Eintritte in das Innere des Bodinwahanse, oder den Hof der heiligen Bäume, liegt ein halbrunder Stein, auf dessen einer Seite Elephanten, Pferde, Löwen und Kühe ausgehauen zu sehen sind. Das Mahavansi sagt, daß die vier großen Flüsse, die Dambediva durchströmen, ihren Ursprung in vier Grotten nehmen, welche die Form von dem Rachen dieser Thiere haben. Von Anaradhepura begab sich Kapitän Chapman nach Mehentele, einen Tempel im Gebirge, der ungefähr zwölf englische Meilen in nordöstlicher Richtung von der Stadt entfernt ist. Eine Zeit lang führte ihn sein Weg am Ufer des Neura Waava, eines schönen See's, fort; dieses Ufer wird durch einen, zwei Meilen langen, sehr dicken und an manchen Stellen dreißig Fuß hohen Erdwall gebildet. Der große Dagobah oder Hügel von Mehentele soll 120 Ellen hoch seyn, und wurde, wie die Sage geht, über einem Haare Buddha's erbaut, das auf seiner Stirne, gerade über seinem linken Auge gewachsen war; man besteigt diesen Dagobah auf 200 Stufen. Chapman hält nach den verschiedenen Untersuchungen, die er anstellte, dafür, daß Anaradhepura 370 Jahre vor Christi Geburt erbaut wurde, so daß also diese interessanten Ueberreste ein Alter von 2300 Jahren hätten. Derselbe Reisende untersuchte und zeichnete auch mit aller Genauigkeit Bauwerke und Tempel der Insel Ramisseram, die von neuerem Ursprunge sind, und zieht den Schluß, daß die Hindus unsrer Zeit eben so prachtvolle Baudenkmäler zu schaffen im Stande seyen, als in frühern Jahrhunderten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 20. 20 Januar 1833.

Engländer und Chinesen in Canton.

(Fortsetzung.)

Nachdem Hao-pi sich an diesen wunderlichen Scenen, die ihn bei seinem Eintritt in die Welt empfingen, satt gesehen, wurde es ihm gar betrübt ums Herz; denn er dachte nun daran, wie schwierig es ihm werden würde, Nachrichten von seinem Bruder Yang einzuziehen, und seine Verlassenheit mitten unter diesem Gewoge fremder Menschen stellte sich seiner Seele in ihrer ganzen Trostlosigkeit dar. Mit wie beflügelten Sohlen würde er an das Ufer geflogen seyn, hätte er wissen können, daß der so sehnlich erwartete Bruder eben gelandet war. Nach einer mühseligen Fahrt betrat endlich Yang den vaterländischen Boden wieder, den er mit Entzücken begrüßte. In seinem Wesen, wie in seiner Sprache ließ sich eine sonderbare Mischung von englischen und chinesischen Gebärden und Worten wahrnehmen. Kaum war er ans Land getreten, als ihn der holländische Schiffskapitän fragte, ob er ihn Einem der Hongs oder jener Kaufleute empfehlen könne, die von der Regierung bestimmt werden, Bürgschaft für die Fremden zu leisten, die um Geschäfte zu machen, nach Canton kommen. Die Hongs, deren Anzahl beschränkt ist, finden bei dieser Einrichtung ganz gut ihre Rechnung, da die Barbaren, für die sie gutstehen, ihnen gewöhnlich viele Waaren abkaufen. Aber wenn die Regierung sich über die Barbaren zu beklagen hat, sind es auch diese Hongkaufleute, *) welche büßen müssen, was ihre Schützlinge verbrochen haben.

Die beiden englischen Beamten, Graham und Jenkinson, waren von der Terrasse der Faktorei herabgestiegen, und gingen hinter dem Gitter auf und ab, als der holländische Kapitän diese Frage an den Chinesen Yang richtete. Sie sahen, daß dieser keine Auskunft zu geben wußte, da er Niemand in Canton kannte und Graham, der mit Einem der Hongs, Namens Quang-tam, einem sehr reichen Kaufmann, gut bekannt war, wendete sich deßhalb an den Kapitän und schlug ihm vor, ihn diesem Mann vorzustellen, der keinen Anstand nehmen würde, die vom Gesetz für den Kapitän verlangte Bürgschaft zu leisten. Der Holländer aber, mißtrauisch wie alle Leute seiner Nation, suchte auszuweichen, und meinte, es würde doch weit angemessener seyn, wenn der holländische Konsul für ihn diese Mühe übernehmen wollte; allein dieser Konsul war verreist, und man kam endlich überein, daß Graham, der Kapitän, Einer N mens Blake, ein englischer Agent, und Yang, als Dolmetscher der Barbaren, sich mit einander zu Quang-tam begeben sollten. Der eben genannte Blake spielte zu Canton eine ganz sonderbare Rolle. Unter dem Titel eines Konsuls von zwei oder drei kleinen deutschen Staaten, die mit China nicht den mindesten Handel treiben, spottete er des Monopoles der ostindischen Kompagnie, lieh den Handelsleuten anderer Länder seinen Beistand und predigte öffentlich eine Philosophie des Verkehrs, die den gläubig am Monopol hangenden Agenten gar nicht gefallen wollte.

Wir folgen diesen Herrn nach der Wohnung Quang-tams, eines der neun Hongkaufleute. Hinter seinen Waarenlagern und seinen Buden liegt seine halbländliche Wohnung. Eine Trauerweide senkt ihre schwermüthigen Zweige über einen Teich von fünf Fuß im Durchmesser, in dessen schlammigen Wasser man drei oder vier Goldfische bemerken kann, während einige chinesische Enten, gravitätisch wie Mandarine, an seinem Ufer hin und her wackeln; einige hier und dort wunderlich auf einander gehäufte Steine, welche Miniaturfelsen vorstellen, tragen Vasen von gemaltem Porzellan, aus denen blühendes Strauchwerk sich erhebt; drei kleine hölzerne Brücken über drei Gräben gesprengt, ein hölzernes Zackengitter von Brusthöhe, zinnoberroth angestrichen, drei Pavillons gleicher Art, aber in ungleichen Entfernungen von einander gelegen, vollenden die künstliche Verschönerung eines Landhauses, in der jeder guter Bürger des himmlischen Reiches eine Veränderung vorzunehmen sich gar wohl hütet. In China haben die Gärten eben so gut ihre vorgeschriebene Etikette als die Menschen: Stadt- und Landhäusern ist eine unabänderliche Einförmigkeit vorgezeichnet.

In einem dieser Pavillons befand sich der Kaufmann, mit jenem sinnreichen Instrumente in der Hand, das die schwierigsten arithmetischen Rechnungen auflöst und das man bei uns eine

*) Die Hong- oder Colung-Kaufleute sind die Negozianten, durch deren Hände eigentlich aller Handel zwischen Chinesen und Fremden gehen sollte (Hong bedeutet Bürgschaft); allein die ganze Einrichtung besteht bloß in der Form: der fremde Kaufmann ersucht Einen derselben um seine Bürgschaft, und kauft ihm zur Erkenntlichkeit für diesen Dienst um einige hundert Pf. St. Waaren ab; dann aber kann er mit allen andern Kaufleuten, die keine Hong sind, nach Belieben Handel treiben.

Rechenmaſchine, in China Suaban nennt. Im zweiten Pavillon war der Sohn des Kaufherrn, ein junger Gelehrter, beſchäftigt auf ſuperfeinem Papier, mit einem Pinſel aus Ebenholz und Kamelhaaren die letzten elegiſchen Strophen von einem berühmten Mandarine abzuſchreiben. Aus dem dritten Pavillon endlich qualmte ein dicker Rauch hervor, und Graham glaubte Anfangs, das wohlriechende Holz, aus dem die Gemächer dieſes Pavillons gezimmert waren, ſeyen vielleicht in Brand gerathen. Ein Schrei entfuhr ihm, und auf dieſen Ruf erſchienen in dem Rauchgewölbe, das ſich zertheilte, die lachenden Geſtalten zweier jungen Mädchen. Ein langes Rohr ging aus ihren roſenrothen friſchen Lippen, und verbreitete weithin jenen Qualm, der den jungen Beamten ſo in Schrecken geſetzt hatte. Es waren die beiden Erbinnen des reichen Quang-tam, die einander in ganz gleicher Stellung gegenüber ſaßen und in aller Gemüthsruhe ihre rieſenmäßigen Cigarren rauchten. Mehr als Einmal bemerkte Graham während ihrer Unterredung mit dem Hong eine verſchleierte Geſtalt, die an der Trauerweide herumhinkte, indem ſie ſich am Geländer ſtützte, und zwiſchen den künſtlichen Felſen fortſchob, wovon man ſich leicht die Urſache erklären kann, wenn man ſich erinnert, daß bei den chineſiſchen Frauen die Verſtümmelung des Fußes das unerläßliche Zeichen guter Erziehung und guten Geſchmackes iſt.

Quang-tam empfing die Fremden mit vieler Höflichkeit und ſagte dem Kapitän die verlangte Bürgſchaft zu. Das Geſpräch wendete ſich auf die fremden Länder und Menſchen, und Quang-tam ließ ſich mit Yang in ein Geſpräch über die Barbaren ein, aus deren Lande er ſo eben zurückkehrte.

„Unſere Vorfahren, ſagte Yang, wußten viel von den einfachen Tugenden der Barbaren zu rühmen, und oft wiederholten ſie, daß dort das Verſprechen und das Halten deſſelben unzertrennlich verbunden ſeyen, wie der Donner und der Blitz.

Ein beifälliges Kopfnicken war die Antwort des Kaufmannes.

„Und doch, nahm Yang das Wort, ſind dieſe Barbaren keineswegs ihren Worten ſtets ſo treu; auch dann noch iſt ſich nicht ganz darauf zu verlaſſen, wenn ſie ihre Verſprechungen auf getrocknete Hammelfelle ſchreiben, und durch Schrift und Siegel bekräftigen. Ein ſchreckliches Gefängniß, von ſtarken Mauern umgeben, hält die zahlreichen Verbrecher eingeſchloſſen, die ihren Eid gebrochen haben, und die man im Namen des Königs in dieſe Kerker wirft.“

Der Hong blickte hier Graham an und ſagte:

„Man ſprach eben den Namen Deines Königs aus, und Du beugſt nicht zum Zeichen der Verehrung Dein Haupt?“

Graham erwiderte dieſe Bemerkung mit einem verächtlichen Lächeln und Yang fuhr in ſeinem Berichte fort:

„Furchtbar ſind die Männer, denen der König der Barbaren die Vollziehung der Gerechtigkeit und die Beſtrafung der Menſchen überträgt, die ihrem Eide untreu geworden ſind. Ihre Gewänder fliegen majeſtätiſch in weiten Falten; mächtig große Locken von weißen Haaren umwallen ihre ſchrecklichen Häupter. *)

*) Man ſieht, daß Yang die Perrücken der engliſchen Rechtsgelehrten meint.

Die Städte dieſes Landes ſind nicht gleich den unſrigen nach einerlei Vorbild gebaut, einförmig und regelmäßig; nein es ſind darin vielfach verſchlungene Wege, heimliche Gänge, hohe und niedere Häuſer, von Backſtein, Holz und Quadern, die Straßen ſind krümmer und verwickelter als die Pfade eines wilden Waldes. Und dennoch kennen die Beamten des Königs alle Einwohner; alle Gaſſen haben einen Namen, alle Häuſer dieſer Gaſſen Zeichen, woran man ſie unterſcheidet. In unſern chineſiſchen Städten kann der Fremde wie der Eingeborne ſich Nachforſchungen entziehen; nicht ſo bei den Barbaren, es würde dort ſchwer oder unmöglich ſeyn.

„So fern von dem himmliſchen Reiche, fragte Quang-tam, iſt die Gaſtfreundſchaft wohl unbekannt?“

(Fortſetzung folgt.)

Die Schickſale Mendokaychinah's.

(Fortſetzung.)

Der Tag war für die Jahreszeit ungemein warm, und bald hatten ſich die Spuren des Flüchtlings verloren. Wäre er auf kahlem Erdgrunde fortgelaufen, ſo würde das ſeine Verfolger nicht im Mindeſten in Verlegenheit gebracht haben. Ein Indianerauge hätte ſeine Spur wohl eine ganze Tagreiſe weit über kahlen Felsboden zu verfolgen gewußt, allein bei dem Schnee hatten ſich ſeine Füße nicht auf dem Grund abdrücken können, und als er geſchmolzen war, war auch jedes Merkmal über den von ihm eingeſchlagenen Weg verſchwunden. Die Nachſetzenden kehrten deßhalb am folgenden Tage mit der Geſchichte ihrer fehlgeſchlagenen Verfolgung zu dem Feuerplatze zurück, wo ſie ihren Anführer verlaſſen hatten.

Mendokaychinah hörte ihren Bericht mit dem ruhigſten Gleichmuthe, und ohne ſich auch nur zu einer Bemerkung oder Antwort herabzulaſſen, an. Er klopfte die Aſche aus ſeiner Pfeife und begann ſeinen Sterbegeſang, nach deſſen Beendigung er ſie folgendermaßen anredete: „Freunde, eine Schmach wie dieſe iſt über unſer Volk, ſo weit es mir zurückdenkt, noch nie gekommen! Einer, der ein Mann ſeyn ſollte, hat ſich vor dem Tode geſcheut. Es gibt nur ein Mittel, die Schande von uns abzuwaſchen: ich muß an ſeiner Statt ſterben.“ Dann füllte er ſeine Pfeife wieder, ließ ſie rund herumgehen, und befahl ſeinen Begleitern, nachdem ſie ausgeraucht war, ſobald als möglich wieder zu Watopah Mindotay zu ſtoßen. Einige von ihnen ſuchten ihm vorzuſtellen, daß der Erſchlagene ja nur ein Weißer, und deßhalb ſeine Selbſtaufopferung durchaus überflüſſig ſey, und wollten ihn zur Rückkehr mit ihnen bewegen. „Nein,“ lautete des Kriegers Antwort, „ich habe dem Tod ſchon vorher ins Auge geſchaut, und will auch jetzt nicht vor ihm zurückbeben. Der Vortheil unſeres Volkes erfordert ein Menſchenleben zum Opfer. Eine Züchtigung muß über uns verhängt werden. Das eigentliche Opfer war meiner Obhut anvertraut, und iſt durch meine Schuld entwiſcht. Es iſt billig, daß ich für meinen Fehler büße. Der große Geiſt muß zornig auf mich ſeyn, ſonſt hätte er dieſe Schmach nicht über mich kommen laſſen. Wider-

setze ich mich seinem Willen, so würde er mich noch härter treffen. Hätte ich dem Hunde vergönnt, ungekunden mit uns zu gehen, so würde er uns vielleicht nicht verlassen haben; allein ich traute ihm nicht, und das mag wohl der Grund seyn, warum er uns verließ. Ich muß sterben."

Damit nahm der junge Krieger sein Gewehr und machte sich allein nach der Prairie du Chien auf, indem er es seinen Gefährten überließ, ihren Heimweg ohne ihn nach dem Lagerplatze der Horde zurückzufinden. Bei seiner Ankunft im Fort auf der Prairie stellte er sich bei dem Kapitän Warburton, setzte ihm die Umstände seiner Sendung auseinander und begehrte, man solle ihn an das Ufer hinausführen und sofort erschießen, damit die Wolke vor den Geistern der weißen Männer sich verziehe. Es wird hier die Bemerkung nicht überflüssig seyn, daß nach indianischem Brauche ein Strafvollzug an einem Stellvertreter zulässig ist, daß Mendokapchinah noch wenig Verkehr mit den Engländern gehabt und natürlich keinen Begriff davon hatte, daß man sein Anerbieten nicht würde annehmen wollen.

Anfangs lachte der englische Offizier, nahm aber, als der junge Held fragte, ob er denn den Tod eines Tapfern, wie er sey, für etwas so Spaßhaftes halte, seinen ganzen Ernst zusammen und erklärte dem Indianer, sein Vorschlag sey durchaus unzulässig, die Engländer seyen nicht gewohnt, den Unschuldigen für den Schuldigen zu strafen, und er müsse darauf bestehen, daß ihm der wirkliche Frevler zu Handen gebracht werde. Seine Erörterungen und Beweggründe wollten indessen dem Verstande des Wilden durchaus nicht eingehen, der seinen einen Ideengang hatte, und nicht begreifen konnte, wie seine Ansichten nicht Jedermann eben so einleuchtend, wie ihm seyn sollten. Er sagte dem Kapitän Warburton, der Gefangene habe die Straße, welche nach dem Tschippewanlande führe, eingeschlagen und sey entweder vor Hunger und Kälte umgekommen, oder von den Händen der Erbfeinde seines Stammes gefallen. Sollte er aber auch ja durch irgend einen glücklichen Zufall am Leben geblieben seyn, so würde ihn das Schandmal seiner schmählichen Flucht auf immer hindern, zu seinem Volke und seiner Familie zurückzukehren. „Du schonst vielleicht," fuhr er fort, „nur darum mein Leben, um mein Volk in Schlaf zu wiegen, und dann um so sicherer gegen es ausziehen, und es überfallen zu können. Thu' das nicht! was geschehen ist, geschah nicht durch mein Volk, sondern durch einen von meines Volks Hunden. Es ist gerecht, daß Ihr Blut um Blut erhaltet; darum vergieße das meinige, und lasse die Straße zwischen Eurem Volke und dem meinigen fortwährend offen bleiben."

(Schluß folgt.)

Der südamerikanische Schaguar.

(Schluß.)

Obgleich diese Thiere im Süden weit über Buenos-Ayres hinaus verbreitet sind, so findet man sie doch selten in der Umgegend dieser Stadt, und zwar auf eine ziemliche Entfernung nicht; zu Montevideo hingegen, auf dem andern Ufer des La Plata, erlegt man sie häufig in der Umgegend dieser Stadt, und selbst innerhalb ihrer Mauern. Im Jahre 1829 schwammen zwei dieser Thiere des Nachts durch die Bay und kamen in die Stadt, wo man sie des andern Morgens in dem Hofe einer Barraka *) fand; gewissermaßen beschämt, so ihre Haut zu Markte getragen zu haben, suchten sie sich zu verbergen und ließen sich ohne Widerstand tödten. Einen Schaguar von der größten Art sah ich im Jahre 1826 auf dem großen Platze der Colonna del Sacramento an einen Pfahl gefesselt zur Schau ausgestellt. Dieses Thier war auf eine ganz sonderbare Art gefangen worden. Einige Weiber waren des Morgens auf das Feld an ihre Arbeit gegangen, und eine derselben kam an einem kleinen verlassenen Hause vorbei, dessen Thüre verschlossen, das Fenster im Erdgeschosse aber eingeschlagen war. Als sie einen Blick hinein warf, bemerkte sie einen Schaguar, der vermuthlich durch das Fenster hineingeflogen war, aber den Rückweg nicht mehr finden konnte, und in der einzigen Stube, die dieses Mauerwerk enthielt, umherkreiste. Auf ihr Geschrei liefen einige Gauchos, die sich in der Nähe befanden, herbei und nahmen mittelst ihrer Lasos das Thier gefangen, das sie hierauf in die Stadt führten und öffentlich zur Schau ausstellten. Als ich es sah, hatte es schon acht Tage Hunger gelitten, ohne daß es nur im Mindesten von seiner Wildheit etwas verloren hatte. Die Sprünge, die es machte, so weit der lederne Riemen reichte, an den es gebunden war, ließen endlich befürchten, es möchte sich losreißen, weßhalb die Stadtbehörde ein Unglück befürchtete und den Schaguar zu tödten befahl.

Einige Gauchos von Buenos-Ayres, insbesondere in der Provinz Santa Fe, stellen dem Schaguar nach, und Einige machen diese Jagd zu ihrer gewöhnlichen Beschäftigung; sogar Weiber bemerkte ich, die dieser gefährlichen Jagd nachgingen. Die Schaguarjäger bedienen sich einer Meute Hunde von mittlerer Größe, die eigens dazu abgerichtet sind. Der Schaguar von den Hunden verfolgt, deren Gebelle ihn ganz von Sinnen bringt, macht gewöhnlich zuletzt am Fuße eines Baumes Halt, wo er wie eine Katze mit den Pfoten um sich haut, und nur eines einzigen Schlages bedarf es, dem seiner Feinde, der in seinen Bereich kommt, den Bauch aufzureißen. Oefter noch klettert er auf einen Baum, wo ihn dann die Jäger herabschießen. Die unerschrockensten Gauchos gehen ihm sogar mit keiner andern Waffe, als ihrem Laso bewaffnet, zu Leibe und werfen ihn die Schlinge um den Hals, in dem Augenblicke, wo er auf sie ansetzt. Das Pferd sprengt im Galopp davon, und der Schaguar wird so fortgeschleift und erdrosselt. Doch von Zeit zu Zeit werden auch diese Jäger ein Opfer ihrer Kühnheit, wenn sie nämlich dem Schaguar, dessen Sprung unvermeidlich ist, nicht zuvorkommen, zumal da er keineswegs feuerscheu ist und geradezu auf den Pulverblitz losstürzt. Ich erlebte einen traurigen Vorfall dieser Art an zwei Brüdern, die beide von einem Schaguar zerrissen wurden, den sie bloß verwundet hatten.

Es ist schon anderswo die Bemerkung gemacht worden, daß rücksichtlich des Wohnortes des Schaguars eine ganz besondere Eigenthümlichkeit obwaltet; indem nämlich dieses Raubthier nicht in der nördlichen Hemisphäre über den Wendekreis des Krebses hinaus angetroffen wird, während es auf der entgegengesetzten Halbkugel bis zum 45° südlicher Breite lebt; aber eine eben so große Sonderbarkeit, deren meines Wissens noch keine Erwähnung geschah, besteht darin, daß der Einfluß, den das Klima auf die Wildheit des Schaguars hat, gerade im umgekehrten Verhältnisse zur Hitze des Landes steht, das er bewohnt. In Buenos-Ayres und Montevideo, wo die Temperatur der von Spanien gleich kommt, ist der Schaguar weit grimmiger als in den Gegenden unter dem Aequator, und greift fast immer den Menschen an, wenn er auf ihn stößt. In den Pajonates, mit Röhricht bedeckte Erhöhungen, die in den Pampas zerstreut liegen, oder in den Gebüschen, die sich längs des Ufers der Flüsse hinziehen, lauert er niedergeduckt, um auf den Wanderer hervorzustürzen, der ihm auf Sprungesweite nahe kommt. Die Einwohner des Landes vermeiden daher diese Stellen oder gehen nie daran vorbei, ohne zu schreien: „der Tiger! der Tiger!" wodurch die Schaguars, die etwa versteckt seyn können, aufgescheucht und verjagt werden sollen. Auf offenem Felde flieht der Schaguar vor dem Menschen; allein wenn er nur ein kleines Gebüsch oder sonst ein Versteck dieser Art findet, so hält er sogleich Stand und schreitet zum Angriff. In Brasilien und Guyana dagegen kann man tagelang in den Wäldern so sicher umherirren als in Europa, obgleich man jeden Morgen und Abend das Geschrei des Scha-

*) Gebäude, wo man Häute aufbewahrt.

guars hört. Diese Verschiedenheit in den Eigenschaften derselben Thierart kann ihren Grund nur darin haben, daß die Schwierigkeit, sich Nahrung zu verschaffen, in den verschiedenen Ländern nicht die gleiche ist. Die Viehheerden, die frei in den Pampas weiden, bieten den Schaguars von Buenos-Ayres eine leichte Beute, während die in Brasilien und Guyana nur vom Wild leben müssen, das ihnen häufig durch die Flucht entkommt und dessen sie nur durch List habhaft werden können. Deßhalb verschmähen sie auch keine Art von Fraß, und häufig findet man in den Wäldern von Guyana Erdschildkröten, die der Schaguar verzehrt hat, indem er die harten Schalen, die der stärkste Mann vergeblich zu zerbrechen suchen würde, mit seinen Pfoten entzweischlägt. So findet er sich auch häufig in der Nacht an den Ufern des Meeres bei kleinen Buchten ein, wo das Gewässer ruhig ist, um Krabben zu speisen oder Fische zu fangen, die er, wenn sie auf die Oberfläche heraufkommen, durch einen Schlag seiner Tatze ans Land schleudert.

Die Furcht vor den Schaguars ist daher besonders in Guyana so gering, daß die Indianer auf ihren Wanderungen nicht die geringste Vorsicht gegen sie anwenden. Sie hängen ihre Hangematten mitten im Walde am nächsten besten Orte auf, lassen das Feuer ausgehn, das sie zur Bereitung ihres Abendbrodes angezündet haben, und schlafen in der größten Sorglosigkeit ein. Wie es keine Regel ohne Ausnahme gibt, so fehlt es auch hier zuweilen nicht an einem ernsten Ereignisse; während eines Aufenthalts von zwanzig Monaten in Cayenne hörte ich jedoch nur von drei Unglücksfällen dieser Art. Der erste stieß einem Pallkuren zu, der allein in den vom Uassa unter Wasser gesetzten Savannen, an der Mündung des Oyapock, Tawarus — eine Art Schildkröte, die im süßen Wasser lebt — fischte, und von einem Schaguar, der unversehens ihn anfiel, zerrissen wurde. Seine Familie suchte ihn am andern Tag und fand nichts als einige Ueberreste von seinem Körper. Der zweite Unfall ereignete sich am Meeresufer, in der Nähe von Sinnamary. Ein Galibi, der dahin zum Fischfang gekommen war, hing seine Hangematte am Abend unter einem kleinen Felsenvorsprung auf und ließ sein Feuer erlöschen. Ein Schaguar, der vermuthlich auch des Fischfanges wegen ans Meeresufer kam, näherte sich der Hangematte, die er sammt ihrem Schläfer durch einen Schlag mit seiner Pfote zu Boden riß. Der unglückliche Mann hatte das Brustbein und einige Rippen der rechten Seite zerbrochen und stieß ein jämmerliches Geschrei aus, was den Schaguar verscheuchte. Einige Stunden nachher fand man ihn; er wurde nach Sinnamary gebracht, wo ich mich damals befand, starb aber gleich darauf. Das dritte unglückliche Ereigniß dieser Art trug sich an der Mündung des Flusses Cachipur zu, wo ein Einwohner mit Hülfe einiger Indianer, die er in Dienst genommen, eine Fischerei angelegt hatte. Jede Nacht kamen Schaguars, um die Köpfe und Ueberbleibsel von Fischen zu verzehren, welche die Indianer unvorsichtigerweise in der Nähe der Hütte, wo sie schliefen, hingeworfen hatten. Einer dieser Thiere schlich eines Nachts in die Hütte und versetzte einer jungen Indianerin, die in ihrer Hangematte lag, eine tödtliche Wunde. Die übrigen Indianer gaben aus abergläubischer Furcht den Fischfang auf, und ließen sich aller Anerbietungen des Ansiedlers ungeachtet nicht zurückhalten.

In Brasilien und in Guyana macht man auf den Schaguar mit Hunden Jagd, wie in Buenos-Ayres; allein man erlegt nur eine geringe Anzahl dieser Thiere. Selten findet man auf den Märkten von Rio de Janeiro, Bahia und Cayenne Schaguarfelle zu kaufen; da man jährlich kaum fünf oder sechs erlegt. Vorzüglich die Bewohner der Savannen von Kuru bis Organabo sind es, die sich mit der Schaguarjagd abgeben; da das Vermögen dieser Leute hauptsächlich in Viehheerden besteht, so liegt ihnen natürlich daran, sich diese Raubthiere vom Halse zu schaffen. Auf der Insel Cayenne findet man fast gar keine Schaguars mehr, die bei der Gründung der Kolonie so zahlreich waren, daß die Ansiedler mehrmals im Begriffe standen, ihre Plantagen aufzugeben.

Der Kuguar ist überall häufiger als der Schaguar, und gilt in Guyana, wo er unter dem Namen des rothen Tigers bekannt ist, für weit grimmiger als der Schaguar. In Buenos-Ayres herrscht die entgegengesetzte Meinung, und wie ich glaube mit Recht, denn ich hörte nirgends, daß ein Mensch von dem Kuguar angefallen worden wäre. Vielmehr flieht er stets vor den Menschen und greift nur selten die Heerden an. Die Ebenen und Savannen sind die Gegenden, wo er sich vorzugsweise gern aufhält, doch schleicht er sich auch zuweilen in die Nähe bewohnter Orte, um Hunde, Geflügel und andere kleine Hausthiere wegzuhaschen. Man kann ihn leicht zähmen, und er folgt dann seinem Herrn wie ein Hund. Zu Buenos-Ayres sah ich lange Zeit ein schönes Thier dieser Art, das ein Kind an ein Band gekoppelt öffentlich umherführte und das nicht die mindeste Wildheit verrieth. Der Schaguar hingegen läßt sich nie so ganz zähmen, daß man ihm völlig trauen könnte, und seine ursprüngliche grimmige Natur bricht früh oder spät, ehe man es sich versieht, wieder hervor. Ich könnte davon zahlreiche Beispiele anführen. Eine Mulattin zu Corrientes, an dem Ufer des Parana, hatte seit zwei Jahren einen Schaguar, den sie erhielt, als er noch an der Mutter saugte, und den sie mit der größten Sorgfalt groß zog. Als sie eines Tags am Ufer des Flusses Wäsche bleichte und der Schaguar neben ihr ausgestreckt am Boden lag, sprang dieser plötzlich auf sie los und erwürgte sie, worauf er, ohne die Leiche weiter anzutasten, ruhig nach Hause zurückkehrte. Natürlich tödtete man das undankbare Geschöpf auf der Stelle, um neues Unglück zu verhüten. Ein anderes Beispiel dieser Art, nur nicht von so tragischem Ausgange, sah ich in einer brasilianischen Plantage, wo man ein solches Thier aufzog und frei umherlaufen ließ; es schien Anfangs sehr sanft und harmlos, bis es ein Jahr alt war, wo es anfing dem Hausgeflügel den Krieg zu erklären, weßhalb man für nöthig fand, es an die Kette zu legen. Hier erwürgte es eines Tags einen jungen Tapir, mit dem es sonst zu spielen gewohnt war, als dieser es in seiner Hütte besuchen wollte. Einige Tage nachher sprang es einer kleinen Negerin von vier bis fünf Jahren auf den Leib und zerfleischte sie jämmerlich, bevor man sie ihm aus den Klauen reißen konnte. Auf diese letzte Freveltat wurde ihm der Stab gebrochen und es getödtet.

Die übrigen Arten von Felis des südlichen Amerika's sind alle weit kleiner als der Schaguar und Kuguar, und leben, wie unsere wilden Katzen, von kleinen Thieren und Vögeln, denen sie auf den Bäumen nachstellen; niemals aber wagen sie sich an den Menschen, vor dem sie stets die Flucht ergreifen, weßhalb man auch keine regelmäßige Jagd auf sie macht. Einige sind so wild wie der Schaguar und lassen sich eben so schwer zähmen; so der Katzenparder (felis pardalis), der dort zu Lande sehr häufig ist. Ich sah viele in Gefangenschaft, die stets so unumgänglich blieben, als sie es am ersten Tage waren. Da diese Art zu den Nachtraubthieren gehört, so schliefen die erwähnten Thiere den Tag über und wurden erst gegen Abend munter. Ihr Geschrei glich dem Miauen der Katze, nur in ernstern und länger gezogenen Tönen.

Vermischte Nachrichten.

Von einem Pächter in der Nähe von Rio de Janeiro gibt Walsh in seinen „Notes on Brasil" folgende Beschreibung: „Es war ein Mann von dunkler Farbe, aber gutmüthigem Gesichte; auf dem Kopfe trug er einen großen Strohhut, mit einem breiten, buntfarbigen Bande. Seine Kleidung bestand aus einer Jacke von Baumwollenzeug, weißen weiten Beinkleidern und dunkelgelben Stiefeln mit großen silbernen Sporen. Seine Lebensweise bot ein Bild von der aller Brasilianer seines Standes in der Umgegend der Hauptstadt. Er besaß Grundeigenthum von ungeheurem Umfange; zum Theil aber lag es noch von Urwald bedeckt, wie es aus der Hand der Natur gekommen war. Er zog daraus keinen weitern Nutzen, als daß er einige Kühe darauf weiden ließ, die mit einer kleinen Anzahl von Negern ihm seinen Unterhalt verschafften. Alle Morgen wurde die Milch seiner Kühe nach Rio de Janeiro, 15 (engl.) Meilen Wegs weit, geschickt; seine Neger trugen sie auf dem Kopf dahin und kamen des Abends mit dem Erlöse daraus zurück; dieser belief sich auf drei oder vier Patacas für den Mann. Dieser Weg war ungemein beschwerlich und so anstrengend, daß manchmal Neger auf der Straße liegen blieben und starben. Ihr Herr begnügte sich übrigens mit dem, was die Milch seiner Kühe ihm eintrug, während er aus einer bessern Bewirthschaftung seiner Güter und zweckmäßiger Benützung seiner Milch sich ein unermeßliches Vermögen hätte erwerben können.

Zu Sfinden in England ist eine Hebamme in ihrem 103ten Lebensalter gestorben, die in dem langen Betriebe ihres Geschäfts 5000 Kinder zur Welt fördern half.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 21. 21 Januar 1833.

Engländer und Chinesen in Canton.

(Fortsetzung.)

„Oft war mein Herz voll Traurigkeit, entgegnete Yang, wenn ich mich mitten in diesen verworrenen Straßen, und unter den seltsamen Gestalten so einsam fühlte. Allein die Barbaren besitzen dennoch eine Art Bildung und beobachten eine gewisse Höflichkeit und Etikette. Wenn ein Freund den andern besucht, so reichen sie sich die Hände, und der zum Besuch gekommene setzt sich. Tritt eine Frau ein, so neigen die Männer das Haupt und bringen ihr einen Stuhl. Den Männern wartet man mit Wein, den Frauen mit Thee auf. Wenn eine größere Anzahl von ihnen sich versammelt, so wird ein großer Schmaus veranstaltet; oft blieb ich auf der Gasse stehen, und blickte in die Säle, wo dergleichen Gastmähler gehalten wurden, um die Gebräuche der Barbaren zu beobachten. Die Wohnung eines reichen und gastfreien Mannes ist nicht wie die eines solchen im himmlischen Reiche, stets dieselbe; sie wechselt nicht nur nach den Jahreszeiten, sondern auch nach den Stunden des Tages, denn diese Barbaren sind die unbeständigsten von allen Menschen. Des Morgens ist der Herr des Hauses nicht zu sehen; einige junge Mädchen zeigen sich an dem durchsichtigen Krystall der Fenster, ziehen die purpurrothen Vorhänge auf und wischen sorgfältig den Staub ab, der sich dort vom vorigen Tage her angehäuft hat. Auf den Marmorstufen vor dem Gebäude stehen einige Männer, die bezahlt sind, das Haus zu hüten, und die Reichen, welche von dem Feste des vergangenen Abends ermüdet noch schlafen, von Dem in Kenntniß zu setzen, was außer dem Hause vorgeht. Jedes Haus ist mit starken Gittern umgeben, vor denen sich die Brod- und Milchverkäufer einstellen, während eine Frau, der die Besorgung der einzelnen Hausgeschäfte aufgetragen ist, und die sich in einem unterirdischen Gewölbe aufhält, die Einkäufe der Waaren beaufsichtigt. *) Zur Stunde, von der ich spreche, hört man nichts als das Geschrei der Verkäufer und den Lärm der Märkte, die auf der Straße oder in Buden gehalten werden; die Wagen, die durch die Stadt rollen, sind mit Eßwaaren und andern nützlichen Gegenständen beladen. Je mehr der Tag vorrückt, desto mehr nimmt Alles eine andere Gestalt an. Abends zündet man zwischen den Gebäuden, welche lange Gänge bilden, allmählich Laternen, von einem gelblichen Lichte an, ähnlich den Lampen, die auf den Schnäbeln unserer Barken erglänzen. Auf dieses Zeichen beginnt für die Barbaren der Genuß ihrer Vergnügungen; Alles nimmt das Aussehen eines Festes an. Wagen, die von allen Seiten geschlossen, und mit verschiedenen Farben bemalt sind, fliegen in allen Richtungen dahin; Männer und Weiber versammeln sich, und drängen sich in die Paläste, um der Schönheit, dem Reichthum und der Macht zu huldigen. Junge Mädchen, die der Tanz verlockt, steigen aus ihren Wagen, und setzen auf ihre Sklaven gestützt den Fuß auf die sammtweichen Teppiche, mit denen die Stufen bedeckt sind. Durch den Krystall, der die Säle verschließt, schimmert nach Außen der helle Glanz der Kerzen. Stimmen und fröhliche Instrumente ertönen; das Elend und die Leiden werden jenen unglücklichen Menschen überlassen, die mit den Füßen im Schnee und den Kopf von Regen überströmt, vor Frost zitternd, sich vor den Palästen versammeln.

„Sind die Töchter der Barbaren mit Schönheit begabt?" fragte Quang-tam, dessen Blick sich gegen den Pavillon der Frauen wendete, die auf sein Gespräch mit dem Reisenden horchten.

„Sie müssen weit, sehr weit zurückstehen hinter der Schönheit, durch welche die glücklichen Bewohner des Reiches der Mitte ausgezeichnet sind," erwiderte Yang, der den Blick des Kaufmanns sogleich verstanden hatte. — „Ihre Augenbrauen neigen sich nicht abwärts gekrümmt, gegen die Nase zu, wie die jungen Blätter der Weide im Frühling. Selten fand ich bei ihnen jene kleinen Augen, deren Funken aus schiefen Augenwinkeln hervorsprühend dem Glühwurm im Grase gleichen; auch nicht jene runden blühenden Wangen, die an Fülle und Glanz dem Pfirsich gleichen, am wenigsten aber jene kleinen niedlichen Füße, die durch die Kunst so reizend geformt werden.

„So sind also die Frauen dieser Länder sehr häßlich?" unterbrach ihn der Kaufmann.

„Ihre Haare sind blond, lang, seidenweich und lieblich anzusehen," erwiderte der junge Reisende. Die Perlen und das Gold, das sie zuweilen darein zu mischen wissen, glänzen wie die Strahlen des Mondes auf dem Kanal. Allein ihre Gesichter sind bleich, ihre Augen und Augenbrauen gerade, und den meisten ist das große Geheimniß der Schönheit unbekannt, die Kunst, das

*) Diese Schilderung ist natürlich nur auf die Häuser in England anwendbar, die allein Yang gesehen zu haben scheint.

Gesicht mit Karmin und Betel zu bemalen. Ihre großen Augäpfel, die gegen die Augen der Töchter China's, wie der Morgenstern gegen den Glühwurm sind, strahlen voll Sanftmuth und Güte; allein ihre Gewänder sind nicht so reich, ihre Haare sind nicht in einzelne zierliche Büschel gebunden; vorzüglich aber sind ihre Füße häßlich, denn sie gehen wie die Männer, und ihre Schuhe sind so breit wie die Ruder unserer Nachen. Allein wer sollte die vollendete Schönheit anderswo suchen, als im himmlischen Reiche, möchte ich fragen?"

Ein beifälliges Gemurmel ließ sich bei diesen Worten Yangs aus dem dichten Rauche vernehmen, der den Pavillon erfüllte. Quang-tam machte nun gegen seine Gäste die Bemerkung, daß man sich lang genug über die Sitten und Gebräuche der Barbaren unterhalten habe, und forderte seinen Sohn auf, ein unlängst verfertigtes Gedicht, das die Vorzüge des erhabenen Reiches aufzählte, vorzutragen. Als der junge Gelehrte diesem Wunsche entsprochen hatte, entließ Quang-tam den holländischen Kapitän, Graham und ihren Dolmetscher Yang, unter den für solche Gelegenheit vorgeschriebenen Höflichkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schicksale Mendokaychinah's.

(Schluß.)

Kapitän Warburton wiederholte, was er schon vorher gesagt hatte, und setzte hinzu, daß er nimmermehr einem so wackern Manne das geringste Leid oder die kleinste Herabwürdigung zufügen, oder ihn auch nur einen Augenblick seiner Freiheit berauben würde. Mendokaychinah versetzte, wenn auch seine Nachlässigkeit wirklich nicht das mindeste Uebel für seinen Stamm zur Folge haben sollte, so würde er doch sich nicht eher wieder für einen Mann halten, als bis er das Beil oder die Flinte gehoben sähe, ihm das Leben zu nehmen. — Er verließ das Fort unverzüglich, bat sich ein wenig gedörrten Mais im Dorfe zusammen, und setzte seine Wanderung nach dem nächsten Posten, zu Green-Bay, fort. Hier bot er wieder sich und sein Leben dem befehlhabenden Offizier hin — wurde aber ebenfalls zurückgewiesen und gleichermaßen bedeutet, zu seinem Stamm zurückzukehren. Sein Vorsatz blieb indessen unerschütterlich. Er wanderte weiter nach Michilimackinac und dann nach Detroit, fand aber an beiden Orten eine gleiche Aufnahme. Er gab sich mehr Mühe, sein Leben los zu werden, als Andere sich geben würden, das ihrige zu erhalten; allein es war Alles umsonst. Er wanderte nun die ganze Nordküste des Erie-Sees entlang und kam endlich nach dem Fort Oniagara, wo damals der berühmte Sir William Johnson *) befehligte.

Sir William verstand sich auf den indianischen Charakter so gut als irgend Einer, und war deßhalb über des Indianers Geschichte keineswegs erstaunt. Er beschloß auf der Stelle, den Scherz etwas weiter zu treiben, und sagte zu Mendokaychinah, er habe vollkommen Recht, wenn er glaube, die Engländer seyen eben so rachgierig wie die Dahcotahs. Er setzte hinzu: so große Lust die Offiziere auf den entlegenen Stationen auch gehabt haben möchten, den Tod ihres weißen Mitbruders zu rächen, so hätten sie doch ohne die Billigung und Zustimmung des Gouverneurs von Canada keine entscheidenden Maßregeln zu nehmen gewagt, noch würden sie es je wagen. Dieß — sagte er — sey der Grund, warum sie Mendokaychinah's Leben geschont hätten. Wenn indessen die Geschichte Sr. Excellenz dem Gouverneur zu Ohren käme, so stehe zu befürchten, daß derselbe auf eine weit fürchterlichere Vergeltung, als bloß das Leben eines Mannes dringen würde. Trotz Dem, rathe er ihm, da der Gouverneur einen tapfern unerschrockenen Sinn gar sehr liebe und achte, sich so schnell als möglich nach Montreal aufzumachen, wo — wie er hoffe — sein hochherziges Benehmen den „großen Häuptling" vermögen werde, sich mit Einem Leben zu begnügen, und seinen Stamm zu verschonen. Damit er um so leichter Zutritt bei dem Gouverneur erhalten und seine Vorstellungen mehr Eingang bei diesem finden möchten, versprach ihm Sir William, ihn mit einem Beglaubigungsschreiben zu versehen, und seine Reise zudem möglichst fördern zu helfen. Der schlichte Krieger hörte das Alles mit großem Wohlgefallen, verschwendete übrigens seinen Athem nicht in Danksagungen; Alles, was er sagte, war: „Es ist ganz gut."

Sir William befahl demzufolge einem seiner Untergebenen, der im Dahcotahlande gelebt hatte, und die Sprache unseres Helden redete, ihn nach Quebek zu begleiten. Für eine Gelegenheit zur Fahrt über den Ontario-See war gesorgt, der Wind war günstig und in kurzer Zeit hatte Mendokaychinah das Ziel seiner Wanderungen erreicht, und wurde bald vor den Sieur de Joncaire geführt, dem er Sir Williams Johnson's Schreiben überreichte.

*) Ueber Sir William Johnson findet man in einer Abhandlung „über die nordamerikanischen Indianer" von dem verstorbenen britischen Regimentkarzte C. Walsh, welche das englische Taschenbuch Amulet für 1833 enthält, folgende Notiz: „Sir William „Johnson war ein Irelander, gleich ausgezeichnet durch seinen „Riesenwuchs und seine Körperstärke, wie durch seinen mannhaften, kräftigen Geist. Gerade vor dem Ausbruche des nordamerikanischen Revolutionskriegs siedelte er sich an dem Mohawkflusse an, „und machte sich bei den Ueberresten der Sechs Nationen — den „Tscherokisen, so heißen sie, daß sie ihn zu ihrem Häuptling erwählten. „Während des Kriegs zeichnete er sich, mit seinen Indianern, als „ein seinem Könige treu ergebener Parteigänger aus; und als „im Frieden von 1783 jenes ganze schöne Landgebiet den Vereinigten Staaten überlassen wurde, führte und übersiedelte Sir „William seine Indianer in Länderein, die man ihnen in Ober„canada anwies. Das Opfer, das er mit seinen Indianern durch „diese Uebersiedelung brachte, war um so größer, als sie ihre „reichen und fruchtbaren Gründe gegen eine Wildniß vertauschten, „und das bloß, um der besiegten Sache „ihres guten Vaters" — „König Georg — treu zu bleiben. Sir William Johnson war „früh schon mit einer Engländerin verheirathet gewesen, aus „welcher Ehe er einen Sohn, den jetzigen Oberintendanten der „indianischen Angelegenheiten — Baronet Sir John Johnsen — „hatte. Mehrere seiner mit indianischen Frauen erzeugten Kinder „sind als wohlhabende Landwirthe in den beiden Canada's angesiedelt, und in nichts von den europäischen Ansiedlern zu unterscheiden. Eine gelungene und treue Zeichnung von Sir William's Charakter und Thaten findet man übrigens in „Cyrofal „oder die Abenteuer einer Guinte."

„Einer von meinem Volke iſt meuchleriſcher Weiſe von Einem deines Stammes erſchlagen worden?“ fragte finſter der Gouverneur, nachdem er das Schreiben geleſen hatte.

„So iſt es,“ antwortete unbedingt der Dahcotah. „Wir haben Hunde unter uns, wie jedes andere Volk.“

„Einer muß dafür ſterben,“ fuhr der Gouverneur fort.

„Ich weiß es,“ erwiderte Mendokaychinah, „und bin bereit dazu.“

„Es iſt ſchon Einer hiefür geſtorben,“ hob Se. Excellenz wieder an. „Ich habe Nachrichten vom Miſſiſippi, ſeit Du ihn verließeſt. Der Mann, der Dir entwiſchte, fiel den Tſchippeways in die Hände und wurde getödtet. Dein Volk will keinen Theil an ſeiner That gehabt haben und dadurch, daß Du ihn entkommen ließeſt, haſt Du ihn ſchneller zu ſeinem Ende befördert, als es durch das Geſetz geſchehen wäre. Der Zweck der Gerechtigkeit iſt erfüllt, und die Sache ſoll fürderhin als völlig abgethan betrachtet werden. Mit Dir, Du tapferer Mann, habe ich aber noch ein Wort zu reden.“ Und damit hing der Gouverneur mit eigenen Händen eine Denkmünze von Gold — auf der einen Seite mit dem Bildniſſe des Königs, auf der andern mit dem Wappen der drei vereinigten Reiche geziert — unſerem Helden um den Hals. Daß Mendokaychinah keine Freude über dieſen unerwarteten Ausgang ſeines Abenteuers fühlte, wollen wir nicht gerade behaupten, an den Tag aber legte er ſie — ſo viel bleibt gewiß — nicht. Wohl drückte er die dargebotene Hand des Gouverneurs feſter, als er ſonſt pflegte, wie er die gewöhnliche kalte Antwort des Indianers gab: „Es iſt ganz gut!“

Unſer Held blieb noch mehrere Wochen in Quebek, während welcher Zeit ihn der Gouverneur mit der ſichtbarſten Aufmerkſamkeit behandelte, und die ganze vornehme und modiſche Welt ihn faſt auf den Händen trug. Endlich ſandte man ihn auf Koſten der Krone in ſeine Heimath, beladen mit Geſchenken im Werthe von wenigſtens 1000 Pfund, die man aus dem indianiſchen Fonds angeſchafft hatte. Die näheren Umſtände ſeiner Heimreiſe wollen wir übergehen und nur noch bemerken, daß er geſund und wohlbehalten an der Mündung des St. Peterfluſſes anlangte. Hier vertheilte er ſeine Reichthümer auf eine Weiſe und mit einer Freigebigkeit, die alle Wünſche des Häuptlings und der Horde noch weit übertraf. Ungefähr ein Jahr ſpäter wurde ein Handelsmann, der den Miſſiſippi mit zwei großen, mit Feuerwaffen und Schießbedarf beladenen Kanoes hinauffuhr, durch einen Sturm genöthigt, nahe an der Mündung des St. Croixfluſſes anzulegen. Wie es in ſolchen Fällen gebräuchlich iſt, luden ſeine Leute ihre Nachen aus, ſtürzten ſie verkehrt in die Höhe, zu einer Art Schirmdach, und machten ein gewaltiges Feuer unfern von ihnen an. In der Nacht, während Alle im Schlafe lagen, fingen die Nachen Feuer, und verbrannten ungeachtet aller Anſtrengungen der Reiſenden ſie zu retten. Alles was der Handelsmann thun konnte, war — ſeine Waaren in Mendokaychinah's ganz nahe gelegenes Wohnzelt bringen zu laſſen, und dann ſeine Leute um andere Kanoes nach St. Peter zu ſchicken. Seine Leute waren noch keine Stunde fort, als eine beträchtliche Schaar Dahcotahs in ihren Kanoes angefahren kam, und ihre Lagerwohnungen oder Lederzelte in der Nähe Mendokaychinah's aufſchlug. Faſt mit dem Morgengrauen wurde das Lager von einem großen Kriegstrupp Tſchippeways unvermuthet angegriffen. Der Ueberfall gelang vollkommen, und von einem paniſchen Schrecken ergriffen flohen die Dahcotahs, Schutz ſuchend, einem nahen Walde zu — Alle, nur Mendokaychinah nicht. In kurzer Zeit hatte er mit ſeinem Meſſer eine Höhlung im Mittelpunkte ſeines Wohnzelts ausgegraben, tief genug, um ſeine Perſon vor den ihn umſauſenden Kugeln zu decken. Auch die an den Seiten des Wohnzelts aufgehäuften Waarenballen dienten zum Bollwerke. Die übrigen Wohnzelte waren raſch zuſammen geriſſen und in Fetzen zerhauen worden; das ſeinige blieb jedoch unberührt. Die Gewehre des Handelsmannes waren zum Glück alle geladen, und jedem Tſchippeway, der nach unſeres Helden Zelt zu hauen wagte, *) ſauste ein Feuerſtrom und ein Blei entgegen. Vierzehn von ihnen kamen auf dieſe Art um. Von Zeit zu Zeit ließ Mendokaychinah, während er lud und feuerte, ſeine Stimme erſchallen, die hell und klar, wie Trompetenklang, durch das Getöſe drang, und ermahnte die Flüchtlinge, zum Kampfe zurückzukehren, und rief ihnen ins Gedächtniß, wie ſchimpflich es ſey, das ihrer Obhut anvertraute Eigenthum dem Feinde preis zu geben. Seine Leute hörten ihn, denn der Wald war nicht weit weg, und ſammelten ſich alsbald wieder. Um es kurz zu ſagen — der Feind wurde mit großem Verluſt zurückgeſchlagen, und mehrere Stunden weit hitzig verfolgt.

Dieſe Kriegsthat erwarb Mendokaychinah bei Weißen und Indianern große Achtung. Wawtopah Mindotay erklärte, ſein junger Krieger ſey würdig im Range ihm gleichzuſtehen, und ganz kurze Zeit darauf wurde er auch als zweiter Häuptling der Nation anerkannt. Sein ganzes Leben lang — und er erreichte ein ziemlich hohes Alter — zeichnete er ſich als einen tapfern Krieger und als einen klugen Mann im Rathe aus, und als er ſtarb, ging ſeine Macht und ſein Anſehen auf ſeinen noch berühmteren Sohn — den Finkenfalken, bekannter bei den Weißen unter dem Namen der „kleinen Krähe“ über. — Für ſolche Leſer, die es etwa auffallend finden möchten, wie ſich denn Mendokaychinah an den verſchiedenen Poſten habe verſtändlich machen können, ſtehe übrigens hier noch die Bemerkung, daß das Land damals voll von ausgedienten Engagés war, und es deßhalb nicht ſchwer hielt, einen Dolmetſcher für irgend eine, auf dem Feſtlande geredete Sprache zu finden.

*) Die Indianer verſuchen es ſelten, einen befeſtigten Platz zu ſtürmen. Einzelne auf Ruhm beſonders Erpichte indeſſen ſtürzen wohl den Tomahawk in der Fauſt, auf die feindliche Verſchanzung los, ziehen ſich aber dann mit derſelben Geſchwindigkeit zurück. Dieſe Großthat gilt dem Erſchlagen eines Feindes in offener Schlacht gleich. D. Verf.

Literariſche Chronik.

The lives and exploits of Banditti and Robbers in all parts of the world. By C. Mac Farlane, Esq., author of „Constantinople in 1829.“ 2 vols. London 1833.

Sehr richtig bemerkt der Verfaſſer des vorliegenden Werkes: „daß es nicht leicht einen Gegenſtand gebe, der uns mehr intereſſire, als die Abenteuer von Räubern und Banditen. In jüngern Jahren erregen und feſſeln ſie unſre Aufmerkſamkeit eben ſo ſehr, als die ſchönſten Feenmährchen; und ſelbſt dann, wenn herbe Erfahrungen ſpäterer Jahre den Wunderglauben unſrer glücklichen Kindheit verſcheucht haben, bleibt uns immer noch eine gewiſſe Vorliebe für die abenteuerlichen Thaten und das wilde

Leben der Räuber. Weder reifere Jahre, noch vorgerückte Erfahrungen und Kenntniſſe können uns gegen die ſchauerlichen Erzählungen, die einſt unſre kindiſche Aufmerkſamkeit feſſelten, gleichgültig machen, noch auch verhindern, daß uns nicht ein Schauer überlaufe, wenn wir, im heimlichen Stübchen ſitzend, die Geſchichte der verwegenen Thaten eines Räuberhauptmannes, ſeine liſtigen Streiche, ſein Entkommen aus drohender Gefahr und ſeine fortgeſetzten Verbrechen leſen oder ihrer Erzählung lauſchen." Der Geſchmack an ſolchen Abenteuern wird beim Durchleſen der beiden vorliegenden Bände, die mit verwegenen Thaten, Entweichungen und gräßlichen Mordthaten angefüllt ſind, volle Befriedigung finden, und wir haben nichts weiter beizufügen, als die Bemerkung, daß unſre Leſer die nachſtehenden Auszüge erſt nach eingebrochener Dämmerung vernehmen mögen, damit ſie den Schauer, der bei einer Lektüre dieſer Art mit zum Genuſſe gehört, in vollem Maße empfinden mögen.

Die Banditen-Probe.

„Ein junger Mann, ſeit mehreren Jahren ſchon Bandit, ſtrebte, nach dem gewaltſamen Tode des Anführers der Bande, zu der er gehörte, nach der Hauptmannsſtelle. Er hatte ſein Noviziat mit Ehren beſtanden, in ſeinem Banditenberufe Verſchlagenheit und Muth gezeigt; allein die Oberherrſchaft über die Bande wurde ihm von Andern ſtreitig gemacht, und die Zeitumſtände geboten den Räubern, bei der Wahl ihres Führers mit beſonderer Umſicht zu Werke zu gehen. Er mußte vor Allem der Hartherzigſte der ganzen Genoſſenſchaft ſeyn. Der ehrgeizige Kandidat erbot ſich, jede, ſelbſt die entſetzlichſte Probe zu beſtehen, und ein Ungeheuer unter ſeinen Kameraden machte den Vorſchlag, er ſolle in ſein Geburtsdorf gehen und dort ein junges Mädchen ermorden, das früher ſeine Geliebte geweſen war. „Es ſey," war die Antwort des Unmenſchen, der ſich ſogleich auf den Weg machte, um den hölliſchen Auftrag zu vollziehen. Als er das Dorf erreichte, wagte er nicht ſich ſehen zu laſſen, weil er hier ſeine verbrecheriſche Laufbahn mit dem Mord eines Kameraden eröffnet hatte; er verbarg ſich hinter einem alten ſteinernen Brunnen außerhalb des Dorfes bis gegen Sonnenuntergang, wo die Weiber und Mädchen mit ihren kupfernen Kannen auf den Köpfen herbeikamen, um Waſſer zu holen; auch ſeine Geliebte war unter der fröhlich plaudernden Schaar. Leicht hätte er ſie aus ſeinem Verſteck mit ſeiner Flinte tödten können; allein er fürchtete verfolgt zu werden, und dann wäre ihm auch die Zeit zu kurz geworden, um ein blutiges Zeichen ſeines Sieges in Sicherheit bringen und mit ſich nehmen zu können. Er hielt ſich daher ruhig in der Hoffnung, ſie möchte beim Heimgehen die Letzte ſeyn; ſie war jedoch eine der erſten, die mit ihrem Eimer auf dem Kopfe den Fußpfad nach dem Dorfe einſchlug, wohin ihr die Uebrigen bald nachfolgten. Was war jetzt zu thun? Er hatte einmal feſt beſchloſſen, ſeine Probe zu beſtehen und das hölliſche Verbrechen auszuführen. Ein Kind ging pfeifend am Brunnen vorüber; der Räuber legte ſein Gewehr weg, um den kleinen Wandrer nicht zu erſchrecken, ging auf ihn zu, gab ihm eine ſeiner Geliebten wohlbekannte Reliquie, die er vor Jahren am Halſe getragen hatte, trug dem Kinde auf, ſie zu ihr zu bringen und ihr dabei zu ſagen, ein alter Freund wünſche ſie am Brunnen zu ſprechen. Das Kind nahm die Reliquie und ein Silberſtück, das ihm der Räuber gab, nachdem es zuerſt bei der Mutter Gottes hatte geloben müſſen, Niemand im Dorfe vor ein Uhr Nachts etwas davon ſagen zu wollen, und lief nach dem Dorfe. Der Räuber zog ſich in ſeinen Hinterhalt zurück, nahm ſein Gewehr zur Hand und ſpähte ſcharf nach dem Dorfe hin, ob ſeine Geliebte ihn vielleicht verrathen und nicht allein kommen möchte. Doch das gute Mädchen, das ihn ſeines Verbrechens ungeachtet vielleicht noch liebte, ihm wahrſcheinlich in irgend einer dringenden Noth beiſtehen zu können, oder zu hören hoffte, er bereue und wolle gern in ſeine Heimath zurückkehren, ging ganz allein nach dem Brunnen, wo ihr Geliebter ihr das Herz durchbohrte, als die Glocke der Dorfkirche eben zum Ave Maria läutete. Das Ungeheuer ſchnitt dann dem Leichnam den Kopf ab und kehrte zur Bande zurück, die ſich jetzt zu dem Bekenntniſſe gezwungen ſah, daß nach einer ſolchen That Niemand würdiger ſey ihr Hauptmann zu werden, als er."

(Fortſetzung folgt.)

Die indiſchen Gaukler.

Die Geſchicklichkeit der bengaliſchen Gaukler iſt zum Sprüchworte geworden, und noch bis auf dieſe Stunde führen ſie Kunſtſtücke auf, die unglaublich erſcheinen würden, wenn ſie nicht durch die glaubwürdigſten Zeugniſſe als unläugbar beſtätigt würden. Sir David Brewſter hat einiger derſelben in ſeinen Briefen über natürliche Magie *) erwähnt, indem er einen dahin einſchlägigen Auszug aus den Tuzuk-i-Dſchehangiri, oder autobiographiſchen Memoiren des Kaiſers Dſchehangir, beifügt.

„Die bengaliſchen Gaukler, ſo heißt es darin, ſagten, ſie wollten von jedem Baume, den man verlange, Samenkerne in die Erde legen, und ich ſollte augenblicklich einen Baum daraus hervorwachſen ſehn. Khanis-Dſchehan, einer der Vornehmſten, die zugegen waren, verlangte hierauf, ſie ſollten ihm einen Maulbeerbaum wachſen laſſen, um ihn von der Wahrheit ihrer Rede zu überzeugen. Unverzüglich ſtanden die Männer auf und ſteckten an zehn verſchiedenen Stellen Samenkerne in den Boden, indem ſie in geheimnißvollen Worten, die Niemanden von den Zuſchauern verſtändlich waren, Beſchwörungen murmelten, worauf man plötzlich zehn Pflanzen aus dem Boden aufſteigen ſah, von denen jede der von Khanis-Dſchehan verlangte Baum wurde. Auf gleiche Weiſe ließen ſie einen Mangelbaum, einen Apfelbaum, eine Cypreſſe, eine Tanne, einen Feigenbaum, einen Mandel- und Nuß-Baum und mehrere andere Bäume hervorwachſen, und zwar ohne bei ihren Kunſtſtücken etwas heimlich zu treiben; ſondern offen und vor Aller Augen ſtiegen die Bäume allmählich und langſam aus dem Boden auf bis zu einer Höhe von zwei bis drei Fuß, worauf ſie Zweige und Blätter trieben; der Apfelbaum insbeſondere trug Früchte, und eine derſelben wurde mir gebracht und ich koſtete ſie und fand ſie friſch und ſaftig.

„Die ſieben Männer ſtellten ſich ferner in eine Reihe, und brachten, ohne die Zunge oder ihre Lippen zu bewegen, ſo liebliche und harmoniſche Töne hervor, als wenn ſie insgeſammt nur Einen Mund gehabt hätten. Wir verſicherten uns genau, daß weder Zunge noch Lippen dabei im Spiele waren. Einer der ſieben Männer ſtellte ſich nun aufrecht vor uns hin, ein Anderer ſchwang ſich auf ihn empor und ſtellte ſich Kopf auf Kopf, mit den Füßen gerade in der Luft, auf ihn. Nun kletterte ein Dritter an dieſen Zweien empor und ſtellte ſeine Füße auf die des Zweiten, worauf ein Vierter ſich mit dem Kopfe wieder auf den Kopf des Dritten emporrichtete, und ſo fort, bis der Siebente dieſe erſtaunliche Menſchenſäule mit ſeinem Kopfe krönte. Einen Schrei der Verwunderung aber nöthigte es allen Zuſchauern ab, als der erſte Mann, der auf ſeinem Scheitel die ganze Laſt der ſechs Uebrigen trug, einen Fuß bis zur Schulter hinaufhob, auf einem Beine ſtehen blieb, und ſo eine Probe von Stärke und genauer Abwägung des Gleichgewichts gab, die über meine Begriffe ging.

„Später brachten ſie einen Mann herbei, dem ſie zuerſt den Kopf abſchnitten; dann hieben ſie ihn in Stücke und warfen die verſtümmelten Glieder auf dem Boden umher und ließen ſie eine Zeit lang liegen. Dann breiteten ſie ein Tuch über dieſelben, einer der Gaukler kroch ſelbſt darunter und kam in wenigen Minuten mit dem Manne, den ſie, wie es ſchien, zerſtückt hatten, hervor, ohne daß an Letzterem die mindeſte Verletzung zu erſehen war. Zuletzt ſtellten ſie ein großes Gefäß mit klarem Waſſer gefüllt auf dem Boden vor uns hin. Einer von ihnen hielt in ſeiner Hand eine rothe Roſe, die er nur in das Waſſer zu tauchen brauche, wie er ſagte, um ihr eine beliebige Farbe zu ertheilen. Auf mein Verlangen tauchte er ſie auch in das Waſſer, und ſie kam, wie ich es gewünſcht hatte, glänzend gelb wieder zum Vorſchein. Und ſo oft er ſie ins Waſſer tauchte, nahm die Blume ſtets eine andere Farbe an, obgleich es wohl hundertmal geſchah. Auch einen Strang weißen Zwirn tauchten ſie in dieſes Waſſer, den ſie bald roth, bald gelb, bald blau gefärbt, wie man es verlangte, wieder herauszogen."

Major Price, der die hier erwähnte Denkſchrift des Kaiſers Dſchehangir überſetzte, bemerkt dabei, daß er ſelbſt Augenzeuge war, wie die indiſchen Gaukler Bäume aus dem Boden wachſen ließen, und daß er ſich nicht vorſtellen könne, wie ihnen dieſes Kunſtſtück möglich ſey, „außer er wollte annehmen, ſie führten Bäume von jedem Stadium des Wachsthums, vom Samenkeime bis zur Blüthe mit ſich." Die übrigen in der Denkſchrift angeführten Kunſtſtücke laſſen ſich theils auf Bauchrednerei, theils auf mechaniſche Principien zurückführen, und ſind auch von europäiſchen Taſchenſpielern ſchon aufgeführt worden.

*) Letters on Natural Magic, addressed to Sir Walter Scott, By Sir David Brewster. London 1831.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 22. 22 Januar 1833.

Radschastan und seine Bewohner. *)

Erst in der neuesten Zeit gewann unsere Kenntniß von Indien einen größeren Umfang, während früher von diesem in jedem Betracht so überaus merkwürdigen Lande außer den Provinzen von Bengalen nur wenig bekannt war; und so reich und fruchtbar auch letztere genannt werden müssen, so waren doch hier die politischen und bürgerlichen Einrichtungen der Hindus mehr in Auflösung begriffen, und die Eigenthümlichkeit der Einwohner hatte durch Jahrhunderte fremder Unterdrückung mehr gelitten, als in irgend einem Theil dieses unermeßlichen Landes. Und dennoch waren unsere Begriffe von Gesetzgebung und Charakter der Hindus hauptsächlich nach diesen Provinzen gebildet, weßhalb es nicht fehlen konnte, daß man, von einem zu engen Gesichtskreise ausgehend, zu allerlei irrthümlichen Folgerungen und Annahmen verleitet werden mußte. Erst seit dem Beginne des laufenden Jahrhunderts gewannen wir in dieser Beziehung einen ausgebreiteteren Ueberblick. Der großen Ausdehnung, welche die Regierung von Madras durch die glücklichen Kriege gegen Sultan Tippuh erhielt, der Erweiterung des Reiches Bombay nach der Seite von Gusserat hin, und endlich der Unterwerfung des Mahrattenstaates und man kann sagen von ganz Indien auf der Seite von Bengalen, nicht minder aber auch jenen vielen talentvollen Männern, die als politische Agenten Englands in den verschiedenen Theilen von Indien längere oder kürzere Zeit verweilten, dankt man eine umfassendere Kenntniß des Landes und seiner Bewohner, als man früher besaß. So trug Obrist Wilks Vieles dazu bei, unsre Kenntnisse von den verschiedenen Stämmen Südindiens zu erweitern und zu berichtigen; John Malcolm gab höchst lehrreiche und merkwürdige Mittheilungen über die Länder zwischen dem Nerbudda und Chumbul; Elphinstone schloß uns die ganze Länderstrecke von Beiah und der indischen Wüste bis in die Tartarei und Khorasan auf; während Kapitän Pottinger uns in das weit ausgedehnte und barbarische Gebiet der Beludschen, längs der Gränze von Persien den Indus abwärts, einführte. Inmitten von allen diesen Reichen lag indeß wie eine unbekannte Insel abgeschlossen jene große Länderstrecke, welche die Radschputstaaten bilden; und blieb so fast der einzige beträchtliche Theil von Indien, der noch unbeschrieben gelassen war. Obrist Tod gebührt das Verdienst, diese mächtige Lücke ausgefüllt und die Kenntniß der Erdbeschreibung, wie der Geschichte des Westens und der Mitte von Indien vervollständigt zu haben. Ein neues Land und ein neues Volk wird uns durch seine Forschungen vorgeführt; denn die wenigen mangelhaften Nachrichten, die man bis jetzt davon besaß, dienten mehr die Neugier zu erregen, als zu befriedigen.

Der östliche Theil von Radschastan ist größtentheils von schwer zugängigen Gebirgen eingeschlossen und geschützt, und reich an fruchtbaren Ebenen und wohlbewässerten Thälern. *) — Das westlich gelegene Land hingegen ist von einem ganz verschiedenen Charakter. Es wird von dem ersteren durch die lange Kette des Aravulligebirges getrennt und umschließt die große indische Wüste, welche die Ländertheile von Merwar, Dschessulmir, Bikanir, einen Theil von Schekhawati und die Wüste des Industhales umfaßt. Gegen Osten wird es von der Aravullikette begränzt, die es von Merwar, Adschmir und Ambir trennt: gegen Westen hat es das Thal des Sind; gegen Süden den großen Salzsee Rin, der es von Kotsch und Gusserat scheidet, und gegen Norden das Flachland, das den Gharah einschließt, den südlichen Fluß, der das Pendschab begränzt. „Von diesen Gränzmarken, sagt der Verfasser, bilden die Aravulli die wichtigste; denn nur sie verhindern, daß Mittelindien nicht ganz unter Sand begraben wird; und so hoch und ununterbrochen auch diese Gebirgskette fortläuft, die sich fast von dem Meere bis Delhi ausdehnt, werden dennoch überall, wo das Gebirge sich öffnet oder niedriger wird, Wolken von Flugsand hindurch oder hinüber geweht, und bilden kleine Thulls oder unfruchtbare Strecken, selbst mitten im Schoße der Fruchtbarkeit." Doch dieses weite Ländergebiet ist nicht durchgehends unfruchtbar. Ziemlich beträchtliche Oasen sind hier und dort darüber ausgestreut. Der Luhni oder Salzfluß durchströmt den größten

*) Annals and Antiquities of Rajasthan, or the Central and Western States of India. By Lieutenant-Colonel James Tod, late Political Resident to the Western Rajpoot States. Vol. II. 4. London 1832.

*) Es war der erste Theil des vorliegenden Werkes, der im Jahre 1828 erschien, und sich hauptsächlich mit den Alterthümern und der Religion der Radschputstämme, so wie mit der geographischen Beschreibung des östlichen Theiles dieser Länder beschäftigte.
A. d. R.

Theil von Merwar und manche Striche östlich von ihm, aufwärts bis an den Fuß der Aravulli, aus denen ihm mehrere kleine Flüsse zueilen, sind mit Reichthum und Fruchtbarkeit gesegnet.

(Fortsetzung folgt.)

Engländer und Chinesen in Canton.

(Fortsetzung.)

Es stand aber im Buche des Schicksals geschrieben, daß der Holländer zu großen Unruhen in der Stadt Canton Anlaß geben sollte. Seine Ladung war als verdorben befunden worden. Die chinesischen Kaufleute, gewohnt von der ostindischen Kompagnie vortreffliche Waaren zu erhalten, setzen ein so unbedingtes Zutrauen in ihre Redlichkeit, daß sie keinen Ballen vor dem Kaufe öffnen. Allein wie groß war ihre Entrüstung, als sie fanden, daß die Baumwollenwaaren des Holländers fleckig und von schlechter Sorte, ja sogar an mehreren Stellen zerrissen waren. Sobald sich das Gerücht von diesem Betruge, den ein Barbar begangen, in der Stadt verbreitete, drängte sich das Volk von Canton haufenweise um die englische Faktorei. Quang-tam, der für den Holländer Bürgschaft geleistet hatte, verschloß sich in seinen Pavillon und bejammerte das Unglück, das ihm aus diesem bösen Handel drohte: sein Kopf und sein Vermögen stand auf dem Spiele. In seiner Eigenschaft als Hong war er für Alles verantwortlich, was seine Schützlinge verbrechen konnten.

Unter den schreienden und entrüsteten Volkshaufen, welche die Luft mit ihren Drohungen erfüllten, befand sich auch der junge Reisende Yang und sein Bruder Hao-pi, der von dem fernen Fokian gekommen war, um seinen Bruder zu suchen. Beide stießen sich mit den Ellbogen, ihre Augen begegneten sich, sie erkannten und begrüßten sich, und dachten weder mehr an die fleckigen Waaren, noch an die verdorbenen Baumwollenzeuge, mit denen der holländische Kapitän die Chinesen angeführt hatte. Während Einige der ergrimmten Volksmasse Stücke der schlechten Waare forttrugen, um sie als handgreifliche Beweise des Betruges einem Beamten vorzulegen, zeigte Hao-pi seinem Bruder den Ballen Pekothee, den er aus Fokian nach Canton gebracht hatte. Yang erkannte das Merkzeichen seines Vaters Leu-tse-pi und suchte sich mit dem Finger eine kleine Oeffnung in den Ballen zu bohren, um seine kindlichen Geruchswerkzeuge an dem Dufte des väterlichen Thees zu erlaben, der in ihm so viele Erinnerungen an häusliche Freuden, an Familie und Heimath erweckte. Yang war noch mit aller Geduld und Ernsthaftigkeit eines Chinesen in dieser Untersuchung begriffen, als ein Diener der Hongkaufleute erschien, um den Brüdern anzusagen, daß man sie zu sprechen wünsche. Die Hongs hatten sich nämlich versammelt, um über den betrügerischen Verkauf des Holländers eine Untersuchung anzustellen, und Yang's Zeugniß konnte hierin von Gewicht seyn. Vergebens suchte Graham um die Vergünstigung nach, diesen Verhandlungen beiwohnen zu dürfen; Blake, der Feind des Monopoles, allein erhielt die Erlaubniß als Zuhörer zugegen zu seyn, ohne jedoch dabei eine Stimme führen zu dürfen.

In einem niedern Saale saßen die acht Hongs, die mit ihrem Bruder Quang-tam zu gemeinschaftlicher Haftung verbunden waren, kummervoll die Arme über die Brust gekreuzt und mit gesenkten Häuptern. In einiger Entfernung von ihnen stand ein Stuhl für Quang-tam, der endlich gesenkten Hauptes eintrat, und sich in tiefer Betrübniß niedersetzte. Man wickelte die Stücke Baumwollenzeug auf: sie waren beschmutzt und zerknüllt. Je genauer man in die Untersuchung der zur Beweisführung vorgelegten Waaren einging, desto größer wurde der Schmerz des armen Quang-tam. Seine Thränen flossen bei dem Anblicke der Perkale, die von den Schaben zerfressen waren, er schluchzte laut, als er die Kalikots wie ein Sieb durchlöchert sah, und einer Ohnmacht war er nahe, als man vor seinen Augen einen Shawl ausbreitete, der mit Flecken bedeckt war. Die Blicke seiner Unglücksgenossen waren auf ihn gerichtet, die Einen waren erbittert über ihn, weil er sie der Strenge der Gesetze bloßgestellt hatte, die Edelmüthigeren betrachteten ihn mit Bedauern.

„Wie gedenkst Du den Zorn des erhabenen Kaisers zu besänftigen, und dem Arm seiner Gerechtigkeit Einhalt zu thun, die bereit steht, die blutigen Köpfe Deiner Mitbrüder und den Deinigen in den Staub hinrollen zu lassen?" fragte Einer der Hongkaufleute.

Quang-tam nahm nun das Wort, indem er zu seiner Entschuldigung die Unmöglichkeit hervorhob, einen so kühnen und unerhörten Betrug, wie ihn der holländische Kapitän begangen, vorher zu entdecken. Wie sollte der Blick durch die sorgfältig umwickelten und eingeschnürten Ballen zu dringen vermögen, in denen die Waaren enthalten sind? Wie ließ sich einer so großen und verbrecherischen Kühnheit vorbeugen? Wäre es nicht das bedauernswürdigste Mißgeschick, wenn ein Sohn des himmlischen Reiches gezwungen werden sollte, gewaltsam dieses Paradies der Menschen, China zu verlassen, weil ein Barbar sich erfrecht hat, einen Kaufmann zu betrügen, dem er seine Baumwollenwaaren verkaufte? Was ihn, Quang-tam betreffe, so habe er sich für die Ein- und Ausfuhrzölle verbürgt, welche die Barbaren der Regierung zu entrichten schuldig sind. Hiefür allein könne er verbindlich gemacht werden, und eine handgreifliche Ungerechtigkeit würde es seyn, ihm für alle Vergehungen, deren der Kapitän und seine Leute sich schuldig machen könnten, die Verantwortlichkeit aufzubürden. Wenn man ein Rechtsverfahren dieser Art einführen wolle, würden für die unglücklichen Hongkaufleute nicht genug Strafen und Henker aufzutreiben seyn. „Es ist genug," fügte er noch hinzu, „daß wir Kaufleute, die wir für diese Barbaren Bürgschaft leisten, für sie der Regierung und dem erhabenen Kaiser die Abgaben entrichten, und uns der Gefahr von Verlusten bloßstellen müssen, die ihre Treulosigkeit oder Thorheit uns zufügen kann."

Quang-tam hatte seine Sache mit Wärme und Beredtsamkeit verfochten. Man ließ nun Yang vortreten, um über den Handel der Barbaren, über ihre Treue in Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten, über die Art und Weise, wie sie bei verschie-

denen Käufen und Verkäufen zu Werke gehen, seine Erklärungen abzugeben.

„Sag' uns an," so begann Einer der Hongkaufleute zu Yang, wie es mit diesen Menschen aussieht; ob ihr betrügerisches und treuloses Wesen nur dann und wann seine Tücken übt, wie die langgeschwänzten Gestirne nur in gewissen Zwischenräumen am Himmel erscheinen; oder ob Betrug ihnen zur andern Natur geworden ist. Es liegt uns viel daran, hierüber die volle und nackte Wahrheit zu vernehmen.

„Ach," erwiderte Yang ernsthaft und blieb, während er seine Aussage von sich gab, vor den wißbegierigen Hongkaufleuten aufrecht stehen. — „Lug und Trug ist bei diesen Menschen der fernen Länder nicht so selten, als die flammenden Gestirne, die ihr erwähntet. Groß war meine Ueberraschung, und mein Unwille, als ich in den Straßen von London ein Rasiermesser von ächtem Stahl kaufte, wie mir der Verkäufer heilig versicherte, und nachher fand, daß die eiserne Klinge nicht schnitt. Noch größer war meine Entrüstung, als ich einen Vorübergehenden bat, mir einen Schein, der mit Buchstaben des Landes bezeichnet war, ein kleines Blättchen von superfeinem Papier, für klingende Münze auszuwechseln. Der Mensch nahm das Papier, kam aber nicht mehr zum Vorschein. Ich fürchtete, es möchte ihm ein Unglück zugestoßen und er vielleicht von den Rädern eines Wagens zerquetscht, oder durch einen Fall beschädigt worden seyn; allein als ich diese Meinung Denen, die mir zunächst standen, mittheilte, sagten sie mir, dieser Mensch werde wahrscheinlich das Geld für das Papier empfangen, aber für sich behalten und ausgegeben haben.

(Fortsezung folgt.)

Literarische Chronik.

(Fortsezung.)

Der ungerische Pferdehändler.

„In der dritten Nacht nach seiner Abreise von Wien stieg ein Pferdehändler in einer stillen Herberge in der Vorstadt eines kleinen Städtchens ab. Zwar hatte er hier niemals noch seine Einkehr genommen; allein das Haus war gut eingerichtet, und seine Wirthe schienen rechtliche Leute. Nachdem er zuerst sein müdes Pferd beschickt hatte, setzte er sich mit dem Wirthe und dessen Familie zum Nachtessen. Man fragte ihn bei Tische, woher er käme, und als er Wien nannte, wollte Alles Neuigkeiten wissen, ein Verlangen, dem der Pferdehändler nach Kräften entsprach. Der Wirth fragte ferner, was für Geschäfte ihn nach Wien geführt hätten, und als er die Antwort erhielt, daß er dort einige der schönsten Pferde verkauft habe, die noch auf den Markt gebracht worden seyen, warf der Wirth einem Manne, der mit zu Tische saß und des Wirthes Sohn zu seyn schien, einen Blick zu, der dem Roßhändler jezt zwar kaum auffiel, dessen er sich aber später wieder zu erinnern Ursache genug hatte. Als das Nachtessen vorüber war, verlangte der ermüdete Reisende zu Bette; der Wirth selbst nahm ein Licht und geleitete ihn durch einen kleinen Hof nach dem Hinterhause in ein abgelegenes Gebäude, das zwar für einen ungerischen Schenkwirth ziemlich anständig eingerichtete Zimmer enthielt. Das innere enthielt ein Bett, und hier ließ der Wirth seinen Gast allein. Als dieser seinen Rock ausgezogen und den Gurt, der sein Geld enthielt, abgeschnallt hatte, fiel ihm doch ein, nachzusehen, ob auch noch Alles in Richtigkeit sey. Er zog also einen alten ledernen Beutel heraus, der sein Gold enthielt, dann eine abgegriffene, mit österreichischen Banknoten gefüllte Pergamentschreibtafel, und als er Alles richtig befunden hatte, legte er seinen Schatz unter das Kopfkissen, löschte das Licht aus und warf sich auf das Bett. Gott und seinen Heiligen dankend, daß sie ihn glücklich wieder seiner Heimath um so viel näher gebracht hatten, und da ihm nicht der leiseste Argwohn gegen seine Wirthsleute in den Sinn kam, so fiel er bald in einen tiefen und ruhigen Schlaf. So mochte er etwa eine oder zwei Stunden hingebracht haben, als er von dem Geräusche eines sich öffnenden Fensters und einem Zug kalter Nachtluft aufgeweckt wurde. Indem er sich im Bette aufrichtete, sah er durch ein fast unmittelbar über dem Bette angebrachtes, offen stehendes Fenster den Kopf und die Schultern eines Mannes zum Vorschein kommen, der offenbar die Absicht hatte, auf diesem Wege ins Zimmer zu steigen. Als der erschrockene Roßhändler noch einmal hinblickte, war die Gestalt, die sich zum Einbruche anschickte, verschwunden, und er hörte, wie er sich einbildete, ein dumpfes Geräusch und dicht unter dem Fenster die Stimmen mehrerer Männer. Von einem Schrecken ergriffen, der um so entsezlicher war, je unvorhergesehener er über ihn hereingebrochen war, und fast verzweifelnd, sein Leben retten zu können, kroch unser Reisender, der kaum noch seiner Sinne mächtig war, unter das Bett. Kaum hatte er dieses Versteck eingenommen, als er auch schon das schwere Schnauben eines Mannes am offenen Fenster hörte und im nächsten Augenblicke sprang ein starker Kerl ins Zimmer, der an den Wänden hintappend das Bett suchte. Die Furcht hatte den armen Pferdehändler fast seiner Sinne beraubt; doch konnte er noch so viel unterscheiden, daß der ungebetene Gast, wer er auch seyn mochte, betrunken war. Aus dieser Bemerkung war jedoch nur wenig Trost zu schöpfen; denn der Kerl konnte ja nur deßhalb sich betrunken haben, um sich mehr Muth zu machen; und überdieß hatte der Reisende außerhalb noch die Stimmen anderer Männer gehört, die mit leichter Mühe ins Zimmer steigen und ihrem Bruder Schurken helfen konnten, wenn Widerstand geleistet würde. Wie groß war aber nicht sein Erstaunen und wie sehr lebte seine Hoffnung auf, als er hörte, daß der vermeintliche Räuber seinen Rock auf den Boden und sich selbst auf das Bett warf, unter dem der Reisende lag. Doch der Schrecken hatte den armen Mann zu sehr gelähmt, als daß er auf einmal ganz seine Fassung hätte wieder gewinnen können; seine Gedanken waren zu verwirrt, als daß er dem mitternächtlichen Einbruche in das Zimmer eines unbewaffneten, mit Geld versehenen Mannes einen andern Zweck hätte unterlegen können, als Raub und Mord; er hielt sich daher ruhig, bis er den Kerl über sich mit dem tiefen Athemzuge eines Betrunkenen schnarchen hörte. Schon war er entschlossen, seine Wirthsleute aufzuwecken, um sich statt des Bettes, aus dem er auf so seltsame Weise verdrängt worden war, eine andere Liegerstatt anweisen zu lassen, als er die Thüre des äußeren Zimmers öffnen und leise Fußtritte nahen hörte; bald ward auch die Thüre des Schlafgemaches behutsam aufgemacht, und zwei Männer, die er für den Wirth und dessen Sohn erkannte, erschienen auf der Schwelle. „Laß das Licht, wo es ist, flüsterte der Wirth, es könnte ihn aufwecken und uns Ungelegenheiten machen." — „Hat sich wohl, erwiderte der Sohn ebenfalls leise, wir sind zwei gegen Einen, und er hat nichts als ein kleines Taschenmesser bei sich; zudem schläft er ja steinfest, horch nur wie er schnarcht." — „Thu was ich sage, antwortete der Alte zornig; willst du, daß er erwacht und die ganze Nachbarschaft mit seinem Geschrei in Aufruhr bringt?" Der Reisende konnte, außer sich vor Schrecken bei diesem Gespräche, kaum einen Schrei des Entsezens unterdrücken; er sah jezt, wie der Sohn das Licht im äußern Zimmer zurückließ, dann die Thüre des Schlafzimmers beim Eintreten so weit hinter sich zuzog, daß der Schimmer der Lampe nicht aufs Bett fallen konnte. Die beiden Mörder schlichen jezt nach dem Bette, und nun hörte er das leise Tasten von Händen auf dem Bette und dann einen zischenden Laut, der ihn vor Graus fast tödtete: denn es war das Geräusch von Messern oder Dolchen, die einem nur wenige Zolle über ihm liegenden menschlichen Wesen in die Brust gestoßen wurden. Nun folgte ein heftiges, von einem dumpfen Röcheln begleitetes Krachen des niedrigen Bettes, das sich unter der Last eines oder beider Mörder, die sich darauf warfen, so sehr bog, daß es auf den Reisenden drückte. Dann trat ein Paar Augenblicke eine schaudervolle Stille ein, und dann sagte der Wirth: „Es ist geschehen, ich habe ihm die Kehle abgeschnitten; nimm das Geld, ich sah, daß er es unter das Kopfkissen legte." — „Ich hab' es schon, sagte der Sohn, hier ist's, ein Beutel und eine Brieftasche." Der arme Roßhändler wurde nun von der Beängstigung, die ihn fast erstickte, befreit, und die Mörder, die beim Fortgehen zu zittern schienen, stürzten aus dem Zimmer, nahmen das Licht mit und entfernten sich. Kaum waren sie fort, so kroch der arme Roßhändler unter dem Bette hervor und wagte in sei-

ner Verzweiflung einen Sprung aus dem kleinen Fenster, durch das er den armen Teufel hatte einsteigen sehen, der augenscheinlich für ihn ermordet worden war. Er lief so schnell er nur konnte in die Stadt, wo er sein schreckliches Abenteuer und seine wunderbare Rettung der Nachtwache erzählte. Diese führte ihn zum Bürgermeister, der sogleich aus dem Schlafe gepocht und von dem Vorgange unterrichtet wurde. In weniger als einer halben Stunde befand sich der Pferdehändler, vom Bürgermeister, einer bedeutenden Anzahl der entsetzten Einwohner und der Nachtwache begleitet, bereits wieder auf dem Wege nach der Mörderherberge. Im Hause schien es still wie im Grabe; als man sich aber leise den Ställen näherte, hörte man ein Geräusch; vorsichtig besetzte man jetzt die Herberge sammt den Nebengebäuden, der Bürgermeister nebst dem Reisenden und einem halben Dutzend bewaffneter Männer gingen der Stallthüre zu, öffneten und fanden den Wirth nebst seinem Sohne beschäftigt, eine Grube zu graben. Der Erste, der den Mördern in die Augen fiel, war der Reisende. Der Eindruck dieser Erscheinung auf die Schuldbewußten war zu stark, als daß sie ihn zu ertragen vermochten; sie schrien laut auf, stürzten zu Boden, und obschon die harten Fäuste, von denen sie ergriffen wurden, sie überzeugen konnten, daß sie mit Wesen von Fleisch und Bein zu thun hatten, obschon sie die Stimme des Bürgermeisters und ihrer Nachbarn hörten, die sie als Mörder anklagten, so bedurfte es doch einige Minuten, ehe sie sich überzeugen konnten, daß der vor ihnen stehende Reisende er selbst und nicht sein Geist sey. Der verhärtetere Böswicht, der Vater war es, der, als er den Reisenden mit dem Bürgermeister fortwährend sprechen hörte, es zuerst über sich gewann, das Gesicht vom Boden zu erheben, und nun sah er seinen Gast, zwar immer noch bleich und verstört, aber augenscheinlich unverletzt vor sich. Dem Mörder schwindelte der Kopf vor Erstaunen; endlich aber erhob er sich und rief denen zu, die ihn festhielten: „Laßt mich den Fremden näher sehen; laßt mich ihn berühren, nur berühren laßt mich ihn!" Der arme Pferdehändler prallte vor Entsetzen und Abscheu zurück. „Lassen Sie's immerhin geschehen, sagte der Bürgermeister, er ist unbewaffnet und wird gehalten, und überdieß sind wir unsrer ja genug, um zu verhüten, daß ihnen Leides geschehe." Auf dieses Zureden ließ der Fremde den Wirth näher treten und sich von seiner Hand berühren. Kaum war Dieß geschehen, so rief der Bösewicht aus: „Ich bin kein Mörder, wer kann sagen, daß ich ein Mörder bin!" „Das wollen wir sogleich sehen," erwiderte der Reisende, indem er sich mit dem Bürgermeister, den beiden Gefangenen und Allen, die sich auf das Gerücht von dem Vorfall versammelt hatten, nach dem abgelegenen Zimmer auf den Weg machte. Vater und Sohn betraten ziemlich dreist das Gemach; als sie aber beim Scheine der über das Bett gehaltenen Lampe einen blutbedeckten Körper auf demselben liegen sahen, riefen sie aus: „Wer ist Dieß, wer ist Dieß?" und stürzten auf das Bette zu. Die Lichter wurden tiefer herab gehalten, ihr Strahl fiel auf das entstellte Antlitz und die klaffende Halswunde eines jungen Mannes; der jüngere der Mörder wendete bei diesem Anblicke das Gesicht ab und konnte kein Wort hervorbringen, der Vater aber stieß einen entsetzlichen, herzzerschneidenden Schrei aus, warf sich auf die blutende Leiche und ächzte mit erstickter Stimme: „Mein Sohn, ich habe meinen eignen Sohn ermordet!" Einen Augenblick verginnen ihm die Sinne und raubten ihm das Bewußtseyn seiner entsetzlichen Lage. In der nächsten Minute drang die unglückliche Wirthin, die an Allem, was vorgegangen, unschuldig und ohne es zu wissen das Weib und die Mutter eines Mörders, die Mutter eines von Vater und Bruder erschlagenen Sohnes war, nach dem Gemache und würde durch ihren Eintritt die unerträglichen Qualen, von denen die Mörder bereits gefoltert wurden, noch vermehrt haben, wäre sie von den gutmüthigen Bewohnern des Städtchens nicht zurückgehalten worden. Sie war durch das Getümmel im Stalle und das Geschrei ihres Mannes aus dem Schlafe geschreckt worden und wurde nun selbst schreiend und fast wahnsinnig mit Gewalt ins Wirthshaus zurückgeführt. Die beiden Mörder wurden sogleich gefesselt und ins Gefängniß geworfen, wo es sich bei der am nächsten Morgen angestellten Untersuchung ergab, daß der Ermordete der jüngste Sohn des Wirths und ein Mensch war, der sich noch keines andern Fehltrittes als einer allzugroßen Neigung zum Trunk schuldig gemacht hatte; daß er, statt, wie sein Vater und Bruder geglaubt hatten, in seinem Bette zu liegen, sich aus dem Hause gestohlen und einer Gesellschaft von Zechbrüdern angeschlossen hatte. Diese lustigen Brüder erschienen denn auch vor Gericht, und zwei von ihnen sagten aus, daß der Ermordete, stark berauscht und seines Vaters Zorn fürchtend, wenn er in solchem Zustande nach Hause kommen und Lärm machen würde, ihnen gesagt habe, er wolle durch das Fenster in das kleine abgelegene Zimmer steigen und dort schlafen, wie er schon oft gethan habe; zwei von ihnen hätten ihn begleitet und beim Einsteigen geholfen. Er war schon bis zum Fenster emporgekommen und seine Begleiter glaubten ihn schon glücklich im Zimmer, als er, trunken und unbeholfen wie er war, wieder herabfiel; sie hatten nun viele Mühe, den Berauschten, der hartnäckig darauf bestand, er wolle mit einem seiner Kameraden schlafen gehen, zu einem neuen Versuche zu bewegen. Es war ihm endlich doch noch gelungen einzusteigen, worauf sich seine Begleiter auch nach Hause begaben. Die Verbrecher wurden wenige Wochen nach ihrer That gerichtet; sie hatten Alles bekannt, und dem Pferdehändler war das geraubte Geld, das sie zu einem viel schauderhaftern Mord, als sie beabsichtigten, verleitet hatte, wieder erstattet worden."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die in dem chinesischen Gränzgebirge Lien-tschen aufgebrochene Empörung scheint bedeutender werden zu wollen, als man Anfangs glaubte. Der König, der aus den dortigen Hochlanden herabstieg, um die Fahne der Empörung gegen das himmlische Reich aufzupflanzen, heißt nach den neuesten über Indien in England eingetroffenen Berichten Li-Timing, und hat den Namen Kin-Lung (der goldene Drache) angenommen. Seine Befehle werden nicht vom 12ten Jahre Tau-kwang's, wie die Herrscherperiode des gegenwärtigen Kaisers von China heißt, erlassen, sondern sind mit den ersten Jahren seiner eigenen Regierung unterzeichnet. Auf seinen Panieren führt er eine Inschrift, die seine Unternehmung als eine von der göttlichen Vorsehung anbefohlene erklärt. Die Worte heißen:

„Tung tien tsching ming
Kin Lung yuen nin." D. h.
Des Himmels Befehl erhielt
Der goldene Drache. Im ersten Jahr."

Es wurden Truppen von Kwangsi, Hunan und Kanton gegen ihn ausgesendet. Der Statthalter von Hunan soll in einem Treffen gegen die Rebellen von einem vergifteten Pfeile getödtet worden seyn; so viel ist wenigstens gewiß, daß der goldene Drache die Stadt Kiang-heya in dieser Provinz einnahm, und daß die kaiserlichen Truppen in mehreren kleinern Gefechten den Kürzern zogen. Anfangs glaubte man, die Bergbewohner seyen bloß, wie früher, von Hungersnoth zu diesen Einfällen in das kaiserliche Gebiet veranlaßt worden; es scheint aber jetzt, daß es ein schon längst unter ihnen und allen Bewohnern der Gränzhochlande von China verabredeter Plan ist; denn sie benützten, wie man jetzt erfährt, die außerordentliche Wohlfeilheit des Salzes in den letztverflossenen Jahren, um große Vorräthe davon anzulegen, während sie früher durch diesen Artikel von den benachbarten chinesischen Provinzen abhängig waren. Die Truppen Li-Timing's sollen sehr gut bewaffnet, tapfer und kriegerisch seyn. Die Chinesen sind voll abergläubischer Furcht vor diesen Feinden, und die abgeschmacktesten Märchen werden über sie in Umlauf gesetzt und geglaubt. So behaupten Einige, die Rebellen seyen mit dem Teufel im Bunde; Andere, sie könnten sich unsichtbar machen, und aus einem Tigerfelle, das sie in Stücke geschnitten, so viele lebendige große Tiger hervorzaubern, als sie Stücke gemacht u. s. w.

*

In der neuen geographischen Gesellschaft zu Bombay hat der englische Lieutenant Wellstead im August des vergangenen Jahres über das alte Berenice, eine der großen asiatischen Handelsstädte des Alterthums, eine Abhandlung vorgelesen, in der er den Ort ihrer Lage aufgefunden zu haben behauptet. Unter den Ruinen derselben hat er einen Tempel entdeckt, und darin drei Inschriften gefunden, von denen die eine in Hieroglyphen, die andere in griechischer Sprache abgefaßt ist, und worin eines Königs und seiner Schwester, die Königin Kleopatra genannt wird, Erwähnung geschieht. Die Lage der Stadt ist in der über diesen Gegenstand in englischen Blättern gegebenen Mittheilung unangedeutet geblieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

№ 23. 23 Januar 1833.

Radſchaſtan und ſeine Bewohner.

(Fortſetzung.)

„Könnte man," bemerkt der Verfaſſer, „von den dreigipfeligen Bergen von Dſchesſulmir, nach Weſten hin, dieſes Sandmeer bis zu den blauen Waſſern des Indus überſchauen, und mit einem Blick ſeinen ganzen Lauf von Heidrabad bis Utſch verfolgen, ſo würde man zwiſchen dieſen Thälern und Sandhügeln kleine Niederlaſſungen beſeelter Geſchöpfe wahrnehmen, die ſich an jeder Stelle zuſammengedrängt haben, die durch Waſſer bewohnbar wurde. Auf dieſer Länderſtrecke, die ſich in einer Länge von vier bis fünfhundert Meilen, und von ein bis zweihundert in der Breite hinzieht, liegen kleine Weiler zerſtreut, die aus den einzelnen Hütten der Hirten beſtehen, welche hier ihre Heerden weiden, oder dieſe kleinen Oaſen zu ihrem Unterhalte anbauen. Dann würde man eine lange Reihe von Kamelen erblicken, die auf dem oft zweifelhaften Wege unter ihrer Ladung einhertraben, und den Karawanenführer, der bei jedem Ruheplatz an's Ende ſeines Turbans einen Knoten knüpft. Aber auch eine Bande Schraes, die Beduinen dieſer Wüſte, würde man auf Kamelen oder Pferden, in einem Hinterhalte liegen ſehen, wo ſie auf die Karawane lauern, um ſie zu berauben; oder man würde ſie in einem minder gefährlichen Wagſtück beſchäftigt erblicken, wie ſie die Heerden der Hirten von Radſchur oder Mangulia wegtreiben oder in den Hütten von immergrünem Thal, die zugleich als Getreidgruben und als Schutz gegen die Sonne dienen, nach den darin aufgehäuften Vorräthen umherſtöbern. Auch eine Schaar Nomaden würde man gewahren können, die mit ihren Heerden von der bereits erſchöpften Trift aufbricht, um neue Weiden zu ſuchen, oder die eben ihren Durſt an dem Wah der kleinen Oaſe ſtillt, über die ſie ſo lange das Eigenthumsrecht übt, als um ſie herum die Heerde Nahrung findet, oder ſie nicht mit einer ſtärkeren Horde in Berührung kommt."

Von der Wichtigkeit einer Quelle in dieſem Lande kann man ſich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß in den bewohnteren Theilen nur in einer Tiefe von fünfundſechzig und hundertunddreißig Fuß Waſſer gefunden wird; während man in den unfruchtbaren Bezirken bis in eine Tiefe von vier bis fünfhundert Fuß hinabgraben muß, und in dem Gebiete von Dhat, das Amirkot umfaßt, oft bis zu ſiebenhundert Fuß. Dhat und Omerſumra, die weſtlich von Dſchesſulmir und Merwar gelegenen und von Sind abhängigen Bezirke, haben Strecken von fünfzig Meilen, die ohne Waſſer ſind. Deßhalb kann man das Land auch nur in kleinen Abtheilungen durchziehen, da bei der Tiefe der Brunnen, und den unzulänglichen Mitteln, den nöthigen Waſſervorrath heraufzuholen, wenn die Karawanen größer wären, Viele umkommen würden, bevor der Durſt von Allen gelöſcht werden könnte. Der Luhni, der als der einzige Fluß des Landes betrachtet werden kann, ſtrömt durch Merwar in den Rin, einen ungeheuren Salzſee von nahe an hundertfünfzig Meilen in der Breite, der zwar ſein Salz dem Luhni dankt, den größten Theil ſeines Waſſers aber den Ueberfluthungen des Indus.

Außer den neuen Aufſchlüſſen, die das vorliegende Werk über die geographiſchen und geſchichtlichen Verhältniſſe dieſes Landes gibt, iſt es aber vorzüglich der tapfere und romantiſche Charakter der Radſchputen ſelbſt, der für unſere Leſer am meiſten anziehend ſeyn wird. Die Radſchputen befanden ſich hier lange Zeit in derſelben Lage, wie die nordiſchen Eroberer unter den alten Provenzalen oder die Normannen in England. Sie waren ein erobernder Stamm, der vor vielen Jahrhunderten die alten Einwohner des Landes unterjochte, und ſich in der neuen Heimath in weit geringerer Anzahl, als die Ueberwundenen, niederließ. Die Nothwendigkeit, Anfangs auf ihre gegenſeitige Vertheidigung, zu gemeinſchaftlicher Behauptung ihrer Eroberung, Bedacht zu nehmen, knüpfte natürlich die höhere und niedere Klaſſe der Eroberer näher aneinander. Die alten Bewohner von Radſchputana, die den ſtärkern Theil der Landesbevölkerung bilden, bauen das Land an, während jeder Radſchput, ſo arm er auch ſeyn mag, überall wo das Nationalgefühl durch die neuere Anarchie nicht erſtickt worden iſt, ſich als einen Mann von Gewicht betrachtet, ſtolz auf die große Maſſe des Volks herabblickt, Soldat und Edelmann, faul und tapfer und treu ergeben dem Oberhaupte ſeines Stammes iſt, für das er Zeit und Leben zu opfern jeden Augenblick bereit ſteht. Da das Land in eine Menge kleiner Gebiete zertrümmert iſt, in deren jedem ein Häuptling zur Vertheidigung ſeine Burg und ſeine Stammgenoſſen hat, die alle ſeine Gefühle theilen, und ſeine Ehre zur ihrigen machen; und da die benachbarten Häuptlinge zuweilen Freunde und zuweilen Feinde ſind, ſo hängt das Anſehen eines Jeden unter ihnen von der Menge der Stammesgehörigen ab,

die bereit ſtehen, ſeine Anſprüche zu vertreten. Aus dieſen eigenthümlichen Verhältniſſen, die ſo viele Züge mit jenen unſrer Feudalzeit gemeinſam haben, erklärt ſich denn auch zur Genüge die überraſchende Aehnlichkeit, die zwiſchen einigen Einrichtungen aus jener Zeit und denen der neueren Radſchputen beſteht.

An einem halbciviliſirten Volke wie die Radſchputen können natürlich furchtbare Thaten und gräuelvolle Verbrechen nicht unerwartet kommen: und dieſe ihnen durch Geburt und Erziehung eigenthümliche Neigung zu wilder Tapferkeit und Lebensverachtung wird noch erhöht durch den unmäßigen Opiumgenuß, dem ſie ergeben ſind. Auch in ihren Begriffen von Ehre ſind ſie außerordentlich leicht verletzlich, und häufig nur allzu unverſöhnlich; wiewohl dieſe Sinnesart, ſo ſehr ſie in ihrer Ausartung tadelnswerth erſcheinen mag, der Boden iſt, auf dem viele edle Tugenden wurzeln. Dieſe Eigenſchaften bezeichnen nicht nur Einzelne aus dieſem merkwürdigen Volke, ſondern den ganzen herrſchenden Stamm von Radſchaſtan, deſſen Annalen Beiſpiele von Heldenſinn und Selbſtaufopferung bieten, die jedem Jahrhundert Ehre machen würden. Eine andere Aehnlichkeit dieſes Hinduſtammes mit der Heldenzeit unſres Abendlandes läßt ſich auch in ihrer Liebe für ihre Barden erkennen, deren Geſänge den Preis ihrer Vorfahren zum Inhalte haben. Dieſer kriegeriſche Geiſtesſchwung gibt den Radſchputen eine Färbung romantiſcher Poeſie, die dem übrigen Indien größtentheils fremd iſt, wo die Thaten der Götter den hauptſächlichen oder einzigen Stoff der Poeſie bilden. Eine ſolche edle Sinnesart iſt aber nicht bloß auf die Männer beſchränkt, nie ſah man die Frauen der Radſchputen vor dem Tode zurückbeben, wo es galt, ihre Ehre zu retten, oder der Schmach der Knechtſchaft zu entgehen. Doch ein Beiſpiel wird mehr als jede Beſchreibung die kühne Gemüthsart dieſer kriegeriſchen Stämme zeichnen. Als der Kaiſer Dſchehangir ihr Land mit Krieg überzog und das Heer von Merwar gegen ihn im Felde ſtand, erhob ſich zwiſchen zwei Klans, den Chondawuts und Suktawuts, ein Streit, wem von beiden die Ehre das Vordertreffen zu führen gebühre. Schon war das Schwert gezückt, dieſen Ehrenſtreit zu entſcheiden, als der Rana ausrief: ‚Das Herole (der Vorderkampf) dem Stamme, der zuerſt in Ontala eindringt.“ Beide Klans rückten nun zu gleicher Zeit, einige Stunden vor Tagesanbruch aus, dieſes Abenteuer zu beſtehen.

„Die Suktawuts rückten geradezu auf das Thor der Feſtung an, das ſie bei Tagesanbruch erreichten, und überraſchten den Feind unvorbereitet. Allein bald ſtürzte Alles auf die Wälle und der Kampf begann. Die Chondawuts hatten ihren Weg durch einen Sumpf genommen, wodurch ſie etwas verſpätet wurden; allein ſie durchwateten ihn und trafen glücklicherweiſe einen Hirten von Ontala, der ihnen als Führer dienen mußte. Vorſichtiger als ihre Nebenbuhler, hatten ſie Leitern mit ſich genommen. Ihr Häuptling ſtieg zuerſt hinan; allein eine Kugel ſtürzte ihn todt zu den Füßen ſeiner Vaſallen hinab; es war ihm nicht beſtimmt, das Herole zu befehligen. Beide Stämme ſahen ſich in ihrem Angriffe aufgehalten. Der Häuptling der Suktawuts baute vorzüglich auf den Elephanten, den er ritt, und gedachte mit ihm das Thor einzuſprengen; allein die vorſtehenden Nägel daran machten das Thier in ſeinem Anpralle ſcheu. Der Suktawut ſah ſeine Vaſallen dicht um ſich her von den feindlichen Geſchoſſen niedergemäht, als das Geſchrei der Chondawuts auf der andern Seite der Feſtung ihn fürchten ließ, ſie möchten vor ihm eindringen. Sogleich ſtieg er von ſeinem Sitz herab, deckte mit ſeinem Leibe die Nägel des Thores und befahl ſeinem Elephantentreiber unter Androhung augenblicklichen Todes, den Elephanten auf ihn anzutreiben. Die Thorflügel brachen ein, und über den Leichnam ihres Häuptlings ſtürzten die Suktawuts hinein. Allein ſelbſt dieſe heldenmüthige Aufopferung vermochte nicht die Ehre ſeines Klans zu retten. Schon war der todte Leib ſeines Nebenbuhlers bereits innerhalb der Mauern von Ontala, und Dieß war es, was das Geſchrei der Chontawuts verkündigt hatte. Als ihr Häuptling todt von der Leiter herabgeſtürzt war, übernahm der Chontawut, der ihm zunächſt an Rang und Verwandtſchaft war, den Befehl. Es war Einer von jenen ſtolzen Radſchputen, die keinen Gedanken an Gefahr Raum geben, weder im Kampfe mit Menſchen noch mit Tigern, und man nannte ihn bloß den Benda Thacur — den wahnſinnigen Häuptling von Deogurh. Als ſein Häuptling gefallen war, umwickelte er die Leiche mit ſeiner Schärpe, band ſie auf ſeinen Rücken, erſtieg den Wall, bahnte ſich mit ſeiner Lanze einen Weg durch den Feind und ſchleuderte den Leichnam von den Mauern herab in die Feſtung, indem er ausrief: „Den Chondawuts die Vorhut! Wir ſind zuerſt in Ontala!“ Sein Ruf hallte wider in den Mund der Chontawuts und der Wall war in dem Augenblick von ihnen erſtiegen, als auch die Suktawuts eingedrungen waren. Die Moguls fielen unter ihrem Schwerte, das Banner von Mewar wehte auf den Zinnen von Ontala, und die Vorhut blieb den Chondawuts.“

(Fortſetzung folgt.)

Engländer und Chineſen in Canton.

(Fortſetzung.)

Die Kaufleute konnten hier ihren Unwillen nicht bergen und fragten Yang, ob die Barbaren, denen das Glück zu Theil werde, das himmliſche Reich zu beſuchen und mit deſſen Söhnen in Verkehr zu treten, ihre trügeriſchen und hinterliſtigen Gewohnheiten beizubehalten pflegten.

„Während mein Vater Leu-kſe-pi und mein Bruder Hao-pi, war Yangs Antwort, meine Entfernung beweinten und in der Provinz Fokian den Thee ſammelten; während mein Freund Go-wo auf ſeiner Tenne von Tſchou-ſon die duftigen Blätter trocknete; während die Theehändler aus allen Gegenden des himmliſchen Reiches euch die Ballen ſendeten, die ihr, o Handelsfürſten, den Barbaren überlaſſet; während Millionen von Wogen und tauſend Seewinde dieſe köſtliche Waare über das große Meer dahin führten, bemerkte ich, der geringſte unter den Söhnen des himmliſchen Reiches, wie dieſe Theeladungen in den Ländern der Barbaren anlangten, und auf welche Weiſe der Inhalt eurer Ballen unter das Volk verbreitet wurde — wahrhaft ein wunderſames Ding! Groß iſt das Land der Barbaren, zahlreich ſind die Häuſer der Einwohner, und in allen Häuſern bereiten die Frauen den Thee. Die Dankbarkeit dieſer Nationen gegen unſern

Kaiser muß außerordentlich seyn; denn er allein ist es, der einigen reichen Männern erlaubt, die ungeheuren Theevorräthe einzukaufen, die dieses ganze Volk nöthig hat. Ueber diese reichen Männer herrscht ein König, der ihnen den Befehl gegeben hat, es seinen Unterthanen nie an Thee fehlen zu lassen, und Jedem seinen Bedarf davon um billigen Preis zu verkaufen. *)

„Dieß ist weise," sagten die Kaufleute.

„Leider aber wird das Gebot nicht immer befolgt, und diese reichen Männer finden nicht selten Mittel es zu umgehen. Dann tritt Mangel an Thee ein, und die armen Leute, die sich ihr gewohntes Getränk entzogen sehen müssen, berauschen sich in gewissen schlechten gebrannten Wassern, die aus Korn bereitet werden, und sterben dann in großer Anzahl hin. Wie oft, wenn ich sie im Straßenkothe sich wälzen sah, sang ich da dem Thee ein Loblied, der Geist und Körper nährt und gesund erhält! Welche schrecklichen Thaten werden in jenen Ländern begangen, wenn man nur um hohen Preis Thee haben kann! Die Landleute nehmen dann in solchen Nöthen Baumblätter, trocknen sie und bereiten ein Getränk daraus, das den Thee vertreten soll.

„Allein, unterbrach hier einer der Hongkaufleute, voll Entrüstung den Bericht Yangs, „wenn unter solchen Umständen eine Theenoth entsteht, zwingt man dann nicht die reichen Männer, die das Monopol des Theehandels besitzen, ihre Vorräthe von früheren Jahren herauszugeben, um dem Mangel abzuhelfen und aus allen Gegenden, die dieses gesegnete Kraut erzeugen, den Thee kommen zu lassen, den sie zu liefern sich verbindlich gemacht?

„Nein — Augenblicke solcher Noth sind es, wo sie den größten Gewinn machen, und diesen Gewinn theilt der König mit ihnen. Viermal des Jahres findet ein großer Theeverkauf zu hohen Preisen statt. Die Kaufleute der Barbaren schlagen zu dem Preise, wofür wir ihnen den Thee verkaufen, nicht allein die Abgaben, die sie in den Häfen des Reiches der Mitte zu entrichten haben, sondern auch was ihnen die Magazine kosten, die sie hier besitzen; die Besoldung der Agenten, die sie nach Canton senden; die Kosten der Schiffe, die sie über das Meer schicken, und selbst Alles, was sie durch Feuersbrünste, Schiffbruch, Haverei und die verschiedenen Münzsorten verlieren oder verlieren können. Der König selbst verdoppelt den Preis des Thees, um seine Einkünfte zu vermehren, und so wird dieser Artikel auf das Vierfache seines ursprünglichen Preises gesteigert, indem er zuerst durch die Kaufleute verdoppelt und von dem König und seinen Auflagen vervierfacht wird. Am meisten ist es aber zu erstaunen, daß man in diesen Gegenden Thee trinken kann, ohne unermeßlich reich zu seyn. Und wer sollte es glauben, nicht nur das Volk allein findet diese Verhältnisse unerträglich: alle Welt ist damit unzufrieden; Jedermann klagt, selbst die Kaufleute, die im Besitze des Monopoles sind, selbst der König. Der Gewinnantheil des Königs nimmt ab, der Reichthum der Kaufleute vermehrt sich nicht mehr in den Verhältnissen wie früher, und das Volk trinkt schlechten Thee, der ihm äußerst theuer zu stehen kommt. Allein und am meisten gewinnen bei dieser Einrichtung die Agenten und Diener, die von den Kaufleuten hieher zu uns geschickt werden, und sich von dem Gelde des Volkes schnell bereichern.

„Warum aber verabschiedet man diese Leute nicht?

„Die alten Kaufleute treiben den Handel, wie ihn ihre Vorfahren getrieben haben, und sind nicht verständig genug, hierin eine Veränderung eintreten zu lassen. Groß ist ihr Stolz, weil der König sie beschützt, und groß auch das Vertrauen, das sie auf ihre eigenen Mittel setzen, und deßhalb sind sie taub gegen alle Klagen, die man an sie richtet. Wenn der König der Barbaren ihnen nicht mehr seinen Schutz verliehe, so würden sich bald die Hände fahren lassen, die jetzt in Eintracht sich gefaßt halten, und jeder würde den Handel auf seine eigene Rechnung treiben. Dann würden sie aus ihrem Schlafe erwachen, mit den andern fremden Nationen zu wetteifern suchen, ihre müßigen und kostspieligen Diener verabschieden, den Thee nicht so theuer verkaufen, aber mehr absetzen, und die Einkünfte des Königs vermehren. Wir selbst würden dann unsre Theepflanzungen vergrößern, und viele unglückliche Kinder des Reiches des Mitte würden ihr Loos verbessern können.

(Schluß folgt.)

*) Yang meint hier offenbar die Mitglieder der ostindischen Kompagnie, deren Privilegium im Jahre 1813 erneuert wurde, jedoch mit der Beschränkung, daß man ihr das ausschließliche Monopol des Handels mit Indien entzog. Sie behielt aber das Monopol des Handels mit China, wodurch ihr auch der Handel mit Siam, Tonquin, Cochinchina, Corea, der östlichen Tatarei, den philippinischen Inseln, Japan u. s. w., d. h. mit einer Länderstrecke gesichert wurde, auf der sich ein Drittheil der ganzen Bevölkerung des Erdkreises befindet. Durch diese Einrichtung sind die 2500 Theilhaber der Kompagnie allein im Besitze dieses unermeßlichen Handels, während 25.000.000 Menschen, die Bevölkerung der großbritannischen Inseln, davon ausgeschlossen bleiben. Diese Ausschließung konnte sich jedoch nicht auch auf fremde Länder ausdehnen, und Hamburg und New-York traten mit der Kompagnie in Konkurrenz und verkaufen ihren Thee viel wohlfeiler; nicht allein weil ihre Verwaltung, Schiffsausrüstung, Agentenbesoldungen u. s. w. weniger kostspielig sind, sondern auch weil sie, von keinem Monopole begünstigt, die Konkurrenz fürchten mußten, und daher keinen zu großen Profit nehmen durften. Der Pekothee, der, wie früher Miß Martineau bemerkte, aus den ersten Schößlingen und Knospen besteht, der beste und am meisten geschätzte von allen andern Sorten, wird von den Hongkaufleuten ganz besonders für die Kompagnie aufgekauft, mit deren Agenten sie stets auf dem vertrautesten Fuße leben. Die fremden Kaufleute können sich diese Theesorten nur mit Mühe verschaffen und müssen ihn theuer bezahlen; allein der höhere Preis, den die Hamburger für eine einzelne Theesorte nehmen müssen, ist in keinen Vergleich zu stellen mit den übertriebenen Preisen, welche die Kompagnie für alle andern Sorten fordert. Während des Jahres 1828 hat die ostindische Kompagnie 30.737.557 Pfund Thee verkauft, und daran, mit Abzug des Pekothees von 151.281 Pfund, den sie um 4923 Pf. St. verkaufte, 1.852.356 Pf. St. mehr gewonnen, als die Hamburger Kaufleute für eine gleiche Quantität Thee genommen haben würden; oder mit andern Worten: sie hat ihren Thee das Pfund, Eines ins Andere gerechnet, um 2 Sch. 4 P., d. h. um 1 Sch. 5 P. theurer verkauft als die Hamburger, was einen Unterschied von 53 Procent macht. Dieß sind die Folgen dieses ungeheuren Monopols, während die Handelsfreiheit den Preis des Thees, von welchem Großbritannien einen so großen Verbrauch macht, um 35 Procent herabsetzen würde.

Literarische Chronik.

(Schluß.)

Der spanische Räuber.

„Kurz nach dem französischen Kriege und der Restauration Ferdinands VII. durch dessen Maßregeln viele der aufgelösten Guerillas-Banden genöthigt wurden, das Land als Räuber zu durchziehen, kam ein englischer Kaufmann eines Abends in ein kleines unbedeutendes Städtchen am

Fuße der Sierra Morena. In der Posada des Orts, wo er sein Nachtlager zu nehmen gedachte, traf er einen Spanier von gebietterischer Haltung und von zwar schlauen und lauernden, aber doch angenehmen Gesichtszügen. Obschon befremdet von dieser Erscheinung, ließ sich der Engländer doch in Unterredung mit ihm ein und war nicht wenig erfreut über seine freimüthige geistvolle Unterhaltung und sein gebildetes Benehmen. Noch ehe das Nachtessen vorüber war, hatten Beide sich gegenseitig mit jener freundschaftlichen Vertraulichkeit genähert, der man auf Reisen sich so leicht hingibt, und die vielleicht deßhalb so angenehm ist, weil sie nach einigen Stunden schon ihr Ende erreicht und man sich von beiden Seiten, aller Wahrscheinlichkeit nach, wohl nie wieder treffen wird. — Sie setzten ihr Gespräch während des Essens und noch lange nachher fort, bis die immer düsterer brennende Lampe auf dem Tische den Engländer mahnte, daß es Zeit sey sich zur Ruhe zu begeben. Als er sich zu diesem Zwecke vom Tische erhob, fragte ihn der Spanier mit seiner freimüthigen und höflichen Weise, welchen Weg er am nächsten Morgen einzuschlagen gedenke. Der Engländer erwiderte, durch die Sierra Morena und bezeichnete zugleich die Straße, auf der er seine Reise fortsetzen wollte. Der Spanier schüttelte den Kopf und sagte, daß ihm Dieß sehr leid sey, denn er habe alle Ursache zu vermuthen, daß gerade die bezeichnete Straße im gegenwärtigen Augenblicke von Räubern beunruhigt werde, bei deren Zahl und Wachsamkeit an kein Entkommen zu denken sey. Der Engländer machte kein Geheimniß daraus wie unangenehm ihm diese Nachricht war, um so mehr, da die Geschäfte, die ihn nach Madrid riefen, keinen Aufschub litten. „Aber können Sie denn nicht einen oder zwei Tage verweilen, wo Sie jetzt sind, erwiderte der Spanier, die Räuber werden dann jene Gegend verlassen haben, und Sie können durch die Gebirge reisen, ohne auf sie zu stoßen.“ Der Engländer wiederholte, seine Geschäfte seyen äußerst dringend, setzte übrigens noch hinzu, er sey keine Memme, habe Spanien bis jetzt ohne Unfall durchreist und hoffe Dieß auch ferner zu thun. „Aber mein guter Senor, entgegnete der Spanier, Sie werden morgen nicht unberaubt durch die Gebirge kommen, nehmen Sie mein Wort darauf.“ — „Wenn es denn nicht anders seyn kann, in Gottes Namen, sagte der Kaufmann, ich habe wenig Geld bei mir, und einen unbewaffneten Mann, der sich nicht widersetzt, werden sie wohl nicht tödten.“ — „Das haben sie, zur Ehre der Bande sey es gesagt, nie gethan, denn sie sind keine feigen Meuchelmörder,“ erwiderte der Spanier, der nun schwieg und bei sich zu überlegen schien. Der Engländer rief eben einem der Aufwärter der Posada, um sich sein Lager anweisen zu lassen, als der Spanier mit der Hand winkte und sagte: „Noch nicht Senor, noch nicht! Hören Sie mich! Zum Glück, fuhr er leiser redend fort, habe ich vor einiger Zeit die Sierra Morena, eben so wie Sie, allein durchreist; sie war damals, so wie jetzt, von den Salteadores besetzt; allein ich traf einen einzelnen Mann, eben so wie Sie mich getroffen haben, der mir sagte, er habe dem Hauptmann der Bande einen Dienst geleistet und könne mir einen Paß geben, bei dessen Vorzeigung die Räuber mich und mein Gepäcke unangetastet lassen würden und mit dem ich sicher durch das Gebirge kommen würde.“ — „In Wahrheit ein besserer Paß als selbst ein königlicher, sagte der erstaunte Engländer, und worin bestand er denn, und nützte er Ihnen?“ — „Es war nichts als ein Knopf, antwortete der Spanier, allein fürwahr er leistete was versprochen worden war, und vielleicht hat er auch jetzt noch seine Zauberkraft nicht verloren: ich glaube ich führe ihn noch bei mir: hier ist er!“ Und mit diesen Worten brachte der Spanier, nachdem er etwas nachgesucht hatte, einen silbernen Knopf von seltsamer Filigranarbeit aus der Tasche und gab ihn dem Engländer mit der Bitte, ihn sorgfältig zu verwahren und ihn den Räubern zu zeigen, von denen er etwa in der Sierra angefallen werden könnte. „Aber wurden Sie denn wirklich auf Ihrer Reise angegriffen?“ fragte der Kaufmann. — „Der Knopf ward von allen Räubern, auf die ich stieß, sagte der Spanier, respektirt, und ich glaube, ich sah sie Alle; doch fragen Sie mich nichts weiter und heben Sie den Knopf sorgfältig auf! Morgen wird es sich zeigen, ob er seine Zauberkraft noch besitzt oder nicht.“ Der Engländer nahm mit dem innigsten Danke Abschied und ging zu Bette. Am folgenden Morgen, als er seine Reise fortsetzte, gab ihm der Silberknopf nicht wenig zu denken; allein es war noch nicht Mittag und er eben auf einem der rauhesten Gebirgspfade, als er auch schon Gelegenheit hatte, seine Eigenschaften zu erproben. Sein Führer, der ihm vorausritt, ward hier plötzlich durch einen Kolbenschlag von seinem Maulthier herabgeworfen, und im nächsten Augenblicke wurden auch schon von Männern, die hinter den Felsen hervorsprangen, drei Gewehrläufe auf des Engländers Brust gerichtet. Der Angriff geschah so plötzlich, daß er alle Geistesgegenwart verlor, in seine Tasche griff und den Räubern, die ihn, ehe er noch Zeit hatte an seinen Knopf zu denken, mit allen erdenklichen Schmähungen überhäuften, seine Börse auslieferte. Als er jedoch wieder zu sich kam und er den Knopf, wiewohl nicht ohne erhebliche Zweifel an dessen Wunderkraft, hervorzog, verstummten die Flüche der Salteadores so plötzlich, als ob er ihnen irgend eine heilige Reliquie unter die Augen gehalten hätte. Sie gaben ihm auf der Stelle seine Börse zurück, baten ihn wegen des Vorgefallenen dringend um Verzeihung und unterrichteten ihn, daß es ihnen auf die Seele gebunden sey, den Besitzer dieses Knopfs sicher durch die Berge zu bringen. Der Kaufmann zog nun, bei sich den silbernen Knopf segnend, von den Räubern geleitet, weiter, und diese erwiesen ihm alle nur mögliche Achtung und Aufmerksamkeit. Sie begegneten auf ihrem Wege noch andern Räubern, was nur zu sehr bewies, wie furchtbar die Bande sey und wie unmöglich es gewesen wäre, ohne den wunderbaren Knopf durchzukommen. Endlich kamen sie zu einem niedern, einsamen Hause in einem wilden, von dem Wege, der durch die Sierra führte, weit entlegenen Thalgrund, zu dem sie über Felsen gelangten, die noch keines Menschen Fuß betreten zu haben schien. Hier wurde der Kaufmann eingeladen zu verweilen und sich zu erfrischen. Er stieg ab und schritt auf die Thüre des Hauses zu, wo ihm sein Gefährte aus der Posada, der Geber des magischen Knopfes, auf der Schwelle die Hand entgegenreichte und ihn mit einem gastlichen Willkommen empfing. Obgleich seine Kleidung eine ganz andere war — er trug jetzt eine Art reicher Uniform, einen sammtnen, reich mit Gold gestickten Rock — so erkannte der Kaufmann ihn doch auf der Stelle an der gebietrischen Haltung und dem ausdrucksvollen Gesichte und erwiderte freundschaftlich seinen Gruß. „Ich war früher hier als Sie, sagte der Guerillashauptmann — denn dieser war der Geber des Knopfes — und habe indeß eine gute Mahlzeit für Sie bereiten lassen, da ich überzeugt war, daß Das, was ich Ihnen vergangene Nacht gab, Sie sicher unter mein Dach bringen werde.“ Der Engländer bezeigte seinen Dank, und beide setzten sich nun zu Tische. Die Gerichte des Guerillahauptmanns waren schmackhaft und gut, und sein Wein noch besser. Als der letztere dem Engländer die Zunge gelöst hatte, drückte er nochmals seinen Dank aus und wagte dann die Bemerkung, wie sehr er erstaunt sey, daß ein Mann von den Sitten seines Wirthes, der so edler Gefühle und Handlungen fähig sey, sich entschließen könne, eine solche Lebensart zu führen. Der Räuber fuhr mit der Hand über seine dunkeln Brauen und die feurigen Augen und sagte: „Wir leben in Zeiten, wo Verräther und Schurken sich am Hofe brüsten und in die Staatsämter theilen und wo Patrioten auf die Straße geworfen werden. Als Guerilla vergeß ich mein Blut für mein Vaterland, für meinen König, der mir bei seiner Rückkehr die Wahl ließ zu betteln oder Hungers zu sterben! Doch nichts weiter — das ist nichts für Sie. Ich begegnete Ihnen, Sie gefielen mir, und ich habe Sie gerettet. Genug, nichts mehr davon.“ Der Engländer schwieg und stand bald nachher auf, um Abschied zu nehmen. Der Räuberhauptmann, der seine gute Laune wieder gewonnen hatte, sagte seinem Gaste: er werde ihm eine Bedeckung mitgeben, die ihn sicher auf die Straße geleiten solle, die er einzuschlagen wünsche. Der Kaufmann wollte nun den silbernen Knopf zurückgeben; allein der Räuber bestand darauf, daß er ihn behalte. „Sie oder einer Ihrer Freunde könnten vielleicht noch einmal des Wegs kommen, sagte er, und wer auch den Knopf vorzeigen mag, er wird so sicher seyn, als Sie es waren. Gehen Sie mit Gott, und sagen Sie Niemand, was zwischen Ihnen, mir und den Meinigen vorfiel. Adios.“ Des Kaufmanns Abschied war herzlich; von den Räubern geleitet, kam er bald auf die Straße jenseits der Berge, wo er ihre Mühe durch ein Geschenk lohnen wollte. Die Räuber versicherten jedoch, der Hauptmann habe ihnen Dieß streng verboten; sie nahmen durchaus nichts und verließen ihn mit dem Wunsch einer glücklichen Reise. Einige Jahre nach diesem Abenteuer hörte der englische Kaufmann mit tiefem Schmerze, daß der spanische Räuberhauptmann, den er als einen der schönsten Männer schilderte, die er je gesehen, der Regierung in die Hände gefallen sey und einen grausamen, schmählichen Tod erlitten habe.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 24. 24 Januar 1833.

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Von der todesmuthigen Lebensverachtung ihrer Frauen erzählen die Annalen von Dschessulmir folgenden Zug:

„Die Häuptlinge eines festen Platzes, der eben durch Sturm genommen werden sollte, begaben sich in die Wohnung ihrer Frauen, und kündigten ihnen an, sie möchten sich zur Reise in den Himmel vorbereiten; denn sie — die Häuptlinge — würden ihr Leben der Vertheidigung der Ehre und Treue opfern. Lächelnd erwiderte die Soda Rani: „Wir werden uns bereit halten, und mit Tagesanbruch mit Euch Swerga (den Himmel) bewohnen.“ Die Nacht wurde mit Vorbereitungen auf den schrecklichen Morgen zugebracht; er erschien, Abwaschungen und Gebete waren verrichtet, und als allen Verwandten das letzte Lebewohl gesagt war, gaben sich 24,000 Weiber jedes Alters den Tod theils durch das Schwert, theils durch die Flammen. Blut floß in Strömen, während der Qualm der Scheiterhaufen zum Himmel emporstieg; nicht Eine schente den Tod, und zugleich verbrannten sie alle werthvollen Gegenstände mit sich, so daß den Feinden auch nicht die geringste Beute blieb. Mit Entsetzen hatten die Männer und Brüder der Frauen dieses furchtbare Schauspiel angesehen; das Leben dünkte ihnen jetzt nur eine Last, die sie abzuschütteln eilten. Sie reinigten sich mit Wasser, brachten der Gottheit ihre Gebete, gaben Almosen, schmückten ihre Helme mit Zweigen des Tulsi, hingen den Saligram um den Hals und nachdem sie sich gewaffnet, das feuerfarbene Kleid angelegt, und das Mor (Diadem) um das Haupt gebunden hatten, umarmten sie sich zum Letztenmale. So erwarteten sie die Stunde des Kampfes; 3000 Krieger mit zornglühendem Angesichte waren bereit, mit ihren Häuptlingen zu sterben.“

Bei dem kriegerischen Geiste, von dem dieses Volk beseelt ist, liebt es natürlich auch gewaltige Leibesübungen und vorzüglich die Jagd. Die Jagden im Frühlinge sind eines ihrer jährlichen Feste.

„Alle Häuptlinge ziehen mit dem Fürsten und seinen Söhnen aus, jeder auf seinem besten Pferde und alle von Eifer brennend, einander durch Kühnheit und Gewandtheit zu übertreffen. Es ist selten, daß man nicht in einer entlegenen Thalschlucht einen Eber finden sollte. Der Platz wird dann von den Jägern umstellt, deren Geschrei den Dhokra bald aus seinem Lager aufscheucht; und gewöhnlich kommt ein ganzes Rudel Wildschweine zum Vorschein. Dann stößt jeder Reiter seinem Rosse die Sporen in die Seiten und greift mit Lanze oder Schwert, ohne sich um Felsen, Schluchten oder Bäume zu kümmern, den borstigen Feind an, dem die Kenntniß der Gegend nichts mehr hilft, sobald er einmal auf diese Weise umstellt ist; bald raucht auch der Boden von Blut, in das sich nicht selten das von Roß und Reiter mischt. Bei einer solchen Jagdpartie, der wir beiwohnten, ereigneten sich weniger Unfälle als gewöhnlich, obgleich der Chondawut Hamira, dem wir den Beinamen „Rother Räuber“ gegeben hatten, das Bein brach und der zweite Sohn des Scheodan Siug, ein naher Verwandter des Rana, von seinem Nachbar mit der Lanze durch den Arm gestochen wurde. Es würde selbst einen englischen Fuchsjäger erbleichen machen, wenn er die Radschputen auf ihren Rossen in vollem Fluge, wie Antilopen über jedes Hinderniß wegsetzen, und durch das dichte Röhricht des Sumpfes wie auf dem steilsten Felsenpfad, den nicht eine Handbreit Vegetation bedeckt, dahin sprengen sähe, die Lanzen in der Luft schwingend oder auf den Sattelknopf vorgelegt, mit dem Eber kämpfend.“

Die Lust an dergleichen Vergnügungen stimmt freilich keineswegs mit den gewöhnlichen Begriffen überein, die man sich von dem Charakter der Hindus zu machen pflegt.

Der wilde Muth der Ratschputen steht nicht selten unter dem Einflusse eines finstern Aberglaubens, wie es bei allen kriegerischen Stämmen, die auf gleicher Stufe der Civilisation stehen, zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen der Fall zu seyn pflegt. Hier einige Beispiele davon:

Kesuri-Sing, der Radscha von Khundaila, bemächtigte sich der Herrschaft über dieses ganze Gebiet, durch die Ermordung seines jüngern Bruders Futteh Sing, der sich mit ihm darin getheilt hatte. Später in einen Krieg mit dem Wessir von Delhi verwickelt, rückt er ins Feld, und eine Schlacht erfolgt, in der bereits der Sieg sich auf seine Seite zu neigen beginnt, als er von dem größten Theil seiner Verbündeten verlassen wird. In dem Schmerze der Verzweiflung konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „Wäre Futteh Sing hier, er würde mich nicht verlassen haben!“ Dennoch aber verschmähte er es aus dem Felde zu weichen, und bereitete sich vor, seinem Schicksal wie ein ächter

Radschput entgegen zu gehen. Eilig sendete er nach seinem einzigen noch lebenden Bruder Udey Sing, der den Kampf noch fortsetzte, und überredete ihn, das Schlachtfeld zu verlassen, damit nicht der Stamm ihres Geschlechts erlösche. Man versuchte auch Kesuri von seinem Entschlusse abzubringen; „Nein," erwiderte er, „ich habe keine Lust mehr am Leben; zwei schwarze Thaten lasten schwer auf mir; die Ermordung meines Bruders und der Fluch der Chäruns von Bikanir, die ich bei Vertheilung der Hochzeitgeschenke vernachlässigte. Ich will nicht noch eine dritte auf mich laden durch feige Flucht." Während Udey Sing nur ungern das Schlachtfeld verließ und ringsumher Waffengetöse erscholl, bereitete Kesuri in Hast ein Opfer für die Awini-Mata (Mutter Erde), dessen Bestandtheile Fleisch, Blut und Erde sind. Hiezu schnitt er Fleischstücke aus seinem eigenen Leibe, aber da das Blut nur spärlich floß, so fügte sein Oheim Mokum Sing von Allodah von seinem eigenen hinzu, um durch dieses Opfer den Besitz von Khundaila zu retten. Kesuri Sing mischte nun sein Fleisch, seines Oheims Blut und seinen Sandboden und machte daraus kleine Kugeln zu einer Dan oder Gabe, auf daß der Besitz des Landes bei seinen Nachkommen bleiben möchte. Der Dhomb oder Barde, der den heiligen Weihespruch dazu sang, verkündigte, daß das Opfer angenommen worden sey, und daß sieben Generationen von Kesuri's Nachkommen über Khundaila herrschen würden. Der tapfere Radscha wurde erschlagen, die Stadt erobert und Udey Sing nach Abschmir geführt, wo er drei Jahre in Gefangenschaft blieb." Endlich gelangte er auch wieder zur Herrschaft, die Wahrsagung des Barden aber traf nicht ganz ein, da seitdem sein Geschlecht schon im fünften Gliede aus Khundaila vertrieben worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Engländer und Chinesen in Canton.

(Schluß.)

Yang, wie man sieht, war nicht ohne Nutzen gereist. So schmucklos und einfach auch die Worte waren, in denen er seine Meinung vortrug, so muß man doch der Richtigkeit seiner Bemerkungen, seiner Beschreibung der ostindischen Kompagnie und ihres Monopoles, so wie seinen Ansichten über den unheilvollen Einfluß von Handelsbeschränkungen, volle Anerkennung schenken. Allein er vergaß, daß er seine Worte gleichfalls an Monopolisten richtet, an Hongkaufleute, die das ausschließliche Vorrecht genießen, mit den Fremden Handel zu treiben. Man legte daher dem jungen Philosophen mit mürrischem Unwillen Schweigen auf, und ersuchte ihn, sich in seinen Antworten bloß auf die gestellten Fragen zu beschränken. Nun entwarf Yang die Schilderung von einem jener großen Theeverkäufe, die alle drei Monate in London statt finden, indem er den erstaunten Kaufleuten diese sonderbare Veranstaltung zu erklären suchte, durch welche die ostindische Kompagnie das Recht erhält, Ballen die durch Haverei gelitten, zu verkaufen, ohne daß man zuvor den Inhalt untersuchen, oder nachher verdorbene Waare gegen unverdorbene vertauschen darf. Die Hongkaufleute, gewohnt alle schadhaften Handelswaaren, die sie geliefert, zurückzunehmen, und durch gute zu ersetzen, sprachen sich laut gegen die Ungerechtigkeit der Barbaren aus, als man ihnen die Nachricht hinterbrachte, daß ein amerikanisches Schiff, mit Wollen- und Baumwollenstoffen beladen, im Hafen Anker geworfen habe. Wie von einer plötzlichen Eingebung getrieben, erhob sich Quang-tam, eilte nach dem Hafen, und machte einen beträchtlichen Einkauf von amerikanischen Handelswaaren, deren Güte fast stets tadellos ist. Dann bat er die Kaufleute, die der Holländer betrogen hatte, einen Theil dieser Waaren zur Entschädigung für ihre verdorbenen Gingangs und Shawls anzunehmen; worauf er nach seinem Pavillon zurückkehrte, glücklicher darüber, daß er die verdorbenen Ballen, die Anlaß zu solchen unruhigen Auftritten gegeben hatten, in seine Wohnung bringen konnte, als wenn es Goldstangen gewesen wären, die er in seinem Magazine aufhäufen konnte; es handelte sich darum, seinen Kopf zu retten.

Die übrigen Hongkaufleute reichten bei dem berühmten Le, dem Gouverneur der Provinz, *) folgende Bittschrift ein:

„Alle Hongkaufleute vereinigten sich, um zu den Füßen des Statthalters, dessen Höflichkeit und Edelmuth unveränderlich sind, folgendes Schreiben niederzulegen. Möge der Statthalter — Dieß ist unser heißester Wunsch — stets einen frischen Trunk haben, und er auf dieser Welt des Glückes in jeder Art genießen. **)

„Wenn das Uebel geschehen ist, wozu hilft dann der Zorn? Es ist offenbar besser, der Wiederkehr des Uebels vorzubeugen, als sich darüber beklagen. Ein Barbar von jenseits des Meeres

*) Le unsern Lesern schon bekannt durch die letzten Streitigkeiten der Chinesen mit den Engländern, wo er sich in der Factorei derselben so hochmüthig und befehlshaberisch bewies. Le, der einzige höhere Beamte des Reiches, mit dem die fremden Nationen in Berührung kommen, ist gegenwärtig Präsident des Militärtenfells und Generalgouverneur von Canton und Kwang-se. Er gilt für einen geschickten Politiker. Als eine Probe von seinem Talent möge folgender Zug gelten, der in dem chinesischen Courrier erzählt wird. Ein Hongkaufmann hatte ihm im Jahre 1831 eine Summe von 50,000 Taels (10,000 Pf. St.) zum Geschenke gemacht, um dafür seinen Sohn auf die Liste der Civilbeamten setzen zu lassen. Le erdachte ein Mittel, diese Summe auf kostbare Interessen anzulegen. Er zündete nämlich seinen Palast an, und ließ dann verbreiten, dieses Unglück sey durch Zufall und die Unachtsamkeit seiner Leute entstanden; doch habe er unter der Asche die Summe von 50,000 Taels gefunden, ein Schatz, der darin von einem seiner Vorfahren im Amte verborgen worden seyn müsse. Als gewissenhafter Beamter ließ er diesen Fund der Kasse des Kaisers zufließen, der die Summe annahm, und den treuen Mann mit neuen Ehren überhäufte. In seinen Berührungen mit den Engländern zeigte sich Le stets schlau und hinterlistig. Bei den letzten Streitigkeiten war zwischen ihm und den Agenten der ostindischen Kompagnie ausgemacht worden, daß das Schreiben des Lords Bentinck, das er in Bezug auf diese Angelegenheit an die chinesische Regierung richtete, von einem Mandarine höhern Ranges in Empfang genommen werden sollte. Es wies sich nachher aus, daß dieser Beamte, in dessen Hände das Schreiben niedergelegt wurde, keineswegs zur Mandarinklasse gehörte. So wurde Lord Bentincks Sendschreiben auf Befehl des Statthalters zwar ins Chinesische übersetzt, und in den Straßen von Canton angeschlagen, aber der entschiedene Ton, in dem es abgefaßt war, hatte sich in die tiefste Unterwürfigkeit und furchtsame Bitten verwandelt.

**) Diese Formel ist chinesischer Curialstyl und in allen öffentlichen Schriften zu finden.

her hat den Frieden und das Vertrauen unter uns verscheucht. Daß unser Bruder Quang-tam sich seiner Schuld nicht theilhaftig gemacht hat, dafür zeugt deutlich sein Wunsch, uns den Frieden wieder zu geben, und den von dem Barbaren verursachten Schaden aus seinen eigenen Mitteln zu vergüten. Möge daher unser Bruder den deutlichen und genauen Befehl erhalten, die Waaren, die so große Verwirrung angerichtet, bis auf das letzte Stück zu verbrennen. Aus den Flammen des Holzstoßes wird seine Schuldlosigkeit glänzend hervorgehen, und sein Gesicht von Ehrlichkeit strahlen.

„Viele Jahre sind vorübergegangen, ohne daß die Barbaren sich in ihrem Worte treulos bewiesen. Mittelst der Bastonade, welche die unendliche Herzensgüte des Statthalters den Fußsohlen des Verbrechers in dem Maße ertheilen lassen wird, als die Milde seines Herzens es für angemessen erachtet, werden viele Jahre wieder verfließen, ehe sich ein solches Aergerniß erneuert. Ein solches Verfahren wird die Weisheit des Statthalters ins klarste Licht stellen: außerdem aber dem strafbaren Kapitän bedeutet werden, sich mit dem Nordwinde, der jetzt weht, davon zu machen.

„Die neun Hongs und insbesondere die thränenvollen Augen Quang-tam's, harren mit großer Ungeduld dem Blick der Huld des Statthalters entgegen, den er auf sie und diese Angelegenheit zu werfen geruhen wolle.

„Unterzeichnet u. s. w.

Dieser so sehnlich erharrte Blick der Huld wurde endlich auch den Kaufleuten zu Theil. Der Kapitän erhielt die Bastonade und fühlte sich durch sie vollkommen von der Fußgicht geheilt, die ihm der lange Genuß sinnlicher Ueppigkeit zugezogen, die Mühseligkeiten der Seereise unerträglich gemacht, und die Aerzte aller Länder nicht zu heilen vermocht hatten, und die der chinesische Bambus bis auf die letzte Spur verscheuchte. Freilich pflegte er von der Art seiner Heilung nicht sonderlich viel zu sprechen, und er begnügte sich nach seiner Heimkehr zu sagen, daß er seine Genesung einem chinesischen Rezepte verdanke, das er jedoch geheim zu halten für gut befand, wie sich wohl denken läßt.

Quang-tam zündete aus seinen Baumwollenballen ein Freudenfeuer an, und der glückliche Hao-pi führte seinen Bruder Yang nach der Provinz Fokian in die Heimath zurück. Lange und zärtlich waren die Unterhaltungen in der Familie Leu-tse-pi's, als der vielgereiste Yang seiner Schwester und seinem Vater von den Wundern der Barbarenländer erzählte; groß aber war auch die Freude des Theetrockners Go-wo, als Hao-pi feierlich um die Hand seiner jüngern Tochter anhielt. Der alte Mann im Mond — denn dieser ist der sonderbare Liebesgott der Chinesen — hatte die silberne Schnur, welche diese beiden Herzen verknüpfte, während Hao-pi's Abwesenheit nicht reißen lassen, und die Blüthen des Pfirsichs bedeckten den Boden, als die Doppelheirath der Tochter Leu-tse-pi's mit ihrem Verlobten, und der Tochter Go-wo's mit Hao-pi, nach den Gebräuchen des Reichs der Mitte, in allen Ehren vollzogen wurde.

Die Plünderung eines chinesischen Schiffes.

(Aus den Abentheuern eines jüngern Sohns.)

Während wir unablässig bald auf dies, bald auf jenes Schiff Jagd machten, geriethen wir unter vier Küstenbarken und eine chinesische Dschonke, die auf ihrer Heimkehr von Borneo vom Wege abgekommen war. Sie glich ganz und gar einer riesenmäßigen schwimmenden Theekiste, und ihre Schnelligkeit entsprach ganz ihrem schwerfälligen und wunderlichen Bau. Dieses Schiff, am Kiel und an den Seitenwänden abgeflacht, war ganz bemalt und vergoldet, und mit einer Menge grüner und gelber Drachen verziert; es hatte vier oder fünf Masten von Bambusstämmen, Segel von Matten, ledernes Takelwerk und ringsherum eine Doppelreihe von Galerien. Vorder- und Hintertheil desselben reichten bis zur Marsstenge eines europäischen Schiffes, und seine Ladung mochte sechshundert Tonnen betragen. Indeß bot das Innere dieses Fahrzeuges einen noch wunderlichern Anblick; man hätte es für einen Bazar halten mögen. Es war vollgestopft von einer Menge Menschen, deren Jedem ein ihm eigens, nach Verhältniß der ihm zugehörigen Ladung, zugemessener Raum überlassen war, worin er sich eine Art Bude oder Magazin eingerichtet hatte, so daß diese verschiedenen Abtheilungen den zahllosen Zellen eines Bienenstockes glichen und man ihrer bis in die hundert zählen konnte. Man fand hier, ganz wie auf dem Lande, jede Art von Geschäftsbetrieb, von der Schmiede an bis zur Verfertigung von Reispapier und Reisgefrornem. Man sah hier Werkstätten von Fächern aus Elfenbein und Goldflitterein auf Musseline; ja man trieb die Industrie so weit, Schweine zu mästen und zu verkaufen. In einer dieser Kajüten traf ich einen leckermäuligen Tataren und einen Chinesen, mit rundem Bäuchlein, die mit einander ihr Mittagmahl hielten. Es bestand aus einem fetten Hunde, ganz wie er war, gebraten, und mit Turmerik (indischem Safran), Reis, Rindsfett, Knoblauch gefüllt, und mit Schweinenetz gespickt; dazu kamen noch ächte Schwalbennester, Haifischflossen in Gallerte, gesalzene Eier und gelber Pillau. Eine ungeheure Bowle heißer Arakpunsch dampfte in der Mitte der Kajüte, und der Knabe, dem das Geschäft des Mundschenken übertragen war, verrichtete es, ohne auch nur einen Augenblick auszusetzen oder seinen Löffel aus der Hand zu legen.

Nie sah ich in meinem Leben eine solche Gefräßigkeit; die beiden Vielfräße hielten ihre Kinnladen mit der Behendigkeit eines Taschenspielers, der die Kugeln unter seinen Bechern wegeskamotirt, in ununterbrochener Bewegung. Das kleine schwarze Auge des Chinesen zappelte lüstern und lebhaft in der Tiefe einer Speckmasse wie eine Fliege, die in einen Honigtopf gefallen ist. Der Mund des Tataren schien die Weite seines Bauches zu verkünden, und konnte gar leicht mit einer der Schiffsluken verwechselt werden. Ich war zu diesen beiden glücklichen Menschen gekommen, um mit ihnen zu sprechen, denn man hatte mir gesagt, daß sie die vornehmsten Kaufleute des Schiffes seyen; allein ohne weiter meines Besuches zu achten, setzten sie ihr Schlemmergelag fort. wie Schweine bis an die Augen von dem Uebermaße des würzigen und wohlschmeckenden Schmutzes besalbt. Der Matrose, der mich eingeführt hatte, flüsterte seinem Herrn ins Ohr, wer ich sey; statt aller Antwort murmelte dieser drei oder vier Worte, griff dann mit seiner Hand, die von Fett beschmiert war, wie die einer Köchin, in einen Topf und langte drei oder vier Fäuste voll Reis daraus hervor, die er an einer Ecke des Tisches ausklopfte und mit den Fingern zusammenstrich; dann bohrte er in die Mitte dieses Klumpens ein Loch, das er mit dem geschmolzenen Schweinefett füllte, womit der Hund gespickt war. Endlich fügte er diesem leckern Gerichte noch ein halb Dutzend gesalzene Eier hinzu, die so hart wie Kieselsteine gekocht waren, und gab mir durch einen Wink die Erlaubniß, mich zu setzen und mir es schmecken zu lassen.

Von Ekel aus der Gesellschaft dieser schmutzigen Bestien vertrieben, begab ich mich nach der Kajüte des tatarischen Kapitäns, die über dem Steuerruder erbaut war. Er lag auf einer Matte ausgestreckt und rauchte aus einem kleinen Stück Rohr Opium, wobei er sein Auge auf den Kompaß gerichtet hielt und dazu sang: „Kie Huel — Kie Chi!“ Als ich sah, daß von ihm eben so wenig eine Antwort herauszubringen war, als aus dem Steuerruder, verlangte ich Verstärkung für meinen Schooner, worauf man mir eine gute Anzahl Leute zuwies.

Wir begannen nun eine allgemeine Durchsuchung des Schiffes, indem wir mit Gewalt in alle Kajüten eindrangen, und hiedurch eine Verwir-

rung und so tolle Mette anrichteten, als ich nur je eine in meinem Leben gesehn hatte. Der Tumult wurde noch durch die Sprünge und das Geschrei der Affen, Meerkatzen, Loris und Papagaien vermehrt, und von dem panischen Schrecken und der Bestürzung der bunt zusammengewürfelten Schiffsmannschaft und der reisenden Handelsleute kann man sich keine Vorstellung machen. Niemals hätten sie sich im Traume beifallen lassen, daß ein Schiff unter der heiligen Flagge des Kaisers, des Königs der Könige, der Sonne Gottes, die die Welt erleuchtet, unter der Flagge des Vaters und der Mutter des menschlichen Geschlechtes, und noch dazu auf seinem eigenen Meere, auf eine solche Weise angetastet und entweiht werden könnte. „Wer seyd ihr?“ schrien sie. — „Woher kommt ihr? Was wollt ihr hier?“ Wenn sie vorher den kleinen, verbrannten schwarzen Schooner, der dicht am Hintertheile der Dschonke angelegt hatte und einem Nachen oder gar einer Seeschlange ähnlich sah, kaum eines Blickes gewürdigt hatten, so standen sie jetzt da, die Mäuler weit aufgerissen vor Erstaunen, als sie eine so zahlreiche und wilde Schaar von waffnetragenden Menschen daraus hervorkommen sahen, und sie wollten kaum ihren Augen glauben, daß ein Schiff, dessen Rand sich kaum über der Meeresfläche erhob, eine solche Menge Leute beherbergen sollte. Ein Hongkaufmann, der mit Seidenwaaren handelte, bot Jedem von uns ein seidenes Taschentuch, während man ungeachtet aller seiner Einwendungen seine großen Ballen an Bord unserer Schaluppe brachte, und er versicherte hoch und theuer, unser kleines Schiff würde nicht im Stande seyn, sie zu fassen.

Einige wollten die Trezidpfe spielen, riefen um Hülfe und schickten sich an, ihr Eigenthum zu vertheidigen. Mehrere tatarische Soldaten erschienen in Waffen; der großmäulige Tatar und sein Tischgenosse, von gebratenem Hundefleisch und Schwalbennestern bis an die Kehle vollgestopft, griffen gleichfalls zu den Waffen, schnaubten und pfuchzten und drangen endlich auf mich ein. Ich packte den Tataren bei seinem Knebelbarte, der ihm die Wangen kitzelte, er dagegen schlug auf mich an; allein die Flinte versagte ihm und sein Rachen sperrte sich auf, um sich nie mehr zu schließen, denn ein Pistolenschuß von mir hinderte ihn daran. Die Kugel fuhr ihm ins Maul — wer hätte es fehlen können — und er stürzte zu Boden, nicht in einer zierlichen Stellung gleich Cäsar, sondern hinplumpend wie ein fetter Ochs, den man mit dem Beile vor die Stirn geschlagen hat. Der Chinese hatte einen angebornen Widerwillen gegen allen Pulvergeruch, wie das zierliche und zärtliche Löbchen Hotspur. Uebrigens ist der Kaiser von China, das Licht der Welt, eben so unversöhnlich gegen Jedermann, der seine Unterthanen in die andere Welt befördert, als unsre Seigneurs in England erbittert sind auf die ruchlosen Spitzbuben, die ihnen ein Stück Wildgeflügel wegschießen. Ein gewisser englischer Graf sagte mir eines Tags, er finde nicht den mindesten Unterschied darin, einen Hasen oder einen Menschen auf seinem Grund und Boden niederzuschießen; er zog daraus den Schluß, daß beides gleich viel Mühe koste. Indeß tödtete ich Mylord doch einige Hasen und in meinen schönen Tagen dem Kaiser von China einige Unterthanen; und ich muß gestehen, daß mich zu diesem schrecklichen Verbrechen nichts so eigentlich anspornte, als die Vertheidigung meiner selbst, und die Drohungen, durch die man mich davon zurückschrecken wollte. Doch kommen wir auf die Dschonke zurück. Einen oder zwei Augenblicke hatten wir ein Gefecht auf dem Verdecke; einige Flintenschüsse fielen und einer oder zwei Männer wurden getödtet. Dann aber statt nur die kostbarsten Artikel auszuwählen und ihnen die übrige Schiffsladung für eine Summe Geldes unangetastet zu lassen, wie wir gethan haben würden, wenn die Hongkdpfen Leute so vernünftige Bedingungen nicht verworfen hätten, erklärte ich das Schiff für gute Prise; wir nahmen nun eine regelmäßige Plünderung vor und kehrten in der Dschonke das Unterste zu oberst. Es gab keinen Kasten und keine Kiste, keinen Winkel im ganzen Schiffe, der nicht sorgfältigst durchsucht wurde. Die Ladung von größerm Umfange, wie Kampher, Farbhölzer, Spezereiwaaren, Gewürze, Eisen und Eisenblech ließen wir ihnen; nahmen aber dafür Seidenwaaren, Kupfer, ausgesuchte Spezereiwaaren, eine beträchtliche Masse Goldstaub, einige Diamanten, und Tiger- und Bärenfelle; ich vergaß dabei nicht auf meinen Louis, der mich gebeten hatte, ihm einige Schwalbennester mitzubringen, wenn ich solche bei einer Gelegenheit finden würde; ich nahm einige Säcke voll aus der Kajüte meines seligen Freundes, des tatarischen Kaufmanns, zu mir. Auch vergaß ich die eingesalzenen Eier, den Reis und die Krüge mit geschmolzenem Schweinefett nicht, die den Mundvorrath des Schiffes ausmachten; es fanden sich einige tausend solcher Eier vor, welche die Chinesen dadurch haltbar machen, daß sie dieselben in Salzwasser kochen lassen, bis sie hart werden; das Salz durchdringt sie dann, und man kann sie Jahre lang als eine gute und gesunde Speise aufbewahren.

Der philosophische Kapitän der Dschonke, dessen Pflichten sich nicht weiter erstreckten, als den Lauf seines Schiffes zu lenken, und der mit den Eigenthümern der Ladung nichts zu schaffen hatte, hörte während dieses ganzen Vorganges nicht auf in aller Gemüthsruhe sein narkotisches Gift zu rauchen. Sein stumpfer Blick war ununterbrochen auf den Kompaß gerichtet, und seine schläfrige Stimme wiederholte in Einem fort: „Kie Hué! Kie Chi!“ Hundertmal fragte ich ihn, nach welchem Hafen sein Schiff bestimmt sey, und er erwiderte mir stets: „Kie Hué! Kie Chi!“ Endlich setzte ich ihm meinen Dolch an die Kehle, allein seine Augen blieben unverwendet auf den Kompaß gerichtet; ich schlug ihm seine Pfeifenspitze aus dem Munde, allein er fuhr fort, ohne sie zu rauchen und sein: „Kie Hué! Kie Chi!“ zu singen. Als wir die Dschonke verlassen hatten und unter dem Hintertheile des Schiffes wegfuhren, schnitt ich ihm die Taue am Steuerruder ab, wodurch die Dschonke ein willenloses Spielzeug der Winde wurde; allein ich hörte noch lange hinter uns der die Stimme des Philosophen ihr: „Kie Hué! Kie Chi!“ wiederholen.

Die Beute, die wir auf dem chinesischen Schiffe gemacht hatten, war glorreich. Es gab keinen Winkel in unsrer Schaluppe, der nicht von kostbaren Waaren strotzte. Unsre Leute vertauschten ihre theerbeschmutzten Lumpen mit Hemden und Beinkleidern von verschiedenfarbiger Seidenstoffen; sie glichen mehr bunten Jokeien, als Matrosen. Einige Tage nachher verjagte ich ein altes chinesisches Mutterschwein von einem Ballen purpurrother Seide, auf dem es sich in aller Bequemlichkeit niedergelassen hatte; vielleicht bildete es sich ein, daß es dazu mit gutem Fuge berechtigt sey, weil dieser Ballen seinem Herrn, oder weil es zur Schiffsmannschaft der Dschonke gehört hatte. Es konnte auch seyn, daß der reiche Tatar in dieses Thier übergesiedelt worden; jedenfalls war zu dieser Metamorphose kein Wunder nöthig. Ich hatte mich auch einiger merkwürdiger Waffenstücke bemächtigt, unter Andern einer Flinte oder eines Jagdgewehrs, das meiner Laufbahn ein Ziel gesteckt haben würde, wäre es seinem Herrn folgsam gewesen. Rosen und andere Figuren von massivem Gold sind auf dem Laufe, dem Flintenschloß und Kolben dieser Waffe eingeschmolzen, die ich noch bis auf diese Stunde aufbewahre und deren Anblick mir die Umstände ins Gedächtniß ruft, unter denen ich in Besitz derselben kam. Wahrscheinlich würde ich ohne sie den ganzen Vorfall, wie mehrere andere, unter dem Verlaufe der Zeit und neuerer Ereignisse vergessen haben.

Vermischte Nachrichten.

Zu Massillon, im nordamerikanischen Staate Ohio, wurden vor unlängst zwei große Zähne ausgegraben, die 9 Fuß 6 Zoll in der Länge und 8 Zoll im Durchmesser hatten. Das Gewicht des einen war so groß, daß ihn zwei Männer eben vom Boden aufheben konnten. Die Außenseite dieser Zähne war so hart wie Elfenbein, im Innern aber waren sie schon ziemlich mürbe. Man fand sie in einem sumpfigen Boden, ungefähr zwei Fuß unter der Oberfläche. Uebrigens gleichen sie ganz den vor einiger Zeit bei Bone Lick in Kentucky gefundenen Knochen. Das Thier, dem sie angehörten, maß, den Zähnen nach zu urtheilen, wenigstens sechzig Fuß in der Länge und zweiundzwanzig Fuß in der Höhe und zwölf über der Hüfte. Dieses Thier übertrifft den Mammuth gerade so viel an Größe, als der Elephant den Stier.

*

Die Schiffahrt des Hafens von St. Petersburg hat im verflossenen Jahre zwölf Tage weniger lang gedauert als im Jahre 1851, wo sie am 24 April begann und am 15 November endigte. Die im Jahre 1852 dort angekommenen Schiffe beliefen sich auf 662, die ausgelaufenen auf 766.

*

Der Prinz Christian von Dänemark ließ vor unlängst das Portrait eines Invaliden zu Odense malen, der gegenwärtig in seinem 111ten Jahre steht. In einem Alter von hundert Jahren heirathete dieser Greis eine Jungfrau von achtzig Jahren. Er ist ein Deutscher und aus Baireuth gebürtig.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 25. 25 Januar 1833.

Die Kolonisation der freien Schwarzen in den Vereinigten Staaten.

Die unterrichteten Negerfreunde wissen recht wohl, daß die Gesetze, durch die der Sklavenhandel aufgehoben wird, so lange werden umgangen werden, als man sich nicht von dem Vortheil der Arbeit durch Hände freier Menschen überzeugt hat, und als der freigelassene Neger nicht selbst für seinen Unterhalt sorgen kann. Das erstere dieser beiden Probleme wurde einer großen Anzahl der Bewohner der englischen Antillen und der Vereinigten Staaten durch die Erfahrung gelöst, allein das zweite ist weit verwickelter und schwieriger und seine Lösung für jenen Theil des Erdballs, wo die Habsucht bis jetzt für den Anbau nur Maschinen suchte, die mit der Peitsche oder dem Stock in Bewegung gesetzt werden, von unendlicher Wichtigkeit. Die Pflanzer hegen größtentheils die innige Ueberzeugung, daß der Neger außer Stand sey, für sich selbst zu sorgen und daß ihn freilassen nur einen Vagabunden, Dieb oder Bettler aus ihm machen hieße. In den sehr lebhaften Debatten, die im englischen Parlament der Abschaffung des Sklavenhandels vorausgingen, stellten dessen beredteste Vertheidiger die nämliche Behauptung auf. „Es wäre ein großes Unglück," sagte Pitt, „wenn man unvorsichtiger Weise die Neger frei gäbe; ja diese Maßregel wäre nicht einmal zweckmäßig, denn die Neger sind unfähig im Zustande der Freiheit zu leben." For dachte in dieser Hinsicht wie Pitt: „Einen so ganz für die Sklaverei gebildeten Menschen," sagte er, „daß diese allein seine Existenz bedingt, gänzlich frei lassen, wäre eben so gefährlich als einen Blindgebornen plötzlich dem vollen Glanz des Tageslichtes aussetzen." — „Die Neger," sagte Wilberforce, „in Unwissenheit und Erniedrigung gehalten, sind außer Stand irgend eine Bürgerpflicht zu erfüllen." Dieß ist in den südlichen und westlichen Staaten der amerikanischen Union die herrschende Meinung und eine Menge von Pflanzern, deren menschlicher und religiöser Charakter allgemein anerkannt ist, behalten ihre Sklaven, weil sie der Meinung sind, im wahren Interesse dieser Unglücklichen nicht besser handeln zu können. Das Problem, das zu lösen wäre, bestände also darin, den freigelassenen Sklaven dahin zu bringen, daß er durch Arbeit das Gewicht der Freiheit ertragen lerne, ihm zu gleicher Zeit durch das Muster einer aus seines Gleichen gebildeten besondern Gesellschaft, die durch Arbeit für eigene Rechnung für ihren Unterhalt sorgt, und unter dem Schutze der Gesetze Familien- und bürgerliche Rechte genießt, zur Nacheiferung anzutreiben. Ein solches Problem konnte nicht anders gelöst werden, als durch ein gutes Kolonisationssystem der freigelassenen Neger, dessen Nothwendigkeit schon im Jahre 1777 von der Legislatur des Staats von Virginien gefühlt worden war, die einen ersten Entwurf diskutirte, der jedoch nicht zur Ausführung kam.

Ungefähr in die nämliche Zeit fallen die berühmten Debatten über die Sommerset-Angelegenheit in England, in der die berühmtesten Redner, von allen Organen der öffentlichen Meinung unterstützt, den denkwürdigen Beschluß entschieden, der es verkündete, daß Sklaverei auf britischem Boden nicht bestehen könne. Mehrere hunderte von Schwarzen wurden durch diesen Beschluß in Freiheit gesetzt und, außer Stand sich durch einen der tausend Erwerbszweige zu ernähren, durch welche die niederen Klassen ihren Unterhalt gewinnen, hülflos auf die Straßen von London geworfen. Sie kamen in Masse, um sich unter den Schutz des berühmten Granville Sharp zu stellen, eines der geschicktesten und thätigsten Gegner Sommersets. Nach reifer Ueberlegung beschloß Granville eine afrikanische Kolonie zu gründen; die Regierung, der sehr daran lag, das Land von Gästen zu befreien, die mindestens unnütz waren, übernahm alle Kosten der Expedition und am 8 April 1788 schifften sich 400 Schwarze und 60 Europäer, mit Mundvorrath auf sechs oder acht Monate versehen nach Sierra-Leone ein. Dieser erste Versuch fiel nicht glücklich aus; Mangel an Zufuhr, Stürme welche bei ihrer Ankunft die Küste verwüsteten, Unvorsichtigkeit und Ausschweifungen der Auswanderer, veranlaßten eine Sterblichkeit unter ihnen, die ihre Zahl schon im Laufe des ersten Jahres bis auf die Hälfte verminderte; die übrigen entwichen größtentheils, und nur vierzig blieben zurück. Herr Scharp sandte im Jahre 1788 abermals 39 Ansiedler ab, mehrere der Ausreißer kamen bald nachher nach Sierra-Leone zurück, und die Niederlassung gewann nunmehr einigen Bestand. Im folgenden Jahre überfiel und zerstreute ein benachbarter schwarzer Fürst die Kolonie und es verstrich eine geraume Zeit, ehe man die Trümmer derselben wieder zusammenbringen konnte. Im Jahre 1791 schickte man 200 Neger dahin, die sich aus Virginien und Maryland nach Neuschottland geflüchtet hatten. In einem einzigen Jahre starb der zehnte

Theil und die Hälfte der Europäer kam aus Mangel oder in Folge epidemischer Krankheiten um's Leben. Im Jahre 1793 ward ein mit Produkten beladenes Schiff ein Raub der Flammen und die Kolonie verlor durch diesen Unglücksfall eine Ladung von 15,000 Pf. St. an Werth. Bald hernach empörten sich die Neger, und um diese Reihe von Unfällen vollzählig zu machen, griff im Jahre 1794 eine französische Eskadre die Niederlassung an, und verwüstete sie mit Feuer und Schwert. Die Kompagnie verlor hiedurch mehr als 15,000 Pf. St., allein die Direktoren, statt muthlos zu werden, trotzten dem Mißgeschick, die Regierung unterstützte ihre Bemühungen, und dieses gemeinsame Bestreben hatte so guten Erfolg, daß Freetown, der Hauptort der Kolonie im Jahre 1798 gegen einen Handstreich sicher gestellt war, und 300 Häuser mit 1200 Einwohner zählte.

Im Jahr 1800 empörte sich der größtentheils aus neuschottischen Auswanderern bestehende Auswurf der Kolonie; der Gouverneur rief die benachbarten afrikanischen Stämme zu Hülfe, und ein blutiger Kampf sollte sich eben entspinnen, als ein mit 550 Maron-Negern bemanntes Schiff in den Hafen lief. Man beeilte sich ihnen Ländereien anzuweisen, sie zeigten sich betriebsam und friedlich und sowohl Furcht vor den neuen Ankömmlingen, als auch das Beispiel ihres arbeitsamen, ruhigen Lebens, entwaffnete die Empörer.

Bis zum Jahre 1807 hatte die Kolonie eine Reihe von Ueberfällen von den benachbarten Stämmen zu bestehen, und am 1 Januar 1808 trat die Kompagnie ihre Rechte an Sierra-Leone, sammt allen Besitzungen, der Krone ab, die auch bis jetzt in deren Besitz blieb. Den Einfluß, den diese Niederlassung auf die Civilisation der Stämme des Innern und auf größere Sicherheit des Handels hatte, so wie ihre kommerzielle und politische Wichtigkeit für die britische Nation und Regierung hier näher bezeichnen wollen, würde überflüssig seyn, es möge genügen die Zunahme ihrer Bevölkerung anzugeben. Diese betrug im Jahre 1825 18,000 Seelen, von denen zwei Drittel freie Schwarze; die Zahl der Letztern belief sich im Jahre 1828 auf 20,000, von denen 5000 auf verschiedenen Werften arbeiteten.

Dieß waren die Fortschritte der ersten, zu Verbesserung der Lage der Schwarzen gegründeten Kolonie. Die Idee dazu gehört indeß nicht ausschließlich Herrn Granville Sharp; darf man dem berühmten Girondisten Brissot, einem der eifrigsten Apostel für die Emanzipation der Schwarzen, glauben, so legte schon im Jahre 1787 Doktor Thornton den Einwohnern von Boston und Providence (Rhode Island) einen Entwurf zur Kolonisirung der Farbigen auf der Küste von Afrika vor. Mehrere der letztern willigten ein, Theil an der Expedition unter dem Befehle Thorntons zu nehmen, allein die Unternehmung scheiterte, weil die Einwohner, welche der Doktor zur Unterzeichnung einlud, eine Kolonisation auf dem Gebiet der Union vorzogen, und jedem andern Unternehmen ihre Unterstützung versagten. Den ersten Gedanken eines solchen Entwurfs schreibt Brissot sonst noch dem berühmten Philantropen Fothergill zu, einem der vertrautesten Freunde und Mitarbeiter Herrn Sharps. „Dieser Plan," sagt er, „ward von der Societät von London, oder vielmehr von Herrn Granville ausgeführt; er hatte zum Zweck die Neger ihrem Geburtsland wiederzugeben, sie dort ansässig zu machen, sie zum Anbau von Zucker, Kaffee und Baumwolle, und zu Eröffnung eines Handels mit Europa zu ermuntern."

In den Memoiren des Herrn Granville findet sich ein Brief, den er im Januar des Jahres 1789 von Herrn Samuel Hopkins, Geistlichen zu Newport (Rhode Island) erhielt, und der zum Zweck hatte den Zustand der Niederlassung Sierra-Leone kennen zu lernen und dabei sich zu erkundigen, ob Schwarze aus Neuengland, die entweder Feldbau oder irgend ein Handwerk verstünden, in der Kolonie Ländereien erhalten könnten, und zu welchem Preis. „Diese Fragen," fügte der Schreiber dieses Briefes hinzu, „werden durch die langen Beobachtungen, die ich über die Lage der freien Schwarzen in diesem Lande zu machen Gelegenheit hatte, veranlaßt. Es gibt ihrer Viele, deren Wunsch es ist, nach Afrika zurückzukehren, und dort Ländereien zu übernehmen, die ihnen von Stämmen überlassen wurden, deren Namen sie mir nannten, und deren Sprache sie zu verstehen scheinen. Sie würden dort den christlichen Glauben, Industrie, Ackerbau, die Kunst Häuser zu bauen, den Bergbau, gewisse Handwerke, und besonders den Anbau des Tabacks, der Baumwolle und des Indigo's, nicht nur für den innern Bedarf, sondern auch für die Ausfuhr, verbreiten." Diese Stelle ist als ein Vorläufer der seitdem von der afrikanischen Societät in den Vereinigten Staaten, in diesem Sinne ausgeführten Entwürfe merkwürdig.

(Fortsetzung folgt.)

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Von einem andern Radschah wird folgende Begebenheit berichtet:

„Obgleich der Radschah nicht weniger als siebenundzwanzig Frauen hatte, so warf er dennoch sein lüsternes Auge auf die jungfräuliche Tochter eines seiner Unterthanen, und dieser war ein Brahmine. Der Radschah sah das Mädchen und beschloß, ohne den geheiligten Charakter ihres Vaters zu achten, mit Hintansetzung seiner eigenen Pflichten, als Vorsteher der Gesetze und der Gerechtigkeit, sie zum Opfer seiner Lüste zu machen. Es wird nicht berichtet, ob das Mädchen zu schwach war, dem königlichen Verführer zu widerstehen, oder ob der Radschah mit Gewalt drohte; genug da der Vater keinen Ausweg sah, seine Tochter vor der Schande zu retten, so beschloß er ihren Tod, und zwar auf eine Art, die ihn zugleich rächen, und den Verführer mit Entsetzen erfüllen sollte. Er grub ein Opfergrab, füllte es mit Holz und nachdem er seine Tochter ermordet hatte, hieb er den Leichnam in Stücke, denen er Stücke von seinem eigenen Fleisch beimischte, zündete dann den Holzstoß an, und brachte der Apa-Mata ein Homa oder Brandopfer. Als nun Rauch und Flammen emporstiegen, sprach er folgenden Fluch über den Radschah aus: „Laß ihn nimmer Ruhe finden, und sind drei Pahars (Zeitraum von ungefähr drei Stunden) drei Tage und

drei Jahre verfloſſen, ſo räche mich!" Dann rief er: „Meine Wohnung iſt jenſeits, iſt der Dabi Baori!" und ſprang in die Flammen. Dieſe ſchreckliche Begebenheit wurde dem Radſchah berichtet, den der Schatten des Brahminen unabläſſig verfolgte, bis er endlich genau zur beſtimmten Stunde unter entſetzlichen Gewiſſensqualen ſtarb. Allein der Fluch des Brahminen war damit noch nicht geſühnt. Auch die Nachkommen des Radſchah verfolgte noch der unverſöhnliche Schatten. Der berühmte Dſcheswunt Sing, der große Enkel Udi's, hatte ein Liebesverſtändniß mit der Tochter eines ſeiner Beamten, den er nach Dabi Baori ſchickte, d. h. umbringen ließ. Allein der rächende Geiſt des Brahminen ſtellte ſich zwiſchen ihn und ſeine Begierden. Dſcheswunt verfiel in eine Gemüthskrankheit, die ihn ſeiner Sinne beraubte, und alle Verſuche, die Schreckbilder ſeiner Einbildungskraft zu verſcheuchen, blieben ohne Erfolg. Immer ſah er ſich von dem drohenden Schatten des Brahminen verfolgt, und allgemein hielt man dafür, er ſey von einem böſen Geiſte beſeſſen, und es ging die Sage, dieſer habe erklärt, er werde nicht eher von dem Könige weichen, bis ein Mann mit Dſcheswunt von gleichem Rang freiwillig ſein Leben zum Opfer bringen würde. Nahur Khan der Herr der Tiger, Haupt der Familie Kumpawut, Heerführer in allen Schlachten, bot ſogleich ſein Haupt als Sühnopfer für ſeinen Fürſten, und kaum war dieſer hochherzige Entſchluß ausgeſprochen, als ein heiliger Mann den Geiſt beſchwor, und in ein Gefäß mit Waſſer bannte, das er dreimal um ſein Haupt ſchwang und Nahur Khan überreichte, der es austrank; worauf Dſcheswunt auf der Stelle geheilt wurde. Dieſe wunderbare Verſetzung des Geiſtes wird von jedem Herrſcher Radſchaſtan's, die dem Herrn der Tiger den Namen „des Treueſten der Treuen" beilegten, als eine heilige Wahrheit angenommen und geglaubt."

Da hier des „Herrn der Tiger" erwähnt wurde, ſo möge auch angeführt werden, wie Nahur zu dieſem Namen gelangte, wodurch zugleich die Größe der Aufopferung, zu der ſich Nahur entſchloß, in ein noch glänzenderes Licht geſtellt werden wird, da Dſcheswunt ihm früher nach dem Leben getrachtet hatte:

„Nahur hatte ſich durch eine kühne Rede das perſönliche Mißfallen ſeines Herrſchers zugezogen, weßhalb der Tyrann ihn verurtheilte, in die Höhle eines Tigers zu gehen und unbewaffnet mit ihm zu kämpfen. Ohne das mindeſte Zeichen von Furcht betrat Nahur den Kampfplatz, wo das wilde Thier langſam umherkreiſte, das Nahur mit Augen betrachtete, die von Zorn und Opium nicht weniger funkelten, als die des Königs der Wälder. „O Tiger von Mih! Tigergeſicht Dſcheswunts!" rief er endlich verächtlich dem Thiere zu, das bei dieſer ſeltſamen Begrüßung ſtutzte, ſeinen kühnen Beſuch einen Augenblick anſtarrte, dann den Kopf ſenkte und mit ſtolzen Schritten ſich entfernte. „Ihr ſeht, rief Nahur jetzt, er wagt nicht mir die Stirne zu bieten, und es ziemt einem braven Radſchput nicht, einen Feind anzugreifen, der nicht Stand hält." Selbſt der Tyrann, der dieſe Scene mit anſah, brach in laute Bewunderung aus, und überhäufte Nahur mit Geſchenken. Als ihn hierauf Dſcheswunt fragte, ob er Kinder, Erben ſeines Muthes habe, erwiderte Nahur unerſchrocken: „Wie können wir Kinder bekommen, wenn Du uns ſtets von unſern Frauen jenſeits des Attocks entfernt hältſt?" — eine Antwort, die bewies, daß Nahur keine Furcht kannte. Von dieſer ſeltſamen Begebenheit erhielt er den Namen: „Herr der Tiger."

Wie Nahur ſind die edelſten und tapferſten unter den Radſchputen dem Opiumgenuß unmäßig ergeben. Folgende Geſchichte wird von Einem der berühmteſten Umuldars (Opiumeſſer) erzählt:

„Narayn-Das war eben ſo ſehr wegen ſeiner Stärke als Tapferkeit berühmt. Er war Einer von jenen unerſchrockenen Radſchputen, die kaum das Wort Furcht kennen, und man mochte von ihm und der Gefahr ſagen: „Sie ſeyen Geſchwiſter, die an Einem Tage geboren wurden, doch ſey er der ältere." Allein leider wurde dieſe treffliche Eigenſchaft durch die Unmäßigkeit im Opiumgenuſſe verdunkelt, dem er leidenſchaftlich ergeben war; man ſagte von ihm, er habe auf Einmal ein Gewicht von ſieben Pice gegeſſen, was jeden Andern unfehlbar getödtet haben würde. Die Folge dieſer ſchädlichen Gewohnheit war eine beſtändige Sinnloſigkeit, in der er Stoff zu vielen Anekdoten lieferte. So wurde er einſt aufgefordert, dem Rana Raomull zu Hülfe zu kommen, der von ſeinen Feinden hart bedrängt wurde, und er zog an der Spitze von 500 auserleſenen Haras aus. Am erſten Tage ſeines Aufbruches hielt er, nachdem er ſein gewöhnliches Opium verſchluckt hatte, mit weit geöffnetem Munde, in dem die Fliegen ungehindert ein- und auskrochen, unter einem Baum ſeine Mittagsruhe, als eine junge Teilani zur Quelle kam, um Waſſer zu ſchöpfen. Als ſie hörte, daß der im Opiumrauſch ſchlafende Krieger der Fürſt von Bundi ſey, der ausgezogen, um dem Rana in ſeiner Noth beizuſtehen, ſagte ſie: „Weiß er keine andere Hülfe zu finden als dieſe, dann wehe meinem Fürſten!" — „Der Umuldar hat gute Ohren, aber keine Augen," ſagt ein Sprüchwort im Radſchwarra. „Was ſagſt Du, Rand (Wittwe)?" brüllte der Rao, indem er aufſprang und auf ſie zuſchritt. Als ſie zitternd ſich zu entſchuldigen ſuchte, antwortete er: „Fürchte Nichts, aber wiederhole, was Du ſagteſt." Hierauf nahm er einen eiſernen Stab, den ſie in der Hand trug, um Waſſer damit zu ſchöpfen, bog ihn um ihren Hals und drehte die Enden daran zuſammen, worauf er ſagte: „Trage dieß Halsband zu meinem Andenken, bis ich aus dem Feld zurückkehre, es ſey denn, daß ſich inzwiſchen Jemand fände, der ſtark genug wäre, Dich davon zu befreien."

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus dem Kaukaſus.
Neue Folge.
II.

Gilil, 6 (18) December 1831.

Am 30 Oct. (10 Nov.) war bei uns die feierliche Eidesleiſtung. Aus den empörten Ortſchaften von Dagheſtan, aus Tſchirkei und Gumbet, aus dem Kreiſe von Salatau und der Genoſſenſchaft der Koiſſubulen kamen die Aelteſten und die Abgeordneten zuſammen. Herbeigeführt wurde das den Tſchirkiern abgeforderte Geſchütz, das ſie auf hohen Bergen hinter dem Orte aufbewahrt hatten. Die Truppen ſtanden in Schlachtordnung, die Fahnen wehten im Winde des von den ruſſiſchen Waffen bezwungenen Kaukaſus. Der Oberbefehlshaber hielt an die Bergbewohner eine Rede voll Einfach

heit und Kraft. Er erinnerte sie an die niedere Herkunft Kasi Mullah's, der sie zum Aufstande angereizt habe; daran, wie er, der sich für einen Abgesandten des Himmels und einen Reiniger des Glaubens ausgebe, in seiner Jugend Branntwein und Wein an Mohammedaner verkauft habe; daran, daß dieser Uebeltäter seinen eigenen Vater auf die schrecklichste Weise ermordete, indem er ihm siedendes Oel in den Hals goß. Er bewies durch das Benehmen desselben, wie er nur eigennützige Absichten habe, und nach Gold und Herrschaft dürste; daß sie aus Erfahrung jetzt wüßten, welche Strafen er durch unnützen Aufstand über die Häupter der von ihm Verführten herabgezogen habe; daß es schimpflich sey, ihm länger zu glauben, sündlich mit diesem Auserwählten des bösen Geistes länger Gemeinschaft zu haben; daß unser Monarch den Irrenden Gnade, den Unterwürfigen Schonung angedeihen lasse, aber die Heuchelei zu entdecken und den Aufruhr zu strafen wisse. Die Aeltesten gelobten Treue und Unterwürfigkeit heilig zu halten, legten die Hand auf den Koran und küßten ihn; die Ruhe von Daghestan war damit zugleich bedungen. Aber um diese zu sichern, vertheilte er die Truppen nach Karabudach-Kent, Gilli, Buinak und Utamisch. Das war eine lebendige Kette um Tabasarane her, wo immer noch die Gemüther heftig aufgeregt waren. Unser Sardar erkannte, daß die Anwesenheit Abdursach Kadi's und anderer Begs, eifriger Anhänger Kasi Mullah's, unter den trotzigen Tabasaranen stets den Aufstand unterhielt, und deßhalb sandte er unter dem Namen angesehener Einwohner von Derbent zuverlässige Leute an die Verräther, um sie zu überreden, sich der Großmuth der Russen zu übergeben und um Gnade zu bitten. Dieß gelang. Abdursach Kadi, Aldamir, Murtas-Ali und andere aufrührerische Begs stellten sich vor dem Kommandanten von Derbent. Der Oberbefehlshaber erfuhr Dieß in der Feste Burnaja, die er eben beaugenscheinigte, eilte nach Derbent und sandte die Vornehmsten derselben unter Aufsicht nach Baku. Inzwischen wählten die Begs von Tabasarane auf seine Einladung zu ihrem Oberhaupte, d. h. zum Kadi Issai Bei, bekannt durch seine Anhänglichkeit an die russische Regierung. Ibrahim, Beg von Kartschach, Nachfolger in der Herrschaft von Maisum, brachte seine empörten Unterthanen zur Unterwerfung zurück. Dschammal Beg, Sohn des letzten Ussmi, nahm von den Karatschachen das Gelübde der Treue. Die einen waren geschreckt durch die raschen Erfolge der russischen Waffen, die andern unterwarf die Großmuth des Oberbefehlshabers. — Daghestan war beruhigt. Ich staune oft und kann mir immer noch nicht genügend erklären, durch welche Zauberei die Soldaten Nachrichten aus der Ferne, nicht selten wichtige Geheimnisse, früher als jeder Andere wissen. Ob man aufbrechen wird, ob eine Schlacht beschlossen ist, ob eine Truppe gegen uns anrückt, wohin der Feind sich bewegt und was er im Sinne hat, — sie wissen Alles, sie sprechen von Allem lange vorher, zuerst insgeheim im Zelte, dann beim Wachfeuer, endlich ganz offen, und obgleich ihre Nachrichten nicht immer in den Einzelnheiten zusammenhängen, so sind sie doch im Ganzen meist richtig. Sie stehen auf der Wache bei den Befehlshabern, sie gehen als Boten in die Kanzlei, sprechen mit den Bedienten und Schreibern, und so dringen sie allenthalben ein, wie die Luft, eben so unbemerkt und eben so flüchtig. Ihre nahe und fortdauernde Berührung mit dem Volke, selbst in Feindesland, gibt ihnen Mittel, früher als Andere Gerüchte und Anschläge zu erfahren. Was aber seltsamer ist als Alles, manchmal kommen sie mit ihren Gesprächen den Ereignissen zuvor, und so ist wirklich Volkes Stimme Gottes Stimme. So war es erst kürzlich. Unter den Soldaten ging schon lange das Gerücht, Kasi Mullah habe den General Wessaminoff an der Ssunscha geschlagen, sey in der Nacht dieß mit der Reiterei bis an den Terek vorgedrungen, habe durch eine Fluth über ihn gesetzt, Kislar überfallen, einen Theil der Stadt und drei Kirchen *) geplündert und sey endlich mit den Gefangenen in die Berge gezogen. Anfangs hielt man diese Nachricht für durchaus unmöglich, aber das Unwahrscheinliche wurde bald wahrscheinlich und bestätigte sich endlich offiziell. Dieser Einfall wurde von Kasi Mullah am 4 Nov. ausgeführt und am 5 war er schon wieder bei Tschirkei. Stolz auf sein Glück und auf sein Gold sich verlassend, wollte er daselbst bleiben, aber die Tschirkeier hielten treu an ihrem Eid, weil ihnen die russischen Küsse noch in treuem Gedächtnisse waren, und nahmen den Räuber nicht auf. Mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit wollte er sodann auf die Meinung der Daghestaner einwirken, und um sie zu neuer Empörung aufzuregen, überfiel er in der Nacht vom 8 Nov. den Ort Karanai; aber die Einwohner von Karanai und Erpilei hielten vereint auf seine Bande ein und verjagten sie, worauf er sich in unersteiglichen Schluchten auf dem Wege nach Gimri festsetzte. Es war offenbar, die Verehrung für den Lügenpropheten sank; selbst seine hitzigsten Anhänger erhoben sich gegen ihn. Die kriegerischen und die friedlichen Maßregeln unsers Befehlshabers brachten die gewünschten Früchte. Nach diesem unglücklichen Versuche zog sich Kasi Mullah nach Gimri, einer Ortschaft, die am koissubulischen Abhange des Salatau liegt, in Augründen, die man kaum mit den Blicken, viel weniger mit dem Geschütz erreicht. Nur schmale über jähen Abhängen laufende Pfade führen dahin. Hier befand sich eine Frau und ein Theil der Familie Kasi Mullah's, und hier wollte auch er überwintern, geschützt durch seine zahlreichen Anhänger. Generaladjutant Pantratieff wollte den Ruhestörer aus der Nachbarschaft des nördlichen Daghestan entfernen und sandte unter dem Namen des Schamchals Geschenke an die angesehensten Einwohner von Gimri, um sie zu bereden, Kasi Mullah aus ihrer Mitte zu vertreiben; zugleich aber wollte er sein Ansuchen mit den Waffen unterstützen. General Kochanoff erhielt Befehl, Karanai und Erpilei zu besetzen und ihm dadurch die einzigen Wege in das Gebiet von Schamchal abzuschneiden. Der Oberbefehlshaber selbst kam am 13 zu der Abtheilung nach Karabudach-Kent, und ließ das Gerücht ausstreuen, er wolle Gimri angreifen. Am 16 erhielt ein Bataillon Kurinen Befehl, unter Begleitung von 5000 Mann Schamchalen zu Fuß, von Erpilei nach dem Berge vorzurücken. Hören heißt gehorchen. Mit Tagesanbruch rückten wir vor nach der steilen Höhe des Salatau, die schon seit langer Zeit mit Schnee bedeckt war. Schon lange, ich glaube seit dem Gefechte von Balburt, war ich nicht so müde geworden, als da ich die eisbedeckten Abhänge des Salatau hinanstieg. Die Füße wankten und glitschten aus; man konnte unmöglich gehen, ohne das Bajonnett in den Schnee zu stoßen und sich so zu stützen. Für meine Müdigkeit wurde ich indeß durch eine entzückende Aussicht entschädigt, als der Wind den Nebel hinter uns trieb. Nachdem wir einige Werste vorwärts gegangen waren, wurde Halt gemacht, und ich hatte volle Muße endlich Athem zu schöpfen und meine Augen ein Fest halten zu lassen. Ich stand bereits jenseits der Gränze der Vegetation, auf einem rauhen Gletscher. Der noch nie von eines Menschen Fuß betretene Schnee brannte gleich einem aus Diamanten auf Regenbogengrund gewebten Schleier. Mächtige Walddäume waren mit Krystallen verbrämt, tausendmal reizender, als das grüne Laub. Es war etwas Ideales, Zauberhaftes.... Sterne hingen daran statt der Blätter, Sonnen statt der Früchte. Aber was unter unsern Füßen und in der Ferne sich zeigte, die mit Schatten bedeckten Abhänge und Durchrisse der Berge, den erhellten Rücken des erstarrten, nebelschäumenden Ozeans. Dieß Alles, Alles, was man mit dem Blicke und der Einbildungskraft umfassen konnte, Das kann keine Sprache schildern und kein Pinsel darstellen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hier ereignete sich ein sonderbarer Vorfall, der die Verehrung der Tscherkessen für den heiligen Nikolaus beweiset. Sie plünderten die russische Kirche rein aus und ließen nur das reiche Bild dieses Heiligen unberührt.

Vermischte Nachrichten.

Ein Metzger von London überbot sich neulich in sinnreichen Witzen, indem er einiges Preisvieh öffentlich ausstellte, das am Halse Tafeln trug, worauf Name und Gewicht eines jeden Stückes geschrieben stand. Auf der einen, die ein wahrer Falstaff von einem Ochsen anhalte, war zu lesen: ein Bischof, wiegt 2500 Pfund. Ein anderer, minder fett, trug eine Tafel mit der Inschrift: ein Dechant, wiegt 1500 Pfund; ein ungeheures Schwein erschien mit dem Namen Pluralist bezeichnet (in England Diejenigen, die mehrere Stellen zugleich begleiten); ein anderes trug als Aufschrift: Zehntfett (Tythe Pig).

Es ist ein sonderbarer, aber schon mehrfach bemerkter Umstand, daß die Hunde weder im nördlichen Afrika, noch in irgend einem von Mohammedanern bewohnten Lande, jemals wüthend werden. Aber es ist minder bekannt, daß bisweilen die Maulthiere von der Wuth ergriffen werden, und sie dann beißen, wie rasende Hunde, und endlich ihr eigenes Fleisch zerreißen. Wir haben indeß nie vernommen, daß ihr Biß bei den Menschen die Wasserscheu hervorgebracht. (Graberg von Hemsö in seiner Beschreibung des Mogh'rib.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 26. 26 Januar 1833.

Die Kolonisation der freien Schwarzen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

In den letzten Monaten des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigte sich die Legislatur von Virginien, die im Jahre 1777 die Initiative zur Kolonisation der Schwarzen ergriffen hatte, aufs Neue mit diesem Gegenstande. Sie lud Hrn. Monroe, den damaligen Gouverneur dieses Staates ein, sich mit dem Präsidenten Jefferson über die Mittel zu verständigen, ihnen einen Zufluchtsort außerhalb der Vereinigten Staaten zu eröffnen. Dieser richtete sein Augenmerk zuvörderst auf Sierra-Leone und trat deßhalb mit der afrikanischen Gesellschaft in London in Unterhandlungen; allein die Kolonie war damals, durch die Empörung der neuschottischen Auswanderer noch in Verwirrung, und so war denn die Furcht diesen durch Kolonisten, die aus einer benachbarten Gegend kamen und von nicht minder unruhigem Charakter waren, eine Verstärkung zuzusenden, Ursache daß man die Vorschläge Hrn. Jefferson ablehnte. Vergebens versuchte man auch von der portugiesischen Regierung unter dem Titel einer Pachtung Ländereien in Brasilien zu erhalten. Aus den drei Botschaften, welche die Legislatur von Virginien an die vollziehende Gewalt von 1801 bis 1806 sandte, kann man auf den Eifer schließen, mit dem sie ihre Kolonisationsentwürfe ins Werk zu setzen suchte. Ihre Berathungen blieben damals geheim, nur ihr Zweck wurde bekannt. Die Legislatur von Virginien war es, die im September des Jahres 1816 zuerst den Wunsch, die Schwarzen zu kolonisiren öffentlich aussprach; ihr Beschluß lautete folgendermaßen:

„Die Generalversammlung von Virginien hat bereits mehrere Male über die Mittel berathen, für jene Farbigen, die in der ganzen Ausdehnung dieses Staates gesetzlich freigelassen sind, oder noch seyn werden, einen Zufluchtsort außerhalb der Gränzen der Vereinigten Staaten auszumitteln; allein ihre Bemühungen zu Ausführung eines des ganzen Eifers der Menschenfreunde so würdigen Entwurfs, scheiterten in Folge von Kriegen und innern Unruhen, unter denen die fremden Nationen litten, oder wurden durch innere Unruhen gehemmt, die ihrem Erfolge nur nachtheilig seyn konnten. Jetzt wo der Friede allenthalben die Wunden der Menschheit zu heilen beginnt, und wo die großen Mächte Europa's, vereint mit der Regierung der Vereinigten Staaten, zu Abschaffung des schändlichen Sclavenhandels wirken, dessen Unterdrückung der Staat Virginien vor und seit der Revolution beharrlich betrieb, glaubt die Generalversammlung ihre Bemühungen zu diesem Zweck, dessen Erreichung sie bis jetzt vergebens erstrebte, wieder aufnehmen zu müssen.

„Demzufolge hat sie den Beschluß gefaßt, sich mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu verständigen, um an den Küsten von Afrika, am nördlichen Gestade des stillen Oceans oder in irgend einer außerhalb der Gränzen der Union gelegenen Gegend Gebietsabtretungen zu erlangen, die jenen Farbigen, welche im ganzen Umfange der Staaten von Virginien gesetzmäßig ihre Freiheit erhielten, oder noch erhalten werden, einen Zufluchtsort zu eröffnen. Die Senatoren und Repräsentanten dieses Staates beim Kongreß sind eingeladen ihre Bemühungen mit denen des Präsidenten der Vereinigten Staaten zu vereinigen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß kein auf die besagte Abtretung bezüglicher Vertrag für den Staat Virginien, ohne Ratifikation seiner Legislatur, verbindende Kraft habe."

Zu dieser Zeit vereinigte auch Hr. Finley, der sich seit dem Jahr 1815 als der eifrigste Beförderer des Kolonisationssystems der Schwarzen gezeigt hatte, seine edeln Bemühungen mit denen der Legislatur Virginiens und mehrerer Bürger der im Süden von Maryland gelegenen Staaten, die sich zu George-Town in der nämlichen Absicht versammelt hatten. Während die auf diesen ernsten Gegenstand gerichtete öffentliche Meinung sich in Washington, Baltimore, Philadelphia, Princetown und andern Städten des Nordens, nur durch nutzlose Erörterungen kund gab, entwarf dieser feurige Menschenfreund mit sichrer Hand einen Organisationsentwurf für die freien Schwarzen, und übergab ihn als Versuch der Oeffentlichkeit. Dieser Versuch war zum Verdrusse seiner Widersacher von Erfolg, und bald gestaltete sich eine Kolonisationsgesellschaft, die sich am 1 Januar 1817 unter dem vorläufigen Vorsitze des Hrn. Clay versammelte; der Richter Washington ward zum Präsidenten erwählt, und behielt diese Stelle bis zu seinem Tode. Sein Nachfolger wurde Hr. Charles Caroll de Carrollton. Zu dieser Zeit hatte die Gesellschaft vierundzwanzig Vicepräsidenten, von denen drei Neuengland, drei Maryland, einer dem Staat New-York, einer Georgien, zwei

Kentucky, zwei Neu-Jersey und vier dem Staate Virginien angehörten.

Ein innerer Kolonisationsentwurf wurde im Jahr 1825 dem Senat von Virginien von Hrn. Tucker vorgelegt, dem jedoch nicht einmal die Ehre einer ernsten Erörterung zu Theil wurde; die Größe der berechneten Ausgaben und die Ungewißheit des Erfolgs machten, daß er mit großer Mehrheit verworfen wurde. An Andern, jedoch eben so mächtigen Einwürfen sollte jedes Kolonisationssystem auf dem Gebiet benachbarter Staaten scheitern, denn es ist einleuchtend, daß eine der verderblichsten Folgen die es nach sich ziehen mußte, die gewesen wäre, die Kolonie im Kriege wie im Frieden gänzlich von jenen Staaten abhängig zu machen, und sie in allen ihren Verbindungen mit den übrigen Mächten bloß zu stellen.

Der Entwurf zur Kolonisation von Canada ist der einzige dieser Art, der deßhalb weil man zu seiner Ausführung schritt, Gegenstand einer gründlichen Erörterung wurde. Im Monat Junius des Jahres 1829 beschloß der Staat Ohio die Ausweisung der freien Schwarzen aus seinem Gebiet, und diese, gezwungen sich in den benachbarten Ländern nach einem Zufluchtsort umzusehen, richteten ihr Augenmerk auf Obercanada. Zweihundert an der Zahl erhielten in Wilberforce Ländereien, und ließen sich dort nieder; sie unternahmen vorläufig die Urbarmachung von einigen hundert Morgen Landes und bauten einige hölzern Hütten. Im Jahre 1831 begab sich einer ihrer Agenten zu den Vereinigten Staaten, um für die Kolonie, die sich damals in einem sehr leidenden Zustand befand, Beistand anzusprechen. Nach dieser ersten Auswanderung nahmen noch zweitausend Neger ihren Weg nach Wilberforce, allein sie zogen nur durch und ließen sich in andern Theilen von Canada nieder. Nur zu wahr ist es, daß diese Niederlassung unter einem eisigen Klima und auf undankbarem Boden, dem Auswanderer nur unsichere und beschränkte Hülfsquellen bietet; überdieß würde auch, selbst wenn er zu Wohlstand gelangte, der mindeste Krieg mit dem britischen Reich, seine Existenz höchlich gefährden. Die Nachbarn dulden ihn zwar, allein um zu wissen mit welchem Auge sie ihn betrachten, genügt es den Inhalt zweier von der gesetzgebenden Versammlung von Obercanada neuerlich erlassener Beschlüsse zu kennen. In dem ersten drückt sie ihre Besorgniß aus, daß der Friede und die öffentliche Sicherheit im Westen der Provinz, in Folge der von der Kompagnie von Canada kund gegebenen Absicht, einer großen Anzahl von Negern dort einen Zufluchtsort zu eröffnen, gestört werden könnten. In dem zweiten sagt sie: „Die Kammer hat es ohne Unruhe gesehen, daß die Maronneger Zuflucht in dieser Provinz suchten. Sie beabsichtigt keineswegs ihnen den Einlaß zu verwehren, und gehorcht hierin dem Naturgesetz, welches verbietet einen Flüchtling seinen Verfolgern auszuliefern; allein es ist für den Frieden und das Wohl des Landes so gefährlich einer stets sich mehrenden Masse schwarzer Bevölkerung den Eintritt zu gestatten, daß es unerläßlich wird, Dem Einhalt zu thun, und dem Uebel durch weise Beschränkungen vorzubeugen."

(Fortsetzung folgt.)

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Da man sich unter diesem Volke so wenig Bedenken daraus macht, seine Hand in Blut zu tauchen, oder sonst eine furchtbare That zu begehen; so möchte es fast auf der andern Seite Wunder nehmen, bei den Radschputen so häufige Beispiele von Gewissensqualen zu finden, die das Gemüth dieser gewaltthätigen und rauhen Menschen foltern. Hiezu gibt die Geschichte Omeda's, des Radscha von Bundi, einen Beleg, wie sie denn überhaupt ein treues Gemälde von den Wechselfällen in dem Leben eines Radschputen bildet. Sein Vater Budh Sing hatte sich unter dem Kaiser Behadur Schah als Krieger großen Ruhm erworben. Nach dem Tode dieses Fürsten zog sich Budh Sing vom Hofe zurück. Er war mit einer Schwester des berühmten Dschey-Sing, Radscha von Ambir vermählt, die ihm mehrere Jahre keine Kinder gebar, während er von einem andern Weibe zwei Söhne hatte. Als er sich vom Hofe des verstorbenen Kaisers entfernte, besuchte er Ambir, wo ihm seine bis jetzt unfruchtbare Gemahlin mit einem Sohne überraschte, den er, wie es scheint nicht ohne Grund, für unterschoben hielt. Budh Sing ergriff eine Gelegenheit, ihrem Bruder dem Radscha von Ambir, seinen Argwohn mitzutheilen, der auch sogleich seine Schwester, die zugegen war, hierüber zur Rede stellte. „Allein empört darüber, ihre Ehre so verdächtigt zu hören," erzählt Tod, „oder im Zorn ihren Betrug entdeckt zu sehen, riß sie ihrem Bruder den Dolch aus dem Gürtel, und würde ihren Gemahl, den sie in der Wuth den Sohn eines Schneiders schalt, auf der Stelle niedergestoßen haben, wäre er nicht ihrem wüthenden Angriffe durch eine schleunige Flucht entronnen." Radscha Dschey Sing ergriff freudig die ihm unter diesen Umständen gebotene Gelegenheit, seine ehrgeizigen Absichten zu befriedigen, unter dem Vorwande, die seiner Schwester zugefügte Schmach rächen zu müssen. Er beschloß Bundi sich zinsbar zu machen, und bot die Herrschaft dieses Gebietes Deo Sing dem Herrn von Indergurh an, der jedoch, man weiß nicht aus welchem Grunde, diesen Antrag ablehnte. Ein anderer Häuptling Dulil Sing ließ sich hiezu bereitwilliger finden. Budh Sing, vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt, verließ insgeheim die Hauptstadt seines arglistigen Schwagers und entwich mit dreihundert treuen Vasallen nach Bundi. Hier wurde er von Dschey Sing mit überlegener Macht angegriffen, die meisten seiner Anhänger fielen im Kampfe, und endlich sah Budh Sing sich genöthigt, seine Hauptstadt zu verlassen und sich in den Geburtsort der Mutter seiner beiden Söhne zu flüchten, während Dschey Sing sich Bundi's bemächtigte. Budh Sing starb im Elende, und hinterließ zwei Söhne, von denen der älteste Omeda hieß. Diese Knaben wurden bald auch aus dem Hause ihrer Mutter vertrieben, wo sie bis jetzt eine Zuflucht gefunden hatten, und sahen sich genöthigt in Wälder und Wildnisse zu entfliehen.

Kaum aber hörte Omeda, damals ein Knabe von dreizehn Jahren, daß sein Feind Dschey Sing gestorben sey (1744), als er eine kleine Schaar von Anhängern sammelte, und einige Städte seines väterlichen Gebietes wieder in Besitz nahm. Die

Haras, seine Unterthanen, strömten unter die Fahnen ihres rechtmäßigen Gebieters, und die Mihnas, ein Gebirgsvolk, die Ureinwohner des Landes, von denen die Haras stammten, die einige Jahrhunderte früher Bundi erobert hatten, wurden durch den kühnen Muth des jungen Omeda zur Bewunderung hingerissen, und zogen ihm mit fünftausend Bogenschützen zu. Mit ihrer Hülfe griff er seine Feinde an, schlug sie in einem blutigen Treffen, und erbeutete ihre Heerpauken und Fahnen. Ein frisches Heer von achtzehntausend Mann wurde nun dem jungen Omeda entgegengesendet, der es mit seiner kleinen Truppenschaar muthig angriff und mit dem Schwerte in der Hand mitten durch dasselbe sich einen Weg bahnte. Allein die Anfangs bestürzten Feinde, sammelten sich wieder, schlossen ihre Reihen und griffen die Radschputen von allen Seiten an, deren tapferer Arm nichts gegen den Hagel von Kanonenschüssen vermochte, der ihre Reihen niederschmetterte. Omeda's Oheim und tapferste Anhänger fielen; sein eigenes Pferd wurde ihm unter dem Leibe verwundet. Seine noch übrigen Häuptlinge, als sie sahen, daß Alles verloren war, zogen ihn widerstrebend vom Schlachtfelde weg, und es gelang ihnen den Gebirgspaß, der nach Indergurh führt, zu erreichen; hier stürzte sein Pferd, als er ihm den Gurt losband, um es verschnaufen zu lassen, todt zu Boden. Omeda setzte sich auf die Erde und beweinte den treuen Freund seiner Noth bitterlich, und dieses Gefühl der Dankbarkeit war nicht bloß vorübergehend, sondern als er wieder auf den väterlichen Thron gelangte, hielt er es für seine erste Pflicht, dem treuen Rosse, das ihn an jenem verhängnißvollen Tage getragen und gerettet hatte, ein Denkmal zu errichten. Omeda erreichte Indergurh zu Fuß; allein der Häuptling dieses Ortes, von den Feinden des jungen Fürsten gewonnen, versagte ihm nicht nur die Aufnahme, sondern sogar ein Pferd, indem er ihm befahl, so schnell als möglich sein Gebiet zu räumen, wobei er ihn mit bitterm Spotte fragte: „ob er Indergurh eben so wie Bundi zu verderben gedenke.“ Der unglückliche Prinz verschmähte es, auch nur einen Tropfen Wasser auf dem ungastlichen Boden zu kosten, und nahm seinen Weg nach Kurwar, wo er freundliche Aufnahme fand. Hier entließ er seine Freunde, um sie bei einer günstigeren Gelegenheit wieder unter seiner Fahne zu sammeln, und dann flüchtete er noch einmal in die steilen Schluchten des Chumpul.

Es gelang endlich Omeda den Fürsten von Kotah, der gleichfalls durch die Eroberungssucht des Radscha von Ambir gelitten hatte, für seine Sache zu gewinnen, und dieser sendete ihm ein Heer, unter Anführung eines Bhat oder Barden, um den Prinzen wieder in sein väterliches Gebiet einzusetzen. Bundi wurde auch wirklich erobert, und obgleich der Barde in der Erstürmung des Schlosses dieser Hauptstadt fiel, so gelangte Omeda doch auf einen Augenblick zum Besitzthum seiner Vorfahren, bis von Neuem ein übermächtiges Heer von Ambir anrückte, wodurch Omeda abermals zur Flucht gezwungen wurde; und nun befehdete er als Räuber das Gebiet, das man ihn nicht als Fürst beherrschen lassen wollte.

„Auf einem seiner Streifzüge stieß er auf die Wittwe seines Vaters, die Urheberin von allen seinen Leiden; mit sich und der Welt zerfallen und wiewohl zu spät, das Unheil beklagend, das sie über ihren Gemahl, sich selbst und die Familie gebracht hatte, in die sie aufgenommen worden war, lebte sie in einsamer Zurückgezogenheit. Omeda besuchte sie, und seine Unterredung mit ihr verdoppelte nur die Qualen ihrer Gewissensbisse. Seine Leiden, sein Heldenmuth, in der Verklärung des Unglückes strahlend, das sie durch ihre verbrecherische Absicht, ihn aus seinem Rechte der Erstgeburt zu verdrängen, über ihn gebracht hatte, regten in ihr tiefe Gefühle des Mitleides und des Kummers auf. Entschlossen, was sie verschuldet, so viel als möglich wieder gut zu machen, faßte sie den Entschluß nach Dekhan zu gehen, und dort für den Sohn Budh Sings um Hülfe zu flehen. Als sie an dem Ufer des Nerbudda ankam, zeigte man ihr einen Pfeiler, auf dem zu lesen war, daß jedem Gliede ihres Stammes verboten sey, über den Strom zu gehen, der ihr gleich dem Indus als atok — verboten — bezeichnet wurde. Ganz im Geiste einer wahren Radschputin zerbrach sie die Tafel, die das Verbot enthielt, in Stücke, warf sie in den Strom und bemerkte mit jesuitischer Casuistik, da der Befehl gegen sie nicht mehr bestehe, so könne sie sich auch nicht mehr durch ihn gebunden halten. So erreichte sie das Lager des Mulhar Rao Holcar. Die Schwester Dschey Sing's, des mächtigsten Hindufürsten von Indien, kam flehend zu diesem Ziegenhirtenführer, zu dem Häuptling einer Horde von Räubern, ja sie adoptirte ihn als ihren Bruder, um für den vertriebenen Omeda Beistand zur Wiedereroberung von Bundi zu erlangen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf den Falklands-Inseln.

Da durch die Streitigkeiten, die sich zwischen den Vereinigten Staaten und der Republik Buenos-Ayres über den Besitz der Falklands-Inseln erheben haben, die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieselben gelenkt wurde, so dürfte nachstehender Bericht über diese Inseln, aus der Feder eines Reisenden, der erst vor Kurzem von dorther zurückkam, nicht ohne Interesse seyn.

Die Falklands-Inseln, deren Entdeckung dem Amerigo Vespuccio im Jahre 1502 zugeschrieben wird, liegen zwischen dem 51° und 52° südlicher Breite und dem 58° und 61½° westlicher Länge, ungefähr 90 Stunden von der Küste von Patagonien entfernt. Beauchêne Gouin warf im Jahre 1770 an der östlichen Küste Anker, und eine kleine, etwas mehr gegen Süden gelegene Insel trägt den Namen dieses Seefahrers. Die erste Niederlassung wurde im Jahre 1763 von den Franzosen, unter Leitung des Herrn von Bougainville, eines erfahrnen Seefahrers, gegründet. Allem Anscheine nach kam er am 5 Februar des nämlichen Jahres an, und hatte als Kolonisten 19 Männer, 5 Frauen und 5 Kinder bei sich. Nach einem Aufenthalte von vierzehn Monaten segelte Bougainville nach Frankreich, kehrte aber im Januar des Jahres 1765 nach der Insel zurück, und genoß das Vergnügen, seine kleine Kolonie zufrieden und in Wohlstand wiederzufinden.

Gegen das Ende des Jahres 1764 forderte die spanische Regierung, beunruhigt darüber, daß eine fremde Nation ein ihren südamerikanischen Besitzungen so nahe gelegenes Gebiet eingenommen hatte, die französische Regierung auf, ihr diese Inseln ungesäumt abzutreten. Diesem Begehren wurde gewillfahrt, und am 27 April 1765, nach einem Besitzthume von zwei Jahren, verließ Bougainville, dem erhaltenen Befehle gemäß, die angesprochenen Inseln. Man vermuthet, daß die Franzosen während dieser ganzen Zeit sich zu Port-Louis, dem gegenwärtigen Pflanzorte, aufhielten, und aller Wahrscheinlichkeit nach nahm Bougainville bei seiner Abreise die französischen Kolonisten mit sich.

Im Jahre 1765 berührte der Kommodore Byron die westliche Insel, und im folgenden Jahre gründete die englische Regierung zu Port-Egmont, an der nördlichen Küste des westlichen Falkland, eine Niederlassung. Die Spanier vertrieben die Engländer und setzten sich im Jahre 1766 in Port-Louis, oder nahe dabei fest, wo sie elf Jahre lang blieben. Von Dem, was während dieser Zeit vorfiel, weiß man wenig oder Nichts; die einzigen von dem Aufenthalte der Spanier vorhandenen Spuren sind Ueberreste ihrer Bauten und die von ihnen angelegten Gruben, um sich Torf zu verschaffen, dessen sie sich statt des Holzes bedienten, das es auf diesen Inseln nicht gibt.

Von den Spaniern verlassen, blieben diese Inseln bis zum Jahre 1825 unbewohnt. Zu dieser Zeit kam Don Louis Vernet *), ein Deutscher von Geburt, aber seit seiner Kindheit in Amerika heimisch, auf den Gedanken, sie zu besuchen und, in der Absicht sich dort niederzulassen, in Augenschein zu nehmen. Nachdem sein Entwurf zur Reise gediehen war, wendete er sich an die benachbarte Republik Buenos-Ayres, die den Besitz der Inseln ansprach, und verlangte, daß man sie ihm als Eigenthum überlasse. Gewisse Officiere der Truppen von Buenos-Ayres, die mit Vernet verschwägert waren, und für die im verflossenen Kriege geleisteten Dienste Forderungen an die Regierung hatten, waren, aller Wahrscheinlichkeit nach, damit zufrieden, von ihrem Verwandten auf Abschlag ihrer Forderungen eine Summe Geldes zu empfangen, und für diese geleistete Zahlung überließ nun die Regierung dem Don Louis Vernet das östliche Falkland als erbliches Eigenthum mit vollem und gänzlichem Rechte des Grundbesitzes, sammt allem Wild, Pferden, Schweinen, Fischen u. s. w., und trat ihm überdieß auch noch die nahgelegene Insel Staten-Land als Eigenthum ab, damit er sich von dieser aus mit Holz versehen könnte, worauf nun Don Louis und sein Bruder sogleich eine Niederlassung auf der östlichen Falkland gründeten.

Am 22 Oktober 1831 landete der „Thomas Lawrie" Kapitän Langdon, auf Malvina (der französische Name der östlichen Falkland). Es war ein sehr nebliger Tag, hatte viel geregnet, und nachdem man den ganzen Morgen ziemlich beunruhigt an der östlichen Küste umhergetrieben hatte, lief endlich das Schiff, zu großer Freude der ganzen Mannschaft, gegen vier Uhr glücklich und wohlbehalten in die Meerenge von Berkeley ein; Nebel und Regen hörten im nämlichen Augenblick auf, und man sah zu beiden Seiten, in einer Entfernung von etwa einer halben Meile, eine Reihe von Hügeln vor sich, von denen mehrere bis zum Gipfel mit Rasen bedeckt waren. Nachdem man etwa vier Meilen in der Meerenge aufwärts gefahren war, warf man ungefähr einen Steinwurf vom Ufer auf der Backbordseite Anker, und zwei Stunden später sah man ein mit sechs Mann besetztes Boot aus dem Hintergrunde der Bai auf das Schiff zusteuern. Nach Ankunft des Bootes erhielt man genauen Bericht über den Zustand der Niederlassung.

Am andern Morgen bestieg der Verfasser dieses Berichts, der sich als Passagier am Bord des „Lawrie" befand, das Boot, um die Niederlassung zu besuchen, die er am Ufer einer kleinen, von der Meerenge gebildeten Bai sehr angenehm gelegen fand. Zur Zeit der Spanier war der Eingang dieser Bai von zwei Forts beherrscht, die jetzt gänzlich verfallen sind; der einzige Gebrauch, den man noch von ihnen macht, ist, daß man in die zirkelförmige Umfriedung des einen die wilden Ochsen einsperrt, wenn sie aus dem Innern des Landes hieher gebracht werden. Einmal am Lande, fährt der Verfasser fort, ging ich, dem Gouverneur Don Louis einen Besuch zu machen, von dem ich mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Sein Gesicht nimmt zu seinem Vortheil ein, und sein Benehmen ist zuvorkommend und verbindlich; er ist sehr unterrichtet und spricht mehrere Sprachen geläufig. Sein Haus ist lang und niedrig, nur ein Stockwerk hoch und mit sehr dicken steinernen Mauern versehen. In seinem Schlafzimmer fand ich eine schöne Sammlung von spanischen, deutschen und englischen Werken. Auf sein Verlangen hatte ich den Kapitän Langdon und seine Familie eingeladen bei ihm zu speisen, die denn auch bei Untergang der Sonne anlangten. Die Unterredung war während der ganzen Mahlzeit sehr lebhaft; die Gesellschaft bestand aus Don Louis und seiner Gattin, Kapitän Langdon und Familie, einem Kapitän Brisbane und zwei Amerikanern, die zu einem nicht lange vorher von Don Louis gekaperten Schooner gehörten; am Abend wurde Musik gemacht und getanzt. Im Saale befand sich ein Piano von Stodart; Dona Vernet, die eine Spanierin ist, besitzt eine sehr schöne Stimme, und wir waren nicht wenig überrascht, auf den Falklands-Inseln, wo wir höchstens einige arme Fischer zu finden erwarteten, di tanti palpiti so schön singen zu hören.

Am andern Morgen führte man mich in der Niederlassung umher und ließ mich ihre Merkwürdigkeiten sehen. Die Gebäude, mit Ausnahme einiger Hütten von aufgestochenem Rasen, rühren von den Spaniern her; sie sind wegen ihres starken Mauerwerks merkwürdig, von denen einiges nicht weniger als drei Schuh Dicke hat. Diese Gebäude liegen zerstreut und nehmen einen Raum von einer halben Meile Länge und einer Viertelmeile Breite ein. Man sieht noch die Ruinen eines Gebäudes das als Kirche verwendet wurde, eines Hospitals, eines Hauptmagazins und eines ungeheuern Backofens, in dem jetzt eine aus fünf Personen bestehende Familie wohnt; außerdem sieht man noch einen Exercierplatz, Verschanzungen, einige Sternschanzen und die Trümmer einer großen steinernen Brücke, deren Bau den Spaniern, wie die Chronik berichtet, 25.000 Dollars kostete. Der Fluß, der die Insel durchströmt, wächst, selbst zur Regenzeit, nicht so sehr an, daß er nicht mit Hülfe von großen Steinen, die von den Darübergehenden zu diesem Zwecke hineingerollt werden, überschritten werden könnte. Ungefähr eine Meile von der Stadt liegt der Ort, von woher die Spanier ihren Torf zogen; jetzt sieht man hier eine Anzahl Bassins voll Wasser, von denen einige 15 bis 20 Fuß Tiefe haben. Am Rande des Felsens, vor dem Hause des Gouverneurs, steht eine Kanone aufgepflanzt, und vier oder fünf andere befinden sich am Eingange der Bai in der Nähe der Ruinen der Forts, wo auch, aber schon auf dem Wasser der Meerenge, ein kleiner Schooner vor Anker lag. Ungefähr drei Monate vor Ankunft des „Thomas Lawrie" hatten drei Schooner der Vereinigten Staaten die Inseln berührt; einer von ihnen war entkommen, die beiden übrigen aber von Don Louis gekapert worden, der ihre Kapitaine sammt deren Schiffsvolk gefangen hielt. Einem von diesen beiden Schoonern erlaubte er einige Zeit später abzusegeln, nachdem er seine aus Seehundsfellen bestehende Ladung zurückbehalten hatte; der andere war bei unserer Ankunft noch in Gefangenschaft. Der Gouverneur hatte Waaren aller Art von der Ladung wegnehmen und im Aufstriche verkaufen lassen, und war eben im Begriffe, sich auf dem Schooner nach Buenos-Ayres einzuschiffen, um der Verurtheilung seiner doppelten Prise beizuwohnen.

Die Privatniederlassung Don Louis zählte fünfzehn Sklaven, die er von der Regierung von Buenos-Ayres mit der Verpflichtung gekauft hatte, ihnen ein nützliches Gewerbe lernen zu lassen. Haben sie ihm eine gewisse Anzahl von Jahren gedient, so ist er, dem Vertrage zufolge, gehalten, sie in Freiheit zu setzen; sie schienen mir in einem Alter von 15 bis 20 Jahren zu stehen und glücklich und zufrieden zu seyn. Die ganze Kolonie besteht aus ungefähr hundert Personen; fünfundzwanzig Gauchos und fünf Charrua-Indianer mitgerechnet. Man findet hier einige holländische Familien, deren Frauen die Kühe melken und Butter machen, zwei oder drei Engländer, eine deutsche Familie, nebst einigen Spaniern und Portugiesen, die irgend einen Handel zu treiben vorgeben, eigentlich aber wenig oder gar nichts thun. Die Gauchos sind zum Theil Spanier, ihr Kapitän oder Häuptling ist ein Franzose. Diese Leute werfen den Laso auf die in Spanien bei den großen Stierhetzen übliche Weise. Ein wilder Stier wurde in meiner Gegenwart von dem Häuptlinge abgefangen, der, nachdem er das Thier einige Zeit im Galopp verfolgt hatte, ihm geschickt den Laso um die Hörner warf; das Pferd setzte sich nach dem Wurfe, gleichsam instinktmäßig, auf die Hinterbeine und streckte die Vorderfüße aus, wodurch die Bewegungen des Stiers gehemmt wurden, und in demselben Augenblicke warf ihm ein anderer Gaucho einen mit bleiernen Kugeln besetzten Laso um die Hinterfüße, der ihn still zu stehen zwang; nun zogen sie ihre Messer und durchschnitten ihm die Kniekehlen. Im Innern der Niederlassung schlafen diese Leute, in ihre Mäntel oder Satteldecken gewickelt, unbekümmert um Kälte oder Feuchtigkeit, auf der Erde; ihren Pferden sind sie außerordentlich zugethan. Die Räder ihrer Sporen sind bei zwei Zoll lang, und ihre Steigbügel so klein, daß nur die Spitze des Fußes Platz hat.

(Schluß folgt.)

*) Vielleicht Werner oder Berner?

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 27. 27 Januar 1833.

Die Kolonisation der freien Schwarzen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Es dürfte unnöthig seyn, Etwas über die Verhältnisse der beiden Klimas von Canada und Afrika zu der körperlichen Beschaffenheit des Negers zu sagen; denn wie bekannt, suchten die Flüchtlinge aus den Pflanzungen im Süden nach Neuschottland, im Jahre 1799, selbst um ihre Versetzung nach Sierra-Leone nach. Wir sind überzeugt, daß der Kolonisationsentwurf von Canada weder den Interessen der Kompagnie, noch denen der Auswanderer günstig ist, und deßhalb wird er die Eifersucht der Anhänger der afrikanischen Kolonisation nicht rege machen. Es ist höchst wünschenswerth, daß beide Niederlassungen gedeihen, und daß besonders die zu Wilberforce selbst von den Engländern großmüthig unterstützt werde, um so mehr, da deren Unruhe bei dem Zufluß von weißer Bevölkerung schwinden muß, die jedes Jahr den St. Lorenz heraufkömmt, um an seinen Ufern den Sitz ihrer Industrie aufzuschlagen. Im vergangenen Jahre belief sich die Zahl der Auswanderer, welche diesen Weg kamen, auf 55,000 und dieses Jahr muß sie noch weit mehr steigen.

Mehrere der bereits bezeichneten Hindernisse stehen auch einer Niederlassung auf dem Gebiet von Hayti entgegen. Die Ausdehnung desselben ist weit beschränkter und die Auswanderer würden gänzlich von der haytischen Regierung unabhängig seyn, da man doch beabsichtigt, ihnen eine Regierung nach ihrer Wahl und eine Verwaltung zu geben, an der sie selbst Theil nehmen. Die Auswanderung nach Hayti hat übrigens ganz aufgehört, und Viele die dorthin gegangen waren, sind nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Glaubwürdige Berichte sagen, daß eine Menge von Auswanderern gern zurück möchten, wenn sie könnten und daß, wenn man auch einige findet die mit ihrem dortigen Aufenthalt zufrieden zu seyn scheinen, Dieß nur deßhalb der Fall ist, weil sie nicht Mittel genug besitzen, um von einer Veränderung ihrer Lage Vortheil erwarten zu können. Welcher Ursache ist wohl dieser Widerwille gegen ein Land zuzuschreiben, wo das Klima ihnen günstig ist, wo schwarze Hände die Zügel des Staats führen, und wo sie allenthalben nur Brüder sehen sollten? Läge sie vielleicht in der unbehaglichen Berührung, in die ihre Unwissenheit oder ihre Laster mit der in Hayti herrschenden Bildung und Sitte kommen? Dieser Grund wäre richtig, wenn man der folgenden Stelle eines in mehrern Journalen erschienenen Artikels über die Sitten in Hayti glauben darf, dessen Verfasser ein sehr ausgezeichneter Offizier der Marine der Vereinigten Staaten ist:

„Es ist erstaunlich, sagt er, indem er von den Haytiern spricht, wie ein Volk, das noch vor fünfundzwanzig Jahren auf der tiefsten Stufe der Rohheit und Unwissenheit stand, sich so leicht die sittliche und sittige Bildung der aufgeklärtesten Nationen eigen machen konnte. Es kann nicht leicht zwei Völker geben, die so sehr von einander verschieden sind, als die Schwarzen der Insel und jene die aus den Vereinigten Staaten dorthin auswanderten; ich glaube sie werden noch lange nicht mit einander sympathisiren und eine geraume Zeit wird vergehen, ehe die letztern in ihrem neuen Vaterland sich in ihre Lage finden werden. Träge, vom Gefühl ihrer Niedrigkeit gepeinigt, sind sie muthlos, scheuen die Arbeit und suchen sich durch Diebereien zu erhalten." Die nach Amerika zurückkommenden Auswanderer machen freilich von den Sitten in Hayti und den Ursachen ihres Widerwillens eine ganz andere Schilderung. Ihre Klagen sind ohne Zweifel übertrieben, allein man kann sich nicht verhehlen, daß der Bericht jenes jungen Offiziers ein wenig schmeichelt, und es läßt sich, ohne Furcht Lügen gestraft zu werden, behaupten, daß diese Insulaner auf der niedrigsten Stufe gesellschaftlicher Bildung stehen.

Vernunft und Erfahrung so wie der Wunsch der Legislaturen der verschiedenen Staaten der Union, haben während fünfzehn Jahren die Gesellschaft, die sich mit Kolonisation der freien Neger beschäftigt, über die Wahl der Lokalität der zu begründenden Niederlassung aufgeklärt. Virginien gab im Jahre 1816 das Beispiel, in dem es sich für eine afrikanische Ansiedlung erklärte; zwei Jahre später entschieden die Staaten von Maryland und Tennessee für Erlangung eines Gebiets auf der westlichen Küste von Afrika zu diesem Zweck und seitdem haben die Organisation der Gesellschaft, die Generalversammlungen von Ohio, Connecticut, Kentucky, New-York, New-Hampshire, Vermont, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Georgien, Indiana, die Senate von Louisiana und Massachussetts seine Bemühungen unterstützt, und sein Kolonisationssystem höchlich gebilligt.

Liberia, der Sitz der neuen Kolonie, von schiffbaren Flüssen

durchschnitten, die den Auswanderern den Zugang bedeutend erleichtern, und ihnen gestatten sich mit geringen Kosten auf den von ihnen gewählten Ländereien einzurichten, liegt an der westlichen Küste von Afrika. Keine europäische Macht hat irgend ein Recht an dieses Gebiet und was die Häuptlinge der benachbarten Stämme betrifft, so hat man von diesen die Abtretung eines Gebiets von ungefähr 300 Meilen auf freundschaftlichem Wege erhalten, das durch neue Erwerbungen eine nicht zu bestimmende Größe erreichen kann. Binnen wenigen Jahren wird es der Sitz eines unabhängigen Reichs werden; die Verwaltung wird jetzt schon, beinahe gänzlich von den Kolonisten selbst besorgt, und nur die Gerichtsbarkeit hat sich die Gesellschaft so lange vorbehalten, bis sie auch diese ohne Gefahr in ihre Hände legen kann. Die Bevölkerung ist gleichartig, und der Rang unterscheidet sich nur nach der Verschiedenheit der Arbeiten. Das Klima ist so wie es die Natur den Farbigen angewiesen hat, und der Boden ist einer der fruchtbarsten der Erde.

Man wollte behaupten, die Entwürfe der Gesellschaft würden durch das Generalgouvernement oder die verschiedenen Staaten selbst besser aufgefaßt und ausgeführt worden seyn, allein man scheint die zahllosen Schwierigkeiten vergessen zu haben, die zu beseitigen waren, und die Ausführung jener Entwürfe zu leiten, und sie auf eine feste Basis zu gründen. Die seit Errichtung der Gesellschaft bis jetzt verflossenen fünfzehn Jahre, so lange dieser Zeitraum den mehr eifrigen als unterrichteten Menschenfreunden auch vorgekommen seyn mag, wurden von ihr, während man sich bisher nur mit Erörterungen beschäftigt hatte, nicht bloß mit Handeln, sondern auch damit ausgefüllt, genau nur das zu thun was nöthig war, um die interessirten Parteien zu überzeugen, daß Alles was geschah zweckdienlich sey, und um sie zur Mitwirkung anzutreiben. Indem sie so mit einer Energie zu Werke ging, die ihren Kredit in der öffentlichen Meinung verdoppelte, hat sie durch die Erfahrung bewiesen, daß ein System, das man vor noch zwanzig Jahren nur in der Theorie kannte, ausführbar sey, und daß seine wohlthätigen Folgen, nach dem genauen Verhältniß der Mittel, die man darauf anwendet, sich sowohl auf die Staaten die sie liefern, als auch über die Kolonie die sie empfängt, über Schwarze und Weiße, über Freie und Sklaven erstrecken. Jeder Theil des Gebietes der Kolonie wurde mit dem zum Anbau nöthigen Geräthe versehen, Niederlassungen haben sich gebildet, freundschaftliche und Handelsverbindungen sind mit den afrikanischen Stämmen angeknüpft worden, die Absatzwege haben sich vermehrt und die Kolonisationsweise hat sich auf dem einzig wahren Wege, dem der Erfahrung, bis in ihre kleinsten Zweige verbessert. Im Innern bewährte sich die Wirksamkeit der Gesellschaft nicht minder nützlich: das Kolonisationssystem, seine Grundlagen und seine Anwendung wurden einer gründlichen Erörterung unterworfen, und die Gesellschaft kann jetzt, nach dem allgemeinen Wunsch, entweder die Leitung seiner Unternehmung selbst fortführen, oder sie einer höhern Führung unterordnen, ohne die glücklichen Resultate zu gefährden, die sie bis jetzt erhalten hat, und in Zukunft noch zu gewinnen hofft.

Die Hülfsmittel der Gesellschaft bestehen aus den in ihre Kasse geflossenen freiwilligen Gaben, von deren schnellen Zunahme von 1822 bis 1831 wird das nachstehende Verzeichniß eine Uebersicht geben. Sie beliefen sich:

	Dollars.
In den Jahren 1820, 1821 u. 1822 auf	5,62625
1823 —	4,798 2
1824 —	4,37989
1825 —	10,12585
1826 —	11,77924
1827 —	13,29494
1828 —	13,15817
1829 —	19,79561
1830 —	26,58351
1831 —	32,10258

Dieß war der Erfolg des von den Mitgliedern der Gesellschaft an die Menschenliebe ihrer Mitbürger erlassenen Aufrufs und um ihr Werk zu vollenden, hielt sie es für zweckmäßig einen ähnlichen an die vielvermögende Konföderation und an jede Republik insbesondere zu erlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Unter dem Beistande dieser verwüstenden Eroberer gelangte Omeda (1749), nachdem er vierzehn Jahre in der Fremde umhergeirrt war, wieder zu seinem väterlichen Erbe, das er seiner werthvollsten Gebietstheile beraubt und schrecklich verheert und verarmt fand. Omeda von Natur aus tugendhaft und mit edlen Eigenschaften ausgestattet, lenkte während seiner langen Herrschaft staatsklug und weise das Schiff des Staates durch die gefährlichsten Stürme, und hätte er sich nicht durch Rachsucht zu einer blutigen That hinreißen lassen, so müßte man ihn als den weisesten, tapfersten und fleckenlosesten Fürsten preisen, den die Geschichte der Radschputen aufzuweisen hat. Wir sahen, daß Deo Sing, der Herr von Indergurh Omeda in seinem Schlosse aufzunehmen verweigerte, als er ein hülfloser Flüchtling vor seinen Thoren erschien. Acht Jahre waren verflossen, seitdem Omeda die Herrschaft über Bundi wieder errungen hatte, und die Unbild schien vergessen; allein Deo Sing haßte den Mann, den er beleidigt hatte.

„Omeda hatte im Namen seiner Schwester die Kokosnuß — das Symbol des Wunsches, sich mit einer Familie durch das Band einer Vermählung näher zu verbinden — an Madhu Sing den Radscha von Ambir, gesendet. Sie wurde in voller Versammlung aller Edlen des Hofes und mit aller Ehrerbietung, die man einem der vornehmsten Geschlechter von Radschputana schuldig war, aufgenommen. Deo Sing befand sich damals auf einem Besuche zu Dscheipur und der Radscha, der ihn willkommen hieß, fragte ihn: was der Ruf von der Tochter Budh Sing's verkünde. Die Antwort gab auf eine beleidigende Weise zu verstehen, daß man über die Reinheit ihres Blutes erhebliche Zweifel hege. Auf diese Aeußerung wurde die Kokosnuß nach Bundi zurückgeschickt, eine Beleidigung, die von einem Radschput nie verziehen wird.

Im Jahre 1757 pilgerte Omeda zu dem Heiligenschrein der Bibscha-Seni-Mata (der Mutter des Sieges) um dort seine Andacht zu verrichten. Da er sich auf dieser Pilgerfahrt in der Nähe von Indergurh befand, so lud er dessen Häuptling ein, sich bei den Vasallen, die mit ihren Familien herbeigekommen waren, einzufinden. Deo Sing, obgleich man es ihm widerrieth, erschien mit seinem Sohn und Enkel. Alle wurden auf Befehl Omeda's an einem Felsenabsturz ermordet, und der Stamm des Verräthers von der Wurzel aus vertilgt. Als dürfe der Himmel nicht durch den Rauch des Scheiterhaufens befleckt werden, der die Asche des verläumderischen Verräthers und seiner Abkömmlinge verzehren sollte, ließ Omeda ihre Leichen in einen See werfen und übertrug die Herrschaft von Indergurh seinem Bruder. Fünfzehn Jahre verstrichen hierauf, während deren die unaufhörlichen Verwirrungen um ihn her Omeda's Gedanken hinreichend beschäftigten; allein inmitten dieser Unruhen schwebte seinem Geiste doch immer die Erinnerung an diese blutige That vor, obgleich keine Stimme sich erhob, ihn darüber anzuklagen, obgleich er selbst der moralischen Ueberzeugung war, daß Deo Sing die Strafe verdient hatte; allein seine Seele, edelmüthig und tapfer wie sie war, empörte sich dennoch gegen das Verbrechen, den Schuldlosen mit den Schuldigen leiden zu lassen, wiewohl ein solches Verfahren durch das Herkommen geheiligt war. Um sein Gewissen zu beruhigen, beschloß er dem Throne zu entsagen, und sein übriges Leben in Bußübungen zuzubringen, indem er als Pilger die weiten Länder Indiens durchzog, um die heiligen Orte seines Glaubens zu besuchen."

Im Jahre 1771 legte dieser außerordentliche Mann wirklich zu Gunsten seines Sohnes die Herrschaft nieder und zog sich in ein heiliges Thal zurück, wo es seine Unterhaltung war, die Pflanzen und Gewächse fremder Länder anzubauen und zu pflegen.

„Eine lange Reihe von Jahren durchpilgerte er so Indien nach allen Richtungen, begleitet von einem kleinen Gefolge seiner tapfern Vasallen. Und so oft er sein väterliches Gebiet wieder betrat, wurde seine Rückkehr nicht nur von seinem eigenen Stamme, sondern auch von jedem Fürsten und Radschput von Radschwarra gefeiert, und jeder glaubte seinem Hause Heil widerfahren, wenn der königliche Pilgrim auf seiner Wallfahrt bei ihm einkehrte. Man betrachtete ihn als ein Orakel, indem bei dem reichen Schatze von Kenntnissen, den er sich durch Beobachtung und Erfahrung auf seinen vielen Reisen gesammelt, jede Unterredung mit ihm beneidenswerth erschien, und jedes seiner Worte wie ein Heiligthum aufbewahrt wurde. Die Bewunderung, die man ihm bei seinen Lebzeiten schenkte, kann am besten aus der Ehrfurcht bemessen werden, die jeder Hara noch seinem Andenken beweist; jedes seiner Worte war für sie Gesetz und jede Reliquie von ihm wird mit tiefer Verehrung aufbewahrt. Seine letzte Reise ging fast bis an die äußerste Gränze seiner Nation. Als er über Dwarica, einem Wallfahrtsorte der Hindu's auf der westlichen Seite der Halbinsel Gusserat, zurückkehrte, wurde er von einer Bande Kabas angefallen, einem räuberischen Stamme, der jene Gegenden unsicher macht. Allein der alte Kriegerfürst, der noch die Kraft des Armes mit der des Glaubens vereinte, erwehrte sich ihrer ritterlich, und erfocht einen vollständigen Sieg über sie, wobei er ihren Häuptling gefangen nahm, und ihm als Lösegeld einen Eid abnahm, nie mehr die Pilgrime von Dwarica zu beunruhigen."

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Wir gingen nicht nach Gimri, denn unser Sardar kannte recht gut die Unmöglichkeit, in dieser rauhen Jahreszeit in diesen Abgrund hinabzukommen. Aber seine Demonstration hatte ihren vollen Erfolg. Von den Koissubulen kamen ihm auf dem Wege Gesandte entgegen mit Versicherungen, daß man die Wünsche der Russen erfüllen werde. Am zweiten Tage zeigten sich Gimrier aus der Ortschaft Daud Mohammeds mit der Nachricht, daß Kasi Mullah, von ihnen vertrieben, sich mit seinen Genossen nach Irgene entfernt habe, wo der zweimal begnadigte und zweimal an den Russen verrätherische Hamsad Beg von Awarien sich mit ihm vereinigte. Da der Generaladjutant Pankratieff sah, daß unter den Daghestanern die Neigung zu den Russen und der Haß gegen den Lügenpropheten stieg, suchte er diese Gesinnungen zu befestigen, indem er persönlich einige Medaillen und Geldbelohnungen an Muselmänner austheilte, welche sich in dem Gefechte vom 8 Nov. ausgezeichnet hatten. Indessen hatte der Winter sich eingestellt. Dichte Schneemassen füllten die Engpässe, die Bergwege waren ungangbar, und unser Sardar sandte einen Theil der durch die unaufhörlichen Märsche ermatteten Truppen in die Standquartiere. Zur Erhaltung der Ruhe verlegte er fünf Kompagnien des kurinischen Regiments nach Karabudach-Kent und sechs Kompagnien des apscheronischen nach Dschengutai. Um diese Zeit erhielt man Nachrichten, daß Kasi Mullah sich in Irgene niederlassen wolle; aber sein Glücksstern war offenbar im Sinken, man gestattete ihm auch dort nicht sich zu verbergen. Als er in den Bergen eine Schaar von 500 verzweifelten Leuten angeworben hatte, zog er mit seinem würdigen Genossen Hamsad Beg über den Salatau und setzte sich in dem fast unersteiglichen Distrikte Tschumkessen fest, zwölf Werste von Kasanischische, sprengte aus, er wolle seine von ihm abgefallenen Anhänger strafen, und raubte inzwischen Schafe aus den benachbarten Dörfern. Generalmajor Kochanoff zog am 26 Nov. mit zwei Bataillonen, unterstützt von dem Fußvolke aus Schamchal und vier Geschützen, gegen den Räuber; er umging die Schluchten und griff den Feind an, aber ein undurchdringlicher Nebel hinderte den Erfolg. Der herbstliche Tag neigte sich zum Abend, und die Russen mußten zurück. Die Bergbewohner rückten nun rasch aus ihren Verschanzungen, zogen durch tiefe Schluchten und griffen unsern Vortrab an, wurden aber durch Kanonenschüsse zerstreut. Ihre Kühnheit wuchs indeß mit jedem Schritte, den wir rückwärts thaten; dieß ist das gewöhnliche Manöuvre der Asiaten. Fünfmal suchten sie in einem engen waldigen Wege sich des hintern Geschützes zu bemächtigen; aber der Artillerieoffizier ließ unverzagt abprotzen, begrüßte sie mit Kartätschen und fuhr dann wieder weiter; die Bergbewohner kamen bis fast an die Räder heran und stürzten sich mit Geheul auf unsre Mannschaft; aber die Apscheronen führten ruhig das Geschütz weiter, setzten hartnäckig das Feuern fort und kamen öfters mit dem Feind ins Handgemenge. Der tiefe Schnee und das entsetzliche Wetter nöthigten uns bis nach Kasanischische zurückzugehen. In der Nacht auf den 26 sandte Kasi Mullah 500 Mann ab, um Erpilei zu überfallen; dort stand aber der kühne Ulu-Bei auf der Wache. Mit Tagesanbruch begann das Gemetzel. Ulu-Bei verdrängte mit den Seinigen die Feinde aus dem Umkreise des von ihnen besetzten Ortes, verfolgte sie weit, tödtete Viele und nahm 10 Mann gefangen. In Erpilei selbst ereignete sich hiebei ein Vorfall, der der Aufbewahrung werth ist. Die Mutter Ulu-Bei's, flammend vor Zorn und Rache gegen die Urheber des Unheils ihrer Anverwandten und Landsleute, stürzte sich mit einem Beil in der Hand auf dieselben, schlug mehrere nieder, und fand selbst den Heldentod. Kasi verbarg sich in Tschumkessen; aber konnten, durften die Russen einen so unversöhnlichen Feind 12 Werste von sich dulden? Das hieße wissentlich seine Lorbeeren in Staub treten, und die Früchte des Siegs um nichts und wieder nichts verlieren. Der Befehlshaber der Truppen erwog, welchen Einfluß diese Keckheit Kasi Mullah's auf die Daghestaner und Bergbewohner, ja selbst auf unsre Truppen haben könne, und entschloß sich, Tschumkessen zu nehmen. Diese Arbeit wurde dem Obristen Miklaschewski aufgetragen, welcher seit einiger Zeit wegen der Krankheit des Brigadegenerals die Anführung einer Abtheilung übernommen hatte. Diese Abtheilung sammelte sich am 30 Nov. in Kasanischische. Der folgende Morgen war zum Kampfe bestimmt, und Alle wußten, daß er hartnäckig seyn würde; denn man vernahm, daß Tschumkessen kaum ersteiglich, und daß dort eine Festung sey, die von tausend ver-

zweifelten Wagehälsen von lesghischsawarischen Stämmen vertheidigt werde; aber die Soldaten liebten Miklaschewski und vertrauten so fest auf seine unwandelbare Tapferkeit und die Klugheit seiner Anordnungen, daß sie freudig und unbesorgt ans Werk gingen. In den Zelten hörte man Scherze, Gesänge erschallen um die Feuer, — ach, für wie Viele die letzten. Das Schicksal hat schon mit seinem eisernen Finger die Opfer bezeichnet. Sprecht, welcher Faden knüpft zwei Welten, zwei Schicksale, zwei Leben zusammen? Sprecht, warum macht er, im Begriff zu zerreißen, fast immer sich kund durch ein drückendes Vorgefühl oder durch unglückweissagende Träume? Was für eine Ansicht! sagt ihr und lacht, oder was noch schlimmer ist, ihr lächelt mitleidig. Sey es darum. Auch ich kenne die Abgeschmacktheit davon sehr gut, und doch kann ich mir keine Rechenschaft geben, weßhalb ich manchmal eine Ausnahme mache. — nicht selten pflegt mich lange vorher eine Bestimmung bei der Nähe eines Unglücks, wie beim Nahen eines Gewitters. Ich spreche nicht von so manchen verständigen Leuten, die einem solchen Vorgefühle unterworfen sind; aber ich kenne Menschen, die gar keinen Glauben haben, als diesen Aberglauben, und dieser Aberglaube hat sie selten betrogen. Wer die Ernte des Todes in hundertfachen Gestalten um sich her erblickte, hat wohl mehr Gelegenheit als ein Studensitzer solche Beispiele zu sehen. Ich erzähle eines. Am Vorabend des 1 Dec. speiste Miklaschewski mit einigen seiner näheren Bekannten zu Abend. Er zeigte sich fröhlich, war es jedoch wohl schwerlich. Unfreiwillige Gedanken verfinsterten seine Mienen. „Nun, meine Herren, sagte er, wir müssen diesen glorreichen Zug glorreich beschließen. Ich bin dem Kaiser für so viele Gnadenbezeigungen verpflichtet, namentlich für die Erlaubniß, in Urlaub zu gehen.... ich thue, was ich kann. Wir wollen die Sache jugendlich abmachen, und dann will ich in meine Heimath fliegen; wie wird sich mein alter Vater freuen! — von mir gar nicht zu reden, ich bin Russe, Sohn und Gatte! Schmeichelhaft ist es mir, daß General Pankratieff mich auswählte, um das blutige Siegel auf das Blatt der Geschichte zu drücken, auf dem sein Name glänzt; aber ihr werdet euch wundern, ich wäre beinahe froh, wenn Kasi Muslah bei Zeiten davon ginge. Ich hatte in vergangener Nacht einen sonderbaren Traum. Mir schien, es flüchte eine schöne Frau in Thränen und mit aufgelösten Haaren in mein Zelt; sie beklagte sich, daß sie von Jemand verlassen worden sey: nach wenigen Augenblicken liegt sie in meinen Armen, lächelt mich an wie ein Engel; aber ich fühle, ihr Kuß ist Eis, ihre Brust kalt wie Winterfrost, sie ist in meinen Armen erstarrt. — ich erschrecke, ein Schauer ergreift mich, mein Blut gerinnt, ich werde zu Eis, das Herz hört auf zu schlagen. Ich erwache; die Bettdecke war zu meinen Füßen, und ein kalter Wind spielte mit der Zeltleinwand. Es versteht sich, das ist albernes Zeug; ich bin Befehlshaber des Detaschements, und werde mich deßhalb um nichts weniger persönlichen Gefahren aussetzen..... oder der Ausgang des Kampfes?“ —

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das „Hofjournal“ stellt über den Charakter der großen Welt oder höhern Gesellschaft in England und andern Ländern folgende Vergleichungen an: „Die in England ausschließlich „Gesellschaft“ (society) benannte große Welt unterscheidet sich durch scharfe Züge vor jeder in andern europäischen Ländern. In Wien sind ihre Grundbestandtheile aristokratisch, aber der österreichische Adel ist nicht reich genug, um ganz den Parvenu und nur halbständigen Millionär auszuschließen. In Frankreich ist die Gesellschaft, wie sie unter dem alten Regime bestand, als ausgestorben zu betrachten, und die Cirkel, wie sie gegenwärtig die Salons von Paris füllen, sind Jedermann zugänglich, stoßt Leuten aus den niedrigsten Ständen. In Rußland ist die höhere Gesellschaft noch halb feudalistisch und halb barbarisch, eine Mischung der Sitten aus gegenwärtiger Zeit und aus dem fünfzehnten Jahrhundert. In Italien ist die Einlaßkarte zu jeder guten Gesellschaft Geschmack oder die Affektation desselben. Wer die Sprache der „Dilettanti“ annehmen, über Gemälde, Statuen, Münzen, über Rubens Kolorit und Raphaels Ausdruck oder die sonnige Helle Claude's sprechen kann, ist für die „Conversazioni“ der höchsten Gesellschaft geeignet. In England ist die Gesellschaft rein aristokratisch: Talent mag wohl durch Takt und gutes Glück „Entrée“ erlangen, niemals aber bloßer Reichthum. Selbst dem Talente ersten Ranges ist ein Hülfsmittel nöthig — Behutsamkeit, nicht sowohl in Dem, was der Aspirant zu thun hat, als in Dem, was er nicht zu thun hat. Die erste Schwierigkeit besteht schon in der Wahl Dessen, von dem man sich einführen lassen will; hievon hängt viel ab. Geschieht die Einführung zur unrechten Zeit, oder durch Jemand, der selbst nur geduldet ist, so schlägt sie selten glücklich aus. Die Oberhäupter des „haut ton“ empfangen ihn mit Kälte und Verdacht, die jeder fernern Annäherung eine starke Schranke entgegenstellen. Der „succès de société“ von Manchem ist schon dadurch gescheitert, daß er von einem unentschiedenen Charakter eingeführt wurde, und es ist besser unbekannt bleiben, als nur halb anerkannt werden. Einmal eingeführt, hält ein sanguinisches Temperament Alles, was es in seinem Bereiche sieht, schon für erreichbar, und geräth dadurch auf eine gefährliche Klippe. Die Konservatoren der Kaste betrachten ein neues Gesicht stets mit Argwohn, und sollte er mit einem Male die Stellung sich anmaßen wollen, nach der er strebt, so ist sein Sturz gewiß; nur allmählich werden sie an seine Gegenwart gewöhnt, nur stufenweise werden sie seine Ansprüche auf Gleichheit anerkennen. Satyre, alte Verbindungen und Ostentation sind drei andere Schwierigkeiten. Mit ersterer, er mag sie nun selbst ausüben oder in Andern wecken, kann er nicht vorsichtig genug seyn; er wird sich nie dadurch einen Freund erwerben und manchen verlieren. Dadurch, daß er zu eifrig darnach strebt, die Bekanntschaft der Männer von Rang zu machen, kann er sie am ersten einbüßen. Einmal aber im Heiligthume zugelassen, mag er seinen Witz nach allen Seiten leuchten lassen, selbst gegen die Freunde, die ihn emporgehoben; wenige nur werden ihn darum tadeln, da Dieß der Welt Lauf ist. Alte Verbindungen, Freundschaften und andere antediluvianische Gefühle muß er mit einem Male abstreifen; nicht als ob man ihm rathen wollte, gewaltsam abzubrechen oder seine alten Freunde geradezu von sich zu stoßen; Ersteres würde unklug seyn, und Letzteres ziemt sich für keinen Mann von Bildung; eine allmähliche Kälte wird die Einen zur Ruhe verweisen und ein Wink im Vorbeigehn für die Andern hinreichen. Ostentation muß aber immer vermieden werden, sowohl in Kleidern, als Pferden und Juwelen. Größerer Reichthum wird eben so selten vergeben als größerer Geist, und der Parvenu, der eine Gesellschaft mit diamantenen Dosen oder den sodasten Pferden in der Stadt zu erstürmen gedenkt, wird finden, daß er sich sehr verrechnet hat. Talent, Einfachheit und gute Manieren sind die ersten Erfordernisse für die Aufnahme unter die höhere Gesellschaft; eine unzweckmäßige Einführung, Sarkasmen und Ostentation sind die sichersten Mittel, um sich den Zutritt zu versperren.

•

Zu Calcutta sind Briefe aus Simlah eingetroffen, in denen die Ankunft des schon in diesen Blättern (voriger Jahrgang S. 467) gedachten Reisenden, Herrn Wolff, zu Pischaur, (Peschawur), der Hauptstadt eines Bezirkes von Kabul, berichtet wird. Der Weg, den er durch Arabien genommen, ist nicht näher bezeichnet, indeß geht aus den erhaltenen Nachrichten hervor, daß Herr Wolff unsägliche Mühseligkeiten und Gefahren auszustehen hatte, gefangen und zum Sklaven gemacht und mehrmals geplündert worden war, bis er endlich Pischaur in einem Zustande der größten Hülflosigkeit erreichte. Runschit Sing hatte in Bezug auf ihn Befehle erlassen, ihn mit aller Aufmerksamkeit zu behandeln, und Wolff nach Ludiana um Kleidungsstücke und andere nöthige Bedürfnisse geschrieben. Der Gouverneur ließ ihn hierauf nach Simlah einladen. Der Zweck seiner Reise, wie schon in diesen Blättern berichtet wurde, soll darin bestehen, den morgenländischen Juden das Christenthum zu predigen, vorzüglich aber einige jüdische Stämme aufzusuchen, die gefangen aus Israel hinweggeführt wurden, und deren Nachkommen noch als ein abgesondertes unabhängiges Volk in einem der noch unbekannten Länder von Asien bestehen sollen. Herr Wolff hat im Sinn auch nach Tübet, Japan und Tambektu zu reisen und will dabei im Vorbeigehn Calcutta besuchen!

•

Das Einkommen des Lord Kanzlers von England betrug vom 1 Januar 1851 bis 1 Januar 1852 nach officiellen Belegen 17,731 Pf. St., wovon aber 5035 Pf. für Besoldung des Vicekanzlers, Grundsteuer u. s. w. abgingen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 28. 28 Januar 1833.

Chateaubriand und die Herzogin von Berry.

„Madame, votre fils est mon roi!"

Diese Inschrift ist der Endsinn der neuesten Broschüre des Herrn von Chateaubriand über die Gefangenschaft der Herzogin von Berry. „Herr von Chateaubriand," so beurtheilt ihn ein neuer Schriftsteller, Professor Lerminier, in seinen philosophischen Briefen an einen Berliner, „setzt sich vor, über ein bestimmtes Thema bewunderungswürdig zu schreiben, Dieß ist Alles. Er ist ein gewandter Redner, welcher einer fergriffenen Partei Alles aufopfern wird; Nichts setzt ihn in Verlegenheit!"

In der That, Nichts setzt ihn in Verlegenheit, Dieß beweist am Besten diese letzterschienene Schrift. Wer, wie Chateaubriand, zum Quell seiner Ergießungen den Glauben, die religiöse Schwärmerei, und zur Gränze eine glühende Phantasie nimmt, braucht vor nichts zurückzuweichen. Auf solchen Flügeln läßt sich Alles unternehmen — nur möge er dann nicht über Gegenstände schreiben, welche unter den sehr materiellen Einwirkungen der Gegenwart stehen, von der positiven Gewalt der Gesetze und der Politik erreicht werden, sonst bleibt nach Durchlesung einer solchen Ideenschöpfung nichts zurück, und der einfache Blick auf die Umgebungen muß nothwendig alle Eindrücke als eben so viele Täuschungen zerstören.

Herr von Chateaubriand ist vorzugsweise Poet, weit weniger Staatsmann oder ruhiger, klarer Denker. Der Reflex hievon ist allenthalben unverkennbar, und statt sein Mémoire als eine politische Vertheidigungsschrift darzubieten, hätte er besser gethan, eine Epopöe, eine Feier seiner unerreichbaren Heldin daraus zu machen. Auf diese Weise hätte die Kritik eine angenehmere Aufgabe zu lösen, und Chateaubriand wäre in der ihm angewiesenen Bahn geblieben. Der Ruhm des größten Meisters seiner Sprache und einer wundervollen Einbildungskraft ist ihm erworben, er ist als ein großer Schriftsteller bekannt und anerkannt; glücklich, denn wäre Dieß nicht, das vorliegende Werk würde ihm das erste Reis seines Lorbeerkranzes schwerlich erringen.

Die Schrift untersucht den Gegenstand, die Gefangenschaft der Herzogin von Berry, nach den drei Hauptgesichtspunkten: 1) einer bloß faktischen politisch-polizeilichen Einsperrung oder einer Entscheidung der Kammer und Gutheißung des ministeriellen Verfahrens — Ministerielle Partei. 2) Die Aburtheilung der Ergriffenen nach dem Kriminal- oder dem bricqueville'schen Gesetze — Partei der Juliusmänner. 3) Der Unverletzlichkeit, des Rechtes, Heldensinns, der Aufopferung und Seelengröße der Herzogin. — Royalistische Partei.

In der Entwicklung und Zerlegung dieser Gesichtspunkte ist die Broschüre selbst nach zwei Charakteren zu beurtheilen: der eine, wo ihr Bemühen dahin geht, die Unrichtigkeit, die Grund- und Gesetzlosigkeit, die ruhmlose Mittelmäßigkeit des ministeriellen Benehmens herauszuheben; der andere, wo sie die Rechtfertigung der Herzogin von Berry und der Legitimität versicht. Das erstere Feld ist von dem Verfasser auch dießmal wieder con amore gebaut, er gefällt sich, mit wahrer Unbarmherzigkeit die ministeriellen Blößen aufzudecken. Des Stoffes konnte er da nicht mangeln, und wenn er auch nichts Neues enthüllte, wenn er sogar schon Gesagtes wiederholte, so sind es Sachen, welche die Nation mitfühlt und jedesmal wieder neu empfindet, und dann, wer das Geheimniß besäße, einer solchen Sprache zu widerstehen?

Chateaubriand ist als ein persönlich ehrlicher Mann bekannt; er hatte unter der Restauration die Ungnade des Hofes zu erdulden, weil er die Größe Frankreichs anderswo als in den Planen und Auffassungen der königlichen Umgebungen erblickte; er war zu liberal, und der Hof verwies ihn. Heute wo jene undankbare Familie im Elend ist, kommt der alte Diener wieder hervor und leiht einer verlornen Sache sein glänzendes, aber vergebliches Talent. Es gäbe ein Mittel, dasselbe fruchtreich zu machen. Herr von Chateaubriand stehe ab von der phantastischen Schildrägerei für die Legitimität der Bourbonen und beschränke sich auf die Darlegung der Fehler der Regierung, auf die Andeutung der wahren Mittel, welche zum Glanz und zum Glück Frankreichs führen können, und er ist der furchtbarste Feind, welchen die Regierung Louis Philipp's zu bekämpfen haben kann.

Da, wo er das Unternehmen der Herzogin als selbstständige Thatsache und nach ihren Absichten und Gründen beurtheilt, ist er der Erde entrückt, vor ihm verschwindet Geschichte und Wirklichkeit, und der Zwischenraum vom 29 Julius 1830 bis zum Auftritt in der Vendée hat aufgehört: eine Wirksamkeit, einen Einfluß auf die Gegenwart zu äußern. Nur so ist erklärbar, was Chateaubriand hier sagt: „Wessen wäre die Herzogin

schuldig; sie hat niemals die Regierung Louis Philipp's anerkannt, folglich auch keine Verbindlichkeiten gegen dieselbe; sie ist Mutter und Regentin, und hat als solche das Recht Truppen zu werben u. s. w. in Gemäßheit der Charte von 1814, so gut als Louis Philipp in Gemäßheit der Charte von 1830: Ihr erkennt die Charte von 1814 nicht mehr an, die Herzogin jene von 1830 nicht: Also! — Sie ist Eigenthümerin und will in ihr Recht zurückkehren, wundert Euch darüber nicht, wer hat das Recht, es ihr zu wehren? — Von den Assisen würde sich die Sache schnell zu ihren Gunsten wenden, denn wovon wolltet Ihr sprechen, von Revolte, von bürgerlichem Kriege u. s. w.? Ihr, die Ihr während 15 Jahren gegen die legitime Regierung konspirirt und es zugestanden habt? Wenn die alte Linie gefehlt, was geht es die jüngere an, und — was war Polignac gegen das jetzige und vorige Ministerium? Seyd wenigstens gerecht und sperrt diese Minister zu den andern, oder laßt die letztern auch los. *) Wenn bürgerlicher Krieg bestände, so wäret Ihr Schuld daran und das Wahl-Königthum hätte ihn zu verantworten." Dieser Faden wird fortgesponnen. Aber zerreißend stellt die Julius-Revolution und der seither geübte Besitzstand — von allem Andern abgesehen — sich entgegen. Freilich wurde unter der Restauration konspirirt, freilich suchte man die Regierung zu stürzen, und im Julius selbst griff man sie mit Gewalt an, — aber wo die Thäter ergriffen wurden, was war ihr Schicksal, und konnte sie jemals die Reinheit ihrer Ueberzeugung, ihr Glauben an das Recht ihrer Schritte vor der Ahndung des Gesetzes, oder wenn man lieber will, der Gewalt retten? Die gefallenen Opfer Caron, Marten, die Unteroffiziere von Vincennes dienen zur Antwort, und wenn Karl X am 29 Julius Sieger geworden, was wäre das Schicksal der Juliuskämpfer gewesen? — Heute ist Louis Philipp Sieger und im Besitz, und die Gründe Chateaubriand's sind im auffallenden Widerspruch mit der Lage seiner Clientin. Die angerufenen Stützen eines Kriegszustandes zwischen Louis Philipp und der Gefangenen, ihre Eigenschaft als Mutter, ihre Absichten, ihre Ueberzeugung, die Allgemeinheit der Stimmen für die Herzogin, welche sich bei ihrem Auftreten in der Vendée nicht bewährt hat, sind so schwer zu behaupten, als jene weitere Ansichten, daß ein Streit heute nur zwischen dem Oheim und der Nichte bestehe, und nach den Gefühlen der Verwandtschaft geschlichtet werden könne. Der Hauptmißgriff liegt übrigens nicht sowohl darin, daß Chateaubriand diese Gründe für entscheidend darstellt, als daß er eine politische Vertheidigung seiner Clientin daraus macht. Anders sind sie hier, anders wären sie vor einem Geschwornengericht zu würdigen.

(Schluß folgt.)

*) Dieser Ansicht waren mehrere Bewohner einiger Departemente, welche in einer Petition an die Deputirtenkammer diese Freilassung begehrt haben, auf den Grund, daß sie nicht mehr gethan als die gegenwärtigen Minister, welche gleichfalls die Charte verletzt und Paris in Belagerungszustand erklärt haben.

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Omeda besuchte aber auch alle heiligen Orte, die durch die religiösen Legenden oder die klassischen Heldengedichte seines Landes berühmt geworden waren, nicht wie ein gewöhnlicher Pilgrim. Die Schilderung von ihm, wie er zu diesen weiten Wallfahrten auszog, findet kaum ihres Gleichen in den Tagen der Kreuzzüge, der in den maurischen Fehden der spanischen Ritterschaft.

„In seinem Entschlusse, diese frommen Wanderungen anzutreten, wurde der Fürst vielleicht etwas durch die Liebe zu Abenteuern bestimmt, in der er aufgewachsen war, und es war Balsam für seine Seele, als er fand, daß Waffen und Religion nicht allein verträglich mit einander seyen, sondern daß sein andächtiger Eifer noch größeres Verdienst dadurch erlange, wenn er sich mit Gewalt einen Weg durch die Schwierigkeiten bahne, welche den Pfad des Pilgrims zu umlagern pflegten. Demnach zog der königliche Wallfahrer auch nicht in dem gewöhnlichen Pilgergewande aus, sondern bewaffnet bis an die Zähne. Allein auch hierin lag eine Bußübung und nicht zu eitlem Prunke belud er sich mit allen Arten von Angriffs- und Vertheidigungswaffen, die damals üblich waren — eine Last, die in der Entartung gegenwärtiger Zeiten wohl kaum zwei Radschputen zu tragen vermöchten. Er trug ein so dick gefüttertes Ueberkleid, daß es einem Säbelhieb widerstehen konnte; außerdem eine Luntenflinte, Lanze, Schwert, Dolch und ihr Zubehör von Messern, Kugeltasche und Pulverhorn; ferner Streitart, Wurfspieß, Tomahawk, Diskus, Bogen, und einen Köcher mit Pfeilen; und so groß soll seine Muskelkraft gewesen seyn, selbst nachdem schon siebzig Jahre seinen Bart während dieser Wanderungen gebleicht hatten, daß er diese ganze Waffensammlung in seinen Schild aufgehäuft, mit einem Arm nicht bloß aufheben, sondern auch ausgestreckt mehrere Sekunden lang halten konnte."

Der Tod seines Sohnes, der gleich ihm selbst, an der Ermordung Deo Sing's Theil hatte, nöthigte ihn, sich noch einen Augenblick in die Staatsgeschäfte von Bundi zu mischen. Nachdem er die Angelegenheiten seines noch unmündigen Enkels in Ordnung gebracht hatte, setzte er seine Pilgerfahrten bis auf wenige Jahre vor seinem Tode fort, wo die Schwäche des Alters ihn in seine Einsiedelei bannte. Alle Entsagung Omeda's konnte indeß den greisen Fürsten nicht gegen die Eifersucht schützen, mit der jeder Herrscher, der dem Thron entsagt hat, von seinem Nachfolger betrachtet wird. Der ehrwürdige Krieger machte den Argwohn seines Enkels rege, dessen Rathgeber ihn veranlaßten, an den fürstlichen Einsiedler eine Botschaft zu senden, durch die ihm untersagt wurde, je wieder nach Bundi zu kommen, zugleich empfahl man ihm: „zu Benares Zuckerwerk zu essen, und seinen Rosenkranz zu beten." Die Fürsten umher vernahmen diese Unbild mit der größten Entrüstung und ließen ihm ihren Beistand entbieten, mit der Zusicherung, ihn wieder auf seinen Thron zu setzen. Allein der Greis lehnte es entschieden ab. Der Radschah von Ambir vermittelte endlich eine Zusammenkunft zwischen beiden Parteien: „Diese Zwiesprach war, wie sich von einer Unterredung zwischen einem übelberathenen Jüngling und dem ehrwürdigen Fürsten erwarten ließ, der auf alle irdischen Gefühle

bis auf das der Liebe für seine Nachkommen verzichtet hatte. Die Scene lockte Thränen in Aller Augen. „Mein Sohn, sagte der kriegerische Pilgrim, indem er ihm sein Schwert überreichte, nimm Dieß und gebrauche es gegen mich, wenn Du glaubst, ich könne böse Absichten gegen Dich hegen; aber laß mich nicht von schlechten Menschen bei Dir verläumden.“ Der junge Rao weinte laut, als er um Vergebung bat. Omeda weigerte sich jedoch, so lange er noch lebte, die Mauern von Bundi wieder zu betreten. Acht Jahre ungefähr nachher nahte das Ende seines Lebens, und sein Enkel bat ihn, er möchte seine Augen in den Hallen seiner Väter schließen. Ein von dem Menschen unzertrennliches Gefühl bewog den sterbenden Omeda, sich diesem Wunsche zu fügen; er wurde in einer Sänfte in den Palast getragen und verschied hier. So beschloß Omeda Sing sein wandelvolles und schicksalreiches Leben: die Sonne seines früheren Lebens ging unter dem Gewölke großen Mißgeschickes auf, trat aber bald im vollen Strahlenglanze des Glücks hervor, allein kaum hatte sie den Meridian ihres Ruhms erreicht, als eine blutige That ihren Glanz befleckte, und sie in Einsamkeit und Betrübniß unterging.“

Wir theilten hier die Geschichte Omeda's in ihrem ganzen Verlauf und fast völlig in den eigenen Worten des Verfassers mit, theils wegen ihrer wunderbaren Abenteuerlichkeit, theils in der Ueberzeugung, daß eine solche einzelne Skizze von den Sitten und der Geschichte der Radschputen ein lebendigeres Bild gebe, als ein Umriß von all den verschiedenen Dynastien, die Radschwarra beherrschten. Bevor wir jedoch auf die Ereignisse übergehen, welche die britischen Waffen zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Radschputenstaaten beriefen, und in einer flüchtigen Uebersicht die neueste Geschichte dieses merkwürdigen Volkes geben, mögen hier noch einige einzelne Züge zur Beleuchtung seines eigenthümlichen Charakters neben einander gestellt werden:

„Bei dem Tode Sorra Sing's, des Fürsten von Merwar, bemächtigte sich dessen Bruder der Regierung, und beraubte den noch unmündigen Thronerben Dhola Raeh seines Erbfolgerechtes. Die Mutter des letztern hüllte sich nun in ein schlechtes Gewand, legte ihr Kind in einen Korb, den sie auf dem Kopf trug, und wanderte westwärts, bis sie die Stadt Khogong (einige Meilen von dem heutigen Dscheipur), die damals von dem Radschputenstamme Mihnas bewohnt war, erreichte. Von Hunger und Müdigkeit erschöpft, hatte sie eben ihre theure Bürde auf den Boden niedergesetzt, um einige wilde Beeren zu pflücken, als sie eine Schlange den Korb umwinden sah. Von diesem Anblick erschreckt, stieß sie einen Schrei aus, wodurch ein wandernder Brahmine herbeigezogen wurde, der ihr zurief, sie solle ruhig seyn, und sich vielmehr über dieses Anzeichen künftiger Hoheit, die den Knaben erwarte, freuen. Allein die erschöpfte Mutter erwiderte: „Was künftig geschehen wird, kümmert mich wenig; denn ich sinke fast um vor Hunger.“ Der Brahmine führte sie nun auf den Weg nach Khogong, wo, wie er sagte, ihre Noth ein Ende erreichen würde. Sie nahm ihren Korb auf, erreichte die von Hügeln umgebene Stadt, und bat ein Weib, zufällig eine Sklavin des Häuptlings der Mihnas, die ihr begegnete, ihr einen Dienst als Magd zu verschaffen. Auf Befehl des Minah Radschah wurde sie seinen Sklavinnen beigegeben. Eines Tages erhielt sie den Auftrag, eine Speise zu bereiten, die Ralumsi, der Radschah der Mihnas, kostete und so verschieden von seinen gewöhnlichen Gerichten fand, daß er den Koch kommen ließ, von dem er nun die Geschichte der fremden Sklavin erfuhr. Der Radschah war kaum von dem Rang der edlen Frau unterrichtet, als er die Mutter als seine Schwester und ihr Kind Dohla Raeh als seinen Neffen adoptirte.“

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus dem Kaukasus.

(Schluß.)

Geschäftsgespräche unterbrachen die Gedanken an Träume. Bei Sonnenaufgang rückten wir aus Kasanischtsche heraus den Berg hinan gegen Tschumkessen. Es ist zu bemerken, daß Tschumkessen auf einem von dem Bergrücken abspringenden Vorgebirge liegt, das im Süden von einem Hohlwege, im Norden von einer steilen Schlucht begränzt wird. Die ganze Umgegend ist mit dichtem Walde bedeckt; der Weg nach diesem Vorgebirge führt auf der rechten Seite des Hohlweges fort, umbiegt ihn dann, und geht in Wasserrissen abwärts. Fast an der Spitze von Tschumkessen finden sich einige Erdhütten und kasemattenartige Gebäude, welche den Familien der Empörer im Sommer zum Verstecke dienen. Oberst Mitlaschewski stellte dem dahin führenden Wege gegenüber eine Kompagnie Kurinen mit einem Stücke Geschütz auf; die übrigen Truppen führte er auf einem Umwege fort. Schamchal und Achmet-Chan standen mit ihren Leuten auf dem Wege von Kasanischtsche her; Ulu-Bei mit seinen Erpileinern besetzte den Weg nach Gimri, und da er bemerkte, daß eine Schaar Awaren zum Entsatze gegen Tschumkessen heranrückte, schnitt er ihr den Weg ab, schlug sie zurück und machte 12 Gefangene. Eine Rekognoszirung zeigte, daß es unmöglich sey, die Kanonen über den Hohlweg zu bringen, und daß der Pfad, der denselben umging, durch Verhaue und Quergräben gedeckt war, so daß es viele Zeit kosten würde, Bahn zu machen, — und wie lange ist ein Wintertag! Mitlaschewski entschloß sich, den Angriff bloß mit der Infanterie zu machen. Die Leute bekreuzten sich und gingen, — schon sausten die Kugeln. Acht Geschütze waren da, um die Verschanzungen, die man von dem Orte erblickte, zu beschießen; als wir es aber umgingen, schwiegen die Kanonen und die Ernte blieb dem Blei und dem blanken Eisen. Die Apscheronen und die Jäger schlugen den Feind muthvoll aus den Verschanzungen heraus, stießen ohne Gnade Alles nieder, sowohl die Fliehenden, als die, welche sich widersetzten, und drangen von zwei Seiten gegen die Anatsch-Kale genannte Befestigung heran, welche in der Tiefe gelegen und dadurch gegen die Kanonenschüsse geschützt, erst jetzt den Angreifenden vor Augen kam. Anatsch-Kale war ein dreiseitiges Festungswerk, das auf dem äußersten Rande des Felsens erbaut war. Die innern Ecken wurden von den thurmartig gebauten kasemattirten Verschanzungen bestrichen. Es war aus mächtigen Baumstämmen in verschiedenen Abtheilungen gebaut, und durch knorrige Pallisaden gedeckt. Zwischen die Balken waren an den Enden Pflöcke gelegt, so daß sie in ihrer Länge sehr bequeme Schießscharten bildeten, aus denen ein mörderisches Feuer auf die Angreifenden flog. Gedeckt durch eine undurchdringliche Verschanzung zielten die Feinde mit Sicherheit. Unsre Soldaten drangen nichtsdestoweniger unerschrocken vorwärts; als aber der Kugelhagel ganze Reihen der Tapfersten niederriß, als einige Offiziere auf dem blutigen Schnee lagen, verwandelte sich der Angriff in ein heftiges und mörderisches Gewehrfeuer, denn die Entfernung von der kleinen Feste bis zu den zerstreuten Baumgruppen betrug nicht über 80 Schritte. Haufen unerschrockener Jäger, von ihren würdigen Offizieren angeführt, rückten einigemal bis an die Wände heran, rissen die blutige Fahne herab und suchten hinaufzuklettern; einigen gelang es, aber das mit knorrigen Pallisaden bespickte Dach blieb unersteiglich, und die Helden fielen von Dutzenden von Kugeln durchbohrt. Die Belagerten zeigten einen verzweifelten Widerstand; einige von tollem Muthe fortgerissen, kletterten aus den Verschanzungen heraus und kamen mit dem Degen in der Faust unter den Bajonnetten

um. Ihr Feuer war wohlgezielt und dauerte ohne Unterbrechung fort; Hartnäckigkeit, Rache und Erbitterung wuchs auf beiden Seiten! der Boden vor Agatsch-Kale war mit Menschen- und Pferdeleichnamen wie mit einem Wall umgeben;.... in meinem Leben sah ich auf so geringem Raume nicht so viel Blut und so viel Tapferkeit. Mikiaschewski wartete jenseits des Hohlwegs ungeduldig auf den Ausgang des Kampfes; als aber ein Offizier an ihn heransprengte und ihm Etwas ins Ohr sagte, seufzte er: „Pferde!“ und in demselben Augenblicke befahl er zwei Kompagnien Kurinen, ihm zu folgen, und sprengte einen Abhang, den man zu Fuß nur mit Mühe erklettern konnte, im Galopp herab und im Galopp auf der andern Seite wieder hinauf. „Die Vorsehung hat ihn geführt,“ sprachen die Soldaten. Er sprang vom Pferde, zog den Degen und rief: „Vorwärts Freunde! jetzt ist die Reihe, Muth zu zeigen, an uns!“ — „Hurrah! hurrah! riefen die Soldaten, vorwärts, unser Vater ist mit uns!“ Alles lebte wieder auf. — Alles drängte gegen Agatsch-Kale heran. Er schritt Allen voran zum Angriff, mitten unter einer Kompagnie Kurinen und Jäger; er kam bis unter eine Schießscharte, und wollte im Zorn durch diese hindurch einen der Bergbewohner niederstoßen; aber ein mörderisches Feuer erfolgte und eine unglückliche Kugel durchbohrte seine Brust und traf das Herz und die Lunge; er hatte nur noch die Kraft zu sagen: „dringt vorwärts!“ trat dann einen Schritt zurück und fiel. Gleich nach ihm wurde tödtlich verwundet Major Kanbaurow, schwer der Oberstlieutenant Michailoff, fünf Oberoffiziere und eine Menge Unteroffiziere und Soldaten. Aber der Tod des tapfern Obersten konnte nicht ungerächt, sein Testament nicht unvollzogen bleiben. Die erbitterten Soldaten rissen das Gebälke mit den Händen ein, kletterten auf das Dach, durchbrachen es, und stürzten endlich, einer über den andern, in die Befestigung hinein: Freund und Feind, Alles war untermengt. Als sie zum Rückzuge bliesen, blieben kaum einige Leichen in Agatsch-Kale, und es gab weder Gefangene, noch Verwundete. Die Dunkelheit rettete viele der Empörer vom Untergang. Auf dem Kampfplatze blieben über 150 Leichen und 70 Pferde. Unter den Todten erkannten die Tataren die vorzüglichsten Anhänger und Genossen Kasi Mullah's. Zwei sehr in Ehren gehaltene Fahnen wurden genommen, nebst einer andern von Hamsad Bei; man erbeutete Geld und Effekten, unter diesen auch sehr reiche Pferdegeschirre Kasi Mullah's und Hamsad Bei's. Kasi Mullah floh so unerwartet und eilfertig, daß man in der Höhle, wo er während des Kampfes betete, seinen Koran und andere geistliche Lieder fand. Der Teppich, auf dem er saß, war mit Blut befleckt. Man hielt ihn damals für verwundet. Wir standen beinahe, wie unsre Vorfahren sich ausdrückten, auf den Knochen. Theuer erkauft, aber bedeutend war der Sieg. Wir verloren über 700 Mann an Todten und Verwundeten, hatten aber dafür den russischen Waffen Ruhm erworben. Weder die Kraft der Natur, noch die Stärke der durch unersteigliche Punkte geschützten Menschen hatten dem Muthe der Russen widerstanden, — der Vortheil, den uns diese Meinung in den Augen unsrer Feinde verschaffte, war unschätzbar. Vor uns auf dem blutigen Mantel lag die Leiche des tapfern Obersten; wie stolz, wie schön war seine Stirne. Offiziere und Soldaten weinten laut, selbst die Tataren vergossen Thränen, — aber sollte man den Krieg beklagen um eines so beneideten Todes willen? Wir müssen einen solchen wünschen. Mikiaschewski fiel, wie er lebte — als Held. Am Morgen ward das Räubernest mit Feuer und Schwert zerstört. Der umliegende Wald fiel unter der Axt. Wir kehrten in unsre Standquartiere zurück und bezogen bald darauf die Winterquartiere. Der daghestanische Feldzug war beendigt. Zum Schlusse wollen wir einen Blick auf das Vollbrachte werfen. Daghestan zu unterwerfen, es zu beruhigen und die Ruhe zu sichern, war das Werk eines Monats. Dieß dankte man nicht der Leichtigkeit der Sache, sondern den vernünftigen Maßregeln des Generaladjutanten Pankratieff. Durch sein Zureden brachte er es dahin, daß Kasi Mullah, der bisher unumschränkt über die Gemüther der Bergbewohner gebot, zum Räuber wurde, der ohne Zufluchtsort in den Schluchten des Kaukasus umherirrte. Frühere Anhänger verwünschten ihn, und seine eifrigsten Verehrer fochten gegen ihn. Die unparteiische Gerechtigkeit unter den Asiaten und die Erhaltung strenger Ordnung unter den russischen Truppen befestigten aufs Neue das Vertrauen auf das russische Wort und die Anhänglichkeit an die russische Regierung. Mehr als Drohungen und Waffen die Macht niederschlagen, besiegte Großmuth die Herzen, und darum darf man in Daghestan auf eine lange ungestörte Ruhe hoffen. In Beziehung auf den Krieg hätte man mit so kleinen Mitteln dem Feinde mehr Schaden zufügen, für die Russen mehr Ruhm erwerben können? Unsre Truppen, über ihren Unterhalt stets außer Sorgen, achteten nicht den Koth im Herbst und den Schnee im Winter; sie bewegten sich mit außerordentlicher Schnelle, und schlugen den zahlreichen Feind bei jedem Zusammentreffen. Der glückliche Entwurf des Gefechts bei Düwett, wo Generaladjutant Pankratieff durch einen dreifachen Einfall die Tabassaranen trennte und einzeln schlug, verdient Bemerkung. Der bis zur Verwegenheit entschlossene, aber durch den glänzendsten Erfolg gerechtfertigte Einfall in Erpilei, wo der Kampf so zu sagen mit Einem Schwertstreiche beendigt wurde, wird lange im Gedächtnisse der Bergbewohner bleiben. Sie waren bestürzt, erschreckt durch die geordnete Entwicklung der Kolonnen, von denen sie mit einem Male umgangen und niedergeworfen wurden. Die auserwählte Stellung der Batterie bei Tschirkei, welches der russischen Herrschaft so rasch, so schnell unterworfen wurde, und endlich die an politischen Folgen reiche Einnahme von Tschumkesen, — alles Dieß zeichnet den daghestanischen Feldzug unter den Ereignissen der Regierung des Kaisers Nikolaus aus. Er wird hell glänzen in den Annalen des Kriegs und setzt den General Pankratieff in die Reihe der besten Heerführer unsrer Zeit.

Vermischte Nachrichten.

Auf den französischen Bühnen sind im verflossenen Jahre 257 neue Stücke aufgeführt worden; im Jahre 1831 belief sich diese Zahl auf 272. Hierunter befanden sich 184 Vaudevilles, 15 Komödien und nur 2 Trauerspiele. In der Academie royal de Musique wurden 4 gegeben; im Theater français 9; in der Opera comique 6; im Odeon 4; Gymnase 21; Vaudeville 28; Variétés 26; Palais Royal 55; Port St. Martin 14; Gaité 12; Ambigu 28; Cirque Olympique 2; Folies-Dramatiques 20; Molières 2; Pantheon 45; hierunter sind nicht mit einbegriffen: das Theater des Herrn Comte, der Funambules, des Acrobates, das Luxembourg und das Petit Lazare. Von den Verfassern dieser Stücke wurden 172 genannt; der fruchtbarste von ihnen war dieses Jahr Theodor Nezel, der 12 Stücke schrieb; nach ihm kommen Herr Brazier mit 11; Scribe mit 10; Lavard und Simonin mit 9; Masson und Leuwen mit 8; Melesville und Dumersan mit 7.

•

In Chili gibt es eine solche Menge von Pferden und sie sind so wohlfeil, daß Jedermann reitet und man nur selten einem Fußgänger begegnet. Braucht die Hausfrau Eier, Gemüse oder sonst etwas für den augenblicklichen Bedarf der Haushaltung, so schickt man einen kleinen zerlumpten Jungen fort, der oft kaum mit einem Hemde bekleidet, sich aufs Pferd schwingt und davon galoppirt, um die ihm aufgetragenen Einkäufe zu besorgen. Die ärmsten Chilesen besitzen wenigstens ein Pferd. Oft sieht man Bettler zu Pferde in die Höfe der Häuser reiten und vom Sattel aus um Almosen bitten, indem sie den Hut an das Fenster halten, wo sie Jemand stehen sehn. Die Pferde sind in diesem Lande nicht allein sehr zahlreich, sondern auch an weit anstrengendere Arbeit gewöhnt als in Europa. Es gibt Pferde, die ihre Herren in einem einzigen Tage von Santiago nach Valparaiso tragen, obgleich diese Entfernung nicht weniger als 55 Stunden beträgt. Hier angekommen, läßt man diese Thiere in einem Hof ohne Obdach stehen, und so bringen sie die Nacht ohne anderes Futter als Häckerling und Wasser zu, und am folgenden Morgen geht es wieder nach Santiago zurück. Ein englischer Reisender, der Chili in der neuesten Zeit besucht hat, erzählt, daß er einst den Stall eines vornehmen Chilesen besuchte, der eine besondere Leidenschaft für Pferde besaß, und daß er unter den vielen schönen Rossen desselben vorzüglich Eines bewunderte. Nachdem er alle Pferde besehen hatte, kehrte er zu dem ersten zurück, um es noch einmal zu betrachten. Der Chilese näherte sich ihm hierauf und sagte: „Das Pferd steht zu Ihren Diensten, mein Herr, wenn es Ihnen gefällt.“ — „Man hatte mir, fährt derselbe Reisende fort, schon oft mit eben so wenig Umständen die schönsten Gemälde reicher Bildersammlungen angeboten; allein ich wußte wohl, daß Dieß nichts mehr und nichts minder als eine höfliche Redensart war, die gerade so viel zu bedeuten hatte, als die Worte: ich bin Ihr gehorsamer Diener, womit wir unsere Briefe zu schließen pflegen.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 29. 29 Januar 1833.

Chateaubriand und die Herzogin von Berry.

(Schluß.)

Auf den Einwand, welchen Chateaubriand in der Verwandtschaft Louis Philipps finden will, und wobei er eine nicht undeutliche Anspielung auf den zweideutigen Todesfall des Herzogs von Bourbon macht, erwidert ein hiesiges Journal: „Seit wann soll das Betragen eines Fürsten von seinen Verwandtschaftsverhältnissen bestimmt werden? Als der Kaiser von Oesterreich in Paris einzog, um seine Tochter zu entthronen, bewunderte man die Seelengröße und Chateaubriand selbst liebte diese Resignation. Wilhelm von Oranien entsetzte seinen Schwiegervater und als Jakob II zu den Waffen griff, marschirte Wilhelm gegen ihn und besiegte ihn in der Schlacht von Boyne; dessen ungeachtet ist er in der Geschichte nicht, als ein Ungeheuer bekannt. Hätte Louis Philipp sonst nichts sich vorzuwerfen!"

„Zwei Ursachen, sagt Chateaubriand, haben die Herzogin zurückgeführt. Im Innern sah sie unter der Leitung des Juste-milieu Alles zu Grunde gehen, und glaubte in der Legitimität das letzte Rettungsmittel zu erblicken, in dieser Ansicht hatte sie die Autorität eines großen Mannes für sich; Napoleon äußerte sich auf St. Helena: „Was mich zu Grund gerichtet hat, war besonders die Neuheit meiner Dynastie, ich würde mich selbst vom Fuße der Pyrenäen wieder erhoben und aufgerichtet haben, wäre ich nur mein Enkel gewesen!" Nach Außen war das Ziel der unerschrockenen Frau, Frankreichs Unabhängigkeit und die Unversehrtheit seines Gebietes ihm zu schützen und zu wahren — Maßregeln, welche das Juste-milieu versäumt habe. Dieses tröste sich damit, daß wenn auch nichts gewonnen durch die Juliusrevolution, als daß das Prinzip der Monarchie geändert worden, daß Frankreich einen König gemacht und das absolute Europa gezwungen habe, die Volkssouveränetät in der Wahl von Louis Philipp anzuerkennen, Dieses allein ein hinreichender Gewinn und ein außerordentlicher Schritt zur Errichtung einer neuen politischen Ordnung der Dinge sey. Aber hierauf hatten, was das Juste-milieu nicht beachtet, die Juliuskämpfer erwidert: geht nach den Rhein, Ihr seyd der Anerkennung Europa's sonst wahrlich nicht sicher; hat es doch successiv Republik, Kaiserthum und Restauration anerkannt, je nach Umständen!"

„Es ist augenfällig," setzt Chateaubriand bei, „daß das Prinzip der Juliusrevolution jenes der Kontinentalmonarchie tödtlich verletzt hat, und daß beide Prinzipien unvereinbar, neben einander nicht bestehen können, und eins nothwendig das andere erstören wird. Wenn auch die Souveräne im ersten Augenblick der Ueberraschung das Königthum der Barrikaden anerkannt, so werden sie früh oder spät, doch nicht ermangeln dagegen zurückzukommen, indem keiner von ihnen sonderlich geneigt ist, durch einen Pflasterstein gestürzt, und durch einen Vetter ersetzt zu werden. In dem Maße als in Frankreich ein Anschein von Ordnung und Wohlfahrt besteht, in dem Maße sind die absoluten Regierungen erschreckt, weil die Versuchung für ihre Völker nur um so größer seyn würde. Mit einer freien Rednerbühne, mit freien Journalen, Gleichheit des Ranges, Vertheilung der Aemter und des Glückes unter Alle, wie wäre es da möglich zu verhüten, daß die Revolution, weniger ängstlich als ihre Führer, den Rhein überschreite?"

Nachdem er der Regierung Louis Philipp vorgeworfen, daß sie des Urtheils und des Muthes ermangelt, und daher, statt den Augenblick zu benützen, dem Enthusiasmus der Völker entgegenzugehen, und die Krone mittelst der nothwendigen Gränzen Frankreichs zu bezahlen, vielmehr alle gleichgesinnten Nationen verlassen und sich abgeneigt gemacht, und den fremden Kabinetten Zeit gelassen habe, sich sicher zu stellen, und ihre Armeen zu bilden, so daß trotz aller Protokolle, der Finanznoth, der gegenseitigen Furcht, der verlängerten Waffenruhe, der freundlichen Botschaften ungeachtet, die Feindseligkeiten aus der Unvereinbarkeit der Prinzipien hervorgehen würden, zu einer Zeit, wo der Vortheil auf Seite der auswärtigen Mächte sey; — nachdem er aufmerksam gemacht, daß der Stand der Dinge mächtiger als die Menschen, den Krieg herbeiführen werde und daß das französische Kabinet mit allen Erniedrigungen der Welt, selbst mit Entschuldigungen eines kriegerischen Gelüstes, mit einer Feigheit als Buße einer Prahlerei, mit der Räumung von Ancona, Morea, Algier und Belgien — Nichts gut machen könne, indem das Verlangen der Fürsten, die republikanische Monarchie zu stürzen, allzu tief gewurzelt sey; — nachdem er einen Blick auf die Begebenheiten von 1815 geworfen, wo bloß die Rücksicht auf die Legitimität Ludwig XVIII die Alliirten abgehalten, weitere Losreißungen von Frankreich zu erheischen; nachdem er endlich bemerkt hat, daß dieser Widerstreit, die gegenseitigen Verlangen, namentlich

jenes der Coalition nach einer Garantie gegen das revolutionäre Frankreich, in neuem Zwiespalt und zwar jetzt, ohne die Gegenwirkung der Legitimität hervortreten werden, fährt er fort:

„Das Juste-milieu, von dem Gesammteuropa unverrückten Blickes bewacht, und in einem Gesundheitskordon von 500,000 Soldaten eingeengt, beruhigt sich um jeden Preis: Die Könige, sagt es, sind ohne Geld; sie dürfen es nicht wagen uns anzugreifen, denn der Boden unter ihren Thronen ist gehöhlt; die aus unserer Revolution hervorgegangenen Prinzipien haben ihren Sturz beschleunigt; Kein Monarch ist seiner Völker und seiner Truppen sicher.

„Dieser Grund der Beruhigung ist sehr sonderbar. Wenn die Grundsätze während des Friedens in einer Weise vorgeschritten sind, daß sie die Throne erschüttern können, Untergang gegen Untergang, werden die Könige bei dem festen Entschlusse, ihren Unterthanen keine Freiheitsbewilligungen zu machen, nicht veranlaßt seyn, das Schicksal des Kampfes zu versuchen, welcher ihnen wenigstens die Aussicht auf den Sieg läßt? Die Idee, daß wir uns durch eigene Anarchie zu Grunde richten, wird bald von den Souveränen aufgegeben werden, wenn sie sehen daß wir, trotz der Juliustage fortbestehen; diese Idee kann schlafsüchtigen Diplomaten zum Kissen dienen, aber Frankreich möge auf seiner Hut seyn. Könnte die Republik Schrecken genug einflößen, um den Krieg zu beschwören, die Legitimität Vertrauen genug, um den Frieden zu sichern, die Quasilegitimität, versenkt in einen bewaffneten Frieden, welcher es ruinirt und entehrt, muß mit einem unglücklichen Kampfe endigen, es sey denn daß Frankreich seine innere Lage ändere, oder daß im Aeußern Europa eine Revolution vorfalle. In dem letztern Falle würde Alles, die Legitimität wie die Quasilegitimität, ihre puerile Parodie, durch den nämlichen Ausbruch über den Haufen geworfen werden."

Nach diesen Entwicklungen wiederholt übrigens Chateaubriand, daß die Herzogin von Berry die Hülfe der fremden Mächte durchaus nicht wolle, vielmehr förmlich dagegen proteſtire. Es ist nicht ohne Belang auf eine andere Stelle S. 42 und 43 der Schrift zurückzublicken, wo er sagt: „Wessen soll die Herzogin den legitimen Königen gegenüber schuldig seyn? daß sie die Legitimität in Anspruch genommen bei einer Nation, wo der Fall dieser Legitimität auch jenen der Legitimität bei den andern Nationen nach sich ziehen würde?"

Wahrhaft naiv wird der Verfasser in der Stelle, wo er ausruft: „Wozu beschäftigen wir uns mit den auswärtigen Mächten? Kann nicht grade aus diesem Zwiespalt in der Vendée aus der Gefangenschaft der Herzogin, das Glück Frankreichs hervorgehen? Das Direktorium, Bonaparte und Lamarque haben mit der Vendée unterhandelt, man thue ein Gleiches, die Einhelligkeit Frankreichs ist dafür, und revidire das Staatsgrundgesetz!" das heißt mit andern Worten, Louis Philipp steige vom Throne und räume der Herzogin, Namens ihres Sohnes den Platz ein; „so hätten die Feinde Ludwig des Heiligen nach der Schlacht von Massoure verfahren, und ihrem Gefangenen eine Krone angeboten, Maria Carolina von Neapel aber sey die Enkelin von Blanca von Castilien!" —

Es hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß Louis Philipp von dem Gewicht dieser Gründe nicht gänzlich durchdrungen seyn werde.

Neue Wichtigkeit hat die Schrift durch die Art und Weise erhalten, wie die Minister gelegentlich der Kammerverhandlungen über die Petitionen in Betreff der Herzogin von Berry sich ausgedrückt haben.

Die Koloniſation der freien Schwarzen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Die folgende Schilderung der afrikaniſchen Kolonie enthält aus den zuverläſſigſten Quellen geſchöpfte Nachweiſungen über die Hülfsquellen, die Einrichtungen, den Geſundheitszuſtand und die moraliſchen Fortſchritte ihrer Bewohner.

Der Boden von Liberia iſt einer der fruchtbarſten der Welt; Gebirge und Ebenen ſind mit ewigem Grün bekleidet, und die Erzeugniſſe der Natur folgen ſich ohne Unterbrechung; ſo unvollkommen der Anbau auch von den Eingebornen betrieben wird, ſo überſteigt der Ertrag der Ernte den Verbrauch doch bei weitem. Die Maſtung des Hornviehs, der Schweine, Enten, Hühner, Ziegen und Schafe verurſacht faſt gar keine Koſten, denn es genügt ſie unter Aufſicht weiden zu laſſen. Baumwolle, Kaffee, Indigo, Zuckerrohr, Reiß, Weizen von Guinea, Mais und eine Menge von Obſtbäumen ſind die natürlichen Erzeugniſſe des Bodens. Der Ackerbau wird folglich in Liberia gedeihen, und die Manufakturinduſtrie dort nicht weniger Hülfsquellen finden. Der Arbeitslohn iſt ſo hoch, daß viele Auswanderer, zu ihrer und ihrer Familien Unterhalt, vorzugsweiſe ein Handwerk ausüben und ihre Ländereien vernachläſſigen.

Jeder erwachſene Auswanderer kann übrigens jede beliebige Beſchäftigung wählen. Bei ſeiner Ankunft weiſt man ihm auf einer der Niederlaſſungen den zu ſeiner Wohnung nöthigen Grund an; läßt er ſich bis auf drei Meilen, im Umkreis der Stadt nieder, ſo erhält er fünf Morgen Ackerland für ſich, zwei für ſeine Frau, und einen für jedes ſeiner Kinder, nebſt dem Vorrecht nach fünf Jahren fünfzig an ſeine Felder gränzende Morgen Ackerlandes, zum Preis von 25 Cents (1 Fr. 35 C.) jeden, an ſich zu bringen. Jeder Anſiedler oder jede Geſellſchaft von Koloniſten, die ſich hier niederlaſſen will, um Kaffee, Zuckerrohr und Baumwolle anzubauen, hat unter dieſer Bedingung, das Recht eine noch größere, unentgeldliche Abtretung von Land zu verlangen, die jedoch 500 Morgen nicht überſteigen darf. Aehnliche Bedingungen ſind den Fabrikanten in den Städten auferlegt; übrigens iſt für den Unterhalt der Weiber, Bergleute und Invaliden geſorgt. Jeder Auswanderer wird bei ſeiner Ankunft in öffentlichen Gebäuden aufgenommen, wo ihn die Geſellſchaft ſo lange unterſtützt bis er in der Lage iſt, ſelbſt für ſeinen Unterhalt ſorgen zu können; dieſe Probezeit dauert von vier Monaten bis zu einem Jahre. In dieſe, in Magazine abgetheilten Gebäude werden Erzeugniſſe des Bodens, Stoffe und Häute gebracht, um dort verarbeitet zu werden. In den drei anſehnlichſten Niederlaſſungen hat man Schulen gegründet, die von den Kindern der Kolonie beſucht werden. Die Stadt

Monrovia hat drei Kirchen, in denen man sich Sonntags zum Gottesdienst und zweimal in der Woche des Abends zum Unterricht versammelt. Geistliche und Lehrer sind sämmtlich Farbige; auch für die Invaliden ist hier jetzt ein Spital gegründet worden. In dieser Stadt kommt der „Liberia Herald" heraus, ein von einem Schwarzen, Hrn. Rußwurm, einem verdienstvollen Manne und ausgezeichneten Gelehrten, sehr gut redigirtes, wöchentlich erscheinendes Blatt. Die bewaffnete Macht der Kolonie besteht aus sechs oder sieben Kompagnien, im Ganzen ungefähr 500 Mann.

Die Verfassung der Kolonie ist, was die Regierungsform betrifft, folgende: Als oberste Leitung wird die Gesellschaft durch einen von ihr gewählten Kolonialagenten repräsentirt; die Kolonisten wählen jährlich einen Vicеagenten, und zwei andere Magistratspersonen, die den Rath der Kolonie bilden. Der Erstere von diesen vertritt gelegentlich den Kolonialagenten. Die Kolonisten wählen auch aus ihrer Mitte einen Ober-Scherif, einen Kassier, einen mit der Gesundheitspolizei beauftragten Beamten, ein Ackerbaukonseil und die übrigen Verwaltungsbeamten. Das Gerichtspersonal besteht aus einem Agenten, und zwei von diesem ernannten Richtern; das gerichtliche Verfahren ist durch das mit einigen besondern Abänderungen von großer Einfachheit versehene „Common law" der Vereinigten Staaten geordnet. Ein sich monatlich versammelnder Assisenhof entscheidet ohne Jury, jedoch mit Vorbehalt der Appellation, über schwere Verbrechen; zu bemerken ist jedoch, daß bis jetzt noch kein Kriminalfall in der Kolonie vorkam, und daß überhaupt Vergehen jeder Art sehr selten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf den Falklands-Inseln.

(Schluß.)

In ihren Lagern spielen die Gauchos höchst leidenschaftlich, und ich habe zwei- bis dreihundert Dollars auf einen einzigen Einsatz verlieren sehen. Ein Gaucho hatte auf diese Weise 1500 Dollars gewonnen, und ein Irelander, der Gaucho gewesen und Don Louis Schuldner geworden war, hatte im Spiele Mittel gefunden, ihn zu bezahlen, und ihm außerdem noch 750 Dollars für ein Gebäude zu geben, das er in ein Magazin verwandelt hatte. Da am Tage meiner Ankunft gerade ihr Sonntag (bei uns Sonnabend) war, so besuchte ich dieses Magazin, wo ich alle Gauchos um ein Faß versammelt fand, das mit einem aus Syrup und getrockneten Aepfeln bereiteten, dem Biere etwas ähnlichen, Getränk angefüllt war. Sie tranken tüchtig, sangen aus vollen Kehlen dazu und erzählten sich Geschichten; unter schallendem Gelächter suchten sie sich gegenseitig allerlei Possen zu spielen; allein ich war noch nicht zur Thüre hinaus, als auch schon die Messer gezogen wurden. Alle wüthend und mit wildem Geschrei über einander herfielen und bald Blut floß. Mit ihren weiten Mänteln, ihren herabgekrempten Hüten, ihren Nasen- und Ohrringen, ihrem dichten, krausen, lockigen, auf die breiten Schultern herabfallendem Haar und ihren Dolchen im Gürtel, beim düstern Schein einer an der Decke hängenden Lampe betrachtet, bildeten sie eine Gruppe der ähnlich, wie uns alle italienische Romane ein Gelag der von einem glücklichen Raubzuge heimkehrenden Condottieri, in einer der düstern Höhlen der Apenninen, schildern. Diese Gauchos erhalten von jedem Stücke Vieh, das sie der Niederlassung zuführen, zwei Dollars; sie versorgen den größten Theil der Einwohner, und ihre Frauen waschen, bessern Kleider aus u. s. w., womit sie so viel verdienen, daß ihre Männer ihre Zeit mit Nichtsthun und Tabackrauchen hinbringen können. Don Louis baut sehr gute Erdäpfel; allein ehe sie deren selbst pflanzen (obschon Vernet ihnen den Samen unentgeldlich überläßt) bezahlen sie lieber das Pfund zu zehn Pence.

Die fünf Indier sind stark gebaute Männer; ihr Stamm, der im Norden des La Plata, gegen Montevideo hin haust, war mit einer benachbarten, mit der Regierung von Buenos-Ayres verbündeten Völkerschaft im Kriege, und so wurden sie denn zu Gefangenen gemacht und nach Buenos-Ayres geschickt. Don Louis verlangte sie von der Regierung, um Gauchos aus ihnen zu machen, und man ließ ihnen nun die Wahl, in Gefangenschaft zu bleiben oder sich auf den Falklands-Inseln ansässig zu machen; sie wählten das Letztere, und es war nun ihr Geschäft, Lasos für die Gauchos zu verfertigen. Ich besuchte sie in ihrer Hütte, wo ich einen von ihnen auf einem Instrumente spielen hörte, dessen Töne nicht ohne Wohlklang waren; es bestand aus einem Stück ausgehöhltem mit einem Einschnitte versehenem Holze und zwei quer darüber gespannten Darmsaiten, die er mit einem Stäbchen schlug und mit gedämpfter Stimme eine sehr sanfte Weise dazu sang.

Mein Aufenthalt zu Port-Louis und meine Untersuchungen in einem Umkreise von mehrern Meilen um die Niederlassung gaben mir zu folgenden Beobachtungen Anlaß: Ich untersuchte den Boden an mehrern Stellen und fand ihn überall (mit Ausnahme der Hügel in der Nähe der Küste, die fast alle aus Fels gebildet und deren Gipfel mit Rasen bedeckt ist) aus einer Mischung von Wurzeln verschiedener Gesträuche, und unterhalb, in einer Tiefe von 8 bis 14 Zoll, aus schwarzer Dammerde bestehend. An einigen Stellen findet man, bis in eine Tiefe von einigen Fuß, nichts als festen Torf. In einem Garten in der Nähe von Don Vernets Haus, ein übrigens sehr schlecht gewählter Ort, weil er den Nordwestwinden ausgesetzt und weil der Boden nicht künstlich zugerichtet ist, fand ich mehrere Kohlarten, Lattich, Zwiebeln, Erbsen, Bohnen, Erdäpfel (einige der letztern, die bei der Ernte zufällig im Boden geblieben waren, trugen im folgenden Jahre weit reichlicher als die im Frühjahr ausgesäeten), Rüben, Möhren, eine Gattung von Staten-Land hieher verpflanzter Birken, die sehr gut fortzukommen scheint, und endlich einen schönen Johannisbeerstrauch aus demselben Lande, dessen Früchte genau den Geschmack der englischen Johannisbeeren hatten. Wie er nach Staten-Land kam ist ein Räthsel; zu bemerken ist noch, daß wir uns im Ausgange des Winters befanden. Don Vernet zeigte mir einige Muster von Leinsamen, den er selbst gesäet und geerntet hatte; so auch von Weizen, mit dem er im nächsten Frühjahr einen Versuch machen wollte.

Die Nordwestwinde dürften, meiner Meinung nach, das einzige Hinderniß seyn, das die regelmäßigen Arbeiten des Landmanns unterbricht. Diese Winde stellen sich, öfter oder seltener, während der Sommermonate ein, wo sie von Sonnenaufgang bis zu ihrem Untergange mit außerordentlicher Heftigkeit wehen. Nur mit Mühe konnte ich ihrer Gewalt widerstehen, und es war schwer, mich einer nicht weit von mir stehenden Person verständlich zu machen. Es ist hier freilich von einem etwas hochgelegenen, einen breiten Meeresarm beherrschenden Landstriche die Rede, und man hat mir gesagt, daß es im Innern reiche, von Gebirgen geschützte Ebenen gibt, wo die Gewalt dieser Winde weniger fühlbar ist, und wo man, unter dem Schutze dieser Berge, viele Morgen Landes mit Erfolg anbauen könnte. Indeß läßt sich auch erwarten, daß durch die Fortschritte der Vegetation und das Heranwachsen von Hochwaldungen die nachtheilige Wirkung dieser Winde mit der Zeit gemildert wird. Was das Wasser betrifft, so gibt es dessen überall in Ueberfluß und von bester Art. Die Insel ist übrigens durch Buchten und kleine Meerarme, von denen mehrere zu Flüssen von süßem Wasser werden, auf seltsame Weise ausgezackt. Alle Berichte schildern einstimmig das Klima als gemäßigt. Der erste Tag meiner Ankunft war rein und heiter, weder kalt noch warm; jeden der folgenden Tage wehte von Sonnenaufgang bis Abends ein heftiger Westnordwest, und nur an einem einzigen Tage schneiete und hagelte es beständig, doch war am andern Morgen keine Spur mehr davon zu sehen. Die Nächte waren sternhell und sehr ruhig. Das Thermometer fällt, wie Don Louis mir sagte, im Winter nie unter 28° und steht meist über dem Gefrierpunkte; der Schnee bleibt nur selten drei Tage lang liegen. Im Sommer erhebt sich das Thermometer fast nie auf 75°; alle Einwohner schienen mir einer blühenden Gesundheit zu genießen.

Reptilien hat man bis jetzt auf der Insel noch nicht gefunden, und das

einzige einheimische Quadruped des Landes ist ein Thier, das mit dem Wolf und dem Fuchs Aehnlichkeit hat und den Vögeln aufs Aeußerste nachstellt. Man zeigte mir das Fell eines solchen Thieres, das drei Fuß lang war. Was die Vögel betrifft, so sah ich einige dem Sperling und dem Regenpfeifer vollkommen ähnliche, dann einen kleinen gelben sehr gemeinen Vogel, viele kleine Falken, einen schönen Vogel von der Gattung der Möven mit licht schiefergrauem Gefieder, rothem Schnabel und Klauen. Kapitän Langdon und ich machten einen Ausflug nach einem Kaninchenrevier zwischen den Hügeln, von dem wir bald mit drei oder vier Paar Kaninchen, zwei schönen Gebirgsgänsen, einer Art Brachschnepfe, deren rubinrothe Augen von einem weißen Kreis umgeben sind, einem schönen Vogel von der Gattung der Taucher, und zwei oder drei Gattungen Kriechenten und Bekassinen beladen zurückkehrten. Zur Legezeit kann man sich mit geringer Mühe alle Gattungen guter, eßbarer Eier verschaffen, und nichts geht über das Ei eines Pinguin oder Molly-Mawk in Kaffee geschlagen.

Ich sammelte einige Perlen von geringer Gattung; Kapitän Brisbane hingegen erzählte mir, daß er vor nicht gar langer Zeit ungefähr ein Weinglas voll gefunden habe, die von der Größe einer Erbse und vollkommen weiß gewesen seyen. Was die Hülfsquellen der Insel, ihre Einfuhr u. s. w. betrifft, so sagte mir Don Louis, daß sie, seiner Rechnung nach, 20,000 Stück Hornvieh, 5000 Pferde und eine große Menge wilder Schweine und Kaninchen habe. Vom Monat October bis zum April ist der Fang der Seebarbe so ergiebig, daß er mehrere Tausend Einwohner ernähren könnte, und doch noch genug zu einem bedeutenden Ausfuhrhandel übrig bliebe. Die Ausfuhr Don Louis beschränkt sich bis jetzt auf Häute, zu deren Bereitung er sechzig Meilen südlich eine Anstalt hat, wo auch zugleich Rindfleisch eingesalzen wird; denn es gibt hier zu Lande so große Thiere dieser Art, daß ihre Haut oft 80 Pfund wiegt, und es ist den Gauchos nicht möglich, sie durch die Moräste nach Norden zu treiben; auf Kaninchenfelle, deren Haar dunkeleisengrau und ausgezeichnet dicht, weich und lang ist, und auf gedörrte Seebarben, von denen 80 Tonnen in einem Jahre, die Ausbeute einer einzigen Fischerei, ausgeführt wurden, und die in Südamerika zu 25 Schilling die hundert Pfund bezahlt werden. Alle Ackerbauerzeugnisse finden in Brasilien guten Preis, und der Seehund- und Wallfischfänger hat rings um die Insel einen großen Wirkungskreis. Herr Brisbane hat am Strande der Küsten für 4000 Pfund Sterling an Werth Fischbein gesammelt, und der Wallfischfang im Boot an der Küste würde gewiß sehr ergiebig seyn. Die Häfen rings um die Insel sind sicher, durch kleine Inselchen geschützt, und nach allen Richtungen mit Verbindungswegen nach dem Innern des Landes versehen. Die ungeheure Menge Seegras gäbe einen guten Dünger und vorzügliche Potasche; an Thon zu Töpferarbeiten ist kein Mangel.

Don Louis hat die Insel in elf Bezirke getheilt, von denen er einen colonisirt und einen andern dem Lieutenant Langdon verkauft, und ihm durch eine Bewilligungsurkunde das Recht ertheilt hat, an Jeden, der sich auf der Insel niederzulassen Lust hat, Landparzellen zu verpachten. Dieser Bezirk hält ungefähr zehn Quadratmeilen, jede zu 640 englische Morgen; er ist dem Lieutenant mit vollem Eigenthumsrecht und mit der ausdrücklichen Bedingung überlassen worden, daß er binnen einer bestimmten Zeit eine Niederlassung begründe oder begründen lasse. Don Louis hat ihn überdieß noch bevollmächtigt, gewisse Antheile von Ländereien den zehn ersten einwandernden Familien unentgeldlich zu übergeben. Der Kaufbrief enthält die Bedingungen, unter denen neue Colonisten aufgenommen werden, nebst den Gedanken Don Louis über die Colonisation. Er verpflichtet sich, die Ansiedler mit Hornvieh und Pferden, die so weit gezähmt sind, daß man sie benutzen kann, zu gewissen, billigen Preisen zu versehen, ihnen, vom 5 Januar 1851 abwärts, eine zwanzigjährige Freiheit von Abgaben, Steuern und Zöllen aller Art zu bewilligen, ihnen freien Fischfang zu gestatten und ihnen bei ihrer Ankunft Rindfleisch zu zwei Pence das Pfund zu liefern. Er schlägt den Colonisten vor, die Ueberfahrt in einem Wallfischfangboote zu machen, dieses nach ihrer Ankunft nach Staten-Land zu schicken, um Bauholz einzunehmen, und sich dann desselben zum Robben- und Wallfischfang oder zum Transporte von Erzeugnissen der Colonie nach Brasilien zu bedienen. Der Colonist der Falklands-Inseln hat nicht das Mißgeschick und die unübersteiglichen Schwierigkeiten zu besorgen, von denen jene Unglücklichen aufgerieben wurden, die sich mit ihrer ganzen Habe nach dem Schwanenfluß einschifften. Er darf, wenn er von seiner Reise zurückkehrt, nicht fürchten, Frau und Kinder von Horden blutdürstiger Wilde ermordet zu sehen, wie dieß vor Kurzem erst in Vandiemensland geschah. Das Kriegsgeschrei der Indianer erschreckt nicht sein Ohr im Augenblicke, wo er sich mit seiner Familie um den Herd setzen will, wie Dieß in den entfernten Niederlassungen des nördlichen Amerika's der Fall ist. Er hat nicht wie in den Colonien Afrika's die Ueberfälle der Caffern zu fürchten, noch lebt er unter Sklaven, die sich mit jedem Augenblick empören können.

In Einer Hinsicht sind diese Inseln auch für die Engländer von Bedeutung; bis jetzt gingen fast alle von Neusüdwales und Vandiemensland nach England zurückkehrenden Schiffe in Brasilien vor Anker, und Dieß ist ein Umweg, der nächst dem Zeitverlust auch Kosten verursacht, die den Gewinn an den Ladungen verringern. Die Bevölkerung der beiden erwähnten Colonien nimmt schnell zu, ihr Handel gewinnt an Ausdehnung, und ihre Marine hat sich beinahe verdoppelt. Da es nun durchaus nöthig ist, daß jedes aus irgend einem der angeführten Länder zurückkehrende Schiff in irgend einem Hafen vor Anker gehe, so wäre für Alle, die das Kap Horn umsegeln, keiner besser zu diesem Zwecke gelegen, als der der östlichen Falkland. Sie hat einen schönen Hafen mit bequemer Einfahrt, man kann herrliches Wasser, gutes Rindfleisch, vorzügliches Gemüse einnehmen, und findet in Krankheitsfällen eine Menge antiscorbutischer Kräuter.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die eigenthümliche Art der Bienenzucht in Kaschemir theilt Moorcroft's Journal der geographischen Gesellschaft Folgendes mit: „Jeder Landwirth in Kaschemir hat in seiner Wohnung einige Bienenstöcke. Bei jedem Hause, das gebaut wird, läßt man zu diesem Zweck in der Mauer Höhlungen, die von verschiedener Größe, aber stets cylinderförmig sind. Diese Höhlungen gehen durch die ganze Dicke der Mauer, und werden mit einer Verkleidung von Lehm, mit Reisspreu oder Distelflaum durchknetet, ausgeschlagen. So bilden sie eben so viele Röhren, deren Oeffnung nach Innen man mit einem Deckel von gebrannter Erde verschließt, der in der Mitte eine konvexe Erhöhung hat und dessen Ränder mit Lehm in die Mauer befestigt werden. Die äußere Oeffnung wird mit einem ähnlichen Deckel verschlossen, der aber in der Mitte ein rundes Loch von ungefähr einem Drittelszoll Durchmesser hat. Die Art, wie man den Bienenschwarm aufbewahrt, während man die Honigwaben herausnimmt, verdiente auch in andern Ländern Nachahmung. Nachdem der Bauer, bei dem ich dieß Verfahren sah, einen Wisch von Reisstroh und einige Holzkohlen in einem irdenen Gefäße in Bereitschaft gesetzt hatte, löste er den Deckel an der innern Oeffnung mittelst der Spitze einer Sichel ab, und legte so alle Zellen bloß, mit denen die Röhre von oben bis unten erfüllt war. Sie waren voll von Bienen, von denen aber keine diesen störenden Eingriff in ihr Eigenthum abzuwehren oder in die Stube zu fliegen suchte. Nachdem er das Reisstroh auf die Kohlen gelegt hatte, hielt er das irdene Gefäß, worin sich letztere befanden, an die Oeffnung und blies den Rauch in die Waben, wobei er Acht hatte, das Stroh, sobald es zu einer Flamme aufloderte, zurückzuziehen und wieder zu dämpfen. Die Bienen, vom Rauche fast erstickt, stürzten durch die kleine äußere Oeffnung hinaus, und zwar so schnell, daß der Bienenstock in wenigen Augenblicken geräumt war. Nun schnitt der Bauer mit seiner Sichel die hintersten Honigwaben aus, die er in ein unter der Oeffnung aufgestelltes Geschirr warf. Ein Drittheil der Zellen, die zunächst dem Ausgange waren, ließ er unberührt, dann verschloß er die innere Oeffnung wieder mit dem irdenen Deckel, und einige Bienen, die in einem Zustande von Betäubung in den ausgeschnittenen Honigwaben lagen, nahm er und trug sie vor das Haus. Der verscheuchte Schwarm kehrte in die Röhre zurück, sobald sich der Rauch verloren hatte, ohne daß Jemand gestochen worden war, und das ganze Verfahren war ohne einen merklichen Verlust in zehn Minuten vorüber."

*

Im Jahre 1852 liefen zu Amsterdam 2246 Schiffe vom Meere her ein — eine sehr große Zahl, wenn man die ungünstigen Verhältnisse in den letzten Monaten des verflossenen Jahres in Anschlag bringt. Im Jahre 1851 betrug die Zahl der in dieser Hauptstadt eingelaufenen Schiffe nur 1660.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 30. 30 Januar 1833.

Der Italiener in London.

Observazioni semi-serie di un esule sull' Inghilterra. 12 Lugano. 1832.

Die englischen Zeitschriften sprechen mit vieler Anerkennung „von den halb-ernsten Bemerkungen eines Verbannten über England," wobei sie nicht vergessen, den leichten Humor und die freundliche Schonung ihres Verfassers im Gegensatze zu der schneidenden Schärfe, womit hie und da in den „Briefen eines Verstorbenen" über Leben und Sitte in England gesprochen wird, hervorzuheben. Allein sie bringen dabei nicht in Anschlag, daß dem Grafen Pecchio — so heißt der italienische Verbannte — der in England nicht bloß einen Zufluchtsort, sondern auch eine zweite Heimath gefunden, in seinen Urtheilen nicht bloß durch heitere und arglose Laune, sondern auch durch Zartgefühl in manchen Stücken Schonung mochte auferlegt worden seyn. Graf Pecchio, der nach Unterdrückung der piemontesischen Revolution gezwungen wurde, sein Vaterland zu verlassen, hielt sich eine Zeit lang in Spanien auf, über dessen Revolution im Jahre 1823 er später eine Schrift herausgab. Von dort abermals vertrieben, hatte er der Sache der Freiheit in Griechenland zu dienen gesucht, und war endlich nach England gekommen, wo er sich häuslich niederließ, und seine Bemerkungen über die Nebelinsel schrieb, die wohl schwerlich ein Eingeborner der sonnigen Hesperidengärten Italiens aus freien Stücken zu seinem Aufenthalte oder zum Gegenstande seiner Beobachtungen wählen dürfte. Die flüchtigen Federzeichnungen, die Graf Pecchio von dem so eigenthümlichen Inselvolk entwarf, sind daher, obgleich nur in skizzenartigen Umrissen bearbeitet, doch sehr interessant, und enthalten viele treffende Züge und lebendige Schilderungen, die dem Leser zu mancher Vergleichung mit Stellen in den Briefen eines Verstorbenen Anlaß geben können.

Der Graf beginnt seine Skizze mit dem Gegenstande, der natürlich auf den Fremden und namentlich den Italiener, den ersten Eindruck machen muß — mit dem Klima des Landes:

„Wenn der Fremde, der zum ersten Mal England betritt, hoch oben auf einem Wagen sitzt, der ihn acht Meilen in einer Stunde London zuführt, so wird er kaum umhin können, zu glauben, daß er mit dem Gespanne Pluto's gerade hinab in das Reich der Finsterniß fährt, zumal wenn er aus Spanien oder Italien, den Lieblingsgegenden der Sonne kömmt. Mitten unter den Wundern, die ihn umgeben, wird er sich doch schwerlich eines melancholischen Gefühles erwehren können, das ihn bei dem ersten Eindruck anwandelt. Ein ewiger Qualm von Rauch, der Alles umhüllt und durchdringt, ein Nebel, der während der Monate November und December, bald von grauer, bald von rother, bald von schmutziggelber Farbe, das Tageslicht stets verdunkelt und nicht selten völlig auslöscht, muß nothwendig dieser unermeßlichen und endlosen Hauptstadt eine schwermüthige und des Pinsels eines Dante würdige Färbung geben. Mehrere Tage lang erscheint die Sonne inmitten der sichtbaren Dunkelheit nur wie ein großer gelber Flecken. Am 29 November 1826 war eine Sonnenfinsterniß, und der Himmel war an diesem Tage zufällig unbewölkt, aber Niemand schenkte dieser Erscheinung auch nur die mindeste Aufmerksamkeit, da der Nebel in einem Jahre in England mehr Sonnenfinsternisse erzeugt, als alle andern Ursachen vielleicht seit Erschaffung der Welt. Eines Tages schlenderte ich in Gesellschaft eines Peruaners in Hyde-Park herum; es war einer von den schönen Tagen London's, aber die Sonne war von dem Nebel so verdüstert, daß sie wie ein großer rother Feuerball anzusehen war. „Was sagen Sie zu der Sonne heute?" fragte ich meinen Begleiter. „Ich dachte das Ende der Welt sey gekommen," erwiderte der Anbeter der wahren Sonne. — Allein den Engländern ist es mittelst ihrer Industrie gelungen, sich selbst eine Sonne auf dem Wege der Manufaktur zu schaffen; denn ist dieses Gas, das in unterirdischen Röhren nach allen Seiten hin dieses Eiland durchströmt, und Alles wie ein: „Es werde Licht" erleuchtet, nicht eine wahre Sonne — eine Sonne ohne Zwielicht und Untergang, das wie Leuchten des Blitzes erscheint und verschwindet, und zwar oft gerade dann, wenn man es bedarf? Die Gasbeleuchtung von London ist so prachtvoll, daß Sismondi mit gutem Fug sagen konnte, man müsse in London, um zu sehen, warten bis es Nacht werde. Der Platz St. Antonio in Cadiz bei einem sternenhellen Sommerabend; die gekümmelvolle Strada Toledo in Neapel von Mondessilber überstrahlt; das pariser Tivoli, wenn es von Feuerwerken erglänzt — Keines von allen hält eine Vergleichung mit der Regent-Street in London aus, wenn sie mit Gas beleuchtet ist.

„Alle englischen Dichter scheinen sich übrigens verschworen zu ha-

ben, ihren Landsleuten Liebe für ihren umwölkten Himmel einzuflößen und sie glauben zu machen, wunder wie glücklich sie seyen, daß sie in einem so wundervollen Klima geboren wurden. Und warum sollte es nicht also seyn? Sind die Träume und Luftschlösser der Einbildungskraft nicht eben so wahrhafte Genüsse, als sie die Wirklichkeit zu bieten vermag? Montesquieu sagt: „Wenn die Engländer nicht frei sind, so glauben sie doch wenigstens es zu seyn, und Dieß läuft fast auf Eines hinaus.“ So möchte man auch sagen: wenn die Engländer unter keinem schönen Himmel leben, so glauben sie es doch, und das ist eben so gut. Ich pries einemals einer jungen Lady den reinen, erhabenen, perlenmutterklaren Himmel Madrid's, Neapels, Athens und Smyrna's, und sie erwiderte mir: „Ein solcher immerwährender Sonnenschein müßte mir bis zum Tode ermüdend werden; die Abwechslung und Phantasmagorie unsers Wolkenhimmels ist sicherlich schöner.“

Die erste Nacht, die der Graf in London zubrachte, beschreibt er in Folgendem:

„Die erste Nacht glaubte ich mich noch auf dem Dampfschiff zu befinden. Die Wände der Häuser sind gerade so dünn und fast alle von Holz, die Gemächer eben so eng, die Stiegen einer Schiffsleiter ähnlich, und die Zwischenwände von so geringer Dicke, daß man deutlich jeden Ton durchschallen hört, und alle Miethsleute sich ihre Geheimnisse mittheilen können, ohne laut sprechen zu dürfen. Nach der Reihe hörte ich bald ober meinem Kopfe, bald unter meinen Füßen, meine Nachbarn sagen: „Very fine weather“ (Schönes Wetter) „endead“ (in der That) „comfort, comfortable“ u. s. w. Worte, die in der englischen Unterhaltung so oft vorkommen, als in gedruckten Reden das Komma. Kurz die englischen Häuser sind Bauchredner. Uebrigens gleichen sie alle einander genau; jedes hat seine drei Stockwerke mit seinen drei Salons und drei Schlafgemächern, die senkrecht über einander stehen, so daß die Einwohnerschaft wie in Büchergestellen, Schichte auf Schichte eingefacht liegt, gleich Käslaiben in den Buden von Lodi oder Codagno.“

Der Graf irrt gewiß, wenn er diese Beschreibung einer englischen Wohnung in der Nähe des Regent Canal, wo er abstieg, auf alle Gebäude London's ausdehnen will, und daher wahrscheinlich auch in den daraus gezogenen Folgerungen. „Warum,“ sagt er, „tanzen die Engländer so schlecht? weil es ihnen an Raum zur Bewegung fehlt. Ihre Häuser sind so eng und schwach gebaut, daß Jemand, der oben im dritten Stocke eine Pirouette versuchen wollte, Gefahr laufen könnte, wie eine Bombe in die Küche des Erdgeschosses durchzuschlagen. Warum gestikuliren die Engländer so wenig und halten ihre Arme so dicht am Leibe angeschlossen? Aus demselben Grunde. Ihre Zimmer sind so klein, daß es ihnen unmöglich wäre, mit den Armen herumzufechten, ohne etwas zu zerbrechen, oder Jemand einen Stoß zu versetzen.“

Bei allem guten Humor, mit dem der Graf das Leben in London betrachtet; kann er doch nicht vermeiden, von der Lage der fremden Flüchtlinge in London ein trauriges Gemälde zu entwerfen:

„Während der politischen Stürme der jüngsten Vergangenheit in Frankreich gewährte England fast dem ganzen französischen Adel und allen Prinzen einen Zufluchtsort; und wenige Jahre später den Konstitutionellen, den Republikanern und Anhängern Napoleons, als an sie die Reihe der Verfolgung kam. Im Jahre 1823 war London mit Flüchtlingen jeder Art und jedes Landes bevölkert; Konstitutionelle, die nur Eine Kammer wollten, Konstitutionelle, welche zwei wünschten, Konstitutionelle nach französischem, nach spanischem, nach amerikanischem Vorbild; Generale, entlassene Präsidenten von Republiken, Präsidenten von Parlamenten, die mit der Spitze des Bajonnettes aufgelöst, Präsidenten von Cortes, die von Bombenwürfen aus einander gesprengt worden waren; die Wittwe des Negerkönigs Christoph und ihre zwei Prinzessinnen von ächtem schwarzen königlichen Geblüte; der entthronte Kaiser von Mexiko und ganze Heerschaaren von Zeitungsschreibern, Dichtern und Gelehrten. London war das Elysium — ein Satyriker würde sagen die Botany Bay — ausgezeichneter Männer und Heldenthumsaspiranten geworden. Wie mußte sich Jemand überrascht fühlen, der die Parlamente von Neapel und die zwei Cortesversammlungen von Madrid und Lissabon gesehen hatte, wenn er in der italienischen Oper zu London die Generale Pepe und Mina, die Redner Arguelles und Galiano, die Präsidenten Isturiez, Moura, u. s. w. im Gedränge neben den Gesandten der ihnen feindlich gesinnten Regierungen sich drängen und gedrängt werden sah? —

„Einige dieser Verbannten zogen Anfangs die Aufmerksamkeit des englischen Publikums in nicht geringem Grade auf sich. Die Zeitungsschreiber bestürmten sie in ihren Wohnungen, um wenigstens das Sahlband von den Denkwürdigkeiten ihres Lebens oder einige Anekdoten zu erhaschen. Die Fashionables machten sich ein Vergnügen daraus, in den Salons einen neuen „Löwen“ (Lion) vorzustellen, wie man in England jede berühmte Person nennt, die zu einer Abendgesellschaft geladen wird, um als das Wunder des Tags zwei- oder dreihundert Menschen gezeigt zu werden, die wie Häringe auf einander gepreßt sind, so daß Niemand sprechen oder ein Glied rühren kann. Der Verbannte erhielt die schmeichelhaftesten Zusicherungen aus dem Munde liberaler Lords, und die übertriebensten Lobeserhebungen aus dem Munde liberaler Ladies, wurde zu einigen Diners und Déjeuners eingeladen, und endlich wenn der Löwe seine Rolle gespielt hatte, war Mylord nicht mehr zu Hause, der Löwe war vergessen und mußte sich wohl oder übel mit der Côtelette des Verbannten in seiner bauchrednerischen Miethwohnung begnügen. Es gibt kein so riesenmäßiges Grab als London, das die gefeiertsten Namen auf Einmal und auf immer verschlingt: es hat einen Alles zermalmenden Rachen. Die Berühmtheit eines Menschen in London prasselt auf und verschwindet wie ein Feuerwerk: man macht einige Tage lang viel Lärm, zahllose Einladungen, endlose Schmeicheleien und Uebertreibungen, und dann ist Alles in ewiges Stillschweigen begraben. Paoli und Dumouriez, nachdem sie bei ihrem ersten Erscheinen ein donnerähnliches Geräusch verursacht hatten, erregten bei ihrem Tode so wenig Aufmerksamkeit als ein fallendes Blatt. General Mina, als er zu Portsmouth landete, wurde im Triumphe nach seiner Wohnung geführt und ein Monat lang in den londoner Theatern mit betäubendem Beifall

empfangen; er war berühmter als der nemeische Löwe geworden. Aber die Folge? Bald sank er in Vergessenheit, und das Grab schloß sich über seinem Namen. Die Engländer sind ein Volk von immerwährendem Heißhunger nach Neuigkeiten. In diesem Stück allein sind sie wahre Kinder, indem sie dabei keinen Unterschied in Gut oder Schlecht machen, wenn es nur neu ist. Sie bezahlen ihre Laterna magica und bezahlen sie gut; aber sie verlangen immer neue Figuren. Diese unersättliche Begier zu befriedigen, ist das unablässige Streben der Journalisten, der Anekdotenjäger, der Geschichtschreiber, der Reisenden, der Gelehrten, der Dichter, der Advokaten, der Minister mit ihren Gesetzentwürfen, der Könige mit ihren Vorschlägen zur Errichtung von Denkmälern, der Liberalen mit ihren Plänen zur Parlamentsreform."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kolonisation der freien Schwarzen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Die Kolonisationsgesellschaft hat stets behauptet, daß die unwissendsten und rohesten Neger unter Einwirkung günstiger Umstände unterrichtet, betriebsam, kurz zu allen Arbeiten und Verrichtungen einer unabhängigen, gesellschaftlichen Vereinigung geeignet werden könnten. Befreit man den Sklaven von seinen Ketten, und besonders von dem, noch drückender als die Sklaverei, auf ihm lastenden Joch unserer ihn herabwürdigenden Vorurtheile, gibt ihn mit der Freiheit auch seinem Vaterlande wieder, so wird man sein bis dahin unterdrücktes glückliches Naturell bald mit aller Kraft wieder aufleben sehen. Aus einer Menge, von allen Punkten der Kolonie eingetroffenen, diese Wahrheit vollkommen bestätigenden Berichten, wollen wir nur den des Hrn. Mechlin über die im Jahr 1826 am Bord des „Harriet" transportirten Kolonisten ausheben.

„Sie ließen sich, schreibt er, in dem, am Zusammenfluß zweier schöner Flüsse, herrlich gelegenen Flecken Caldwell nieder: dieser Flecken besteht aus einer einzigen, eine halbe Stunde langen, sehr reinlichen und zu beiden Seiten mit Platanen und Bananen besetzten Straße; andere Baumreihen bilden einen anmuthigen Spaziergang längs der beiden Flüsse. Was mir bei dieser herrlichen Kolonie besonders auffiel, sagt Hr. Mechlin, waren die schnellen Fortschritte, welche die mit dem Harriet angekommenen Schwarzen im Ackerbau gemacht hatten; beim Anblick ihrer so gut unterhaltenen kleinen Pachtungen hätte Ich, wäre ich nicht davon überzeugt gewesen, nie geglaubt, daß sie dieselben erst seit zwei oder drei Jahren bearbeiten. Dieser ganze Theil ist vollkommen angebaut, und seine Bewohner sind durch ihre Betriebsamkeit vor jedem Mangel gesichert. Die industriellen Fortschritte der den Sklavenhändlern entrissenen Neger sind nicht minder erstaunenswerth. Von 142 im Jahre 1828 kolonisirten Schwarzen blieben nur zwanzig acht Tage nach ihrer Ausschiffung den Vereinigten Staaten zur Last. Alle übrigen hatten in der Hoffnung, in der Folge den übrigen Ansiedlern gleich gehalten zu werden, auf eine gewisse Zeit bei den alten Kolonisten Dienste genommen. Einige Monate später hatten sie bereits die Erwartungen der Kolonialagenten übertroffen, und später bebauten sie die ihnen angewiesenen Ländereien für eigene Rechnung."

„Die von dem Schiff Heroine weggenommenen 91 Neger, schrieb der Viceagent der Kolonie im Jahr 1830, sind sämmtlich auf die ihnen übertragenen Ländereien eingewiesen worden. Sie haben zwanzig, auf ihre eigene Weise, mit Stroh gedeckte Wohnungen, die an Dauer und Zierlichkeit die der Eingebornen übertreffen. Ihre Alten sind die selbstständigsten Leute die wir haben. Sieht man ihre niedlich angelegte, Neugeorgien genannte Stadt, so staunt man und kann kaum glauben, daß ihre Bewohner dieselben Menschen seyen, die in den Vereinigten Staaten, unter dem Joch ihrer Herren kaum fähig schienen, an den andern Morgen zu denken. Sie versehen unsern Markt mit Pataten, Gemüse, Melonen, Geflügel und ihre Betriebsamkeit wird durch den schnellen Absatz mächtig belebt. Viele von ihnen beschäftigen sich, wenn sie ihr Land bestellt haben, mit andern Arbeiten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Entdeckung von Silberadern in Chili.

Endlich erhält man zuverlässige Nachrichten über die in öffentlichen Blättern schon mehrmals erwähnte Entdeckung unermeßlich reicher Silberadern in Chili. Der Araucano, ein officielles Journal der Republik, enthält in seinem Blatte vom 9. Junius 1832 folgendes Schreiben:

„Die Intendance von Coquimbo-Serena, 7 Junius 1832, an den Minister des Innern. In der Gebirgskette von Topiapo, genannt Chanarcilla und Mole, wurde eine wundervolle Entdeckung gemacht. Die Silberadern sind, wie man uns versichert, unerschöpflich. Seit dem 22 Mai wurden sechzehn mehr oder minder reiche Adern entdeckt; Reisende, die an Ort und Stelle waren, wollen sogar fünfzig gezählt haben. Das Erz ist von der größten Reinheit, und erfahrene Bergleute hegen nicht den geringsten Zweifel über den Reichthum dieser Entdeckung."

„Jose Maria Poonavente."

Dasselbe Blatt enthält auch noch aus Coquimbo folgende Nachricht:

„Wir haben mehrere Schreiben der achtungswerthesten Personen aus der Provinz vor uns, die einstimmig die erwähnte erstaunenswürdige Entdeckung bestätigen. Die Mine liegt südlich von Topiapo und dehnt sich mehr als fünfzehn Leguas in der Länge und zehn in der Breite aus; sie berührt folgende Orte: Chanarcilla, Ritacus, Pan de Azucar, Pagonales und Mole. Zufall ließ einen Holzhauer diese Entdeckung machen, der sein Glück einem gewissen Goboi und Don Miguel Gallo mittheilte; allein sie konnten es nicht lange geheim halten, und man kam ihnen bald auf die Spur. Vier Tage danach waren schon sechzehn Adern entdeckt, am achten Tage vierzig und noch später fünfzig — die vielen kleinern Adern, die man in dem Augenblicke gar nicht beachtete, ungerechnet. Eine Erzstufe, die von einem Engländer für 200 Piaster gekauft wurde, war, wie sich nachher auswies, 1000 werth. Außer der erstaunlichen Menge, in der das Erz sich vorfindet, ist es auch von der vorzüglichsten Qualität. Der Intendant hat dem Minister des Innern Proben von drei verschiedenen Adern überschickt, die Alles, was hier gesagt wurde, bestätigen. Und als wäre eine so wichtige Entdeckung nicht hinreichend, diese Gebirgsgegend berühmt zu machen, wurde auch in dem benachbarten Kanton Jancos ein reiches Goldlager aufgefunden, und diese bisher unbewohnten Bergwildnisse sind gegenwärtig wie durch einen Zauber von mehr als 5000 Menschen bevölkert."

Ohne Zweifel wird diese Entdeckung in der Folge von wichtigem Einfluß auf Politik und Handel von Chili seyn; auf einer Seite brachte sie jedoch schon Nachtheil mit, da die Bergleute die Kupferminen zu verlassen angefangen haben. Auf einen andern Umstand aber möchten wir hier aufmerksam machen, nämlich auf das merkwürdige Zusammentreffen

der Entdeckung dieser Silberminen mit der des Nigerlaufes. Durch letztere ist der Weg in das Innere von Afrika geöffnet, und man kennt aus frühern Reisebeschreibungen, und namentlich zuletzt noch aus Lander's Tagbuch, die große Vorliebe der Neger für Silber, und es ließ sich leicht voraussehen, daß mit der Zeit eine große Silberausfuhr dorthin den Werth dieses Metalles auf unserm Kontinente bedeutend erhöht haben würde. Scheint es doch, als hätte durch die reichen Silberadern Chili's für den größern Bedarf dieses Metalles vorausgesorgt werden sollen.

Vermischte Nachrichten.

Die Geschichte des kolumbischen Freiheitskampfes wird stets die Erinnerung an den Heldenmuth einer Frau bewahren, die als ein Opfer ihres Patriotismus und der spanischen Grausamkeit fiel. Die unglückliche Dona Apolinaria Zalabarriata, besser bekannt unter dem Namen: La Pola, wurde auf Befehl des spanischen Vicekönigs Zamano unter folgenden Umständen, sammt ihrem Gemahle zum Tode verurtheilt. Sie stammte aus einer guten Familie in Bogota, und war eben so sehr durch ihre Schönheit als andere ausgezeichnete Eigenschaften bekannt. Mit Begeisterung der Sache der Freiheit zugethan, übernahm sie die gefährliche Aufgabe, Bolivar insgeheim stets über die Stärke, Stellung und Plane seiner Feinde Nachrichten mitzutheilen. Den größten Theil ihrer wichtigen Erkundigungen zog sie von den spanischen Officieren selbst ein, die ihre Tertulias zu besuchen pflegten, und die sie in höchst arglos scheinenden Gesprächen auszuforschen wußte, während sie Alle durch ihr Spiel auf der Guitarre und ihren Gesang, wie durch ihre geistreiche Unterhaltung zu bezaubern wußte. Alle eingezogenen Nachrichten pflegte sie regelmäßig Bolivar durch einen vertrauten Boten mitzutheilen; allein eines ihrer Pakete wurde aufgefangen, und der Bote durch Furcht vor dem Tode bewogen, sie zu verrathen. Sie wurde sogleich vor ein Kriegsgericht gestellt, und sammt ihrem Gemahl verurtheilt, erschossen zu werden, obgleich gegen Letztern durchaus keine Beweise vorlagen, daß er sich der Schuld seiner Gemahlin theilhaftig gemacht. Man brachte beide zwölf Stunden vor der Hinrichtung in die Capilla, und Zamano würde kaum diese kurze Frist bewilligt haben, wäre es ihm nicht von größter Wichtigkeit gewesen, von ihr Angaben über ihre Mitschuldigen zu erhalten. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, wurde kein Mittel gespart; man ließ sie von ihrem Beichtvater mit ewiger Verdammniß bedrohen, wenn sie aus der Welt gehe, ohne Alles bekannt zu haben; man bot ihr sogar Begnadigung und Belohnungen an, wenn sie ihre Mitverschwornen angeben wollte. Sie läugnete aber fortwährend standhaft, mit irgend Jemand außer dem Boten in Einverständniß gehandelt zu haben. So wurden also beide Gatten am folgenden Tage, neben einander auf Banquillos gebunden und von Truppen umringt, zur Hinrichtung geführt. Als die Soldaten, die sie erschießen sollten, schon aufgestellt waren, bot man ihr unter den oft wiederholten Bedingungen nochmals Verzeihung an; allein sie erklärte, wenn sie Theilnehmer hätte, so würde sie es niederträchtig finden, sie zu verrathen, um ihr eigenes Leben zu retten; übrigens da Bolivar so schnell heranrücke, werde man ihre Mitverschwornen schon bei seiner Ankunft kennen lernen. Da sie bemerkte, daß ihr Gemahl, von einer augenblicklichen Todesfurcht bewegt, etwas sprechen zu wollen schien, beschwor sie ihn, wenn er sie je geliebt habe, durch seinen Tod zu beweisen, daß er ihrer Liebe würdig gewesen sey; der Tyrann Zamano werde dennoch seines Lebens nicht schonen, was für Entdeckungen er auch immer zu machen haben könnte; er möge einigen Trost darin finden, fügte sie hinzu, mit Derjenigen sterben zu können, die er geliebt habe. Die Geistlichen entfernten sich nun, und die Soldaten machten sich schußfertig. In diesem Augenblicke schien sie eine Anwandlung von Furcht zu befallen, und sie rief: „Conque, verdugos, teneis valor de matar una muyer!“ (Ihr habt also den Muth, ihr Henker, eine Frau zu ermorden.) Hierauf bedeckte sie das Gesicht mit ihrem Sayo, und als sie dieß Gewand aufhob, sah man auf ihrer Basquina die Worte in Gold gestickt: „Viva la Patria!“ Nun wurde vom Balkone des Vicekönigs das Zeichen gegeben, und beide stürzten von Kugeln durchbohrt todt zur Erde. (Campaigns and cruises in Venezuela.)

*

In dem Geburtslande der neuen dramatischen Dichtkunst hatten sich die ersten Versuche derselben eben nicht der glänzendsten Belohnung zu erfreuen. Der weise Schauspielunternehmer Henslow, der wohl den meisten Lesern aus Tieck's Dichterleben bekannt ist, zahlte vor dem Jahre 1600 nie über 8 Pfund für ein neues Stück. So viel erhielten auch Robert Wilson und William Haugton für ein dramatisches Werk, dessen Namen Henslow in seinem Rechnungsbuche anzuführen vergaß. Im Jahre 1588 aber gab er Ben Johnson, Henry Porter und Henry Chettle nur 6 Pfund für ein Schauspiel: „Heißer Zorn bald kalt“ genannt. (Hot Anger soon cold.) Noch ein Jahr früher findet sich in Henslow's Tagebuch angemerkt: „der Gesellschaft vier Pfund geliehen, um Drayton, Dyckers und Chetell für ihr Stück: „Die hochberühmten Kriege Heinrichs I und des Prinzen von Wales“ (The Fames Wares of Henry the Pyrste and the Prynce of Wales) ihren vollen Lohn zu bezahlen.“ Gegen das Jahr 1600 scheint sich in Folge der Konkurrenz der Preis der Schauspiele etwas gehoben zu haben. Am 22 Junius 1602 findet man ein „Handgeld“ von 10 Pfund für Ben Johnson angemerkt, „für ein Buch: Richard der Buckelige (Richard Crookback)“ und seine vermehrte Beigabe zum Jeronimo; für letztere hatte Henslow schon im Jahre 1601 zwei Pfund Handgeld gegeben. Wie ganz anders werden jetzt die Schauspieldichter honorirt? In den letzten zehn Jahren bezahlten die beiden londoner Theater Drury Lane und Covent Garden im Durchschnitte jährlich 1500 Pf. St. an dramatische Schriftsteller aus. Im letztverflossenen Jahre belief sich diese Summe für Covent Garden auf 1750 Pf. und für Drury Lane auf fast eben so viel. Hierunter sind jedoch die Honorare für Kompositeurs nicht mitbegriffen. So erhielt Herr Planché als Eigenthümer des Oberon dafür 400 Pf. und Weber 500 für die Musik. Gewöhnlich erhielt der Verfasser eines Stückes, wenn kein besonderer Vertrag mit ihm geschlossen wurde, 100 Pf. für die dritte Vorstellung, eben so viel für die sechste, neunte und vierzigste, wenn sich das Stück so lange hielt; manchmal wurde aber auch für ein Stück von drei Akten 500 Pfs gegeben. Für eine Tragödie oder ein Lustspiel wurden im Durchschnitte 200 bis 400 Pf. bezahlt. Herr Beazley erhielt von Covent Garden für drei Stücke: der „Haushofmeister,“ „Ivanhoe“ und „der Betrug“ (Cozening) in einem Jahre 840 Pf. — Colman 1000 für seinen „John Bull“ und fast eben so viel für seine „Afritaner“ u. s. w.

*

Das englische Schiff „die Isis“ besuchte, während es an der Küste von Afrika lag, die Insel Johanna, und erfuhr hier, daß dieses Eiland unlängst von einem Häuptlinge von Madagaskar, Namens Rhamanica, einem Vasallen des alten Königs Rhadama, geplündert worden war. Nach dem Tode Rhadama's hatte er sich vom Hofe zurückgezogen, um nicht enthauptet zu werden, ein Loos, das gewöhnlich den Freunden und Verwandten eines verstorbenen Königs von dessen Nachfolger zugedacht wird. Auf Johanna angekommen, wurde er freundlich aufgenommen und erhielt sogar ein Stück Landes zum Geschenk, das er zum Theil anbaute. Aber das stille Leben eines Landbauers schien dem kriegerischen Häuptlinge nicht sehr zu gefallen; er kehrte nach Madagaskar zurück, brachte eine Anzahl Sklaven zusammen, die er unter dem Vorwande, das ihm angewiesene Land zu bebauen, auf Johanna landete, plötzlich aber die Hauptstadt der Insel angriff, den König absetzte, dessen Nachfolger zum Herrscher bestimmte, und dafür eine Summe von 2000 Dollars erpreßte, die der arme Fürst kaum erschwingen konnte; worauf er sich nach der Insel Monaca zurückzog, wo er jetzt den unbeschränkten Herrn spielt. Um der Wiederholung eines solchen Ueberfalles vorzubeugen, versah ein anderes englisches Schiff, der „Borneo“ den König von Johanna mit Waffen und Schießbedarf, um sich für die freundschaftliche Gesinnung der Einwohner von Johanna gegen die englischen Schiffe und namentlich gegen die schiffbrüchigen Europäer erkenntlich zu beweisen. Die Gutmüthigkeit der Bewohner und ihres Königs ist unsern Lesern aus Kapitän Hall's ergötzlicher Schilderung bekannt. (S. Ausland vorig. Jahrg. S. 555.)

*

Ueber die Verbreitung der französisch katholischen Kirche des Abbé Chatel geben französische Blätter folgende Uebersicht der in den drei letzten Jahren in ihr vollzogenen Taufen, Ehen und Beerdigungen. Im Jahre 1830 fand eine einzige Taufe statt, im Jahre 1831 zählte man deren 107 und im Jahre 1832 bereits 225. — Ehen im Jahre 1830 4, im Jahre 1831 184, im Jahre 1832 251. — Beerdigungen im Jahre 1830 keine, im Jahre 1831 11, im Jahre 1832 100.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 31. 31 Januar 1833.

Der Italiener in London.

(Fortsetzung.)

Graf Pecchio verkehrte in London viel mit Menschen von verschiedenen religiösen Sekten; hier die Beschreibung eines Mittagmahles in Gesellschaft von Quäckern:

„Herr Fry, ein reicher Quäcker in London, lud mich an dem Tage, wo ich seine Bekanntschaft machte ein, mit ihm bei einem seiner Verwandten, Herrn Burton, zu speisen, und sagte mir, ich möchte ihn erinnern, daß er mich unserm Amphytrion vorstellen müsse. Genau um sechs Uhr, der bestimmten Stunde, pochte ich frischweg an der Thüre des Herrn Burton. Der Bediente, welcher mich für einen der Gäste hielt, führte mich geradezu in den Speisesaal und ich, in der Meinung, Herr Burton sey schon davon unterrichtet, trat mit aller Kaltblütigkeit vollkommener Zuversicht ein, als ich mich mitten in einem zahlreichen Kreise von Menschen sah, unter denen ich Den, der mich einführen sollte, nicht bemerken konnte. Der Anblick dieser unbekannten Gestalten, die augenscheinlich über meinen Eintritt erstaunt mich anstarrten, mußte nothwendig einen Fremden etwas außer Fassung bringen, der wie ich, allzuschlecht Englisch sprach, um mit Leichtigkeit über seine unerwartete Erscheinung Aufklärung geben zu können. Man denke sich aber meine Verlegenheit, als ich mich mitten im Dufte von Speisen und dem hellen Kerzenscheine, ich weiß nicht wie viel Damen gegenüber sah, die in gemüthlicher Ruhe und ruhiger Gelassenheit, alle gleich gekleidet wie Nonnen in dem Refektorium eines Klosters dasaßen; und mit ihnen an demselben Tische vier Männer mit tatuirten Gesichtern, schweren Gehängen in den Ohren, und mit nicht minder großen Ringen in der Nase, in buntscheckige Gewänder gekleidet und über und über mit Ketten und anderm Flitterstaat behangen; allein ich hatte nicht Zeit, in meinem Erstaunen völlig zu versteinern, denn diese artigen Frauen luden mich mit einem Lächeln, das noch sanfter war als das, welches gewöhnlich um die Lippen der englischen Damen blüht, und mit einer Art Vertraulichkeit ein, neben ihnen Platz zu nehmen. In Italien würde ich geglaubt haben, ich sey mitten in irgend eine Maskerade hineingerathen; allein in England konnte ich bei mir über Das, was ich sah, durchaus nicht zu einer Erklärung kommen. Ich verlor mich in Muthmaßungen, indem ich bald versuchte, so gut es gehen wollte die Artigkeit der Damen zu erwidern, bald meine verwunderungsvollen Augen auf die vier Männer gerichtet hielt, die mit Kartenkönigen die größte Aehnlichkeit hatten; endlich kam Herr Fry und klärte das Mißverständniß auf, durch das mich die Gäste irre geleitet glauben mußten; und nun erfuhr ich auch das Geheimniß der vier seltsamen Tischgenossen: es waren vier indianische Häuptlinge, die vor einiger Zeit von Amerika nach London gekommen waren, um sich bei „ihrem Bruder" dem König von England über einige ungerechte Eingriffe, die sich der Gouverneur von Canada erlaubt haben sollte, zu beklagen. Die Damen waren Quäckerinnen, und unter ihnen befand sich die berühmte Mistreß Fry, die mit einem ungemein gebildeten Geiste eben so viel Gemüthlichkeit als Würde und Ernst im Aeußern verbindet. Nachdem das Essen zu Ende war, machten die Weinflaschen, die ihre Taufnamen auf einer silbernen Etikette tragen, wie es Landessitte ist, die Runde um die Tafel. Hierauf bat der Herr des Hauses eine von den tatuirten Majestäten in seiner Sprache ihre Beschwerden über die englische Regierung vorzutragen. Der älteste von den vier Häuptlingen stand nun auf, und hielt eine Rede, die sogleich von einem Dolmetscher, der sie auf ihren Reisen begleitete, übersetzt wurde. Diese Wilden wunderten sich am meisten darüber, daß sie schon einen ganzen Monat darauf warteten, bei ihrem Bruder, dem Könige von England, vorgelassen zu werden. Herr Burton antwortete ihnen, und suchte die Ehre seines Landes zu vertheidigen, indem er diesen langen Verzug durch die vielen Geschäfte eines so großen Häuptlings, wie der König von England, zu entschuldigen suchte, und hinzufügte, den vier Häuptlingen würde die schleunigste Gerechtigkeit werden, wenn ihre Klage gegründet befunden werde.

„Die Kaziken bezeigten sich übrigens sehr erkenntlich. Nach dem Thee ließen sie sich nicht lange bitten, nach ihrer Landesweise zu singen, und zu tanzen, und obgleich die Quäcker sowohl Musik als Tanz als weltliche Eitelkeit verwerfen, so schien mir doch, daß Alle, die zugegen waren, sich ungemein an dem Gesang und dem Tanze der vier rothhäutigen Könige ergötzten, so abscheulich auch jener und so fürchterlich auch dieser war: so groß ist die magische Kraft, die mit dem bloßen Namen König verbunden ist. Nach eilf Uhr trennte sich die Gesellschaft, und da Herr Fry mich eingeladen hatte, bei ihm auf einem Landhause in der Um-

gegend von London zu übernachten, so bestieg ich mit Vergnügen seinen Wagen. Wir kamen erst um zwei Uhr Morgens dort an, nachdem wir uns, Dank dem Kutscher, der kein Quäcker war und sich nicht gleich seinem Herrn an allzustrenge Gesetze der Mäßigkeit gebunden hielt, zwei- oder dreimal verirrt hatten. Bei Tagesanbruch erwachte ich in einem Hause, wo Alles Reinlichkeit, Ordnung und Wohlstand der Sekte athmete, der sein Eigenthümer angehörte."

Eine sehr ungünstige Meinung hegt der Graf von den Ultrameinungen der Methodistengemeinde über Sünde und Gnade. Ein Zimmermann wurde vor Gericht gestellt, weil er sein Weib auf eine höchst grausame Weise umgebracht hatte:

„Der Gerichtssaal war gesteckt voll Menschen und um die Wahrheit zu sagen, mißfiel es mir, unter den Zuschauern eine große Anzahl Damen von Bildung zu erblicken. Gern hätte ich ihnen ins Ohr geflüstert, sie möchten künftighin nicht mehr die Spanierinnen wegen ihrer Lust an Stiergefechten tadeln. Der Angeklagte erschien mit ruhigem Antlitz vor den Schranken. Dieser rohe Othello schien entschlossen, sein Todesurtheil unverzagt zu erwarten. Aller Augen waren auf den unglücklichen Helden des Tages gerichtet. Jedermann ist bei solchen Gelegenheiten darauf gespannt, die Wirkungen eines Kampfes zu beobachten, den ein einzelner Mensch gegen die ganze Masse der Gesellschaft bestehen muß, die mit den Waffen in der Hand ihm gegenübertritt, aber ihm doch das Recht der Vertheidigung gönnt. Niemand unter den Zuschauern fühlte sich jedoch wohl mehr von diesem Schauspiel ergriffen als ich. Ich erinnerte mich in diesem Augenblicke, daß es mir vor einigen Jahren bevorstand in gleiche Lage versetzt zu werden, und daß nur durch gutes Glück es mir gelang, diesem Schicksal zu entgehen; ich entwarf mir in Gedanken ein Bild von den Schranken, vor welchen meine Freunde ohne Zeugen, ohne Anwalt, ohne Gegenwart eines Publikums zum Tode verurtheilt worden waren.

„Zwei Tage später wurde der verurtheilte Verbrecher gehangen — eine barbarische Todesart, deren Abscheulichkeit die Engländer durch den gewöhnlichen poetischen Ausdruck: „He was launched into eternity" — er wurde in die Ewigkeit hinübergeschifft — etwas zu verdecken suchen. Der arme Sünder sagte, bevor er zum Galgen ging, dem Mayor, er sterbe glücklich und zufrieden, da er überzeugt sey, in der nächsten Stunde sich im Paradiese zu befinden; auch zeigte er wirklich viele Resignation. Zu dieser Hoffnung wurde er durch die Geistlichen der Methodistengemeinde entflammt, der er angehörte. Diese Sekte stellt die gefährliche Lehre auf: „daß je größer der Sünder, desto größer der Heilige" und einem Methodisten zufolge reicht der Glaube an des Herren Gnade für alle jemals begangenen Sünden aus, ohne daß man dabei der Reue bedürfte. Diese Lehre ist verwandt mit jener, die Ariost dem Ruggiero in den Mund legt, als er in dem Wallfischbauche seinen Gefährten Adolpho trösten will, der voll Verzweiflung über seine abscheulichen Sünden ist:

Cosa umana è il peccar e pur si legge etc.

Die Menschen aller Zeiten waren auf Mittel bedacht, die Todesfurcht zu bannen. Der Epikuräer nahm keine Verantwortlichkeit der Handlungen nach dem Tode an, der Stoiker behauptete, Tod sey der Zweck des Lebens, und daß wir bloß leben, um sterben zu lernen. Der Pythagoräer tröstete sich mit seinen Ideen von der Seelenwanderung, und die Methodisten, nicht zufrieden mit philosophischen Systemen, haben noch einen weit leichtern Weg gefunden, um geradezu ins Paradies zu gelangen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kolonisation der freien Schwarzen in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Das Klima von Liberia und dessen gesunde Beschaffenheit ist nicht minder der Beobachtung würdig, als die Topographie, der industrielle und moralische Zustand dieser Kolonie. Man hat in dieser Hinsicht beunruhigende Vermuthungen geäußert, die indeß durch die Erfahrung widerlegt worden sind. Das Klima, sagt man, ist den Weißen nicht, und den Auswanderern der nördlichen Staaten minder zuträglich als denen der südlichen. Dieß ist zwar gegründet, allein eben so wahr ist es auch, daß, bei Befolgung gewisser Gesundheitsmaßregeln, denen sich alle Emigranten bei ihrer Ankunft sowohl als auch noch einige Zeit nachher unterwerfen müssen, und deren Heilsamkeit die Erfahrung gerechtfertigt hat, die Auswanderung aus den Vereinigten Staaten nach Liberia nicht nachtheiliger auf die Gesundheit wirkt, als die aus England nach Canada. Die Kolonie ist mit Aerzten, Spitälern und Apotheken versehen; auch hat man die schicklichste Jahreszeit zur Ueberfahrt und die bequemsten Mittel zu ihrer Bewerkstelligung ausgemittelt. Man ist von dem barbarischen Verfahren, die Schwarzen in die Zwischendecke einzupferchen, und sie bei ihrer Ankunft einzuschließen, zurückgekommen, denn Dieß war eine der Hauptursachen der Sterblichkeit, die sich bei den ersten Expeditionen zeigte, und seitdem ist nun die Zahl der Sterbefälle in Liberia verhältnißmäßig geringer als in Baltimore, Philadelphia oder New-York. Die Auswanderer der nördlichen Staaten und der nördlichen Distrikte der südlichen und westlichen Staaten, werden in Caldwell und andern Niederlassungen des Innern, die ihnen besonders angewiesen sind, ein eben so gemäßigtes Klima als auf irgend einem andern Punkte des Erdballs finden. Die Emigranten der beiden Carolinen, Georgiens und einiger Distrikte Virginiens, können sich nach Belieben an der Küste oder im Innern niederlassen, ihr Leben wird, wie die Erfahrung gelehrt hat, keine Gefahr laufen. So verlor die von Nordcarolina im Jahr 1826 mit 156 Negern ausgelaufene Expedition nicht einen einzigen; von den zu Baltimore auf der Doris eingeschifften 107 Auswanderern kam nur eine alte kranke Frau um; die vom Generalgouvernement kolonisirten und in Südcarolina auf dem Rudolph eingeschifften, den Sklavenhändlern abgenommenen 91 Neger kamen im Jahr 1829 alle gesund an, und unter den von Virginien aus am letzten December (1831) abgeschickten 343 Negern ereignete sich nur ein einziger Todesfall.

„Die Natur, schrieb Kapitän Weaver, der die Kolonie im April 1831 besuchte, scheint beschlossen zu haben, daß man die gemäßigte nicht mit der heißen Zone vertauschen soll, ohne die

Fieberprobe bestanden zu haben. Die Beschützer der Kolonie dürfen sich jedoch hierüber nicht beunruhigen; die Heilkunde, und besonders die Beobachtung von Thatsachen zeigen diese Probe mit jedem Tage in minder schrecklichem Lichte. Die Eingebornen des Küstenstrichs, den ich eben besucht habe, genießen eben so wie die altklimatisirten Eingebornen der besten Gesundheit."

Hr. Ashmun schrieb im Jahre 1828 aus dem Hauptorte der Kolonie: „Ich habe nicht eine Stunde hier zugebracht ohne den heilsamen Einfluß der Seeluft des Oceans zu empfinden; sie ist Ursache, daß es auf der Westküste von Afrika kein gesünderes Klima gibt, und es ist zugleich eine merkwürdige Erscheinung, daß die Luft in der Nacht weit reiner als während des Tages ist."

Die Kolonisten selbst sagen in ihrer Adresse an die Neger der Vereinigten Staaten Folgendes:

„In euern Gegenden kann man sich keinen Begriff von dem Klima Afrika's machen. Seine Bewohner sind mindestens eben so gesund und stark, und leben eben so lange als in jedem andern Theile der Erde. Seit ihrer Gründung hat sich in der Kolonie noch keine epidemische Krankheit gezeigt; nie haben die Eingebornen sagen hören, daß sie von einer solchen Geißel heimgesucht worden sey. Allein der plötzliche Uebergang aus einem gemäßigten in ein tropisches Klima berührt die menschliche Konstitution zu heftig, als daß er nicht die Gesundheit erschüttern sollte. In den ersten Jahren der Kolonie brachten die Unbequemlichkeit der Wohnungen, die Mühseligkeiten und Gefahren, welche die Kolonisten zu bestehen hatten, ihre unregelmäßige Lebensweise, ihre lange Weile, und ihre Muthlosigkeit die Keime zu den Krankheiten die in ihnen lagen zum Ausbruch, und rafften eine große Menge von ihnen weg. Allein diese Krisis ist längst vorüber, und das Andenken an jene Zeit erlöscht mit jedem Tage mehr. Unsre Wohnungen sind bequemer, unsre Arbeiten geregelter und minder beschwerlich, und seit drei Jahren ist, wenigstens von den Auswanderern der südlichen und der Centralstaaten, nur ein Individuum von fünfzig in Folge der Veränderung des Klima's gestorben."

(Schluß folgt.)

Neueste Reisen in Chili.

Ein Franzose, Herr **Gay** aus Draguignan, hat so eben seine sehr interessanten Wanderungen in den Cordilleren von Chili — in Gegenden, die bisher den Europäern nur noch wenig bekannt waren und doch der Aufmerksamkeit der Naturforscher und Reisenden in hohem Grade würdig sind — beendigt. Herr Gay schiffte sich gegen Ende des Jahres 1828 ein und begann seine Untersuchungen an der Küste von Brasilien, bereiste dann die argentinische Republik und ging von da nach Chili. Auf seinen ersten Ausflügen in die Umgegend von Valparaiso fand er eine Menge naturwissenschaftlicher Gegenstände, die noch gar nicht bekannt oder doch sehr selten sind. St. Jago, die Hauptstadt der Republik, wo er ein Jahr verweilte, bereicherte seine Sammlungen außerordentlich. Im Verlaufe dieser Zeit entwarf er 2000 Zeichnungen von Pflanzen, Insekten, Reptilien und namentlich Fischen — eine Klasse, die der verstorbene Cuvier besonders seiner Aufmerksamkeit empfohlen hatte. Auch untersuchte er eine Menge Insekten, Mollusken u. s. w. mit dem Anatomirmesser, nahm zuletzt einen Plan von St. Jago auf, analysirte einige mineralische Wasser und sammelte viele merkwürdige statistische Notizen. Nachdem Herr Gay seine Arbeiten zu St. Jago beendigt hatte, bereiste er andere Theile der Republik, wobei er vorzüglich die oberen Cordilleren zu besuchen wünschte; allein dieses Unternehmen war mit besondern Schwierigkeiten verbunden und erforderte großen Aufwand. Glücklicherweise fand er bei der Regierung von Chili Unterstützung, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, mehrere wichtige Entdeckungen zu machen. Mit Instrumenten versehen, die ihm die Regierung anvertraute, verließ er die Provinz von St. Jago und begab sich in die von Colchagua, deren Hauptstadt San Fernando er zum Mittelpunkt seiner Ausflüge machte. Von hier aus besuchte er mehrere merkwürdige Punkte, unter andern den großen und prachtvollen See Taguatagua, auf dem sich schwimmende Inseln befinden, die je nachdem der Wind weht, bald nordwärts, bald südwärts getrieben werden. Herr Gay untersuchte sorgfältig die Umgebungen dieses See's und nahm die Ruinen von mehrern Denkmälern der alten Promaucaes in Augenschein; er sah Copeten Tlocco und beobachtete die Sitten der Indianer dieser Gegend; hierauf kehrte er nach San Fernando zurück, um seine Sammlungen und Bemerkungen zu ordnen. — Unter dem Beistande mehrerer Personen und von einigen Führern geleitet, drang er in das ungeheure Labyrinth der höheren Regionen der Cordilleren vor. Auf dem Wege dahin besuchte er die Mineralquellen von Cauquenes, die mit Recht in Chili, und selbst zu Buenos-Ayres und Peru in so hohem Rufe stehen. Dann verfolgte er den Fluß Chachapnal bis zu seiner Quelle, um eine genaue Karte seines Laufes und seiner Nebenflüsse aufzunehmen. Nach einer mühseligen Wanderung von vierzehn Tagen kehrte er nach San Fernando zurück, und da der erste Ausflug so sehr zur Zufriedenheit ausgefallen war, so wurde ein zweiter in einen andern Theil dieser Gebirgskette beschlossen. Um die Reisegesellschaft vor einer Räuberbande zu schützen, die diese Gegend unsicher machte, wurde Herrn Gay eine Bedeckung von fünf und zwanzig Mann mitgegeben. An ihrer Spitze drang er zum zweiten Mal in die Cordilleren ein und ging den Fluß Jinquiririca aufwärts, dessen erstaunlich reißende Schnelligkeit es unmöglich machte, über ihn zu setzen, bis man fast nahe bis zu seiner Quelle hinaufgekommen war. Am zwölften Tage erreichte Herr Gay mit seiner kleinen Karawane einen Vulkan, dem eigentlich die ganze Unternehmung galt und in dessen Umgegend man einige Wochen zubrachte. Es gewährte einen ganz eigenthümlichen Anblick, alle die Leute, die ihn begleitet hatten, hier mit Beschäftigungen, die auf die Naturgeschichte Bezug hatten, sich abgeben zu sehen: die Einen jagten Guanacos, Andere Condors und andere Vögel, Einige sammelten Pflanzen und Insekten. Der von Jedermann bezeigte Eifer gewährte den außerordentlichsten Erfolg. Eine erstaunliche Menge von Vögeln und Pflanzen dieser kalten Regionen, die nur höchst selten von Reisenden besucht worden sind, vermehrte die bereits zahlreichen Sammlungen, und eine von diesem Gebirgsstriche entworfene Karte beendigte diese Unternehmung. Da die Jahreszeit schon ziemlich weit vorgerückt war, so sah Herr Gay sich genöthigt, seine Ausflüge einzustellen; um jedoch keine Zeit zu verlieren, beschloß er die Insel Juan Fernandez zu besuchen und Forschungen über ihre Geologie und Naturgeschichte anzustellen. Die Regierung hatte abermals die großmüthige Gefälligkeit, ein Kriegsschiff zu seiner Verfügung zu stellen, und obgleich sein Aufenthalt auf der erwähnten Insel nicht so lange war, als er es gewünscht hätte, so gelang es ihm doch viele werthvolle Sammlungen zu machen. Nach dieser Reise kehrte Herr Gay nach Frankreich zurück, wo er im November v. J. anlangte. Gegenwärtig bereitet er sich zu einer zweiten Reise vor, mit der Hoffnung, daß es ihm unter dem Schutze der Regierung von Chili gelingen dürfte, den Archipel von Chiloe zu besuchen und in Patagonien und die Gegenden vorzudringen, die von den Indianerstämmen der Pueliches und Hulliches bewohnt sind: er gedenkt dahin von den Söhnen der indianischen Kaziken begleitet zu werden, die sich bei seiner Abreise von St. Jago in der Hauptstadt von Chili befanden.

Vermischte Nachrichten.

Die Heuschrecken, die im Moghrib oft alle Hoffnungen des Ackerbaues zunichte machen, werden von den Mauren **Dscherad** genannt, und sind größer als unsere gewöhnlichen Grashüpfer. Einige haben die Flügel braungefleckt und den Leib schön gelb; die rothen aber sind die schlimmsten unter ihnen. Rasch und kräftig, wie die Bewohner der Wüste, von wo sie kommen, beginnen sie Ende Mai's zu erscheinen, und dehnen

sich über die Ebene aus, um ihre Eier zu legen, die sich zu etwa 700,000 für jedes trächtige Weibchen berechnen lassen. Im Monat darauf erscheinen die Jungen, El Mordus, d. h. darte Verzehrerinnen, genannt; und kaum geboren, schaaren sie sich in ungeheure Anzahl zusammen und bilden eine dichte Masse, welche mehrere Morgen Landes füllt und sich oft 3 bis 4 Fuß hoch über den Boden erhebt. Hierauf immer in gerader Linie ihren Weg einschlagend, fallen sie über Felder, Pflanzungen, Gärten her, verzehren alles Laub, und bisweilen sogar die Sechslinge und die Rinde der Bäume. Nachdem sie so einen andern Monat zugebracht, erreichen diese schreckenvollen Myriaden ihre natürliche Größe. Sich hier auf an Sträucher und Steine heftend und sich mit einer jener der Raupen ähnlichen Bewegung fortschiebend, streifen sie ihre Haut ab, um eine neue anzunehmen; sieben bis acht Minuten reichen zur Verwandlung hin, worauf sie in einem Zustande von Ermattung bleiben. Aber sobald Luft und Sonne ihre Flügel gestärkt haben und die Feuchtigkeit verschwunden ist, bemächtigt sich ihrer von Neuem der gefräßige Instinkt, und frischer und kräftiger denn je beginnen sie einen neuen Ueberfall. Dann erheben sie sich im Fluge, bilden Wolken, welche die Sonne verfinstern, und schon von ferne vernimmt man das Schlagen der Flügel und das dumpfe Gemurmel dieser luftigen Heere. Wehe dann dem Lande, wo sie sich niederlassen! In einer Stunde ist Alles zerstört; kein Blatt, kein Halm, kein Zeichen von Vegetation und Leben ist übrig gelassen. Indeß bleiben sie kurze Zeit, und bisweilen stürzen sie, ihren zerstörenden Lauf verfolgend, ins Meer; bisweilen tödtet ein plötzlicher kalter Wind sie millionenweise; Felder und Küsten sind mit ihren Körpern bedeckt, die verwesend die Luft verderben und ansteckende Krankheiten erzeugen. Sobald die Mauren ihre Felder mit diesen Insekten angefüllt sehn, rennen sie hin und her mit Geschrei, Feuer und Stöcken, woran sie Tücher binden, indem sie damit die Feinde zu schrecken und zu verjagen, oder wenigstens in gewissen Gränzen zu halten suchen; wenn sie aber den geringen Erfolg dieser Versuche bemerken, so hören sie auf, sich weiter zu quälen und zu betrüben, und nehmen als weise Leute nicht nur ihr Schicksal mit Geduld an, sondern ziehen auch noch Vortheil von ihrem Unglücke. Sie beginnen an die Bäume zu schlagen, auf denen die Heuschrecken genistet, und nachdem dieselben heruntergefallen, füllen sie mit ihnen Säcke an, besprengen sie mit Salz, und kochen sie entweder einfach im Ofen oder heißem Wasser, in welchem letztern Falle sie selbe sodann auf dem Dache trocknen und hierauf in der Pfanne schmoren oder auf dem Roste braten, und auf solche Weise ein paar Monate davon leben. Auf diese Art ist bei ihnen ein Sprüchwort entstanden: „daß die Heuschrecken das Fleisch wohlfeil machen," um zu sagen, daß viel Waare den Preis sinken macht. Wir selbst haben zu Tanger diese im Ofen gebratenen und in Oel geschmorten Heuschrecken gekostet und sie kamen uns nicht schlecht vor; ihr Geschmack war dem eines Gemisches von Krebs und Sardelle ähnlich. (Graberg von Hemsö in seiner noch ungedruckten Beschreibung des Mogh'reb.)

•

Vier große Bergketten bilden die Scheidelinien von Nordamerika, durch die es in vier große Theile gesondert wird. Die erste Kette, die von Mexico ausläuft, ist nur eine Verlängerung der südamerikanischen Cordillere, die den Isthmus von Panama durchschneidet und sich von Süden nach Norden erstreckt, bis sie sich gegen den Coloradofluß zu allmählich absenkt. Mackenzie gab dieser Kette den Namen Felsenberge (Rocky mountains). — Die zweite Kette beginnt bei den Appalachen, am östlichen Ufer des Mississippi, und nimmt unter verschiedenen Namen, als: die Alleghanies, die blauen Berge, die Lorbeerberge, die durch Florida, Virginien, Neu-England laufen, und quer Arkadien durchschneidend am Golf von St. Lorenz enden, eine nordöstliche Richtung. Diese Kette trennt die Flüsse, die sich in das atlantische Meer ergießen, von jenen, die in den Mississippi, Ohio und in die Seen des südlichen Canada münden. Eine große Anzahl Geographen und Reisender sind der Meinung, daß diese Berge vormals das Gestade des atlantischen Oceans bildeten und gegen seine Wogen als Damm dienten, wie die erstere Kette ihn noch jetzt gegen den indischen Ocean bildet. Die drei verschiedenen Absenkungen der Oberfläche, die man von den schönen Ebenen Pensylvaniens bis Florida so leicht bemerken kann, scheinen anzudeuten, daß diese Gegenden zu verschiedenen Zeiten von Wassern bedeckt und wieder verlassen wurden. — Die dritte Kette, fast von eben so großer Ausdehnung als die beiden vorigen, zieht sich an der Küste von Labrador hin, dem Ufer des Golfes von St. Lorenz gegenüber, wo die zweite Kette endet. Sie erstreckt sich südwestlich bis an den Utauas, und trennt die Flüsse, die sich in die Hudsonsbai ergießen, von denen, die den Golf von St. Lorenz füllen; dann dehnt sich dieses Gebirge, indem es sich in nordwestlicher Richtung hinzieht, längs dem nördlichen Gestade des Lac Superior aus und erstreckt sich bis an den St. Anna-See, wo es sich in eine Gabel mit einem südwestlichen und nordwestlichen Arme spaltet. Der südliche Arm läuft südlich von dem großen See Quinipic zwischen den Sümpfen, die sich an den Fluß von Alvanien, der Jamesbai anschließen, und den Quellen des Mississippi hin. Der nördliche Arm durchschneidet den Fluß Severa, dehnt sich nördlich vom See Quinipic aus und vereinigt sich mit der vierten Kette der Gebirge. Diese beginnt an den Ufern des Flusses Susquehannah, läuft nordwestlich zwischen den Flüssen Elan und Churchill fort, bis er den 57° der N. B. erreicht, wo er sich in zwei Aeste theilt, von denen der eine seine nördliche Richtung weiter verfolgt, bis er die Küste des Eismeeres erreicht; der andere läuft in westlicher Richtung fort und erreicht den Fluß Mackenzie. Der ewige Schnee, der auf diesen Gebirgen liegt, nährt theils die Flüsse, die sich in die Hudsonsbai ergießen, theils die, welche in die Polarocéane fallen. Wolken oder vielmehr feuchte Nebel umhüllen fortwährend die Gipfel dieser öden Gebirge. Felsen, die von Stürmen gepeitscht hier und dort zwischen den grauen Nebeln hervorragen, einige verkrüppelte Fichten, Seen von sumpfigtem Wasser, geben diesem Gemälde eine Monotonie, die noch durch die Stille vermehrt wird, die in diesen furchtbaren Gegenden herrscht. Ein noch schrecklicheres Bild gewährt das Ufer des Oceans selbst. Auf der einen Seite ungeheure Eisfelder, an denen sich ein nie von einem Schiffe belebtes Meer bricht; auf der andern flache Ufer, an denen man nichts als zerrissene und gefährliche Buchten wahrnimmt. Der Reisende, der hier einen Zufluchtsort suchen will, muß sich in irgend eine Felsenhöhle bergen, aus der der Seeadler mit lautem Gekreische entflieht. In der Nacht hört er mit Schrecken die wunderlichen Widerhalle der Winde und das Krachen des Eises, das sich an den flachen Sandufern bricht. (Nautical Magazine.)

•

Die kühnste Vertheidigung gegen Banditen, von der man gehört hat, ist die eines Majors von Murats Stab, von Geburt aus einem der deutschen Schweizerkantone oder der rheinischen Bundesstaaten; ich habe vergessen aus welchem. Sein Name hieß, wenn ich mich recht erinnere, Wolf. Dieser Offizier reiste in einer offenen Postkalesche mit Depeschen von Neapel nach Rom und hatte nicht einmal einen Bedienten bei sich. In den pontinischen Sümpfen wurde er von sechs handfesten, wohlbewaffneten Räubern angefallen. Da sie von einem einzelnen Manne keinen Widerstand erwarteten, so traten sie an den Schlag der Chaise und befahlen dem Major unter gräulichen Flüchen auszusteigen. Dieß that er sogleich, aber nicht ohne ein Paar geladene Pistolen mitzunehmen. Mit übereinandergeschlagenen Armen hielt er sie unter seinem Mantel verborgen, und nicht sobald hatte er den Fuß auf den Boden gesetzt, als er links und rechts abdrückte und zwei Banditen, die fast an ihn anstreiften, todt zu Boden streckte. Eben so schnell wie mit seinen Pistolen war er mit seinem Säbel zur Hand, mit dem er einem der Räuber den Kopf spaltete und den andern verwundete. Die beiden andern gaben Fersengeld und ließen den tapfern Major als Herrn des Schlachtfeldes zurück. (Macfarlane's Banditenleben.)

•

Die englischen Baumwollenspinnereien sind im Jahre 1852 sehr thätig gewesen; man verspann ungefähr 288 Millionen Pfunde; ein Zehntheil ungefähr von dieser Masse lieferten die Spinnereien Schottlands. Von der rohen Baumwolle, die in den englischen Manufakturen verarbeitet wurde, lieferten die Vereinigten Staaten drei Viertheile, nämlich 215 Millionen Pfund, Ostindien ungefähr 20 Millionen und Westindien nur 1,500,000 Pfund. Alle eingeführte Baumwolle, mit Ausnahme der auf ost- und westindischem Boden gewachsenen, zahlt vom Pfund einen Eingangszoll von ½ Penny. Diese Gefälle müssen im vergangenen Jahre 690,000 Pf. St. eingetragen haben. In dem Borough Stockport allein befanden sich 10,000 Werkstühle (power looms), von denen jeder die Woche 125 Yards (zu 5 Fuß) Gewebe liefern kann, was 1,250,000 Yards gibt. Ungefähr 15,000 Individuen leben von diesem Erwerbszweige.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 32. 1 Februar 1833.

Die Amakosa und die Europäer. *)

Ulin guba inkulu siambata tina,
Ulodali bom' nadali pesula,
Umdala wadalu idale izula,
Yebinza inquinquis zixeliela:
Uhlanga umkula gozizulina,
Yebinza inquinquis nozilimela.

Gedicht von Sicana, einem Kafferuhäuptling.

In den Kriegen zwischen den europäischen Kolonisten und den eingebornen Stämmen von Südafrika hat man sich, wie in den meisten derartigen Fällen, von beiden Seiten viele Unbilden zugefügt; wollte man indessen beider Theile Recht und Unrecht mit gerechter Wage abmessen, so würde — fürchte ich — das ungeheure Uebergewicht des letztern die Schale tief zu Ungunsten des weniger entschuldbaren Theils, des aufgeklärten und mächtigen nämlich, herabdrücken. Zur Unterstützung dieser Meinung will ich nachstehend einige Thatsachen aus der neueren Geschichte der Kafferngränze berichten, die ich während eines mehrjährigen Aufenthalts in der Kap-Kolonie näher zu erkunden mannichfache Gelegenheit hatte, und die, wiewohl nicht ganz neu, doch vielleicht nicht so genau bekannt sind, als sie es zu seyn verdienten.

Im Jahre 1818 brach unter den Kaffern- oder Amakosastämmen, die das schöne Land an der Ostgränze der Kapkolonie bewohnen, ein innerer Krieg aus; und als einer der kriegführenden Theile geschlagen wurde, wendete sich dessen Häuptling, Gaika, gegen seine Widersacher Hülfe suchend, an die Kolonialbehörden. Die damalige Kapregierung hielt ein Einschreiten für angemessen, und übernahm sogleich die Hauptrolle in einer Fehde, die sie eigentlich nichts anging. Eine starke Kriegsmacht wurde über den großen Fischfluß (Great Fish River), die damalige Gränze der Kolonie entsendet, die dann die Gebiete der gegen Gaika zum Kriege verbündeten Häuptlinge, Uhambi, Jaluhsa, Habanna, Congo, Enno, verheerte, und in die Kolonie dreiundzwanzigtausend Stück Vieh — nahezu die Hälfte des Heerdenvorraths und des Hauptunterhaltsmittels der angegriffenen Stämme — mitwegführte, nachdem auch noch der größte Theil der Gärten- und Hirsefelder der letzteren auf dem Kriegszuge verwüstet worden war. Von Hungersnoth zugleich und Rachsucht gestachelt, und durch die günstigen Vorhersagungen ihres Sehers und weisen Mannes Makanna ermuthigt, wendeten die erbitterten Stämme ihre ganze Macht gegen die Kolonie und griffen, nachdem sie mehrere kleinere Posten abgeschnitten hatten, das britische Hauptquartier zu Graham's Town mit einem beinahe zehntausend Mann starken Heere an. Ein sehr einsichtsvoller Offizier und Augenzeuge, der verstorbene Kapitän Harding, versicherte mir, es würde den Kaffern unfehlbar gelungen seyn, sich des Platzes und mit ihm des Kommandanten desselben, Obersten Willshire, zu bemächtigen, hätten sie nicht, nach ihrer ritterlichen Sitte, ihren Feinden vor Tagesanbruch ansagen lassen, daß sie kämen, „um mit dem britischen Häuptling zu frühstücken." So vorbereitet schlugen die Kolonialtruppen, nach einem kurzen, aber gefährlichen Kampfe, die Heeresmacht der Kaffern zurück, und richteten unter diesen, die einzig mit ihrer vaterländischen Waffe, dem Assagai oder afrikanischen Wurfspieße, bewehrt waren, ein furchtbares Blutbad an. Ein zweiter, von noch weit größeren Verwüstungen begleiteter Einfall von Seiten der britischen Truppen war die Folge. Die Kraals oder Dörfer der verbündeten Stämme wurden niedergebrannt, ihre vornehmsten Häuptlinge für „vogelfrei" erklärt und große Belohnungen einem Jeden, der sich ihrer lebend oder todt bemächtigen würde, verheißen; ihre angebauten Mais- und Hirse-Ackerstücke wurden verheert oder zu Futter abgeschnitten; die unglückseligen und dem Hungertode nahe gebrachten Einwohner aber in vielen Fällen mit Traubenkugeln und congreve'schen Raketen in den Dickichten, in die sie sich geflüchtet hatten, zusammengeschossen.

Einem Offizier, dem Kapitän Stockenstrom, der zu seinem Leidwesen durch seine Dienstpflicht an diesen jammervollen Verheerungen Theil zu nehmen genöthigt gewesen war, verdanke ich einige schriftliche Notizen, die er sich von einer Rede aufzeichnete, welche damals in seinem Beiseyn mit edlem, männlichem und fließendem Vortrage von einem Kaffern-Abgesandten — einem der Stammgenossen des Häuptlings Makanna, der sich in der gränzenlosen Noth seines Vaterlandes freiwillig als Geisel gestellt hatte — an den britischen Befehlshaber gehalten worden war. Folgendes ist eine kurze Probe:

„Dieser Krieg, ihr britischen Häuptlinge, ist ein ungerech-

*) Aus dem englischen Taschenbuche „Friendship's Offering" für 1833 von Thomas Pringle.

ter Krieg; denn ihr sucht aus allen Kräften ein Volk auszurotten, das ihr selbst zu den Waffen zu greifen zwangt. Als unsere Väter und die weißen Männer sich das erstemal in dem Zuurveld *) begegneten, wohnten sie friedlich neben einander. Ihre Heerden weideten auf den nämlichen Bergen; ihre Landwirthe rauchten mit einander aus den nämlichen Pfeifen; sie waren wie Brüder — bis die Ansiedler **) zu habgierig wurden und unser Vieh, als wir nicht alles für Glaskorallen und alte Knöpfe hergeben wollten, mit Gewalt wegzunehmen anfingen. Unsere Väter waren Männer; sie liebten ihr Vieh; ihre Frauen und Kinder lebten von Milch; sie kämpften für ihr Eigenthum. Da gab es Krieg. Unsere Väter trieben die Bauern aus dem Zuurveld und wohnten selbst dort, denn sie hatten es redlich erstritten. Dort wurden wir beschnitten; dort nahmen wir Weiber; dort wurden unsere Kinder geboren. Die Bauern haßten uns, konnten uns aber nicht vertreiben. Da kamt aber Ihr ***) in das Land und wurdet die Freunde unsrer Feinde. Ihr nanntet den Verräther Gaika euren Bruder; ihr wolltet das Zuurveld haben. Ihr kamt endlich wie die Heuschrecken. Wir standen: mehr konnten wir nicht thun. Ihr sagtet zu uns: „„Geht über den Fischfluß; das ist Alles, was wir begehren.““ Wir gaben nach und zogen hieher in das Land unserer Väter. Wir lebten in Frieden mit euch. Einige schlechte Leute stahlen vielleicht; doch das Volk war ruhig — die Häuptlinge waren ruhig. Gaika, euer Freund, stahl — seine Häuptlinge stahlen — sein Volk stahl. Ihr schicktet ihm Kupfer — ihr schicktet ihm Glaskorallen, ihr schicktet ihm Rosse — auf denen er ritt, um noch mehr zu stehlen. Zu Uns schicktet Ihr bloß Kommandos. ****) Wir haderten mit Gaika um Grasweiden — euch ging es nichts an. Ihr schicktet ein Kommando; Ihr nahmt unsere letzte Kuh; ihr ließt nur ein paar Kälber dahinten — die starben aus Mangel zusammt unsern Kindern. Die halbe Beute gabt Ihr Gaika; halb behieltet Ihr sie für euch. Ohne Milch — unser Korn vernichtet — sahen wir unsere Weiber und Kinder dahinsterben — sahen wir, daß wir selbst umkommen mußten — wir folgten deßhalb der Spur unseres Viehs in die Kolonie. Wir plünderten, und wir stritten um unser Leben. Wir fanden euch schwach; wir brachten eure Soldaten um. Wir sahen, daß wir stark waren; wir griffen euer Hauptquartier an, und hätten wir obgesiegt — unser Recht war gut, denn Ihr finget den Krieg an. Der Sieg blieb uns nicht — und Ihr seyd hier.

„Wir wünschen den Frieden: wünschen in unsern Hütten zu ruhen; wir wünschen Milch für unsere Kinder zu bekommen; wir wünschen nach Wild zu jagen, und unsere Weiber das Feld bestellen zu lassen. Doch eure Kriegsschaaren bedecken die Ebenen und schwärmen in den Dickichten, wo sie den Mann von dem Weibe nicht zu unterscheiden vermögen, und Alle niederschießen.

„Ihr heißt uns, dem Gaika unterwürfig seyn. Dieses Mannes Gesicht ist weiß gegen Euch, aber sein Herz ist schwarz. Ueberlasset ihn sich selbst. Macht Frieden mit uns. Laßt ihn für sich selbst kämpfen — und wir werden Euch nicht um Beistand anrufen. Setzt Makanna in Freiheit; und Lhambi, Congo und die Uebrigen werden kommen, Frieden mit Euch zu machen und ihn getreulich halten. Wenn Ihr aber durchaus Krieg haben wollt, so mögt Ihr uns wohl bis auf den letzten Mann tödten — — doch Gaika wird nimmermehr über die Stammgenossen Derer herrschen, die ihn für ein Weib halten.“

Diese männliche Aufforderung war umsonst. Die ausgesandte Truppenmacht fuhr fort, das Land zu verheeren; bis zuletzt der britische Befehlshaber, nachdem er erfolglos jede Kriegslist aufgeboten hatte, sich der übrigen von der Kapzeitung für „vogelfrei“ erklärten Häuptlinge zu bemächtigen, nach der Kolonie zurückmarschirte, und zwar abermals mit einer Kriegsbeute von zwanzig bis dreißigtausend Stück Vieh — die zum Theil unter die Kolonisten, welche durch den Krieg gelitten hatten, vertheilt, zum Theil verkauft, der Erlös aber zu der Erbauung einer christlichen Kirche zu Uitenhage angewiesen wurde!

(Fortsetzung folgt.)

*) Jetzt Albany.
**) Die holländischen Bauern.
***) Die Britten.
****) Plünderungszüge.

Die Kolonisation der freien Schwarzen in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Die Kolonisten vereinigen demnach alle zur Wohlfahrt erforderlichen Bedingungen um sich; allein das Glück des Menschen beruht hauptsächlich in seinem innern Gefühl, und da noch keiner der Ansiedler nach Amerika zurückgekehrt ist, ja nicht einmal von irgend einem das Verlangen laut wurde, Liberia zu verlassen, so gibt Dieß den besten Beweis, daß sie mit ihrer Lage zufrieden sind. Darf man den Berichten der Amerikaner die sie besuchten, glauben, so ist ihnen dort ein neues Leben aufgegangen; von Allem befreit, was ihre Verhältnisse zur menschlichen Gesellschaft Erniedrigendes hatten, haben sie jetzt eine stolze, freie Haltung; sie betrachten sich als die Gründer eines neuen Reichs, auf denen die große Verpflichtung ruht das Land ihrer Väter wieder herzustellen.

„Ich stieg am 15 December 1831 zu Liberia ans Land, sagt Kapitän Abell in einem aus Washington an den Sekretär der Gesellschaft geschriebenen Brief, und wurde von dem Gouverneur, Hrn. Mechlin, der mich den Geistlichen und den angesehensten Einwohnern vorstellte, sehr gut aufgenommen. Der Gesundheitszustand der Kolonisten schien sehr gut zu seyn, und die Ordnung, Einigkeit, Betriebsamkeit und der Wohlstand den ich allenthalben gewahrte, haben meine Erwartungen bei weitem übertroffen. Monrovia zählt 200, längs dem Kap Monserado gelegene Häuser, von denen einige von außen bemalt und auf italienische Weise mit Jalousieen versehen sind; außerdem sieht man hier noch große Magazine und Zimmerplätze. Was mir besonders auffiel war die Ueberlegenheit dieser Neger in Wissen, Sitten, Sprache, Kleidung und ihrem ganzen äußern Aus-

sehen gegen ihre Brüder in Amerika. Unter allen, mit denen ich sprach, fand ich auch nicht Einen Mißvergnügten, nicht Einen der nach Amerika zurück verlangt hätte. Während meines ganzen Aufenthalts sah ich keine einzige Ausschweifung, hörte kein Schimpfwort. Als Geistlicher predigte ich am Weihnachtsfest in beiden Kirchen, in der methodistischen und anabaptistischen; und jedesmal vor einer Versammlung von drei- bis vierhundert Personen. Ich kenne keine Stadt, in der der Sonntag heiliger gehalten würde; der Gouverneur wohnt dem Gottesdienst regelmäßig bei, und arbeitet besonders darauf hin, den religiösen Sinn der Einwohner zu beleben. Mehrere Kolonisten haben schnell einen großen Grundbesitz an sich gebracht und ich zweifle nicht einen Augenblick, daß wenn die noch in den Vereinigten Staaten lebenden freien Schwarzen von dem Wohlbefinden ihrer Brüder in Liberia Zeuge seyn könnten, sie sich alle entschließen würden dorthin zu gehen."

Das innere behagliche Gefühl, das Jeden, dessen Verstandeskräfte noch nicht gänzlich abgestumpft sind, auf einem freien Boden ergreift, gibt sich bei dem größten Theil dieser Auswanderer kund. Um sich hievon zu überzeugen, darf man nur die rührende Schilderung der ersten, aus dem Thal des Mississippi nach Liberia abgegangenen Expedition lesen:

„Als das Schiff segelfertig war, sagt Hr. Finley aus Ohio, Agent der Gesellschaft im Westen, ward es von einer Menge von Freunden und Fremden besucht, die theils von Theilnahme, theils von Neugierde herbeigezogen wurden. Alles athmete Freude bei den Auswanderern, ein religiöser Gesang wurde angestimmt, in dem Offiziere, Schiffsvolk, Auswanderer und Fremde aus vollem Herzen ihre Stimmen vereinigten. Der Geistliche, Hr. Donans, hielt eine rührende Anrede an die Farbigen, und flehte den Himmel um Segen für sie an. Als wir ihnen die Hand reichend, das letzte Lebewohl sagten, wurden sie von diesem Beweis von Mitgefühl so lebhaft ergriffen, daß sie in Thränen zerflossen. So reiste, von der Theilnahme und den herzlichsten Wünschen der Patrioten und Christen Louisiana's begleitet, die erste Expedition mit Auswanderern von Neu-Orleans nach Liberia ab."

Von den armen Freigelassenen hatten sonder Zweifel mehrere auf afrikanischem Boden das Licht der Welt erblickt; Alle wußten zum Wenigsten in welchem Lande sie, der Freiheit wiedergegeben, landen sollten; wie hätten sie nicht Dankbarkeit, Hoffnung und jene Anhänglichkeit, welche die Natur so tief in das Herz des Menschen gegraben hat, auf das Innigste empfinden sollen? Hatten sie nicht von jenem herrlichen Land, wo die Flüsse Gold führen, bei Tage reden hören, oder war es ihnen nicht bei Nacht im Traume erschienen? Sollten sie das dem Menschen so eigene Verlangen in jenen Thälern zu leben, die Zeugen ihrer Kindheit waren, oder in einem Grabe an der Seite ihrer Väter zu ruhen, minder lebhaft empfinden? „Der arme Neger, sagt Mungo Park, fühlt dieses Verlangen in seiner ganzen Stärke; ihm ist kein Wasser schmackhaft als das seiner Cisterne; ihm ist kein Schatten kühler und einladender als der des Palmbaums seines Weilers. Treibt der Krieg ihn aus seinem Geburtsort, und zwingt ihn sein Heil in andern Gegenden zu suchen, so bringt er seine ganze Zeit damit hin, von dem Lande seiner Väter zu sprechen, und mit dem Frieden enteilt er dem fremden Boden, um die Ruinen seiner Hütte wieder aufzurichten und den Rauch seines Dorfes wieder zu sehen."

Der Karawanenhandel des Mogh'rib.

(Aus Graberg von Hemsö ungedruckter Beschreibung von Marokko.)

Der Handel Marokko's mit dem afrikanischen Binnenlande wird durch Karawanen getrieben, die Caffilen oder Accaben genannt werden, je nachdem sie mehr oder minder zahlreich sind, indem eine Accabe eine Vereinigung von mehreren Caffilen zu einer Reise ist. Diese Karawanen sind jedoch minder zahlreich, als die, welche nach Mekka ziehen. Dessen ungeachtet haben sie bisweilen 16 bis 20,000 Kamele bei sich, obgleich es selten ist, daß die Zahl der Männer sich auf mehr denn 5 bis 600 beläuft. Maulthiertreiber, Kameelführer und andere dienende Personen mitgerechnet. Die Caffilen beschränken sich meist auf 100 bis 150 Personen mit 1000 bis 1500 Kameelen. Sie reisen von Marokko, Tetovan, Fas und Tafilelt ab. Die erste zieht durch Demnet, und nachdem sie sich mit den andern in Tafilelt vereinigt, begeben sie sich alle zusammen nach Tatta und Akka, um von dort aus vereinigt die Sahara-Wüste zu durchziehen. Diese vereinigten Karawanen halten an der südlichen Gränze der Wüste, nämlich zu Toudeini und El A'raoan, um sich mit Salz zu versehen, von wo sie sich nach Tombuktu begeben, um dort andere Kaufleute anzutreffen, die entweder daselbst ansässig oder von andern Theilen hingekommen sind, um den Binnenhandel des Sudans, Senegambiens und Guinea's zu betreiben, der besonders in Elfenbein, Rhinocerushörnern, Weihrauch, Goldpulver, Goldstangen, Edelsteinen, Straußenfedern (die schönsten, die man kennt), Gummi des Sudans, Kopal, Baumwolle, Kardamom, Assa fötida, Indigo und schwarzen Sklaven beiderlei Geschlechts besteht. Diese Gegenstände, die einen ungeheuren Gewinn bringen können, werden gegen Salz, Mäntel, Gürtel, Tabak, türkische Dolche, kleine Spiegel und blaue Tücher eingetauscht, die bei den Einwohnern der Bezirke Tuat, Mog'affri und den Stämmen der Wüste, welche die Salzquellen besitzen, besonders beliebt sind. Auffallend sind die Märkte, die an gewissen Orten Nigritiens gehalten werden. Auf der einen Seite irgend eines Hügels stellen sich die mogh'ribinischen Mauren, auf die andere Seite die Schwarzen von Bern und andern Ufern des Nils der Neger. Jene legen ihre Waaren auf den Hügel nieder und entfernen sich sodann. Die Neger kommen sie zu untersuchen, und legen unter jedes Stück Waare so viel Goldstaub, als sie geben wollen, worauf auch sie sich entfernen. Die Mauren kehren zurück, und finden sie den Goldstaub dem Werthe des Gegenstandes angemessen, so nehmen sie ihn und lassen die Waare; wenn nicht, so nehmen sie diese zurück, und wird das Gebot nicht erhöht, so ist der Handel zu Ende und man trennt sich. Ist man hingegen beiderseits zufrieden, so vereinigen sich Mauren und Neger und reisen vierzehn Tage lang mit einander. Die Oase von Tuat, nämlich ihr Hauptort Agadir, liegt 50 Tagreisen von Tafilelt entfernt, im Mittelpunkte der Wüste. Dort treffen andere von Algier, Tunis, Ghadams, Tripoli und Fezzan kommende Karawanen zusammen, und ihren Weg vereint fortsetzend, gerathen sie an den Gränzen des Sudans zu denen von Marokko, und ziehen mit diesen zu dem großen Binnenmarkte. Von den 4000 schwarzen Sklaven, welche jährlich in das Mogh'rib gebracht werden, bleiben wenig mehr als die Hälfte im Lande; die übrigen schickt man zu Lande nach Algier oder Tunis. Selten sieht man heutiges Tages mit ihnen einen Verschnittenen ankommen, deren es doch im Negerreiche Bambarra viele gibt; und wir glauben nicht, daß sich deren gegenwärtig 25 im ganzen Reiche Marokko befinden. Dieser Handel endlich führt nach Nigritien und Guinea etwa für eine Million Piaster marokkanische Waaren aus, während dagegen für mehr denn zehn Millionen von schönen Straußfedern, Gold, Elfenbein und Sklaven eingeführt werden, von welcher Summe man zwei Drittel mit vielem Gewinn in den Regentschaften Algier und Tunis wieder absetzt.

Auch der Handel des Mogh'rib mit der Levante wird durch Karawanen getrieben, nämlich jene Pilgerkarawanen, die regelmäßig jedes Jahr nach Mekka ziehen. Wenn diese auf der einen Seite ein frommes Werk verrichten, indem sie wenigstens einmal in ihrem Leben das Grab des

Propheten besuchen sollen, so benutzen sie andererseits die Gelegenheit, einen nie unterbrochenen bedeutenden Handel mit den Ländern, welche sie durchziehen, zu unterhalten. Sieben Monate vor der Feier des Festes zur Erinnerung an Mohammeds Geburt vereinigen sich die Pilger in der Stadt Fas. Unter den drei bestimmten Klassen, welche die Karawane bilden, nämlich den Berebern, den Kaufleuten und den zum Hofe gehörigen Personen oder öffentlichen Beamten, brauchen die Erstern keine Erlaubniß, um die Reise anzutreten, aber die Kaufleute müssen sich eine solche von den Gouverneurs der Provinzen verschaffen. Ihre Gläubiger haben sodann kein Recht, während der Zeit ihrer Abwesenheit die ihnen zukommenden Summen einzufordern. Beamte müssen die specielle Erlaubniß des Sultans erhalten, der sie Personen seines Hofes nur dann ertheilt, wenn er überzeugt ist, daß sie die Reisekosten völlig tragen können.

Einige machen die Reise ganz zu Lande, Andere zum Theil zur See. Die Mauren, die letztere Weise vorziehen, müssen sich einer genauen Prüfung unterwerfen, ob sie die Fracht bezahlt, und ob sie Geld genug haben, ohne Anleihe ihren Zweck zu erreichen. Die zu Lande ziehenden Pilgrime sind davon frei, indem ihr Oberbefehlshaber, genannt Emir al-Hodschas, die Befugniß hat, Jene, welche die vorgeschriebenen Gesetze nicht erfüllt, selbst mit dem Leben zu strafen. Ihren Zug beginnend, begibt sich die Karawane zuerst nach Teza, wo man die Pilger sammelt. Zu Fas versehen sich die Handelsleute hauptsächlich mit den Erfordernissen ihres Verkehres, und alle Pilger mit Dem, dessen sie bis zu ihrer Ankunft in Tripoli oder wenigstens in Tunis bedürfen. Ist Alles in Ordnung, so rufen die Pilger Gott und seinen Propheten an; hierauf verlassen Teza zuerst die mit Vorräthen belasteten Kamele und Maulesel; dann kommen die, welche aus Armuth oder zur Buße die Reise zu Fuß machen, und die auf Pferden oder Maulthieren reitenden Pilger beschließen den Zug. Man bricht mit dem Morgenrothe auf, hält um Mittag zum Speisen, und lagert sich von 4 Uhr Nachmittag bis zum Anbruche des nächsten Tages.

Die Karawane zieht durch das Innere des Landes, Tlemsan, Algier und Tunis zur Linken lassend; zu Kairvan, einer Stadt in letzterer Regentschaft, vereinigt sie sich mit den von den westlichen Küsten kommenden Pilgern. Aber während neue Andächtige auf der Reise hinzukommen und die von Teza abgegangene Karawane verstärken, trennen sich die Handelsleute von ihr, um sich nach Algier und Tunis zu begeben, und dort Mäntel, Pantoffeln und andere Gegenstände, die einen raschen Absatz finden, zu verkaufen. Auch bringen sie den Arabern und Amazirghen der Berge gewöhnliche Mützen.

Zu Tripoli und Alexandrien versieht sich die Karawane mit den für den Rest der Reise nöthigen Gegenständen. Gewöhnlich währt der Zug 6 bis 7 Monate. Während dieser Zeit langweilen die Kaufleute sich gar nicht, indem sie immerfort Gewinn machen, in einer Stadt Waaren kaufend, die sie sodann in der andern wieder absetzen. Uebrigens sind diese Reisen nicht immer frei von Gefahren und Unglücksfällen. Oft plündern die Beduinen und Araber der Wüste die Pilger, und lassen sie mehr als billig für die Erlaubniß zur Fortsetzung der Reise bezahlen.

Zu Mekka angekommen, finden sie dort einen Jahrmarkt, der vielleicht der bedeutendste in der ganzen Welt ist, fünf Monate währt und wenige Tage nach dem Korban oder dem Feste des Opfers der Widder endigt, der einzigen Zeit im Jahre, wo die Pilger angenommen werden, um den für die Mohammedaner so rühmlichen Titel El Hadschi zu erhalten. Auf diesem Jahrmarkte trifft man oft über 200 000 Menschen und über 100 000 Kamele, die aus allen Theilen der Erde, wo man Mohammed als Gottes Propheten verehrt, dahin gekommen. Nach den Festlichkeiten des Korban beschäftigen sich die Pilger mit Handelsgeschäften. Die Einen kaufen die Musselin- und Seidenstoffe Indiens, Andere persische Seide, Rosenöl, Moschus, Ambra, Balsam, Gewürze und Specereien. Andere endlich zieren vor, ihr Geld anzuwenden, indem sie über Groß-Kairo zurückkehren, wo sie Baumwolle und rohe Seide kaufen, die dort wenig mehr als in Mekka kosten. Die verschiedenen Spekulationen der Handelsleute der Karawanen in dieser Stadt lassen sich auf mehr denn 2 Millionen Piaster anschlagen.

Die Pilger, welche sich zu Rabatt, Tanger und Tetovan nach Alexandrien einschiffen, treffen in letzterer Stadt mit der von Tripoli kommenden Karawane zusammen. Bei der Heimkehr schiffen sich wieder viele ein und begeben sich zur See nach Tetovan und Tanger und von da nach Hause. In jene Häfen realisiren sie gewöhnlich ihre Waaren mit einem Durchschnittsgewinne von 50 Procent. Die auf dem Landwege zurückkehrenden vereinen mit den Schätzen des Orients eine Menge in Tunis und Algier erkaufter Waaren, die im Reiche sehr geschätzt sind. Die Hauptgegenstände, welche die Pilger aus dem Meghrib ausführen, sind Indigo, Kochenille, Häute, Straußenfedern und Wollenstoffe aus Fas, Teza und Tafilelt, die sie gegen baumwollene und seidene Stoffe und einige andere Produkte Aegyptens, Arabiens und der Türkei vertauschen. Und obgleich dieser Handel sehr lebhaft ist, konnte es doch jeder Seemacht des Mittelmeeres gelingen, ihn an sich zu bringen und den alleinigen Gewinn daran zu ziehen, wenn sie die levantiner Seide zur See nach Marokko brächte. Der Sultan würde diesen Handelszweig um so mehr begünstigen, da dadurch die Einkünfte seiner Zölle vermehrt, und ein großer Theil seiner unzufriedenen Unterthanen abgehalten würde, sich in der Levante niederzulassen.

Nachschrift.

Mehr als irgend eine Macht des mittelländischen Meeres wäre Griechenland geeignet, diesen wichtigen Handelszweig an sich zu bringen, und wir halten es unter den neu obwaltenden Verhältnissen nicht außer dem Interesse der griechischen Regierung, auf diese Andeutung des Herrn Graberg von Hemsö aufmerksam zu machen.

Vermischte Nachrichten.

Vor dem Lord Mayor erschienen jüngst in dem Mansion-House der Kapitän Hillier und sein Sohn, um einen Fiaker zu verklagen, einen Menschen von gewaltiger Stärke, der wegen seiner Boxergeschicklichkeit in nicht geringem Rufe steht, und dem jüngern Hillier davon empfindliche Proben gegeben hatte. Die Ursache des Streites und der darauf erfolgten thätlichen Mißhandlungen des jungen Gentleman war — Handwerkseifersucht und Brodneid. Der Sohn des Kapitäns hatte es sich nämlich vor einiger Zeit, ungeachtet der guten Erziehung, die er genossen, in den Kopf gesetzt, ein Kutscher zu werden, und allen Einwendungen und Abmahnungen seines Vaters entgegen, schaffte er sich ein Fuhrwerk an und begann seine neue Laufbahn mit dem besten Eifer. Natürlich hatte der elegante Fiaker alle erdenklichen Anfechtungen von seinen Gewerbsgenossen zu bestehen, die weit entfernt, die Ehre einen so vornehmen Peitschenliebhaber in ihrer Reihe zu sehen, nach Gebühr zu würdigen, ihn vielmehr unbarmherzig mit Spott und Verfolgung kränkten. Sogar so weit vergaßen sie sich, Damen, die in die Kutsche des jungen Gentleman steigen wollten, mit Peitschenhieben wegzutreiben, und der als Faustkämpfer berühmte Fiaker begnügte sich damit noch nicht, sondern boxte auch den verhaßten Nebenbuhler zu Boden und würgte ihn an der Kehle. Der Lord Mayor entgegnete auf die vorgebrachte Klage, ein Gentleman, der auf den sonderbaren Geschmack verfalle, Kutscher zu werden, könne nicht wohl eine andere Behandlung erwarten, als die erlittene. „Es gebe also jetzt, fügte er zu großer Erheiterung der Zuhörer bei, für einen Gentleman vier Lebenswege, unter denen er die Wahl habe: Arzneikunde, Gottesgelahrtheit, Jurisprudenz und die Fiakerkutsche.“ Nach einigen andern witzigen Bemerkungen, die von Seite des edlen Lord Mayors sowohl, als auch des Klägers und Beklagten vorfielen, wurde endlich Letzterer verurtheilt, Bürgschaft zu leisten, sich vor der nächsten Gerichtssession zu stellen. Kapitän Hillier sagte am Ende, er habe seinen Sohn zum Rechtsgelehrten erziehen lassen, allein die Peitsche sey ihm stets lieber gewesen, als die Studirstube. Ueberhaupt habe wohl Niemand von seiner Familie je daran gedacht, daß ein Mitglied derselben in die Fiakerbrüderschaft der Straße von Clapham übertreten, oder mit einer Person in Händel gerathen würde, die so tief unter einem Gentleman stehe. Mit diesen Worten verließ er sammt seinem Sohne, der ein furchtbar blaues Auge hatte, den Gerichtssaal.

•

In dem „Amsterdamer Handelsblatt“ liest man, daß das Bombardement der Citadelle von Antwerpen bis nach Harlem, 24 Stunden weit, ganz deutlich vernommen worden sey, und daß die Leinwand, die auf den Bleichen um diese Stadt ausgebreitet war, während dieser Zeit so geschwärzt wurde, daß man sie von Neuem bleichen mußte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 33. 2 Februar 1833.

Die Gefangenen in Ham.
Von dem Buchhändler Ladvocat.

Aus dem neuesten Theile (IX) des Buches von Hundert und Einem.

Das Gefühl der Erkenntlichkeit war es, was mir gebot, die Einsiedler Jouy und Jay als Gefangene in St. Pelagie zu besuchen, Beranger und Cauchois Lemaire in La Force, Genoude und meinen Freund Marrast in ihrer politischen Haft, Hrn. von Chateaubriand auf der Polizeipräfektur; dasselbe Gefühl führte mich auch nach dem Schlosse Ham.

Der Graf Peyronnet hatte aus seinem Gefängnisse werthvolle Beiträge zu dem Buch von Hundert und Einem geliefert. Ich brannte vor Ungeduld, ihm meine Dankbarkeit für so viele Güte auszudrücken; allein ich mußte erst zu ihm gelangen, und die befestigten Schlösser sind weniger zugänglich als die Paläste. Ich bedurfte hiezu einer Erlaubniß des Ministers des Innern und einer andern von dem Kriegsminister. Mit diesen beiden unentbehrlichen Vorweisen versehen, langte ich an dem Posthause von Ham an, wo mir ein Gendarme meinen Paß abverlangte. Nachdem ich ihn in diesem Stücke zufrieden gestellt hatte, wies er mich nach der Straße Tournovant, wo Frau von Perpignan, die Schwester des Hrn. von Peyronnet, wohnt, bei der ich seinen Instruktionen zufolge absteigen mußte. Ich fand diese Dame, die einst in dem Ministerpalaste die Honneurs gemacht hatte, in einem kleinen picardischen Hause, das sehr anständig, aber auch sehr bescheiden, wo sie fast in gleicher Gefangenschaft wie ihr Bruder lebt, ohne daß jedoch das Unglück ihr etwas von der Lebendigkeit ihrer glücklichen und geistreichen Gesichtszüge, noch von dem Reiz einer milden Heiterkeit rauben konnte, die ein Gefängniß erträglich zu machen vermögen, das man nie mehr verlassen darf.

Noch hatte ich nicht allen Förmlichkeiten Genüge geleistet; ich mußte mich zuvörderst noch bei dem Polizeikommissär melden, der mich zuvorkommend empfing, und meine Einlaßkarte unterzeichnete. Nun erst machte ich mich nach dem Schlosse auf den Weg. Als ich über einen Platz ging, zeigte man mir das Gebäude, wo Frau von Guernon-Ranville wohnt, und bald nachher gelangte ich auf die Esplanade, wo ich eine Familie traf, die gleichfalls den Weg nach dem Schlosse nahm. Es war die Fürstin von Polignac und ihre Kinder. Nachdem man zwei Wälle und zwei Zugbrücken hinter sich hat, gelangt man an ein schweres Gitterthor, wo eine Schildwache steht, die stets den Schlüssel in der Hand hat. „Geben Sie ihren Vorweis an den Thorwart," sagte er. Ein alter Unteroffizier, Renard, dessen Brust schon länger als zwanzig Jahre das Ehrenkreuz schmückt, führte mich zu dem Kommandanten des Schlosses, Hrn. Delpire. Dieser Offizier, der jede Vorsicht, die ihm seine streng auferlegte Pflicht gebietet, mit allen Rücksichten zu verbinden weiß, die man dem Unglücke schuldig ist, war gerade mit Malerei beschäftigt, und ich glaubte eher in das Atelier eines Künstlers, als in das Gemach eines Artillerieoffiziers zu treten. Unter einer Menge von Genrebildern fiel mir vorzüglich eines, das sich gerade auf der Staffelei befand, ins Auge. Es stellte das Schloß Montferrand, die Besitzung des Hrn. von Polignac vor. Ich vermuthete, daß dieses Gemälde zu einer Ueberraschung bestimmt sey, die der würdige Kommandant des Schlosses seinem Gefangenen bereiten wollte, und dieser Gedanke erfüllte mich mit tiefer Rührung. So dachte ich mir stets einen französischen Offizier in der Erfüllung einer harten Pflicht. Nachdem die Erlaubnißkarten besichtigt waren, stießen wir wieder zu Renard, der uns in das Gefängniß führte. Eine schwere Pforte wurde uns von einem Thorwarte geöffnet, der innerhalb derselben seine Wohnung hat; die Vorweise mußten hier einem Aufseher eingehändigt werden, der sie bis zu unsrer Rückkehr aufbewahrte. Ich gestehe, daß ich nicht ohne tiefe Bewegung hinter mir die dritte Pforte schließen hörte, die mich von Außen trennte. Nur noch eine blieb zu öffnen, es war die, welche in da Gemach des Hrn. von Peyronnet führte. Ich trat ein, um einen der unglücklichsten großen Männer unsrer Zeit zu besuchen.

Der Gefangene empfing mich mit freundlicher Güte. Ich fand ihn mitten in seinen Arbeiten allein mit seinem liebenswürdigen und geistreichen Freund, Hrn. Julius von Rességuier, der die unangenehmen Umständlichkeiten eines ersten Besuches mit der ihm eigenen Anmuth gewandt abzukürzen wußte. Herr von Peyronnet selbst empfing mich gleich bei meinem Eintritt mit den Worten: „Wir kennen uns schon lange Zeit, mein Herr, ohne uns je gesehen zu haben; allein Sie hätten mich in der Chancellerie *) besuchen sollen, nicht hier." Dieß waren

*) Dem Palaste des Justizministers.

seine ersten Worte, die ich buchstäblich wieder geben kann, nicht so seine übrige Unterhaltung, die mit allen Reizen hoher Bildung und dem vollen Glanze der reichsten Geisteslebendigkeit ausgestattet war. Doch überraschte mich dabei nichts so sehr, als die milde und wohlwollende Philosophie, die durch sie hindurch waltete und nicht ohne Beimischung einer scherzenden Heiterkeit blieb.

In dem Arbeitszimmer, worin ich Hrn. von Peyronnet traf, befinden sich vier kleine Abtheilungen einer Bibliothek, die alle französischen Geschichtschreiber, viele rechtswissenschaftliche Bücher und andere Werke für streng wissenschaftliche Studien enthält. Froissard's Chroniken und die Memoiren über die französische Geschichte sind die einzigen Bücher, die sich in seinem Schlafgemache befinden. Dieses Kabinet, auf das ich noch einmal zurückkommen werde, ist sehr einfach möblirt. Eine große Tafel, mit einem grünen Teppiche bedeckt, und ein großer Armstuhl à la Voltaire sind die Hauptgeräthschaften dieses Zimmers. Eine Pendule und ein Spiegel bilden die Verzierung des Kamines, über dem ich von der Hand des Gefangenen seinen Wahlspruch geschrieben las: „Moult me tarde" *) — Worte, die in seiner gegenwärtigen unglücklichen Lage vorzüglich bezeichnend sind. Die Fensterstöcke sind mit Blumen gefüllt, wahrscheinlich um die Gitterstäbe zu verdecken. Vier Familienporträte sind vor den Augen des einsiedlerischen Gefangenen dieser Wohnung aufgehangen, die Bildnisse seiner Kinder. Der Vicomte von Peyronnet, der vor fünf Jahren als Generaladvokat am königlichen Gerichtshofe zu Paris starb, und die Marquisin Dalon, die ich einmal in den Bädern gesehen hatte; endlich Frau von Lavilléon und Julius von Peyronnet, welche allein die beiden andern überlebten, um das unglückliche Loos ihres Vaters zu lindern, und die, wie Hr. von Peyronnet rührend sagte: „Alles sind, was ihm noch von seinen Kindern übrig blieb."

Ich war Hrn. von Peyronnet, Sonntags am 25 Julius 1830 begegnet, als er sich nach St. Cloud begab. Ich fand ihn weniger verändert, als ich mir nach dem traurigen Sturze zu schließen, den er erlitten, gedacht hatte. Seine Lebensweise ist sehr regelmäßig; er steht sehr frühzeitig auf, nimmt sich täglich den Bart ab, liest seine Journale und arbeitet bis Mittag; dann nimmt er bis um fünf Uhr Besuche an. Die Schwäche seiner Augen erlaubt ihm nicht, bei Licht zu arbeiten. Hr. von Peyronnet geht stets sehr sorgfältig gekleidet, in Schuhen und Strümpfen, und trägt gewöhnlich um den Leib einen Gurt, den ihm sein Sohn Julius von Algier brachte. Sein Frühstück besteht aus einer Tasse Kaffee, den er sich selbst bereitet; um halb sechs Uhr speist er zu Mittag, aber ohne Appetit, wie er mir sagte, woran wahrscheinlich die Einsamkeit und der Mangel an Bewegung schuld ist.

*) Der Denkspruch Philipp des Kühnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Amakosa und die Europäer.

(Fortsetzung.)

Was wurde mittlerweile aus Makanna? — Makanna von allen Amakosahäuptlingen den Kolonialbehörden der Verhaßteste, Makanna, der sich selbst als Geisel gestellt hatte, in der Hoffnung — wie er dem Kapitän Stockenstrom, in dessen Hände er sich gab, gestand — dadurch Friede und Gnade für sein Land zu erlangen. Sein Schicksal war kurz folgendes: Auf Befehl der Kolonialregierung wurde er zur See von der Algoa-Bucht nach der Kapstadt geschickt; hier als Gefangener in das gewöhnliche Gefängniß geworfen, und zuletzt mit noch Andern seiner Landsleute, deren einziges Verbrechen darin bestand, für ihr Vaterland gegen dessen christliche und civilisirte Eindringlinge gekämpft zu haben, zu lebenslänglicher Haft auf der Robbeninsel (dem Botany-Bay des Kaps), einem Orte verurtheilt, der zur Verwahrung überwiesener Verbrecher, rebellischer Sklaven und anderer Uebelthäter, die hier in Eisen in den Schieferbrüchen arbeiten müssen, gewählt und benutzt ist. Nachdem er etwa ein Jahr an diesem Orte des Verbrechens und Elends zugebracht hatte, empörte sich Makanna sammt einigen Mitgefangenen, Kaffern und Sklaven, die er an sich gezogen hatte, gegen die Wache, überwältigte und entwaffnete sie; bemächtigte sich dann eines Boots und schiffte seine Gefährten darauf ein; würde auch höchst wahrscheinlich seine Flucht mit ihnen glücklich bewerkstelligt haben, wäre nicht das überfüllte Boot in dem Augenblicke wo er — der letzte vom Ufer an Bord sprang, durch einen Zufall umgeschlagen, wo dann der unglückliche Häuptling in die tobende Brandung hinabgerissen wurde und ertrank.

Makanna, wiewohl der Ausgezeichnetste, war übrigens keineswegs der Einzige seines Volks, der diese schmachvolle und ungerechte Behandlung erfahren mußte. Viele andere Fälle sind mir während meines Aufenthalts in Südafrika bekannt geworden, und nicht wenige hatte ich selbst zu beobachten Gelegenheit, die den Kolonialbehörden und dem britischen Namen, nicht minder oder sogar mehr noch, zur Unehre gereichen. Geiseln und Kriegsgefangene wurden wie die gemeinsten Verbrecher behandelt; Weiber und Kinder, trotz ihrer gänzlichen Schuldlosigkeit, von ihren Gatten und Vätern getrennt, und zu herber und erniedrigender Knechtschaft verdammt. Noch im Jahre 1827 fand Generalmajor Burke, dessen menschlichen und einsichtsvollen Händen die Verwaltung der Kapkolonie übertragen worden war, mehrere dieser unglücklichen Verbannten, Kaffern und Ghonaquas, als Gefangene auf der Robbeninsel vor, die der menschenfreundliche Mann unverweilt frei ließ und in ihre Heimath zurücksandte.

Das nicht am wenigsten bemerkenswerthe (und ich möchte hinzusetzen — nicht am wenigsten ungerechte) Ergebniß des Kaffernkriegs von 1819 — 20 war die Beischlagung einer, über zwei Millionen Morgen betragenden, Strecke des Amakosalandes zu dem Gebiete der Kolonie. Diese Gebietsvergrößerung wurde durch einen Zwangsvertrag mit den eingebornen Häuptlingen (dem britischen „Verbündeten" Gaika nicht ausgenommen) zu Stande gebracht, die denn sammt ihren Stammgenossen verjagt und bis über die Flüsse Keisi und Khumi getrieben wurden.

Das Ganze des so geräumten, mit der Benennung neutraler Boden (Neutral Ground) belegten Gebiets blieb mehrere Jahre lang von Niemand besetzt, und ein großes Stück davon ist es noch. Im Jahre 1822 machte ich in Gesellschaft des damaligen Kapitäns, nunmehrigen Obersten C. R. Fox, und einiger andern Offiziere, vom Winterberg aus den Koonapfluß hinab, einen Ausflug durch einen Theil desselben; und zum zweiten Male im Jahre 1825, in einer andern Richtung. Der Anblick des Landes war, trotz seiner Wildheit, schön und malerisch; es zeigte überall eine reiche Abwechslung von hohen Bergen und gewundenen Thälern, großartigen Felsen und Wäldern, freiem hochgelegenem Weideland und ebenen, mit Mimosabäumen da und dort besetzten Savannen längs den Flüssen, und Heerden von Wild, Quaggas, Elenthieren, Hartebeests, Gnu's, Kudu's sammt vielen Spielarten der kleineren Antilopen, grasten überall hin auf den grünen Triften, während Truppen von Elephanten ungestört in den bewaldeten Kloofs und Wäldchen von immergrünen Steineichen die zarten Sprossen abweideten. Die Ueberbleibsel der Kaffernbörfer indessen, die in jedem grasigen Eckchen, jedem Thälchen verstreut lagen und jetzt, lange schon verlassen, rasch ihrem gänzlichen Verfall entgegengingen, erweckten nicht eben Betrachtungen erfreulicher Art, und steigerten wohl selbst bis zu einem peinlichen Grade das Gefühl schwermüthiger Verlassenheit, das eine an menschlichen Bewohnern leere Gegend fast immer und allgemein einflößt.

Ehe die Kaffern aus diesem Gebietsstrich gewaltsam vertrieben wurden, hatten einige von ihnen durch den Unterricht des, bei all seinen Sonderbarkeiten höchst verdienstvollen Dr. Vanderkemp und nach ihm des Missionärs Williams, der sich die zwei letzten Jahre vor seinem Tode unter ihnen aufhielt, einige Kenntniß des Christenthums erworben; nach dieser Zeit war den christlichen Missionären einige Jahre lang der Eintritt in das Kafferland von der Kolonialregierung aus, untersagt. Nach Herrn Williams Tode fuhr Einer seiner Neubekehrten — Sicana, das Oberhaupt eines Kraals oder Dorfes an dem Kat-River fort, jeden Sabbath seine heidnischen Stammgenossen zur Gottesverehrung zu versammeln, und dichtete zu ihrem Gebrauche in der Sprache seines Landes, das Gedicht oder den Hymnus, von dem einige Zeilen diesem Aufsatze vorangestellt sind, und welches ich häufig von den Amakosakaffern zu einer langsamen klagenden Weise singen gehört habe. Die nachfolgende Uebersetzung in Prosa wird besser vielleicht als eine in Versen dazu dienen, dem Leser einen Begriff von der Bildersprache und dem Tone der Empfindung, die in ihm vorherrschen, zu geben:

„Er, der unser Mantel ist im Sturme, der Geber des Lebens uralt; in der Höhe ist der Schöpfer der Himmel und der ewig glühenden Sterne; ja Uhlanga, *) hoch im Himmel, allmächtig, der die Sterne rasch um den Himmel dreht. Wir rufen zu ihm in seinem Wohnsitze, daß er unser Hauptführer sey, denn er macht die Blinden sehen. Wir beten ihn an als den einzigen Gott, den einzigen Fels der Vertheidigung, den einzigen starken Schild, den einzigen Busch der Zuflucht. Wir beten an Utika **) das heilige Lamm, dessen Blut für uns Menschen vergossen ward, dessen Füße und Hände durchbohrt wurden; denn Er, eben Er ist der Geber des Lebens, in der Höhe, der Schöpfer der Himmel."

Seit Sicana's Zeit **) haben die christlichen Missionen die erfreulichsten Fortschritte unter den Kaffernstämmen gemacht. Mehr als ein einflußreicher Häuptling hat in neuester Zeit die Religion des Evangeliums angenommen; und die Aussicht, daß dieses sanftgeartete, hochherzige und gemüthliche Volk in nicht ferner Zukunft ganz in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommen seyn dürfte, ist gewiß herzerhebend: obschon man zu gleicher Zeit aufrichtig sagen muß, daß die Kolonialpolitik in Bezug auf die eingebornen Volksstämme, wenn sie sich gleich seit 1819 gebessert hat, immer noch in mehrfacher Beziehung äußerst tadelnswerth und eher darauf berechnet ist, ihre Fortschritte in der Gesittung aufzuhalten, anstatt sie zu befördern oder ihre Achtung vor der Gerechtigkeit und Sittlichkeit der christlichen Nationen zu vermehren.

*) Der Höchste.

**) Er starb im Jahr 1819.

(Schluß folgt.)

Ein amerikanischer Zeitungsschreiber.

(Aus den Reveries of a Quiet Man. London 1831.)

Der Herausgeber eines amerikanischen Journals fand in einem Artikel, den ich in einer andern Zeitung einrücken ließ, Etwas, das ihm mißfällig war, und suchte denselben in einer groben und schmähenden Erwiderung vor den Augen des Publikums herabzusetzen. In meiner Entgegnung darauf antwortete ich ihm mit vieler Mäßigung und gab ihm die Erklärung, daß er meinen Worten eine falsche Auslegung untergeschoben habe. In seinem nächsten Blatte las ich nun Folgendes, was einen Begriff von dem Geiste geben mag, in welchem man dort die Freiheit der Presse benutzt: „Herr M.... von ... ist ein meuchelmörderischer Schurke. Er ist Einer von den Halbpferde halb Alligator-Geschöpfen und ein wenig von einem Dampfbootmenschen. Dieser elende Wicht, den ich nicht mit einer Zange anfassen möchte, aufgenommen um ihm die Züchtigung zu ertheilen, die seine unverschämte Frechheit verdient — dieser niederträchtige Abschaum der menschlichen Gesellschaft, der von unsern Institutionen und unserm Lande schwatzt, ist ein Engländer, der, wenn er gesunden Menschenverstand genug hätte, um den Namen der verworfenen Partei zu kennen, deren schmutzige Grundsätze er als ein feiler Miethling verbreitet, sich selbst einen Tory schelten würde. Wir werden ihm die Hundspeitsche geben, sobald wir Zeit finden, die Stadt zu besuchen, die er durch seine giftige Gegenwart verpestet. Doch soll er nicht glauben, daß er inzwischen den Brandmalen entgehen werde, welche die lange Reihe seiner feigen Lügen verdient. Wir, Thomas Jenkins, verbürgen uns, unsern Lesern zu beweisen, daß er ein meineidiger Schuft und so alles gewöhnlichen menschlichen Ehrgefühls baar ist, daß die Erde sich unter seinen Füßen auftun möchte." Nun mochte Herr Thomas Jenkins ein ganz ehrenwerther Name seyn; allein ich hatte vorher nie etwas von ihm gehört. Natürlich war ich darüber sehr entrüstet und gelobte mir innerlich, daß wenn ich jemals mit diesem Ehrenmanne zusammentreffen sollte, ihm einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit zukommen zu lassen. Eines Nachmittags erhielt ich einen Besuch von einem kleinen Miniaturstutzerchen, mit spanischem Röhrchen und Knebelbärtchen. Er sah bleich und schwindsüchtig aus und hatte jene Art Husten, die einen ordentlichen Mann an ein stilles Plätzchen in der Ecke eines Dorfkirchhofes erinnert und zu moralischen Betrachtungen veranlaßt. Eine Halsbinde, in die sich sein Kinn begrub, und eine Art einstudirte Geziertheit, mit der er seine dünnen Gehwerkzeuge mit seinem Stock

chen hämmerte, ließ bemerken, daß die prekäre Person, die ich vor mir hatte, so lange ihr noch auf Erden zu wandeln vergönnt war, sich in dem möglichst vortheilhaften Lichte zu zeigen bemühte. „Habe ich die Ehre, sagte er mit höchst liebenswürdigem süßen Lächeln, den Herausgeber des — zu sprechen?“ — „Zu dienen, ich bin es,“ erwiderte ich. — „Es freut mich sehr Ihre Bekanntschaft zu machen, Sir,“ sagte er. „Es ist das erste Mal, daß ich diese Stadt besuche, und meine Freunde waren so gütig, mir Empfehlungsbriefe an einige ihrer Mitbürger zu geben. Darf ich Sie bitten, Dieß zu lesen?“ — Mit diesen Worten händigte er mir einen Brief ein, schlug seine Stiefel mit dem spanischen Röhrchen, gähnte und ließ seine Augen mit der Selbstzufriedenheit eines Gecken umherschweifen. Ich las Folgendes: „Mein werther Herr. — Durch Gegenwärtiges werden Sie die Bekanntschaft meines trefflichen Freundes, des Herrn Thomas Jenkins, Herausgebers des — bahier, machen. Er ist ein Gentleman von Bildung, und ich würde mich für jede Gefälligkeit, die Sie ihm während seines Aufenthaltes in Ihrer Stadt erzeigen könnten, ungemein verbunden erachten u. s. w.“ Sobald meine Ueberraschung mich zu Worte kommen ließ, sagte ich: „Wie, unverschämter Mensch, Sie können es wagen, Sir, Ihr Gesicht in den Bereich eines Mannes zu bringen, den Sie so schmählich mißhandelt und beschimpft haben?“ Bei diesen Worten packte ich ihn an seinem mächtigen Halsgurte, hielt aber inne, als ich auf seinem Gesichte das äußerste Erstaunen las. „Mißhandelt? Beschimpft?“ rief er. „Wer? Ich, mein werther Herr? Ich bitte um Vergebung. Hier muß ein Mißverständniß obwalten. Sie irren sich wahrscheinlich in der Person. Mein Name ist Jenkins, wie Sie aus dem Briefe ersehen — Jenkins — Thomas Jenkins.“ — Ich nahm ein Blatt seiner Zeitung zur Hand. „Sind Sie, fragte ich, der Herausgeber dieses infamen, brutalen und frechen Schmähblattes?“ — „Wie, meine Zeitung hier? — Ja, in der That“ — stammelte er. „Ja, Sir, fuhr er fort, ich bin der Herausgeber dieses Blattes. Aber bei meiner Seele, Sir, diese Sprache — ich begreife nicht.“ — „Da lesen Sie,“ rief ich, indem ich ihn an der Halsbinde auf die Stelle hinzog, die ich oben in Betreff meiner anführte. „Lesen Sie diese Frechheit! Schrieben Sie diesen Artikel? Antworten Sie.“ — „Wie, diesen Artikel, sagte er, indem er die größer gedruckten Worte vor sich in den Bart murmelte: meuchelmörderischer Schurke — Alligator — Dampfboot — Züchtigung — feiler Miethling — feige Lüge. — Ah, ja — ich erinnere mich — ha, ha, ha! — Weht der Wind aus der Ecke? — Ja, Sir, ich schrieb diesen Artikel; allein, Sir, ich hoffe, daß Sie dieser Lappalien nicht mehr gedenken. Wir Journalisten, Sie wissen es ja, Sir, sind zu ein wenig Freiheit im Sprechen berechtigt. Allein bei meiner Ehre, es war nicht böse gemeint. Ich versichere Sie, fuhr er fort, indem er die Hand auf's Herz legte — es gibt keinen Menschen auf der Welt, den ich aufrichtiger verehre, als Sie. Ich hegte stets alle Achtung vor Ihnen, wie Jedermann, der Sie kennt; allein diese Stelle wurde in der Uebereilung des Augenblicks geschrieben. Vielleicht war ich etwas erhitzt; allein so halten wir es ja, wir Journalisten; dergleichen gibt dem Blatte einige Würze. Man weiß ja doch, was man davon zu halten hat; man nimmt es nicht so buchstäblich. Allein wenn ich Sie beleidigte, so bitte ich Sie um Verzeihung, und ich betheure Ihnen, es geschah unabsichtlich.“ Obgleich ich mich keineswegs geneigt fühlte, die Art und Weise zu bewundern, mit der Herr Jenkins seinem Blatte Würze ertheilte, so konnte ich doch nach einer so demüthigen Erklärung nicht weiter gehen, und so schieden wir.

Vermischte Nachrichten.

Den feierlichen Umzug (das Chairing, wie man es in England heißt) der beiden Parlamentsmitglieder von Dublin, O'Connel und Ruthven, beschreibt der „British Traveller“ in Folgendem: „Ein prächtiger Wagen mit zwei Armstühlen (chairs), die mit karmeisinrothem Sammt und Goldborten behangen waren, fuhr Morgens von Alben-Street mit den zwei Parlamentsmitgliedern für Dublin nach Kilmainham und wieder zurück. Auch Thomas Steele mit einer ungeheuren blauen Binde über der linken Schulter stand auf dem Wagen. Zu den Füßen O'Connels saß wie eine Art Schnitzwerk als Wagenverzierung, ein alter Mann in aufgeschlitztem Wamms und Hosen von grünem Sammt, mit einer ehrwürdigen Perrücke von langherabhängenden weißen Roßhaaren und einer hohen kegelförmigen Mütze von gelber Seide auf dem Kopfe. Zwischen den Knieen hielt er eine irländische Harfe (das Wappen Erins), und zu seinen beiden Seiten standen zwei Pagen in blauseidenen Kleidern und mit Straußenfedern auf dem Hute. Der alte Harfner stellte den König Brian Boru vor, der die Dänen aus Irland vertrieb und dabei seinen Tod fand. O'Connel trug bei diesem feierlichen Umzuge einen weiten blauen Ueberrock und eine große Pelzmütze auf dem Kopf und schien etwas leidend. Er empfing die Huldigungen, die das Volk ihm brachte, sehr gelassen, und blieb größtentheils auf seinem Stuhle sitzen; Ruthven dagegen stand dann und wann auf und zog vor den „blauäugigen Töchtern des grünen Erins“ bisweilen seinen Hut. Vor der Bildsäule König Wilhelms entblößte O'Connel sein Haupt und schwenkte seine Mütze freudig in der Luft, wobei er mit der Hand nach dem Parlamentshause zeigte. Ein tausendstimmiges Beifallsgeschrei erwiderte diesen bedeutsamen Wink. Hinter dem Triumphwagen fuhr O'Gorman Mahon allein in einem offenen Wagen, und eine Menge Kaufleute, Gastwirthe, Metzger, Krämer, Meyer u. s. w. folgten zu Pferde, während ihre Weiber und Töchter in Kutschen fuhren. Alle Pfeifer und Fiedler in und außer der Stadt waren aufgeboten worden. Die Fahnen, deren einige Dutzend zu sehen waren, trugen als Aufschriften: „O'Connel und Ruthven“ — „Irland, wie es seyn sollte“ — „1782“ — „Aufhebung der Union“ — „Das Volk und mehr Gewalt ihm“ u. s. w. Nachdem der Umzug durch mehrere Straßen gegangen und nach Kilmainham gelangt war, wo man vor dem dortigen Gefängnisse den „Märtyrern der Freiheit“: Reynolds und Costello, die dort verhaftet sind, einige Dutzend Lebehoch gebracht hatte, kehrte er gegen ein Uhr in die Stadt zurück, wobei die Musikbanden die irischen Volkslieder: „Patricks-Tag,“ „Garryowen“ — und die wohlbekannte Rebellenarie von 98, „Paddies evermore“ genannt, aufspielten. Als man am Schlosse und dem Polizeigebäude vorbeikam, wurde wiederholt der Aufrebung der Union ein tausendstimmiges Hoch zugerufen. Endlich langte der ganze Zug vor O'Connels Wohnung auf dem Marrionsquare an, worauf Alles in bester Ordnung aus einander ging, wie denn auch auf dem ganzen Umzuge keine tumultuarischen Auftritte stattfanden, was bei dem gegenwärtigen aufgeregten Zustande von Irland nicht wenig zu verwundern ist. Die Garnison stand den ganzen Tag unter den Waffen, und verschiedene Abtheilungen derselben waren an verschiedenen Orten in der Stadt aufgestellt. Man bemerkte, daß die Leute, die der Procession beiwohnten, meist sehr gut gekleidet waren. Die Statue König Wilhelms in College-green war mit einer Lorbeerkrone und Bändern von der Farbe der Dubliner Trades-Union geschmückt, und vor dem Hause, worin Lord Fitzgerald im Jahre 1798 verwundet und gefangen wurde, wehte eine Fahne mit der Inschrift von Lord Byrons Worten:

„I think I hear a little bird that sings
The people by and by will be the stronger —“ *)

Handelsfallimente werden im Moghrib Cherat genannt. Zahlungsunfähige müssen angeben, was sie mit ihren Gütern und Waaren gethan haben; sind sie durch Unglück dahin gebracht worden, ihre Zahlungen einzustellen, so werden sie freigesprochen; findet sich, daß Betrug oder Nachlässigkeit dabei unterlief, so werden sie ins Gefängniß geworfen, bis sie alle ihre Schulden bezahlt haben. Können sie aber beweisen, daß sie in der That zahlungsunfähig sind, so kann man ihnen für den Augenblick nichts anhaben; indeß bleiben sie für die Zukunft bei etwaigen Vermögenserwerbungen immer verbindlich, ihre Gläubiger zu befriedigen. Im Jahre 1817 machte der letzte Sultan Mulai Suleiman ein Edikt bekannt, wonach jede in seinem Reiche von Kauf und Verkauf lebende Person alle ihre Schulden bezahlen muß; kann sie es nicht, so müssen es Brüder und Verwandte thun. Sind diese dazu unfähig, so erhält der Schuldner jeden Morgen bei Sonnenaufgang Stockschläge auf den Hintern, um ihn an sein Fallissement zu erinnern. (Graberg von Hemsö.)

*

Die Kosten für die Gefängnisse in Paris beliefen sich im Jahre 1832 auf 1,086,941 Fr. Hierunter sind die Verköstigungen von Gefangenen mit 2000 Fr. angeführt. Ein neues Schuldnergefängniß, das in der Straße Clichy erbaut wurde, kostete 1,142,202 Franken.

*) Mich dünkt ich hab' ein Vöglein singen hören,
Das Volk wird allgemach der Stärkere seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 34. 3 Februar 1833.

Die Gefangenen in Ham.

(Fortsetzung.)

Vielleicht wünscht man auch Etwas über die Lage der übrigen Gefangenen zu vernehmen. Die Herren von Chantelauze und Guernon-Ranville bewohnen das Erdgeschoß, Hr. von Polignac und Peyronnet den ersten Stock. Die Eintheilung der Zimmer ist überall gleich; jede Wohnung besteht aus einem Arbeitszimmer und einem Schlafgemach: sie liegen einander gegenüber und sind durch einen Gang getrennt, dessen Thüre den Tag über offen bleibt und die Gefangenen in den Speisesaal oder auf die Plattform des Schlosses gelangen läßt. Abends wird diese Thüre geschlossen, und jede Verbindung mit einem andern Theile des Gebäudes ist dann bis zum nächsten Morgen unterbrochen. Die vier gefangenen Minister sind sehr verschieden in ihren Gewohnheiten. Hr. von Chantelauze scheint am meisten niedergeschlagen; auch ist er vielleicht von allen am meisten zu bedauern, denn er ist neun volle Monate des Jahres ganz allein; nur drei Monate lang erhält er Besuch von einem zärtlichen Bruder, der sich seiner Familie, seinen Geschäften und allen Annehmlichkeiten des Lebens entreißt, um der Pflicht zu genügen, ihm zärtlichen Trost zu bringen. Die übrige Zeit scheint Hr. von Chantelauze sich von allen irdischen Gedanken abzuwenden, und in ein so tiefes Nachdenken versunken, daß er oft sich anzukleiden vergißt. Hr. von Guernon, positivern Geistes und durch einige frühere Studien mehr vorbereitet, sich in die Einförmigkeit eines so traurigen Lebens zu fügen, theilt seine Stunden zwischen physikalischen und mathematischen Wissenschaften. Alle Zeit, die er nicht anwendet, um algebraische Aufgaben zu lösen, bringt er an der Luftpumpe zu; am öftersten aber sieht man ihn vor einer großen schwarzen Tafel stehen, die mit Kreidestrichen bedeckt ist, die Kleider ungeordnet und mit einem seit seinem Eintritt ins Gefängniß von keinem Messer berührten Barte, der die Hälfte seines Gesichtes bedeckt; in diesem Aufzuge und bei dieser Beschäftigung könnte man ihn leicht für Galilei halten, der in die Lösung seines Problems vertieft ist.

An Hrn. v. Polignac dagegen ist durchaus keine Veränderung zu bemerken. Er ist hier wie zu Paris der Mann von feinsten Sitten aus der vornehmen Welt; ruhig, in sein Schicksal ergeben, fast sorglos aus Philosophie oder Religion, oder aus Religion und Philosophie zugleich, fühlt er hier nicht mehr Langeweile als in einer Loge der Vorderscene der Opera; fein, liebenswürdig, lächelnd bleibt er vor Allem der „Grand Seigneur.“ Uebrigens hat er wenigstens den Genuß, seine Frau und Kinder zu sehen, für die er nicht, wie für die bürgerliche Gesellschaft todt erklärt ist. Seine Beschäftigungen bestehen in Zeichnen und Musik. Hr. von Polignac ist stets in gewähltestem Geschmacke gekleidet, und wenn man ihn auf dem für die Gefangenen bestimmten Spaziergang, einer Plattform von sechzig bis achtzig Fuß Länge, und fünf Fuß Breite, stehen sieht, um frische Luft zu schöpfen, würde man ihn leicht für Einen der vornehmsten Dandies von London halten, der zu seinem Vergnügen ein altes Schloß besucht, einige Augenblicke bevor er nach einem der glänzendsten Salons der großen Welt zu eilen im Begriffe steht. Um sieben Uhr Morgens geht er aus, das Wetter mag beschaffen seyn, wie es will; sey es, daß er eine starke Leibesbewegung seiner Gesundheit für zuträglich hält, oder daß er der strengen Aufsicht seiner Wächter spotten will, jedesmal durchläuft er diesen engen Raum mit einer Schnelligkeit, die ihn athemlos macht, und bei der ihm Niemand folgen kann — ein unschuldiger Scherz, der an den Heinrichs IV in Mayenne erinnert.

Hr. von Guernon geht erst später aus, Chantelauze wenig, Hr. von Peyronnet gar nicht. Seit zwei und zwanzig Monaten hat er sein Gefängniß nicht verlassen. Er möchte zwar spazieren gehen, wie er sagt, aber sich nicht spazieren fahren lassen. Er behauptet, man habe in seinen Augen das im vergangenen Jahre gemachte Gesetz verletzt, wodurch zur Verwahrung der Staatsgefangenen eine Festung bestimmt, aber dem Verurtheilten außer seiner Strafe nicht auch noch die beständige Gegenwart eines lästigen Zeugen aufgebürdet wird, indem es ihm von seinem Rechte sich zu bewegen nicht mehr benimmt, als ihm der Urtheilspruch entzogen wissen will. Hr. von Peyronnet's Ansicht nach habe man eben so wenig das Recht, einem Gefangenen auf seinem Spaziergang einen Aufseher folgen zu lassen, als sich in sein Zimmer zu setzen, oder in seinem Bette zu schlafen. Insbesondere aber, fügte er hinzu, sey es eine Abgeschmacktheit, ihm bestimmte Stunden vorschreiben zu wollen, und ihm zu sagen: „Gehe jetzt aus, es mag nun regnen, oder Du magst beschäftigt

seyn; wenn es schönes Wetter ist, und Du nichts zu thun hast, wirst Du nicht ausgehen dürfen."

Jeder von den Gefangenen hat seine besondere Küche, aber alle speisen gemeinschaftlich; nur Hr. von Peyronnet erhält seinen Tisch aus der Straße Tournoyante. Hr. von Polignac, den eine frühere zwölfjährige Gefangenschaft, obgleich er durch gerichtlichen Spruch nur zu zwei Jahren Haft verurtheilt war, mit dem Leben im Gefängnisse schon von lange her vertraut gemacht hatte, fügte sich leicht darein. Aus Geschmack oder Bescheidenheit läßt er seinen Koch, den er im Hotel der auswärtigen Angelegenheiten schon im Dienst hatte, unbeschäftigt und lebt wie man im Schlosse Ham lebt. Der Tisch des Hrn. von Peyronnet ist nicht mehr und nicht minder einfach; nur findet darin ein Unterschied statt, daß Hr. von Peyronnet durchaus allein speist. Der Speisesaal der Minister verwandelt sich jeden Sonntag in eine Kapelle, wo sie alle vier Messe hören, bei der Niemand außer dem Kommandanten Delpire und dem dienenden Knaben zugelassen wird.

Das Schloß ist von zwei Elitenkompagnien und einer Kompagnie Artillerie bewacht. Die ganze Besatzung besteht aus ungefähr vierhundert Mann. Die Zugbrücken werden nach acht Uhr Abends aufgezogen. Uebrigens befindet sich das Schloß Ham ganz in der Verfassung einer jeden Festung.

Hr. von Peyronnet scheint sich vorgenommen zu haben, durchaus nichts zu verlangen. Er litt im verflossenen Jahre vier und einen halben Monat an einem Hüftweh, bei dem es ihm nur mittelst einer Reihe Stühle möglich war, sich von seinem Armstuhl in das Bett zu begeben. Aber auch in diesem Zustande verlangte er nach keinem Arzte. Ich erfuhr von ihm, der furchtbarste Schmerz, den er während seiner Gefangenschaft erduldet hatte, sey der gewesen, als er vernahm, daß seine arme Schwiegermutter, die seit dreißig Jahren schon sein Glück und Unglück mit ihm getheilt, krank darnieder liege. Sie starb zu Ham, ohne daß er ihr das letzte Lebewohl sagen konnte, und er spricht von diesem Verluste nur mit der schmerzvollsten Rührung.

Diese erste Unterredung hatte nur seine Arbeiten und die Eintheilung des Buches, mit dem er gegenwärtig beschäftigt ist, zum Gegenstande. Als ich unter seinen Manuskripten ein Heft bemerkte, das der Schrift und dem Papier nach zu urtheilen, älter als die übrigen schien, sagte er mir, es enthalte eine Abhandlung über die Todesstrafe, die er zu Vincennes ausgearbeitet habe.

Da ich glaubte, daß es endlich Zeit sey, meinen Besuch zu endigen, so machte ich eine Bewegung, um aufzustehen. Herr von Peyronnet aber hielt mich mit den liebevollsten Aeußerungen zurück: „Sie haben noch eine Viertelstunde Zeit, sagte er. Es ist wenig für Sie, aber viel für mich." Es schlug fünf Uhr und ich reichte ihm die Hand zum Abschiede. „Nein, nein, rief er, Herr Ladvocat, im Gefängnisse umarmt man sich." Ich umarmte ihn, mit dem Versprechen, ihn morgen so bald ich Einlaß erhalten würde, wieder zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Amakosa und die Europäer.

(Schluß.)

Die neueste Nachricht von der Kaffergränze ist indessen eine für die Freunde Afrika's recht erfreuliche. Wie uns der „Südafrikanische Anzeiger" (South African Advertiser) *) berichtet, fand am 21 März 1832 eine öffentliche Versammlung höchst anziehender Art in dem Lande der Amakosakaffern in der Missionsstation Weslepville statt. Die in jener Gegend wohnenden Häuptlinge versammelten sich mit ihren Untergebenen, um sich verabredetermaßen mit dem Gränzbefehlshaber hier zu treffen, der von einer Anzahl Offiziere und Vielen der angesehensten Ansiedlern des Bezirks Albany begleitet war. Der Hauptzweck dieser Zusammenkunft war, den Eingebornen eine Gelegenheit zu geben, ihre Meinungen hinsichtlich der Vortheile der christlichen Missionen, die sich während der letzten zehn Jahre durch das ganze Kafferland hin verbreitet haben, an den Tag zu legen. Die Feierlichkeit begann mit dem Absingen eines geistlichen Liedes und einem Gebete, beides in der Amakosasprache: hierauf hielten der Befehlshaber und einige andere englische Herren Reden an die Eingebornen, von deren vornehmsten Häuptlingen — nämlich von Kai, Lhambi's Sohn; Fundis, Dusani's Sohn; Pato, Enno, Kungo, Kama, Rumpethla und Habauna — dann ebenfalls Reden, nach einander gehalten wurden. Mehrere der Sprecher entfalteten bedeutende Rednergaben; Alle aber sprachen mit Gefühl und kräftiger Wirkung zu Gunsten des christlichen Glaubens, und äußerten ihre volle Ueberzeugung, daß die Arbeiten der Missionäre höchlich zur Verbesserung und Ruhe ihres Landes beitrügen. Zwei oder drei von den Häuptlingen machten einige treffende Bemerkungen über die sonderbaren Umstände, unter denen sie jetzt zusammengekommen seyen: — daß sie dießmal nicht, wie in frühern Zeiten, eine Berathung über einen Kriegszug gegen die Kolonie oder die Abwendung der Drangsale eines gedrohten feindlichen Einfalls hierher geführt habe; sondern daß sie jetzt mit den Christen in brüderlicher Eintracht versammelt seyen; daß der Kommandant, dessen feindliche Angriffe oft solche Bestürzung und Trübsal überall in ihrem Lande verbreitet habe, jetzt unbewaffnet und ohne Krieger mit den englischen Häuptlingen vertrauungsvoll in ihre Mitte gekommen sey; und daß sie selbst es gewagt hätten, mit ihnen ohne einen einzigen Assagai in den Händen sich hier zu treffen. Diesen erfreulichen Zustand der Dinge schrieben sie hauptsächlich dem Einflusse des Evangeliums zu, das in Wahrheit ihre Speere in Sicheln umgewandelt hatte; denn in dem Augenblicke, wo sie sprachen, sah man ihre Weiber und Kinder weit über das Land hin auf den Feldern eifrig beschäftigt, die Ernte mit dem Assagai und der Streitart zu schneiden und einzubringen. Unter andern Bemerkungen äußerte auch der Häuptling Kama, wie sehr er sich über die ihm durch diese Zusammenkunft gegebene Gelegenheit freue, in der Gegenwart einer so zahlreichen Versamm-

*) Ein durch sein geschicktes und rechtzeitiges Wirken und seine standhafte und aufopfernde Ergebenheit für die Sache der Menschheit und des Christenthums höchst ausgezeichnetes Zeitblatt.

lung ſeiner Landsleute öffentlich Zeugniß abzulegen, daß er aus voller Ueberzeugung zum Chriſtenthum übergetreten, darin getauft und als Chriſt zu leben und zu ſterben gedenke; zugleich beſchwor er Alle, die ihn hörten, von welcher Menſchenart und Farbe ſie auch ſeyn möchten, die Luſt hätten, leichthin von ſolchen Dingen zu denken oder zu reden, ja nicht außer Acht zu laſſen, daß ſie Weſen ſeyen, geſchaffen für ein unſterbliches Leben, und ſich bereit halten müßten, dereinſt vor ihren Schöpfer und Richter zu treten. Der Geiſtliche von Graham's-Town und vier anweſende wesleyaniſche Miſſionäre hielten gleichfalls angemeſſene Reden an die Verſammlung; und die Theilnahme aller Anweſenden blieb, trotz dem Uebelſtande, daß man ſich durch Dolmetſcher verſtändigen mußte, von Anfang bis zu Ende gleich lebendig. Das Ganze ſchloß mit einem Gebet, das von dem Häuptling Kama in der wohllautenden und fließenden Amakoſaſprache mit Kraft und Gefühl geſprochen — ſeinen Eindruck nicht verfehlte.

Rocail.

(Aus Kapitäns Hall Reiſe-Erinnerungen.)

Am 15 Oktober 1815 kreuzten wir auf dem „Endymion," an der Nordküſte von Irland; auf den Sturm des vorhergegangenen Abends war ein ſchöner Tag gefolgt, die Schiffsmannſchaft hatte ihr Mittagsmahl zu ſich genommen, und es war ein Uhr Nachmittag, als die Maſtkorbwache auf der Marsſtange herabrief: „Ich ſehe Etwas unter dem Wind."

„Etwas! Was verſteheſt Du unter Etwas?" fragte der Premierlieutenant, indem er zugleich dem Hochbootsmanne, der am Steuerruder ſtand, einen Wink gab, den Helmſtock in Acht zu nehmen. — „Ich weiß nicht, was es ſeyn kann; es iſt etwas Schwarzes," war die Antwort. Nun befahl der Lieutenant dem Kadetten, in den Maſtkorb hinaufzuſteigen und mit ſeinem Fernrohre zu unterſuchen, was die Schildwache geſehen hatte.

„Das ſieht auf ein Haar einem kleinen Felſen ähnlich," rief der junge Menſch.

„Es gibt hier herum keine Felſen, erwiderte der Offizier, wir können höchſtens die Mucliſh-Spitze hinter der Inſel Tory ſehen. Sehen Sie noch einmal genauer hin."

„Es iſt eine Schaluppe, rief nun der Kadett, es iſt eine Schaluppe im Abfalle, drei oder vier Grade unter dem Winde."

„Nun Das mag ſeyn," entgegnete der Lieutenant und rapportirte dem Kapitän, der befahl, die Fregatte unter dem Winde hintreiben zu laſſen, um etwas Näheres über dieſe ungewöhnliche Begegnung zu erfahren. Da man nicht Bord an Bord mit der Schaluppe anlegen konnte, ſo wurde die Quartierwache durch die Pfeife auf ihren Poſten gerufen, und nur die eine Hälfte der Schiffsmannſchaft blieb auf dem Verdecke; die andere ſchlenderte nachläſſig in den Raum hinab, oder legte ſich unter der Galerie der Schiffsleiter in die Sonne. Es genügte das Focksegel und die Schoten ein paarmal zu braſſen, die Bram- und Marsſegel flattern zu laſſen und die Boyleinen ſtraff anzuziehen, und der leichte „Endymion" flog dahin wie ein Windſpiel, das man von der Leine losgelaſſen hat. Bald erſah man, daß der Gegenſtand, den man verfolgte, wirklich eine Schaluppe war. Ein wenig näher gekommen wurden die Köpfe einiger Menſchen ſichtbar, und endlich dieſe ſelbſt, wie ſie in ihrem Fahrzeuge ſtanden und die Hüte ſchwangen. Wir legten ihnen gegenüber am Winde bei und ſetzten ein Boot aus, um zu erfahren, was es gebe.

Wie wir gleich Anfangs gemuthmaßt hatten, gehörte die Schaluppe einem Schiffe zu, das in dem letzten Sturme geſcheitert war. Der Schiffsmannſchaft war es noch gelungen, die Schaluppe ins Meer zu bringen und in derſelben ein und zwanzig Perſonen, Matroſen und Paſſagiere, aufzunehmen, unter denen ſich auch zwei Weiber und drei Kinder befanden. Mitten im Sturme war ihr Schiff ſo leck geworden, daß die Pumpen unnütz wurden, worauf die Unglücklichen das Waſſer mit Eimern auszuſchöpfen begannen; allein von Arbeit erſchöpft und völlig entmuthigt, hatten ſie ſich endlich vom Schlafe übermannen laſſen, bis das Schiff nahe daran war, in den Grund zu ſinken. Den unvermeidlichen Tod vor Augen rafften ſie ſich noch zu einem letzten Verſuche auf, ſich zu retten. Die Schaluppe wurde nicht ohne große Schwierigkeit ausgeſetzt; Alle, die hineinkommen konnten, drängten ſich hinein und ſchätzten ſich glücklich noch zwei kleine Ruder und eine Beiſtegeiſtange erhaſchen zu können, die ſie als Maſt aufſtellten und daran ſtatt des Segels ein Stück ihres Preſſenings (breites getheertes Segeltuch an den Lucken) zu befeſtigen. Ein Schinken und drei Gallonen Waſſer bildeten ihren ganzen Mundvorrath, und ſo entfernten ſie ſich von ihrem Schiffe, auf dem jedoch der Kapitän, zwei Paſſagiere, zwei Matroſen und eine Frau zurückzubleiben ſich entſchloſſen hatten. So wurde uns die Geſchichte wenigſtens von den Leuten, die wir am „Endymion" aufnahmen, erzählt.

Als die Schaluppe den Wrack ihres Schiffes verließ, wehte der Wind nach dem Lande zu, und obgleich ihr das ſchlechte Segel nur wenig half, ſo reichten doch die beiden Ruder aus, das Vordertheil des Fahrzeuges in einer guten Richtung zu erhalten. Natürlich kamen ſie nur äußerſt langſam von der Stelle, ſo daß ſie, wenn ihr Schiff von einer Woge in die Höhe gehoben wurde, denn die See ging wegen des erſt vorübergegangenen Sturmes ſehr hoch, von ferne nichts entdecken konnten, als den flachen Berg Muckiſh, auf der Nordweſtküſte von Irland, in einiger Entfernung von dem ſogenannten „Bloody Foreland" (Blutiges Vorgebirg).

Unter dieſer Geſellſchaft von Schiffbrüchigen herrſchte aber nicht die mindeſte Mannszucht, ſelbſt als der Wind noch günſtig wehte; als dieſer aber umſprang und vom Lande her ihnen entgegen blies, ergaben ſie ſich einer völligen Verzweiflung, ließen die Ruder ſinken, ihr Segel in Stücke zerfetzen und zehrten allen ihren geringen Mundvorrath von Speiſen und Getränken auf. Zu allem Ueberfluſſe fing die Schaluppe, die nur ſchlecht getheert war, auch noch an, Waſſer zu ſchöpfen, und, wie ſie nachher eingeſtanden, ohne den Muth und die Beharrlichkeit der Frauen würden ſie bei dieſem neuen Unfall insgeſammt zu Grunde gegangen ſeyn. Da das Wetter zugleich regneriſch und kalt wurde, ſo fingen die armen Kinder, die noch zu jung waren, um ihre verzweiflungsvolle Lage und das Unnütze ihrer Klagen zu begreifen, unaufhörlich nach Waſſer und warmen Kleidern zu ſchreien an. Selbſt als ſie ſchon an unſern Bord gekommen waren, wimmerten dieſe armen Geſchöpfe noch: „Ach, gebt uns ein wenig Waſſer!" und dieſe Worte tönten noch lange in unſre Ohren. Keine der Frauen war von ſtarkem Körperbau, im Gegentheil Eine von ihnen ſchien ſogar ſehr zart; allein Dieß hinderte ſie nicht, die Männer aus ihrer ſtumpfſinnigen Verzweiflung zu wecken und ſie an ihre Pflichten zu erinnern, wobei ſie Vorwürfe und Bitten vereinigten und mit einem Beiſpiele von Muth vorausgingen, der das andere Geſchlecht in äußerſten Gefahren oft ſo mächtig begeiſtert, daß es ſich über die Männer erhebt. Wie lange jedoch Dieß gedauert haben würde, weiß ich nicht zu ſagen; allein wahrſcheinlich würde ihre fieberhaft geſteigerte Kraft noch vor Einbruch der Nacht ermattet ſeyn, zumal da der Wind viel ſtärker zu wehen anfing und ſie weiter in die offene See hinaustrieb.

Die Frauen, von Waſſer durchnäßt und kaum fähig, Hand oder Fuß zu rühren, wurden faſt in einem Zuſtande von Stumpfſinn an Bord gebracht; denn ihre unverhoffte Rettung hatte ſo mächtig auf ſie gewirkt, daß ſie von ihrer moraliſchen Kraft in dem Augenblicke verlaſſen wurden, als ſie ihrer nicht mehr bedurften. Eine von ihnen glitt, als ſie das Kaſtell des Schiffes erreicht hatte, aus den Händen und fiel auf ihre Kniee, indem ſie Thränen vergoß und dem Himmel für ihre Rettung zu danken ſchien; allein ihr Kopf war ganz verwirrt; ſie bildete ſich ein ihr Kind verloren zu haben, rang die Hände und ſchrie in Verzweiflung laut nach ihrem Kinde. In dieſem Augenblicke erſchien ein rieſenhafter Hochbootsmann, Billy Magnus genannt, von dem man ſagte, daß er nicht weniger als fünf Weiber und weiß Gott wie viele Kinder hatte, auf der Schiffsleiter und hatte in ſeiner Gigantenfauſt den armen Wurm, der ſich krümmte und weinte, wie weiland Gulliver zwiſchen Daumen und Zeigefinger des Pächters von Brobdignac. Die Mutter hatte gerade noch Kraft genug, ihr Kind aus der Hand Billy's zu empfangen und ſtürzte dann ohnmächtig auf dem Verdeck zuſammen.

Mit Hülfe eines tüchtigen Feuers, warmen Thee's, Braten und

Eiern war bald einigen der dringendsten Bedürfnisse dieser armen Frauen abgeholfen; allein die größte Schwierigkeit war, für sie trockne Kleider aufzutreiben. Der Kapitän verfiel glücklicherweise endlich auf eine Auskunft. Er ließ bei den Offizieren ihre Schlafröcke holen, fügte von seinen eigenen Kleidungsstücken hinzu und hatte bald so ziemlich ordentliche Anzüge für diese Frauen zusammengebracht, bis wenigstens ihre eigenen Kleider getrocknet waren. Die Kinder wurden in derselben Kajüte nahe zum Feuer hin gebettet, und es war ein wahrhaft erfreulicher Anblick, die Speisen von den Tischen verschwinden zu sehen, während die Weiber durcheinander weinten, beteten und lachten.

Die Matrosen, als abgehärtetere Naturen, legten keine solchen Zeichen von Rührung an den Tag, als man sie aus der Schaluppe heraufholte, sondern liefen instinktmäßig auf die Trinkkannen zu und baten um einen Tropfen Wasser. Man konnte kein besseres Mittel wählen, sie zu kleiden und zu speisen, als indem man sie den verschiedenen Matrosen, die gemeinschaftliche Schüsseln hielten, einzeln zutheilte. Hier hatte man sie bald mit Kleidern versehen, und sie aßen, so viel sie konnten, da der Arzt, darüber befragt, zur Antwort gab, sie hätten noch nicht so lange gefastet, daß es ihnen schädlich würde, wenn man sie essen ließe, so viel ihnen schmeckte. Den Schinken ausgenommen, den sie in der Schaluppe verschlungen hatten und von dem auf Jeden nur ein Mundvoll gekommen war, hatten sie sechs und dreißig Stunden lang keinen Bissen über die Zunge gebracht; daher denn aber auch dem Rindfleisch, Schweinefleisch, Brod und andern Vorräthen der königlichen Fregatte nie größere Ehre geschah. Man fütterte sie so lange, bis sie baten, man möchte sie jetzt ein wenig schlafen lassen. Vielleicht waren einige von unsern Leuten um so mehr geneigt, diesen Unglücklichen, die man auf offener See gefunden hatte, aus allen Kräften beizuspringen, als wir uns einen Monat vorher erst in einer fast ähnlichen Gefahr befunden hatten.

(Schluß folgt.)

Madras.

Madras besteht eigentlich aus einer Vereinigung von Landhäusern, Aldeas oder Villas, die um das Fort Saint Georges herum, an der Küste von Coromandel, einen Kanonenschuß weit von diesem Schlosse, zwischen dem Flusse St. Thomas und dem Graben von Black-Town gelegen sind. Dieser weite Raum ist von einer Menge Gärten, Metzids (Moscheen) und mohammedanischen Grabmälern bedeckt. Einige dieser Metzids sind mit verschwenderischer Pracht erbaut und sogar größtentheils Werke einer sehr zierlichen Architektur; ihre Kuppeln haben die Gestalt von Turbanen und sind von einer Menge hoher Adams-Feigenbäume und schlanker Palmen geschmückt oder vielmehr beschattet, die diese riesenhaften Turbane gleichsam als Federbüsche überragen. Auch innerhalb ihrer Mauern findet man Bostani — Gebüsche — und sehr gut unterhaltene Gartenbeete, in denen man die Blumen zur Verzierung der Gräber baut, die bei gewissen religiösen Feierlichkeiten mit solchen bedeckt seyn müssen. Unter den vielen großen Gebäuden, die hier zwischen Gärten zerstreut liegen, zeichnet sich vorzüglich der Palast des Gouverneurs aus, in welchem sich ein Ballsaal, der prächtigste, den man sehen kann, befindet. Er wurde im Jahre 1802 auf Befehl des berühmten Lord Clive, damaligen Gouverneurs von Madras, erbaut, der den Sieg über den unglücklichen Sultan Tippuh benutzte, ein Denkmal zu errichten, das das Andenken seines Ruhms verewigen sollte. Dieser Saal, der größte der civilisirten Welt, kann an tausend Personen fassen, die darin in der ungezwungensten Bequemlichkeit tanzen können; im Innern dieses Gebäudes befindet sich eine Galerie, die auf mehr als dreißig Fuß hohen Säulen ruht und den Saal in fast drei gleiche Theile scheidet. Das Ganze ist mit schönem weißem Stuck bekleidet, das angenehmer ins Auge fällt als der weißeste Marmor. Um die ganze Außenseite des Gebäudes läuft eine offene Galerie mit Verzierungen in bestimmten Zwischenräumen. Dieser Prachtbau wurde nach dem von Choiseul-Gouffier in seiner Reise nach Griechenland entworfenen Modelle — „das Haus von Athen" — ausgeführt.

Im Fort Saint Georges sieht man Kasematten von einer neuen Bauart; sie bestehen aus Sälen, die dreihundert Soldaten fassen, und unter den Wällen, mit Seitenpforten in das Fort, angebracht sind, so daß die Truppen überall, wo man sie braucht, zur Unterstützung hineilen können. Diese Befestigung ist von mehr als 2500 Feuerschlünden vertheidigt, die in drei Stockwerken übereinander batterienweise vertheilt sind.

Black-Town — die schwarze Stadt — liegt auf Kanonenschußweite von dem Fort, ist in einem Halbkreise erbaut und nimmt einen Raum von drei Stunden ein. Sie ist der Aufenthaltsort der Malabaren, wo jede Kaste ihr eigenes Stadtviertel inne hat; man sieht dort sehr schöne Häuser, Waarenlager, Bazars und Pagoden. Die Bevölkerung wird auf 800,000 Seelen geschätzt. Am meisten fällt in dieser Stadt die Verschiedenheit der Nationen, Sprachen, Gewohnheiten und Religionen auf, die aus den verschiedenartigsten Elementen gemischt, doch nie sich feindlich berühren. Man trifft hier Malabaren von allen Sekten, Mohammedaner, Guebern, Armenier, Katholiken, Reformirte und selbst Chinesen, und es ist vielleicht der einzige Ort in der Welt, wo ein türkischer Imam, ein indischer Brahmine, ein siamesischer Talapoine, ein japanischer Canuri, ein griechischer Papas, ein katholischer Priester und ein anglikanischer oder calvinistischer Prediger in völliger Eintracht neben einander bestehen. Es würde schwer seyn, die Zahl der Pagoden, Moscheen, Kirchen und Tempel anzugeben, die in dem sogenannten Madras liegen, ohne Uebertreibung kann man sie aber auf mehr als tausend annehmen.

Es gibt mehr als dreihundert äußerst prachtvolle Landhäuser, um die sich sehr schöne Gärten, in chinesischem Geschmacke angelegt, ausbreiten — denn obgleich man diese Art Gartenanlagen englische genannt hat, so sind die eigentlichen Erfinder dennoch Chinesen — man sieht dort Säulengänge, Pavillons von dem üppigsten Grün und genießt entzückende Aussichten. Insbesondere bewundert man die große Allee, die nach einer Anhöhe — „der Berg" genannt — führt und mehr als drei Stunden in der Länge hat. Man findet auf ihr nicht den kleinsten Stein oder Kiesel, und die beiden Enden dieses majestätischen Baumganges sind mit schönen Landhäusern und prachtvollen Baumgruppen geschmückt.

Madras ist berühmt wegen seiner blauen und rothen Taschentücher, die dort in ungeheuer großen Manufakturen durch Dampfmaschinen verfertigt werden und deren Farbe durch das Wasser des daran vorbeifließenden Flusses unvertilgbar gemacht werden soll.

Vermischte Nachrichten.

Nach den neuesten Nachrichten aus Madagaskar hat die Königin große Neigung gezeigt, alle Verbindungen mit den Europäern abzubrechen, und man glaubte, sie würde den Hornviehhandel zwischen ihren Unterthanen und der Insel Mauritius verbieten, was jedoch für letztere mit keinem großen Nachtheile verbunden wäre, da zwischen ihr und den Ansiedlern von Neu-Süd-Wales ein Handelsverkehr mit Lebensmitteln eröffnet worden ist. Der Unwille, den die Königin auf die Europäer geworfen hat, soll seinen Grund in der Stockung des Sklavenhandels haben, wodurch die Beherrscherin von Madagaskar eine bedeutende Schmälerung ihrer Einkünfte erlitten hat; sie hatte früher nichts dagegen, wenn man einen Ochsen und einen Menschen paarweise mit einander verkaufte. Die Schwierigkeit, Sklaven an Mann zu bringen, wurde in der letzten Zeit so groß, daß die Sklavenschiffe zu Mozambik die Sklaven Stück für Stück zu einem Dollar ausboten und doch keine Käufer fanden. Zu Mozambik selbst hatten sich die Portugiesen in Pedristen und Miguelisten getheilt, und standen im Begriffe, bandgemein zu werden. Die Miguelisten waren im Besitze des Forts, die Pedristen aber ihnen an Zahl weit überlegen.

*

Nach offiziellen Berichten wurde in den letzten sechs Jahren in England folgende Zahl von Schiffen gebaut:

Bis zum 5 Januar	1826 . . .	1719	Schiffe mit	266.656	Tonnen
	1827 . . .	1285	— —	144.812	—
	1828 . . .	1474	— —	166.896	—
	1829 . . .	1221	— —	140.915	—
	1830 . . .	1140	— —	116.872	—
	1831 . . .	1039	— —	105.051	—

Man entnimmt aus dieser Uebersicht, daß in einem Zeitraume von sechs Jahren die Zahl der Schiffe sich um 680 und der Tonnen um 105.605 vermindert, d. h. daß man im Jahre 1831 fast mehr als die Hälfte weniger Schiffe gebaut hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 35. 4 Februar 1833.

Die Gefangenen in Ham.

(Fortsetzung.)

Die kleine Stadt Ham, die ich am folgenden Tage, wo ich mich zum Polizeikommissär begab, um meine Einlaßkarte unterzeichnen zu lassen, näher in Augenschein nahm, ist von Gräben und einem tiefer gelegenen Terrain umgeben, als der Grund und Boden, auf dem sie erbaut ist. Als befestigte Stadt wurde sie im Jahre 1816 das Gefängniß des tapfern Marschalls Moncey, weil er sich geweigert hatte, den Marschall Ney zu verurtheilen. Ham hat nur drei Thore: das Thor Noyon, das Thor Saint-Quentin und das Thor La Fère. Ich eilte nach dem Schlosse, das ich beseben wollte, bevor ich Herrn Peyronnet meinen Besuch machte; ich mußte meinen Vorweis abermals von dem Kommandanten Delpire unterzeichnen lassen, der mir sagte: „Sie glaubten wahrscheinlich, mein Herr, als Sie Paris verließen, mich vor ein Kriegsgericht gestellt zu treffen, da alle Ihre Journale voll von der Entweichung des Fürsten von Polignac waren?" Ich erwiderte ihm, wenn mir die Sache in Paris möglich geschienen habe, so komme sie mir in Ham desto unmöglicher vor. Der Kommandant Delpire ist mehr Gefangener, als die Gefangenen selbst. Unbeweglich auf seinem militärischen Posten, konnte er mich nicht selbst umhergeleiten, gab mir aber einen Führer bei, um mir das Innere des Schlosses und den Thurm Saint-Pols *) zeigen zu lassen. Es war Renard, der mit zwei Laternen versehen, mich auf dieser Wanderung begleitete. Ich fand, daß Herr von Peyronnet den erwähnten Thurm, obgleich er ihn nicht selbst gesehen, doch mit der genauesten Treue beschrieben hatte. Als ich auf seinem höchsten Punkt angelangt war, sah ich, daß man sich mit großen Arbeiten beschäftigte, um die Befestigungen des Schlosses zu verstärken, und ich überzeugte mich durch Augenschein, daß die Terrasse, die den Gefangenen zum Spaziergange dient, wenigstens sechzig Fuß über dem Boden liegt. Renard zeigte mir das Gemach, das Herr von Chaumarais, Kapitän der Fregatte „Medusa" bewohnte, der in diesem Gefängnisse für das Unglück büßte, sein Schiff und einen Theil seiner Mannschaft verloren zu haben. Von hier aus sah man ein auf dem andern Ufer des Kanals der Picardie neu erbautes Wachthaus, dessen Posten wahrscheinlich die Spaziergänge der Gefangenen zu beobachten haben.

Es hatte so eben zwölf Uhr geschlagen, und ich verlor keinen Augenblick, um mich in das Gefängnißhaus zu begeben. Als ich bei Herrn von Peyronnet eintrat, fand ich ihn etwas von einem Schnupfen angegriffen, der ihn Abends zuvor befallen hatte. Ich bezeigte mich verwundert darüber, da ein Schnupfen bei einer solchen Lebensweise nur selten entsteht. „So geht es," sagte er. „Nur selten gehe ich aus, wie Sie wissen, allein ich wollte die neue Oper sehen und kam etwas später nach Hause als gewöhnlich." — „Ach, Herr Graf, wo nehmen Sie den Muth her, bei Ihrem Unglück zu scherzen?" —

In der Hoffnung, die Materialien, die ich schon lange her, über die Zeitgeschichte sammle, vervollständigen zu können, war es einer meiner herzlichsten Wünsche, zu erfahren, durch welche Umstände Herr Peyronnet veranlaßt worden war, ins Ministerium zu treten. Seitdem ich ihn näher kennen und würdigen gelernt hatte, wurde mir eine Erläuterung über diesen unglücklichen Schritt um so dringender nothwendig. Es drängte mich zu erfahren, wie die Vereinigung eines so hohen Verstandes mit einer so traurigen Unvorsichtigkeit vor sich gehen konnte. Die Nachweisungen, die ich hierüber aus seinem Munde erhielt und aus denen ein Geheimniß zu machen er keine Ursache mehr hat — denn sonst würde ich sie wohl, wie sich denken läßt, unberührt lassen — müssen hier leider Viel von dem Anziehenden verlieren, das sie einst mit seinen eigenen Worten gewinnen werden. Es sind hier nur flüchtige Bemerkungen, die ich in mein Tagbuch schrieb, sobald ich den Gefangenen verlassen

*) Dieser Thurm hat den Namen von dem Erbauer des Schlosses, dem Connetable von Saint-Pol, erhalten. Peyronnet gibt im VII Theil des Buches von Hundert und Einem die Beschreibung dieses Thurmes mit folgenden Worten: „Es ist eine plumpe und schwerfällige Steinmasse von hundert Fuß Höhe und von gleichfalls hundert Fuß im Durchmesser. Dieses unförmliche Gebäude ist im Innern in drei Stockwerke abgetheilt, die unterirdischen Gefängnisse nicht gerechnet; aber Alles ist nackt, roh und geschmacklos ausgeführt. Das Thor allein hatte einige Verzierungen und eine Inschrift: ein gewundenes Mauergesims, von dem zwei Quasten wie an den Wappenschilden der Bischöfe herabhingen, und darüber standen die Worte: „Mon Mieux" der eitle Ausdruck eines Vertrauens, das vom Schicksale getäuscht wurde." Der Herr von Saint-Pol wurde nämlich wegen Verraths hingerichtet.
Anm. d. Red.

hatte, und die ich hier ungefeilt, wie sie ursprünglich waren, wiedergebe.

Es war der Marquis von D . . ., der mehrere Tage lang darüber unterhandelte, ihn wieder zu den Staatsgeschäften zurückzuführen. Die Unterhandlung war ziemlich weit gediehen, als eines Morgens Herr von Polignac größere Eröffnungen machte, als bisher und ihm Kombinationen mittheilte, von denen früher nicht die Rede gewesen war. Der Prinz konnte hierauf von ihm keine andere Zusage erhalten, als daß er nicht feindlich gegen sein Ministerium auftreten wolle, dessen Mitglied zu werden Herr von Peyronnet entschieden ablehnte. Er empfahl sich dem Fürsten mit den Worten, daß seine Koffer gepackt seyen und er im Sinne habe, die Zeit bis zur Eröffnung der Kammern zu Montferrand zuzubringen, wohin er sich am folgenden Tage mit seiner Tochter begab. Der Fürst erwiderte hierauf: „Ich vergaß Ihnen zu sagen, Herr Graf, daß der König Sie um fünf Uhr erwartet." — „Es ist mir unmöglich, dem Befehle des Königs zu gehorchen, erwiderte Herr von Peyronnet, da die Stunde schon vorüber ist und Sie werden ohne Zweifel einsehen, daß es von meiner Seite keiner andern Entschuldigung bedarf." Zwei Stunden nachher erhielt Herr von Peyronnet ein Billet von dem Fürsten, worin er dem Grafen anmeldete, daß die vorgeschlagenen Kombinationen bestimmt aufgegeben worden seyen; Abends folgte noch ein Brief des Königs, der ihn auf der Stelle nach St. Cloud beschied; er gehorchte . . . und sein Loos war geworfen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Italiener in London.

(Fortsetzung.)

Die kurz skizzirten Bemerkungen des Verfassers müssen es entschuldigen, wenn man in Auszügen seines Werkes nur in weiten Absprüngen ihn verfolgen kann. Hier was er über die englische Presse und ihre Erzeugnisse äußert:

„Die Sonntagszeitungen und die vielen öffentlichen Versammlungen, denen die Handwerksleute beiwohnen, und wo die beredtesten Redner zu dem Volke von den öffentlichen Angelegenheiten sprechen, geben seinem Geiste Sporn und Nahrung. Herr Hume erklärte am 13 Dezember 1826, im Hause der Gemeinen, daß die Stempelauflagen der englischen Zeitungen eine allzuschwere Last seyen. In den Vereinigten Staaten, deren Bevölkerung wenig mehr als die Hälfte der großbritannischen beträgt, gibt es 590 Zeitungen, während in England wegen der großen Taxen nur 481 bestehen. Nach dieser Bemerkung trug er auf eine Verminderung dieser Abgabe an, wenigstens bei den Wochenschriften, die hauptsächlich für die arbeitende Klasse bestimmt sind. Herr Brougham, der seinen Ehrgeiz darein setzt, den Volksunterricht, den er so wunderbar gefördert, zu einem bleibenden Denkmal seines Namens zu machen, unterstützte diesen Antrag. Der Einfluß, den die Presse in einem freien Staate üben kann, muß — ich wiederhole es tausendmal — unberechenbar werden; ja ich wage sogar zu behaupten, daß er mächtiger seyn muß, als der der Religion selbst. Aus diesen Quellen entspringt die öffentliche Meinung, und diese allein ist im Stande, die Fehler der Gesetzgebung zu verbessern, und die Mißbräuche der Gewalt zu zügeln. Die Presse ist eine wahre Panacee, und in England sind die Morgen und Abendzeitungen das tägliche Brod für das Volk geworden."

Die Bemerkungen, die hiezu ein hinter keinem andern englischen Journal in liberalen Ansichten zurückstehendes Blatt fügt, sind zu merkwürdig, als daß wir sie hier unberührt lassen sollten:

„Auf die Vergleichung der englischen und amerikanischen Zeitungsliteratur muß man erwidern, daß die Zahl bei Beurtheilung des Werthes und Nutzens der Presse nicht in Anschlag gebracht werden kann. Fünfzig schlechte oder mittelmäßige Zeitungen sind nicht allein nicht so viel werth als eine gute und verständige, sondern müssen auch im Verhältniß ihrer Verbreitung mehr Schaden stiften, während die andere ihre reinere Sphäre im Zwecke der Humanität nur allmählich erweitert. Es besteht in den Vereinigten Staaten nicht ein Dutzend Zeitungen, die politisches oder literarisches Talent verrathen. Die übrigen dienen als bloße Vehikel für Ankündigungen, als hitzige Verfechter einzelner Personen und Interessen, oder als Compilatoren der kümmerlichsten Art. Gäbe es zehntausend solcher Blätter, so würde ein einziges Blatt, das sich einer ausgedehnten Verbreitung zu erfreuen hätte und mit Geschicklichkeit, zu ehrenhaftem Zweck und in aufrichtiger Vaterlandsliebe geschrieben wäre, einer bedeutungsvollen Masse von Blättern unendlich vorzuziehen seyn. Und Dieß berührt eine Frage, die gegenwärtig in England vielseitig verhandelt wird: ob es nämlich vorzuziehen sey, die Schleußen der öffentlichen Meinung für jeden Abenteurer zu öffnen, der sich bekannt machen will, Vortheil sucht und überhaupt sein eigenes Interesse zu fördern im Sinne hat, indem er ein öffentliches Blatt herausgibt? So sehr die Ausfälle gegen die Besteuerung, die auf Verbreitung der Aufklärung gelegt ist, das Ohr bestechen mögen, so drängt sich doch auch die andere Frage auf: laufen wir nicht, indem wir die Aufklärung durch die Presse ihrer Bürde entledigen, — und aus den Beispielen um uns her zweifeln wir billig, ob sie so erdrückend ist — Gefahr, durch falsche Aufklärung den ganzen Einfluß der wahren zu verschwemmen, schlechten Leidenschaften eine starke Waffe in die Hand zu geben, und jeden Weg, auf dem das menschliche Geschlecht zu größerer Weisheit und Wohlfahrt geleitet werden kann, durch die allgewaltige Fluth der Gemeinheit ungangbar gemacht zu sehen? Eine Presse ohne Charakter und Verantwortlichkeit, die weder Eigenthum zum Beginnen erfordert, noch ehrenvollen Ruf zum glücklichen Gedeihen, kann sich allerdings rühmen, frei und zügellos zu seyn; aber bei den Proben, die wir gegenwärtig um uns her von ihrer Erniedrigung sehen, müssen wir mit Recht fürchten, daß wir in kurzer Zeit auf die jetzigen Tage als auf die der Tugend, edler Gesinnung und gesellschaftlicher Wohlfahrt kummervoll zurückblicken dürften."

Weit entfernt, die hier von dem englischen Journal vertretene Ansicht zu theilen, führen wir sie hier nur als einen merkwürdigen Beweis an, welcher Monopolgeist noch selbst in den liberalen Blättern Englands steckt. Es wird keinem vernünftigen Menschen einfallen, Ausschweifungen einer zügellosen Presse

das Wort zu reden, aber aus Furcht vor denselben, sie in Fesseln legen zu wollen, hieße eben so viel, als jeden derben, vollkräftigen Menschen vorläufig krumm schließen, bis er verkrüppelt, damit er nicht etwa einmal Jemand die Fenster einwerfe. Was die Furcht vor Ueberschwemmung mit schlechten Zeitungen betrifft, so gibt es gegen sie keine bessere Beruhigung, als den durch die ganze Geschichte bewährten Glauben, daß keine Schlechtigkeit auf die Dauer Bestand gewinnen kann, und das wahrhaft Gute immer siegreich hervortritt. Die öffentliche Meinung ist nicht so leicht zu verderben, als man sich einbildet, und in der menschlichen Natur liegt als Granitunterbau die Idee der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit, die durch keine Gaukelkunst irre gemacht oder eskamotirt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Rockall.

(Schluß.)

An einem schönen Herbstmorgen, gerade eine Woche nachdem wir zu Lough-Swilly die Anker gelichtet hatten, signalisirte man ein Segel unter dem Winde. Sogleich steuerten wir in dieser Richtung hin; allein Niemand wußte zu sagen, wer und woher dieses Schiff sey, auf das man Jagd machte; wenigstens waren nicht zwei unserer alten Seeleute darüber einverstanden. Die verschiedenen Meinungen trafen endlich doch darin zusammen, daß es eine Brigg sey, deren obere Segel sehr weiß, die untern aber schwarz schienen, als wenn jene von Baumwollenzeug, diese von Pressenning-Leinwand gemacht wären, — eine in der Marine allerdings sonderbare Anomalie; allein nur so konnte man sich erklären, was man vor Augen sah. Es dauerte indeß nicht lange, so wurde allen diesen Muthmaßungen mit einem Mal ein Ende gemacht; denn man entdeckte bald darauf, daß das geheimnißvolle Schiff, auf das wir Jagd gemacht hatten, — ein Felsen war, kein Schiff von Holz und Eisen, sondern ein mächtiger Granitblock, der sich auf einer größern Entfernung vom festen Lande erhob, als irgend eine Insel oder ein Eiland von gleichem Umfange. Dieser Art Flecken auf der Oberfläche des Meeres war nicht höher als sechzig Fuß und von hundert Klaftern im Umfange. Der kleinste Bleistiftpunkt könnte nicht auf der Karte seine Stelle andeuten, ohne das Verhältniß seiner Größe zu den übrigen Inseln dieses stürmischen Meeres zu übertreiben. Dieser Fels liegt hundert vier und achtzig Seemeilen westlich von St. Kilda, der entferntesten der Hebriden, und zweihundert und sechzig nordwärts von Ireland. Man nennt ihn Rockall, ein Name, der den Schiffern des baltischen Meeres gar wohl bekannt ist. Dieser sonderbare Pik besteht aus schwarzem Granit; allein sein Gipfel, der seit undenklichen Jahrhunderten Myriaden von Seevögeln zum Ruheort diente, hat sich der Länge nach mit einer Schichte, so weiß wie Schnee bedeckt, durch die man aus der Ferne verleitet wird, ihn für ein Schiff mit vollen Segeln zu halten. Während wir damals kreuzten, wurden wir noch mehr als ein Mal von ihm getäuscht, obgleich wir bereits seine Lage genau kannten.

Da wir nichts Besseres zu thun hatten, so entschlossen wir uns, den Rockall näher zu untersuchen und zu besichtigen. Zwei Boote wurden zu diesem Zweck ausgesetzt, und während die Fregatte unter dem Winde dieses Felsineilandes lavirte, suchten die Zeichner ihre Mappen und die Geologen ihre Hämmer zu einem großen wissenschaftlichen Ausfluge hervor. Als wir vom Bord abstießen, schien das Meer so spiegelglatt, daß wir uns schmeichelten, ohne die geringste Schwierigkeit landen zu können; allein wir fanden am Felsen einen mehrere Fuß hohen Wellenanschlag, den wir nicht in unsere Berechnung aufgenommen hatten. Die eine Seite des Felsen war senkrecht bis zur Spitze wie eine Wand; die andern waren zwar gleichfalls steil und glatt, allein sie waren doch uneben genug, um uns hinanklettern zu lassen, wenn wir einmal aus dem Boote waren. Indeß mußte man auf seine Füße vertrauen können, und so ziemlich viel Muth haben, als ein Jäger braucht, um über einen Zaun wegzusetzen. Ein Fehltritt oder die geringste Furcht konnte den wißbegierigen Forscher, wenn ihm der Sprung mißlangen war, hinabstürzen, um die Geheimnisse des Abgrundes zu untersuchen, in welchem der Fuß dieses räthselhaften Felsen wurzelt. Doch glücklich kamen wir Alle an, Hämmer, Zeichnungsbücher und Chronometer mit einbegriffen.

Da wir uns etwas darauf einbildeten, mit der größten Genauigkeit nicht nur die Lage des Felsens, sondern auch seine Gestalt zu bestimmen, so machten wir uns rüstig ans Werk, die Einen, um Granitstücke abzuschlagen, die Andern, um mittelst einer Schnur den Umfang zu messen, während eines von den Booten, überall wo es Grund fand, mit dem Senkblei Untersuchungen anstellte. Nach Verlauf einiger Zeit begann um uns her die See hohl zu gehn, und wir fragten uns, warum die Fregatte, die sich immer mehr entfernte, kein Manöver mache, um in der bisherigen Nähe zu bleiben; allein da es hellichter Tag war, so kümmerten wir uns wenig um einige Ruderschläge mehr, die wir etwa machen mußten, und setzten unsere Arbeiten fort. Ich weiß nicht genau zu sagen, zu welcher Stunde plötzlich der dünne Dustverhang, der am Horizonte schwebte, herabsank, sich schnell zu einem Nebel verdichtete und zuletzt zu einem kalten Staubregen wurde, der uns nothwendig einige Besorgnisse einflößen mußte. Es wurde unverzüglich beschlossen, die Boote zu besteigen und zu dem „Endymion" zurückzukehren, um so mehr, da wir mit unsern Arbeiten zu Ende waren, und uns nur noch damit unterhielten, an den Wänden des Felsen herumzuklettern.

Inzwischen hatte die See angefangen, so hoch zu gehn, daß es uns zweimal schwieriger wurde, wieder in unsere Boote zu gelangen, als aus denselben den Felsen zu erklimmen; aber noch schlimmer war es, daß wir doppelt so viel Zeit dazu brauchten, nämlich wenigstens eine halbe Stunde. Wir mußten gewissermaßen durch mehrere gefährliche Sprünge hintereinander davon wegzukommen suchen, und durften uns dabei weniger auf unsere Gewandtheit, als den Zufall verlassen, von unsern Kameraden aufgefangen zu werden. Diejenigen von unsern Gefährten, die man wegen ihres leiblichen Umfanges in der Sprache der Seekadetten: „Ebristen mit breitem Kastell" zu nennen pflegte, stürzten daher mit einem Gepolter zwischen die Ruderbänke und Ruder hinein, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, durch die Schwere ihres Falles ein Loch in den Kiel der Boote geschlagen zu sehen. Indeß ging dennoch Alles glücklich von Statten, und wir steuerten nun mit vollzähliger Mannschaft, wie wir gekommen waren, nach der Fregatte zu. Allein zu unserer großen Ueberraschung und zu unserer noch größern Betrübniß war der „Endymion" weit und breit nicht mehr zu sehn. „Der Endymion war gerade in diesem Augenblick auf jener Seite," sagte der Eine. — „Noch vor keiner Stunde befand er sich in dieser Richtung hin," bemerkte ein Anderer. Allein kein Endymion war mehr zu sehn. Offenbar hatte er sich eine beträchtliche Strecke weit entfernt; die Luft hatte überdieß ihre Durchsichtigkeit verloren, und der Horizont, den wir vor uns hatten, war nicht mehr derselbe. Man hätte die Farbe der Luft mit der eines Glases mit Wasser vergleichen können, in das ein Tropfen Milch gefallen war, so daß es zwar nicht ein eigentlicher Nebel war, aber doch naß und dunstig genug, um den gesuchten Gegenstand zu verbergen. So getrieben wir in die größte Ungewißheit, was nun anzufangen. Vergeblich manövrirten wir in einiger Entfernung von dem Unglücksfelsen hin und her, in der Meinung, daß eine oder die andere etwas dichtere Luftschichte uns einen Schleier vor die Augen gezogen habe; allein keine Spur von dem Endymion war zu entdecken.

Nun kamen Einige auf den Gedanken, es wäre möglich, daß die verdichtete Luft, wie sie schon ihrer Natur nach schwerer sey, als die nicht von Dünsten erfüllte, nur auf der Oberfläche des Meeres verbreitet liege, und wir uns in einer Schichte undurchsichtiger Ausdünstungen befänden. Dieß wurde mit großem Ernst behauptet, und man fügte hinzu, daß die Spitze des Felsen, die sechzig Fuß über der Meeresfläche erhaben liege, sich in einer ganz ungetrübten Luftregion befinden könne, weshalb es vielleicht möglich sey, von dort aus die Mastspitzen des Endymions, wo nicht gar die ganze Fregatte selbst zu sehn. Unsere jungen Gelehrten mußten ihrer Meinung durch einen Aufwand von Kunstausdrücken so viel Gewicht zu geben, daß der Offizier, der die Expedition befehligte, und auch ein wenig aus den wissenschaftlichen Mysterien genascht hatte, sich überreden ließ, den Versuch zu machen. In jedem Falle, dachte er, dient es zur Zerstreuung

aber beschäftigt wenigstens. Sofort wurde also ein Matrose, der behendeste von Allen, an dem Felsen gelandet, den er wie eine Gemse hinankletterte. Aller Augen folgten ihm, und kaum war er auf der Spitze angekommen, als man ihn mit einer Ungeduld, die mehr Unruhe verrieth, als die Offiziere wahrscheinlich den Matrosen zeigen wollten, fragte, was er sehe. „Hat sich was zu sehn, war die Antwort; ich sehe in keiner Richtung irgend was — ausgenommen da unten." — Hier deutete er mit der Hand ins Meer hinaus. „Was ist es denn?" riefen mehrere Stimmen zugleich. — „Ich fürchte, es ist eine Seenebelbank. Ha auf was anrückt." — Und er hatte es errathen. Das geübte Auge des Matrosen, der in seiner Jugend an der Küste von Newfoundland auf dem Fischfange mitgewesen war, entdeckte einen Dunststreif, eine Wolke von länglicher Ausdehnung, die am Horizonte hing, und wie eine ferne Küste anzusehn war. Allgemach ließ sich dieses Dunstgewölk unter dem Winde herab, und umhüllte endlich den Felsen, die Boote und Alles umher mit einem Mantel von so dichtem Seenebel, daß wir in keiner Richtung hin auch nur auf zehn Klaftern weit sehn konnten. Obgleich nun unsere Lage so verzweifelt war als vorher auch, so war es doch merkwürdig, die beständige Ebbe und Fluth menschlicher Gedanken zu beobachten, wie sie sich geschmeidig dem Wechsel der Umstände anschmiegten. Eine halbe Stunde vorher hatten wir es uns als einen Fehler vorgeworfen, das Felseneiland nicht früher verlassen zu haben, und nun wünschten wir uns Glück, doch einen festen Vereinigungspunkt zu haben, statt der Laune des offenen Meeres preisgegeben zu seyn. „Die Fregatte, sagten wir zu einander, muß doch früher oder später den Felsen wieder finden, und wir haben nichts Besseres zu thun, als ihn nicht zu verlassen."

Da indeß die Seenebel nördlich von Irland oft einige Tage und noch länger dauern, und wir in den Booten weder einen Tropfen Wasser noch einen Bissen Mundvorrath hatten, so fügten wir an, uns den traurigsten Beunruhigungen zu überlassen. Der Wind begann immer heftiger zu blasen, und die Wogen, die gegen den Felsen geworfen wurden, brächen sich in zwei große Wellen, die rings um die ganze Insel rollten, und unter dem Winde, wo wir uns befanden, wieder zusammenstießen. Ihr Anprall war so gewaltig, daß unsere Boote wie Kork in dem Wasserkessel, worin ein Mühlrad strudelt, herumgeworfen wurden. Diese Wogenstöße waren uns um so unangenehmer, als in uns die Furcht aufstieg, wir möchten genöthigt werden, uns von dem Felsen unserer Zuflucht zu entfernen, während die Meerschwalben und Seemöven, als wollten sie uns in unserer Gefahr verspotten, oder aus Verdruß, sich von uns aus ihrem alten Stammgute verdrängt zu sehn, ob unsern Häuptern kreisten und ein schrillendes Geschrei ausstießen.

Da wir offenbar nichts Besseres thun konnten, als zu bleiben, wo wir waren, so plauderten wir mit einander so munter, als es gehn wollte — indem Jeder dem Andern seine Angst verbergen wollte, was den Einen ganz gut, den Andern gar nicht gelang. Manche sprachen so laut und so schnell, daß man gar leicht sehn konnte, was im Innern ihres Herzens vorging. Ein junger Seekadett wurde deßhalb von dem kommandirenden Offizier etwas rauh angeschnauzt: „Mein Herr, sagte er zu ihm, erinnern Sie sich, daß wir im Dienste sind, und daß es die Pflicht eines Jeden ist, so ruhig zu seyn, als wenn wir dem Feinde gegenüber wären."

Während wir so über unsere Lage schwatzten und nachdachten, rief plötzlich unsere treue Wache, die auf der Spitze des Felsen zusammengekauert saß: „Ich sehe die Fregatte!" Diesen erfreulichen Zuruf erwiderte die Mannschaft in den beiden Booten mit einem Geschrei, das die Möven und Seeschwalben mit Schrecken erfüllte, die nach allen Seiten hin verschreckt, schreiend sich in dem dichten Nebel verloren. Es war in der Dunstmasse, die uns umlagerte, eine Lücke entstanden, durch die wir endlich den Endymion erblicken konnten, zwar in einer ziemlichen Entfernung, aber mit vollen Segeln. Wir säumten nicht, unsere Wache, die auf dem Gipfel des Felsen vor Frost mit den Zähnen klapperte, einzuberufen, und ruderten nun aus Leibeskräften der Fregatte zu. Kaum aber hatten wir eine Viertelmeile zurückgelegt, als der Nebel hinter uns sich schloß, so zwar, daß wir Rockall ganz aus dem Gesichte verloren, was uns jedoch wenig Kummer machte, da wir in diesem Augenblicke nicht allein die Fregatte sahen, sondern nach ihren Bewegungen muthmaßen konnten, daß sie der Boote ansichtig geworden. Allein in dem Augenblicke, wo wir diese tröstliche Hoffnung aussprachen, wendete sie sich nach einer andern Seite, und bewies uns somit deutlich, daß sie weder den Felsen noch die Boote bemerkt hatte, und so zu sagen nach ihren verlornen Schafen im Nebel umherlaufete. Bei diesem neuen Unstern handelte es sich darum, unverzüglich einen Entschluß zu ergreifen, und wir beschlossen, umzukehren und den Rockall wieder aufzusuchen. Fürwahr mit schwerem Herzen über diese bittere Täuschung wendeten wir die Boote um. Glücklicherweise fanden wir jedoch das Felseneiland wieder, und nun beschlossen wir, diesen treuen Freund nicht eher wieder zu verlassen, bis die Umstände uns erlaubten, ganz sicher zur Fregatte zurückzukehren. In dieser Erwartung vertrieben wir uns die Zeit mit Entwürfen über unsern künftigen Aufenthalt auf dieser kleinen Wüste, im Fall das Wetter den Endymion während der Nacht zwingen sollte, sich weiter zu entfernen. Wenn die See noch höher zu gehn anfangen sollte, und der Ort, wo wir unter dem Winde angelegt hatten, durch die zwei Wogenbrüche zu gefährlich werden sollte, wurde beschlossen, das schwerste von beiden Booten zu verlassen und das andere auf die Spitze des Felsen zu ziehen, es dort kielaufwärts umzustürzen und uns so daraus ein Obdach zu schaffen. Diese verschiedenen Robinson-Crusoe's-Pläne, von denen manche nur leere Träume waren, dienten wenigstens, uns zu zerstreuen, bis endlich die zunehmende Dunkelheit uns erinnerte, daß die Sonne untergegangen sey. Unsere Beunruhigungen wurden nun immer ernster, als auf einmal der Nebel sich in die Höhe zog und uns von allen weitern Besorgnissen befreite, indem er uns von Neuem die Fregatte erblicken ließ. Es schien, daß der Endymion nicht zu gleicher Zeit, wo wir ihn bemerkten, auch unsere kleine Insel gewahrte; denn er entfernte sich abermals, und schien nicht genau zu wissen, auf welcher Seite der Rockall liege. Es war Dieß der peinlichste Augenblick unseres Abenteuers, wie ich glaube, und ich werde nie vergessen, mit welchen freudigen Gefühlen wir das Fockmastsegel flaggen und die andern Anzeichen sahen, die uns verkündigten, daß die Fregatte auf uns zukomme.

Es war Nacht geworden, als wir an Bord kamen. Unser erstes Wort war ein Vorwurf: „Warum habt ihr keine Kanone abgefeuert, um uns die Richtung anzugeben?" — „Keine Kanone abgefeuert!" war die Antwort. „Seit fünf oder sechs Stunden thaten wir Dieß alle zehn Minuten." — Sonderbar: wir hatten nichts davon gehört.

Vermischte Nachrichten.

Um Felsen unter dem Wasser zu sprengen bedient man sich in England der Taucherglocke, in der drei Männer beschäftigt sind, der Eine den eisernen Meisel auf den Felsen aufzusetzen, die beiden Andern abwechselnd mit Hämmern darauf zu schlagen. Hat man so die nöthige Höhlung erreicht, so wird eine schmale Patrone von Kanonenpulver, von etwa zwei Zoll Durchmesser und einem Fuß in der Länge, eingesetzt und mit Sand bedeckt. Auf der Patrone ist eine Röhre eingekittet, an der sich oben eine messingene Schraube befindet. Nun wird die Taucherglocke langsam in die Höhe gezogen, und auf die bezeichnete Röhre eine andere, ebenfalls mit einer Schraube versehene angesetzt und so fort, bis die Röhren zwei Fuß über die Wasserfläche emporstehen. Der Mann, der die Ladung anzünden soll, befindet sich in einem kleinen Boote dicht an dem hervorragenden Absatze der Röhre, und hat eine Kohlpfanne bei sich, in der kleine Eisenstücke rothglühend gemacht werden; eines derselben läßt er in die Röhre fallen, wodurch das Sprengpulver entzündet wird. Ein kleiner Theil der Röhren zunächst der Explosion wird zerschlagen, der größere Theil aber, den der Mann im Boote mit der linken Hand an einem Seile befestigt hält, geht nicht verloren, und kann zu anderweitigem Gebrauche verwendet werden. Der Mann im Boote empfindet außer einigem Aufbrausen des Wassers von der Explosion keine weitere Wirkung; allein wer sich am Ufer oder sonst auf einer Stelle befindet, die mit dem gesprengten Felsen in Verbindung steht, verspürt eine starke Erschütterung. Um aber auf der Oberfläche des Wassers sicher zu seyn, muß dieses eine Tiefe von wenigstens 8 bis 10 Fuß haben. (Repertory of Patent-Inventions.)

*

Das „Journal du Commerce" gibt eine ausführliche Darstellung der Staatseinnahmen und Ausgaben von Hayti, woraus hervorgeht, daß die Einkünfte der Republik im Jahre 1851 sich auf 2,556,594 Piaster und die Ausgaben auf 2,543,039 beliefen. Ein Defizit von 206,490 Piaster wurde durch Papiergeld gedeckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 36. 5 Februar 1833.

Der Italiener in London.

(Fortsetzung.)

Die beiden Engländerinnen.

„Ich war bei einer Wittwe, der Mutter zweier liebenswürdiger Töchter, zu Tische geladen worden und schuldete ihnen einen Besuch, den ich auf ihrer Villa abstatten wollte. Dieses Landhaus hatte eine höchst reizende Lage am Fuß eines mit einem alten Walde gekrönten Hügels, und man gelangte dahin auf einem Pfade, der sich durch Wiesen und fruchtbare Felder hinschlängelte. Mit den weitläuftigen und unnützen Palästen Italiens verglichen, war dieses Gebäude freilich nicht von imposantem Umfang, aber doch groß genug für eine englische Villa, die eine weite Aussicht auf unregelmäßige Bergzacken beherrschte. Die Stille der Gegend, der nahe Wald mit seiner geheimnißvollen Stille, der Gesang der Vögel, die Heerden, die auf den Wiesen weideten, Alles schien zu verkündigen: hier herrscht die Liebe. Ich muß noch hinzufügen, daß die beiden Töchter des Hauses schön, anmuthsvoll, liebenswürdig sind, mit Rosen auf den Wangen, und einer Fülle wallender Locken um den Nacken:

„Whose large blue eyes, fair locks and snowy hands
Might shake the saintship of an anchorete.

(Lord Byron.)

„deren blauen Augen, holde Locken und schneeweiße Hände die Heiligkeit eines Anachoreten wanken machen könnten."

Fast alle Tage machen sie zu Pferde, von einem Groom begleitet, Ausflüge in die Umgegend. Zuweilen wohnen sie sogar der Lieblingsjagd der Engländer bei, wo der Fuchs aus dem Dickicht aufgestöbert, unter Hörnerruf, von der keuchenden Meute verfolgt wird, während dicht hinter ihm die rothröckigen Jäger im Galoppe über Gräben und Zäune wegsetzen. Die beiden Miß, die zwei oder drei Monate in Paris zugebracht, erinnern sich mit Vergnügen an diesen Aufenthalt und würden gern dahin zurückkehren. Sie sprechen französisch und stammeln ein wenig das Italienische. Das Piano, die Harfe, Zeichnen, Geschäfte in der Haushaltung und ein kleiner Blumengarten theilen sich in die Zeit, die ihnen Spazierritte, Besuche, Bälle, Einladungen und ein zweimonatlicher Aufenthalt in London übrig lassen. Ich hatte einen Regentag gewählt, um die Familie sicher zu Hause zu treffen; allein die englischen Damen kümmern sich wenig um den Regen. Ich war noch nicht in der Mitte des Gartens, als ich den Wagen angespannt und abzufahren im Begriffe sah. Ich nähere mich dem Schlage, und werde mit der zuvorkommendsten Artigkeit empfangen. Die Mutter saß mit ihrer jüngern Tochter, der schönsten von beiden, im Wagen; ich erschöpfe mich in Entschuldigungen, ich kann nicht genug mein Bedauern, meine Verzweiflung ausdrücken, kurz ich überlasse mich allen jenen Grimassen, die wir auf dem Kontinente bis zur Karrikatur übertreiben. Die anmuthsvolle F . . . sagte mir, gleichsam um mich zu trösten, daß ihre Schwester zu Hause sey, und sich ein Vergnügen daraus machen werde, mich zu empfangen. Diese Worte gaben mir das Leben wieder. Hätte ich hoffen können, daß ein so glückliches Gestirn heute meinem Pfade leuchten sollte? Mit zwei Schritten war ich vom Wagen an der Hausthüre; ich pochte an und pochte voll Ungeduld nochmals. Eine Magd öffnete mir und ersuchte mich, in einem Zimmer zur rechten Hand einzutreten. Da ich die Frau vom Hause immer in einem Zimmer zur Linken gesehen hatte, so verstand ich nicht recht, was man mir sagte, und kam an die unrechte Thüre; allein bald erschien die schöne C . . ., die mir, eine andere Ariadne, zurecht half. Mit der holdseligsten Anmuth grüßte sie mich, und lud mich ein, ihr in ihr Zimmer — ihr Parlour — zu folgen. Die gestrengen Damen Italiens mögen hier bemerken, daß dieses Tete a Tete zwischen einem schönen Mädchen und einem Verbannten statt fand, einem jener irrenden Ritter, die eben so spurlos kommen als verschwinden; daß ich übrigens bei einer andern Gelegenheit nicht verheimlicht hatte, welchen Eindruck die lebhaften und feurigen Augen der schönen C . . . auf mich machten; daß in ihrem Gemache

„Alone we were and all without suspicion"

„allein wir waren und ganz ohne Verdacht," daß keine Schildwache, kein Drache der hesperidischen Gärten im Hause war; daß Niemand in dieses Sanktum Sanktorum eintreten durfte, ohne durch die Glocke gerufen zu werden; daß im Kamin ein behagliches Feuer loderte, das über ein weiches Sofa erquickliche Wärme verbreitete — und dennoch begann, statt der niedergeschlagenen Augen, der stotternden Worte, der glühendheißen Wangen, wie sie eine ähnliche Lage in Italien zur Folge haben würde, eine muntere, ungezwungene Unterhaltung, wobei man sich ganz unbefangen ins Auge sah und scherzte und lachte. Un-

ter Gesprächen über Jagd, Gemäldeausstellung, den letzten neuen Roman, die Opera in Paris und das ewige und unvermeidliche Thema einer Damenunterhaltung — Lord Byron, verflossen uns zwei heitere Stunden. Die Lady bot mir Erfrischungen an, und lud mich ein, meine Besuche oft zu wiederholen. Wir unterhielten uns vor einem Porträte Mylord's, das sie gezeichnet hatte. Die Lady selbst trug ein grünes Kleid, und ich brauche den Italienerinnen kaum zu sagen, daß Miß C . . . eine blendend weiße Haut hatte, denn nur eine solche kann das Grün vertragen. Doch welche Frau kennt nicht besser als Titian selbst in ihrer Toilette die Wirkung der Farben? Fröhlichen Sinnes empfahl ich mich, da mein Pferd vor der Thüre auf mich wartete, und so endigte unser sehr unschuldiges Tete a Tete.

„Diese beiden jungen Engländerinnen waren durch Geburt, aber nicht durch Geschmack verschwistert. Die jüngere liebte die Reisen auf dem Kontinent, und die pariser Theater und Bälle; die ältere ihr Vaterland und seine Nebel mehr noch als die malerischen Gegenden der Schweiz und die reizvollen Landschaften Italiens. Die Eine spielte das Piano und die Harfe; die Andere liebte die Musik nicht, aus Mangel an Ohr, wie sie mit liebenswürdiger Offenherzigkeit gestand. Sie sagte mir eines Tages als Kompliment, sie studire das Italienische, um die Musik zu ersetzen. Die jüngere dagegen hielt sich bloß an die französische Sprache. Diese hatte mehr Zurückhaltung und Ernst in ihrem Benehmen; jene zog durch ihre Bewegungen und ihre Unterhaltung mehr an. Beide ritten und zeichneten mit gleicher Vorliebe. Man hätte von ihnen sagen können, daß sie sich in das Reich der Liebenswürdigkeit getheilt hatten, wie einst die römischen Kaiser in die Weltherrschaft. Vielleicht war Dieß unter den Schwestern eine stillschweigende Uebereinkunft, um sich bei ihren künftigen Heirathen nicht im Lichte zu stehen, und den Freiern eine Verschiedenheit in der Wahl zu bieten. Die jüngere schien für einen Engländer geschaffen, der auf dem Kontinent gereist war, die ältere für einen Engländer, der seine Heimath nie verlassen. Beide waren jedoch liebenswürdig, jede in ihrer Art, und wenn ich verurtheilt würde, auf eine von beiden zu verzichten, würde ich diejenige wählen, die am meisten den Kontinent liebt.

„Ich zeichnete diese beiden Porträte, um einen Begriff von einer Klasse der Gesellschaft in England zu geben, welche die aufgeklärteste, gastfreundschaftlichste, wohlthätigste und tugendhafteste bildet und unvergleichlich zahlreicher ist, als in irgend einem Lande der Welt: sie ist es, aus der so zu sagen, das Herz der Nation besteht."

Graf Pecchio hat es sich zum Zwecke gemacht, mehr die Basis, als die Spitze der gesellschaftlichen Pyramide in England kennen zu lernen, wie er sich ausdrückt, und verschmäht es deßhalb auch nicht in tiefere Sphären hinabzusteigen.

„Eines Tags, erzählt er, wandelte mich die Lust an, eines der Wirthshäuser zu besuchen, die nahe der Londonerbrücke in einer Straße, die zur Themse führt, zu finden sind. Ich wollte hier sehen, wie das Leben auf festem Lande meinen schweigsamen und ernsten Gefährten zusagen mochte, mit denen ich acht Monate lang zur See gewesen war. Wie verändert fand ich meinen Freund Jack (die allgemeine Matrosenbenennung), seitdem ich ihn nicht mehr gesehen hatte. Ich hörte hier nichts als lustigen Lärm, Geschrei und Gesang. Das Erdgeschoß des Hauses, das ich betrat, war mit Tabaksqualm erfüllt, der Anfangs meinen Augen die darin sitzenden Gestalten entzog. Ich hatte kaum Platz genommen, als Einer von ihnen mit unsicherem Schritt, schwankend wie ein Schiff im Sturm, mit mahagonibraunem Gesicht, auf mich zukam und mir seinen Grog bot. Ich zögerte nicht ihm Bescheid zu thun; allein der zinnerne Becher, aus dem mein edelmüthiger Freund trank, war leer, und der gute Bursche hatte es nicht gemerkt. In einer Ecke der Stube saß eine Gruppe von ihnen, ein Seelied singend, dessen Refrain war: „Haul away, yoe ho, boys." Als dieses Lied geendigt war, das sie stehend und in ihre ledernen Hände klatschend sangen, begann eine andere Gesellschaft ein anderes Lieblingslied: „Hearts of oak;" zu donnern. Mittlerweile kam ein herumziehender Fiedler herein, der einen Reel, eine Art schottischen Tanzes aufspielte, der bei den untern Volksklassen in England sehr beliebt ist, und wozu man nichts als Kraft und Schnelligkeit der Füße braucht, keineswegs aber Zierlichkeit und Anmuth in den Bewegungen. Die Geige hatte kaum ihre raunzende Stimme vernehmen lassen, als, wie auf ein Signal zum Kampfe, Alle aufsprangen, und ihre Beine umherzuwerfen, denn ich kann nicht sagen, zu tanzen begannen. Um diesem Fersensturme zu entgehen, eilte ich die Stiege hinauf, und trat in ein anderes Gemach, wo ich ein anderes Bild im Geschmacke Teniers sah, nur konnte ich aus den gleichmäßigeren und hübscheren Anzügen abnehmen, daß ich mich unter Matrosen von der königlichen Flotte befand. Sie sangen das schöne Nationallied: „Rule Britannia." — Matrosen, wahre Eichenherzen (Hearts of oak) wenn zur See, sind von Butter in der Kneipe, und großmüthig wie Cäsar selbst. Die Gesichter der englischen Seeleute haben nicht jene glatten blühenden Wangen, die diesem Klima eigenthümlich sind, noch haben sie die hohe und klumpige Gestalt der englischen Pächter. Ihre Gesichter sind bronzefarbig, oder um es mit einem sehr bezeichnenden englischen Worte zu sagen: „weatherbeaten," verwittert. — Gewöhnlich sind sie von mittlerer Größe, aber breitschulterig; von proportionirten und sehnigen Gliedmaßen, sind sie in ihren Bewegungen ungezwungen und behend. In ihrem Gange läßt sich Vertrauen auf ihre Kraft und die Entschlossenheit eines tüchtig erprobten Muthes wahrnehmen. Mit einer Gleichgültigkeit, die ihnen natürlich ist, sieht man sie die Straßen hinwandeln, als seyen Städte nicht für sie gebaut, oder als seyen sie Leute, die schon andere wunderbarere Dinge gesehen, denn eine Stadt. Ihre weiten Hosen, offenen Jacken mit umgeschlagenen Hemdkragen, runden Hüte oder faltigen Kappen, kurz ihr ganzer Anzug trägt dazu bei, sie noch rühriger, ungezwungener und sicherer in ihren Bewegungen zu machen. Bekanntlich tragen sie nie Stiefel, da sie sich der Füße wie der Hände gleich gut bedienen; sie sind vierhändig oder vierfüßig, wie es ihnen beliebt. Ihre Augen sind nicht feurig, aber drücken Unerschrockenheit aus und lassen das Eichenherz in der Brust errathen. Ihre Gesichtszüge sprechen Verstand aus, und tragen das Gepräge der Offenherzigkeit

und des Edelmuthes: wenn man sie sieht, möchte man wohl sagen, daß solch ein Gesicht nie gelogen haben könne."

(Schluß folgt.)

Die Gefangenen in Ham.

(Fortsetzung.)

Der Lauf dieses Gespräches führte uns auf die Julusereignisse. Herr von Peyronnet erzählte mir, daß er am 30 mit einem Kammerherrn und in einem Hofwagen Trianon verlassen habe, um sich nach Rambouillet zu begeben; vor dem Schlosse angekommen, habe er nicht einmal hineingehen wollen, sondern seinen Weg allein, in engen Schuhen und seidenen Strümpfen fortgesetzt, in der Absicht nach Chartres zu gehen, und dort den König zu erwarten, der sich wie allgemein die Rede ging, mit dem Heere dahin begeben wollte. „Denken Sie sich," sagte er, „welche Besorgnisse mich bestürmen mußten, als ich allein, mitten in der Nacht, unter einem Baum saß, und mich den herzzerreißendsten Gedanken hingab." — Ja, ich begriff die qualvollen Gefühle, die diesen Wanderer überwältigen mußten, der mit dem Stocke in der Hand in der Nacht umherirrte; er, der fünf Tage vorher noch der fähigste Minister von einem der mächtigsten Könige Europa's war. „Dieß war es nicht allein," fuhr er fort, indem er meine Gedanken zu errathen schien, und sie mit einem leichten Lächeln erwiderte; „ein wenig zerstreut, wie Sie sich denken können, hatte ich den Weg verfehlt, und nach einem dritthalbstündigen unnützen Umherirren befand ich mich bei Tagesanbruch wieder auf der Höhe von Maintenon, wo ich das Bedürfniß fühlte, einen Augenblick auszuruhen, wobei ich Nachrichten wie es mit dem Heere stehe, abwarten wollte. Endlich nach langem vergeblichen Harren vernahm ich, ich weiß nicht war es Sinnestäuschung oder Traum, den fernen Schall schmetternder Fanfaren, der allmählich verhallte, und sich wieder erneuerte, was ich den Krümmungen der Straße zuschrieb. Endlich verschwanden diese Klänge ganz mit der Avantgarde, die sie mir angekündigt hatten. Nun nahm ich meinen Stock wieder, und machte mich auf den Weg, um frühzeitig auf der Präfektur von Chartres einzutreffen." — Der Präfekt hatte sich entfernt; ein Volksauflauf auch hier schon die weiße Fahne gestürzt. Die Monarchie Karls X war zu Chartres wie zu Paris nicht mehr.

Und doch war Dieß noch die einzige Hoffnung, die ihn aufrecht gehalten hatte. „Einen Schritt noch, nur noch einen Schritt; sagte Herr von Peyronnet wiederholt: „und ich wäre zu Boden gesunken." Er wendete sich in dem Stadthause von Chartres, das jetzt leer und verlassen stand, und wo er einen Freund zu treffen gehofft hatte, an den nächsten besten, der ihm entgegen kam. „Ich war gekommen, sagte er, in der Hoffnung, daß der Präfekt, den ich sehr gut kannte, noch zu treffen seyn würde, und ich erfahre, daß er abgereist ist, ich bitte um etwas Brod, Wasser und eine Stelle, um auszuruhen, denn ich sterbe vor Hunger und Ermüdung." Drei Gläser Eiswasser waren Alles, was er seit zwei Tagen zu sich genommen hatte. Man erquickte ihn mit Brod, Erdbeeren und ein wenig Wein, ohne ihn zu erkennen; man wäscht ihm seine blutrünstigen Füße, und bereitet ihm eine Liegerstätte. Der Mann, den einige Monate zuvor ein König angeflehet hatte, ist der Gnade eines unbekannten Bedienten überlassen. Es ist ein erhabenes und furchtbares Ding um die Geschichte!

Graf Peyronnet hatte kaum drei Stunden des Schlafes genossen, als man ihm einen Offizier meldete, der ihn zu sprechen wünschte. Man denke sich seinen Schrecken — ein Offizier, der nach dem fremden Flüchtling fragte, in einer Stadt, wo die weiße Fahne nicht mehr wehte. Man muß schon einmal vor der Wuth der Parteien geflohen seyn, um den Augenblick eines solchen Erwachens zu begreifen. Der Offizier hatte von dem Unglück eines Mannes reden gehört, der ein Asyl gesucht, und kam nun, um seinen Rath, einen Zufluchtsort und vielleicht auch einige Unterstützung, insofern es ihm seine beschränkten Vermögensumstände erlaubten, einem Unglücklichen anzubieten; denn von dem Schicksale und dem Stande des Herrn von Peyronnet wußte er noch nichts. Der Graf hörte ihn an. „Bevor Sie Ihr ganzes Lebensglück um einer rein wohlthätigen Handlung willen, die Sie ins Verderben stürzen kann, auf das Spiel setzen, müssen Sie erfahren, wer ich bin. Ich pflege nie Zweifel in die Ehre eines Mannes zu setzen, der einen Degen trägt, und ich weiß, daß mein Geheimniß in der Brust eines französischen Offiziers sicher bewahrt ist; allein Ihre Theilnahme an meinem Unglücke könnte für Sie nicht ohne Gefahr seyn. Ich heiße Peyronnet."

Der Offizier drückte die Knie, die Hände des Grafen, und erwiderte: „Wohlan, die Zeit gebietet Eile und ich will Sie retten." — Eine würdige Frau wurde ins Geheimniß gezogen; sie bereitete mit eigenen Händen eine Mahlzeit, deren Hr. von Peyronnet so sehr bedurfte; ein Wagen stand Abends in Bereitschaft, und das gute Geschick verschaffte ihm einen noch auf keine bestimmte Person ausgestellten Paß, den er nun selbst ausfüllte, nachdem er die Unterschrift des Namens, den er sich beilegen mußte, sorgfältig studirt, auf ein Stückchen Papier übertragen und in seiner geheimsten Tasche verborgen hatte; wohl mußte er ohne Zweifel nachdenklich lächeln bei dem Gedanken, daß eine Urkunden-Fälschung, selbst aus der Feder eines Siegelbewahrers unsträflich seyn konnte. Abends neun Uhr geleitete ihn der Offizier und die Dame, die den Tag über alle Sorgen für ihren Schützling getheilt hatten, aus der Stadt. Ein Zufall hätte beinahe die Ausführung ihres Planes verhindert. Der Schlüssel der Remise, wo der Wagen stand, der für Hrn. von Peyronnet gekauft worden war, reichte allein nicht hin, das Thor zu öffnen, das noch durch ein starkes Vorlegschloß verschlossen war; nicht ohne Furcht einer Entdeckung mußte man es erbrechen, um den für die Reise unentbehrlichen Wagen herauszuschaffen. Eine Viertelstunde nachher nahm Hr. von Peyronnet mit Thränen in den Augen von seinen Rettern Abschied, und auch mit Thränen in den Augen erzählte er uns diesen Zug von Edelmuth.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Fürst in Indien.

(Aus dem Briefe eines französischen Offiziers.)

Bagdad, im December 1830.

Seit meiner Abreise aus Bagdad durchwanderte ich viele Länder, ohne irgend einen Ort zu meinem bleibenden Aufenthalte zu wählen, oder eine Verwendung zu finden, wie sie meinem Geschmacke zusagte. Bei meiner Ankunft zu Agra war ich angenehm überrascht, hier einen katholischen Bischof zu finden, der mich ganz im Geiste der christlichen Bruderliebe mit der uneigennützigsten Gastlichkeit aufnahm. Nachdem ich einige Tage der Ruhe gepflogen hatte, nahm ich, mit Empfehlungsbriefen von diesem würdigen Seelenhirten versehen und in seinem Palankine, meinen Weg nach der Stadt Sirdhana, dem Hauptort eines im Mogol gelegenen Fürstenthums, dessen Entstehung sich erst aus neuerer Zeit herschreibt, und über das ich hier Einiges mittheilen will.

Dieses Fürstenthum wurde von dem Groß-Mogol einem Offizier oder vielmehr einem deutschen Abenteurer verliehen, der sein Vaterland verlassen hatte, um in den Staaten dieses Fürsten sein Glück zu suchen. Es gelang ihm, so sehr die Achtung und das Vertrauen des Kaisers zu erlangen, daß er zuletzt den Oberbefehl über sämmtliche Truppen des Reichs erhielt. Zum Lohne für seine geleisteten Dienste wurden ihm mehrere Dörfer verliehen, die gegenwärtig das Fürstenthum Sirdhana bilden. Der Feldherr des Groß-Mogols hatte indeß eine heftige Leidenschaft für eine junge Bajadere aus Kaschmir gefaßt, die er mit sich auf seine neuen Besitzungen nahm, und da er bei ihr ein edles Herz, einen ausgezeichneten Verstand und Eigenschaften fand, die weit über ihr niedriges Gewerbe erhaben waren, so ließ er sie von einem Franziskaner, der sich als Missionär in diesen Gegenden aufhielt, im Christenthum unterrichten, und nahm sie zu seiner Gemahlin. Sie empfing in der Taufe den Namen Maria.

Die Zertrümmerung des mogolischen Reichs erfolgte, und der deutsche General zog sich auf seine Besitzungen zurück, wo er, von dem Feinde angegriffen, an der Möglichkeit eines Widerstandes verzweifelnd, Hand an sich selbst legte. Die Fürstin Maria aber bewies in dieser äußersten Noth einen wahrhaft bewundernswürdigen Heldenmuth; sie bestieg einen Elephanten, sammelte die ihr treu gebliebenen Truppen um sich, zog dem Feind entgegen und drängte ihn aus ihrem Gebiete zurück. Der General der Engländer ließ sich endlich zu einem Vertrage mit ihr bewegen, gemäß dessen sie nun seit vierzig Jahren schon ihren kleinen Staat beherrscht.

Die Fürstin von Sirdhana ist unabhängige und unbeschränkte Gebieterin in ihrem Lande, dessen Gesetzbuch noch dasselbe ist, wie es vormals in dem mogolischen Kaiserthume bestand. Die indirekten Auflagen werden von der Fürstin nach billigem Ermessen bestimmt. Die Eigenthümer liegender Gründe sind nach den Gesetzen des Landes verbunden, die Hälfte des Bodenertrages als Steuer zu entrichten. Die Einkünfte von Sirdhana belaufen sich auf ungefähr zehn Lac Rupien (2,500.000 Fr.). Außerdem besitzt die Fürstin noch mehrere Paläste, großes Grundeigenthum, und einen Schatz, dessen Betrag man nicht kennt. Die Fürstin hat keine Kinder und ist jetzt in die 90 Jahre alt. Es steht ihr frei, nach Belieben über ihren kleinen Staat zu verfügen, wenn sie aber ohne Bestimmung eines Erben Todes verfährt, so werden ihre Besitzungen mit dem Gebiete der Engländer in Indien vereinigt. Die bewaffnete Macht von Sirdhana besteht aus sechs (!) Bataillonen Infanterie und einer Schwadron Kavallerie, die nach dem Muster der schweren österreichischen Reiterei bekleidet und bewaffnet ist, und aus einem Bataillone Kanoniere. Ein Hindu mit dem Range eines Obristen befehligt die Infanterie und ein italienischer Offizier die Reiterei; Letzterer ist zugleich auch Staatsrath und Kriegsminister. Es befinden sich in Sirdhana auch noch vier andere europäische Offiziere, die theils im Dienste der Fürstin stehen, theils in Ruhestand versetzt, von ihrer Besoldung leben.

Sirdhana, die Hauptstadt des Fürstenthums, liegt in einer Ebene zwischen dem Ganges und Dschemnah, 140 Stunden von Agra und 12 bis 15 von Delhi; sie ist mit alterthümlichen Mauern umgeben, die ungefähr eine Stunde im Umfange haben. Der Boden der Umgegend ist sehr fruchtbar und bringt herrliches Obst und Gemüse hervor. Die Bevölkerung besteht aus ungefähr 6000 Einwohnern, von denen der größte Theil katholisch ist; die übrigen sind Moslimen oder Heiden; es herrscht vollkommene Gewissensfreiheit. Der Kapellan und Almosenier der Fürstin Maria ist Pater Cajetan, ein sicilianischer Missionär aus dem Orden des heiligen Franziskus. Dieser gute Pater befindet sich in einer sehr vergnüglichen Lage, führt aber ein musterhaftes und erbauliches Leben, und genießt allgemeine Achtung und Verehrung. Er steht unmittelbar unter dem Bischofe von Tibet, der seinen Sitz zu Agra hat. Die Fürstin hat außerhalb der Stadt eine Kirche bauen lassen, die unbestreitbar die schönste und reichste in ganz Asien ist. Sie hat die Form eines rechtwinkeligen Parallelogrammes. Zwei Säulenreihen theilen sie in drei Schiffe. Der Altar ist von Marmor und mit kostbaren Steinen geziert. Die Hauptseite der Kirche ist von verschwenderischer Pracht. Zwei Pyramiden von erstaunlicher Höhe stehen in einiger Entfernung von den Ecken der Vorderseite und vermehren die Ueberraschung des Fremden. Die eine dient als Glockenthurm, in der andern befindet sich eine Uhr. Die Fürstin hat diese Kirche zu ihrer Ruhestätte ausersehen, und sie mit einer Stiftung von zwei Lac Rupien (500.000 Fr.) zum Unterhalte des Baues und des Gottesdienstes bedacht. Die Fürstin genießt noch einer vortrefflichen Gesundheit, erfreut sich noch der vollen Kraft ihres Geistes, und wird von ihrem ganzen Volke sehr geliebt und verehrt.

(Schluß folgt.)

Die Affen in einer indischen Pagode.

(Aus Tyermanns und Bennets Reisen.)

Die Vorhallen und Hofräume des Tempels der Dourga zu Benares sind weit belebter als andere Gebäude dieser Art, und zwar durch die Menge und Geschäftigkeit von Affen, die sich hier aufhalten, und wie die Sage geht, bei Eröffnung dieses Heiligthums schaarenweise herbeidrängten, was die Erbauer der Pagode natürlich als eine glückliche Vorbedeutung ansahen. Im Innern der Höfe stehen mehrere große und sehr alte Bäume, von denen einige ihre Zweige sogar noch weit über die Mauern hinaus erstrecken. In ihren Zweigen, auf dem Dache des Tempels und auf den Säulengängen, welche die Einfassung des Gebäudes bilden, erblickt man ganze Schaaren dieser unruhigen Thiere, die fast gezähmt sind, sich wie zu Hause glauben, und von ihrer vollkommenen Ungestraftheit überzeugt, sich alle Arten loser Streiche erlauben. Einige alte und ernsthafter gewordene Affen sitzen ruhig auf ihren Plätzen und sehen den Sprüngen ihrer jüngern Gefährten zu; oder ihnen schauen andere mit nicht weniger gespannter Aufmerksamkeit auf Gaukteleien ernsterer Art herab: die Priester und Anbeter der Dourga, welche die Waldmenschen vielleicht für ihres Gleichen halten, bringen ihrer Göttin Blumen und Laubkränze zum Opfer, vergessen aber auch nicht die Affen des Tempels, denen sie als schmackhaftere, aber nicht minder angenehme Gaben allerhand Naschwerk bringen. Es machte uns viele Unterhaltung, die mütterliche Sorgfalt zu beobachten, mit der die Weibchen ihren Kleinen pflegten, und da diese Bewohner der Tempelhöfe keineswegs scheu sind, so konnten wir uns ihnen hinlänglich nähern, um genau jede ihrer Bewegungen zu beobachten. Einige Mütter hatten Junge, die erst einige Tage alt waren, andere gaben ihrer kleinen Brut die für ihren künftigen Beruf nöthige Erziehung; alle aber versahen diese Pflichten mit ungemeiner Liebe und Wachsamkeit, und hielten ihr Junges stets so nahe, daß sie es sogleich mit der Hand erreichen konnten, nie aber ließen sie es aus dem Auge. Wenn der kleine Affe sich in den Zweigen eines Baumes schaukelte oder längs dem Mauerrande seine Kapriolen machte, und dabei zu weit sich entfernen wollte, so streckte die Mutter sogleich die Hand aus und faßte ihn beim Schwanze, oder wenn er ihr entschlüpfte, bei einem Beine und zog ihn sanft zurück. Bei dem geringsten Lärm drückte sie ihn sogleich an ihre Brust; der Säugling suchte dann mit dem Munde die Brust, und hielt sich fest mit Händen und Füßen an den Leib seiner Mutter anklammert, während sie einen Baumstamm erkletterte oder sich auf die äußerste Spitze eines Zweiges flüchtete. Oft bockten sich die kleinen Affen auf den Rücken ihrer Mütter, dann verließen sie ihn wieder, sprangen oder legten sich nieder, auf einen Laut, einen Wink oder eine Grimasse, die sie von der Mutter vernahmen; man hätte glauben mögen, daß diese die Bewegungen ihres Jungen durch eine Reihe wohlverstandener Zeichen leite.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 37. 6 Februar 1833.

Der Italiener in London.

(Schluß.)

„In England ist die Zeit eine Rente, ein Schatz, eine kostbare Waare. Die Engländer sind nicht geizig mit ihrem Geld, aber äußerst geizig mit ihrer Zeit. In ihren Bestellungen z. B. beobachten sie eine bewunderungswürdige Pünktlichkeit. Sie ziehen ihre Uhr aus der Tasche, richten sie nach der ihres Freundes und finden sich genau zur bestimmten Minute an Ort und Stelle ein. Die englische Aussprache selbst scheint erfunden, um Zeit zu ersparen; sie verschlucken die Buchstaben und lispeln nur die Worte. Voltaire hatte wirklich recht, wenn er sagte: „Die Engländer gewinnen am Tage zwei Stunden mehr als wir, indem sie ihre Sylben verschlucken.“ Die Engländer machen wenig Komplimente, weil Dieß mit Zeitverlust verbunden seyn würde; ihr Gruß besteht in einem Kopfnicken, oder höchstens in den vier kurz abgebissenen einsylbigen Worten: „How d'ye do?“ — Die Endzeilen ihrer Briefe drücken stets mehr Einfachheit als Umständlichkeit aus; es heißt nicht bei ihnen: „ich habe die Ehre die Versicherungen meiner tiefen Verehrung und ausgezeichneten Hochachtung zu wiederholen, mit der ich Eurer Lordship unterthänigst gehorsamster und treuergebenster Diener u. s. w.; sie haben kurzweg „die Ehre zu seyn.“ Ihre Sprache selbst ist voll Geschäftstheile; sie besteht größtentheils aus einsylbigen oder in Eines zusammengezogenen Worten; die große Menge der Monosyllaben sieht einer Schreibverkürzung, einer Art Schnellschrift gleich. Die Engländer sprechen wenig, wahrscheinlich aus Zeitersparniß, und es ist daher natürlich, daß eine Nation, die auf die Zeit den höchsten Werth legt, auch die besten Zeitmesser erfunden haben muß, und daß Jedermann, selbst die ärmsten Leute mit Uhren versehen sind. Die Postwagenführer haben Chronometers, die achtzig Pfund Sterling kosten, weil sie genau darauf sehen müssen, nicht fünf Minuten später, als bestimmt ist, anzukommen. Am Orte ihrer Bestimmung haben sich bereits Verwandte, Freunde und Dienstboten versammelt, um die Reisenden und ihr Gepäck in Empfang zu nehmen. Bei einer so komplizirten Maschine wie England ist es nöthig, daß jedes Ding mit pünktlicher Genauigkeit geschehe, soll nicht eine verderbliche Unordnung entstehen.“

Des Aufenthaltes in London, wo der Graf seine Löwenrolle zu Ende gespielt, überdrüssig geworden, machte er endlich einen Abstecher nach Yorkshire.

„Bei einem Ausflug, den ich ohne bestimmte Absicht in der Gegend unternahm, bemerkte ich, daß eine Menge Menschen einen besondern Weg eingeschlagen hatten, und ich beschloß, diesen Leuten zu folgen. Ich hatte es nicht zu bereuen, denn dieser lange Zug von Wanderern führte mich nach einem Dorfe, Namens Eislington, drei englische Meilen von York, wo gewisse Festlichkeiten vor sich gehen sollten. Das Dorf ist bloß von Landleuten und Pächtern bewohnt. Alle Einwohner standen gruppenweise in der Mitte einer breiten Straße. Unter den Hausthüren sah man Niemand, als die alten Weiber, in ihrem besten Anzug, und die Gesichter von der Freude, die sie belebte, und dem Lobe, das ihnen für den herrlichen Plumpudding dieses Tages gespendet worden, um zehn Jahre verjüngt. An einem Festtage in meiner Heimath würde man auf eine Meile in die Runde das Geschrei und Getümmel vernommen haben, die den Ausdruck italienischer Fröhlichkeit bilden, welche durch sich selbst in Flammen auflodert und ohne Beihülfe des Weines, bloß durch die Zusammenkunft von Menschen erzeugt wird. Dort würde man Schaaren junger Leute begegnen, die in Chören singen, das Auge voll Feuer und auf den Hüten, gerade über dem einen Auge, die Hahnenfedern; mit einer etwas theatralischen Manier, als wollten sie die ungerechten Vorurtheile Lügen strafen, mit denen die Stadtbewohner geringschätzig auf das Landvolk herabzublicken pflegen. Ganz anders war Dieß in Eislington. Bis zu diesem Augenblick herrschte überall Ordnung, Ruhe und gegenseitiger Anstand. Plötzlich ließ sich einiges Geschrei vernehmen, und ich sah die Volksmasse sich in zwei Reihen öffnen, und in der Ferne acht oder neun Landleute mit Schubkarren nach einem aufgesteckten Ziele rennen. Dieß war der Anfang der olympischen Spiele von Eislington. Zunächst kam eine Art Taucherwettkampf. Bei diesem Spiele schloß man einen Kreis um eine große Wasserkufe, die in der Mitte der Straße aufgestellt war. Auf den Boden derselben waren einige Geldstücke geworfen worden, und eine Anzahl Knaben bis auf die Lenden entblößt, harrte des Zeichens, sich über Kopf und Ohren, die Hände auf den Rücken gelegt, in die Kufe zu tauchen, und mit dem Munde die hineingeworfenen Münzen herauszuholen. Die drolligen Gesichter, welche die Jungen schnitten, wenn sie

halberstickt die Köpfe aus dem Wasser zogen, ohne den Preis herausgefischt zu haben, gaben den Umstehenden viel zu lachen.

„Nachdem das Taucherspiel zu Ende war, erhob ich zufällig meine Augen und sah an einem Wirthshause einen neuen Sattel und Zaum und zwei Hüte aufgehangen, woraus ich schloß, daß noch eine Art Turnier oder sonst ein epischer Kampf vor sich gehen würde. Meine Erwartung hatte sich nicht getäuscht. Bald sah ich vier Pächterspferde, von eben so vielen vierschrötigen Jungen geritten, an der Stelle ankommen, von wo aus das Rennen beginnen sollte. Die Wahrheit zu sagen, standen sowohl Reiter, als Sättel und Pferde weit unter Denen, die ich wenige Tage vorher auf dem Pferderennen in New-Market gesehen hatte; doch waren sie auch nicht so schlecht, um in ihnen Karrikaturen zu finden. Ich konnte daher eben so wenig als die übrigen Zuschauer meine Theilnahme zurückhalten, und machte mich bereit, dem Sieger meine Bewunderung zu zollen. Kurz, nach einem scharfen Galeppe von zehn Minuten kamen die Renner nach einander an, und das siegreiche Pferd wurde mit demselben Zuruf, wie bei den großen Pferderennen empfangen, und an den Ort geführt, wo die Richter saßen.

„Ich begab mich nachher in ein Wirthshaus, wo das Gedränge etwas dichter war, als bei den übrigen. Fünfzehn oder zwanzig Pächter saßen hier mit ihren schneeweißen irdenen Pfeifen und hatten ihre zinnernen Becher mit Wachholderbranntwein und Wasser gemischt vor sich. Ich nahm unter ihnen Platz; allein sie waren entweder ungemein in die Erörterungen über den Ausgang des Pferderennens vertieft, oder hielten mich für einen gewöhnlichen Gast des Wirthshauses, denn Keiner warf auch nur einen Blick befremdeter Neugier auf mich. Ein Metzger trat endlich herein und erzählte, daß ein kleines Pferd von ihm das Unglück gehabt habe, auf der Rennbahn ein Bein zu brechen. Er hatte die Geschichte seines Mißgeschickes mit kläglicher Stimme vorzutragen begonnen, um das Mitleid der Zuhörer zu gewinnen; als er aber bemerkte, daß dieselben mehr geneigt waren ihn auszulachen, als zu bedauern, fing er an mit einem vollen Glas Wachholderbranntwein sich selbst Trost zuzusprechen, und indem er gleich dem römischen sterbenden Fechter eine heldenmäßige Miene annahm, betheuerte er, daß nicht das Geld es sey, was ihn schmerze, sondern das gute Thier selbst, das er für sein Leben gern gehabt habe. Dieser Vorfall, die Wetten und „die Geister, die selbst den Stummen Worte geben," machten die Pächter so gesprächig, daß meine Ohren in einer Fluth von Worten schwammen; ich sage in einer Fluth, denn ich konnte von ihren Gesprächen nur hie und da ein Wort verstehen. Obgleich ich ziemlich gut Englisch kann, so war ich doch der Sprache nicht so mächtig, um die Mundart von Yorkshire zu verstehen, die eine der verdorbensten in England ist. Diese Unterhaltung machte einen sonderbaren Eindruck auf mich; denn da ich nur unzusammenhängende Worte verstand, so war mir, als lese ich in einem Wörterbuche. Nur wenige von den Sprechern konnten den Schwerpunkt finden, als sie sich auf die Beine machten; sie schwankten rechts und links, aber gleich dem berühmten Thurm von Bologna, neigten sie sich sehr nach einer Seite und drohten jeden Augenblick zu fallen, fielen aber doch nicht. Was mich am meisten Wunder nahm, war, daß so sehr auch ihre Beine strauchelten, doch ihr Witz nicht aus dem Gleichgewicht kam.

„So verstrich der Abend bis gegen eilf Uhr, wo die Gesellschaft aufbrach und ich daran dachte, nach York zurückzukehren. Wie köstlich ist in England ein Spaziergang im Mondschein, ohne im Mindesten fürchten zu dürfen, auf einen Räuber zu stoßen, der eine empfindsame Seele um Uhr oder Börse leichter macht! Ein anderes Vergnügen besteht darin, die Landstraße verlassen, und seinen Weg durch weiche Wiesen nehmen zu dürfen. Ein drittes nicht minder angenehmes Vergnügen, besonders für müde Glieder ist es, zu Hause anzukommen und in einer kleinen Wohnung, die aus Schlafgemach und Wohnzimmer besteht, alle Behaglichkeit und Ruhe zu finden, die zu ihrer Zeit weder der Marquis von Carabas auf seinen Erbgütern, noch der gute König von Yvetot in seinem Palaste fanden.

Die Gefangenen in Ham.

(Fortsetzung.)

Zuletzt kamen wir auch auf den Augenblick seiner Verhaftung zu sprechen, die nur durch eine Handlung gefälliger Güte herbeigeführt wurde. Herr von Peyronnet hatte mit Postpferden kaum eine Stunde zurückgelegt, als ein Mann auf einem stätigen Pferde ihn anrief, mit der Bitte, ihn bis zur nächsten Station in seinem Kabriolet mitzunehmen. Es war ein Handelskourier, der sich verspätet hatte, und sich für einen verlornen Mann betrachtete, wenn er nicht zu bestimmter Zeit in Bordeaux eintreffe. Gerührt von seiner Lage, willfahrte der Graf seiner Bitte, und gab auch auf der nächsten Station nicht zu, daß der Fremde seinem Versprechen gemäß aussteigen sollte. Ungestört gelangte er so mit seinem Reisegefährten bis auf die Anhöhe vor Tours, von wo aus der Graf in der langen Straße, die sich von dort bis an den Fuß des gegenüberliegenden Berges erstreckt, eine zahllose Volksmenge durcheinander wogen sah. Um weniger Verdacht zu erregen, hielt er es für klug, sich zu Fuß durch diese Volksmasse zu drängen und stieg unter dem ganz natürlichen Vorwand einen Augenblick sich ergehen zu wollen, aus dem Wagen. Unverzagt drängte er sich durch die verschiedenen Menschengruppen, die über die Ereignisse in Paris in voller Bewegung waren; schon war er durch sie hindurchgekommen und hatte sogar mit einigen Schildwachen gesprochen, schon lag die Stadt hinter ihm, und er näherte sich dem Orte, wo er wieder ins Kabriolet steigen wollte, als er einige Reiter der Nationalgarde ihm nacheilen sah, die ihm Halt zuriefen. Obgleich sie ihm schon ganz nahe waren, so beschleunigte er deßhalb doch weder seine Schritte, noch ging er langsamer, sondern schlenderte mit der Sorglosigkeit eines Spaziergängers dahin, und that gar nicht, als ob der Zuruf an ihn gerichtet sey. Unverweilt holte man ihn ein. Der Reisegefährte Peyronnet's war von der Menge angehalten worden, und hatte nicht geläugnet, daß er nicht allein gewesen sey. Der Graf war gerettet, wenn sein Gefährte auf den Einfall gerathen wäre, eine unschuldige Lüge zu sagen, der seine Papiere und sein Geschäft so viele Wahrscheinlichkeit gaben;

und ohne Zweifel würde er sich auch dazu verstanden haben, wenn er in das Geheimniß eingeweiht gewesen wäre, das eine übertriebene Klugheit ihm verborgen hatte. Die unruhige Neugier des Volks wurde auf den Reisenden gelenkt, der sich entfernt hatte und die Reiter der Nationalgarde holten ihn jetzt ein, und führten ihn auf das Stadthaus, wo dreißig Menschen, aufmerksam auf die kleinste seiner Bewegungen, ihre argwöhnischen Blicke auf dem Fremden gerichtet hielten. Nur Ein Geschrei erscholl in und außer dem Hause. Der geheimnißvolle Mann, der aus dem Kabriolet gestiegen war, um die Straßen einer von Volkstumult bewegten Stadt zu Fuß zu durchwandern, mußte Pevronnet oder Polignac seyn. Allein die Unverzagtheit, die der Gefangene in seinen Worten zeigte, die unerschütterliche Kaltblütigkeit, die ihn nicht einen Augenblick verließ, die gewöhnliche Ruhe auf seinem sanften, aber ernsten Gesichte, die scheinbare Richtigkeit seines Passes, Alles trug dazu bei, einen so oberflächlichen Verdacht zu widerlegen. Schon war man im Begriff, ihn zu entlassen und einige Entschuldigungen an ihn zu richten. Zehn Personen, die behaupteten, die Minister gar wohl zu kennen, hatten ihn nicht erkannt, und Pevronnet ist geneigt zu glauben, daß sie ihn nicht erkennen wollten. Endlich wartete man nur noch, bis sich die Volksmasse etwas verlaufen haben würde, um ihn ungehindert seine Reise fortsetzen zu lassen, als plötzlich noch Jemand ihn zu sehen verlangte. Er tritt ein, betrachtet den Unbekannten und sagt zu dem Offiziere gewendet: „Es ist nicht Hr. von Polignac, aber Hr. von Pevronnet ist es.“ Die Sache war nun entschieden.

(Schluß folgt.)

Ein deutscher Fürst in Indien.

(Schluß.)

Diesem Berichte des französischen Offiziers fügen wir hier noch bei, was englische etwas davon abweichende Mittheilungen über dieses Fürstenthum melden. In dem „East-India Gazeteer“ liest man:

„Sirdhana, eine Stadt in der Provinz Delhi und Residenz der berühmten Begom Somru, liegt unter 29° 12′ n. B. und 77° 51′ d. L. und ungefähr 17 (englische) Meilen von Delhi. Sie ist die Hauptstadt eines kleinen Fürstenthums, das 20 (englische) Meilen lang und 12 Meilen breit, von dem Redscheff Khan dem Somru verliehen wurde. Bei dem Tode Somru's, im Jahre 1777, wurde die Herrschaft von Sirdhana der Begom, seiner Wittwe, übertragen, unter der Bedingung, drei Bataillone stehende Truppen zu halten. Der eigentliche Name Somru's war Walter Reinhard, der aus einer unbekannten Familie des Kurfürstenthums Trier stammte. Er trat frühzeitig in französische Dienste, wo er sich den Namen Sommer beilegte, ein Wort, das die Bewohner von Hindustan Somru aussprechen. Späterhin nach Bengalen gekommen, diente er unter den Schweizertruppen von Calcutta. Zwei Monate nachher entfloh er und erreichte die obern Provinzen, wo er einige Zeit als gemeiner Reiter unter den Truppen des Sefdar Dschenq, Nababs von Nude, Vater des Dschuja und Dowlah, diente. Hierauf verließ er auch diesen Staat wieder und irrte eine Zeit lang umher, bis es ihm gelang, sich die Freundschaft eines gewissen Gregors, eines Armeniers, zu erwerben, der bei Cossim Ali, dem Nabab von Bengalen, in großer Gunst stand. Es war um diese Zeit, als er im Jahre 1765 zur Ermordung der englischen Gefangenen in Patna beitrug. Nachher verließ er Cossim Ali, und diente nach einander unter Dschuja und Dowlah, Dschewahir Sing, Radscha Dschats, und unter dem Radscha von Dscheipur, den er gleichfalls verließ, um bei Redscheff Khan Dienste zu nehmen, bei dem er im Jahre 1777 starb.

„Nach seinem Tode erhielt sich sein Infanteriekorps unter dem Namen seines Sohnes und der Zeb ul Nissa Begom, seiner geliebtesten Beischläferin, in Indien besser bekannt unter dem Namen Somru Begom. Da die englischen Eroberungen das kleine Fürstenthum Somru's im Jahre 1803 zu umschließen begannen, wußte sich die Begom mit einer solchen Gewandtheit zu benehmen, daß ihr Gebiet durch Vertrag von der Gerichtsbarkeit der englischen Civilgewalt befreit blieb. Sie besitzt ein beträchtliches Vermögen in baarem Gelde, das größtentheils in den Fonds der englischen Regierung angelegt ist; bis in diese letzte Zeit hielt sie sich größtentheils zu Delhi auf, wo sie unter dem Schutze der englischen Behörden lebte; der Kaiser liebte sie sehr.

„Sirdhana ist eine gut bevölkerte und lebhafte Stadt, mit einem neuen, sehr geräumigen Bazar. Nahe bei der Stadt liegt ein weitläufiges Fort von Erdaufwürfen, in welchem sich das Arsenal der Begom und ein großes hindustanisches Gebäude befindet, wo der Befehlshaber ihrer Truppen wohnt. Den übrigen Raum füllen größtentheils Lehmhäuser aus. Ein kleineres, stärker befestigtes Fort lag unfern von ersterem, ist aber jetzt alt und verlassen. Im Jahre 1820 begann die Begom die Hand des Alters zu fühlen, sie stand damals in ihrem sieben und sechzigsten Jahre, und obgleich sie ihren Palast in Delhi behielt, so lebte sie doch größtentheils in Sirdhana, wo sie ein großes Gebäude in englischem Geschmacke bewohnte. Hinter demselben befanden sich weitläufige Stallungen für ihren zahlreichen Marstall; nordwärts davon befinden sich die mit Verschanzungen umgebenen Kasernen ihrer Truppen. Im Jahre 1824 hatte die Begom einen katholischen Geistlichen als Kapellan. Um diese Zeit ließ sie zu Sirdhana den Bau einer schönen Kirche beginnen. Im Jahre 1827 erschien sie wie die übrigen Fürsten der Provinzen zu Delhi, um dem Lord Amherst ihre Aufwartung zu machen.

„Das Gebiet der Somru Begom kann hinsichtlich des Kulturstandes mit jedem andern Gebiete von Hindustan sich messen, und die englischen Behörden ertheilten im Jahre 1816 der Verwaltung der Fürstin jedes Lob. Sie blieb nach wie vor von jeder Gerichtsbarkeit der englischen Gerichtshöfe befreit.“

Auch Doctor Heber, Bischof von Calcutta, der im Jahre 1824 schrieb, wo er sich zu Merut, einer Stadt der Provinz, 50 englische Meilen nordöstlich von Delhi, befand, erwähnt dieser Fürstin mit folgenden Worten:

„Am 20 December. Ich bemerkte diesen Morgen vor der Thüre des Herrn Fischers, des Kapellans zu Merut, eine Schildwache in rein orientalischem Kostüme, d. h. in Turban und langem Obergewande, aber mit einer Bajonnetflinte bewaffnet, wie unsere Sipaien. Man sagte mir, er gehöre zu dem Regimente der Begom Somru. Diese Fürstin hat die Verpflichtung, alle Tage eine gewisse Anzahl Soldaten als Polizeiwache nach Merut und in die Umgegend zu schicken. Sie wohnt im Mittelpunkt ihres Dschagbirs zu Sirdhana, das ungefähr zwölf Kos von Merut entfernt liegt. Sie ist eine Frau von kleinem Wuchse, feinen Gesichtszügen, feurigen aber boshaften Augen; ihr Antlitz trägt noch Spuren großer Schönheit; sie spricht in der Unterhaltung geläufig und mit vielem Geist; allein nur hindustanisch. Bei den Soldaten und Unterthanen, so wie bei den Bewohnern der umliegenden Bezirke steht sie in großer Achtung, sowohl wegen der Klugheit, die man ihr beimißt, als auch wegen der Tapferkeit, von der sie Beweise gegeben hat; denn im Kriege mit den Mahratten führte sie nach dem Tode ihres Gemahls ihre Truppen mit großer Herzhaftigkeit ins Feld, wobei sie sich mitten im feindlichen Feuer, zu Pferde an der Spitze ihrer Truppen, zeigte. Als Fürstin soll sie indeß sehr tyrannisch verfahren. Da sie willkürlich über Leben und Tod ihrer Unterthanen gebietet, so erzählt man mehrere Beispiele von ihrer Grausamkeit, daß sie Nasen und Ohren abschneiden ließ u. s. w. Man will sogar wissen, daß sie eine Tänzerin, von der sie beleidigt wurde, lebendig in einem unterirdischen Gewölbe einmauern ließ, wo die Unglückliche vor Hunger und Verzweiflung starb. Man fügt hinzu, die Begom habe vor ihren Augen den Eingang vermauern lassen, um gewiß zu seyn, daß man die verhaßte Feindin nicht entkommen lasse, die bei den Dienern und Soldaten des Palastes tiefes Mitleid erregt hatte; ja sie habe sogar ihr Bette über dem Gewölbe aufschlagen lassen, und hier mehrere Nächte zugebracht, bis nichts mehr von den Wehklagen der Unglücklichen zu vernehmen war. Allein man darf dergleichen Erzählungen

der Eingebornen seinen Glauben beimessen. Die Begom bekennt sich übrigens zur christkatholischen Kirche, der auch ihr Gemahl angehörte. Sie hat einen Geistlichen derselben zu ihrem Almosenier, und hat vor unlängst angefangen, zu Sirdhana eine sehr große und schöne Kirche bauen zu lassen, die in Umfang und Architektur der von Merut gleichkommen, wo nicht gar sie übertreffen wird."

Bischof Heber erhielt am 27 December von der Begom ein Geschenk von Früchten, und eine sehr höfliche Einladung, sie in Sirdhana zu besuchen; allein er war verhindert, ihr zu folgen.

Vermischte Nachrichten.

Ueber den frühern und gegenwärtigen Zustand von Bombay enthält der englische „Globe" Folgendes: Vor wenigen Jahrhunderten noch war diese Insel eine bloße Niederlassung von Gärtnern und Bhundaries, die allein wegen der Bereitung des Arrack und des Kokosnußöles bekannt waren. Beide Erzeugnisse versendeten sie nach dem Innern von Indien und tauschten dafür die Blüthe vom Mazagan-Mangos ein, von der sie jährlich einen Tribut nach Delhi senden mußten. Noch vor kaum einem halben Jahrhundert war Bombay zwar eine befestigte Ansiedlung von einiger Bedeutung, stand aber in keinem Vergleiche mit der Wichtigkeit, von der es heutzutage ist. Die ganze Bevölkerung von ungefähr 60,000 Einwohnern bestand aus einigen Hindustämmen und Hindu-Portugiesen, und die Insel wurde fortwährend von mahratischen Seeräubern verwüstet. Die Groß-Jury bestand aus portugiesischen Fazendabesitzern von Mahim, die ihre Bänke mit nackten Beinen und geschornen Köpfen einnahmen, während ihre Söhne die bewaffnete Macht bildeten und auf der Parade mit baumwollenen Mützen auf dem Kopfe erschienen. Die wenigen Civilbeamten jener Tage lebten prächtig mit 50 Rupien des Monats, hatten auf ihre Fußböden von Sevenbaumholz keine Teppiche zu breiten, als eine Lage von frischem Kuhmist, begnügten sich zum Lesen ihrer Briefe mit dem Lichte, das durch Meermuschelfenster fiel und kannten keinen andern Luxus, als das gesunde Schütteln eines plumpen, aber zierlich mit Vorhängen bedeckten Ochsenwagens. Allein die Zeiten ändern sich, und Bombay ist gegenwärtig die Hauptstadt des westlichen Indiens, die dritte im Range unter den Städten der englischen Besitzungen im Orient. Die Zunahme seiner Bevölkerung hielt gleichen Schritt mit der Entwicklung seiner politischen und merkantilen Blüthe, und während benachbarte Städte an Wichtigkeit und Reichthum verloren, nahm Bombay an beiden zu, und zog als ein Mittelpunkt für Spekulationen und Unternehmungen jeder Art den Abenteurer, den Gewerbsfleißigen und den Dürftigen in seinen Bereich. Die Verlegung der Präsidentschaft von Surat und der Verfall von dessen Handel brachte Perser, Banianen und Boras nach Bombay. Der Sturz Tippu's, die Wegnahme der holländischen Besitzungen und der Verfall der portugiesischen Macht hatte gleichen Einfluß auf den Süden. Goa, Cochin und jeder Theil der westlichen Küste sendete Chinesen, Malpas, Malabaren, Holländer und Portugiesen. Die Bezwingung des Peischwah und die Auflösung der vielen Mahratten-Höfe und Heere, füllten Bombay mit Brahminen und Landleuten aus den obern Provinzen, mit Menschen, die das Schwert oder die Feder führten. Der Handel mit Perlen und Teppichen zog Juden und Armenier herbei, und die Nachfrage nach den schönen arabischen Rossen lockte eine dichte und völlig neue Bevölkerung an, in der man neben einander das Gesicht des anmuthvollen und verweichlichten Persers, die kleinen scharfen Züge des Arabers und das wilde, dunkelbraune und haarige Antlitz des Bewohners von Kabul und Kurdistan unterscheiden konnte. Die theilweise Eröffnung des Handels, der reiche Gewinn, den der Opiumhandel abwarf, und die Vergrößerung des Ländergebiets durch das Glück der englischen Waffen im Jahre 1816 vermehrte die Zahl der britischen Einwohner beinahe um das Vierfache. Hierzu rechne man italienische und amerikanische Missionäre, Handwerksleute und Spekulanten des europäischen Kontinentes, verfolgte Christen aus Georgien, ruinirte Familien aus Kaschmir, polnische Grafen, holländische Barone, Malaien, Matrosen, Sklaven, Krämer aus Macao, brasilianische Kaufleute, Schuhmacher aus Canton, Bratwurstmacher aus Peking und die zahllosen Schaaren von Zigeunern, Gauklern, Feuerfressern, Trommelschlägern, Seringenbläsern, Tänzerinnen und Bajaderen, aus jedem Theile Indiens, und man hat eine bunte Bevölkerung von 400,000 Menschen, verschiedener an Vaterland, Religion, Kasten, Sprache, Farbe und Beschäftigung, als irgend eine Stadt der Welt aufzuweisen hat.

•

Das Gift, dessen sich die Indianer am Orinoko bedienen, um ihre Kriegs- und Jagdwaffen damit zu bestreichen, heißt Curare und wird auch bei gastrischen Verstopfungen als Arzneimittel angewendet. Als Herr v. Humboldt zu Esmeralda ankam, sah er gerade eine große Anzahl der indianischen Bevölkerung von einem Ausfluge zurückkehren, den sie angestellt hatten, um die Liane einzusammeln, aus der das Curare bereitet wird. Die Rückkehr der Einsammler wurde durch ein Fest gefeiert, das mehrere Tage dauerte, und wobei sich alle toll und voll tranken. Einer, der weniger berauscht war, als die übrigen, übernahm es, das Gift zu bereiten. Es war der Chemiker des Ortes, der sich auf seine Kunst nicht weniger einbildete, als ein Alchymist, der den Stein der Weisen finden zu können glaubt. Die Liane, deren man sich hiezu bedient, wird Bejuco genannt und scheint eine Art Strychnis zu seyn. Man schabt die Zweige mit einem Messer ab, und die hiedurch gewonnene Rinde wird auf einem Steine, der zum Mahlen der Maniokwurzel dient, zerstampft. Diese faserige Masse wird mit Wasser angefeuchtet, und der Aufguß mittelst eines aus einem Pisangblatte gedrehten Trichters abgesickert und auf einem Palmblatte, das man am Rande ein wenig umgebogen hat, aufgefangen. Aus dieser Absetzerung entsteht eine gelbliche Flüssigkeit, und diese ist das fragliche Gift. Seine eigentliche Kraft erlangt es aber erst, nachdem es in einem großen irdenen Geschirr eine Verdampfung bestanden hat. Um es zu einer festen Masse zu verdichten, mischt man den harzigen Saft eines Baumes bei, der Kiracaguerra genannt wird. In dem Augenblicke, wo man diese Mischung vornimmt, die über dem Feuer geschieht, nimmt die ganze Masse eine schwarze Farbe an und gleicht dann einem dichten Syrup oder Theer. Man kann das Curare ohne Gefahr kosten; gleich dem Schlangengifte wirkt es nur, wenn es sich mit dem Blute vermischt. Die Indianer betrachten es sogar als eine treffliche Magenarznei. Zum Behufe der Jagd vergiften sie damit die Spitzen ihrer Pfeile; aber auch die Hausthiere tödten sie damit, indem sie mit einem damit bestrichenen Messer die Haut derselben aufritzen. Uebrigens bereitet man in Guyana noch aus verschiedenen Pflanzen Giftstoffe.

•

Als Theaterkuriosität führen englische Blätter an, daß die Tänzerin Mademoiselle Celeste in einem Jahre 200mal in dem französischen Spion, 150mal im Zauberschiff, 100mal im stummen Räuber aufgetreten und in 15 andern Stücken gespielt habe, die ausdrücklich für sie geschrieben worden. Sie tanzte in diesem Jahre 600 Tänze, focht 626mal, wechselte 1504mal ihre Theaterkostüme, trat auf acht verschiedenen londoner Theatern auf, und manchmal an einem Abend auf drei verschiedenen Bühnen, hatte dreißig gute Benefices, spielte noch auf 28 andern englischen, drei irelandischen und drei schottländischen Theatern, und machte im Jahre 1832 eine Einnahme von 5120 Pf. Sterl. Während ihrer letzten Vorstellungen in Liverpool mußten aus Mangel an Raum über 5000 Personen abgewiesen werden. In Amerika trat sie auf allen dort bestehenden Theatern auf, und legte einen Weg von mehr als 10,000 englischen Meilen zurück. In Boston wurden die Plätze im Theater auf der Börse im Wege der Versteigerung losgeschlagen. Diese junge Tänzerin ist jetzt 21 Jahre alt, aus Paris gebürtig und bei der Opera daselbst gebildet worden.

•

Eine Menge polnischer Juden machen Anstalt, wenn man dem „Globe" glauben darf, nach Jerusalem auszuwandern, da sie den Glauben hegen, daß die von den Propheten verheißene Zeit der Wiederherstellung ihres Volkes gekommen sey. Ueberhaupt sollen die Israeliten in Polen die Fortschritte der ägyptischen Waffen in Syrien mit großem Interesse beobachten, indem sie sich schmeicheln, durch eine gewisse Uebereinkunft mit Mehemed Ali zum Besitze des Landes ihrer Väter gelangen zu können. Diese Hoffnung ist unter ihnen so lebendig geworden, daß sie mehrere Assoziationen in dieser Absicht gebildet haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 38. 7 Februar 1833.

Zur Geschichte der Wägen in England.

(Von dem Verfasser von Melton-Mowbray s. Ausland vor. Jahrg. S. 581 u. ff.)

Bevor wir unsere jetzt noch gebräuchlichen Wägen aufgeben, ist es nicht mehr als billig, den mancherlei Genüssen und Bequemlichkeiten, die wir ihnen von ihrer Erfindung an bis auf die letzte Periode ihrer Vervollkommnung zu verdanken haben, die gebührende Anerkennung zu schenken. Wir wollen nicht undankbar seyn; erst gestern noch rühmten wir mit Stolz unsere Wagenpferde, unsre Eilwägen und Chaisen und vielleicht müssen wir uns ihrer noch länger bedienen, als man uns gern wissen lassen mag. Jedenfalls wollen wir sie nicht in die Remise verbannen, ohne ihre Geschichte geschrieben zu haben.

Es läßt sich nicht mit zuverlässiger Genauigkeit angeben, zu welcher Zeit eine Postkutsche (Stage-coach) zum erstenmale auf den Landstraßen Englands erschien; allein man hat mit ziemlicher Gewißheit ermittelt, daß im Jahre 1662 sechs derselben in ganz Großbritannien im Gange waren, wogegen einer der Weisen des Landes, John Crossell, sich heftig ereiferte, und in seinen Schriften Himmel und Erde anrief, um diese eingeführte Neuerung niederzukämpfen. Man will behaupten, daß der würdige Mann hierin von den Gentlemen in der Provinz unterstützt wurde, da sie befürchteten, ihre Frauen möchten, wenn so leicht und wohlfeil nach London zu kommen sey, nicht mehr mit so treuer Sorgfalt ihren häuslichen Pflichten obliegen. Es genüge uns daher, bis auf das Jahr 1742 zurückzugehen. Es sind jetzt neunzig Jahre, daß die Postkutsche von Oxford London um sieben Uhr Morgens verließ und Mittags zu Urbridge anlangte. Gegen fünf Uhr Abends traf sie zu High-Wycombe ein, übernachtete hier und fuhr am folgenden Morgen mit gleicher Schnelligkeit nach dem Sitze der Universitätsweisheit weiter, indem sie so zehn Stunden des Tags brauchte, um siebenunddreißig engl. Meilen (ungefähr neun Stunden) zurückzulegen, und beinahe zwei Tage zu einem Wege, den man jetzt ganz bequem in sechs Stunden macht. Vor dreiunddreißig Jahren verließ der Postwagen von Holyhead London, auf der Straße von Oxford um acht Uhr Abends und kam am folgenden Abende zwischen zehn und eilf Uhr zu Schrewsbury an, nachdem er so siebenunddreißig Stunden gebraucht hatte, um hundert zweiundsechzig Meilen (ungefähr 40 Stunden) zurückzulegen. Gegenwärtig wird derselbe Weg mit Leichtigkeit in sechzehn Stunden gemacht, und das Felleisen von Holyhead trifft in derselben Zeit, die es ehedem brauchte, um nach Schrewsbury zu gelangen, zu Bangor-Ferry, dreiundachtzig Meilen darüber hinaus, ein. Noch sehen wir die Postkutsche vor uns, wie sie in den Tagen unserer Kindheit war, als wir die Reise auf diesem Wege machten, der damals zum Theil noch Sandstrecken hatte, wo Charles Peters und der alte Ebden von ihrem Kondukteursitze herabsteigen mußten, um dem Postknechte zu Hülfe zu kommen, der seine Pferde gepeitscht hatte, so lange er nur einen Arm regen konnte. Es ist uns, als sehen wir sie noch am Abhange von Schrewsbury hinanklettern . . . die Peitsche, die Peitsche und immer die Peitsche . . . blieb sie eine Stunde nach der Stadtuhr länger über ihre Zeit aus, so hätte gewiß Niemand wetten wollen, daß sie nicht auf der Straße umgeworfen habe. Und in welchem Triumphe zieht sie gegenwärtig in Schrewsbury ein, immer eine Minute früher, nie eine später!

Eine andere Diligence fuhr damals aus derselben Stadt, „von Schrewsbury nach Chester und von Chester nach Schrewsbury." Dieser Wagen ging von Schrewsbury um acht Uhr Morgens ab, und langte ungefähr zur selben Stunde Abends in Chester an, so viel Zeit brauchte sie um vierzig Meilen (ungefähr 10 Stunden) zurückzulegen, und doch war die Straße für Räder und Pferde vortrefflich; wozu also einen so großen Zeitaufwand? wird man fragen. Hier die Antwort: Ein Handelsreisender hatte ein kleines Geschäft zu Ellesmere, und es wurde ihm alle Zeit gelassen, sich dort zu verweilen. Wenn ein „wahrer Gentleman" von der Landstraße seitwärts einen Besuch zu machen hatte, durfte er nicht besorgen, von der Kutsche im Stich gelassen zu werden. In der Jahrszeit der Schweinspasteten wurde gewöhnlich eine halbe Stunde geopfert, um eine oder die andere zu sich zu nehmen; denn Williams, der Postknecht, war der Benjamin aller Weiber und Töchter der Pächter längs der ganzen Landstraße. Die Diligence hielt Mittag zu Wrexham . . . denn die Diligencen jener Zeit lebten gut; heutzutage leben sie von der Luft. Man mußte die Kirche von Wrexham sehen — ein gar hübsches Blumenstück gothischer Baukunst, eines der Wunder des Landes Wales. Dann stand auch Wrexham in hohem Rufe wegen seines Ale. Man brauchte ungefähr zwei Stunden

zum Mittagstische; allein Billy Williams, eine der besten Seelen auf der Welt, ein so ehrliches Herz als Aristides, war keineswegs der Mann dazu, sich noch um ein halbes Stündchen Verzug bitten zu lassen: „Es ist angespannt, meine Herren," sagte er, „aber lassen Sie sich nicht stören, wenn Sie noch eine Flasche trinken wollen!" — Die Diligence legt heutzutage denselben Weg in vier Stunden zurück.

Die Straße von Brighton ist gegenwärtig, kann man wohl sagen, mit Wagen bedeckt; es gehen den Sommer über, nicht weniger als fünfundzwanzig hin und her. Der schnellste ist der „rothe Corsar," der den Weg in fünf Stunden macht. Der Wagen, den man das Jahrhundert nannte, war, so lange ihn der verstorbene Stephenson führte, zu Brighton der Gegenstand so großer Bewunderung, daß jeden Tag eine Menge Menschen zusammenlief, um ihn abfahren zu sehen. Herr Stephenson war ein graduirter Theolog von Cambridge, allein seine Leidenschaft für den Kutscherbock siegte über die für den Bischofsstuhl; er wurde aus freier Wahl Kutscher, und man läßt seinem Andenken nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man sagt, daß er, obgleich in der Blüthe seiner Jahre vom Tode hinweggerafft, es in seiner Kunst dennoch zur Vollendung gebracht hatte. Seine frühere Erziehung und Lebensart blieb in seinem neuen Beruf nicht ohne Frucht; er beobachtete stets den guten Anstand eines Gentleman, und man kann von ihm sagen, daß er die Artigkeit gegen seine Passagiere zu einer Verfeinerung trieb, die bei Diligencen ein wahres Meerwunder ist. An einer Stelle, wo die Pferde gewechselt wurden, erschien der Bediente des Herrn Stephenson, um den Passagieren mit einem Glas Xereswein aufzuwarten. Ueberhaupt bilden auf der Straße von Brighton nach London Kutscher aus guten Familien die Mehrzahl. Ein Gentleman, der mit den ersten Familien von Wales verwandt war, kutschirte die eine Hälfte des Wegs mit Stephenson, und Herr Charles Jones, Bruder des Sir Thomas Tyrwhit Jones, hält gegenwärtig eine Diligence „die Perle" genannt, die er eigenhändig fährt. Auch erinnert man sich sehr gut noch der Diligence von Bagnor, von der die Gebrüder Walker de Mitchel Grove Eigenthümer waren, und die Herr John Walker selbst als Kutscher bediente.

Doch um wieder auf die Schnelligkeit der neueren Diligencen zurückzukommen, so legt die Post von Edinburg nach London einen Weg von 400 Meilen in vierzig Stunden zurück, und man kann auf allen Punkten des Weges seine Uhr nach ihrer Fahrt richten. Die Aufenthalte mit eingerechnet, legt sie zwölf Meilen in einer Stunde zurück und den größten Theil des Weges beim Scheine ihrer Laternen. Der Postwagen von Exeter, „der Herold," durchläuft 173 Meilen in zwanzig Stunden, was um so mehr zu verwundern ist, wenn man die natürlichen Unebenheiten des Weges kennt, den er zurücklegen muß. Die Diligence von Devonport braucht nicht mehr als 22 Stunden, um 227 Meilen zurückzulegen; kurz von London nach Cheltenham, Gloucester, Worcester, Birmingham, Norwich oder überall hin, wo die Wegstrecke nicht viel über hundert Meilen (ungefähr 25 Stunden) beträgt, ist die Reise eine angenehme Morgenspazierfahrt — ich sage eine angenehme, denn diese außerordentliche Schnelligkeit wird keineswegs durch eine grausame Ueberforderung an die Kraft der Pferde erreicht. Eine gute Diligence hat ungefähr für jede Meile, die sie zurücklegt, ein Pferd in Bereitschaft, den Weg nur zur Hälfte gerechnet. Von London nach Schrewsbury z. B. rechnet man 158 Meilen und die Diligence „das Wunder," hält 158 Pferde. Die Eigenthümer der öffentlichen Fuhrwerke haben endlich, obgleich etwas spät, gefunden, daß der Kauf von Haber und Heu minder kostspielig ist, als der Pferdekauf. Sie haben daher auf vier Pferde stets Eines, das ausruht, oder mit andern Worten jedes Pferd bleibt am vierten Tage im Stalle. Wenn ich Entrepreneur einer Diligence werden würde, was nicht unmöglich ist, seitdem ich Fuchsjäger geworden bin, so würde ich für zehn Meilen Wegs, die ich zu befahren übernommen, zehn Pferde halten. In diesem Falle würden bloß acht Pferde hinreichend seyn, vier hinwärts und vier herwärts. Beträgt die Wegstrecke nur sieben Meilen, so werden neun Pferde ausreichen; allein kein Pferd der neuen Diligencen kann es aushalten, alle Tage im Zuge zu seyn; es würde bald krank werden. Ueberhaupt führt vielleicht kein Thier, das für den Menschen bloß des Geldverdienstes wegen arbeitet, ein so geruhiges und bequemes Leben, als ein englisches Postpferd. Es wird prächtig gefüttert, mit Güte behandelt, und wenn es etwas von Anstrengung gelitten hat, läßt man es vierundzwanzig Stunden bei vollem Barren in Ruhe. Es weiß kaum was Peitschenhiebe sind, selten sieht man eines mit gedrückter Haut, dagegen kann man es oft, wenn es ausgespannt wird, noch muthwillig bäumen und ausschlagen sehen, nachdem es zehn Meilen in einer Stunde weniger fünf Minuten zurückgelegt hat. Eben so verhält es sich mit der Fütterung der Pferde. Kein Pferd lebt in solcher Hülle und Fülle, als das englische Postpferd. In der Sprache des Poststalles ist sein Magen das Habermaß, es frißt ad libitum. Die Wirkung davon wird auf doppelte Weise sichtbar: erstens erstaunt man, wie die Pferde bei so anstrengender Arbeit so schnell zunehmen können; und dann finden die Eigenthümer, daß die Fülle des Fleisches den Thieren nichts an ihrer Schnelligkeit benimmt, sondern im Gegentheil dieselbe noch begünstigt. Die Pferde ziehen durch ihr Gewicht und nicht durch ihre Muskelkraft, die nur dazu dient, das Gewicht in Anwendung zu bringen. Je schwerer ein Pferd ist, desto kraftvoller ist es im Geschirre; kurz das Gewicht des Thieres ist es, was den Zug hervorbringt und die Muskeln dienen bloß, ihn fortzusetzen. Leichte Pferde dürfen daher, so rasch sie auch seyn mögen, nicht an einem schweren Körper zum Zuge gebraucht werden, da die Muskelkraft nur kurze Zeit gegen einen solchen Körper ausdauern könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefangenen in Ham.

(Schluß.)

Es läßt sich denken, daß ein Mann von dem Charakter des Hrn. von Peyronnet, in einer Lage, die ihm nichts mehr als die Würde des Unglücks ließ, jeden weitern Rückhalt verschmähte. Rasch erhob er sich und sagte: „Es ist genug, meine Herren, keine längere Verstellung, die ich ohnehin nicht gewohnt bin. Ich bin der Graf Peyronnet, Minister des Königs von Frank-

reich.“ Und zu seinem Angeber gewendet, fügte er hinzu: „Ich verzeihe Ihnen, mein Herr, mögen Sie glücklicher seyn als ich.“ Diese wenigen Worte erfüllten die Nationalgarden, die ihn umgaben, mit tiefer Rührung, denn unter edelmüthigen Gesinnungen besteht eine Sympathie, vor der alle Vorurtheile der Parteien verstummen müssen. Die zahlreichen Zeugen dieses Vorganges schwuren aus freiwilligem Antrieb bei ihrer Ehre, den Namen des Gefangenen geheim zu halten, denn der Tumult dauerte außen noch bedrohlich fort: Peyronnet wäre auf der Stelle von dem wüthenden Volkshaufen in Stücke gerissen worden, wenn sein Name ruchbar geworden wäre. Das Geheimniß, um das so viele Menschen wußten, die in dem Grafen ihren Feind sahen, wurde treulich bewahrt: vier und zwanzig Stunden vergingen, und die Aufregung legte sich, ohne daß Jemand vermuthet hätte, der auf der Landstraße verhaftete Fremde sey der Graf Peyronnet. *)

Die Zeitungen jener Tage, als sie Bericht von der Verhaftung des Grafen erstatteten, fügten bei, das Individuum, das ihn erkannt habe, sey ein von Peyronnet abgesetzter Beamter gewesen. Es ist sehr zu zweifeln, ob Rachgefühl hinreiche, eine so unedle Handlung zu entschuldigen, allein es sollte dem Angeber sogar diese Beschönigung fehlen. Von de Serres nach siebenundzwanzigjährigen Diensten abgesetzt, kannte er Herrn von Peyronnet daher, daß dieser ihm wieder eine angemessene Stelle gegeben hatte, bis zum vollen Verlauf der dreißig Jahre, die in Frankreich erforderlich sind, um Anspruch auf eine Pension zu begründen. Diese Zeit war herangekommen, und Herr von Peyronnet hatte ihm das Maximum der Pension verliehen.

„Nicht nach dergleichen Handlungen, dem Himmel sey Dank, muß man die Menschen beurtheilen, fügte Hr. von Peyronnet hinzu. Der Mann, von dem ich eben sprach, hatte einen Sekretär, der auch einen Augenblick der meinige war, und dem ich später die Stelle eines Greffier gab. Mit seinem reinen und edelmüthigen Herzen, das nach dem Verhältniß meines Unglückes nur um so inniger sich mir anzuschließen schien, bot er mir sein ganzes Vermögen an, in dem Augenblick, wo wir vor Gericht gestellt waren, und wo, wie Sie wissen, über uns die Wage so ungewiß zwischen Leben und Tod schwankte. Dieses Anerbieten wiederholte er bei meiner letzten Krankheit, da er glaubte, daß die Trümmer meines Vermögens nicht für die Bedürfnisse ausreichten, die meine zerrüttete Gesundheit verlangten. Solche Freundschaft, Sie müssen es gestehen, wiegt doch wohl viele Undankbarkeiten auf.“

Ich versuche nicht zu schildern, wie viel Rührung bei diesen Worten in seiner Stimme und in seinen Zügen lag. Es schlug fünf Uhr, und Herr Julius Rességuier, den ich noch bei Herrn von Peyronnet getroffen hatte, nahm nun mit mir Abschied von ihm. Als er uns bis an die Thüre begleitet hatte, sagte er, indem er uns umarmte: „Gestehen Sie, daß ich seit zwei Tagen kein Gefangener war.“

Zum Schlusse möge hier noch die Beschreibung des Schlosses Ham, wie Hr. von Peyronnet im VII Theile des Buches von Hundert und Einem sie gibt, eine Stelle finden:

„Es ist ein Schloß von nur mittelmäßiger Stärke. Der Connetable von Saint Pol hatte es in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts auf den Ruinen der alten Burg erbauen lassen. Ein viereckiger Thurm deckt gegen Nordwest das einzige Thor des Schlosses; ein anderer Thurm von gleicher Form erhebt sich auf der entgegengesetzten Seite in nordöstlicher Richtung. Zwei Halbmonde gegen Ost und West bilden die einzigen Außenwerke. Längs der westlichen und östlichen Wälle fließt der Kanal Angouleme vorüber. Im Innern des Schloßhofes stehen zwei mittelmäßige Gebäude von Backsteinen, die als Kasernen dienten. Das Gefängniß der Staatsgefangenen liegt an dem äußersten Ende eines dieser Gebäude. . . Unter der alten Monarchie diente dieses Schloß lange Zeit als Staatsgefängniß, eine Menge berühmter Männer saßen hier gefangen. Ludwig XVI, der die Staatsgefängnisse abschaffte, gab dem Schlosse eine andere Bestimmung; allein unter der Republik erhielt es seine früheren Bewohner wieder; der Konvent schickte dahin seine Mitglieder Bourdon, Huques, Châles, Faussedoise, Duhem und Choudieu, während Barrère, Billaud Varennes und Collot d'Herbois deportirt wurden. Bald darauf wurden auch Choiseul, Montmorency, Vibraye u. s. w., die ein Sturm an die Küste von Frankreich verschlagen hatte, nach Ham gebracht. Durch Ordonnanz vom Mai 1814 hob Ludwig XVIII abermals das Staatsgefängniß von Ham auf, und als Karl X gestürzt wurde, erhielt es seine ursprüngliche Bestimmung wieder.“

Briefe aus dem Kaukasus.

Neue Folge.

III.

Kaum aus dem Sattel, setze ich mich hin, um euch zu schreiben. Ich bin ausgezogen, um die Reste der berühmten Mauer zu sehen, welche die alte Welt von einer unbekannten, d. h. von Europa, schied, welche von den Persern, vielleicht von den Medern erbaut wurde gegen die Einfälle von uns, den Barbaren. Welche wunderbare Umkehr der Ideen und Ereignisse! Habt ihr Lust über dem Staube alter Manuscripte zu niesen und in Haufen unnützer Bücher herumzustöbern, so rathe ich euch tatarisch zu lernen und das Derbent-Name *) zu durchlesen, euch eures

*) Herr von Haussez war glücklicher. Zu Trianon redete ihn ein unbekannter Mann an, und erbot sich ihn zu retten. „Ich kenne Sie nicht,“ erwidert der Minister. „Wohl möglich, war die Antwort, allein Sie haben mir so viele Dienste geleistet, daß ich Sie sehr gut kenne. Ich habe sechstausend Franken in der Tasche, und ein angespanntes Kabriolet steht zu Ihrer Verfügung. Verlieren Sie keine Zeit.“ Hr. von Haussez im Vertrauen auf das offenherzige und redliche Gesicht des Unbekannten, folgt ihm und besteigt mit ihm das Kabriolet. Sie nehmen ihren Weg nach Rouen, dessen Bürgergarde bereits aufgebrochen war, um Paris zu Hülfe zu eilen; bei Magny begegnen sie ihr. Bei dem Anblick des Kabriolets ertönt das Geschrei: „Es lebe die Charte! Nieder mit den Tyrannen!“ Die Flüchtlinge glauben sich schon verloren; als der Führer aus dem Kabriolet hervorgeneigt mit dem Rufe erwidert: „Es lebe die Nationalgarde von Rouen! Es leben die braven Patrioten! Es leben unsre Befreier!“ Die Reisenden setzen hierauf ungehindert ihren Weg fort, kommen glücklich durch Rouen und Dieppe, erreichen den Kanal, und Hr. von Haussez ist gerettet. Ich erfuhr diese Thatsache aus dem Munde des Herzogs von Ragusa, der sie mir bei meiner Anwesenheit zu Amsterdam im October 1830, wo ich ihn traf, erzählte. Hr. von Haussez selbst hatte sie ihm einen Monat früher mitgetheilt. A. d. Verf.

*) Name heißt Buch.

Katins zu erinnern und Balers de muro Caucaseo zu durchblättern, einen Blick in Gmelin hineinzuwerfen, zu bedauern, daß Klaproth nichts davon schrieb, und zweimal zu bedauern, daß der Chevalier Gamba nur albernes Zeug darüber schrieb, — endlich noch ein Dutzend Autoren zu vergleichen, die ich vergessen habe oder nicht weiß, welche aber von der kaukasischen Mauer wußten und ihrer erwähnten, und dann, gestützt auf unbestreitbare Beweise, zu gestehen, daß die Zeit der Erbauung dieser Mauer unbekannt ist. Daß sie einst Chosrew, oder Nuschirvan, oder Jsfendiar, oder Jskender, d. i. der macedonische Alexander, erbaute, das ist — klar wie die Sonne bei der Sonnenfinsterniß! Endlich daß die Mauer zwei Meere (das kaspische und euxinische) verband und zwei Welttheile schied, indem sie Asien gegen die Einfälle der Chasaren, wie die Europäer sagen — der Uruscn, wie die Chronikenschreiber von Jars sprechen, beschützte. Dank der Verschiedenheit der historischen Zeugnisse, kann man von der kaukasischen Mauer mit Sicherheit nichts sagen, als daß sie vorhanden war. Ihre Erbauer aber, ihre Erhalter, ihre Erneurer und ihre Zerstörer, — wenn auch berühmt, doch immer namenlos, schlafen längst den langen Heldenschlaf, unbekümmert darum, was man von ihnen faselt. Ich werde weder ihre Asche, noch eure Trägheit stören; ich werde euch nicht durch die nebelige Nacht des Alterthums schleppen, um euren Seifenblasen nachzujagen. — nein, ich lade euch bloß ein, an einem schönen Junimorgen mit mir spazieren zu gehen, um die, wenn es euch beliebt, ehrwürdigen Ueberreste der kaukasischen Mauer zu betrachten. Die eisernen Thore von Derbent öffneten sich, als kaum die Morgenröthe angebrochen war, und unser Marsch dröhnte unter den alten Gewölben. Ich hatte zu dieser malerischen Reise den Kommandanten von Derbent, Major Schnitnikoff, eingeladen; bei uns befand sich dann noch ein Kapitän eines kurinischen Regiments, und auf ihn beschränkte sich die Anzahl der russischen Neugierigen. Ist das nicht sonderbar? Seit Peter dem Großen geschah es nur dreimal, daß Russen die kaukasische Mauer in Augenschein nahmen. Der erste war Peter selbst im Jahre 1722, der zweite Oberst Werchowski, welcher im Jahre 1819 von Ammalat Beg verrätherisch ermordet wurde; — die Dritten sind wir. Vielleicht glaubt ihr, der Weg sey mühselig, weit, gefahrvoll? Keineswegs. Man darf nur ein Dutzend bewaffneter Tataren mit sich nehmen, sich von der linken Seite aufs Pferd schwingen und abmarschiren, wie wir es thaten. Der Morgen war wie zu einer solchen Reise auserlesen. Der Nebel breitete seinen Flor über uns aus, und die sengenden Strahlen der Sonne, die hindurch drangen, ergossen über uns eine milde Wärme, und ein Licht, das den Augen nicht beschwerlich fiel. Der Weg zog sich den Berg hinan und dann wieder in tiefe Schlünde hinab. Unser Marsch, der sich um eine wilde Schlucht des Kaukasus hinzog, war des Pinsels eines Salvators würdig. Die ausdrucksvollen Physiognomien der Tataren, ihre silberglänzenden Waffen, ihre unbändigen Pferde, die Berge, die Felsen und in der Ferne das Meer, Alles war so neu, so wild, so malerisch, als hätte man es auf einer Landschaft zusammengestellt. Der Kommandant wollte alles Bemerkenswerthe in der Nachbarschaft sehen, und wir fingen unsere Nachforschungen mit der Höhle der Diws an, welche fünf Werste von Derbent gegen Süden in der seit alten Zeiten sogenannten Geisterschlucht (kogekoph) liegt. Nicht weit von dem Distrikte Daschskessen (Steindruck) hatten die Bergwasser sich durchs Gestein einen bequemen Weg gemacht, in dessen Tiefe jetzt ein mäßiger Bach fließ. In dieser Schlucht hausen nach der Sage die Diws (die Tataren sprechen Dews), zum Hausbrauche für die Märchenerzähler von Derbent. Einen lebhaften Eindruck macht diese östliche Sagenwelt auf jede nicht ganz erkaltete Einbildungskraft; sie täuscht sich freiwillig selbst, und erbaut aus den Bruchstücken, wenn auch nicht ganze Schlösser, doch malerische Schloßtrümmer. So war es mir, als ich von dem Wege ab in diese zerrissene Schlucht hinabstieg. Ich konnte meine Phantasie nicht so hoch hinaufschwindeln, daß ich die Gebilde der grillenhaften Einbildungskraft morgenländischer Dichter in Wirklichkeit um mich gesehen hätte, aber mindestens erinnerte ich mich der mir aus Uebersetzungen bekannten Bruchstücke morgenländischer Gedichte, wie eines zauberhaften Ballets, wie des Spieles eines Kaleidoskops, wie der flüchtigen Erscheinungen eines wahrsagenden Traumes. Ueber mir in weiten Kreisen schwebte ein Adler, eine Bergquelle murmelte unsichtbar tief unter meinen Füßen, und im Osten erglänzte in tiefer Bläue das unermeßliche Meer, überflossen von einem Nebelmeere, und ringsumher steile Felsen, umgeben von grünem Rasen, welch ein Rahmen für die Phantasie! Der Führer verirrte sich; so schlechte Freunde sind die Tataren von interessanten durch die Tradition geheiligten Orten! Endlich, nachdem wir uns mühsam durch Wald und Dorn hindurch gearbeitet hatten, stiegen wir von den Pferden, kletterten den Abhang hinab in den Bach; dieß war der einzige Eingang in das Haus der Diws (Dewyn-Ei), auch zuweilen das „Verderben des Bezirks" (Wesir-Grap) genannt, welcher bei einem Einfalle der Perser hier erschlagen wurde. Wir gingen unter einem Gewölbe von Zweigen, auf moosigen Steinen, und standen nun vor der Höhle. Der Bach bildete hier ein breites Knie, und ein mächtiger Fels, der von den senkrechten Wänden der Schlucht herabgefallen war, stand aufrecht am Eingange wie auf der Wache. Die Mündung der Höhle war vom Rauche geschwärzt, und hatte nicht mehr als 8 Schritte in der Breite und 2½ in der Höhe. Wir gehen hinein. Die Höhle breitet sich etwas ins Ovale aus, hinter ihr ist eine andere Höhle, an den Seiten sind Krippen für die Pferde ausgehauen, der Boden ist mit tausenden von Knochen besäet, denn die Höhle ist der beständige Aufenthalt von Räubern und reißenden Thieren. Einer der bei uns befindlichen Esaus erzählte uns, er habe im vergangenen Jahre hier eine Hyäne getödtet. Im Allgemeinen muß ich gestehen, daß die Höhle der Diws unsere Erwartung täuschte: sie ist eng und dumpfig, nicht nur für Riesen, wofür man die Diws hält, sondern selbst für gewöhnliche Menschen; — kaum ist die von Felsen eingeschlossene, von Bäumen überwachsene und von Epheu und wilden Weinreben umwebte Oeffnung eines Blicks werth aus einem Auge, das durch so viele Schönheiten der Natur schon verwöhnt ist. Vorwärts! vorwärts! Hinter dem Bergbache Dywalganni versprachen sie uns wieder eine Merkwürdigkeit zu zeigen; dieß war eine kleine Höhle, bekannt unter dem Namen der Emdschaklar, d. h. der Brustwarzen. An einem Abhange mußten wir abermals vom Pferde steigen, und an den Wurzeln der Bäume uns haltend stiegen wir in eine tiefe Schlucht hinab, wo wir uns dann umschauten; am Fuße eines Felsens, unter überhängenden Maulbeerbäumen, zeigten sie uns eine nicht sehr bedeutende Oeffnung, die ungefähr 7 Fuß im Durchmesser hatte; von der kuppelförmigen Decke hingen steinerne Brüste herab, die ganz einer Weiberbrust glichen, und aus jeder fielen Tropfen Wasser klingend in einen von ihnen ausgehöhlten Napf. Die Feuchtigkeit, welche durch den Regen in den Boden kommt, bildete kalkartige Ansätze; dann dringt das Wasser durch die immer fester werdenden Schichten, und bildet so allmählich diese Ausflüsse, indem sie nach dem Gesetze der Adhäsion die festern Theile in Rinnen um die Ritzen zurücklässt. Indeß habe ich tausenderlei verschiedene Formen von Stalaktiten gesehen, und nur die und da ähnliche wie die ebenbeschriebenen. Wahrscheinlich ist die gewöhnliche Zähigkeit der die Ansätze bildenden Theile Ursache an diesem sonderbaren Spiele des Zufalls. Die Weiber der umliegenden Berge glauben indeß fest an die Heilkraft des aus den Brüsten der Mutter-Natur fließenden Wassers. Wenn in ihren Brüsten die Milch versiegt, wandern sie aus weiter Ferne zu Fuße hieher, bringen zum Opfer einen Schöps mit, mischen das Wasser der steinernen Brüste mit Erde und trinken es voll Andacht. Wenn der Glaube nicht immer hilft, so tröstet er doch immer, und Dieß ist keine Kleinigkeit! — Auch wir tranken das wunderbare Wasser, und fanden Gefallen an der wilden Höhle. Endlich kletterten wir wieder den Berg hinauf, kamen abermals an einem Dorfe vorbei, und nahmen nun unsere Richtung gerade nach Westen; wir mußten eine für die Pferde unersteigliche Höhe umgehen, an welcher sich die Dagsbari (Bergmauer) hinaufzieht, von einer viereckigen kleinen Feste an, die am Abhange steht; ehe wir uns aber diesen Trümmern näherten, führte man uns nach der Nordseite des Berges, um uns eine berühmte Quelle zu zeigen. „Hier ist Uruss-Bulach!" (die russische Quelle) sagte der tatarische Beg, unser bärtiger Cicerone, indem er sich dabei in den Bügeln erhob und seine Mütze lüftete. „Aus dieser trank der russische Padischah Peter, als er zum erstenmal Derbent einnahm!" Wir sprangen von den Pferden und schöpften mit Ehrfurcht eine Handvoll Wasser. Wie viele Jahre sind seit dieser Zeit verflossen, als sie den Durst des größten Fürsten und des größten Menschen stillten; noch immer murmelt sie fort und unverändert, und wie sehr wurden seit dieser Zeit die Russen umgestaltet. Mit welchem Selbstgefühle moralischer und politischer Stärke betraten wir den Kaukasus, auf den der Wiederhersteller Rußlands zuerst den Fuß setzte. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 39. 8 Februar 1833.

Wanderungen am Oyapock. *)

(Aus der Revue des deux Mondes.)

In den ersten Tagen des Monats Oktober 1831 verließ ich die Stadt Cayenne, um mich auf dem Oyapock einzuschiffen, nächst dem Maroni der bedeutendste Fluß des französischen Guyana, der diese Besitzungen von der Kolonie Surinam scheidet, und dessen Besitz die Franzosen mit den Holländern theilen. Zu dieser Ueberfahrt, die nur 30 Stunden beträgt, braucht man gewöhnlich zwei oder drei Tage, allein die Südostwinde, die zu dieser Jahreszeit fortwährend an den Küsten von Guyana herrschen, nöthigten die Goelette, auf der ich mich befand, in den Approuague einzulaufen, und so langte ich erst zehn Tage nach meiner Abreise an dem Ort meiner Bestimmung an.

Bei seinem Ausfluß in das Meer gibt der Oyapock seinen Namen einer großen Bai, von der das Kap Orange (1° 8′ nördlicher Breite, 54° 40′ 15″ westlicher Länge) die südsüdöstliche und das Silbergebirg die nordnordwestliche Gränze bildet; diese beiden äußersten Punkte sind sieben Stunden von einander entfernt. Von der Mündung des Flusses aus, bis nach Kap Orange sieht man nichts als einen langen Saum von Wurzelträgern, *) die das Ufer unzugänglich machen, in der Perspektive sich immer mehr verkleinern und zuletzt am Kap mit dem Meer und dem Horizont zu verschmelzen scheinen. Diese einförmige Küste ist nur auf einer einzigen Stelle unterbrochen, da nämlich, wo der Fluß Ouassa, nachdem er die Savannen gleichen Namens durchströmt hat, sich ins Meer ergießt. Die andere Seite der Bai bildet einen Halbkreis, der an der Mündung des Flusses mit dem Pik Morne Lucas, einer Fortsetzung der Gebirge des Innern anfängt, deren verschiedene Züge man in einem nahen Gesichtskreise wahrnimmt. Zwei Stunden weiter ist die Mündung des Ouanary, eines kleinen Flusses, an dessen Ufern eine im Jahre 1741 von der Senegal-Kompagnie gegründete Zuckersiederei besteht; früher wurde hier Indigo gebaut, ein Anbau, der jedoch gegenwärtig in der ganzen Kolonie aufgegeben worden ist. Von diesem Punkte an bis zum Silbergebirg breiten sich unbebaute, mit Waldungen bedeckte Niederungen aus; am Fuß des Gebirgs sind in neuerer Zeit Baumwollenpflanzungen angelegt worden; von seinem Gipfel übersieht man die oben beschriebene Scenerie.

Der Oyapock ist an seiner Mündung nicht weniger als eine gute Stunde breit. Kaum hat man den Morne Lucas umschifft, und ist in die Mündung des Flusses eingelaufen, so stößt man auf zwei schmale Inseln, die fast die Mitte des Stroms einnehmen. Die erste, in der Landessprache Ilet Perroquet (Papagei-Eiland) genannt, ist von viereckiger Gestalt, und bei geringer Breite nur eine drittel Stunde lang; sie ist eben so wie die zweite, Ilet de Biche (Hirschkuh-Eiland) genannte, die bei gleichfalls unbedeutender Breite eine Länge von fast zwei Stunden hat, unbewohnt, mit Waldung bedeckt, und nimmt durch die bei zurücktretendem Wasser sich bildenden Anschwemmungen fortwährend an Größe zu. Ihrem obern Ende gegenüber, am linken Ufer des Flusses befindet sich ein leichter Vorsprung, auf dem im vergangenen Jahrhundert das Kirchspiel des Oyapock stand, wo die Missionäre eine ziemlich bedeutende Anzahl von Indianern um sich versammelt hatten und die von dem im Jahr 1726 erbauten und mit einer schwachen Garnison besetzten Fort St. Louis be-

*) Dieser Fluß, der durch seine Quellen, die in der Nähe von denen der Beiflüsse des Amazonenstromes entspringen, von geographischer Wichtigkeit ist, wurde bereits zu wiederholtenmalen untersucht, ohne daß es jedoch gelungen wäre, die Hochebene ausfindig zu machen, auf der er seinen Ursprung nimmt. Sein Lauf ist auf den Karten nur bis zum Camopi, dem größten unter seinen Beiflüssen, der 50 Stunden von seiner Mündung entfernt liegt, angegeben. Die in den Archiven von Cayenne niedergelegten Handzeichnungen vor Kurzem erst aufgenommener Karten führen seinen Lauf etwa noch einmal so weit. Hr. Leprieur, Pharmaceut der französischen Marine, der gegenwärtig im Auftrage seiner Regierung, sich mit der Lösung der von der geographischen Gesellschaft im Jahre 1829 gestellten Aufgabe beschäftigt: Die Richtung und Höhe der Hochebene zu bestimmen, die zwischen dem 2° und 4° nördlicher Breite die Beiflüsse des Amazonenstroms von denen Guyana's trennt, hat eben so wie seine Vorgänger, den Oyapock gewählt, um in das Innere des Landes zu dringen. Diesem Reisenden, der mit Allem zu seiner Unternehmung Nöthigem versehen ist, wird es ohne Zweifel gelingen einen Zweck zu erreichen, den übrigens der Verfasser des vorliegenden Berichts, Hr. Theodor Lacordaire, dem es hauptsächlich darum zu thun war, die Indianer am Oyapock kennen zu lernen, bei seiner Reise nicht im Auge hatte.

*) Ein amerikanischer Baum, dessen Zweige sich zum Boden neigen, und wenn sie ihn erreicht haben, Wurzel schlagen.

ſchützt war. Dieſes Fort und der Flecken wurden im Jahr 1744 von den Engländern genommen und verbrannt, die hier Grauſamkeiten verübten, von denen man in den „Lettres édifiantes“ einen Bericht des Paters Fauque leſen kann. Seit dieſer Zeit ſind Kirchſpiel und Fort nicht wieder aufgebaut worden; von beiden findet man nur noch unbedeutende Ueberreſte, die man unter einer üppig aufgewucherten Vegetation ſuchen muß, von der ſie bedeckt ſind. Derſelbe Fall iſt es mit einigen Befeſtigungen, die von den Holländern während ihrer kurzen Herrſchaft über die Kolonie im Jahr 1676 am Fuß des Morne Lucas angelegt wurden.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Geſchichte der Wägen in England.

(Fortſetzung.)

Der gewöhnliche Preis eines Poſtwagenpferdes iſt ungefähr 25 Guineen. Ein paar ausgeſuchte Pferde, oder ſolche, die außer dem Rayon von London im Dienſte ſind, können wohl theurer zu ſtehen kommen, aber auf einer Wegſtrecke von hundert Meilen iſt Dieß der mittlere Preis. Die Dienſtzeit eines Poſtwagenpferdes überſchreitet nicht vier Jahre. Bei einer Diligence von mittelmäßiger Schnelligkeit kann es vielleicht ſieben Jahre brauchbar bleiben; allein in beiden Fällen muß es zur Zeit des Ankaufes zwiſchen fünf und ſechs Jahre alt ſeyn. Starke Vorderbeine ſind ein vorzügliches Erforderniß bei einem ſolchen Pferde, weil man ſich ſonſt bei abſchüſſiger Straße nicht auf daſſelbe verlaſſen kann; eben ſo müſſen auch die Hinterfüße gut beſchaffen ſeyn, weil dieſe den Stützpunkt bilden, von denen die bewegende Kraft ausgeht. Der Preis von 25 Guineen, den wir für ein Poſtwagenpferd anſetzten, mag vielleicht ſehr gering ſcheinen; allein man muß bedenken, daß zu einem Jagdpferde ein Pferd erforderlich iſt, das eine gewiſſe Länge des Buges und des Kreuzes hat, auf den Hinterfüßen gut geſtellt, und ſehr weichmäulig ſeyn muß, während ein vortreffliches Wagenpferd ohne alle dieſe Eigenſchaften beſtehen kann: als ſolche können fehlerhafte und ſogar blinde Pferde gebraucht werden. Ganz anders verhält es ſich freilich mit den andern Wagenpferden in England. Vor fünfzig Jahren hätte man wohl nicht gewagt, ein reinblütiges Pferd vor den Wagen zu ſpannen. Für die Karroſſen der Vornehmen und des Adels bediente man ſich der langſchweifigen Rappen oder Braunen von Cleveland, die beide im Rang einen Grad höher ſtanden, als das gemeine Zugpferd. Dieſe Pferde machten ſechs Meilen in einer Stunde und koſteten 30 bis 50 Pf. Sterl. Vor einigen Jahren zahlte ein engliſcher Lord für ein Kabrioletpferd 700 Guineen. Der gewöhnliche Preis für ein Pferd von gleicher Qualität iſt heutzutage 200 Guineen, und für einen bürgerlichen Wagen 160. Ein Paar ſchöne Wagenpferde, mit denen man ſich in London ſehen laſſen darf, und die gut eingefahren ſind, kommt nicht unter 200 Guineen zu ſtehen. Auch hinſichtlich des Geſchirres hat man es heutzutage zu einer großen Vollkommenheit gebracht, wozu die Erfindung des lakirten Leders nicht wenig beitrug. Ein hübſches, gut angeſchirrtes Pferd gewährt einen ſchönen Anblick und die Kunſt, ein Pferd anzuſchirren, verſteht man in England aus dem Grunde. Auch abgeſehen von der Schönheit des Geſchirres, würde man in England nicht ſo ſchnell reiſen, wenn die Pferde ſo nachläſſig und linkiſch angeſchirrt wären, wie auf dem Kontinente.

Vielleicht iſt es für einen oder den andern Leſer nicht ohne Intereſſe zu erfahren, wie in England Diligencen als Privatunternehmungen in Gang gebracht werden. Nehmen wir an, vier Privatleute haben ſich verbunden, auf einer Wegſtrecke von achtzig Meilen einen öffentlichen Wagen zu unterhalten und Jeder zwanzig Meilen Wegs auf ſich genommen. Nach Ablauf von achtundzwanzig Tagen oder einem Mondmonate findet Abrechnung ſtatt, und wenn die Einnahmen ſich auf 10 Pf. St. für die Meile beliefen, werden nach Abzug der folgenden Ausgaben unter den vier Eigenthümern 800 Pf. St. zu theilen ſeyn; dieſe Auslagen beſtehen in Schlagbaumgeldern, Abgaben an die Regierung, Mileage oder Miethgeld für den Wagen, Lohn für zwei Kutſcher, Beſoldung der Kommiſſionäre, Bureaukoſten und Reinigung der Wagen — was insgeſammt ſich auf 150 Pf. St. belaufen mag. Sonach blieben 650 Pf. übrig, um achtzig Pferde zu unterhalten, und die Stallknechte, die achtundzwanzig Tage für die Pflege derſelben nothwendig ſind, zu bezahlen. Jeden Unternehmer treffen alſo für zwanzig Pferde 160 Pf. St., ſo daß für den Unterhalt eines jeden Pferdes auf die Woche 2 Pf. St. kommen. Hieraus folgt, daß eine wohl bediente Diligence ihre Auslagen nicht beſtreiten kann, wenn ihre Einnahmen ſich nicht auf 10 Pf. für die Doppelmeile belaufen, und daß auch dann der Gewinn der Eigenthümer noch von verſchiedenen mehr oder minder glücklichen Zufälligkeiten abhängt, denen ſein Kapital unterworfen iſt.

Die Kunſt der Mechanik iſt heutzutage mit großem Erfolg auf den praktiſchen Nutzen des Lebens angewendet worden und die neuen Diligencen ſcheinen ihre höchſt mögliche Vollendung erreicht zu haben. Sie verbinden eine erſtaunliche Dauerhaftigkeit mit einer faſt unglaublichen Leichtigkeit; ſie wiegen nicht mehr als ungefähr achtzehn Centner, während ſie zu gleicher Zeit weit niedriger geſtellt ſind als früher und daher auch mehr Sicherheit bieten. Allerdings ereignen ſich Unfälle und ſogar mehr, als zur öffentlichen Kenntniß gelangen; allein wie kann man Dieß auch anders erwarten, wenn man die ungeheure Menge von Wagen in Anſchlag bringt, welche während der Nacht auf der Straße ſind, und die mit den mannichfaltigen Wechſeln einer Witterung, wie ſie England eigen iſt, zu kämpfen haben. Unter gewiſſen Beziehungen hat ſelbſt die Schnelligkeit, mit welcher der Weg zurückgelegt wird, die Sicherheit, mit der man zu Wagen reiſen kann, vermehrt. Es iſt Thatſache, daß der Poſtwagen von Worceſter einer der langſamſten war, aber auch einer von denen, die am öfteſten umgeworfen wurden; gegenwärtig iſt er einer der ſchnellſten und in England wegen ſeiner Sicherheit berühmt. Der Schnelligkeit der Fahrt verdankt man glücklicherweiſe auch eine nicht geringe Verbeſſerung des moraliſchen Zuſtandes der Kutſcher, die gegenwärtig nicht mehr Zeit haben ſich zu betrinken, und mit Leuten von viel gebildeteren

Klaſſen in Berührung kommen, als früher ſich der Diligencen zu bedienen pflegten. Ein betrunkener Kutſcher auf ſeinem Wagenſitze iſt jetzt eine Seltenheit, wie es früher ein Kutſcher war, der nicht wenigſtens einen kleinen Hieb hatte.

Bei allen Unglücksfällen, die ſich ereignen können, reiſte man doch zu keiner Zeit auf öffentlichen Wägen mit größerer Sicherheit als gegenwärtig. Am häufigſten ereignen ſich noch Unfälle durch das Zerbrechen der Achſen, was bei dem leichten Bau der Wägen am ſchwierigſten zu vermeiden iſt, wiewohl man auch hierin alle mögliche Vorſicht anzuwenden bemüht iſt. Es läßt ſich kaum etwas Sinnreicheres ſehen, als der Bau der neueren Wägen, wozu man ſich des beſten Materiales bedient. Eine ſolche Diligence koſtet zwiſchen 130 und 150 Pf. St.; gewöhnlich aber miethet man ſie bei dem Wagenfabrikanten um 2½ Schilling für die Meile. Zur Beſchleunigung und Sicherheit der öffentlichen Wägen trug aber außer allem dieſem vorzüglich die Verbeſſerung der Landſtraßen nicht wenig bei. Faſt alle Poſtwägen, zwei oder drei ausgenommen, legen ihren Weg bei nächtlicher Weile zurück, und dennoch kommen ſie mit bewunderungswürdiger Genauigkeit und verhältnißmäßig mit nur unbedeutenden Unfällen an dem Orte ihrer Beſtimmung an. Dieſe nächtlichen Fahrten gehen in England mit derſelben Schnelligkeit wie am Tage vor ſich, und man möchte faſt glauben, daß den Nachtdiligencen weniger Unfälle zuſtoßen, als denen, die am Tage gehen. Die Nebel ausgenommen, kommt die Dunkelheit der Nacht gar nicht in Anſchlag, da die Laternen hinreichend Licht geben, die Kutſcher, die heutzutage immer nüchtern ſind, beſſer Acht haben, und in der Regel keine Wägen auf der Straße ſich befinden, die keine Laternen ausgeſtellt haben. Auch die Pferde laufen zur Nachtzeit weit beſſer und mit größerer Sicherheit. Häufig hört man einen Kutſcher ſagen: „Dieſes Pferd iſt ein gutes Pferd in der Nacht, aber nur ſehr mittelmäßig bei Tag.“

Wahrhaft erfreulich iſt es auch, die Fortſchritte zu bemerken, die in der ganzen Art und Weiſe, wie das Fuhrwerk gegenwärtig überhaupt betrieben wird, geſchehen ſind. Der Kutſcher einer ſchwerfälligen Diligence in der guten alten Zeit — und ſie waren alle plump und unbehülflich — war gewöhnlich ein Menſch von faſt eben ſo ſchwerfälligem Bau als ſie, mußte aber eine große Körperkraft beſitzen, die ihm gar gut zu ſtatten kam. Im Knopfloch ſeines Rockes hatte er mehrere Vorſchnüre hängen, die ihm, wie er wohl wußte, auf dem Wege höchſt nöthig waren, denn er peitſchte die Pferde dergeſtalt, daß die Peitſche ihm ſo nöthig war als das Zuggeſchirr. Um gerecht zu ſeyn, muß man aber beifügen, daß Dieß nicht allein die Schuld des Kutſchers war. Das Feuer und die Kraft der Pferde wurde durch die ihnen zugemuthete Anſtrengung erſchöpft, denn damals waren die Stationen von zwanzig Meilen Mode, und das Ende war, daß die große Peitſche auf der letzten Hälfte des Weges nicht mehr helfen wollte, und man aus dem Kutſcherſitze eine Art Geißel hervorholen mußte, die man ſcherzweiſe: „den Lehrburſchen“ nannte; — in der That ein wackerer Lehrburſche in der Kunſt die Deichſelpferde auf die unbarmherzigſte Art zu foltern; allein ohne dieſe Tortur würde ja die Diligence auf der Straße ſtehen geblieben ſeyn. Nur Eines rettete die Pferde: die vielen Bierſchenken, und der Kutſcher machte es ſich zur Gewiſſensſache, an keiner ohne Zuſpruch vorüberzufahren. Indeß war unſer Kutſcher der Vorzeit ein Gelehrter in ſeinem Berufe, mehr vielleicht als der größte Theil ſeiner heutigen Kollegen, weil ſein Muth und ſeine Geſchicklichkeit öfters auf die Probe geſtellt wurde. Er hatte eine ſchwere Ladung, ſchlechte Wege und müde Pferde; ungerechnet, daß er ſich auf keinen Theil des Pferdegeſchirres einen Augenblick verlaſſen konnte. Endlich war der Kaſten ſeines Sitzes ſchlimmer als die Büchſe der Pandora mit allen Landplagen, die ſie enthielt, denn ſelbſt die Hoffnung war daraus entflohen. Dieſer Sitz ruhte auf der Achſe und ſtieß, um dem armen Teufel die Knochen im Leibe zu zermalmen; allein wenn man die Eigenthümer fragte, warum ſie hierin keine Abänderung treffen ließen, war die Antwort: „Nein, nein, die Schlingel würden ſonſt immer ſchlafen, wenn ihr Sitz in Federn hinge.“ Wen könnte es Wunder nehmen, daß die Kutſcher unter ſo viel Herzeleid, das ſie zu beſtehen hatten, nach und nach Trunkenbolde wurden? Dann waren es aber auch Kutſcher, die ihr Handwerk aus dem Grunde verſtanden; die ihre beiden Deichſelpferde bis auf das letzte Loth Fleiſch aufzureiben wußten, bloß mittelſt einer doppelten Peitſche, deren Vorſchnur auch noch die beiden andern Pferde grauſam kitzelte. Und dieſe Peitſche wußten ſie mit ſolcher Geſchicklichkeit zu handhaben, daß ſie ſich nie in die Stränge oder die Leitſeile verwikelte. Sie verſtanden es einen Knoten zu ſchlingen mit der Hand, aber eben ſo gut mit der Zunge; kurz ſie konnten eine Menge Sachen, deren die Kutſcher unſerer Tage unkundig ſind, weil ſie nie in den Fall kommen, ſich darin zu üben. Uebrigens fuhren ſie, wenn ſie getrunken hatten, ſo gut wie nüchtern, waren größtentheils treue Diener ihrer Herren, ſtanden in Achtung bei den Bankiers und andern Handelsleuten der Gegend, durch die ſie fuhren, und hatten für ihre Pferde ſo viel Menſchlichkeit, als ihnen die ungünſtigen Verhältniſſe ihrer Lage es erlaubten.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Kaukaſus.

(Schluß.)

Endlich näherten wir uns den Trümmern der kaukaſiſchen Mauer, welche an den Abhang ſich anſchließ. Welches großartige und zugleich welches betrübende Schauſpiel bot ſich unſern Augen dar. — der Sieg der Natur über die Kunſt, der Zeit über die Arbeiten des Menſchen. Hier ſah man die fortſchreitende Zerſtörung a priori und a posteriori, den Lauf der Jahrhunderte, die den Spruch des Schickſals vollzogen. Ein ſchwaches Korn, das in eine Spalte, in eine Höhlung des Steins fiel und zum Bäumchen heranwuchs, drängte durch ſeine Wurzeln allmählich die Quader aus der Mitte der Mauer, zerſprengte andere, riß ſie aus einander und warf ſie herab, die ernährende Luft zernagt ſie hier, der Regen, der den Gräſern Leben gibt, zerfrißt ſie, und die Zerſtörung ſchont ſelbſt nicht die, welche im Staube liegen. Der Wind verſtäubt ſie, die Vegetation zerbröckelt ſelbſt die Trümmer, und deckt mit dem blutrothen Grün der Blätter die Wunden, die ſie mit ihren Wurzeln aufgeriſſen hat. Kaum Ein mitleidiger Epheu verbindet die zwei Hälften

der Zeit, und umschlingt mit seinen Fesseln das, was noch steht, und das, was schon gefallen ist, — die Theile, die noch ganz und die schon zertrümmert sind. Eichen, Wallnußbäume und Platanen drängen sich hier an den Seiten heraus, reifen oben auf den Trümmern, senken ihre Zweige herab, gleich Adlerflügeln, haken sich fest mit ihren krallenartigen Wurzeln, und nicht selten hallen sie, losgerissen vom Sturm, ihre Beute in der Luft. Nicht überall aber hat die Zeit über den festen Bau gesiegt. An vielen Orten ist zwar die gezackte Schießschartenkrone abgeworfen, aber die Mauer erhebt sich noch stolz über die Bäume, die sie von allen Seiten umlagern, und nur säulenartige Pappeln schütteln in gleicher Höhe mit ihr die buschigen Häupter, stolz auf gleichen Wuchs, doch nicht auf gleiche Festigkeit. Kleines Gestrüppe und graues Moos, dieser Schaum der Jahrhunderte, kleben an der Brust der Riesen des Alterthums, und theilen ihnen ihre dunkle Farbe mit. An andern Stellen dringt das Grün hervor an den Fugen der Steine wie eine prächtige Stickerei; dort breitet der Epheu von dem Thurme herab seine grüne Fahne aus; aber der obere Theil der Mauer, wo zum Theil noch die Schießscharten stehen, ist allenthalben mit Strauchwerk verziert, und unter diesem stehen junge Bäume wie auf der Wache. Blickt man auf die Frische der Mauer, so glaubt man, sie sey erst seit hundert Jahren erbaut, und seit etwa fünfzig der Eindde zum Raube hingegeben. Der Regen hat sie nicht ausgespült, nur geglättet, und die Blitze sie gleichsam in eine Masse verschmolzen. Und welche Ruhe, welche Stille ringsumher! Wucherndes Gras liegt unangerührt auf den Wurzeln, und nur der Huf der Pferde tabassaranischer Räuber tritt zuweilen den von Erdbeeren roth gefärbten Boden. Doch zur Sache. Die kaukasische Mauer begann an der südlichen Ecke von Marlin-Kale, und ging in gerader Richtung von Osten nach Westen ununterbrochen über Hügel und Thäler fort. Bis zur Schlucht, welche wir umgingen, — sie ist fünf Werste von Derbent, — sieht man die Trümmer von vier kleinen Festungen, von denen die letzte noch ganz erhalten ist. Solcher Festungen trafen wir in der Höhe noch viele. Sie stehen in ungleicher Entfernung (wahrscheinlich wegen des Wassers) von einander, und sind auch von verschiedener Größe, von 80 bis 120 Schritten Länge. Die Breite ist immer geringer; manchmal haben sie vier, manchmal sechs runde Thürme an den Ecken. Diese an die Mauer angelehnten Befestigungen dienten wahrscheinlich zu Hauptwachtpunkten, zur Aufbewahrung der Waffen und Vorräthen, zu Sammel- und Stützpunkten im Fall eines Durchbruchs. Die ganze Mauer ist hinsichtlich ihrer Höhe, Dicke und der Art ihrer Anlage völlig ähnlich mit der von Derbent. Diese wechselt jedoch manchmal in der Höhe wegen der Verschiedenheit des Bodens, denn man bemühte sich so viel wie möglich die horizontale Höhe der Befestigung beizubehalten. Hier aber, wo die Mauer sich nach der Abdachung des Bodens richten mußte, bilden die obern und die übrigen Reihen Vorsprünge, so daß jeder Quader nach dem Winkelmaß gehauen ist. Die Quader sind fast alle 2¼ Fuß lang, 1¾ Fuß breit, aber nur 1 Fuß dick. Zwei Quader sind nach der Länge der Mauer gelegt, der dritte zwischen ihnen quer und fast ohne ein Cäment; der innere Theil der Mauer ist mit Kiesel und Bruchsteinen ausgefüllt, die durch Thon mit einer Beimischung von Kalk unter einander verbunden sind. Die Thürme sind klein, stets mit Erde ausgefüllt, und ihre Höhe mit der der Mauer gleich, ein Zug, der die asiatische Befestigung von der gothischen unterscheidet, in welcher die Thürme doch über die Mauer hervorragen, hohl sind, und mehrere Reihen Schießscharten haben. Das Bemerkenswertheste von Allem, und was am meisten das hohe Alterthum dieser Mauer beweist, ist die Unbekanntschaft mit dem Bau der Gewölbe; eine Erscheinung, auf welche Denon bei den Pyramiden aufmerksam gemacht hat. Mit Gefahr, mir den Kopf einzustoßen oder in den Löchern zu ersticken, durchkroch ich alle geheimen Gänge, die in jeder Festung nach dem Wasser führten, und überzeugte mich, daß die Ausführung der Gewölbe den Erbauern der kaukasischen Mauer unbekannt war; obgleich in den Thoren von Derbent, die wahrscheinlich später und in verschiedenen Zeiten aufgeführt sind, Gewölbe sich finden, und zwar keine spitzigen, sondern stets runde, der arabischen Architektur gemäß, die sich zugleich mit dem Islamismus verbreitete. Die Gänge waren entweder durch breite Steinplatten bedeckt, oder durch Platten, die nur bei den Mauern hervorstanden, oder endlich indem man die Platten, wie bei einem Kartenhause, im Dreieck aufstellte. Die Dächer, wo die Platten auf beiden Seiten vorstehen, sind oft niederwärts gekrümmt, was ihnen scheinbar das Ansehn von Gewölben gibt; bei nur etwas genauer Beobachtung aber überzeugt man sich schnell, daß sie beinahe alle wegen der auf ihnen lastenden Schwere Risse erhalten haben und fächerartig gesprengt wurden. Die Steine wurden wahrscheinlich in den benachbarten Steinbrüchen gehauen, die jetzt vergessen und mit Gebüsch bewachsen sind; aber die Sage behauptet, man habe sie vom Meeresufer hergeführt. Der Umstand aber, daß darin keine Muscheln, welche die Grundlage des Kalksteins am kaspischen Meere bilden, sich finden, widerlegt dieselbe noch besser, als die Schwierigkeit des Verfahrens in die unwegsamen Berge. Nachdem wir Kedschal-Kale, eine kleine, 20 Werste von Derbent entlegene Feste, genau in Augenschein genommen, und uns verwundert hatten, daß sie noch so wohl erhalten sey, obgleich hundertjährige Bäume auf den Wällen und im Innern wuchsen, wandten wir uns nach der andern Seite der Mauer, um auf den arabischen Weg herauszukommen. Kasi Mullah, der jetzige Prophet dieser Berge, wollte, als er im vorigen Jahre von Derbent zurückgeschlagen wurde, sich in Kedschal-Kale befestigen. „Als ich noch ein Knabe war, sagte er, kletterte ich hier herein nach Birnen;“ es zeigte sich jedoch, daß die in der Mitte derselben befindliche Quelle versandet war, und man sich unmöglich darin hätte halten können. Wir nahmen in dem auf einem hohen Berge und in der reizendsten Lage gelegenen Dorfe Metagi das Mittagsmahl ein, und dann kehrten wir über die Sabnawa glücklich nach Derbent zurück, nachdem wir im Vorübergehn auf die Thürme der historisch merkwürdigen, aber nun zerstörten Stadt Kamak, die auf einem hohen felsigen Vorgebirge sich zeigte, einen Blick geworfen hatten. Der alte Ruhm dieses Orts ist in einen andern umgewandelt; Kamakli, d. h. Einwohner des Orts Kamak, bedeutet jetzt in der Umgegend einen Narren. Man behauptet, unter ihnen, wie unter den Abderiten, finde sich auch nicht Ein vernünftiger Mensch. Aber wohin und wie weit erstreckte sich die kaukasische Mauer? Zeigen sich noch weithin Trümmer, die man zum Bau der Dörfer plünderte, wie dieß an mehreren Orten augenscheinlich der Fall ist? Das ist eine Frage, welche vielleicht ewig ein Räthsel bleibt. „Eine Nachricht flog auf dieser Mauer innerhalb zwei Namasen (ungefähr 60 Stunden) von einem Meere zum andern;“ so sprachen die Tataren zu mir. Jetzt wissen wir keine Nachricht über die Mauer selbst, und die Wahrheit zu gestehen, Dieß gereicht dem russischen Forschungsgeiste nicht sehr zur Ehre. Doch dem sey, wie ihm wolle, das Probestück von ungeheurer Kraft der alten Reiche bestand, jetzt staunen wir über Gedanken und Ausführung. Man sollte glauben, Halbgötter hätten das Werk ausgedacht und Riesen ausgeführt. Und wie menschenreich müssen vor Alters die Gebirge des Kaukasus gewesen seyn? Wenn die dürftigen Felsen Skandinaviens die officina gentium genannt wurden, warum sollte man dann nicht den Kaukasus die Wiege des Menschengeschlechts nennen? Auf seinen Gebirgsrücken streiften die erstgebornen Kinder der Welt umher, seine tiefen Thäler wimmelten von Stämmen, die nach den Aesten des Gebirgs tiefer und tiefer hinabzogen, und endlich sich ausbreiteten über die jungfräuliche Erde, wohin das Auge sah, die Erde eroberud über die Natur und dann über die frühern Ankömmlinge auf den Bergen, wie Einer den Andern hinausdrängte, vernichtete, wie sie mit Blutströmen den Fuß der Gebirge begossen, über dem nicht lange vorher noch Fische schwammen und der Ocean tobte. *) Wir glauben, daß die persischen oder medischen Könige ganze Völkerschaften zum Bau dieser Mauer nach ihrem Willen in Bewegung seyen konnten; ist es aber wahrscheinlich, daß diese Völker einige Jahre leben konnten in diesem schlecht angebauten, an Nahrungsmitteln armen Lande? Ist es wahrscheinlich, daß die Garnisonen der Festungen und die Wachen der Mauer, die stets zu ihrem Schutze da waren, ihre Zufuhr aus Persien bezogen? Ist es nicht wahrscheinlicher, anzunehmen, daß diese Berge damals minder mit Wald bedeckt, daß eine zahlreiche Bevölkerung reichliche Ernten einsammelte, und daß zur Behauptung dieser Schutzwehr gegen die Barbaren aus den Bergen und Steppen des Nordens Einheimische verwendet wurden? Doch wozu helfen alle diese Wahrscheinlichkeiten, wenn man das Nähere selbst nicht kennt? A. M.

*) Als nur noch einzelne Höhen des Kaukasus aus dem Wasser hervorragten, glichen sie völlig einem Kranz von Inseln, und ich glaube, daß darum die Kabardiner, der älteste Stamm des Kaukasus, sich Agede, d. h. Inselbewohner nennen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 40. 9 Februar 1833.

Zur Geschichte der Wägen in England.

(Schluß.)

Bevor ich schließe, muß ich noch ein Wort über die Privatfuhrwerke beifügen. Da das Urbild einer Familienkutsche, wie sie vor fünfzig Jahren war, nicht leicht mehr aufzufinden seyn dürfte, so will ich versuchen, hier eine Beschreibung davon zu geben. Es war ein Kasten, eine wahre Stube, die Raum genug für sechs wohlbeleibte Insassen bot, und zwischen breiten ledernen Riemen an fast gerade stehenden Federn hing. Alles an dieser behaglichen, niet- und nagelfesten und langen Schaukelmaschine stand im Einklange mit dem Kutscher und den Pferden, von denen sie gezogen wurde. Der offene Wagen, der zur selben Zeit gleichfalls sehr in der Mode war, zeichnete sich noch weniger durch Eleganz aus; diese sogenannten Phaëtons bestanden aus einem einzigen Stück, und ruhten mit ihrer ganzen Schwere auf den Vorderrädern, als hätten die hintern Räder nichts zu thun, als nachzulaufen; es war die Lieblingskarrosse des verstorbenen Königs von England, als er noch Prinz von Wales war; man fuhr darin gewöhnlich mit vier Pferden, wenn der Eigenthümer hiezu die Mittel hatte, und dieser pflegte meist selbst die Zügel zu führen.

Dem Phaëton folgte der Curricle (Wagen, currus), ein ganz klassischer Name und eine sehr elegante Kutsche, wenn sie in gutem Zustande und von zwei gutberittenen Grooms in schöner Livree begleitet war. Der Curricle hielt sich lange Zeit in der Gunst der fashionablen Welt; allein da er wie der Phaëton nur auf zwei Personen berechnet war, und zum wenigsten drei Pferde erforderte, so brachten ihn endlich Auflagen und Ersparung aus der Mode. Nun gelangte der Gig zur Herrschaft. Die Frau des Pfarrverwesers, ein mit dem Podagra behafteter Verwalter oder ein alter reicher Pächter, vor fünfzig Jahren, bestiegen gern ihre Whiskey, die vorn und hinten in Hangriemen schaukelnd und mit einer Schirmkappe gegen den Regen versehen, ein vortreffliches und ziemlich sicheres Familienfuhrwerk bildeten, wenn es mit einem Paar guter Pferde bespannt war. Einer der Tonangeber in der eleganten Welt ließ, von einem löblichen Sinne für Ersparung getrieben, einen Blick der Gnade auf den schönen und bequemen Whiskey fallen, und es entsprang aus ihm der luftige Gig, der, mit einem Pferde von hundert Guineen bespannt, der beste Freund der Aerzte und Leichenbitter wurde. Diese Art Einspänner vervielfältigte sich unter mancherlei Formen und Namen; der sanfte Räderumschwung des Gig, das angenehme Gleichgewicht, in welchem er auf seiner Achse ruht, die Gleichheit seiner Bewegungen, da er von der Gabelbeichsel getrennt ist, und die Leichtigkeit, mit der er dem Pferde folgt, machen ihn zu einem köstlichen Fuhrwerk, an welchem allein zu bedauern, daß es so gefährlich ist. Der Stanhope, so genannt von seinem Erfinder dem Baronet Fitzroy Stanhope, folgte dem Tilbury, der den Namen eines bekannten Wagenbauers in London verewigt. Der Preis eines Stanhope oder eines Tilbury, ohne Geschirr, ist ungefähr 70 Guineen. Allein die Mode ist eine Blume, die nur eine kurze Zeit blüht. Der Buggy, der Stanhope, der Dennet, der Tilbury wurden nach einander durch das Stadt-Kabriolet ersetzt, das zum Fahren in der Stadt vortrefflich und nur für die Landstraße etwas zu schwer ist. Allein auch es fängt in der fashionablen Welt bereits an zu sinken, und man sieht wieder den luftigen und leichten Tilbury zum Vorscheine kommen.

Für Reisen auf das Land haben alle offenen Chaisen dem Doppelphaëton und der Britska, in denen man gewöhnlich mit Post reist, weichen müssen. Ersterer ist durchgehends bei den Bürgern von London, die Weib und Kind haben, im Schwunge; man baut ihn gegenwärtig so leicht, daß ihn, und vier Personen darin, ein einziges Pferd bequem eine gute Anzahl Meilen weit ziehen kann. Am tiefsten auf der Stufenleiter der Wägen, und nur sehr wenig über dem Karren, steht die sogenannte Ponny-Chaise, in der schon so viele Menschen ihr Leben eingebüßt haben. Diese Fuhrwerke, die gefährlichsten von allen, sind so leicht, daß ein noch so schwaches Thier damit anfangen kann, was ihm beliebt. Außerdem ist man gezwungen, so kurz damit zu fahren, daß der geringste Stoß es umwirft und der darin Sitzende kaum vor den Hufen des Pferdes geschützt ist. Wird das Thier scheu und geht durch, so macht die geringe Höhe und die Leichtigkeit dieses Wagens jeden Widerstand vergeblich, und man kann ihn mit einem Korbe vergleichen, den man einem Hunde an den Schwanz gebunden hat.

Man hat gegenwärtig in England nicht mehr so viel Lust und Geschmack an Wägen, als vor einigen Jahren. Keineswegs geneigt, die Uebertreibung und Manier in diesem Luxus zu be-

dauern, wüßten wir nicht, warum wir die engliſchen Gentlemen tadeln ſollten, wenn ſie die Athenienſer nachahmen, die ſich gleichfalls nicht wenig darauf einbildeten, gute Wagenlenker zu ſeyn. Die Kutſcherdilettanten oder Kutſchergentlemen haben viel Gutes gewirkt; die Straßen würden nie geworden ſeyn, was ſie ſind, wenn ſie nicht ſo unabläſſig Alle, die dabei betheiligt oder angeſtellt waren, zur Verbeſſerung der Straßen aufgemuntert hätten. Und würden wohl die Kutſcher von Orford ihren Brüdern mit einem ſo guten Beiſpiele vorausgeganzen ſeyn, wenn Männer wie Sir Henry Peyton, Lord Clonmell, der verſtorbene Sir Thomas Moſtyn, dieſer Neſtor der Kutſcher, Herr Annesley und Herr Harryſſon, nicht mit ihnen auf derſelben Straße die antike Kunſt des Wagenlenkens getrieben hätten? Würden die unglücklichen Kutſcher nicht bis auf dieſe Stunde noch — fünfundzwanzig Jahre nämlich — auf dem Kutſchenbocke wie bei den alten Diligencen, geradbrecht werden, wenn es nicht endlich Herrn Ward de Squerris gelungen wäre, die Eigenthümer der Wägen zu bereden, die Kutſcherſitze in Federn hängen zu laſſen? Was würde wohl die Straße von Devonſhire ſeyn ohne Sir Charles Bampfylde, Sir John Rogers, den Obriſt Prouſe, Sir Lawrence Palk und andere? Dieſen, wie den Herren Charles Burton, Henry Villebois, Sir Bellingham Graham, Lord Seſton, Fitzroy Stanhope, Obriſt Sibthorp, Obriſt Spicer u. ſ. w. verdankt man größtentheils die in dem Wagenbau der neuern Zeit entſtandenen Verbeſſerungen. Leider neigt ſich das Geſchlecht der Kutſchergentlemen ſeinem Erlöſchen zu, die lange Peitſche der Dilettanten hängt müßig im Stalle, und nur ſelten begegnet man jenen vierſpännigen Wägen, deren man vor ſechs Jahren mehr als vierzig ſehen konnte. Das B. D. C. oder Benſon's Kutſcherklub iſt der einzige, der jene Aſſociationen überlebte, deren öffentliche Aufzüge vor vierzig Jahren zu den eigenthümlichſten Schauſpielen in London gehörten. Dieſe Mode der Kutſchergentlemen läßt ſich aber nicht weiter als auf fünfzig Jahre zurückführen und wir erinnern uns ſelbſt, den Erichthonius Englands, den verſtorbenen Charles Finch, Bruder des verſtorbenen Grafen von Aylesford, geſehen zu haben, wie er in großer Livree ſeine Karroſſe mit vier Pferden kutſchirte. Bald nachher beſtiegen jedoch Sir John Lade, Tommy Onslow und andere den Kutſchenbock in ihrem gewöhnlichen faſhionablen Anzuge. Sir John Lade insbeſondere ſtand in hohem Rufe als Kenner, was Diligence und Fuhrwerke jeder Art anbelangt, und war ein guter Kutſcher aus der alten Schule.

Der Graf Pecchio ſchrieb ein Kapitel über die Bequemlichkeit der öffentlichen Wägen und die Eleganz der Privatwägen in England; man kann nicht ſagen, was von beiden einen Fremden am meiſten anſprechen muß, aus welchem Theil der Welt er auch kommen mag. Wer einſt das Heer von Wägen bewunderte, die unter Ludwig XVIII vor den Tuilerien in Schlachtordnung aufgefahren waren, wird große Augen machen, wenn er ſich das erſtemal in der Straße St. James befindet, an einem Tage, wo Lever oder Auffahrt bei dem Könige von England iſt. Hyde-Park aber wird ihm an einem ſchönen Nachmittage während der Saiſon von London ſchwindeln machen. Dort ſetze er ſich bei der Bildſäule Wellingtons nieder, wenn er Luſt hat, und er wird binnen zwei Stunden tauſend Equipagen vorüberkommen ſehen, in allem Prunke ariſtokratiſchen Stolzes, von dem ſelbſt die Pferde ihren Theil angenommen zu haben ſcheinen. Alles was er ſieht, iſt charakteriſtiſch; das geräuſchloſe Hinrollen und die leichte Bewegung des engliſchen Wagens, der gute Styl der Kutſcher, im vollen Glanze ihrer mit Treſſen reichbeſetzten Livreen, mit dem rothen friſchen Geſicht, der Flachsperrücke und dem Leitſeile, ſo weiß wie köliniſche Pfeifenerde, um die weißen Handſchuhe nicht zu beflecken; dann hinten die Lakaien, wahre Koloſſe mit Stülphüten, auf allen Räthen vergoldet, in ſeidenen Strümpfen, in Handſchuhen von Damhirſchleder und das Rohr mit goldenem Stockknopf in der Hand, das hoch über den Kopf des Kutſchers hinausragt; endlich der gefleckte Hund des Wagens, den man eigens zur Spazierfahrt gewaſchen hat. Dieſes Vis-a-Vis (Kutſche zu zwei Perſonen) in dem nur eine einzige ſchöne Dame ſitzt, hat mit ſeinem ganzen Zubehör wenigſtens tauſend Guineen gekoſtet; es gehört dem Marquis von Londonderry. Dieſes niedliche Coupé gehört dem Herrn Long Wellesley; dieſes Kabriolet dem Herrn Grafen Alfred d'Orſay. Ich habe hier die drei vollkommenſten der letzten Saiſon genannt: allein man wird noch hundert andre von dieſen Equipagen, Barutſchen, Berlinern, Kabriolets *) u. ſ. w. bewundern können, die alle hinter einander bis halb acht Uhr hin und her fahren, wo man dann anfängt, daran zu denken, daß es Zeit zum Diner ſey.

Wanderungen am Oyapock.

(Fortſetzung.)

Bis zu dieſer Stelle ſind die Ufer des Oyapock unangebaut und öde. Die Wohnungen fangen nicht weit von der alten Miſſion an und laufen ſo, bald neben einander liegend, bald einzeln ſtehend bis zum erſten, vierzehn Stunden von der Mündung entfernten Fall. Die Breite des Fluſſes nimmt unmerklich nach und nach ab, und man ſieht in verſchiedenen Entfernungen kleine unbewohnte Inſeln, die an Zahl und Größe fortwährend zunehmen. Das anfänglich zu beiden Seiten flache Ufer erhöht ſich nach und nach, und wird endlich von Hügeln begränzt, die zwar nicht hoch ſind, aber doch hie und da Anſichten von höchſt maleriſcher Wirkung bieten; Landſchaftsmaler würden hier die mannichfaltigſten Studien finden. Dieſe Scenerie geht ohne Unterbrechung bis zum erſten Fall fort, an deſſen Fuß ſich ein prachtvoller, breiter Waſſerſpiegel bildet, deſſen Fläche gewöhnlich von den Kanots der fiſchenden Indianer belebt iſt. Eine Erinnerung knüpft ſich an dieſe Gegend, es iſt die an den alten Soldaten Ludwigs XIV, den Herr Malonet, damals Oberkommiſſär der Kolonie im Jahr 1776 am Fuß des Morne, der den Fall am rechten Ufer beherrſcht, angeſiedelt fand. Seit langen Jahren hier anſäſſig und des Geſichts beraubt, war ihm das

*) Noch vor zwei Jahren konnte man keinen Stadtwagen unter 400 Guineen, 4800 Gulden haben; gegenwärtig koſtet ein ſolcher 500. Ein Reiſewagen mit ganzem Zuverhör koſtete 250, ein Stadtkabriolet 120 bis 150.

Getös des Wassers so zum Bedürfniß geworden, daß er alle Anerbietungen Hrn. Malouets, ihn nach Cayenne zu führen und für seinen Unterhalt zu sorgen, ausschlug. Jener hundertjährige Greis hieß Jacques, er hat dem Theil des Wasserfalles, in dessen Nähe er wohnte, seinen Namen hinterlassen und man nennt ihn heutzutage noch den Jakobsfall.

Die civilisirte Bevölkerung am Oyapock erstreckt sich nicht über diesen Punkt hinaus. Im vergangenen Jahrhundert noch, in ziemlich blühenden Umständen, hat sie sich von dem Schlag den ihr die Zerstörung des Fleckens der Mission beibrachte, noch nicht wieder erholen können, und besteht jetzt fast ganz aus Farbigen und freien Negern, unter denen eine sehr kleine Anzahl Weißer lebt. Fast alle, ohne Unterschied der Race, wohnen auf ärmlichen Pflanzungen, die kaum ihr Daseyn fristen würden, wenn der Fischfang ihnen nicht eine sichere Nahrungsquelle böte. Die Weißen beschränken sich darauf Maniok, Yams und Bananen zu bauen; seit fast alle Erzeugnisse der Kolonie zu so niedern Preisen herabgesunken sind, daß sie kaum die Kosten decken, sind die übrigen Gegenstände des Anbaus nach und nach aufgegeben worden. Man sieht auch in verschiedenen Entfernungen alte verlassene Wohnungen, und bedeutende Pflanzungen von Orleans- und Cacaobäumen u. s. w., deren Früchte man auf dem Stamm verfaulen läßt, oder die Bäume fällt, um den Boden zu anderm Anbau zu benutzen. Die geringe Fruchtbarkeit des Bodens bleibt nicht ohne Einfluß auf die Sinnesart der Einwohner: sie enthalten sich überhaupt der, so zu sagen, fruchtlosen Arbeit und bringen ihre Zeit fast ganz in Müßiggang hin. Es herrscht unter ihnen ein sonderbarer Gebrauch, den sie, so wie mehrere andere, von den unter ihnen lebenden Indianern entlehnt haben: Wenn nämlich die Zeit herannaht ihre jährlichen Holzfällungen oder Ausrodungen (abatis) vorzunehmen, so kündigen sie, statt daß sie einige Zeit hindurch angestrengt arbeiteten, ihren Nachbarn an, daß den und den Tag Mahuri oder Schmaus bei ihnen sey, an dem Alle Theil nehmen können, die ihnen bei ihrer Arbeit helfen wollen. Alle Müßiggänger und Liebhaber von Tafia leisten gewöhnlich der Einladung Folge, ein Jeder arbeitet ein wenig, trinkt tüchtig, und so wird die Arbeit, zu der der Eigenthümer, wenn er sich auf seine eigenen Kräfte beschränkt, mehrere Tage gebraucht hätte, schnell abgethan. Das Fest wird meist mit reichlichen Libationen beschlossen, bei denen Jeder sein bischen Verstand vollends verliert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Diebs- und Gaunerzünfte in London.

(Aus Frasers Magazine.)

Man kann die Diebe und Gauner der englischen Hauptstadt füglich in Zünfte theilen, von denen jede sich in einem abgeschlossenen Kreise bewegt, ihre Kunstsprache, ihre Handwerksvortheile und auch ihren Zunftstolz hat. Will man sie ihrem Range nach neben einander stellen, so findet man zuvörderst:

Die Hauseinbrecher — in ihrer Sprache Crakesmen oder Pannymen genannt, dann die Straßenräuber zu Roß und zu Fuß (Grandtobymen und Spicemen) — die Falschmünzer (Bitmakers) — die Metallfälscher (Smashers) — die Taschendiebe (Buzzmen, Clyfakers und Constehlen (Sneaks) — Diebe, die unter dem Vorwande zu kaufen in Kaufläden stehlen (Shop-bouncers) — Diebe, die Uhren, Geldbeutel u. s. w. von Personen wegfischen (Grabbers) — Pferd- und Viehdiebe (Praddchervers) — Männer und Weiber, die betrunkenen Personen auflauern, um sie zu berauben (Ramps) — Hehler gestohlener Waaren (Fences) — Fälscher (Fakers) — Dienstboten, die im Hause stehlen (Bilkers) — Betrüger und Schwindler jeder Art (Macers, Duffers, Ring-droppers u. s. w.) — Diebe, die von den Wägen und Karren stehlen (Dragsmen) — hiezu kann man noch alle Diebe rechnen, die sich mit Plünderungen auf der Themse und an den Ufern, in Schiffen und Booten abgeben (Light-horsemen, Heavy-horsemen, Game-watermen, Scuffle-hunters, Copemen u. s. w.).

Eine nähere Untersuchung des Getriebes dieser Banden öffnet einen tiefen Blick in den moralischen Zustand der Hauptstadt von England, und läßt zugleich die vielfachen Gebrechen der englischen Gesetzgebung anschaulich werden, die nicht wenig dazu beiträgt, Verbrecher zu erziehen und die sittliche Verwilderung der untern Volksklassen zu befördern.

1. Die Hauseinbrecher. (Krach- oder Schrankmänner.)

Obgleich nicht gerade die stärkste Bande, bilden die Hauseinbrecher doch eine zahlreiche und furchtbare Genossenschaft, und der größte Theil von ihnen spottet der Wachsamkeit der Gesetze mehr, als irgend eine andere Gattung von Verbrechern. Indeß ist seit der Einführung der neuen Polizei in London doch ihren verwegenen Streichen einiger Einhalt geschehen, weßhalb sie auch gegenwärtig ihre Räubereien mehr in den Provinzen als in der Hauptstadt verüben. Ueberhaupt muß hier nur vorher bemerkt werden, daß keine der oben bezeichneten Banden ihr Gewerbe auf London allein beschränkt; dieses ist nur das Hauptquartier der erfahrensten und geübtesten Diebe; es bildet den Mittelpunkt, dessen Anziehungskraft Alle sich zuneigen, und von dem aus sie wieder nach allen Richtungen über das Land ausgehen. Manche von ihnen machen so regelmäßige Reisen als irgend ein Handelshaus der City von London. Es gibt eine Bande von Taschendieben, die jedes Frühjahr ihre Ausflüge macht, und nach der Reihe alle Pferderennen, Jahrmärkte und andere Orte des öffentlichen Verkehres besucht, und wenn die Saison vorüber ist, zu ihren Wintergeschäften in der Hauptstadt zurückkehrt. Die Hauseinbrecher reisen zu allen Jahreszeiten; aber diese Reisen geschehen nicht auf gut Glück, sondern haben den Zweck, irgend einen bestimmten Plan auszuführen. Dann ist ihnen gewöhnlich von Einem, der sich im Hause, das beraubt werden soll, aufhält, oder in der Nähe des Orts wohnt, Kunde zugekommen — man nennt Dieß „a put up affair" — eine Geschäftsanzeige. Hat man einen solchen Wink erhalten, so werden unverzüglich Leute in einem Wagen abgesendet, um die erbeuteten Waaren schleunig nach der Stadt zu schaffen. Einige von diesen Banden ziehen stets im Lande auf der Lauer umher, um sich nach einer günstigen Gelegenheit zu einem Geschäfte umzusehen. Während sie die verschiedenen Städte durchstreifen, fehlt es ihnen nicht an Gelegenheit, mit allerhand liederlichen Leuten Bekanntschaft zu machen, die stets bereit sind, der Versuchung ein Ohr zu leihen, die ihnen einen ansehnlichen Gewinn verspricht, wenn sie zur rechten Zeit an den Sammelort der Schrankmänner Nachricht von einer günstigen Gelegenheit zu einem Einbruche gelangen lassen wollen. Dergleichen Individuen trifft man stets in schlechten Wirthshäusern (Flash-public-houses genannt), die gewöhnlich in jeder Stadt von Boxern gehalten werden.

Die Geschäftsreisenden der Schrankmänner sind meist sehr reich gekleidet, und so gut mit Geld versehen, daß sie auf dem besten Fuße leben können, ohne dabei das Geringste zu wagen, da sie für jede „Geschäftsanzeige," die von glücklichem Erfolge begleitet war, verhältnißmäßig ihren Antheil erhalten. Gewöhnlich sind sie von einer sehr gut gekleideten Dame begleitet, und geben vor, wegen eines Geschäfts auf dem Wege zu seyn, womit sie zugleich eine kleine Vergnügungsreise verbinden wollen. Ich erfuhr neulich aus dem eigenen Munde eines solchen Geschäftsreisenden, daß er in seinem Wagen eine Kiste mit Instrumenten zum Einbruche bei sich führte, um sogleich bei der Hand zu seyn, wenn sich Gelegenheit dazu biete, und keine Zeit übrig bliebe, um nach Gehülfen aus der Hauptstadt zu senden. Man vergönnte mir auch einen Blick in die Kiste, und obgleich ich nicht Zeit hatte, die Werkzeuge zu zählen und ihre verschiedene Anwendung näher kennen zu lernen, so darf ich doch behaupten, daß es im Ganzen sechzig bis siebzig Stücke waren, von denen die meisten bestimmt schienen, Schlösser zu öffnen, und nur wenige zu gewaltsamem Einbruche. Die Kiste befand sich in dem Augenblicke, wo ich sie sah, in den Händen eines Schreiners, der in der innern Einrichtung derselben etwas abändern

mußte; er versicherte mich, daß dieses ganze Handwerkszeug wohl 150 Pf. St. gekostet habe, und daß diesen Instrumenten, von geschickter Hand geführt, schwerlich eine Thüre oder ein Schloß widerstehen könne, wenn sie nicht mit Querbalken und Riegeln versehen sey.

Ist ein Einbruch beschlossen worden, so begibt sich Einer von der londoner Bande an Ort und Stelle und trifft die nöthigen Vorbereitungen, während ihm Andere in einer Chaise folgen. Man ist vor der Hand übereingekommen, genau zur bestimmten Stunde, wo der Raub vollbracht werden soll, zusammenzutreffen, so daß diejenigen, welche eigentlich den Einbruch begehen, nie in dem Hause, das geplündert wird, oder in dessen Nachbarschaft gesehen worden sind. Ist der Raub gelungen, so fährt Einer der Bande in der möglichsten Eile nach der Stadt, wo die gemachte Beute entweder sogleich verkauft, oder nach einem Hause gebracht wird, das einer ihrer Verbündeten eigens zu diesem Zwecke gemiethet hat; Letzterer nimmt an dem ganzen Vorgange keinen weitern Antheil, als daß er die geraubten Waaren in seinem Hause hinterlegen läßt, wobei er sich übrigens den ehrbaren Schein gibt, als treibe er irgend ein erlaubtes Gewerbe. Da er nie bei einer wirklichen Räuberei persönlichen Antheil nimmt, so kann auch nicht leicht ein Verdacht auf ihn fallen. Die Vorsicht wird in diesem Stücke mit äußerster Strenge beobachtet. Keiner von den eigentlichen Krachmännern darf je die Schwelle des Hehlers betreten, außer er hat frischgestohlene Waaren zu überbringen; und selbst dann noch werden sie oft irre geführt, da die in der Stadt angekommene Beute oft in einem Hause hinterlegt, aber von dem Ordensmeister in das allgemeine Depot geschafft wird. Einige dieser Leute sind so reich, daß sie die gestohlenen Sachen Jahre lang aufheben können, und daher die Gefahr vermeiden, die mit dem augenblicklichen Verkaufe verbunden ist, indem sie abwarten, bis die gerichtliche Nachforschung etwas lässiger geworden ist. Eine dieser Niederlagen gestohlener Waaren wurde vor zwei Jahren durch einen großen Zufall entdeckt, und man fand darin Sachen, die schon fünf Jahre früher entfremdet worden waren.

Kein Verbrechen erfordert zur glücklichen Ausführung so viele Helfershelfer, als der Häusereinbruch. Da das Eindringen in die Wohnungen mit gewaffneter Hand und offener Gewalt so ziemlich außer Uebung gekommen ist, so müssen jedesmal die örtlichen Verhältnisse der Häuser, die man angreifen will, genau ausgekundschaftet, und auch die Stelle, wo die gesuchte Beute zu finden ist, zuverlässig ermittelt seyn. Um hierüber genaue Erkundigungen einzuziehen, sind sie bei einem Einbruche, wo es sich der Mühe verlohnt, in Geduld und Beharrlichkeit unermüdlich. Oft halten sie ihr Auge Jahre lang auf einen einzigen Gegenstand gerichtet, und bieten alle ihre Kriegslisten auf, um eine günstige Gelegenheit herbeizuführen; und selten schlägt ihnen ein solches Unternehmen fehl. Wie bei dem Habicht, der seinen Blick einmal auf seine Beute geheftet hat, lässt sich zehn gegen eins für einen glücklichen Erfolg stehen. Haben sie in der Provinz einen dort ansässigen Agenten, so sind sie bald im Besitz aller nöthigen Nachweisungen; und dieser Kundschafter erhält, wenn die Sache gut von statten gegangen ist, 10 Pf., und den Auftrag, die Verhältnisse einer andern Familie auszumitteln, indem er Bekanntschaft mit einem Individuum der Dienerschaft anknüpft, oder wie es sonst gehen mag, wozu sich auf dem Lande hundertfältig mehr Gelegenheiten bieten, als in der Stadt.

Die Genossenschaft der Schrankmänner, die fast durchgehends aus sehr gewandten Spitzbuben besteht, ist unbestreitbar die furchtbarste von allen, und gewinnt mehr als irgend eine andere Bande an Zuwachs. Unglücklicherweise wird nur selten eine ganze Bande derselben zur Haft gebracht, da sie meist nur einzeln auf eigene Faust, oder nur in Verbindung mit einem oder zwei Andern ihr Gewerbe treiben. Die Möglichkeit, ungestraft davon zu kommen, ist bei den Hauseinbrechern ersten Ranges so groß, daß wenige Müßiggänger oder arme Teufel Bedenken tragen würden, sich zu geprüften und erfahrnen Schrankmännern in die Lehre zu begeben, wenn anders die Schwierigkeit, in dieser würdigen Zunft Aufnahme zu finden, nicht außerordentlich groß wäre. Hiezu suchen diese Diebe sich selbst ihre Lehrlinge aus, und wählen sie meist unter Knaben, an denen sie Verstand und Scharfsinn wahrnehmen. Ich könnte leicht mehrere Knaben aufzählen, die sich gegenwärtig in Haft befinden, und in den tief angelegten Planen zu Einbrüchen mitwirkten. Einer jedoch, der seine Laufbahn damit begann, daß er einem reichen Mann in Mark-Lane seines Silberzeuges berauben half, mag als Beispiel dienen, wie man bei dergleichen Räubereien zu Werke zu gehen pflegt. Der Knabe war zum Tode verurtheilt worden, als ich aus seinem eigenen Munde die Geschichte seines Lebens erfuhr. Neun Jahre schon verfolgte er ungestraft die Laufbahn des Verbrechens, und obgleich er schon neunzehn Jahre zählte, so konnte man ihn doch für einen erst vierzehnjährigen Knaben halten. Während seiner Haft hörte man ihn unaufhörlich bereuen, daß er die Gesellschaft verlassen habe, in der er so lange und so sicher verwendet worden war, um sich mit einigen Knaben von seinem Alter zu verbinden und auf eigene Faust zu arbeiten, wobei er ertappt (nicked) worden sey. In früher Jugend ein Waise, war er in einem Armenhause erzogen und dann zu einem Schornsteinfeger in der City in die Lehre gegeben worden. Es war ein außerordentlich scharfsinniger Junge, der ohne Zweifel von den Spürhunden der Schrankmänner, die stets nach solchen Gehülfen umherstöbern, ausgewittert worden war. Eines Tages begegnete er, mit dem Rußsack auf dem Rücken, am frühen Morgen einem Mann, der sich ihm als sein Onkel zu erkennen gab und ihm eine halbe Krone schenkte. Dann lud er den Knaben ein, ihn irgendwo wieder zu treffen, und die Folge dieser neuen Bekanntschaft war, daß ehe noch sechzehn Monate verstrichen waren, auf die Angabe des Schornsteinfegerjungen fünfzehn Einbrüche geglückt waren. Natürlich wurde er für seine guten Dienste reichlich belohnt, worauf er bald seines rußigen Geschäftes überdrüssig wurde, und mit dem Manne, der ihn in das Verbrechen eingeweiht hatte, verabredete, den Dienst seines Herrn zu verlassen, vorher aber noch auf ihre eigene Faust mit einander einen Raub zu begehen. Das Haus, das hiezu ausersehen wurde, lag in Mark-Lane. Es wurde sorgfältig in Augenschein genommen, aber für uneinnehmbar befunden, d. h. man fand es zu wohl behütet, als daß man ihm, ohne entdeckt zu werden, beikommen konnte. Indeß fanden sie doch den Weg zu dem Silberzeuge des Besitzers, und zwar auf folgende Weise: Der Knabe war bei der Köchin des Hauses sehr wohl gelitten, und sie wollte ihren Küchenschornstein um keinen Preis von einem andern Jungen fegen lassen, was jedesmal am letzten Sonnabend des Monats geschah. Der Knabe und der Mann kamen überein, daß Letzterer sich gleichfalls den Anzug eines Schornsteinfegers anlegen und ihn als Aufseher oder Gehülfe begleiten solle. Natürlich mußte der eigentliche Aufseher beiseite geschafft werden, und hierin lag die ganze Schwierigkeit. Es kostete dem Knaben, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, einer weitern sechsmonatlichen Strafe im Schornsteinfegerdienst, und dem Mann eine sechsmalige Verkleidung in früher Tagesstunde, bevor sie ihren Zweck erreichten, nämlich den eigentlichen Rauchfangkehrer sich vom Halse zu schaffen.

Eines Sonnabends endlich wartete der Junge bis alle andern Gesellen an ihre Arbeit ausgegangen waren, und stellte sich dann, als fiele ihm plötzlich bei, daß er das Geschäft in dem Hause von Mark-Lane vergessen habe. Es wurde ihm leicht, seinen Meister zu überreden, ihn gehen zu lassen, da er die Kaminreinigung allein vornehmen könne, und so erreichte er in Gesellschaft des verkleideten Räubers Morgens um fünf Uhr das Haus. Die Köchin öffnete die Thüre und hatte nichts als ein leichtes Tuch um die Schultern geworfen. Der junge Spitzbube sagt: „Es ist nur Harry und ich; es ist ein recht kalter Morgen; wenn Sie sich wieder zu Bette legen will, Köchin, so wollen wir Alles fein sauber machen und die Thüre wieder hinter uns schließen.“ Die gute Köchin ging zu Bette, und die beiden Kaminkehrer an den Silberschrank, der schon lange vorher ausgekundschaftet worden war. Sie schoben Alles, was sich vorfand, in ihre Rußsäcke und gingen furchtlos damit durch die Straße. Einige Stunden danach war der Knabe auf die hübscheste Art gekleidet, hatte ein elegantes Stöckchen in der Hand und fünfzig Pfund in der Tasche, kurz er war so umgewandelt, daß er voll Zuversicht auf der Straße sich sehen lassen durfte, ohne befürchten zu müssen, von seinem Meister oder seinen Mitgesellen erkannt zu werden.

Hunderte von solchen Räubereien werden durch Schornsteinfeger eingeleitet, da sie gelegentlich in jedes Zimmer des Hauses kommen und die nöthigen Nachweisungen geben können. Andere von der Bande der Schrankmänner suchen Bekanntschaft mit weiblichen Dienstboten anzuknüpfen, von denen sie während der Abwesenheit ihrer Herrschaft ins Haus gelassen werden, wo sie dann die Oertlichkeit und die Lebensweise der Familie auskundschaften, und danach ihren Plan anlegen können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 41. 10 Februar 1833.

Wanderungen in der Wüste.

(Von dem Verfasser der „Briefe aus dem Morgenlande." *)

Es gibt wohl, mit Ausnahme des gelobten, kein Land, das durch die Tradition mehr geheiligt, keines, das durch lange Vernachlässigung tiefer gesunken und verändert ist, als Aegypten. Für keines hat, auf jeden Fall, die Natur so wenig, hatten menschlicher Fleiß und die Kraftanstrengungen seiner Bewohner so viel gethan. Die Alles zerstörende Zeit ist freilich nicht müßig gewesen; allein es ist, als ob der Fluch des Himmels überall hin verzehrend auf jeden Ort der frühern Lust und Herrlichkeit gefallen wäre. Des weissagenden Sehers Wort, daß seine stattlichen Palmenhaine, der Stolz des Landes, vor der Art des Holzfällers in Staub sinken würden, ist in Erfüllung gegangen. Der schmale Streif urbaren Bodens, der sich ehedem (wie noch jetzt) nur einige Stunden breit von dem Strome bis zu den felsigen Hügelketten zu beiden Seiten erstreckte, gab vor Alters eine überreiche Pflanzenfülle zum Lohn für die überreiche Bewässerung und Zuleitung von Feuchtigkeit. Umsonst sucht das Auge nach Thälern und Wäldern und sanften Triften: wäre nicht der glühende Himmel und das durchaus Morgenländische der Landschaft überhaupt — der Reisende könnte sich in das flache, ruhige Holland mit seinen Deichen und Schleußen und endlosen Wasserstraßen, versetzt wähnen.

Der Landstrich, wo der Annahme nach, die Israeliten einige der pharaonischen Schatzstädte erbauten, befindet sich auf der lybischen Seite des Nils, zwischen den Pyramiden von Gizeh und Saccara; und ist jetzt eine abschreckende und endlose Fläche. Einige halten die jetzigen Trümmer des alten Memphis, da sie so dürftig und unscheinbar sich darstellen, eher für die Ueberbleibsel einer jener Städte. — Es ist, als ob die alten Pharaonen ihren Ruhm darein gesetzt hätten, die Natur zu überwinden. Und doch — wenn die noch vorhandenen Reste von Tempeln oder Städten, am Saume nackter Wüsten und zeitenweise in einem Sandmeere verloren, so traurig und unheimlich aussehen, welchen Anblick können sie selbst zur Zeit ihrer Größe gewährt haben? . . . Prachtverschwendung inmitten einer furchtbar unfruchtbaren Natur! die Sternwarte des Chaldäers, die Blumenlauben des Frauenpalastes da, wo die Wüste nach ihrer Beute dürstete! Und doch hatten hier Ueppigkeit, und Sinnengenuß, und selbst reiches Wissen ihren Wohnsitz aufgeschlagen!

Zu der Zeit, als wir hier die Nacht zubrachten, waren keine weiteren Reisenden, als ein Trupp wandernder Beduinen zu sehen. Ihr Lagerfeuer wurde angezündet, ihre Zelte aufgeschlagen; und nun knieten sie unter freiem Himmel, vor ihren Zelteingängen nieder in den Sand und beteten zu Gott und dem Propheten, mitten unter den düstern Trümmerresten einer vergangenen Welt; da, wo einst die Tempel falscher, vernunftwidriger Götter ragten, da, wo einst der Israelite auch dem Herrn seine Trübsal klagte. Land der Wunder, der Siegesfreuden, des strafenden Zornes des Allmächtigen! Warum beut uns deine Natur nirgends eine, nicht einmal entfernt kennbare Stelle, die uns den Schauplatz auch nur eines Begebnisses jener Wunderzeiten wieder vergegenwärtigte? In Palästina geben Hügel und Thal, Grotte und Berg, in jeglicher Gestalt und beziehender Eigenthümlichkeit, ein lebendiges und treues Zeugniß von Allem was Unvergängliches hier geschah; haltlos dagegen ermüdet und verliert sich Forschungseifer und Einbildungskraft in der einen gränzenlosen Fläche, die Aegypten bildet. *)

Die Beduinen hatten inzwischen ihre Gebete beendigt, hielten nun um das Feuer gelagert, ihre Abendmahlzeit und suchten dann in ihren Zelten, die Ruhe. Der Schall ihrer Stimmen, den man in der tiefen Stille dumpf aus der Ferne herüber hörte,

*) Aus dem englischen Taschenbuche „The Amulet," (ed. by S. C. Hall für 1833. S. 171 ff.) von John Carne; er lebt als Landgeistlicher in einer der nordwestlichen Grafschaften Englands. Seine „Letters from the East" (geschrieben auf seiner Reise von Konstantinopel durch das griechische Inselmeer, Aegypten, Syrien und Palästina) sind, von A. M. Lindau unter dem Titel „Leben und Sitte im Morgenlande" verdeutscht, in den Jahren 1826 — 27 zu Dresden bei Arnold in vier Bändchen erschienen.

*) Martins Hand — in seinem Gemälde der siebenten Plage (Hagelwetter), wo er die Riesenbauten, den majestätischen Nil und die fernen und einförmigen Ufer mit schöpferischer Lebendigkeit darzustellen gewußt hat — kann allein dem Vorstellungsvermögen ein richtiges Bild dieser endlosen Wüstenebene geben. Anm. des Verf. Auch deutschen Lesern ist wohl Martins Bild aus dem herrlichen Stahlstich: Le Keux's „The Seventh Plague of Egypt" (Aus Ackermann's Forget-me-not in das Cotta'sche Taschenbuch für Damen a. d. J. 1828 herübergenommen) bekannt und in lebhaftem Andenken.

verstummte; sie rasteten hier bloß für diese Nacht, und der kommende Morgen sollte sie mit dem Frühscheine ihre Wanderung fortsetzen sehen. So weit das Auge reichte, erblickte man nirgends etwas über der Fläche Erhöhtes, die Pyramiden ausgenommen, deren Spitzen, dem Auge der Phantasie noch unendlich höher erscheinend, als beim hellen Tageslichte, in den mitternächtigen Himmel aufragten; kein Baum, keine Menschenwohnung, kein Strauch war sichtbar.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen am Oyapock.

(Fortsetzung.)

Der übrige Theil der Bevölkerung am Oyapock besteht aus Indianern, von denen man an beiden Ufern hie und da Pflanzungen sieht. Die letztern bestehen gewöhnlich aus nichts als aus einem kleinen Raum von einigen Klaftern ins Gevierte, mit gefällten, halbverbrannten Bäumen bedeckt, zwischen denen der Maniok und andere Pflanzen hervorwachsen. Die aus einigen eingerammten Pfählen bestehende, mit einem Dach von Palmblättern versehene Hütte erhebt sich in der Mitte des ausgerodeten Platzes, halb von einer Baumgruppe verborgen, die die Indianer am Ufer mit Vorbedacht stehen lassen. Man begreift übrigens, daß sie Hungers sterben würden, wenn Jagd und Fischfang, ihr natürliches Element, ihnen nicht Lebensmittel lieferten so viel sie bedürfen. Sogar der größte Theil ihres Manioks wird, statt Couac oder Kassava daraus zu machen, zu Bereitung von Cachiry, ihres Lieblingsgetränks, vergeudet, von dem später die Rede seyn wird.

Obschon diese Indianer mitten unter Weißen leben, so haben sie doch keinen ihrer Gebräuche, wohl aber den größten Theil ihrer Laster angenommen, denn sie sind dem Tafia, den sie sich mit leichter Mühe verschaffen, bis zum Uebermaß ergeben. Man findet unter ihnen weit weniger Redlichkeit und Aufrichtigkeit, als bei denen am obern Flusse, die ihre ursprünglichen Sitten zum Theil noch rein erhalten haben. Jagd und Fischfang sind ihre gewöhnlichen Beschäftigungen, und sie verdingen sich gern bei den Weißen die ihrer Dienste bedürfen. Mit den letztern leben sie in gutem Einverständniß und man muß in dieser Hinsicht die Verwaltung der Kolonie, die seit lange darüber wacht, daß sie keiner Art von Bedrückung unterliegen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dagegen fordert sie von ihnen einen Dienst, der darin besteht, daß sie der Reihe nach, drei oder vier an der Zahl einen Monat lang bei dem Kommandanten des Viertels *) zubringen, der sie als Boten verwendet, um seine Befehle dahin zu tragen wo es nöthig ist. Dieser Frohndienst ist für die in der Nachbarschaft lebenden nicht lästig, allein anders ist es mit denen, die jenseits des Wasserfalls wohnen. In der Regenzeit, wo der Fluß angeschwollen ist, brauchen sie lange Zeit um ihre Wohnungen wieder zu erreichen, und fällt ihre Ankunft in die schöne Jahreszeit, während welcher sie ihre Ausrodungen und die Ausbesserung ihrer Hütten für die Winterzeit vorzunehmen haben, so müssen diese letztern Arbeiten durch ihre Abwesenheit nothwendig leiden.

Dieser Indianer sind übrigens nicht viele; sie gehören verschiedenen Stämmen an, von denen sie die letzten Ueberreste sind. In den Berichten der Missionäre und der alten Schriftsteller, die über Guyana geschrieben haben, finden sich die Namen einer Menge von Stämmen, die jetzt gänzlich unbekannt sind. Barrère (Nouvelle relation de la France équinoxiale) allein zählt deren 56 auf, von denen er sagt, daß sie das Littoral und das Innere des Landes bis zu einer gewissen Entfernung, die er nicht angibt, bewohnen; allein sehr wahrscheinlich hat er nur eine kleine Anzahl von Indianern gesehen. Er verwechselt die Stämme an den Ufern des Amazonenflusses mit denen des französischen Guyana und augenscheinlich hat er Das, was er über ihre Sitten und Gebräuche sagt, aus den Berichten der Missionäre genommen. Die Beobachtungen der letztern konnten seitdem nur wenig ergänzt werden, und man muß gestehen, daß in dieser Hinsicht allein schon die Zerstörung ihrer Mission ein unersetzlicher Verlust ist, nicht bloß für die Civilisation der Indianer, sondern auch für die Geographie von Amerika, in Betracht der Unterstützung, welche die Reisenden bei ihnen fanden, die der Eifer für die Wissenschaften in diese unbekannten Länder führte. Ohne diese Missionen am obern Orenoko hätte Hr. von Humboldt seine gefahrvolle Reise vielleicht nie ausführen können.

Wie dem auch sey, die einzigen Völkerschaften des französischen Guyana deren Existenz erwiesen ist, und die in mehr oder minder unmittelbarer Verbindung mit den Weißen stehen, sind folgende: Die Galibis, die unter dem Wind an den Flüssen Sinnamary, Iracoubo, Organabo und Mana wohnen. Ihre Zahl beläuft sich auf ungefähr 400 und wird mit jedem Tage geringer; einige Stämme von ihnen bestehen noch an der Mündung des Orenoko. Die Arouas leben an den nämlichen Flüssen, und sind weit minder zahlreich als die eben genannten. Sie bildeten ehemals den Stamm der Bevölkerung der alten Mission Kourou, um die sie der Pater Lombard versammelt hatte. Einige von ihnen findet man auch am Oyapock. Die Palicurs; sie bewohnen die Savannen von Ouassa und Rocawa zwischen dem Oyapock und dem Kap Orange und werden auf den Karten mit Unrecht als weiter vorwärts wohnend angegeben. Ihre Zahl beläuft sich nach den letzten Zählungen auf hundert bis hundert und zehn Seelen. Die Pirius; ein bis auf fünfzehn Seelen geschmolzener Stamm, die fast alle mit ihrem Häuptling, Namens Aleris, an den Ufern des Aramontabo wohnen, der oberhalb des Falls Cachiry und 22 Stunden von der Mündung des Oyapocks in diesen Fluß fällt. Die Caricupus; ein fast erloschener Stamm, von dem nur noch einige Individuen übrig sind, die unter den übrigen Indianern des Oyapock zerstreut und ohne bestimmten Wohnort leben. Die Noragues, wie die vorigen fast ganz erloschen. Die Matawanes, am Fluß Approuague in der Nähe der Fälle Maparou und Tourépé, so wie an den Ufern des Kribis der

*) Das französische Guyana ist in zwölf Viertel getheilt, deren jedes seinen vom Gouverneur ernannten und von einem Lieutenant unterstützten Kommandanten hat. Sie versehen die Dienste der Civilbeamten, besorgen die Polizei u. s. w. Ihre Aemter sind Ehrenämter.

Mission, der in der Nähe des oben erwähnten Fleckens in den Oyapock fällt, ansässig und gering an Zahl. Dieser Stamm ist an den Ufern des Amazonenflusses heimisch und erst vor einigen Jahren waren Jene, die jetzt am Approuague wohnen, der Tyrannei der Brasilier entflohen und in Kanots übers Meer angekommen. Die Oyampis; gegenwärtig der zahlreichste Stamm in Guyana und, wie die Marawanes am Amazonenfluß heimisch. Ihren Sagen zufolge verjagte sie ein mächtigerer und ihnen feindlicher Stamm in frühern Zeiten aus ihrem Lande, sie flüchteten nun durch die Wälder, bis an die Ufer des Oyapock, wo sie, um Raum für ihre Niederlassung zu gewinnen, die Roucouyennes und die Ouens zu bekämpfen hatten, die sie zum Theil aufrieben. Der Ueberrest dieser beiden Stämme hat sich in die Wälder geflüchtet, und ist bis jetzt noch nicht wieder zum Vorschein gekommen. Der größte Theil des Oyampi-Stammes siedelte sich zwischen den Quellen des Oyapock und denen des Arawari an, und soll, wie man sagt, drei bis viertausend Seelen stark seyn. Die übrigen zerstreuten sich längs dem Oyapock und seinen Beiflüssen bis an den Camopi, den sie jedoch noch nicht überschritten haben. Die Anzahl der letztern mag sich auf ungefähr 300 belaufen, die auf einem Landstrich von 24 Stunden in der Länge zerstreut leben. Wie die übrigen Indianer sagen, bedeutet das Wort Oyampi, in der Sprache dieses Stammes, Menschenfresser und dieser Namen sey ihnen in Folge dieser Sitte beigelegt worden. Wahrscheinlich aber ist diese Behauptung, so wie viele andere dieser Art, falsch, denn bei den Oyampis am Oyapock, die von höchst sanfter Gemüthsart sind, findet sich keine Spur von dieser abscheulichen Gewohnheit. Die Cussanis, wohnen in der Nachbarschaft der vorhergehenden zwischen den Quellen des Oyapock und Arawari; sie stehen in so gut als gar keiner Verbindung mit den Weißen und man kennt ihre Anzahl nicht. Die Emerillons; ein am obern Theil des Camopi ansässiger Stamm, von dem man zuweilen einzelne Individuen am Oyapock sieht. Man hält sie für wilder als die eben besprochenen Stämme und beschuldigt sie, wie mir scheint mit mehr Grund als die Oyampi's, der Menschenfresserei. Zuweilen trifft man unter diesen Stämmen einzelne Individuen, die sich ihnen angeschlossen haben, und die zu denen an den Ufern des Amazonenflusses gehören. Da die Brasilier die Indianer als Sklaven behandeln, *) so geschieht es häufig, daß sie, um sich der Tyrannei zu entziehen, auswandern und ihr Heimathland für immer verlassen. Diejenigen die mir zu Gesicht kamen, gehörten fast alle zum Stamm der Calipoun, einem der bedeutendsten am Amazonenfluß, dessen Sprache von den Brasiliern lingua jeral genannt und von einer Menge von Stämmen, die ebenfalls ihre eigene Mundart haben, gesprochen und verstanden wird. So diente das Galibi in Guyana, das Guarani in Paraguay, das Quichua in Peru auf einer großen Länderstrecke als gemeinsame Sprache.

(Fortsetzung folgt.)

*) Um nur ein Beispiel hievon anzuführen, so ließ die Regierung von Para im Jahre 1795, weil sie die Verbreitung revolutionärer Grundsätze von Guyana nach Brasilien fürchtete, alle Indianer zwischen dem Oyapock und dem Amazonenfluß in die Urwälder Brasiliens treiben, wo die meisten aus Elend und Verzweiflung umkamen.

Die Zigeuner in Persien und Indien.

Die Geschichte dieses sonderbaren Volkes, obgleich es sich über den größten Theil der alten Welt verbreitet hat, ist noch immer in Dunkel gehüllt. Ohne Schutz, ohne Vaterland, in Folge ihres herumziehenden Lebens arm und elend, fast ohne alle religiösen Gebräuche, und durchaus in keiner Gemeinschaft mit den Völkern Europa's und Asiens, unter denen sie herumwandern, haben sie überall dieselben Sitten und Gewohnheiten, dieselbe Lebensweise und Sprache, denselben Geist der Unabhängigkeit behalten, und ihren Unterhalt durch dieselben Mittel zu erwerben gesucht. Die Zigeuner sind über ganz Europa, den größten Theil Asiens und einige Strecken von Afrika zerstreut. In England, wo es noch viele Zigeunerbanden gibt, werden sie Gypsies genannt, das verdorbene Wort Aegyptier, in Schottland Tinkler und im schottischen Hochlande Cairds, in Frankreich Bohemiens und Egyptiens, in Portugal Ciganos, in Spanien Gitanos, in Norwegen und Dänemark Tartar, in Schweden Spakaring, in Italien Zingari, in Ungarn Cygani, Czygai oder Tzigani, auch Paraoh Nepek, Volk des Pharao; in Rußland Tzingani, in der Türkei Tschineni, in Syrien Kauli oder Kabuli, Einwohner von Kabul, in Persien Luli oder Luri, aus dem indischen Worte Lohari, im Dialekte von Kherasan Karaschmar, in Asserbeidschan Karachi, ein türkisches Wort, das ursprünglich dunkelbraun bedeutet, in Hindustan Nat, Beria und Kanglar. — In England nennen sie sich selbst Romnichal oder Rumna-Chal, ein mahrattisches Wort, das „auf der Ebene herumirrende Menschen" bedeutet.

Bekanntlich erschienen sie in Deutschland, Frankreich und Italien zu Anfang des fünfzehnten und in England in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Vergebens wurden gegen sie die strengsten Gesetze erlassen; ungeachtet ihnen unter der Königin Maria und Elisabeth von England bei Todesstrafe geboten wurde, das Land zu räumen, findet man sie dort noch bis zu dieser Stunde. Kaiser Joseph und Maria Theresia scheiterten in ihren Versuchen, sie an ständige Niederlassungen zu gewöhnen. Sie zogen es vor unter Zelten auf Matten und Decken zu liegen, in Scheunen, verödeten Gemäuer oder Höhlen zu leben, und behielten ihren unüberwindlichen Widerwillen gegen Häuser und Ackerbau. Der Geschmack am herumziehenden Leben, ihre Gleichgültigkeit gegen Religion, oder vielmehr ihre Verachtung alles Dessen, was gottesdienstlichen Gebräuchen ähnlich sieht, scheinen der Grundzug ihres Nationalcharakters zu bilden. In Europa beschäftigen sie sich mit Korb- und Mattenflechten, Verfertigung von Nadeln, Pfriemen, Netzen, Besen, Trögen, hölzernen Tellern, Löffeln, mit Hasenbinden, Kesselflicken u. s. w.; sie verstehen sich auf Thierarzneikunde, Pferdehandel, Hufbeschlag u. s. w. Auch als Schnitter und Hopfensammler lassen sie sich gebrauchen. Kunststücke, Ringen, Tanz, Gesang, Musik werden meistentheils von ihnen geübt. Dabei verlegen sie sich auf Chiromantie, Geisterbeschwörungen, Astrologie und Wahrsagen. Endlich nehmen sie auch zu Betteln, Wilddieberei und Diebstahl ihre Zuflucht, obwohl sie hierin sich nach den Befehlen gewisser Häuptlinge zu richten scheinen. Als eine Eigenthümlichkeit der Zigeuner kann auch angeführt werden, daß sie den Boden jedem andern Sitze vorziehen.

Der englische Obrist John Stapples Harriot stellte während seiner letzten Reisen in Persien und Indien Nachforschungen über dieses seltsame Nomadenvolk an, das in Persien, wie schon oben bemerkt, Luli oder Kabuli, und in Asserbeidschan Karachi (von dem türkischen Worte Kara, schwarz mit der Participialendung chi) genannt wird. Die Luli sind in Kurdistan ungemein zahlreich. Der englische Wundarzt Cormick, der bei dem Prinzen Abbas Mirza in Tauris angestellt ist, spricht von den Karachi oder Kauli Asserbeidschans (Kurdistan) als von einem herumziehenden Volksstamme, der sich gern in der Nähe von Städten, Dörfern und andern bewohnten Orten aufhält, und eine den

wandernden Stämmen Il oder Ilyat ähnliche Lebensart führt, ohne sonst andere Aehnlichkeit mit ihnen zu haben. Die Männer lassen sich als Viehhirten brauchen und verfertigen Korbarbeiten. Auch betteln und wahrsagen sie, und singen, tanzen und machen Kraftkunststücke. Im Herbste verlassen sie Sabilar oder die kalten Gebirgsgegenden von Asserbeidschan. Im Irak Aschemi oder Ispahan, zu Schiras, endlich in ganz Persien findet man dieses Volk immer in derselben Gestalt. In der erstern Provinz kennt man sie nur unter dem Namen Kauli; im eigentlichen Persien sind sie Gold- und Hammerschmiede. In Kurdistan, wo sie sich sehr zahlreich vorfinden, sind die jungen Weiber dieser Stämme, mit ihren feurigen Augen, ihren langen schwarzen Haaren, ihren schönen tiefdunklen Gesichtszügen, ihren Gesängen und schalkhaften Neckereien nicht ohne Gefahr für das Herz der Reisenden.

Der Dichter Feth-Ali-Schah, dessen tiefe Kenntniß der Geschichte, der Sitten und Gebräuche von Persien unvergleichlich sind, sagte dem Obristen Harriot, daß nach zuverlässigen Urkunden, die er gesammelt, seit dem Jahre 1400 von dem damaligen Könige Bahram-gor viertausend Luli nach Persien geführt wurden. Dieser König war ein großer Freund der Musik, und sendete nach Kabul (Cabyla), eine nordwestlich von Hindustan gelegene Provinz, um von dorther Künstler kommen zu lassen. Dieß erklärt ihren Ursprung und ihren Namen. Von Persien aus verbreiteten sie sich allmählich über Syrien und Aegypten, und kamen von dort aus wahrscheinlich nach Europa, daher der ihnen beigelegte Name der Aegyptier (Gypsies).

In Beludschistan, einem Lande, das westlich vom Indus gelegen, früher das südöstliche Ende von Persien bildete, findet man einen Volksstamm Luri oder Luli genannt, die gleichfalls als arbeitsscheue und zum Diebstahle geneigte Strolchen geschildert werden. Sie haben keinen bestimmten Wohnsitz, reden eine ihnen eigenthümliche Sprache und stehlen gern Kinder. Jede Bande hat einen Häuptling. Die Luri führen Bären und Affen mit sich, die sie zu allerlei drolligen Kunststücken abrichten. Sie sind der Unmäßigkeit ergeben, sehr sinnlich und verheirathen sich niemals. Zwar bekennen sie sich zur mohammedanischen Religion, üben aber die Gebräuche derselben nur höchst nachlässig. Der Name Luri scheint eine Verkürzung von Lobar oder Lohari, was Schmied oder Kesselflicker bedeutet; diese Ableitung des Wortes erfuhr Obrist Harriot wenigstens von einem sehr verständigen Mann, einem Eingebornen aus Mekran, Namens Hasan, den er zu Bombay traf.

Wenn man die Luri von Beludschistan mit den Luli von Irak Aschemi vergleicht, so findet man so viele Aehnlichkeit zwischen ihnen, daß man kaum irren wird, wenn man ihnen eine gemeinschaftliche Abstammung beilegt. Im Norden von Kherasan sind diese Zigeuner gleichfalls sehr zahlreich und führen den Namen Karasmal. Alles, was Obrist Harriot über ihre Sprache erfahren konnte, bestand darin, daß die Luli, Kauli und Karachi einen Dialekt sprechen, der den Eingebornen Persiens unverständlich ist, und daß Worte derselben, wie Pita, Getränke, Pani, Wasser u. s. w. eine überraschende Aehnlichkeit mit der hindustanischen Volkssprache haben. Eine Anzahl von Wörtern der Zigeuner in England und Persien, die der Obrist Harriot sammelte, können gleichfalls dienen, auf die Verwandtschaft zwischen beiden hinzuweisen. So heißt bei ihnen:

Wasser	in England:	Pani	in Persien:	Pani
Pferd	—	Gri	—	Agora
Haus	—	Ger	—	Gar
Salz	—	Lon	—	Nul
Mensch	—	Mush	—	Manes
Silber	—	Aup	—	Dunp
Nase	—	Nak	—	Nak
Hand	—	Vast	—	Khast
Hammel	—	Bakro	—	Bekra
Frau	—	Juva	—	Jivi
Feuer	—	Jag	—	Nit
Sonne	—	Kem	—	Gam
Vater	—	Dade	—	Dadi
Schwester	—	Pen	—	Beln
Schwarz	—	Kalo	—	Kala
Auge	—	Dak	—	Aki u. s. w.

Auch in dem Theile von Hindustan, der vom Ganges bespült wird, wie in Malwa und Deccan, trifft man häufig eine verachtete Klasse von Menschen, die, wie man glaubt, ursprünglich zu dem Stamme der Kschatrias oder Rajputen gehörten, und unter dem Namen Nat' und Beria bekannt sind, während man sie in Bengalen und in den Provinzen Behar und Allahabad Kanschar nennt; Bazigar oder Gaukler und Panchpiri sind Namen, die ihnen die Muselmänner zu geben pflegen.

Die Nat' oder Beria ähneln in vielen Stücken mit den Kauli in Persien oder Chingana in Syrien verglichen werden. Auch sie haben keine bestimmten Wohnsitze, und wohnen unter Zelten, die ein junger Stier oder ein Esel trägt, wenn die Horde weiter zieht. Sie begraben, der Sitte der Hindus zuwider, ihre Todten. Sie wählen sich einen Häuptling, der alle Streitigkeiten unter ihnen mit Beiziehung einer Art Geschwornen (Panchayat genannt) entscheidet. Auch in Kaschemir sind sie häufig, und wahrscheinlich auch in Pendschab nicht unbekannt. Auch mit den Namen Kuraver, Kuru-Mena, Lambadi, Sukaier scheint man in Südindien Zigeuner zu bezeichnen. Diese bauen sich Hütten von gespaltenem Bambus 3 Fuß hoch und 5 oder 6 Fuß breit und lang. Die Kanoschi sind eine andere Art indischer Zigeuner, und die, welche man Dombaru nennt, sind vorzugsweise Taschenspieler und Seiltänzer, führen abgerichtete Schlangen mit sich, und beschäftigen sich mit Schwarzkunst und geheimen Wissenschaften. Ein anderer Zigeunerstamm in Indien, Paka-Nati genannt, schlägt seine Wohnungen gleichfalls im freien Felde auf, und lebt von Jagd, Fischfang und Betteln. Die Häuptlinge derselben schlichten die Streitigkeiten und vertheilen die Beute. Die Kalla-Bantru genannten Zigeuner sind in Indien wegen ihrer Gewandtheit und Industrie berühmt. Es sind höchst schlaue und beredte Diebe, und Tippuh Saheb bildete aus Leuten dieser Horde ein eigenes Bataillon, nicht zum Felddienste, sondern um sich des Nachts in das feindliche Lager zu schleichen, die Pferde und das Gepäcke der Offiziere zu stehlen, Kanonen zu vernageln und Spione abzugeben; ganz wie man es auch von den Zigeunern in Ungarn und der Türkei bei den frühern Kriegen erzählt.

Der Obrist Harriot hält dafür, daß die indischen Zigeuner nicht bloß von dem Kschatriasstamme herkommen, sondern aus dem Auswurfe aller übrigen Kasten bestehen, und sich als eine besondere Klasse betrachten, die von aller Welt verachtet, endlich jede Selbstachtung verloren hat. Im Dekkan lieben sie vorzugsweise das Fleisch gefallener Thiere, was vielleicht daraus zu erklären ist, daß die Indier die Tödtung einer Kuh mit dem Leben bestrafen. Die Horde der Nat' ist in Bengalen, Behar, Bendelkand, Malwa und Gunzer sehr häufig. Man gibt ihnen ohne Unterschied drei verschiedene Namen: Nat', Landstreicher, Beria, Tänzer, und Bazigar, Gaukler. Die beiden erstern sind Hindunörter und bezeichnen ihre Beschäftigung; letzteres ist türkisch. Die Berin oder Weiber dieser Zigeuner haben einen ihnen ganz eigenthümlichen Tanz. Die Nat' scheinen übrigens mehr Gewerbsfleiß zu besitzen, als die übrigen dieser indischen Horden.

Vermischte Nachrichten.

In Paris erscheint jetzt eine Wochenschrift unter dem Titel: „Gazette de St. Pélagie et de toutes maisons de détention.“ Die Herausgeber haben es sich zur besondern Aufgabe gemacht, auf die Abschaffung der Schuldnerverhaftungen zu dringen und die aus Anwendung derselben täglich hervorgehenden Ungerechtigkeiten zur Oeffentlichkeit zu bringen. Ueberhaupt aber werden in diesem Blatte auch die übrigen Gebrechen des französischen Strafsystems und die nöthigen Verbesserungen darin zur Sprache gebracht werden.

*

Im Laufe des Jahres 1851 landeten in den verschiedenen Häfen von Marokko unter mehreren Flaggen 64 Fahrzeuge, die 3870 Schiffslasten von 20 Centnern visirten, und es liefen dagegen aus: 98 Schiffe, die 5819 trugen. Die eingeführten Waaren wurden zu 5,960,000 Franken geschätzt, die ausgeführten zu 8,054,000, von welchen Frankreich allein für 124,700 einführte und für 129,700 ausführte. (Graberg von Hemsö, Beschreibung des Moghrib.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 42. 11 Februar 1833.

Wanderungen in der Wüste.

(Fortsetzung.)

Die Drangsale der Israeliten müssen für sie nicht wenig durch den Gegensatz gesteigert worden seyn, in welchem Boden und Landschaft zu dem Lande Gosen standen, das sie hatten verlassen müssen, um unter der Geißel des Frohnvogtes zu seufzen. Gosen, ein an Schaf- und Rinderheerden reiches, fruchtbares Weidegeländ, lag wohl schwerlich in der Nähe von Pharao's Hoflager oder seiner übrigen Herrschersitze, sondern offenbar weiter entfernt, wohl gar an den Gränzen Aegyptens. Der Erzvater Jakob entsandte einen seiner Söhne mit der Weisung an Joseph, hier mit ihm zusammen zu treffen, *) und dieser ließ seinen Wagen zur Reise fertig machen; **) sagte auch bei seiner Rückkehr von dieser Zusammenkunft zu Pharao, wie man von einer schon entfernteren Gegend spricht: „Mein Vater, und meine Brüder sind mit Allem, was sie haben, in dem Lande Gosen." ***) Wenn sie bei ihren spätern Irrfahrten und Trübsalen in der Wüste sich die Bequemlichkeiten und die Fleischtöpfe Aegyptens klagend zurückwünschten, ****) so konnten sie damit doch wohl nicht die Sandufer des Nils und die glühende Hitze und die harte Frohnarbeit, sondern nur das Behagliche und Wohlhäbige ihres Hirtenlebens in Gosen meinen? In welchem Theile des Reichs war aber nun denkbarer Weise diese Gebietsstrecke gelegen? Jedenfalls etwas entfernt von der übrigen Bevölkerung, denn bekanntlich war „jeder Schafhirte den Aegyptiern ein Gräuel. †) Höchst wahrscheinlich lag es da, wo man von Canaan kommend, die Gebietsgränze Aegyptens betrat — am Saume der Wüste, denn der Stamm Jakobs hielt ja, ehe er nach dem Hoflager des Königs aufbrach, in dem Lande Gosen still. Wäre es übrigens nicht augenscheinlich der Wille des Himmels gewesen, ††) einestheils die Israeliten durch die langjährigen Verzögerungen und Entbehrungen ihrer Irrfahrt in den Wüsten des Sinai zu prüfen, anderntheils seine sorgende Obhut und Barmherzigkeit in der anhaltenden Folgereihe von Wundern zu zeigen, so hätte sich ja der Ueberzug nach dem Lande Canaan auf dem von dem Patriarchen und seinen Söhnen und später von Joseph und den Hofleuten Pharao's eingeschlagenen Wege weit leichter und schneller bewerkstelligen lassen. In dieser Richtung fanden sich unterwegs wenig Schrecknisse; „das schreckliche Land der Dürre, und darin Niemand wohnet," hatte weder viel Furchtbares noch eine zu große Ausdehnung. Sollte sich denn gar keine Ueberlieferung in Bezug auf den früheren Reiseweg — von dem ein Theil längs der Seeküste hinführte — erhalten haben? . . . Als Israel begraben ward „in seiner eigenen Begräbnißstätte in Hebron, zog all sein Volk auch hinauf, nach jenseit des Jordan, mit Wagen und Reisigen" **) und kam sicher und ohne Schwierigkeit bis tief nach Canaan hinein, während seine Nachkommenschaft vierzig Jahre lang umherwanderte, ohne dieses Ziel zu erreichen, ungeachtet eine unabgesetzte Reise in gerader Richtung sie schon nach wenigen Wochen in das heißersehnte Land hätte führen müssen.

Während unseres Aufenthalts auf dem Sinaiberge erkundigten wir uns bei dem Superior des Klosters, in wie viel Tagen man wohl von hier aus nach Jerusalem kommen könne, und erhielten von ihm die Auskunft, daß sich die Reise dorthin auf Kamelen bequem in zwölf Tagen zurücklegen lasse. So war es denn offenbar Gottes gerechter und unergründlicher Rathschluß, sein auserwähltes Volk gleichsam durch eine Feuerprobe gehen zu lassen und zu züchtigen; denn konnte es etwas Herberes und Schmerzlicheres für die Israeliten geben, als die Ueberzeugung, daß das schöne Land ihres steten Hoffens und Sehnens, beinahe ein Menschenleben lang, nur wenige Tagreisen ihnen entfernt lag, und sie es doch nie, nie schauen, nie betreten sollten. Die gerade Entfernung zwischen dem Berge Sinai und dem rothen Meere beträgt ungefähr vier Tagreisen; so daß selbst ein langsames und mit mancherlei Aufenthalt verbundenes Fortrücken — wegen der Weiber und Kinder — angenommen, ihre Pilgerfahrt in zwei Monaten hätte vollendet seyn können. Allein Kraft und Weisheit waren von den Wanderern in der Wüste genommen und jede Gefahr und Hemmniß ward durch die Irrgebilde ihrer eigenen verstörten Sinne tausendfach übertrieben.

*) I Mose Cap. 46, V. 28.
**) Ebend. V. 29.
***) Ebend. Cap. 47, V. 1.
****) Ebend. Cap. 16, V. 34.
†) IV Mose, Cap. 11, V. 4 und II Mose Cap. 16, V. 3.
††) Vergl. IV Mose, Cap. 9, V. 15, 18 und 23.

*) I Mose Cap. 50, V. 7 — 14.

Ihr Vorrücken an den drei ersten Tagen bis zu den Wassern von Mara *) kann uns einen Begriff davon geben, mit welcher Eile sich diese so bedeutende Menschenmenge fortbewegte; die Karawanenentfernung beträgt fünfzehn Wegstunden — eine sehr lange Tagreise. Die Klage über die „bittern Wasser" **) war bei einem Volke, das so lange an das süße Wasser des Nils gewöhnt war, ganz natürlich; bis auf den heutigen Tag noch gedenken die Aegyptier, wenn sie die Ufer ihres geliebten Stromes verlassen, und aus den Brunnen Arabiens zu trinken genöthigt sind, mit sehnsüchtigem Bedauern des trefflichen Wassers ihrer Heimath. Das Thal von Hirondel, unter dessen verbutteten Palmen wir, für die Rast einiger Stunden erfreut, ein schirmendes Schattendach fanden, war höchst wahrscheinlich der Ort, wo die Israeliten zum zweitenmale an den weißen und ausgedörrten Ufern des rothen Meeres ihr Lager aufschlugen; ein trauriger und unheimlicher Rastort, zu dem einzig seine Bäume und Quellen einladen können. Die zwischen das Meer und den Sinai geschobene Wüste ist eine ununterbrochene Folgereihe von versengtem und bergigem Geländ; tiefen, mit Akazien, Tamarisken und Dattelbäumen bewachsenen Thälern, schmalen Sandflächen, Kalkfelsen und Sandstein. Der ganze Weg durchhin geht allmählich, fast unmerklich bergan. Da und dort zeigen sich stattliche Berge, und Herz und Sinne hochbelebend und erquickend ist das Schauspiel und die Stunde, wenn das rothe Licht über ihre Gipfel hereinbricht und der köstliche Frühmorgenwind über die Wüste hinweht. Häufig richten die Araber, wenn sie auf einer Tagreise kein Obdach unter Bäumen erwarten dürfen, ihre Wanderung so ein, daß sie um die Mittagszeit irgendwo eine hohe und überhangende Felswand erreichen, unter deren Schatten sie dann rasten und schlummern, indem sie auf diese Weise die Worte der heiligen Schrift, wenn sie preisend „vom Schatten eines großen Felsens im mühseligen Lande" spricht, schön erfüllen; daß auch die Israeliten auf ihrem beschwerdevollen Wanderzuge diese willkommene Zuflucht vor der brennenden Wüstensonne oft benützten; ist nicht zu bezweifeln.

(Fortsetzung folgt.)

*) IV Mose, Cap. 33, V. 8.
**) II Mose, Cap. 15, V. 23.

Wanderungen am Oyapock.

(Fortsetzung.)

Gestalt und Aussehen dieser Indianer ist zu oft schon beschrieben worden, als daß es nöthig wäre auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Jedermann weiß, daß ihre Hautfarbe in verschiedenen Abstufungen vom Kupferroth bis zum Braungelb wechselt, daß ihr dichtes, schlichtes Haar von dunkel schwarzer Farbe ist, und selbst im höchsten Alter nie weiß wird. Ihr Bart ist dünn und wird von ihnen, so wie er wächst, ausgerissen, allein mit Unrecht haben selbst neuere Berichte behauptet, daß sie an den übrigen Theilen des Körpers keine Haare hätten, da sie deren nur weniger als die Europäer haben. Ihre Züge tragen nicht den Ausdruck von Stumpfsinn, den man ihnen gewöhnlich beilegt, sondern zeigen vielmehr Fühllosigkeit und Gleichgültigkeit aus Mangel an Fassungskraft. Ich habe deren gesehen, die hinsichtlich ihrer Formen und ihres Gesichtsausdrucks Bildhauern als Muster dienen könnten. Sie streichen sich gern mit Genipa und Orleans an, ohne übrigens mit Lippen, Nasen und Ohren jene Verstümmlungen vorzunehmen, mit denen die Botocuden und andre brasilische Stämme sich so scheußlich entstellen. Ihre Kleidung besteht aus dem Calimbé *) für die Männer, und der Camisa **) für die Weiber; die letztern gehen häufig ganz nackt, was die erstern nie thun. Ihre halb seßhafte, halb umherschweifende Lebensweise unterscheidet sie von den früher erwähnten brasilischen Stämmen, die gänzlich von der Ausbeute ihrer Jagd und ihres Fischfangs leben und ihren Wohnort unaufhörlich wechseln. So wie die letztern besitzen sie in beiden eine außerordentliche Geschicklichkeit, und der Bogen ist in ihren Händen eine fast eben so furchtbare Waffe als die Flinte in denen der Europäer. Ihre Industrie beschränkt sich auf die Verfertigung ihrer Bogen, Kanots und andrer kleiner Werkzeuge zu verschiedenem Gebrauch. Ich berühre diese bereits bekannten Gegenstände nur flüchtig, um auf meine Reise zurückzukommen.

Man kann den Oyapock und die übrigen Flüsse Guyana's nur während der trockenen Jahreszeit, vom Monat August bis Ende Novembers, aufwärts befahren, wenn ihre, von den sündfluthähnlichen Regen der Winterzeit, angeschwollenen Gewässer in ihre Betten zurückgetreten sind, und ihre Strömungen den Ruderern keinen unüberwindlichen Widerstand mehr leisten. Als ich daselbst anlangte, hatte das Wasser seinen niedrigsten Standpunkt erreicht, aber fast hätte ein anderes unvorhergesehenes Hinderniß mich aufgehalten: Die Indianer am untern Theil des Flusses waren eben damit beschäftigt, ihre Ländereien abzubrennen und ihre Hütten auszubessern, und ich konnte keinen finden, der geneigt gewesen wäre, sich mir für meine Reise zu verdingen. Nach mehrern Tagen fruchtloser Nachforschungen erfuhr ich endlich, daß ein Einwohner, der glücklicher gewesen war als ich, sich zu einer Fahrt den Fluß hinauf anschicke, um Tauschhandel mit den Oyampis zu treiben; ich schloß mich ihm an, und am 20 Oktober hielten wir beim ersten Wasserfalle Nachtlager. Unsere Fahrzeuge bestanden aus zwei Kanots, von denen das größere zu unserm Gebrauch war; in dem zweiten befanden sich die Frauen der fünf Individuen, die unsre Schiffsmannschaft ausmachten, mit ihren Pagaras, ihren Lebensmitteln und den andern kleinen Gegenständen die sie auf Reisen mit sich zu führen pflegen. Jedes dieser Kanots war am Hintertheil mit einem Pomacari oder einer aus Zweigen gebildeten, und mit zusammengeflochtenen Blättern des

*) Der Calimbé ist nichts Anderes als der Languty der Ostindier, und besteht aus einem langen, schmalen Stück Zeug, das zwischen den Schenkeln durchgezogen und um die Hüften geknüpft, oder mittelst einer Schnur befestigt wird. Es ist unter den Negern der Kolonie allgemein im Gebrauch.

**) Die Camisa, ein von den Portugiesen entlehntes Wort, ist ein Stück Zeug, das um den Leib geschlagen wird, und gewöhnlich bis ein wenig unter das Knie herabreicht. Die Negerinnen und farbigen Frauen tragen an Werktagen keine andere Kleidung.

Tourlourу *) bedeckten Laube überwölbt. Wenn diese Pomaca ris gut gemacht sind, so kann auch der heftigste Platzregen nicht durchdringen und sie halten sehr lange. Wir brachten die Nacht in einer der Hütten zu, die man auf den ersten Inseln des Falls findet, und die von den Indianern oder den Einwohnern erbaut wurden, die des Fischfanges wegen hieher kommen.

Auf die Fälle des Oyapock läßt sich, jedoch in kleinerm Maßstab, die Beschreibung anwenden, die Herr von Humboldt von denen des Atures und Mappures im Orenoko gibt; es sind, wie diese letztern, sogenannte Strudel, welche die Schifffahrt für alle andern Fahrzeuge als leichte Piroguen unterbrechen, und auch auf den letztern kann man nur über sie weg kommen, wenn man den Kahn über die Felsen fortzieht, weil das Wasser nicht tief genug, jedoch auch nicht so seicht ist, daß man eine Landfahrt anzustellen genöthigt wäre. Diese Fälle machen zwar nicht die großartige Wirkung eines Wasserfalles, doch steht die ganz eigene Art von Schönheit, die ihr Anblick bietet, dem eines senkrechten Sturzfalles keineswegs nach. So gewährt der erste Fall des Oyapock eine halbe Stunde weit und auf einer Breite von 500 Klaftern das Abbild des Chaos. Seine nach allen Richtungen strömenden Gewässer entweichen schäumend in tausend Kanälen die sie sich nach allen Seiten hin ausgehöhlt haben und bilden eine zahllose Menge kleiner Wasserfälle und Lagunen, in deren Mitte unzählige Inselchen auftauchen, die zum Theil ganz kahl, zum Theil aber mit Gras und Gesträuch bedeckt, die Aussicht nach dem Horizont in allen Richtungen unterbrechen. Am rechten Ufer, am Fuß eines hohen Hügels, der die Scenerie beherrscht, schäumt der Jakobsfall, dessen Höhe bedeutender ist als die der übrigen Kaskaden. Am linken Ufer dagegen sind die Hügel niedrer und steigen unvermerkt amphitheatralisch aufwärts. Im Sommer besonders, bei niedrem Wasser, bietet diese Scenerie einen überraschenden Anblick. Eine Menge von Felsen, die während der Regenzeit umschleiert sind, liegen dann dem Blick offen, und ihre weiße, vom Wasser geglättete Fläche sticht dann auf höchst malerische Weise gegen das sie umgebende Grün ab.

Am 21 warteten wir, um abzufahren, nur bis die Fluth, die bis zum Fall sehr stark wirkt, ihre höchste Höhe erreicht haben würde; sie drang endlich mit Macht und mit einer Menge kleiner Fische, die durch ihre mannichfaltigen Bewegungen das Wasser schäumen machten, zwischen die Lagunen. Mit einem Netz hätte man hier einen guten Fischzug machen können. Bis zum äußersten Ende einer Bucht gelangt, die von allen Seiten eingeschlossen war, sahen wir hier unsre Fahrt von einem Felsen gehemmt, der zwanzig Fuß hoch und hundert Schritte breit ohne Unterbrechung fortlief, und uns von der Hauptströmung des Falls trennte; wir luden also unser Gepäck aus, brachten es auf die andre Seite und nun war nichts übrig, als auch noch die Kanots hinaufzuholen. Die Indianer befestigten zu diesem Zweck an das Vordertheil eines jeden eine lange Liane, an der die Weiber und Kinder alle ihre Kräfte aufboten; ihre Männer und wir selbst halfen an den Seiten und dem Hintertheil der Fahrzeuge nach, und so hatten wir in weniger als anderthalb Stunden das Hemmniß überwunden, und unser Gepäck wieder eingeladen. Nicht ohne Schwierigkeit gelangten wir über mehrere kleine Fälle und kamen endlich in die große Strömung, deren Gewässer gewaltig in den engen Kanal stürzten, durch den sie sich einen Durchgang gebahnt hatten. Das Wasser war nicht tief, und wir stiegen daher Alle aus, um unsre Kanots zu bugsiren. Die Geschicklichkeit und Stärke, mit der die Indianer bei solchen Gelegenheiten das Fahrzeug dahin zu leiten wissen, wo die Strömung den geringsten Widerstand leistet, wobei sie bald von einem Felsen zum andern springen, bald den Fuß in die Zwischenräume so schnell und sicher setzen, als gingen sie auf ebenem Boden, ist bewunderungswerth. Die Thätigkeit und Beharrlichkeit die sie hier zeigen, steht mit ihrer gewöhnlichen Trägheit in seltsamem Gegensatz und nur wenige Europäer könnten bei ähnlichen Anstrengungen so lange ausdauern. Bei jedem Falle auf den man stößt, das heißt während der ganzen Reise, findet ein ähnliches Verfahren statt, denn es wäre unmöglich auf einer Karte alle Unterbrechungen dieser Art, die es auf dem Oyapock gibt, anzugeben. Man muß ihn sich in seinem ganzen Lauf als eine Reihe von Wasserfällen denken, die durch längere oder kürzere Zwischenräume, von denen jedoch keiner über zwei oder drei Stunden beträgt, von einander getrennt sind. Zwischen den Fällen ist der Lauf des Wassers sanft, doch stößt man auch hier allenthalben auf bloßliegende Felsen, von denen die Schifffahrt gehemmt wird. Die Höhe des ersten Falles, von seiner äußersten Spitze bis zum Fuß gemessen, ist 15 Fuß. Zwei Meilen höher kommt man zum Maripa-Fall, von der Menge gleichnamiger Palmbäume, mit denen die Ufer besetzt sind, so genannt. Er ist nicht bedeutend, und hemmt die Fahrt in weit geringerem Grade als der vorhergehende.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Art Palmbaum.

Die musikalische Plünderung.

(Aus Mac Farlane's Banditenleben.)

Eine Gesellschaft Schauspieler und Sänger, die sich in der Fastenzeit des Jahres 1816 in ihrem alten schleppenden Fuhrwerk auf dem Wege nach einer der kleinen Provinzialstädte am adriatischen Meere befand, wo sie die Erlaubniß erhalten hatte, zu Ostern ihre Vorstellungen eröffnen zu dürfen, wurde von einer furchtbaren Räuberbande angehalten. Dem Befehle der Räuber, abzusteigen und sich plündern zu lassen, so schnell gehorchend, als Furcht und Schrecken es nur immer gestatten wollten, krochen eine erste und zweite Sängerin, die beiden Tenore und ein tüchtiger Baß aus dem Bauche, und ein Tyrann, ein erster Liebhaber und ein Geiger, der Musikdirektor war, aus dem Kabriolet des Wagens, der mit der Arche Noahs nicht geringe Aehnlichkeit hatte. Alle waren vor Schrecken mehr todt als lebendig, als sie sich aber auf der Straße vor den Räubern niederwarfen und nun das Plündern angehen sollte, versicherten sie hoch und theuer, sie seyen nur arme Künstler, deren Koffer nichts als Theaterkleider enthielten, die Niemand etwas nützen könnten, deren Verlust sie selbst aber ins äußerste Elend stürzen würde. „Cospetto di Bacco, Genti da teatro, bravo!“ (Gott verdamm mich, Theatervolk, Bravo!) schrien mehrere von der Bande; „doch vor Allem muß man sehen, ob Dem auch so ist.“ Als das Gepäcke losgeschnürt und die Kisten der armen Schauspieler geöffnet waren, fanden die Räuber genügende Bestätigung der erhaltenen Versicherung. Die Koffer enthielten größtentheils einige unsaubre mit Borten und Flittern besetzte Kleider eine Unzahl von Schminktöpfen, aber nur sehr wenige Hemden und der

gleichen; einige tragische und komische Perrücken, einen nach Art einer römischen Toga zusammengeflickten alten rothseidenen Vorhang, zwei oder drei Paar türkische Beinkleider und ein Gallakleid aus dem Zeitalter Ludwigs XIV, worin der Liebhaber zu prunken pflegte. Der Musikdirektor hatte nichts als seinen Violinkasten, der zugleich sein Reisekoffer war, und in dem sein stummes Instrument in ein oder zwei Hemden eingewickelt lag. Während diese Schatzkästen aus dem Wagen hervorgezogen wurden, stießen die Räuber indeß doch auf Etwas, das ihnen von einigem bedeutenden Werthe zu seyn schien, und Dieß war ein kleiner Engländer mit kupferigem Gesichte, der sich nicht beeilt hatte, dem Beispiele seiner Reisegefährten zu folgen, sondern zusammengekauert in einem Winkel der Vettura hockte. „Tutti gl' Inglesi son ricchi" (alle Engländer sind reich), sagen die Italiener; allein in Ermanglung einiger Millionen Engländer, die zu jeder beliebigen Stunde einen traurigen Beweis vom Gegentheil liefern könnten, war der kleine kupferige Mann in der Wagenecke sicherlich eine Ausnahme von der Vorstellung, die sich die Räuber vom englischen Reichthume machten. Es war ein lustiger Sohn Neptuns, der außer seinem halben Lieutenantssolde, seinem guten Humor und einer silbernen Taschenuhr nicht viel mehr bei sich hatte als die Schauspieler. Er war ein kleiner Kamerad voll so guter Laune, als nur je einer ein Halsdeck betreten, oder der Wohlfeilheit wegen die Reise durch Italien mit einem Vetturino gemacht hatte, und da er, als ihm die Räuber die Uhr abnahmen, in schlechtem Italienisch einen guten Witz machte, so ließen sie ihm seine Börse, die, wie sich aus dem Gesagten schließen läßt, eben nicht schwer war, und wendeten sich nun zu den Sängern, die noch immer mit dem Gesicht auf dem Boden lagen, indem sie ihnen zuriefen aufzusteben und etwas von ihrer Kunst zum Besten zu geben. Die armen Künstler gehorchten zwar, zeigten sich aber wegen ihrer persönlichen Sicherheit sowohl, als ihres Gepäckes halber sehr beunruhigt.

„Non abbiate paura" (habt keine Furcht), sagte der Hauptmann der Bande, „ihr habt nichts was sich der Mühe lohnte euch zu nehmen, aber es ist schon lange her, daß wir uns an keiner Oper ergötzten, und also mögt ihr uns ein Duett und eine oder ein paar Arien singen." — „Ja ja, singt uns eine Arie, singt uns eine Arie!" schrieen die Räuber. Nach einigem Husten und Räuspern sang die Prima Donna eine Bravourarie, bei deren Schluß die Räuber, die während des Gesangs mit den Kolben ihrer langen Gewehre den Takt gestampft hatten, rauschenden Beifall zollten. Die Italiener wiederholen nie Etwas, und die Räuber baten daher um ein Duett. Einer der Tenoristen stellte sich neben die Prima Donna, und nun wurde, ebenfalls zu voller Zufriedenheit, ein Duett gesungen. Die Räuber, die schon lange einen solchen Ohrenschmaus entbehrt hatten, waren entzückt, und baten nach beendigtem Duett auch um ein Terzett. Der Bassist stellte sich in Reihe und Glied, und da der Musikdirektor mittlerweile sein Instrument in Ordnung gebracht hatte, so begleitete er die Sänger, was die Ohren der Räuber nicht wenig ergötzte. Die Versammlung bot in der That einen höchst wunderlichen Anblick: Da standen zehn oder zwölf Räuber mit ihren hohen spitzen Hüten, bunten Jacken und mit Sandalen an den Füßen; auf ihre (wie der Lieutenant sagte) verflucht langen Flinten gelehnt, mit Dolchen und Pistolen im Gürtel und mit ihren wilden Gesichtern, die sich unter dem milden Zauber der Töne aufheiterten; da war ferner der Vetturino und der Fuhrknecht zu sehen, von denen der Eine unter den Bäuchen der Maulthiere und der Andere vor ihren Vorderfüßen den Kopf erhob; denn diese Plätze werden ihnen jedesmal, so oft eine Landkutsche geplündert wird, von den Räubern angewiesen, und endlich war auch noch der kleine Engländer da mit seiner Reisemütze von Seehundsfell, einem schönen blauen Gehrock und mit Wellingtonstiefeln. Alle mit einander für den Augenblick ihrer Lage vergessend, nur der Musik lauschend und der tollen Lust des Augenblicks hingegeben; denn die Gesänge, die man zum Besten gab, waren, beiläufig gesagt, nicht etwa Bel idol mio oder Caro per tes, sondern von Zweideutigkeiten überfließende Lieder, vielleicht dem derbern Geschmack der Räuber zu gefallen, vielleicht aber auch, weil die Sänger selbst keine bessern einstudirt hatten. Als das Terzett geendigt war, trug der Bassist die bescheidene Bitte vor, daß es ihnen jetzt vergönnt werden möge, weiter zu reisen. „Da qui cent' anni!" (hundert Jahr lang) schrien einige der Räuber. „Noch nicht, noch nicht! nahm der Hauptmann das Wort, da ist noch ein feiner, ganz wie ein Sänger aussehender Bursche, mit einer faccia di musico, der uns noch mit keinem Tone beglückt hat, auch dieser muß uns Eins singen!" und dabei sah er dem zweiten Tenor ins Gesicht, der sich wohl dachte, daß er da einen Mann vor sich habe, dem man nichts abschlagen dürfe. Der Sänger hatte indeß kaum seinen ersten Ton angeschlagen, als Einer der Räuber, der, wie Schwester Anna im Blaubart auf dem Thurm, in der Nähe der Straße auf einem Hügel Wache hielt, einen schrillenden Pfiff hören ließ, und eilends herbeigelaufen kam, um zu berichten, daß eine Anzahl Reisender in der Nähe seyen. Diese Nachricht bewog die Räuber, sich in das Gebirge gegen den Wald hin zurückzuziehen, hinderte sie aber, trotz aller Eile, doch nicht, den Sängern, von denen sie auch nicht einen Bajocco Werths nahmen, herzlich zu danken. Die Letztern hatten mit Hülfe des Fuhrknechts ihren Kombdienkram bald wieder aufgepackt — des Engländers leichtes Felleisen war gar nicht unter dem Kutschensitze hervorgezogen worden — und fuhren, herzlich lachend über ihr Abenteuer, davon, bevor noch die von der Schildwache angekündigten Reisenden zu ihnen stießen; ob diese Letztern reich und mit starker Bedeckung versehen waren, ob sie geplündert wurden, oder ob ihre Armuth sie schützte, und ob sie sich, wie seine Reisegesellschaft, mit Gesang loskauften, hat der Engländer, den sein erlebtes Abenteuer so sehr belustigte, daß er es oft zum Besten gab, nicht erfahren können.

Vermischte Nachrichten.

Die „Medical Gazette" gibt folgendes Verzeichniß von Todesfällen, die sich in den Jahren 1829, 1830, 1831 und 1832, in Folge von zwanzig der tödtlichsten Krankheiten, in London ereigneten.

	1829	1830	1831	1832
Auszehrung	5252	4704	4807	4499
Cholera	—	—	48	5200
Konvulsionen	2761	2362	2980	2075
Entzündungen	2385	2196	2812	2555
Altersschwäche	2076	2242	2677	2946
Asthma	1151	1158	1051	1050
Wassersucht	1021	949	986	978
Fieber	1167	782	985	872
Wasserkopf	855	725	853	858
Blattern	756	627	595	771
Keichhusten	685	552	1758	677
Masern	578	479	750	675
Entzündungen der Eingeweide	—	—	158	604
Apoplexie	429	404	485	470
Kalter Brand	286	274	507	262
Geburtsnöthen	264	281	510	545
Schlag	203	197	246	240
Leberentzündungen	197	195	296	556
Hydrothorax	106	102	122	118
Typhus	105	90	225	255

* * *

Die Schauspielerin Demoiselle Mars gelangte erst kürzlich, höchst unverhofft zu einer ansehnlichen Erbschaft. Ein alter Marquis, der ihr früher Liebesanträge gemacht hatte, aber abgewiesen worden war, starb, und man fand unter seinem Nachlasse ein von Gérard gemaltes, sehr schönes Bild der berühmten Schauspielerin, das der längst vergessene Marquis zum Gegenstande seiner geheimen Anbetung gemacht hatte. Die muthmaßlichen Erben ließen Demoiselle Mars dieses Gemälde zum Kaufe anbieten, bevor es in öffentlicher Versteigerung ausgeboten würde, und die Schauspielerin hatte sich in die Wohnung des Verstorbenen begeben, um das Bild zu besichtigen; als der Notar hereintrat und sagte: „Madame, nicht allein dieses Portrait, sondern alle übrigen Geräthschaften, Bücher, Kupferstiche, Pferde, baares Geld gehört Ihnen; da Sie zur Universalerbin des seligen Marquis eingesetzt sind. So eben ist sein Testament eröffnet worden." Die Ueberraschung der Schauspielerin sowohl, als der Erben läßt sich denken. Der Marquis besaß ein Einkommen von 80.000 Franken; da er aber auch Schulden hinterließ, so wird die glückliche Erbin vor der Hand nur etwa 40.000 Fr. jährlich zu beziehen haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 43. 12 Februar 1833.

Neueste Nachrichten über Siam.

Aus den Mittheilungen des Hrn. Braguerès, Bischof von Capsa. *)

Die Siamesen sind von mittlerer Größe und ziemlich gleichförmig; körperliche Fehler, die in Europa so häufig sind, kommen unter ihnen fast gar nicht vor. Eine einzige Provinz von Frankreich zählt mehr Blinde und Lahme als das ganze Königreich Siam. Ihr Kopf ist mehr viereckig als rund, ihr Gesicht ist platt und rautenförmig, die Wangen etwas eingefallen, die Backenknochen und die vordere Kinnlade ein wenig vorstehend, die Nase breitgedrückt, die Augen schwarz und von ziemlich hübschem Schnitte, die Haare sehr schwarz, rauh und borstig. Die Siamesen, sowohl Männer als Weiber, rasiren sich gewöhnlich den Kopf, begnügen sich aber häufiger die Haare ganz kurz abzuscheeren, wobei sie nur auf dem Vorderkopfe einen Büschel stehen lassen, den sie nach hinten zu, gleich einem Toupet aufwärts gestrichen tragen. Die Hautfarbe ist bei Einigen kupferroth, bei Andern citronengelb. Die Asiaten aller zwischen 5° und 41° N B. und 91° und 118° O L. gelegenen Länder haben in verschiedenen Abstufungen mit den Siamesen hinsichtlich der Körperbildung und Farbe Aehnlichkeit. Die Hautfarbe ist sich fast überall gleich: man sieht hier nicht wie in Europa in verschiedenen Nuancen die kastanienbraune, weiße und rosenfarbige, sondern man möchte, daß sie insgesammt eine Maske von gelbem Papier tragen. Die Leibesbeschaffenheit ist hagerer und schwächlicher als die der Europäer.

Die chinesische Tracht ist sehr einfach; man geht barfuß und ohne Kopfbedeckung und bedient sich statt aller Kleidung eines Stückes gefärbten Zeuges, das um die Lenden geschlagen und zwischen den Beinen durch nach hinten in die Höhe gezogen wird, wodurch es einer Unterhose ähnlich wird. Männer und Weiber haben dieselbe Bedeckung; reiche Leute tragen einen Sonnenschirm, das Volk schützt den Kopf gegen den Sonnenstich durch einen Hut, der aus einem bloßen Binsenkorb besteht. Wenn ein Siamese von niederem Stande vor einem von höherem Range zu erscheinen hat, so fügt er seinem Gewande noch einen seidenen Gürtel bei, dessen Farbe nach der Würde Dessen, dem er seine Aufwartung macht, verschieden ist. Am ersten Tage, der den vier Mondsphasen entspricht und als der Sonntag der Siamesen betrachtet werden kann, trägt der ganze Hof ein weißes Languti, so heißt das oben bezeichnete Kleidungsstück. Der König unterscheidet sich von seinen übrigen Unterthanen weder durch die Form, noch durch den Reichthum seines Gewandes. Die Kinder laufen bis in ihr zehntes oder zwölftes Jahr ganz nackt umher, die Mädchen erhalten das Languti im fünften oder sechsten Jahre. Die zum Christenthum bekehrten Männer und Frauen sind anständiger gekleidet, wenn sie öffentlich erscheinen. Die Siamesen schneuzen sich mit den Fingern und können ihren Ekel nicht bergen, wenn sie Europäer sich eines Sacktuches bedienen und dann es in die Tasche schieben sehen. Der Prachtaufwand der Siamesen besteht nicht sowohl in reichen Kleidern, als in Geschmeide und Edelsteinen aller Art; sie tragen Ringe in der Nase und selbst an den Fußzehen.

Die Chinesen, Cochinchinesen und Tongkinesen in Siam haben eine sehr zierliche Tracht. Männer und Frauen tragen ein weites Beinkleid und darüber eine Art Weste oder Bluse, wohlhabendere Personen eine lange seidene Robe und darüber eine Art Chorhemd von blauer Seide, und gewöhnlich mit Pelz verbrämt; dazu tragen sie weißseidene Halbstiefel und hinten offene Schuhe von mehr oder minder reich gesticktem Zeuge. Alle diese Völker haben den Bart gern, der ihnen jedoch nicht schön wächst, daher sie auch den der Europäer bewundern. Die Siamesen hingegen verabscheuen den Bart und raufen sich die Haare mit kleinen Zangen aus. Die Weiber in Siam sind die Sklavinnen ihrer Männer und gehen nicht aus dem Hause, als um auf dem Felde zu arbeiten, oder irgend einen kleinen Handel zu treiben, während der Gemahl spielt, trinkt, schläft oder im Dienste des Königs beschäftigt ist. Die Frau muß durch ihre Arbeit und ihren Fleiß für den Unterhalt der ganzen Familie sorgen. Bei den zum Christenthum bekehrten Siamesen hingegen sind die Verhältnisse der Gatten zu einander wie in Europa beschaffen.

Vielweiberei ist allen Männern erlaubt; der König legt jedoch den Namen der Königin nur Einer seiner Frauen bei, der die übrigen unterworfen sind; man nennt sie Ackhamaeffi. Auch den einzelnen Unterthanen, welche mehrere Frauen haben, ist gestattet, eine derselben zu wählen, die den Namen Miaiai, d. h. große Gemahlin führt, und die über die andern zu befehlen hat. Die Siamesen bewerben sich, wenn sie heirathen

*) vergl. Ausland vorig. Jahrg. S. 1169 u. d. f.

wollen, nicht um die Hand eines Mädchens, sondern kaufen es den Aeltern ab. Der Gemahl erwirbt hiedurch das Recht, seine Frau zu schlagen, ihren Aeltern zurückzuschicken oder als Sklavin zu verkaufen; das Recht sie zu tödten hat er nur in einem einzigen Falle; allein die mißhandelten Frauen rächen sich häufig dadurch, daß sie ihre Männer vergiften. Die Aeltern haben das Recht, ihre Kinder zu verkaufen, und bedienen sich dessen häufig; sie verkaufen dieselben als Sklaven, können sie aber durch Wiedererlegung des erhaltenen Preises wieder an sich kaufen. Die Lage solcher Kinder ist nicht hart, da die Siamesen von Natur aus gutmüthig sind, und daher liegt in dieser Gewohnheit, so barbarisch sie auch ist, bei Weitem keine solche Unmenschlichkeit, als in jener der Chinesen, ihre Kinder zu erwürgen: den Knaben wird zwar das Leben geschenkt, aber nur zwei Töchter behalten sie, alle nachher geborenen Kinder weiblichen Geschlechtes werden ohne Barmherzigkeit umgebracht, und die Mütter selbst vollbringen diese gräßliche That.

Die Siamesen haben alle Laster Indiens: Stolz, Fühllosigkeit, Grausamkeit und Unkeuschheit vorzüglich sind die unter dem Volke herrschenden. Uebrigens sind sie von ziemlich sanfter Gemüthsart, aber leichtsinnig, unbesonnen, furchtsam, fröhlich, träge und Freunde des Vergnügens. Zudringlich in ihren Forderungen, verlangen sie nach Allem, was sie sehen und was ihnen ins Auge sticht; selbst ihre Großen verschmähen es nicht, um eine Uhr, eine Waffe, einen Bleistift, Tabak u. s. w. zu bitten; dagegen nehmen sie es auch nicht übel, wenn man etwas von ihnen verlangt. Die siamesische Höflichkeit erfordert, daß man sich gegenseitig Geschenke macht; auch geben sie reichlich Almosen. Wenn ein Europäer einen Siamesen besucht, so findet er zu Hause angekommen, sicherlich mehrere Sklaven, die ihm Reiß, Obst, Gemüse, Fleisch, Fische u. s. w. in großen Gefäßen von Erz überbringen.

Der König wie das Volk liebt außerordentlich Spiele zum bloßen Vergnügen oder auch zur Körperübung, wie das Ringen, den Faustkampf, Hahnenkämpfe, Kämpfe zwischen kleinen Fischen und Schlangen u. s. w. Das Spiel Rang ist eine sehr gefährliche Tanzübung auf einem Seile, in welchem Dolche, Degen und Hellebarden stecken. Die beliebteste Unterhaltung, zu der man sich mit einem wahren Furore drängt, ist das Lämeng-Kalhong, eine Art dramatischer Vorstellung, die zum Theil Lustspiel, zum Theil Pantomime ist; man will behaupten, daß sie die eigentliche Schule von allen Lastern sey. Selten sieht man wie in Indien Fanatiker, die sich in dem Wahne, das Wohlgefallen der Götter zu erwerben, verstümmeln, oder gar das Leben nehmen; indeß fand sich vor zwei Jahren in Siam ein solcher unglücklicher Mensch, welcher ankündigte, er werde sich öffentlich verbrennen; wirklich bestieg er auch den Scheiterhaufen; allein kaum spürte er die Hitze der Flammen, als er herabsprang und dem nahen Flusse zulief.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in der Wüste.

(Fortsetzung.)

Mit dem Eintritt in die langen und engen Thäler der Sinaikette findet man eine Veränderung des Gebirgsstocks, der nun aus Granit und Porphyr besteht. In vielen jener Schluchten sind die Araber einen Theil des Jahrs hindurch mit Einsammeln von Reisholz beschäftigt, das sie zu Kohlen brennen und so nach Aegypten zum Verkaufe bringen. Man begegnet zu Zeiten ganzen Karawanen, welche bloß mit solchen Kohlen beladen sind, von denen man ungeheure Vorräthe gewinnt. Ist es nicht mehr als wahrscheinlich, daß sich auch das Volk Israel's auf diese Art Feuerung zu den vielen Opfern sowohl als zu der Bereitung seiner wenigen Speisen verschaffte? Holz für eine so große Menschenmenge aufzutreiben, war — bei dem spärlichen Vorkommen von Bäumen — nicht möglich. Einige wenige von den Thälern sind mit Triften bedeckt, auf denen zahlreiche Heerden eine Zeit lang grasen konnten. Vier bis fünf Tagreisen östlich vom heiligen Berge ist der Golf von Akaba, in dessen näherer und entfernterer Umgegend das Volk lange Zeit gelagert und umhergewandert war. Auch die Küsten des Golfs von Akaba, der nur ein Arm des rothen Meeres ist, sind fruchtbarer und geschirmter als die Küsten des letztern, reich an vortrefflichem Wasser und Weideland, Wäldern von Dattelpalmen und Obstbäumen, und kleinen fruchtbaren Thälern, die sich nach dem Meere zu, das hier von Fischen wimmelt, öffnen. Nirgends findet sich übrigens eine Hindeutung auf ein Unterhaltungsmittel, das die Israeliten zweifelsohne benützten — die Frucht des Dattelbaums. Kleine Wäldchen von diesem Baume (einer Palmenart) fanden sich in beträchtlicher Anzahl auf manchen Strecken ihrer Irrfahrten und boten eine angenehme Nahrung; noch bis auf den heutigen Tag ist die Dattel dem Volke des Landes, gleich dem Manna, eine Hauptspeise.

Da wo der Golf allmählich sich schließt, steht das düstere Schloß Akaba, mitten auf einer mit Triften bedeckten Ebene. Wie die Veste eines alten Lebenshäuptlings blickt es mit seinen mächtigen Mauern aus den es umgebenden Palmenwäldchen. Es liegt hier eine kleine Besatzung, und mit Freuden macht die Karawane unter seinen Mauern Halt, um sich aus dem Wasser seiner Brunnen zu laben. Man öffnet die Thore und läßt die müden Wüstenfahrer und ihre Lastthiere herein. Das Schloß Akaba — so recht im Herzen geheiligter und denkwürdiger Schauplätze, mitten im Schatten der Bäume und auf einer üppigen Grasfläche gelegen, vor sich das Meer, Berge ringsum — ist ein herrlicher, heimlich stiller Aufenthalt für einen forschenden und unternehmenden Pilger, der sich wohl über keinerlei Ungemach in dem Schlosse zu beklagen haben dürfte, und jeden Tag seine Ausflüge, die ihm stets Neues und Anziehendes bieten würden, anderswohin richten könnte. Die kleine Besatzung besteht aus Türken aus Kairo, deren Höflichkeit, ja selbst gefällige Freundlichkeit, man sich leicht mit einer kleinen Geldbelohnung gewinnen kann.

Man darf sich übrigens nicht denken, als ob die Israeliten immer nur in „der großen und schrecklichen Wüste," von der

der Prophet ſpricht, hätten umherirren oder ſich aufhalten müſſen; es gab Zwiſchenzeiten, wo ſie ſich in einer freundlicheren und fruchtbareren Gegend mit Grasboden und Weideland, Quellwaſſer und ſelbſt Wäldchen, vergleichungsweiſe behaglich fühlen mochten, denn hätten ſich nicht ſolche Strecken gefunden, wie hätten ſie ſonſt die zu ihren Opfern erforderlichen Schafe und Rinder aufbringen können? Die ganze Gegend von Paran und Horeb iſt freilich, in einem Umkreiſe von vielen Tagen, ein furchtbar erhabenes Gebiet — der wahre Sitz der Verwüſtung. Den größern Theil des Jahres hindurch geben ein wolkenloſer Himmel und eine ewigſtrahlende Sonne mit allen den herrlichen Glanzlichtern eines orientaliſchen Morgens und Abends ſelbſt dieſen nackten Oeden einen gewiſſen Reiz. Allein während der kurzen Regenzeit ſchießen die Wildwaſſer plötzlich mit ſolchem Ungeſtüm aus den Bergrinnen herab, daß der ſchmächtige Dattelwald und manchmal ſogar die Felſen mit fortgeriſſen werden; und wenn nun das Ungewitter erwacht, und die Donnerſchläge fort und fort in den furchtbaren Einöden widerhallen, da meint man beinahe, die Schrecken des Allmächtigen wollten noch einmal markdurchſchütternd hier walten. Selbſt in dieſer Wildniß gibt es indeſſen, jedoch nur in langen Zwiſchenräumen, mitten zwiſchen den finſtern Felsgründen einige wenige Thäler von ſeltener Schönheit; ein ſolches iſt das Thal von Erbave, das der Oelbaum, die Palme, die Cypreſſe und — ringsumher den köſtlichen Duft verhauchend — der Orangenbaum, in reicher Fülle ſchmückt. Man kann ſich nicht leicht etwas denken, das die Einbildungskraft lebhafter anregte, das Herz belehrender beſchäftigte, als im Schatten dieſer Haine zu ruhen, und während Stunde um Stunde vergeht, ſinnend auf die ringsum ſchwarz und furchtbar emporſteigenden Berge zu ſchauen — die geheiligten Denkmäler des Vielen, was hier Hohes und Unvergängliches geſchah. Hier zog das Wanderheer der Kinder Israels, von der wunderbaren Feuerſäule Nachts geleitet; hier ſchlugen ſie ihr Lager auf, und ſtanden — eine zahlloſe Menge — vor ihren Zelteingängen und beteten in inbrünſtiger Ehrfurcht zu dem wahren und lebendigen Gott. Von Fels und Kluft hallte in der Frühe und am Abende der helle Klang der Silbertrompete *) wider. In einer ſo öden und abgeſchiedenen und dabei an Erinnerungen und Eindrücken ſo reichen Gegend, wie dieſe, erheben ſich Herz und Phantaſie gewiß ernſter und leichter zum Himmel; es iſt hier gleichſam geiſtiges Land, wo man die Erde und ihre Lockungen wohl vergeſſen mag. Keine lebende Erſcheinung, kein Ton des Lebens — die tiefſte Einſamkeit, und doch „Einer der hier redet!“ Die ſchönen Bäume des Hains von Erbave ſcheinen umſonſt zu blühen und Früchte zu tragen; keine Hand, die ſie pflückte, die des ſeltenen und vom Zufalle hieher geführten Wanderers etwa ausgenommen, der einſam unter ihrem Schatten ſaß und ſeine Kühle genoß. Roſen in voller Blüthe finden ſich häufig hier, ſo daß die Sage von köſtlichen Blumen und Bäumen, die man an den Ufern des todten Meeres finde und deren trügeriſche Schönheit vor der Berührung verſchwinde, wohl eher dieſem Zauberthal angehören dürfte, wenn gleich ſeine üppigen Erzeugniſſe greifbar und bleibend ſind.

Auf einigen der Abhänge der dem heiligen Berge gegenüberliegenden Gebirgsſeite erblickt man die Trümmer von niederen Thürmen, und zwar an einer Stelle in ſo großer Anzahl, daß man eine Reihe Mauerzinnen vor ſich zu ſehen glaubt. Dieſe Thürme ſowohl als die Inſchriften an vielen Hügeln und Felſen rühren wahrſcheinlich von den früheren Chriſten, Pilgrimen oder Anachoreten her; von Letzteren hauſte vor Alters eine bedeutende Zahl in dieſer Gegend, was die noch zur Hälfte erhaltenen Reſte von zwei oder drei Klöſtern zur Genüge darthun.

(Schluß folgt.)

Ein Manifeſt des Kaiſers von China.

Die nordiſche Biene *) theilt nachſtehendes Manifeſt mit, welches der Kaiſer von China bei Gelegenheit der Unterdrückung des Aufſtandes in der kleinen Bucharei bekannt machte. Die erwähnte ruſſiſche Zeitung ſetzt hinzu, daß man ſich auf die Genauigkeit der Ueberſetzung verlaſſen könne.

„Durch Beſtimmung des Himmels, Wir, Guan-Di, machen öffentlich bekannt: Wir, die durch Beſtimmung des Himmels den Thron empfingen, und gegen ſeine Gebote Ehrfurcht bezeugen, haben die unermüdete Sorge übernommen, durch Erhaltung der Ruhe und Ordnung in unſerm ganzen Reiche unſern nahen und fernen Unterthanen Frieden, Eintracht und Wohlfahrt zu gewähren. So ſind wir, da wir das große und denkwürdige Werk vollbracht haben, zur allgemeinen Freude Folgendes bekannt zu machen veranlaßt. Dſchangler **) iſt der Nachkomme eines flüchtigen Aufrührhäuptlings unter den Tataren. In frühern Zeiten, als der Kaiſer, nach ſeinem Tode Gao-zſun genannt (ſeine Regierung hieß Zian-lun), die Bucharei überwältigt hatte, wollte er ſie nicht vernichten, ſondern nahm ſie unter den Schutz unſres Reichs. Da aber unſer Reich dieſelbe lange Zeit unter ſeinem Schutze behalten hatte, und den Aufrührer darin nicht aufſuchte, um ihn zu ergreifen, ſo hinterließ er einen Nachkommen, welcher Verzeihung erhielt. Dieſer boshafte und liſtige Sprößling machte eine Verſchwörung, empörte ſich gegen die rechtmäßige Regierung, bewog durch trügeriſche Ueberredung vier Städte auf der Südſeite der Schneeberge auf ſeine Seite zu treten, und belagerte unvermuthet unſer im Kaſchgar befindliches Heer. Um den Uebelthäter für ſein Benehmen zu ſtrafen, befahlen wir einem beſonders ausgewählten tapfern Anführer, dem wir durch Kouriere das Siegel überſandten, mit einer auserleſenen Truppe und mit Abtheilungen der tapfern Soldne, welche zur ſtrengen Erhaltung der Kriegszucht hingeſchickt wurden, zum Kriege gegen den Uebelthäter zu ſchreiten. Ehe aber die Hauptarmee den ihr beſtimmten Ort erreichte, wandte ſich der Feind ſchon zur Flucht. Die auserleſene Schaar zerſtreute ihn in der erſten Schlacht. Außerdem übergaben ſich uns die Aelteſten der Diſtrikte mit Unterwürfigkeit. Unter dieſen zeigten die Boſche ***) und die übrigen die größte Treue. Sie glühten gleich unſern Truppen vor Rache und Haß gegen die Aufrührer, fielen ungeſtüm über ſie her, ſchlugen ſich mit ihnen Mann gegen Mann, nahmen die vier Städte wieder ein, und errangen dreimal den Sieg. Dann rückten ſie an den Ort Phat, belagerten ihn, und zerſtörten das Neſt der Uebelthäter. In jedem Treffen errangen ſie den Sieg, und brachten die Aufrührer ſo aufs Aeußerſte, wie einen Fiſch, der ſich im Keſſel befindet. Am erſten Tage des erſten Monats, als von allen Häuſern Raketen aufſtiegen und den Seelen Opfer dargebracht wurden, ſtürzten

---

*) IV Moſe Cap. 10. V. 1.

*) Für uns eine neue Quelle von Nachrichten aus China, während man ſich bisher bloß aus dem Süden dieſes großen Reichs mit engliſchen Mittheilungen über Kanton begnügen mußte. Unſere Blätter werden demnächſt eine Folge der nordiſchen Biene entnommener Berichte enthalten. A. d. R.

**) Derſelbe, den die engliſchen Berichte Cbang-ti-ur nannten.

***) Tatariſche Beamte in der kleinen Bucharei.

die Aufrührer ins Verderben, gleich dem Schmetterling, der freiwillig in das brennende Licht fliegt, oder gleich dem Vogel, der sich aus dem Walde verirrt und in die Schlinge fällt. Unter Anführung Dschangiers kamen sie mit listigem Anschlag heran, ohne zu bedenken, daß unsere Truppen, welche tapfer kämpften und die Kraft der Aufrührer schwächten, nicht umkehren; als jene die ihnen drohende unausweichliche Gefahr und die Unmöglichkeit sahen, sich zu widersetzen, wandten sie sich zur Flucht. Unsere Truppen verfolgten sie und nahmen den Hauptaufrührer gefangen. Diesesmal sahen wir, obgleich der Krieg an Orten, die 1000 Li von der Gränze unseres Reichs entfernt sind, vom Herbste des Jahres Ben-sjui (auf mandschurisch: Phulxsianj indachunj) bis zum Frühlinge des Jahres Ugsi *) (auf mandschurisch: Susajakj ssipgeri) geführt wurde, diesen denkwürdigen Kampf im Laufe zweier Jahre vollendet. Da den Truppen während des Kriegs Proviant und Sold gereicht wurde, so haben sie keinen Hunger gelitten; auch dem Volke wurden allergnädigst die Abgaben erlassen, und es fühlte die Last nicht. Nur wir und alle Da-tschen **) waren sehr in Sorge und Arbeit. Aber im Vertrauen auf des Himmels Hülfe und den verständigen von unsern Vorfahren uns hinterlassenen Planen folgend, haben wir in kurzer Zeit einen großen Kampf beendigt, kriegerische Dienstleistungen belohnt und unsere Herrschaft in den entferntern Theilen des Reichs berühmt gemacht. Indem wir die Aufrührer an der Gränze unseres Reichs vertilgten, haben wir allenthalben und Jedem Freude verursacht. Und nachdem wir so mit Ehrfurcht ein Opfer dem Himmel, den Geistern der vier Weltgegenden, der Erde, der Meere und Seen, den Vorfahren auf den Gräbern der frühern Herrscher dargebracht hatten, geruhten wir, die Gefangennahme des Aufrührers zu feiern; wir errichteten eine Denksäule auf dem Berge Kartegai, zeichneten die Verdienste Derer, die fürs Vaterland gefochten hatten, auf dem purpurrothen Thurme des Ruhms ein, und bewilligten Belohnungen und Ehrentitel für die Vollbringung rühmlicher Thaten. Da eine solche Verbreitung unserer Kriegsmacht nach den entlegenen Gränzen dem ganzen Reiche zufloß durch die Frömmigkeit Ihrer kaiserlichen Majestät (Guan-tai-thou) unserer geliebtesten Mutter, so haben wir, um unsern aufrichtigen Dank zu zeigen, uns seit langer Zeit entschlossen, ihr einen ausgezeichneten Titel beizulegen. Nachdem wir dem Himmel, der Erde, den Voreltern, dem Geiste der Erderzeugnisse im 8ten Jahre (1828), dem 11ten Monate und 8ten Tage der Herrschaft Dao-Guan mit den Wanen, Gunen ***) und mit allen Staats- und Kriegsbeamten ein Opfer dargebracht hatten, legten wir ihr folgenden Titel bei: „Gottesfürchtige, mildherzige, sanfte, wohlthätige und friedebringende Kaiserin." Hierauf befahlen wir, bei Gelegenheit der Vollbringung einer so ausgezeichneten That, Nachstehendes zu thun: 1) Beamte abzusenden, um nach den festgesetzten Ceremonien ein Opfer zu bringen: a) Den fünf Hauptbergen und den vier Seen; b) den irdischen Ueberresten unserer Vorfahren, der Kaiser und c) auf dem Grabe unseres Lehrers Kun-fu-dsy. 2) Die Generalgouverneure und Gouverneure der Städte sollen die Umrisse (?) der drei Hauptberge, Meere und Seen, und die Gräber unserer Vorfahren der Kaiser betrachten: wenn einige davon Ausbesserung bedürfen, so sollen sie eine Rechnung machen und geddrigen Orts berichten. 3) Alle innerhalb und außerhalb des Reichs befindlichen, sowohl Kriegs- als Staatsbeamte, um eine Klasse zu erheben, aber nur dem Namen nach, und nicht auch die Aemter zu erhöhen. 4) Den Kriegsbeamten, vom Dsian-Dsiu-nja (Regimentschef) bis zum Dsian-Dsun ****), wenn sie ausgezeichnete Verdienste zeigen, allergnädigst die Vergehen zu verzeihen, wofür sie ihrer Aemter beraubt, oder mit Belassung im Dienste in den Klassen hätten herabgesetzt werden sollen. In gleicher Weise auch denen Kriegsbeamten, welche, obgleich sie keine besondern Verdienste zeigten, doch im Kriege gewesen waren, allergnädigst die Vergehen zu verzeihen, wofür sie, mit Verbleiben im Amte, in den Klassen hätten herabgesetzt werden sollen. 5) Den Professoren des Go-dsy-ssianja (Reichsunterrichtsanstalt) und den Lehrern aller Kronschulen zu gestatten, einen Monat lang die Klassen nicht zu besuchen. 6) Den in der Hauptstadt befindlichen und in den mandschurischen, mongolischen und chinesischen Divisionen stehenden Kriegsbeamten allergnädigst einen Monatssold auszahlen zu lassen. 7) Den in der Hauptstadt befindlichen Verfolgern und Einfangern der Diebe allergnädigst einen Monatssold zu bewilligen. 8) Die Ueberschreitungen der Beamten Dschi-dschen und Dschi-sjan *) derjenigen Districte, durch welche die Hauptarmee zog (mit Ausnahme derjenigen von ihnen, welche den für die Truppen bestimmten Sold zurückhielten, oder säumig die Bedürfnisse derselben herbeischafften), allergnädigst zu verzeihen, wenn sie Versetzung auf ein niedrigeres Amt, Entziehung der Besoldung verdienten und vor der Bekanntmachung des Gnadenmanifestes begangen wurden. 9) Was das Silber betrifft, das von den aus verschiedenen Orten nach Kaschgar geführten Truppen eingetrieben werden sollte, und von ihnen als Anleihe genommen wurde zur Anschaffung der Kleidung und Marschbedürfnisse, so verfügen wir allergnädigst, daß es mit der Zeit im Laufe von drei Jahren von dem ihnen zukommenden Sold abgezogen werden soll. 10) Den Gepanzerten **), so wie auch denen, welche wegen im Kampfe empfangener Wunden das Kriegskleid nicht mehr tragen können, und denen, welche wegen Krankheit und Alter ihren Abschied bekommen, allergnädigst eine Belohnung zu bewilligen. 11) Die dritten Beamten, welche genau wissen, ob die in die Kasernen zurückgekehrten Soldaten, welche wegen Wunden und Krankheit ihren Dienst nicht mehr verrichten können, Kinder oder Brüder, oder nähere Verwandte haben, die man im Dienste unterweisen und dazu bestimmen kann, sollen diese Letztern statt der Erstern eintreten, zur Beförderung des Kriegsdienstes ***). 12) Das Ministerium der Kriminalsachen soll in allen Gouvernements denjenigen Verbrechern, welche nicht die Verbannung verdient haben, zum Zeichen unserer Gnade eine Strafe minderen Grades bestimmen. 13) Wenn Kinder und Brüder verwiesener und in der Verbannung gestorbener Verbrecher in ihren Geburtsort zurückzukehren wünschen, so sollen die Ortsbeamten darüber an das Ministerium der Kriminalsachen berichten, und ihnen die Rückkehr gestatten. 14) Entlaufene Diener mandschurischer Soldaten sollen, wenn sie nicht Kriegsgeräthschaften, Pferde u. dgl. gestohlen haben, auf den Grund der unter der Herrschaft Dsjan-sun's erlassenen Bestimmung, wenn sie noch nicht volljährig sind, vor das Ministerium der Kriminalsachen geführt werden, das den Urtheilsspruch über sie fällen soll. 15) Wenn unter den unentbehrlichen Wegen und Brücken sich solche finden, welche beschädigt sind, so sollen die Ortsbeamten sie besichtigen, welche Ausbesserungen daran nöthig sind, an die Generalgouverneure und Gouverneure (Dsjan-bu und Sjun-phu) berichten, daß diese es zu unserer Einsicht bringen und die Ausbesserungen vorgenommen werden. 16) Die Ortsbeamten sollen unablässig darüber wachen, daß allen in dem Versorgungshause befindlichen Wittwern, Wittwen und Waisen, den Verstümmelten und von allen Unterhaltsmitteln Entblößten genugsame und der Jahreszeit angemessene Lebensmittel gereicht werden ****). Das Manifest soll allgemein bekannt gemacht werden. Gegeben von der Regierung Dao-Guan im 8ten Jahre (1828) am 9ten Tage des 11ten Monats.

*) Vom Herbste 1826 bis Frühling 1828.
**) Höhere Beamte.
***) Beides sind fürstliche Titel.
****) Auf mandschurisch Mingantu, Kriegsbeamte 6ter Klasse nach chinesischer Klassenrechnung.

*) Districtsvorsteher der zweiten und dritten Klasse.
**) Darunter sind jedoch keine Soldaten zu verstehen die Panzer tragen, sondern die 8 pekingischen Divisionen.
***) Auch Dieß ist eine Belohnung, weil sonst nur die Verwandten der im Gefecht Umgekommenen das Recht haben, in die erledigten Stellen ohne Ankauf einzutreten.
****) Diese Versorgungshäuser bestehen nur auf dem Papier, in Wirklichkeit ist nur ein Schatten davon.

Vermischte Nachrichten.

Die Loharis, oder Blechschmiedzunft, in Bombay hielten unlängst eine Versammlung, um über eine Frau ihrer Kaste ein Urtheil zu fällen, die im Fort mit einem Soldaten einen verbotenen Umgang gepflogen hatte. Die Versammlung verurtheilte den Mann der Uebelthäterin zu einer Strafe von 200 Rupien, „weil er seine Frau nicht besser unter Aufsicht gehalten," und bedrohte beide im Wiederholungsfalle mit Verstoßung aus der Kaste.

Die ostindische Kompagnie hat zum Behufe der Expedition, die abgesendet werden soll, um Kapitän Roß aufzusuchen, 100 Pf. unterzeichnet. Die bis jetzt eingegangenen Beiträge belaufen sich bereits auf 2600 Pf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 44. 13 Februar 1833.

Wanderungen in der Wüste.

(Schluß.)

Während unseres Aufenthalts in dem Kloster *) bewies uns der Neffe des Superiors große Aufmerksamkeit. Er war ein junger Mann von sehr gebildetem Geiste und feinem Benehmen, und befand sich seit zwei Jahren hier. Seine Glaubensansichten hatten wenig von der blinden Frömmelei seiner Gesellschafter. Er streifte gern in den benachbarten Bergen und Thälern umher und hatte mehrere Tage lang in einem der verfallenen Klöster seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Einen großen Theil seiner Zeit beschäftigte er sich mit Studien; denn die Büchersammlung des Klosters enthielt einige werthvolle Werke. Seine Zelle war hübscher und behaglicher eingerichtet, als die Wohnkammern der übrigen Mönche; ein Teppich bedeckte den Estrich, von der Decke hing eine kleine silberne Lampe, und vortrefflicher Wein und köstliche Früchte fanden sich auch darin; allein es blieb doch immer ein abschreckender Aufenthalt für einen Mann von Geist und Bildung. Was die Gesellschaft betraf, so beschränkte sich diese auf die unwissenden Bewohner des Klosters; ein Weibergesicht, eine Frauengestalt kamen nie zu dem Fenster — denn nirgends war Thor oder Thüre — **) herein. Das Einsprechen einiger gelegentlicher Pilgrime oder Reisender brachte allein einige Abwechselung in das trübselige Einerlei des Ortes. Waren die Letzteren verständige Leute — mit welcher Freude ließen sich da der Superior und sein Neffe ins Gespräch mit ihnen ein, und erkundigten sich nach Dem, was in der Außenwelt vorging, und lauschten ihren Ansichten und Mittheilungen! Die Ankunft der mohammedanischen Wallfahrer war ein anderes, allein weniger willkommenes, Ereigniß. Innerhalb des festen Mauerrings, der das Kloster umgibt, liegt eine kleine Moschee — ein Gegenstand vorzüglicher Ehrfurcht für die Jünger des Propheten, die durch die Wüste hieher gezogen kommen, um anzubeten. Es erregte ein eigenes Gefühl, wenn man so die tiefen und leisen Töne ihres Gottesdienstes zu derselben Zeit hörte, wo das Lob des Allmächtigen im lauten Frühgesang aus der Christenkirche emporstieg. Jene andächtigen Pilger sind von dem verschiedensten Alter und Stande; der Greis wie der Reiche kommen zu Zeiten hieher, um da einige Tage im Gebet zuzubringen. Schon mehr als Einmal ist es vorgekommen, daß sie hier den Geist aufgaben. Mit dem vollen Glauben an die Herrlichkeit — wie sie sein Koran ihm erzählt, die hier sich offenbarte, blickte der sterbende Türke auf die Abgründe und Gipfel des Sinai: aber finster stieß er jedes Anerbieten des Kreuzes zurück. Und seine Reisegefährten trugen ihn zu Grabe und klagten über ihm in der Weise des Morgenlandes, indem sie sich die Brust zerschlugen und ein lautes und tiefes Wehgeschrei ausstießen. Zu Zeiten verlassen die abgesperrten Bewohner des Klosters ihre festen und schirmenden Mauern, wann die duftreichen wilden Kräuter in der Blüthe stehen, und suchen sie weit im Gebirge hinauf, da sie ihnen eine ausgezeichnete Wirksamkeit in gewissen Krankheiten zuschreiben. Die eingesammelten Kräuter werden sorgfältig aufbewahrt und dann nach Kairo geschickt, wo sie sehr geschätzt und theuer bezahlt werden.

Die heutige Straße von Jerusalem nach dem Sinai ist in vielen Punkten die nämliche, welche die Kinder Israel einst bewandert hatten. Eine Schaar Armenier oder Griechen kommt, wiewohl selten, durch die Wüste nach dem Kloster; es ist ein ziemlich gefährliches Wagestück, zumal wegen der Ueberfälle der Beduinen, denen man dabei häufig ausgesetzt ist. Die Straße nach Palästina führt über eine Folgereihe von sandigen oder kiesigen Ebenen, die von Bergketten begränzt und von theilweise mit Grün bewachsenen Thälern oder weiten Schluchten durchschnitten sind. Das große Thal, der gewöhnlichen Annahme nach das alte Kades Barnea, *) betritt man schon wenige Tage nachdem man das Kloster verlassen hat. In langen Zwischenräumen stößt man auf Lagerplätze der Araber; es ist nothwendig, sich ihren guten Willen zu sichern; die Pilgrime zahlen ihnen einen Schutzzoll. Nur eine einzige kleine Stadt findet man in der Mitte dieser Wüste, deren Einwohner hauptsächlich vom Verkaufe von Mundvorräthen an die Karawanen leben, von denen viele auf ihrem Wege nach Mekka hier vorbeikommen. Das abgeschiedene Städtchen liegt in einem Kranze von Gärten,

*) Auf dem heiligen Berge (Sinai).

**) Um das Kloster vor Ueberfällen plünderungslustiger Araber zu sichern, sind dessen massive Mauern ohne Thore und Thüren, und der Eingang gestaltet mittelst Strickleitern oder dergl. durch ein hoch über dem Boden erhöhtes Fenster.

*) IV. Mose Cap. 20, V. 22; Cap. 33, V. 37; Cap. 34, V. 4.

Rebpflanzungen und Obſtbäumen, deren Früchte von den erſchöpften Reiſenden begierig gekauft und theuer bezahlt werden; ſeine weitere Umgebung iſt überallhin wild und felſig, ohne den mindeſten Anbau. Zwei Tagreiſen von hier ſieht man den Berg Hor deutlich über die zahlreichen Kuppen rundum emporſteigen. In dem an ſeinem Fuße gelegenen Thale findet man die Trümmer von Wohnungen Chriſten, welche wohl Frömmigkeit, gleicherweiſe wie die Mohammedaner, hieher gezogen hatte. Eine uralte, nun zerfallene Straße führt an der Vorderſeite des Felſens hinauf; zerſtreute Grabmäler zeigen ſich nach allen Seiten — denn das Volk betrachtete es als eine Ehre, nach der man eifrig geizte, im Tode nahe bei einem ſo hochgeweihten Orte ruhen zu können; auch Grüfte findet man in bedeutender Anzahl, die wie in dem Thale von Hinnan in die Felſen gehauen ſind; die Aſche, die ſie einſt enthielten, iſt jetzt in die Lüfte verſtreut.

Das Hinaufſteigen zu dem Gipfel des Hor iſt ſehr ermüdend. Auf dem halben Wege iſt eine Abdachung, auf welcher viele Steinhaufen, den Cromla's *) ähnlich, verſtreut liegen; in dem Felſen ſind Grotten eingehauen. Kein Baum, kein Grün irgend einer Art erfreut das Auge — es iſt ein düſterer, unheimlicher Ort; nirgends ein Quell, den brennenden Durſt zu kühlen. Auch iſt es ein gefährlicher Boden; beſtändig umſchleicht ihn der Fuß des Arabers, „deſſen Hand hier," wie man wohl ſagen mag, „gegen einen Jeden iſt, von dem ſich Beute hoffen läßt. **) Man kann die kleinen dunkeln Zeltgruppen in langen Zwiſchenräumen in der Wüſte unten vertheilt liegen ſehen. Nach einer kleinen Stunde weiteren, immer gleich beſchwerlichen Steigens hat man den Gipfel erreicht, wo Aaron's Grabmal ſteht, ***) ein Gegenſtand hoher Verehrung und eifriger Anbetung für alle die Mohammedaner, die hier zu opfern und ſtundenlang zu beten pflegen. Die Sage hat wohl ſchwerlich geirrt, wenn ſie dieſen Berg als den nämlichen Berg Hor bezeichnet, auf welchem Aaron nach den heiligen Ueberlieferungen, ****) ſtarb und begraben ward; was dagegen das Grab ſelbſt betrifft, ſo iſt es ohne Zweifel arabiſchen Urſprungs. Der Ort muß übrigens ſeit vielen Jahrhunderten ſchon in hoher Verehrung geſtanden ſeyn, nach der Zahl der vielen zerſtreuten Trümmer von uralten menſchlichen Wohnungen und Grabmälern zu ſchließen.

Hat man die Gegend von Hor hinter ſich, ſo zeigen ſich die öden Flächen ausgedehnter und zu dem Lagerplatze einer großen Menſchenmenge beſſer geeignet; man trifft auf dem Wege einige wenige Städte in langen Zwiſchenräumen; das Klima wird kühler; denn der Nachtwind weht oft ſchneidend und durchkältend. Nur wer ſelbſt ſo viele Tage lang in dieſen abmattenden Landſtrichen gereiſt iſt, kann ſich einen Begriff von der freudigen Empfindung machen, mit der der Wanderer nun endlich, wenn er die Höhe eines Gebirgsrückens erreicht hat, das todte Meer zu ſeinen Füßen liegen ſieht — ſtille, glänzend, von keinem Lufthauche bewegt; kein kräuſelndes Wellchen auf ſeiner Fläche, kein Murmeln an ſeinem Strande, wohl gegen drei Stunden breit, und unabſehbar lang. Lockend wirkt der tödtliche Waſſerſpiegel, und wieder und wieder wendet ſich das Auge des Wanderers von dem weißen Sand-Ocean, ſo lange ſeine furchtbare Heimath, ab und nach jenem hin, und folgt jeder Bucht, jedem Golf und jedem grauen Klippenhang des verhängnißreichen Schauplatzes. Ein Paar Stunden von hier liegt das Beduinendorf Safye, auf der Stelle, wo der Vermuthung nach, das alte Zoar ſtand — die Stadt, nach der Lot fliehen zu dürfen bat. *) Alle Gründe ſprechen für die Annahme, daß Lot's und ſeiner Töchter Flucht aus den „Städten der Ebene" auf die Höhen der an der Südſeite des todten Meeres befindlichen Berge **) ſtattgehabt haben muß; denn das Jordanthal und die Wüſte von Ziph, in den andern Richtungen, ſind entweder fruchtbare Striche oder von Schäfern bewohnt, wo ſich je leicht ein Zufluchtsaufenthalt oder eine bleibende Heimath, hätte finden laſſen. Die Ebene von der Weſtſeite des todten Meeres iſt eine nackte Sandfläche, wo kein Wohner hinkommt; auf der Oſtſeite dagegen ſind einige fruchtbare Flecke, und ſelbſt Baumgruppen. Hieher kommt denn der beduiniſche Landmann, errichtet ſich ſeine Binſenhütte und bebaut ein Paar dürftige Felder. — Auffallend iſt, daß in den Schriften Moſis dieſes furchtbar erhabenen Meeres keine Erwähnung geſchieht, an deſſen Küſten ja die Israeliten mit ſtaunenden und bewundernden Blicken geſtanden ſeyn müſſen, als ſie aus ihren vierzigjährigen Wüſtenheimathen endlich hier heraustraten. Der pfeilſchnelle Stromſchwall des Jordan während der Regenzeit und die unheimliche furchtbare Stille der Gewäſſer, in deren Schoß ſich der heilige Bach ergießt, bilden einen der ſchönſten Kontraſte, den man ſich denken kann. Nirgends ein Abfluß, ein Zuwachs, eine Verminderung — ſtets ein und daſſelbe. So wird das todte Meer auch immer bleiben — ein unvergänglicher Zeuge der Schrecken des Herrn, die „die herrliche Ebene, den Garten der Schönheit," in „das Thal des Schattens des Todes" verwandelten.

Den ſchönſten Ueberblick über das todte Meer hat man von der Wüſte von St. Saba aus, deren Felswände es auf der Weſtſeite begränzen, und in deren nackten Thälern, Schluchten und Höhlen David eine Zeit lang vor Sauls Verfolgungen ſich verborgen hielt. ***) Solch' ein begeiſterndes, ſolch' ein unauslöſchliches Gefühl hätten die ſanfteſten und lieblichſten Landſchaftsbilder nicht einzuflößen vermocht! Es war in der tiefen Stille und Schönheit einer Mondnacht, als wir auf unſerem Wege durch dieſe Wüſte zogen; das Licht ſchien taghell, ſo rein und glänzend war es. Doch ſelbſt dieſe Schönheit hatte ihr Furchtbares — ſo deutlich, ſo unverwiſchbar war allenthalben auf Berg und Thal, und Felſenhang der Fluch Gottes, die Spur ſeines Strafgerichts, das rächend hier gewaltet, eingegraben. Mehr denn einmal ſetzten wir uns, vom Gehen müde, ſchweigend — denn das Herz war zu voll für viele Worte — auf einer Erderhöhung nieder: kein Laut regte ſich in der Luft; — das Meer lag nur in geringer Entfernung von

*) Cromla's oder Cromlechs — die merkwürdigen Altar- oder Grabhügel von Steinen auf der Inſel Angleſea.

**) Vergl. I Moſe, Cap. 16, V. 12.

***) IV Moſe Cap. 20, V. 25 — 29 und Cap. 33, V. 38.

****) Vergl. IV Moſe Cap. 20, V. 25 — 29; Cap. 33, V. 38.

*) I Moſe Cap. 19, V. 18 — 25.

**) Vergl. I Moſe Cap. 19, V. 19, 25, 28, 30.

***) I Samuelis Cap. 25, V. 19 ff. und Cap. 24, V. 2.

uns, ein raſches Zugehen von wenigen hundert Schritten hätte uns an ſeine Ufer gebracht, doch nicht das leiſeſte Geräuſch, kein Zeichen des Lebens unterbrach ſeine Stille — lautlos wie das Grab. Die hohen Thürme und ſtarken Mauern des Kloſters von St. Saba waren längſt aus unſern Blicken verſchwunden; ſelbſt der beduiniſche Freibeuter hatte ſein Zelt oder ſeine Höhle geſucht, und ſein gellendes Geſchrei drang nicht länger aus der Ferne herüber. Das war die rechte Stunde, zu der man den denkwürdigen Schauplatz umwandern mußte, wo der Pſalmiſt einige ſeiner ſchönſten Lieder dichtete; *) und der Seher wie der Gottesbote waren dieſen Einöden nicht fremd!

Neueſte Nachrichten über Siam.

(Fortſetzung.)

Die Siameſen ſind ein geiſtreiches und verſtändiges Volk, aber ihr Hang zur Trägheit, und die Knechtſchaft, unter deren Druck ſie leben, laſſen unter ihnen keine Induſtrie aufkommen. Die Chineſen allein treiben Handwerk und Kunſtfleiß, während die meiſten Siameſen, die keine Handwerksleute bezahlen können, Alles ſelbſt verrichten, und zugleich Maurer, Zimmerleute, Weber und Schneider ſeyn müſſen. Ihre Bauart iſt ganz die der Chineſen, und beſteht in Nichts als einer Spielerei von Pavillons, mehreren Dächern eines ober dem andern, Säulen, vergoldeten Pyramiden u. ſ. w., doch ein ſolcher Aufwand von Architektur findet ſich nur an den Pagoden und öffentlichen Gebäuden; gewöhnliche Privatleute treiben es nicht ſo hoch und begnügen ſich, auf einigen in die Erde geſchlagenen Pfählen eine Hütte von Stroh oder Binſen zu errichten, die ziemlich viel Aehnlichkeit mit einem Vogelneſte hat, und in der Alt und Jung, Großvater, Aeltern und Kinder und Hausthiere beiſammen ſtecken. Der Herrlichkeit dieſer Wohnungen entſpricht das darin befindliche Geräthe; eine Matte von Pfriemenkrautrinde zum Sitzen, eine geflochtene Hürde zum Schlafen, ein Stein zum Herde, um den Keſſel darüberzaufzuhängen, einige kleine Geſchirre, ein Netz, um die Kinder darin ſchaukeln zu laſſen, wenn ſie ſchlafen wollen, bildet die ganze innere Einrichtung dieſer elenden Hütten. Die wohlhabenden Siameſen haben Häuſer von Holz; die Fürſten, obgleich reich, beſitzen dennoch keine beſſere Wohnungen und ertheilen ihre Audienzen oft unter einem bretternen Schupfen. In dieſer Art iſt die Stadt Bangkok erbaut, die nach allen Richtungen von Kanälen durchſchnitten iſt, auf denen ſich eine bedeutende Menge von Barken und Gondeln hin und her bewegt. Die des Königs und der Fürſten ſind mit Zierrathen verſehen, welche die Unterthanen und ſelbſt Mandarine nicht führen dürfen. Bangkok iſt das Venedig Indiens; man kann nur in Gondeln ausgehen und Beſuche machen; Pferde gibt es nur wenige und Palankine gar nicht. Die chineſiſchen Kaufleute erbauen ſich, um die Miethe für die Wohnung zu erſparen, ſolche auf dem Fluſſe, indem ſie Flöße aus Bambusſtämmen zimmern, dieſelben längs dem Strome an Balken befeſtigen, und darauf hölzerne Hütten errichten, die ihnen als Wohnung und Bude dienen. Feuersbrünſte ſind bei einer ſolchen Bauart in den Städten keine Seltenheit. Droht ein Brand allgemein zu werden, ſo holt man Elephanten herbei, deren Kraft erſtaunlich iſt, und von denen man alle dem Feuer zunächſtſtehenden Häuſer einreißen läßt, um ſo der weiteren Verbreitung der Flamme Einhalt zu thun. Die Stadt Bangkok hat Wälle, die aber ſchwach und von allen Seiten offen ſtehen. Seit einigen Jahren hat man auf der Seite des Hafens eine Mauer von Backſteinen aufgeführt, und mit einigen Kanonen beſetzt. Der gewöhnliche Erwerbszweig der Bevölkerung von Bangkok iſt Fiſchfang und Schifffahrt, allein hiezu beſitzen ſie keineswegs hinlängliche nautiſche Kenntniſſe; haben ſie nicht den Wind im Rücken und das Land im Geſichte, ſo verlieren ſie alsbald den Kopf.

Die Wiſſenſchaften befinden ſich in Siam in keinem blühenderen Zuſtande, als die Künſte. Die Gelehrten des Landes verſtehen nicht viel mehr als leſen und ſchreiben, haben keinen Begriff von Phyſik oder Aſtronomie und müſſen ihre Kalender von den Chineſen entlehnen. Es fällt ihnen nicht ein, ſich über die Geheimniſſe der Natur oder die Erklärung eines Phänomens, ſonderlich den Kopf zu zerbrechen und ſie haben für jede ſchwierige Frage die kurze Abfertigung: Pen-phra — Pen-phi, „es iſt ein Gott, es iſt ein Dämon," in Bereitſchaft. Als ſie ein Barometer ſahen, das die Witterung oder Windſtille verkündigte, riefen ſie: „Pen-phi" — es iſt der Teufel! Mathematik iſt ihnen durchaus fremd, indeß haben ſie doch einige arithmetiſche Kenntniſſe; die Zahlen drücken ſie mit folgenden zehn Worten aus: Nung 1; Song 2; Sain 3; Si 4; Koe 5; Kok, 6; Tſchet; 7; Peet, 8; Kaou, 9, Soun, 0. Die Dezimalrechnung iſt von allen civiliſirten Völkern Aſiens angenommen. Die Siameſen gehen in der Multiplikation der Einheiten bis zu 10 Millionen; höhere Zahlenverhältniſſe auszudrücken, haben ſie in ihrer Sprache kein Wort; auch für die Zahlen hundert, tauſend, zehntauſend, hunderttauſend u. ſ. w. haben ſie eigene Worte: 100 heißt Roi, 1000 Phan, 10,000 Mun, 100,000 Seen, eine Million Kot, zehn Millionen Lan. — Nicht beſſer bewandert ſind ſie in der Geographie; alle Städte, von denen ſie reden hören, nehmen ſie für Königreiche und können nicht begreifen, wie man zugleich Franzoſe und Pariſer ſeyn könne.

(Fortſetzung folgt.)

*) Vergl. Pſalm 54, 57, 58.

Der ſicilianiſche Räuber.

(Aus Mac Farlane's Banditenleben.)

Die ſicilianiſchen Räuber gleichen in ihrer Lebensweiſe ganz denen Calabriens, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie bei ihren Unternehmungen mehr Liſt und Scharfſinn zeigen, was aus nachſtehender Erzählung zu erſehen ſeyn mag. Die Räuberbande, von der hier die Rede iſt, hatte die Eigenthümlichkeit, daß ſie bloß aus einem Räuberhauptmanne beſtand, der von keinen andern Gehülfen unterſtützt wurde, als von einer Anzahl Gliedermänner, oder von ihm ſelbſt gekleideter und ausgerüſteter großer Puppen. Es muß ein Menſch von vieler Künſtleranlage geweſen ſeyn.

denn seine Figuren waren, was Tracht und wildes Aussehen betrifft, lebenden Räubern vollkommen ähnlich. Ihre Augen starrten weit aufgerissen aus ihren Höhlen, und gewaltige Knebelbärte beschatteten Schrecken erregende Lippen, die sich, wie man leicht denken kann, niemals zu einem gutmüthigen Lächeln verzogen. Sein Angriffsplan war ganz einfach folgender: Er stellte seine Puppen an einem felsigen Vorsprung oder Hügel an der Seite einer Gebirgsstraße oder zwischen Gebüsche, das über die Straße herabhing, in Schlachtordnung, gab ihnen lange mit der Mündung auf den Weg gerichtete Flinten in die Hände, und ließ Dolche und Jagdmesser aus Busen und Gürtein drohlich hervorblicken. Stets hatte er seine Stellung an einem Punkte gewählt, wo die Straße oder der Gebirgspfad (denn im Innern der Insel findet man nichts, was den Namen einer Straße verdiente) von Schluchten unterbrochen war oder eine Krümmung machte, so daß die Reisenden, wenn sie um eine Felsenecke bogen, die Bande plötzlich erblickten und sich im Bereiche ihrer angelegten Flinten befinden mußten. Während nun seine Helfershelfer so unbeweglich wie russische Schildwachen auf ihren Posten standen, überspähte er von einer Anhöhe aus mit seinen Adleraugen beide Seiten der Straße, auf der die Reisenden herankommen mußten. Waren diese zahlreich und bewaffnet, so zog er, gleich einem vorsichtigen General, seine Puppen zurück und verbarg sich mit ihnen im Dickicht; schienen aber die herannahenden Wanderer weniger zu fürchten, so stellte er sich seiner leblosen Bande zur Seite, und wenn die Reisenden, vor Entsetzen starr, die grimmigen Gesichter und die auf sie gerichteten schußfertigen Gewehre sich gegenüber sahen, sprang er wohlbewaffnet, wie er immer war, auf sie los, und donnerte ihnen unter der Bedrohung, sie augenblicklich niederschießen zu lassen, wenn sie nicht gehorchten, sein faccia in terra! (Gesicht auf den Boden) entgegen, dann ließ er sich ihr Geld, oder was sie sonst von Werth bei sich haben mochten, aushändigen, was immer bereitwillig geschah, weil die Furcht vor der auf der Lauer stehenden Bande schnelle Hände machte. War dieses angenehme Geschäft vollbracht, so befahl er ihnen aufzustehen, und auf dem Wege, den sie gekommen waren, zurückzukehren, wobei er mit den fürchterlichsten Schwüren betheuerte, daß Jeder, der es wagen würde, rückwärts zu schauen, ein Kind des Todes sey. Waren die Ausgeplünderten fort, so nahm er seine Mannschaft zusammen, trug sie fort, versteckte seine nie plaudernden Gefährten, bis es ihm an der Zeit dünkte, einen neuen Streich zu wagen, und statt seine Beute mit habgierigen Kameraden zu theilen, behielt er Alles für sich.

Die Räubereien, die dieser einzelne Sicilianer auf diese Weise verübte, waren zahllos, und da er seinen Schauplatz fortwährend wechselte, so hallte bald die ganze Insel von Gerüchten über seine furchtbare Bande wieder. Die Regierung mochte thun, was sie wollte, nie kam sie ihr auf die Spur; selbst wenn, was zuweilen geschah, eine Abtheilung Militär in der Nähe des Orts sich befand, wo der Raub geschehen war, und in der größten Eile sich zu seiner Verfolgung aufmachte, so konnte sie seiner doch nie habhaft werden. Eben so wenig vermochten Drohungen, Versprechungen oder Gewaltthätigkeiten, und selbst Torturen an Schäfern und Bauern, die an den Orten wohnten, die man für Schlupfwinkel der Bande hielt, jemals das Geständniß zu erpressen, daß sie die Räuber mit Lebensmitteln versorgt, oder daß sie sie auch nur gesehen hätten. Man kann leicht denken, daß Verzeihung und Belohnung, die demjenigen der Mitschuldigen angeboten wurden, der zur bürgerlichen Gesellschaft zurückkehren und den Anführer verrathen wolle, eben so fruchtlos waren, und daß keiner der Bande zum Verräther wurde. Die List wurde indeß endlich doch entdeckt; eine bedeutende bewaffnete Macht kam dem sinnreichen Räuberhauptmanne, der vielleicht gerade dießmal seine Stellung nicht so glücklich gewählt hatte als gewöhnlich, so schnell auf den Hals, daß er nicht mehr Zeit hatte, seine treuen Anhänger wegzuziehen, und die Cacciatori oder Scharfschützen ihnen plötzlich gegenüber standen, und sie aufforderten, sich zu ergeben. „Legt eure Waffen nieder und ergebt euch, rief der Hauptmann der Soldaten, und es soll euch nichts geschehen; die Gerechtigkeit will mit euch unterhandeln, und unsere Regierung ist gnädig.“ Keine Antwort erfolgte, und da der Offizier sah, daß die Räuber noch immer auf ihn und seine Leute anschlugen, so gab er das Kommando: „Macht euch fertig!“ Die Scharfschützen schlugen an, da sie aber zu ihrem größten Erstaunen sahen, daß die Räuber weder sprachen, noch sich zurückzogen, noch hinter dem Gebüsche sich verbargen, sondern unbeweglich stehen, gleich Scheiben, auf die geschossen werden sollte, so rief der Offizier: „Feuer!“ Die Soldaten schossen ab; einer der Räuber fiel, ein Anderer wankte und veränderte seine senkrechte Stellung in eine abwärts geneigte, die übrigen aber standen wie vorher, und erwiderten, zu großem Erstaunen der Soldaten, das Feuer nicht. Der Offizier und seine Mannschaft glaubten, sie wären bezaubert, in einen Zauberkreis gebannt, oder argwohnten irgend eine verzweifelte Kriegslist; sie gaben daher nicht eher wieder Feuer, als bis sie seitwärts und rückwärts sich wohl umgesehen hatten, weil sie sich von einem Hinterhalte dieser mythologischen Bande eines Angriffs versahen. Bei der zweiten Salve stürzten abermals drei von den Räubern, nun faßten sich die Soldaten ein Herz und stürzten ins Gebüsche, wo sie sich überzeugten, daß sie auf mit Stroh ausgestopfte Röcke und Beinkleider geschossen hatten. Zwei dieser fürchterlichen Figuren standen noch aufrecht, und schienen sie zum Kampfe herauszufordern. Der Anführer dieser Marionettenbande hatte indeß Zeit gehabt, mit aller Bequemlichkeit zu entkommen, ward aber später bei einem Straßenraube ergriffen und auf die Galeeren geschickt, wo er seine Mitgefangenen oft mit Erzählung seines abenteuerlichen Lebens als Räuberhauptmann zu unterhalten pflegte.

Vermischte Nachrichten.

New-Yorker Blätter geben folgenden Bericht von einer Vorstellung im Theater, die an die Urzeit der Bretterwelt erinnert, wo sich die Bühne noch nicht aus ihrem Chaos zu einer abgeschlossenen Selbstständigkeit herausgearbeitet hatte, und Publikum und Schauspieler noch in einander verwachsen waren. Zur Feier des Tages, wo New-York von den Engländern geräumt wurde, gab man Richard III, und das Haus war so überfüllt, daß eine Lawine von Zuschauern, wie die new-yorker Blätter melden, das Orchester und einen großen Theil der Bühne überdeckte. Auf letzterer zählte man beiläufig 350 Personen: Soldaten, Offiziere, Matrosen und äpfelschmausende Jungen. Der bekannte Schauspieler Booth spielte die Rolle Richards III im besten Styl; allein bei der Verwirrung, die um ihn her auf der Bühne herrschte, war es ihm unmöglich, sich in seinem ganzen Glanze zu zeigen. In der Scene zwischen Lady Anna und dem Könige machten sich die Zuschauer auf den Galerien die Nebenbelustigung, Geld auf die Bühne zu werfen, über das die liebe Jugend, die sich auf der Bühne befand, mit unbeschreiblichem Jubel herfiel. In der Scene, wo Richard im Zelte schläft und von entsetzlichen Träumen gefoltert wird, nahmen sich einige Kunstfreunde die Freiheit, Krone und Schwert des Königs in die Hand zu nehmen und mit kritischem Blicke zu besichtigen. Und als die Geister Heinrichs, der Lady Anna und der Kinder rachedrohend aus den Versenkungen auftauchten, konnte man sie nur mit Mühe aus dem dichten Gedränge herausfinden, das die Schatten umgab. Den großartigsten Anblick aber bot die Schlacht von Bosworthfield, in der die Zuschauer, unter die Reihen der kämpfenden Heere gemischt, unter Trommelwirbel und Trompetenklang auf der Bühne umherrasten, und als der Zweikampf zwischen Richard und Richmond begann, schloß sich ein dichter Kreis um die beiden Kämpfer, um das Gefecht besser zu sehen, und fast eine Viertelstunde lang zwang man sie, die Fechtschule mit allen Hieben und Paraden durchzumachen. „Alles Dieß, fügt sehr naiv ein new-yorker Blatt hinzu, geschah im besten Humor, und ohne die Absicht, eine unangenehme Störung zu veranlassen.“

*

Die Araber, welche in der Nähe der großen Begräbnißplätze in Ober-Aegypten wohnen, bedienen sich eines ganz eigenen Brennstoffes, um ihre Speisen zu kochen. Wenn es ihnen nämlich an Feuerung gebricht, so begeben sie sich in die Katakomben, nehmen eine Mumie heraus und tragen sie auf den Schultern nach ihrem Zelte; spalten sie dann mitten von einander, und zerhacken sie in kleinere Stücke, die sie unter den Kessel schieben. Da die alten Aegyptier ihre Leichen mit harzigen Stoffen einbalsamirten, so brennen die Mumien sehr leicht und geben ein helles flackerndes Feuer.

*

Die Einkünfte von Großbritannien betrugen:

Im Jahre 1831	42,855,170	Pf. St.
Im Jahre 1832	43,379,339	—
Vermehrung der Einkünfte	516,169	Pf. St.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 45. 14 Februar 1833.

Neueste Nachrichten über Siam.

(Fortsetzung.)

Kein Siamese beschäftigt sich mit Literatur oder Geschichte. Das einzige Werk letzterer Art sind die Annalen des Königreiches, die unter Obhut eines Mandarins gestellt sind. Der König ist verbunden, sich daraus vorlesen zu lassen, wenn er frei von jeder andern ernsten Beschäftigung ist. Fast alle Siamesen pfuschen in die Arzneikunde; allein diese Wissenschaft ist bei ihnen bloße Empirie, und Bäder und Getränke aus einigen Kräuterabsuden sind ihre einzige Arzenei; die Bäder werden durch Eintauchen des Körpers ertheilt, oder durch Begießung über den ganzen Leib.

Auch in Etikette und Höflichkeitsbezeigungen weichen die Siamesen sehr von den Europäern ab. Wenn sie sich grüßen, schlingen sie die Hände in einander und halten sie vor das Gesicht, oder heben sie über den Kopf empor; je nachdem die Würde der Person ist, vor der sie sich befinden, setzen oder legen sie sich auf den Boden. Entfernen sie sich, so gehen sie entweder tief gebückt hinweg oder kriechen auf den Knien und Händen davon. Vor den Königen und den Fürsten liegen sie stets auf den Knien und Ellbogen. Wenn sie zu Einem ihres Gleichen sprechen, sagen sie Than — Herr — und bezeichnen sich selbst mit dem Worte Kha — Diener. Einen sehr bezeichnenden Ausdruck haben die Siamesen für regieren — das Wort Savenirat, was das Volk essen bedeutet. Man sagt nicht der oder jener Mandarin ist Statthalter von der oder jener Stadt, sondern er ißt diese oder jene Stadt, und oft liegt hierin mehr Wahrheit, als sie sich dabei denken. Die Siamesen sprechen übrigens immer in der dritten Person, sogar wenn sie von sich selbst sprechen. Der König, die Fürsten, die obrigkeitlichen Behörden und Alle, die eine gewisse Würde bekleiden, stellen sich, wo es thunlich ist, auf einen erhöhteren Platz, der von den untergeordneten Personen etwas entfernt ist, und haben immer einen Polster zur Hand, um sich darauf zu stützen; die vornehmste Stellung besteht darin, daß man das rechte Bein über das linke Knie legt, und den Fuß in der Hand hält.

Die Siamesen halten zweimal des Tages ihre Mahlzeit, des Morgens um sieben Uhr und am Abende zwischen fünf und sechs Uhr; Leute, die zu leben wissen, nehmen außerdem auch noch in der Zwischenzeit eine oder die andere Erfrischung zu sich. Sie haben weder Tische noch Stühle, man deckt auf einer Matte oder einem Teppich, und trägt die Speisen in großen runden erzenen Gefäßen auf, die einen kegelförmigen Deckel haben. Das Fleisch wird in kleine Stücke geschnitten, und in kleinen porzellanenen Tellern, die oft kleiner sind als eine Untertasse, aufgetragen. Man bedient sich weder der Löffel, noch Gabeln, noch Messer; sie haben bloß einen kleinen Löffel von Perlenmutter, um damit aus der Schüssel zu schöpfen, zu allem Uebrigen reichen die Finger aus. Bei mehr als einer Gelegenheit müssen die Fingernägel die Stelle der Messer, Zahnstocher und Ohrlöffel vertreten. Die Siamesen lieben vorzüglich stark gewürzte Ragouts, frisches Schweinefleisch, Fische, Obst, eingemachte Früchte und Backwerk. Die Armen begnügen sich mit einer Handvoll Reiß und ein wenig gedörrtem Fisch, manchmal essen sie auch eine Erdart, die sie in der Pfanne rösten, was jedoch eine sehr ungesunde Speise ist. Als Getränke bedienen sich die Siamesen des Wassers und Thees; Leute aus den niedern Ständen trinken im Uebermaß ein sehr starkes gebranntes Wasser, Arak genannt, was aus gegohrenem Reiß bereitet wird. Der König, die Prinzen und die Großen verabscheuen dieses Getränke. Als eine Höflichkeit bei einer siamesischen Mahlzeit gilt es, in der Reihe herum die Brühe in der gemeinschaftlichen Schüssel zu trinken. Am Hofe werden die Speisen für den König unmittelbar unter den Augen eines vertrauten Hofherrn zubereitet und wenn sie fertig sind, mit einem Deckel und dem königlichen Siegel versehen, das der König allein öffnen kann; aber auch dann erst noch muß ein Hofherr alle Speisen kosten, bevor er sie ihm vorsetzt. Die Zeit des Essens ist für den Siamesen seine heilige Zeit; um keinen Preis würde er sich, auch durch das wichtigste Geschäft nicht, darin stören lassen, und der König selbst ehrt dieses Herkommen. Obgleich die Siamesen in der Wahl ihrer Speisen nicht sehr heiklich sind, so kann man sie doch noch für Leckermäuler halten, im Vergleich mit den Chinesen und Cochinchinesen, denen nach einem Ragout, von Hunden, Ratten, Eidechsen, Schlangen, Seidenwürmern u. s. w. der Mund wässert. Eier, die so weit bebrütet sind, daß das Küchlein schon ausgebildet ist, sind ein gesuchter Leckerbissen, den man nur auf der Tafel der Fürsten und Man-

darine findet. Die Cochinchineſen verzehren auch das Ungeziefer, das ihnen ihre Haare in Ueberfluß liefern, mit dem größten Appetit. Seit einigen Jahren genießt man in Siam das früher nicht bekannt geweſene Opium in Unmaß, man kaut und raucht es als Tabak. Einen tüchtigen Bauch haben, und übermäßig eſſen können, gilt in den Augen der Siameſen als ein großes Verdienſt. Der gegenwärtige König glaubte uns keine beſſere Probe von dem Verdienſt ſeiner Mutter geben zu können, als daß er uns die Menge von Früchten aufzählte, die ſie bei ihrer Mittagsmahlzeit zu ſich zu nehmen pflegte. Wenn ein Mann mit dieſen Vorzügen einen vierſchrötigen und unterſetzten Wuchs, ein breites und plattes Geſicht vereinigt, ſo viel als gar keine Naſe hat, aber kleine querſtehende Augen, recht ſchwarze Zähne, drei Zoll lange Nägel und einen langen Haarzopf, ſo gilt er als das vollendetſte Geſchöpf, das aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen iſt. Wenn ſo viele Gebräuche und Vorurtheile, die den unſrigen ſchnurgerade entgegen, laufen, gegen unſre Gefühle verſtoßen, ſo geht es den Aſiaten in vielen Stücken ebenſo mit den Europäern. So verabſcheuen ſie z. B. eine große Naſe, blonde Haare, weiße Zähne, roſenrothe Wangen, große und blaue Augen, und verachten jene, die ſich die Nägel abſchneiden. Die blauen Augen ſind es auch, die ihnen ſogar an Thieren am meiſten zuwider ſind. Ein Siameſe hatte einem Europäer ein Pferd geſtohlen, und zwar des Nachts; als er am folgenden Tage wahrnahm, daß das Thier ſogenannte Glasaugen hatte, eilte er es ſeinem Eigenthümer wieder zuzuſtellen. Unſere Art zu ſitzen, zu eſſen, unſer Gebrauch ſpazieren zu gehen, gibt dieſen Völkern viel zu lachen. Aber ihrer Entrüſtung können ſie nicht Meiſter werden, wenn ſie die Europäerinnen ſich zu Tiſche ſetzen, aus dem Hauſe ſpazieren gehen, zu Pferde ſteigen ſehen. „Wie können die Europäer nur ſolchen Unfug dulden?“ pflegen ſie zu ſagen.

(Schluß folgt.)

Wanderungen am Oyapock.

(Fortſetzung.)

Am Abend landeten wir an einem Felſen am Ufer des Fluſſes um hier die Nacht zuzubringen. Die Indianer haben eine eben ſo einfache, als ſinnreiche Weiſe erfunden, ihre Hängematten zu befeſtigen, wenn ſie ſie nicht an den Zweigen der Bäume aufhängen wollen. Sie hauen nämlich zwei Stangen von zehn bis zwölf Fuß Länge und angemeſſener Dicke ab, binden ſie dann an ihren äußerſten Spitzen mit Lianen zuſammen und ſtellen ſie auseinander geſpreizt auf, ſo daß ſie ein Dreieck bilden, in deſſen innerem Raume drei Hängematten Platz haben. Regnet es, ſo fügen ſie eine Art Dach von Tourlouryblättern an, das aber ſeinen Zweck nur unvollkommen erfüllt; ſie ſind indeſſen nicht weichlich, und der Reiſende muß ihnen hierin nachahmen. Die auf dieſe Weiſe befeſtigten Stangen werden in ihrer Sprache Tapapas genannt und man ſieht deren auf den Felſen des Fluſſes allenthalben.

Der Europäer muß bei Reiſen dieſer Art auf jeden gewohnten Lebensgenuß verzichten; man kann keine andern Lebensmittel mit ſich führen, als Maniokmehl, Tafia und andere Gegenſtände dieſer Art. Der Unterhalt jedes Tags beruht auf den Bogen und Pfeilen der Indianer; die unſrigen hatten während der Fahrt mehrere Fiſche geſchoſſen, von denen wir zu Nacht ſpeiſten. Der Oyapock enthält deren eine große Menge von Gattungen, die an Güte den beſten unſrer Süßwaſſerfiſche gleichkommen, ja ſie wohl gar übertreffen. Die gemeinſten und ſchmackhafteſten ſind der Coumarou und der Pacou; beide haben in der Geſtalt einige Aehnlichkeit mit dem Karpfen, ſie halten ſich vorzugsweiſe in der Nähe der Felſen auf, wo das Waſſer in beſtändiger Bewegung iſt, und nähren ſich von einer Gattung Kryptogamen mit harten, dicken und gekrauſten Blättern, mit denen die Felſen allenthalben bedeckt ſind. Dieſe Fiſche ſind gewiſſermaßen das Hauptnahrungsmittel des Reiſenden. Die Indianer ſind ſo leidenſchaftliche Fiſcher, daß es, ſelbſt wenn ſie zehnmal mehr Vorrath hätten, als ſie verzehren können, vergebene Mühe ſeyn würde ihnen zu verbieten, mit dem Kanot nach jedem Fiſch hinzuſteuern, den ſie erblicken. Aus der leiſeſten Bewegung des Waſſers, die dem Auge eines Europäers unmerkbar bleibt, erkennen ſie ſchon in beträchtlicher Entfernung ſeine Gegenwart und brechen in Freude aus; einer von ihnen bleibt mit geſpanntem Bogen im Vordertheil der Pirogye, während die Uebrigen, ohne das geringſte Geräuſch zu machen fortrudern, und iſt das Ziel nicht zu weit entfernt, ſo fehlt der Schütze nur ſelten. Man verliert auf dieſe Weiſe viele Zeit, allein das iſt noch nicht Alles: Kommt man an einer Felſengruppe vorüber, ſo vermuthen ſie, daß hier ein guter Fang zu machen ſeyn dürfte; ſie legen alſo das Kanot an, ſpringen ans Land und zerſtreuen ſich nach allen Seiten, bis es ihnen endlich einfällt weiter zu fahren, was oft erſt nach einer oder zwei Stunden geſchieht. Es wäre vergebens, ſich ſolchen Jagdpartien zu widerſetzen; der Indianer thut nur was ihm beliebt und wie es ihm beliebt.

Den andern Morgen am 22 erreichten wir bei guter Zeit den Cachiry-Fall, den längſten und ſchönſten des Fluſſes. Seine Höhe beträgt 50 Fuß, und die Breite ſeines größten Waſſerſturzes, die ungefähr 20 Klafter halten mag, gibt ihm ein weit großartigeres Anſehen als das des Vorhergehenden. Außer den gewöhnlichen Schwierigkeiten waren wir hier noch genöthigt, unſre Kanots einen ſenkrechten Fall von 15 Fuß Höhe hinanzuziehen; ſie mußten vorher ausgeladen werden, und ſo ging viele Zeit verloren. Nachmittags kamen wir an den Kriht Aramontabo, an dem die Ueberreſte des Piriou-Stammes hauſen. Der Häuptling Aleris, der ſie befehligt, bewohnt ſeit 40 Jahren die Umgebung des Kriht, und man ſieht da und dort Ausrodungen die zu verſchiedenen Zeiten gemacht wurden. Wir ließen ihn von unſerer Ankunft benachrichtigen, und bald ſahen wir ihn von fünfzehn Indianern, theils von ſeinem Stamme, theils von Fremden, die zufällig eben bei ihm waren, begleitet erſcheinen. Er war faſt wie unſre wohlhabendern Pflanzer gekleidet, und trug das Rohr mit ſilbernem Knopf in der Hand, das er einſt von einem der Gouverneurs der Kolonie, als Zeichen ſeiner Würde erhalten hatte. Obſchon mehr als 80 Jahre alt, war ſein Gang noch feſt

und er machte alle Uebungen der übrigen Indianer mit. Um seiner Unterhaltung zu genießen, die, weil er das Kreolische vollkommen sprach, sehr interessant war, luden wir ihn zum Nachtessen ein. Er erinnerte sich noch der Missionen des vorigen Jahrhunderts, und war im Dienste der von St. Paul gewesen, als sie im Jahre 1762 zerstört wurde. Damals war die blühende Zeit für Oyapock; die indianischen Stämme waren zahlreich und die Missionäre erhielten den Frieden zwischen ihnen aufrecht. Nach ihrer Abreise brachen Uneinigkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen aus, die Roucoupennes, die Ouens und Pirius wurden von den Oyampis aufgerieben, und sein Vater der die Pirius befehligte, war in einer Schlacht gegen die Oyampis umgekommen. Alexis machte unsre Schiffsmannschaft vollzählig, und wir berichtigten in seiner Gegenwart den mit den Indianern, die bereits in unserm Dienst waren, und die die Abmachung dieses Geschäfts bis hieher verschoben hatten, bedungenen Lohn.

Der Lohn eines Indianers ist auf monatlich 25 bis 30 Fr. festgesetzt; da man sie aber mit Artikeln bezahlt, an denen man einen großen Gewinn hat, so beträgt das was sie wirklich erhalten, gewöhnlich nicht mehr als 10 bis 12 Franken. Die unsrigen begnügten sich mit drei Ellen Zitz oder blauem Guineazeug um Calimbe's für sich, und Camisa's für ihre Weiber daraus zu machen. Silber wird von den Indianern nicht geachtet und sie haben durchaus keinen Begriff von seinem Werth. Ich habe selbst mehr als einmal auf gut Glück, und aus Laune 15 oder 20 Franken für einen Gegenstand fordern hören, und ihn einen Augenblick später für einen Säbel von drei Franken an Werth oder für eine noch geringfügigere Kleinigkeit hingeben sehen. Die Artikel an denen sie das größte Behagen finden, sind: Guineazeug oder gedruckter Zitz, Heckenmesser, Beile, Taschenmesser, Spiegel, Glaskorallen, Angeln u. s. w. Als Tauschwaaren geben sie hiefür: Kassava, Cocks oder aus einem einzigen Baumstamm im Ganzen verfertigte Kanots, Bogen, Hängematten, lebende Thiere und andre Seltenheiten. Ein Kanot wird nach seiner Größe, für mehrere Beile verkauft; eine Hängematte für ein Beil; ein Bogen für ein Messer oder einen Spiegel; ein Papagei für den nämlichen Preis u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

1) Der Münzendiebstahl in der königlichen Bibliothek.

Wie bekannt, wurden in der Nacht vom 5 auf den 6 November 1831 mittelst Einbruch aus der Münzen- und Antikensammlung der königlichen Bibliothek in Paris Münzen und Vasen entwendet, deren Metallwerth auf 150,000 Fr. angeschlagen, hinsichtlich ihrer Wichtigkeit für die Wissenschaft aber auf mehr als 600,000 Fr. geschätzt wurde. Die Untersuchung stellte nicht heraus, ob der Einbruch durch Einsteigen mittelst Leitern vor sich gegangen war, oder ob sich die Diebe am Tage vor Verübung des Diebstahls im Gebäude eingeschlichen und bis zur Nacht verborgen gehalten hatten. Nur so viel war gewiß, daß der Diebstahl mit gewaltsamer Erbrechung vor sich gegangen war. Die Eingangsthüre des Münzkabinets, die in den sogenannten großen Büchersaal führt, war aufgesprengt worden, auf gleiche Weise die vom anstoßenden Arbeitszimmer des Conservators, letztere, um sich die dort aufbewahrten Schlüssel zu den Schränken zu verschaffen. Ein Seil, das an einem Fensterstocke des Arbeitszimmers nach der Straße Richelieu heraus befestigt gefunden wurde, schien den Dieben zur Erleichterung des Aussteigens und Fortschaffens ihrer Beute gedient zu haben.

Als Vidocq an Ort und Stelle gerufen wurde, um sich über die muthmaßlichen Thäter zu erklären, sagte er, in Erwägung der außerordentlichen Schwierigkeiten, unter denen das Verbrechen begangen worden war: „Ich kenne nur einen einzigen Menschen, der dazu fähig wäre; aber dieser ist gegenwärtig auf den Galeeren zu Brest; es ist Etienne Fossard.“ Wirklich verhafteten am 7 November Polizeiagenten den genannten Fossard auf offener Straße, auf Lebenszeit zur Galeerenstrafe verurtheilt, war er dem Bagno von Brest entsprungen, und befand sich wieder in Paris. Im Augenblicke der Verhaftung befand sich in seiner Gesellschaft ein begnadigter Galeerensträfling, Namens Drouillet. Man fand bei Fossard 8000 Fr. in Banknoten, einige hundert Franken in Gold und einen Dolch. Indeß führte die Untersuchung sowohl hinsichtlich der bei Fossard vorgefundenen Gegenstände, als auch des bisherigen Aufenthalts der beiden Galeerensträflinge doch zu keinen genügenden Anzeigen, und ungeachtet des schweren Verdachts, der auf beiden lastete, wurde die Untersuchung aus Mangel an Beweis aufgehoben und Drouillet auf freien Fuß gesetzt, worauf er seine Wohnung bei einem gewissen Drouhin nahm, dessen Bekanntschaft er bei einer frühern Verhaftung in der Force gemacht hatte. Fossard selbst wurde nach Bicêtre gebracht, um wieder nach dem Bagno von Brest abgeführt zu werden. Nach vielen vergeblichen Nachforschungen von Seite der Polizei wendete sich indeß der Verdacht doch wieder auf die frühern zur Untersuchung gezogenen Individuen. Am 26 Julius v. J. wurde bei Drouhin und Drouillet Haussuchung gehalten, und man fand bei Drouhin verschiedene Sachen von Gold, und drei Karten, welche die Adresse des Uhrmachers Fossard zu Paris und auf der Kehrseite derselben einige Rechnungen enthielten, über die man später Aufschluß erhielt. Bei Drouillet fand man siebzehn Goldstangen und Werkzeuge zum Metallschmelzen. Dieser Uhrmacher Fossard ist der Bruder des Galeerensträflings, und Vater eines Sohns, der Juwelenhändler ist. Nachsuchungen, die bei beiden angestellt wurden, führten zu merkwürdigen Entdeckungen, und aus den Geständnissen des ältern Fossard ergab sich, daß der gegen seinen Bruder und Drouillet gehegte Verdacht nicht ungegründet war.

Der ältere Fossard bekannte, daß sein Bruder und Drouillet am 6 November Abends die aus der königlichen Bibliothek gestohlenen Vasen und Münzen in zwei Gängen zu ihm brachten, und sich rühmten, den Diebstahl vollbracht zu haben. Da Drouillet und sein Bruder, fügte er hinzu, am folgenden Tage verhaftet worden, so habe er sich der bei ihm hinterlegten Gegenstände entledigen wollen, und mit Hülfe seines Sohns einen Theil der Vasen und Münzen unter der Brücke La Tournelle in die Seine geworfen; allein da eine Patrouille dazu gekommen, hätten sie ihr Vorhaben nicht vollbringen können, und die ihnen übrig gebliebenen goldenen Münzen eingeschmolzen, woraus er sechzig Goldstangen erhalten, die er in seinem Keller vergraben habe. Auf diese Aussage des ältern Fossard hin fand man an dem bezeichneten Orte sowohl diese Goldstangen, als in der Seine einen großen Theil der Vasen und Münzen wieder. Fossard gestand auch, daß die bei Drouillet gefundenen siebzehn Goldstangen demselben von ihm ausgehändigt worden seyen, und daß er ihm und seinem Bruder fortwährend aus den verkauften Goldstangen Geld vorgeschossen habe.

Bei dem Sohne des Uhrmachers Fossard fand man verschiedene Verzeichnisse und Papiere, auf deren einem sich eine Rechnung befand, aus der hervorging, daß Drouillet 4710 Franken empfangen hatte; aus andern Papieren, die von der Hand des jüngern Fossard geschrieben waren, ergab sich ferner, daß nach der Einschmelzung der Münzen und Vasen zwischen den drei Fossard und Drouillet eine Theilung verabredet wurde, gemäß der ein Jeder den vierten Theil von dem im Besitze des Uhrmachers Fossard gebliebenen Golde erhalten sollte; die bei Drouillet gefundenen 17 Goldstangen waren der ihm ausgehändigte Antheil, und die in Drouhins Wohnung vorgefundenen Karten mit Zahlen auf der Rückseite die Berechnung des getheilten Goldes.

…ige dieſer Entdeckungen und Geſtändniſſe wurden alſo die drei Drouillet und Drouhin als des Diebſtahls der Medaillen und …n der königlichen Bibliothek und der Hehlung ſchuldig vor den …hof der Seine geſtellt, und ihr Prozeß in der Mitte des verfloſſe… Monats verhandelt. Der Zudrang zu dieſen merkwürdigen Ver… handlungen war ungeheuer. Die Zuſchauer, welche den Saal füllten, erblickten auf der Tafel des Gerichtshofes Seile, Dietriche verſchiede… ner Art, wie ſie in der Diebsſprache unter den Namen Villebrequin, Monſtigueur, Rat de cave u. ſ. w. bekannt ſind, eine Retorte, die zum Schmelzen des Goldes diente, Säcke, welche die wiedergefundenen Münzen enthielten, eine antike Schale von Gold, ein Ciborium aus dem ſechzehn… ten Jahrhunderte, das goldene Siegel Ludwigs XII u. ſ. w. Der Ein… tritt des Hauptangeklagten erregte allgemeine Aufmerkſamkeit. Etienne Foſſard, zu lebenslänglicher Galeerenſtrafe verurtheilter Züchtling, berühmt durch die Kühnheit und das Geſchick ſeiner Diebſtähle, und von Vidocq in ſeinen Memoiren: „der Fürſt der Diebe“ genannt, iſt von kleinem ſchmächtigen Wuchs, kahlköpfig, von ſeinem und blühendem Geſicht, auf deſſen Zügen ſich ein Ausdruck bitterer Ironie ausſpricht. Drouillet, der in der Anklage als Mitſchuldiger Foſſards erſcheint, war früher zu zwanzig… jähriger Galeerenſtrafe verurtheilt, aber begnadigt worden; er iſt von hohem Körperbau, blaſſem und rauhem Geſicht und hat eine neapolitani… ſche Adlernaſe. Der Uhrmacher Foſſard iſt ſorgfältig gekleidet, hat weißes Haar und ſieht ganz einem würdigen, wohlhabenden Bürger ähnlich, den die Neugier in den Gerichtsſaal der Aſſiſen geführt hat. Sein Sohn hat das Geſicht eines Mädchens, und Drouhin iſt berußt, wie es ſein Hand… werk als Schloſſer mit ſich bringt.

Als der Präſident die Angeklagten um ihre Namen fragte, lächelte Etienne Foſſard verächtlich, und gibt auf die Frage nach ſeinem Wohnorte keine Antwort. Bei dem hierauf vorgenommenen Zeugenverhöre tritt zuerſt Herr Raoul Rochette auf, und erwidert auf die Frage des Präſidenten nach ſeinem Stande: „Conſervator der Medaillen,“ was unter den Zuſchauern ein Gelächter erregt. Nachdem er ſich über den Werth und das Gewicht der geſtohlenen Gegenſtände (er gibt es auf 150 Pfund an, 154 Pfund wur… den wieder gefunden, jedoch leider ein großer Theil nur als Goldſtangen), ſo wie über die Einzelnheiten des Thatbeſtandes erklärt hat, werden die Bibliothekdiener vernommen, die Drouillet und Foſſard einige Zeit vor vollbrachtem Diebſtahl in der Bibliothek geſehen haben wollen. Etienne Foſſard ſchenkt allen dieſen Ausſagen nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit, und blickt die ganze Zeit über ſo unbefangen im Saale umher, als ob er der Anklage völlig fremd ſey. Endlich als der ältere Foſſard ſeine Aus… ſagen macht, werden inzwiſchen ſein Bruder und Drouillet aus dem Saale geführt. Jacques Foſſard beginnt mit Thränen im Auge die Erzählung ſeiner mancherlei Schickſale, die ihn in verſchiedene Länder geführt. „Seit zwanzig Jahren, ſagt er, hatte ich meinen Bruder Etienne nicht mehr geſehen, und war mit ihm außer aller Verbindung gekommen. Im Laufe des Jahres 1831 wohnte ich zu Palaiſeau, als eines Abends, wo ich mit meiner Tochter allein war, ein Mann eintritt, bleich, erſchöpft, herab… gekommen, wie es ſchien, und in zerſtörten Kleidern; er hatte eine ſchlechte kurſerne Uhr in der Hand. Es iſt nicht der Mühe werth, ſie auszu… beſſern; ſagte ich zu ihm, ohne ihn anzuſehen. Wie, entgegnete er mir, kennſt Du Deinen Bruder nicht? Meine Ueberraſchung war außerordent… lich, denn ich glaubte Etienne im Bagno zu Breſt. „Ich langweilte mich dort, ſagte er, und da ich keine Nachrichten von euch erhielt, ſo wollte ich ſelbſt nachſehen; allein ich gedenke nicht lange hier zu bleiben und will nach Amerika gehen.“ Ich beſtärkte ihn, ſo viel ich konnte, in ſeinem Vorhaben, denn es war der einzige Weg, der ihn retten konnte. Meine Tochter war zugegen, die ihren Oheim nicht kannte, denn ſie iſt erſt ſech… zehn Jahre alt. Meine Tochter, ſagte ich zu ihr, dieß iſt dein unglück… licher, von Leiden ſchwer bedrängter Oheim. Er blieb einige Tage bei mir, und als ich nach Paris zog, ſah ich ihn nicht mehr; wir überwarfen uns über eine geringfügige Urſache, und er beſuchte mich nicht mehr, als in der Nacht, wo er die Münzen aus der Bibliothek zu mir brachte. Es war, wenn ich mich recht entſinne, an einem Sonntage, am 6 No… vember, Abends gegen acht Uhr, als er bei mir eintrat. „Ich bringe Dir Etwas, fing er an, ſage Niemand davon.“ Mein Zimmer war dunkel, und ich konnte nicht ſehen, was er brachte. Am folgenden Mor… gen kam er wieder und brachte noch einige andere Gegenſtände. Bei dem Anblicke des Goldes erſchrack ich, und Alles wurde mir deutlich. Was willſt Du, daß ich damit machen ſoll? — „Mache Kaffee daraus,“ war ſeine Antwort; ich werde wieder kommen.“ — Der weitere Fortgang iſt bekannt. Etienne Foſſard wurde verhaftet, und ſein Bruder warf mit Hülfe ſeines Sohnes die Münzen zum Theil in die Seine, zum Theil ſchmolz er ſie ein.

Der Präſident ließ hierauf Etienne Foſſard und Drouillet wieder vorführen, und theilte ihnen die Ausſagen des ältern Foſſard mit.

Etienne Foſſard: Ich umgehe alle Umſtände, die nichts zur Sache thun, und ſchreite geradezu auf den Hauptpunkt los. Ich habe die Münzen zu meinem Bruder gebracht. Ich ſagte ihm nicht, woher ſie kamen, und was ſeine Theilnahme an dem Verbrechen betrifft, ſo betheure ich, daß er unſchuldig iſt; es ſtand nicht in ſeiner Gewalt, die Münzen zurückzuweiſen.

Der Präſident: So haben Sie alſo den Diebſtahl verübt?

Etienne, mit unerſchütterlicher Kälte: Ja, mein Herr, ich.

Der Präſident: Hatten Sie Gehülfen?

Etienne: Ich bin kein Denunziant. Mein Gehülfe befindet ſich gegenwärtig in England.

Der Präſident: Auf welche Weiſe wurde der Einbruch vollzogen?

Etienne: Hoffen Sie nicht, etwas hierüber von mir zu erfahren. Es iſt nicht leicht, mich zum Sprechen zu bewegen, wenn ich zu ſchwei… gen entſchloſſen bin. Um aber auf meinen Bruder zurückzukommen, ſo beging er nur ein Unrecht, nämlich daß er über Sachen verfügte, die nicht ihm zugehörten. Die Münzen gehörten mir, mir allein.

Der Präſident: Wie kam es aber, daß von einer Theilung des Raubes die Rede war?

Etienne: Von einer Theilung? Es konnte davon nicht die Rede ſeyn. Ich wiederholte, daß Alles mein gehörte. Theilen wollen, wäre eine Spitzbüberei geweſen. (Unter den Zuſchauern erregen dieſe Worte große Bewegung. An einigen Orten des Saales lacht man.)

Foſſard fährt fort und bemerkt, er würde ſich nicht hier befinden, wenn er, wie ſein Anwalt bezeugen könne, auf die Anerbietungen der Polizei hätte eingehen wollen. Wenn man ihn nicht ſo zur Unzeit verhaftet hätte, ſo würde er der Regierung alle die werthvollen Gegenſtände zurück… geſtellt haben, und nur in dieſer Abſicht habe er ſie bei ſeinem Bruder hinterlegt. „Ich wollte um den Preis ihrer Zurückgabe meine Begnadi… gung erkaufen,“ fügte er hinzu.

Drouillet und der jüngere Foſſard wollten in ihren Ausſagen nichts von dem Diebſtahle wiſſen. Drouillet behauptete, die 4700 Fr. von dem Jacques Foſſard erhalten zu haben, um ſie an die Gräfin Nays — (große Verwunderung unter den Zuhörern), an Drouhins Frau und Etienne Foſſard zu vertheilen, der ſich damals in Bicêtre befand — Alles, um ſeine Befreiung und Begnadigung auszuwirken. Der jüngere Foſſard verſicherte, bei der ganzen Sache keinen andern Antheil genommen zu haben, als dadurch, daß er die an Drouillet ausbezahlten Gelder verrech… nete, und ſeinem Vater half, die Münzen in die Seine zu werfen. Uebri… gens wußte er nicht, was vorgefallen war. Nur ſo viel ſey ihm bekannt geweſen, daß 1500 Fr. zu einer Reiſe für die Gräfin Nays beſtimmt waren, die ſich nach Breſt begeben ſollte, um eine Veränderung oder wenigſtens eine Linderung in dem Schickſale ſeines Oheims zu bewirken.

Die Anwälte der Angeklagten verlangten die Vorladung und Ver… nehmung der mehrmals in dieſen Ausſagen genannten Gräfin Nays, die in dieſem Prozeſſe eine ſo eigene Rolle ſpielte.

Der Präſident: Hierüber habe ich zu beſtimmen, und ich will keinen Skandal.

Einige Geſchworne aber ſtellten gleichfalls das Geſuch, die Gräfin vor… laden zu laſſen, weßhalb die Sitzung aufgehoben und auf den folgenden Tag verſchoben wurde.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 46. 15 Februar 1833.

Wanderungen am Oyapock.

(Fortsetzung.)

Am 23 verließen wir den Häuptling Aleris. Der Oyapock bildet hier ein Labyrinth von Inseln mit Felsen untermischt, das sich in eine bedeutende Ferne erstreckt. Je näher man der alten Mission St. Paul kommt, die wir mit Einbruch der Nacht erreichten, je geregelter und freier wird sein Lauf. Diese Mission, die im ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts von den Jesuiten gegründet wurde, hat seit ihrer Vertreibung im Jahre 1762, so wie alle übrigen in ganz Guyana, zu bestehen aufgehört. Mit ihrer gewöhnlichen Umsicht hatten sie zu ihrem Zweck am linken Ufer des Flusses eine Stelle gewählt, wo der Fluß eine leichte Krümmung beschreibt, und wo man nach allen Seiten hin die herrlichste Aussicht genießt. Die Anhöhe, auf der die Mission stand, läuft sanft aufwärts, und bildet eine ausgedehnte Hochebene, die sich an andere höhere Hügel lehnt, von deren Fuß aus sich die Pflanzungen bis zum Ufer des Flusses herab ausbreiteten. Von den Gebäuden der Mission ist nichts mehr übrig als einige umgestürzte, unter der Vegetation vergrabene Pfosten, die wegen Beschaffenheit des Holzes, *) aus dem sie gefertigt sind, sich fast unverändert erhalten haben. Die von den Missionären hier versammelten Indianer waren zahlreich und betrieben unter Anleitung der erstern den Anbau des Cacaobaumes im Großen. Wenn man tiefer in den Wald dringt, so findet man noch ausgedehnte Pflanzungen dieser Art, die den Bäumen und Lianen, die sie von allen Seiten umschließen, den Boden streitig machen. Man sagt, daß unter der Verwaltung der Portugiesen zwei derselben hieher kamen, und in Zeit von zwei oder drei Monaten für 20,000 Franken Cacao sammelten. Es wäre jetzt noch leicht ein Gleiches zu thun, wenn dieser Artikel gegenwärtig der Mühe lohnte. **) Nichts erinnert jetzt mehr daran, daß einst eine Mission hier war. Die siebzig Jahre die seit ihrer Zerstörung verflossen sind, haben der Vegetation gestattet sich wieder naturgemäß auszubreiten, und die Bäume kommen jetzt denen der Nachbarschaft an Größe gleich. Eine Menge von Schlingpflanzen und Gesträuch, die vorzugsweise auf verlassenem Boden wachsen, machen den Platz, wo die Mission stand, noch unzugänglicher, als selbst Urwälder zu seyn pflegen. Auf einem von den Indianern ausgehauenen Fußpfad kann man indeß noch dahin gelangen, und eine Stunde weit im Innern stößt man auf einen vereinzelten Granitfelsen von ungefähr 200 Fuß Höhe, der mit keiner der benachbarten Gebirgsketten im Zusammenhange steht. Von seinem Gipfel, den man, sich an die Gesträuche haltend, erklettern kann, hat man eine weite Aussicht, die übrigens nichts bietet, als einen Ocean von Waldungen ohne Ende. Die Mission ist sechs Stunden vom Krihl Aramontabo entfernt, und um zu einer, einem Indianer Namens Kassar gehörenden Pflanzung zu gelangen, muß man noch zwölf Stunden zurücklegen. In dem Zwischenraum bis dorthin bietet der Fluß denselben Anblick wie an den vergangenen Tagen. Sein Bett ist von Inseln und Felsen durchschnitten, die indeß keinen bemerkenswerthen Fall bilden. Am rechten Ufer ist der sehr fischreiche Krihl Annotaye, der von den Indianern jedes Jahr des Fischfangs wegen besucht wird, dessen Strömung aber noch weit mehr gesperrt ist, als die des Oyapock. Die Indianer behaupten, wenn man ihn sehr weit hinauffahre, so finde man an seinen Ufern einen Ueberrest der Tukuyennen, eines von den alten Schriftstellern erwähnten, doch den Weißen jetzt unbekannten Stammes.

Am 24 Oktober kamen wir bei Kassar an, und brachten, um auszuruhen, einen Tag bei ihm zu. Wir kauften ihm verschiedene Gegenstände ab, die wir bei ihm ließen, um sie auf dem Rückweg mitzunehmen, wo sie uns treulich überliefert wurden. Man kann der Redlichkeit der Indianer im Ganzen unbedingt vertrauen; ihre Trägheit ist wohl zuweilen Ursache, daß sie saumselig in Erfüllung ihrer Verpflichtungen sind, allein früher oder später kommen sie ihnen dennoch nach, und oft hat man sie nach Verlauf von zwei Jahren Gegenstände bringen sehen, die man ihnen, der Sitte gemäß, mit Vorausbezahlung abgekauft und auf die man schon längst nicht mehr gerechnet hatte. Ihre Häuptlinge sind, in dieser Hinsicht, gewöhnlich minder pünktlich. Von Kassars Wohnung aus ist der Fluß, mehr

*) Diese Pfosten sind aus Wakapuholz, ein Baum der in Cayenne den Beinamen des unzerstörbaren hat, und für alle Arten von Bauten der beste in der Kolonie ist.

**) Der Cacao gilt jetzt in Cayenne 20 Centimes das Pfund; man gibt sich daher nicht mehr die Mühe ihn einzusammeln, und der Cacaobäume werden mit jedem Tage weniger, um anderen werthvollern Produkten Platz zu machen.

als bis dahin, durch Felsen und Fälle gesperrt. Unsere Kanots stießen häufig auf die erstern, wo sie sitzen blieben, und wir waren unaufhörlich genöthigt ins Wasser zu steigen, um sie wieder flott zu machen. Auch litten wir viel von der Hitze, die sich, je nach der Menge der über das Wasser emporragenden Felsen, auf die man stößt, vermehrt oder vermindert; die von der weißen, glatten Oberfläche zurückprallenden Sonnenstrahlen erhöhen die Temperatur dermaßen, daß sich das Reaumur'sche Thermometer stets zwischen 30° und 32° hält. Während der Nacht verlieren diese Felsen nur einen Theil ihrer Wärme, und man fühlt einen merklichen Unterschied, wenn man seine Hängematte hier oder unter den Bäumen des Waldes aufschlägt.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Nachrichten über Siam.

(Schluß.)

Wenn ein Siamese gestorben ist, wird die Leiche von den Anverwandten in einen wohl verschlossenen Sarg gelegt, durch ein in die Mauer geschlagenes Loch hinausgeschoben, und schnell dreimal um das Haus herumgetragen. Dann wird die Sargdecke abgenommen und der Todte den Händen des Samparen übergeben, der den Leichnam verbrennt, und dafür ein Stück Geld erhält, das man zuvor dem Verstorbenen in den Mund gesteckt hat. Der Samparen wäscht ihm dann das Gesicht mit Kokosnußwasser, und wenn es der letzte Wille des Verstorbenen war, daß sein Leib von den Geiern und Raben verzehrt werden solle, so hackt der Samparen ihn in Stücke, und wirft das Fleisch den Raubvögeln vor, die nicht verfehlen sich bei einem solchen Leichenbegängnisse einzustellen. Die Siamesen stellen deßhalb diese Vögel in gleichen Rang mit den Engeln. Das abgenagte Gerippe wird zuletzt auf den Scheiterhaufen geworfen und verbrannt. Bei großer Trauer tragen die Siamesen weiße Kleider und rasiren sich den Kopf.

Die Siamesen haben zwei Zeitberechnungen, eine bürgerliche und eine heilige; letzterer bedienen sich nur die Talapoinen. Gegenwärtig sind sie im zwölften Jahrhunderte ihrer bürgerlichen Aera, nämlich im Jahre 1191. Sie haben einen Cyclus von zwölf Jahren, nach deren Umlauf sie wieder von vorn anfangen. Jedes dieser Jahre trägt den Namen von einem der zwölf Zeichen des Thierkreises, in folgender Ordnung und Benennung: erstes Jahr die Ratte; zweites die Kuh; drittes der Tiger; viertes der Hase; fünftes die große Schlange; sechstes die kleine Schlange; siebentes das Pferd; achtes die Ziege; neuntes der Affe; zehntes die Henne; elftes der Hund; zwölftes das Schwein. Das heilige Jahr fängt mit dem ersten des Monats December, das bürgerliche mit dem ersten April an. Das Jahr 1831 ist das des Tigers. Das Jahr besteht aus 12 Mondmonaten, von denen die beiden ersten eine eigene Benennung haben, die andern zehn aber mit den Ordnungszahlen dritter, vierter u. s. w. bezeichnet werden. Wenn man daher einen Siamesen frägt, in welchem Jahr und Monat er geboren wurde, so wird er vielleicht antworten: im fünften Monat der Henne. Alle drei Jahre kommt ein dreizehnter Monat hinzu, und dann zählen sie den achten Monat, der unserm Julius entspricht, zweimal. Ihre Wochen sind wie die unsrigen; sie fangen mit dem Tage an, den sie wie wir Sonntag nennen; der Montag heißt bei ihnen gleichfalls Tag des Mondes, die übrigen Wochentage haben Namen von gewissen Sternen. Den natürlichen Tag theilen sie in acht gleiche Theile, jeder zu drei Stunden, Jam genannt. Der bürgerliche Tag wird in drei Mongs oder drei von unsern Stunden eingetheilt; die Jams und Mongs zerfallen wieder in drei Malicas, der Malica in acht Bats, der Bat in sechszehn Natlies, die den kleinsten Zeittheil bilden, der den Siamesen denkbar ist. Diese Eintheilungen sind in den Augen der Siamesen von der größten Wichtigkeit, da sie dem Glauben an Astrologie und glückliche und unglückliche Stunden sehr ergeben sind. Der erste, achte, fünfzehnte und zweiundzwanzigste Tag eines jeden Monats werden der Tag des Herrn genannt und sind geheiligt. An diesen Tagen ist es bei schwerer Geldbuße und Bastonnade zu arbeiten verboten. Am ersten und fünfzehnten des Monats halten die Talapoinen ihre Predigten. Die drei ersten Tage des Monats April werden feierlich begangen; man glaubt, daß an diesen Tagen die Seelen der Verstorbenen aus den Tiefen des Abgrundes, wo sie wohnen, heraufsteigen, um in der Mitte ihrer Familien ein glänzendes Mahl einzunehmen. Während dieses Festes bleibt der König in seinem Palaste verschlossen, und man ernennt einen andern Scheinkönig, der aber diese Zeit über alle Vorrechte des wirklichen Beherrschers von Siam genießt. Am letzten Tage werden zum Zeichen des Abzuges der Seelen und des Teufels Kanonen gelöst. Zu Anfang des Monats Julius, wo die Talapoinen ihr Fest feiern, sendet ihnen der König mit großem Gepränge Wasserlilienblumen und hölzerne Zahnstocher. Am fünfzehnten desselben Monats nehmen die Talapoinen ihre Weihen vor, und ihre Fasten beginnt, die sie mit allen Arten von Ausschweifungen und Lastern zubringen. Am 15 November feiern die Talapoinen eine Art Ostern. Der König, von seinem ganzen Hof begleitet, begibt sich in außerordentlicher Pracht in die Hauptpagoden, um die Talapoinen zu begrüßen, unter die er neue Gewänder austheilen läßt. Das Volk begeht dieses Fest mit Orgien und zügellosen Ausschweifungen.

Die Regierung von Siam ist eine Monarchie mit Lehensverfassung. In der Hauptstadt und ihrer Umgegend wird Alles im Namen des Königs vollzogen; allein in den entlegeneren Provinzen geschieht Alles im Namen der Statthalter, deren Würde sich in ihrer Familie vererbt. Die Krone von Siam ist erblich; der König hat jedoch das Recht, mit Hintansetzung der Erstgeburt, unter seinen Söhnen seinen Nachfolger zu bestimmen. Sobald die Kinder des Königs ein Alter von dreizehn Jahren erreicht haben, wohnen sie mit ihrem Vater nicht mehr in demselben Palaste, und es wird ihnen ein eigener Hofstaat eingerichtet. Der Palast des Königs besteht aus mehreren einzelnen Gebäuden, die nicht viel ansehnlicher sind, als eine bürgerliche Wohnung. Die Architektur daran ist sehr einfach. Dieser Palast ist von dreifachen Mauern umschlossen. Die beiden äußersten Einfassungen werden von Soldaten bewacht; die Hut des innern

Hofes ist einer Amazonenschaar von 400 besoldeten und waffengeübten Weibern anvertraut. In dieser dritten Mauerumfassung befindet sich ein mächtig großer Park, der im verkleinerten Maßstabe Alles enthält, was man auf der Erde im Großen sieht: Wälder, Berge, Felder, Flüsse, ein Meer mit Klippen, und Inseln, Kriegs- und Handelsschiffe aller Nationen, eine Stadt, Dörfer, einen Bazar, einen Markt, den die Palastdamen halten, eine Festung mit ihren Kanonen, Tempel von allen in Siam bekannten Religionen, Puppen, welche die verschiedenen Völker in ihrer eigenthümlichen Tracht vorstellen; endlich finden sich dort auch alle vierfüßigen Thiere, Vögel, Bäume und seltene Pflanzen, die der König zusammenzubringen vermochte. Dieser Park ist nach dem Vorbilde dessen zu Peking angelegt, und die Siamesen nennen ihn Suam-uthajam — Garten der Vergnügungen. Zur Nachtzeit wird er mit zahllosen Lampen beleuchtet, und die Damen des Harems kommen aus ihren Gemächern herab und unterhalten sich darin bis zum Anbruch des Tages.

Der König von Siam speist und bewegt sich nur bei dem Schalle von Cymbeln, Tamtams und einigen andern rohen Instrumenten. Die Zeichen seiner königlichen Würde bestehen in der Art, wie die ehernen Becken angeschlagen werden, in dem Sonnenschirme von Goldbrokat und in dem elfenbeinernen und vergoldeten Stuhle, der zu beiden Seiten mit Armlehnen in der Form von einem durchbrochenen Geländer versehen ist. Die Prinzen haben Sonnenschirme von grüner, rother oder weißer Seide, die Großwürdenträger des Reiches von rothem Baumwollenzeug. Dem Könige zunächst in der Würde steht der Vaugna, der mit größerer Gewalt bekleidet ist, als die alten Connetables in Frankreich; er ist Oberfeldherr des Heeres, und hat einen eigenen Palast und Hofstaat. Ein Theil der Armee ist mit Flinte und Bajonnet bewaffnet, und besteht außerdem auch aus einem Artilleriekorps und mehreren Korps leichter Reiterei. Der Stand der Soldaten und der Rang derselben ist erblich; man bleibt bis zu seinem Tod im Dienst. Die Siamesen sind mit ihrer Soldatentracht nur dann bekleidet, wenn sie unter die Waffen treten; die verschiedenen Regimenter sind an der Farbe ihrer Uniformen kenntlich; die Offiziere tragen als Auszeichnung einen kurzen Ueberrock von Seide und mit Gold gestickt. Die Christen haben europäische Kleider an, und sind alle Offiziere des Geniekorps, Kanoniere oder Aerzte. Im Kriege weiß man nichts von Völkerrecht; man geht dabei wie die alten Assyrier zu Werke; die Städte werden geschleift, die Felder verheert und die Einwohner in die Gefangenschaft geführt.

Die Siamesen haben einige gute Gesetze, aber noch viele sehr unvollkommen ausgebildete. Geld ist ein untrügliches Mittel, sich aus Verlegenheiten zu ziehen. Der Wucher ist erlaubt. Die Pagode, wie die katholischen Kirchen, die sich in Siam befinden, und ihre Einfriedungen haben das Recht des Asyles. Ein Verbrecher, dem es gelingt, in eine Pagode zu entkommen, und das Gewand eines Talapoinen zu berühren, wird von dem Könige begnadigt. Das peinliche Gesetzbuch ist nicht strenge und der König entschließt sich nur ungern, ein Todesurtheil zu unterzeichnen. Leuten aus den untern Ständen wird, wenn sie zu Tode verurtheilt sind, der Kopf abgeschnitten; vornehme Siamesen genießen das Vorrecht in einen Sack genäht und ins Wasser geworfen zu werden. Die größte und entehrendste Strafe ist die Verurtheilung zur Elephantenfütterung: solche Verbrecher müssen täglich eine beträchtliche Menge Futter für diese Thiere sammeln, und werden unbarmherzig geprügelt, wenn sie ihr Geschäft nicht nach Wunsch verrichtet haben. Diese Sträflinge sind auf der Stirne mit einem glühenden Eisen gebrannt, und auf lebenslänglich verurtheilt.

In Siam werden mehr als zwanzig verschiedene Sprachen gesprochen; die weitverbreitetsten sind die malaische, siamesische, portugiesische und englische. Die malaische Sprache ist sehr sanft und wohllautreich und schmeichelt dem Ohr. Das Siamesische ist schwer zu erlernen, da es keine Grammatik und kein Wörterbuch derselben gibt. Es ist eine dürftige Sprache, die nur wenig Wörter hat, einsylbig und hart ist und mehr gesungen als gesprochen wird; sie hat keinerlei Art von Beugungsfällen, weder Geschlecht noch Zahlen; um zu sagen: ich habe ein Pferd, drückt sich der Siamese etwa folgendergestalt aus: ich haben Pferd seyn männlich seyn eins. Man unterscheidet in dieser Sprache sechs Töne; den sehr kurzen, den man mit (:) bezeichnet, den kurzen (o), den langen (—) den hohen (′) den tiefen (,). Die Siamesen schreiben wie wir von der Linken zur Rechten, mit einem hölzernen Griffel und Dinte; ihr Papier ist im Zickzack gefaltet. Ihr Alphabet besteht aus 51 Buchstaben, von denen 16 Selbstlauter und 38 Mitlauter. Die Malaien, die in Siam wohnen, bedienen sich der arabischen Schrift, von der Rechten zur Linken, die Tongkinesen und Chinesen der chinesischen und schreiben von Oben nach Unten.

So ist der gegenwärtige Zustand des Königreichs Siam, das den Europäern sowohl für Ein- als Ausfuhr einen reichen Markt eröffnet, wie denn auch die ostindische Kompagnie Handelsverbindungen anzuknüpfen begonnen hat und täglich ihren Geschäftskreis erweitert.

Französische Gerichtsverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Durch die Vorladung der Gräfin von Nays war die Neugier des pariser Publikums in diesem merkwürdigen Prozesse noch mehr gesteigert worden, und der Zudrang bei der zweiten Sitzung des Assisenhofes wo möglich noch größer, als am vorhergehenden Tage. Das gestern unterbrochene Zeugenverhör wurde heute durch Vernehmung der Gräfin Nays fortgesetzt, deren Erscheinung man von Seite der Zuhörer mit der gespanntesten Erwartung entgegensah. Die Gräfin Nays tritt, von ihrer Kammerfrau begleitet, mit wankenden Schritten vor; ihr Anzug ist von ausgesuchter Eleganz; eine Wolke von Düften verbreitet sich um sie her; ihre Manieren scheinen jedoch eine verunglückte Nachahmung des Benehmens einer Dame aus der großen Welt. Uebrigens verriethen ihre regelmäßigen Gesichtszüge die große Verlegenheit, in der sie sich durch die Vorforderung vor Gericht versetzt fühlen mußte. Auf die Frage des Präsidenten nach ihrem Namen und Alter, erwiderte sie: „Delphine Jolivet, Vicomtesse von Nays, 29 Jahre alt.“ ... Diese Worte werden auf einer Seite des Saales mit einem ungläubigen Lachen aufgenommen.

Der Präsident: Kennen Sie die Angeklagten?

Die Gräfin: Ich kenne Etienne Fessard vom Bicêtre her, wo ich ihn sprach; ich kenne auch Drouillet und Droubin, so wie den Sohn Fessards, der mich bei meiner Abreise nach Brest an den Postwagen begleitete.

Der Präsident: Können Sie hinsichtlich des Medaillendiebstahles in der königlichen Bibliothek Aufschluß geben?

Die Gräfin: Nein, ich kann hierüber nicht den mindesten Nachweis ertheilen.

Der Präsident: In welcher Verbindung standen sie seit dem Münzendiebstahle mit den Angeklagten?

Die Gräfin: Gegen Ende Aprils oder zu Anfang Mais des Jahres 1851 erhielt ich aus dem Bicêtre einen Brief von Etienne Fossard, worin er mir sagte, er nehme sich die Freiheit, meine Vermittlung anzurufen, um durch sie seine Begnadigung zu erlangen, weil er wisse, daß ich durch meine Schritte einem gewissen Gaucher (einem der Mörder in der Straße Taranne) das Leben gerettet habe; vor seiner Entweichung aus Brest sey ihm zwar eine Umwandlung seiner lebenslänglichen Strafe zu Theil geworden, man habe sie aber seitdem wieder zurückgenommen. Hiebei berief er sich auf seinen ältern Bruder, den Uhrmacher Fossard, indem er hinzufügte, er habe wegen einer Fälschung, die er in seinem ein und zwanzigsten Jahre begangen, bereits durch eine drei und zwanzigjährige Galerenstrafe gebüßt. Ich hielt Dieß für eine hinlängliche Bestrafung, und zog über seine Familie Erkundigungen ein, wodurch ich erfuhr, daß sein Bruder ein schon hochbetagter Mann, einer der Sieger der Bastille, Julisbekämpfer und sonst ein sehr achtungswerther Bürger sey. Ich begab mich daher in das Bureau des Justizministers, und erkundigte mich, ob eine Strafumwandlung zu Gunsten Etienne Fossards stattgefunden habe oder nicht. Man schlug in den Registern nach, und sagte mir, daß eine solche ertheilt worden sey, und nicht mehr zurückgenommen werden könne; worauf ich in den ersten Tagen des Junius diese gute Nachricht dem ältern Fossard mittheilte, und mich nach Bicêtre begab, indem ich mich glücklich schätzte, selbst ihm eine Nachricht mittheilen zu können, die für die Beruhigung seiner Familie von so großer Wichtigkeit war. Um volle Gewißheit zu erlangen, begab ich mich nochmals in das Justizbureau, wo ich Herrn Decruzy, den Sekretär des Bureau's der Begnadigungen, im Begriffe fand, die Gnadenbriefe, wodurch Straferwandlungen ertheilt wurden, dem Generalprokurator zu übermachen. Um mich ganz zu beruhigen, zeigte er mir den Brief, der, wie er glaubte, den Strafnachlaß Fossards enthielt. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich darin den Namen Fosset statt Fossard las! Herr Decruzy hatte sich in der Person geirrt, und ich stellte ihm vor, wie betrübend es für die Familie Fossard und für mich selbst seyn müsse, da ich ihr durch einen unverschuldeten Irrthum eine Freude von so kurzer Dauer und so bitterer Täuschung bereitet habe. Herr Decruzy war über meine Vorstellungen gerührt, er schlug die Akten Fossards auf, und sagte mir, dieser Mensch sey leider in die Geschichte des Münzendiebstahles verwickelt, und müsse nothwendig wieder nach dem Bagno zurückgebracht werden; allein man könne später sehen, was für ihn zu thun sey, wenn er sich gut aufführe.

Der Präsident: Was bestimmte sie, diese Schritte zu thun?

Die Gräfin: Er war unglücklich und ich wollte ein gutes Werk thun (man lacht).

Der Präsident: Wurde Ihnen dafür eine Belohnung zugesichert?

Die Gräfin: Nein, obgleich ich wußte, daß Etienne Fossard eine Summe von 8000 Fr. in Banknoten besitze, die von der Justiz als sein rechtmäßiges Eigenthum anerkannt worden waren, und ihm, wenn er einen Strafnachlaß erhalten hätte, wieder zugestellt werden sollten.

Der Präsident: Sie haben eine Reise nach Brest gemacht; wer forderte sie dazu auf?

Die Gräfin: Der Bruder Fossards. Herr Decruzy hatte mir gesagt, Etienne Fossard könne seine Begnadigung erhalten, wenn er nach einiger Zeit von den Behörden des Bagno Zeugnisse über sein Wohlverhalten beibringen könne. Ich begab mich daher nach Brest, um ein solches Zeugniß für ihn auszuwirken. Die Frau Drouhins begleitete mich als Kammerfrau dahin, und man ersetzte mir meine Reisekosten mit 1500 Franken.

Der Präsident: Woher kam dieses Geld?

Die Gräfin: Man sagte mir, man habe es auf die 8000 Franken aufgenommen, die vor Gericht hinterlegt seyen.

Der Präsident: Was haben Sie außerdem noch empfangen?

Die Gräfin: Ein andermal noch 260 Franken und einige andere kleinere Summen.

Der Präsident: Wozu verwendeten sie diese Gelder?

Die Gräfin: Es war eine Entschädigung für die Ausgaben, die ich für meine Toilette und andere Dinge machen mußte, die unumgänglich nothwendig waren für die Schritte, die ich thun wollte. Wenn man ein Gesuch dieser Art zu betreiben hat, kann man nicht zu Fuße gehen, und muß einen etwas sorgfältigern Anzug wählen.

Der Präsident: Allein man gab Ihnen doch nicht alle Summen, die Sie verlangten. Hier ist ein Brief, den sie an Drouhet schrieben, und worin sie von ihm Geld verlangten . . .

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Mit Recht bewundert man die Schnelligkeit und den Eifer, womit in England Unternehmungen jeder Art angelegt und ausgeführt werden. Einen Beleg hiezu gibt die zur Aufsuchung des Kapitäns Roß im Eismeere betriebene Expedition, die bereits auszulaufen im Begriffe steht und im Februar unter Segel gehen soll. Kaum war dieser Gegenstand in einer öffentlichen Versammlung in Berathung gezogen und eine Subscription für 5000 Pf. St., die hiezu nothwendig, eröffnet worden, als das Komité, an dessen Spitze Sir John Cockburn stand, sich im Besitze aller zu diesen Unternehmungen erforderlichen Mittel sah und zu schneller Ausrüstung der Expedition schreiten konnte. Die Regierung gab nur 2000 Pf. St. dazu. Kapitän Back hatte die Ehre, dem Könige von Großbritannien vorgestellt zu werden, der sich genau über den ganzen Plan der Unternehmung mit ihm unterhielt. Kapitän Back wird von einem sehr geschickten Arzte, Herrn King, dessen Enthusiasmus seinen Kenntnissen gleich kömmt, und vier Mann begleitet werden, von denen nur Einer Seemann ist, die drei andern haben jedoch schon mit Kapitän Back die Nordpol-Expedition unter Kapitän Franklin mitgemacht. Die Prinzessin Victoria ließ dem Kapitän Back einen sehr schönen Kompaß mit einer passenden Inschrift zustellen. Die Expedition wird am 9 Februar London verlassen und eine Woche später von Liverpool aus nach Newyork unter Segel gehen. Hier wird Kapitän Back eine Anzahl Canadier an Bord nehmen und mit ihnen den Weg nach Norden fortsetzen. Kapitän Back ist im Besitze einer Karte, die Kapitän Roß in England zurückließ und auf der er den Weg, den er zu nehmen gedachte, angedeutet hatte. Dieß gibt wenigstens einen Fingerzeig und erleichtert es, an den Ort zu gelangen, wo Kapitän Roß und seine Gefährten noch gefunden werden können, wenn sie nicht zu Grunde gegangen sind. Sollte der menschenfreundliche Zweck der Expedition mißlingen, so ist Kapitän Back doch in Stand gesetzt, wenigstens mit vielen interessanten Beobachtungen bereichert, von seiner edelmüthigen Unternehmung zurückzukehren. Da er mit einer Menge der besten Instrumente, insbesondere mit einigen ganz neu erfundenen, versehen ist, so erwartet man von Kapitän Back's Beobachtungen vorzüglich über die magnetischen Pole und die Nordlichter wichtige Beiträge zur Wissenschaft. Als Mundvorrath führt das Schiff hauptsächlich nur Pemmecan, das am leichtesten zu verpacken ist, und am meisten Nahrungsstoff enthält. Eben so ist es mit Glasperlen, Tabak u. s. w. zu Geschenken für die Eingebornen versehen.

Aus Beirut in Syrien sind vom 12 Dec. v. J. Briefe des Dichters Herrn von Lamartine eingetroffen, worin er schreibt: „Nach einer Reise von vierzig Tagen zu Pferde und im Bivouak durch das ganze südliche Syrien, Galiläa und Palästina bis an die Gebirge Arabiens und die Wüste Aegyptens, bin ich hier angekommen. Mit Ausnahme der Pest, die während meines Aufenthalts in Jerusalem herrschte, für mich aber nicht die geringste unangenehme Folge hatte, war meine ganze Reise sicher und angenehm. Es ist mir unmöglich die Aufnahme zu schildern, die ich überall bei den Europäern, Arabern und Aegyptiern fand. Ibrahim Pascha benahm sich gegen mich mit einer Güte, die so weit ging, seine Truppen zu meiner Verfügung zu stellen; wir fanden mitten in unserer Civilisation keine größere Gastlichkeit und Zuvorkommenheit. Während meiner Reise ließ ich meine Familie zu Beirut, und ich hatte das Vergnügen, sie vollkommen wieder hergestellt zu finden. Ich reise in diesen Tagen nach Damaskus, Balbek und Palmyra. Erst im Monate März oder April werde ich nach Aleppo und an den Euphrat gehen, jedoch ohne Begleitung meiner Familie."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 47. 16 Februar 1833.

Die Parteien in Spanien.

(Aus dem Metropolitan.)

Es möchte wirklich befremden, daß wir über Alles, was den gegenwärtigen Zustand Spaniens betrifft, dieses Landes, das einst das Werkhaus Europa's war, dessen Handel Schiffe nach allen Meeren sandte, dessen Beherrscher sich rühmen konnten, daß in ihrem Reiche die Sonne niemals untergehe, das einst auf der höchsten Stufe von Freiheit und Civilisation stand, so ganz im Dunkeln schweben, und über seine Regierung, den gesellschaftlichen Zustand, die Meinungen und Vorurtheile seines Volks, vor Allem aber über die Parteien, die sich gegenseitig um den politischen Einfluß bekämpfen, so schwankende und irrige Begriffe haben. Diese Unkenntniß ist indeß größtentheils dem Umstande zuzuschreiben, daß unsre Verbindungen mit diesem schönen Lande zu wenig unmittelbarer Art waren, und daß es, wegen des vorherrschenden, aber irrigen Glaubens an das dortige Elend und den Mangel an Bequemlichkeit, vor Allem aber der Gefahren halber, denen man in seinen Provinzen ausgesetzt sey, von Reisenden in der neuern Zeit nur wenig besucht wurde. Die erste dieser Ursachen hat aufgehört zu bestehen; die Posteinrichtungen sind, mindestens auf den „Estradas Reales" so vorzüglich als in irgend einem andern Lande des Kontinents; eine spanische Diligence übertrifft in Bequemlichkeit und Geschwindigkeit jede andere, und persönliche Gefahr ist, Dank sey es der diplomatischen Uebereinkunft zwischen den Herren Lafitte und Comp., und den Räuberhauptleuten, durchaus nicht zu besorgen.

Eine rücksichtlich der spanischen Angelegenheiten am meisten verbreitete Unrichtigkeit ist der allgemein herrschende Glaube, daß es in jenem Lande nur zwei große politische Parteien gebe, nämlich: Die Apostolischen oder Ultras, und die Konstitutionellen oder Liberalen. Dieß ist ein Irrthum; es gibt dort drei Parteien, die in ihren politischen Ansichten und Meinungen so weit von einander verschieden sind als die Tories, Whigs und Radikalen in England. Die erste derselben, die Apostolischen, ist in jeder Hinsicht, Kenntnisse ausgenommen, die mächtigste und einflußreichste. Sie begreift die gesammte Bevölkerung der untersten Klasse in den nördlichen, den größern Theil derselben in den mittleren und südlichen Provinzen, die ganze Ordens- und einen großen Theil der Weltgeistlichkeit. Fast sämmtliche Linientruppen und Regierungsbeamte, ja sogar beinahe alle königlichen Freiwilligen, auf die die bestehende Regierung früher sich vorzüglich stützte, sind dem Karlismus ergeben. An der Spitze der Partei der Kirche steht der Erzbischof von Toledo, ein Mann von der heftigsten Gemüthsart, der fast die gesammte Hierarchie des Reichs zu seinen Anhängern zählt. Wenn man die Bestandtheile dieser Partei genau erwägt, so wird man finden, daß nicht ihre numerische Ueberlegenheit allein es ist, auf die sie bei Ausführung ihrer Lieblingsentwürfe sich stützt: sie hat den unermeßlichen Reichthum der mönchischen Demokratie zu ihrer Verfügung, der willig und mit vollen Händen gespendet werden würde, um die Absichten einer Partei zu fördern, deren eifrigstes Streben dahin geht, sich der Zügel einer Regierung zu bemächtigen, die sie jetzt mit Bedauern nach zu liberalen Grundsätzen geleitet sieht. Das Haupt dieser Partei ist des Königs Bruder, der Infant Don Carlos, der entweder aus Heuchelei oder aus Ueberzeugung das Ideal eines Bigotten ist, und der, wie sie thörig wähnen, dazu bestimmt ist, das Land in die finstern Tage Philipps II zurückzuführen und die Kirche auf die frühere Stufe des Glanzes und der Macht zu erheben. Dieß sind die Elemente, aus denen die apostolische Partei besteht, die nicht nur durch Anzahl, Reichthum und Einfluß auf die Masse des Volks, sondern auch durch ihre Einigkeit und kühne Taktik furchtbar ist; zweimal versuchte sie bereits eine Revolution zu bewirken. Diese Partei wird nach dem Tode des Königs mit einer Entschiedenheit und Kraft auftreten, die dem Einsatz, um den gespielt wird, angemessen sind.

Die zweite in numerischer Reihenfolge ist die liberale Partei. Unter dieser Bezeichnung darf man nicht etwa die Verfechter der Konstitution von 1812 verstehen; diese leben fast alle in Verbannung in fremden Ländern; während ihr utopisches Regierungssystem den ganzen moralischen Einfluß verloren hat, den es durch den Enthusiasmus, den die Neuheit seiner Erscheinung erregte, auf Augenblicke gewonnen hatte. Als Regierungstheorie war die Konstitution von Cadiz vielleicht fast fehlerfrei, allein in der wichtigsten Hinsicht, der praktischen Anwendung auf die frühern Meinungen und Gewohnheiten eines Volks betrachtet, das seit Jahrhunderten im Schoße des Despotismus gewiegt worden war, und gewissenhaft an seinen alten Sitten hing, er-

wies sie sich als höchst mangelhaft. Man kann Dieß, ohne von irgend einem Parteiinteresse befangen zu seyn, behaupten, um so mehr, da der Umstand, daß die Mehrheit der Nation den zweimaligen Umsturz der Konstitution mit vollkommener Gleichgültigkeit ansah, einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit dieser Bemerkung liefert, wobei jedoch nicht unbeachtet gelassen werden darf, daß die zweite Niederlage durch fremde Bajonnette herbeigeführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen am Oyapock.

(Fortsetzung.)

Wir kamen an diesem Tage an dem Memora-Fall vorüber, der einem kleinen Krihk desselben Namens gegenüber liegt. Am 26 sahen wir den Chiquent-Fall, der auf den Karten unter dem Namen Sicny angegeben ist. Am folgenden Tag gelangten wir in den Cayomou-Fall, der von einer unermeßlichen Reihe aller Vegetation beraubter Felsen gebildet wird, zwischen denen sich Kanäle für die Kanots durchwinden. Wir erlegten hier einen Capiaie, *) der uns durch mehrmaliges Untertauchen vergebens zu entkommen strebte; zwei Pfeile trafen ihn in dem Augenblicke, als er das Land erreichte, und er hatte gerade noch so viel Kraft, daß er das Ufer gewinnen konnte, wo er verendete. Er wog hundert Pfund, und wir waren genöthigt ihn an Ort und Stelle zu zerlegen, um nur die besten Stücke mit uns zu nehmen. Obschon sein Fleisch sehr schlecht ist, so wird es doch von den Indianern gegessen, und die unsrigen dörrten ihre Beute am Abend sehr sorgfältig, um sie für folgende Tage aufzubewahren. Der Capiaie ist fast im ganzen südlichen Amerika und auch in Montevideo, Brasilien und Guyana heimisch.

Auf den obigen folgt der Waikairou-Fall, der weit malerischer ist, und in dessen Mitte wir auf einer Insel anlegten, um die Nacht daselbst zuzubringen. Zwei große Inseln spalten ihn in mehrere Theile, die unzähligen kleinen, mit üppiger Vegetation bedeckten Inselchen ungerechnet, die allenthalben auftauchen. Die Ufer des Flusses wurden hier bedeutend höher, und wir gewahrten am Horizont die Gebirge des Camopi, von denen wir nicht weiter als einige Stunden entfernt waren. Seit drei Tagen waren wir keinem Kanot begegnet; nirgend war eine Spur alten oder neuen Anbaus zu erblicken, und allenthalben war es so einsam, daß man zu glauben versucht wurde, es seyen noch nie Menschen bis in diese Gegend gedrungen.

Am 28 Morgens schifften wir dem Simocou-Etan-Fall vorüber, und gelangten Mittags zur Mündung des Camopi. Dieser gegenüber liegt eine wüste Insel, an der wir am Fuße eines von der Expedition des Ingenieurs Baudin, **) im Jahre 1826 errichteten Kreuzes anlegten. Der Camopi ist der bedeutendste unter den in den Oyapock fallenden Flüssen; aus dem schnellen Steigen des letztern an dieser Stelle kann man einen Schluß auf die Größe der Wassermasse machen, welche der Camopi zuführt. Die Quellen des Letztern sind nicht bekannt, doch ist er, so weit man ihn untersucht hat, leichter zu befahren, als der Oyapock. Die Missionäre fanden an seinen Ufern mehrere indianische Stämme, die sie an seiner Mündung auf dem rechten Ufer versammelten, so daß die Mission sich über beide Flüsse zugleich erstreckte. Auch hier findet man, wie zu St. Paul, große Pflanzungen von Cacaobäumen, aber keine äußeren Merkmale der früher bestandenen Mission sind jetzt mehr sichtbar; sie ward zur nämlichen Zeit wie die letztern zerstört. Die Mission St. Paul schickte alle Monat ein Kanot nach Cayenne, und durch ihre Vermittlung erhielt die am Camopi die Befehle der Obern und die europäischen Artikel, deren sie bedurfte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es den Missionären mit ihrem System, von Entfernung zu Entfernung Missionen anzulegen, endlich gelungen wäre, Guyana eine ganz andere Gestalt zu geben. Sie hatten bereits mehreremale den obern Theil des Oyapock untersucht, und es fehlte ihnen nur an Zeit, um sich dort festzusetzen.

Unmittelbar oberhalb dem Camopi verengert sich der Oyapock merklich, und seine Breite beträgt hier nur ungefähr hundert Klafter. Das Bett des Flusses gleicht hier zuweilen einem breiten Kanal, der sich ins Unabsehbare verliert. Die Hügel an beiden Ufern werden jetzt fast zu Gebirgen, und am Horizont sieht man jene emporragen, in denen die Oyampis hausen. Wir kamen hier noch an demselben Tage an, nachdem wir den Coumarawa-Fall passirt hatten.

Die Pflanzung, bei der wir anlegten, gehörte einem Oyampi-Indianer Namens Awarassin, bei dem wir an zwanzig Personen beiderlei Geschlechts theils von seiner Familie, theils Fremde fanden. Alle waren mit Genipa und Orleans bestrichen, und ihre Haare besonders mit letzterm tüchtig eingestreut, wovon sie eine leuchtend rothe Farbe erhalten. Beide Farben bilden auf dem Körper keine regelmäßige Zeichnung, sondern nur einen rohen in aller Eile mit den Fingern gemachten Anstrich, der weniger zur Zierde als zum Schutze gegen die Stiche der Muskitos diente, denen besonders der Geruch des Orleans höchst zuwider ist. Die Kleidung dieser Oyampis unterschied sich übrigens in nichts von der der Indianer, die mit uns gekommen waren. Wir wurden gut aufgenommen, und nachdem der Cachiry einige Zeit in Coups, *) die von den Weibern so oft gefüllt wieder wurden, als sie geleert waren, im Kreise herumgegangen war, beeilten sie sich

---

*) Cavia capibara nach dem System.

**) Diese nach sehr großem Maßstab unternommene Expedition hatte zum Zweck, die Quellen des Oyapock kennen zu lernen, und wo möglich noch über dieselben hinauszudringen. Ihre Einrichtung war Ursache, daß sie scheiterte, und sie kam nicht weiter als bis zur Wohnung des Häuptlings Waninita, 85 Stunden von der Mündung des Flusses. Baudin allein drang noch ungefähr 20 Stunden weiter vor, und kam zurück nachdem er auf einem Felsen, mitten im Fluß, die noch vorhandene Inschrift: Consummatum est 1826, eingegraben hatte. Er starb bald nach seiner Rückkehr nach Cayenne, von den Indianern vergiftet, wie es heißt, wohl aber, was wahrscheinlicher ist, in Folge ausgestandener Beschwerden und klimatischer Einflüsse.

*) Ein Gefäß, das aus der in zwei Hälften getheilten Frucht des Flaschenkürbisbaums verfertigt wird.

uns Bogen, Hängematten und andere Gegenstände für die von uns mitgebrachten zum Tausch anzubieten.

Awarassin hatte, wie man zuweilen bei den Indianern findet, zwei Frauen. Die jüngste, die ziemlich hübsch war, trug großes Verlangen nach einer Camisa und quälte ihren Mann ganz laut ihr eine zu kaufen; endlich gab er ihren Bitten nach; anstatt ihr aber das so sehnlich gewünschte Kleidungsstück zu geben, schenkte er es seiner ersten Frau, die, ohne etwas zu begehren, von fern stand, und um Vieles älter war. Die jüngere, gekränkt durch diese öffentliche Beschimpfung, zog sich in ihre Hütte zurück, und wir sahen sie nicht wieder. Hat ein Indianer mehrere Frauen, so fordert die Sitte, daß die zuletzt genommene sich der Wirthschaft unterziehe, den Mann bediene, und den ältern gewissermaßen unterthan sey; indeß begnügen sich fast alle mit Einer Frau, und die der Vielweiberei anhängenden haben selten mehr als zwei.

Die Hütten Awarassins waren besser gebaut als alle, die wir bis jetzt gesehen hatten. Die Indianer haben stets zwei verschiedene Arten von Wohnungen, von denen die eine, Sura genannt, 15 bis 20 Fuß über dem Boden erhoben, die andern aber niedrig sind; die letztern nennen sie Kouboupa. Die erstern sind ihre eigentlichen Wohnungen, in denen sie ihre kostbarsten Habseligkeiten bergen, die Nacht schlafen, und in denen die Weiber die Speisen bereiten. Ihre Gestalt ist gewöhnlich ganz die unsrer Häuser, zuweilen aber sind sie achteckig, und sehr regelmäßig gebaut; man steigt zu ihnen auf einem schräg liegenden, mit einem Geländer versehenen Balken empor, in welchen Stufen gehauen sind. Der Kouboupa ist zur Aufnahme von Fremden bestimmt; hier werden den Tag über die Hängematten aufgeschlagen, und hier versammelt man sich an Erholungstagen, um zu trinken; diese Art Wohnung hat meist die Gestalt eines gleichseitigen, an beiden Enden abgerundeten Vierecks. Der Kouboupa Awarassins war rund und mit einer ziemlich gut gefertigten Wölbung bedeckt, die ihm das Aussehen eines Bienenstocks gab. Diese Hütten sind nach allen Seiten offen, und das Dach geht so weit herab, daß man sich beim Eintritt bücken muß; obschon sie sehr rein gehalten werden, so wimmelt es dennoch im Innern von Schaben und Chiken oder Sandflöhen, die außerordentlich lästig sind.

Eine Viertelstunde von dieser Pflanzung lebt eine andere indianische Familie, bei der wir uns am andern Morgen bei Fortsetzung unsrer Reise einen Augenblick aufhielten. Wir fanden hier zwei Emerillons-Indianer, die vom obern Theil des Camopi gekommen waren, um ihre Freunde am Oyapock zu besuchen. Beide schienen ungefähr zwanzig Jahre alt zu seyn, und hatten nicht weniger als 5 Fuß 10 Zoll; ihre Gesichtszüge trugen den Ausdruck der Sanftmuth, und ihre Glieder hatten jene runden weiblichen Formen, die man an einer Menge Indianer von verschiedenen Stämmen sieht, und die nicht der Jugend, sondern einer eigenthümlichen Organisation zugeschrieben werden müssen. Hier sahen wir zum erstenmale zwei junge Mädchen von 15 bis 16 Jahren im völligen Stand der Natur. Beide trugen ungeheure Halsbänder von Glascorallen, von denen einige Schnüre über den Rücken hinab hingen, was sich recht hübsch machte. Sie folgten beständig den Fußstapfen ihrer Mutter und versteckten sich hinter sie, wenn wir einen Blick auf sie warfen, nicht so wohl aus Scham, sondern vielmehr aus jenem Instinkte, der uns in der Kindheit, bei der mindesten Furcht die uns befällt, bei den Urhebern unsrer Tage Schutz zu suchen treibt. Wir machten jedem der beiden Kinder eine Camisa zum Geschenk, mit der sie sich sogleich bekleideten, und die sie ganz glücklich zu machen schien.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

(Schluß.)

Hier ward die allgemeine Erwartung der Zuschauer sichtbar, und die Gräfin wurde bleich und schien zu wanken. Der Präsident verlas hierauf den Brief, der folgenden Inhalts war:

„Ich muß auf Ihre Freundschaft zählen, indem ich Sie, mein lieber Drouillet — (Allgemeine Bewegung) indem ich Sie, mein lieber Drouillet, mit der schrecklichen Verlegenheit bekannt mache, in der ich mich am Ende des Monats befinden werde. Samstag ist ein schrecklicher Tag. Ich habe einem Menschen 260 Franken zu bezahlen, der mir den Schuldschein, den er seit zwei Monaten in Händen hat, nicht mehr erneuern wollte, und mir eine Scene machen und Alles kurz und klein schlagen würde, wenn ich ihn nicht bezahlen könnte. In Todesangst wende ich mich an Sie, mit der Bitte, mir diese Summe zu verschaffen zu suchen. Begriffen Sie die Furcht in Betreff Dessen, was mich betrifft? Ich muß Sie sehen; allein ich würde nicht das Herz fassen, mit Ihnen davon zu sprechen, und ziehe daher das Schreiben vor. Ich zähle auf Sie, wie Sie auf mich zählen können. Seyen Sie von meiner aufrichtigen Freundschaft überzeugt.“ Wie kommen Sie, fuhr der Präsident nach Vorlesung des Briefs fort, in diese vertraute Freundschaftsverbindung mit Drouillet, der zu zwanzigjähriger Galerenstrafe verurtheilt war?

Die Gräfin: (Anfangs stotternd, allmählich aber wieder Fassung gewinnend) Ich kenne den Grund seiner Verurtheilung nicht; er bekannte mir blos, daß er seine Strafe überstanden habe und begnadigt worden sey. Drouillet schien mir über sein Vergehen äußerst reumüthig. Er gehört einer wohlhabenden Familie des Departements Gers an, und ist in seinem Fache als Graveur ein sehr geschickter Arbeiter. Aus seiner Reue mußte ich schließen, daß er allen schlechten Grundsätzen entsagt habe.

Der Präsident: Drouillet, geben Sie den Herren Geschwornen Aufschluß über ihre Verhältnisse mit Madame Nays, und wie Sie ihre Bekanntschaft gemacht haben.

Drouillet: Ich wurde durch den Bruder Fossards mit ihr bekannt. Etienne Fossard hatte aus dem Bicêtre an sie geschrieben, und sie gebeten, sich für seine Begnadigung zu verwenden.

Der Präsident: Hatte sie Kenntniß von dem Diebstahle?

Drouillet: Die Frau Vicomtesse von Nays hatte eben so wenig eine Kenntniß davon, als ich selbst, der ich ganz unschuldig bin. Sie wußte nicht, woher das Geld kam, das sie erhielt, und man brauchte ihr auch darüber nicht Rechenschaft abzulegen; sie konnte nicht ahnen, daß das Geld vom Diebstahle herkam.

Der Präsident: Besuchten Sie sie oft?

Drouillet: Zuweilen ein- oder zweimal des Tags. (Bewegung unter den Zuhörern.) Oft hatte ich sogar die Ehre Madame zu begleiten, die mich überhaupt stets sehr gütig aufnahm. (Gemurmel.)

Der Präsident: Wie viel Geld erhielt sie von Ihnen?

Drouillet: 1060 Franken.

Der Präsident: Sie haben einen Brief verlesen hören, der an Sie gerichtet war. Haben Sie Madame Nays die verlangte Summe zugestellt?

Drouillet: Ja, mein Herr.

Der Präsident: Wo nahmen Sie dieses Geld her?

Drouillet: Es gehörte mir; Madame Nays hatte mir versprochen, mir eine Stelle unter den Zeughausarbeitern des Heeres zu ver-

schaffen, und wären die Schritte, die sie für mich that, geglückt, so würde ich fünfzehn oder zwanzig Tage vor meiner Verhaftung Paris verlassen haben.

Der Präsident: Sie haben sich also zur Beschützerin eines begnadigten Galeerensklaven gemacht?

Die Gräfin: Ja, mein Herr, er hatte mir versprochen zu arbeiten, und schien seine Fehler aufrichtig zu bereuen.

Ein Geschworner: Madame, haben Sie Bälle und Abendgesellschaften gegeben, um die Gunst der Personen zu erwerben, deren Schutz sie suchten?

Die Gräfin: Ja, mein Herr, ich gab Bälle; denn so ist es in der großen Welt Sitte.

Der Geschworne: Hat diesen Bällen einer oder der andere von den Angeklagten beigewohnt?

Die Gräfin: (sich abwendend, als wollte sie ihr Erröthen verbergen) Nein, mein Herr.

Drouillet: Ich wünschte, daß man die Gräfin frage, ob es nicht wahr ist, daß sie bei mir zwei Siegel bestellte, das eine mit ihrem Wappen, das andere mit dem ihres Gemahls?

Die Gräfin: Ich hatte Herrn Drouillet das Wappen meines Gemahles geschickt, und ihn gebeten, auch mein Familienwappen zu stechen. (Gemurmel.)

Drouillet: Statt sie in Kupfer auszuführen, nahm ich mir vor, sie in Gold zu stechen, um ihr nach ihrer Rückkehr von Brest eine Ueberraschung zu bereiten.

Der Präsident: Madame, Sie können sich setzen.

Die Gräfin: Ich möchte den Gerichtshof bitten, mich entfernen zu dürfen . . . ich fühle mich unwohl.

Da weder der Präsident, noch der Generaladvokat oder die Angeklagten Etwas dagegen einzuwenden hatten, so wurde ihr Dieß erlaubt. Die Gräfin schwankte langsamen Schrittes der Bank der Zeugen zu, die sie kaum erreichte, als sie ohnmächtig niedersank. Einige Frauen eilten ihr zu Hülfe, man trug sie in den Korridor hinaus, wo sie wieder zu sich kam, und auf ihre Kammerfrau gestützt sich entfernte. Etienne Fossard folgte ihr mit Blicken großer Theilnahme.

Der Generaladvokat erhielt nun das Wort, um die Anklage zu unterstützen. Die Schuld Etienne Fossards schien ihm hinlänglich durch sein eigenes Geständniß erwiesen; eben so sucht er aus den dem Einbruche vorausgegangenen und gefolgten Umständen die Theilnahme Drouillets darzuthun. Die Mitschuld des ältern Fossard als Hehler erscheint ihm aus den eigenen Geständnissen desselben gleichfalls unzweifelhaft. Auch gegen die beiden Angeklagten besteht er auf der Anklage, und indem er von der Gräfin Nays sprach, bediente er sich der Worte: „Was diese Frau betrifft, gegen welche die Gerechtigkeit nicht mit aller Strenge einschreiten wollte, so steht es Ihnen zu, ihr Benehmen zu würdigen."

Der Vertheidiger Etienne Fossards suchte hierauf vorzüglich den einbekannten Einbruch desselben in ein Licht zu stellen, unter dem er den Charakter des Diebstahles verlieren sollte. „Etienne Fossard, sagte er, zu ewiger Galeerenstrafe verdammt, faßte den Entschluß, sich um jeden Preis seine Freiheit wieder zu verschaffen. Er wollte Paris wieder sehen, und setzte den Direktor des Bagno von seinem Vorhaben, zu fliehen, in Kenntniß. Ungeachtet der deßhalb vermehrten Aufsicht gelang es ihm dennoch zu entkommen. In der Hauptstadt angelangt, war Etienne Fossard auf Mittel bedacht, seine Begnadigung zu erlangen. Der Eifer der Personen, die sich für ihn verwendeten, schien ihm nicht auszureichen; er wollte selbst mit seinem Gesuche hervortreten. Allein um Dieß mit Nachdruck thun zu können, mußte er ein Unterpfand, einen Geisel in Händen haben. Zu diesem Zwecke mußte er einen ausgezeichneten Diebstahl begehen, die entwendeten Gegenstände in Sicherheit bringen, und die Wiedererstattung derselben zur Bedingung seiner Begnadigung machen. So verübte er den Einbruch in die königliche Bibliothek, und brachte die der Obhut des Herrn Raoul Rochette anvertrauten Gegenstände zu seinem Bruder, um sie ganz sicher zu wissen. Unglücklicherweise fürchtete dieser nach Etienne's Verhaftung, man möchte bei ihm Haussuchung halten, und schmolz einen Theil der Münzen ein. Außerdem würde man sie bis auf die letzte unversehrt wieder gefunden haben." Schließlich bemerkte Etienne's Anwalt, daß alle in der Anklage gegen Fossard erhobenen Beschuldigungen nur auf dem Geständnisse von ihm selbst beruhen, weßhalb er die Frage aufwirft, ob die Einbekenntnisse eines Angeklagten allein schon hinreichend sind, ihn verurtheilen zu können?

Nachdem auch die Vertheidiger der übrigen Angeklagten gehört worden waren, entfernten sich endlich die Geschwornen, und kehrten nach einer zwanzig Minuten langen Berathung, Abends neun Uhr, in den Saal zurück, um ihren Ausspruch bekannt zu machen, in Folge dessen der ältere Fossard der Mitschuld als Hehler, Etienne Fossard und Drouillet als des Diebstahles mit Einbruch schuldig, der jüngere Fossard und Drouhin aber nicht schuldig erkannt wurden. Der Gerichtshof verurtheilte hierauf den ältern Fossard zu zehn Jahren Gefängniß ohne Ausstellung; Etienne Fossard zu vierzig Jahren Galeerenstrafe mit Ausstellung; Drouillet zu zwanzigjähriger Galeerenstrafe und Ausstellung. *) Der Präsident sprach zuletzt die Freilassung des jüngern Fossards und Drouhins aus.

Der ältere Fossard und Drouillet vernahmen ihr Urtheil ziemlich gefaßt; Etienne aber rief: „Das ist eine Schändlichkeit, eine Abscheulichkeit! Mein Bruder ist unschuldig!

Der Präsident: Etienne Fossard, schweigt und achtet das Gericht.

Etienne (zu den Geschwornen): Ihr seyd Ungeheuer, Tiger! Ihr habt weder Herz noch Seele! Mein Bruder war unschuldig! Es ist eine Abscheulichkeit! Es ist das zweitemal, daß ich das Opfer menschlicher Grausamkeit werde; ich wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, weil ich mich eines Diebstahles schuldig bekannte, den ich nicht begangen hatte, und ich bekannte mich schuldig, um der Konscription zu entgehen. Napoleon war ein Tyrann, aber ihr seyd es noch mehr; er würde keine solche Scheußlichkeit begangen haben.

Der Generaladvokat vermahnte ihn zur Ruhe; allein Etienne Fossard schrie mit erhöhter Stimme:

„Ich kümmere mich um nichts, ich achte nichts mehr. Mein einziges Bedauern ist, daß ich diese verfluchte Bibliothek nicht in Brand gesteckt habe; ich würde in ihren Flammen jeden Verdacht begraben haben. Ja, Dieß ist meine einzige Reue."

Die Munizipalgarden zwangen ihn endlich, sich von der Bank zu erheben, und führten ihn sammt den übrigen Verurtheilten ab.

Vermischte Nachrichten.

Bei dem Postwesen in Paris sind ein Generaldirektor, drei Administratoren, ein Generalsekretär, 680 untere Beamte und 560 Briefträger angestellt. Die Kosten belaufen sich auf 2,082,110 Franken; im Durchschnitt bezieht jeder Postbeamte einen jährlichen Gehalt von 2481 Fr., ein Briefträger 855 Fr. — Die Posteinnahmen von Briefen und Zeitungen belaufen sich auf 7,080,000 Fr., was einen reinen Ertrag von 5,007,890 Fr. gibt. Die Durchschnittszahl der Briefe, die täglich vertheilt wurden, war mit Ausschluß der Regierungsdepeschen 28,000 aus den Provinzen und 15,000 aus Paris. Von Paris wurden täglich, gleichfalls die Regierungsdepeschen ungerechnet, 60,000 Briefe und 58,000 Zeitungen abgesendet. Die Zahl der Reisenden auf den Post- und Eilwägen belief sich im Jahre 1829 auf 60,000, im Jahre 1815 nur auf 4000. Die Schnelligkeit, mit der man auf dem ersten Rayon im Jahre 1815 befördert wurde, war im Durchschnitt eine Stunde und 9 Minuten auf die Station, im Jahre 1829 nur 56 Minuten, was eine Vermehrung der Schnelligkeit von 23 Minuten betrug. Von den 68,000,000 Briefen, die durch das Postamt jährlich befördert wurden, blieben im Jahre 1829 1,016,000 unbestellt, also 1 auf 65; von diesen wurden 508,000 nicht angenommen, 200,000 blieben unabgefordert liegen, 102,000 waren an Personen gerichtet, die nicht ausgemittelt werden konnten, und 70,000 wurden ausgesteckt, um wieder zurückverlangt zu werden.

*

Herold, der Schüler Mehuls, der Compositeur des „Glöckchens," des „Maulthiertreibers," des „Zamba" und des „Pré aux Clercs" ist zu Paris in der Blüthe seiner Jahre verstorben, und auf dem Kirchhofe Père-Lachaise begraben worden.

*) Bei Fossard ist es das doppelte Maximum der Strafe auf Diebstahl mit Einsteigung und Einbruch, bei Drouillet das einfache Maximum, nach dem neuen Artikel des Code pénal. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 48. 17 Februar 1833.

Die Parteien in Spanien.

(Fortsetzung.)

Unter der liberalen Partei in Spanien verstehen wir jene Klasse, deren unausgesetzter und glühender Wunsch es ist, ihr Vaterland aus seiner jetzigen Erniedrigung aufzustehen, und unter den übrigen freien Staaten der Erde einen seiner Größe würdigen Rang einnehmen zu sehen; unter dieser Partei sehen wir einige Granden der ersten Klasse, den gesammten Adel, die großen Gutsbesitzer, einige aufgeklärte Mitglieder der Weltgeistlichkeit, des Gelehrten- und Handelsstandes und die königliche Garde, kurz die ganze Intelligenz des Landes. Die königliche Garde, 25,000 Mann stark, und in persönlicher sowohl als in materieller Hinsicht den Haustruppen jedes europäischen Monarchen gleichzustellen, hat man, nach dem jüngern Theil des Offizierkorps urtheilend, allgemein der Regierung eifrig ergeben geglaubt; allein auch Dieß ist eine jener vielen irrigen Ansichten von den innern Verhältnissen Spaniens. Die Subalternoffiziere sind zwar fast noch Knaben, allein die höhern Offiziere sind alte, versuchte Soldaten, die den liberalen Grundsätzen zugethan sind, und zwar nicht etwa aus blinder Liebe zur Freiheit, sondern aus der herben Ueberzeugung, daß unter der bestehenden Regierung die Beförderung langsam vorwärts schreitet und das Verdienst unbelohnt bleibt. Der Widerstand, den die liberale Partei zu überwinden hat, ist unermeßlich, erstens wegen der Verschiedenheit der unter ihr herrschenden Meinungen und Ansichten, und zweitens der Zeit und der Geduld wegen, die dazu gehören, die Wolken kimerischer Finsterniß zu zerstreuen, die ihr umnachtetes Vaterland so lange bedeckten, und dessen Energie und Industrie lähmten. Die erstere dieser Ursachen wäre allein schon mächtig genug, jeden glücklichen Erfolg zu hintertreiben.

Es wird vielleicht Zweifel und Verwunderung erregen, wenn man hört, daß die Anhänger der Regierungspartei an Zahl die schwächsten sind, allein Dieß ist dennoch der Fall. Man findet sie kaum außerhalb des Bereichs des Hofes, und sie sind mit einigen Ausnahmen auf die Ministerien und die Regierungsbeamten beschränkt, in deren Interesse es liegt den Hof, ihrer Stellen und des Genusses ihrer Besoldung halber, zu unterstützen. Zu diesen kann man noch einige wenige der „Moderados" der beiden andern großen Parteien rechnen, eine Verschmelzung, die den Fernandos kürzlich die Benennung der spanischen Justemilieupartei verschafft hat. Die Schwäche der Hofpartei hat ihren Grund größtentheils in dem Verlust der Kolonien, wodurch dem Hof die Mittel sich durch Verleihung einträglicher Stellen und Monopole Anhänger zu verschaffen, bedeutend geschmälert worden sind, denn die Käuflichkeit und Bestechlichkeit der Nation ist so groß, daß sie sich begierig jeder Partei anschließen würde, in deren Macht es stände namhafte Begünstigungen zu ertheilen. Man kann daher behaupten, daß das Ansehen der gegenwärtigen Regierung nur noch durch die Eifersucht ihrer Rivalen und durch die lange Gewohnheit des Gehorsams und der Verehrung gegen den Namen König besteht, ein Zauberwort, das so mächtig auf jede Klasse der Nation wirkt, daß die Regierung ungeachtet aller Schwäche und bei gänzlichem Mangel großer Eigenschaften und physischer Kraft, die allein eine fehlerhafte und unvolksthümliche Regierung aufrecht zu erhalten vermögen, gerade durch ihr Fortbestehen einen Beweis gibt, wie wenig wir von dem Stand der öffentlichen Meinung in Spanien unterrichtet sind. Man erwartete allgemein, daß das politische Erdbeben, durch das die Bourbone vom französischen Thron gestürzt wurden, seine Erschütterungen auch bis nach Spanien verbreiten würde; die Konstitutionellen sammelten sich an der Gränze, aber im Lande selbst zeigte sich weder eine Bewegung zu Gunsten der Konstitution, noch hielt Ferdinand die Streitkräfte, die an der Schwelle seines Landes zusammengezogen wurden, einer besondern Beachtung werth. Seine Aufmerksamkeit war zu jener Zeit vor Allem auf Das gerichtet, was innerhalb der Gränzen seines Reichs vorging — die Bewegungen der Apostolischen, deren Absichten einzig durch die Kraft und Thätigkeit des Grafen Espagna, der Stütze der Hofpartei vereitelt wurden.

Wenn wir die in den vorstehenden flüchtigen Umrissen geschilderten Parteien mit ruhigem Blicke mustern, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß Spanien noch durch manche Feuerprobe zu gehen haben wird, bevor die Freiheit auf seinem Boden Wurzel schlagen kann. Zwischen den beiden großen Parteien, die die beiden äußersten Sprossen der gesellschaftlichen Leiter einnehmen, ist eine Verschmelzung unmöglich und ihr Kampf um die Oberherrschaft kann nur Elend und Unglück auf das arme Land häufen. Es wäre in der That ein Glück für die spanische Nation gewesen, wenn ihr unbeugsamer Stolz und ihre heftige

Abneigung gegen fremde Herrschaft dazu hätte vermocht werden können, sich der Dynastie Napoleons zu unterwerfen; denn unter einem kräftigen, aufgeklärten Despotismus, wenn er auch keine politische Freiheit gestattet, würde sie eine vollkommene politische Gleichheit erhalten haben, rasch auf der Bahn zu ihrer Wiedergeburt vorgeschritten und jener furchtbaren Katastrophe entgangen seyn, der sie jetzt mit Riesenschritten entgegengeht. Es ist unmöglich das unvermeidliche Unglück, das seiner wartet, zu verhehlen; Spanien kann nur durch eine Revolution seine Wiedergeburt erlangen, die gleich der französischen, die gesellschaftlichen Bande zerreißt, und Alles in das Chaos einer Verwirrung stürzt, aus dem nur nach furchtbarem Kampfe die Elemente eines neuen Lebens sich entbinden können. Der neue Gang, den die Regierung seit dem Krankenlager des Königs eingeschlagen hat, könnte allerdings eine bessere Ordnung der Dinge herbeiführen, und das Land auf der Bahn zum Glück und Wohlstand um einen Schritt weiter bringen, allein diese segensreiche Periode liegt entfernter als man auf den ersten Anblick glauben sollte. Die Schwäche der gegenwärtigen Regierung ist auf einem Wege begriffen, der sich früher oder später dem kräftigen Despotismus der Karlisten zuneigen wird, denn in die Hände dieser Partei werden, wie uns scheint, endlich die Zügel der Regierung fallen, Don Carlos mag nun, in Folge des salischen Gesetzes, den Thron besteigen oder, während der Minderjährigkeit seiner Nichte Isabella Maria Christina, als Regent auftreten.

Unwissenheit und Gleichgültigkeit der großen Masse gegen politische Freiheit ist jetzt eine der vorherrschendsten Züge des spanischen Volks. Sein Stolz, sein Hang zu Bequemlichkeit und Vergnügungen und vor Allem seine Neigung zur Trägheit, machen es ihm fast unmöglich, seine früheren Gewohnheiten mit den Institutionen der Freiheit, deren Erhaltung eine unausgesetzte Thätigkeit erfordert, in Einklang zu bringen. Hat der Spanier der südlichen und mittleren Provinzen nur seine Cigarre, sein Mädchen und sein herrliches Klima, so kümmert es ihn wenig, nach welchem Regierungssystem sein Vaterland verwaltet wird, während die nördlichen Provinzen im Genuß ihrer großen Vorrechte mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge zufrieden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen am Oyapock.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir an dem eine Stunde von den letztern Indianern entfernten Arikoto-Fall vorüber waren, bemerkten wir die ziemlich ausgedehnten Umbrüche (abatis) eines Oyampi-Indianers, Namens Oropoam. Wir fanden in der Hütte fünf oder sechs Weiber, die in ihren Hängematten schlummerten. Eines von ihnen machte sich auf um die Männer herbeizuholen, die im Wald mit Aushöhlungen eines Kanots beschäftigt waren, und bald darauf, funfzehn an der Zahl, sich einfanden. Wir hatten am Oyapock noch keine so schönen Männer gesehen, und einer besonders fiel mir auf, der von athletischem Körperbau und einer Achtung gebietenden Gestalt war. Der rasche Schritt mit dem sie, Bogen und Pfeile in den Händen, auf uns zueilten, ihre sorgfältig bemalten Körper, so wie die Kronen und Armbänder von Federn, mit denen sie geschmückt waren, stellten uns das Bild in den Kampf ziehender indianischer Krieger dar. Sie begrüßten uns mit lautem Geschrei, wobei sie alle zugleich das Wort Banaré (Freund) wiederholten, und um die neue Bekanntschaft zu befestigen, begann der Cachiry sogleich in ungeheuern Coups zu kreisen, die von den Weibern aus der Sura, wo der Vorrath von diesem Getränk lag, unablässig gefüllt wurden. Wir mußten tüchtig Bescheid thun, denn jeder der Anwesenden beeilte sich, uns seinen Coup zu kredenzen, nachdem er vorher selbst von dessen Inhalt genippt hatte. Jeder von uns wählte aus den Indianern einen Banaré, oder besondern Freund, dem wir verschiedene Geschenke machten, und der es sich nun besonders angelegen seyn ließ, uns recht zum Trinken zu nöthigen.

Nach Verlauf einer Stunde ging ich, da ich einer so zudringlichen Gastfreundschaft nicht länger zu widerstehen vermochte, um die Pflanzungen zu besichtigen, die ich sehr gut bestellt, und außer Maniok mit süßen Pataten, Yams, Pisang, Zuckerrohr u. s. w. bebaut fand. Bei meiner Rückkehr in die Hütte, nach einer Abwesenheit von drei Stunden, fand ich die Indianer noch tüchtiger zechend als vorher, alle waren bereits trunken, fuhren aber dennoch fort, den Cachiry in langen Zügen hinabzuschütten. Sie blieben indeß immer noch bei Sinnen und wollten in der Nacht das Fest sogar mit einem Tanz beschließen; allein Dieß war unmöglich; die Tänzer konnten sich nicht auf den Füßen halten, und fielen alle Augenblicke um. Sie entschlossen sich endlich ihre Hängematten zu suchen.

Dieß ist nur ein schwaches Bild der indianischen Orgien wie sie an großen Festtagen gehalten werden; vor ihrer Beschreibung wird es indeß nöthig, etwas von dem schon oft erwähnten Cachiry und den übrigen bei ihnen üblichen Getränken zu sagen. Der Maniok, auf verschiedene Weise zubereitet, ist der Hauptbestandtheil aller gegohrnen Getränke; der Cachiry, das gewöhnlichste von allen, wird aus zerriebenem Maniok bereitet, dem man noch einige zerquetschte süße Pataten beifügt; die ganze Masse wird sieben bis acht Stunden lang gesotten und dann 36 oder 40 Stunden lang der Gährung überlassen. Um diese zu befördern, wirft man zuweilen in das Gefäß, welches das Getränk enthält, gekauten Maniok und die ganze Masse wird dann durch ein Manaret oder großes, aus der Rinde des Arouma verfertigtes Sieb getrieben. Dieses Getränk ist weiß wie Milch, dick, und hat einen säuerlichen Geschmack, der gar nicht unangenehm ist, und an den man sich bald gewöhnt; ein Europäer der nicht daran gewöhnt ist, kann ohne berauscht zu werden, zwei Weinflaschen voll davon trinken, und nur durch übermäßige Menge gelingt es den Indianern sich in den Zustand der vollkommensten Trunkenheit zu versetzen. Der Ouicou wird bereitet, indem man einen aus Kassava und Pataten vorher verfertigten, gebohrnen Teig in lauwarmem Wasser zerrührt. Der Geschmack dieses Getränks ist süßer und angenehmer als der des Cachiry, auch berauscht es weit schneller. Der Papaouraou und der Paya werden auf ähnliche Weise bereitet, sind aber

weit weniger üblich; der letztere kommt an Stärke unserm Branntwein gleich. Außer diesen Getränken, bereiten die Indianer noch andere nicht berauschende und zwar immer frisch, indem sie Bananen oder Yams in Wasser zerquetschen und die Masse durch den Manaret abseigern; auch in das Wasser werfen sie, so oft sie trinken, eine Hand voll Couac (Körner aus gedörrter Kassava), die ihm einen säuerlichen Geschmack mittheilt, den sie sehr lieben, und der es ihrer Meinung nach der Gesundheit zuträglicher macht. Man sieht hieraus, daß ihre Industrie, was Getränk betrifft, sehr vielseitig ist.

Soll ein Fest gefeiert werden, so bereiten die Weiber mehrere Tage vorher eine ungeheure Menge Cachiry, mit der sie alle Gefäße anfüllen, deren sie nur habhaft werden können; sind hundert Indianer gegenwärtig, so kann man annehmen, daß sie acht bis zehn Stückfässer voll bereiten. Am festgesetzten Tage stellen sich die Indianer, aufs Beste geschmückt, ein; die Tänze fangen an, und dauern ununterbrochen mehrere Tage und Nächte fort, wobei man sich nur die unumgänglich nöthige Ruhe gönnt und nichts genießt als Couac und Wasser. Nun folgt eine allgemeine Jagd und Fischerei; von dieser zurückgekehrt, bereiten die Weiber das erlegte Wild und die erbeuteten Fische und ein großes Mahl wird gehalten, bei dem man jedoch abermals nur Wasser trinkt. Nach dem Essen legen sich die Männer in ihre Hängematten und nun beginnt die widerlichste Orgie, die man sich nur denken kann: die Weiber schleppen den Cachiry in großen Coups herbei, die sogleich geleert und immer wieder durch andere ersetzt werden. Bald bemächtigt sich der Zecher die vollständigste Trunkenheit und von allen Seiten sieht man deren, die Das was sie eben gegessen haben, gewaltsam von sich geben, ohne daß Dieß sie hinderte, unmittelbar nachher aufs neue zu trinken; die Sitte will, daß man sich nicht eher trenne als bis kein Tropfen Cachiry mehr da ist, was zuweilen mehrere Tage dauert. Diese abscheulichen Ausschweifungen fallen um so mehr auf, da die Indianer von Natur mäßig sind, und Hunger und Durst Tage lang ohne Murren ertragen. Nicht selten findet man sie, wenn man in ihre Hütten tritt, ruhig in ihren Hängematten ausgestreckt liegen, wenn schon durchaus nichts mehr zu essen vorhanden ist, und die letzte Mahlzeit schon längst verzehrt wurde. Nur wenn sie aufs Aeußerste vom Hunger gequält werden, denken sie daran sich nach Lebensmitteln umzusehen. Die Weiber gehen dann nach den Pflanzungen und graben etwas Maniok aus; da es aber mindestens zwölf Stunden erfordert um Couac daraus zu bereiten, so schläft oder raucht die übrige Familie während dieser Zeit, um den Hunger zu beschwichtigen. Diese Sorglosigkeit und ihre Faulheit sind auch Ursache, daß sie oft nicht die Hälfte der fürs ganze Jahr zu ihrem Unterhalt nöthigen Lebensmittel anbauen; das Fehlende ersetzen sie durch Jagd und Fischfang.

(Fortsetzung folgt.)

Die Henker in Corsica und General Paoli.

(Anekdote, erzählt von der Gräfin von Bradi in der „Revue de Paris.")

Madame Lätitia Bonaparte war reizend und jung und von ausgezeichneter Schönheit; ihre Hand und ihr Fuß hatten eine erstaunliche Niedlichkeit; ihre Haltung war anmuthvoll; auf die Ausbildung ihres Geistes war keine besondere Sorgfalt verwendet worden; allein er war lebhaft und von richtigem Blick; Alles an ihr bezauberte, als der Graf von Marbeuf zum Gouverneur von Corsica ernannt wurde. Die Armuth der Bonaparte ist sehr übertrieben worden. Lätitia war freilich nicht die erste Dame von Ajaccio, weder durch Geburt, noch durch Vermögen; allein sie stand im ersten Range der Gesellschaft, und wußte ihre Stellung mit vieler Würde zu behaupten, was schwer genug ist, wenn man sich mit den geringfügigsten Angelegenheiten der Haushaltung befassen muß. Man findet die Frauen, die in ihrem Hauswesen mit eigener Hand das Steuer führen, interessant und verehrungswürdig; allein die Sitten müssen diesen Sinn für Häuslichkeit gut heißen; in der Genesis und Odyssee drehen sich die Töchter der Könige am Spinnrocken und mit dem Waschbläuel in der Hand ungemein liebenswürdig aus. Allein Damen, die man im Kreise unseres höheren Lebens sich bewegen sieht, will man sich nicht mit dem Kehrbesen oder Bügeleisen, oder Zwiebeln schälend, oder einen Hasen oder Aal abhäutend vorstellen. Da hingegen alle Frauen von Corsica sich mit gleichen Beschäftigungen abgeben, so erinnern sie nicht, wie bei uns, an die Dienstbarkeit und Ungebildetheit der untern Stände. Uebrigens besaß Lätitia so viel guten Geschmack, ihre Haushaltungstalente nicht zur Schau zu stellen; sie unterhielt ihre Besuche nicht von den Ragouts, die sie bereitete, noch von der Leinwand, die sie auf der Bleiche hatte, und Dieß allein schon gab ihrer Gesellschaft einen Ton, der die Franzosen anzog, was den Neid der andern corsischen Frauen erweckte. Man beschuldigte sie, Marbeufs Verführungskunst unterlegen zu seyn; allein ich habe einen alten Bruder, der sehr häufig den Gouverneur bei Madame Bonaparte sah, und überzeugt ist, daß er nicht von ihr begünstigt wurde. Seiner Behauptung nach war im Gegentheil Lätitia die beste Gattin und Mutter, die er jemals gefunden; sie säugte alle ihre Kinder nach Art der corsischen Frauen bei Tage, während die Nacht über dieses Geschäft eine Amme übernimmt; sie opferte ihrer Erziehung alle Bequemlichkeiten, deren sie genießen konnte; sie umfaßte endlich alle ihre Kinder mit gleicher Liebe, und bemühte sich, unter ihnen die zärtlichste Eintracht zu erhalten. Trugen diese Eigenschaften und Reize dazu bei, Herrn von Marbeuf edle oder strafbare Gefühle einzuflößen? ist eine Frage, die vielleicht in den Augen Einiger lächerlich erscheinen mag, die aber von mir immer zu Ehren Lätitia's beantwortet werden wird, da ich mich dabei auf das Zeugniß meines Bruders verlasse, dessen Gewissenhaftigkeit und Scharfblick mir bekannt ist. Indeß ereignete sich in dem Leben Lätitia's doch ein Vorfall, der ihre Verbindung mit dem Gouverneur von Corsica bitterer Beurtheilung Preis gab.

Aus einer der besten Familien des Landes entsprossen, der Enkel eines Generals der venetianischen Heere, der als Nebenbuhler Paoli's eben so viel Tapferkeit als Edelmuth bewiesen hatte, Herr *** von Z***, war der französischen Herrschaft in Corsica, die er eine fremde hieß, nicht geneigt. Noch jung und von Freunden seines Alters gereizt, mit denen er unter den Fenstern der Madame Bonaparte auf und abging, fang er ein Chanson, ein wahres Schmählied, in welchem der Freundin des Gouverneurs die entehrendsten Namen beigelegt wurden. Bald darauf wurde bei diesem jungen Menschen Haussuchung gehalten; man fand bei ihm Pulver und Kugeln, und nach dem Gesetze, das den Corsen verbot, Waffen zu tragen, wurde Herr * * * zum Staubbesen, Brandmarkung und Galeerenstrafe verurtheilt. Dieses fürchterliche Urtheil wurde zu Bastia im Angesicht einer Bevölkerung vollzogen, die vor Schrecken betäubt war über eine solche Strenge, und man darf wohl sagen über eine solche Ungerechtigkeit; da man Milderungen dieses Gesetzes fast alle Tage Uebertretern desselben angedeihen ließ, wenn sie einem Stande angehörten, der minder auf Mord und Todtschlag ausging, wie die untern Volksklassen.

In dem Augenblicke, wo der Henker sein Amt verrichten sollte, wurde er vom Unwillen erfaßt und murrte; er schwang das glühende Eisen, drückte es aber nicht auf den Rücken des Sträflings. Der französische Kommandant von Bastia, der sich zur Stelle befand, um die Vollziehung der Strafe mit anzusehen, bemerkte die Zögerung, und rief dem Henker zu: „Thue was Deines Amtes!" — „Komm und lehre es mich!" war die Antwort. Diese kühnen Worte, welche die leidenschaftliche Hitze des Gouverneurs mit verdienter Schmach demüthigten, machten Letztern so ver-

wirrt, daß er nicht bemerken konnte, ob das Eisen wirklich das Fleisch des Verurtheilten berührt habe, oder vielleicht war das Brandmal nur sehr leicht aufgedrückt, und Herr * * * rieb sich in demselben Augenblick an dem Pfeiler und verwischte es wieder, genug es war später keine Spur von diesem entehrenden Zeichen mehr an ihm sichtbar. *)

Bei meiner Liebe für Corsica muß ich leider bekennen, daß dieser Henker, der einem Manne, wie ein Gouverneur von Bastia, über Menschlichkeit und Gerechtigkeit eine so nachdrückliche Lehre gab, kein Eingeborner war; allein die Civilisation macht nun einmal in diesem Lande, dessen Einwohner Frau von Staël als „Halbafrikaner" bezeichnet hat, nur sehr langsame Fortschritte. Die anderswo ganz natürlichen Empfindungen und Ansichten tragen hier eine so ganz landeseigenthümliche Färbung, daß man der berühmten Frau, und Allen, die vom Festlande hinüber kommen, nicht verargen mag, wenn sich ihr Zartsinn corsischen Sitten nicht befreunden kann. Wer sollte glauben, daß im Jahre 1826, wo das Licht der Aufklärung alle Geister erhellt und alle Gefühle geläutert hatte, der Henker von Corsica sich genöthigt sah, bei dem Präsidenten des königlichen Gerichtshofes der Insel um Erlaubniß anzusuchen, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, da er keine Frau finden könne, die ihn heirathen wolle. Wie ganz anders dachte darin doch Paoli, dieser Patriarch der überalten Aera, der die Corsen nicht eher für frei und civilisirt ansehen wollte, als bis sie ohne Widerstreben jedes Geschäft anzutreten im Stande seyen, das man auf dem Kontinente treibe. „Wie es corsische Schuster gibt, sagte er, muß es auch corsische Henker geben." Allein dessen ungeachtet zog eine große Anzahl von corsischen Verbrechern — und Mord und Todtschlag ist fast das einzige Verbrechen, das in Corsica begangen wird — die Todesstrafe der Erlaubniß, sie vollziehen zu dürfen, vor. Ein Einziger erkaufte sich um diesen Preis sein Leben, und Paoli sagte: „Das freut mich. Dieß wird uns an eine ordentliche Subordination gewöhnen." Arme Völker, so sollen sich eure Oberhäupter, selbstgewählte oder aufgedrungene, immer gleichen!

Vermischte Nachrichten.

Der elektrische Aal (Gymnotus) ist der größte Fisch dieser Gattung. Es gibt deren von 5 Fuß 4 Zoll bis 5 Fuß 7 Zoll Länge. Eines dieser Thiere, das 4 Fuß 1 Zoll maß, wog 15¾ Pfund, und hatte 3 Zoll 7 Linien im Durchmesser. Seine Farbe war ein schönes Olivengrün; unter dem Kopfe war es gelb mit Roth gemischt. Längs dem Rücken ziehen sich zwei Reihen kleiner gelber Flecken hin, und in der Mitte eines jeden befindet sich eine kleine Oeffnung, die zur Absonderung des Saftes dient, von dem die Haut des Fisches stets glatt und schlüpferig erhalten wird. Die Schwimmblase ist von großem Umfang, und vor ihr befindet sich eine andere kleinere. Erstere wird von der Haut durch eine Fettmasse getrennt, und ruht auf den elektrischen Organen, die zwei Drittheile von dem ganzen Fisch einnehmen. Herr v. Humboldt fand diesen Aal in dem stehenden Gewässer, das den Orenoko umgibt. Zur Vertheidigung dient diesen Fischen ihre ungemeine Behendigkeit, so daß es nicht möglich ist, sie mit Netzen zu fangen. Herr v. Humboldt schlug vor, betäubende Kräuter oder Wurzeln in das Wasser zu werfen, wo man sie spielen sah, um ihrer vielleicht auf diese Art habhaft zu werden. Während man hierüber noch berieth, machten die Indianer, die zugegen waren, den Vorschlag, die Aale mittelst Pferden zu fischen, wie sie es häufig zu thun pflegen. Wirklich liefen sie auch, so schnell ihre Füße sie tragen konnten, über die Savannen, und kehrten mit einigen dreißig Pferden zurück, die sie in das Sumpfwasser trieben. Der Lärm, den die Pferde mit ihren Hufen machten, trieb die Aale zu tausenden aus dem tiefen Schlamm und reizte sie zur Vertheidigung. Der Kampf, der nun zwischen diesen so höchst verschiedenen Thieren begann, war merkwürdig anzusehen. Die Aale, welche großen schmutziggelben Wasserschlangen glichen, kamen auf die Oberfläche des Wassers, und sammelten sich unter den Bäuchen der Pferde und Maulthiere. Die Indianer, mit Harpunen und langen dünnen Rohren bewaffnet, hielten den Sumpf eng umschlossen, und Einige kletterten auf Bäume, deren Zweige weit über das Wasser hinein ragten, und hielten durch ihr wildes Geschrei und ihre langen Stäbe die Pferde ab, sich dem Ufer zu nähern. Die Aale, von dem Lärm in Verzweiflung gebracht, entluden ihre elektrischen Batterien, und schienen lange Zeit im Vortheile zu seyn. Mehrere Pferde fielen von der Gewalt der unsichtbaren Schläge, die sie an den empfindlichsten Theilen ihres Körpers erhielten, und sanken betäubt von den wiederholten elektrischen Erschütterungen zu Grunde. Die andern schnaubend, mit aufgesträubten Mähnen, stieren Augen und allen Zeichen der furchtbarsten Angst suchten den Angriffen ihrer schrecklichen Feinde zu entfliehen; allein die Indianer am Ufer trieben sie immer wieder in den Kampf zurück. Einigen gelang es jedoch, die Wachsamkeit der Indianer zu täuschen und das Ufer zu erreichen, wo sie erschöpft und von den elektrischen Schlägen an allen Gliedern betäubt auf den Sand niederstürzten. In weniger als fünf Minuten waren fünf Pferde todt. Die Aale, indem sie sich dicht unter den Bauch der Pferde drängten und hier ihre elektrischen Entladungen nach ihrer ganzen Länge anbrachten, trafen zu gleicher Zeit Herz, Eingeweide und das Sonnengeflecht der Magennerven ihrer Feinde, und wirkten daher auf diese weit stärker, als sie es bei Menschen vermögen, deren Hände nur den elektrischen Schlägen ausgesetzt sind. Uebrigens scheint es auch, daß die Pferde nicht sowohl getödtet, als nur betäubt wurden, und dann ertranken. Die Aale zerstreuten sich endlich und näherten sich dem Ufer, wo man fünf mit Harpunen, die an lange Stricke befestigt waren, erlegte. Gegen Abend wurden noch einige gefangen, und Herr v. Humboldt dadurch in den Stand gesetzt, die gewünschten Untersuchungen an diesem merkwürdigen Fisch anzustellen.

*

In einem jüngst in London erschienenen sehr interessanten Werke: „Tree Years in North-America," von James Stuart, über das in diesen Blättern demnächst Bericht erstattet werden soll, wird über die Niagarakatarakte Folgendes berichtet: „Die Strömung ist mehr als eine Meile oder dem Wasserstürze so ruhig, daß nicht selten durch die thörichte Unvorsichtigkeit von Menschen, die in kleinen Booten nahe bei den Katarakten über den Strom zu setzen versuchen, schreckliche Unglücksfälle herbeigeführt werden. Man erzählte uns manchen solchen traurigen Vorfall; allein wir wollen hier nur erwähnen, wie Chateaubriand wunderbar einem sichern Verderben entging, und nicht von den Felsen gerade über dem Wassersturze selbst in den Abgrund geschleudert wurde. Herr v. Chateaubriand hatte sich an dieser Stelle den Katarakten genähert, während er den Zaum seines Pferdes um den Arm geschlungen hielt. Während er in die wüthenden Wasserstrudel hinabblickte, kroch eine Klapperschlange aus dem nahen Gebüsche hervor, wodurch das Pferd so in Schrecken gerieth, daß es die Flucht ergriff und geradezu auf den Abgrund zurannte. Herr v. Chateaubriand konnte sich nicht mehr vom Zügel losmachen, und das Thier, noch mehr scheu geworden, schleppte ihn hinter sich her. Schon waren die Vorderfüße des Pferdes über den Rand des Abgrundes hinaus, und es wurde nur noch durch den Zügel zurückgehalten; Chateaubriand gab sich verloren, als das Pferd vor der neuen größern Gefahr zurückprallte, und in einem Sprunge wohl zehn Fuß weit von dem Abgrunde hinwegsetzte."

*

Rußland führte im Jahre 1832 auf 1351 Schiffen 159.000 Pud Kupfer, 1,214,000 Pud Eisen, 1,872,000 Pud Flachs, 255,000 Pud Leinöl, 475,000 Pud Hanf, 1,952,000 Dielen und 5,700,000 Pud Unschlitt aus. Von den 1351 Schiffen gingen 105 nach Frankreich, 109 nach Holland, 210 nach Deutschland, 10 nach Preußen, 35 nach Dänemark, 64 nach Schweden und Norwegen, 2 nach Spanien und Portugal, 5 nach Italien, 4 nach dem Sund, 707 nach Großbritannien, 70 nach Nordamerika und 1 nach Havannah.

*

Lord Grey hat bei dem englischen Maler Hayden ein großes Gemälde bestellt, welches das Gastmahl darstellen soll, das im Julius 1832 zu Ehren des Reformsieges in London gegeben wurde.

*) Ein Jahr nach diesem Strafvollzuge, von dem Corsica noch bis auf diese Stunde das Andenken aufbewahrt, wurde der Prozeß des Herrn * * * revidirt und ungültig erklärt. Später wurde er zum Range eines Obristlieutenants in einem königlichen Regimente befördert, und starb als Divisionsgeneral. Seine Söhne gehörten unter die ausgezeichnetsten Offiziere der französischen Armee, und zeichneten sich eben so sehr durch ihre Tugenden, als ihre Tapferkeit aus.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Kautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 49. 18 Februar 1833.

Wanderungen am Oyapock.

(Fortsetzung.)

Am 1 November verließen wir Oropoams Wohnung und hielten Nachtlager an dem neun Stunden von ihr entfernten Krihk Yavey; wir passirten während des Tages den Machikiriou- und den Massara-Fall, beide unbedeutend. Am andern Morgen erreichten wir den Krihk Yarupi am linken Ufer des Oyapock; der Kuepon- und der Wia-hi-Fall, die wir zu passiren hatten, so wie mehrere seichte Stellen, nahmen uns viele Zeit weg. Der Fluß hatte, obschon sein Bett sehr verengt war, noch immer die Breite der Seine in Paris. Ueber den Yarupi, den ich eine Strecke weit aufwärts befahren habe, werde ich später Einiges sagen.

Am 3 bemerkten wir, als wir am Aro-Fall vorüber waren, am linken Ufer des Oyapock eine zur Hälfte von Bäumen verborgene Hütte, die eine benachbarte Pflanzung ankündigte. Da wir Niemand in derselben fanden, so schlugen wir einen Fußpfad ein, der uns nach einem Wege von einer Viertelstunde auf einen vor kurzem erst abgebrannten Umbruch führte, wo wir Waninika, den Häuptling der Oyampis, mit einer seiner Frauen arbeiten fanden. Die letztere war wie Natur sie geschaffen, blieb aber ohne sich zu bedecken, vor uns stehen, ungeachtet ihre Camisa neben ihr am Boden lag. Diese Sitte ist bei den Oyampi-Indianerinnen sehr gemein; wenn sie auf dem Felde arbeiten, so legen sie ihr einziges Kleidungsstück ab, wahrscheinlich um sich freier bewegen zu können; denn Sparsamkeit ist den Indianern so fremd, daß man diese nicht als Grund jener Gewohnheit annehmen kann.

Die Pflanzung, auf der wir uns befanden, war nicht der gewöhnliche Wohnort Waninika's; dieser befand sich zehn Stunden weiter am Fluß aufwärts. Die Indianer verweilen nur selten lange in einer und derselben Gegend; ein trauriges Ereigniß, z. B. der Tod Eines von ihnen, Abnahme des Wildes und der Fische, oder auch nur Laune, sind Ursache, daß sie ihren Wohnort wechseln. Sie legen dann in irgend einer Gegend, die sie auf ihren Zügen anspricht, oft zehn, funfzehn, ja sogar zwanzig Stunden von ihrer ersten Wohnung entfernt, eine neue Pflanzung an und ungeachtet dieser Entfernung und der Schwierigkeit der Schifffahrt, gehen sie doch sehr oft dorthin, um zu arbeiten. Handelt es sich in der Folge darum gänzlich dahin zu ziehen, was zu der Zeit stattfindet, wenn der Maniok reif wird, oder irgend ein Unglück weissagendes Anzeichen eintritt, z. B. wenn irgend ein Thier von böser Vorbedeutung *) durch ihre Hütte läuft, so bauen sie ihre Wohnung etwas weiter weg, ohne indeß ihre Ernte im Stiche zu lassen. Durch diesen öftern Wechsel rücken die Oyampis den Weißen immer näher und werden endlich am untern Theil des Flusses ankommen. Die Camopi, den sie bereits erreicht haben, ist nur 50 Stunden von der Mündung des Oyapock entfernt.

Waninika war noch vor wenigen Jahren der mächtigste Häuptling am Oyapock. Seine Poitos **) waren zahlreich, bauten seine Pflanzungen an, jagten und fischten für ihn, so daß er dieser Arbeiten ganz enthoben war. Diese Größe und dieser Wohlstand schwanden in Folge einer unglücklichen Reise, die er nach Cayenne machte, als Herr Milius dort Gouverneur war. Er wurde von diesem mit der alten Uniform eines Schiffskapitäns bekleidet, an dessen Tafel gezogen, zu mehreren Bällen im Regierungsgebäude geladen und mit Geschenken überhäuft, unter denen sich auch Flinten nebst Munition befanden. Diese Ehrenbezeugungen machten den Kopf des armen Waninika schwindeln; zu den Seinigen zurückgekommen, gab er sich das Ansehen eines unumschränkten Herrschers, mißhandelte sie mit Worten und schoß sogar, wie man sagt, auf mehrere, die ihm Gehorsam versagten; der Gedanke an letztere Gewaltthat war dadurch bei ihm geweckt worden, daß er während seines Aufenthalts in Cayenne zwei Soldaten der Garnison hatte erschießen sehen. Die Indianer, an eine solche Behandlung nicht gewöhnt, ließen ihn einer um den andern im Stich, und halfen ihm nicht mehr bei seinen Arbeiten. Gegenwärtig ist Waninika mit seinen beiden Weibern und zwei kleinen Kindern allein; Unkraut und Gesträuch wuchern um seine Hütte, und keiner seiner Landsleute

*) Gewisse Gattungen von Thieren werden nicht von allen Indianern einstimmig für Unglück bringend gehalten; jeder folgt in dieser Hinsicht seiner Laune, und was dem Einen von böser Vorbedeutung scheint, ist dem Andern gleichgültig. Es liegt hierin einige Aehnlichkeit mit dem freiwilligen Tabu der Südsee-Insulaner. (S. Ausland vom vor. Jahr S. 619 u. f.)

**) Dieses Wort bedeutet Unterthan, Vasall, ja sogar Sclave; und ist unter den Indianern am Amazonenfluß, am Oronoko und selbst in einem Theile von Brasilien allgemein üblich.

spricht bei ihm ein, wenn er an seiner Wohnung vorübergeht; er ist einer der ärmsten Indianer am Fluß geworden. Dieß gibt einen Begriff von dem Ansehen, das die Häuptlinge dieser Stämme genießen; Waninika wird von den Indianern dem Rechte nach immer noch als Häuptling betrachtet, allein der That nach ist seine Macht gänzlich erloschen.

Wir schickten einen unsrer Indianer ab, um jene am Yarupi, von denen wir nur eine Strecke von einigen Stunden durch den Wald entfernt waren, von unsrer Ankunft zu benachrichtigen. Wir wollten sie in der Nähe des Moutouchy-Falles, wo wir, wie Waninika uns sagte, einen bequemern Lagerplatz, als unser gegenwärtiger war, finden würden, zum Tauschhandel erwarten. Waninika führte uns selbst dahin und nach Verlauf von drei Stunden langten wir, nachdem wir eine unermeßliche Felsenbarre, Loulou-Ai-Tou genannt, passirt hatten, daselbst an.

Am andern Morgen kam unser Abgesandter zurück, von einigen Yarupi-Indianern der unserm Aufenthaltsort zunächst gelegenen Pflanzungen begleitet. Die weiter Entfernten hatten sich vorgenommen, uns bei Tapalarwar, dem Bruder Waninika's, zu besuchen, bei dem wir verweilen wollten. Diese Indianer zeichneten sich in ihrer Kleidung vor den übrigen nicht aus, und wir schlossen einen Tauschhandel in den gewöhnlichen Gegenständen mit ihnen ab; sie verließen uns wenige Stunden nach ihrer Ankunft. Einige Zeit nach ihrer Entfernung fuhr ein Kanot bei uns vorüber, das wir einluden, anzulegen. Es befand sich eine Familie von Emerillons-Indianern in demselben, die mehrere Tagreisen weit den Fluß heraufkam, und nach dem Camopi zurückkehrte. Alle, Männer, Weiber und Kinder, waren so dick mit Genipa und Orleans beschmiert, daß sie kaum noch menschlichen Wesen glichen. Ihre Züge hatten etwas Wildes und Düsteres, das man bei den Oyampis, deren Gesicht meist einen Ausdruck von Sanftmuth trägt, nicht bemerkt. Ihr ganzes Gepäck bestand aus nichts als einigen Bogen von roher Arbeit, und einer einzigen Hängematte von so grobem Gewebe, daß wir sie, so dringend sie auch baten, zu kaufen verweigerten. Alles an ihnen verkündete einen Stamm, der gegen die übrigen Indianer am Oyapock zurück war; wir machten ihnen einige Geschenke und ließen sie weiter ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Parteien in Spanien.

(Fortsetzung.)

Wenden wir unsern Blick auf die höhern Klassen der Gesellschaft, so werden die Schattenseiten des Gemäldes noch düsterer. Unter der langen Vereinigung eines abergläubischen Hofs und einer blutdürstigen Priesterschaft, ist der edle Unabhängigkeitssinn des alten spanischen Charakters fast gänzlich erloschen. Bestechlichkeit und eine wahrhaft entsetzliche Sittenlosigkeit haben sich unter allen Gliedern der Gesellschaft verbreitet; die ganze Regierungsmaschine ist von Unten bis Oben feil, und geht ihren Weg ohne Scheu vor Oeffentlichkeit und Volksmeinung. Amt und Ehre werden seit lange schon dem Meistbietenden zu Theil; Bestechung und Untreue gehen Hand in Hand durchs ganze Land, und selbst der heilige Name der Gerechtigkeit wird oft das Gespött des Schuldigen, und der Schrecken des Unschuldigen. Die Kenntniß dieser Thatsachen ist es, die uns die künftigen Aussichten Spaniens so düster erscheinen läßt; würde der Baum der Freiheit morgen in einen so unfruchtbaren Boden gepflanzt, er müßte verdorren und absterben. Die Wiedergeburt Spaniens wird nothwendig von der Fähigkeit des Volkes bedingt, seine frühern Gewohnheiten und Meinungen den Institutionen der Freiheit anzupassen und Fortschritte auf dieser intellektuellen Laufbahn werden, wie zu fürchten steht, außerordentlich langsam seyn, denn die feststehenden, tiefgewurzelten Vorurtheile des jetzigen Geschlechts ausrotten, ist in der That ein höchst schwieriges Unternehmen. Bevor nicht ein neues Geschlecht herangewachsen ist, kann die Befreiung von dem jetzigen erniedrigenden Zustand der Knechtschaft nicht vollständig erreicht werden. Schon haben die durchdringenden Strahlen der Aufklärung sich durch den dichten Schleier des Aberglaubens und des Despotismus, der so lange auf ihnen lastete, sich einen Weg gebahnt und zu einer künftigen glorreichen Wiedergeburt den Grund gelegt, die indeß, wir wiederholen es, noch in weiter Ferne und zwischen der ein heftiger Kampf der Parteien liegt, dem man, bei Erwägung des stolzen, rachsüchtigen Charakters des Volks nur mit den größten Besorgnissen entgegen sehen kann. Noch ein anderer Umstand ist zu bedenken, der vorzüglich dazu beiträgt, die Wiedergeburt Spaniens zu verzögern, und dieser ist die vergleichungsweise günstige und wohlhäbige Lage, in der das Volk sich befindet. In keinem Theile Spaniens stößt man auf jenes schmutzige Elend, das in andern Ländern unser Auge nur zu oft beleidigt; die Fruchtbarkeit des Bodens ist so groß, und die Bevölkerung verhältnißmäßig so gering, daß die letztere nirgends um Unterhalt verlegen ist. An Armuth ist deßhalb, bei neun Fällen von zehn, nur Trägheit schuld, und daher schreibt sich die Popularität der Geistlichkeit; denn in vielen Bezirken leben die Armen, das heißt die Faulen und Trägen, von den Lebensmitteln und den Almosen, die ihnen täglich an den Pforten der Klöster gespendet werden. Die Hälfte der Arbeit, die bei uns erforderlich ist, um einem armen Taglöhner oder Bauer sein kümmerliches Leben zu fristen, würde in Spanien hinreichen, sich ein bequemes Auskommen zu verschaffen. Rücksichtlich ihrer materiellen Lage stehen also die Spanier eben so weit über den Franzosen und Engländern, als sie in politischer Hinsicht unter diesen stehen.

Welchen Ursachen, wird man fragen, ist also der Verfall einer Macht zuzuschreiben, die einst den verschiedenen Höfen Europa's Gesetze vorschrieb? Gar vielen: der allmählichen Vernichtung der Freiheit, die von dem schlauen Ferdinand und dem ehrgeizigen Karl V bereits untergraben, unter der despotischen Regierung Philipps den Todesstoß erhielt; der Errichtung der Inquisition, die den Nationalcharakter gänzlich umwandelte; der Entdeckung von Amerika, die die Bevölkerung verringerte, den Gewerbfleiß lähmte, und — durch den unerwarteten Zufluß der Reichthümer aus den Bergwerken eine Leidenschaft für den Lu-

rus nebst einem gänzlichen Sittenverderbniß herbeiführte, die bei dem großen Hang zu Müßiggang und Genuß, jedes Gefühl für Pflicht und Ehre erstickten, und dazu beitrugen, diese einst so mächtige Nation auf die letzte Stufe politischer Erniedrigung herabzubringen. Diesen Augiasstall zu reinigen, die Entartung in ihrem Laufe zu hemmen, war das edle Streben Karls III, das indeß durch seinen Tod unterbrochen wurde. Unter der Regierung seines Sohnes, des Vaters des jetzigen Monarchen, dem unwürdigsten aller spanischen Könige, ward der Ruin und die Erniedrigung des Landes vollendet. So standen die Sachen, als Ferdinand den Thron bestieg, den man sich gewöhnt hat, als den Urheber alles Uebels anzusehen, das seit Jahrhunderten herangewachsen ist: ein Fürst, auf dessen Haupt Tadel und Vorwürfe in allen Sprachen gehäuft worden sind. Keineswegs gesonnen, den Lobredner Ferdinands VII zu machen, können wir doch ungescheut behaupten, daß Vieles auf seine Rechnung geschrieben wurde, was nicht darauf gehört.

Gleich im Anfang seiner Regierung auf hinterlistige Weise aus seinen Staaten gelockt, mit seiner Familie und seinem Hofe in ein fremdes Land versetzt, und hier zur Abdankung gezwungen, erscheint sein Schicksal nicht weniger außerordentlich, als die wunderlichste Dichtung eines Romanes. Es ist zuverlässig, daß es keinen europäischen Hof gibt, von dem man so wenig weiß, als von dem Madrider, und keinen europäischen Monarchen, dessen Sitten und Charakter so geflissentlich entstellt worden wären, als die Ferdinands. Als wir diesen Monarchen zum Erstenmale sahen, konnten wir kaum unsern Sinnen trauen; auf einer Wanderung durch die Gärten von Buen Retiro, die damals mit Spaziergängern angefüllt waren, begegnete uns ein alter, würdiger Mann, fast ohne alle Begleitung, in schlichtem blauem Ueberrock und Nankinbeinkleidern; Dieß war Ferdinand, El Rey absoluto, von dem wir uns längst ein Bild in Murillos dunkler Manier entworfen hatten. Auf einem Gesicht, in dessen Zügen wir alle die düstern heftigen Leidenschaften eines Cäsar Borgia abgespiegelt zu sehen erwarteten, sahen wir einen Ausdruck von Gutmüthigkeit, aber durchaus keinen Stolz und noch weit weniger Wildheit; kurz wir fanden ihn den Vorstellungen, die wir uns von ihm gemacht hatten, sogar nicht entsprechend, daß wir nur mit Mühe uns überzeugten, daß unser Führer nicht auf unsre Leichtgläubigkeit sündige. Dieß möge als Erwiderung der Behauptung dienen, daß er sich nie aus seinem Palast wage, ohne von einer starken Wache umgeben zu seyn; vielleicht sieht man keinen Monarchen öfter ohne eine solche und vielleicht zeigt keiner weniger Besorgniß für seine persönliche Sicherheit, als der Tyrann Ferdinand.

In Madrid wird er von Männern aller Parteien als ein Mann geschildert, der zwar von Natur nicht lasterhaft aber gleich geneigt zum Guten oder Bösen sey, je nach den Eindrücken, von denen er sich leiten läßt; eine Charakterschwäche, die, verbunden mit dem Bewußtseyn seiner eigenen Unfähigkeit, ihn stets zwischen Extremen schwanken macht. Laßt ihm, sagen sie, nur den Namen eines Königs, seine Sekretäre, Kammerdiener und Lieblingsunterhaltungen; gebt ihm seine Havannah-Cigarren (einen Theil derselben schickt er täglich dem Offizier der Wache) und er wird gern jede Veränderung genehmigen, die man ihm vorschlägt. Die Fehler und Laster Ferdinands sind seiner vernachlässigten, mangelhaften Erziehung zuzuschreiben; man sorgte nicht im Mindesten dafür, ihn für seine hohe Stellung vorzubereiten.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Paul I.

Wer nicht in das Privatleben des Kaisers Paul eingeweiht war, muß in dem ganzen Benehmen desselben nichts als Räthsel und Widerspruch finden. Seine Tugenden, wie seine Verirrungen erscheinen, wenn man sie nur aus einem einzigen Gesichtspunkte betrachtet, gleichfalls unerklärlich; auch haben die Schriftsteller so verschiedenartige und widersprechende Urtheile über diesen Fürsten gefällt, daß man versucht wird, die einen für gehässige Verläumder und die andern für besoldete Schmeichler zu halten. Bei allen ihren unrichtigen Angaben konnten sie indeß mit dem besten Willen irren, denn es dürfte nicht leicht, im Bösen wie im Guten, etwas gegeben haben, dessen Paul nicht fähig gewesen wäre. In einer minder hohen Sphäre würde seine Originalität nur anziehend gewesen seyn; allein der Schauplatz, auf den ihn seine Geburt berief, machte ihn zu einem schlechten Kaiser, und die Umstände trugen ganz besonders dazu bei, die einzelnen Züge dieses Charakters, in dem die Gegensätze in unaufhörlichem Kampf um die Oberhand mit einander lagen, um so schärfer hervortreten zu lassen. Sein untersetzter Wuchs, sein barscher Gang, sein anstößiges Wesen und seine ungestalteten Züge sahen wie ein Vorwurf für Katharinen II aus, und riefen ihr vielleicht einen jener Fehltritte ins Gedächtniß, die den Ruhm ihrer Regierung beflecken. Da sie aus ihrer Vernachlässigung gegen den Czarewitsch kein Geheimniß machte, so mußte er von ihren Günstlingen, besonders vom Fürsten Potemkin, manche Erniedrigung, ja selbst Beschimpfung erdulden. Die Erziehung Pauls, dem Grafen Nikitas Iwanowitsch Panin anvertraut, hatte eine doppelte Richtung: eine offenkundige, seiner hohen Bestimmung angemessene, und eine geheime, deren Zweck es war, seine guten Anlagen zu ersticken und ihn durch Wollust aller Art zu entnerven. Seine Sitten blieben, wie sich denken läßt, dabei nicht unbefleckt, und man wirft ihm die Schwächen Friedrichs II vor, den er bis auf die Kleidung nachäffte. Paul war indeß von Natur zur Galanterie geneigt, und in seiner Neigung zu den Frauen lag eine gewisse Ritterlichkeit, die gegen die Sitten des Zeitalters sowohl, als auch sein Aeußeres seltsam genug abstach.

Katharina, von mächtigen und ehrgeizigen Günstlingen umgeben, hatte ihren Sohn mit einer Prinzessin von Würtemberg vermählt, deren Fruchtbarkeit seiner Familie den Thron sicherte. Hätte ein zu schneller Tod die der Kaiserin zugeschriebenen Absichten nicht vereitelt, so würde die Krone, mit Hintansetzung des eigentlichen Erben, wahrscheinlich an Alexander gefallen seyn. Paul, nach Gatschina verwiesen, brütete dort über seinem Groll, und schien mit nichts beschäftigt, als sein Regiment exerciren zu lassen, das er ganz auf preußischen Fuß gebildet hatte. Die Reise, die er später durch Europa unter dem Namen eines Grafen von Nord machte, und die Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäufte, lehrten ihn, vor den Augen des Publikums auf sich selbst Acht zu haben, und besonders seit dieser Zeit stellte er sich, als vernachlässige er, was er, wie er wußte, nicht erreichen konnte. Seiner Fehler ungeachtet gewann dieser Prinz dennoch bei näherer Bekanntschaft. Seine Antworten waren treffend, er war heitern Sinnes und hatte ein glückliches Gedächtniß. Er sprach sehr gut deutsch und französisch, und nicht selten bezauberte er durch die Anmuth seiner Unterhaltung Diejenigen, die er eben erst durch seine befremdenden Formen und das ausdrucksvolle Spiel seiner Gesichtszüge eingeschüchtert hatte. So wurde, um nur Ein Beispiel anzuführen, Kotzebue, der auf seinen Befehl nach Sibirien geschickt worden war, eines Tags in den Palast gerufen; zitternd erschien er, ging aber von dieser Zusammenkunft dem Kaiser eben so ergeben nach Hause als dessen treuester Diener. Von Natur großmüthig, wußte er, besonders wenn es sich darum handelte, ein Unrecht wieder gut zu machen, mit besonderer Lie-

denswürdigkeit zu geben. Von Kindheit an Verfolgungen aller Art ausgesetzt, war er außerordentlich mißtrauisch, und seine Umgebung, theils um sich ihm unentbehrlich zu machen, theils um Jeden, der ihr im Lichte stand, zu entfernen oder zu verderben, ließ es sich angelegen seyn, ihn in diesem Hange zu bestärken. Von dem Gedanken gequält, daß man ihm nach dem Leben trachte, nahm er beständig Gegengift, und schlief selten zwei Nächte hinter einander in demselben Zimmer. Die Folge hat seine Befürchtungen nur zu sehr gerechtfertigt; die geheimen Gänge, Verstecke und unterirdischen Gewölbe, die er in seinem Palaste hatte anlegen lassen, konnten ihn nicht von dem Hasse seiner Günstlinge retten.

Die Schriftsteller, die den Katastrophen gekrönter Häupter fast immer außerordentliche Ursachen unterzulegen pflegen, versuchten diesen Meuchelmord durch diplomatische Einwirkung zu erklären, und der Verdacht fiel besonders auf England. Diese Macht, will man behaupten, habe ein Bündniß zwischen der französischen Republik und Rußland befürchtet, und deßhalb sich beeilt, den Kaiser Paul mitten in seinen neuen Entwürfen aus dem Wege zu räumen. Man kann diese Angabe unbedenklich den unbegründeten Verläumdungen der Memoirenschreiber beigesellen, die im Durchschnitt in Büchern besser bewandert sind, als an Höfen. Zu solchen Mitteln greift man nur selten, weil sie zu Repressalien herausfordern, und die Fürsten setzen lieber das Schicksal ihrer Völker auf das Spiel, als daß sie ihre persönliche Sicherheit bloß stellten. Weit sachgemäßer ist die Annahme, daß der argwöhnische Charakter Pauls, dessen Ausbrüche von furchtbaren Schlägen begleitet waren, eben in Jenen, die sein Vertrauen besaßen, den Entschluß zur Reife brachte, ihn zu verderben, um sich gegen eine mögliche Ungnade sicher zu stellen. Man weiß übrigens, daß dem Oberjägermeister Kutaizof Nachweisungen über diese Verschwörung zugekommen waren, die er jedoch, durch minder bekannte Umstände verhindert, dem Kaiser mitzutheilen unterließ.

Obschon ich nur ungern Männer anführe, die ich gekannt habe, so nöthigt mich dennoch die geschichtliche Wahrheit hier zu einigen nöthigen Enthüllungen. Kutaizof dankte Alles der Güte Pauls; als Kind schon war er dem Kaiser übergeben worden, dessen Barbier und Kammerdiener er wurde. Später wußte er sich so sehr in die Gunst seines Herrn einzuschmeicheln, daß er zu den höchsten Ehrenstellen gelangte. Dieser Mensch, der mit seiner Gunst einen niedrigen Schacher trieb, hatte Gewalt genug über Paul, um die Wuth einiger jener Usasen zurückzuhalten, die er im ersten Ausbruche seines Zorns schleudern wollte. Kurz vor der Katastrophe war es ihm gelungen, einen Widerruf des gegen den gefallenen Günstling Subow erlassenen Befehles zu erwirken, der unmittelbar nach dem Tode der Kaiserin Katharina ins Innere von Rußland verwiesen worden war. Der Kaiser hatte sich lange, aus mehr als einem Grunde, gesträubt, endlich aber, in einem jener schwachen Augenblicke, welche die Höflinge so gut zu benutzen wissen, nachgegeben; eine bedeutende Geldsumme war, wie man sagt, der Preis dieses Dienstes. Kutaizof fand eines Tags auf seinem Schreibtisch ein versiegeltes Paket, das genaue Angaben über die Verschwörung enthielt. An der Spitze der Liste der Verschwornen las er zu seinem nicht geringen Schrecken den Namen eben dieses Subows, dessen Zurückberufung er zuwege gebracht hatte; in der Voraussicht, daß der jähzornige Autokrat ihn mit in seine Rache verwickeln würde, warf er das Paket ins Feuer. Eigennützig wie er war, ist es wohl erlaubt zu glauben, daß er von denen, deren Leben in seiner Hand lag, große Vortheile zog, und daß er auf diese Weise mit in den Anschlag verwickelt wurde. Unter den Verschwornen befanden sich der Graf Subow, der Generaladjutant Uwarow, Tatischu, Orlof und der Graf Pahlen, Militärgouverneur von Petersburg.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vor der Cour royale zu Paris kam unlängst die Appellation einer Frau gegen eine Verfügung des Zuchtpolizeigerichts von Versailles vor, das sie wegen Vagabundenlebens und gänzlichen Mangels an Subsistenzmitteln zu drei Monat Gefängniß und fünfjähriger Polizeiaufsicht verurtheilt hatte. Schon geraume Zeit wurden die Polizeibehörden in Paris sowohl als in den Departements mit dieser Frau behelligt, die jetzt vor dem königlichen Gerichtshof ziemlich anständig gekleidet erschien und über Namen, Alter u. s. w. befragt zur Antwort gab: sie heiße Louise Elisabeth Antonie von Artois, sey die natürliche Tochter Karls X und ungefähr 40 Jahre alt. „Im Jahre 1789, fügte sie hinzu, wurde ich der Sorgfalt der Gräfin von Bellesonde, der vertrauten Freundin meiner hohen Verwandten, übergeben; wir emigrirten und reisten in Begleitung eines Edelmannes aus der Provence, nach Indien. In Ceylan wurde ich mit dem Fürsten Abdullah-Khan vermählt, der einer persischen Dynastie angehörte, die durch.... durch.... hier schien sie zwischen Tschengis-Khan, Tamerlan und Thamas-Kuli-Khan zu schwanken — gestürzt wurde." — Frühere polizeiliche Nachforschungen wollten indeß dargethan haben, daß die Tochter Karls X aus der Schweiz gebürtig sey, Susanna Herbey heiße, und nicht die Wittwe des Fürsten Abdullah-Khan, sondern die Maitresse eines jüdischen Großhändlers, Namens Nazir gewesen sey; eine gewisse Delavaux, eine geborne d'Herbey, wollte sie als ihre Schwester erkennen. Dem Präsidenten, der ihr diese Angaben vorhielt, entgegnete die Prinzessin von Artois: „Alles Dieß sind schändliche Lügen. Die Frau Delavaux ist ein liederliches Weibsbild und ihr Mann ein schändlicher Mensch. Es sind die falschen Zeugen, welche die Polizei des Herrn von Mangin abrichtete, um mich zu verderben, da die Herausgabe meiner Memoiren dem Hofe Karls X sehr ansidßig gewesen wäre." Hier zeigte sie ein dickleibiges Manuscript vor, indem sie hinzusetzte: „Ich könnte durch den Verkauf dieser Memoiren reich seyn, wenn sich ein Käufer dazu fände; übrigens lebe ich von dem Ertrage verschiedener Artikel, die ich in die Journale und namentlich in den „Artiste" liefere; zwar wird man dafür nur schlecht bezahlt; allein dieser Verdienst reicht doch zu meinem Unterhalte hin." Der königliche Gerichtshof fand, daß das Gesetz gegen Vagabunden und Heimathlose nicht auf sie anwendbar sey, und hob daher die gegen Karls X Tochter erlassene Verfügung der Polizeibehörde von Versailles wieder auf.

•

Dem „Annuaire du Bureau des Longitudes" für 1835 zu Folge hat die Stadt Paris im Jahre 1832 776.784 Hektolitres Wein, 28.575 H. Branntwein, 112.559 H. Bier, 1.161.156 Pfund Rosinen, 61.670 Ochsen, 14.589 Kühe, 62.867 Kälber, 288.205 Hammel, 76.741 Schweine, 996.569 Kilogramme Käse u. s. w. verzehrt; desgleichen für 702.180 Fr. Austern; für 477.640 Fr. Fische aus süßem Wasser; für 3.435.159 Fr. Seefische; für 6.426.648 Fr. Geflügel und Wildpret; für 9.117.091 Fr. Butter und für 3.904.587 Fr. Eier. — Aus den in dem genannten „Annuaire" gegebenen Geburtslisten ergibt sich, daß zu Paris fast ein Viertheil der Kinder im ersten Jahre stirbt, und daß ein Drittheil nicht zwei Jahre erreicht; die Hälfte wird nur 20 Jahre alt und ein Drittheil nur 45. In dem Jahre 1831 wurden zu Paris geboren 15.116 Knaben, 14.415 Töchter; von diesen 29.540 Kindern waren 10.378 außereheliche. Die Zahl der Verstorbenen belief sich auf 25.996, die der Ehen auf 6654. Die Gesammtbevölkerung von Frankreich betrug 32.560.934 Seelen, und wird sich in 16 Jahren um ein Zehntheil, in 31 Jahren um zwei Zehntheile, in 44 Jahren um drei Zehntheile, in 57 Jahren um vier Zehntheile, und in 69 Jahren um die Hälfte vermehrt haben. Es wird 117 Jahre bedürfen, bis sie sich verdoppelt hat.

•

Die „Gazette medicale" von Paris theilt über das Armenwesen der Hauptstadt von Frankreich folgende merkwürdige Angaben mit: „Paris enthält, der offiziellen Zählung von 1831 zu Folge, eine Bevölkerung von 770.286 Seelen und darunter 68.986 Individuen, die von öffentlicher Wohlthätigkeit Unterstützung erhalten. Allein man kann ohne Uebertreibung die Zahl der Armen, die nicht auf der Almosenliste stehen und von der Wohlthätigkeit Einzelner Unterstützung empfangen, eben so hoch anschlagen; so daß man annehmen darf, daß ein Siebentheil der Bevölkerung von Paris von Almosen lebt. Von den 68.986 Armen, die öffentliche Unterstützung erhalten, sind 17.167 Männer, 28.021 Weiber, 19.096 Knaben und 12.702 Mädchen. Man muß indeß nicht glauben, daß Paris allein alle diese Armen hervorbringt, der größte Theil von ihnen ist in den Departements geboren. Unter dieser Zahl von 68.986 dürftigen Individuen befinden sich nur 494 Blinde und 5102 Siechhafte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 50. 19 Februar 1833.

Ein Abenteuer im baltischen Meere.

Der dänische Jägermeister Frederik von Gramm erhielt im Januar des Jahres 1684, sammt einigen andern Jägern der königlichen Jägerei, von Christian V den Befehl, sich nach Jütland zu begeben, um dort auf die Wölfe Jagd zu machen, die den Bauern großen Schaden zufügten. Die Gefahren, die er und seine Gefährten auf der Ueberfahrt im großen Belt zu bestehen hatten, waren so außerordentlicher Natur, daß der genannte Jägermeister den Bitten seiner Bekannten, einen Bericht davon aufzusetzen, nicht widerstehen konnte und denselben einem Freunde, dem Grafen von Marchmont übersandte, unter dessen zahlreicher Handschriftensammlung diese in aller Treuherzigkeit des wackern Waidmannes abgefaßte Erzählung vorgefunden wurde.

Es war gleich nach dem Feste der heiligen drei Könige, wo wir uns auf den Weg machten. Bei unsrer Ankunft zu Korsoe fanden wir, daß der Belt voll schwimmenden Eises war; aber unser Eifer, dem königlichen Befehle mit bestem Fleiße nachzukommen, war so groß, daß wir am 9ten Januar mit Tagesanbruch abfuhren, und uns so den Gefahren aussetzten, mit denen die treibenden Eisschollen von allen Seiten drohten. Nach außerordentlichen Anstrengungen langten wir endlich gegen Abend auf der kleinen Insel Sproe an, wo wir eine große Anzahl von Reisenden trafen, die gleichfalls genöthigt worden waren, hier zu landen und durch die Gefahren des Treibeises zurück gehalten wurden, da dieses sich in Stücken, wie Häuser oder Berge auf einander gethürmt hatte. Es waren unsrer damals auf der Insel Sproe ungefähr hundert Personen. Diese Insel, die im großen Belt, zwei Stunden von Korsoe und in gleicher Entfernung von Nieburg, aber nur eine Stunde von Knudschovet, dem Vorgebirg von Fühnen liegt, hat gerade so viel Boden, um einen Bauern mit seiner Familie und einigen Stück Vieh zu ernähren. Man kann sich denken, wie der arme Mann im Stande war, so vielen Leuten Unterhalt zu geben. Gleich zu Anfang litten wir großen Mangel an Brod und Bier, obgleich es uns nicht an Fleisch fehlte, wozu die Kühe des Bauers herhalten mußten. Wer Geld hatte, bezahlte eine Pinte Milch mit dreißig Sous, und um den Durst einigermaßen zu stillen, ließ man an einem kleinen Feuer ein Stück Eis schmelzen, das man aus einem Brunnen nahm, dessen Wasser zwar süß, aber schlammig war.

Da wir so fünf Tage vom Mittwoch bis zum Sonntag zugebracht hatten, und noch Kräfte genug zu besitzen glaubten, um uns durch das Eis einen Weg bis nach Knudschovet, das eine Stunde davon liegt, bahnen zu können, so entschlossen wir Jäger uns, mit zwei Bürgern und unsern Schiffsleuten, in Allem zwölf Personen, lieber den Versuch zu machen, Fühnen bei guter Zeit zu erreichen, als durch längeres Verweilen auf der Insel Sproe unsre wenigen noch übrigen Kräfte erschöpfen zu lassen und hier vor Hunger und Durst umzukommen. So schifften wir uns also am 14ten Januar bei Tagesanbruch in unsrer Schaluppe ein, ohne auch nur einen Bissen Mundvorrath mitzunehmen, und boten alle unsre Kräfte auf, das Eis zu durchbrechen. Diejenigen, die auf Sproe zurückgeblieben waren, sahen uns vom Ufer aus zu, um nach dem Erfolg unsres Versuches ihren Entschluß zu fassen, allein sie sahen bald ein, daß es besser sey, zu bleiben wo sie waren, als unserm Beispiele zu folgen. Kaum hatten wir uns einen Pistolenschuß weit vom Lande entfernt, als wir die Unmöglichkeit erkannten, unser Vorhaben auszuführen; wie sehr hätten wir gewünscht, wieder in dem elenden Zustande zu seyn, in welchem wir uns auf der Insel Sproe befunden hatten, allein die Gewalt der Strömung hinderte uns umzukehren und riß uns mit furchtbarer Schnelligkeit fort. Den ganzen Tag und die ganze Nacht brachten wir mit unablässiger Arbeit zu; so lange wir Wasser hatten, setzten wir unsere Fahrt in der Schaluppe fort und wenn die Eisstücke uns den Weg versperrten, zogen wir das Schiff an einem langen Taue hinter uns her. Am 15ten Januar waren wir noch mit diesen mühseligen Anstrengungen beschäftigt, als wir kurz nach Mittag uns dergestalt erschöpft fühlten, daß wir nicht mehr weiter konnten. Da ich am Taue mitziehen geholfen hatte, so waren, was mich betrifft, meine Schultern so von geronnenem Blute unterlaufen, daß ich noch lange nachher daran zu leiden hatte. Um das Maaß des Unglückes voll zu machen, fand unsre Schaluppe sich plötzlich ganz und gar von Eis eingestauet. Wir stiegen aus, um sie wieder fortzuziehen, wie vorher; als unsre Schiffleute, die schon eine Strecke weit auf dem Eise sich entfernt hatten, uns zuriefen: „Unsere Kräfte sind erschöpft; zählt nicht mehr auf uns; ein Jeder suche so gut es geben will, sein Leben zu retten, wir haben keine Hoffnung mehr.“ Auf diese erschrecklichen Worte fing ein Jeder in der größten Bestürzung an zu laufen, so weit es ihm nur möglich war. Einige fielen ins

Waſſer, wurden aber ſchnell wieder herausgezogen. Ich, der ich die Gefahr nicht ſo nahe geglaubt hatte, war bis zuletzt bei der Schaluppe geblieben, ohne mich wie die übrigen, auf die Flucht zu begeben. Mitten in dieſer allgemeinen Unordnung riß ſich das Eisſtück, auf dem ich noch ſtand, von dem ab, auf dem ſich meine Gefährten befanden; und da mir die Entfernung, die mich von ihnen trennte, zu groß ſchien um mit einem einzigen Sprung hinüberzukommen; ſo wagte ich es, einen Fuß auf eine Eisſcholle zu ſetzen, die zwiſchen uns ſchwamm und den andern im gleichen Augenblick auf das Eisfeld, wohin ich gelangen wollte; allein dieſer Verſuch mißglückte, denn die Zwiſchenſcholle wendete ſich um, eben als ich meinen Fuß darauf ſetzte, und ich ſtürzte ins Meer und verſchwand. Indeß ließ es doch Gott nicht zu, daß ich unter das Eis gerieth, das mich auf allen Seiten umgab, und ich gelangte wieder auf die Oberfläche des Waſſers. Ich befand mich ſo nahe an dem Eisſtücke, auf welchem meine Gefährten waren, daß ich mich daran anklammern und um Hülfe ſchreien konnte. Mir zunächſt befand ſich unſer erſter Jäger, der mir bloß zur Antwort gab: „Der gute Gott erbarme ſich Deiner Seele, wir gehen hier allem Anſchein nach insgeſammt zu Grund, und ich kann mich nicht länger verweilen.“ Ich erwiderte ihm: „Du wirſt eine ſchwere Verantwortung auf Dich laden, wenn Du mir zu helfen verweigerſt.“ Dieſe Worte änderten ſeinen Entſchluß, und er kehrte zurück und zog mich aus dem Waſſer. Und es war hohe Zeit; denn bei meiner außerordentlichen Schwäche hatte mir das Waſſer die Augen ſo getrübt und ich eine ſolche Menge verſchluckt, daß mich davon ein Schwindel befiel. Der Zug der Strömung war außerdem ſo heftig, daß es mir war, als hingen zwei Männer an meinen Füßen. Aber wenn ich mich auch noch einige Augenblicke über dem Waſſer hätte erhalten können, ſo wäre ich doch unfehlbar verloren geweſen; denn eine Eismaſſe, die von der Strömung herangetrieben wurde, kam in gerader Richtung und mit aller Gewalt auf das Eisfeld los, an dem ich mich angeklammert hielt; und im nächſten Augenblicke würde ſie mich erreicht und zermalmt haben, als es dem erſten Jäger mit Gottes Hülfe gelang mich zu retten. Unſere Schaluppe, die zwiſchen den Eisſtücken feſt ſaß, wurde gleich darauf unter furchtbarem Krachen durch den Anſtoß der Eisberge zerſchmettert.

(Fortſetzung folgt.)

Die Parteien in Spanien.

(Schluß.

Von Natur aus ſinnlich, ward Ferdinand zuerſt durch ſeine Mutter und ihren Geliebten Manoel Godoy verleitet, ſich jenen entnervenden Vergnügungen hinzugeben, die ſpäter, während ſeines Aufenthalts zu Valançai alle edeln und männlichen Gefühle untergruben. Bei ſeiner Rückkehr in ſeine Staaten auf der einen Seite von den Liberalen, auf der andern von den Apoſtoliſchen umlagert, beſtändig überzeugt ſein Thron wanke, und durch ſeine natürliche Läſſigkeit zu jedem entſcheidenden Schritte unfähig gemacht, warf er ſich wechſelsweiſe allen Parteien in die Arme. In dieſem Geiſte ſtickte er eigenhändig ein Gewand für die heilige Jungfrau, einzig in der Abſicht der Geiſtlichkeit zu ſchmeicheln, und ſich bei ihr beliebt zu machen; denn im Herzen iſt Ferdinand mehr den Vergnügungen als der Religion ergeben. In ſeinen Gewohnheiten iſt er ſehr häuslich; er ſteht früh auf, und bringt den größten Theil des Tages in den Zimmern ſeiner Gemahlin *) zu, die er leidenſchaftlich liebt. Die Königin vereinigt mit einer ungemein anmuthigen Geſtalt höchſt intereſſante Geſichtszüge, die zuweilen durch Kummer getrübt ſcheinen. Von der apoſtoliſchen Partei wird ſie gehaßt, wegen des leichten Anflugs von Liberalismus, der, wie man ſchon damals ahnete, und ſich in ihren Verfügungen während der Krankheit ihres Gemahles kund gab, ihren politiſchen Geſinnungen beigemiſcht iſt.

Die Abſchaffung des alten ſaliſchen Geſetzes würde, an und für ſich, von der Nation höchſt gleichgültig aufgenommen worden ſeyn; denn ſie war nur die Erneuerung eines alten Geſetzes, von dem alten Codex „de las siete partidas,“ der die weibliche Thronfolge, in Ermanglung männlicher Erben deſſelben Grades, geſtattet. In Folge dieſes Geſetzes geſchah es, daß Iſabella von Caſtilien das Königreich ihrem Gemahl, Ferdinand von Arragonien, als Mitgift zubrachte, und daß Karl V ſeine Staaten von ſeiner Mutter ererbte, und das Haus Oeſterreich auf den ſpaniſchen Thron erhob, und daß ihn endlich ſpäter das Haus Bourbon beſtieg. Rückſichtlich der Parteien, die das Königreich zerſpalten, iſt indeß jener Schritt von den wichtigſten Folgen, und kann leicht eine Revolution zur Folge haben, die nicht eine Spur von der alten Monarchie zurücklaſſen dürfte.

Vor Allem muß daran erinnert werden, daß mehrere Kabinette (beſonders das der Tuilerien) gegen die Abſchaffung desſaliſchen Geſetzes, das die franzöſiſchen Bourbone für immer von der ſpaniſchen Thronfolge ausſchloß, Verwahrung einlegten. Karl X beſtand feſt auf dieſem Punkte, allein der heftigſte Gegner war der Herzog von Orleans, der jetzige König von Frankreich, zu dem Karl X bei dieſer Gelegenheit ſagte: „Mon cousin, cela vous regarde plus que moi, faites en votre affaire!“ (Lieber Vetter, das geht Sie näher an als mich, nehmen Sie ſich der Sache an.) Ferdinand achtete jedoch nicht auf die Einreden ſeiner Vettern und Verbündeten; ob Don Carlos gegen eine Maßregel ſich verwahrte, die ihn vom Throne ausſchließt, iſt nicht bekannt geworden; allein es läßt ſich kaum erwarten, daß er nach dem Tode ſeines Bruders, dem er bei deſſen Lebzeiten ſchon den Thron ſtreitig machte, einen Beſchluß achten werde, deſſen Geſetzmäßigkeit bereits von mehr als Einem Hofe in Frage geſtellt wurde. Don Carlos, mit dem ſaliſchen Geſetz in der Hand, kann kühn den Thron auf Koſten ſeiner Nichte anſprechen; er kann ſelbſt mit einem Anſchein von Gerechtigkeit behaupten, daß ſein Bruder zwar rückſichtlich der innern Verwaltung

*) Ferdinand iſt zum viertenmale vermählt: 1) mit Marie Antoinette, Tochter des Königs beider Sicilien; 2) mit ſeiner Nichte der Infantin von Portugal Marie Iſabelle; 3) mit der Prinzeſſin Marie Joſephe Amalie, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachſen, und zuletzt mit der jetzigen Königin Maria Chriſtine, Tochter des verſtorbenen Königs von Neapel.

des Landes unumschränkte Macht besessen; daß diese sich aber nicht so weit erstreckt habe, die Grundgesetze des Reichs ohne Zustimmung der Cortes por Estamentos zu ändern. Diese jetzt zusammenzurufen, wäre, da sie seit der Thronbesteigung der Bourbone nie berufen worden waren, ein schwieriges Werk. Sie waren aus dem Adel, der Geistlichkeit und dem dritten Stand zusammengesetzt; die Abgeordneten des letztern wurden von den Municipalitäten der Städte gewählt, die das Recht hatten Cortes zu ernennen, und die wiederum selbst durch allgemeine Volksabstimmung gewählt wurden. Allein seit der Thronbesteigung der Bourbone hat der Hof, in Folge von Eingriffen in die Freiheiten der Nation, die Stellen der Munizipalräthe, die jetzt in den Familien erblich sind, verkauft. Würden sie also morgen zusammenberufen, so ist einleuchtend, daß das Volk keineswegs repräsentirt wäre, weil aller Wahrscheinlichkeit nach die Mehrheit der Versammlung aus Karlisten bestehen würde. Don Carlos würde, wenn Ferdinand mit Tod abgegangen wäre, sich vor Allem der Regentschaft bemächtigt haben, und wäre dann das von der Königin zu erwartende Kind eine Prinzessin, so würde, selbst wenn er nicht geneigt seyn sollte, sich des Throns zu bemächtigen, seine Partei Dieß für ihn thun. Allein Carlos ist ein Mann von erprobter Entschlossenheit und ungezügeltem Ehrgeiz, es läßt sich also nicht zweifeln, daß er an der Spitze seiner Partei vorwärts schreitet, und Europa, das der Usurpation Don Miguels ruhig zugesehen hat, wird den Absichten Don Carlos schwerlich in den Weg treten. Betrachten wir auf der andern Seite die Führer der königlichen Partei, so läßt sich erwarten, daß die Opposition gegen das Vorhaben der Apostolischen kräftig und beharrlich gehandhabt werden wird. In der ersten Reihe derselben steht der berühmte Graf Espagna, ein stolzer Royalist, ein erbitterter Feind der Apostolischen, die ihn ihrerseits, der der Kirche angethanen Schmach halber, nicht minder hassen. Er ist ein Mann von ungewöhnlichen Talenten und einer bewunderungswürdigen Charakterfestigkeit, so daß man sagen könnte, in diesem einzigen Manne stehe den Apostolischen ein Heer gegenüber. Zu diesem muß man noch das jetzige Ministerium und Morillo, Abrodal, Sarsfield, Valdez und Rodil rechnen, von denen die beiden letztern durch ihre Feldzüge in Südamerika sich auszeichneten, und an Heldenmuth den kühnen Männern gleichen, die jenes Land dem spanischen Scepter unterwarfen. Wäre es möglich zwischen dieser und der liberalen Partei eine Vereinigung zu bewirken, so könnte das Unglück, von dem das arme Land bedroht ist, noch abgewendet werden; allein eine solche Verschmelzung ist unmöglich, denn es wäre noch die Frage, welche der beiden Parteien, die Apostolischen oder die Liberalen, sich im Hasse gegen die Royalisten überbietet, und für sich allein ist die liberale Partei unglücklicherweise zu schwach, und zu vertheilt, um den Kampf der sich nach dem Hintritt des Königs zwischen ihren Rivalen entspinnen wird, zu ihrem Vortheil zu wenden. So voreilig es auch scheinen mag, jetzt schon über den endlichen Ausgang der spanischen Angelegenheiten ein entscheidendes Urtheil zu fällen, so sind wir doch geneigt zu glauben, daß ohne Dazwischenkunft irgend eines unvorhergesehenen Zufalls, das Land der eisernen Herrschaft der Karlisten unterworfen werden wird. Von dieser Partei die geringste Nachgiebigkeit erwarten, nur einen Augenblick glauben, sie werde geneigt seyn, auf die Stimme der öffentlichen Meinung zu hören, und ihre Maßregeln mit dem Geiste der Zeit in Einklang zu bringen, hieße ihre wilde ungezügelte Leidenschaftlichkeit nicht kennen, und allen Erfahrungen vergangener Zeiten, so wie der Kenntniß der menschlichen Natur spotten. Unter der Herrschaft der Apostolischen wird die Entartung so weit schreiten, bis sie ihr Ziel erreicht hat, und bis Tyrannei und Bedrückung sich in ihren Gewaltthätigkeiten erschöpft haben. Wird diese Periode erreicht seyn, so werden die Spanier, entsetzt über das Elend, das sie von allen Seiten umgibt, ihre Blicke zufällig jenseits der Pyrenäen richten. Sollten sie Dieß thun, was werden sie erblicken? Eine Nation, die vor noch nicht einem halben Jahrhundert, gleich ihrer eigenen, von Privilegien einer hohen Aristokratie und einer unnachgiebigen Priesterschaft zu Boden gedrückt wurde, jetzt aber auf dem Gipfel der Civilisation steht. Wird die Lehre, die hierin liegt, für sie verloren seyn? Ein Strahl jener edeln Begeisterung wird auf sie fallen, und hochherzige, patriotische Anstrengungen werden dieses gesunkene Land zu der Stufe wieder empor heben, die es ehemals einnahm.

Erinnerungen an Paul I.

(Schluß.)

Ohne es behaupten zu wollen, bin ich zu glauben geneigt, daß jene Anzeige der Verschwörung von Uwarow herrührte, der sein schnelles Steigen dem Vertrauen dankte, das die Familie Lapuchin, deren bald gedacht werden wird, bei dem Kaiser Paul genoß. Da er gegen den Kaiser, der ihn mit Gunstbezeugungen überhäuft hatte, keinen persönlichen Groll hegte, so konnte ein Angriff auf das Leben desselben seinem Glücke nur nachtheilig werden. Da nun die dem Oberjägermeister Kutaizof ertheilte Nachricht unbeachtet blieb, so mußte Uwarow Fassung behalten, und durch um so thätigere Theilnahme jeden Verdacht zu entfernen suchen, der etwa auf ihm haften konnte. Wie dem auch sey, der Kaiser erhielt kurz darauf eine ähnliche Mittheilung. Seine Seelengröße zeigte sich bei dieser Gelegenheit im schönsten Lichte, denn es muß bemerkt werden, daß kleine Bedrängnisse und Unannehmlichkeiten ihn schwachmüthig und verzagt fanden, während ihn bei außerordentlichen, entscheidenden Vorfällen, die ihm einen seiner Kraft würdigen Schauplatz eröffneten, die angeborne Seelengröße nicht verließ. Er ließ Pahlen kommen, übergab diesem das Schreiben, und fragte, indem er ihn mit einem scharfen Blicke durchbohrte, was Dieß zu bedeuten habe. Pahlen, Meister in der Verstellung und auf Alles vorbereitet, heuchelte eine ruhige Haltung. „Ich wußte es, erwiderte er, und um alle Ihre Feinde um so besser kennen zu lernen, war ich sogar genöthigt, selbst die Rolle eines Verschwornen zu spielen.“ Er verbreitete sich nun weitläuftig über den Plan und die Mittel der Verschwörung, und gab sogar die Kaiserin und die Großfürsten Alexander und Konstantin an. Paul, von Bestürzung außer sich, entwarf sogleich eine Verbannungsliste, und übergab dem verwegenen Lügner einen Befehl, der ihm die Gewalt übertrug, gegen die Mitglieder der kaiserlichen Familie zu verfahren. Pahlen hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als diese Aktenstücke insgeheim den Verschwornen und denen mitzutheilen, die er durch seine verläumderischen Angaben als Mitschuldige bezeichnet hatte. Es lag Alles daran, den Schlag zu beschleunigen. Die gehässigen Nebenumstände bei Pauls Tode sind hinlänglich bekannt; legt man aber seine Tugenden gegen seine Verirrungen in die Wagschale, so kann man ihn nur bedauern.

Alexander hatte also nicht, wie man fälschlich vorgab, Theil an der Verschwörung genommen, da er sich aber für unrettbar verloren hielt, so ließ er es geschehen; die Geschichte wird ihm indeß immer zum Ver-

Digitized by Google

wurfe machen, daß er auf dem Throne den Mördern eine Amnestie bewilligte. Seine Jugend und die Macht der Verschwornen erklären sein Benehmen, ohne es indeß zu rechtfertigen. Was Konstantin betrifft, so erhob er sich mit aller Kraft gegen die Urheber des Verbrechens, und der Adel hat ihm diese edle Aeußerung seiner Gesinnungen niemals vergeben; seitdem ward er von der Thronfolge ausgeschlossen.

Es ist bereits gesagt worden, daß solchete Behandlung dem Charakter Pauls eine Beimischung von Härte gegeben habe, es bleibt daher nur noch übrig, einige nähere Umstände aus seinem geheimen Leben anzuführen, die auf die Bizarreries seines Betragens und seiner Regierungshandlungen einiges Licht werfen können. Sobald er zum Throne gelangt war, schien er sich vorgenommen zu haben, jene Großen des Reichs, die sich seine Ungnade bei Katharina zu Nutzen gemacht hatten, unter dem Prunke öffentlicher Feierlichkeiten mit Füßen zu treten. Seine erste Verfügung bestand darin, die Gebeine Peters III wieder ausgraben und ihm ein feierliches Leichenbegängniß halten zu lassen; gleichsam um gegen das Geschehene einen feierlichen Widerruf einzulegen. Dann beschloß er, sich mit allem Glanze eines reichen und prachtliebenden Hofes krönen zu lassen; die Kostüme der Hofdamen waren, nach den am Hofe der letzten Könige von Frankreich üblichen Trachten, ausdrücklich vorgeschrieben. Durch den Reiz der Neuheit angelockt, strömte der Adel von Petersburg und aus den bedeutendern Städten des Reichs nach Moskau. Am Tage der Krönung begab sich Paul aus dem Palaste Petrowski zu Pferde nach dem Kremlin, von seinen Söhnen, den Großwürdenträgern und einem unermeßlichen Gefolge begleitet. Bei Gelegenheit der zahllosen Feste, die nun folgten, sah er die junge Anna Petrowna, Tochter des Senators Lapuchin, vormaligen Generalgouverneurs von Jaroslawl. Aus dieser Familie hatte Peter der Große ein Jahrhundert früher seine erste Gemahlin, die Mutter des unglücklichen Alexis, gewählt. Die Reize der jungen Anna, ihre Anmuth und Bescheidenheit machten auf Paul einen unbeschreiblichen Eindruck. Diese Neigung, die indeß bald zur heftigsten Leidenschaft wurde, blieb anfänglich unbemerkt, und Paul begnügte sich, den Senator in ziemlich allgemeinen Ausdrücken einzuladen, nach Petersburg zu ziehen. Sey es nun, daß er seine Neigung bekämpfen wollte, oder daß die neuen Sorgen und Pflichten, welche die Krone ihm auferlegte, das Bild der Geliebten in den Hintergrund stellten, kurz er verließ Moskau, ohne daß jene Einladung für den Augenblick weitere Folgen gehabt hätte. Ein zufälliger Umstand frischte indeß bald das Andenken an Anna Petrowna wieder auf; der Kammerherr Demidof (Gregor Alexandrowitsch) hielt um Katharina Petrowna, Anna's Schwester, an, und bat, wie es herkömmlich, um die Zustimmung des Kaisers. Paul, welcher glaubte, es sey die Rede von Anna, verwies Demidof in der ersten Aufwallung seines Unmuthes die Stadt Petersburg, und schloß ihn vom aktiven Dienst aus, ohne sich jedoch der Heirath zu widersetzen. Ein Jahr später unternahm Paul eine Reise nach Kasan, auf der er abermals nach Moskau kam, wo er Anna wieder sah, und von ihr die Vermählung ihrer Schwester erfuhr. Nun ließ er sich von ihrem Vater das Versprechen geben, künftig Petersburg zu seinem Aufenthaltsorte wählen zu wollen, wo er ihn mit Ehren und Würden überhäufte. Die Stellung des Senators Lapuchin war höchst zarter Natur; er erkannte gar wohl die Ursachen der neuen Gunst, so wie die Gefahr, einen herrischen und leidenschaftlichen Gebieter vor den Kopf zu stoßen. Anna war ihrerseits unerbittlich über einen Vorzug, der mit der geheimen Neigung ihres Herzens im Widerspruche stand; sie war mit dem Fürsten Gagarin (Paul Gavrilewitsch) verlobt, und die Hindernisse, die sich so dieser Vereinigung entgegenthürmten, trugen nur dazu bei, ihre gegenseitige Unglücklichkeit zu verstärken. Paul konnte sich nicht verbergen, daß er keinen jener körperlichen Vorzüge besitze, die ein junges Mädchen zu fesseln vermögen. Vergebens suchte er ihren Ehrgeiz zu wecken, und sogar so weit ging er, ihr vorzuschlagen, er wolle die Kaiserin verstoßen und die kaiserliche Krone auf ihr Haupt setzen. Anna Petrowna erschrak über so glänzende Anerbietungen, und Paul bot nun Alles auf, um durch Gefälligkeit und Freigebigkeit einen Widerstand zu besiegen, dessen eigentliche Quelle er nicht kannte. Zu dem Ende erhob er den Senator in den Fürstenstand, und da er sah, daß Anna am Hofe den Rang nicht hatte, den ihr seine besondere Gunst anwies, stellte er den Malteserorden wieder her, dessen Insignien er ihr und der Gräfin Litta verlieh, wodurch Anna gleichen Rang mit den übrigen Ehrendamen erhielt. Die Kaiserin Marie Feodorowna konnte einer Nebenbuhlerin nicht zürnen, die vor Allen selbst über solche Gunstbezeugungen seufzte, und sie bewies ihr beständig das innigste Wohlwollen.

Paul versuchte auch die Geliebte durch kostspielige Neuerungen zu blenden, die ihn indeß in seinen Bewerbungen um keinen Schritt weiter brachten. In einer solchen Anwandlung verschwenderischer Laune ließ er das massive Tafelgeschirr der Gouvernementsstädte einschmelzen, um die Pracht der Uniformen seiner Adelgarde zu vermehren. Eines Tags hob er einen Handschuh auf, der der Geliebten entfallen war, und gab Befehl, den Michailowschen Palast, der eben vollendet war, mit der gleichen Farbe anzustreichen. Seine Eifersucht ging bis zur Uebertreibung. Als er einst erfahren, daß zwei junge Herren (Lariboupière und Barazkin) mit Anna getanzt, und diese daran Gefallen gefunden habe, verbot er den Walzer auf allen öffentlichen und Hausbällen, und von den beiden begünstigten Tänzern kam der eine auf 24 Stunden auf die Festung, der andere aber mußte Petersburg verlassen. Endlich öffnete ihm ein Zufall die Augen: der junge Gagarin diente unter Suwarow in Italien; ein Bulletin kam an den Kaiser über einen von den Russen erfochtenen Vortheil. Er las es Anna vor, deren Bewegung sich nicht verbergen ließ; als aber der Name des Fürsten Gagarin unter den Verwundeten genannt wurde, konnte sie ihren Schmerz nicht länger bemeistern. Paul forderte eine Erklärung, die ihm auch gegeben wurde, und bei dieser Gelegenheit zeigte sich nun die Seelengröße dieses sonst so starrsinnigen Mannes, dessen ganzes erträumtes Glück jetzt auf Einmal vor seinen Augen verschwand, im schönsten Lichte. Mit Güte warf er ihr ihren Mangel an Zutrauen zu ihm vor, gab ihr sein kaiserliches Wort, daß sie mit Gagarin vereinigt werden solle, für dessen Glück und ferneres Avancement er sorgen werde, und erfüllte auch in der Folge diese edle Zusage mit der großmüthigsten Selbstverläugnung.

Von diesem Augenblick an ward er indeß immer düsterer und grillenhafter; Ungnaden, Verbannungen, die willkürlichsten Befehle folgten rasch auf einander, und führten die Sachen auf einen Punkt, der auch dem minder Hellsehenden eine nahe Katastrophe vermuthen ließ. Einige Jahre nach Pauls Tode starb auch Anna Petrowna, Fürstin Gagarin, in Petersburg an einer Brustkrankheit. Sie sprach von ihrem Wohlthäter nie anders als mit der tiefsten Rührung, und oft habe ich ihr wiederholt, daß ihre Tugend Rußland weit mehr Unheil zugefügt habe, als die Laster und Verschwendungen einer ehrgeizigen Maitresse.

Vermischte Nachrichten.

Ueber die Sklavenverschwörung in dem Bezirke von St. Benedikt auf der Insel Bourbon theilen Nachrichten vom 30 Mai v. J. folgende nähere Berichte mit: Der Rädelsführer der Verschwörung war ein Sklave, Namens Louis, der von seinem Herrn keineswegs hart behandelt oder als Sklave betrachtet wurde, vielmehr hatte er sogar die Erlaubniß, für sich selbst zu arbeiten. Der Plan war sehr gut angelegt, wurde aber von zwei Verschwornen, die es bedauerten, daß alle Weißen niedergemetzelt werden sollten, am Tage vor der Ausführung den Behörden verrathen. Der Ausbruch der Empörung sollte mit Verbrennung der Plantagen beginnen, und Dieß das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstande geben. Anfangs war man übereingekommen, am Charfreitage über die Weißen herzufallen; allein sonderbar genug war Louis ein so guter Katholik, daß er sich ein Gewissen daraus machte, an einem so heiligen Tage Menschenblut vergießen zu lassen. Es sollten alle weißen Männer, wie alle Negerinnen ermordet, und nur die weißen Frauen und Mädchen verschont werden. Die Malgaschen und Kaffern wollte man zu Sklaven machen. Sechs und fünfzig der Rädelsführer wurden verhaftet und hingerichtet.

*

Die Zeitung von Canton berichtet, daß man dort oft in einem Monate sechzig bis siebzig öffentliche Anschläge lesen kann, worin Belohnungen Denjenigen versprochen werden, die gestohlene Kinder, Knaben und Mädchen, ihren Eltern zurückbringen, oder eine Spur von ihnen angeben können. Die Erlaubniß des Sklavenhandels in China öffnet einen Markt für dergleichen unglückliche Geschöpfe; allein einige derselben sind noch zu einem schrecklichern Loose bestimmt, man verstümmelt sie nämlich und bettelt mit ihnen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 51. 20 Februar 1833.

Die asiatische Gesellschaft in Paris.

Paris Ende Januars.

Das Studium der orientalischen Literatur hatte in Frankreich seit dem Anfange der Restauration größere Fortschritte gemacht, als in irgend einer der vorhergegangenen Epochen. Es hatte sich von seiner früheren Bestimmung, eine Hülfswissenschaft der Theologie zu bilden, vollkommen getrennt, und bildete einen eigenen, an Umfang und Wichtigkeit täglich zunehmenden Zweig der Wissenschaften; seine Richtung war universalhistorisch geworden, und es fing an, statt der früher fast ausschließlich bearbeiteten semitischen Sprachen, das ganze Gebiet des Orients zu umfassen. Die französische Regierung sah die Nothwendigkeit, sie in den Kreis der Lehrgegenstände aufzunehmen, und errichtete Professuren für die chinesische und indische Literatur. Die Akademie der Inschriften füllte sich mit Orientalisten, und Alles deutete darauf hin, daß diese neue Wissenschaft in kurzer Zeit an der Spitze der eigentlich gelehrten Literatur von Frankreich stehen würde. Bald zeigte sich das Bedürfniß eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes für diese Studien, die bestimmt waren, einander gegenseitig zu unterstützen; denn je spezieller die Studien wurden, je weniger es von Tag zu Tag möglich wurde, daß ein Einzelner den ganzen Umfang Dessen, was von nun an zur orientalischen Literatur gehörte, in den Kreis seiner Kenntnisse ziehen konnte, um so unentbehrlicher war es, daß ein gemeinschaftliches Band für das Ganze der Wissenschaft gebildet werde, ein Focus in dem sich alle Untersuchungen, die auf Sprachen, Geschichte und Ideen des Orients Bezug hatten, vereinigen konnten. So entstand im Jahre 1822 die asiatische Gesellschaft, unter der Leitung von Silvestre de Sacy, von Remusat, Saint-Martin, Chezy. Ihr Zweck war einerseits periodische Versammlungen zu halten, in denen neue Untersuchungen mitgetheilt wurden, damit jedes einzelne Mitglied mit dem Gang der ganzen Wissenschaft auf dem Laufenden gehalten werde, andrerseits die Bekanntmachung von Hülfsmitteln für Erlernung und Verbreitung der orientalischen Sprachen zu unterstützen. Der damalige Herzog von Orleans wurde zum Präsidenten der Gesellschaft ernannt, und die erste Sitzung wurde den 22 April 1822 mit einer Rede von Sacy eröffnet. Von dieser Zeit an hielt die Gesellschaft monatliche Sitzungen, und gab monatlich ein Heft des „Journal asiatique" heraus, das aus Originalaufsätzen, aus Kritiken neuer orientalischer Werke, und aus literarischen Nachrichten bestand. Es sind bis jetzt 21 Bände desselben erschienen, welche eine große Menge von Abhandlungen über alle Theile der orientalischen Literatur enthalten, und es ist noch immer das einzige gelehrte Journal, das ausschließend dieser Literatur gewidmet ist, denn das „Asiatic Journal" in London ist mehr eine politische und literarische Zeitschrift, und fast ausschließend für die Bedürfnisse der ostindischen Kompagnie berechnet. Im Jahre 1828 fing die Regierung unter dem Ministerium von Martignac zuerst an, etwas für die Gesellschaft zu thun, was die früheren Minister aus Haß gegen den Herzog von Orleans immer verweigert hatten, und ein Theil der Kosten des Journals wurde von der königlichen Druckerei bestritten. Neben dem Journal gab die Gesellschaft jedes Jahr ein Werk heraus, das eine Lücke in der orientalischen Literatur ausfüllte. Das erste war die chinesische und lateinische Ausgabe von Mengtheu, dem größten der Schüler von Confutsee; die Uebersetzung ist wörtlich, und von St. Julien, einem Schüler, und jetzt dem Nachfolger von Remusat verfaßt, in drei Bänden 8. Hierauf folgten eine japanische Grammatik, nach der des Rodriguez, mit Anhängen von Remusat, das armenische Gedicht über die Eroberung von Edessa, herausgegeben von Zohrab. Die armenischen Fabeln von Vartan herausgegeben von Zohrab und Saint-Martin, die georgische Grammatik von Klaproth, Sacuntala von Kalidasa, mit einer Uebersetzung und Commentar von Chezy, eine Grammatik der damals noch ganz unbearbeiteten Pali-Sprache von Laßen und Burnouf, eine georgische Chronik, mit einer Uebersetzung von Brosset, und ganz kürzlich der erste Band einer chinesischen Chrestomathie; daneben unterschrieb die Gesellschaft auf eine bedeutende Anzahl der hauptsächlichsten Werke über orientalische Literatur, welche in dieser Zeit auf dem Kontinent erschienen, und machte so die Herausgabe verschiedener derselben erst möglich. Eine der hauptsächlichsten Schwierigkeiten, welche der Druck orientalischer Werke findet liegt in dem Mangel, oder der unbequemen Form der Charaktere. Die Gesellschaft beschloß diesem Uebel abzuhelfen und ließ nach und nach ein Mandschu-Alphabet, ein georgisches Alphabet, eines von der Tagala-Sprache, die in den Philippinen geschrieben wird, und endlich ein Alphabet der Zend-Sprache stechen. Das letzte war unentbehrlich für die Bekanntmachung der neueren Arbeiten

über die altperſiſche Sprache und Literatur, aber es bot durch die Komplikation der Schriftzüge die größten Schwierigkeiten dar. Die Geſellſchaft ſetzte eine Kommiſſion zu dieſem Behuf nieder, welche nach acht Monaten die Proben eines vollſtändigen Alphabets vorlegte, mit dem unverzüglich gedruckt werden wird. Neben ihren gewöhnlichen Sitzungen hielt die Geſellſchaft eine öffentliche, in welcher ihr von dem Sekretär Rechenſchaft über die Arbeiten des Jahrs, und eine Darſtellung der Fortſchritte, welche die orientaliſche Literatur in allen Theilen der Welt gemacht hat, vorgelegt wird. Die erſten ſechs Berichte ſind von Remuſat, die letzten von Burnouf, dem gegenwärtigen Sekretär der Geſellſchaft verfaßt. Der große Verluſt, den die Geſellſchaft in der Mitte des letzten Jahres durch den Tod von Remuſat, Saint-Martin, Chezy und andern ausgezeichneten Mitgliedern erlitt, drohte ihre Exiſtenz in Gefahr zu ſetzen, aber Silveſtre de Sacy, der ſich ſeit vier Jahren wegen ſeines hohen Alters von der Präſidentſchaft zurückgezogen hatte, trat in die Lücke, und hat ſeitdem jeder Sitzung präſidirt, und die Geſellſchaft in dieſer Kriſis mit ſeinem Namen und Beiſpiel unterſtützt, ſo daß ſie fortfahren kann, wie bisher den Mittelpunkt der orientaliſchen Studien auf dem Kontinent zu bilden. Die Bedingungen der Aufnahme ſind ſo liberal als möglich; wer von den Mitgliedern des Geſellſchaftsausſchuſſes vorgeſchlagen wird, wird zum Mitglied aufgenommen, bezahlt 30 Franken jährlich, und erhält dafür das Journal und hat das Recht, die Werke der Geſellſchaft um einen ſehr niedern Preis zu beziehen. Die aſiatiſche Geſellſchaft iſt eine der erſten literariſchen Geſellſchaften, welche in Frankreich nach dem Modell der engliſchen errichtet worden ſind. Die Gewohnheiten des franzöſiſchen Publikums ſind dieſem aber nicht ſehr günſtig, und viele die ſeitdem nach demſelben Plan errichtet worden ſind, haben in kurzer Zeit wieder aufgehört; doch trotz dieſer Schwierigkeit hat die aſiatiſche Geſellſchaft von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit zugenommen, ihre Unternehmungen ſind immer bedeutender geworden, und die Bereitwilligkeit, mit der ſie fremde Werke unterſtützt, und fremde Gelehrte aufgenommen hat, hat ihr Verbindungen in ganz Europa verſchafft, die ihr ohne Zweifel erlauben werden, ihre Wirkſamkeit jährlich mehr auszudehnen, und die Popularität der Wiſſenſchaft, der ſie ſich gewidmet hat, zu verbreiten. Ihr Wirkungskreis iſt durch nichts als die Gränze ihrer Geldmittel beſchränkt, denn die Bedürfniſſe der orientaliſchen Studien ſind ſo groß, daß noch Jahrhunderte vorübergehen werden, ehe ſie ſo zugänglich ſind, wie es die klaſſiſchen Studien ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften geworden. Lexica und Grammatiken, Chreſtomathien, Texte und Ueberſetzungen der klaſſiſchen Schriftſteller der verſchiedenen Sprachen, ſind dringende Bedürfniſſe, und können in dem gegenwärtigen Zuſtande der gelehrten Welt, wo keine gelehrten Korporationen mehr beſtehen, nur von Geſellſchaften befördert werden, welche die vereinigten Hülfsmittel Vieler zu ihren Dienſten haben. Möge daher die aſiatiſche Geſellſchaft zahlreiche Theilnehmer finden, um der neuen Richtung, welche alle hiſtoriſchen Wiſſenſchaften genommen haben, Hülfsmittel und Materialien liefern zu können.

Ein Abenteuer im baltiſchen Meere.

(Fortſetzung.)

An dieſem Tage fiel ich noch einmal ins Waſſer, eben ſo auch einige andere von meinen Gefährten; allein wir zogen einander, ſo gut es in unſern Kräften ſtand, wieder heraus und ſtießen endlich gegen Abend zu unſern übrigen Unglücksbrüdern, die ſo ſchnell ſie konnten, ſich zu retten geſucht und bereits eine gute Strecke vor uns voraus hatten. Es wurde dunkel und wir ſahen uns genöthigt, die Nacht auf dem Eiſe zuzubringen, als Einer von uns, Namens Joachim, ein Segelknecht, der überzeugt war, daß wir hoffnungslos verloren ſeyen, ſich entſchloß uns zu verlaſſen und allein verſuchen wollte, das Land zu erreichen. Als er von uns Abſchied genommen hatte, war er bald aus unſern Augen, und ſein Vorhaben ſchien uns ſo tollkühn und unausführbar, daß wir ihn verloren gaben, und nur noch an uns dachten. Da wir einſahen, wie gefährlich es ſey, die ganze Nacht alle mit einander auf demſelben Eisſtücke zuzubringen, ſo wurde einmüthig beſchloſſen, daß wir uns trennen und feſteres Eis aufſuchen ſollten.

Bevor ich jedoch in der Erzählung unſrer Abenteuer fortfahre, muß ich hier noch eines merkwürdigen Umſtandes erwähnen, der ſich noch vor unſerer Trennung ereignete. Plötzlich ſahen wir nämlich im Mondſchein auf dem Ufer der Inſel Fühnen, die eine halbe Stunde von uns entfernt lag, ein großes Feuer, das die Bauern angezündet haben mußten, um uns ein Zeichen zu geben, in welcher Richtung hin das Land ſich befinde, und uns dem gemäß unſre Maßregeln nehmen zu laſſen. Wir konnten ganz deutlich die Bauern umher beſchäftigt ſehen, die Flammen zu unterhalten und endlich glaubten wir ſogar etwas Leuchtendes zu ſehen, das auf uns zukam und eine Schaluppe mit drei Männern zu ſeyn ſchien, die eine Laterne bei ſich hatten und Alles aufboten, zu uns heranzukommen. Schon glaubten wir ſie ſo nahe und ſo deutlich zu erkennen, daß unſer erſter Jäger ihnen zurief: „Ihr guten Leute, ſucht heranzukommen, ihr ſollt dafür gut belohnt werden.“ Bald war die Schaluppe unſers Erachtens nur noch hundert Schritte von uns entfernt, und wir glaubten deutlich die Leute darin zu unterſcheiden; nur konnten wir nicht begreifen, wie ſie durch das Eis in ſo kurzer Zeit ſich uns nähern und zu Stande bringen konnten, was uns aller Anſtrengung und ſo langer Zeit ungeachtet nicht gelungen war. Aber gerade im Augenblicke, wo unſre Sinne am meiſten mit dieſer tröſtlichen Erſcheinung beſchäftigt waren, und wir uns ſchon ganz der Freude unſrer baldigen Errettung überließen, verſchwanden plötzlich Schaluppe, Licht und Menſchen vor unſern Augen, und mit ihnen unſre letzte Hoffnung. Einer von uns wollte freilich gleich Anfangs nicht unſre Meinung über dieſe Erſcheinung theilen, und behauptete fortwährend, daß es bloße Täuſchung ſey; ſo ſehr wir uns auch auf das einſtimmige Zeugniß der Augen von uns insgeſammt beriefen, und bald darauf bewies auch das Verſchwinden der Schaluppe, daß er vollkommen Recht gehabt hatte.

Man kann ſich denken, wie groß damals unſre Beſtürzung war. Dieſe plötzliche Vernichtung unſrer Hoffnung ſtürzte uns

in die bitterſte Troſtloſigkeit zurück, und ließ uns in eben ſo peinlicher Ungewißheit, was zu thun ſey, als zuvor. In dieſem Augenblick der Verzweiflung erhob der erſte Jäger ſeine Stimme und ſchrie mit aller Kraft ſeiner Lunge nach dem Ufer hinüber, obgleich Niemand mehr zu ſehen war: „Könnt ihr uns nicht zu Hülfe kommen?“ worauf wir dreimal deutlich folgende Antwort von einer Stimme vernahmen, die ſehr weit her zu kommen ſchien: „Nein, nein, nein; empfehlt eure Seelen Gott; denn es iſt keine Hoffnung, euch zu retten.“ Während dieſe traurige Antwort unſere Unruhe verdoppelte, nahm Furcht und Schrecken bei der immer tiefer hereinbrechenden Finſterniß der Nacht bei uns noch mehr überhand; endlich kamen wir auf unſern frühern Beſchluß zurück, daß man ein ſtärkeres Eis, als das worauf wir uns befanden, aufſuchen müſſe. Man kam auch überein, daß Jeder, der in der Dunkelheit ins Waſſer fallen würde, nicht das Recht haben ſollte, von den übrigen Hülfe zu verlangen. Jeder mußte ſich dieſer Uebereinkunft unterwerfen, und ſah nun mit düſtrer Ergebung Allem, was uns noch ſchlimmeres zuſtoßen konnte, entgegen.

Bei dieſem gemeinſchaftlich gefaßten Beſchluſſe war aber für mich das Entſetzlichſte, daß man übereinkam, mich mit einem Bürger und einem jungen Bettler auf dem gebrechlichen Eisſtück, wo wir uns damals befanden, zurückzulaſſen; denn da ich mehrmals ganz in Schweiß gebadet ins Waſſer gefallen war, ſo hatte der ſchnelle Wechſel und Näſſe und Kälte mich ſo erſtarrt, daß ich mich nicht auf den Beinen halten konnte. Die beiden andern hatten eben ſo wenig Kraft, als ich, ſo daß unſre Gefährten ſich nicht länger mehr mit uns befaſſen konnten und wollten. Bevor ſie uns jedoch verließen, hatten ſie noch ſo viel Mitleid, aus einigen Eisſtücken für mich eine Art Hütte, ich ſollte lieber ſagen Sarg, zu erbauen, in der ich ein wenig gegen die ſchneidend ſcharfe Luft Schutz finden konnte. Statt des Polſters ſchoben ſie mir auch ein Stück Eis unter den Kopf. Nachdem wir uns Lebewohl geſagt, und den Wunſch ausgeſprochen hatten, daß es doch wenigſtens Einem von ihnen gelingen möchte, das Land zu erreichen, und dann den andern zu Hülfe zu kommen, wollten ſie eben uns verlaſſen, als ſie plötzlich in der größten Beſtürzung ausriefen: „Seht da am Himmel dieſes Feuer! Es hat ganz die Geſtalt eines Drachen.“ Wahrſcheinlich war Dieß eines jener Meteore, die man Nordlichter nennt, und die in dieſem Lande während des Winters nichts Ungewöhnliches ſind. Was mich betrifft, ſo hatte ich mich ſchon in mein Grab gelegt, und da ich mich ſo von meinen Gefährten verlaſſen ſah, ſo dachte ich an nichts mehr weiter, und hatte nicht einmal mehr ſo viel Neugier zu ſehen, was es gebe. Unſere Kameraden entfernten ſich nun, und überließen uns unſrem Schickſal. Meine zwei Unglücksgefährten, der Bürgersmann und der Bettler, hielten ſich ganz nahe zu mir, und wir verſuchten uns gegenſeitig mit unſrem Athem zu erwärmen.

(Schluß folgt.)

Eine chineſiſche Truppenſchau.

(Aus der nordiſchen Biene.)

Nachſtehende Beſchreibung von einem Manne, der faſt eilf Jahre in Peking lebte und Augenzeuge war, mag einigen Begriff von der Beſchaffenheit der Krieger des himmliſchen Reiches geben. Auf Befehl des Kaiſers wurde der 5 Mai 1827 zur Revue zweier Abtheilungen*) Mandſchuren**) beſtimmt, von denen eine die Abtheilung der blauen Fahne, die andere die der blauen Fahne mit rothem Saume hieß. Zu dem Ende wurden beide Abtheilungen am Morgen auf das Feld in der Nähe von Peking berufen, auf dem Wege, der von dem Thore Andin***) nach Norden führt, am Tempel Kuantſi. Die Soldaten kamen einzeln und unbewaffnet herbei, und wurden in Reihen aufgeſtellt, die zwei parallele 25 bis 30 Schritte von einander entfernte Halbkreiſe bildeten. Die Abtheilung der blauen Fahne wurde links, die der blauen Fahne mit rothem Saume rechts gerichtet. Die Hauptfahnen wurden an den Enden der Reihen aufgeſtellt, die übrigen kleinen Fahnen 12 bis 20 Fuß aus einander ohne Symmetrie in die Erde geſteckt. Die Waffen der Krieger führte man auf Wägen herbei. Die Pfeile, in Bündeln zu 100 und mehr zuſammengebunden, wurden auf gleiche Weiſe wie die kleinen Fahnen auf dem Boden aufgeſtellt. Dieſe Pfeile hatten verroſtete Spitzen, und nur diejenigen, die nach außen ſtanden, waren befiedert. Um dieſe Nachläſſigkeit zu verdecken, ſtellte man ſie an einigen Orten in Körben auf. Schlachtmeſſer in ihren Scheiden, und Bogen mit Köchern lagen auf niedern mit rothen Filzen bedeckten Tiſchchen, welche bei den Hauptfahnen ſtanden. Von den erſtern waren einige ſo verroſtet, daß ſie nicht aus der Scheide gingen, und einige hatten ſogar ſtumpfe Klingen. An den Punkten, wo beide Abtheilungen zuſammenfließen, war ein Zelt aus Doppelmatten aufgeſchlagen. In dieſem Zelte erwarteten die Kommandeure und Offiziere die Ankunft der Oberfeldherrn, denen die Abhaltung der Revue aufgetragen war. Um neun Uhr kamen dieſe an. Der erſte derſelben, welcher fürſtliche Würde hatte, kam in einer Sänfte, die beiden andern in Karrioten; voraus gingen einige der kaiſerlichen Leibwachen, bei dieſer Gelegenheit zu Pferde, unter dem Schalle der Buranen****) durch die Reihen der Abtheilung blauer Fahne bis an das Zelt, in das ſie eintraten. Dahin trugen die Offiziere beider Abtheilungen die Tiſchchen mit Waffen, um ſie den Oberbefehlshabern zu zeigen. Als die Inſpektion abgemacht, Thee getrunken und Tabak geraucht war, kehrten der Fürſt und einer der Oberbefehlshaber nach Hauſe zurück; der dritte ging zuerſt bis ans Ende der Reihen der Abtheilung ſeiner Fahne und folgte dann dem Beiſpiele ſeiner Kollegen. So ging die Revue zu Ende. Die waffenloſen Soldaten kehrten zurück, wie ſie gekommen waren und ihre Waffen wurden ihnen wieder auf Wagen nachgeführt.

Der Schatz des Sultans von Marokko.

(Graberg, Beſchreibung des Maghrib.)

Die Einkünfte des Maghrib belaufen ſich auf ungefähr 2,600,000 Piaſter, die Ausgaben auf 990,000; daraus ergibt ſich eine Erſparung, von mehr als 1,600,000 Piaſtern, die im Beit-el-mel zu Mekkas begraben bleiben, und welche ſeit der Thronbeſteigung Mulai Suleimans, im Jahre 1795, wenn man die Verluſte und außergewöhnlichen Ausgaben während der vier letzten unglücklichen Jahre ſeiner Regierung abrechnet, in 35 Jahren wenigſtens 50 Millionen Piaſter zurückgelaſſen haben müſſen, außer der Geldmaſſe, die ſich bei ſeiner Gelangung zur Herrſchaft wahrſcheinlich daſelbſt befand. Beit-el-Mel, oder das

*) Auf chineſiſch Zi, auf mandſchuriſch Chuſa.

**) Das chineſiſche Heer beſteht aus 8 Abtheilungen Mandſchuren, 8 Abtheilungen Mongolen und 8 Abtheilungen eingebornen Chineſen. Die Mongolen, von denen hier die Rede iſt, darf man indeſſen nicht mit ihren Stammgenoſſen aus den Steppen verwechſeln; ſie ſind Bewohner des eigentlichen China's.

***) Auf chineſiſch eigentlich Andinmen, auf mandſchuriſch Eichenſchottochdoka, — das Friedensthor.

****) Auf mandſchuriſch Buranı, auf chineſiſch chailotſo oder chailoſche, ſchneckenförmige Muſchein, welche die Chineſen ſtatt der Trompeten gebrauchen.

Zimmer des Reichthums genannt, ist kein öffentlicher, sondern ein im Geheimen aufgeschütteter Haufen, eine tief begrabene Geldmasse, die in einem zu Mexiko eigens dazu errichteten Gebäude bewahrt und von zwei tausend Schwarzen bewacht wird. Man berechnet, daß dort regelmäßig im Durchschnitte für 50 Millionen Piaster an Juwelen, Goldstangen, Silber und gemünztem Metall, meistens in spanischen und amerikanischen Doublonen und Piastern verborgen liegt. Das Gebäude, wo dieser Schatz verwahrt wird, ist von einer sehr starken massiven Mauer umgeben und mit einem ähnlichen Dache bedeckt, innerhalb deren beiden die Eisenstangen, so wie sie aus Scandinavien und Biscaya kommen, neben einander gestellt und zusammengebracht sind, worauf eine zweite ähnliche Mauer und Bedachung folgen. Zu den Gemächern führen fünf eiserne Thüren, jede mit fünf Schlössern, deren Schlüssel sich beständig in den Händen des Sultans oder der Favorit-Sultanin befinden. In vorigen Zeiten wurden, nachdem man neue Geldsummen hineingebracht, die Träger sogleich getödtet, damit das Geheimniß der Oertlichkeit nicht ausgeplaudert werden könnte; jetzt indeß wendet man minder grausame Maßregeln an.

Vermischte Nachrichten.

In der russischen Handelszeitung ist der Rechenschaftsbericht abgedruckt, welcher in der Versammlung der Actionnäre der russisch-amerikanischen Kompagnie am 23 Aug. (4 Sept.) 1852 vorgelesen wurde. Aus dem Berichte ersieht man, daß trotz der verschiedenen örtlichen und zufälligen Schwierigkeiten, die Geschäfte der Kompagnie nicht nur nicht den geringsten Verlust erlitten, sondern auch mit besserem Erfolge geführt wurden. Bei der Bilance von 1850 bis 51 fielen nach Abzug des zehnten Theils zu Bildung eines Kapitals noch 120 Silberrubel auf die Actie. Der Bericht enthält auch einige wichtige geographische Nachrichten. Zur Begründung des Handels mit dem nördlichen Theile Amerika's wurde vorgeschlagen, eine Kolonie auf der Insel Stuart, in der nortonowischen Bai, anzulegen. Auf den kurilischen Inseln, welche im Jahre 1830 sämmtlich von der Regierung der Jurisdiction der Kompagnie übergeben wurden, gehen die Geschäfte gut. Es wurde vorgeschlagen, auf der letztgenannten kurilischen Insel, Semusir, eine Hauptniederlassung anzulegen. Im Jahre 1850 wurde aus Neu-Archangelsk die Brigg „Tschichatscheff" unter dem Kommando des Lieutenants Etolin, nach dem nordischen Meere gesendet, um den Handel mit den Wilden an den Ufern desselben in Gang zu bringen. Diese Unternehmung wurde mit vollständigem Erfolge gekrönt. Herr Etolin landete auf den Inseln Uniwos, Aßiak, St. Lorenz und St. Matthäus, und betrat das Ufer Amerika's in dem Meerbusen Golownins, das asiatische in dem Meerbusen St. Lorenz. An allen diesen Orten wurde ein Grund gelegt zum Handel mit den Eingebornen. Der Direktor des Comptoirs in Neu-Archangelsk, Herr Chlebalkoff, erneuerte den Biberfang an den Ufern von Kalifornien, im Meerbusen von San Franziskus, mit Zustimmung der dortigen Regierung. Jetzt beschäftigt sich das Direktorium mit der Herstellung eines bequemeren Weges aus Sibirien an das ochotskische Meer, und gedenkt die ochotskische Faktorei zu verlegen. Nach sichern Berichten hielt man auf dem ganzen Ufer des ochotskischen Meeres zur Anlegung von Häfen auf der nordwestlichen Seite drei Punkte für tauglich: die Bai von Ud, und die Buchten an den Mündungen Uija und Aldoma. Zur Besichtigung und Beschreibung dieser Orte wurde im Jahre 1829 der Schooner Aksa unter dem Kommando des Stabskapitäns Koßmin abgesendet. Zur Besichtigung der Wege wurden drei Land-Expeditionen abgesendet, eine im Jahre 1829 nach Ud und zwei im Jahre 1851 an die Mündung der Aldoma. Der Hafen in der Bai von Ud zeigte sich als unbrauchbar, die zwei andern sind von der Seeseite noch nicht in Augenschein genommen. Die Land-Expeditionen haben die Wege von Irkutsk nach Ud (mit russischer Endung Udskoje) nach der Aldoma und Uija genau beschrieben. Der Weg nach der Aldoma zeigte sich als der bequemste, nun muß man sich nur noch versichern, daß der dortige Punkt auch zur Erbauung eines Hafens geeignet ist. Diese Untersuchung soll von dem Amtmanne Baßin im Laufe dieses Jahres (1852) vorgenommen werden.

* * *

Der Juden- und Heidenbekehrer, Herr Wolff, dessen Ankunft in Hindustan wir neulich meldeten, hat dort folgende Proklamation „an alle gelehrten Mohammedaner von Hindustan" ergehen lassen: „Wisset, daß ich, Joseph Wolff, ein englischer Prediger und Abkömmling Israels bin, und das Tahret (Tora), Sapahr (Psalmen) und Enbschiel (Evangelium) gelesen habe und daran glaube. Jesus Christus, der Sohn Gottes, starb für unsere Sünden, und wurde auf Gottes Befehl wieder vom Tode erweckt und fuhr zum Himmel auf, von dem er im Jahre der Hedschra 1262, im Jahre des Herrn 1847, wieder kommen wird; und dann wird Beitul-Mukaddes (das heilige Haus, Jerusalem) seine Hauptstadt werden, und seine Macht und Herrlichkeit wird über alle Könige und Herren der Erde seyn, und der Löwe und das Lamm, d. h. der Mächtige und der Hülflose, werden Freunde seyn, und in Sicherheit und Eintracht leben. Die Juden werden ihm gehorchen und an ihn glauben. Ich wanderte nach Scham, Beitul-Mukaddes, Kalab (Aleppo), Istambul (Konstantinopel), Ispahan (Meschd), Bothara, Balky und Kabul, und auf Befehl Gottes und Jesus Christus soll ich sein Wort allen Ländern verkünden. Ich habe überall disputirt mit den gelehrten Juden und Mohammedanern. Nun aber, da ich in Hindustan angelangt bin, weiß ich, daß auf Befehl Gottes und nach dem Buche Daniel die Zeichen von der Ankunft Jesu Christi in einem Jahre, von jetzt an, erfolgen werden; d. h. Krieg wird in jedem Lande ausbrechen, Dijwal (der Teufel) wird erscheinen, und Cholera und Erdbeben die Welt verwüsten. Dieß schreibe ich zu eurer Belehrung, da ich euch als meine Freunde und Brüder betrachte, auf daß ihr wieder zu Gott zurückkehret, der allbarmherzig ist. Die Pflicht der Propheten ist voranszusagen, womit genug geschehen ist." — Der Radschah Ranschit Sing, der auf diese Proklamation gleichfalls ein Ausschreiben erließ, bemerkt darin ganz einfach: „Die Verkündigung des fremden Predigers scheine aus einiger Geistesverwirrung hervorgegangen zu seyn."

*

Zwei Engländer, die sich eine Zeit lang auf der Insel Sagor, einem berühmten Wallfahrtsorte der Hindu, im Flusse Hugli, aufhielten, hörten, daß ein Rhinozeros fast jede Nacht aus dem Flusse an einen kleinen Teich komme, worauf sie beschlossen, auf dieses Thier Jagd zu machen. Zu diesem Ende ließen sie sich auf einem Baume, zunächst dem Teiche, eine Kanzel erbauen, wo sie in der folgenden Nacht die Ankunft des Rhinozeros abwarteten. Es war ein dunkler Abend und gegen acht Uhr Abends, als das Thier gerade unter dem Baume erschien, wo sich die Jäger befanden, die nun aus zwei Flinten Feuer gaben. Anfangs stutzte es ein wenig, entfernte sich aber nicht. Eine zweite Ladung schien besser gewirkt zu haben, denn es kehrte rasch um und trabte davon. Acht Kugeln waren so auf das Rhinozeros abgeschossen worden; es schien sich aber daraus so wenig zu machen, als aus Erbsen. Ungefähr zehn Minuten darauf kehrte es wieder zurück, und einer der Engländer schoß nochmals; allein der Lauf seiner Flinte sprang, zerschmetterte ihm zwei Finger und verwundete auch seinen Begleiter, weßhalb sie sich genöthigt sahen, für dießmal ihre Jagd aufzugeben. Nachdem die Handwunde des einen Jägers geheilt war, beschlossen beide, anderthalb Monate später, noch einmal ihr Glück zu versuchen; allein mit größerem Geschütz. Zwei Sechspfünder, die sich auf der Insel vorfanden, wurden geladen, und an dem Orte, wo das Rhinozeros seinen Wechsel hatte, aufgepflanzt; hierauf nahmen sie am 6 April Abends wieder ihren Posten auf dem Baume. Gerade machten sie sich schußfertig, als in den Gebüschen unter ein Tiger aufsprang, der die ganze Nacht den Baum umkreiste, ohne daß er ihnen schußgerecht wurde. Diese und die ganze folgende Nacht warteten sie auf das Nashorn, aber vergeblich. In der dritten Nacht endlich, gegen zehn Uhr, kam es zum Vorschein. Einer der Engländer sprang vom Baume herab und stellte sich ans Geschütz; allein das Thier bemerkte ihn und floh. Eine Stunde später kehrte es jedoch gerade in der Richtung der Kanonenmündung zurück. Als der eine Jäger die Lunte erhob, um loszubrennen, wollte das Rhinozeros auf ihn zustürzen; allein das Geschütz krachte, und das Nashorn wurde getroffen. Es stieß ein furchtbares Gebrüll aus, rannte noch einige fünfzehn Fuß hinweg und stürzte dann zu Boden. Es maß zwölf Fuß in der Länge, war sieben Fuß hoch und hatte dreizehn Fuß im Umfange. Man fand, daß viele der frühern Kugeln bis ins Fleisch eingedrungen waren; als man es öffnete, fand man sogar eine der bleiernen Kugeln im Magen des Thieres. Die Mannschaft eines Birmanenbootes, das auf der Insel angelangt war, verschlang das Fleisch des Nashorns mit wahrem Heißhunger. (Sporting-Magazine.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 52. 21 Februar 1833.

Wanderungen am Oyapock.

(Fortsetzung.)

Am 7 verließen wir unsern Lagerplatz, um uns zu Tapaiarwar zu begeben, von dem wir noch sechs Stunden entfernt waren. Der Fluß, dessen Bett immer enger wurde, war mit Fällen, Felsen und seichten Stellen gesperrt, die uns nöthigten jeden Augenblick ins Wasser zu steigen, um unsre Kanots zu erleichtern. Wir kamen nach und nach den Wiri-, Mapara- und Mayamou-Fall vorüber; von dem letztern aus, dem nächsten an der Pflanzung, nach der unser Weg führte, ist der Oyapock nichts als eine ununterbrochene Kette von Felsen, die kaum so viel Fahrwasser frei lassen, als ein Fahrzeug nöthig hat. Wir kamen erst am Abend bei Tapaiarwar an. Seine Hütten liegen im Mittelpunkt einer ziemlich bedeutenden Halbinsel, und zwei in entgegengesetzter Richtung laufende Wege führen zum Ufer des Flusses. Wir legten beim ersten an, der uns aufstieß, und nach zehn Minuten kamen wir zum Koubouya, wo wir Tapaiarwar im Kreise seiner zahlreichen, aus mehr als 25 Personen bestehenden Familie fanden. Seine Söhne und Schwiegersöhne jagten und fischten für ihn, die Weiber besorgten den Anbau, so daß er sich um nichts bekümmern durfte. Er lag ruhig in seiner Hängematte und brachte seine Zeit mit Schwatzen und Schlafen hin. Ein Theil der Weiber war unbekleidet; einigen gaben wir etwas um ihre Blöße zu bedecken, allein wir hatten nicht Zeug genug bei uns, um unsrer Großmuth freien Lauf lassen zu können.

Bei unsrer Ankunft waren wir Zeuge eines auffallenden Beispiels, wie wenig die Bande des Bluts bei den Indianern gelten. Wir hatten unter unsrer Mannschaft einen Sohn Tapaiarwars von ungefähr 22 Jahren, der seinen Vater schon vor mehreren Jahren verlassen hatte, um bei den Weißen an dem untern Theil des Flusses zu leben. Wir forderten ihn vergebens auf, mit uns zugleich auszusteigen, um seine Aeltern desto früher begrüßen zu können, er wollte lieber im Kanot bleiben, das um die Halbinsel herumfuhr. Als er endlich in die Hütte trat, in der wir uns seit bereits zwei Stunden befanden, blieb er stehen ohne den Seinigen, denen er ganz fremd schien, auch nur ein Wort zu sagen. Erst nach den dringendsten Bitten von unsrer Seite ging er auf seinen Vater zu, und sagte ihm einige Worte, auf welche dieser mit der nämlichen Gleichgültigkeit antwortete; das Wiedersehen endigte dann ohne weitere Umstände. Dieß ist bei den Indianern so Sitte; nach langer Abwesenheit kehren sie eben so gleichgültig zu ihrer Familie zurück, als hätten sie sie erst vor einigen Augenblicken verlassen.

Da wir, um auszuruhen, einige Tage zu verweilen gedachten, so richteten wir uns in Tapaiarwars Hütte ein; wir waren jetzt 82 Stunden von der Mündung des Oyapock entfernt; seine Breite betrug ungefähr nur noch 25 Klafter und seine Wasserhöhe war bis auf ihr Minimum herabgesunken. Wir machten Ausflüge nach allen Richtungen hin, von denen der erste dem Häuptling Waninika galt, der in einiger Entfernung, aufwärts von seinem Bruder wohnte. Wir fanden ihn in der bereits beschriebenen ärmlichen Lage, allein mit seinen beiden Weibern und zwei kleinen Kindern, in einer schlecht unterhaltenen, halbverfallenen Hütte. Er war seit einiger Zeit mit Tapaiarwar entzweit, weil er eine diesem gehörige zahme Ente getödtet und sich geweigert hatte, ihren Werth zu bezahlen. Dieser geringfügige Anlaß hatte den Haß der Indianer gegen Waninika noch gesteigert, denn der Diebstahl ist ein ihnen fremdes Laster. Da er glaubte, die Anwesenheit zweier Weißen könne seiner Sache günstig seyn, so kam er eines Tags zu Tapaiarwar und drohte diesem mit unsrer Rache, wenn er fortfahren würde auf Bezahlung seiner Ente zu bestehen; man kann indeß leicht denken, daß wir uns als parteilos zwischen beiden Brüdern erklärten.

Am dritten Tage nach unsrer Ankunft kamen die Indianer vom Yarupi, ihrem Versprechen gemäß, uns zu besuchen. Es waren ihrer fünfzehn, von ihrem Häuptling Namens Paranapouna begleitet, dessen ganze Bekleidung, außer dem Calimbé, in einer alten portugiesischen Uniform bestand, die durch Zufall in seine Hände gekommen war. Sie war wahrscheinlich noch von der Zeit der Besetzung der Kolonie durch die Portugiesen her in seinem Besitz oder von irgend einem Indianer des Amazonenflusses, auf einer jener langen Reisen, die sie oft aus geringer Veranlassung unternehmen, nach dem Oyapock gebracht worden.

Während unsers Aufenthalts bei Tapaiarwar wohnten wir einigen Tänzen in großem Kostüme bei; zu dem ersten bereiteten sich die Indianer mehrere Tage vorher vor. Jeder verfertigte seinen Putz und seine musikalischen Instrumente; das bedeutendste Stück des erstern bestand in einem Kopfputz von der

Geſtalt unſrer Bärenmützen, nur nicht ſo hoch. Das Gerippe zu demſelben wird aus der feſten und biegſamen Rinde des Arouma verfertigt, die man auch zu den Pagara, einer Art Körben, die in der Kolonie allgemein üblich ſind, verwendet. Dieſes Gerippe wird mit ſymmetriſch geordneten Federn von allen Farben geziert, und zwei lange Aasfedern, die auf der Spitze befeſtigt werden, machen, daß dieſer Kopfſchmuck weit höher erſcheint als er wirklich iſt; vorne läuft er in eine Art von Viſier aus, das das Geſicht zur Hälfte verbirgt. Die Calimbés welche die Indianer an dieſem Tage trugen, waren zweimal länger als gewöhnlich, ſo daß ihre beiden Enden faſt bis auf den Boden herabreichten. Der Körper, und beſonders das Geſicht, waren mit regelmäßig gezeichneten, rothen und ſchwarzen Malereien bedeckt. Das letztere Geſchäft wird gewöhnlich von den Weibern beſorgt, die dabei viele Geſchicklichkeit und Geduld zeigen; um die Farben aufzutragen, bedienen ſie ſich, je nach der Feinheit der Linien die ſie zeichnen wollen, kleiner, mehr oder minder ſpitzigen Stäbchen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Abenteuer im baltiſchen Meere.

(Schluß.)

Man kann ſich denken, in welchem Zuſtande wir dieſe traurige Nacht zubrachten, auf einer kleinen ſchwachen Eisſcholle, ein Spiel der Winde und Wogen, hatten wir auf alle menſchliche Hülfe verzichtet, während die Finſterniß und Einſamkeit unſre Lage noch entſetzlicher machten. Fortwährend hörten wir das Geräuſch der Waſſervögel, und wenn wir auch manchmal von äußerſter Erſchöpfung in einen kurzen Schlummer verfielen; ſo war Dieß mehr ein ängſtlicher Traum, eine Betäubung, die nicht die mindeſte Erquickung gewährte. Um das Maß unſrer Leiden zu füllen, quälten uns unabläſſig Hunger und Durſt; vergebens nahmen wir ein Stückchen Eis in den Mund; der widerliche Geſchmack verleidete uns bald dieſes Labſal. In dieſer traurigen Lage ſchwammen wir die ganze Nacht umher; endlich aber wurden wir von der Gewalt der Strömung ergriffen, und langten am dritten Tage nach unſrer Abfahrt von Sproe, nämlich Mittwoch den 17 Jänner Morgens, an der Inſel Ramſoe an, die nördlich von Fühnen liegt, und Einem, Namens Niels Krabbe, gehört. Die göttliche Vorſehung bewahrte uns hier, daß wir nicht an das feſte Eis ſtießen, das ſich um die Inſel her angeſetzt hatte, wodurch wir in das Meer geſtürzt worden, und unrettbar verloren geweſen wären.

Man rechnet von dieſer Inſel nach Knudshovet acht Stunden. Obgleich wir nun bei hellichtem Tage den Rettungsport vor Augen hatten, ſo waren wir doch ſo ſchwach, daß es uns unmöglich wurde, die günſtige Gelegenheit zu benützen, und das Ufer zu erreichen; ſo blieben wir alſo liegen, der Gefahr ausgeſetzt, von Neuem durch die Strömung fortgeriſſen, oder durch einen Windſtoß oder eine ſtärkere Eisſcholle, als die, auf welcher wir uns befanden, umgeſtürzt zu werden. So ſchwebten wir fünf bis ſechs Stunden zwiſchen Todesfurcht und Lebenshoffnung. Dabei konnten wir nicht umhin zu bemerken, daß das Meer voll von ſchwimmenden Eisblöcken war; und gegen Mittag gewahrten wir unter andern eine Scholle, auf der wir Anfangs einige große Vögel zu erblicken glaubten; weßhalb wir auch nicht beſonders darauf achteten; als ſich aber der Eisblock mehr und mehr näherte, gewahrten wir Nachmittags gegen alle unſre Erwartung, daß es unſre Gefährten waren, die uns die Nacht zuvor verlaſſen hatten. Als ſie uns ganz nahe kamen, und unſern traurigen und gefahrvollen Zuſtand wahrnehmen konnten, ergriff mich einer von den Jägern, Namens Hophan, und trug mich auf das feſte Eis; denſelben Dienſt erwies man aus Mitleid auch meinen beiden andern Gefährten, ſo daß wir uns, wie es ſchien, endlich außer Gefahr befanden. Anfangs aber konnte ich keinen Schritt thun, ohne unterſtützt zu werden, und wir hatten noch faſt eine halbe Stunde bis ans Land; allein ſobald ich mich durch die Bewegung wieder etwas erwärmt hatte, erhielten meine Füße einigermaßen ihre Gelenkſamkeit wieder, und ich litt nur noch an Durſt, der mich während unſrer dreitägigen Fahrt dergeſtalt gepeinigt hatte, daß mir das Kinn wie vom Brand ergriffen war. Mein Geſicht hatte ganz die Farbe von rohem Fleiſch, ſo daß Anfangs meine Gefährten mich kaum wieder erkannten.

Als wir beinahe ſchon das Ufer erreicht hatten, fielen zwei von unſern Leuten, die voraus gingen, ins Waſſer; das Eis war ihnen unter den Füßen eingebrochen. Auf ihr klägliches Geſchrei, erwiderten wir ihnen, daß wir ſie retten wollten; nur einer von den Bürgern bat uns, wir möchten in Betracht ſeines Weibes und ſeiner Kinder ihn überheben, dabei Hand anzulegen. „Wenn ihr zu Grunde geht," ſagte er, „ſo bleibt doch wenigſtens Einer übrig, um von unſrem traurigen Schickſal den Hinterlaſſenen Bericht zu geben." Wir erlaubten ihm zu thun, was er wollte, und legten uns hinter einander auf den Bauch, indem Einer den Andern an den Füßen ergriff und feſthielt, damit der Vorderſte mit um ſo weniger Gefahr Denen, die ins Waſſer gefallen waren, die Hand reichen konnte. Um ſich deſto feſter zu halten, und von den Vorderen weniger leicht fortgezogen zu werden, bohrten wir unſre Meſſer ins Eis und ſo gelang es uns unſre verunglückten Gefährten zu retten. Allein wir waren noch nicht am Ende unſrer Prüfungen; bis ans Ufer waren etwa noch fünfzig Schritte, die wir auch ziemlich leicht zurücklegten, allein kaum hatten wir den Fuß ans Land geſetzt, als uns mit einemmale alle Kräfte verließen, und es uns unmöglich wurde, Gott ſo inbrünſtig zu danken, wie wir uns vorgenommen hatten. Zum Glück für uns kam an demſelben Tage Abends noch eine Frau vorbei, die uns in ein benachbartes Dorf führte; wie wir aber dort anlangten, weiß ich nicht zu ſagen, da die Schmerzen, die wir jetzt zu fühlen anfingen, uns alles Gedächtniß raubten. Man verlangte von dem Bauern, in deſſen Haus man uns gebracht hatte, er ſolle uns zu eſſen und vorzüglich zu trinken geben, was er that, ſo gut es in ſeinen Kräften ſtand; allein der Kopf war uns ſo ſchwach geworden, daß das wenige Dünnbier, das wir zu uns nahmen, uns dergeſtalt berauſchte, daß wir alle Beſinnung verloren, und nicht mehr aufrecht ſtehen konnten. Wie uns nachher der Bauer ſagte, ſtießen wir in Einem fort

Klagen aus, und der arme Mann glaubte, wir würden unter seinen Händen den Geist aufgeben. Im Einverständnisse mit seinen Nachbarn beschloß er, uns weiter zu schaffen; man legte uns auf Wägen in Federbetten, und führte uns nach einem Flecken, Namens Kertemunde, zwei Stunden von da.

Bevor ich die Erzählung unsres Abenteuers schließe, will ich hier noch mit einigen Worten erwähnen, wie es dem Segelknechte Joachim ging, der uns am Abende zuvor verlassen und allein es gewagt hatte, den Weg nach der Insel Fühnen zu suchen. Wie er uns später berichtete, war er noch dieselbe Nacht, nicht ohne große Gefahren und furchtbare Anstrengungen, wovon er noch lange die Nachwehen spürte, auf der Insel angekommen. Er war gerade in dem Augenblicke ans Ufer gelangt, als der erste Jäger hinübergerufen hatte: „Könnt ihr uns nicht zu Hülfe kommen?“ und er war es, der die oben erwähnte dreimalige Antwort gab. Er versicherte uns auch, daß die Feuer auf der Insel unsertwegen angezündet worden seyen; aber er wußte nichts von einer Schaluppe, die uns zu erreichen gesucht habe; so daß die Meinung des höchstseligen Königs Christian V mir die richtigste zu seyn scheint, nämlich daß die Feuer am Ufer, bei denen wir einige Bauern gesehen hatten, so wie das Mondlicht und der Widerschein desselben auf dem Eis und in dem Wasser unsre Augen geblendet, und unsern betäubten Sinnen das Trugbild einer sich uns nähernden Schaluppe vorgespiegelt; woher es gekommen, daß sobald Einer sich von dieser Täuschung befangen ließ, auch alle Andern sich leicht überredeten, Das für Wirklichkeit zu halten, was den Gegenstand ihrer sehnlichsten Hoffnung ausmachte. Auch weiß man ja, wie leicht man sich bei Nacht und Mondschein täuscht, und so geschah es auch, daß wir eine Lufterscheinung für einen Drachen hielten, obgleich noch keiner von uns in seinem Leben einen Drachen gesehen hatte.

Wir blieben den folgenden Tag, den 18 Jänner zu Kertemunde, aber obgleich wir ein großes Bedürfniß fühlten, noch einige Zeit daselbst zu verweilen, um unsre erschöpften Kräfte wieder herzustellen; so wollte doch der erste Jäger, der besser als wir mit Kleidern versehen war, und weniger gelitten hatte, hartherzig genug eine solche Wohlthat uns nicht angedeihen lassen. So waren wir also genöthigt, uns am 19 Jänner wieder auf den Weg zu machen und Tag und Nacht zu reisen, bis wir in Jütland bei dem königlichen Jagdmeister Ahrenfelt eintrafen.

Während dieser übereilten Reise war die Kälte uns um so empfindlicher, als wir sehr leicht gekleidet waren, denn wir hatten meist unsre Mäntel in der Schaluppe zurückgelassen, ich selbst hatte den meinigen verloren, als ich ins Wasser fiel; zwar hatte ich einem Fischer seine alte Jacke abgekauft, die aus mehreren hundert Lappen zusammengeflickt war, um sie über meine noch übrigen Kleider anzulegen, allein sie war so eng, daß sie mir gegen die überaus strenge Kälte nur wenig Schutz gewährte. Als wir in Jütland ankamen, gestattete man uns wohl einige Erholung; allein nun fingen wir erst an, unsre Erschöpfung und unsre Schmerzen recht zu fühlen. Es hätte einen Stein erbarmen mögen, unser Gewinsel anzuhören, und unsre erfrornen Hände und Füße zu sehen, die einen abscheulichen Geruch von sich gaben. Ich hatte einen ungemeinen Appetit, und aß wohl viermal des Tages; allein als sich die Verdauung wieder ordentlich einstellte, behielt mein Magen nichts bei sich, und Dieß dauerte vier Monate. Erst nach Ostern kam ich nach Kopenhagen zurück, die Füße über und über eingewickelt, und es dauerte geraume Zeit, bis ich wieder Schuhe tragen konnte. Auch glaube ich, daß diese unglückliche Reise den Grund zu allen den Krankheiten gelegt hat, denen ich seitdem unterworfen war. Alle meine Unglücksgefährten behielten gleichfalls ein Denkzeichen davon. Einer von den Bürgern wurde taub; der Andere, der bei mir auf dem Eise geblieben war, und einer von den Schiffleuten verfuhren bald darauf des Todes; und andere hatten auf verschiedene Weise an ihrer Gesundheit Schaden genommen.

Die Diebs- und Gaunerzünfte in London.

1. Die Straßenräuber (Highwaymen).

Straßenraub im eigentlichen Sinne des Wortes, wie man es in frühern Zeiten verstand, ist jetzt ein fast unbekanntes Verbrechen. Haynes von Houslow's Heath, berüchtigten Andenkens, war der letzte dieser irrenden Ritterschaft. Heutzutage wird dieß Verbrechen nur gelegentlich von verzweifelten Menschen, vorzugsweise in den Vorstädten von London oder im Gedränge verübt, wo eine Bande solcher Menschen eine Person umringt und sie im Angesicht aller Umstehenden ausplündert. Es ist sehr bemerkenswerth, daß die Diebe von London im Allgemeinen vor thätlicher Mißhandlung einen wahren Abscheu haben, und von allen ihren Zunftgenossen, die ihre Kunst nicht ohne Gewalt treiben konnten, eine sehr schlechte Meinung hegen. Hievon sah ich im vergangenen Jahre ein merkwürdiges Beispiel. Ein irländischer wandernder Kesselflicker schlug in der Nachbarschaft der londoner Docks im Dunkeln einen Schiffskapitän zu Boden und beraubte ihn seines Geldes. Als der Thäter ergriffen und nach Newgate gebracht wurde, bat er mich, ihm seine Vertheidigung aufzusetzen. Bei der geringen Hoffnung, die ich für ihn sah, weigerte ich mich Anfangs dessen, da ich wohl wußte, daß es um ihn geschehen war; allein er drang mit solchen inständigen Bitten in mich, daß ich endlich seinem Begehren willfahrte. „Werde ich schuldig befunden, sagte er, so weiß ich gar wohl, daß ich hin bin wie Heinrich VIII, und ich werde Ihnen keine Schuld davon beimessen.“ In demselben Gefängnißhofe, wo er sich vor seinem Prozesse befand, waren noch beinahe hundert andere Gefangene eingesperrt, von denen die Hälfte zur Transportation verurtheilt war; aber Keiner wollte wegen der Art seines Verbrechens mit ihm Gemeinschaft haben, und als ich ihn besuchte, um mich mit ihm über seine Vertheidigung zu besprechen, rief man mir von allen Seiten zu, es nicht zu thun; ich mußte mich sogar einigen Beleidigungen aussetzen, weil ich nicht gehorcht hatte. Ueberhaupt verbitterten sie dem Manne sein Leben im Gefängnisse so sehr, daß er sich wohl glücklich schätzte, durch seine Verurtheilung zum Tode von dieser feindseligen Gesellschaft loszukommen. Am Morgen seiner Hinrichtung hörte man aus dem Munde von hundert und zwanzig Menschen, die das Verbrechen als ein Handwerk trieben, nicht ein Wort des Mitleides oder des Tadels über die Strenge der Gesetze; im Gegentheile sagten sie Alle, daß er sein Schicksal verdient habe.

Man kann sich Dieß nicht anders erklären, als dadurch, daß in der Sinnesweise und Denkart der Diebe, wie in der aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, innerhalb der letzten dreißig Jahre eine sichtliche und merkbare Veränderung eingetreten ist; ob eine bessere, ist eine andere Frage. Frühere waren die Helden unter den Mondscheinrittern, im Sinne Falstaffs. Männer, die durch gewaltsame und verwegene Thaten berüchtigt waren; ihre ganze Verbrüderung war darauf stolz und voll Ehrgeiz, sie nachzuahmen; wenn sie es ihnen nicht gleich zu thun vermochten, war es nur Mangel an Muth. Je verzweifelter und zahlreicher die verübten Räubereien waren, desto höher stieg ihr Lob und ihre Bewunderung. Die gefeierten Helden des Tages pflegten dann, selbst mit dem Stricke um den Hals noch, ihrer Thaten sich zu berühmen, und mit wilder Verachtung dem Tode zu trotzen. Damals wußte man nichts von Thränen,

Jammern und Zerknirschung, und der Missethäter mußte mit muthiger Entschlossenheit dem Galgen ins Auge sehen, wollte er sein ruhmvolles Leben nicht durch einen schmählichen Tod befleken. Die Turpins und Jerry Abershaws waren die großen Vorbilder jener Tage — Leute, die auf dem Wege der Hinrichtung noch anhalten, ein Glas Wachholderbranntwein verlangen und es auf das fröhliche Gedeihen und Wohlergehen aller Highwaymen leeren, oder am Galgen angelangt, ihre Schuhe wegwerfen, und mit einem Fluche betheuern konnten: „sie hätten stets gesagt, sie wollten nie in ihren Schuhen sterben" — oder sie mußten gleich Despard, mit dem Stricke um den Hals, sich an den Henker wenden, um ihm bemerklich zu machen, was für ein schöner Morgen es sey; indem er hinzusetzte: „Bin doch begierig, was in der andern Welt für Wetter syn wird; doch lasse Dir darüber kein graues Haar wachsen, ich werde es bald wissen." Diese Ritterzeit, die Romantik des Spitzbubenlebens, wenn wir so sagen dürfen, ist zu Grabe gegangen, und in den gegenwärtigen Tagen der Bildung und Aufklärung gibt nur Erfindungsgabe, List und Gewandtheit Anspruch auf den Ruhm der Meisterschaft in diesem Fache. Wie überall ist es nicht mehr die Kraft des Armes, sondern des Geistes, die den Mann macht. Früher befähigten nur kühne Angriffe und blutige Thaten zum Bannerträger der berittenen und bis an die Zähne bewaffneten Wegelagerer; heutzutage muß der Mann, der eine würdige Stelle unter seinen Zunftgenossen einnehmen will, ein Zeugniß beibringen, daß er sich in seinem Berufe keiner unvorsichtigen Handlung schuldig gemacht hat; er muß — „Etwas wissen" (know something). Dieß „Etwas wissen" ist ein Wort, das man stets im Munde der Diebe hört, und das eine weit ausgedehnte Bedeutung hat. Wenn der Genosse einer Bande Einen von seiner Bekanntschaft zur Aufnahme in die Verbrüderung vorschlägt, so ist die erste Frage: „Was weiß er?" Ist die Antwort: „Alles und er ist ein guter Arbeiter," so wird er unbedingt zugelassen. Heißt es aber: „Er weiß bloß Etwas," so macht man sich viel Bedenken, ihn aufzunehmen, und hütet sich, auch nachdem es geschehen ist, ihn in Alles einzuweihen.

Die Verbrechen halten gleichen Schritt mit der Ausbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt; die entsetzlichsten und grausamsten Verbrechen wurden wohl zur Zeit begangen, wo die Gesetze am furchtbarsten gegen ihre Uebertreter wütheten, oder mit andern Worten, wo ein rohes Zeitalter seine Rohheit eben so wohl in den Gesetzen, als in den Verbrechen kund gab. In barbarischen Zeitaltern tritt Kraft der Kraft gegenüber und Gewalt entscheidet; bei größerer Verfeinerung der Sitten werden die Leidenschaften in den Hintergrund gedrängt, die Klugheit ersetzt die Kraft, und die List gibt den Ausschlag. In einer großen Handelsstadt zumal, wie London, muß Verstand und Berechnung immer mehr die Oberhand gewinnen, und beide, wenn sie mißbraucht werden, in Heimtücke und Verschlagenheit übergehen. „Traue Niemand," wird dort fast die erste Lehre der Erziehung, und wer überall Betrug argwohnt, wird leicht selbst Betrüger. Die Worte des Dichters: „Die Kultur, die alle Welt belecht, hat auch sich auf den Teufel nun erstreckt" — lassen sich auf nichts so gut anwenden, als auf die londoner Diebe. Auch sie fügten sich der Anforderung der Zeit, und nahmen danach ihre Maßregeln. Früher als noch Alles bewaffnet auf der Straße reiste, hielten sie dem Wanderer das Pistol auf die Brust, um ihn um seine Börse zu bitten. Jetzt, wo Alles im Vertrauen auf den Schutz der Gesetze die Waffen abgelegt hat, setzen sie List der List entgegen, und die vielen gelungenen Streiche die sie ausführen, und ihre mehr und mehr zunehmende Anzahl beweist hinlänglich, daß sie auch bei dieser neuen Art die Gesellschaft zu befehden, nicht immer den Kürzern ziehen. Indeß muß man auch sagen, daß die Zahl der Diebe von Profession nicht so groß ist, als sie auf den ersten Blick scheinen mag. Die Schlaffheit der Grundsätze, in denen die gegenwärtige Generation der handeltreibenden Bevölkerung von London erzogen worden ist, Leichtsinn und Noth verleitet Viele Anfangs zu Unredlichkeit, dann zu Betrug und Eingriffen in fremdes Eigenthum, die nach den ersten Schritten auf der Bahn des Verbrechens gern wieder umkehren möchten, aber einmal der Strenge der Gesetze anheimgefallen, immer tiefer sinken, und in den Gefängnissen mit allen Verbrechern zusammengeworfen, immer mehr sich verhärten, gegen die Gesellschaft erbittern, und unaufhaltsam in den Abgrund des Verderbens hinabgerissen werden.

Der moderne Dieb von Handwerk aber verfolgt sein Wild, wie der Indianer, nicht allein mit einer Witterung, Scharfsinnigkeit und Gewißheit, die in Erstaunen setzt, sondern nimmt seine Behutsamkeit auch mit ins Gefängniß hinüber. Jeder erfahrene Beobachter wird den alten Dieb auf den ersten Blick an seiner ruhigen und gemessenen Haltung vor seiner Aburtheilung erkennen. Im Gefängnisse sind jene, deren Wohlverhalten man am meisten loben möchte, gerade die alten Schurken; sie wissen, daß die Sache, wohl oder übel, ihren Verlauf nehmen muß, und daß jedes ungebärdige Verhalten nur gegen den Stachel lecken hieße, weßhalb sie sich wohl hüten, zu den schon begangenen Frevels auch noch die Thorheit eines unnützen Widerstandes in die Wagschale zu legen. Ist aber der Spruch gegen sie ergangen, und hat ihre Verstellung das Auge der Richter nicht getäuscht, was ihnen oft gelingt, so verwandelt sich die frühere Ruhe und Mäßigung in bittern Grimm und Ungestüm, die nur durch die strenge Zucht ihres Verwahrungsortes im Zaum gehalten werden können.

Vermischte Nachrichten.

Nach Mac culloch's Handelslexikon (Dictionary of commerce) erntete man in England unter der Regierung Heinrichs VIII kaum so viel Weizen, als für den Tisch des Adels ausreichte; die Dienerschaft desselben und die untern Volksklassen mußten sich mit Roggen, Gerste und Haber begnügen. Im Jahre 1596 war Roggen- und Gerstenbrod noch die Hauptnahrung der Dienerschaft, selbst in den reichen Häusern der mittägigen Grafschaften. Man sieht aus den Urkunden dieser Epoche, daß im Jahre 1626, unter der Regierung Karls I, das Haberbrod noch die gewöhnliche Nahrung des Volks bildete. Zur Zeit der Revolution hob sich der Ertrag des Weizenbaues in England und Wales auf etwa 1,750,000 Quarters (5,250,000 Hektolitres). Ausgezeichnete Schriftsteller in der Staatsökonomie behaupteten, daß im Jahre 1758 der Weizen anfing weniger selten zu werden, und dennoch mehr als die Hälfte der Bevölkerung von England sich von Roggenbrod nährte. Aus den Berechnungen Charles Stuart aber ergibt sich, daß bei weitem der größere Theil des englischen Volkes von Weizenbrod lebte; wenn man die Bevölkerung von England und Wales im Jahre 1760 auf 6,000,000 Seelen anschlägt, so nährten sich, nach Berechnung des erwähnten Schriftstellers, 5,750,000 Menschen von Weizen, 739,000 von Haber, 888,000 von Roggen und 625,000 von Gerstenmehl. Gegen Mitte des verflossenen Jahrhunderts war die Konsumtion des Weizenmehls in den nördlichen Grafschaften von England noch so gering, als man sich nur denken kann. In Cumberland genossen die reichen Familien nur am Weihnachtsfeste einige Weizenmehlspeisen. Die Kruste der Gänsepasteten, die sich damals auf allen Tischen der Grafschaft vorfanden, war fast überall von Habermehl. Gegenwärtig hat sich alles Dieß geändert. Weizenbrod ist die gewöhnliche Nahrung aller Stände geworden, in Städten wie auf den Dörfern. Haber wird nur noch in den Branntweinbrennereien und Brauereien verwendet; der Gerste bedient man sich als Pferdefutter, und der Roggenverbrauch hat sich beträchtlich vermindert. Der Weizenanbau hat sich seit 1760 wenigstens verdreifacht, und wenn man zu der ungeheuern Konsumtion dieses Getreides noch die Zunahme des Fleischverkaufs in den Schlachtbänken rechnet, so findet man den vollständigen Beweis, daß in der Lage des Volkes, wenigstens was seine Ernährung betrifft, eine außerordentliche Verbesserung eingetreten ist. Noch größere Fortschritte als in England hat der Getreidebau in Schottland gemacht, wo derselbe so vernachlässigt war, daß im Jahre 1727 ein Feld von acht Morgen, das in der Nähe von Edinburg mit Korn besäet wurde, der Gegenstand allgemeiner Neugier war. Im Jahre 1780 würde man schwerlich in einem Dorfe von Schottland ein Weizenbrod gefunden haben, während gegenwärtig die Städte und Dörfer, so wie die meisten Pachtgüter nur des Weizenmehls sich bedienen. Man würde dort kaum eine noch so kleine Ortschaft antreffen, die nicht ihre öffentlichen Backöfen hätte.

*

Herr Horaz Vernet ist vor Kurzem aus Rom zu Paris angekommen, und nach Antwerpen geschickt worden, um zu einem Gemälde der Belagerung der dortigen Citadelle die dahin bezüglichen Skizzen zu entwerfen. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst wird er nach Rom zurückkehren, um den erhaltenen Auftrag auszuführen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 53. 22 Februar 1833.

Die Herausgabe der geschichtlichen Werke in Frankreich.

(Recueil des historiens des Gaules et de la France. 19 vol. fol. 1737 — 1833.)

Die Beharrlichkeit, mit welcher die französische Regierung unter allen Wechseln der Umstände und unter den entsetzlichen Zerrüttungen des letzten halben Jahrhunderts die großen Sammlungen fortsetzen läßt, welche bestimmt sind, in verschiedenen Kategorien die Dokumente zu vereinigen, die zur Aufklärung der Geschichte von Frankreich beitragen können, muß ihr in den Augen des aufgeklärten Theils von Europa große Ehre machen. Die Sammlung der Ordonnances des rois de France, die Histoire littéraire de la France, die Art de vérifier les dates, die Sammlung der Cartularien von Brequigny, die Extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi, endlich der Recueil des historiens de France, bilden eine wohlgeordnete Masse von historischen Materialien, wie sie keine Nation aufweisen kann. Von der letztgenannten Sammlung ist so eben der neunzehnte Band erschienen; er ist das letzte Werk des letzten Benediktiners, Dom Brial. Colbert hatte zuerst den Plan zu dieser Sammlung gefaßt; nach ihm nahm ihn Letellier, Erzbischof von Rheims, auf und forderte Mabillon auf, ihn auszuführen. Dieser hielt sich jedoch dem Unternehmen nicht für gewachsen. Daguesseau versuchte aufs Neue die Sache zur Ausführung zu bringen, und trug sie dem P. Lelong, Mitglied des Oratoriums, im Jahre 1717 auf; allein dieser starb nach vier Jahren, und die Unternehmung schien aufgegeben werden zu müssen, als der Orden der Benediktiner beschloß der Wissenschaft diesen neuen Dienst zu leisten. Der damalige General der Kongregation von St. Maur, Dom Denis, übertrug das Werk einem seiner Mönche, D. Bouquet, der im Jahre 1737 den ersten Band der Sammlung herausgab, welcher Auszüge aus den klassischen Schriftstellern über Gallien von Chlodewig enthielt; die zweite Serie enthielt die Geschichte der Merovinger in drei Bänden, hierauf folgte die Geschichte von Karl dem Großen im fünften Bande, Ludwig im sechsten, Karl der Kahle im siebenten, Ludwig der Stammler und seine Nachfolger bis 987 im achten und neunten. So weit hatte der unermüdete Dom Bouquet dieses große Werk geführt, als er im Jahre 1754 in dem Benediktinerkloster des blancs manteaux starb. Die Kongregation ließ die Arbeit durch verschiedene ihrer Gelehrten fortsetzen, und die siebente Serie, welche den zehnten und eilften Band begreift, erschien im Jahre 1767, nachdem nach und nach fünf der Mitglieder des Ordens daran gearbeitet hatten. Aber man fühlte das Bedürfniß einer größern Einheit in der Arbeit, und der General des Ordens suchte einen Mann, dem die Fortsetzung anvertraut werden könnte, und fand ihn in einem jungen Mönche, Dom Brial, der in dem Benediktiner Kloster la Daurade in Toulouse Vorlesungen über scholastische Philosophie hielt. Er berief ihn im Jahre 1771 nach Paris, dispensirte ihn von den Klosterpflichten, gab ihm eine der zwölf gelehrten Stellen, welche die Kongregation von St. Maur enthielt, und erlaubte ihm so sich ganz dieser Arbeit zu widmen. Dom Brial ist ein merkwürdiges Beispiel, wie viel ein gewissenhafter unermüdeter Eifer, ohne von großen Talenten unterstützt zu seyn, leisten kann; seine Untersuchungen über das französische Mittelalter erstreckten sich bis ins äußerste Detail, und die Ereignisse, welche um ihn her vorgingen, waren ihm weit weniger bekannt, als die des zwölften Jahrhunderts. Die Chronologie, die Genealogien der französischen Familien, die Sitten und Gebräuche jener Zeit waren das Element, in dem er lebte; er wäre wahrscheinlich ein mittelmäßiger Geschichtschreiber gewesen, aber Niemand war geeigneter, Materialien zur Geschichte der verflossenen Jahrhunderte vorzubereiten. Er ließ in den Jahren 1781 und 1786 den zwölften und dreizehnten Band der Sammlung erscheinen, und bereitete die folgenden vor, als die Revolution ausbrach; der Orden wurde aufgehoben, seine Bibliotheken konfiszirt, die Ordensbrüder zerstreut; aber Dom Brial fuhr fort, seine Arbeit zu fördern, obgleich er keine Hoffnung vor sich sah, sie je erscheinen lassen zu können. Seine gänzliche Zurückgezogenheit schützte ihn auch in der wüthenden Zeit der Verfolgung; er blieb Allem fremd, was um ihn vorging, und wartete geduldig ab, bis eine bessere Zeit komme. Sie kam auch früher, als sich hoffen ließ: das Institut von Frankreich wurde am Ende des Jahres 1795 wieder organisirt, und einer seiner ersten Beschlüsse war, die Sammlung der französischen Geschichtschreiber fortzusetzen und Dom Brial damit zu beauftragen. So erschienen in den Jahren 1806, 1808 und 1814 die drei folgenden Bände, welche die Epoche von 1060 — 1180 umfaßten, und die achte Serie der Sammlung vollendeten. Während des Drucks dieser Werke beschäftigte er sich mit der Redaktion der nächsten Serie

welche in drei Bänden die Regierungen von Philipp August und Louis VIII enthalten sollte, von denen die beiden ersten in den Jahren 1818 und 1822 erschienen. Von diesem Zeitpunkt an war sein einziges Bestreben und seine größte Hoffnung vor seinem Tode den übrigbleibenden Band zu vollenden; alles Interesse des Lebens hatte nach und nach für ihn aufgehört. Alle seine ehemaligen Ordensbrüder waren allmählich gestorben, er war der Welt, die ihn umgab, völlig fremd; das Einzige was ihm übrigblieb, war dieses Werk, die Lieblingsarbeit seines Lebens, und er hing mit um so größerer Liebe an ihr. Er wollte keinen Mitarbeiter annehmen, und vertraute auf seine Kräfte, obgleich sein hohes Alter ihm nicht mehr erlaubte, das Institut zu besuchen, den einzigen Ort, in dem er sich noch zu Hause fühlte. Der Druck des Werks schritt langsam vor; seine Geisteskräfte nahmen sichtbar ab, und der Tod übereilte ihn am 24 Mai 1828 im 85sten Jahre seines Alters. Remusat verfaßte eine Lobrede auf ihn, die unter dem Namen von Dacier, als Sekretär des Instituts, erschienen ist. Dieses ernannte zwei seiner Mitglieder, Pastoret und Naudet, den Druck des beinahe vollendeten Bandes fortzusetzen, und so liegt er endlich der Welt vor. Frankreich war damals hauptsächlich von drei großen Interessen bewegt: den Kreuzzügen, den Kriegen gegen die Albigenser und den Verhältnissen der Könige zu den Päpsten. Die Quellen der Geschichte der Kreuzzüge sollten eine eigene Sammlung bilden, und wurden daher von Anfang an aus der vorliegenden Sammlung ausgeschlossen; daher beziehen sich die Dokumente, welche dieser Band enthält, vor Allem auf die beiden letzten Objekte. Man weiß, wie wenig zuverlässige und unparteiische Dokumente über den Krieg der Albigenser, diesen großen Fluch jener Zeit, bekannt sind. Die wenigen Chroniken sind fanatische Lobreden auf die siegreiche Partei; über die wahren Lehren der Sekte und die wahren Interessen der verschiedenen Parteien ist fast nichts übriggeblieben. Die vorliegende Sammlung vermehrt die Masse der bekannten Fakta nur um Weniges, aber sie enthält bessere Ausgaben der hauptsächlichsten Chroniken dieser Epoche, als man früher besaß, namentlich der von Pierre de Vaux-Sernay, der des anonymen Provençalen, und der von Guillaume de Puylaurent. Man muß bedauern, daß die wichtigste der noch ungedruckten Quellen über diese Ereignisse, die provençalische Reimchronik, von Wilhelm von Tudela, von der Fauriel kürzlich die ersten Auszüge gegeben hat, Dom Brial entweder unbekannt geblieben, oder ihm unverständlich war, da sie in einem höchst schwierigen provençalischen Dialekt abgefaßt ist. Ebenso hätten die Archive der bischöflichen Diöcesen des Südens von Frankreich, welche Colbert in 117 Folianten abschreiben und in der k. Bibliothek niederlegen ließ, neue Daten geben können. Nach diesen drei Chroniken folgen Auszüge aus verschiedenen Schriftstellern über die Genealogien der Grafen von Toulouse, über ihre Verhältnisse mit den Königen von Arragonien, über die Angelegenheiten von Ingeburg, der Königin von Dänemark, und andere Zeitereignisse, Briefe von Peter von Blois, von Stephanus von Tornaco, vom heil. Wilhelm, von den Päpsten Lucius, Urban III, Gregor VIII, Clemens III, Cölestin III, Innocenz III; endlich 208 Briefe von Honorius III. Diese letztern sind meistens ungedruckt, und bilden den werthvollsten Theil des Bandes. Das Ganze ist mit Einleitungen, Noten, Registern u. s. w. versehen, und bildet CXII und 838 S. Fol. Die Methode, welche in diesem Bande befolgt worden ist, ist dieselbe, nach welcher die früheren geordnet worden sind, d. h. die Geschichte von Frankreich ist in kurze Epochen vertheilt, und Alles, was zur Aufhellung einer jeden Epoche gehört, zusammengestellt. Der Nachtheil dieser Behandlungsart ist, daß Quellen, welche über eine dieser Epochen hinausreichen, in mehrere Bände vertheilt werden, so daß man oft genöthigt ist, die verschiedenen Theile desselben Werkes in zwei bis drei Bänden zu suchen. Es läßt sich Manches für und wider dieses System sagen; aber wer von der Sammlung Gebrauch gemacht hat, wird wohl nicht verkennen, daß man darin die Strenge des Prinzips übertrieben hat, was um so unbequemer ist, als die Epochen sehr kurz gemacht worden sind. Uebrigens liegt der Fehler, wenn es einer ist, nicht an den heutigen Fortsetzern der Sammlung, sondern an Dom Bouquet, der sie einmal so angefangen hatte; jedenfalls aber ist das Werk eines der größten literarischen Unternehmungen des letzten Jahrhunderts. Die Akademie der Inschriften hat alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, daß es fortgesetzt werde; die drei nächsten Bände sind einer Kommission zu Bearbeitung übergeben worden; die k. Druckerei wird die Kosten des Drucks bestreiten, und dieses große nationale Werk wird mit neuen Kräften und neuem Eifer gefördert werden.

Wanderungen am Oyapock.

(Fortsetzung.)

Die musikalischen Instrumente der Indianer bestehen in nichts als Flöten, die sie aus dem Rohr des längs allen Flüssen in Guyana, in Ueberfluß wachsenden Bambus (bambusia latifolia) verfertigen. Ein Stück Rohr von drei Fuß Länge und einem Zoll Dicke bildet den Stamm der Flöte, dann schneiden sie ein zweites von der Dicke eines Fingers und von drei oder vier Zoll Länge in Gestalt eines Mundstücks zu, und stecken es mehr oder weniger tief in das erstere, je nachdem der Ton, den sie hervorbringen wollen, hoch oder tief seyn soll. Blasen sie in das dickste dieser Rohre, so gibt Dieß einen Ton, der den tiefern Tönen des Fagotts ähnelt, und seine Eintönigkeit ausgenommen, eben nicht unangenehm klingt. Jede Flöte gibt nur Einen Ton, und die Indianer begnügen sich für ihr Orchester mit dreien. Für jeden derselben ist eine gewisse Anzahl von Instrumenten bestimmt, die alle zugleich geblasen werden; jede Flöte ist mit fächerartig gefalteten Blättern einer Zwergpalme umgeben, die fast bis auf den Boden herabreichen. Um den Takt anzugeben, befestigen einer oder mehrere Tänzer um den Knöchel eine Schnur, an welcher Nüsse des Schellenbaumes aufgereiht sind; dieser Baum, dessen unregelmäßig geformte Nüsse ein starkes Geklapper machen, wird nur zu diesem Zweck gehegt, denn er ist giftig.

Die Sitte fordert, daß die Tänzer, um auf den Tanzplatz

der gewöhnlich neben den Hütten ist, zu gelangen, sich nicht auf dem Weg, der zu diesen führt, dahin begeben. Bei dem Tanz, von dem hier die Rede ist, wurde ein neuer durch den Wald gebahnt, zu dem man sogar ein in der Nähe der Hütten befindliches mit Zuckerrohr, Yams und andern nutzbaren Gewächsen bedecktes Stück Feld aufopferte. Mit Einbruch der Nacht verkündigte der dumpfe Ton der Flöten die Ankunft der Tänzer; ihnen voraus schritt ein junges Mädchen, einen Stab in der Hand, der an der Spitze mit einer Art Fächer versehen, und mit drei langen Federn geziert war, die ihm das Aussehen eines Dreizacks gaben. In einiger Entfernung von den Hütten machten sie Halt, und gingen nicht eher vorwärts, als bis sie einige Coups voll Cachiry geleert hatten, die ihnen von den Weibern entgegengebracht wurden. Barrère erzählt, daß alle Zuschauer sich in dem Augenblick, wo die Tänzer erscheinen, versteckten, weil sie glaubten, daß Derjenige, der sie zuerst sehe, unfehlbar im nämlichen Jahr sterben müsse; wir bemerkten indeß keine Spur von diesem Aberglauben. Der Tanz besteht nicht, wie der unsrige, in einer Reihe von Schritten und zierlichen Figuren; er ist nichts als ein einförmiger Reihengang, bei dem die Tänzer, einer hinter dem andern gehend, die linke Hand auf die Schulter ihres Vordermannes legen; in der rechten halten sie die Flöte, und jede Tänzerin faßt ihren Tänzer mit dem rechten Arm um den Leib. Ein Theil der Instrumente stimmt eine schwermüthige Weise an, in die die übrigen einfallen, während Derjenige, der die Schellennüsse trägt, den Takt gibt, indem er mit dem Fuß stark auf den Boden stampft. Bei jedem Schritt machen die Tänzer eine halbe Wendung, wobei sie sich neigen, als ob sie sich gegenseitig begrüßten. Diese Tänze, bei Nacht aufgeführt, und mit Fackeln von harzigem Holz beleuchtet, die von den Zuschauern gehalten werden, haben etwas Phantastisches und Infernalisches, das sich unmöglich beschreiben läßt.

Außer diesem haben die Indianer auch noch andere den Pantomimen ähnliche Tänze, die darin bestehen, daß sie die Gebärden der verschiedenen Thiere nachahmen, nach denen sie benannt sind. So haben sie einen Makak-, *) Tukan-, **) Tapir-, Schlangentanz u. s. w. Alle Tänzer steigen der Reihe nach auf eine eigens hiezu aufgeworfene kleine Erhöhung, wo jeder seine Rolle spielt, während die übrigen unter dem Schall der Instrumente den eben beschriebenen Reihengang ausführen. Dieß sind, nebst den früher erwähnten Orgien, die einzigen Belustigungen der Indianer.

*) Eine Art Meerkatze oder langgeschwänzter Affen.
**) Pfefferfraß oder Hohlschnäbler.

(Schluß folgt.)

Rechtspflege im Mogh'rib.

In dem Abschnitte über Rechtspflege im Mogh'rib erzählt Herr Graberg von Hemsö Folgendes: „Ein Gouverneur von Fas ist durch Entdeckung der verborgener Verbrechen Schuldigen berühmt geworden. Eine junge Vermählte hatte einen reichen Liebhaber, den sie heimlich außer dem Hause besuchte. Von Eifersucht getrieben und sie für untreu haltend, erdrosselte er sie in einer Nacht und warf sie in den Fluß. Von dem Gatten fortgetrieben, blieb sie mit den Haaren an einem Mühlrade hängen, und da der Müller sie erblickte, eilte er voll Schrecken zum Gouverneur, der ihm befahl die Sache geheim zu halten und ihm den Kopf der Gemordeten zu bringen. Der Beamte, nachdem er diesen in ein Zimmer gelegt, ließ alle Frauen, die in den Bädern dienten, zu sich kommen und erfuhr durch diese bald, wer die Unglückliche sey. Hierauf zum Gatten sich begebend, fragte er diesen, wo seine Frau sey. „Seit gestern Abend ist sie in ihres Vaters Haus", war die Antwort. „Wir müssen Das untersuchen," erwiderte der Gouverneur, und da sie zusammen zum Vater gingen, erfuhren sie von diesem, seine Tochter sey wirklich am vorigen Abend da gewesen, aber bald wieder weggegangen. Der Gouverneur führte ihn sodann in seine eigene Wohnung, und zeigte ihm den Kopf, den jener sogleich erkannte. Er empfahl ihm seinen Schmerz zu verbergen, und nachdem er ihn wieder zu seinem Hause zurückgeführt, verlangte er alle Kleidungsstücke der Frau zu sehen, und nachdem er eines nach dem andern untersucht, erkundigte er sich bei dem Gatten, ob er selbst sie ihr alle geschenkt habe. Alles kam von ihm, mit Ausnahme eines einzigen reichen Gürtels von goldburchwirktem Seidenstoffe, der zu Fas gearbeitet war. Mit diesem Gegenstande versehen, ließ der Gouverneur verschiedene Fabrikanten zu sich rufen, unter dem Vorwande ähnliche Gürtel zu bestellen. Der Arbeiter, von dem der in Frage stehende herrührte, und der nur noch zwei andere ähnliche gemacht hatte, nannte die Personen, denen er sie verhandelt hatte. Kurz, durch dieses gewandte und geräuschlose Verfahren gelangte der Gouverneur dahin, den Liebhaber ausfindig zu machen, der jenen Gürtel geschenkt hatte. Dieser wurde sogleich gerufen und bekannte sein Verbrechen, worauf er den Gouverneur veranlaßte das Geheimniß zu bewahren, indem er ihm 3000 Dukaten brachte, von denen ein Drittheil für ihn selbst, ein anderes für den Gatten und ein drittes für den Vater der Gemordeten bestimmt war. Letzterer erhielt sogleich den ihm vom Gesetze zuerkannten Antheil; der Gatte aber nichts, und nur aus besonderer Gnade wurde ihm die Strafe erlassen, welcher er wegen Mangel an Aufsicht über das Betragen seiner Frau verfallen war: eine Mahnung, die man nur bei Nationen recht würdigen kann, wo die Frauen Sklavinnen und der Name eines Gatten mit dem eines Gebieters gleichbedeutend ist. — Der nämliche Gouverneur ließ eines Tages drei des Diebstahls einiger seltenen Tauben angeklagte Jünglinge vor sein Gericht fordern. Nachdem er sie eingeladen, sich zu setzen, sagte er mit lächelnder Miene: „Wenn man läugnet Tauben gestohlen zu haben, so sollte man sich wenigstens hüten, deren Federn auf dem Kopfe zu tragen." Einer der Angeklagten, noch im Alter, wo Verstellung schwer ist, fuhr unwillkürlich mit der Hand nach der Mütze, um die Federn abzuschütteln und verrieth sich durch diese Bewegung als den Dieb, was er auch nicht ferner läugnete.

„Im Jahre 1818 ereignete sich in der Hauptstadt Marokko eine That, wobei die Grausamkeit der Bestrafung durch die Gräßlichkeit des Verbrechens beinahe aufgehoben wird. In dieser Stadt, wie in den meisten des Mogh'rib, sind die Fleischer zugleich Wurstsieder und Köche, und verkaufen unter Andern eine Art gekochten oder in Oel gesottenen Fleisches, das die Mauren Khalie'h nennen, und das von Jahr zu Jahr aufbewahrt wird. Einer der Genannten erfand ein neues Mittel, sich wohlfeiles Fleisch zu verschaffen. Unter Vorspiegelung des Gewinnstes lockte er öffentliche Dirnen in einen entlegenen Theil seiner Wohnung, ermordete sie, kochte ihr Fleisch und verkaufte es seinen Kunden, die es sehr gut fanden. Auf diese Weise soll er bereits acht getödtet haben, als seine Frau, die schon lange Verdacht geschöpft, sich von der Sache überzeugte und sich zu den Füßen des Sultans warf. Der Fleischer wurde ergriffen, und seine Schuld kam sogleich an den Tag. Er wurde verurtheilt, auf seiner eigenen Fleischbank zu Tode gehackt zu werden; vier Schwarze vollzogen das Urtheil und hieben ihn langsam in kleine Stücke die sie in einen auf dem Feuer stehenden Kessel, und sowie sie gahr waren, vor den Augen des noch lebenden Verbrechers einem Rudel hungriger Hunde vorwarfen."

Vermischte Nachrichten.

Die „nordische Biene" vom 13 (25) Dec. 1852 enthält folgende Mittheilung eines Herrn Leontjewsk, ehemaligen Mitglieds einer russischen Mission in China: „Vor Kurzem erhielt ich aus Zsinischen, der

Hauptſtadt des baiziniſchen*) (chineſiſchen) Reichs, von einem Beamten im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten (auf chanjſchenisch: Lifanjuanj, auf mandſchuriſch: tulerxsu golo-bo dassara dichschurchanj; zu bemerken iſt, daß Chanjſchen die Benennung des eigentlichen Chineſen iſt), in mandſchuriſcher Sprache, einen Brief folgenden Inhalts: „Ich, alderner Golminge, habe die Ehre, Sie, Herr Le,**) um ihr Befinden zu fragen und dieſen Brief zu ſchreiben. Sind Sie geſund, gnädiger Herr? Als Sie in Gemunſchetſchen***) wohnten, ſah man mich oft mit Ihnen, und es verging kein Monat, ohne daß wir uns irgendwo trafen; ſeit Ihrer Abreiſe habe ich Ihre Perſon nicht mehr geſehen, und jetzt erfreue ich mich nur noch an der Erinnerung der Vergangenheit, und Dieß macht, daß ich Sie gleichſam noch vor mir ſehe; bei dieſen letzten Zeilen fließen mir wider Willen die Thränen aus den Augen.****) Da ich unaufhörlich an Sie dachte, ſo habe ich ſchon lange gewünſcht, an Sie zu ſchreiben und Sie wegen ihres Befindens zu fragen; ich fand aber kein Mittel, Ihnen einen Brief zu ſchicken; jetzt vernehme ich, daß Herr Chun†) in ſein Vaterland zurückkehrt; ich freue mich ungemein über dieſen Zufall und benutze ihn, um Ihnen zu ſchreiben. Ich vermuthe, daß obgleich wir in verſchiedenen Reichen uns befinden, wir, getrennt, doch durch unſere Erinnerung uns einander nähern. Demüthig bitte ich Sie, bei bequemer Gelegenheit mich von Ihrem Befinden zu benachrichtigen, was ich ſehr zu wiſſen wünſche. Ihre hier wohnenden Bekannten und meine ganze Familie befinden ſich, nach ihrem guten Wunſche, in guter Geſundheit. Mein jetziger Dienſt iſt weniger vortheilhaft als der frühere. Indem ich Sie hievon benachrichtige, habe ich die Ehre, Ihnen mit meiner ganzen Familie die allerunterthänigſte Ehrfurcht zu bezeugen. Regierung Dorbs-Eldenge im ſiebenten Monat des zwölften Jahrs (Auguſt 1832).“ Hier glaube ich beifügen zu müſſen, daß dieſer Beamte, Namens Golminge, mit Zunamen Go im Jahre 1820 eines der Mitglieder der Miſſion aus Zſinſchen nach Kjachta begleitete, und bei dieſer Gelegenheit auf kurze Zeit mit ruſſiſchen Miſſionären bekannt wurde.“

*

Zu London iſt gegenwärtig ein buddhiſtiſcher Tempel zur Schau geſtellt, der von engliſchen Blättern als eine außerordentliche Sehenswürdigkeit gerühmt wird. Seit Belzoni's ägyptiſchem Grabmale ſah man in London nichts Aehnliches. Es iſt nicht etwa ein Modell eines ſolchen Gebäudes, ſondern ein wirklicher Tempel, in dem jeder Verehrer Buddha's anbeten könnte. Die äußern und innern Wände ſind mit hieroglyphiſchen und ſinnbildlichen Sprüchen bedeckt, welche verſchiedene Scenen aus dem Leben Buddha's, ſeine Inkarnationen, ſeine Verrichtungen als Prieſter und ſeine Attribute als Gottheit darſtellen. Die Figuren der Bilder ſind roh, wie alle Kinderanfänge der Kunſt; ſie haben einige Aehnlichkeit mit den ägyptiſchen und ſind wie dieſe mit den drei Urfarben, blau, roth und gelb bemalt. Der Tempel beſteht aus zwei Abtheilungen. In der äußern ſtehen Samah und Wisna, zwei dienende Geiſter, die aus Holz geſchnitzt und bemalt ſind, und hier den profanen Dienſt haben, den Schauluſtigen in das Allerheiligſte des Tempels zu leuchten, wo Buddha in rieſenhafter, aber unförmlicher Größe, gelbbemalt und mit dem rothen Prieſtermantel angethan zu ſehen iſt. Zu ſeinem Kopfe und zu ſeinen Füßen ſtehen zwei ſeiner Schüler, gleichfalls aus Holz geſchnitzt und bemalt. Unter ſeinen Fersen erhebt ſich die Schlange, auf zwei Füßen aufgerichtet, und Buddha ſelbſt liegt auf einer Art von Grabmal ausgeſtreckt, um die ewige Ruhe anzudeuten, in der er ſich nach ſo vielen Inkarnationen befindet. Sein Kopf mit den pechſchwarzen Locken ruht auf einem hölzernen Polſter. Seine Handflächen und Fußſohlen, ſo wie die der Nebenfiguren, ſind roth bemalt und von Strichen und Linien durchzogen, die eine Zigeunerin verwirrt machen könnten. Außer dieſem Tempel ſind auch noch viele andere indiſche Kuriositäten in kleinen Modellen, aus Holz geſchnitzt und bemalt, zur Schau geſtellt; ſo ein gottesdienſtlicher Aufzug, eine Menge hölzerner Masken von ſcheußlicher Fratzenhaftigkeit, deren ſich die Eingebornen bei Verrichtung ihrer Myſterien bedienen, Häuptlinge von Ceylan in ihrer vollen Tracht, verſchiedene indiſche Alterthümer, Waffen, Kleider u. ſ. w. Die erwähnten Masken ſind aus ganzen Stücken leichten Holzes geſchnitzt und bemalt; man ſieht daran keine Oeffnung für den Mund, ſondern bloß zwei Löcher für die Augen. Alle dieſe Gegenſtände kamen aus Ceylan und werden den Schauluſtigen von einem Eingebornen jener Inſel, der geläufig Engliſch ſpricht, erklärt.

*

Die Geſchwornen der Todtenbeſchau von Weſtminſter kamen jüngſt durch einen ganz eigenen Fall in nicht geringe Verlegenheit, in der ſie einen Ausſpruch der Entrüſtung ergeben ließen, der für den engliſchen Charakter ſehr bezeichnend iſt. Eine gewiſſe Miß Eliſe Edwards, die ſich übrigens noch drei oder vier andere Namen beizulegen pflegte, ſtarb plötzlich, und da Niemand um ihre Leiche ſich annahm, wurde dieſe in die Anatomie von Guy's Hoſpital gebracht. Miß Eliſe und eine angebliche Schweſter, mit der ſie zuſammenwohnte, galten allgemein als Freudenmädchen, und nun denke man ſich die Ueberraſchung der Aerzte — als ſich fand, daß die Verſtorbene — männlichen Geſchlechts war. Auf Befehl des Staatsſekretärs traten die Geſchwornen der Todtenbeſchau zuſammen, um die Leiche in Augenſchein zu nehmen, die ganz das Ausſehen eines ſiebzehnjährigen Knaben hatte. Das Haar des Kopfes war über zwei Fuß lang und das Geſicht hatte völlig weibliche Züge. Bei dem Zeugenverhöre ſagte ein Arzt aus, daß er ſie früher bei einer Lungenentzündung behandelt habe, und dafür von einem Herrn, der Miß Lavinia, wie ſie ſich damals nannte, zu unterhalten ſchien, bezahlt worden ſey. Es ſey ihm nicht im Mindeſten beigefallen, fügte er hinzu, ihr Geſchlecht zu bezweifeln. Auch einige Briefe kamen zur Vorlage, die man in der Wohnung der Verſtorbenen gefunden hatte, und worin ſie mit ihren Liebhabern die zärtlichſte Korreſpondenz unterhielt. Einer der Geſchwornen wußte ſich bei dieſem unerhörten Falle nicht mehr zu faſſen, und rief aus: „Seht nur dieſes lange Haar und dieſe Ohren mit den Löchern für Ringe! Es iſt das Sonderbarſte, was mir noch vorgekommen; kaum traue ich meinen Sinnen!“ — Die Todtenbeſchau verſchob ihren Ausſpruch bis auf den folgenden Tag, wo ſie ihn mit folgenden merkwürdigen Worten ertheilte: „Der Verlebte ſtarb von Gottes Hand berührt. Die Geſchwornen können nicht umhin, ihren Abſcheu über die unnatürliche Aufführung des Verſtorbenen auszudrücken, und empfehlen den geeigneten Behörden, über die Leiche eine Verfügung zu treffen, daß die Schande ihres Verbrechens dadurch zum abſchreckenden Beiſpiel öffentlich dargelegt werde.“ Ein Geſchworner meinte, man ſolle die Leiche nicht auf gewöhnliche Art zur Erde beſtatten, um eine unerhörte Schändlichkeit zu brandmarken, welche die menſchliche Natur entehre.

*

Im Zodiakus der hiſtoriſchen Thiere, wohin die Kühe Pharaonis, der Eſel Bileams, der nemäiſche Löwe, der Bucephalus Alexanders u. ſ. w. gehören, iſt ein neues Sternbild aufgenommen worden — die Angoraziege des Generals Chaſſé, ein herrliches Thier von weißer Farbe und grangefleckt, das mit ſeinem Herrn tapfer die Belagerung aushielt. Nach der Uebergabe der Citadelle von Antwerpen und nachdem ihre Vertheidiger ſie verlaſſen hatten, ſuchte Jeder von den höhern Offizieren des franzöſiſchen Heeres ſich ein Andenken an dieſe denkwürdige Belagerung aus. Die erwähnte Angoraziege fiel einem General zu, der ſie mit nach Valenciennes brachte und einer Dame zum Geſchenke machte, bei der ſie, den Abenteuern und Mühſeligkeiten des Lebens unter den Waffen Lebewohl ſagend, ihre Tage in Ruhe und Frieden zu beſchließen gedenkt.

*

Herder's Palmblätter ſind von einem Herrn Max Kaufmann, ins Franzöſiſche überſetzt, zu Paris erſchienen. „Die Palmblätter, ſetzt die „Revue de Paris“ ihrer Anzeige dieſes Werkes bei, ſind von jenem berühmten Herder, der am beſten von allen deutſchen Schriftſtellern die Bewegung des Jahrhunderts und den Geiſt der ausländiſchen Literatur begriffen hat. In dieſen Palmblättern weht ein wahrhaft orientaliſcher Duft.“

*

Der Staat von Ohio hat zum Unterhalte von Schulen und Lehrern 576.000 Morgen Landes beſtimmt, die auf 1,280,000 Dollars geſchätzt werden.

*) Daizinen iſt der allgemeine Name aller Unterthanen des großen Reichs.

**) So nannte man Herrn Leontjewski in Zſatſchen.

***) Der mandſchuriſche Name von Zſatſchen.

****) Dieſe letztern Worte ſind chineſiſch, oder wie ſich Herr Leontiewski ausdrückt, chanjſchenisch geſchrieben.

†) Ein Mitglied der Miſſion.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 54. 23 Februar 1833.

Eine Wallfahrt zum heiligen Grabe.

Von dem Verfasser des „Contarini Fleming." *)

Aus dem englischen Taschenbuche „The Amulet, for 1833."

Die europäischen Reisenden, die ihren Weg nach der heiligen Stadt von der Seeküste aus über die reiche Ebene von Ramle und durch die Gebirgsengen Judäa's nehmen, vermögen nur mit Mühe ein Gefühl getäuschter Erwartung, das sich in ihnen bei dem ersten Anblicke von Jerusalem regt, niederzuhalten. Hat man die Höhe eines schroffen Berges erreicht, so erblickt man in der unmittelbar vor Einem liegenden Ebene eine kleine mit Festungsmauern, durch die ihre Gebäude gänzlich verdeckt werden, umgebene Stadt, die mitten zwischen dunkeln und wilden Hügeln aus einem steinigen Boden aufsteigt. Allein betritt man Palästina von Arabien — reist man von dem todten Meere aus durch die Bergkette, die der Oelberg schließt, so wird man von dieser vielgenannten Höhe immer noch einen Anblick vor sich haben, der, bei einigem Spiel der Phantasie, die schwerheimgesuchte Stadt Davids wohl zurückrufen mag. Jerusalem ist auf den schräg ablaufenden, aber hügeligen, Abhang eines Berges erbaut, der nicht so hoch als der Oelberg ist. Von diesem letztern Standpunkte aus hat man also einen vollständigen Ueberblick über die ganze Stadt. Sie zeigt sich in der Gestalt eines unregelmäßigen, zwischen zwei und drei engl. Meilen im Umkreis haltenden, Vierecks; rings von einer gegen fünfzig Fuß hohen, mit viereckigen Thürmen gedeckten und mit hohen Schießscharten zum Gebrauche der Pfeilgeschütze versehenen Mauer, aus der Zeit der Kreuzfahrer, umgeben. Die Ostseite der Stadt, die allein dem Oelberg zugekehrt ist, überragt eine tiefe, enge und jäh abfallende Schlucht, die mit jenem das düstere Thal Josaphat bildet; die südliche Mauer zieht sich über den Gipfel des Berges Zion; die nördliche läuft über die Ebene; die äußerste Gränzlinie bilden einige kahle Gipfel, die über den kleinen Thürmen der westlichen Mauer sich erheben. Die gedrängten Massen der aus einer hellen Steinart gebauten Häuser mit ihren rundgewölbten Dächern, die Thore, die Burg, die Klöster der lateinischen, griechischen und armenischen Christen, die beiden Kuppeln der Heiligengrab-Kirche, die Moscheen und Minarete, vor Allem aber der mächtige Prachtbau, der auf der Stelle, wo der Tempel Salomo's gestanden seyn soll, aufgeführt ist, und den man wohl mit Fug als eines der herrlichsten Heiligthümer der Moslemin nennen darf — dieß Alles gibt ein schönes Bild, und würde, noch gehoben durch den Gegensatz der steinigen Wüste ringsum, ein passender Gegenstand für den Zauberpinsel eines Martin *) seyn.

Ich betrat Jerusalem durch das Thor von Bethlehem. An morgenländische Städte gewöhnt, fiel mir das Düstere und furchtbar Oede seiner Umgebungen und seines Innern, nicht so wie den lebhaften Galliern auf, die so häufig ohne vorgängige genauere Bekanntschaft mit dem Morgenlande, sich in Marseille einschiffen, um bei Jaffa oder Alexandrien ans Land zu steigen. Die Häuser sind zwar ohne Kamin oder Fenster, dagegen aber sauber und massiv; die hohe dunkle obeliskenartige Gestalt einer Cypresse unterbricht bisweilen die Einförmigkeit ihres Aeußern; da und dort steigt, zierlich und einsam, ein Palmbaum aus einer anmuthigen Terrasse in die Lüfte. Die Straßen sind freilich hügelig, allein ihre Enge gewährt sowohl Schatten als Kühle. Ich betrat, wie gesagt, Jerusalem durch das Thor von Bethlehem und nahm nun das weltbekannte Kloster der Terra Santa um

*) D'Israeli d. Jüng. (Verfasser mehrerer bekannter und geschätzter Romane: Vivian Grey, der junge Herzog u. s. w.) Sein neuestes (1832 in London erschienenes) Werk „Contarini Fleming" ist eine Art psychologischer Selbstbiographie, in welcher der Verfasser seine mannichfachen Lebenserfahrungen niederzulegen, seinen innern und äußern Bildungsgang zu schildern versucht hat, wie er selbst in der Vorrede dieses geistreich und gut geschriebenen Romans versichert.

*) Martin — der Prachtmaler, dessen wunderbar reichen historischen Gemälde die Londoner Kunstausstellungen mehrfach zierten und zieren, und durch Le Keux', Robert's, Finden's, Walli's u. A. Stahlstiche in den englischen Taschenbüchern auch deutschen Kunstfreunden bekannter geworden sind. Wir erinnern hier nur an: „Die Kreuzigung Christi" (in dem Amulet für 1830), „die Auferstehung Christi" (Amulet für 1831); an „die siebente Plage in Aegypten" (Forget-me-not für 1828 und aus ihm in Cotta's Damentaschenbuch), „Marcus Curtius Sturz in den Abgrund" (Dasselbe für 1829), „Königin Esther" (Dasselbe für 1831); an „Niniveh" (im Keepsake für 1832); an den „Auszug der Israeliten aus Aegypten" (Forget-me-not für 1833); an „Christi Einzug in Jerusalem" (im Friendship's Offering für 1833); an „Marius auf den Trümmern von Karthago" (Keepsake für 1833).

gaſtfreie Aufnahme in Anſpruch. Es dauerte einige Zeit, ehe das düſtere Hauptthor — das, beiläufig bemerkt, ſtark mit Eiſen beſchlagen war — behutſam aufging; und ich ſah mich in dem, mit einem Gang umgebenen, Hofe eines weit ausgedehnten, aber ſo unregelmäßig angelegten Gebäudes, daß ich nie recht klug daraus werden konnte. Ein zu dem Kloſter gehöriger Janitſchar ſaß rauchend im Hofe; einige Franziskaner in ihren braunen, mit einem weißen gedrehten Stricke gegürteten, Kutten lehnten müßig über der Brüſtung des Gangs, und beſchauten uns Fremdlinge; die von ihren Thieren ſteigenden Pilgrime, die arabiſchen Pferdeknechte, und Kameelwärter, die Roſſe, mit den Vorderhufen auf dem kühlen Steinboden des Hofes ſcharrend — und die geduldigen Kameele, die ruhig niederkauerten, um ſich abladen zu laſſen, vollendeten das Gemälde.

Ich wurde durch vielerlei Durchgänge geführt, ſtieg eine Treppe hinan, ſchritt durch eine Reihe von langen Gängen, kam durch eine Kirche und ſtand endlich vor dem Generalprokurator, *) einem ſanften Greiſe, voll Würde und verſtändigen Ausdruck. Der aufwartende Bruder, der mich einführte, kniete nieder und küßte dem Prokurator die Hand; und ich wäre ſeinem Beiſpiele gefolgt, hätte mich nicht der ehrwürdige Superior mit einem abwehrenden Lächeln daran verhindert. Ich überreichte ihm meinen Empfehlungsbrief; während er ihn nun las, öffnete der Dienende einen Schrank, holte daraus eine Flaſche und ein Glas und bot mir eine Herzſtärkung.

„Die Stadt iſt voll von Pilgrimen," bemerkte der Prokurator, „die das nächſtkommende Oſterfeſt abwarten. Ich kann nicht eben ſagen, daß ſie uns groß beläſtigen. Die Lateiniſchen haben, leider! die heilige Wallfahrt gänzlich aufgegeben. Ihr Ketzer," ſetzte er lächelnd hinzu, „ſeyd die einzigen Franken, die uns beſuchen. Unſere Glaubensgebräuche, die gegenwärtig ſtreng und häufig ſind, werden Ihnen indeſſen — fürchte ich — läſtig fallen, wenn Sie ein Bewohner unſers Kloſters werden. Wir beſitzen ein Haus ganz in der Nähe, das Ihnen zu Dienſten ſteht, dort ſind ſie ganz frei und ungeſtört. Mit Brod, Wein und Fiſchen ſollen Sie regelmäßig vom Kloſter aus verſehen werden und wenn wir Ihnen kein Fleiſch anbieten, ſo verſchreien Sie uns darum ja nicht als ungaſtfrei in England, ſondern bedenken Sie, daß es Faſtenzeit iſt."

Ich dankte dem gefälligen Prokurator, und nahm da es nahe an Sonnenuntergang war, ſeinen Vorſchlag, zu einem Spaziergange auf den Dächern des Kloſters gern an. Ihre Ausdehnung gab mir einen Begriff von dem großen Umfange des Gebäudes. Wir trafen auf den Terraſſen viele Brüder an, die in Gruppen vertheilt, die ſtille Luft eines morgenländiſchen Abends einathmeten. Der Prokurator zeigte mir mit der Hand einige der berühmteſten Gebäude der Stadt. Mich zog indeſſen der Oelberg mehr an, der eben vom Widerſcheine der glühenden Abendröthe übergoſſen leuchtete. Wie das Zwielicht erſtarb, zogen ſich die Brüder allmählich nach dem Refektorium zurück. Auch der freundliche Prokurator entfernte ſich endlich mit ſeinen dienenden Begleitern und lud mich ein, ihnen nachzukommen. So blieb ich einige Minuten allein auf der einſamen Terraſſe, und fühlte ſo recht die heimliche feierliche Stille ringsum, und ſah die Sterne wie von Arabien herüber am Himmel heraufziehen und dachte, wie ich ja nun endlich in Jeruſalem ſey! . . .

(Fortſetzung folgt.)

*) So heißt in Klöſtern derjenige Geiſtliche, welcher die Angelegenheiten eines ganzen Ordens zu beſorgen hat.

Wanderungen am Oyapock.

(Schluß.)

Der Muth, mit dem die Indianer, ohne zu klagen, Schmerzen und Tod ertragen, hat oft die Bewunderung der Reiſenden erregt. Einer der Söhne Tapaiarwars gab uns ein Beiſpiel hievon: er litt an einer Verhärtung im Ohr, die ihm die heftigſten Schmerzen verurſachte, ohne daß ihm auch nur die mindeſte Klage entfuhr. Die ganze Familie ſchien gar nicht darauf zu achten, und begnügte ſich damit, bei jeder Mahlzeit etwas Speiſe neben ſeine Hängematte zu ſtellen; ſein Uebel ſchien unheilbar, und er muß ihm bald nach unſrer Abreiſe unfehlbar erlegen ſeyn. Bei dieſer Gelegenheit erkundigte ich mich aufs neue nach der den Indianern zugeſchriebenen Sitte, ſich in Krankheiten von ihren Piayes oder Zauberern behandeln zu laſſen; allein, ſey es nun, daß dieſe Gewohnheit außer Gebrauch gekommen oder nur bei andern Stämmen üblich iſt: am Oyapock habe ich keine Spur von ihr gefunden. Das Wort Piaye iſt den Indianern und den Bewohnern der Kolonie übrigens wohl bekannt, und bezeichnet einen Menſchen, der die Macht beſitzt, Mißgeſchick über ihre Feinde zu verhängen, ſie mit Krankheiten, ja ſelbſt mit dem Tode heimzuſuchen; aber dieſe vorgeblichen Zauberer ſind nicht, wie man oft geſagt hat, um Das zu werden wofür man ſie hält, gewiſſen Prüfungen, von andern und ältern Hexenmeiſtern unterworfen. Es genügt, daß ein Indianer mehrere ſeiner Landsleute vergiftet habe, um der Schrecken der übrigen zu werden, und von der Furcht zum Glauben an Hexerei iſt nur ein Schritt. Zum Unterſchied von unſern Hexenmeiſtern, die meiſt dumme Teufel und unfähig zu ſchaden ſind, wird ein indianiſcher Piaye durch das Böſe, das er thut, berühmt; wirkliche Verbrechen begeht er unter Spiegelfechtereien, die zwar nur lächerlich ſind, aber dennoch Eindruck auf die Leichtgläubigkeit ſeiner Landsleute machen. So verſteckt er z. B. in verſchiedenen Winkeln der Hütte Deſſen, dem er ſchaden will, kleine Päckchen mit Pflanzen, Knochen, Federn und andern Gegenſtänden. Iſt dieſe Weiſe zu beheren der vor Zeiten auch bei uns üblichen nicht vollkommen ähnlich? Die Neger der Kolonie haben indianiſchen Aberglauben angenommen, oder vielmehr ähnlichen aus Afrika mitgebracht, und einige von ihnen gelten bei ihren Kameraden, ja ſogar auch bei einigen Koloniſten für geſchickte Piayes. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß die Indianer in Krankheitsfällen zu Zaubermitteln ihre Zuflucht nehmen; die Berichte von Miſſionären, die lange Jahre unter ihnen lebten, verdienen zu vielen Glauben, als daß ich ſie in Zweifel ziehen ſollte; ich ſage nur, daß mir nichts dieſer Art vorgekommen iſt. Es iſt übrigens bekannt, daß die Indianer die kleine

Anzahl von Krankheiten, denen sie unterworfen sind, mit Eigenmitteln behandeln und, daß sie deren sehr wirksame gegen Ruhr, den Schlangenbiß u. s. w. besitzen.

Die Regenzeit, die um so früher eintritt, je mehr man sich von den Küsten von Guyana entfernt, hatte sich bereits einige Tage nach unsrer Ankunft durch Windstöße angekündigt, die an Stärke und Dauer immer mehr zunahmen. Der Oyapock begann anzuschwellen und im gleichen Verhältniß mehrte sich die Schwierigkeit ihn weiter aufwärts zu befahren. Der Mann, den ich begleitete, hatte den Zweck seiner Reise durch beträchtliche Einkäufe von den Indianern erfüllt, wollte also nicht weiter gehen und schickte sich an abwärts zu fahren, bevor die Gewalt der Strömung den beladenen Kanots gefährlich würde. Ich glaubte schon genöthigt zu seyn ein Gleiches thun zu müssen, als wir auf Hrn. Adam de Bauve stießen, einen jungen Reisenden, der von dem Gouverneur der Kolonie den Auftrag erhalten hatte, Hrn. Leprieur, der sich in Cayenne zu der Reise vorbereitete, auf der er sich jetzt befindet, den Weg zu bereiten. Da Hr. Bauve die Absicht hatte, ehe er seine Reise fortsetzte, den Yarupi zu besuchen, so schlug ich mich ihm zum Begleiter vor und ließ meinen ersten Gefährten allein abreisen.

Die vierzehn Tage, die ich bei Tapaiarwar zubrachte, ließen bei mir nur günstige Eindrücke rücksichtlich der Indianer zurück. Eintracht und gute Gesinnung herrschten unter den Gliedern dieser Familie; alle standen mit Tagesanbruch auf, badeten sich im Fluß und kehrten dann zur Hütte zurück. Jeder beschäftigte sich hierauf mit Dem was ihm eben einfiel: die Männer gingen auf die Jagd, fischten, schnitzten Pfeile, oder legten sich in ihre Hängematten; die Weiber bereiteten die Speisen, arbeiteten in den Pflanzungen, oder webten baumwollene Matten. Alle feierten nur eine, für Indianer, sehr kurze Zeit und ich habe während meines Aufenthalts nicht Eine Ausschweifung im Cachiry bemerkt; nicht einmal bei dem oben beschriebenen Tanz. Tapaiarwar, von den Seinigen umgeben, ruhig und jeder Arbeit enthoben, glich einem Patriarchen, der seine Tage in Frieden beschließt und ich fragte mich oft, wenn ich sein ruhiges, sorgloses Leben betrachtete, ob die Civilisation ihm mehr gewähren könne, ohne mir diese Frage jemals befriedigend beantworten zu können.

Ueber Kapitän Backs Norderpedition.

Der Bruder des vermißten Kapitäns Roß, Georg Roß, Esquire, hat dem Komité zur Beförderung arktischer Expeditionen berichtet, daß die Landerpedition, die zu Aufsuchung seines Bruders und seines Sohnes ausgerüstet wurde, bereit sey, am 15 Februar, unter Befehl des Kapitäns Back, von Liverpool unter Segel zu gehen. Sie würde demnach, über New-York, etwa am 10 April zu Montreal eintreffen, und dann auf dem gewöhnlichen Wege nach dem großen Sklavensee vordringen (ein Weg von 2500 englischen Meilen), den sie ungefähr Anfangs Junius erreichen könnte. Von hier aus nordostwärts gehend, würde sie wahrscheinlich dem Laufe des großen Fischflusses folgen, der, wie man nach indianischen Berichten vermuthet (von Europäern wurde er bis jetzt noch nicht untersucht), zwischen dem 68° und 69° nördlicher Breite ins Meer fällt, und an dessen Ufern die Expedition zu überwintern gedenkt, so daß sie im folgenden Sommer (1854) nach dem Wrack der „Jurie" aufbrechen könnte, der, wie man glaubt, nur 500 englische Meilen entfernt ist, um Erkundigungen über Kapitän Roß und sein Schiffsvolk einzuziehen. Sollte man nicht so glücklich seyn, vorläufig etwas in Erfahrung zu bringen, so müßte die Expedition noch in demselben Jahre nach ihren Winterquartieren zurückkehren, und ihre ferneren Unternehmungen würden dann natürlich von den Umständen bedingt.

Herr Georg Roß legte dem Komité zugleich einen zweiten Plan zu einer Nordpolexpedition vor, theils zu Unterstützung der unter Kapitän Back ausgesendeten, theils im Interesse der Wissenschaft; er sagt in demselben: „Zwei Schiffe (Wallfischfänger) müßten ausgerüstet werden, daß eine eine Brigg von 145 Tonnen, das andere eine Brigantine von 102 Tonnen, zusammen mit einem Schiffsvolke von 35 Mann, mehrere der vormaligen Mannschaft der „Jurie" eingerechnet. Das erstere Schiff müßte vollständig zum Fischfang ausgerüstet seyn, das andere wäre hauptsächlich bestimmt, die nöthigen Vorräthe einzunehmen. Beide würden, mit Lebensmitteln und Vorräthen jeder Art auf zwei Jahre versehen, nach dem Lancaster-Sund und dem Regents-Kanal segeln, wo es bekanntlich Wallfische im Ueberflusse gibt; jedoch soll etwaige Aussicht auf Gewinn, in dieser Hinsicht, kein Beweggrund für die Schiffe seyn, den Durchgang durch den Kanal zu verzögern, sobald er ausführbar ist. Die Brigg wird zu Port Bowen auf dem Fischfange zurückbleiben, während ich selbst mit dem andern Schiffe die gegenüberliegende Küste und den nur 50 Meilen entfernten Wrack der „Jurie" untersuche, und was von dessen Vorräthen noch zu retten ist, mitnehme, als Entschädigung, wenn die Umstände es nicht gestatten sollten, eine Ladung Tran mitzubringen, oder für den Fall, daß es rathsam wäre, auch den ganzen nächsten Winter noch auszubleiben. Gelänge Dieß, so würde die Brigg, wenn anders das Eis es nicht unmöglich machte, noch in demselben Jahre mit einer Ladung Tran, so groß sie nur aufzubringen wäre, nach Hause geschickt werden, jedoch mit der Bedingung, daß sie im nächsten Jahre (1854) zurückkehren müßte, bis wohin dann zu erwarten wäre, daß Kapitän Back bis zu jener Stelle vorgedrungen seyn würde. Es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß so, auf die eine oder die andere Weise, etwas Zuverlässiges über das Schicksal des Kapitäns Roß und seiner Gefährten ausgemittelt werden wird, und es läßt sich sogar erwarten, daß dieser Zweck schon im ersten Jahr erreicht würde, da die Schiffe beide Küsten des Kanals bei der Durchfahrt untersuchen, und genau die Straße verfolgen werden, die Kapitän Roß segelte, die um so weniger zu verfehlen ist, als er allenthalben, wo es ihm gelang zu landen, Wahrzeichen und Stangen mit Flaggen, nebst schriftlichen Angaben seines Erfolgs und seiner fernern Absichten hinterlassen haben muß, und da man weiß, daß der Wrack der „Jurie," aus dem er sich mit Vorräthen aller Art zu versehen beabsichtigte, stets der erste Gegenstand blieb, den er im Auge behielt. Haben sie hier oder in dieser Gegend Schiffbruch gelitten, so werden wir sie aller Wahrscheinlichkeit nach finden, da sie auf keine Weise von dort entkommen konnten."

Herr Georg Roß bringt mit dem Hauptzwecke dieser Expedition noch einen andern in Verbindung, nämlich die Wiederauffindung von Altgrönland, einer christlichen Niederlassung etwas südlich vom Polarkreis, die, alten Nachrichten zufolge, 190 Gehöfte oder Weiler, die an 19 Buchten zerstreut liegen, begreift, zwölf Kirchspiele mit einem Bischofssitz und zwei Klöster enthält, und wo, so viel man aus zuverlässigen Berichten weiß, sechzehn Bischöfe auf dem bischöflichen Stuhle sich folgten. Man hat die verschiedenartigsten Vermuthungen aufgestellt über die Ursachen, durch die aller Verkehr zwischen Norwegen und jener merkwürdigen Niederlassung seit Jahrhunderten unterbrochen wurde, und es würde allerdings von hohem Interesse seyn, sowohl hierüber, als auch, falls sie noch bestehen sollte, über den Zustand ihrer Civilisation Nachricht zu erhalten. Herr Roß behält sich den Oberbefehl über diese Expedition selbst vor, und schlägt ihre Kosten, was die Ausrüstung der beiden Schiffe betrifft, zu 5000 Pfd. St. an, doch müßte diese Summe, die er nächst Unterstützung von Seite der Regierung, durch Beiträge von Freunden und aus eigenen Mitteln zusammenzubringen gedenkt, längstens bis 15 März d. J. in den Händen der hiezu ernannten Vorstände seyn. Wenn man erwägt, daß die gleiche Expedition, die unter Kapitän Parry in den Schiffen „Hekla und Fury" auslief, der Regierung 70.000 Pfd. St. kostete, und die des Kapitäns Roß in dem Schiffe „Victory" auf 20.000 kam, so ist nicht zu zweifeln, daß die hier mit verhältnißmäßig so geringem Aufwande vorgeschlagene

gleichfalls zu Stande kommen wird, was man sowohl ihres menschenfreundlichen als wissenschaftlichen und geschichtlichen Zweckes wegen nicht genug wünschen kann.

Vermischte Nachrichten.

Eine der seltsamsten psychologischen Erscheinungen ist die Manie gewisser Personen, Kinder zu ermorden, die sich in einigen Fällen schon so zu sagen epidemisch gezeigt hat. In dem Journale „Lancette" theilt ein Arzt hierüber folgende Beobachtungen mit: „Dieser sonderbare Trieb, Kinder zu morden, hat vorzüglich seinen Grund in dem Gefühle, daß die Kinder keinen Widerstand leisten können, wodurch die Mordlust noch mehr angeregt wird. Hiezu möge als Beleg ein Fall dienen, der außerdem auch noch ein Beispiel von kaltblütigem Vorbedacht und empfindungsloser Mordlust geben wird, die in der Geschichte von dergleichen Ereignissen nicht ihres Gleichen haben. Henriette Corneille fühlte sich lange von einem Mordgelüste versucht, und wählte zur Befriedigung desselben eines von den Kindern ihres Nachbars, das sie mit Schmeicheleien und Zärtlichkeiten überhäufte, bis es ihr endlich gelang, von den Eltern die Erlaubniß zu erhalten, das Kind mit sich nehmen zu dürfen. Sie führte es nun in das Erdgeschoß ihres Hauses, nahm hier ein Messer zu sich, ging mit ihm in das Entresol hinauf, schloß die Thüre ab, öffnete die Fensterläden ein wenig, um mehr Licht zu erhalten, traf Vorsorge, daß nicht der Stubenboden oder ihr Bett mit Blut befleckt wurde, legte das Kind mit dem Rücken auf den Tisch, bog ihm den Kopf über den Rand der Tafel und schnitt ihm mit einer Sägenbewegung des Messers den Kopf ab. Das Blut sammelte sie in einem Becken. Der ganze Vorgang dauerte eine gute Viertelstunde, während welcher Zeit sie, wie sie nachher bekannte, nicht die geringste Rührung, Furcht, Pein oder Lust empfand. Auf alle nachher an sie gerichteten Fragen erwiderte sie bloß, „sie habe nicht anders gekonnt," und diese unerschütterliche Ruhe behielt sie bis zu ihrem letzten Augenblicke. Sonderbarer noch als diese Manie waren die Folgen. Kaum war diese schauderhafte Mordthat durch die gerichtlichen Verhandlungen darüber bekannt geworden, als in verschiedenen Theilen von Frankreich Spuren von einer epidemischen Nachahmungswuth an Müttern, Ammen und Dienstboten zum Vorscheine kamen; und man findet zahlreiche Versuche und wirklich vollbrachte Mordthaten, die sich um jene Zeit ereigneten. Der Arzt Esquirol wurde zu einer Dame gerufen, die sich von einer unwiderstehlichen Lust gereinigt fühlte, das Blut ihres Mannes, Sohnes oder Enkels zu vergießen. Eine Magd, als sie den Prozeß gelesen hatte, wurde schwermüthig, zerstreut, und verschmähte jede Speise. Nachdem dieser Zustand einen Monat lang gedauert hatte, erklärte sie, sie sey diese ganze Zeit über von der Gier gequält worden, ihren Herrn oder dessen Sohn zu ermorden. Zweimal habe sie das Kind bei den Haaren ergriffen und ihm den Hals abschneiden wollen; allein das Geschrei, das es ausstieß, habe sie davon zurückgehalten. Hundertmal des Tags, wie sie bekannte, fühlte sie sich von dieser Mordlust zum Blutvergießen angereizt. Es läßt sich denken, daß man Anstalten traf, sich vor diesem unangenehmen Gelüste sicher zu stellen. So furchtbar kann der Nachahmungstrieb in den Menschen wirken; und vielleicht gibt Dieß den Schlüssel zu den vielen, sonst kaum erklärlichen Grausamkeiten in den Kreuzzügen, religiösen Verfolgungen und revolutionären Metzeleien. Außerdem kann die furchtbare Wirkung, deren dieser Instinkt fähig ist, zur Warnung dienen, wie gefährlich es ist, solchen Grausamkeiten eine allzu große Oeffentlichkeit zu geben." — Wenn der gelehrte Doctor hier so sehr die Oeffentlichkeit fürchtet, so dürfte wohl der größte Theil der menschlichen Geschichte unter Siegel gelegt werden dürfen.

*

Der Erfinder der eisernen Backöfen, mittelst denen man aus dem Dunste des Brodes Alkohol gewinnen kann, Herr Hicks, hat neuerdings eine andere sehr sinnreiche Maschine erfunden, um alle Arten von Fleisch durch brennbares Gas zu kochen oder zu braten. Das Fleisch wird an einen senkrecht stehenden Stachel gesteckt, um den unten ein metallener Ring läuft, gleich dem Oehrleuchter an einer argantischen Lampe; in diesem Ringe befinden sich nach auswärts Löcher, durch die das Gas in bestimmten Quantitäten ausströmt und angezündet wird, worauf man über das ganze einen kupfernen Kegel stürzt. Durch die Hitze, die von den innern Wänden desselben nach allen Seiten zurückgeworfen wird, bratet oder kocht nun das an dem Stachel befestigte Fleisch. Das abtropfende Fett wird in einem untergestellten Becken aufgefangen. Herr Hicks hatte eine Gesellschaft eingeladen, um von den Gerichten, die in seiner Gaskuche zubereitet waren, zu kosten. Eine Hammelskeule, ein großes Stück Rindsbraten, eine Taube und zwei Hühner wurden gebraten und vortrefflich befunden, wo nicht besser, als die auf gewöhnliche Art zubereiteten. Herr Hicks hat gefunden, daß die Feuerung seiner Maschine bei Weitem wohlfeiler komme, als die mit Kohlen; um zwölf oder vierzehn Pfund Fleisch zu braten, braucht man sechzehn Kubikfuß Gas, was 2¾ Penny kostet. In Städten, wo bereits Gasbeleuchtung eingeführt ist, wird durch diese neue Erfindung in der Kochkunst bald eine große Veränderung hervorgebracht werden. Da dort außerdem noch, wie in London, die Wohnungen von der Kompagnie durch Dampf geheizt und mit warmem Wasser versehen werden, so kann es mit der Zeit geschehen, daß die Kohlenfeuer auf den Herden und in Oefen ganz abkommen; wovon sich die englischen Blätter eine bedeutende Verbesserung der Atmosphäre von London versprechen, die bekanntlich durch den Verbrauch der Steinkohlen der Gesundheit, eben so wie den öffentlichen Gebäuden und Denkmälern sehr schädlich wird. Dieß könnte um so mehr der Fall seyn, als durch Witty's neuerfundene Oefen der Rauch von allen Werkstätten verbannt werden kann. Indeß bedarf die Kochmaschine des Herrn Hicks, dem Urtheile von Augenzeugen zufolge, noch mancher Verbesserung, bevor sie jene in England gebräuchlichen tragbaren Küchen verdrängen wird, in denen man mit einer Lampe oder für ein paar Pfennige Steinkohlen sich sein Mittagessen kochen kann.

*

Sir Thomas Lawrence, der Günstling von Königen und Königinnen, den man den Hofmaler der englischen Aristokratie nennen kann, war der Sohn eines armen Gastwirthes zu Devises in Wiltshire. Schon mit sechs Jahren verrieth er so auffallende Anlagen, daß sein Vater jedem Fremden, der im schwarzen Bären einkehrte, die außerordentlichen Gaben seines Wunderkindes nach Gebühr herauszustreichen pflegte. Im Jahre 1775 hielt Lord Kengon und seine Frau, die sich auf dem Wege nach Bath befanden, in dem schwarzen Bären von Devises an, und wollten eben ihre Rechnung bezahlen und abreisen, als der Wirth seiner Gewohnheit gemäß die wunderbare Geschicklichkeit seines Sohnes zu rühmen anfing. „Obgleich erst fünf Jahr alt, sagte er, kann er Sie mit überraschender Aehnlichkeit zeichnen, und Ihnen jede beliebige Stelle aus Miltons verlornem Paradiese versagen." Die vornehmen Reisenden, die nicht anders glaubten, als sey es bei dieser Geschichte auf ihre Börse abgesehen, suchten auf alle mögliche Weise des zudringlichen Wirthes und seines überlästigen Geschwätzes los zu werden, als das kleine Wunderkind auf einem Steckenpferde in die Stube galoppirt kam. Der überaus schöne und liebenswürdige Knabe nahm den Lord und seine Frau auf den ersten Blick so sehr für sich ein, daß die Lady einwilligte, sich von dem kleinen Künstler zeichnen zu lassen. Sobald man ihn bewegen konnte, sein Steckenpferd beiseite zu legen, machte er sich unverzüglich daran; Papier und Bleistift war sogleich bei der Hand, und der kleine Tom hatte in wenigen Augenblicken den Lord mit sprechender Aehnlichkeit gezeichnet. Man fragte ihn hierauf, ob er auch die Dame zeichnen könne, und er erwiderte: „O ja, nur muß sie ein wenig den Kopf bei Seite wenden, denn sie hat ein schiefes Gesicht;" was sich auch wirklich so verhielt, und dem Auge des jungen Künstlers nicht entgangen war. Das Porträt der Lady Kengon, fünf Zoll groß, war noch im Jahre 1799 vorhanden, und Kenner, die es gesehen, sagten, daß es der Schattirung nicht an Reinheit fehlte, und daß nur die Umrisse noch eine etwas ungeübte Hand verriethen.

*

In einem Schreiben aus Heiderabad wird gemeldet, daß ein armer Hindu neulich einen Diamanten gefunden, der elf Rupien wog, folglich den größten Edelstein dieser Art, den man kennt. Unbekannt mit dem Werthe seines Fundes zerschlug er ihn aus Neugier: das größte Stück der Trümmer wiegt sieben Rupien, und das Ganze wird zu einem Werthe von zwanzig Lak Rupien angeschlagen. Chundu Lall, der Wessir dieses Königreichs, hat diese Diamanten als Eigenthum des Nizam seines Herrn in Beschlag genommen; welchen Lohn der arme Finder erhalten hat, ist nicht bekannt geworden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 55. 24 Februar 1833.

Die Gesellschaft für Uebersetzungen orientalischer Schriftsteller.

(Dritter Artikel.)

Privat-Memoiren von Humajun Kaiser von Hindustan, geschrieben von seinem Leibschenken Dschuher, und übersetzt von Major Stewart. (London 1832. 4. 126. Pr. 10 Sch.

Dieses Werk ist ein neuer, und dankenswerther Beitrag zur Geschichte von Indien. Der Verfasser war ein treuer Diener seines Herrn, den er während seines Exils und seiner vielfältigen Unglücksfälle nie verließ, und dessen Leben er, nach dem Tode des Kaisers, als einen letzten Tribut seiner Ergebenheit, schrieb. Man kann nicht erwarten, daß ein Mann in seiner Lage eine tiefe Einsicht in die verwickelten politischen Zustände jener Zeit geben werde, und daß er die eigentlichen Gründe der Ereignisse, denen er beiwohnte, wissen und mittheilen werde; aber man konnte hoffen, daß eine Schrift dieser Art uns in das tägliche Leben des indischen Hofs einweihen, und daß sie eine Menge von charakteristischen Zügen des Privatcharakters des Kaisers und seiner Umgebungen enthalten werde, die für uns, bei der gegenwärtigen Tendenz der Geschichtschreibung, von nicht minderem Interesse sind, als politische Verhandlungen. Diese Hoffnung wird bis auf einen gewissen Grad, doch nicht so vollständig als man erwarten möchte, erfüllt. Humajun war der Sohn von Mohammed Baba, dem Eroberer von Hindustan, und folgte seinem Vater im Jahre 1530 auf dem Thron von Dehli nach. Er war nach Allem, was die Geschichte von ihm erzählt, ein gutmüthiger Mann, der vieles gehen ließ, wie es wollte, seine Ruhe und sein Vergnügen liebte, doch ohne ausschweifende Neigungen, und nicht ohne Muth und Entschlossenheit. Das Reich in einem Zustand, der eine festere Hand als die seinige erfordert hätte; der aufrührerische Geist seiner beiden Brüder, Kamran und Hindal, die Feindseligkeiten der Afghanen, welche den Norden von Indien überschwemmt hatten, und die Abneigung der indischen Bevölkerung gegen das neue mohammedanische Joch, zerrissen das Reich. Von der letzten Ursache, die ohne Zweifel die wirksamste war, erfahren wir wenig. Die mohammedanischen Schriftsteller verachten die indische Bevölkerung viel zu sehr, um von einem fortdauernden Widerstand zu sprechen, so lange er nicht zu großem Blutvergießen führt; aber den Vorwurf, den der König von Persien Thamasp, Humajun machte, daß er der Regierung unfähig sey, indem er sich von Bauern habe vertreiben lassen, beweist, daß der nationale Haß der beiden Racen von großem Einfluß auf die Ereignisse jener Zeit war. Humajun wurde von den Afghanen geschlagen, von seinen Brüdern verrathen und verlassen, und floh im Jahr 1542 nach Persien, um bei dem Schah Thamasp Hülfe zu suchen. Er litt auf seiner Flucht durch die Wüsten in Radschastan und in Kabul das äußerste Elend, war bisweilen genöthigt die Kaiserin, welche damals von Akbar dem Großen schwanger war, zu sich aufs Pferd zu nehmen, oder selbst auf einem Kamel zu reiten, um ihr sein Pferd überlassen zu können. Nach einer verlornen Schlacht war er von Allem entblößt, so daß er sich genöthigt sah, von einem alten Weib ein paar seidene Weiberhosen mitzunehmen, weil die seinigen so mit Blutklumpen gefüllt waren, daß er nicht mehr reiten konnte; er und sein Gefolge litten so von Durst, daß viele auf dem Wege umkamen, und der Kaiser mit dem Verfasser dieser Geschichte sich um das wenige Wasser, das in der Flasche war, stritt. Eines Tags kamen sie an einen Brunnen, nachdem sie 27 Stunden lang ohne zu trinken geritten waren; ein großer Theil der Gefolges war unterwegs liegen geblieben, und der Kaiser schickte seine Pferde mit Wasserschläuchen zurück, um die noch Lebenden zu tränken; er selbst ritt mit einem Wasserschlauch den Weg zurück und fand einen indischen Kaufmann, dem er große Summen schuldig war, an der Straße liegen; er bot ihm einen Trunk an, im Fall er ihm seine Schuld erlassen wolle, der sterbende Mann nahm den Tausch an, und trank aus dem Schlauch des Kaisers den theuersten Trunk, den er je gethan hatte. Der König von Persien nahm Humajun mit Ehren auf, doch ließ er ihn fühlen, daß er als ein Hülfsbedürftiger zu ihm komme, er drang in ihn, persische Kleidung anzunehmen, wozu sich der Kaiser höchst ungern entschloß, und zwang ihn von der Seite der Sunnis zu der der Schias überzutreten, und man sieht die Gefühle, welche den gefallenen Herrn von Hindustan unter diesen Umständen erfüllten, in verschiedenen Anekdoten, welche der Mundschenk erzählt; z. B. eines Tags hatte Humajun auf der Jagd eine seidene Börse, in welcher er kostbare Juwelen bei sich zu tragen pflegte, auf dem Grase liegen lassen; der Mundschenk bemerkte sie, nahm sie und

brachte sie seinem Herrn, der ihm antwortete: „Du hast wohl gethan sie zu bringen, denn ohne sie wäre ich diesen niedrig denkenden Persern völlig überlassen.“ Doch schickte ihn Thamasp am Ende unter vielen Ehrenbezeugungen mit 14,000 Mann Reiterei zurück, mit denen er anfing seine alte Besitzungen in Kabul wieder zu erobern. Bald sammelten sich seine Anhänger wieder um ihn, er schlug seinen Bruder Kamran, ließ ihn blenden, und eroberte nach und nach sein Reich wieder. Er starb im Jahre 1556 im Besitz seines väterlichen Reichs. — Das Buch enthält eine höchst ungenügende Geschichte der Regierung von Humajun, aber viele Züge, welche wir in den Historikern jener Periode nicht finden, und welche nur von einem Augenzeugen und Begleiter des Kaisers erzählt werden konnten, und ist daher der Bekanntmachung nicht unwürdig. Die Noten, welche der Uebersetzer zugefügt hat, sind meistens ohne Interesse, er hat früher einen Katalog der Bibliothek von Tippu Saib, eine Geschichte von Bengalen, und eine Uebersetzung des letzten Theils der Memoiren von Tamerlan herausgegeben. Es wäre sehr zu wünschen, daß er wenigstens einige Kapitel des Textes abgedruckt hätte, damit man beurtheilen könnte, inwiefern er dem Originale treu geblieben ist. Doch ist kein Grund vorhanden an der Genauigkeit seiner Uebersetzung zu zweifeln, er hat überall die Gedichte, die Citationen aus dem Koran, und die zufällig eingeschobenen Anekdoten aus den mohammedanischen Heiligenlegenden, ausgelassen, und wer den Mangel an Geschmack und Methode der späteren mohammedanischen Historiker, und ihre unleidliche Art die Erzählung mit Versen und Citationen zu unterbrechen, kennt, muß ihm Dank dafür wissen, daß er seine Uebersetzung nicht damit beschwert hat. Es ist zu hoffen, daß die Gesellschaft für Uebersetzungen orientalischer Schriftsteller, die angefangene Reihe von Biographien der Kaiser von Hindustan fortsetzen möge. Der nächste an der Reihe ist Akbar, über welchen es Materialien gibt, die im Verhältniß der Wichtigkeit seiner Regierung an Umfang und Interesse, die welche über seine Vorgänger existiren, weit übertreffen. Gladwin hat durch die Uebersetzung des Ayen Akberi dafür vorgearbeitet, aber mehr bleibt noch zu thun übrig, und es wäre nöthig, selbst das was Gladwin herausgegeben hat, wieder neu zu bearbeiten. Die Umstände der Gesellschaft sind glücklicherweise so, daß sich vieles von ihr hoffen läßt. —

Eine Wallfahrt zum heiligen Grabe.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag besuchte ich das griechische und armenische Kloster. Das erstere enthielt — wie man mir sagte — zweitausend, das letztere viertausend Pilgrime. Das armenische Kloster mit seiner Kirche und seinen Gärten ist unstreitig etwas wirklich Großartiges. Es ist eine kleine Stadt: und erinnerte mich, im Ganzen genommen, mit seinen Mauern und Thoren, Höfen und Buden, an die Citadelle einer wohlbefestigten flamändischen Stadt. Die Kirche würden selbst Augen, die an die Tempel Italiens gewöhnt sind, prachtvoll finden. Die Wände und Säulen sind ganz mit Porzellan bekleidet und steigen über einem, mit der herrlichsten Musivarbeit, die ich je sah, geschmückten Steinboden auf. Der Altar des heiligen Jakob, der auf der Stelle, wo er enthauptet worden seyn soll, steht, ist voll phantasiereicher Schönheit. Auf meinem Wege nach dem armenischen Kloster kam ich an dem Hause des Urias, an dem Teiche der Bathseba und dem Palaste Davids vorbei. In Jerusalem verstummt die Zweifelsucht. Jeder Fußbreit ist in der That heiliger Boden; es gibt nicht ein Haus, das nicht seine fromme Sage hätte, nicht einen Stein, an den sich nicht eine geweihte Erinnerung knüpfte, nicht eine Grotte oder Quelle, die nicht der Schauplatz einer heiligen Erzählung wäre. Pilatus Palast, das Haus des Kaiphas, die Grotte, in der Petrus, da er den Herrn verläugnet hatte, weinte, der Quell, an welchem der Erlöser zum erstenmale Marien begegnete — das sind nur einige von den denkwürdigen Orten, die das bewegte Gemüth bei jedem Schritte, den man in der heiligen Stadt thut, grüßen.

Der Thurm Davids, die Moschee Salomo's, und vor Allem das heilige Grab — Dieß sind die drei noch vorhandenen Gegenstände innerhalb der Ringmauern, die so mächtig den Pilger anziehen und fesseln. Der erste ist eine starke Veste, mit einem Graben umzogen — das Ganze vergleichungsweise aus neuerer, wahrscheinlich aus der Zeit der Kreuzzüge. In die Moschee Salomo's, oder richtiger gesagt Omar's, versuchte ich mir mit Lebensgefahr Eintritt zu verschaffen; wurde aber entdeckt, war im Nu von einem Haufen fanatischer Turbanträger umringt, und entkam nur mit Mühe; indessen sah ich genug, um mich zu überzeugen, daß eine genaue Besichtigung die Hauptzüge, die ich mir von seiner innern Bauart und Einrichtung, bei meinem Ueberblicke von dem Oelberge aus, entworfen hatte, nur bestätigt haben würde. Ein flüchtiger Blick hatte mich prachtvolle Höfe und leichte, hohe Thore, stattliche Treppenabsätze, lange Bogengänge und im Innern Gärten sehen lassen, wo Springbrunnen ihren flüssigen Silberstreif hoch über die dunkeln Cypressen emporspritzten.

Ehe ich indessen, am heiligen Grabe meine Wallfahrt vollendete, beschloß ich zuvor noch die „heiligen Stätten“ außerhalb der Stadtmauern näher zu beschauen. Vom alten Jerusalem oder von den alten Juden hat sich nichts mehr erhalten. Es gibt zwar einige Grabmäler, die man den asmonäischen *) Fürsten zuschreiben mag; allein alle die Denkmale David's und Salomo's und der langen Reihe ihrer Nachfolger sind durchaus verschwunden. Die Berge und Thäler um Jerusalem sind voll von Begräbnißhöhlen, Katakomben und Todtengrüften. Kommt man von dem Zion herab, so betritt man das Thal von Siloeh, das weiterhin, wo der Moriah und Oelberg es zu einer Schlucht verengen, den Namen Josaphat führt. Das Thal Josaphat war von jeher die Lieblingsbegräbnißstätte der Hebräer; und hier findet man, unter vielen andern Gräbern, zwei von beträchtlicher Größe, die, wiewohl offenbar von verdorbener griechischer Bauart, mit dem Namen der Gräber des Zacharias und des Absalon beehrt worden sind.

*) Asmonäer oder Hasmonäer — Erlauchte; so hießen die Makkabäer oder die Fürsten aus makkabäischem Stamme.

Zur Regenzeit füllt sich die Schlucht mit dem wilden Gewässer eines Bergbachs, der noch immer der Bach Kidron heißt, und dann die Grabsteine der Hebräer bespült, die so glücklich gewesen sind, eine Ruhestätte in dem Thale ihrer Väter zu erlangen. Der erhabene Siloah ist ein schmutziges Wässerchen; Stufen führen zu der überwölbten Quelle hinab, aus der er entspringt. Hier wurde nach der Tradition der Blinde wieder sehend, und noch bis auf den heutigen Tag herrscht, seltsam genug, der Glaube an die heilende Kraft seiner Wasser, und ruft an seinen Rand alle Araber aus der Umgegend, die an dem, in dieser Erdgegend nicht selten vorkommenden Augenübel leiden. Verläßt man die Gräber Zacharia's und Absalon's, so kommt man an das Grab der heiligen Jungfrau, der es nicht vergönnt war, in Jerusalem zu sterben, und deren Körper, wie die Legende erzählt, nach ihrem Tode von den Aposteln, wunderbarer Weise, hieher gebracht worden war. — Eine Grotte neben an ist der Schauplatz des „Todeskampfes und des blutigen Schweißes." Alle Glaubensparteien lesen Messe am Grabe der heiligen Jungfrau, das in der That ein von den Pilgern zu Andachtsübungen besonders gewählter und besuchter Ort ist. Weiterhin gelangt man an eine kleine Umfriedigung, die dem Pilger als der Blutacker, *) wo des Menschen Sohn mit einem Kusse verrathen wurde, genannt wird; und dann kommt der Felsen, auf welchem der Erlöser die Zerstörung des Tempels geweissagt haben soll.

(Schluß folgt.)

*) Oder vielmehr, nach Ev. Johannis, Cap. 18 V. 1, Blutgarten wenn hier nicht vielleicht, durch einen Irrthum des Verfassers, eigentlich der im Ev. Matthäi Cap. 27, V. 8 erwähnte, mit Juda's Verräthersold angekaufte Acker gemeint seyn soll.

Die Ausbrüche des Aetna und Vesuv im Jahre 1852.

(Hiezu das beiliegende Kärtchen.)

Bisher mußten wir uns auf das beschränken, was die „Cerere" von dem Ausbruche des Aetna gemeldet hatte, können aber jetzt ein Schreiben aus Catania vom 8 December 1852 des um die Naturgeschichte Siciliens so verdienten Dr. Carlo Gemmellaro mittheilen, in welchem alle Hauptumstände nicht nur des dießmaligen Ausbruchs, sondern auch des darauf gefolgten Erdbebens vollständig enthalten sind, und dem überdieß noch ein Kärtchen beigefügt ist, das den Lauf der drei Lavaströmungen deutlich zeigt.

„Den 31 Oktober 1852 um 21 Uhr (d. h. 2½ Stunden vor Sonnenuntergang) ließ sich, nach einigen merklichen Erschütterungen der ganzen waldigen Gegend des Berges, ein dumpfes Getöse vernehmen, der gewöhnliche Vorbote eines Ausbruchs. Als es Nacht geworden war, bemerkte man, daß am Fuße seines untersten Kegels der Vulkan sich gegen S. O. in einer Reihe von kleinen Löchern, aus welchen glühende Schlacken und Sand ausgeworfen wurden, geöffnet hatte, und daß ein kleiner Bach von Lava aus dem untersten derselben hervorströmte, welcher sich nach Osten in das Thal bei Bue wendete; aber nachdem er es erreicht, und kein neuer Zufluß erfolgte, nach 24 Stunden wieder erlosch. Eine andere Ausmündung eröffnete sich am 1 November auf der Serra bei Raseje, oberhalb des Gehölzes (Bosco) von Randazzo; aber auch aus dieser floß nur wenig Lava, die bald still stand, und diese Oeffnung war während mehrerer Tage der einzige rauchende Schlund. Dieß aber waren nur unbedeutende Vorspiele des großen Ausbruchs, welcher aus fünf Oeffnungen strömte, die sich in N. W. des Aetna oberhalb des Gehölzes von Bronte, beim Monte Lepre, und in der Gegend, die man Mandra di pittalanti nennt, gebildet hatten, gerade auf der Stelle des alten erloschenen Kraters des Ausbruchs von 1651, dessen Lava Bronte erreicht hatte. — Eine lange Spalte in dem Rücken des Berges, von dem untersten Kegel an bis zu der besagten Stelle, stieß einen dicken Rauch aus, und legte den unterirdischen Weg dieser Lava offen. Aus diesen fünf Oeffnungen auf dem Monte Lepre wurden nun unaufhörlich und in ungeheurer Menge Sand, Schlacken und glühende Steine in die Lüfte geschleudert, inmitten von riesenmäßigen Säulen von Dampf, feiner Asche und Sand, welche die Winde in alle Weltgegenden hintrieben, und die überall auf den Abhängen des Berges, und bis in Mascali, in Catania und in den Symethus niederfielen. Der Donner war ununterbrochen und die Erderschütterungen häufig, durch welche letztere alle Landhäuser auf fünf Miglien in die Runde beschädigt wurden.

„Indessen strömte die Lava, welche aus der untersten Oeffnung herauskam, zuerst gegen das Gehölze von Adrano; aber bald ihre Richtung ändernd, schritt sie gegen Norden durch einen Theil des Bosco di Maletta vor, von welchem sie einen großen Theil vernichtete. Nach drei Tagen aber wandte sie sich gegen Westen und gerade auf Bronte zu. Die Verheerung, die sie auf diesem ihrem Laufe anrichtete, ist unbeschreiblich, denn in einer Breite von einer Miglie lief sie fünf Miglien lang nicht nur das Gehölz, sondern auch die so fruchtbare Gegend della Musa zerstörend, welche den größten Theil der Besitzungen der Einwohner von Bronte ausmachte. Immer in dieser Richtung bleibend, und bis zum 15 November mit derselben Kraft vorschreitend, war die Furcht außerordentlich groß, daß sie am Ende diese Stadt von 15,000 Einwohnern begraben würde.

„Aber Dank der Vorsehung, ein so großes Unglück sollte nicht in Erfüllung gehen. Der Ausbruch ließ an seiner Quelle an Heftigkeit nach, und auch vorn auf seiner Fronte wurde die fortschreitende Bewegung langsamer, so daß am 22 November jede Besorgniß gänzlich verschwunden war. Doch kaum war der Ausbruch erloschen, als in der Nacht des 24 Novembers ein schreckliches Erdbeben den Flecken Nicolosi heimsuchte, wodurch fünf Häuser gänzlich einstürzten, und alle andern, so wie die Kirchen, sehr beschädigt wurden. Drei Kinder wurden von den eingefallenen Mauern erschlagen und zwei Frauen schwer verwundet. Ferner stürzten alle Mauern der Weinberge und sonstigen Befriedigungen gänzlich ein. Der Regen floß überdieß in Strömen, und vermehrte die Noth der armen Einwohner, welche vierzehn Tage lang in dichten Nebel eingehüllt von diesen Regengüssen gequält wurden. Zwei Tage darauf stürzte der Glockenthurm der Kathedrale des Fleckens St. Giovanni la Punta auf diese Kirche nieder, und zerstörte sie größtentheils durch seinen Fall. Auch haben die Ueberschwemmungen außerordentlichen Schaden auf den Feldern von Aci la Catena angerichtet, und den Lauf aller der Quellbäche, welche die Gartenkultur von Aci bewässerten, von ihrer Richtung abgelenkt. Kurz dieser unser Vulkan, kein „Kabinets-Vulkan" (Anspielung auf den Vesuv), hat dießesmal großen Schaden angerichtet, und Jupiter Pluvius, der ihn strafen wollte, hat auch von seiner Seite dazu beigetragen." *)

Was nun den Kabinets-Vulkan — um mit Dr. E. Gemmellaro zu sprechen — anbelangt, so hat er freilich nicht so gewüthet als der Aetna; auch hat die Lava keine Verheerungen angerichtet, ist doch aber zwischen Portici und Torre del Greco bis dicht an die Weinberge gedrungen. Die Lavaergießungen und Auswürfe dauerten vom Junius bis in den December, die heftigsten Ausbrüche waren vom 23 bis 28 Julius. Mit so großer Heftigkeit dieselben begannen, so schnell und plötzlich hörten sie auch in der letzten Hälfte des Decembers auf. Am 23 December war schon fast keine Lava mehr zu sehen, und am 24 war sie gänzlich verschwunden, so daß der letzte Ausbruch gerade eine Woche gedauert hatte. Am merkwürdigsten ist der kleine, mitten aus dem großen hervorragende Kegel, der sich während dieser Eruptionen bildete, immer mehr an Höhe und Umfang gewinnt, und vollkommen die Gestalt des großen, in dessen Mitte er sich erhob, angenommen hat, wodurch das Profil des Berges, wie es vor einigen Jahren war, jetzt ein ganz anderes geworden ist. (Vergleiche die beiliegende Abbildung.) So wie der große Kegel seine höchste Spitze, die Punta del Palo, nach Norden kehrt, eben so der

*) Zum bessern Verständniß dieser kurzen Nachricht ist hier ein Kärtchen von dem Laufe der Lava gegen Bronte hin beigelegt.

kleine. Beide haben die größte Ausbiegung in der Mitte, und bei beiden erhebt sich auch der südliche Rand wieder ein wenig.

Häufige und sehr heftige Gewitter im Norden des Vesuvs gingen den Ausbrüchen desselben voran, und dauerten während desselben fort. Sie waren von Hagel und elektrischen Meteoren begleitet, und brachten eine große Verminderung in der Temperatur hervor, dergestalt, daß wenn vor dem 25 Julius, wo der Ausbruch anfing, die Temperatur die höchste der entsprechenden Jahreszeit war, sie vom 25 bis 31 desselben Monats zur mittlern, ja zur niedrigsten herabsank. Vom 31 Julius an hörten die nördlichen Gewitter auf, und die Temperatur stieg wieder. Doch blieb die Atmosphäre um den Vesuv herum noch sehr finster. Vom 1 bis 4 August nahmen die Wolkenbildungen dort sehr zu, und die Massen derselben häuften sich auf den Spitzen der nahen Apenninen an. Da Dies auch bei dem Ausbruche von 1822 stattfand, und damals sehr starke Gewitter darauf folgten, so konnte man das Nämliche auch jetzt erwarten. Wirklich tobte in der Nacht vom 4 ein heftiges Gewitter, und die Anwohner des Vulkans sahen die Blitze beider sich vereinigen, und hörten den Donner derselben über und unter sich rollen. Jenen Stürmen und Gewittern im Norden waren auch bedeutende im Osten gefolgt, von welchen der große Orkan, der am 10 September in Otranto wüthete, durch die Zeitungen bekannt geworden ist.

Das zweite und dritte Heft des „Spettatore del Vesuvio" enthält einen umständlichen Bericht über die Ergebnisse dreier verschiedener Besuche des Vesuvs am 1, 9 und 16 August während seiner damaligen Ausbrüche. Die Beobachter näherten sich dem langsam fortgeschobenen Lavastrome so viel als möglich; denn schon bei zehn Fuß Entfernung stieg das Thermometer auf 87° R.; die Temperatur in freier Luft war um 1 Uhr Nachmittags 27°. Die Lava durchlief in 2 Stunden nur 6 Fuß. Nur der Kern der Masse in Fluß bewegte sich vorwärts, und schob die seinen Rücken und seine Seiten bedeckenden Schlacken mit sich fort, wodurch ein Geräusch entstand, als ob man Töpfe oder gläserne Gefäße zerbreche. Am 9 Abends traf man oben am Krater mit den beiden Naturforschern, Herrn Hoffmann und Escher, zusammen, und setzte nun gemeinschaftlich mit ihnen die Beobachtungen fort. Sie fanden den Boden des Kraters außerordentlich erhöht, und an den meisten Stellen schon die ganze Höhlung desselben ausgefüllt; und obgleich die Lava unten kochte, konnten sie doch auf der erkälteten sehr dünnen Kruste, wie auf dem Eise eines Flusses, ohne große Beschwerde stehen und gehen. Hier sahen sie nun zwei Ströme von Lava sich über die Ränder des Kegels ergießen. Der größere, 60 Fuß breit, floß nahe bei der Spitze von Torre Annunziata vorbei und sich am Abhange des Berges herunterwälzend, verlor er sich nach seinem Laufe von zwei Miglien in der Ebene delle Ginestre. Der Teig der glühenden Lava war weit zäher, als man sich eine in Fluß gerathene Masse, die sich fortbewegt, vorstellen möchte. Alles, was darauf geworfen wurde, so schwer es auch seyn mochte, machte nicht den geringsten Eindruck auf die Oberfläche, und schwamm darauf fort. Wollte man mit einem Eisen hinein dringen, so mußte man große Kraft anwenden, und wenn man es wieder herauszog, blieb die darin entstandene Vertiefung stundenlang unverändert. Was noch mehr die Zähheit dieser Masse bewies, war die Langsamkeit, womit sie, selbst an dem so steilen Abhange des Kegels, herunterfloß. Da, wo sie über den Rand des Kraters hervorkam, hatte sie sich durch die Schlacken gebohrt, in denen sie sich in Form eines runden Cylinders fortschob, ohne sich im mindesten auf die Seiten auszubreiten. Diese Erscheinung wird ohne Zweifel von der äußerst zähen und klebrigen Beschaffenheit der in Fluß gerathenen Materie hervorgebracht, so daß es in dieser Beziehung irrig ist, sich eine glühende Masse von großem Flusse zu denken, wie man gewöhnlich pflegt, da ihr wahrer Zustand mehr der einer zähen Klebrigkeit (viscosité) genannt werden muß. Der Rauch, der von der Lava ausging, eben so wie der aus dem Innern des Kraters aufsteigende, hatte keinen Geruch, und auch sonst nichts Unangenehmes an sich; dieser Umstand schien den Beobachtern eine besondere Berücksichtigung zu verdienen. Sie erstiegen nun die höchste Spitze des Berges, Punta del Palo genannt, wo sie mit einem Blicke das fürchterlich erhabene Schauspiel, welches sich zu ihren Füßen ausbreitete, übersehen konnten. Der innere Kegel war von der Spitze, auf welcher sie standen, 200 Fuß und drüber entfernt. Er hatte seit dem 8 Julius, also in 35 Tagen, sehr an Höhe zugenommen; doch war er noch ein wenig niedriger als jene. Noch mehr hatte er an Umfang gewonnen, so daß er den Anblick einer majestätischen Pyramide gewährte. Ein breiter Schlund hatte sich auf dem Gipfel derselben gebildet, gleichsam die Feuereſſe des Glühofens, welcher vor dem Ausbruche nicht da war. Es konnte dieser Schlund nichts Anderes seyn, als die trichterförmige Oeffnung, die vor einem Monat an der Basis des Kegels lag, die durch unaufhörlichen Auswurf einer großen Menge von Steinen u. s. w. nach und nach immer höher aufstieg, und durch diese ausgeworfenen Materien sich mit der Masse des Kegels vereinigend, einen einzigen Berg bildete, so daß diese Oeffnung jetzt oben auf der Spitze sich befand. Die Erscheinungen, die durch diesen Schlund zum Ausbruche kamen, waren folgende: Heftiges unterirdisches Getöse, wie der stärkste Donner, verkündigte die jedesmalige Eruption. Unmittelbar darauf entquollen dicke Rauchwolken dem Innern des Schlundes, und stiegen in die Luft. Ballen der weißesten Baumwolle ähnlich, oder auch bräunlichen Flocken in Säulen aufgethürmt. Diese Rauchsäule stieg senkrecht zu einer großen Höhe, worauf sie sich überallhin ausbreitete. Damals wurde sie vom Nordwinde wie eine mächtige Wolke bis nach dem Vorgebirge der Minerva hinübergetrieben. Gleichzeitig mit dem Aufsteigen der Rauchsäule erfolgte der Auswurf von Schlacken und glühenden Steinen, die, bevor sie aus dem Schlunde hervorkamen, die Wände desselben, und nachher den Stamm der wie ein Baum gestalteten Rauchsäule mit dem lebhaftesten Lichtglanze erleuchteten. Diese Steine wurden hoch in die Luft geschleudert, und breiteten sich nach oben immer mehr aus. Die in der Mitte des Haufens befindlichen stiegen senkrecht empor, und erreichten die größte Höhe; je weiter sie aber entfernt von der Mitte aufstiegen, und je gebogener folglich die Parabel war, die sie beschrieben, eine desto geringere Höhe erreichten sie, und fielen um den Kegel herum mit dem Geräusche eines heftigen Hagelschlages nieder. Um wenigstens annäherungsweise die Höhe kennen zu lernen, zu welcher diese glühenden Auswürfe in ihrer größten Erhebung gelangten, und in Ermanglung einer Sekundenuhr zählten sie die Pulsschläge ihres Führers, die stark und gleichmäßig waren, wodurch sie die Gewißheit erlangten, daß viele dieser ausgeworfenen Stoffe von einer gewissen Größe 12 bis 14 Pulsschläge Zeit zum Niederfallen brauchten; hieraus konnten sie berechnen, daß sie zu einer Höhe getrieben worden, die vielleicht der des Kegels, von seiner Basis an gerechnet, gleich kam. *)

Die vorerwähnten Eruptionen des innern Kegels folgten rasch auf einander. Das größte Intervall zwischen einer und der folgenden betrug nicht über eine Minute. Während derselben erschien keine eigentliche Flamme an der Mündung, noch erhob sich eine solche in die Luft; was man gewöhnlich für eine Flammensäule hält, ist nichts Anderes, als der helle Widerschein, den die glühenden Steine und Schlacken verursachen. Noch verdient bei dieser Gelegenheit angeführt zu werden, daß kein merkliches Anzeichen von Aschenregen vorhanden war, oder daß wenn Asche fiel, es nur höchst wenig, und nur dicht um den Kegel herum war.

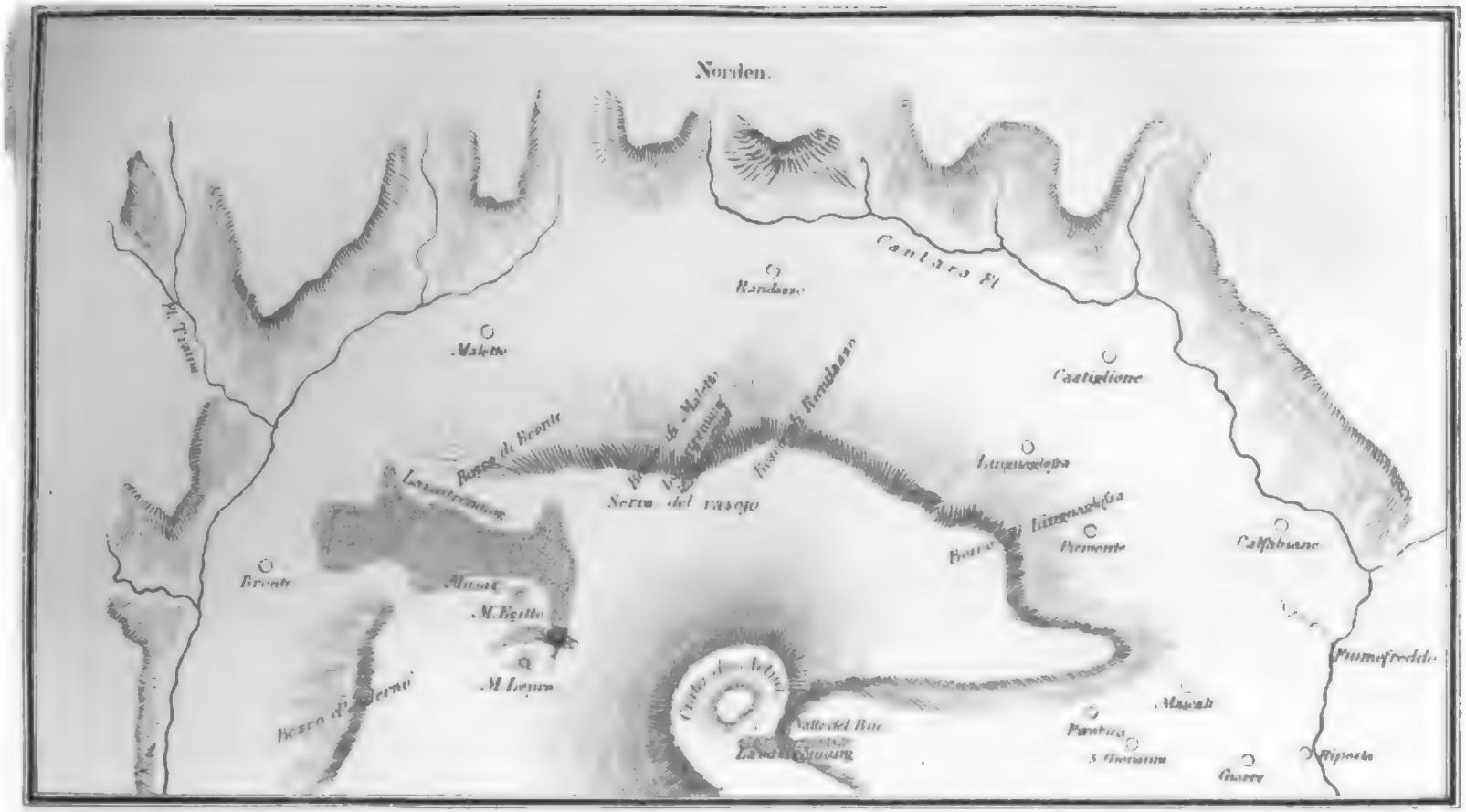
Die Besuche auf dem Krater des Vesuvs wurden am 14 August und 17 Oktober wiederholt. Am erstgenannten Tage fand man, daß der kleinere Krater, der fünf Tage vorher um 2 Fuß über den Rand erhoben war, jetzt schon über 10 Fuß darüber hervorragte. Auf der Lava wurden Versuche mit kleinen Stücken von Zink und Kupfer angestellt, um die Temperatur derselben annäherungsweise bestimmen zu können. Der Zink schmolz gleich, und 5 Minuten nachher verdunstete er, indem er mit einer schönen blaugrünen Farbe brannte. Das Kupfer schmolz in 5 Minuten, woraus der Schluß gezogen wurde, daß wenn die glühende Lava schon auf ihrer Oberfläche, die einem fortdauernden Verluste von Wärmestoff ausgesetzt ist, so schnell Zink verbrennen und Kupfer schmelzen kann, ihr Kern einen Temperaturgrad haben müsse, von dem man sich schwerlich einen Begriff machen kann.

Unter den gewöhnlichen ausgeworfenen Gegenständen bemerkte man einen neuen Stoff, oder wenigstens einen, der noch von keinem Schriftsteller unter den Produkten des Vesuvs erwähnt wurde: nämlich eine ganz besondere stalaktitische Substanz, in Cylindern, ⅛ bis 1½ Zoll lang und ⅛ Zoll breit.

*) Eine Zeit von 14 Sekunden soll eine Höhe von ungefähr 3000 Fuß voraus, welches mit Obigem so ziemlich übereinstimmt.
Anmerk. des Eins.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

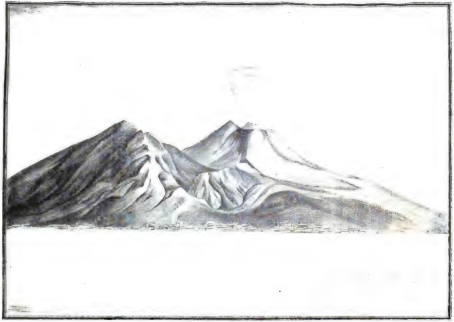
(Hiezu als Beilage ein Kärtchen des Aetna und die Abbildung des Vesuv.)



Lava Ausströmungen des Aetna.

Neue Formation des Kraters des Vesuv.

kleine. Beide ha
erhebt sich auch d
Häufige und
den Ausbrüchen i
Sie waren von
eine große Verm
wenn vor dem 2
die höchste der er
den Monats zur
an hörten die nö
Doch blieb die A
1 bis 4 August
derselben häuften
Dieß auch bei de
Gewitter darauf
Wirklich tobte in
wohner des Vulk
den Donner derse
Gewittern im N
welchen der groß
durch die Zeitung
Das zweite
einen umständlich
suche des Vesuvs
Ausbrüche. Die
Lavastrome so vi
stieg das Thermo
um 1 Uhr Nach
6 Fuß. Nur de
schob die seinen
fort, wodurch ei
Gefäße zerbreche.
beiden Naturforsc
setzte nun gemei
fanden den Bode
meisten Stellen s
gleich die Lava
dünnen Kruste, v
stehen und gehen.
die Ränder des
nahe bei der Spi
des Berges herur
Miglien in der G
weit zäher, als
bewegt, vorstellen
es auch seyn mo
fläche, und schwa
dringen, so mußt
herauszog, blieb
dert. Was noch
samkeit, womit
unterfloß. Da,
sie sich durch die
runden Cylinders
zubreiten. Diese
und klebrigen B
bracht, so daß es
von großem Flus
Zustand mehr be
muß. Der Rauc
Innern des Krat
nichts Unangeneh
besondere Berücks
Spitze des Berge
das fürchterlich
breitete, übersehe
welcher sie stande



Neue Formation des Kraters des Vesuv.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 56. 25 Februar 1833.

Gefängnißleben des Dichters Silvio Pellico.

Le mie Prigione. Memorie di Silvio Pellico da Saluzzo. Turin 1832.

Man erinnert sich der politischen Bewegungen, die in den Jahren 1820 und 1821 Italien von einem Ende bis zum andern erschütterten; man erinnert sich aber auch der traurigen Folgen, denen der mißlungene Versuch, einem zur Freiheit noch nicht mündigen Volke ein von fremder Herrschaft unabhängiges Vaterland zu schenken, begleitet war. Verbannungen, Verhaftungen, Hinrichtungen folgten, und schwer büßten viele hochherzig gesinnte Männer den schönen, aber vielleicht unbesonnenen Traum einer glücklicheren Zukunft ihrer Nation. Unter den vielen Opfern jener politischen Reaktion, der man nicht mehr und nicht minder Verfolgungseifer, Strenge und Uebereilung als allen andern Rückwirkungen dieser Art vorwerfen kann, befand sich auch der Dichter der „Francesca da Rimini," der „Ester d'Engaddi," der „Egidia d'Asti" und mehrerer anderer Trauerspiele, Silvio Pellico, der nach einem zehnjährigen Gefängnisse auf dem Spielberg, endlich die Freiheit erhielt und nun zu Turin die „Memoiren seines Gefängnißlebens" herausgab.

Zu Saluzzo in Piemont, in einer angesehenen Familie geboren, deren Verhältnisse, wie er selbst sagte, weder von Armuth noch von Reichthum gedrückt wurden, erhielt er von früher Jugend an eine vortreffliche Erziehung; brachte seine ersten Jugendjahre bei einem Verwandten in Lyon zu und ließ sich nach seiner Rückkehr in die Heimath mit seiner Familie in Mailand nieder, wo ihm sein liebenswürdiger Charakter und sein ausgezeichneter Geist bald viele Freunde erwarben. Mit aller Begeisterung einer glühenden Einbildungskraft und dem Feuer der Jugend ergab er sich der Dichtkunst und machte sich bald durch seine Arbeiten auf dem Felde der Literatur und namentlich durch ein Trauerspiel „Francesca da Rimini," rühmlich bekannt. Es wurde zu Mailand, wie in ganz Italien mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, da es in allen Herzen den Anklang theurer Erinnerungen und bittrer Schmerzen hervorrief. Schon bewegte damals alle jugendlichen Gemüther der Gedanke an die Einheit eines gemeinsamen Vaterlandes und an die unheilvollen inneren Zerwürfnisse, durch die es aus der Reihe selbstständiger Nationen verstoßen worden war, mit kühnen Hoffnungen.

Nach dem Sturze des Königreiches Italien verlegte Pellico's Vater seinen Aufenthalt nach Turin, während der Dichter in Mailand zurückblieb, wo er die Erziehung der Kinder des Grafen Porro Lambertenghi leitete, der später gleichfalls in die politischen Bewegungen jener Zeit verwickelt, aus seinem Vaterlande verbannt wurde. In diesem Hause hatte Pellico Gelegenheit, Alles was damals in Mailand durch Geist und Stellung ausgezeichnet war, die größten Namen des Auslandes, wie eine Frau von Stael, einen Schlegel, Davis, Byron, Hobhouse, Brougham und viele andere berühmte Personen von allen Parteien Europa's kennen zu lernen. In der Mitte dieser auserlesenen Vereinigung großer Geister fand Pellico das schönste Glück und die edelsten Genüsse und würde, wie er selbst sagt, sein Loos nicht mit dem eines Fürsten vertauscht haben. Unversehens wurde er aus diesem heitern Leben des schönsten geistigen Verkehres gerissen und ins Gefängniß geworfen. Am 30 Oktober des Jahres 1820 verhaftet und der Theilnahme oder des Mitwissens einer liberalen Verschwörung beschuldigt, mußte er in dem Kerker von Santa Marguerita in Mailand ein langes Verhör bestehen. Seine hartnäckige Weigerung, die gewünschten Eröffnungen zu machen, hatte zur Folge, daß man ihn nach Venedig bringen ließ, um in die Piombis, jene Bleidächer furchtbaren Angedenkens aus den Zeiten der Republik, geworfen zu werden.

Bevor wir hier den Faden seiner höchst merkwürdigen Mittheilungen auffassen, um den Dichter mit seinen eigenen Worten die Leiden und Begebenheiten seines Gefängnißlebens erzählen zu lassen, glauben wir zuvörderst dem milden und versöhnlichen Geiste, in welchem diese Memoiren abgefaßt sind, unsre Bewunderung nicht versagen zu dürfen. Nicht leicht wird Jemand verschuldete oder ungerechte Leiden erdulden, ohne daß seinem Gemüthe ein trübes Nachgefühl bliebe, das allen Ansichten des Dulders eine finstere Färbung mittheilt, oder in schmerzlicher Erbitterung sich ausspricht, so oft es durch eine Vergleichung des Lebensglückes Anderer mit dem eigenen verlornen angeregt wird. Auch fehlt es nicht an Beispielen, daß Solche, die unter gleichen Verhältnissen wie Silvio Pellico ihre Denkwürdigkeiten zu schreiben unternahmen, theils um Anschuldigungen von sich abzuwenden, theils für ihre Begebenheiten größere Theilnahme zu erregen, dieselben in das möglichst günstige Licht zu stellen

suchen, sollte es auch auf Kosten Anderer geschehen. Keine Spur von allem Diesen in Pellico's Denkwürdigkeiten; nirgends ein Vorwurf oder Ausfall, nirgends gehässige Andeutungen oder bittere Klagen. Man findet darin kein Wort über Politik und Parteien, oder auch nur über die Ursache seiner langen und schrecklichen Verfolgung. Es sind moralische und religiöse Studien eines Gefangenen über sich selbst. „Nicht um von mir zu reden, bemerkt der Verfasser in seiner Vorrede, schrieb ich meine Denkwürdigkeiten, sondern um den Unglücklichen Muth einzuflößen, indem ich ihnen meine erduldeten Leiden darlege und zeige, wie viel Trost man auch inmitten des furchtbarsten Unglückes finden kann; es geschah, um zu bezeugen, daß ich in der Reihe meiner langen und schweren Prüfungen die Menschheit nie so ungerecht, so aller Nachsicht unwürdig, so hartherzig und übelwollend fand, als man sie gewöhnlich zu schildern pflegt; es geschah, um edle Herzen zu ermuntern, viel zu lieben, und Niemand zu hassen, und nur unversöhnlichem Hasse zu weihen die Schlechtigkeit, die Treulosigkeit und alle Laster, die den Menschen entwürdigen; es geschah endlich, um eine wohl bekannte, aber oft vergessene Wahrheit zu wiederholen: daß Religion wie Philosophie dem Menschen einen kräftigen Willen und ein besonnenes Urtheil gebieten, ohne die es weder Gerechtigkeit, noch Würde, noch sichere Grundsätze gibt." Mit einer edlen Treuherzigkeit und Einfachheit schildert er seine Gemüthsbewegungen, seine Herzensbeängstigungen, seine inneren Kämpfe, seine Schwäche und sein Unterliegen, seine Erhebungen und seine Siege. In der Einsamkeit und Stille des Gefängnisses findet er Zeit, über sich selbst nachzudenken; und diese innerlichen Beschauungen erfüllen ihn mit neuer Kraft, wie das Auge sich durch eigene Betrachtung im Spiegel stärkt. In dem milden Lichte der Religion findet seine bekümmerte Seele eine reiche Quelle des Trostes, und dieses Licht bestrahlt alle seine Gedanken und Handlungen mit dem sanften Schimmer der Menschenliebe. Es war in der ersten Nacht seiner Gefangenschaft, wo sein Geist sich zu einer so edlen Erhebung aufraffte. „Ich will leben, sagte ich zu mir selbst, bemerkt der Verfasser, so lange man mir einen Hauch des Lebens gönnt; und will man ihn mir rauben, so werde ich es wie alle Kranken machen, wenn ihr letzter Augenblick sich naht: ich werde sterben. — Fortan befliß ich mich, über Nichts mehr zu klagen, und meiner Seele alle möglichen Freuden zu gewähren."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wallfahrt zum heiligen Grabe.

(Schluß.)

Durch eine Folgereihe von ähnlichen Schauplätzen, die man unmöglich aufzählen kann, obwohl ich vielleicht die Höhle des Verfassers der Klagelieder nicht unerwähnt lassen sollte, gelangte ich endlich an zwei der Hauptgegenstände meiner Nachforschungen, die Gräber der Propheten und die Gräber der Richter. Beides sind höhlenartige Austiefungen, mit kleinen gewölbten Blenden zur Aufnahme von Leichen, übrigens mit keiner Art von Malerei oder Bildhauerarbeit geziert. Die Gräber der Könige machen schon größere Ansprüche. Ein offener, gegen fünfzig Fuß breiter und ausnehmend tiefer Hof, ist aus dem Felsen gehauen. Eine Seite umläuft ein Säulengang, auf dessen Fries Blumen und Früchte in gutem syrisch-griechischem Style ausgemeißelt sind. Einen großen Haupteingang oder ein Hauptthor gibt es nicht, man kriecht eben durch eine kleine Oeffnung an der einen Seite in die Gräber. Man findet ein paar kleine Kammern mit Nischen, Blenden, und Sarkophagen, zum Theil in demselben reichen Style, wie der Fries, mit Steinzierrathen bedeckt. Dieß ist das bedeutendste Denkmal in Jerusalem; und Dr. Clarke, der sich bei den Gräbern des Zacharias und Absalons schon vor Erstaunen und Bewunderung nicht zu lassen wußte, hat denn auch die Gräber der Könige als eine der wunderbarsten Schöpfungen des Alterthums ausgeschrieen. Die Wahrheit ist indessen, daß Alles, was wir von Kunst in Jerusalem sehen, vom ärmlichsten und unscheinbarsten Gepräge ist, nirgends auch nur ein Gefühl für das Großartige und Schöne sich kund gibt, und keinen Augenblick neben den Wunderwerken eines benachbarten Landes Erwähnung verdient. Ohne natürlich hier von den Pyramiden von Memphis und den Obelisken von Heliopolis, den Tempeln von Karnac und den Palästen von Luxor, den riesigen Höhlentempeln von Ipsambul, dem sinnreichen Dendera und dem kunstfeinen Philoe zu sprechen, kann man wohl, ohne zu viel zu sagen, behaupten, daß sich in manchen ägyptischen Städten, für die der gesättigte Reisende kaum noch einen flüchtigen Blick übrig hat, erstaunenswerthere Denkmale finden, als in ganz Jerusalem zusammen; Reihen von gemalten Todtenkammern, die durch ihre Ausdehnung und Schönheit unendlich herrlicher ins Auge fallen und die Bewunderung fesseln, als die Gräber der Könige; und Ueberreste von Tempeln, an die mehr Zeit und Schätze verwendet worden sind, als an das ganze Thal Josaphat.

Doch nun zum heiligen Grabe selbst! — Im Herzen der Stadt erhebt sich, auf dem Boden der „Schädelstätte," mit schwerfälliger ärmlich verzierter Vorderseite, die zwei plumpe in ungleicher Entfernung von einander angebrachte Kuppeln von verschiedener Größe trägt, roh und geschmacklos aufgeführt und unregelmäßig angelegt, ein unscheinbares Gebäude. Ich will mich hier nicht in den langen und zu nichts führenden Streit über die wahre Stelle der Schädelstätte einlassen. Dr. Clarke *) behauptet, das alte Golgatha sey der neuere Zion und beschwert sich laut darüber, daß ja die Stelle, wo das Grab jetzt sich befindet, kein Berg sey. Die Verfechter der Aechtheit der jetzigen Lage antworten dagegen, der Berg sey eben abgetragen worden, um Platz für die Kirche zu gewinnen; ich aber möchte bescheidentlich fragen, wo denn geschrieben steht, daß die „Schädelstätte" überhaupt ein Berg gewesen sey. Der Vorhof der Kirche war gedrängt voll, von Verkäufern von Reliquien und Rosenkränzen. Das lärmende und schreiende Händlergeschlecht schien keineswegs durch die Heiligkeit des Orts und der Waaren, die es feil hielt,

*) Mehr über diesen berühmten Reisenden s. in der neuesten Auflage Konv. Lexicons, Bd. 2, S. 704 unter d. Art. Eduard Daniel Clarke.

zu einer geziemenden Stille sich stimmen lassen zu wollen. Mir fielen die Taubenverkäufer im Tempel ein. Die Kirche selbst ist geräumig und hat eine Kuppel, die einst von Sparrwerk aus Cedernholz und Marmorsäulen getragen worden seyn soll, allein die Verheerungen der Zeit, des Feuers und der Ungläubigen haben sie ihres früheren Glanzes beraubt. Um die Kirche her liegen die besondern Kapellen der verschiedenen Glaubensparteien, und eine zahllose Menge von Heiligthümern, Schreinen und „heiligen Plätzen." Die erfolgreiche Thätigkeit einer erfinderischen Einbildungskraft hat alle Orte, die durch die merkwürdigsten Ereignisse in dem Leben des Erlösers ihre Weihe erhielten, unter diesem heiligen Dache zu vereinigen gewußt; und mit kühner Verletzung der Einheit des Orts läßt man die bedeutsamsten Oertlichkeiten des Evangeliums in einer Reihenfolge an dem Reisenden und Pilger vorüberziehen. Diese Räume sind gedrängt voll von Pilgrimen, die knien und schauen, und auf der Brust das Kreuz schlagen und ihre Rosenkränze abbeten. Allüberall herrscht ein frommes Treiben und Regen; und wo man hin sieht, erblickt man die Brüder der verschiedenen Klöster, die es einander an inbrünstiger Andacht mit einem Eifer zuvorzuthun suchen, der bisweilen hitziger, als anständig ist.

Beinahe in dem Mittelpunkte der Heiligen-Grab-Kirche erhebt sich auf — wenn ich mich recht erinnere, verschiedenfarbigen Marmorsäulen, übrigens in Plan und Ausschmückung wohl das unscheinbarste Bauwerk in der Welt, eine kleine Kapelle. Betritt man diese Kapelle, so befindet man sich in einer, ungefähr drei Ellen ins Gevierte haltenden Zelle, die in den Felsen, über den die Kapelle errichtet ist, eingehauen und mit weißen Marmorfließen belegt ist. Ein großer Stein, derselbe, auf welchem der Engel gesessen seyn soll, als den beiden Marien von dem Himmelsboten die Auferstehung des Herrn verkündet wurde, füllt beinahe den ganzen Raum der Zelle. Auf der entgegengesetzten Seite dieser Felsenkammer befindet sich ein, ungefähr halb manneshoher Gang, durch den man, mühsam genug, in eine andere Zelle gelangt, die ebenfalls mit Marmor ausgelegt, ungefähr acht Fuß ins Gevierte hält, und fast ganz von einem Grabmal ausgefüllt ist, das gegen drei Fuß Höhe und die Gestalt eines Altars hat. Dieser Altar ist mit einem Schutzgatter umgeben; über ihm brennt immerfort vor einem kleinen Gemälde der Auferstehung eine Anzahl silberner Lampen, die mit ihrem dampfenden Lichte die Marmordecke der Zelle schmutzigbraun färben und eine unerträgliche Hitze in dem Heiligthum verbreiten. Ein ehrwürdiger Klosterbruder mit einem langen, wallenden Barte, der an Weiße den Marmor übertrifft, sitzt an dem Altare, vor dem zwei oder drei Pilgrime nur so viel Raum finden, um sich in Demuth niederwerfen zu können; und wenn sie nun knien, so macht der greise Bruder das Zeichen des Kreuzes mit Rosenwasser auf ihre Stirnen, und spricht dazu mit feierlicher Stimme: „Siehe hier das Grab deines Herrn und Erlösers, Jesus Christus, der für Deine Sünden in den Tod gegangen ist."

Der wandelnde Galgen.

(Aus den 1832 zu London erschienenen „Sketches of his Times, by Jonah Barrington.")

Unter den außergewöhnlichen Erscheinungen, welche in dem verhängnißvollen Jahre „acht und neunzig" auftauchten, gab es wohl, mit wenigen Ausnahmen, nicht leicht eine außergewöhnlichere, als Lieutenant H., allgemein damals unter dem Namen „des wandelnden Galgen" bekannt; was er auch dem Wort und der That nach war. Lieutenant H. war ein Offizier von der Linie, auf Halbsold. Sein Bruder war Einer der Kronanwälte — so eine stille, zitternde, weinsüchtige Art von Schreiber, dabei ein Hauptcorantenmann. Lieutenant H. maß ungefähr sechs Fuß zwei Zoll, war aber dabei in gehörigem Verhältnisse stark und breit. Er besaß eine große Körperkraft; allein von jener schlaffigen Art, der alle Rührigkeit abgeht. Er konnte ein Faß lüften, aber nicht über einen kleinen Bach springen; er hatte ein sanftes Aussehen und viele Höflichkeit in seinem Benehmen — durchaus nichts Anmaßendes oder gar Grimmiges. Ich kannte ihn gut, und würde ihn, seinem Gesichte nach, nie, auch nur entfernt, einer grausamen Handlung fähig gehalten haben; und doch war er ein so kaltblütiger und ungewöhnlicher Henkersknecht, wie man, glaube ich, kaum Einen unter den amerikanischen Wilden finden würde. *)

Was ihn zu der seltsamen Barbarei, die er übte, getrieben oder veranlaßt haben mag, ist mir fast ein Räthsel, es sey denn, daß sie von jenem angebornen Makel der Lust an Grausamkeiten herrührte, der den Menschen so häufig vor allen andern lebenden Geschöpfen in Fällen auszeichnet, wo er seine Macht durch nichts beschränkt sieht. Dieser Hang wurde in ihm wahrscheinlich noch durch die Straflosigkeit, welche das damals bestehende Martialgesetz gewährte, und durch jene lockenden Aussichten auf Beförderung verstärkt, in denen sich eifrige Parteimenschen beständig wiegen und — so oft getäuscht sehen.

Da zu jener Zeit die gewöhnlichen Gesetze außer Wirksamkeit gesetzt und die Gerichtshöfe geschlossen waren, so hatte man die „peinliche Frage" neuerdings ins Leben gerufen und in reichem Maße angewandt. Die dublíner Handelsbörse diente als Richtplatz; sogar bloß verdächtige Rebellen wurden tagtäglich hingeschlachtet, wie wenn sie durch die klarsten Beweise überführt gewesen wären; und Lieutenant H.'s Zeitvertreib, Leute, in deren Gesichtern er etwas von „Aufrührern" zu entdecken glaubte, auf seinem eigenen Rücken zu henken, gab — ich sage es mit tiefer Scham — Stoff zu Späßen, anstatt zur Bestrafung. Wofür er, zu andern Zeiten, als Mörder mit dem Tode gebüßt hätte, wurde damals als eine Darlegung von „Loyalität" betrachtet und belacht: — so, wie in Irland, ist wohl noch nie ein Martialgesetz mißbraucht oder seine Gräuel vertuscht worden. Als Soldat meinte der Lieutenant mit vollem Fug und Recht thun zu dürfen, was ihm gut dünkte, und seine Zeit bestens benutzen zu müssen, so lange das Kriegsgesetz im Flor war.

Eines Tages, als ihm eben so recht blutdürstig zu Muthe war, begegnete er zufällig einem verdächtig aussehenden Bauersmanne aus der Grafschaft Kildare, der sich — nach des Lieutenants Begriffen von rechtlichem Beweise — nicht genügend auszuweisen vermochte; da er zudem Niemand aufbringen konnte, der für ihn sich verbürgte, so mußte er natürlich — folgerte der Lieutenant ohne Weiteres — ein herumstreifender Rebell, und es ganz unzweifelhaft seyn, daß er an den Tod Sr. Allergnädigsten Majestät denke. **) Da nun sonst kein

---

*) Da seine Hinrichtungsart vollkommen neu und dabei erfinderisch war, so äußerte Curran, der bekannte geistreiche und freisinnige irische Parlamentsredner, Staatsmann und Patriot, einmal: „Der Lieutenant hätte sich ein Patent aufs wohlfeile Strangulíren geben lassen sollen."

Der Verf.

**) Da der Lieutenant seinem Bruder, dem Kronanwalte, dann und wann die Anklagen wegen Hochverraths (the hight treason indictments) aushülfsweise abgeschrieben, und darin gefunden hatte, daß — an den Tod eines Königs nur zu denken (imagining the death of a king) schon mit dem Leben bestraft wurde, so war er ganz natürlich des Dafürhaltens, daß ihn zu wünschen, ja zweimal so arg, als ihn sich zu denken sey. Vor ein paar Jahren setzte ein Tischler in Charing-Cross (London) auf

Gerichtshof zur Hand war, so hielt er sich für befugt, den Mann nach seinem Gutdünken zu richten; er verurtheilte ihn demnach, nach einem kurzen Verhöre zum Tode, und schickte sich, ohne weitere Umstände, an, seinen Spruch unverzüglich zu vollziehen.

Um indessen gegen den Lieutenant gerecht zu seyn, muß man gestehen, daß seine Methode bei Weitem nicht so ekelhaft und schmerzvoll war, wie die vom Großsultan beliebte, der bisweilen die Feierlichkeit in drei Akten aufführen und dem armen Sünder zwischen den beiden ersten einen Trunk Quellwasser zur Erfrischung geben läßt; auch war sie immer noch nicht so hart, als vor Zeiten das Verbrennen der alten Weiber wegen Hexerei. Der wandelnde Galgen war in der That eine durch ihre Neuheit und Einfachheit ausgezeichnete Erfindung. Der Lieutenant sah keinen Grund, weßhalb seine große Gestalt und seine breiten und starken Schultern im Nothfalle nicht eben so gut Sr. Majestät Dienst entsprechen sollten, als zwei Pfosten und ein Querbalken (das bei solchen Gelegenheiten herkömmlichere und gesetzlichere Instrument); und eben so wenig sah er einen vernünftigen Grund, warum nicht, wenn nicht gerade ein Strick zur Hand war, sein eigenes seidenes Halstuch (das ja weicher als ein gewöhnlicher Hängestrick war, und schon darum weniger „weh that") ein weit barmherzigeres Würgeband seyn sollte, als irgend ein von jedwedem Meister Hämmerling in den drei vereinigten Königreichen angewendetes.

Im Verfolge dieser wohlmeinenden Absichten schlug denn der Lieutenant vor allen Dingen den vermuthlichen Rebellen aus der Grafschaft Kildare zuerst zu Boden, was bei dem Gewichte von Saft und Kraft in seiner Faust kein schwieriges Vollbringen war. Seine Strumpfbänder mußten dann zu Handschellen herhalten, und mit Hülfe eines vierschrötigen Adjutanten — ein solcher begleitete ihn immer — knebelte er nun sein Opfer an Händen und Füßen, und rieth ihm dann gar eindringlich, für den König Georg zu beten, indem er ihm bemerklich machte, daß alles Beten für seine eigene verfluchte „papistische Seele" nur verlorne Zeit seyn würde, da sein Schicksal in jeder Welt — und wären ihrer tausend — in alle Ewigkeit schon entschieden sey, weil er an den Tod eines so guten Herrn und Königs gedacht habe. Während dieser Ermahnung drehte der Lieutenant sein langes Halstuch so zusammen, daß es einen recht hübschen tüchtigen Strick gab, schlang es dann kunstgerecht um den Hals des Rebellen, band es hier mit einer doppelten Schleife fest, zog die Enden über seine eigenen Schultern herüber, riß nun, während der Adjutant die Fersen des Rebellen hielt, bis er ihn in der gehörigen „bequemen Position" spürte, mit einem gewaltigen Griff des armen Teufels Kopf so hoch bis zu seinem — Backe an Backe — herauf, und begann dann mit seiner Last wie ein stoßender Karrengaul herumzutraben, — während jetzt der Rebell würgte und schnaufte, bis ihm Sinn und Sorge um die sublunarischen Dinge verging; worauf ihm der Lieutenant noch einen Genickfang gab, eben nur, um sicher zu gehen, daß der Verbrecher wirklich todt sey, und dann seine Last zu Boden warf, deren persönliche oder fahrende Habe der Aide-de-camp als ein Vermächtniß sich zueignete. Diese Prozedur war denn gewiß recht dienstfertig und sinnreich; und doch hätte es die undankbare Regierung — wie mich der damalige Sekretär Cook versicherte — lieber gesehen, wenn die Hinrichtung, nach den alten Rechtsfeierlichkeiten, mit drei Holzbalken und einem Hanfstricke stattgefunden hätte.

Doch im Ernst, die Geschichte, so unglaublich sie lautet, ist eine landkundige Thatsache; wie denn der Lieutenant ein paar Abende nachher wirklich den Spitznamen, der dieser Skizze als Ueberschrift vorangestellt ist, erhielt, und zwar zunächst von den Witzbolden der obersten Galerie des Crow-Street-Theaters in Dublin — ihn aber auch bis zu seinem Tode behielt.

Die eben berichtete Hinrichtung im Trabe, die mir ein Augenzeuge mit vieler Laune erzählte, fand in dem Kasernenhofe zu Kerry-House, Stephans-Green, statt. Der Gehängte war übrigens, so viel ich weiß, zufälligerweise wirklich ein Rebell.

---

seinen Schild: „Sr. Majestät patentirter Sargmacher" (Patent coffin-maker to His Majesty); wiewohl man nun darin nicht gleich eine „böse liche Absicht" fand, so hielt man es immerhin für eine sehr unschickliche Art, „an des Königs Tod zu denken" (a very improper mode of imagining the king's death), und der Schild mußte abgenommen werden. Lieutenant D. würde „den patentirten Sargmacher" in Irland ganz sicherlich gehängt haben. Der Verf.

Vermischte Nachrichten.

Vor Kurzem hatte sich eine Anzahl von Gelehrten und Baukünstlern zu Rotherhithe, in der Nähe des Themse-Tunnels, versammelt, um den Versuchen mit zwei halben Brückenbögen beizuwohnen, die kürzlich nach einem neuen Plane des Herrn Brunel erbaut worden waren. Der Zweck dieses genialen Baumeisters war, zu beweisen, daß Bögen vom größten Durchmesser der steinernen und selbst der eisernen Brücken, auch aus Backsteinen oder Abbruchsteinen ausgeführt werden können, ohne daß man nöthig habe, während des Baues die gewöhnlichen hölzernen Gerüste zu Unterstützung des Gewölbes anzuwenden, und daß man dieses letztere selbst vor Einsetzung des Schlußsteins ohne alle Stütze lassen könne. Das von Herrn Brunel aufgestellte Modell ist von natürlicher Größe, und besteht in zwei Halbbögen, die von dem nämlichen Pfeiler auslaufen. Der eine bildet die Hälfte eines Bogens von hundert und der andere eines Bogens von achtzig Fuß; die Dicke des Baues hält vier Fuß. Nach der Festigkeit dieser gemauerten Vorsprünge zu schließen, läßt sich nicht zweifeln, daß dieses System, selbst ohne die Stärke des von Brunel zu seinem halben Bogen von hundert Fuß verwendeten Materials zu vermehren, auch auf Bögen von hundert und fünfzig Fuß anwendbar sey. Jedes dieser halben Gewölbe scheint in der That einzig durch das Gegengewicht des andern ihm entgegengesetzten gehalten zu werden, wie ein Mensch, der die Arme ausstreckt, ohne daß der eine, der eine schwerere Last trägt als der andere, dem Körper die mindeste Neigung mittheilt. Um Durchschnitte des einen der Halbbögen ließ Herr Brunel ein Gewicht von 26,000 Pfund aufhängen. Diese Last, an der äußersten Spitze des von dem auslaufenden Bogen gebildeten Vorsprungs befestigt, lastet auf dem Mauerwerk weit schwerer als ein auf den Mittelpunkt des fertigen Bogens gestelltes Gewicht von 24,000 Kilogrammen, weil dann diese Last sich auf beide Pfeiler vertheilen und auf das Material als zermalmende Kraft wirken würde, wogegen bei dem vorliegenden Versuche das Mauerwerk einer losreißenden Kraft zu widerstehen hatte, die bei dieser Bauart die nachtheiligste ist. Die von Brunel erfundene Bereitungsart des Mörtels, die ihn bei Ausführung eines so gewagten Unternehmens besonders unterstützte, besteht darin, daß dem römischen Kitt, dessen er sich beim Bau des Tunnels bediente, nach einer Zubereitung, die seine bindende Kraft nicht schwächt, dünne eiserne Streifen, Eisendraht und sogar Hanf oder andere faserige Substanzen beigemischt werden. Nach diesem Systeme wäre die Ersparung bei dieser Bauweise von der Art, daß die etwaige Mehrausgabe für den Mörtel den Kosten für die bisher gewöhnlichen Gerüste bei Weitem nicht gleichkommt. Brunel hat eine Menge von Bauten angegeben, bei denen diese bewundernswürdige Entdeckung angewendet werden kann. Die Personen, welche diesen Versuchen beiwohnten, besuchten hierauf den Tunnel unter der Themse. Dieses schöne Werk gewinnt durch die Zeit immer mehr an Festigkeit und Dauer. Die Durchsickerungen sind so unbedeutend, daß die Dampfmaschine täglich nur eine Stunde zu arbeiten hat, um den Wasserbehälter zu leeren. Man hofft, daß die Regierung die zu Vollendung dieses denkwürdigen Baues noch fehlenden Fonds bewilligen wird.

*

Die Herren Salmon und Payen haben eine für die öffentliche Gesundheit höchst wichtige Erfindung gemacht; dieselbe besteht in einem alle schädlichen Stoffe und Ausdünstungen verzehrenden Pulver, durch das man die fauligsten Materien augenblicklich geruchlos machen und in einen Dünger verwandeln kann, der sich ohne die geringste Unannehmlichkeit für die Geruchsorgane überall hin verführen läßt. Die Erfinder haben jüngst in Gegenwart mehrerer Mitglieder der französischen Akademie, der ackerbauenden Gesellschaft und angesehener Agronomen Versuche angestellt, die zu allgemeiner Befriedigung ausfielen. Eine Kufe mit Unrath aus Senkgruben gefüllt, wurde in einem Augenblicke desinfizirt, und der feinste Geruch konnte einige Minuten nach der Operation nicht das Mindeste mehr von den frühern widerlichen Ausdünstungen verspüren. Ein Gleiches geschah mit thierischen Stoffen, die sich in übriger Fäulniß befanden, und gleichfalls in wenigen Augenblicken geruchlos gemacht wurden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 57. 26 Februar 1833.

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung v. S. 111.)

Bei dem erobernden Einbruche der mohammedanischen Fürsten von Ghisni fielen mit einem Male drei der großen hindustanischen Monarchien: Dehli, Kamusch und Anhulwara. Der Radschputenstaat Mewar allein hielt sich in diesem Sturme, und seine Hauptstadt Dschitor bewahrte noch ein Jahrhundert lang seine Unabhängigkeit unter eingebornen Herrschern. Doch sie schien nur so lange verschont geblieben zu seyn, um einem desto furchtbareren Schicksal zu unterliegen. Der unmündige Rana, Lakumsi, saß unter Vormundschaft seines Oheimes Bihmsi auf dem Throne von Dschitor, als Alla-o-din der Kaiser von Patan mit seinen zahllosen Schaaren Mewar überströmte. Doch es war nicht bloße Eroberungslust, die ihn zu diesem Kriegszuge trieb, sondern wie Agramant vor Albracca, um sich Angelica zu gewinnen, erschien er vor Dschitor, um die schönste Frau ihres Geschlechtes zu erobern. Die Angelica von Dschitor war die Gemahlin des Reichsverwesers Bihmsi, Pudmani genannt, ein Name, der nur der unvergleichlichsten Schönheit beigelegt wird, und durch die Sage wie durch die Gesänge der Barden der Nachwelt aufbewahrt worden ist. Alla-o-din war bereit seine Eroberung um den Preis der schönen Pudmani aufzugeben und Mewar zu verlassen, mußte jedoch nach einer langen und fruchtlosen Belagerung sich damit zufrieden stellen, das Bild der wundervollen Frau in einem Spiegel gesehen zu haben.

„Im Vertrauen auf das Wort der Radschputen war er zu diesem Ende, mit geringem Gefolge, nach Dschitor gekommen und kehrte, nachdem sein Wunsch befriedigt, wieder in sein Lager zurück. Bihmsi, der sich von dem Kaiser im Vertrauen auf Manneswort nicht übertreffen lassen wollte, begleitete ihn bis an den Fuß der Festung, wobei es Alla-o-din nicht an den schmeichelhaftesten Entschuldigungen über die Ungelegenheit, die er verursache, fehlen ließ. Der arglose Hindu folgte so seinem Feinde in voller Zuversicht, als er sich auf Einmal von einem Hinterhalt umringt sah, der ihn gefangen nahm, und mit ihm in das tatarische Lager davon eilte. Die Auslieferung Pudmani's wurde als Preis seiner Freiheit gefordert.

„Verzweiflung herrschte in Dschitor, als dieses traurige Ereigniß kund wurde; man berathschlagte, ob man sie für den Helden von Dschitor ausliefern solle und Pudmani darüber befragt, gab ihre Einwilligung. Insgeheim aber hatte sie sich vorbereitet, ihre Ehre um jeden Preis zu bewahren, und zwei Häuptlinge ihres Klans, ihren Oheim Gorah und seinen Neffen Badul zu Rathe gezogen, die mit einander einen Plan entwarfen, ihren Fürsten zu retten, ohne das Leben oder die Ehre der schönen Frau auf das Spiel zu setzen. Man ließ Alla-o-din wissen, daß an dem Tage, wo er sich aus seinen Laufgräben zurückziehen würde, die schöne Pudmani ihm zugesendet werden solle; jedoch nicht ohne ein ihrer Würde und Hoheit angemessenes Gepränge, wobei sie nicht bloß von ihren Frauen und Dienerinnen, die ihr nach Dehli folgen sollten, sondern auch von vielen andern Weibern, die ihr zum Abschiede das Geleite geben wollten, begleitet seyn würde. Von Seite des Kaisers sollten übrigens strenge Befehle gegeben werden, daß nicht durch ungebührliche Neugier die den Frauen vorgeschriebene Geheimhaltung verletzt werde. Am bestimmten Tage zogen aus den Thoren von Dschitor nicht weniger als siebenhundert Sänften nach dem kaiserlichen Lager. In jeder saß einer der tapfersten Vertheidiger von Dschitor, der von sechs als Sänftenträger verkleideten Kriegern getragen wurde. Sie erreichten das Lager. Die Zelte des Kaisers waren mit Kanats (Wände von Tuch) umschlossen; hier wurden die Sänften niedergestellt, und dem Hindufürsten und seiner Gemahlin, von der er sich nun trennen sollte, eine halbe Stunde zum Abschiede vergönnt. Statt dessen setzten sie Bihmsi in eine der Sänften, und eilten mit ihm nach der Stadt zurück, während die größere Zahl, die vermeintlichen Frauen, welche Pudmani nach Dehli begleiten sollten, zurückblieben. Alla-o-din, der keineswegs im Sinne hatte, die Uebereinkunft zu halten, und Bihmsi frei zu lassen, außerdem auch über die lange Dauer der Zusammenkunft eifersüchtig und entrüstet, fand nun statt des gefangenen Fürsten und seiner Gemahlin die siebenhundert Krieger, die in den Sänften ins Lager getragen worden waren. Während Alla Anstalten traf, die Flüchtlinge zu verfolgen, entspann sich ein Kampf mit den Kriegern aus Dschitor, welche die Flucht ihres Herrn zu decken übernommen hatten und bis auf den letzten Mann dafür ihr Leben opferten. Für Bihmsi war inzwischen ein schnelles Roß in Bereitschaft gehalten worden, auf dem er glücklich die Stadt erreichte. Die ausgesuchtesten Krieger von Dschitor machten nun einen Ausfall,

an ihrer Spitze Gorah und Badul; alle von der kühnsten Begeisterung für die Befreiung ihres Herrn und die Ehre ihrer Königin entflammt, weihten sie sich mit hochherziger Todesverachtung dem Untergang. Nur wenige von der Blüthe Mewar's kehrten von dem Schlachtfelde zurück; allein auch Alla-o-din's Reihen hatte das tapfere Schwert der Radschputen gelichtet und er sah sich genöthigt, wenigstens für jetzt, die weitere Belagerung von Dschitor aufzugeben. Unter den Radschputen, die nicht unter dem Säbel der Tataren gefallen waren, befand sich auch Badul; obgleich nur ein Knabe von zwölf Jahren, versprachen sich doch seine Landsleute schon von ihm Wunder von Tapferkeit: zwar verwundet, gelang es ihm dennoch Dschitor zu erreichen; hier rief ihn seines Oheimes Gemahlin, die schon den Holzstoß in Bereitschaft hielt, in dessen Flammen sie dem geliebten Gatten folgen wollte. Die todesmuthige Frau wollte erst Bericht haben, wie ihr Herr sich benommen. „Er war der Schnitter des Schlachtherbstes, war die Antwort des jungen Badul; ich folgte seinen Fußtapfen wie der demüthige Aehrensammler seines Schwertes. Auf das blutüberronnene Ehrenbett des Schlachtfeldes breitete er einen Teppich von Erschlagenen; ein Barbarenfürst ist der Polster seines Hauptes und er liegt und schläft von Feinden umlagert." — Und noch einmal fragte die Gattin Gorah's: „Sage mir Badul, wie starb mein Piar (Geliebter)?" — „O Mutter, wie soll ich Dir seine Thaten noch weiter beschreiben, da er keinen Feind übrig ließ, ihn zu fürchten, oder zu bewundern!" Sie lächelte dem Knaben ein Lebewohl zu und indem sie ausrief: „Mein Herr wird meine Zögerung entschuldigen" — sprang sie freudig in die Flammen."

(Fortsetzung folgt.)

Gefängnißleben des Dichters Silvio Pellico.

(Fortsetzung.)

Sein Dichtergemüth, durch diese Erhebung stark und frisch erhalten, findet noch innern Reichthum genug, selbst den schrecklichsten Gefängnissen der Piombi einigen Reiz zu leihen. „Die Sonne ging unter," sagt er an einer Stelle seiner Memoiren, „es war die Stunde meines Gebetes. O wie fühlte ich Gott so ganz in diesem Augenblicke! Wie dankte ich ihm, daß er mir täglich neue Freuden schenkte und die Kraft meines Geistes und meines Herzens nicht unterliegen ließ! In welchen lebhaften Farben malten sich meiner Erinnerung alle Gaben, die ich ihm dankte, vor. Ich stand an mein Fenster gelehnt, die Arme zwischen den Gitterstangen, die Hände gefaltet. Die Kirche des heil. Markus lag unter mir. Eine zahllose Menge von Tauben, glücklich im Genusse ihrer Freiheit, koste, schwirrte, nistete unter diesem Bleidache. Der prachtvollste Himmel breitete sich vor mir aus in unabsehbare Ferne; ich hatte den ganzen Theil von Venedig vor Augen, den man von meinem Gefängnisse aus überschauen kann. Ein ferner Schall menschlicher Stimmen drang zu meinen Ohren. In diesem traurigen, aber großartigen Orte unterhielt ich mich mit Dem, der allein mich sah; ich empfahl ihm meinen Vater, meine Mutter und alle Menschen, die mir theuer waren. Er schien mich zu hören, mir zu antworten: Vertraue auf meine Güte — und ich rief: Ja, ich vertraue ihr. Und mein Gebet war geendigt, ich war voll der sanftesten Rührung, ermuthigt und fühlte kaum die Peinigungen der Fliegen und Insekten, die mich unter den heißen Bleidächern fast verzehrten."

Man kann diese und ähnliche Stellen der Denkwürdigkeiten des Dichters nicht lesen, ohne lebhaft an Benvenuto Cellini erinnert zu werden, der in einer gleichen Lage in dieselbe mystische Geistesrichtung, wie Silvio Pellico gerieth. Diese Aehnlichkeit tritt um so schärfer bei einer Stelle der vorliegenden Memoiren hervor, wo der Dichter wie durch eine höhere Hand von Selbstmord abgehalten wurde, und die der Leser weiter unten finden wird. Auch Benvenuto Cellini hatte den Entschluß gefaßt, mittelst einer künstlich geschaffenen Falle, sich das Leben zu rauben, und fühlte sich in dem Augenblicke, wo er sein Vorhaben ausführen wollte, von unsichtbarer Macht zurückgehalten. Die Gesichte, mit denen sich der Künstler in der Nacht seines schaudervollen Gefängnisses begnadigt glaubte, sind von der mystischen Seelenruhe, in die Pellico's Gemüth versank, nur durch das Gepräge verschieden, das beiden durch den verschiedenen Geist der Jahrhunderte, in denen sie lebten, aufgedrückt wurde. Benvenuto Cellini wird in seiner äußersten Noth durch eine förmliche Offenbarung gestärkt, Pellico durch die Lehren der Philosophie, die im Lichtgewande der Religion erscheinen. Man darf dabei nicht außer Acht lassen, daß der Eine Künstler, der Andere Dichter ist, und bei beiden die Imagination eine vorherrschende Seelenthätigkeit behauptet.

Unter den Bleidächern von Venedig schmachteten in abgesonderten, aber aneinander stoßenden Gefängnißzellen noch mehrere Landsleute des Dichters, die mit ihm die gleiche Schuld, liberalen Ideen gehuldigt zu haben, durch gleiche Peinigung büßten. Merkwürdig sind in dieser Beziehung die von ihm erwähnten Wirkungen, die nach den verschiedenen Gemüthsbeschaffenheiten der Gefangenen die Einsamkeit eines so schrecklichen Gefängnißlebens auf sie hervorbrachte. Die Einen zehrten langsam ab und starben an hitzigen oder langsamen Fiebern dahin; Andere wurden von Raserei oder stillem Wahnsinn befallen, wovon nur wenige genasen, und unter diesen Silvio Pellico selbst. In diesem Gefängniß hatte er auch Gelegenheit, mit dem sogenannten Grafen von der Normandie, dem vorgeblichen Sohne Ludwigs XVI, bekannt zu werden, mit dem er sich in Augenblicken, wo sie nicht von den Gefängnißwärtern belauscht wurden, durch die Gitterstäbe ihres Kerkers unterhielt. Obwohl Pellico zugibt, daß dieser unglückliche Mann die unverkennbare Familienähnlichkeit der Bourbonen an sich trug; so konnte er sich doch erheblicher Zweifel über die Wahrheit seiner Aussagen nicht erwehren, hatte aber in seiner damaligen Lage mit dem Schicksale des Gefangenen so viel Mitleid, daß er dessen Behauptungen nicht geradezu widersprechen wollte. Der vorgebliche Dauphin beschwerte sich bitterlich über die Usurpation seines Oheimes und auf die Frage Pellico's, warum er seine Ansprüche nicht zur Zeit der Restauration geltend gemacht habe, erwiderte der Gefangene mit folgenden Worten:

„Ich wurde damals von einer gefährlichen Krankheit verhindert, Bologna zu verlassen. Allein sobald ich mich besser fühlte, eilte ich nach Paris. Ich ließ mich den verbündeten Monarchen vorstellen; allein es war zu spät. Der gute Prinz von Condé erkannte und empfing mich mit offenen Armen; allein seine Freundschaft blieb für mich ohne Erfolg. Als ich eines Abends durch eine entlegene Straße ging, wurde ich meuchlings angefallen und entkam nur mit großer Mühe. Nachdem ich die Normandie durchwandert hatte, kehrte ich nach Italien zurück und hielt mich einige Zeit in Modena auf. Von hier aus schrieb ich an die verbündeten Mächte, namentlich an den Kaiser Alexander, der mir mit der größten Güte antwortete. Nun zweifelte ich nicht mehr daran, daß mir Gerechtigkeit widerfahren, oder wenn auch meine wohlbegründeten Ansprüche geopfert werden sollten, doch wenigstens ein anständiger Unterhalt, wie er sich für einen Prinzen geziemt, ausgewiesen werden würde. Allein ich wurde verhaftet und der österreichischen Regierung ausgeliefert. Acht Monate lang bin ich lebendig begraben, und Gott weiß, wenn ich meine Freiheit wieder erlangen werde. „Ich bat ihn, fährt der Verfasser fort, mir eine kurze Schilderung seines Lebens zu entwerfen, worauf er mir mit der genauesten Umständlichkeit erzählte, was bereits über das unglückliche Loos Ludwigs XVII, seine Erziehung bei Simon und den schändlichen Verläumdungen, die man ihm gegen seine Mutter, die Königin, in den Mund legte, bekannt ist. Endlich sagte er, gelang es einigen Personen, ihn aus seiner Gefangenschaft zu erlösen, ihn mit einem blödsinnigen Knaben, Namens Mathurin zu vertauschen, und zur Flucht zu verhelfen. Eine Kutsche mit vier Pferden stand in Bereitschaft; eines der Pferde aber war von Holz und dazu eingerichtet, ihn darin zu verbergen. Glücklich erreichten sie die Gränze und der General (ich vergaß den Namen, den er mir angab), der seine Befreiung bewerkstelligt hatte, erzog ihn einige Zeit mit väterlicher Zärtlichkeit, und sendete oder geleitete selbst ihn nach Amerika. Hier hatte der junge König ohne Reich und Krone Gelegenheit genug, seine Neigung zum Wanderleben zu befriedigen; er gerieth in den Urwäldern in Gefahr Hungers zu sterben, wurde später Soldat, und lebte einige Zeit am brasilianischen Hofe, wo man über seine Herkunft keinen Zweifel hegte. Aber auch hier wurde er verfolgt und genöthigt, sich durch die Flucht zu retten. Er kehrte gegen das Ende von Napoleons Herrschaft nach Europa zurück, wurde aber von Murat eine Zeit lang zu Neapel in strenger Haft gehalten, und als er zuletzt seine Freiheit erhielt, und sich eben anschickte, seine Rechte geltend zu machen, in Bologna von jener unglücklichen Krankheit befallen, während welcher man Ludwig XVIII den Thron seines Neffen besteigen ließ. Alles Dieß erzählte er mit einer Unbefangenheit und Bestimmtheit, als ob sich die Wahrheit seiner Angaben von selbst verstände. Wenn ich gleich nicht Grund genug fand, ihm zu glauben; so mußte mich doch seine vollkommene Kenntniß der geringfügigsten Umstände der französischen Revolution in Erstaunen setzen. Er sprach mit einem natürlichen Fluß der Rede und seine Unterhaltung war voll der seltsamsten Anekdoten. Sein Ausdruck hatte übrigens auch ein etwas soldatisches Gepräge, ohne daß man daran jene Zierlichkeit vermißte, die man sich nur im Kreise der besten Gesellschaft aneignen kann.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aufenthalt bei den Negern von Empoóngwa. *)

Im Februar 18 . . befand ich mich fünfzig (englische) Meilen weit landeinwärts auf dem Gaboon, einem fünfzehn (englische) Meilen breiten, rings von Bergen und Wäldern in unabsehbarer Weite eingefaßten Flusse. Das Schiff, auf dem ich mich zur Heimfahrt nach England eingeschifft hatte, mußte in diesem Flusse eine Ladung rothes Sandelholz und Ebenholz einnehmen; und da das Verladen einen Zeitraum von neun Wochen wegnahm, so hatte ich überflüssig Muße, mit den Einwohnern von Empoóngwa — so hieß das Dudeze-Königreich, bei dem wir angelegt hatten — bekannt zu werden.

Am ersten Morgen nach unserer Ankunft hörte ich die wenigen Kanonen, die wir führten, einen unregelmäßigen Gruß donnern, fuhr erschrocken auf, denn ich glaubte schon, es sey ein Gefecht mit einem der Seeräuber, die damals jene Weltgegend unsicher machten, erfuhr aber bald, daß das Ganze nur eine Salve zu Ehren des Negerhäuptlings „Tom Lawson“ gewesen sey, der ohne diese Ehrenbezeugung nie an Bord kam; und bei dieser Gelegenheit ruderten ihn dann seine Untergebenen so rasch sie konnten so lange rund um das Schiff, bis die Begrüßungsfeier zu Ende war. Dann kam er zu uns an Bord, bekleidet mit einem langen weiten braunen Ueberrocke, einer weißen Weste, schwarzen Beinkleidern, einem unmäßig großen weißen Halstuche und einem ungeheuern aufgekrempten Hute. Sein gutmüthiges fettes Angesicht war mit den landesüblichen Abzeichen seiner Würde geziert — die Locken nämlich an den Schläfen und der Backenbart waren so geflochten, daß sie lange steife Hörner bildeten, die, mit den durchgezogenen Glaskügelchen, sehr weit über seine Nase hinaus hervorstanden. Als er mich sah, blieb er zögernd stehen, denn ich war das erste weiße Frauenzimmer, das den Gaboon besuchte, wenn gleich die Weißen hier schon viele Jahre lang Handel getrieben hatten. Bald sich indessen wieder fassend — nahm Tom Lawson den Hut höflich ab, und versicherte mich, daß er sich glücklich schätze, mich zu sehen, und daß ich in ihm einen vollkommenen Engländer finden würde, denn „er esse mit Messer und Gabel, und sey ganz wie die Engländer.“ Was dann das Essen betraf, so that er es hierin, die Quantität ausgenommen, wirklich meinen Landsleuten gleich; allein wenn es ans Trinken ging, so verfiel er ganz wieder in seine angebornen Gewohnheiten, so daß — zu meiner unendlichen Ergötzung — in demselben Augenblicke, wo er einen langen tiefen Schluck Porterbier oder Grog hinuntergoß, einer seiner Söhne den ersten besten heiß- und tragbaren Gegenstand in die Höhe stellte, um seinen Vater vor jedem beobachtenden Auge zu verbergen, da es ganz wider die Regel lief, daß seine Untergebenen diese Handlung mit ansahen. Wenn er es endlich über sich gewinnen konnte, den Becher abzusetzen, was er aber nicht eher that, als bis kein Tropfen mehr darin war, und er mich nun, was häufig geschah, von der andern Seite verstohlen nach ihm herübergucken sah, so pflegte er bloß halb lächelnd den Kopf zu schütteln, ohne meine Neugierde sonst übel zu nehmen. Er legte eine sehr ehrerbietige Bewunderung gegen mich an den Tag. **) und pflegte häufig, mit dem größten Anstand in Wort und Benehmen, zu erklären, daß er sein Leben in meinem Dienste zu lassen bereit sey.

Dieser Häuptling war der vermuthliche Thronerbe seines bettlägerigen ältern Bruders, des regierenden „Königs Georg“ (King George), und durch seine Hände ging immer, und zwar fast allein, der größere

---

*) Aus dem englischen Taschenbuche Friendship's Offering for 1833, von Mistreß Lee. Sie war früher an den, namentlich durch seine Gesandtschaftsreise zu den Aschantis — auf der sie ihn begleitete — bekannten Naturforscher Bowdich, nach dessen Tode aber (er starb 1824 in Senegambien) späterhin an einen Herrn Lee verheirathet. — Mistreß Lee weiß den Zeichenstift eben so geschickt, als die Feder geistreich zu führen.

**) Die Verfasserin war, als sie ihren ersten Gatten auf seinen afrikanischen Reisen begleitete, noch in voller Jugendblüthe.

Theil der Handelsgeschäfte, wodurch er sich denn ein sehr bedeutendes Vermögen gesammelt hatte; übrigens war er, bei all seiner Genauigkeit und Gewinnsucht im Handel, ein gar gutmüthiger, wohlgesitteter alter Mann. Die Neckereien und muthwilligen Streiche, die ich ihm häufig spielte, vergab er mir schnell und gern, und vertrieb mir manche Stunde meines damaligen langweiligen Aufenthalts durch seine wohlangebrachten und verständigen Fragen und Erkundigungen über England.

Wiewohl die Eingebornen in Schaaren herbeikamen, um mich zu sehen, so waren wir doch beiderseits begierig, mehr von einander kennen zu lernen, als das Schiff hiezu Gelegenheit bot; ich nahm deßhalb eine Einladung, ein paar Tage in der Hauptstadt Naängo zuzubringen, gern an, und brach dahin eines Morgens vor Sonnenaufgang auf. Nach einer Ruderfahrt von etwa sechs (englischen) Meilen in dem Schiffsboote liefen wir in eine romantische kleine Bucht, die ungeheure Wälder ringsum beräumten, ein. Der Eingang war zum Theil mit Manglen *) versperrt, die mit ihrem schwarzen glänzenden Laubwerk und ihren langen scharlachrothen Beeren, aus denen der Pflanzenteim bei dem leisesten Winde zitternd in der Luft sich schwenkte, buschartig wie Myrtengesträuch aus dem Wasser aufstiegen oder zu stattlichen Bäumen aufgeschossen waren. Da und dort hing ein abgestorbener Ast oder Baumsproß seine verwelkten Zweige, bedeckt mit kleinen Austern vom köstlichsten Geschmacke, weithin über den Strom. Wo nur die Manglen Raum ließen, erblickten wir den Urwald im Hintergrunde zwischen ihnen heraus; das Laubgewölbe, das uns umdämmerte, die geraden, gewaltigen, fernhin sichtbaren Stämme, weiter zurück die düstere Stille der dunkeln Durchsichten — Alles vereinigte sich, das Bild eines mächtigen hehren Doms zu geben. Ueber uns war jedoch Alles Leben und Glanz: Vögel mit dem seltensten und schimmerndsten Gefieder flatterten von Baum zu Baum; Papageien kreischten und fochten auf den obersten Zweigen; blitzende Insekten schwirrten überall im Kreistanze umher; Affen kletterten, und sprangen, und schwatzten; und gelegentlich zog eine Schaar Pelikane oder Störche in feierlicher Reihe an den Ufersrändern hinauf, um sich ihr Frühstück aus dem Strome unten herauszufischen, der klar genug war, um uns sehen zu lassen, daß auch er reich an glänzenden Bewohnern sey. Die Bucht etwas weiter hinauf nöthigte uns ein quer herüber gestürzter Riesenstamm, über ihn hinweg zu klettern, während unser Boot unter ihm durch ging; die Einwohner kümmerten sich indessen so wenig um diesen Uebelstand, daß man eben die Baumleiche dort liegen ließ, bis sie von selbst hinweg verweste.

(Fortsetzung folgt.)

*) Rizophora mangle — der Manglebaum (englisch Mangrove), der, in wasserreichem Boden, so üppig gedeiht, daß einer schon zu einem kleinen Walde sich ausbreitet.

Vermischte Nachrichten.

Der französische Akademiker, Herr Jomard, hat neuerdings ein Schreiben des Herrn Waldeck über die Ruinen von Palenque erhalten, worin es unter Anderm heißt: „Seit der Krönung Napoleons habe ich Paris nicht wieder gesehen, und die Bekannten, die ich dort hatte, haben ohne Zweifel meist den Tribut der Natur bezahlt, da ich selbst bejahrt bin, und meine Freunde es damals schon mehr waren als ich. Seit dieser Zeit führte meine Wanderlust mich durch verschiedene Länder. Zu London veranlaßte ich zum Theil die Herausgabe des sehr unvollständigen Werkes bei Rio's, das im Jahre 1822 durch den Doktor M'Quy aus Amerika nach England gebracht wurde. Er verkaufte es an den Buchhändler Berthoud, und ich erhielt den Auftrag, die Zeichnungen dazu zu machen, denen ich die Buchstaben J. F. W., und zum Theil meinen ganzen Namen beifügte. Schon im ersten Augenblicke, wo mir die Federzeichnungen zu jenem Werke zu Gesicht kamen, regten sich in mir Zweifel, daß sie getreu seyen, und ich fühlte mich lebhaft von dem Wunsche getrieben, die Originale selbst zu sehen und zu zeichnen. Die Gelegenheit dazu ergab sich im Jahre 1825, wo ich als hydraulischer Ingenieur und zweiter Bergbauaufseher der englischen Kompagnie von Ualpuhague in Mexiko angestellt, nach diesem Lande abreiste. Da ich die Minen schlecht und unergiebig fand, so gab ich meine Stelle auf, und ging nach der Hauptstadt des Landes, wo ich mich ganz mit dem Studium der aztekischen Alterthümer beschäftigte. Bereits habe ich ein Werk über die alte Geschichte von Anahuac vollendet, worin ich achtzehn Codex, von dem Tausend, das einen Theil meiner alterthümlichen Sammlung ausmacht, erläuterte. Die Zahl der hiezu gehörigen Zeichnungen mag sich auf 500 belaufen. Der Herzog von Würtemberg sah sie auf seiner Reise in Mexiko. Vor Allem aber wünschte ich nicht Mexiko zu verlassen, ohne genaue Zeichnungen von den Ruinen von Palenque genommen zu haben. Mein Werk, das den Gelehrten der Hauptstadt von Mexiko, und Allen, die sich für die mexikanischen Alterthümer interessiren, bekannt geworden ist, die Unterstützung meiner Freunde und Bekannten, die mein Unternehmen durch Geldzuschüsse fördern halfen, verschafften mir zur Hälfte die nöthigen Fonds, um mein Vorhaben ausführen zu können. Da ich darauf zählte, daß bei meiner Ankunft in den Ruinen, was noch fehlte durch Unterzeichnungen gedeckt werden würde, reiste ich, von vier Personen begleitet, ab, die ich weniger ihrer Brauchbarkeit als meiner Sicherheit wegen mitnahm, da die wilden Jacandus, wie man mir sagte, zu fürchten seyn sollten. Allein, da ich nur Abenteurer zu meiner Begleitung finden konnte, die sich in Mexiko durch ihre Arbeit nicht fortbringen konnten, so sah ich mich genöthigt, Einen nach dem Andern fortzuschicken, weil ich einsah, daß sie mir mehr schaden als nützen würden. So blieb ich allein unter den Trümmern zurück, wo einst der Hauptsitz eines großen unbekannten Volkes war .... In der neuesten Zeit traf ich einen Landsmann von mir, Herrn Moritz Rugenbas, der Mexiko bereist, und den ich in Betracht seiner Jugend und seiner dauerhaften Gesundheit aufmunterte, nach Californien zu gehen. Die Gebirge von Palenque bieten einen unerschöpflichen Reichthum von zoologischen und botanischen Schätzen; ich zählte vierzehn Arten von Lepidopteren, die ich hier zum erstenmale sah. Auch die Saurus sind sehr merkwürdig, noch mehr aber die Ophidien, von denen ich mehrere sammelte, und dabei Bedacht darauf nahm, ihre Hals-, Bauch- und Schwanzschuppen zu zählen und ihre Farben anzugeben; sie sind meist backenartig ... Auch den Grundriß der Gebäude zeichnete ich, die einen Theil des großen Palastes bilden. Man kannte bis jetzt nur vierzehn Gebäude, ich habe aber bereits deren achtzehn gemessen und gezeichnet. Ich nahm dabei nicht sowohl Rücksicht auf malerische Ansichten, als auf Skulpturen, Hieroglyphen, Götterbilder, Sitten und Gebräuche des Landes, und vorzüglich auf die Gesichter der Eingebornen, die ich nach dem Gesichtswinkel verglich. Was ein Wörterbuch der verschiedenen Mundarten betrifft, so ist ein solches schwer zu entwerfen. Die Mayasprache, die noch vor zehn Jahren gesprochen wurde, wird gegenwärtig nicht mehr verstanden, und wenn ich nach dem Lexikon des Pedro Beltran sprechen will, so versteht man mich nicht; es ist eine neue Sprache, die in zehn Jahren wieder eine andere seyn wird."

In England hat sich unter dem Namen „Agricultural Improvement Institution" (Landbaubeförderungsanstalt) eine Gesellschaft gebildet, mit dem Zwecke, beschäftigungslosen aber arbeitsamen Armen eine nützliche und erträgliche Unterkunft zu verschaffen. Man beabsichtigt, diesen Zweck durch inländische Kolonien nach dem Muster der holländischen in Fredericksoord zu erreichen. Nach zuverlässigen, dem Parlamente vorgelegten Berechnungen, enthält England 15,000.000 Morgen kulturfähiges Land, das noch unangebaut liegt. Die Gesellschaft will daher von dieser ungeheuren brachliegenden Bodenmasse so viel als möglich durch Kauf oder Schenkung erwerben, sie für eine geringe Abgabe unter die armen Leute vertheilen, und diese sowohl mit den nöthigen Gerathschaften versehen, als ihnen auch die gehörige Anleitung geben, wie sie den erhaltenen Boden am fruchtbarlichsten bearbeiten, und durch fortgesetzten Fleiß und Sparsamkeit sich mit der Zeit ein selbstständiges Auskommen verschaffen können. Die ersten Auslagen der Gesellschaft sollen durch Unterzeichnungen gedeckt werden, wozu man jährliche Beiträge bis zu zehn Schilling herab annimmt.

Der Professor der Chemie, Herr Girardin, hat durch genaue Untersuchung gefunden, daß die sogenannte Silberglocke von Rouen nicht das mindeste Silber, sondern auf ein Hunderttheil 74 Kupfer, 26 Messing, 1,80 Zink, 1,20 Eisen enthält. Die neuern französischen Glocken sind von dieser Kompösition wenig verschieden, und enthalten 78 Hunderttheile Kupfer und 22 Messing. Auf diese Weise widerlegt sich der gewöhnliche Glaube, daß der Glockenspeise alter Kirchen Silber beigemischt sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 58. 27 Februar 1833.

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

„Nachdem Alla-o-din neue Truppen gesammelt hatte, kehrte er mit verstärkter Macht zu dem Angriffe von Dschitor zurück. Die Annalen von Mewar geben als die Zeit dieser entscheidenden Belagerung das Jahr 1290 an; aber Ferischta zufolge fand sie dreizehn Jahre später statt. Noch hatte sich Dschitor nicht von dem Verluste so vieler tapferer Krieger erholt, die sich für die Rettung ihres Fürsten geopfert. Alla-o-din schloß die Stadt noch enger ein als zuvor, und zuletzt setzte er sich in Besitz der Hügel am südlichen Ende von Dschitor, wo er sich verschanzte. Vergebens wurden zahllose Ausfälle gemacht, um ihn aus dieser festen Stellung zu vertreiben. Die Gesänge des Barden finden in diesem unglücklichen Verlaufe der Belagerung einen reichen Stoff. So stellen sie den Rana von Dschitor nach einem Tage heißen Kampfes dar, wie er sorgenvoll eine schlaflose Nacht auf seinem Lager zubringt und darüber nachsinnt, wie er wenigstens einen von seinen zwölf Söhnen aus dem allgemeinen Untergang retten könne. Plötzlich vernimmt er durch die Stille der Nacht eine Stimme, welche ruft: „Myn bhukaho" — (ich bin hungerig), und als er seine Augen aufschlägt, erblickt er bei dem dämmernden Scheine der Dschiragh (Lampe) zwischen den granitenen Säulen des Palastes, die hehre Gestalt der Schutzgöttin von Dschitor auf sich zu schreiten. „Noch nicht gesättigt, ruft der Rana aus, nachdem erst jüngst acht tausend meiner Stammsverwandten Dir zum Opfer gefallen sind?" — „Ich muß königliche Opfer haben, und wenn zwölf, die das Diadem tragen, nicht für Dschitor bluten, wird die Herrschaft von Deinem Stamm genommen werden." Mit diesen Worten verschwand sie. Am folgenden Morgen berief er eine Versammlung seiner Häuptlinge, denen er das nächtliche Gesicht erzählte; allein sie betrachteten es als einen Traum krankhafter Einbildung. Um sie zu überzeugen, befahl er ihnen, die kommende Nacht bei ihm zu wachen, wo die Gestalt wieder erschien, und ihre Worte wiederholte. „Wenn auch Tausende von Barbaren, fügte sie hinzu, die Erde mit ihren Leichen decken, kann mir Dieß genügen? Jeden Tag setze einen von Deinen Söhnen auf den Thron, und gib ihm die Kirnia (das Sonnendach), die Schehtra (den rothen Regenschirm) und die Schamra (den Schweif des wilden Büffels mit goldener Handhabe) als Zeichen der königlichen Würde, und drei Tage laß ihn die Herrschaft führen; am vierten ziehe er gegen den Feind aus, und versuche sein Glück. Dann nur werde ich bleiben." Es ist gleich viel, ob wir in dieser Erzählung nur die Erfindung des Dichters vor uns haben, oder ob der Vorgang wirklich unter der Bevölkerung in Umlauf gebracht wurde, um den Muth der Vertheidiger mit neuer Begeisterung zu entflammen — jedenfalls gibt sie ein lebendiges Bild von dem Glauben und der Sinnesart der Radschputen; daß die Göttin den Wunsch ausgesprochen haben sollte, unter Bedingungen, die so ganz dem kriegerischen und abergläubischen Geiste der Radschputen entsprach, Dschitor unter ihrem Schutze zu behalten, mußte unzweifelhaft eine große Wirkung auf so beschaffene Gemüther hervorbringen; wie es denn auch der Erfolg bewies. Ein edelmüthiger Streit erhob sich unter den tapfern Brüdern, wer zuerst als Opfer fallen sollte, um das angedrohte Verhängniß abzuwenden. Ursi machte sein Recht als Erstgeborner geltend; er wurde als Beherrscher von Dschitor ausgerufen, der Sonnenschirm erglänzte drei Tage über seinem Haupte und am vierten Tage zog er aus, um die kurze Herrlichkeit mit seinem Leben zu beschließen. Aiesi, der nächste an Jahren, verlangte ihm folgen zu dürfen; allein er war der Liebling des Vaters und auf dessen Bitten willigte er ein, daß seine Brüder ihm vorangehen durften. Elf waren so nach einander gefallen, und nur Einer war noch übrig, den Staat zu retten, als der Rana die Häuptlinge zusammenrief, und sagte: „Ich weihe mich jetzt selbst für Dschitor dem Tode." Allein dieser Selbstopferung mußte noch ein anderer furchtbarer Brauch, der Dschohur, vorausgehen, in welchem die Frauen ermordet zu werden pflegten, um sie vor Gefangenschaft oder Entehrung zu bewahren. In unterirdischen Gewölben, in die nie ein Strahl des Tages drang, waren die Holzstöße angezündet, zu denen die Vertheidiger von Dschitor nun im langen Zuge ihre Königinnen, Weiber und Töchter einige Tausende an der Zahl, wallen sahen. Die schöne Pudmani ging zuletzt hinter dem Gedränge, dem sich jede Frau anschloß, die wegen Jugend oder Schönheit das Gelüste der Tataren zu wecken befürchten konnte. Als sie in die Todtengruft hinabgestiegen waren, schloß sich hinter ihnen auf ewig die Pforte, um sie in den Flammen Schutz gegen Entehrung finden zu lassen. Nun erhob sich ein Wettstreit zwi-

ſchen dem Rana und ſeinem noch übrigen Sohne, wer von Beiden den andern überleben ſollte; der Vater bewog endlich Ajeſi nachzugeben, der nun auf des Königs Befehl mit einer Handvoll tapferer Radſchputen die feindlichen Verſchanzungen durchbrach, und Kailwarra glücklich erreichte. Der Rana zufrieden, daß ſein Stamm nicht erlöſchen werde, bereitete ſich nun vor, ſeinen tapferen Söhnen zu folgen. Nachdem er ſeine dem Tode geweihten Häuptlinge um ſich verſammelt hatte, öffneten ſie die Thore und rückten in die Ebene hinaus. Mit einer Verzweiflung, die weder Schonung verlangte noch gewährte, ſtürzten ſie ſich in die dichten Schaaren der Feinde, wo ein Jeder ſein Leben theuer verkaufte. Der tatariſche Eroberer nahm Beſitz von einer menſchenleeren Stadt, deren Straßen mit den Leichen ihrer tapfern Vertheidiger bedeckt waren, und ſchon entſtieg der Qualm den unterirdiſchen Grüften, wo der Gegenſtand ſeiner heißeſten Wünſche von den Flammen verzehrt wurde. Dieſe Höhle wird ſeitdem als heilig betrachtet; kein ſterbliches Auge iſt noch in ihr Dunkel eingedrungen, und der Aberglaube hat zu ihrem Wächter eine ungeheure Schlange beſtellt, deren giftiger Hauch jedes Licht verlöſcht, das in den „Ort des Opfers" einzubringen wagen könnte."

Der Sohn des Rana von Mewar behauptete in dem unbezwinglich feſten Schloſſe Kailwarra ſeine Unabhängigkeit. Sein Neffe Hamir, der Sohn ſeines ältern Bruders Urſi folgte ihm, und unterhielt mit ungleichen Kräften noch einen vierundſechzigjährigen Kampf gegen die tatariſchen Eroberer. Es gelang ihm ſogar endlich, ſich Dſchitors durch eine Kriegsliſt zu bemächtigen und Mahmud, Alla-o-din's Nachfolger, der gegen den aufrühreriſchen Radſchputen auszog, erlitt eine vollſtändige Niederlage, und wurde gefangen. Drei Monate mußte er als ſolcher in Dſchitor zubringen, auf deſſen Wällen nun wieder das Panier der Sonne wehte.

Die Thronfolge der eingebornen Fürſten von Mewar ging wie bei allen Dynaſtien des Morgenlandes vor ſich, wo die Vielweiberei, eine unerſchöpfliche Quelle häuslicher Zwiſte und Verbrechen, Bruder gegen Bruder bewaffnet. Kumblo, vielleicht Einer der prachtliebendſten Könige von Mewar, von dem viele ſeiner ſtolzen Schlöſſer erbaut und befeſtigt wurden, fiel nach einer faſt fünfzigjährigen Herrſchaft durch die Hand ſeines eigenen Sohnes. Die Regierung Uda's, des Mörders, iſt verlöſcht aus den Jahrbüchern von Mewar und Uda ſelbſt nur unter dem Namen des Hatiaro oder Mörders bekannt. Um ſeine ſo ruchlos erworbene Herrſchaft zu befeſtigen, wollte er ſich mit dem mohammedaniſchen Fürſten von Dehli näher verbinden, und bot ihm die Hand ſeiner Tochter an. „Allein kaum hatte er den Diwan verlaſſen und von dem Könige Abſchied genommen, als ein Blitzſtrahl den Hatiaro zu Boden ſchlug." Raemul beſtieg den Thron von Mewar, im Jahre 1474. Seine Herrſchaft wurde durch eine tödtliche Fehde zwiſchen ſeinen Söhnen Sanga, nachmals der berühmteſte König von Mewar und Pirthi Raſch, dem Roland ſeines Jahrhunderts, getrübt. Es bleibt uns nur Raum für einen Vorfall aus dem Leben dieſes Helden der Barden aus der indiſchen Ritterzeit. Man wird ſich dabei an eine ähnliche Stelle in Walter Scotts „Fräulein vom See" erinnert fühlen, nur trieben die Fitzjames und Roderic Dhu der radſchputiſchen Sage ihre Ritterlichkeit noch etwas weiter. Der Oheim des Pirthi Raſch, Suraſchmul, war es vorzüglich, der den Bürgerkrieg ſchürte. Sein Neffe hatte in einer blutigen Schlacht ſeinen Vater in ſeine Gewalt bekommen, ſeinem Oheim eine gefährliche Wunde beigebracht, und das Heer der feindlichen Brüder lagerte die Nacht auf dem Schlachtfelde, um am nächſten Morgen den verderblichen Kampf fortzuſetzen.

„Nach Einbruch der Dunkelheit ging Pirthi Raſch mitten in das feindliche Lager, um ſeinen Oheim zu beſuchen, der in einem kleinen Zelte auf ſeinem Feldbette lag, während der Barbier oder Pae gerade einen friſchen Verband auf ſeine Wunden gelegt hatte. Suraſchmul erhob ſich und empfing ſeinen Neffen mit der gewöhnlichen Freundlichkeit, als wenn nichts vorgefallen wäre: allein die Anſtrengung, die er hiebei machte, verurſachte, daß einige von den Wunden aufſprangen, worauf ſich folgendes Geſpräch entſpann: Pirthi Raſch: „Wie geht es Oheim, mit Deinen Wunden?" Suraſchmul: „Sie ſind faſt geheilt, ſeit ich das Vergnügen genieße, Dich zu ſehen, mein Sohn." — Pirthi Raſch: „Ich habe nicht einmal noch den Dewanſchi (den Rana, ſeinen Vater) geſehen, ich eilte hieher, um erſt Dich zu beſuchen, und bin ſehr hungrig. Haſt Du nichts zu eſſen?" — Es wurden Speiſen aufgetragen, und das ſeltſame Paar ſetzte ſich nieder und aß mit einander „aus derſelben Schüſſel." — „Wir werden morgen unſere Schlacht fortſetzen, Oheim," bemerkte Pirthi Raſch. — „Ja, mein Sohn, komm nur recht frühe," erwiderte Suraſchmul. Das Treffen wurde auch wirklich erneuert, aber obgleich beide, Oheim und Neffe, an dieſem Tage, ſo wie noch im ſpäteren Verlauf des Krieges, oftmals auf einander ſtießen, ſo unterlag doch keiner dem andern; bis endlich Birthi Raſch das feindliche Lager erſtürmte, worauf der Oheim eine Unterredung verlangte, in der er dem Prinzen vorſchlug, dem Kampf ein Ende zu machen, indem er hinzufügte: „Wenn ich umkomme, ſo liegt nichts daran; meine Söhne ſind Radſchputen und werden das Land verlaſſen, aber was ſoll aus Dſchitor werden, wenn Du fallen würdeſt? Mein Antlitz würde geſchwärzt und mein Name ewigem Tadel hingegeben werden." — Nun wurden die Schwerter in die Scheide geſtoßen und Oheim und Neffe umarmten ſich. „Womit warſt Du denn beſchäftigt, als ich Dich überfiel, Oheim?" fragte Pirthi Raſcha: „Mein Sohn, ich ſchwatzte thörichtes Zeug nach dem Mittagstiſche," erwiderte der Greis. — „Allein, da ich als Feind Dir ſo nahe war, wie konnteſt Du ſo ſorglos ſeyn?" — „Was ſollte ich thun? Du hatteſt mir keinen Zufluchtsort mehr gelaſſen und ich mußte doch eine Stelle haben, wo ich mein Haupt hinlegen konnte."

(Fortſetzung folgt.)

Gefängnißleben des Dichters Silvio Pellico.

(Fortſetzung.)

„Ich war hier," ſo fährt der Verfaſſer in der Schilderung ſeines Gefängnißlebens unter den Bleidächern fort, weiter von

meiner Familie entfernt, von der ich nichts mehr hörte. Die neuen Gesichter, die ich zu sehen bekam, waren von einer eben so befremdenden als abschreckenden Düsterheit umwölkt. Das Gerücht hatte die Anstrengungen der Mailänder und des übrigen Italiens um die Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit sehr übertrieben, und man schien geneigt, mich für nichts Geringeres als für einen der verzweifeltsten Anstifter jener thörichten Unternehmung zu halten. Ich fand, daß mein Name als Schriftsteller meinem Kerkermeister nicht fremd war, auch seinem Weibe, seiner Tochter, seinen zwei Söhnen und selbst den Gefängnißknechten nicht — alle schienen aber, nach ihrem Benehmen gegen mich zu schließen, einen Trauerspieldichter für wenig besser als einen Teufelsbanner zu halten. Sie betrachteten mich ernst und aus der Ferne, ließen endlich aber doch, um mich näher kennen zu lernen, in der Strenge ihres eisernen Dienstes ein wenig nach. In wenigen Tagen gewöhnten sich ihre Augen an mich oder vielmehr fanden sie, wie ich glaube, daß ich kein so entsetzlicher Zauberer sey, um durch die Bleidächer mich hindurch zu bohren, und so fingen sie an, sich etwas freundlicher und umgänglicher zu benehmen. Das Weib des Gefängnißwärters hatte am meisten von der Art, wie sie einem rechten Kerkermeister zusteht. Sie war hart und trocken, durchaus Knochen ohne einen Zoll breit Herz, ungefähr in den Vierzigen und keines Gefühles fähig, als einer wilden Art von Mutterliebe zu ihren Kindern. Sie pflegte mir Morgens und nach Tische meinen Kaffee und Mittags mein Wasser zu bringen; dann war sie gewöhnlich von ihrer Tochter, einem Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, nicht hübsch, aber von milden mitleidigen Augen, und ihren zehn- bis dreizehnjährigen zwei Söhnen begleitet. Sie entfernten sich stets wieder mit ihrer Mutter, aber auf ihren jungen Gesichtern war doch ein freundlicher Blick und ein Lächeln der Liebe für mich, wenn das Weib die Thüre schloß. Der Eisenmeister kam nie in meine Nähe, außer wenn er mich vor die Spezialkommission führen mußte — jenes schreckliche Gottesgericht, dem die Aburtheilung der Staatsverbrechen zugewiesen wa. Wie groß war meine Furcht, durch meine Antworten Andere in die Untersuchung zu verwickeln! Wie schwer war es, so viele seltsame Anklagen, so mancherlei Verdächtigungen jeder Art zu bekämpfen! Wie fast unmöglich, durch diese unaufhörlichen Vernehmungen, durch täglich neue Verhaftungen und die Unklugheit Anderer, die ich nicht einmal kannte, die aber doch derselben Partei angehörten, immer tiefer verwickelt zu werden!

„Ich habe den bestimmten Entschluß gefaßt, nicht über Politik zu sprechen, und ich muß alle Bemerkungen über den Gang der Untersuchung beiseite lassen; ich will bloß bemerken, daß ich nach mehreren Stunden eines ermüdenden Verhöres in einem so aufgeregten und wildempörten Gemüthszustande in meinen Kerker zurückkehrte, daß ich sicherlich Hand an mein Leben gelegt haben würde, hätte mich nicht die Stimme der Religion und der Gedanke an meine Eltern davon zurückgehalten. Es verließ mich die Gelassenheit und Ruhe der Seele, deren ich mich in Mailand zu erfreuen hatte, und mehrere Tage lang verzweifelte ich daran, sie wieder zu gewinnen; wie ich denn überhaupt an jene Stunden nur mit schauderndem Gefühle zurückdenken kann. Ich konnte nicht beten; ich haderte mit der Gerechtigkeit Gottes, ich verfluchte die Menschen und die ganze Welt, und rief mir alle Stellen ins Gedächtniß, die mir beifallen wollten, in denen die Tugend als ein hohles und nichtiges Truggebild von Satyre und Sophismen verhöhnt wurde. In diesem Zustande pflegte ich zu singen — und sicherlich keine geistlichen Lieder — und Dieß mit einer Art wahnsinniger und wilder Freude; ich sprach höhnisch und bitter mit Allen, die sich meinem Gefängnisse näherten und gefiel mir darin, die ganze Welt durch die Brille jener breitgetretenen Weisheit des Cynismus zu betrachten. Der Zustand einer so traurigen Entwürdigung, auf den ich nur mit Abscheu zurückblicken kann, dauerte zum Glück nur sechs oder sieben Tage, während denen meine Bibel sich mit Staub bedeckte. Eines Tags bemerkte der Knabe des Gefängnißwärters, in der Meinung mir etwas Angenehmes zu sagen: „Seit Sie nicht mehr in diesem großen garstigen Buche lesen, scheinen Sie nicht halb so melancholisch mehr, Signor.“

Dieser an sich unbedeutende Umstand brachte Silvio Pellico wieder zu sich; sein Gemüth wurde wieder zu höhern Anschauungen erweckt und gewann Fassung und Ruhe; er wischte den Staub von seiner Bibel und begann nun ein ganz neues Leben. Doch wurde er noch lang von ungläubigen Gedanken und Zweifeln jeder Art gepeinigt, von denen er sich nur nach schweren und qualvollen Kämpfen losmachen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aufenthalt bei den Negern von Empoongwa.

(Fortsetzung.)

Der Landungsplatz befand sich am Fuße eines Berges; hier kamen uns mit europäischen Anzügen bekleidete Abgesandte aus der Stadt entgegen. Man erwies mir die ehrfurchtsvollste Aufmerksamkeit, und würde mich, hätte ich nicht vorgezogen, zu Fuße zu gehen, auf den Schultern weiter getragen haben. Unser Weg führte durch den Wald, und bot bei jedem Schritte eine solche Fülle von niegesehenen Herrlichkeiten, daß ich den ganzen Tag mit ihrer nähern Beschauung hätte zubringen mögen. Als wir auf die Höhe eines ansehnlichen Berges aus dem Waldschatten herauskamen, ergötzte ich mich besonders an dem Anblick eines stattlichen, weit hinauf mit den verschiedenfarbigsten Schlingpflanzen umwundenen Baumes. Ich werde ihn mein Leben lang nicht vergessen; denn als ich mich, meine Augen noch voll von seiner Schönheit, zufällig umdrehte, erblickte ich die scheußlichste und ekelhafteste Gestalt, die mir, obgleich ich an manche grausenhafte und abschreckende Erscheinung gewöhnt worden bin, noch je vorgekommen war. Es war ein sogenannter weißer Neger, mit allen den seiner Race eigenen Zügen — blauen Augen, hellgelbem Haar und einer blaßrothen runzeligen Haut. Meine Begleiter führten mich hurtig an ihm vorbei, und sagten, es sey ein Sklave aus dem innern Afrika. Am Ende einer breiten, aus hübschen Bambushäusern bestehenden Straße schieden sie von mir an der Thüre der Wohnung des Statthalters. Hatte mir schon Tom Lawson gefallen, so war Dieß noch mehr mit meinem Wirthe der Fall; sein ganzes Benehmen war äußerst sanft, ich möchte fast sagen das eines feingebildeten Mannes; ich war von seinem freundlichen, wohlwollenden Betragen gegen sein Volk, seiner großen Gastfreundschaft, ohne die mindeste Hoffnung auf Vergeltung, seiner Bereitwilligkeit, uns über Alles Auskunft zu geben, seinem eifrigen Wunsche, uns Unterhaltung zu verschaffen, und seinem richtigen Verstande wie bezaubert; und ich kann sagen, ich fühlte mich hier in den Wildnissen Afrika's, mit nur zweien oder dreien meiner Landsleute an der Seite, so sicher und ruhig, wie nur in einer der Straßen Londons.

Für eine Menge von Erfrischungen war überreichlich gesorgt gewesen, und sobald es kühl genug wurde, um ausgehen zu können, mußte ich Sr. Majestät meine Aufwartung machen. Schwach an Seele und Leib hatte „König Georg" immer noch ein gutes Theil Habsucht; er beschenkte mich zwar mit einer schönen Matte, allein das Gegengeschenk, das ich ihm aus Höflichkeit machen mußte, kostete mich dreimal so viel. Ich war übrigens darauf gefaßt gewesen; denn er hatte tagtäglich sein Lieblingsweib zu uns aufs Schiff geschickt, wo sie dann nie mit leeren Händen heimkehrte. Sie trug einen Besatz von Messingschellen unten an ihrem Röckchen, und mein Lebtage werde ich den Verdruß nicht vergessen, den mir ihr Geklingel während eines Unwohlseyns, das mich befallen hatte, damals bereitete.

Ich kürzte meinen Besuch bei Sr. Majestät so viel als möglich ab, und sah mich dann weiter in der Stadt um, wo man mich überall mit einer Art Begeisterung empfing. Einige streuten einen Regen von Blumen über mich; Andere kamen näher und berührten mein Kleid; ein Paar, noch kühner, reichten mir die Hände, und hielten sie, wenn ich diese annahm, ihren Begleitern hin, um sie von diesen drücken zu lassen. Mehrere schritten rückwärts vor mir hin, sahen mir starr ins Gesicht, und wenn ich ihnen dann zunickte, brachen sie in ein Gelächter aus, in das ich gelegentlich unwillkürlich mit einstimmen mußte. Ich trat in mehrere der Häuser, die sehr reinlich gehalten waren; die Zwischenräume zwischen den Bambusstangen waren mit trockenem Laub ausgefüllt; die Dächer mit Palmblättern gedeckt; die Thüren häufig mit plump geschnitzten und bemalten Figuren geziert; die Fenster hatten Läden, und die Häuser selbst waren durch verschiedene Verschläge abgetheilt, von denen einer als Wohnzimmer und ein anderer als eine Art Vorrathsmagazin oder Speisekammer zur Aufbewahrung von Früchten und Obst diente. Die Bettstellen waren aus Bambus gemacht, und mit Matten oder Decken von gleichem Stoffe belegt. Es wurden mehrere Feste mir zu Ehren gegeben, und ich durfte bei keinem fehlen. Gewöhnlich wurde ein mit einem großen Stück Tuch belegter Armstuhl für mich hingestellt, und von diesem „Throne" aus sah ich dann dem Tanzen, hörte ich dem unaufhörlich wiederholten Gesange zu, der auf die erste Ankunft der weißen Männer verfertigt worden war, und in welchem dieses wundervolle Ereigniß im Werthe dem Blatte ihres kostbaren Butterbaumes gleichgestellt wurde.

Nach langem Umherstreifen kehrte ich in die Wohnung meines freundlichen Wirthes zurück, wo man mich, nach dem Thee (mit dem wir uns vom Schiff aus versehen hatten), ersuchte, ein wenig Musik anzuhören. Ich schraubte meinen Muth hinauf, so hoch es sich thun ließ, um ja alle Arten von barbarischen Tönen gehörig aushalten zu können; allein zu meinem großen Erstaunen schlug eine schnelle und reine Folgereihe von Akkorden einer lieblich tönenden Harfe an mein Ohr. Ich drehte mich nach dem Spielenden um und erblickte — den weißen Neger. Sein Spiel überraschte und unterhielt mich so angenehm, daß ich darüber meinen Ekel vor dem abschreckenden Künstler bald vergaß. Seine Stimme — denn er begleitete sein Harfenspiel mit Gesang — war melodisch und kraftvoll, wie sein Vortrag, und während des Spielens schien er Alles um sich her gänzlich zu vergessen. Seine Harfe hatte oben einen gutgeschnitzten Figurenkopf, und ihre Saiten, nur acht an der Zahl, waren aus den Wurzelsprossen eines Baumes gemacht. Man sagte mir, er habe dieses Instrument aus dem Binnenlande, wo dergleichen häufig im Gebrauche seyen, mitgebracht; man halte ihn übrigens für verrückt und schätze ihn nur wegen seiner musikalischen Talente.

Endlich wurde es Schlafenszeit, und ich zog mich in mein Gemach zurück, dessen erdener Estrich, um mir eine Ehre anzuthun, mit neben einander gelegten schmalen Eisenstangen, wie solche im Handel gebräuchlich sind, überdeckt war, die, bei jedem Tritte über sie hin, dermaßen zusammen klapperten, daß die ganze Stadt darüber hätte in Aufruhr kommen können. Kaum hatte ich mich fertig gemacht, zu Bette zu gehen, als ein Gewitter, das schon lange drohend herumgezogen war, mit einer fast nur in den Tropenländern erhörten Wuth gerade über der Stadt ausbrach. Ich fing mir nachgerade zu überlegen an, daß mein eiserner Stubenboden nicht eben der sicherste Platz um daraus zu stehen sey, denn die elektrische Materie spielte blitzschnell schon überall auf und an ihm hin, und ich war deßhalb im Begriffe, das Gemach zu verlassen, als ich einen großen altmodisch mit Seide überzogenen Armstuhl, wahrscheinlich eine Reliquie von einem französischen Schiff, entdeckte. In ihn schmiegte ich mich aufs beste zusammen, und freute mich schon über meinen Gewitterschutz, als sich eine neue und für mich weit furchtbarere Quelle zur Angst auftat. Ein lautes Rascheln in dem Palmendache verrieth mir, daß die Regengüsse die Ratten aus ihren Verstecken getrieben hatten; und richtig fuhren sie auch in das Zimmer herab, und schossen hin und her, und kletterten pfeilgeschwind die Wände auf und ab. Das Einzige, was mir zur Hand war, und das möglicherweise bei einer solchen Gelegenheit von Nutzen seyn konnte, war ein Schuh, und da saß ich denn, stets schlagfertig mit meiner Wehr, bis ich mir weitere Hülfe verschafft und der Gewittersturm sich gelegt haben würde. Dann kroch ich in die Musquito-Ueberdecken von Bambusfasern, schlief aber zum Glück „auf meinen Waffen;" denn in einer halben Stunde etwa weckte mich ein Kratzen an der Außenseite meiner Ueberdecken auf. Ich dachte mir gleich die Ursache, sprang hurtig auf und schlug mit meinem Schuh den Scheim zu Boden. Fünfmal wurde ich auf dieselbe Weise in meiner Nachtruhe gestört, und erst das Tageslicht verschaffte mir wieder den vollen Besitz meiner Kammer.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In der Stadt Angouleme wurde jüngst ein Verbrechen aus Rachsucht ganz eigener Art begangen. Ein junger Mann war vor mehr als zehn Jahren angeklagt, den Gatten einer Frau, in die er verliebt war, ermordet zu haben, und zu fünfzehn Jahren Galerenstrafe verurtheilt worden; vorzüglich auf die Aussagen der Wittwe D. hin, die am meisten gegen ihn sprachen. Als nun der Präsident des Gerichtshofes ihm sein Urtheil verlas, wendete sich der Mörder mit furchtbar drohender Gebärde gegen die Wittwe, und indem er den Himmel zum Zeugen seines schrecklichen Schwures anrief, sagte er: „Ich bin unschuldig und Du bist Ursache meiner Verurtheilung! Aber ich schwöre vor Gott, der mich hört, daß Du nicht sterben sollst, außer von meinen Händen." Alle Zuhörer überlief ein Schauer bei diesen in wildem Ingrimme ausgestoßenen Worten, und die Wittwe sank ohnmächtig zu Boden. Seitdem war eine geraume Zeit verflossen; die Vermögensumstände der unglücklichen Wittwe waren durch den Tod ihres Gatten in große Verwirrung gerathen, und sie sah sich endlich genöthigt, Alles, was sie besaß, zu verkaufen. Kaum blieb ihr so viel, um zu Angouleme einen kleinen Laden zu errichten, den sie allein hielt, und von dem sie sich dürftig ernährte. Wahrscheinlich hatte sie den Schwur des Mörders längst schon vergessen, als sich vor Kurzem zu Angouleme das Gerücht verbreitete, es seyen acht Galerensträflinge aus dem Bagno von Rochefort entsprungen, zu deren Verfolgung die ganze Gendarmerie des Departements auf den Beinen war. Es war acht Uhr Abends, und in Angouleme, und vorzüglich in der kleinen Gasse, wo die Wittwe D. wohnte, Alles still und dunkel, als sich die Thüre ihres Ladens öffnete und heftig zugeschlagen wurde. Ein Mensch tritt in das Ladenzimmer, wo die Wittwe allein sich befand, und bleibt unbeweglich vor ihr stehen. „Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?" sagt sie, ohne etwas Arges zu ahnen. „Kennst Du mich nicht mehr?" erwidert ihr eine furchtbare Stimme, in der das unglückliche Weib mit Entsetzen sogleich die ganze Gefahr ihrer Lage erkennt. Sie will schreien, aber der Schrecken benimmt ihr die Stimme; sie will nach der Thüre stürzen, allein ein gewaltiger Arm hält sie fest. Eine Stunde später tritt ein Nachbar der Wittwe in den Laden und findet sie erbrosselt auf dem Boden liegen. Der Mörder wurde am folgenden Tage verhaftet, und bekannte freiwillig alle Umstände seines Verbrechens, „Nun will ich gern wieder nach dem Bagno zurückkehren, sagte er mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit, ich bin zufrieden; ich habe mich gerächt!"

*

Der berühmte Dacier, Sekretär der Akademie der Inschriften und schönen Künste, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Ritter der Ehrenlegion, ist am 4 Februar, im 91 Jahre seines Alters, zu Paris gestorben.

Berichtigung.

Nummer 55. S. 217. Sp. 1. Z. 15 v. U. l. Mohammed Baber statt Mohammed Baba.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautensacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 59. 28 Februar 1833.

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Unter der Herrschaft Sanga's, des ältern Bruders von Pirthi Rasch, der in den Annalen als „der Kullus oder die Kugel auf der Spitze des Ruhmes von Mewar," bezeichnet wird, fand die letzte mohammedanische Invasion aus dem Norden statt, die fast allen Thronen der eingebornen Fürsten verderblich wurde: Baber gründete das große moghulische Kaiserthum. Allein obgleich Sanga im Kampfe gegen den Sultan von Dehli fiel, behauptete Mewar doch noch seine Unabhängigkeit und schloß sogar, auf eine ganz eigenthümliche Art, wie weiter unten erwähnt werden soll, mit Mohammed Baber's Sohn und Nachfolger, dem berühmten Humajun, *) einen Bund, als Behadur, der Sultan von Gusserat, Dschitor überwältigt hatte. Der Nachfolger Sanga's, der Rana Vikramaschit, war bei seinem Volke nicht beliebt, wurde von Behadur geschlagen und entwich ins Gebirge. Allein die Radschputen eilten von allen Seiten herbei, ihr Blut in der Vertheidigung von Dschitor zu vergießen. Da nach dem Volksglauben die Hauptstadt des Reiches nur von einem Könige vertheidigt werden konnte, so wurde in der Eile der noch unmündige Sohn Sanga's gekrönt und dann dem treuen Fürsten von Bundi geschickt, um bei ihm bis auf bessere Zeiten Schutz zu finden. „Die Vertheidiger von Dschitor selbst legten ihre safrangelben Gewänder an, entschlossen mit den Waffen in der Hand zu sterben, während das Dschohur bereitet wurde. Man fand nicht so viel Zeit die Holzstöße aufzurichten; denn die Tapfersten waren bereits in Vertheidigung der Bresche gefallen, in die nun jeden Augenblick der Feind eindringen konnte. Man raffte in der Eile brennbare Stoffe zusammen, die man in die in Felsen eingehauenen Wasserbehältnisse und Magazine brachte, worauf man Kanonenpulver dazwischen ausstreute. Kurnawati, die Mutter des geretteten Prinzen, ging dem Zug der Weiber und Mädchen voran, die sich dem Tode weihten, und fünfzehntausend Frauen suchten unerschrocken den Untergang. Dann wurden die Thore geöffnet und der Häuptling Deola, der Sohn Suraschmul's, stürzte sich mit den noch lebenden Radschputen in die Reihen der Feinde, und fand hier mit allen Kriegern den Tod."

Es ist oben des Bündnisses mit dem Sultan Humajun erwähnt worden, das dadurch zu Stande kam, daß die Königin Kurnawati ihm ihr Rakhi oder Armband überschickte — eine ganz eigenthümliche Sitte des indischen Ritterthums:

„Das Fest des Armbandes oder Rakhi findet im Frühjahre statt, und woher es auch seinen Ursprung haben mag, immerhin bleibt es eines der wenigen, bei denen das schöne Geschlecht mit den Rittern von Radschastan in nähere Berührung kommt, und zwischen beiden eine Verbindung von höchst zarter Natur geknüpft wird. Das Rakhi kann aber auch zu andrer Zeit, in Fällen dringender Noth oder Gefahr zugesendet werden. Die Dame erklärt dadurch, daß sie den Radschputen, dem sie es überreichen läßt, zu ihrem Bruder annimmt, während sie dafür von seiner Seite alles Schutzes eines „Cavaliere servente" versichert seyn darf; das Auge der Lästerung selbst würde in einer solchen Verbindung keinen unedlen Beweggrund zu erspähen vermögen. Er wird sein Leben für sie auf das Spiel setzen, und doch nie ein Lächeln zum Lohne empfangen, da er die Schöne, die ihn zu ihrem Bruder und Ritter erkoren hat, niemals zu Gesicht bekommen wird. Allein es liegt ein ganz eigener Zauber in dem Geheimnisse einer solchen Verbindung, die nie in Gefahr kömmt, durch nähere Bekanntschaft zu verlieren, und vielleicht fühlt sich auch der Ritter von der öffentlichen Meinung genugsam belohnt, wenn sie ihn als den Rakhi-bund Bae — „den Armband verbundenen Bruder" einer Prinzessin anerkennt. Auf Kostbarkeit und Werth eines solchen Unterpfandes wird nie gesehen; es braucht nicht von besonderer Köstlichkeit zu seyn, obgleich es nach Rang und Vermögen der Geberin verschieden seyn, und aus Flockseide und Flittern, oder aus goldenen Ketten und Edelsteinen bestehen kann. Das Geschenk eines solchen Armbandes wird mit einem Katschli, einer Art Mieder von Seide oder Atlas, Goldbrokat und Perlen erwidert. Es gibt in Europa nichts, was man mit der Form oder Anwendung dieses Kleidungsstückes vergleichen könnte, und da es bestimmt ist, den kostbarsten Theil der Schönen, welcher es übersendet wird, zu decken, so ist es vollkommen geeignet, als Sinnbild des Schutzes und der Ergebenheit zu dienen. Oft wurde das Katschli mit dem Geschenke einer ganzen Provinz begleitet, und der Kaiser

*) S. über dessen Leben Ausland dieses Jahrganges S. 217.

von Hinduſtan war ſo entzückt über die ſinnvolle Zartheit dieſes ritterlichen Brauches der Radſchputen, als er das Armband der Königin Kurnawati erhielt, die ihn dadurch zu ihrem Bruder und zum Oheim und Beſchützer ihres unmündigen Sohnes Udi Sing erwählte, daß er ſich freudig als ihren Ritter erklärte, wäre es auch, wie er hinzufügte, daß ſie das Schloß Rinthombur ſelbſt verlangen ſollte."

(Fortſetzung folgt.)

Gefängnißleben des Dichters Silvio Pellico.

(Fortſetzung.)

Bei allem Troſte, den der Dichter aus ſeinem tiefen Gemüthe zu ſchöpfen vermochte, laſtete dennoch die Einſamkeit des Gefängniſſes zuweilen ſchwer auf ſeiner Seele.

„Die beiden Söhne des Gefängnißwärters," ſagt er in dieſer Beziehung, mit denen ich mich in allerlei Kinderpoſſen unterhalten hatte, mußten in die Schule gehen. Die Mutter und die Tochter, die von ihnen begleitet, gewöhnlich mit mir geſprochen hatten, kamen mir nicht mehr nahe, außer wenn ſie mir meinen Kaffee brachten. Was die Mutter betrifft, ſo machte ich mir wenig daraus, die Tochter aber, obgleich ſchüchtern und beſchränkten Geiſtes, hatte doch in ihren Worten und Blicken eine ſolche Milde und Freundlichkeit, daß ich ſie ſchwer vermißte. So oft ſie mir den Kaffee brachte und dabei bemerkte: „Ich habe ihn gemacht," fand ich ihn ſtets vortrefflich; ſagte ſie aber: „Meine Mutter hat ihn heute gemacht," ſo ſchmeckte er mir nur halb ſo gut. Während ich ſo faſt aller menſchlichen Geſellſchaft beraubt war, machte ich eines Tages auf meinem Fenſter Bekanntſchaft mit einigen Ameiſen; ich fütterte ſie, ſie gingen wieder ihres Weges, und bald darauf war das Fenſtergeſimſe gedrängt voll von dieſen Thierchen, als wären ſie von mir eingeladen worden. Auch mit einer Spinne, die ihr wunderbares Luftſchloß innerhalb meines Gefängniſſes aufgehangen hatte, fing ich an, auf vertrautem Fuß zu leben; ich ſpeiſte ſie oft mit Schnacken und Fliegen, die mir ohnehin ſo läſtig waren, und die ihr viel beſſer zuſagten, als mir. Sie gewöhnte ſich nach und nach ſo an mich, daß ſie über meine Bettdecke zu mir lief, und ihre Speiſe aus meiner Hand holte."

In dieſer Einſamkeit, in keiner andern Geſellſchaft, als der von einigen Ameiſen und einer Spinne, und unerträglich von erſtickender Hitze und Inſekten gequält, verfertigte Silvio Pellico mehrere ſeiner Trauerſpiele und andere Gedichte. Dabei lebte er größtentheils nur von Kaffee, der auf ſeine Nerven eine ganz eigene wunderbare Wirkung äußerte, von der er folgenden Bericht gibt:

„Ich befand mich durch den häufigen Genuß dieſes Trankes in einem Zuſtande von ſanfter Trunkenheit, die von oftmaligen, aber ſchmerzloſen Krämpfen begleitet war, und die mich die ganze Nacht wach erhielt, wo ich dann meine Seelenkräfte wunderbar geſtärkt und thätig fühlte. Ich konnte mit ungemeiner Leichtigkeit und in höchſter Ruhe dichten, philoſophiren und beten, ſo daß ich oft meine Mittagskoſt aufgab, um auf den Abend mehr von dieſem für mich wahrhaft magiſchen Getränke zu erhalten, das jedoch mehr als Einmal ſehr ſchlecht war. Manchmal gaben ſie mir ſtatt deſſelben auch eine elende Suppe, die weit entfernt meine Lebensgeiſter zu ermuntern, mich in eine furchtbar elende und niedergeſchlagene Stimmung verſetzte; dann warf ich mich auf meine Liegerſtätte, voller Gram und Bekümmerniß.

„Bei ſolchen Gelegenheiten beklagte ich mich bitterlich gegen Angiola, die Tochter des Gefängnißwärters; und eines Tages, als trüge ſie die Schuld davon, ſchalt ich ſie ſo heftig, daß das arme Mädchen laut zu weinen anfing. „Nie Signor, ſagte ſie unter Thränen und Schluchzen, „habe ich noch Jemand betrogen und doch ſchelten mich Alle eine kleine betrügeriſche Kröte."

„Jedermann! O ſo bin ich, wie ich ſehe, nicht der Einzige, der durch Deine abſcheuliche Suppe zum Wahnſinn gebracht wird."

„Dieß meine ich nicht, Signor. Ach, wenn Sie nur wüßten! Wenn ich Ihnen nur Alles ſagen dürfte, was mein armes unglückliches Herz" —

„Nun gut, weine nur nicht ſo! Wozu ſo viel Lärm um nichts? Ich bitte Dich um Vergebung, wenn ich Dir wehe that. Gewiß, ich glaube, Du würdeſt mir nicht ein ſo elendes Gebräu wie dieſes da bereiten wollen oder können.

„Ach Gott, nicht darum meine ich, Signor."

„Nicht?" — ſagte ich lang gedehnt, und fühlte meine Eigenliebe nicht wenig gekränkt; doch zwang ich mich zu einem Lächeln.

„So weinteſt Du alſo, weil ich Dich ausſchalt, und nicht des Kaffees wegen?"

„Freilich, Signor."

„Nun, und Wer nannte Dich denn auch noch eine kleine betrügeriſche Kröte?"

„Er, Signor."

„Er? — Wer iſt dieſer Er?"

„Mein Liebſter, Signor — und hier bedeckte ſie ihr Geſicht mit ihren kleinen Händen. Und nun vertraute ſie meiner Verſchwiegenheit — und verrathen konnte ich ſie nicht gut — eine Art aus Scherz und Ernſt gemiſchter Schäferidylle an, die wirklich meine Theilnahme erregte. Von dieſem Tage an — ich wußte kaum wie und warum — wurde ich der Vertraute und Rathgeber dieſes jungen Mädchens, das mich nun oft beſuchte und Stunden lang mit mir plauderte. „Sie ſind ſo gut, Signor, ſagte ſie, daß mir in Ihrer Nähe ganz iſt, als wenn ich Ihre Tochter wäre."

„Das iſt ein ſehr dürftiges Kompliment," erwiderte ich, indem ich ihre Hand fahren ließ, „ich bin kaum zweiunddreißig Jahre alt, und Du ſiehſt mich mit Augen an, wie Deinen Großvater." — Nein, nein, nicht ſo, ich meine, wie ein Bruder . . ." und ſie wollte durchaus wieder meine Hand faſſen, und zwar mit der unſchuldigſten Zutraulichkeit und Liebe. „Ich bin froh, dachte ich bei mir ſelbſt, daß Du keine Schönheit biſt, ach ſonſt könnte dieſes unſchuldige Gefühl mir ſehr gefährlich werden." Zu einer andern Zeit dachte ich wieder: „Es iſt ein Glück, daß ſie ſo jung iſt; man kann doch gewiß nicht Gefahr laufen, ſich in ein

Mädchen von ihren Jahren zu vernarren." Wieder zu einer andern Zeit aber war ich etwas unzufrieden über mich selbst; es ist doch nicht recht, dachte ich bei mir, daß ich sie so geradezu von mir fern halte, da es doch ihrer Gestalt und ihrem Gesichte keineswegs an Ebenmaß und Ausdruck fehlt. „Wäre sie nicht so bleich, sagte ich, und ihr Gesicht frei von Maalen, so könnte sie wirklich als eine Schönheit gelten." Es ist in der That unmöglich, in der Gesellschaft, in den Blicken und der Stimme eines jungen Mädchens, das voll Lebhaftigkeit und Hingebung ist, nicht einen gewissen Reiz zu finden. Ich hatte mir nicht die mindeste Mühe gegeben, ihre Zuneigung zu gewinnen; und doch war ich ihr so theuer als Vater oder Bruder — es stand mir frei, jede dieser Stellen einzunehmen. Und warum? — Bloß weil sie die „Francesca da Rimini" und den „Eufemio" gelesen hatte; und über meine Gedichte, pflegte sie zu sagen, müsse sie so sehr weinen; über Dieß war ich ein einsamer Gefangener, der doch, wie sie gleichfalls zu sagen pflegte, weder geraubt noch gemordet hatte. Kurz, wenn ich mich früher in die arme Maddaline verlieben konnte, ohne sie auch nur ein einziges Mal gesehen zu haben, wie konnte ich gleichgültig bleiben bei der schwesterlichen Liebe und Aufmerksamkeit, bei den tausend Gefälligkeiten, die Angiola mir erwies, bei dem köstlichsten Kaffee, den mir diese Venezianerin, meine liebe artige Sbirrin (Venezianina adolescente Sbirra) bereitete.

„Ich würde mich selbst belügen, wollte ich es meiner eigenen Klugheit zuschreiben, daß ich mich nicht in die kleine Angiola verliebte. Es geschah nicht, aus dem einfachen Grunde, weil sie schon einen Geliebten aus eigener Wahl hatte, dem sie mit unwandelbarer und verzweifelter Neigung zugethan war. Hilf Himmel! Wäre es nicht so gewesen, so würde ich mich in einer, für einen Schriftsteller, der so wenig Mittel besaß, auf seiner Hut zu seyn, sehr bedenklichen Lage befunden haben. Das Gefühl, das ich für sie empfand, war noch nicht was man gewöhnlich Liebe nennt. Ich wünschte sie glücklich, sie mit ihrem Geliebten vereinigt zu sehen; ich war nicht eifersüchtig und ließ mir nicht von fern einfallen, daß sie auf mich ein Auge werfen könnte. Und doch schlug mein Herz, wenn die Thüre meines Gefängnisses sich öffnete, in der Hoffnung, es könne Angiola seyn, und wenn sie es nicht war, so fühlte ich eine eigene Art von Pein; aber kam sie wirklich, so schlug mein Herz noch heftiger aus reinem Gefühl der Freude. Angiola's Eltern, die eine gute Meinung von mir zu fassen begonnen hatten, und um Angiola's Neigung für einen Andern wußten, legten ihren Besuchen bei mir kein Hinderniß in den Weg, und erlaubten ihr fast jeden Tag, mir des Morgens und sogar manchmal des Abends meinen Kaffee zu bringen.

„Es lag in jedem ihrer Worte und Blicke, in jeder ihrer Bewegungen eine solche Einfachheit und Zärtlichkeit, die wahrhaft bezauberten, und sie pflegte zu sagen: „Ich liebe leidenschaftlich einen Andern, und doch ist mir in Ihrer Nähe so wohl." — „Und weißt Du, warum?" fragte ich. — „Nein." — „Ich will es Dir sagen. Weil Du mit mir von Deiner Liebe plaudern kannst." — „Der Grund läßt sich hören; und doch glaube ich, ist auch zum großen Theil die Ursache davon, daß ich Sie so sehr verehre." — Armes Mädchen! Und bei dieser liebenswürdigen Offenherzigkeit beging sie auch noch die gesegnete Sünde, daß sie mich bei der Hand faßte und sie mit aller Herzlichkeit drückte, ohne zu ahnen, daß sie mir durch ihre zärtliche Freundlichkeit eben so viel Freude als Unruhe verursachte. Dem Himmel sey Dank, daß ich mich dieses guten Mädchens erinnern kann, ohne mir den geringsten Vorwurf machen zu dürfen.

„Eines Abends, als es ihr eben sehr schlimm ergangen war, schlug das arme Mädchen seine Arme um meinen Nacken, und weinte, als wollte ihm das Herz brechen. Sie hatte nicht den mindesten Begriff von einer Unschicklichkeit. Keine Tochter konnte ihren Vater mit vollkommenerer Unschuld und argloserer Liebe umarmen. Ich konnte jedoch an diese Umarmung nicht zurückdenken ohne mich etwas bewegt zu fühlen. Meine Einbildungskraft zauberte sie mir oft vor, und ich konnte dann an nichts Anderes denken. Bei einer andern Gelegenheit, als sie abermals im Vertrauen auf mich ganz Hingebung war, sah ich mich wirklich genöthigt, mich aus ihren Armen loszuwinden, bevor ich sie noch einmal an meine Brust drückte, oder ihr einen Kuß gab, während ich kaum die Worte hervorzustammeln vermochte: „Ich bitte Dich, liebe Angiola, umarme mich nicht mehr . . . es schickt sich nicht." Sie heftete einen Augenblick ihre Augen auf mich, schlug sie dann zu Boden und eine tiefe Röthe ergoß sich über ihr treuherziges Gesicht. Sicherlich las sie das erstemal in meiner Seele die Möglichkeit einer Schwäche in dem Verhältnisse zu ihr. Allein sie fuhr fort, auf dem gleichen freundschaftlichen Fuße mit mir zu bleiben, nur mit etwas mehr Zurückhaltung und Achtung, wie ich es wünschte, und ich konnte ihr dafür nur dankbar seyn." —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aufenthalt bei den Negern von Empoöngwa.

(Schluß.)

Man darf übrigens nicht denken, als ob meine Gegenwart überall Freude erregt hätte; denn mehrere neue Sklavinnen aus dem Binnenlande erklärten mich geradezu für einen bösen Geist, und behaupteten, sie müßten auf der Stelle Todes sterben, wenn sie mich anblickten. Ich hatte nicht bedacht, daß sie nie einen Weißen auch nur gesehen hatten, und hielt deßhalb ihre Angst mehr für bloßes Geplärre. Ich versuchte, sie durch kleine Geschenke und Liebkosungen zu gewinnen, als aber meine Bemühungen ohne Erfolg blieben, schlich ich mich leise hinter eines der Mädchen, faßte es sachte bei den Ohren und drehte dann seinen Kopf hurtig und ganz nahe an den meinigen herum. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus und fiel in Ohnmacht; jetzt, da ich mich überzeugt hatte, daß ihr Schrecken keine Verstellung war, that mir mein muthwilliger Streich recht leid, um so mehr, als das arme Ding den ganzen Tag über fortwährend sehr unwohl blieb. Zur gerechten Strafe sollte ich wenige Stunden darauf einen ähnlichen Schrecken zu bestehen haben. Ich saß — wie ich meinte — allein in dem Wohnzimmer, und ging auf die entgegengesetzte Seite hinüber, um meine Handschuhe zu holen, als plötzlich Etwas mit einem furchtbaren Griff und Gebrüll von hinten auf mich losſprang. Ich erwartete zum Wenigsten den offenen Rachen eines Löwen mich ausgähnen zu sehen, und war — glaube ich fast — nicht minder entsetzt, als ich in dem vermutheten Ungethüm den weißen Neger erkannte. Das gellende Geschrei, das ich ausstieß, brachte augenblickliche Hülfe herbei, und ich wurde sogleich aus den Klauen des Wahnsinnigen befreit. Wie

es schien, hatte er mich wegen seines schwachen Gesichts *) nicht recht deutlich bis zu dem Augenblicke gesehen gehabt, und ihn dann sein Erstaunen über meinen Anblick in Raserei versetzt. Er wurde weggeschickt, und würde, hätte ich nicht um Verzeihung für ihn gebeten, hart gezüchtigt worden seyn; übrigens hielt man ihn während der noch übrigen Zeit meines Aufenthalts in Naänzo sorgfältig von mir entfernt.

Bei meiner Rückkehr nach dem Schiffe fand ich einen hübschen kleinen Schooner neben uns liegen; er war mit Schwarzen bemannt, und sein Eigner oder Befehlshaber ein schlanker portugiesischer Mulatte, dessen Kleidung von Gold starrte. Er blieb zwei Tage bei uns, indem er augenscheinlich jeden Winkel im Schiffe ausspähte, und die Matrosen immer Dieß und Jenes zu fragen hatte. Unser Kapitän, ein arglofer Mann, theilte ihm seine Plane mit, und ließ ihn nebstdem noch als seinen Schuldner abfegeln. Bald nachdem er uns verlassen hatte, wurde der größere Theil der Schiffsmannschaft ein Stück Weges stromaufwärts geschickt, und fuhr mit den Booten in die Strombuchten, um die Ankunft der Ladung fördern zu lassen; und am Morgen darauf fanden sich ganz unerwartet mehrere mit einem neuen Schlag Menschen aus dem benachbarten Königreiche Kaylih angefüllte Kanoes an unserm Schiffe ein. Sie kamen, wie sie sagten, des Handels wegen an Bord, setzten sich aber ganz ruhig auf dem Verdecke fest. Diese Leute sind als Menschenfresser bekannt; ich war deßhalb neugierig, sie zu sehen, und setzte mich, mit einem Buche in der Hand, oben hart an die Kajütentreppe. Ihre lauernden Blicke und ihr finsteres Aussehen ließen mich indeßen bald wünschen, ihnen aus dem Gesichte zu kommen; am meisten aber machten sie mich um die Sicherheit eines kleinen Vetters besorgt, der unter meiner Obhut nach England mitging. Gegen das Ende des zweiten Tags hörte ich einen gewaltigen Lärmen über mir, und kurz darauf stürzte der Steuermann Hülfe rufend mit den Worten: „die Kayliys und Empodngwa's seyen scharf an einander," in die Kajüte. Das Kind war mir von der Seite gewischt, und ich flog nun in großer Angst die Treppe hinauf und brachte es in Sicherheit. Ich wurde auf diese Art wider Willen Zeuge des Auftritts; das Verdeck schwamm in Blut, und Schwarze und Weiße waren allesammt in hitzigstem Gefechte; die Kayliys handhabten ihre langen Messer äußerst rüstig und gewandt, die Offiziere gebrauchten nicht minder eifrig ihre Degen und Pistolen, und die Matrosen hatten ihre Arbeitsgeräthschaften ergriffen. Nach einem verzweifelten Kampfe wurden die Kayliys überwältigt, ihre Verwundeten in die Kanoes geworfen, und die unverletzt Gebliebenen fest zusammen und an verschiedene Theile des Schiffs angefesselt. Auf der Stelle wurden Boten nach unserer übrigen Schiffsmannschaft ausgeschickt, die dann auch mit einer bedeutenden Verstärkung von Empodngwa's zurückkam. Den Kayliys wurde jetzt freier Abzug vergönnt, und Tag und Nacht, so lange wir noch in dem Flusse blieben, scharfe Wache gehalten. Wir kamen nachher dahinter, daß das Ganze ein von dem „gelben Gaston" (so war der portugiesische Mulatte genannt) angezetteltes Plan, unser Schiff zu nehmen, gewesen war, in welchem Falle wir dann insgesammt ermordet, das Schiff aber von allem Werthvollen geleert und dann versenkt worden seyn würde. Schon vor drei Jahren hatte dieser Mensch — schien es — mit Beihülfe der Kayliys ein englisches Schiff sammt seiner Mannschaft, die zuvor durch Krankheit vermindert und geschwächt worden war, vernichtet.

Die Hitze wurde jetzt so heftig, daß ich es trotz einer dreifachen und durchnäßten, über das Verdeck gespannten Sonnendecke auf diesem den Tag über nicht auszuhalten vermochte; die Gewitterstürme wurden immer häufiger, und Alles verkündete den nahen Eintritt der Regenzeit. Auch unsere Leute wurden krank, und wenn wir gleich in Hoffnung auf eine bessere Ladung noch zögerten, so sah sich unser Kapitän doch genöthigt, Anstalten zur Abfahrt zu treffen. Unser Unterschiffer, **) ein sehr geschickter Seemann und von äußerst gefälligem Benehmen, starb unter meinen pflegenden Händen; ein Matrose folgte ihm bald nach; unsern Schiffszimmermann befiel ein tödtliches Fieber, und unser vortrefflicher und thätiger Proviantmeister wurde bettlägerig. Nun mußten alle Hände ans Werk, um den durch einen Blitzstrahl zersplitterten Mast wieder auszubessern. Unsere Todten begruben wir auf einem freundlichen Eilande im Flusse; und da zudem in der Nacht ein spanischer Pirat neben uns Anker warf, so feuerten wir noch vor Tagesanbruch Tom Lawson unsern Abschiedsgruß, spannten alle Segel auf, und waren, von Wind und Fluth begünstigt, um Mittag schon weit auf unserm Wege, „um die südöstlichen Passatwinde abzufangen." Am Morgen, wo wir bereits das Land aus dem Gesichte verloren hatten, mußten wir noch unsern armen Zimmermann dem Schoße des Meeres übergeben.

*) Die Kakerlaken (Albinos, weiße Neger u. s. f.) können bekanntlich wegen des ihren Augen mangelnden schwarzen Pigments diese bei dem hellen Licht des Tages nicht ganz öffnen, während sie bei Nacht ziemlich gut sehen.

**) Mate — auf Kauffahrteischiffen der Nächste nach dem Kapitän.

Vermischte Nachrichten.

Dr. Audral erzählt in der „Lanzette" folgende Beispiele von Monomanie: „Vor wenigen Jahren speiste ich mit einem Freund, einem Manne von ausgezeichneten Fähigkeiten. Es befanden sich noch mehrere Gäste an der Tafel; unser Wirth war vollkommen wohl, und gab eben hinreichende Beweise von der Thätigkeit seiner intellektuellen Kräfte, als er plötzlich nach der Thüre des Zimmers hin grüßte, als gewahrnehme er einen unsichtbaren Freund; er stand auf, reichte ihm einen Stuhl, sprach mit ihm, erhielt Antwort, und führte die eingebildete Unterhaltung fort. Am folgenden Tage war dieser Freund von seiner seltsamen Einbildung ganz wieder genesen. Das zweite Beispiel dieser Art ist die Geschichte der epidemischen Monomanie zu St. Touard, und wohl nie hörte man von etwas Seltsamerem und Außerordentlicherem. Ein Bataillon französischer Soldaten hatte während des beschwerlichen Feldzugs an einem heißen, schwülen Tag einen doppelten Marsch nach einem gewissen Orte zu machen. Es war 800 Mann stark, lauter kühne, abgehärtete, versuchte Leute, die keine Gefahr scheuten, selbst den Teufel nicht gefürchtet hätten, und sich wenig um Gespenster und Geistererscheinungen kümmerten. In der Nacht, wo diese Begebenheit sich zutrug, war das Bataillon gezwungen, in einem engen, niedern, kaum für 500 Mann Raum bietenden Gebäude Quartier zu nehmen; dennoch aber schliefen sie. Um Mitternacht aber wurden Alle von einem aus allen Winkeln des Hauses ertönenden gräßlichen Geschrei aufgeweckt, und den erstaunten, erschrockenen Soldaten erschien das Gesicht eines ungeheuren Hundes, der durch das Fenster hereinsprang, und mit schnellem und gewaltigem Tritte den Schläfern über die Brust hinlief. Die Soldaten verließen entsetzt das Gebäude. Am nächsten Abende nahmen sie auf dringende Bitten des Arztes und des Bataillonschefs, die sie begleiteten, ihr früheres Quartier wieder ein. „Wir saßen, sagt der Erzähler, daß sie schliefen; vollkommen wach erwarteten wir die Stunde des Schreckens, und kaum hatte es zwölf geschlagen, so waren die alten Soldaten auch schon zum zweitenmal auf den Füßen. Abermals hatten sie die übernatürlichen Stimmen gehört, abermals hatte der Hund ihnen die Brust bis zum Ersticken beklemmt. Der Bataillonschef und ich selbst sahen und hörten nicht das Geringste." Bei diesem Falle ist die Einwirkung physischer Ursachen, namentlich auf die Respirationswerkzeuge, die durch den angestrengten Marsch und die erstickende Luft des Schlafgemachs sehr angegriffen seyn mochten, und die hieraus entspringende Täuschung der Sinne nicht zu verkennen. Der letzte Fall begegnete mir selbst, und zwar in einem Augenblicke, wo ich nicht die geringste Anlage zu Wahnsinn verspürte. Ich war noch ein junger Mann, als ich zum erstenmal das anatomische Theater von La Pitié besuchte, und dort den schon stark in Fäulniß übergegangenen, mit Maden und Würmern bedeckten Leichnam eines Kindes sah. Ich machte mir wenig daraus, kehrte nach Hause zurück, legte mich zu Bette und schlief fest. Als ich aber am andern Morgen aufstand, um das Fenster zu öffnen, sah ich zu meinem größten Erstaunen den Leichnam von La Pitié auf meinem Tische liegen! Ich stutzte, rieb mir die Augen, zwickte mich in die Nase, Alles vergebens; er war es wirklich, blau und grün, faul und von kriechendem Gewürme bedeckt. Nie sah ich irgend Etwas deutlicher, und doch schwand die Täuschung bald, und ich erhielt meine Besinnung wieder, die seitdem nie mehr durch ein ähnliches Gesicht zum Besten gehalten wurde."

*

Dem Doktor Ure zufolge waren im Jahre 1830 205 Vulkane auf dem Erdball in Thätigkeit. Von diesen befinden sich 107 auf Inseln, 98 aber auf dem Festlande, jedoch meist an Küsten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 60. 1 März 1833.

Eine Fahrt mit dem Kapitan Pascha im Schwarzen Meere.*)

Sobald ich am Bord des „Selimier," einem schönen Kriegsschiffe ersten Ranges, auf dem die Flagge des Kapitan Pascha wehte, angekommen war, wurde ich unverzüglich diesem Großwürdeträger des ottomanischen Reiches vorgestellt. Achmet Papudschi war ein kleiner kränklicher Greis, der sich neben seinen Vorgängern durch eine bei ihnen fast unbekannte Eigenschaft: Herzensgüte, auszeichnete. Sein langer grauer Bart lieh seinem Gesichte einen hohen Ernst, ohne dessen gemeine Züge zu veredeln; er trug ein Gewand von pomeranzengelber Seide, einen reichgestickten Gurt und einen Pelz von schiefergrauem Tuch. Im Hinterkastelle des Schiffes auf Polstern ausgestreckt, rauchte er herrlichen Tabak, der einige Schritte von ihm in einem porzellanenen Narghile brannte. Ein Geheimschreiber las ihm Papiere vor, die er nicht wohl selbst lesen konnte, ein griechischer Dragoman stand ihm zur Seite und hinter ihm waren einige Reihen Soldaten, mit Jatagans und langen Stöcken bewaffnet, aufgestellt.

Achmet's Gruß bestand in einem den Osmanlis ganz eigenen Augenwink, wodurch er meinem Begleiter erlaubte, den Saum seines Pelzes an Lippen und Stirne zu drücken; obgleich Dieß nichts weiter als eine leere Förmlichkeit war, so fühlte ich doch keineswegs Lust, mich ihr gleichfalls zu unterziehen, da ich wohl wußte, daß die Achtung, welche ein Muselmann einem Christen bezeigen zu müssen glaubt, gerade im umgekehrten Verhältnisse zu der Höflichkeit steht, die man ihm beweist. Ich lernte viele Franken im Dienste der Pforte kennen, die diese Erfahrung auf ihre Kosten machten, und zu spät ihre allzugroße Unterwürfigkeit bedauerten. — Der Pascha erhob sich und lud uns ein, in seine Kajüte hinabzusteigen; zwei Offiziere nahmen ihn unter den Arm, und sein übriges Gefolge ging hinter uns drein. Die Kajüte war ausgesucht elegant und mit ängstlicher Sorgfalt rein gehalten. Die Geräthschaften bestanden aus einem Sofa und einem Halbdutzend Sessel, die mit gold- und silbergesticktem Seidenzeug überzogen waren; auf einem Tische lag eine Karte des Schwarzen Meeres ausgebreitet, jedoch bloß der Form wegen denn man warf nie einen Blick auf dieselbe, und daneben lagen auf einer Ottomane einige prachtvoll eingebundene Koran's. Damaszenerklingen, französische Pistolen, zwei Teleskopen von Dollon und der Namenszug des Sultans, unter Glas und Rahmen vollendeten die übrige Verzierung des Gemaches. Auf den Fenstern waren Pyramiden von Citronen aufgestellt, um die Luft zu würzen, und ihr Duft mischte sich mit dem Blüthenhauch einiger frischgeschnittenen Orangenzweige. Der Pascha ließ uns mit Kaffee bedienen, der so dick wie Schokolade und ohne Zucker war; zugleich reichte man uns Tschibuks. Der Kaffee ist eine stets in Bereitschaft gehaltene Höflichkeit, die Pfeife ein Zeichen besonderer Berücksichtigung.

Der Schiffskapitän machte die Meldung, daß der Wind günstig sey, und einige Stunden später durchschnitten wir die Gewässer des Pontus Euxin, indem wir ungefähr neun Knoten in einer Stunde zurücklegten — eine für einen Offizier der königlichen Flotte von England nie genossene Gemächlichkeit. Kaum hatten wir noch zwanzig Meilen zurückgelegt, als ein Segel signalisirt wurde. Es war eine russische Fregatte. Der Pascha ließ sogleich die Flotte zusammenziehen und Bord an Bord segeln. Ich erbot mich, mit einer Fregatte auf das russische Schiff Jagd zu machen, allein der Pascha schlug es mir ab, überzeugt, daß es in seiner Pflicht liege, kein einziges Schiff sich aus der Linie entfernen zu lassen. Der arme Achmet Papudschi! Er hatte freilich keinen Begriff davon, was ihm in seiner Stellung oblag. Und wie hätte er es auch gesollt, da er ursprünglich seines Zeichens ein Schuhmacher war, wovon er auch seinen Beinamen hatte; nachher diente er als Sklave bei Izzet-Mehemed-Pascha, der ihn zum Woiwoden von Galata hatte ernennen lassen. Achmet hatte sich als brauchbarer Polizeibeamter bewiesen und der Sultan daraus gefolgert, daß er auch einen guten Admiral abgeben könne!

Mit Anbruch der Nacht befanden wir uns der Fregatte aus dem Gesichte. „Allah Akbar! Eschhedu enna la illah illa' Allah!" Dieser Ruf erscholl von Schiff zu Schiff, wie Stimmen unsichtbarer Geister. Es waren die Imams, die ihn von den Mastkörben herab ertönen ließen. Sogleich stürzte die ganze Schiffsmannschaft auf die Verdecke und nach den vorgeschriebenen Abwaschungen neigten alle Stirnen sich zu Boden. Auf offenem

*) Aus Records of Travels in Turkey, Greece etc. and of a Cruise in the Black Sea with the Capitan Pasha, in the years 1829, 1830 and 1831. By Adolphus Slade. Esq. 2 vols. 8. London 1833. Die hier mitgetheilte Fahrt im Schwarzen Meere ging im Jahre 1829 vor sich.

Meere, im Augenblick wo die letzten Strahlen der Sonne auf den Wogen zitterten unter einem orientalischen Himmel, war dieser Anblick von großartiger Wirkung, selbst in den Augen eines Ungläubigen.

Am folgenden Tage wurde mir die Ehre zu Theil von dem Pascha zur Tafel geladen zu werden. Ein kleiner Teppich wurde zwischen zwei Geschützen auf dem Oberlauf vor der Kajüte ausgebreitet, ohne ein Schirmdach darüber aufzustellen. Wir saßen darauf, mit untergeschlagenen Beinen, einander gegenüber. Zwei Agas — von nicht geringerem Range war unsere Bedienung — knieten neben uns, mit Waschbecken, um uns die Hände waschen zu lassen; dann banden sie uns Servietten um den Hals und setzten in die Mitte zwischen uns beide ein rundes metallenes Gefäß, auf niederm Gestell, worin sich vier Saucenschalen mit eben so viel Eingemachtem befanden, ferner Brod und Kuchenschnitte, Salz und eine Schüssel mit Salat, um nach Belieben davon zu nehmen. Unsere Finger vertraten die Stelle von Messer und Gabel. Das erste Gericht bestand aus einem Stoß rother Seebarben. Der Pascha langte natürlich zuerst zu, und da er ein klein wenig Epikuräer war, so betastete er erst jeden Fisch mit den Fingern, bevor er einen wählte. Ich nahm einen, der schon zwischen seinen Nägeln sich befunden hatte. Das nächste Gericht bestand aus einem Huhn. Der Pascha faßte es mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand und riß mit der rechten einen Flügel ab. Ich versuchte denselben Handgriff an einem Bein, allein da ich aus übertriebenem Zartsinn mich nur einer Hand bediente, so konnte ich nicht damit fertig werden. Der Pascha, der meine Ungeschicklichkeit bemerkte, gab einem Offizier einen Wink, mir zu helfen. Gern hätte ich seinen Dienst abgelehnt, allein es war schon zu spät. Mein dienstfertiger Freund faßte das Huhn mit seinen derben Händen, drehte den Knochen mit erstaunlicher Gewandtheit aus dem Gelenke, schälte das Fleisch von der Brust mit dem Nagel seines Daumens ab, zerschlitzte Alles in dünne Riemchen, legte dann das Huhn, mit einem Blick der Selbstzufriedenheit über seine größere Geschicklichkeit, mir vor und sagte: „iß." Nur mein Hunger konnte mir diesen Leckerbissen hineinzwingen. Die dritte Schüssel bestand aus Lammfleisch, mit Oliven gedämpft. Bei dieser zeigte ich sogleich, daß die eben erhaltene Lektion für mich nicht ohne Frucht war; denn da ich abermals die Einmischung eines fremden Fingers bei einer so schlüpferigen Sache wie Lammfleisch mit gedämpften Oliven, fürchtete, so griff ich mit der zuversichtlichsten Unbefangenheit zu, wobei ich genau jede Bewegung des Pascha nachahmte und die Oliven mit Hülfe meines Daumens und eines Stückchens Brod aus der Schüssel herausschaufelte, und zwar mit einem Geschick, als hätte ich nie eine Gabel gesehen. Die Umstehenden winkten einander zu, und die gedankenlosen Augen meines Wirthes strahlten vor Freude über die Schnelligkeit, mit der ich mich in die Umstände zu finden wußte. Noch verschiedene andere Gerichte folgten, die ich hier nicht aufzählen will; allen wurde auf gleiche Weise die gebührende Ehre angethan, denn es muß gesagt werden, daß sie vortrefflich waren, da die türkische Küche in vielen Stücken mit der französischen Aehnlichkeit hat, und in einem sie noch übertrifft — der Köstlichkeit des auf türkisch zubereiteten Lammfleisches kommt nichts in unsrer Kochkunst auch nur von ferne gleich. Ungefähr zwölf Schüsseln, von denen ich aus Artigkeit natürlich mehr essen mußte, als ich Lust hatte, was mir noch härter ankam, da der Wein fehlte, waren in größter Eile abgefertigt worden, eine Pause trat ein und ich fing an, wieder freier zu athmen, als zu meinem größten Schrecken noch eine ungeheure Schüssel mit Pilaff, das ständige letzte Essen einer türkischen Tafel, aufgetragen wurde. Da ich seit meinem Flügelkleide keine besondere Liebe für den Reiß hatte, so fühlte ich bei dem Anblick des dicken, fetten Breies vor mir einen wahrhaften Ekel. Allein glücklich wäre es noch für mich abgelaufen, hätte ich nur einen Theil davon zu mir nehmen müssen. Eine weit schwerere Prüfung stand meinem Magen bevor. Der Pascha stieß tief seine Finger hinein, nahm einen ziemlichen Klumpen des lehmartigen Breies heraus, wulgerte ihn einige Augenblicke in der Hand und rollte ihn zur Kugel, während ich in meiner Unschuld zusah, in der Meinung, daß dieser köstliche Bissen für keinen andern Schlund als den seinigen bestimmt sey. Es war übrigens noch ein Glück, daß ich keine Ahnung von seiner eigentlichen Bestimmung hatte, sonst würde ich mich bei dem bloßen Gedanken schon vergessen und vor den Augen so vieler Zeugen eine bedenkliche Blöße gegeben haben, abgesehen von der Beleidigung, die ich durch meine Weigerung zugefügt haben würde. Als der Reißklumpen völlig zur Gestalt einer Kartätschenkugel gediehen war, streckte der Pascha seine magere Hand über die Schüssel gegen mich aus: ich fuhr unwillkürlich zurück, er aber hinterdrein und schob mir ihn — o Seekrankheit und Ekel! — in den Mund. Mit einer verzweifelten Anstrengung würgte ich ihn hinab; ich weiß nicht welche Nervenkraft ihn unten festhielt. Die Umstehenden zogen vor Verwunderung die Augenbrauen bis über die Schläfe hinauf: Der Kapitan Pascha erwies einem Fremden eine solche überschwengliche Auszeichnung! Hätte es damals in Stambul schon eine Zeitung gegeben, so würde man diese hohe Ehre nach unserer Rückkehr ohne Zweifel als eines der wichtigsten Begebnisse unserer Fahrt ausposaunt haben. Froh war ich nur, daß die Ehre zu groß war, als daß sie nochmals wiederholt werden konnte. Der Nachtisch, der aufgetragen wurde, nachdem das metallene Gefäß abgeräumt und durch eine Schüssel mit Koschub, einer süßen Flüssigkeit, ersetzt war, bestand aus verschiedenen eingemachten Früchten, die mit Rosenwasser durchdüftet waren: zwei Löffel von Schildkrötenschale wurden dazu gelegt, was sehr vernünftig war, da wir so der Mühe überhoben wurden, die süße Brühe mit der hohlen Hand herauszuschöpfen, wie ich nach der vorausgegangenen Art zu speisen hätte muthmaßen können. Ein Glas Scherbet, Tschibuks und Kaffee machten zur Beförderung unserer Verdauung den Schluß; während wir den letzteren schlürften, ersetzte ein albanesischer Dudelsack, der wo möglich noch raunzender war als ein schottischer die Unterhaltung. Jeder wickelte sich dann in seinen Mantel und legte sich schlafen, wo es ihm beliebte, es gab nicht ein einziges Bett am Bord, nicht einmal für den Pascha.

(Schluß folgt.)

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Der mohammedanische Kaiser hielt auch sein Wort; er vertrieb den Sultan von Gusserat aus den rauchenden Trümmern von Dschitor und setzte den angestammten Beherrscher wieder in das Erbe seiner Väter ein. Nicht so ritterlich dachte Humajuns Nachfolger, Akbar der Große. Der eroberungssüchtige Sultan erschien vor Dschitor, um es zu unterwerfen. *) Keine besondere Heiligkeit gab der Hauptstadt von Mewar in den Augen der Radschputen einen höhern Werth, obgleich der Aberglaube mit ihrem Fall das Erlöschen des königlichen Hauses in Verbindung brachte; es war mehr Lehenstreue als Fanatismus, was die Häuptlinge von Radschastan begeisterte, mit so heldenmüthiger Entschlossenheit die alte Hauptstadt ihres Reiches bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen; auch war Dschitor keineswegs das letzte Bollwerk, unter dessen Trümmern man sich begraben oder unterwerfen mußte. Noch manch weit festeres Schloß hing auf den Felsenzacken der Aravulli; aber Dschitor war der stolze Sitz des Nationalruhmes, die angestammte Hauptstadt der unabhängigen Herrscher von Mewar, und so sehen wir von Jahrhundert zu Jahrhundert die Häuptlinge, die sich übrigens gewissermaßen von aller Botmäßigkeit des Rana frei gemacht hatten, und in ihrem Gebiete als unabhängige Fürsten schalteten, noch immer herbeieilen, um ihr Leben in der Vertheidigung der alten Königsstadt ihrer Vorfahren aufzuopfern. Doch auf dem Throne von Mewar saß in jenen verhängnißvollen Tagen, wo Sultan Akbar seine siegreichen Waffen gegen Dschitor wendete, ein entarteter Nachkomme des Stammes von Bappa Rawul. Udy Sing, der Sohn der heldenmüthigen Kurnawati, floh aus seiner belagerten Hauptstadt und kein königliches Blut war mehr in ihren Mauern vorhanden, das die zürnende Schutzgottheit von Dschitor versöhnen konnte.

Es scheint überflüssig hier dem ganzen Verlauf der Belagerung bis zum dritten und letzten Falle von Dschitor zu folgen: es genüge zu erfahren, daß die Häuptlinge, die zur Vertheidigung herbeigeeilt waren, abermals ihr safrangelbes Gewand anlegten und sich dem Tode weihten, nachdem der Dschohur vollbracht war, in dem neun Königinnen, fünf Prinzessinnen von königlichem Blute, ihre Töchter und zwei unmündige Söhne, sammt den Familien aller Häuptlinge, die nicht auf ihren Schlössern dem Kampfe fern geblieben waren, ihr Leben den Flammen opferten. „Die Schutzgottheit von Dschitor hatte sie in der That verlassen; denn es war am Aditwar, dem Tag der Sonne, wo diese zum letztenmal einen Strahl des Ruhmes über die Hauptstadt von Mewar ausgoß. Der Fels ihrer Stärke war zertrümmert; die Tempel, die Paläste wurden zerstört; und um ihre Erniedrigung und seinen Triumph zu vollenden, beraubte sie Akbar aller Symbole ihrer Herrscherwürde: Die Nakaras (große Heerpauken von acht bis zehn Fuß im Durchmesser), deren Schall auf Meilen in die Runde den Aus- oder Einzug der Fürsten verkündet hatte; die Kandelaber an dem Heiligthum „der großen Mutter," die Bappa Rawul das Schwert umgürtete, mit dem er Dschitor eroberte, und selbst ihre Portale führte er mit sich hinweg, um damit die künftige Hauptstadt Akerabad zu schmücken, die der siegreiche Sultan zu erbauen im Sinne hatte."

Doch in den Gebirgsschlössern der Aravulli lebte noch ein Pelaio, ein Häuptling aus königlichem Geblüte, Pertap, der dem größten der mohammedanischen Kaiser auf dem Gipfel seiner Macht noch zu trotzen wagte. „Um den Fall von Dschitor, das wie der indische Barde sich ausdrückt, einer Wittwe glich, die man des Schmuckes ihrer Lieblichkeit beraubt hatte, immer im Andenken zu behalten, untersagte er sich selbst und seinen Nachfolgern jede Pracht und äußere Herrlichkeit, bis die alten Insignien des Ruhmes wieder gewonnen seyn würden. Die goldenen und silbernen Schüsseln wurden bei Seite gelegt und die Speisen auf Blättern aufgetragen, ihre Betten waren fortan bloßes Stroh, und ihre Bärte wurden von keinem Messer berührt. Um aber den Sturz ihres Glückes noch deutlicher zu bezeichnen und zur Wiedererlangung desselben noch mehr anzufeuern, befahl er daß die kriegerische Nakara, die bisher stets in der vordersten Reihe der Schlachtordnung oder der feierlichen Aufzüge erschollen war, zuhinterst folgen sollte. Diese letzten Wahrzeichen von Mewar's Fall bestehen noch bis auf diesen Tag: der Bart bleibt unbeschoren und selbst in der Ausflucht, mit der man Pertap's Befehl zu umgehen wußte, lebt noch sein Andenken fort: denn obgleich seine gegenwärtigen Abkömmlinge wieder auf Gold und Silber speisen, und in Betten schlafen, so legen sie doch unter jene kostbaren Geschirre Baumblätter, und unter die üppigen Polster Stroh."

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Leser mag es vielleicht für eine überflüssige Wiederholung halten, wenn unsere Auszüge aus den Annalen von Mewar ihm so viele Scenen vorführen, die so große Aehnlichkeit mit einander haben; allein Dieß scheint uns der sicherste Weg, die Eigenthümlichkeit dieses merkwürdigen Volkes, die sich durch so viele Jahrhunderte hindurch gleich geblieben ist, in das gehörige Licht zu stellen.

Seltsame Art, einen Zehenterheber zu kämmen.

(Aus Barringtons Skizzen.)

Die Weißbursche *) in Irland hatten manchmal eine ganz eigene Art, Zehenterheber zu kämmen. **) — Der Zehenterheber wurde gemeiniglich durch das Einschlagen seiner Thüre aus dem ersten Schlafe aufgeweckt, und die Burschen in weißen Hemden hießen ihn „sich gar nicht fürchten," da sie „diesmal" nur vorhätten, ihn zu kämmen, dafür, daß er den Vierten, statt dem Zehenten, von jedem armen Manne im Kirchspiele nehme. Nun drehten sie ihn im Bette um, daß er aufs Gesicht zu liegen kam, holten dann aus einem mitgebrachten Sack einen lebhaften Kater, und setzten ihn dem Erheber zwischen die Schultern. Das fast so arg wie der Erheber erschrockene Thier suchte natürlich loszukommen; da es aber am Schwanze festgehalten wurde, so schlug es seine Krallen tief in des Erhebers Rücken ein, um den Weißburschen kräftigen Widerstand leisten zu können. Je ärger der Schwanz rückwärts gezerrt wurde, desto eifriger suchte der Kater vorwärts zu kommen; glaubte er endlich recht festen Fuß gefaßt zu haben, so überzeugte ihn eine stärkere Gewalt vom Gegentheil, und daß er bei längerem Festhalten

*) White-boys, einer der vielen Beinamen der gegen die Regierung oder gutsherrlichen Druck im Aufstande befindlichen Bauernrotten in Irland.

**) Carding — Wolle kämmen, kardätschen.

den Verlust seines Schwanzes zu befahren habe. So wurde er denn rückwärts, nach des Erhebers Lenden herab, gezerrt, während er sich bei jedem Ruck wieder anhatte, und da und dort, als Zeichen seiner hartnäckigen Gegenwehr, Stücke von des Erhebers Haut abriß. War der Kater bis auf die Lenden heruntergekommen, so wurde er abermals an den Schultern angesetzt, und kämmte dann den Erheber aufs Neue; und Dieß so oft, als das dem Erheber gesprochene Urtheil bestimmte.

Die Ermordung des Herzogs von Berry.

(Erzählt von Chateaubriand.)

Im Jahre 1816 war ich Zeuge von dem glänzenden Einzuge der Prinzessin Karoline von Neapel in Paris, und bald darauf ihrer Vermählung mit Karl Ferdinand, Herzog von Berry. Im Jahre 1820 sah ich die Ueberreste des in der Blüthe seiner Jahre ermordeten Prinzen in der Gruft von St. Denis beisetzen! Im Jahre 1820 lauschte ich mit athemloser Erwartung dem Donner der Kanonen, der der Bevölkerung von Paris das Geschlecht des nachgebornen Kindes verkündigte, das seiner verwittweten Mutter, trotz aller Versuche sein Daseyn schon im Keime zu vernichten, dennoch so wunderbar erhalten wurde. Der Herzog von Berry, der letzte Prinz des Hauses Bourbon in gerader Linie, ward, gleich dem ersten Könige seines Stammes, das Opfer eines Meuchelmordes. Sonntag, den 13 Februar 1820, begaben sich der Herzog und die Herzogin von Berry in die Oper, um Theil an den gewöhnlichen Karnevalsbelustigungen zu nehmen. In den Zwischenakten des ersten Stückes gingen beide aus ihrer eigenen in die Loge des Herzogs von Orleans, wo ihr vergnügliches Lachen, und die Liebkosungen, die sie dem kleinen Herzoge von Chartres erwiesen, zu wiederholtenmalen die beifällige Aufmerksamkeit der Versammlung erregten. Auf dem Rückwege nach ihrer Loge verletzte sich die Herzogin leicht beim Oeffnen einer Thüre durch die sie ging, und da sie sich ermüdet fühlte, so sprach sie, etwa zwanzig Minuten vor eilf Uhr, den Wunsch aus, sich nach Hause zu begeben. Der Herzog von Berry begleitete sie an den Wagen, mit der Absicht wieder ins Theater zurückzukehren. Der Wagen der Herzogin war vor dem Portal aufgefahren, und die Soldaten der Garde standen, da der Herzog die Etiquette, sie bei seinem Erscheinen unter die Waffen treten zu lassen, schon längst abgeschafft hatte, innerhalb der Halle; nur ein einziger Mann war als Schildwache an der Thüre, und während dieser vor Sr. k. Hoheit das Gewehr präsentirte, kehrte er, eben so wie der Graf von Choiseul, der dienstthuende Adjutant, der Straße den Rücken zu. Der Graf von Mesnard, erster Stallmeister der Herzogin, geleitete sie, ihr zur Linken und der Herzog selbst ihr zur Rechten gehend, an den Wagen. Der Graf Clermont Lodève (dienstthuender Kammerherr) war dem Prinzen gefolgt, um ihn in das Theater zurückzubegleiten. In diesem Augenblicke ging ein Mann, der aus der Straße Richelieu kam, schnell zwischen der Schildwache und einem Bedienten, der den Wagentritt wieder hinaufschlug, durch, und warf sich, indem er den Diener auf die Seite stieß, auf den Herzog, gerade als dieser, um wieder ins Theater zu gehen, am Wagen sich umkehrend die Worte sprach: „Adieu, wir sehen uns bald wieder." Der Mörder legte seine linke Hand auf die linke Schulter des königlichen Opfers, und stieß ihm den Stahl ein wenig unterhalb der Brust in die rechte Seite. Von der Heftigkeit des Stoßes auf den Grafen Mesnard zurückgeworfen, fuhr der Herzog sogleich mit der Hand nach der Wunde und rief: „Ich bin ermordet — dieser Mann hat es gethan," und, indem er die Stimme noch mehr erhob: „Ich bin ermordet! ich bin ermordet, ich habe den Dolch!" Beim ersten Ausrufe des Prinzen stürzten die Grafen Clermont und Choiseul, der Sekretär, der Bediente und noch mehrere andere Personen dem Mörder nach, der sich in die Straße Richelieu geflüchtet hatte. Die Herzogin, deren Wagen noch nicht abgefahren war, hörte kaum die Stimme ihres Gemahls, als sie auch schon, jeder Bemühung sie zurückzuhalten widerstehend, aus dem Schlage stürzen, und kaum warten wollte, bis der Tritt heruntergelassen werden konnte. „Laßt mich! ich befehle es euch, laßt mich!" schrie sie wie wahnsinnig. Der verwundete Prinz bemühte sich, ihr die Bitte zuzurufen, nicht näher zu kommen; aber von der Gräfin Bethizy, der dienstthuenden Ehrendame, gefolgt, flog sie zu ihrem Gemahl, gerade in dem Augenblick, als dieser das Messer aus der Brust zog, und es seinem Freund in der Verbannung, dem Grafen Mesnard, übergab. Man setzte ihn dann auf eine Bank in der Halle, das Haupt an die Mauer gelehnt, und die Kleider aufgeknöpft, um die heftig blutende Wunde zu untersuchen. Der Prinz wiederholte: „Ich sterbe, laßt einen Geistlichen kommen. Komm zu mir, theures Weib, laß mich in Deinen Armen sterben." Nach diesen Worten ward er ohnmächtig. Die Herzogin warf sich an die Brust ihres Gemahls, und augenblicklich war ihr prachtvoller Anzug von seinem Blute durchnäßt. Inzwischen hatte man den Mörder ergriffen, und nur mit Mühe konnte man ihn der Rache der Soldaten entziehen. Auf die Wachtstube gebracht und durchsucht, fand man, nächst der Scheide dessen, den er in der Brust des Herzogs zurückgelassen hatte, noch einen zweiten Dolch bei ihm. Die schnellste ärztliche Hülfe, die herbeigeschafft werden konnte, war die der Doktoren Blancheton und Drojard, die den verwundeten Prinzen bereits im Vorgemache seiner Theaterloge fanden, wohin man ihn gebracht hatte. Als er wieder zu sich kam, war seine erste Frage, ob der Schuldige ein Ausländer sey, und als man es verneinte, erwiderte der Sohn Frankreichs, es sey ihm schmerzlich von der Hand eines Franzosen sterben zu müssen. Die Herzogin drang, unter der Versicherung, ihren Ausspruch mit Standhaftigkeit zu ertragen, in die Aerzte, ihre Meinung zu sagen, und diese suchten durch den Umstand, daß noch kein Blut aus dem Munde geflossen sey, ihre Hoffnung einigermaßen zu beleben. Nachdem die Wunde von dem geronnenen Blute gereinigt worden war, schlugen sie dem Herzog am rechten Arm eine Ader. Der Leidende war gefaßt genug, den beiden Aerzten zu sagen, daß er ihre gütigen Bemühungen mit innigem Dank erkenne, daß sie aber fruchtlos seyn würden, da er nicht zu retten sey. Herr Blancheton suchte Se. königliche Hoheit zu überreden, daß die Wunde nicht tief sey. „Ich täusche mich nicht, erwiderte der Herzog, der Dolch war bis zum Heft eingedrungen, ich weiß es gewiß." Die Herzogin riß ihre Schärpe ab, um als Verband zu dienen; sie allein behielt in diesen schrecklichen Augenblicken ihre Geistesgegenwart, und zeigte eine ungewöhnliche Seelengröße. Der Prinz, dessen Augen immer trüber wurden, sagte von Zeit zu Zeit: „Bist du da, theures Weib?" „Ja, antwortete die Herzogin, ihre Thränen trocknend, ich bin hier und werde dich nicht verlassen." Einer der Wundärzte, der auf die erste Nachricht von dem Unfalle herbeieilte, um seine Hülfe anzubieten, und der dem Herzoge von Berry besonders ergeben war, wollte, bis man die Instrumente herbeigeschafft hätte, die Wunde aussaugen. „Mein theurer Bougon, bemerkte der Leidende, was willst du thun mein Freund? Die Wunde ist tödtlich und wahrscheinlich vergiftet!"

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vidocq hat zu Paris ein Anfragebureau ganz eigener Art errichtet; nach der ausgegebenen Ankündigung sind bei ihm alle Beutelschneider und Spitzbuben zu erfragen. Bankiers und Handelsleuten, die ihn mit ihrem Zutrauen beehren wollen, verspricht er für ein jährliches Abonnement von 20 Franken, oder fünf Franken für jede Anfrage, über Schwindler und Betrüger Aufschluß zu geben. In seiner Ankündigung heißt es: „Ich habe mich in den schwierigen Funktionen, denen ich mich unterzog, niemals in die politische Polizei gemischt; wie ich die Hauptstadt von der Pest der Diebe befreite, will ich jetzt, durch meine Stellung mit den Schwindlern jeder Art und ihren Kunstgriffen und Listen bekannt geworden, auch den Handelsstand von den Beutelschneidern befreien, die ihn plündern."

*

Während einer der Verhandlungen des Unterhauses über die nordamerikanischen Angelegenheiten hielt Harley eine Rede, die dem Hause so weitschweifig und langweilig vorkam, daß die Bänke sich sehr gelichtet hatten, als er endlich noch, zur Erläuterung einer Stelle in seiner Rede, die Vorlesung der Aufruhrakte verlangte. Burke, der schon lange mit Ungeduld darauf wartete, zu sprechen, erhob sich sogleich und sagte: „Aber, mein theurer Freund, wozu denn um Alles in der Welt wollen die Aufruhrakte verlesen: Sie sehen, daß sich Alles schon verlaufen hat." Ein schallendes Gelächter folgte dieser Unterbrechung und machte dem ermüdenden Vortrage ein Ende.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 61. 2 März 1833.

Eine Fahrt mit dem Kapitan Pascha im Schwarzen Meere.

(Schluß.)

So verging ein Tag um den andern, ohne daß wir eines Segels ansichtig wurden; offenbar zu großer Freude der ganzen Schiffsmannschaft und vorzüglich ihres Befehlshabers, der mir manchmal sagte: „Was kann ich mit solchen Leuten ausrichten? Die Blüthe unserer Marine ist bei Navarin zu Grunde gegangen. Unsre Matrosen sind Hirten, die das erstemal Seeluft wittern.“ Und Dieß war die volle Wahrheit. Der „Selimier“ führte 120 Kanonen, auf schlechten Lafetten und noch schlechter bedient. In der Batterie der Achtzehnpfünder befanden sich vier Stücke, die siebenzig Pfund schwere Kugeln von Granit schleudern sollten, und in der Batterie der Sechsunddreißig-Pfünder vier andere mit einem Kaliber von 110 Pfund; eiserne Kugeln von derselben Größe würden mehr als 300 Pfund schwer gewesen seyn. Neugierig, eine dieser letztern Riesenkanonen spielen zu sehen, begab ich mich in die Batterie, wo mein Eintritt alle Raucher und Schläfer, von denen sie überfüllt war, in Bewegung brachte. Nachdem ich das Geschütz unter meinen Augen hatte laden lassen, befahl ich einem Komboradschi es abzufeuern, wobei ich die Wirkung aus einer Stückpforte des Vordertheiles beobachten wollte. Es war mir aber unmöglich Einen der Leute hiezu zu bewegen, und als man mich die Lunte ergreifen sah, lief Alles, die Hose in der einen, die Pfeife in der andern Hand, auf und davon. Die Furcht ist so ansteckend, daß ich nicht ohne Besorgniß die Lunte auf das Zündrohr brachte. Die Kanone ging los, jedoch ohne einen Schaden anzurichten, und die Kugel sprang in Stücke, von denen einige auf der Wasserfläche ricochetirten. Der Pascha von dieser kühnen That in Kenntniß gesetzt, versagte mir zum Lohn den Eintritt in das Hauptmagazin, das ich in Augenschein nehmen wollte. Indeß erlaubte er es mir doch am folgenden Tage, wobei er nicht vergaß mir einzuschärfen, ja nichts anzurühren, da es um das Pulver ein gar gefährlich Ding sey. Bei diesen Worten legte er seine Pfeife beiseite und langte nach seinem Rosenkranz oder Kombolopo. Das Magazin befand sich aber auch in einem Zustande, der die Befürchtungen des guten Mannes rechtfertigte. Das Pulver lag in Schubfächern oder verschlossenen und unverschlossenen Büchsen, ein Anblick, daß man um Leibes und Lebenswillen gar gern seine Schuhe ausgezogen hätte, aus Furcht einen Funken zu schlagen. Der Topschi Baschi oder Oberfeuerwerker begleitete mich mit vier Mann, welche Laternen trugen; aber um mich eine so hübsche Einrichtung besser sehen zu lassen, hieß er seinen Leuten die Lichter in die Hand nehmen. Von einem Feuergatter war nirgends etwas zu sehen. Ich beeilte mich, Alles schön und gut zu finden, um aus dieser schlummernden Hölle wegzukommen, deren gefährlichen Zustand ich allein vielleicht am Bord zu würdigen wußte.

Die Bemannung des Admiralschiffes bestand aus 1400 Mann, die keiner sonderlich strengen Zucht unterworfen waren, deren Hang zum Faullenzen jedoch keine Störung der Ordnung befürchten ließ. Die größere Zahl bestand aus Muselmännern; auch einige Griechen und Franken und sechzig Kosaken befanden sich darunter: letztere waren bei Annäherung des russischen Heeres nach Konstantinopel gekommen, um Dienste zu nehmen. Sie lebten unter sich, verstanden kein Wort türkisch, und schienen mit ihrem Loos zufrieden. Die ganze Nacht über waren die Verdecke vollständig beleuchtet; vergebens machte ich auf die Gefahr aufmerksam, der wir uns aussetzten, indem wir uns so dem Feinde verriethen; allein der Kapitan erklärte mir die orientalische Nothwendigkeit dieses Gebrauches. Uebrigens betrachtete er die Sache keineswegs aus dem moralischen Gesichtspunkte, sondern einzig im Interesse des Dienstes. Die einzig streng beobachtete Pflicht am Bord war das Gebet, zu dem die Muezzins die ganze Flotte fünfmal des Tages beriefen. So oft außerdem Einen der Gläubigen Mohammeds eine andächtige Regung anwandelte, warf er sich ohne Rücksicht auf das eben auszuführende Manöver oder die Gegenwart der Offiziere, auf die Kniee; ich hätte mich versucht fühlen mögen, diese Frömmigkeit für einen Kniff der Faulheit zu halten, wäre ich nicht durch meine eigenen Augen von der anstrengenden Mühe dieser frommen Uebungen überzeugt gewesen. Die Andachtsverrichtungen eines Moslim bestehen aus siebenmaliger Anbetung mit dreimaligem Niederwerfen auf die Kniee, wobei die Stirne einundzwanzigmal den Boden berührt. Ich sah alte Leute nach Verrichtung dieser mühseligen Andacht erschöpft und manchmal ohnmächtig niedersinken. Es läßt sich leicht denken, daß mit solchen durchaus ungeübten und aus verschiedenen Nationen zusammengesetzten Matrosen die Manöver nur langsam und linkisch ausgeführt werden konnten;

allein unsere Hülfe beruhte auf Allah, dessen Wille in allen Dingen geschehen muß.

Ich hatte dem Kapitan Pascha den Vorschlag gemacht, mit sine Flotte nach Sizepolis und Varna und selbst nach Sebastopol zu gehen, um den russischen Schiffen, die so zerstreut waren, und eine leichte Beute gewesen seyn würden, so viel Schaden als möglich zuzufügen. Allein wir hatten uns nicht aus dem sichern Hafen herausgewagt, um Jemand Leides zu thun, sondern wir befanden uns auf dem Meere, weil es so der Wille des Sultans gewesen war. Was den Plan des Pascha's betrifft, so schien er hauptsächlich darin zu bestehen, den Feind zu vermeiden. Uebrigens erzeigte er mir doch so viel Ehre, einen Kriegsrath zusammenzurufen, der meinen Vorschlag verwarf. Eines Tags fragte mich der Pascha, ob ich nicht vielleicht seine regelmäßigen Soldaten exerziren sehen wollte. Ich wußte nicht einmal, daß sich ein einziger Soldat an Bord befand. Wir begaben uns auf das Verdeck, wo ich sechs arme Teufel in einer Art Uniform vermummt, die halb türkisch, halb fränkisch war, einige Handgriffe mit dem Gewehre durchmachen sah. Es kostete mich Mühe, bei diesem Anblick ernsthaft zu bleiben, während der Pascha stolz und entzückt darüber war.

Nachdem wir so zehn Tage auf dem Meere in der Irre herumgefahren waren, gab endlich Achmet Papudschi meinen dringenden Bitten nach, und ließ auf eine Fregatte und eine Korvette, die uns zu Gesicht kamen, Jagd machen. Allein es war vergebliche Mühe, die Schiffsmannschaft anz feuern; die Jagd ging höchst langsam und bedächtlich vor sich, und blieb daher auch ohne Erfolg. Gegen Untergang der Sonne waren wir noch neun Seemeilen von den Flüchtlingen, und da auch der Wind umsprang, so mußten wir auf eine weitere Verfolgung verzichten. Wir befanden uns damals auf der Höhe von Sizepolis und der Pascha, der nicht zweifelte, daß der Feind am andern Morgen mit aller Macht auslaufen würde, um sich mit ihm zu schlagen, kündigte mir an, er sey entschlossen, ihn zu erwarten und das Treffen anzunehmen. In diesem Sinne wurden denn auch die Signale gegeben. An diesem Abende hörte man keine Musik; die Muezzins ließen ihre Stimme gellender als je vernehmen, und die Gläubigen waren in ihrer Andacht eifriger denn gewöhnlich. Das Wetter war stürmisch. Der Pascha verweilte bis noch spät in die Nacht auf dem Verdecke und sah ohne Unterlaß nach dem Horizont. Mehr als einmal erschreckte ihn phosphorisches Leuchten durch die Aehnlichkeit mit einer Schiffslaterne. Gegen Mitternacht nahm der Sturm zu. Der Admiral sichtlich beunruhigt, bat mich eine Runde im ganzen Schiffe zu machen. Es war ein wahrhaft herrlicher Anblick, diese von oben herab beleuchteten Batterien und diese Menschen in ihrer malerischen Tracht gruppenweise um die Geschütze gelagert zu sehen. Nur Eines fehlte — der Muth. Alle flehten so inbrünstig zum Himmel, sie auf keinen Feind stoßen zu lassen, als andere vor Begierde gebrannt haben würden, sich mit ihm zu messen. Nachdem ich meinen Rapport gemacht hatte, wickelte ich mich in meinen Mantel, um einige Stunden des Schlafes zu genießen; allein ich wurde bald darauf durch den heftigen Wogenanschlag gegen die Schiffswände aufgeweckt. Da ich sogleich errieth, was vorging, so sprang ich voll Entrüstung auf und sah das Schiff unter vollen Segeln mit einer Schnelligkeit von gewiß zwölf Knoten in einer Stunde. Auf dem Hintertheil des Schiffes saß der Admiral, auf seinem Teppich zusammengekauert und sein Narghile rauchend, von seinen Offizieren umgeben, und so wohlgelaunt, als nur irgend Jemand, dem ein schwerer Stein vom Herzen gefallen ist. Mit Anbruch des Morgens liefen wir wieder in den Bosporus ein, von dichtem Nebel eingehüllt und mit einer Geschwindigkeit, daß uns die Forts, wenn wir unter russischer Flagge gesegelt wären, wenig Schaden zugefügt haben würden.

Dieß war der Erfolg, den das Auslaufen der ottomanischen Flotte hatte, die unter einem fähigen und entschlossenen Anführer dem ganzen Kriege einen andern Umschwung hätte geben können. Der Kapitan Pascha brauchte nur nach Sizepolis und Varna zu gehen, um die russischen Schiffe einzeln zu vernichten und es liegt auf flacher Hand, daß ohne ihre Unterstützung das Landheer nichts zu unternehmen gewagt haben würde. Der arme Admiral hatte sich statt Dessen begnügt, ganz einfach eine Spazierfahrt auf dem Schwarzen Meere zu machen, was ihn jedoch nicht hinderte, bei seiner Rückkehr dem Sultan zu melden, er habe den Feind gezwungen, sich in seinen Häfen versteckt zu halten. Nach einer solchen Heldenthat erlaubte ihm Se. Hoheit auf seinen Lorbeern auszuruhen. Es war wohl noch einmal die Rede von einer zweiten Expedition, und man setzte sogar einige Brander in Bereitschaft; allein der Krieg ging zu Ende, ehe man noch die Anker lichten konnte.

Gefängnißleben des Dichters Silvio Pellico.

(Fortsetzung.)

Allein auch dieses unschuldigen Glückes sollte der arme Gefangene nicht lange genießen. Angiola erkrankte und er sah sie nie wieder. Abermals umgab ihn die Einsamkeit und in dieser traurigen Verlassenheit und bei dem häufigsten Genuß des Kaffees verfiel er in eine Art Somnambulismus, die Folge langer Schlaflosigkeit und beständigen Nachdenkens. Nun gab er zwar den Kaffee auf, allein es war zu spät.

„Es war mir, sagt er hievon, als bestände ich aus zwei Personen; von denen die eine durchaus Briefe schreiben, die andere sich mit etwas Anderem beschäftigen wollte. Endlich sagte ich zur Einen: „Du sollst sie deutsch schreiben, wenn Du denn doch darauf bestehst; so werden wir etwas von dieser Sprache lernen. Nun dünkte es mir, die eine machte sich ans Werk und schrieb ganze Bände von schlechtem Deutsch: allein sie brachte mich dadurch in dieser Sprache zu reißend schnellen Fortschritten. Gegen Morgen war meine Seele ganz und gar erschöpft, und ich fiel in eine tiefe Betäubung, in der mich Alles was mir theuer war, als Traumgebild umschwebte. Ich sah meinen Vater und meine Mutter, die über mich weinten; ich hörte Wehklagen und schrack schluchzend und angstvoll aus meinem Schlummer auf. Ich fürchtete mich zu schlafen; meine Gebete schienen mir keine Linderung mehr zu gewähren; meine Einbildungskraft erhitzte

sich und selbst im wachen Zustande hörte ich dicht zum mich her seltsames Geräusch, Schluchzen und Seufzen; dazwischen manchmal ersticktes Lachen. Ich war nie abergläubisch, aber diese befremdlichen unerklärlichen Töne, deren Wirklichkeit, wie mir schien, gar nicht zu bezweifeln war, führte mich auf den unerschütterlichen Glauben, daß ich gewissen unbekannten und boshaften Wesen zum Spielzeug diene. Oft nahm ich mein Licht und suchte nach den Quälgeistern und Ruhestörern meines Schlafes, wie meiner wachen Stunden umher. Zuletzt fingen sie an, mich bei den Kleidern zu zupfen, meine Bücher auf den Boden zu werfen, mir die Lampe auszublasen und sogar, wie mir schien, mich in ein anderes Gefängniß zu führen. Dann sprang ich auf, besah und untersuchte Alles um mich her und fragte mich, ob ich denn in der That wahnsinnig geworden sey. Die wirkliche Welt, und die meiner Einbildungskraft waren nicht mehr von einander geschieden, und ich wußte nicht mehr, war was ich sah, Wirklichkeit oder Sinnentäuschung. In diesem entsetzlichen Zustande konnte ich nur das einzige Gebet noch sprechen: „Herr, mein Herr, warum hast Du mich verlassen?"

„Eines Morgens warf ich mich auf meine Liegerstätte, nachdem ich, wie gewöhnlich mein Taschentuch unter das Kopfpolster gelegt hatte. Bald darauf versank ich in Schlaf, erwachte aber plötzlich und fühlte mich dem Ersticken nahe. Mein erster Gedanke war: man will mich erdrosseln, und als ich mit der Hand nach dem Halse fuhr, fand ich wirklich mein eigenes Sacktuch ganz verknotet, eng um den Nacken gezogen. Ich hätte darauf schwören können, daß ich diese Knoten nicht mit eigener Hand gemacht hatte; allein ich mußte es in meinem Delirium gethan haben; da Dieß aber in meinem damaligen Zustande mir zu glauben nicht möglich war, so lebte ich fortwährend in der Furcht, daß man mich erwürgen werde."

Indeß war die Untersuchung der Spezialkommission zu Ende gegangen. Nach dem von ihr gestellten Gutachten wurden vier und dreißig Individuen, fast alle aus den höhern Ständen der Gesellschaft: Adelige, Beamte, Geistliche, Gelehrte zu mehr oder minder schweren Strafen verurtheilt, dreizehn aber zum Tode, deren Strafe jedoch durch die Gnade des Kaisers in fünf- bis zwanzigjährige geschärfte Festungsstrafe umgewandelt. „Am 24 November, heißt es in den Memoiren, wurde Dr. Foresti, Einer von unsern Mitgefangenen, aus dem Gefängnisse abgeholt und weggeführt, Niemand wußte wohin. Der Gefängnißwärter, sein Weib und alle seine Gehülfen schienen in großer Bestürzung. Es ging Alles so geheimnißvoll zu, daß wir uns in Vermuthungen erschöpften. „Was fragen Sie mich, sagte mein Aufwärter, wenn ich Ihnen nichts Gutes berichten kann?" — „Sprich, sprich, mein Freund, entgegnete ich. Laß mich Alles wissen — nicht wahr sie haben ihn zum Tode verurtheilt?" — „Sie haben es errathen, er ist über die Seufzerbrücke gegangen. Er und zwei Freunde sind zum Tode verurtheilt worden." — „Wann werden sie hingerichtet werden, und wer sind die andern?" — „Ich kann Ihnen nicht mehr sagen — eine große Anzahl ist verurtheilt — mich dauert nur der arme Doktor — ich hatte ihn so gerne, er war so geduldig!" — Und der Mann entfernte sich mit Thränen in den Augen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag mit Walter Scott.

Ein oder zwei Jahre, bevor Sir Walter sich öffentlich zum Verfasser der Waverley Novellen bekannte, hatte ich das Glück, zu Jedburgh fast einen ganzen Tag in seiner Gesellschaft zu verleben. Vormittags ging ich mit ihm und einigen jungen Leuten um einen Edelmann zu besuchen, der auf einem alten Schlosse wohnte, wo die unglückliche Königin, Maria Stuart, einst mehrere Tage krank lag, und wo auch noch einige höchst merkwürdige Alterthümer zu sehen waren. Scott kannte den Schloßbesitzer, dem unser Besuch galt, nicht persönlich; er war ihm aber als ein Mann vom edelsten Charakter geschildert worden, der jedoch, vor mehrern Jahren empfindliche Verluste gelitten, sich von aller Gesellschaft zurückgezogen habe, und nur im Kreise seiner Familie lebe. Da er aber erfahren hatte, daß Scott in der Nachbarschaft sey, so lud er ihn und seine Freunde ein, das Zimmer zu besuchen, das durch den Aufenthalt der Königin eine geschichtliche Bedeutung erhalten hatte, und wo jene Reliquien aufbewahrt wurden.

Als wir die steinerne Treppe hinanstiegen, die nach dem Hauptgemache des alterthümlichen Gebäudes führte, sprach der Dichter einfach, aber mit rührendem Ausdrucke die Worte: „Arme Maria, auch du betratest diese Stufen!" Und als wir uns in dem kleinen, entlegenen Zimmer befanden, in dem sie krank gelegen war, empfand er, wie ich glaube, jene Rührung, die sich von dem empfindsamen, aber hochherzigen Verfasser „des Abts" erwarten ließ. Unter den Alterthümern, die man uns zeigte, befand sich auch die Pistole Claverhouse's, mit der man ihn auf dem Felde von Killierankie in der Hand gefunden hatte. Ich beobachtete den großen Unbekannten genau, als er die Waffe, die von dem ritterlichen und blutdürstigen Claverhouse bei mehr als einem furchtbaren Ereignisse gebraucht worden war, mit Kennerblick untersuchte. Als er sie dem Eigenthümer zurückgab, sprach er sich in einigen Worten etwas allgemein über den Bedrücker und seine Opfer aus; allein diese erzwungene Gleichgültigkeit wurde von dem Edelmann unterbrochen, der ihm die Waffe wieder einhändigte, und, wie es schien, nach einem schon vorher gefaßten Entschlusse, hinzufügte: „Gewähren Sie mir die Bitte, Herr Scott, diese Pistole von mir anzunehmen, damit sie in Ihrem Museum einen würdigern Platz finden möge als bei mir." — „Keineswegs, war die Antwort, ich bin allerdings ein Stück von einem Antiquar, aber ich hasse es, mich gleich einem Bettler zu benehmen." Der Edelmann wiederholte hierauf seine Bitte, und sagte: „Kein Anderer als Sie soll Claverhouse's Pistole aufbewahren, und Sie werden mich verpflichten, wenn Sie sie annehmen." „Gut denn, erwiderte Scott, in dessen Zügen sich in diesem Augenblicke Selbstgefühl, ja man könnte sagen, Stolz aussprach, ich nehme Ihre höchst werthvolle Gabe an, doch nur unter der Bedingung, daß Sie mich recht bald auf ein vierzehn Tage in Abbotsford besuchen, und sehen, was ich für Merkwürdigkeiten besitze." Diese Einladung wurde später angenommen.

Ueber Tisch erzählte unsere Wirthin Herrn Scott von einer jungen Dame in der Nachbarschaft, die, von einem wüthenden Stier verfolgt, nur mit Mühe der Gefahr entkam, und von der gefährlichen Krankheit, die ihr der heftige Schreck zugezogen, noch nicht wieder genesen sey. „Und werden Sie es glauben, fügte sie hinzu, ihr Haar ist bereits grau geworden, und wird, wenn es so fortgeht, in nächster Woche weiß werden." Dieß machte den (damals noch) großen Unbekannten gesprächig, und veranlaßte ihn, in der ihm eigenen glücklichen Manier, eine Menge von Anecdoten zu erzählen. In seiner Unterhaltung war er sicher der anziehendste und unterrichtetste Mann, den man nur hören konnte; sie war faßlich, ungezwungen und prunklos, aber dabei reichhaltig, geläufig und höchst mannichfaltig; sie zeugte von ungewöhnlichen Kenntnissen, außerordentlicher Beurtheilungskraft und seltner Herzensgüte.

Wer ihn nie sah, stelle sich einen Mann vor, anspruchlos in Kleidung und Benehmen, mit düstern, buschigen Brauen und fleischigen Wangen; mit einem Gesicht, auf dem sich in Augenblicken, wo er sich am meisten vergaß, Herzensgüte malte, während seine Züge im Gespräch auf die mannichfaltigste und ausdrucksvollste Weise belebt wurden; die Bewegungen seiner Brauen folgten ganz den Gefühlen, die er eben aussprach. Hiezu denke man sich noch eine etwas schnarrende Stimme, die seiner Sprache eine ganz eigene Kraft verlieh, und dann lausche man seiner

Unterhaltung selbst, die immer am Interessantesten war, wenn sie anfing: „Da fällt mir eben eine ganz eigene Geschichte ein.“

Als er den erwähnten Vorfall mit der jungen Dame und die Wirkung des Schreckens auf sie gehört hatte, sagte er: „Ich glaube gern, daß Haare vor Schrecken grau werden können, und sogar, wie wir in Romanen lesen, in der kurzen Zeit einer Stunde. Allein da wir eben von einem solchen Unglücksfälle sprechen, erinnere ich mich eines ähnlichen Vorfalls, von dem ich vor mehrern Jahren in Edinburg Zeuge war. Ich ging eben von der alten nach der neuen Stadt über den Wall, den ich erstiegen hatte, um einige Augenblicke einen Stier zu betrachten, der dort in einen Zwinger getrieben worden war, wo ihn die unbarmherzigen Fleischerknechte bis zur Wuth hetzten. Die außerhalb des Zwingers versammelte Menge vermehrte noch durch ihr Geschrei die Wildheit des Thieres, dem man endlich um Hörner und Nacken Schlingen warf, um es in einen Nothstall zu ziehen und gleich an Ort und Stelle zu schlachten, was den Stier in die verzweifeltste Raserei versetzte. Seine Augen sprühten Verderben, handvollweis floß der Schaum aus seinen Nüstern, mit den Vorderfüßen hieb er in den Boden, daß die Erde so hoch wie die nächsten Häuser in die Luft flog, und er brüllte, daß man davon erbeben mochte. Da der Anblick nichts weniger als erfreulich war, so eilte ich von dannen; allein ich war noch nicht bis zum Ende des Walles gekommen, als Lärm und Geschrei mich zurückzublicken bewog, wo ich dann den Stier, nicht mehr weit entfernt, mit aller Wuth auf mich losstürzen sah. Ich hatte eben noch so viel Zeit mich auf den Wall zu schwingen, der an meinem Wege hinlief. Noch jetzt überläuft mich ein Schauder, wenn ich daran denke, was ich nun erblickte. Unter den Menschen, die sich unsern von mir in größter Gefahr befanden, sah ich eine junge Frau, die einen rothen Mantel trug, eine Farbe, die viele Thiere nicht leiden können. Auch die Frau lief dem Walle zu, hatte aber weder Zeit noch Kraft genug hinauf zu springen, bevor das wüthende Thier sie erreichte. Allein nun wendete sie der Mauer, die sie nicht zu ersteigen vermochte, den Rücken, gleichsam als wollte sie ihrem Schicksale recht ins Auge sehen, und blieb dann wie versteinert stehen, in Verzweiflung ihre Arme vorstreckend, die zu ihrer Vertheidigung so wenig halfen, als ein schwaches Rohr. Ihr zarter Körper wäre nichts gewesen gegen eine Gewalt, die Eisenstangen zerbrochen, und gegen Hörner, die ein Thier von gleicher Größe durchbohrt haben würden. Der Stier rannte, wie gesagt, gerade auf die junge Frau los; unverwandten Auges stürzte er heran, nicht um einen Zoll breit verfehlte er sein Ziel; und als die Menge hinter ihm vor Entsetzen aufschrie, verdoppelte Dieß nur seine Schnelligkeit und Wuth. Wäre es nun nicht ein Wunder gewesen, wenn die junge Frau unverletzt, ja unberührt davon gekommen? Und doch geschah es so; denn das wüthende Thier rannte so gerade auf sie los, daß zu ihren beiden Seiten die Hörner des Stiers, sie gleichsam umarmend, wider die Mauer stießen, und da sie außerordentlich lang waren, so blieb die junge Frau gänzlich unversehrt. Die starke Mauer widerstand dem heftigen Stoße so gut, daß das wüthende Thier eine gute Strecke weit zurücktaumelte und zu Boden stürzte, um wie wieder aufzustehen, denn ehe es noch Zeit hatte, sich aufzuraffen, war es schon von einer Menge tödtlicher Wunden durchbohrt. Ich weiß nicht, ob mit dem Haar der jungen Frau eine ähnliche Veränderung, wie die vorhin erwähnte, vorgegangen; allein es läßt sich leicht denken, daß der Schrecken irgend eine wunderbare Wirkung bei ihr hervorgebracht haben könne. Indeß, fuhr er fort, will ich ihnen eine ganz eigene Geschichte von einem Schrecken erzählen, der mich selbst befiel, und der über die Einwirkung der Gemüthsbewegungen auf das Haar eines Menschen allerdings einigen Aufschluß geben könnte. Es ereignete sich vor mehrern Jahren, daß ich die Hochlande mit einem innigstgeliebten, nun schon heimgegangenen Freunde bereiste, einer jener treuen Seelen von altem Schrot und Korn, einem Manne reich an Kenntnissen und noch mehr an ächten Tugenden; denn ich hatte das glückliche Loos immer Freunde zu besitzen, von denen ich gewinnen mußte, so daß der Schatz, den ich mir sammelte, eine bedeutende Zunahme erhielt. Ach, jetzt sind sie Viele aus diesem Vereine getreten, die nimmer wiederkehren, daß ich mit Wehmuth dem Gedanken nachhänge, es möchte wohl das Beste seyn, ihnen zu folgen und zu ihnen versammelt zu werden. Mein Freund und ich befanden uns tief in den dicht zusammengerückten Gebirgen und steilen Felsen im wildesten Theile des Hochlandes, wo sich eine merkwürdige, natürliche Höhle befindet, die wir besuchen wollten. Aber es ist nicht sowohl eine Höhle, als ein fürchterlicher Abgrund oder Schlund, der sich tief in die gähnenden Felsen hinabsenkt. Es ist, als ob hier einst ein Vulkan getobt, der im Laufe der Zeit seine Lava ergossen, und daraus die umher emporragenden, seltsam gestalteten Felsenzacken gebildet, bis zuletzt sein Krater leer und ausgebrannt stehen blieb. Es ist eine fürchterliche, weit aufgerissene Schlucht, an deren Rand man stehen und bis auf ihren Grund hinabschauen kann.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ueber das gesellschaftliche Leben in Indien bemerkt das „Asiatic Journal“: Calcutta aufgenommen, und auch dort nur selten, werden in Indien keine Abendgesellschaften gegeben. Bälle und Soupers sind häufig; allein Unterhaltungen minder kostspieliger Art würden gering geachtet werden, und Jene beleidigen, die man dazu einladen wollte. Fremde werden indeß zuweilen freundschaftlich zu einem Thee geladen, und ein Besuch dieser Art hat für Einen, der eben erst im Lande ankommt, einen nicht unangenehmen Reiz der Neuheit. Es ist nöthig, in die von den ansässig gewordenen Europäern angenommene Lebensweise etwas näher einzugehen, um sich von diesem Theevisiten einen Begriff machen zu können. Die Stunde, zu welcher man zu Mittag speist, macht einen wesentlichen Unterschied in der Eintheilung des Tags. Jene, die Dieß gleich nach Sonnenuntergang zu thun pflegen, setzen sich um zwei Uhr zu einem Gabelfrühstück, das aus warmen Speisen besteht, in jeder Hinsicht für ein Mittagessen gelten kann, und auch gewöhnlich die Hauptmahlzeit ist. Es ist Sitte, sich gleich, nachdem man vom Tische aufsteht, aufzureiben und schlafen zu legen, bis die Sonne sich zum Untergange neigt, und nach Beendigung der Abendgeschäfte wird das Mittagessen aufgetragen, eine Mahlzeit, die oft fast unberührt wieder abgenommen wird. Es gilt in der That für einen Beweis von feiner Lebensart, wenn man dasitzt, ohne zu essen, was indeß den Gästen sehr schwer fallen würde, wenn sie sich nicht wenigstens mit drei Schüsseln bereits vorgesehen hätten. Die zu Hause gegessene Menge Curry und Reiß kann genau nach dem bemessen werden, was bei Tafel von ausländischen Leckereien genossen wird, wobei sich eine Dame von Welt jedoch nicht über ein halbes Dutzend Messerspitzen voll versteigt. Man könnte in der That auf den Gedanken kommen, daß eine solche Gesellschaft, gleich der Braut in Tausend und Einer Nacht, die den Reiß körnerweise aß, gewohnt sey mit Ghulen *) zu Nacht zu essen. Dieß nennt man ein Diner zu Nacht. Andere haben eine verschiedene und vielleicht vernünftigere Eintheilung; sie machen Alles mit dem Gabelfrühstück ab, setzen sich aber statt um zwei um vier Uhr zu Tische; die Mahlzeit wird dann verlängert, bis es Zeit ist auszugehen, oder bis die Sonne niedrig genug steht, um sich in der Veranda aufhalten zu können, und kommt dann die Familie von dem Abendspaziergange zurück, so steht der Thee bereit.“

*

Lieutenant Burnes beschreibt eine seltsame Erscheinung, die er am Zusammenflusse des Indus und Kabul, eine halbe englische Meile von Atek, beobachtete, mit folgenden Worten: „Ein Irrlicht zeigt sich beständig an dieser Stelle; zwei, drei und selbst vier Lichter sind zu gleicher Zeit sichtbar, und leuchten die ganze Nacht durch. Auf den ersten Anblick glaubt man, es sey ein Reflex aus dem Wasser gegen den Felsen, der durch den Strom sehr geglättet ist; allein die Erscheinung zeigt sich nur auf einer besondern Stelle, und, obschon das ganze Ufer so geglättet ist, innerhalb eines Raums von wenigen Ellen. Es konnte keine Täuschung seyn. Die Eingebornen wissen keine Erklärung davon zu geben, und daß sie während der Regenzeit fortdauert, ist ihnen das Unerklärlichste. Der tapfere Man Sing, der einen Rachefeldzug gegen die Mohammedaner jenseits des Indus führte, lieferte an dieser Stelle ein Treffen, und die Lichter werden von Einigen für die Geister der Erschlagenen gehalten. Auch ich kann keine Erklärung dieser geheimnißvollen Erscheinung geben, deren Daseyn ich erst dann glaubte, als ich mich mit eigenen Augen davon überzeugt hatte.“

*) Dämonische Wesen, die Nachts die Gräber aufscharren und die Leichen verzehren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 62. 3 März 1833.

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir aus den Annalen von Radschastan Bilder von Leben und Sitte des Volkes in verschiedenen früheren Jahrhunderten ausgehoben haben, wenden wir uns den neueren Zeiten zu, wo wir den Charakter der Radschputen seinem Verfalle entgegen gehend und den Rana von Mewar in einer unrühmlichen Abhängigkeit finden. Die innern Fehden der Radschputen, die anwachsende Macht der Mahratten, die durch Waffengewalt und listige Einmischung in die innern Zerwürfnisse des Landes einen für Radschastan unheilvollen Einfluß gewonnen hatten, und zuletzt auch noch der unmäßige Genuß des Opiums, lösten nach und nach die Bande der Feudalverhältnisse und brachten in dem Charakter der Könige und ihrer Vasallen eine nachtheilige Veränderung hervor. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts scheint Rana Bihm entweder aus Charakterschwäche oder im Drange der ungünstigen Verhältnisse gegen die beiden Mahrattenfürsten, Scindia und Holkar eine sehr schwankende und unentschiedene Politik befolgt zu haben. Beide ließen ihn abwechselnd ihre schwere Hand fühlen, bis zuletzt die englischen Waffen ihn von diesen gefährlichen Nachbarn befreiten. Um diese Zeit warben die zwei Fürsten von Marwar und Dscheipur, die früher weit unter den Beherrschern von Mewar standen, um die Tochter des Rana und ein furchtbarer Krieg entbrannte unter den Stämmen von Radschastan um diese neue Helena. Der schwache Rana ließ sich zuletzt von seinem ruchlosen Minister Aschit überreden, das einzige Mittel, den verderblichen Krieg zu enden, seine Tochter vor einer verabscheuten Verbindung und seinen eigenen Palast vor Entweihung und Beraubung zu bewahren, sey, die unschuldige Ursach dieses Zwistes aus dem Wege zu räumen.

„Kischna Kom ri Bae (die jungfräuliche Prinzessin Kischna) stand in ihrem sechzehnten Jahre; ihre Mutter stammte aus dem Geschlechte der Schawuras, der alten Könige von Anhulwara. Aus dem edelsten Blute von Hind entsprossen, vereinigte sie alle Zauber der Schönheit und weiblichen Anmuth mit den trefflichsten Eigenschaften des Gemüthes und wurde mit vollem Rechte als die „Blume von Radschastan" gepriesen . . . Rana Bihm war so schwach und unmenschlich, in den Tod seiner Tochter zu willigen. Allein die abscheuliche That mußte Weibern aufgetragen werden, da Männerhände sich derselben weigerten. Zuerst wurde Mahradscha Daulat Sing, der vier Generationen aufwärts gleiche Vorfahren mit dem Rana hatte, angegangen: „die Ehre von Odipur zu retten;" allein von Entsetzen ergriffen, rief er aus: „Verflucht sey die Zunge, die solches gebietet! Staub auf meine Lehenstreue, wenn ihr solche Zumuthung geschehen kann!" Dann wendete man sich an einen natürlichen Bruder der jungfräulichen Prinzessin, den Mahradscha Dschauandas; man stellte ihm die schreckliche Nothwendigkeit vor und drang in ihn, die That zu vollbringen, da man keine gemeine Hand dazu bewaffnen könne. Er nahm den Dolch, allein als Kischna im vollen Reize jugendlicher Schönheit vor ihm stand, entfiel das Mordgewehr seiner Hand und er kehrte zurück; elender als die Unglückliche, deren Blut er vergießen sollte. Als das abscheuliche Vorhaben so entdeckt wurde, erfüllte die Mutter mit wahnsinnigem Wehgeschrei die Hallen des Palastes, indem sie um Gnade für ihre Tochter flehte oder Flüche und Verwünschungen auf das Haupt der Mörder ihres Kindes herabrief, das allein seinem Schicksale mit Ruhe entgegen zu sehen schien. Allein der einmal beschlossene Tod der unglücklichen Kischna wurde hiedurch nur verschoben, nicht abgewendet, oder um uns der Worte der Annalen von Mewar zu bedienen: „man erließ ihr den Stahl und bereitete den Becher." — Das Gift wurde von weiblichen Händen gemischt. Als der Bote den Becher überbrachte und ihr im Namen ihres Vaters ihn auszutrinken befahl, verneigte sie sich und leerte ihn, nachdem sie ein Gebet für des Königs Heil und Wohlergehen gesprochen hatte, standhaften Muthes. Die in Verzweiflung rasende Mutter aber rief den Fluch des Himmels auf ihn herab, während das holde Opfer, ohne eine Thräne zu vergießen, sie mit folgenden Worten zu trösten suchte: „Was klagst Du, meine Mutter, daß des Lebens Sorge und Mühen mir auf diese Weise verkürzt werden? Ich fürchte nicht zu sterben; denn bin ich nicht Deine Tochter? Warum sollte ich den Tod fürchten? Zum Opfer sind wir ausersehen von unsrer Geburt an, wir haben kaum die Welt erblickt, so müssen wir sie schon wieder verlassen; lasse mich meinem Vater danken, daß ich so lange gelebt habe." Mit solcher Hingebung und Ruhe erwartete sie die Wirkung des tödtlichen Trankes. Allein auch er schien ihrer schonen zu wollen und verweigerte, sich mit ihrem Blute zu mischen. Der bittere Saft wurde nochmals bereitet. Sie trank

ihn zum zweitenmale, und zum zweitenmale ſtieß ihre kräftige Natur ihn aus. Und als wollte man verſuchen, wie viel menſchliche Standhaftigkeit zu leiſten vermöge, wurde ihr zum drittenmale der Giftbecher gereicht und auch Dießmal verſagte er ſeinen Dienſt. Es war, als habe der wunderbare Zauber, von dem Bappa Rawul, der Ahnherr ihres Stammes, geſegnet war, auch der jungfräulichen Kiſchna inne gewohnt. Allein, die Bluthunde, Pat'han und Aſchit konnten nicht ruhen, bis die ſchwarze That vollbracht war, nnd ihre Grauſamkeit, als wäre ſie durch die mißlungenen Verſuche nur noch wüthender geworden, ging mit erneutem Grimm ans Werk. Ein ſtarkes Opiat wurde bereitet; die Prinzeſſin empfing es lächelnd, und ſprach nur den Wunſch aus, es möchte endlich vorüber ſeyn — dann trank ſie. Das gräßliche Vorhaben glückte endlich; die Prinzeſſin verſank in einen Schlaf, aus dem ſie nie mehr erwachte. Die unglückliche Mutter überlebte ihr Kind nicht lange, ihre Natur erlag der Raſerei der Verzweiflung; ſie verweigerte Speiſe zu nehmen und in wenigen Tagen folgte ihre Leiche der ihrer Tochter auf den Scheiterhaufen."

„Selbſt der grimmige Khan fühlte eine Anwandlung menſchlichen Gefühles, als das Werkzeug ſeines ſchändlichen Befehles Aſchit den Erfolg berichtete; er empfing ihn mit Verachtung, verſtieß ihn aus ſeinen Augen und fragte ihn höhniſch: „ob Dieß der gewohnte Muth der Radſchputen ſey?" Allein der niederträchtige Verräther mußte noch weit heftigere Vorwürfe von ſeinem politiſchen Gegner, Sangram Sultawut, hören, der wenige Tage nach dem entſetzlichen Vorfalle in die Hauptſtadt kam — ein Mann in jedem Betracht der Gegenſatz des feigen Aſchit; bis zur Verwegenheit tapfer, fürchtete er niemals weder die gerunzelte Stirne ſeines Königs, noch das Schwert ſeines Feindes. Ohne ſich erſt melden zu laſſen, trat er in das Gemach wo der Verräther Aſchit und ſein Gebieter ſaßen. „O feiger Mann! rief er ihm zu. Du haſt Staub geſtreut auf den Stamm des Siſodia, deſſen Blut Jahrhunderte lang in ungetrübter Reinheit in den Adern wallte und jetzt befleckt iſt! Nach dieſer Schandthat wird ſein Lauf auf immer ſtocken. Ein ſo ſchmutziger Flecken in unſrer Geſchichte, daß kein Siſodia jemals wieder ſein Haupt erheben darf! Ein Verbrechen, für das keine Strafe ausreicht! Doch das Ende unſeres Stammes iſt nahe! Das Geſchlecht Bappa Rawul's neigt ſich ſeinem Erlöſchen zu! Der Himmel hat Dieß zugelaſſen, als eine Vorbedeutung unſeres Verderbens!" Der Rana verbarg ſein Geſicht mit den Händen, dann aber zu Aſchit gewendet, rief er aus: „Du Schandflecken des Stammes der Siſodia! Unreines Radſchputenblut! Staub ſey auf Deinem Haupte, wie Du uns Alle mit Schmach bedeckt haſt! Mögeſt Du kinderlos ſterben, und Dein Namen mit Dir! Wozu dieſe ſchändliche Eile? Hatte der Pat'han ſchon die Stadt erſtürmt? Hatte er ſchon die Heiligkeit des Ramula anzutaſten verſucht? Und hätte er es, konnter ihr nicht wie Radſchputen ſterben, gleich euren Ahnen? Erwarben ſie ſo ſich ihren Ruhm? Wurde ſo unſer Stamm berühmt? Leiſtete er ſo den mächtigſten Königen Widerſtand? Doch zu wem rede ich? Wäre die Ehre eurer Frauen gefährdet geweſen und ihr hättet ſie alle getödtet und wäret dann mit dem Schwert in der Hand auf den Feind geſtürzt; ſo würde euer Name fortgelebt und der Allmächtige den Samen Bappa Rawul's geſegnet haben. Doch um für eine unſelige That eine Entſchuldigung zu finden, habt ihr nicht einmal die Gefahr erwartet. Von Furcht ſcheint euch jede Beſinnung geraubt zu ſeyn, ſonſt würdet ihr das Blut der Komari Bae geſchont haben, und wenn ihr Betrug nicht als Mittel euch zu retten ſcheutet, ſo hättet ihr ein anderes, minder edles Opfer wählen können. Doch das Ende unſres Stammes naht heran!"

„Aber dieſe feigen Worte des Rana ſelbſt gaben die ſicherſte Andeutung, daß der Ruhm des königlichen Hauſes von Mewar ſeinem Untergang ſich näherte. Kann es einen handgreiflicheren Beweis geben, daß der hohe Sinn für Ehre, der Lebensfunke der Feudalmonarchie, erloſchen, und dieſe zu einem altersſchwachen orientaliſchen Deſpotismus entartet war, als eben dieſe Niederträchtigkeit, mit der der Abkömmling des Sanga, Pirthi Radſch und Pertap die Schuld und Schmach des gräulichen Verbrechens ſeinem ſchändlichen Rathgeber aufladen will. Als Vater hatte er jedem menſchlichen Gefühle, als Fürſt dem Muthe entſagt, die Ermordung ſeiner Tochter zu verweigern, und nun ergießen ſich die Vorwürfe ſeines Gewiſſens und ſeiner Reue in unwürdige Schmähungen gegen ſeinen Sklaven, wobei er nicht undeutlich zu verſtehen gibt, man habe ja ſeine Feinde durch falſche Vorſpieglungen täuſchen können."

(Fortſetzung folgt.)

Gefängnißleben des Dichters Silvio Pellico.

(Fortſetzung.)

Es war aber dem Verfaſſer nicht beſtimmt, ſein Schickſal ſo bald entſchieden zu ſehen. Erſt am 22 Februar 1822 wurde ihm ſein Spruch verkündet. Am Tage zuvor war er in das Gefängniß San Michele gebracht worden:

„Am folgenden Morgen führte mich der Gefängnißwärter in den Sitzungsſaal der Kommiſſion. Alle Mitglieder derſelben ſaßen, allein ſie erhoben ſich: der Präſident, der Unterſuchungsrichter, und die zwei Beiſitzer. Der erſtere verkündete mir mit einem Blick tiefen Mitleids, daß mein Urtheil angekommen, daß es furchtbar, aber von der Gnade des Kaiſers gemildert worden ſey. Der Unterſuchungsrichter heftete dann ſeine Augen auf mich und las: „Silvio Pellico iſt zum Tode verurtheilt. Allein es iſt der Wille des Kaiſers, daß ſeine Strafe in fünfzehn Jahre geſchärftes Gefängniß (Carcere duro) auf dem Spielberg verwandelt werde." — „Der Wille des Herrn geſchehe!" — war die Antwort. Der Präſident belobte dann meine Faſſung und ermunterte mich, darin zu beharren, indem er hinzufügte, bei fortgeſetzter guter Aufführung könne ich durch die Gnade des Kaiſers um ein oder zwei Jahre Nachlaß erhalten. Es wurden uns jedoch ſtatt zwei fünf Jahre geſchenkt."

Pellico's Freund Maroncelli war gleichfalls zum Tode verurtheilt, ſeine Strafe aber in zwanzigjähriges Gefängniß umgewandelt worden. Am folgenden Tag wurden beide eingeſchifft, und unter Bedeckung nach dem Ort ihres Gefängniſſes abgeführt. Hier angelangt, wurden ſie von einander getrennt

und in finstere unterirdische Gefängnisse geworfen. Am folgenden Morgen ließ man sie die Gefängnißkleidung anlegen; sie bestand aus einer Hose von grobem Tuch, auf der einen Seite grau, auf der andern braun, aus Strümpfen von grober Wolle, einem Hemde vom rauhesten Gespinnste, ein wahres härenes Bußhemd, aus einem Halstuche von gleichem Stoff, und einer weißen Mütze. An die Füße erhielten sie eine Kette, von einem Knöchel zum andern, die auf einem Amboß vernietet wurde. Hier sollten also die beiden jungen Männer die schönsten Jahre ihres Lebens zubringen, todt für die menschliche Gesellschaft, ihre Freunde und Verwandte, den bittersten geistigen und körperlichen Leiden preisgegeben, ohne Nachrichten von ihren Familien, ohne Mittel mit ihnen schriftlich wenigstens in Verbindung zu treten; ohne Bücher, ohne Papier, alles Dessen beraubt, was einen so schrecklichen Zustand einigermaßen lindern kann, mußten sie ihre Kräfte nach und nach durch Krankheit erschöpft und zerrüttet fühlen, während sie durch die Gitter ihres Gefängnisses einen um den andern von ihren Unglücksgenossen zu Grabe tragen sehen konnten. Doch auch unter diesen schweren Leiden fand die Seele des Dichters noch Kraft genug zu Erhebung und muthiger Ergebenheit. „In das Gemach, das mir angewiesen wurde, drang nur schwach die Tageshelle, und wenn ich mich an die Eisenstangen des engen Fensters anklammerte, konnte ich das Thal unten, einen Theil der Stadt, Bäume, eine Vorstadt, einige kleine Gärten, den Kirchhof, den See der Karthause und die waldbedeckten Hügel erblicken, die uns von dem berühmten Schlachtfelde von Austerlitz trennten. Dieser Anblick bezauberte mich. O wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich ihn mit Maroncelli theilen dürfen!"

Einige Jahre später ging dieser Wunsch in Erfüllung. Die beiden Freunde von Leiden und Krankheit abgezehrt, erhielten endlich die Erlaubniß ein und dasselbe Gefängniß zu bewohnen. Man kann vielleicht nichts Rührenderes lesen, als die Schilderung ihrer gegenseitigen Sorgfalt und Liebe, ihrer herzlichen Gespräche und ihrer unschuldigen Zeitvertreibe. Beide dichteten Verse, die sie einander vorsagten und tausende derselben machten sie während ihrer langen Gefangenschaft. Allein wir können bei diesem bewunderungswürdigen Anblick von Seelenadel und Herzensgüte nicht länger verweilen und müssen zum Schlusse eilen. Die Gesundheit Maroncelli's nahm von Tag zu Tag ab: eine Geschwulst, die sich an seinem Knie gebildet hatte, verursachte ihm die heftigsten Schmerzen, und das Uebel griff aus Mangel an Pflege immer mehr um sich. Bald konnte er das Bett nicht mehr verlassen und es wurde für nöthig erachtet, ihm das Bein abzunehmen.

(Schluß folgt.)

Die Ermordung des Herzogs von Berry.

(Schluß.)

Der Herzog von Berry hatte dringend den Beistand eines Dieners der Religion verlangt, und der Bischof von Chartres, der alsbald kam, fand ihn bei vollem Bewußtseyn in einem Lehnsessel, von den Wundärzten umgeben. Der Herzog streckte dem würdigen Prälaten die Hand entgegen, und bat in Worten, die Glauben, Hingebung und demüthigen Sinn ausdrückten, um den Trost seines Beistandes. Der Bischof ermahnte ihn, der Güte Gottes zu vertrauen, und ertheilte ihm, nach dem Gebrauche der katholischen Kirche, vorläufig die Generalabsolution; bis die Kräfte des Verletzten ihm gestatten würden, ein ausführlicheres Bekenntniß abzulegen. Der Graf von Mesnard, der sich noch immer mit der Hoffnung schmeichelte, daß die Wunde nicht tödtlich sey, war indeß gegangen um den Herzog von Angoulême zu holen, der bereits zu Bette lag, sich aber schnell in die Kleider warf und auf den Schauplatz des Unglücks eilte, wo das Zusammentreffen der beiden Brüder eine über alle Beschreibung rührende Scene herbeiführte; ihre Thränen mischten sich, denn ihren Gefühlen gebrach es an Worten. Es ward nun beschlossen, den Herzog in ein anstoßendes Zimmer zu bringen, wo man ihm, bis ein Feldbett aufgeschlagen werden konnte, einstweilen aus vier Stühlen gebildet, eine Lagerstätte bereitete. Der Herzog von Angoulême, ein neues Unglück fürchtend, hatte der Herzogin, als er die Tuilerien verließ, nicht gestattet, ihn zu begleiten, allein Madame folgte ihm auf dem Fuße. Es war nicht das erstemal, daß die Tochter von Ludwig XVI und Marie Antoinette einen sterbenden Bruder pflegte. Der Graf Artois (Karl X) folgte bald, und nur Jene, die das zärtliche und gefühlvolle Herz dieses tiefgebeugten Vaters kennen, vermögen sich einen Begriff von seinem Schmerze zu machen. Monsieur war darauf bestanden, ohne Begleitung zu kommen, aber er wußte nicht, daß einer seiner treuesten Diener, der Herzog von Maillé, um ihm folgen zu können, auf dem Wagen die Stelle gewählt hatte, wo sonst die Bedienten zu stehen pflegen. Der Herzog von Berry sprach den Wunsch aus, der Prinzessin seiner Tochter seinen letzten Segen zu ertheilen. Sie ward von der Gräfin Gontaut zu ihm gebracht, und er legte die kraftlose Hand auf sein Kind. „Armes Mädchen, sagte der sterbende Vater, möchtest du doch minder unglücklich seyn, als Andere meiner Familie!" Der Herzog von Orleans (der jetzige König), die Herzogin und Mademoiselle, mit denen er im Theater gewesen war, nahmen Theil an dem traurigen Auftritte, dem sich auch noch der Vater des Herzogs von Enghien (der verstorbene Herzog von Bourbon) anschloß. Ein Aderlaß an beiden Füßen blieb erfolglos, doch brachte wiederholte Anwendung von Schröpfköpfen einige Erleichterung, der Puls wurde kräftiger, das Gesicht belebter, das Blut floß freier. Die bekümmerte Versammlung lebte wieder auf als sie Blut fließen sah! Um ein Uhr kam der berühmte Dupuytren; er fand den Herzog auf der rechten Seite liegend. Sein bleiches Aussehen, seine entstellten Gesichtszüge, der kurze Athem, das Stöhnen seiner Brust, der kalte Schweiß, der auf seiner Stirn stand, seine krampfhaften Zuckungen, die Unordnung, in der sich das mit Blut befleckte Bett befand, und vor Allem die bloßliegende klaffende Wunde, erschütterten einen Mann den die Pflicht doch fast täglich zum Zeugen der schmerzlichsten Scenen machte. Der Prinz sagte Herrn Dupuytren, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, daß er große Schmerzen leide, und als dieser die Wunde untersucht und sich mit den früher anwesenden Aerzten besprochen hatte, ward beschlossen, sie zu erweitern, als das einzige Mittel dem Blute, das sich um die Lungen gesammelt hatte, Abfluß zu verschaffen. Herr Dupuytren näherte sich dem Herzog, und fragte ihn, wie er sich fühle, als er aber keine Antwort erhielt, bat er die Herzogin, die Frage zu wiederholen. „Ich bitte dich inständig, mein Theurer, mir zu sagen, oder mindestens die Stelle zu bezeichnen, wo du die größten Schmerzen fühlst." Durch eine so theure Stimme wieder zu sich gebracht, ergriff der Herzog die Hand seiner Gemahlin, legte sie auf seine Brust, und machte eine Bewegung, als wolle er andeuten, er sey dem Ersticken nahe. Monsieur wünschte, daß seine Schwiegertochter während der Operation sich wegbegeben möchte. „Mein Vater, erwiderte sie, zwingen Sie mich nicht, Ihnen Gehorsam zu versagen," und, indem sie sich zu den Aerzten wendete: „Meine Herren thun Sie Ihre Schuldigkeit." Sie kniete nun, die linke Hand des Herzogs haltend, während der Operation an der Seite des Bettes. Als die Sonde angewendet wurde, rief der Herzog von Berry: „Laßt mich sterben, weil es denn nicht anders seyn kann!" — „Dulde um meinetwillen, Geliebter," sagte seine weinende Gemahlin. Ein Wort dieser jungen liebenswürdigen Prinzessin linderte seine Schmerzen, und er ergab sich dem Willen Gottes. Als die schmerzhafte Operation vorüber war, strich er mit der Hand über das Haar der Herzogin und sagte: „Mein armes Weib, wie unglücklich bist du!" Die Tiefe der Wunde war jetzt mit Gewißheit zu bestimmen; das Messer, das sie beigebracht hatte, war sechs bis sieben Zoll lang, die Klinge flach, schmal, zweischneidig, wie jenes, dessen Ravaillac sich bedient hatte, und außerordentlich scharf.

Auf die schmerzhafte Operation folgte einige Ruhe; — dem Sterbenden sind gewöhnlich einige schmerzlose Augenblicke gegönnt, die ihm gestatten, einen flüchtigen Blick auf die Vergangenheit zu wer-

sen — gleich dem Wanderer, der auf dem Gipfel des Berges, den er eben erklommen hat, eine kurze Rast hält, bevor er den andern Abhang hinabsteigt. Der Prinz legte seine Hand in die des Herrn Dupuytren, und bat, ihn von jeder Veränderung seines Pulses in Kenntniß zu setzen; so auf die Schwelle des Lebens gleichsam eine Wache stellend, damit der Tod ihn nicht überrasche. Während dieser kurzen Linderung seiner Leiden sprach er folgende Worte zur Herzogin von Berry: „Meine Theure, lasse dich nicht vom Schmerz überwältigen; erhalte dich um des Kindes willen, daß du unter deinem Herzen trägst." Diese Erklärung gewährte Allen, die zugegen waren, die innigste Freude, während der Schmerz um diesen Prinzen, der in einem Augenblicke, wo mit seinem Tode die bestehende Dynastie zu erlöschen schien, ihr Wiederaufleben so ruhig verkündete, nur noch heftiger ausbrach. Wohin auch der Herzog von Berry sein brechendes Auge wendete, so war es nur um irgend eine wohlwollende, dankbare Gesinnung auszusprechen. Weinende Diener standen um sein Lager; „mein Vater, rief er aus, sorgen Sie für diese guten Menschen — für alle meine Leute." Heftiges Röcheln folgte; der Prinz blieb bei der Behauptung, der Dolch sey vergiftet gewesen. Er hatte früher verlangt, seinen Mörder zu sehen. „Was habe ich doch diesem Manne gethan, sagte er, habe ich ihn beleidigt, so ist es ohne Vorsatz geschehen." — „Nein, mein Sohn, erwiderte Monsieur, du hast ihn nie gesehen, nie beleidigt; er konnte keine persönliche Feindschaft gegen dich hegen." — „Es ist also ein Wahnsinniger," bemerkte der Herzog. Er verlangte dringend nach der Ankunft des Königs (Ludwig XVIII); „es wird mir keine Zeit mehr übrig bleiben, sagte er, ihn um die Begnadigung dieses Menschen zu bitten;" dann fügte er noch hinzu: „Versprechen Sie mir mein Vater, versprich mir Bruder, daß ihr beim Könige Verzeihung für ihn auswirken wollt."

Der Herzog von Berry hatte, während seiner Auswanderung, in England eine Verbindung angeknüpft, die zwar von der Religion untersagt, sich dennoch durch die damaligen Verhältnisse des Herzogs und menschliche Schwäche entschuldigen läßt. Im Augenblicke seines Todes drückte er indeß, von dem Verlangen beseelt, sowohl einen Beweis von der Aufrichtigkeit seiner Reue, als auch von seinem Vertrauen auf die Seelengröße und den Edelmuth seiner Gemahlin zu geben, dieser den Wunsch aus, die beiden unschuldigen Geschöpfe, die Töchter seiner Verbannung, zu umarmen. „Laßt sie kommen, rief die Herzogin aus, sie sind auch meine Kinder!" Die kleinen Fremdlinge kamen nach Verlauf einer Stunde; schluchzend knieten sie, in Thränen zerfließend, mit gefalteten Händchen, am Bette ihres königlichen Vaters nieder. Der Herzog redete, in englischer Sprache, zärtlich mit ihnen von seinem nahen Tode, ermahnte sie Gott zu lieben und zu fürchten, gut zu bleiben und ihres unglücklichen Vaters zu gedenken. Dann segnete und umarmte er sie, und zu der Herzogin von Berry sich wendend sagte er: „Du willst also so gut seyn, Sorge für diese armen Waisen zu tragen?" Ihre königliche Hoheit öffnete ihre Arme, drückte die Kinder an ihr Herz, und Mademoiselle herbeirufend, sagte sie zu ihnen, sie möchten ihre Schwester küssen. Die Gefühle des tiefsten Kummers um den sterbenden Prinzen wurden nur von der Achtung und Bewunderung aufgewogen, die das Benehmen seiner Gemahlin den Anwesenden einflößte. Während sein Bett in Ordnung gebracht wurde, legte man den Herzog auf einer Matratze auf den Boden; dann beichtete er dem Bischof von Chartres, und legte mit hörbarer Stimme das Bekenntniß seiner Fehler ab. Er rief den Anwesenden die Scene ins Gedächtniß, wie der heilige Ludwig auf seinem Bette von Asche starb. Indem er seinen Schöpfer um Vergebung bat, fügte er hinzu: „Verzeihung mein Gott, Verzeihung dem Manne, der mir das Leben geraubt hat." Nachdem er die Sterbsacramente empfangen und andächtig jede religiöse Pflicht erfüllt hatte, fühlte er seine letzten Augenblicke herannahen. „Wie lange währt doch diese Nacht, hörte man ihn leise sagen, wie sehr leide ich! wird der König bald kommen?" Wiederholt rief er seinen Vater, der, sein Schluchzen unterdrückend, ihn versicherte, er sey bei ihm. Man sagte jetzt dem Herzoge, daß die Marschälle gekommen seyen. „Ich hatte gehofft, sagte der Sterbende, unter ihnen mein Blut für mein Vaterland vergießen zu dürfen." O Nacht des Schreckens und des Vergnügens! Nacht der Tugend und des Verbrechens! Während der verwundete Sohn Frankreichs sterbend in das Vorgemach seiner Loge gebracht wurde, ging die Vorstellung auf der Bühne ihren Gang fort. In dem einen Theile des Hauses die Töne der Musik, in dem andern die Seufzer des sterbenden Prinzen; nur ein Vorhang zwischen der Eitelkeit der Welt und der erlöschenden Dynastie; der Priester, der das Hochwürdige trug, mußte sich durch Masken drängen. Endlich zerstreute sich die unbefangene Menge, und das Vergnügen wich dem Schmerze; Schweigen herrschte, nur von dem Tritte der Wachen und dem Geräusche des nach und nach sich einfindenden Hofpersonals unterbrochen, von denen Einige noch in festlicher Kleidung, Andere eben aus ihren Betten herbeigeholt, erschienen.

Drei Bulletins waren in die Tuilerien gesendet worden; um fünf Uhr Morgens kam der König. Die eigentliche Gefahr des Prinzen war ihm noch verheimlicht worden. Der Sterbende schien, als er das Geräusch des Wagens in der Straße hörte, wieder aufzuleben, und als der König eintrat, erhob er sich mit den Worten: „Geben Sie mir Ihre Hand Oheim, daß ich sie zum letztenmal an meine Lippen drücke." Der König näherte sich, vom Schmerz überwältigt, seinem Neffen und umarmte ihn. Der Herzog rief mit allem ihm noch möglichen Nachdrucke: „Schenken Sie mir, lieber Oheim, das Leben des Mannes!" — „Es steht noch nicht so schlecht mit Dir, als du glaubst, erwiderte der König tief bewegt, wir wollen ein andermal davon sprechen." — „Der König sagt nicht ja, bemerkte der Prinz, noch immer auf seiner Fürbitte beharrend, Verzeihung für diesen Mann, daß ich ruhig sterben kann" — dann nach einer Pause — „die Begnadigung dieses Mannes würde meine letzten Augenblicke erleichtert haben," und als durch die Annäherung des Todes seine Sprache immer schwächer wurde, lispelte er leise: „Lassen Sie mich mindestens mit der Hoffnung scheiden, daß nach meinem Tode um meinetwillen nicht das Blut eines Nebenmenschen vergossen werde!" Der König fragte hierauf Herrn Dupuytren in lateinischer Sprache um seine Meinung über den Zustand des Prinzen; die Antwort war eine Bewegung, die Sr. Majestät keine Hoffnung gab. Durch die Aufregung beim Eintritte des Königs schien der Herzog sich einen Augenblick erholt und neue Kräfte gewonnen zu haben; er bezeigte sein Bedauern, daß der König in seiner Ruhe gestört worden sey, indem er ihn bat, sich wieder ins Bett zu begeben. „Meine Nacht ist vorüber, mein Sohn, erwiderte der Monarch, es ist fünf Uhr, und ich werde dich nicht verlassen." Der Tag brach auch in der That eben über dem sterbenden Märtyrer an, der, in dem Augenblicke, wo er während seiner irdischen Laufbahn gewohnt war, sich den Armen des Schlafs zu entreißen, nahe daran war unter Engeln zu erwachen. Sein nahendes Ende fühlend, sagte er: „Es ist vorbei," und, als er den Ausbruch des Schmerzens der Prinzessin hörte, fügte er hinzu: „Nehmen Sie sie mit sich, mein Vater, ihr Schluchzen stört mich!" Die Herzogin wurde gewaltsam nach einem anstoßenden Zimmer gebracht, doch als sie versprach, ruhiger zu seyn, gestattete man ihr, zu ihrem sterbenden Gemahl zurückzukehren. Jeder Funke von Hoffnung war erloschen, und Symptome der beunruhigendsten Art stellten sich ein. Der Herzog wünschte sich auf die andere Seite zu kehren; die Aerzte wollten es nicht zugeben, allein der Sterbende bestand auf seinem Willen. Man hörte ihn leise sagen: „Heilige Jungfrau, sey mir gnädig!" Dieß waren seine letzten Worte. Er wurde, wie er gewünscht hatte, auf die linke Seite gelegt, und einen Augenblick später hauchte er das Leben aus. Als man die Herzogin von dem Anblick ihres Gemahls entfernte, verließ sie die Besinnung, und sie gab sich der furchtbarsten Verzweiflung hin. Der Gräfin Gontaut schrie sie zu: „Madame, ich übergebe ihnen meine Tochter, mein Gemahl ist todt und auch ich will sterben!" Dann, sich gewaltsam von Denen losreißend, die sie zurückhalten wollten, flog sie in das Zimmer des Todes zurück, und Alles zur Seite stoßend, was ihr im Wege stand, warf sie sich schreiend auf ihren Gatten. Der Herzog von Berry war eben verschieden! Vergebens hielt man den Spiegel auf des Königs Dose an seine Lippen — der Hauch des Lebens war erloschen, er war zu seinem Schöpfer zurückgekehrt! Alle Anwesenden fielen auf die Knie, und in Thränen und Gebeten vereinigt, richteten Aller Augen sich zum Himmel. „Ich habe noch eine letzte Pflicht zu erfüllen, sagte der König, als man in ihn drang, sich wegzubegeben, ich habe eine letzte Pflicht gegen meinen Sohn zu erfüllen!" Auf Herrn Dupuytrens Arm gestützt, nahte er dem Bette, drückte dem Todten die Augen zu, und, seine Hand zärtlich küssend, begab er sich schluchzend hinweg. Die Anwesenden gingen still aus einander.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 63. 4 März 1833.

Wanderungen im südlichen Frankreich.

Die römischen Amphitheater zu Nimes und Arles.

Als ich durch das Kaiserthor in das römische Amphitheater zu Arles trat, und mit meinem ersten Blick den ganzen großen Prachtbau überschaut hatte, ließ ich mein Auge auf die zunächst um mich her befindlichen Gegenstände fallen, wo mir dann zuerst eine arme Frau zu Gesicht kam, die ihre durchlöcherten Lumpen auf einem der noch erhaltenen Stufensitze ausbreitete, um sie an der Sonne trocknen zu lassen; einige Kinder spielten sorglos auf der Spitze von Strebepfeilern, die das Gewicht eines Mannes zu tragen nicht vermocht hätten; andere krochen mit freudigem Geschrei durch Oeffnungen aus und ein, die einst den Gladiatoren und wilden Thieren als Eingang gedient hatten; auf der äußern Randleiste der Attika saßen zwei Männer und rauchten, die Augen nach der Seite des Rhone zugewendet, der von dieser Stelle aus gesehen, einem kleinen See gleicht, über den sich das schwankende Bild der alten Stadt Arles herabneigt; ein Soldat von der Linie machte sich den Zeitvertreib, mit einem Grashalm einen großen schwarzen Käfer zu quälen, der sich aus seinem Loch hervorgewagt hatte, und in der Arglosigkeit seiner Gedanken sich wohl schwerlich beifallen lassen konnte, daß er auf seinem Wege mit einem französischen Soldaten Händel bekommen würde. Einige Schritte davon stand ein kleiner Savoyard, dessen Kopf und Mütze von gleicher Farbe, auf einem Gemäuer, und zeichnete sich wie ein schwarzer Schattenriß auf dem azurblauen Hintergrunde ab, während er sich alle Mühe gab einen hohen römischen Gewölbbogen zu reiten; mein Führer, der mich nach dem Amphitheater geleitet hatte, verließ mich plötzlich, um einer Eidechse nachzulaufen, die sich in der Verfolgung einer Mücke zu weit vorgewagt hatte. Alle diese kleinen Geschöpfe, alle diese kleinen Lebensthätigkeiten, die in keinem Zusammenhange mit dem großen Baudenkmale, bloß mit sich selbst und mit den unbedeutendsten Spielereien beschäftigt waren, verliehen der Arena einen Ausdruck von Verödung und Einsamkeit, der sich nicht beschreiben läßt. Diese Kinder, diese Frau, dieser Soldat, waren alle aus dem Volke, und sicherlich war keines von ihnen gekommen, um die Trümmer zu betrachten, und über das Schicksal menschlicher Größe und Herrlichkeit nachzudenken. Mit Ausnahme der Frau, die in der wichtigen Besorgung eines häuslichen Geschäftes begriffen, den Stufensitz eines Senators zum Trocknen ihrer Lumpen verwendete, hatten alle das Amphitheater besucht, um die müßige Mittagsstunde vergnüglich hinzubringen; die Kinder um ihren Eltern aus den Augen zu kommen; die Männer um ihre Cigarren in freier Luft zu rauchen, vielleicht auch, um ihren Weibern aus dem Wege zu gehen. Das gemeine Volk liebt die Ruinen; es fühlt weniger sein Elend, wenn es Trümmer vor Augen hat; hier sieht es keine reichgefüllten Buden, in denen es nichts kaufen kann; hier keine Polizeiwachen, die ihm ausdrücklich deßwegen auf allen Schritten und Tritten zu begegnen scheinen, um zu verhüten, daß es seine Finger nicht auf die Wildbahn fremden Eigenthums sich verirren lasse; hier stößt es nirgends auf Zeichen der öffentlichen Gewalt, durch die es sich stets beengt und verletzt fühlt, die Regierung sey auch welche sie wolle. Auch wird hier sein Hang zum Müßiggang nicht durch den Anblick des Getriebes nützlicher Beschäftigung, oder durch eine andere Art von Müßiggang, die ein Vermächtniß der Geburt oder des Glückes ist, unangenehm berührt. Ich fand in Ruinen selten andern Besuch als Leute aus der untern Volksklasse oder Fremde; auch mußte ich leider die Erfahrung machen, daß die Fremden die armen Müßiggänger daraus verscheuchten, die oft mehr gezwungen sind, es zu seyn, als sie es wünschen.

Das Amphitheater von Arles war lange Zeit ein Stadtviertel, das man das „Quartier der Arena" nannte. Bei der großen Abräumung, die man mit diesem Baudenkmale vornahm, schonte man doch noch zwei oder drei Häuser dieses Quartiers, die unter dem Gewölbe einer innern Galerie hingeklebt hangen; noch haben sie ihre Hausnummern und vor ihnen erkennt man noch ein Stück der kieselgepflasterten Straße, die daran vorbeiführte. Die Eigenthümer und Miethsleute dieser Wohnungen arbeiten, vermehren sich und altern unter den Trümmern dieser Gewölbe; sie sind die freiwilligen Hüter der Arena, ohne gerade eine unmittelbare Aufsicht darüber zu führen, und sorglos schlafen sie unter diesem Gestein ohne Mörtel, das schon zweitausend Jahre herabfallen will. Ich sah Einen dieser Bewohner der Arena vor seiner Thüre auf der Straße sitzen, beschäftigt mit einem großen Messer eine saftige Wassermelone zu öffnen, deren Schalen er seinem Esel zuwarf — unstreitig das friedfertigste Thier, das noch diese Arena betrat. Aus dem ersten Stock des Hauses

ſchaute eine alte Frau, mit den Ellbogen auf dem Fenſtergeſimſe herab, und ſah mit gleicher Theilnahme, wie es ſchien den beiden Weſen zu, die für ſie das Brod verdienten: und das Haus, die Alte, der Eſel und der Mann befanden ſich gerade dem Hauptportale gegenüber, das man das Kaiſerthor nennt, und durch das der Kaiſer oder Princeps, oder Prokonſul, je nachdem es kam, von den Behörden umgeben und von einer Schaar Liktoren begleitet, unter dem Zuruf von vierzigtauſend Zuſchauern eintrat, und das Zeichen zum Anfang der Spiele gab.

Einen ganz andern Eindruck macht die Arena zu Nimes; hier iſt nichts von faullenzenden Bettlern, fremden Alterthümlern, Schwalbenneſtern gleichen Wohngebäuden, Kindern und Eſeln zu ſehen. Die Ausräumung geſchah hier weit gründlicher und ging bis zur Reparatur; man vergitterte und verriegelte ſie und ſtellte einen Thorwart dazu, um Riegel und Gitter zu öffnen. Die gute Stadt Nimes wollte nicht, daß ihre Kinder in den Ruinen der Eidechſenjagd nachgehen ſollten ohne ſchriftliche Erlaubniß des Munizipalrathes. Die Liebe für die Denkmäler des Alterthums ging ſo in Nimes bis zur pedantiſchen Strenge; allein man wußte dabei auch auf den Nutzen Bedacht zu nehmen. Die Bürger von Nimes ſtellten folgende ganz logiſche Betrachtungen an: wir haben Kavallerie nothwendig, um die öffentliche Ruhe aufrecht zu halten, allein es fehlt uns eine Kaſerne, um Roß und Mann unterzubringen; die Arena ſteht leer und unbenützt, legen wir alſo die Kavallerie hinein; die öffentliche Ruhe iſt uns weit mehr werth, als eine Antiquität. Was kann man darauf antworten? — Nichts. Freilich würde in einem Lande, wo man die Kunſt liebt, eine Stadt, welche die Ehre genießt, eine prachtvolle Ruine zu beſitzen, ein Aufruf an den Patriotismus der Bürger ergangen ſeyn; man würde eine Subſkription eröffnet haben, um eine Kaſerne zu bauen, da denn doch einmal die Kavallerie untergebracht ſeyn will. Die Provinz würde der Stadt, die Regierung der Provinz, der Regierung die Kunſtfreunde unter die Arme gegriffen haben, und ſo eine Kaſerne für Menſchen und Pferde zu Stande gekommen und die öffentliche Ruhe der Stadt Nimes weder auf Koſten der Kunſt noch der Geſchichte aufrecht erhalten worden ſeyn, denn dieſe beiden ſind doch auch im Daſeyn eines großen Staates von einigem Belang; obgleich es Zeiten geben kann, wo Renten und Steinkohlengruben von noch größerem ſind. Allein wo die Künſte nur im Allgemeinen einen Werth haben, wo die Beſchützer derſelben ſich aus ihnen wenig machen oder die armen Kunſtfreunde nicht Mittel genug haben, ſie zu beſchützen, iſt es natürlich, daß römiſche Amphitheater in Ställe, ihre Galerien in Soldatenſtuben und ihre Arena in Dungſtätten verwandelt werden.

(Fortſetzung folgt.)

Gefängnißleben des Dichters Silvio Pellico.

(Schluß.)

„Maroncelli, ſo erzählt Pellico die Leiden ſeines Freundes, war noch tauſendmal unglücklicher, als ich ſelbſt. Und doch wie viel litt ich um ihn! Die Sorge ſeiner Pflege war mir eine ſüße Pflicht; ſie galt ja einem ſo würdigen Freunde. Aber ihn unter ſo langen und grauſamen Qualen hinſterben zu ſehen, ohne ihm helfen zu können; zu denken, daß dieſes Knie unheilbar ſey; zu hören, daß der Kranke den Tod für gewiſſer hielt als die Geneſung, und dabei fortwährend ſeinen Muth und ſeine Heiterkeit bewundern zu müſſen — ach Dieß zerriß meine Seele bis ins Innerſte.“

„In dieſem bedauerungswürdigen Zuſtande machte er noch Verſe, ſang er, plauderte er mit mir und ſuchte mir einen Theil ſeines Leidens zu verbergen. Sein Magen vertrug keine Speiſe mehr, er konnte nicht ſchlafen und zehrte auf eine erſchreckende Weiſe ab. Oft fiel er in Ohnmacht, aber in Augenblicken, wo er wieder ein wenig zu Kräften kam, ſuchte er mich aufzuheitern, mir Muth zuzuſprechen. Es iſt unmöglich zu beſchreiben, was er in neun langen Monaten litt. Endlich wurde eine ärztliche Berathung über ſeinen Zuſtand vorgenommen. Ein Oberarzt traf ein, hieß Alles gut, was bisher geſchehen war, ging aber wieder ohne ſich auszuſprechen, was weiter vorgenommen werden müſſe. Einen Augenblick ſpäter trat der Oberaufſeher des Gefängniſſes ein, und ſagte zu Maroncelli: „Der Oberarzt wollte ſich in Ihrer Gegenwart nicht ausſprechen, er fürchtete, Sie würden nicht die Kraft haben, eine harte Nothwendigkeit ankündigen zu hören. Allein ich bin überzeugt, daß es Ihnen hiezu nicht an Muth fehlt.

„Ich hoffe davon ſchon einige Proben abgelegt zu haben, erwiderte Maroncelli, während ich alle dieſe furchtbaren Schmerzen duldete, ohne zu wehklagen und zu jammern. Schlägt man mir vielleicht vor . . .?

„Ja, mein Herr, die Amputation; nur trägt der Arzt in Betracht ihrer Schwäche Bedenken ſie anzurathen. Fühlen Sie ſich im Stande, die Amputation auszuhalten? Und wollen Sie ſich der Gefahr ausſetzen . . .?

„Zu ſterben? — Und würde ich nicht ebenfalls ſterben, wenn dem Uebel nicht Einhalt geſchieht? —

„Wir werden alſo ſogleich Bericht nach Wien erſtatten und ſobald wir die Erlaubniß erhalten, Ihnen das Bein abzunehmen . . .?

„Wie, ſo braucht es eine Erlaubniß? —

„Ja, mein Herr.“

„Acht Tage nachher traf die Erlaubniß ein. Der Kranke wurde in ein größeres Gemach getragen und verlangte, daß ich ihm folgen ſollte. „Ich könnte während der Operation den Geiſt aufgeben, ſagte er, und ich möchte mich dann doch in den Armen meines Freundes befinden. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Der Abbé Wrba, unſer Beichtvater, reichte dem Unglücklichen die Sterbſakramente. Nachdem dieſe heilige Handlung vorüber war, erwarteten wir die Wundärzte. Sie kamen noch nicht. Maroncelli ſang inzwiſchen eine Hymne. Endlich erſchienen ſie. Es waren ihrer zwei. Der Eine war der gewöhnliche Wundarzt des Gefängniſſes, d. h. unſer Barbier, und wenn es eine Operation gab, hatte er das Recht ſie vorzunehmen, eine Ehre, die er Niemand überlaſſen wollte. Der Andere war ein junger Arzt, aus der chirurgiſchen Schule von Wien, der ſich

durch seine Geschicklichkeit schon einigen Namen gemacht hatte. Von dem Gouverneur gesendet, der Operation beizuwohnen und sie zu leiten, würde er sie wohl gern selbst vorgenommen haben; allein er mußte sich begnügen, sie zu beobachten.

„Der Kranke wurde auf das Bette gelegt, die Beine herabhängend, ich hielt ihn in meinen Armen. Oberhalb des Knies, wo das gesunde Fleisch des Schenkels anfing, legte man einen festen Verband an, um den Kreis zu bezeichnen, den das schneidende Instrument zu beschreiben hatte. Der alte Wundarzt machte nun einen fingertiefen Rundschnitt, streifte die Haut zurück und fuhr dann fort, tiefer in die Muskeln einzuschneiden. Das Blut floß stromweise aus den Arterien; man verband sie mit einem Seidenfaden. Endlich wurde der Knochen durchgesägt. Maroncelli ließ keinen Laut vernehmen. Als er sah, daß man das abgenommene Bein forttrug, sendete er ihm einen mitleidigen Blick nach und zu dem Wundarzte gewendet, der die Operation gemacht hatte, sagte er: „Sie haben mich von einem Feinde befreit und ich besitze Nichts, um Sie dafür zu belohnen.“ Auf dem Fenster stand eine Rose in einem Glase. „Ich bitte Dich, bringe mir diese Rose,“ sagte er zu mir. Ich that es. Er überreichte sie dem alten Wundarzt mit den Worten: „Ich kann Ihnen nichts Anderes als Beweis meiner Dankbarkeit bieten.

„Der alte Mann nahm die Rose und weinte.“

Endlich schlug den edlen Duldern die Stunde der Befreiung. Am 26 Julius 1830 langte aus Wien die schon lang und oft erharrte Begnadigung an, die ihnen einen Theil der Strafzeit erließ. Am 1 August erhielten sie ihre Freiheit und athmeten wieder Gottes freie Luft, aber in welchem Zustande! — Bleich, abgezehrt, mehr zwei Gespenstern ähnlich, die aus dem Grabe gestiegen. Beinahe wäre ihnen die damals in Paris ausgebrochene Revolution von Neuem verderblich geworden. Schon waren sie in der Nähe von Klagenfurth angekommen, als ein Gegenbefehl sie einholte, der ihnen die Weiterreise verbot. Doch wurde ihnen nach einigen Tagen erlaubt, ihren Weg fortzusetzen und in ihre Heimath zurückzukehren. Wir übergehen den Schmerz und die Freude des Wiedersehens ihrer Freunde und Verwandten. Pellico der Freiheit und seiner Familie wiedergegeben, lebt gegenwärtig in Turin, von seinen Mitbürgern nach Verdienst geachtet und geliebt. „Man kann sich, sagt einer seiner Freunde, der ihn in der letzten Zeit besuchte, kein schöneres Bild von Sanftmuth und Bescheidenheit denken, als ihn. Seine blassen Züge geben seinem Gesichte einen milden und wehmüthigen Ernst. Seine Unterhaltung trägt das Gepräge seines aufrichtigen und edlen Gemüthes. Seine Worte athmen nur Wohlwollen und Menschenliebe, die um so mehr bei einem Manne zu verwundern ist, der sich so sehr über die Menschen zu beklagen hat. Nie hört man von seinen Lippen ein gehässiges Wort gegen seine Verfolger, wenn er von seinem Unglücke spricht. „Ich verzeihe ihnen von Herzen, sagte er eines Tages zu mir; sie waren ungerecht gegen mich, es ist wahr; aber sie haben sich ohne Zweifel mehr getäuscht, als sie böswillig waren.“ Er erzählte mir, daß er oft und fast jede Nacht von seinem Gefängnisse auf dem Spielberg träume, und daß sein jedesmaliges Erwachen dann für ihn ein köstlicher Genuß sey. Silvio Pellico hat durch die Länge seiner Gefangenschaft die Lust an Dichtkunst und Wissenschaften nicht verloren. Ungeachtet seine Gesundheit sehr gelitten hat, gab er seit seiner Rückkehr nach Turin doch schon mehrere Trauerspiele heraus, von denen einige in seinem Gefängnisse verfertigt wurden.“

Aus dem Privatschreiben eines französischen Reisenden in Marokko.

Oran am 16 Nov. 1832.

Meine Absicht nach Marokko vorzudringen wurde durch die Eifersucht des Sultans und den Haß der Mohammedaner gegen alle Franken vereitelt; ich blieb drei Monate in Mequinez, einer der drei Hauptstädte des Reichs. Es ist eine große Stadt, die aber von Gärten so durchschnitten ist, daß sich schwer eine genaue Angabe der Zahl ihrer Einwohner geben läßt. Mein Aufenthalt fiel in dieselbe Zeit mit der Ankunft der französischen Gesandtschaft des Herrn von Mornay, der an den Sultan geschickt worden war, um einen Handelsvertrag und die Abtretung einiger zwischen Marokko und Algier streitigen Landstriche zu bewirken. Die Gesandtschaft wurde mit vielen Ehren aufgenommen, aber mit großer Eifersucht beobachtet, und sie fand dieselben Schwierigkeiten wie ich, tiefer in das Reich vorzudringen; der Sultan blieb gegen seine Gewohnheit länger in Mequinez, um nicht die Gesandtschaft nach Fez oder Marokko mitnehmen zu müssen. Der Handelsvertrag soll sehr günstig für Frankreich lauten, wird aber so gut als umsonst seyn, da die Marokkaner ihn nie halten werden; sie verachten die Europäer viel zu sehr, um sich an eine Uebereinkunft mit ihnen zu binden und ihre Politik ist, ihnen zu entleiden in das Land zu kommen. Wenn daher eine Ladung Waaren in Tanger ankommt, so findet sie alle Arten von Schwierigkeiten, und wenn man sich auf den Vertrag beruft, so ist die Antwort: warum kommt ihr hierher, ihr würdet besser zu Hause bleiben. Die Marokkaner sind fanatischer als die meisten Mohammedaner, und sehen auf die übrigen als ausgeartet herab. Ihre Moscheen haben noch die alte Form beibehalten; sie bestehen aus einer Mauer ohne Dach, die von einer Säulenreihe umgeben ist. Der Kultus wird innerhalb der offenen Mauer gefeiert, ohne die in den übrigen mohammedanischen Moscheen gebräuchliche Kanzel; ihre Mollahs studiren in den Schulen zu Fez und Marokko, die freilich seit einigen Jahrhunderten sehr gesunken sind, aber dennoch in großem Geruche von Heiligkeit und Orthodoxie stehen. Ein Theil meines Aufenthalts fiel in den Ramadan, der mit Strenge gehalten wird. Das Fasten scheint aber eine große Neigung zu Streitigkeiten zu entwickeln, denn sie zanken sich den ganzen Tag, bis ein Kanonenschuß den Untergang der Sonne ankündigt: dann stürzen aus allen Häusern Sklaven und Weiber mit Töpfen, um sie bei den Bäckern in den Ofen zu schieben und zu kochen, wie es dort gebräuchlich ist. Eine Menge Menschen, Kinder und Erwachsene ziehen mit zwei bis drei Fuß langen Trompeten in den Straßen umher und machen einen Lärm, als ob das jüngste Gericht anbräche; sie bringen hierauf die Nacht mit Essen und Trinken zu. Mequinez liegt in einem Seitenthale des Atlas, das steil gegen die Höhen anläuft; das Klima ist mild und nicht übermäßig heiß, im Monat März fiel hin und wieder einiger Schnee in der Stadt, auf dem Gebirge sah man ihn noch vom Winter her. Palmen gedeihen zwar im Thal, bringen aber keine Früchte, was den Maßstab des Klima's mit einiger Genauigkeit gibt. Was mir am meisten in meinem Umgange mit den Eingebornen auffiel, war der Kontrast ihrer Ruhe und Behaglichkeit gegen die europäische Unruhe und das Fieber von Thätigkeit, die Sucht nach Neuem, die uns treibt. Sie sehen mit einer ruhigen Verachtung auf die ganze Welt, die für sie nur aus zwei Theilen besteht, dem Gharb (d. h. dem Abendland — Marokko) und dem Reste der Welt, den sie der Aufmerksamkeit nicht werth halten; sie lieben zu disputiren, um ihren logischen Scharfsinn zu zeigen, und haben dabei immer die Oberhand, weil sie keine Untersuchung der Wahrheit ihrer Prämissen, die aus Einem Punkte, der Lehre des Koran, hervorgehen, zulassen. — Wir sind hier in Oran jetzt ruhig ge-

nug, so lange wir uns innerhalb der Stadt halten; aber die Ebene ist im Besitze der Araber, welche jeden Einzelnen, der sich herauswagt, tödten oder gefangen nehmen. Die Stadt entvölkert sich mehr und mehr von allen angesehenen Einwohnern, denn wir haben nicht das Talent, uns bei der mohammedanischen Bevölkerung beliebt zu machen. Ich besah gestern die große Moschee hier, sie ist in ein Magazin verwandelt, zum großen Greuel der Gläubigen. Sie machen keine Vorstellungen, weil sie wohl fühlen, daß sie gegen unsere Macht nichts ausrichten können; aber sie verwünschen uns im Stillen, und die Besitzung ist nur ein militärischer Punkt, von dem sich auf diese Art kein Nutzen erwarten läßt. Es ist seit der Besetzung durch unsere Truppen in der ganzen Ausdehnung der Regentschaft wenig geschehen. Der Herzog von Rovigo hat einige schöne Militärstraßen bauen lassen, zu denen er die Truppen verwendet, so daß sie fast ohne Kosten gebaut werden; aber sonst ist wenig von Verbesserungen zu sehen. Der Grund und Boden in der Nähe von Algier ist meistens an Europäer verschenkt oder verkauft worden; besonders der Marschall Clauzel besitzt große Strecken der schönsten Felder, aber Alles liegt brach, da die Eigenthümer warten, bis die Regierung die Linie der Blockhäuser, welche die Kolonisten beschützen sollen, so wie die Straßen und Kanäle, welche ihnen nützlich seyn werden, vollendet haben wird.

Ein Tag mit Walter Scott.

(Schluß.)

Man befährt diesen Abgrund auf eine ganz eigene Weise mittelst Seilen und Winden, wie man sie in den Kohlengruben hat; man befestigt dieselben auf einem der höchsten bedrohlich überhängenden Felsen, während an einem starken Tau in vier kürzern Stricken eine viereckige Maschine, die Wiege genannt, hängt. Wer hinabfährt, steht oder sitzt in der Mitte dieser Wiege unter den über seinem Haupte zusammenlaufenden Stricken. Ein rauher alter Hochländer stand an der Winde und ließ meinen Freund zuerst hinabfahren. Bevor die Wiege wieder herauf kam, um mich abzuholen, stieg in mir die Ahnung auf, als könne Einem von uns irgend ein unglücklicher Zufall begegnen, so daß ich mich der Frage nicht erwehren konnte, ob auch mit meinem Freunde da unten Alles in Ordnung sey. „O sicherlich, erwiderte der Hochländer, und die Wiege wird in einer Minute zu euren Diensten seyn; ihr seyd so schwer als zwei seines Gleichen.“ — „Ist das Seil etwa morsch?“ — „So gar arg noch nicht; das letzte war weit morscher als es riß und seinen Mann fallen ließ,“ war die erschreckende Antwort. „Er kam ums Leben sagt ihr?“ — „Darauf könnt ihr schwören, und wenn er tausend Leben gehabt hätte, er wäre hin gewesen; er zerschmetterte an jenen Felsenzacken,“ sagte der hartherzige Seite. Ich besichtigte nun das Seil und fand es ziemlich alt und abgenützt. „Wie alt ist's?“ fragte ich. „Just fünf Jahre; das letzte war einen Monat älter als es riß,“ war die trostlose Antwort. Mit einiger Enträstung erwiderte ich, warum man denn noch nicht für ein neues gesorgt habe, um einem etwaigen Unglücke vorzubeugen, und um mich noch mehr aufzubringen, entgegnete er verdrießlich: „Morgen kommt schon ein neues her, ihr werdet so ziemlich der Letzte seyn, der's noch mit dem alten probirt.“

Indeß war die Wiege heraufgekommen und wartete auf mich. Ich konnte meinen Freund nicht im Stiche lassen, und da ich mich noch überdieß vor dem rühnen Hochländer schämte, so nahm ich meinen Sitz ein. Vielleicht wollte er mich etwas ermuthigen, als er im Begriffe, mich hinabzulassen, sagte: „Ein weit schwererer Mann als ihr ist gestern daran hinabgefahren.“ — „Dann hat das Seil gelitten,“ schrie ich; allein es war schon zu spät, um umzukehren, und ich kam auch glücklich hinab. Die Sonne schien hell, und ließ selbst in der Tiefe des Schlundes jede Aushöhlung sichtbar werden. Der Boden, auf dem wir standen, hatte Raum wohl für 150 Menschen; er besteht aus feinem Sande mit glänzenden Kieseln vermischt, die von den überhängenden Felsen herabgefallen sind. Die Wände dieser Felsen sind mit tausenden von solchen Steinen bedeckt, die, von der Sonne beschienen, herrlich funkelten, so daß der Gedanke an ein Zauberwerk ganz nahe lag, wie denn auch die Höhle der Feenpalast genannt wird. Ich muß indeß gestehen, daß dieser Palast wenig Zauberhaftes für mich hatte, denn nicht genug, daß die abschreckenden Aeußerungen des alten Hochländers mir schon vor der Hinabfahrt das Herz schwer gemacht hatten, so steigerte auch noch mein Freund, da ich nun glücklich unten war, jedoch ganz unabsichtlich, durch folgende fürchterliche Erzählung meine Furcht auf den höchsten Grad. „Ein junger Mann stieg von hier aus aufwärts; allein als er bis zum Rande hinaufgekommen war, erhob er sich unvorsichtigerweise in der Wiege, und da er voller Ungeduld war, hinaufzukommen, wagte er, ehe er noch völlig auf gleicher Höhe mit dem Boden war, einen Sprung aufwärts nach dem Felsen. Die Wiege, die noch frei in der Luft schaukelte, wich von der Kraft des Gegenstoßes unter seinen Füßen, und der junge Mensch, der sein Ziel nicht erreichte, stürzte zwischen ihr und der Felsenwand in die Schlucht hinab.“ „Schrecklich! Schrecklich!“ war der Ausruf, der meinerseits ganz natürlich folgte. „Also, fuhr mein Freund fort, verhalten Sie sich ruhig auf Ihrem Sitz in der Wiege, bis wir auf festem Boden sind, so wird Alles gut gehen.“ Er fuhr voraus wieder auf, und ich schickte mich an, ihm zu folgen.

Ich dachte an des jungen Mannes Sprung und Fall. Ich malte mir die Stelle lebhaft vor, wo er hinabstürzte, und die Gewalt, mit der er auf den Boden niederschlug, um nicht mehr aufzustehen; und als ich in der Wiege saß, schlotterten meine Knie an einander und meine Zähne klapperten vor Entsetzen. Als ich hinabstieg, blickte ich abwärts, und ermuthigte mich immer mehr, je näher ich dem Boden kam; allein bei der Auffahrt erbebte ich, obschon ich meinen Blick aufwärts gerichtet hielt, bei dem Gedanken, daß ich in stets größerer Gefahr schwebe. Wie im Todeskampfe hielt ich mich an dem straff gezogenen Seile festgeklammert, und verwendete kein Auge von dem geschwärzten, knarrenden Seile. „Dort, dort!“ keuchte ich, denn ich sah ein Gewinde des dreifach gedrehten Seiles sich lösen, als es eben an einem hervorragenden scharfen Stück Granit vorbeistreifte. Und wenn einmal ein Gewinde sich löste, konnte nicht das ganze Seil sich aufdrehen? Sah ich nicht gleich darauf abermals eine Flechte losgehen und mein Leben an dem letzten Faden hängen, der immer dünner wurde, so daß nicht lange mehr das Seil seine eigene Schwere tragen konnte? Ich wurde sprachlos; Alles drehte sich mit mir rund um, die Augen vergingen mir, und nur noch einen einzigen Fuß von dem Rande der Mündung entfernt, stürzte ich — meinem Freund in die Arme, der, als er mich fast besinnungslos aus der Wiege taumeln sah, glücklich mich erhaschte, und sammt Wiege und Allem auf den Felsen hinüberriß. Als ich wieder zu mir kam, raunte ich, noch vor Entsetzen bebend und unverständliche Worte stammelnd, die von meiner Todesangst zeugten, vom Rande des Abgrundes weg. Und wenn auch mein Haar nicht auf der Stelle weiß wurde, so fürchtete ich doch wirklich eine solche Veränderung, denn bei meiner Auffahrt aus dem Feenpalaste stand es mir, buchstäblich genommen, zu Berge.“

So ging der große Minstrel, der Unvergleichliche von Anekdote zu Anekdote über, und riß Alle, die ihn hörten, zu Entzücken und Bewunderung hin.

Vermischte Nachrichten.

Ungeachtet in Folge der Cholera die Zahl der Reisenden auf der Liverpool-Manchester-Eisenbahn, in den Monaten Julius und August des verflossenen Halbjahres, sich etwas vermindert hatte, so litt doch darunter nicht der Ertrag dieser großartigen Unternehmung, da auf der andern Seite der Waarentransport sich vermehrte, und die Ausgaben bedeutend verringert wurden. In der zweiten Hälfte des Jahres 1832 reisten auf dieser Eisenbahn 182,825 Personen, was einen Ertrag von 45,120 Pfd. St. abwarf; von 86,642 Tonnen Waaren, die Kohlen nicht mit eingerechnet, zog man 57,781 Pfd. St. Fracht. Die Bruttoeinnahme betrug 80,901 Pfd. St., und die Ausgaben 12,646 Pfd.; die auf Verbesserung der Dampfwägen verwendeten Kosten beliefen sich auf 18,278 Pfd. Die halbjährige Dividende für eine Aktie von 100 Pfd. wurde demnach auf 4 Pfd. 4 Sch. bestimmt.

*

Der „Constitutionnel“ berechnet, daß die griechische Expedition Frankreich im Departement des Kriegsministeriums allein 15,957,475 Franken gekostet habe, wobei die Ausgaben im Departement des Seewesens nicht in Anschlag gebracht seyen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 64. 5 März 1833.

Der politische Humor und die französischen Karikaturen.

(Hiezu die lithographirte Beilage.)

Der politische Humor und mit ihm die politische Karikatur kam in Frankreich erst unter der Restauration zur vollen Entwicklung; wie denn der Humor überhaupt die Poesie der Erfahrung oder des männlichen Alters ist. Man muß viel gethan und gelitten, man muß viele glänzende Seifenblasen des Lebens geliebt und verschwinden gesehen haben, bevor man mit dem sterbenden Talbot ausrufen kann: „Dem Narrenkönige gehört die Welt!" — Man muß aber auch kein sterbender Mann seyn wie er, sondern noch kräftigen Gemüthes und heitern Sinnes, um in dem menschlichen Leben nicht bloß ein Narrenhaus, sondern auch einen großen Dom zu sehen und darin gläubig niederzuknien und anzubeten — einen großen Dom, an welchem unsre Irrthümer, Täuschungen und Verkehrtheiten doch nur die bunten Glasfenster und das phantastische Schnörkelwerk des wunderbaren Gebäudes bilden, von dessen Größe es kein besseres Zeugniß gibt, als daß es zu einem so üppig wuchernden Auswuchs von Narrheit, wenn man es so nennen will, Raum genug hat. Man muß sich der bunten Thorheit freuen und sie lieben, wie sie Gott auch lieben muß, der ihr ein so fröhliches Wachsthum und Gedeihen schenkt; kurz man muß sich in diesem Narrenkönigthum erinnern, daß man darin Narr ist, aber doch immer König bleibt. In dieser Erinnerung und mit diesem Bewußtseyn faßt der Humor Welt und Leben auf; der Humorist spürt die Schmerzen des Lebens nur noch wie ein Mann, dem das Bein abgenommen ist, wenn schlimme Witterung sich einstellt, an dem Fuß, den er längst nicht mehr hat: aber er gedenkt noch des schönen, sonnenhellen Tages und der freudig schmetternden Trompeten, wo er mit fliegenden Fahnen auszog, um auf dem großen Schlachtfeld des Lebens die schönste Siegeskrone zu erwerben, und davon Nichts heimbrachte — als ein hölzernes Bein.

Wie aber mit dem Humor überhaupt ist es auch mit dem politischen. Ein Volk muß viel gelitten und gestritten haben, bis es sich zu einer humoristischen Anschauung seiner innern und äußern Verhältnisse aufschwingt; es muß viel gewonnen und verloren haben, bis es einsehen lernt, daß es in sonderbarer Verkehrtheit oft Gewinn nannte, was Verlust war, und Verlust was Gewinn; es muß Erhabenes in Staub sinken und Ideale der Anbetung in den Stürmen der Zeit zertrümmert gesehen haben, bis es über einen Minister lachen kann, der eine so lange Nase hat, daß sein Verstand nicht darüber hinaussehen kann. Es muß weit hinaus seyn über das arkadische Stillleben des Hohenpriesterthums, über die Flegel- und Tölpeljahre des Despotismus und der Republik, es muß in die schöne Sommer-Tag und Nachtgleiche der männlichen Besonnenheit eingetreten seyn, wo die Stammbäume nicht mehr mit heraldischen Blumen prangen, sondern genießbare Früchte gewonnen haben, oder wenn verdorrt, zu gutem bürgerlichem Hausrath verschnitten und polirt worden sind; wo die demüthigen Kornfelder des gemeinen Mannes, die einst vor jedem Herrn Sausewind in allerunterthänigster Ehrfurcht sich bis auf den Boden neigten, zu tüchtigen Garben gebunden und aufgestellt sind; wo die furchtbaren Gewitter der großen Eroberer, die einst Alles in Grund und Boden schlugen, auf fernen Bergen wie angefesselt liegen und murren. Dann ist das Volk der braungebrannte Schnitter geworden, der unter der Eiche des Gesetzes gelagert, den Schweiß sich von der Stirne wischt, und manch kernhaften Zug aus seinem Kruge thut, und mit manchem derben Scherz den Nachbar neckt, der es aber nicht übel nimmt, und im Gedanken an die heiße Tagsarbeit, die sie zusammen vollbracht, sich gleichfalls kurzweilt, wie es ihm beliebt — und „das ist der Humor davon," wie der selige Korporal Nym shakspear'schen Andenkens zu sagen pflegte.

Es war das fröhliche Alt-England (Merry Old-England), wo zuerst in Europa der öffentliche Geist zu einem kräftigen Bürgerthum erstarkte — was wir nicht mit Spießbürgergeist und Philisterthum zu verwechseln bitten, die zwar ihre Satyre und Pasquille haben, aber keinen Humor. Dort war es auch, wo am frühesten der politische Humor in seiner ganzen Vielseitigkeit, in Volksleben, Dichtkunst und Karikaturen sich entfaltete. Es fehlte aber keineswegs auch andern Völkern, namentlich aber und vor Allen den Deutschen nicht an jener Tiefe des Gemüthes und jener Klarheit des Verstandes, deren gegenseitige Wiederspieglung den wahren Humor bedingen, für den die englische Sprache allein ein Wort gefunden hat, ein Wort, das im Grund genommen nichts bezeichnet, eben daher aber für jenen Proteus am bezeichnetsten ist, und auch in andern Sprachen Aufnahme fand. Der deutsche Humor versprach vorzüglich im Mittelalter, wo er in einem kräftigen und fröhlichen Volksleben wurzelte,

eine reiche und vielseitige Entwicklung; die Lust an Mummereien, Schönbartlaufen, Narren und Narrenfesten, der kecke Witz, der sich selbst in die Kirchenbauten mischte, wo man nicht selten neben und zwischen den Heiligenbildern die wildesten Fratzen, Affen in Meßgewändern u. s. w. erblickt; die derbe Laune, die uns in einer Menge Rechtssatzungen, Lehensgebräuchen und Sprüchwörtern begegnet — Alles deutete auf eine unerschöpfliche Quelle des gesundesten Humors. Aber bei der fortwährenden Richtung des deutschen Geistes auf innere Beschaulichkeit und bei der engen Abgrenzung der politischen Verhältnisse, blieb der deutsche Humor in Schrift und Kunst vorzugsweise der moralischen und religiösen Seite zugewendet, wobei wir bloß an Reinecke Fuchs, Gallers von Kaisersberg Predigten, Brandts Narrenschiff, Hans Sachs, Holbeins Todtentanz u. s. w. zu erinnern brauchen. Mit der Entwicklung des gelehrten Standes, in unsren düstern Religionsstreitigkeiten und verheerenden Bürgerkriegen schien aber, mit dem mittelalterlichen Volksleben vollends die Lust und Heiterkeit des deutschen Humors erloschen, dessen letzter Aufblitz sich wie Alles in den engabgeschlossenen Raum der fürstlichen Höfe zurückzog, so daß wir zuletzt nur noch einen steifen Gelehrtenhumor, von dem als der wahre Typus Erasmus mit seinem Lob der Narrheit oben ansteht, und einen Hofhumor finden, der in den Hofnarren fortlebte. Vor politischem Humor scheint den Deutschen von jeher eine Abneigung angeboren und man muß von Reinecke Fuchs große Sprünge bis auf Philander von Sittewald und bis in die neueste Zeit wagen, wenn man wieder eine Spur von ihm treffen will. Und hier muß vor allen unsern Dichtern Jean Paul genannt werden, der einen Stolz und einen Schmerz für sein Vaterland in seinem großen Herzen trug, und sie in herrlichen humoristischen Gedanken aufleuchten ließ. Wie wenig er uns dafür reif fand, hat wohl Niemand so tief empfunden und so geistreich ausgesprochen, als eben er. Tieck, mit dem entschiedensten Berufe, unser Aristophanes zu werden, zog es vor, die literarische statt der politischen Richtung seiner Zeit mit der wunderbaren Zauberlaterne seines Humores zu beleuchten; und wenn man die elenden Spottgedichte und die noch elenderen Karikaturen auf den Sturz Napoleons gehört und gesehen hat, wenn man in neuester Zeit gesehen hat, daß einer unserer körnigsten humoristischen Schriftsteller, Börne, zwei Bände schreiben mußte, um zwei andere vorausgegangene seinen Landsleuten zu erklären und ins gehörige Licht zu stellen; so möchte man fast glauben, daß an unsern deutschen Schädeln das Organ des politischen Humors nur sehr schwach angedeutet sey. Börne hätte seine verwünschten Briefe, die uns so viel Herzeleid gemacht haben, englisch oder französisch schreiben sollen, nur nicht deutsch; und der größte Vorwurf, den man ihm machen muß, liegt darin, daß er es gethan hat. Daß er uns zumuthet, mit dem scharfen Barbiermesser seines Humors zu spielen, ist eben so unbedachtsam, als Kindern spitzige Messer und Gabeln in die Hand zu geben, mit denen sie sich eher die Augen ausstechen, denn wie gesetzte Leute essen werden. Und nicht mehr als billig war es daher auch, daß Censoren und andere vernünftige Menschen herbeiliefen, um uns das gefährliche Messer aus den Händen zu reißen, wie es jede gute Kindermagd zu thun schuldig ist, wenn sie ihre unbehülflichen kleinen Kreaturen nach gefährlichen spitzigen Dingen greifen sieht. So weit wäre Alles in gehöriger Ordnung vor sich gegangen; nun aber fuhren aus allen Winkeln und Ecken grimmige Gegner hervor, die mit schweren Kolbenschlägen gegen die Schmeißfliegen des Humors — wie sie Jemand, wir wissen nicht ob sehr geistreich, zu nennen beliebte — losschlugen, und wie die Bauern in der Walpurgisnacht, die bösen Geister durch viel Geschrei und blindes Schießen zu verscheuchen suchten. Und hierin liegt ein zweiter Vorwurf gegen diese heillosen Briefe, daß sie zu einem so unnöthigen Lärm Anlaß gaben, und eine solche Menge von Kritiken hervorriefen, die wir alle lesen mußten. Wenn Aristophanes — und wie er mit seinen Athenienſern umging, weiß Jeder, der griechisch genug versteht, um ihn zu verstehen — zu jeder seiner Komödien eine neue erläuternde hätte schreiben müssen, und ihm von den Kritikern der heiligen Stadt der Pallas Athene und des guten Geschmackes, so mitgespielt worden wäre; so würden wir Niemand bedauern als unsre Schulknaben, die alle diese neuen Komödien und dazu gehörigen Kritiken auch noch mit in Kauf und unter den Riemen nehmen müßten. Der alte Rabelais spielte noch ganz anders Königen und Königinnen und selbst dem Papste mit, Luther und die Reformatoren verstanden es auch ein wenig den Leuten den Text zu lesen, und Swift bettete seine Engländer eben nicht auf Rosen und doch weiß man nichts von Kritiken gegen sie. Damals hatten es die Leser gut, oder vielmehr haben wir es gut, daß wir sie nicht mehr zu lesen brauchen. Doch es ist sehr zu befürchten, daß man in dem allgemeinen und unlösbaren Mißverständnisse zwischen Börne und seinen Gegnern auch diese Bemerkungen mißverstehe, weßhalb wir die gefährlichen Briefe so schnell als Heine in London, die ihm zum Ansehen in die Hand gegebenen falschen Banknoten, fallen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wer also ungefähr zweihundert Stunden zurückgelegt hat, um die Arena zu besuchen, sehe sich wohl vor, daß er Einlaß finde. Wer ferner in Furcht steht, von Pferdehufen zertreten zu werden, oder wer eine etwas empfindliche Nase hat, bleibe lieber ganz weg und vermeide es dieses schöne Amphitheater zu besuchen, aus dem man einen ungeheuren Stall gemacht hat. Nur vielleicht der öffentlichen Gesundheit wegen wird das Amphitheater zu Nimes der Kunst zurückgegeben werden; aber wo einen Herkules finden, diese Ställe für Menschen und Pferde zu reinigen? Nicht genug; wenn man auch seine Furcht vor den Pferdehufen und die Empfindlichkeit seiner Nase überwunden hat, so ist man deßhalb noch nicht so weit gekommen, in die Arena hinabsteigen zu dürfen; es ist verboten, ohne Erlaubniß Dieß zu thun, und zwar aus einem Grunde, der sich hören läßt. In der Arena steht nämlich ein Artilleriepark, und ein Soldat hält unaufhörlich Wache neben den Kanonen und Pulverwägen. Man will die Arena besehen: „Es darf Niemand hinein," er-

widert die Schildwache. Man begibt ſich zu dem Thorwarte und macht ſeine Eigenſchaft als Fremder geltend. — Haben Sie einen Erlaubnißſchein? — Nein. — Man muß einen Vorweis haben; ich weiß nicht wer Sie ſind. — Allein, erwiderte ich, man wird doch nicht glauben, daß ich Feuer in die Pulverwägen werfe oder eine Kanone in meiner Taſche hinaustrage? — Gleichviel, ich bin angewieſen, Niemand hineinzulaſſen. — Gut, allein wie ſoll man in das erſte Stockwerk gelangen, ohne durch das Erdgeſchoß zu gehen? — Sie müſſen eben hinaufklettern, wenn ſie können! — So klettere man denn, wenn man noch junge Beine hat; man klettere hinauf bis zur Attika, wo der Wind den Geruch und das Geräuſch der Pferde verweht und ſtaune dort die prachtvolle römiſche Kunſt an. Und hat man ſich in dieſem Genuſſe erſättigt, ſo nehme man ſich wieder wohl in Acht, durch ein anderes Gitter hinausgehen zu wollen, als durch das man hereingekommen iſt. Denn aus derſelben Furcht, man möchte Feuer an die Pulverwägen legen oder eine Kanone ſtehlen, ruft die Schildwache auch hier entgegen: „Es darf Niemand hinaus!" — wie dort: „Es darf Niemand hinein." —

Zwei Dinge erregten in Nimes beinahe mehr meine Bewunderung, als das Amphitheater: nämlich die Kopie deſſelben oder vielmehr deſſen vollſtändige Wiedererbauung aus Korkholz. Herr Pelet, deſſen Hand eben ſo geſchickt, als ſeine Kenntniß des Alterthums gründlich und ausgebreitet iſt, hat alle Denkmäler der römiſchen Baukunſt im ſüdlichen Frankreich aus Kork nachgebildet. Man kann ſich kaum einen Begriff von der Geduld und dem Fleiße machen, die eine ſolche Arbeit erfordert. Man könnte an ſeinen kleinen Bauwerken die Steine nachzählen, welche an dem wirklichen Monumente befindlich ſind, und Alles iſt genau nachgebildet, das eingeſtürzte Mauerwerk, die verſchobenen Steine, ſelbſt der Farbenton dieſer ehrwürdigen Gebäude. Hr. Pelet erklärt die Beſtimmung von einem jeden derſelben vortrefflich, indem er ſie gleichſam von Neuem erbaut, ihren Bauriß aufſucht und den Gedanken ihres Baumeiſters verfolgt. Nichts iſt daran vergeſſen, die Basreliefs ſind mit derſelben Genauigkeit wie die Säulen dargeſtellt und nach genau ausgemittelten Verhältniſſen. Nicht zufrieden, dieſe Denkmäler darzuſtellen wie ſie die Zeit hinterlaſſen hat, ſchuf er ſie auch ganz ſo wie ſie aus der Hand des Baumeiſters hervorgingen, und läßt ſie uns ſo in ihrer urſprünglichen Schönheit, wie in ihrem gegenwärtigen Verfalle erblicken.

Das zweite, was mich noch vorzüglich intereſſirte, war der Steinbruch, der die Steine zur Erbauung des Amphitheaters von Nimes lieferte. Man ſieht ihn noch ganz in dem Zuſtande, worin ihn die Römer gelaſſen haben. Drei große Felsblöcke ſtehen noch aufrecht da, und ſcheinen wie mit einer ungeheuren Säge herausgeſchnitten. Die langen Steinplatten, die als Stufenſitze dienen, und jene, welche die Attika bilden, auf der vier Männer neben einander gehen können, waren in dieſem Steinbruche aus einem Stücke gehauen und auf dem Wege, der noch bis auf dieſe Stunde die Römerſtraße heißt, nach Nimes geſchafft worden. Alle die Abfälle der behauenen Steine ſind dort auf einen Haufen geworfen, und bilden einen kleinen Hügel; denn bei ſolchen Bauwerken reichten die Sägſpäne zu einem Hügel hin. Regen und Sonnenſchein hat dieſen Steinhaufen zu einer Art dürrem Erdreich verbröckelt, und der Wind einige Pflanzenſamen darauf geſtreut, die hier ein kümmerliches Wachsthum fanden. Vor dem Steinbruche hat man in neueſter Zeit einen Brunnen entdeckt, wo die Steinmetzen ihr Waſſer holten. Aus ihm erlabten ſich alſo die Erbauer von Nimes, wenn ſie gegen die dritte Stunde des Tages, auf dem Steine ſitzend, den ſie behauten, ihre Waſſermelonen aßen. Ein Gewerbsmann hat neben an ein Wirthshäuschen erbaut, wo man um zwei Sous einen äußerſt ſchlechten Gerſtentrank, mit Waſſer aus dem Römerbrunnen gemiſcht, haben kann.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Ball in Konſtantinopel.

(Aus Kapitän Slade's Reiſen in der Türkei.)

Sir Robert Gordon hatte den Wunſch geäußert, bei Gelegenheit des Friedensſchluſſes zwiſchen Rußland und der Pforte, an Bord der „Blonde" einen Ball zu geben; allein ſein Plan ſcheiterte beinahe, theils an der Eigenliebe der Damen von Pera, die ſich nicht den Blicken der Osmanlis zur Schau ſtellen wollten, theils an den Vorurtheilen dieſer ſelbſt, die vor einem ſolchen Opfer, das ſie der Neuerungsſucht des Sultans bringen ſollten, zurückſchauderten. Allein am Ende hatte die Neugier von der einen und der nachdrücklich ausgeſprochene Wille des Sultans von der andern Seite denn doch alle Schwierigkeiten gebeugt, und die beabſichtigte Geſellſchaft ging von ſtatten. Die Fregatte war mit Flaggen bedeckt, ſo hell beleuchtet wie von Sonnenlicht, mit einem Zelte geſchmückt, und die ruſſiſche Fahne ließ ſich überall mit der mohammedaniſchen vereinigt erblicken, während das Wort „Friede" in herrlichen Transparenten ſchimmerte. Die theilnahmloſe Gleichgültigkeit der Muſelmänner ließ Anfangs nicht wahrnehmen, welchen Eindruck dieſes Schauſpiel auf die Gäſte der „Blonde" hervorbrachte. Auf dem Hinterkaſtell des Schiffes war ein prachtvoller Diwan angebracht, wo ſich die Paſcha's und die Geſandten niederließen, die Kaſchemirs neben den Ordensbändern.

Die Damen ſaßen mit verbiſſenen Lippen und niedergeſchlagenen Augen dieſen furchtbaren Beſitzern der Harems gegenüber, die ſich in ihrem Bewußtſeyn als ſolche nicht das mindeſte Bedenken daraus machten, ihre Tſchibuks zu ſchmauchen, und ſich die nackten Füße, die ſie der Pantoffel entkleidet, nachläſſig auf die Sofa's ausſtreckten, in aller Behaglichkeit zu ſtreicheln. Faſt hätte man allem Dieſem nach fürchten mögen, ſie könnten ſich vielleicht die Freiheit nehmen, eine oder die andere der ſchönen Fränkinnen um die Gefälligkeit zu bitten, ihnen den angenehmen Kitzel angedeihen zu laſſen, den eine weiße weiche Hand verſchaffen ſoll, die über einen glattgeſchornen Kopf hinfährt; allein ſie bequemten ſich dennoch dazu, für dieſen Abend auf dieſe liebliche Empfindung, an die ſie ſo gewöhnt ſind, zu verzichten. Auf der einen Seite trank man Kaffee, auf der andern Thee, und endlich begann der Tanz. Nun aber verließen die Osmanlis ihre Sofa's, und Einige legten ſogar ihre Pfeifen beiſeite, um nichts von dem neuen Schauſpiel eines europäiſchen Walzers zu verlieren. Die Bewunderung des alten Kapidſchi-Baſchi ging bis zur Verzückung. Der Kaptian Paſcha, der ſich ein ernſteres Anſehen geben wollte, ſetzte ſich zum Carté, und verlor ſein Geld, wie ein Menſch, der das Spiel verſteht. Der grimmige Seraskier, der buckelige Khosrew, den wir noch kurz zuvor als den blutdürſtigen Vollzieher der rachgierigen Befehle Mahmuds geſehen hatten, wußte ſich vor wilder Freude nicht zu laſſen. Er ſprach mit Jedermann, und kniff in der freundſchaftlichſten Zutraulichkeit ſeine Landsleute in die Ohren, die dieſe Liebkoſung ausſtießen, als wären ſie von der Klaue eines gezähnten Tigers berührt. Man ſah in dieſer Geſellſchaft auch die beiden Lieblinge des Sultans, den Seliktar Paſcha und den Staatsſekretär Muſtapha Effendi, ſchöne junge Männer von ungefähr dreißig Jahren. Letzterer, ein Anatolier von Geburt, war Aufwärter in einem Kaffehauſe des Dorfes Ghiok. Der Sultan, der ihn auf einer Reiſe durch dieſes Dorf geſehen hatte, ließ ihn ins Serail bringen, und hier vollendete ſein Verſtand eine Erobe-

rung, die er durch seine Schönheit begonnen hatte. Ein gewichtiger Mann an Bord war diesen Abend auch Halil Pascha, gleichfalls ein Beispiel von der Laune des Glücks in der Türkei. Ein Tscherkesse von Geburt, wurde er auf dem Markte zu Konstantinopel von Khosrew Pascha gekauft, der früher selbst an diesem Orte zum Verkauf ausgeboten worden war. Khosrew, der kinderlos war, nahm den jungen Halil an Sohnes Statt an, und beförderte ihn zu seiner hohen Stelle im türkischen Heere. Halil stand damals gerade im Begriff, als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg abzugehen, und bei seiner Rückkehr war ihm die Hand der Tochter des Sultans versprochen. Außer diesen Paschas und ihrem Gefolge befanden sich auch einige Bim-Baschis, Adjutanten des Sultans, an Bord der Blonde; sie waren ohne Turban, ohne Bart, und trugen eine von Gold starrende Husarenuniform.

Der Abend war herrlich, und die Blicke der furchtbaren Besitzer eines Harems voll Sklavinnen schienen keineswegs unsere Damen so sehr einzuschüchtern, als sie es Anfangs gefürchtet haben wollten. Man kündigte das Souper an. Jeder vornehme Osmanli bot seinen Arm einer Dame, und geleitete sie nach dem Zwischendecke, wo die Tafeln mit einer des Vertreters einer großen Nation würdigen Pracht bestellt waren. Die Osmanlis schienen auf einen Augenblick ihre gewöhnliche Ernsthaftigkeit beiseite gelegt, und mit einem Mal ihrer Gewohnheit, mit den Fingern zu essen, entsagt zu haben. Nie gab es wohl ein fröhlicheres Mahl. Man brachte alle bei dergleichen Gelegenheiten beliebten Toaste aus, man wurde lebhaft, und die Unterhaltung nahm am Ende eine Wendung, die es uns als ein Glück preisen ließ, daß unsere Damen kein Türkisch verstanden. Mehrere von diesen Wassertrinkern hatten arge Noth, dem ungewohnten Getränke Stand zu halten. Ich für meine Person sah mich in die Nothwendigkeit versetzt, dem Nurrey-Bey, dem Kischnebar des Kapitan Pascha begreiflich zu machen, was für ein himmelweiter Unterschied zwischen einer Tänzerin und einer tanzenden Dame sey. Der ehrliche Nurrey, der diesen Unterschied nicht ganz zu begreifen schien, war übrigens der einzige Osmanli, der unserm Walzer eine sehr verdächtige Auslegung gab. Mehr als ein ernsthafter Effendi glaubte schon bei Frauen, die er öffentlich in die Arme von Männern sich werfen gesehen hatte, etwas wagen zu dürfen. Allein unserer jedesmaligen Dazwischenkunft gelang es dennoch, verdrießliche Auftritte zu hindern, und die würdigen Pelzträger ließen sich nach dem Souper herab, die Damen in einer Polonaise zu führen. Zuletzt empfahlen sie sich, nachdem sie in wenigen Stunden drei unermeßliche Schritte in der Civilisation gemacht hatten: sie hatten mit Frauen getanzt, öffentlich Wein getrunken und im Ecarté ihr Geld verspielt.

Von allen muselmännischen Würdeträgern, die sich diesen Abend an Bord der „Blonde" befanden, fiel der Reis Effendi allein nicht aus seiner Charakterrolle; seinen Glaubensvorschriften treu, trank er kein gegohrenes Getränke, hatte aber so viel feine Lebensart, seine Gesundheit als Entschuldigung vorzuschützen. Auch nicht einmal den Schein der Fröhlichkeit brachte er zu diesem Feste mit, die übrigens mit der Gemüthsstimmung eines wahren Osmanli nur im grellen Widerspruche stehen mußte. Das Wort Friede, das ihm überall in die Augen leuchtete, schien er wie einen Spott und die Vereinigung der russischen und türkischen Panner als eine Beleidigung anzusehen.

Uebrigens wurde das Benehmen der türkischen Minister bei dieser Gelegenheit in Konstantinopel mit scheelen Augen betrachtet. Sie hatten gezeigt, daß sie bereitwilliger die Laster als die Tugenden des Christenthums sich aneigneten, und man fand, daß sie die Nachahmung da anfingen, wo sie hätte aufhören sollen. Die Partei des Widerstandes griff es als einen schlagenden Beweis gegen eine Reform auf, deren Grundzug die Verachtung der weisesten Sätze des Propheten schien, und die Mehrzahl der Türken, die noch immer den Koran als ein aus göttlicher Offenbarung hervorgegangenes Buch zu betrachten gewohnt ist, war nahe daran, den Sultan und seine Minister für abtrünnige Ungläubige zu halten.

Vermischte Nachrichten.

Capell Brooke gibt in der Beschreibung seiner Reise nach dem Nordcap folgende merkwürdige Schilderung von der Beschaffenheit des Polarmeeres: „Es kann nichts Ueberraschenderes und Schöneres geben, als die Klarheit der Polargewässer. Während wir langsam auf der Oberfläche des Meeres hinfuhren, konnten wir bei einer Tiefe von zwanzig bis fünf und zwanzig Faden ganz deutlich den Grund erkennen, der meistentheils aus einem weißen Sande bestand. Auf meiner ganzen Reise kam mir nichts so wunderbar vor, als diese Tiefe des Abgrundes, die sich so deutlich dem Auge enthüllte. Die Spiegelfläche des Meeres wurde nicht vom leisesten Lufthauche bewegt, und kaum der Ruderschlag kräuselte sie ein wenig. Ueber den Dollord des Bootes hinausgebeugt schaute ich mit Verwunderung und Entzücken in die tief unter mir langsam wechselnde Scene hinab. Wo der Grund sandig war, konnte das Auge die Asterien und Echinen und selbst die kleinsten Meermuscheln in dieser großen Tiefe deutlich wahrnehmen, und das Wasser schien gewissermaßen die Eigenschaft eines Vergrößerungsglases zu haben, das die Gegenstände näher brachte. Bald wurden wir eines rauhen Berges ansichtig, dessen zackige Gipfel zu unserm Boote heraufragten, und dessen Fuß sich noch einige Meilen weiter unten in die Tiefe verlor. Obgleich wir auf ebener Fläche hinfuhren, kam uns doch vor, als ob wir die Höhe unter unsern Füßen hinan schifften, und als wir den höchsten Punkt erreichten, der sich nur wenige Fuß unter unserm Boote zu befinden schien, kamen wir an seinen Abhang, der auf dieser Seite ganz senkrecht war, so daß uns däuchte, wir seyen plötzlich seine ganze Höhe hinabgestürzt, eine Täuschung, die bei der Klarheit des Gewässers so unwiderstehlich war, daß man unwillkürlich zusammenfuhr. Dann kamen wir wieder über eine Ebene, und fuhren langsam über die Forste und Wiesengründe der Tiefe hin, die sich weit ausgebreitet unter uns zeigten, und wahrscheinlich von Tausenden, dem Menschen unbekannter Thiere bewohnt wurden; zuweilen konnte ich einen oder den andern seltsam geformten Fisch sehen, der sich durch das Wasserdickicht drängte, unbekümmert um das, was oder ihm sich dahin bewegte. An andern Stellen wurde dann der Boden nicht mehr sichtbar; die schönen Landschaften verschwanden, und Alles verlor sich in das Dunkelgrün der oceanischen Tiefe."

*

Am 1 Januar entdeckte der Chevalier Manzi in der Nekropolis von Tarquinia ein etruskisches Grabmal, das größer und prachtvoller ist, als alle früher aufgefundenen. Es ist vierseitig, und wird in der Mitte von einer gleichfalls vierseitigen Säule getragen. Auf drei Seiten dieser Säule befinden sich Genien mit Flügeln in mehr als Lebensgröße, und auf der Vorderseite steht eine lange etruskische Inschrift, um die herum schöne Ornamente von Fischen angebracht sind. Zur linken derselben ist eine Gruppe sehr lebendig und gut gezeichneter Thiere, und darüber gleichfalls eine lange etruskische Schrift. Das Grab umgeben drei Stufenaufgänge, auf denen mehrere Sarkophage stehen mit männlichen und weiblichen Figuren in halb erhobener Arbeit und lateinischen Grabschriften, die sich auf die hier begrabenen Bürger von Tarquinia beziehen. Kurz die Pracht dieses Grabmales, die Eigenthümlichkeit seiner Bauart, seine Malereien und Inschriften nehmen die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher im höchsten Grade in Anspruch.

*

Als der berühmte Tenorsänger Rubini vor einigen Jahren zu Neapel auftrat, besuchte er auch Palermo, wo er mit Donzelli und Lablache sang, und zwar in einer Oper von Mosca, die ohne eine kühne List des Sängers sicher nicht den ersten Abend ihrer Aufführung überlebt haben würde. Von der ersten Scene an war der arme Maestro ausgelacht und ausgezischt worden; Stück für Stück erfuhr er dasselbe Schicksal, bis der erste Tenor seine Cavatine begann; das Adagio fiel zwar nicht durch, brachte aber auch keine besondere Wirkung auf die Zuhörer hervor; allein das Allegretto hatte sich eines stürmischen Beifalls zu erfreuen, für den Mosca nicht genug mit Bücklingen danken konnte. Rubini hatte nämlich gefunden, daß Mosca's Adagio noch anging, sein Allegretto aber noch schlechter war als schlecht, und dafür dasselbe Musikstück aus der Arie des Orestes in Rossini's „Ermione" eingeschoben. Zehn Tage blieb der Betrug unentdeckt, und die Palermitaner erschöpften sich in Lobeserhebungen über den Tondichter eines so göttlichen Allegretto's; als am eilften Tage die gebrauchte Arie aus Neapel ankam und dem armen Mosca seine geborgten Federn ausgerupft wurden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

(Hiezu die lithographirte Beilage.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 65. 6 März 1833.

Wanderungen im südlichen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Doch nur zu Arles konnte ich die ganze Pracht der römischen Baukunst recht nach Herzenslust bewundern; hier konnte ich ungehindert jeden Winkel des ungeheuren Baues durchkriechen, den man die Arena nennt. Mit der Muße und der stillen innerlichen Freude eines neugierigen Alterthümlers besah ich mir das Riesengerippe eines Amphitheaters, das eines der großartigsten und schönsten des alten Galliens gewesen seyn muß. Die Arena von Nimes hat das Gute, daß man durch sie die von Arles besser verstehen lernt. Zu Arles sind fast gar keine Stufensitze mehr vorhanden, zu Nimes hat eine ganze Seite des Amphitheaters noch die ihrigen, und die oberen sind ganz unversehrt erhalten. Will man sich eines ungestörten Genusses an dem Amphitheater von Nimes erfreuen, so muß man es an einer schönen Mondnacht aufsuchen; wenn sein kreisrundes Phantom allein mitten auf dem großen Platze liegt, wenn seine großen schwarzen Steinmassen vom magischen Licht bestrahlt sind. Alles schweigt und schläft dann, und Niemand verwehrt dem nachtwandelnden Alterthümler, um den gespenstigen Bau herumzuschweifen, falls es anders in der gebührenden Entfernung geschieht; dann kann man mit einigem guten Willen und mit Hülfe des Mondscheins, der Nacht und der Stille, sich eine prächtige Vision dichten, wenn man es anders über das Herz bringen kann, seinen Aerger über die allzu sorgsamen Stadtbehörden und ihre Verkleisterer und Tüncher zu vergessen. Horcht! — Die Artilleriepferde schnauben und stampfen. . . Es sind die wilden Thiere, die zum Vergnügen des Volkes der Munizipalstadt sterben müssen und sich nun in ihren Käfigen rühren. Ich höre Hammerschläge . . . man nagelt wahrscheinlich an dem hölzernen Gerüste, von dem herab morgen der kaiserliche Prinz zu den Einwohnern von Nimes sprechen wird, wenn sie in dichtem Gedränge die Stufensitze des Amphitheaters füllen. Außerdem ließ der Munizipalrath einen Thronhimmel von Säulen mit vergoldeten Knäufen getragen, von einem eigens aus Rom verschriebenen Bildhauer für den Kaiser errichten, der bei seinem Durchzuge in dem Amphitheater von Nimes hundert der schönsten lybischen Pantherthiere kämpfen sehen wird. Es ist ein Fest, das der Prokonsul auf seine eigenen Kosten gibt, für die er sich dann an der Stadt schadlos halten wird. So kann man in der ungetrübtesten Gemüthsruhe seinen Träumen nachhängen, bis eine Runde vorbeigeht, die den mondsüchtigen Alterthümler in seinem Verstecke gewahrt und ihn sich weiter scheeren heißt.

Zu Arles sah ich das Amphitheater mehr in seinen Einzelheiten, als in Masse. Ich ging durch die Vomitorien, jene schönen hohen Gewölbe aus und ein, unter denen die ganze Bevölkerung eines Stadtviertels des römischen Municipiums Platz fand, ohne sich zu drängen. Ich setzte mich auf die den privilegirten Personen vorbehaltenen Stufensitze und auf die Stufensitze des gemeinen Volkes; ich buchstabirte mit Hülfe meines in zehn Jahren gelernten Latein recht gut die zwei Worte „Loca data“ (verliehene Plätze) zusammen, die auf gewissen Steinen zwischen den Reihen der Bänke der Aristokratie und des gemeinen Volkes eingehauen sind. Diese Plätze waren etwa dem gekrönten Dichter jener Zeit für eine sinnreiche Vergleichung verliehen, die ihm zwischen der Eroberung von hundert und fünfzig germanischen Hütten und dem pharsalischen Siege gelungen war, oder auch dem Baumeister, dessen Werk das Amphitheater, oder einem alten Hofbedienten aus der kaiserlichen Küche, der sich in die Munizipalstadt zurückgezogen hatte, um hier den Lohn seiner wichtigen Verdienste um die Zungenwarzen seines Herrn in Ruhe zu verzehren. Ich kletterte auf und ab an diesem unterhöhlten und unterwölbten Berg von Quadersteinen, denn es gibt keinen bezeichnenderen Namen für ein römisches Amphitheater, dem seine Stufenbänke fehlen, wo aber noch die Gewölbe stehen, die sie trugen, und die nun mit einer Kruste der von der Zeit zerbröckelten und verkitteten Steine bedeckt sind. Ich durchlief alle diese widerhallenden Galerien, auf denen die steinernen Bänke und die Zuschauer der kaiserlichen Feste ruhten; dann die von dem Mittelalter im Amphitheater angelegten Befestigungen, jene viereckigen Thürme, welche die Stelle der Stufenbänke einnahmen; endlich die Häuschen und die Gassen der letzten Bewohner der Arena, wovon man noch eine Probe übrig gelassen hat, zum Beweise was ein römisches Gewölbe tragen kann, nachdem es die Schauspielsitze des Volks von Königen und die Vertheidigungsarbeiten des Mittelalters getragen hat. Ich spürte den Rinnsälen nach, durch die das Regenwasser ablief, und fand Arbeiten, die von einer eben so schönen Dauerhaftigkeit sind,

als die Gewölbe der Galerien. Noch immer ergießen sich die Wasser des Himmels in diese Abzüge und rinnen, man weiß nicht wohin, aber doch jedenfalls wohin. Wahrscheinlich müßte man einige Schichten dieser Trümmer wegräumen, um das Geheimniß dieser wunderbaren Werke aufzudecken, die bloß der Reinlichkeit und Gesundheit wegen angelegt waren und nie von einem andern Auge gesehen wurden, als von dem des unbekannt dahingegangenen Arbeiters, der sie mauerte. Ich konnte auch aus den Eingangsthüren der Gladiatoren und Pantherthiere hervortreten und mir denken, wie die armen Bestien stutzig und geblendet vor sich hinstarren mußten, wenn sie nach einer in ihrem eisernen Käfig, in einem unterirdischen Gewölbe, zugebrachten Nacht, an das helle Tageslicht des Amphitheaters hervorkamen, und mit drei oder vier Sprüngen die ganze Freiheit, die man ihnen ließ, ausgemessen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der politische Humor und die französischen Karikaturen.

(Fortsetzung.)

Die Franzosen haben ihr altes Königthum von Gottes Gnaden als eine „Monarchie absolue tempérée par des chansons" zu definiren beliebt; und wenn man sich auf die alte Monarchie verlassen könnte, daß sie für dergleichen lustige Vögel, die ihr die Wahrheit nicht geigen, sondern singen, nicht die gehörige Anzahl von Bastillenkäfigen in Bereitschaft haben würde, so müßte ich gestehen, wäre mir eine Straße voll singenden Volkes lieber, als zwei Kammern voll langweiliger Deputirten, wie sie jetzt in Frankreich einander ihre Reden vorgähnen, zumal da das konstitutionelle Königthum, wie in England, doch immer noch gewisse lose und lustige Vögel braucht, um ungeachtet der zwei Kammern an beiden Füßen, nicht äußerst bedenkliche Sprünge zu machen, ich meine die öffentlichen Blätter, Flugschriften und Karikaturen. Wenn die absolute Monarchie in Frankreich durch die Volkslieder in Schranken gehalten wurde, so kann man wohl sagen, daß es der konstitutionellen in England, seit der Revolution von 1688, durch die drei eben genannten öffentlichen Gewalten oder mit andern Worten: durch die Ausbildung des politischen Verstandes und des politischen Humors, die beide stets mit einander Hand in Hand gehen, nie an den nöthigen Wegzeigern fehlte, um auf der gesetzlichen Bahn fortzuwandern. Es versteht sich von selbst, daß einzelne Spott- und Zerrbilder gegen politische Personen und über politische Ereignisse, die in früheren Zeiten hie und da ans Licht zu treten wagten, nur als Vorläufer des eigentlichen Humors, wie die verstohlens ausgebreiteten politischen Druckschriften solcher Art, nur als die ersten Kinderversuche des politischen Verstandes angesehen, und hier nicht in Betracht genommen werden können. Die volle Entwicklung beider aber beginnt in England mit der Revolution von 1688. Es liegen uns aus jener Zeit schon einige politische Karikaturen vor, die wohl so selten geworden sind, daß sie kaum noch einem oder dem andern unserer Leser zu Gesicht gekommen seyn dürften, weßhalb wir sie hier im Vorbeigehen nicht unerwähnt lassen wollen. Die erste in Großfolioformat, überschrieben: „Die Flucht des Papstthums aus England" (The Flight of the Popedom out of England) stellt Jakob II vor, der mit Kreuz und Rosenkranz in den ausgestreckten Händen auf einem zweiräderigen Wagen, der gar sehr an einen gewissen übelberüchtigten Karren erinnert, und als Wappenschild die Nachteule führt, aus dem Lande gefahren wird. Die Königin sitzt hinter ihm, der Prinz — ein anderes Mirakelkind — zu seinen Füßen und bläst, in der einen Hand eine Kindermühle von Kartenblättern, *) auf einem Posthörnchen: Scheiden und Meiden thut weh! — Als Vorspann erblickt man einen Hund, der von einem Jesuiten geritten wird, der das ohnehin angstvoll genug rennende Thier mit geschwungener Geißel noch peitscht, als könnte der fromme König hinter ihm nicht schnell genug von Land und Leuten gebracht werden. Gleichsam als Schlittengeläute trägt der kamtschatkische Renner des Jesuitenfuhrwerkes auf dem Kopf ein Ciborium und um den Hals einen Weihbrunnkessel. Voran reitet auf einem Bären ein Ritter mit hölzernem Stelzfuß, worauf die Lilien Frankreichs zu sehen sind; mit aller Anstrengung sucht er den eingerosteten Degen aus der Scheide zu ziehen; denn gleich zu seinen Füßen steht der holländische Löwe, der ihm grimmig die Zähne weist, und über Rose, Harfe und Distel — die Wappenbilder Englands, Irelands und Schottlands — Wache hält. Im Hintergrunde sieht man einen langen auswandernden Zug von Mönchen aller Art mit Kreuzen und Fahnen; der Papst fährt auf einem Schubkarren einen Kardinal, an einer Kirche sind Leute beschäftigt, mit Stricken die papistischen Heiligenbilder herabzustürzen u. s. w. — Die Aehnlichkeit des Sturzes und der Vertreibung der Stuart aus England mit den neuesten Zeitereignissen in Frankreich ist so groß, daß eine französische Karikatur, die den Abzug Karls X und seiner Familie nach den Julitagen darstellt, wie eine Nachbildung der englischen vom Jahre 1689 erscheint. Eine zweite Karikatur aus dieser Zeit, überschrieben: „Die Hypochondristen oder der deutsche Doktor und die fremden Patienten" stellt Arlequin Deodat — unter welchem Namen Ludwig XIV **) auf allen Spottbildern jener Zeit auftritt — in voller Kriegsrüstung mit Brustharnisch und Beinschienen dar, den Hut verwegen auf das Ohr gerückt, die Hand am Degengefäß, voll Grimmes schnaubend:

„ — je veux
Posseder tout, car je le peux!"

wie die unten stehende Erklärung in holländischen und französischen Versen dazusetzt. Allein man sieht es der ganzen Anwandlung von tapferer Hitze gar gut an, daß er nicht so schrecklich ausfallen wird, als es den Anschein hat; es ist eine hypochondrische Grille und das Brevier, das an einem Kettchen im Degengurte

---

*) Bekanntlich wurde die rechtmäßige Abstunft Jakobs III oder des sogenannten Prätendenten, von seinen Gegnern sehr angefochten; man behauptete, er sey das untergeschobene Kind eines Müllers. Daher die Windmühle von Kartenblättern in seiner Hand.
Anm. d. Verf.

**) Nach zweiundzwanzigjähriger Unfruchtbarkeit seiner Mutter wurde er bei seiner Geburt als Dieu donné, hier Deodat, betrachtet.
Anm. d. Verf.

hängt, und auf der Decke die bekannte Jesuitenchiffer trägt, läßt muthmaßen, daß die Sache nicht so laut und ungestüm ausgefochten werden, und man ihr auf dem sanften Weg der Schliche beizukommen suchen wird. Auch ist schon ein guter Freund zur Hand, der den wüthenden Kranken festhält, während der Doktor daneben, mit dem Uringlas in der Hand, gleichfalls niederschlagende und beruhigende Mittel im Kopf zu haben scheint. Hinter ihm stehen keine geringern Bürgen für den unschädlichen Zorn ihres Ritters, einige Quäcker, die mit einem Jesuiten durch Winke und Fingersprache sich zu verständigen suchen. *) Ein anderer Sohn des heiligen Ignatius steht auf der einen Seite am Bette einer schönen leidenden Frau, auf deren vollen runden Arm er seine Finger gelegt hat, man weiß nicht, ob um den Puls zu fühlen, oder sich mit ihr in magnetischen Rapport zu setzen; wenn man der unten stehenden Erklärung glauben darf, so thut er es bloß, sie wegen des Mirakelkindes zu beruhigen, mit dem sie so wunderbarlich begnadigt worden ist; er sagt ihr:

„Si cette Femme de Meunier,
Qui dit que ce Fils n'est pas vostre,
Et que c'est le sien mais à d'autres
Un jour ne s'en repentira,
Nous ferons qu'il triumphera."

Das Wunderkind, mit dem Windmühlchen in der Hand, sitzt zu Füßen der kranken Frau, die in ihrem Krankenbette sehr wohl auf zu seyn scheint, auf dem Schoß seiner Wärterin, und ist also seiner Geburt eine gute Strecke vorausgelaufen, da es so ziemlich einem vierjährigen Knaben ähnlich sieht. Eine dritte Karikatur stellt dar: „L'Europe allarmée pour le fils d'un Meunieur." Der Sohn des Windmüllers liegt in einem prächtigen Bette, umgeben von Kardinälen, Jesuiten, französischen Prinzen, Quäckern. Die erklärenden Unterschriften sind holländisch. Die königliche Mutter sitzt am Bette des Kindes und seufzt:

„Ach t'Kind is my to vroeg gebooren!"
Ach, das Kind ist mir zu früh geboren! —

Eine vierte Karikatur, überschrieben: „Wer zuerst fällt, bezahlt den Spielmann," eröffnet dem Blick ein großes Zelt, dessen Decke mit Rosen und Lilien prangt; eine stattliche Versammlung aus allen Ländern von Europa hat sich eingefunden, einen großen politischen Seiltanz mit anzusehen: Ludwig XIV sitzt zwischen einer der Gabeln, auf denen das Seil ausgespannt ist, in großer Angst, nicht sowohl weil er selbst daran soll, seine Kunststücke zu machen, denn er war bekanntlich ein großer und verwegener Akrobat, der nur das Seil ein wenig zu straff spannte, daß es endlich riß und seine Nachkommen, die es ihm nachthun wollten, darüber den Hals brachen — allein sein Enkel stürzt vor seinen Augen vom Seile und scheint einen gefährlichen Fall thun zu wollen. Die Karikatur fällt in die Zeit vor dem ryswicker Frieden, und spielt auf die von den Franzosen erlittenen Niederlagen an. In die gleiche Zeit gehört eine fünfte Karikatur: „Der wüthende Arlequin und der triumphirende Pantalon." Ludwig XIV erscheint als Pantalon auf einem Kinderwagen, aus dem Kanonen hervorragen, von zwei großen Fröschen gezogen. Unter seinen Füßen steht die Devise: „Potentius ictu fulmineo" (Mächtiger als der Blitzstrahl). Auf seinem Hute steht der gallische Hahn und kräht sein Siegeslied, in der Hand hält er einen langen Spieß, der aber eben so gut ein Bratspieß, als eine ritterliche Lanze seyn kann, obgleich die Flagge oben die stolzen Worte: „Veni, Vidi, Vici" trägt; denn es steckt am Schafte ein halbes Dutzend Frösche angespießt. Man wird dabei an eine Karikatur Hogarth's erinnert, auf der französische Soldaten dargestellt sind, die an ihren tapfern Degen Frösche braten. Die Rostbeafesser Englands pflegten dereinst die Franzosen Hungerleider und Froschesser zu schelten. Während dieses Triumphzuges aber sieht man die Schützlinge des großen Königs, das Mirakelkind und seine Mutter, die ein Jesuit auf die Gruppe seines Esels genommen hat, in voller Flucht, und in weitester Ferne hält Wilhelm von Oranien, von den englischen Lords umgeben, mit fliegenden Fahnen siegreich seinen Einzug in London. Auf einer sechsten Karikatur endlich: „Arlequin auf dem Hypogryphen im Lojolistischen Kreuzzuge." erblickt man König Jakob und einen französischen Prinzen unter einen Hut oder vielmehr unter eine Jesuitenmütze gebracht, auf einem Esel reiten, der mit dem Ciborium und Weihbrunnkessel am Halse, einen Schild am Sattelknopf trägt, auf dem das Geheimzeichen der Jesuiten und die Worte: „Vierte Monarchie" zu sehen sind. Ein Jesuit mit dem Mirakelkind reitet im Vordergrund auf einem Krebs. Eine Menge Mönche, die Kanonen ziehen oder Fahnen mit spöttischen Anspielungen tragen, bilden den Hindergrund. Noch viele andere Karikaturen aus jener Zeit, die wahrscheinlich, wie mehrere der hier oben erwähnten von holländischen Künstlern ausgeführt wurden, können hier nicht erwähnt werden. Alle bestehen aus nur sehr mittelmäßigen Kupferstichen, und sind von schwacher Zeichnung und Ausführung; die einzelnen Gruppen und Figuren haben ihre gehörigen Zahlen neben sich, um in den derben Knittelversen unten Auslegung und Verständniß bequem suchen zu können. Unverkennbar sind darin viele witzige Gedanken, aber sie sind unbehülflich und langweilig ausgesprochen, und verhalten sich mit den Hogarthischen verglichen, wie ungefähr Hudibras zu dem Mährchen von der Tonne, oder Rabener's Satyren zu Jean Pauls Humor.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich erließ Jakob II ein Toleranzedikt, um den Katholiken in England wieder Eingang zu verschaffen.

Französische Gerichtsverhandlungen.

2) Der zerstückte Leichnam.

Man erinnert sich vielleicht noch aus den Zeitungen, zu welchen sonderbaren Muthmaßungen es in ganz Paris Anlaß gab, als man in den letzten Tagen des August vorigen Jahres, unter der Brücke de la Tournelle das blutige Haupt eines Menschen und an verschiedenen Orten der Stadt die zerstückten Glieder eines Leichnames fand. Der Kopf, wie gesagt, wurde unter der Brücke de la Tournelle in einer Kiste aus der Seine gezogen; die Beine, in ein Hemd ohne Aermel gewickelt, fand man unter dem Pont Neuf und den Rumpf in einem Sacke an der Oeffnung eines Abzugkanals der Straße La Huchette, der in die Seine mündet.

Am Tage zuvor (am 30 August) war Ramus, der Auslaufer eines Steuereinnehmers, Namens Fabre, mit einem Sacke, worin sich 5107 Fr. 97 C. befanden, ausgeschickt worden, um diese Summe an die Staatskasse abzuliefern, und spurlos verschwunden. Der gefundene Kopf wurde bald erkannt: es war der des vermißten Ramus; die nach der Morgue gebrachten Glieder zeigten sogleich, daß sie zusammengehörten; allein es

war von der größten Schwierigkeit, eine Spur von seinem Mörder aufzufinden. Indeß gelang es doch Vidocq und seinen Agenten herauszubringen, daß Ramus am Abende des 30 August in Gesellschaft eines gewissen Regès, vormaligen Sergent de Ville, der wegen übler Aufführung diesen Dienst verloren hatte, gesehen worden war. Man stellt Haussuchung in seiner Wohnung in der Straße la Huchette an, aus der sich Regès am 31 August entfernt hatte, um über Land zu gehen; auf dem Fußboden seines Zimmers gewahrt man deutliche Blutflecken, und ein Paar Schuhe finden sich vor, welche als die des ermordeten Ramus erkannt wurden. Sogleich verhaftet man den Sohn des Regès, einen Apothekerlehrling, der die Schachtel, worin der Kopf des Ermordeten gefunden wurde, als seinem Vater zugehörig anerkennt.

Im Verlaufe dieser Untersuchungen war und blieb indeß Regès, der Vater, spurlos verschwunden. Da man aber das Haus, wo er wohnte, unter strenger Spähe hielt, so gelang es in der Nacht des 8 Oktober, des Mörders, der sich in seine Wohnung schleichen wollte, habhaft zu werden. Zum Verhöre gebracht, bekannte er sein Verbrechen mit allen Umständen: er hatte Ramus am 30 August in seine Wohnung gelockt, ihn dort mit Blausäure, die er unter Branntwein gemischt, vergiftet und dann in Stücke geschnitten, um sich der Leiche zu entledigen. Allein kurz vor der Zeit, wo er vor die Assisen gestellt werden sollte, hatte Regès den Versuch gemacht, sich im Gefängnisse zu erhängen, zuvor aber einen Zettel geschrieben, worin er erklärte, Ramus sey zu ihm gekommen, um mit ihm ein Glas Branntwein zu trinken; gerade damit beschäftigt, einen dringend nothwendigen Brief zu schreiben, habe er zwei Gläser auf dem Fenstergesimse vollgeschenkt, und Ramus, der das eine ausgetrunken und wieder füllen wollte, die Branntweinflasche mit einer Flasche Blausäure verwechselt, die er, Regès, in dem Laboratorium des Herrn Chevalier, wo er gearbeitet, mitgenommen und unter andern Flaschen auf dem Fenstergesimse stehen hatte. „Ramus trank zuerst, so schloß diese schriftliche Erklärung, und sank augenblicklich todt zu Boden. Erschrecken darüber verlor ich den Kopf, ließ die Leiche liegen und lief auf die Straße, ohne zu wissen, was ich that; erst in den Champs Elisés kam ich wieder zu einiger Besinnung, kehrte nach meiner Wohnung zurück — es war Abends sieben Uhr — brachte die Nacht damit zu, den Leichnam zu zerstücken und an verschiedenen Orten in die Seine zu werfen.“ Diese Angaben erschienen mit dem Leben und Charakter des Angeklagten zusammengehalten sehr unwahrscheinlich. Dagegen wurde es, außer den von Regès zu Protokoll gegebenen und unterzeichneten Geständnissen, fast zur Gewißheit, daß Regès den unglücklichen Ramus vergiftet hatte, um ihn seines Geldes zu berauben. Regès, wie durch Zeugen dargestellt wurde, lebte in drückender Dürftigkeit; ein zügelloses Leben und Arbeitsscheue hatten ihn in das äußerste Elend gestürzt, so daß er es für eine große Wohlthat ansah, die Stelle eines Stadtsoldaten zu erhalten, die er jedoch bald wieder wegen schlechter Aufführung verlor. Weit entfernt bei dem Tode des Ramus den Kopf verloren zu haben, wie er vorgab, hatte er nach kaum vollbrachter That für sich und seinen Sohn Beinkleider, Stiefel und Rock gekauft, und das für seinen Sohn schuldige Lehrgeld von 200 Fr. entrichtet. Bei seiner Verhaftung fand man bei ihm 1500 Fr., von denen er eben so wenig als von den 200 andern angeben konnte, wie er zu ihrem Besitze gelangt war.

Unter diesen schweren Inzichten wurde Regès der Ermordung und Beraubung des Ramus angeklagt, vor den Assisenhof der Seine gestellt. Eine ungeheure Volksmenge drängte sich zu den Verhandlungen. Man bemerkte in dem Gerichtssaale vorzüglich viele Damen, die sich selbst bis auf die Reservebänke innerhalb der Schranken ausgebreitet hatten. Eine Vergiftung, ein in Stücke gehauener Leichnam, ein blutiger Menschenkopf in der Seine — lauter melodramatische Greuel, stark genug, um die festesten Nerven bis zu Krämpfen zu erschüttern — eine gewaltige Lockung für weibliche Neugier. Auf dem Tische neben dem Präsidenten konnte man verschiedene Arzneigläser und Flaschen erblicken, die einen leer, die andern mit verschiedenfarbigen Flüssigkeiten gefüllt; den Hut und die Schuhe des ermordeten Ramus, eine runde Schachtel, die an verschiedenen Theilen zerbrochen; in ihr war der Kopf gefunden worden; ferner den Sack, worin der Rumpf des Leichnams in den Abzugsgraben geworfen wurde; ein Hemde, in das die Gliedmaßen gewickelt worden waren, eine Schublade, einen Stuhl und andere mit Blut befleckte Gegenstände.

Als Regès hereingeführt wird, richten sich alle Blicke auf ihn; es ist ein Mann von neun und dreißig Jahren, ungefähr fünf Fuß sechs Zoll groß, in einem schwarzen abgetragenen Kleide; seine kastanienbraunen Haare sind lang und verworren; sein Gesicht hat Züge von abstoßender Härte. Fortwährend trocknet er sich mit einem rothen Taschentuche den Schweiß vom Gesichte, das er hierdurch den Blicken der Zuschauer verbergen zu wollen scheint. Nachdem die Anklageakte verlesen war, sucht Regès, im Sinne der nach dem Selbstmordversuche bei ihm gefundenen schriftlichen Erklärung, in allen Stücken ihr zu widersprechen. Als ihm sein eigenes umständliches Bekenntniß im mündlichen Verhöre entgegengehalten wird, erwidert er: „Alles ist falsch; man legte mir in den Mund, was man wollte. Ich habe Dieß nicht gesagt. Der Tod des Ramus ist die Folge eines großen Unglücks, das Niemand mehr beklagt als ich. Ich hatte ihm ein kleines Glas voll Branntwein eingeschenkt und fuhr fort zu schreiben; er wollte sich selbst noch ein Mal einschenken und vergriff sich in der Flasche: er nahm eine, worin sich Blausäure befand und stürzte todt zu Boden; ich lief davon, war außer mir vor Schrecken, und als ich Abends wieder nach Hause kam, faßte ich den unglücklichen Gedanken, die Leiche beiseite zu schaffen.

Der Präsident: Warum riefen Sie nicht um Hülfe?

Regès: Ich habe keine Nachbarn.

Der Präsident: Warum holten Sie keinen Arzt herbei?

Regès: Ich dachte nicht daran.

Der Präsident: Sie behaupten, Ramus habe sich selbst eingeschenkt und in der Flasche vergriffen? Allein die Phiole, in der sich die Blausäure befand, war viel kleiner; er konnte sich unmöglich irren.

Regès: Ich hatte Blausäure auch noch in einer größern Flasche, als wie hier eine auf dem Tische steht.

Der Präsident: Woher haben Sie dieses starke Gift?

Regès: Ich nahm es bei Herrn Chevalier mit, bei dem ich in Arbeit stand.

Der Präsident: Sie haben das Geld, das Ramus bei sich führte, geraubt?

Regès: Ich konnte es nicht zurückgeben, ohne zu verrathen, daß er bei mir gestorben war.

Der Angeklagte gibt dann die Gründe an, die ihn nach Paris zurückführten. Auf die Nachricht von der Verhaftung seines Sohnes konnte er nicht mehr länger entfernt bleiben: man habe ihn in dem Augenblicke verhaftet, wo er im Begriff gewesen, Alles vor Gericht anzuzeigen. (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Einer der ältesten Fälle von Trepanation wird in der Geschichte von Irland erwähnt. Connor, König von Ulster, der ungefähr achtzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte, wurde mit einem Schleudersteine am Kopfe verwundet und ihm die Hirnschale zerschmettert, worauf er zu Boden stürzte und besinnungslos blieb, bis ein berühmter Arzt herbeigeholt wurde, der mit vorher eingeholter Genehmigung der übrigen Häuptlinge die Wunde reinigte, und das Hirn von dem Drucke der Schädelsplitter befreite. Der König genoß wieder, und erfreute sich noch viele Jahre der besten Gesundheit, bis er endlich im Jähzorne, dem er häufig unterworfen war, so in Wuth gerieth, daß die Wunde barst und er augenblicklich todt zu Boden fiel.

*

Nach dem englischen „Repertorium für nützliche Kenntnisse“ wurde unlängst ein Patent auf Erfindung einer verbesserten Methode, Häuser, Manufakturen u. s. w. zu erwärmen, verliehen. Statt des warmen Wassers, das man bisher hiezu mit bestem Erfolge angewendet hat, soll nach dieser neuen Erfindung Oel genommen werden, das sich in einem höhern Grade erhitzen läßt und gleichen Gesetzen der Verdünstung und Ausdehnung unterworfen ist. Eine andere neue Erfindung besteht in der Vermehrung der erleuchtenden Kraft des Kohlengases, wie solches gewöhnlich in den Gasfabriken bereitet wird. Man will die Beleuchtung durch Beimischung von Naptha oder sonst eine wasserstoffstoffhaltige Flüssigkeit vermehren, und Dieß soll dadurch geschehen, daß man den Gasometer bis zu einer gewissen Höhe mit solchen Flüssigkeiten, statt wie bisher, mit Wasser füllt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 66. 7 März 1833.

Wanderungen im südlichen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Was die Ueberreste der römischen Baukunst vorzüglich auszeichnete, ist ihre Großartigkeit und Bequemlichkeit, jene Art Bequemlichkeit, die von den Engländern so unübersetzlich gut das Comfortable genannt wird. Die Großartigkeit bildet vielleicht die einzige Originalität der römischen Kunst, allein diese Originalität darf hinter keiner andern zurückstehen. Die griechische Kunst bot ihr kein Vorbild zu einem Amphitheater, weil die griechische Kunst keine ganzen Nationen zu einem Gladiatoren- und Bestien-Kampf einzuladen hatte. Mit Ausnahme einiger großen Bauwerke, an denen der Staatenbund Griechenlands gemeinsam Hand anlegte, oder die man für den Aufenthalt einer zahlreichen Priesterschaft errichtete, wie der Tempel zu Delphi, blieben die öffentlichen Gebäude jeder einzelnen Nation stets im Verhältnisse zu ihren Mitteln. Die Tempel waren bisweilen nicht so groß als ihre Götter, wie der Jupiter des Phidias, der nie bequemen Raum fand, als im Olymp des Homers. Die Hälfte des Amphitheaters einer römischen Provinz hätte hingereicht, alle freien Bürger von Sparta oder Athen aufzunehmen. Die griechischen Bauwerke waren nicht sowohl groß durch die Größe der Steinblöcke, als durch die Größe des Gedankens. Hinsichtlich des materiellen Baues führte man sie nach den Verhältnissen der Bevölkerung, der Einkünfte, der Finanzmittel des Landes aus; als Bauwerke des Gedankens und der Kunst hatten sie alle mögliche Großartigkeit, weil sie ganz der Idee genügten, die sich in ihnen darstellen wollte.

Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, daß zu Trajans Zeiten die Kunstkenner großes Aufheben von dem Werke eines griechischen Bildhauers, einem Herkules aus Bronze machten, der nur so groß war, daß ihn ein Mann unter seinem Mantel fortiragen konnte, der aber seinen idealen Verhältnissen nach so großartig gedacht war, daß er den ganzen Saal zu füllen schien, wo er aufgestellt war. Dieser kleine Herkules mußte also alle Wunder aufwiegen, die die Mythe dem Sohn der Alkmene zuschreibt. So war die griechische Kunst überhaupt. Die Römer ahmten die edle und anmuthige Baukunst der Hellenen nur in den Verzierungen ihrer Privatgärten nach; Tempel, die für den Kultus einer Nation ausgereicht hatten, dienten als Vorbilder für Hauskapellen und mehr als ein reicher Römer hatte im Bereiche seiner Villa für seine eigens erwählte Gottheit ein heiliges Gebäude, wo die Schutzgöttin von Athen sich nicht beengt gefühlt haben würde. Die wahre römische Baukunst nahm die Größe der Nation und die Verhältnisse ihrer Geschichte an. In dem Maße als das Schicksal Roms zum Weltgeschicke wurde, und der Kreis seiner Macht sich so weit ausdehnte, um ganze Nationen aufzunehmen und zu verschlingen, wuchs auch seine Architektur; aber in materieller Größe, so daß es sein Kapitol mehrmals umbauen mußte, um ihm gleiche Verhältnisse mit dem Namen des römischen Volkes zu geben. Aber vorzüglich in den profanen Gebäuden nahm die römische Baukunst einen wahrhaft gigantischen Charakter an. Als Cäsar der ganzen Welt, nämlich den überwundenen Völkern, die zu römischen Bürgern gemacht worden waren, und von denen er ganze Schaaren aus allen Theilen des Erdkreises mit sich nach Rom geführt hatte, Schauspiele geben lassen wollte, war freilich für ein solches Publikum ein Amphitheater nothwendig, das einen zur Erbauung einer Stadt ausreichenden Flächenraum bedeckte. Als Titus im Cirkus neuntausend und Trajan eilftausend wilde Thiere erwürgen; als Probus tausend Strauße in einem Walde herumlaufen ließ, der mit Thieren aus allen Ländern erfüllt war; als die Kaiser Schiffe mit Schiffen, Krokodile mit Krokodilen, Riesenschlangen mit Riesenschlangen kämpfen ließen, mußte das Amphitheater groß wie ein Wald und wie ein See seyn, damit alle diese lebendigen Geschöpfe darin umkommen konnten, nicht durch Erstickung, sondern mit allen Ehren eines offenen Kampfes. Die Riesenbauten des alten Orients wurden übertroffen; der kaiserliche Despotismus ließ Steine genug zusammenschleppen, um drei Jahrhunderte lang die Barbaren dadurch zu ermüden, daß sie dieselben wieder auseinander rissen. Und nachher dienten dieselben Steine, nochmals zusammengetragen, das ganze lehensherrliche Europa mit Befestigungen zu versehen. Die Baumeister waren Kaiser und die Werkleute Armeen und das Werk lobte den Meister. Die Provinzen machten es wie Rom, die Munizipalstädte wie die Hauptstadt; alle bauten in dem Gedanken, daß sie die Welt vorstellten, und in sich begriffen; sie hatten Theater und Arenen nach dem Plane Cäsars, als hätten auch sie im Sinne gehabt, die Repräsentanten des Erdkreises als Zuschauer einzuladen. Nichts läßt den Kontrast der römi

schen und griechischen Baukunst so scharf ins Auge springen, als die sogenannte Maison-Carrée (das viereckige Haus) zu Nimes — ein kleiner köstlicher Tempel in griechischem Geschmacke, mit dem klassischen dreiseitigen Fronton, dem Säulenportikus, den Akanthusblättern und allem jenem Luxus der Skulptur, mit allen Reizen jener Kunst in den Einzelnheiten, die sich nicht auf die römische Architektur übertragen ließen und die das gläubige Mittelalter allein an seine gigantischen Gebäude verschwenden konnte. Diese Maison-Carrée, wo sich kaum vierzig bis fünfzig Personen zusammenfinden können, ohne sich mit den Ellbogen zu stoßen, oder einander die Luft zu benehmen, liegt unfern dem Amphitheater, wo einige gewölbte Galerien, die der Zerstörung getrotzt haben, ausreichen, den Pferden einer ganzen Artilleriekompagnie als Stall zu dienen. Der kleine Tempel stammt ohne Zweifel aus gleicher Zeit mit dem Amphitheater; wodurch bewiesen werden würde, was schon bekannt ist, daß der Zudrang des Volkes zu den gottesdienstlichen Feierlichkeiten damals nicht so groß war, als der zu den Thierhetzen.

Vorzüglich aber ist es der praktische Nutzen, die Zweckmäßigkeit, das Comfortable, was die römische Baukunst vor jeder andern auszeichnet. Sie löste eine Aufgabe, die, auf die Bedürfnisse der neuern Zeit angewendet, noch keinem unsrer Künstler, selbst den geistvollsten nicht, gelungen ist. Diese Aufgabe besteht darin, in ein gegebenes Gebäude die ganze Menschenmenge, die es zu fassen im Stande ist, ein- und ausgehen zu lassen, ohne daß man sich drängen und stoßen muß; um so schwieriger ist die Lösung dieser Aufgabe in Bezug auf den Ausgang, wo in großen Städten, bei außerordentlichen Gelegenheiten und bei unversehenen Gefahren, meistentheils ein Gedränge entsteht, in welchem einige Menschen zertreten oder erdrückt werden. Bei Feuersbrünsten, die in Theatern während der Vorstellungen ausbrechen, ist dieß häufig der Fall, namentlich in England, wo die Schauspielhäuser fast nur aus Gyps und Pappe bestehen und mehr hingeblasen als hingebaut scheinen. In den römischen Amphitheatern hatten die Zuschauer freilich nicht in Brand gerathenes Oel und Gas oder den Einsturz einer Decke wegen haltloser Bauart zu fürchten; allein es war nicht selten, daß sie gegen ungünstige Witterung oder ein Ungewitter, das sich über dem Amphitheater entleerte, oder gegen einen kalten Luftzug Schutz suchen mußten, der über die steinernen Stufenbänke hinstrich und dem Volke von Königen unter seiner kurzen Tunika Zähnklappern verursachte. In solchen Fällen wurde die Vorstellung unterbrochen; vierzigtausend Zuschauer erhoben sich schnell von ihren Sitzen und begaben sich durch zahllose Vomitorien in die Galerien, die ihnen vollkommen gegen jede Unbild des Wetters Schutz gewährten; das Ungewitter fand von vierzigtausend Köpfen keinen einzigen zu waschen, und in dem Riesenbau, der in diesem Augenblicke leer schien, bewegte sich eine ganze Stadtbevölkerung. Der Regen, der auf die enggefugten und etwas abgesenkten Steinbänke herabstürzte, verlief sich durch zahllose Rinnen in die unterirdischen Wasserleitungen; es bedurfte nur einiger Augenblicke Sonne und eines warmen Lüftchens, so waren die Stufensitze wieder trocken; der Sand der Arena sog den Regen ein; die vierzigtausend Zuschauer, die kurz vorher noch im Innern dieses ungeheuern Ameisenhaufens durch einander wimmelten, kamen plötzlich und ohne Verwirrung und Gedränge durch die Vomitorien wieder zum Vorschein. Bald sah man die Stufenbänke wieder von Köpfen wogen, und bei dem Wiederauftreten der Schauspieler, es mochten Menschen oder Bestien seyn, rührten sich alle Hände zum Klatschen. Es stand dem Volke jederzeit frei, sich in die Galerien zurückzuziehen, ausgenommen, wenn es dem Kaiser gefiel, es nicht zu erlauben. Dann mußte man sich den Kopf waschen lassen und doch klatschen. Die römische Baukunst hatte die Grillen und Launen der Kaiser nicht in ihre Berechnung aufgenommen; das einzige Mittel sich gegen den Regen zu schützen, bestand darin, ein Oberkleid zu tragen, das man nach dem Sturme wieder ablegte, ausgenommen, wenn es dem Kaiser gefiel, daß das Volk sich seiner Oberkleider nicht bedienen sollte. Es ist unbegreiflich, daß die Römer nicht auf die Erfindung der Regenschirme kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Der politische Humor und die französischen Karikaturen.

(Fortsetzung.)

Mit Hogarth kam in England die Karikatur erst zur vollen Entwicklung; sie wurde durch ihn zur Kunst erhoben. Die politische Karikatur erscheint indeß bei ihm nur als ein gelegentlicher Einfall; sie hat sich noch nicht zu dem systematisch durchgeführten Angriff ausgebildet, zu dem sie später und namentlich in der neuesten Zeit bei den Franzosen ins Feld rückte. Man kann seine Karikaturen allerdings in moralische, biographische und politische eintheilen, aber letztere sind nur in geringerer Anzahl vorhanden, und unter ihnen steht die „Parlamentswahl" oben an. In seinen moralischen Karikaturen ist er wahrhaft Dichter und stellt sich durch sie Molière an die Seite. Sein „Harlots Progress" (Leben eines Freudenmädchens), sein „Rake's Progress" (Leben eines Wüstlings), „die Heirath nach der Mode" u. s. w. sind wahre Schauspiele in fünf oder sechs Aufzügen. Von Hogarth's Zeit an aber verfolgte die Karikatur in England, wie die Presse, vorzugsweise eine politische Richtung und beide hielten in ihrer Entwicklung gleichen Schritt. Die Zahl der Karikaturen vermehrte sich in demselben Verhältnisse wie die der öffentlichen Blätter. Die Parteien nahmen sie als freiwillige Hülfstruppen in ihre Reihen auf, oder besoldeten sie als solche. Das Talent focht bald für die Whigs mit Junius, bald mit Gillray für die Tories. Gillray ist der eigentliche Vater der politischen Karikatur in England. Wenn wir Hogarth den Molière der Karikatur nannten, so muß man Gillray den Aristophanes derselben nennen. Bei dem Ausbruche der ersten französischen Revolution begrüßte er sie gleich allen freisinnigen Köpfen in Europa als die Morgenröthe einer schönern Zukunft; als sie aber den Völkern das blutige Haupt eines Königs hinwarf, zum Zeichen eines unversöhnlichen Bruches mit der ganzen Vergangenheit und Gegenwart, wendete er sich, wie unter den Dichtern Englands Southey, Coleridge, Burns, Wordsworth, wie Mackintosh unter den Staatsmännern, entsetzt von ihr ab und

schloß sich Pitt an. Die Götter verläugnend, die er erst angebetet hatte, brachte er eine furchtbare Waffe in das feindliche Heerlager mit hinüber. Wie Dibdin mit seinen Matrosenliedern, kämpfte er unversöhnlich mit seinen Karikaturen gegen die französische Republik, wie gegen das Kaiserthum und gegen Pitt's politische Gegner in England. Napoleon blieb aller Siege und Triumphe ungeachtet für ihn nichts als ein Zwerg, mit einem ungeheuren dreieckigen Hut und eben so riesenmäßigen Stiefeln. Fox ging aus seiner Hand als eine wahre Speckgeschwulst hervor, selbst als er einen Augenblick der kriegerischen Politik seines Gegners Pitt Meister geworden war, und Sheridan's Nase leuchtete stets, wie ein einsamer Berggipfel, im rothen Nachschimmer der vielen unter ihr untergegangenen Weinflaschen. Es war der unvergleichliche Spiegel aller fetten Ritter, Sir John Falstaff, und sein treuer Bardolph mit der kostspieligen Laternennase, die Gillray in der Gestalt Fox's und Sheridan's wieder aus dem Grabe erstehen ließ. Doch auch die Heerführer seiner eigenen Partei hatten sich keiner sonderlichen Schonung zu erfreuen. Pitt tritt in Gillray's Karikaturen als ein nicht minder verzerrtes Hohlspiegelbild auf, mit seiner Stülpnase, seiner Windspielltaille, seinen Heuschreckenbeinen. Burke gleicht so ziemlich einem auf halben Sold gesetzten Jesuiten und Georg III mußte es sich, wohl oder übel, gefallen lassen, als ein vierschrötiger Pächter im rothen Rock seinen loyalen Unterthanen vorgestellt zu werden. Es muß einer andern Gelegenheit aufgespart bleiben, von Gillray, Bunbury, Cruickshank und Alken zu sprechen, welche die politische Karikatur in England zu einer politischen Bedeutung erhoben, wie sie nur die Presse neben ihr behauptet. Von Gillray's Karikaturen ist eine Auswahl, mit Erläuterungen begleitet, zu London und Edinburg, in zehn Lieferungen erschienen. Merkwürdig ist es, daß er in einer derselben, „Die Flucht aus Aegypten" überschrieben, wie im prophetischen Geiste, am Horizonte Krone und Scepter anbrachte, die den Sieger bei den Pyramiden nach Frankreich zu rufen scheinen. Eine seiner gelungensten ist wohl die zu nennen, auf der Napoleon und Pitt sich in den Erdkreis theilen, der als ein geographischer Pudding dargestellt ist. Beide Esser sind vom besten Appetit beseelt, und während Napoleon für sich Holland, Spanien und Frankreich nimmt, stößt Pitt seine Gabel, die sich als neptunischer Dreizack darstellt, in den Ocean.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

(Schluß.)

Nach dieser Einleitung wird zum Zeugenverhöre geschritten. Zuerst wird Herr Fabre, Steuereinnehmer in Paris, vernommen. „Ramus, sagt er, war bei mir Steuerbote und mußte oft einen Theil der Einnahmen in den königlichen Schatz tragen. Es war ein alter Soldat, ein Schweizer von Geburt, ein Mann von tadelloser Aufführung und erprobtester Rechtschaffenheit. Als ich ihn am 30 August nicht von seinem Ausgange zurückkehren sah, gerieth ich in Besorgniß; ich hegte zwar nicht den leisesten Verdacht, daß er mit den 5107 Franken, die er bei sich hatte, davon gegangen sey; allein da ich überall vergeblich nach ihm hatte fragen lassen, so machte ich die Anzeige bei der Polizei und am folgenden Tage im Bureau Vidocq's. Ich machte Mittel, den durch das Verschwinden des Ramus entstandenen Ausfall in meiner Kasse zu decken, und als ich am folgenden Tage Vidocq wieder sprach, der gerade beschäftigt war, die Medaillen der königlichen Bibliothek unter der Brücke La Tournelle aufzusuchen, sagte er mir: „Man hat Ihren Mann gefunden." (Allgemeine Bewegung unter den Zuhörern.)

Nun tritt die Wittwe des Ramus vor; sie ist in Trauerkleidern und ihr Anblick erregt bei allen Zuschauern Mitleid. Regès wendet das Gesicht ab und scheint tief erschüttert. Der Präsident fragt sie, nach Vorschrift des Gesetzes, ob sie mit dem Angeklagten verwandt sey oder sonst mit ihm in Verbindung stehe?

Die Wittwe Ramus (mit einem Ausdrucke des Abscheues): „Ich, Herr Präsident, o großer Gott!" — Hierauf schildert sie, von Thränen unterbrochen, ihre Verzweiflung, als sie das unglückliche Ende ihres Gatten erfuhr. Man zeigt ihr den Hut, der am Ufer der Seine gefunden wurde, die Schuhe und den Hosenträger ihres Mannes, die man im Abzugsgraben der Straße La Huette fand; sie bricht bei diesem Anblick in neuen Jammer aus, und man kann von ihr nichts herausbringen, als die Worte: „O mein Mann, mein armer Mann!"

Der dritte Zeuge, Rousteau, Faßbindergeselle, wird vorgerufen und erklärt: „Am 31 August ging ich nach dem Port-au-Vin von der Brücke La Tournelle her spazieren, es mochte fünf Uhr Morgens seyn. Im Augenblicke, wo ich ein Glas Wein trinken wollte, sehe ich einen Mann, mit einer Schachtel unter dem Arme, die er gerade in die Seine werfen will. Sonderbar, dachte ich bei mir; wollen doch sehen, was Das ist. Ich nähere mich ganz sachte, und sehe, daß mein Mann die Schachtel ins Wasser geworfen hat, da aber der Deckel herabgefallen war, so sah ich, daß ein Menschenkopf darin lag. Der Mann kehrte zurück, zertrat den Deckel mit dem Fuße und lief davon. Gleich darauf kommt ein Maurergeselle von meiner Bekanntschaft hinzu. Hast Du einen Mann laufen sehen? frag' ich ihn. — Allerdings, erwidert er, und er sah sehr bestürzt aus. — Gut, sagte ich, er hat einen Menschenkopf ins Wasser geworfen, und hier schwimmt der Hut seines Schlachtopfers. — Der Maurergeselle, als vierter Zeuge, bemerkt hiezu: „Als ich sah, daß der Hut, der am Rande der Seine schwamm, besser war, als der meinige, so nahm ich ihn heraus und setzte ihn auf, nur um zu sehen, ob er mir gerecht sey; nachher überlieferten wir ihn dem Polizeikommissär." — Hierauf werden auch die Aufseher der Abzugsgräben vernommen, die den Rumpf und die Beine des Ermordeten gefunden hatten. „Man brachte sie nach der Morgue, sagten sie, und als man Kopf und Gliedmaßen neben einander legte, sah man gleich, daß sie zusammen gehörten." (Unter den Zuhörern gibt sich ein tiefer Schauder kund.)

Hr. Chevalier, Mitglied der medizinischen Akademie und vormaliger Apotheker, gibt in seiner Vernehmung als Zeuge an, er habe Regès, der eine sehr schöne Handschrift besitze, zur Zeit der Cholera gebraucht, verschiedene Sachen für ihn zu schreiben.

Der Präsident: In was für Flaschen bewahrten Sie die Blausäure auf?

Hr. Chevalier: In sehr kleinen Phiolen; die Blausäure in derjenigen, die Regès bei mir mitgenommen haben konnte, war im Monat December 1831 bereitet worden; die Phiole war nicht ganz voll und stand abgesondert von andern chemischen Präparaten.

Der Präsident: Glauben Sie, daß von dieser Blausäure, die vielleicht durch die Länge der Zeit sich verflüchtigt hatte oder schwächer geworden war, ein Branntweinglas voll den augenblicklichen Tod eines Menschen zur Folge haben konnte?

Hr. Chevalier: Nein, mein Herr, Dieß ist unmöglich. Von einem solchen Gläschen voll würde die Lebensthätigkeit eines Menschen nicht auf der Stelle unterdrückt worden seyn. Mit ärztlicher Hülfe hätte man ihn wieder zum Leben bringen können; die Blausäure konnte in ihrer damaligen Beschaffenheit nur höchstens eine starke Ohnmacht zur Folge haben.

Der Präsident: Regès, diese Aussage ist für Sie sehr gravirend. Es scheint, daß Ramus noch nicht ganz todt war, als Sie ihm den Kopf abschnitten. Es läge also ein doppeltes Verbrechen vor, Vergiftung und Mord.

Regès: Alles, was ich sagen kann, ist, daß Ramus ganz todt war, als ich ihm den Kopf abschnitt.

Der Generalprokurator nimmt das Wort, um Hrn. Chevalier, als er im Begriff ist abzutreten, einen strengen Verweis über seine Nachlässigkeit in Aufbewahrung so gefährlicher Giftstoffe zu ertheilen. Hierauf werden noch zwei Aerzte vernommen, deren Aussagen gleichfalls den Verdacht bestärken, daß Ramus erst durch das Messer seines Mörders völlig getödtet worden sey. Dr. Olivier bemerkt: „Mit alkoholischer Flüssigkeit vermischt, mußte das Gift wie Kirschwasser aussehen; wäre die Blausäure rein gewesen, so würde Ramus wie vom Blitz zu Boden geschmettert worden seyn; allein verdünnt, wie sie war, konnte sie nur nach einer gewissen Zeit tödtlich werden. Nachdem ich das Herz des Leichnams untersucht habe, muß ich behaupten, daß noch organisches Leben vorhanden war, als Ramus zerstückt wurde. Auch in den Muskeln, die man uns zur Untersuchung vorlegte, ließ sich noch eine zusammenziehende Kraft wahrnehmen, was gleichfalls beweist, daß das Leben noch nicht ganz erloschen war. Der zweite Arzt, Bois de Loury, ist gleichfalls der Ansicht, daß Ramus nur durch das Abschneiden der Kehle eigentlich getödtet worden sey. Regès erwidert auf die von dem Präsidenten gemachten Bemerkungen nur durch ein unverständliches Gemurmel.

Der Generalprokurator beharrte bei seiner Anklage, und nachdem der Angeklagte von dem ihm beigegebenen Anwalt vertheidigt worden war, stellt der Präsident die drei Fragen: ob Regès schuldig sey, dem Ramus mit Steffen nach dem Leben getrachtet zu haben, die den Tod verursachen können — ob er freiwillig und mit Vorbedacht einen Mord an gedachtem Ramus verübt, um sich nachher des Geldes und der Banknoten des Ermordeten zu bemächtigen — ob er sich derselben wirklich bemächtigt habe? Die Geschwornen erwidern nach kurzer Berathung auf alle drei Fragen bejahend, und Regès wird somit zum Tode verurtheilt. Die Verhandlungen hatten von Morgens zehn Uhr bis Abends bald neun Uhr gedauert. Regès vernahm sein Urtheil mit anscheinender Fühllosigkeit. Während der Berathung der Geschwornen soll er jedoch fortwährend geschluchzt und den äußersten Schrecken verrathen haben.

Vermischte Nachrichten.

Italien hat eine eigene Art „Chevaliers d'Industrie," wie man die Siegreifritter der neueren Zeit zu benennen pflegt. Es sind Kunstkenner und Kunsthändler, die vorzüglich reichen Engländern, die sich eine Sammlung anlegen wollen, auf den Dienst lauern. Haben sie einen solchen ausgewittert, so sucht man in seine Nähe zu kommen, gibt ihm zu verstehen, man wisse wohl von einem wahren Kunstkleinod; allein es habe damit seine eigene Bewandtniß; das Bild — ein Rubens oder Guido Reni — sey bei der allgemeinen Kunstplünderung der Franzosen auf eine oder die andere Art beiseite geschafft worden, und man werde es um einen Spottpreis los zu werden suchen. Geht der Fremde in die Falle, so zahlt er eine bedeutende Summe, erhält irgend eine schlechte Kopie und der Verkäufer und sein Gehülfe theilen den Gewinn. Manchmal schießen jedoch dergleichen Industrieritter fehl und haben noch Verlust aus eigenem Beutel dazu. Vor einigen Jahren erspähte einer dieser Chevaliers in der Galerie von Florenz einen Engländer, der ein höchst enthusiastischer Bewunderer der Kunst schien und seiner Equipage nach zu urtheilen, sehr reich seyn mußte. Eine Unterhaltung entspann sich, und der Chevalier, ein Edelmann mit mehreren Orden im Knopfloche, bemerkte nachlässig hingeworfen: er habe einen Freund, der einen rechten Kunstschatz besitze, einen ächten Murillo, den er bloß aus gewissen Verlegenheiten verkaufen würde. Das Auge des Engländers funkelte vor Freude, und er gab zu verstehen, daß er nicht unabgeneigt sey, das Bild zu kaufen. Der Chevalier, der sich seines Sieges schon gewiß glaubte, begleitete ihn auf den folgenden Tag, um das Gemälde in Augenschein zu nehmen. Der Kunstfreund fand sich zur bestimmten Stunde ein, und nun wurde ihm mit vielem Gepränge ein altes Altarbild, den h. Bruno vorstellend, gezeigt, das der Besitzer des unzweifelhaften Murillo am vorhergegangenen Abend bei einem Kunsthändler um eine ziemlich bedeutende Summe gekauft hatte, um damit natürlich den Engländer um das Zehnfache zu prellen. Man stellte das Bild in das vortheilhafteste Licht; der Fremde besichtigte es leichthin und fragte nach dem Preis. Zweitausend Guineen, war die Antwort. Statt viel Worte zu verlieren oder auch nur ein Aufgebot zu schlagen, brach der Fremde in ein lautes Gelächter aus. „Zweitausend Guineen, rief er; das Bild wäre um zweihundert Franken zu theuer, da es nichts als eine elende Kopie von einem Gemälde im Louvre ist." — „Sie werden sich irren, entgegnete der Chevalier etwas ungehalten. „Es ist das Original, und ich stehe dafür gut." — „Und ich stehe dafür gut, daß es eine Kopie ist, erwiderte der Fremde. „Guten Morgen." — „Wissen Sie, wer ich bin? fragte der Besitzer des Murillo. „Ich bin der Graf —, einer der vorzüglichsten Kunstkenner in Europa; ich gebe Ihnen mein Wort." — „Und ich, entgegnete der Engländer, ein Thomas Lawrence, und vielleicht nicht der schlechteste Maler in Europa; ich gebe Ihnen mein Wort." — Dem Chevalier, obgleich einer der vorzüglichsten Kunstkenner in Europa, wie er sagte, war der Name des berühmten Künstlers dennoch völlig unbekannt; mit einem verächtlichen Blicke nahm er sein Gemälde hinweg, innerlich aber voll Verdruß, sich durch den Ankauf des Bildes selbst geprellt sehen zu müssen.

*

In einem Monate, wo der Karneval und die Masseraden herrschen, ist es billig, daß die ernsten Gerichtssäle von der heitern Laune und dem Reflex dieses kurz dauernden Spiels erheitert werden. Die Sitzung des Friedensgerichtes am zweiten Arrondissement zu Paris war Zeuge einer Klage, welche das Publikum sehr belustigte. Herr Paris, ein Coiffeur, belangte die Dame Th. auf Bezahlung einer Summe von 7 Fr. 50 C. für braun gefärbte Haare, und trug den Gegenstand seines Begehrens also vor: „Gewisse Damen sind sehr undankbar für Das, was ich ihnen geleistet. Vor einigen Wochen kam Madame Th. zu mir und sagte: Ich habe schöne blonde Haare, aber ich möchte sie für diesen Abend noch schwarz gefärbt haben. — Das wäre sehr Schade, erwiderte ich, ihre natürliche Farbe ist bewundernswürdig schön. — Man hat mir es oft gesagt, fügte Mad. Th. bei, allein mein Mann ist wunderlichen Geschmackes; gestern erst sagte er mir: Du bist eine hübsche Blondine, allein ich zöge vor, Dich als Brünette zu sehen. Demnach ist mein fester Vorsatz, in schwarzen Haaren mich ihm vorzustellen; Dieß wird ihm eine angenehme Ueberraschung seyn. — Nach einem so standhaft ausgedrückten Willen, fuhr Hr. Paris fort, begab ich mich sogleich an die Arbeit, und Mad. Th. muß daraus ein besonderes Vergnügen geerntet haben; denn als ich sie des andern Tages sah, war sie fröhlich und glücklich wie eine junge Verheirathete." Der Friedensrichter meinte, eine Frau, welche ihrem Manne solche Ueberraschungen bereite, sey eben so selten als kostbar; — aber sie müsse wenigstens den Künstler und seine gute Farbe bezahlen, und sie ward verurtheilt.

*

Die Hochzeitgebräuche in Samogitien haben in mehrern Zügen Aehnlichkeit mit denen der alten Römer. Die zukünftige Gemahlin wird mit Gewalt aus ihrem väterlichen Hause entführt, jedoch nicht von dem Bräutigam, sondern von zwei oder drei Anverwandten. Am Hochzeittage schreitet die Neuvermählte dreimal um den Herd ihres Gatten, dann wäscht man ihr die Füße, und mit dem Wasser, dessen man sich hiezu bedient hat, werden die Hausgeräthe, das Bett und alle eingeladenen Gäste besprengt. Hierauf werden die Lippen der Braut mit Honig gerieben, wahrscheinlich ihr anzudeuten, daß aus denselben gegen ihren künftigen Gatten nur süße Worte kommen sollen. Nach dieser Ceremonie verschleiert man ihr das Gesicht und führt sie vor alle Thüren des Hauses. Auf der Schwelle einer jeden bleibt sie stehen und stampft leise mit dem Fuße, worauf man sie mit Körnern von Roggen, Haber, Bohnen, Erbsen und Mohnsamen bewirft, wozu die Worte gesprochen werden: „Wenn Du fromm und treu bleibst und das Hauswesen gut führest, wirst Du geehrt leben und an Nichts Mangel haben." Dann nimmt man ihr den Schleier ab und Jedermann setzt sich zu Tische. Abends müssen die jungen Mädchen der Braut geschickt die Haare abzuschneiden suchen, und hierauf führen sie dieselbe mit Gewalt ins Hochzeitbette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 67. 8 März 1833.

Der politische Humor und die französischen Karikaturen.

(Fortsetzung.)

An politischem Witz hat es den Franzosen nie gefehlt, daher auch nie an Diplomaten, geraume Zeit aber an politischem Verstand. Während ihre Nachbarn jenseits des Kanals in der düstern St. Stephanskapelle, lange schon ernst, als Granden der Freiheit mit dem Hut auf dem Kopf, zu Gericht saßen zwischen Willkür und Gesetz, liefen die Franzosen noch baarhäuptig vor ihren Seigneurs, wie Knaben auf dem Schmetterlingsfange nach Bonmots herum. Allein diese Bonmots waren nur die leichten Plänkler, die der geschlossenen Masse des Volkes vorausschwärmten, die später gegen die Monarchie anrückte, und diese Bonmots stachen und tödteten so gut, wie später die Piken. Die Franzosen haben einen Witz, den sie „sanglant“ nennen, mit dem sie damals köpften, wie nachher mit der Guillotine, ohne daß sie damals mehr politischen Verstand gehabt hätten, als nachher. So fehlte es ihnen auch an Humor, und alle ihre Schriftsteller sind mehr witzig als humoristisch. Es ist erschrecklich zu denken, wie viel geschehen muß, um oft nur einem einzigen Menschen Verstand beizubringen, und vollends erst einem ganzen Volke, das ein Paris hat und statt des Blutes siedendes Quecksilber. Die Franzosen mußten indeß ihren Verstand, wie fast alle Menschen, um keinen geringen Preis erkaufen, und man möchte fast sagen, daß sie dafür ein allzustarkes Lehrgeld bezahlt haben. Und wenn sie nur nicht nachträglich noch einmal in die Schule geschickt werden! Allein sicherlich haben sie ihre härteste Lehrzeit überstanden. Wer bei einem Konvent, bei einem Napoleon und bei einer Restauration in die Schule gegangen ist, hat gewiß nicht viel mehr zu lernen, vielleicht lieber Manches zu vergessen. Die Restauration besonders war für Frankreich noch mehr als eine Schule, es war für Frankreich ein Kloster, in das man es zur Pönitenz einsperrte, um für alle seine Jugendverirrungen Buße zu thun und über die Vergänglichkeit aller Welteitelkeit nachzudenken. Es lernte unter dem Konvent seine moralische Kraft, unter Napoleon seine Waffen gebrauchen, unter der Restauration seine Geduld. Die Besonnenheit, die es mit dem Stachelgurt der fremden Bajonnette auf dem Leib und im Cilicium der Bourbone lernte, trat in ihrem vollen Lichte in der Juliusrevolution hervor, und war ihm, den verbündeten Thronen von Europa gegenüber, von einem Nutzen, der sich erst in der Folge zeigen wird; so sehr auch das Justemilieu von jenen getadelt werden mag, die von der Zeit, wie jener indische Kaiser von seinen Gaullern, verlangen, daß der Kern nicht sobald in die Erde gelegt ist, als er auch schon Blüthen und Früchte tragen soll.

Frankreich entwickelte in den fünfzehn Jahren der Restauration tausendmal mehr Verstand, die aufgedrungene Dynastie zu stürzen, als anderswo zu irgend einer Zeit aufgewendet wurde, um eine neue zu gründen. Es war eine wahre Verschwendung von Geist und Energie, wenn man Verschwendung nennen kann, was so beharrlich und wohlberechnet angewendet wurde. Mit der scharfsichtigen Auffassung und Durchdringung aller innern Verhältnisse, was den politischen Verstand einer Nation ausmacht, mußte sich aber auch der französische Humor entfalten. Die Gegensätze, zwischen die Frankreich so plötzlich geworfen wurde, waren so schroff, daß auch ein Volk von langsamem Kopf, geschweige eines von blitzschneller Auffassung und so entschiedener Anlage zum Witz, wie das französische, davon betroffen und zu Vergleichungen gereizt werden mußte. Frankreich, das noch erst kurz zuvor im Waffenschmuck, der Welt den Fuß auf den Nacken setzte, sollte in die Mönchskutte kriechen, und Litaneien beten. Kaum noch zu sich selbst gekommen über die Wunder, die es vollbracht, noch trunken vom Siege und mit dem Donner der zahllosen Schlachtfelder in den Ohren, sollte es sich als ein demüthiger Klausner, im härenen Gewande kasteien, für die Ideen, mit denen es sich berauscht, für den Ruhm, an dem es sich übersättigt. Die Bet- und Fasttage, die man ihm vorschrieb, wie die Todtenvigilien für Ludwig XVI; die frommen Wallfahrten, die man es zur Buße für seine Ketzereien anstellen ließ, wie der Feldzug nach Spanien, den Helden des Trocadero, mit dem Rosenkranz als Portepée an der Spitze; die gottesfürchtige Heuchelei gegen die Dynastie, die man ihm aufnöthigte; die Mummerei, die man mit einer Vergangenheit vornahm, die ein für allemal todt und begraben war; während man den Leuten, die selbst sie zu Grabe geleitet, aufreden wollte, sie sey wieder auferstanden, und lebe noch — alles Dieß mußte zur Verzweiflung bringen, allein die Verzweiflung ist auch eine Mutter des Witzes, der bekanntlich gerade umgekehrt mit der gewöhnlichen Welt, nur Einen Vater, aber mehrere Mütter hat — und der Witz der Franzosen faßte ihre ganze damalige verzweifelte

Lage in dem unübertrefflich witzigen Bild des Marschalls Soult mit der Wachskerze in der Hand, zusammen.

Der Witz der Franzosen hat unter der Restauration unendlich gewonnen, also nicht bloß die materiellen Interessen, wie man zu sagen pflegt; er stieg bis zum Humor. Während eine Reihe der gediegensten politischen Schriftsteller und Redner, wie Foy, Benjamin Constant, Manuel, Lamarque, Perier u. s. w. für die Freiheit auf der Tribüne in die Schranken traten, während die öffentlichen Blätter, wie der National, Courrier français, das Journal des Debats u. s. w. in wenigen Jahren eine Fülle von Geist und Verstand zu Tage förderten, wovon eine andere arme Nation, die unter dem Sternbild der sieben magern Kühe lebt, ein Jahrhundert zehren könnte, ohne eben haushälterisch damit umzugehen, stieg in der dumpfen Schwüle jener Zeit ein wahres Ungewitter von Witz und Humor auf, dessen Blitze nicht weniger zerschmetterten, als sie blendeten. Paul Courier allein zog wie ein Meteor, schnell, aber um so überraschender dahin und beleuchtete mit den nach allen Seiten ausgeworfenen Leuchtkugeln seines Humors den finstern Abgrund, nach dem man Frankreich hindrängte. Der Troubadour der Freiheit, Beranger, machte die alte Volkssage von dem zauberhaften Spielmann wahr, indem er die ganze Jugend Frankreichs hinter sich herzog. Der Figaro, der Corsaire, verpufften täglich in ihren humoristischen Feuerwerken mehr Witz und Laune, als eine ehemalige freie Reichsstadt des heil. römischen Reichs von einer Säkularfeier bis zur andern verbrauchte, während der unvergleichliche Odry und Monnier Herrn Mayeur, der so lange leben wird als die französische Nation, auf die Bühne brachten. Monsieur Mayeur ist der Eulenspiegel der Restauration, der John Bull von Paris. Es ist eigen, daß jede Nation, die zu einiger humoristischer Anschauung ihrer selbst gelangt, sich einen fratzenhaften Doppelgänger schafft, sich gleichsam wiedergebärt als Mißgeburt und voll Freude über dieses Hohlspiegelbild, ihm aus allen ihren Unarten, Gebrechen, Lächerlichkeiten und Vorzügen eine bunte Jacke zusammenflickt, und darüber sich nicht satt genug lachen kann. So entstand der Arlequin der Italiener, der Eulenspiegel und Hanswurst der Deutschen, der Punch und John Bull der Engländer. Wie John Bull dickbauchig, breit, gefräßig, träge, grob und politisirend ist, erscheint Monsieur Mayeur, buckelig, stutzerhaft, streitsüchtig, boshaft, prahlerisch, anmaßend und vorlaut. Ein wahrer Proteus tritt er unter tausenderlei Verkleidungen und Verwandlungen hervor, und er wird auf der Bühne der Held der Vaudevilles, wie im Bilderladen der immer unter neuen Gestalten wiederkehrende Liebling der Karikatur.

Die Karikatur nahm unter solchen Verhältnissen in Frankreich einen Aufschwung, wie sie ihn kaum in England erreichte. Philippon, der Herausgeber des „Journal des Caricatures," Laforeste und Granville wurden für Frankreich was Hogarth und Gillray für England, denen sie weder an Fruchtbarkeit der Erfindung — es erscheinen wöchentlich zwei lithographirte Blätter — noch an schlagendem Witze und sorgfältiger Ausführung nachstehen. In letzterer Beziehung möchte man sich oft versucht fühlen, sie wegen allzu großer Korrektheit zu tadeln. Die Zeichnung verräth überall die strenge klassische Bildung der französischen Schule, und wenn die Karikatur selten ins Groteske überschlägt, so wird sie dagegen bisweilen großartig und erhaben, wenn man so von ihr sagen darf. *) Mehr geistreich als phantastisch, weniger humoristisch als witzig, oft düster und sanglante **) behauptet sie übrigens stets eine gewisse Würde und vergißt nie Sittlichkeit und Anstand. Da es unsere Absicht ist in diesen Blättern eine fortlaufende Reihe der seit einiger Zeit erschienenen politischen Karikaturen aufzustellen, in sofern es möglich ist, die lebendige Anschauung durch das todte Wort wiederzugeben; so beginnen wir hier mit der unsrem Blatte beigelegten Karikatur:

„Donnez moi la première chose venue!"

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Frankreich.

(Fortsetzung.)

An einem Wintertage wurde vor Domitian das Schauspiel Orpheus, der mit dem Zauberklang seiner Leyer Bären und Löwen herbeilockt, aufgeführt. Der Schauspieler, der den Orpheus machte, war ein armer Sklave, der wegen eines Tempeldiebstahles zum Tode verurtheilt war, nach dem Sakrilegiengesetz jener Zeit. Man hatte ihm das Gewand eines griechischen Priesters angelegt, und er saß mitten in der Arena unter einem Baum, in einem Walde, der auf den Händen hergetragen worden war; hier saß er und hielt in seiner von Furcht gelähmten Hand eine Theaterlyra, die auf seine Knie herabgesunken war. Das Volk schrie ihm zu, darauf zu spielen, es wolle ihn dann begnadigen. Auf diesen ermuthigenden Zuruf antwortete der arme Orpheus mit erloschenen Blicken, die er bald auf das Volk bald auf den Kaiser heftete, die beiden Gewalten, die das Recht über Leben und Tod hatten, aber unglücklicherweise in diesem Augenblick beide gleich begierig waren zu sehen, wie es sich ausnehmen werde, wenn Bären und Löwen einen als Orpheus verkleideten Verbrecher, der zum ersten- und letztenmal in seinem Leben eine Theaterleyer in der Hand hatte, verdutzt anstarren würden.

Das Wetter war trüb und der Himmel mit Wolken überzogen; es wehte der Wind von Rhodope. Die Waldbäume der Arena waren große starke Fichten, es war das leibhafte Szythien, und nichts fehlte zur vollendeten Täuschung als ein Orpheus, der Muth genug hatte sich von Löwen zerreißen zu lassen, und die sechszigtausend elenden Zuschauer, den Kaiser mit eingerechnet, die gekommen waren, ihn sterben zu sehen, zu beschämen. Plötzlich öffneten die Wolken ihren Schooß und ein dichtes Schneegestöber hüllte in einem Augenblick das Amphitheater ein. Das Volk stand auf, um sich unter die Galerien zu

---

*) Vergleiche die später folgende Beschreibung eines Blattes, auf dem die Freiheit die Spreu von dem Weizen sondert.

**) Hievon weiter unten Beispiele in dem Kirchhofe von Père Lachaise und der Tanzunterhaltung des Hofes. Anm. d. Verf.

flüchten; allein der Kaiser befahl ihm zu bleiben, und es blieb. So laßt uns wenigstens unsre Oberkleider anziehen, sagte das Volk; allein der Kaiser wollte nicht, daß es Oberkleider anziehen sollte, und es zog sie nicht an. Was den Cäsar betrifft, so ließ er sich seinen reichen warmen Kriegsmantel bringen, den er sich für den Feldzug in Dacien angeschafft hatte, und den ihm zwei Freigelassene umhingen, unter dem Beifallklatschen des Volkes. „Der Himmel wollte dem Cäsar die Täuschung vollkommen machen," murmelten die privilegirten Zuschauer der vierzehn vordersten Stufenbänke, die nicht so dumm wie das Volk gewesen waren, und sich nicht der Unannehmlichkeit ausgesetzt hatten, es erst kalt zu finden, wenn es dem Cäsar beliebte. Domitian war vielleicht wirklich geneigt, das Schneegestöber für eine besondere Gefälligkeit seines Jupiters gegen ihn zu halten, und das Schauspiel Orpheus, das durch das Geräusch des aufstehenden Volkes unterbrochen worden war, wurde auf einen Wink des Cäsars wieder fortgespielt, unter Mitwirkung eines Schnees, der nicht aus Papierschnitzeln bestand und auf einen Wald fiel, der nicht von Pappendeckel war, in einem Schauspiel, genannt: Orpheus, der die Bären Szythiens bändigt.

Der Sklave, dem ein Strahl der Hoffnung aufgegangen war und der sich in die Positur eines Lyraspielers gesetzt hatte, ließ jetzt wieder Kopf und Lyra sinken. Uebrigens war es ihm einen Augenblick besser geworden, als dem Kaiser und dem Volke, denn er saß unter den Zweigen eines schönen Baumes und nicht eine einzige Schneeflocke war auf sein weißes Priesterkleid gefallen. Aber er fühlte eine Kälte, von der weder das Volk noch der kaiserliche Fliegentödter einen Begriff hatte. Die Löwen und Bären wurden mittelst Lanzenstichen in ihren eisernen Käfigen noch etwas wüthender gemacht, offenbar, damit das Verdienst des armen verkleideten Orpheus sie zu zähmen, desto größer würde. Man hörte sie an beiden Enden der Arena brüllen, einige Schritte von ihm. Endlich ließ man sie los. Martial war es, der Geschichtschreiber von Domitians Vergnügungen, der den Bericht davon, wenn ich mich recht erinnere, in einem Epigramm von zwei oder vier Zeilen abfaßte. Dieß war die ganze Grabschrift, deren ein armer Sklave würdig erachtet wurde, der zum Vergnügen des Cäsars, in der Rolle des Orpheus sich von Löwen und Bären zerreißen ließ.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Paris.

Paris, den 29 Februar 1833.

Ich recapitulire mir den Eindruck des gestrigen Fasching, der in buntem Gewühl an mir vorübergegangen ist, und will versuchen, Ihnen einige Skizzen davon mitzutheilen. Zu einer anschaulichen Beschreibung eines solchen Treibens gehört, ich fühlte Dieß zum erstenmal, nicht bloß das äußere Sehen und Hören, sondern das innere karnevalmäßig gestimmte Gemüth; die Hülfsquellen einer rosigen Phantasie müssen dem Bilde die vorzüglichsten Farben verleihen. Diese Gabe besitze ich nicht, und vielleicht mag Dieß der erste Grund seyn, warum ich in dem ganzen Schauspiel Das nicht erkennen konnte, was ich mir von der bachantischen Ausgelassenheit, der übersprudelnden Satyre, dem ungemessenen Witze und der Tändelei eines Pariser Faschings vorgestellt. Venedig, das fabelhafte und doch so wahre Land der Maskerade, schwebte mir stets vor; vor meinem innern Auge entfaltete sich die beliebte Musterkarte des Markusplatzes, die italienische Verschmitztheit, die hinterlistige Intrigue, welche unter der Maske ihre Heimath hat, die mit reichen Gondeln bedeckten Kanäle und die schönen Venetianerinnen — und der Vergleich dieses geträumten Schauspiels mit dem wirklichen Spiel fiel zum Nachtheil des letztern aus. Dieß aber ist immer so, und es mag ungerecht von mir seyn, mich darüber zu beschweren.

Der Zug des „Boeuf gras" hatte in gewöhnlicher Weise statt, er ward in den Tuilerien empfangen und ging von da nach dem Schlachthause. Von dem Thiere sagt ein hier verbreiteter Zettel, daß es ungefähr 3000 Pfund gewogen und zwischen 1800 bis 2000 Franken gekostet habe. Seiner Gattung waren sieben Stück zu Markte gebracht worden, alle von einem und demselben Eigenthümer, Herrn Cornet aus der Normandie, der einzige, welcher, wie sich das Blatt ausdrückt, seit zehn Jahren dahin gelangt sey, solche schöne Zöglinge zu bilden — „à faire d'aussi beaux élèves!" Eigentlich wurde der wahrhaftige Boeuf gras nicht producirt, denn als der Tag seiner Verherrlichung anrückte, gebärdete er sich so toll und wild, daß man für gerathener fand seinen Ersatzmann, ein frommes zahmes Thier, zu schmücken. Von dem Gedränge und der Volksmasse ist es schwer sich eine Vorstellung zu machen; die Schilderung hievon muß Jedem, welcher sie nicht selbst gesehen, übertrieben scheinen. Alle belebten Kauf- und Geschäftsläden der besuchtesten Quartiere von Paris waren geschlossen, Neugierde ist der Hauptzug des pariser Bürgers, und diesem Dienste wurde mit aller Hingebung gefröhnt. Auf der ganzen, wohl mehrere Stunden betragenden Strecke zwischen der Madelaine, den Boulevards entlang bis zur Porte St. Denis, und von da durch die Straßen St. Denis und St. Honoré durch bis abermals zu der Madelaine wogte in kaum bemerklicher Bewegung eine Menschenmenge von einigen hunderttausend Personen, hart hinter einander während ungefähr sechs Stunden. Die Fußgänger nahmen die Steinplatten und Nebenstraßen beiderseits, die Reiter, Wagen und Makten die Mitte ein. Die nämliche Strecke in ihrer ganzen Ausdehnung war durch zwei Reihen von Wagen, die eine kommend, die andere gehend, besetzt, und die Zahl dieser Fuhrwerke war so groß, daß oft halbe Viertelstunden lang Alles unbeweglich still stand, was dem Gemälde einen eigenen ungewöhnlichen Anstrich gab. Indem ich mit dem großen kompakten Körper mich fortschieben ließ, stiegen mir mancherlei Reflexionen auf, wobei mein deutsches Phlegma einigermaßen ins Spiel kam. Schon früher hatte ich oft bei Theatern, in öffentlichen Plätzen u. dgl. bewundert, wie friedfertig die Franzosen an einander vorbeirennen, und wie selbst im größten Durcheinander bei den unvermeidlichen, oft höchst unangenehmen Berührungen sehr selten Streit entsteht; auch hier wieder war mir die nämliche Wahrnehmung auffallend; man drängt, man drückt und stößt sich, das es puft, allein keine Klage noch Beschwerde darüber, und oft war es dieses Beispiel von Verträglichkeit und Gelassenheit, welches meine deutsche grobe Natur besänftigte, wenn ich auf dem Punkte stand, meinen Nachbar über seine spitzen Ellbogen oder seinen denagelten Tritt, oder einen halb mitgerissenen Rockschoß hart anzufahren. Diese Friedfertigkeit erklärt auch den Abgang aller Unordnung und Störung, was in einer so unzählbaren Volksmasse selten ist. Man stelle sich einige hunderttausend Deutsche in gleichem Gewühle am Sonntag, im Festkleide, aus der Schenke kommend vor, wie das lärmen und toben würde! — Es fehlte zwar an Polizei nicht, denn wo immer man auch den Blick hinrichten mochte, war man sicher deren Agenten in gehöriger Zahl zu erblicken; allein Dieß hält die Franzosen nicht ab, ihren Eingebungen zu folgen. Im Ganzen ist auch den Parisern selbst die dießjährige Minderzahl von Festen, Bällen und öffentlichen Belustigungen, und der größere Vorrath von polizeilichen Vorkehrungen aufgefallen; Dieß war überflüssige Vorsicht.

Nachdem ich den langen Weg durchschritten, konnte ich nicht umhin, meinem ausgezeichneten Nachbar meine Verwunderung über die Farblosigkeit und Unbelebtheit dieses Karnevals auszudrücken, ob Dieß wohl materiellen Gründen und politischer Unzufriedenheit u. dgl. zuzuschreiben sey? Das letztere bejahte er einestheils, fügte aber zugleich bei, daß der Maskenscherz und die Gabe dieser Belustigung bei Weitem mehr dem deutschen und italienischen, als dem französischen Charakter angemessen sey; die Letztern würden niemals die heitere Freude der Deutschen, die feine Intrigue der Italiener erreichen. Anfänglich fiel mir dieses Urtheil auf,

und ich konnte es mit dem leichten, lebenslustigen Temperamente der Franzosen nicht recht vereinigen; indessen hat es viel Richtiges, denn zu der sinnigen Annehmlichkeit der Masterade gehört mehr Gemüthlichkeit, und selbst mehr planmäßige Geduld, als dem Franzosen in der Regel zugemessen ist.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr St. John, Verfasser der „Lives of early Travellers" und anderer Werke, hat unterm 7 Dec. v. J. Folgendes aus Kairo geschrieben: „Aus dem Orte, von dem dieser Brief datirt ist, werden Sie ersehen, daß ich den Rubikon überschritten habe und mich im Herzen des Landes befinde, das so lange schon der Gegenstand meiner Wünsche war. Ich habe Aegypten in vieler Hinsicht sehr verschieden von Dem gefunden, was ich erwartete; aber wo möglich noch interessanter, merkwürdiger und ungewöhnlicher, als ich nach den Beschreibungen so vieler Reisenden mir es vorgestellt hätte. Sehr günstige Umstände haben mich in den Genuß von Vortheilen gesetzt, die nur wenigen unter den neuern Reisenden zu Gebot standen, und ich werde mein Möglichstes thun, um Nutzen aus ihnen zu ziehen. In Alexandria, das eine ganz fränkische Stadt ist, brachte ich meine Zeit in einer fortwährenden Runde von Besuchen, Einladungen und Spazierritten auf Eseln hin. Hier in Kairo bin ich, wie es sich für meinen langen Bart schickt, viel gesetzter, und denke an nichts als an Geschäfte. Die Meisten, wenn sie das Land heraufkommen, vermeiden das Delta, nehmen zu Alexandria ein Boot und fahren auf dem neuen Kanal und dem Flusse hierher. Ich schlug einen ganz andern Weg ein: Längs der Küste, durch die Ruinen von Canopus und an der Bai von Aboukir hingehend, kam ich zwischen dem See Etko und dem Meere durch und erreichte auf diesem Wege Rosette, wo ich den ersten Anblick des Nils und der herrlichen Palmen- und Orangenhaine des Delta genoß. Von Rosette aus führte unser Weg eine Strecke weit durch die Wüste am westlichen Ufer des Nils; wir gingen dann über den Fluß und betraten das Delta — den reichsten und schönsten Theil Aegyptens, und den Bezirk Burdwan in Bengalen ausgenommen, der ganzen Welt. Der reiche Boden und die üppige Vegetation, die wir hier sahen, lassen sich unmöglich in einem Briefe schildern; Aegypten könnte unter einer guten Verwaltung zu einem irdischen Paradies umgeschaffen werden. Unsere Reisegesellschaft bestand aus fünf Engländern, von denen einige Jagdliebhaber waren, die ein gewaltiges Blutbad unter den Turteltauben anrichteten, denn sie schossen oft mehr als dreißig in einem Tage. Die Gegend wimmelte von Wildpret aller Art: Schnepfen, Kiebitzen, Wiedehopfen, Tauben, Wachteln, Wildenten, wilden Schwänen, wunderschönen weißen Ibisen u. s. w., und wir sahen täglich majestätische Adler und Geier über unsern Häuptern schweben, die, gleich uns, nach Wild umherspähten. Wir brachten die Nächte gewöhnlich in einer Behausung zu, die man bei uns einen Kuhstall nennen würde, der aber die Eingebornen den wohllautenden Namen Ostla oder Karawanserei beilegen. Mit Anbruch des Tages saßen wir auch schon auf unsern Eseln und ritten fort, bis die brennenden Sonnenstrahlen uns mahnten zu rasten. Um Mittag lagerten wir uns zuweilen in einem Palmen- oder Orangenhain, oder unter dem Schatten einer ägyptischen Sykomore, wo unser arabischer Koch Macaroni oder Reiß bereitete, der dann, nebst kalten Tauben oder Wachteln, Büffelmilch, Butter, Datteln, Käse und ägyptischen Zwiebeln unser Mahl ausmachte. Unser Mittagstisch bestand aus herrlichem Brod, Butter, Milch, Datteln, Pisang, geschmortem Wildpret und Kaffee auf türkische Weise; wer Liebhaber davon war, konnte auch Rumpunsch, Wachholderbranntwein mit Wasser, oder Schnaps, zuweilen auch Wein haben; ich hielt mich ans Nilwasser, das herrlich ist. Die Nächte wurden minder angenehm zugebracht als der Tag, denn die Musketos, die Flöhe und — mit Erlaubniß zu sagen — die Läuse waren da so geschäftig, daß ich kein Auge zuthun konnte. Endlich erreichten wir den Damiette-Arm des Nils, und bald nachdem wir über ihn gesetzt hatten, erblickten wir die Pyramiden. Von diesen berühmten Bauwerken sage ich nichts, als daß ich ihre Spitzen bestieg und das Innere der größten von ihnen besuchte, ohne daß die außerordentliche Bewegung, die man bei ihrem Anblicke empfindet, sich im geringsten vermindert hätte. Denen hat sie sehr gut beschrieben; allein keine Beschreibung vermag einen genauen Begriff der Sache selbst zu geben. Man kann sich leicht eine übertriebene Vorstellung von ihrer Riesenhaftigkeit, aber schwerlich eine gleiche von ihrer Größe machen. Doch ich erinnere mich eben, daß ich von Alexandria sprach, ohne erwähnt zu haben, daß ich dort Mehemet Ali Pascha, dem jetzigen Beherrscher von Aegypten, vorgestellt wurde, mit dem ich eine höchst charakteristische, jedoch für einen Brief zu lange Unterredung hatte. Er ist ein Mann, den ich bis jetzt noch nicht verstehe, und Dieß ist, so weit ich zu bemerken Gelegenheit hatte, bei den Leuten in Aegypten derselbe Fall, denn jeder scheint sich einen andern Begriff von ihm gebildet zu haben; vielleicht komme ich noch, bevor ich das Land verlasse, der Wahrheit auf den Grund. Seit meiner Anwesenheit habe ich bereits seinen Palast und Harem (mit Ausnahme der von den Frauen bewohnten Zimmer), seinen Diwan, seine Kinder u. s. w. gesehen. Da Alles, was ihn umgibt, im großen Style ist, so sticht Dieß seltsam gegen die Armuth und Dürftigkeit des Landes ab. Wir haben uns hier höchlich an dem Unsinn belustigt, der in Europa, besonders durch französische Blätter, über die Regierung des Landes verbreitet wird. Doch hierüber ein Mehreres, wenn ich wieder glücklich in Europa angelangt seyn werde. Ich reise nicht als Alterthumsforscher; weder Pyramiden, noch Tempel, noch sonst etwas vermag meine Aufmerksamkeit von der Lage der um mich her lebenden Menschen abzuziehen. Unlängst sah ich einige der berühmten Almé, oder ägyptischen Tänzerinnen, ihren Nationaltanz ausführen, von dessen Unzüchtigkeit keine Sprache einen Begriff zu geben vermag. Doch ist er keineswegs, wie mehrere Reisende behaupten, Abscheu erregend, denn dazu besitzen die Tänzerinnen zu viele Kunst. Hat man ihn gesehen, so kann man sagen, daß man das Höchste gesehen habe, was thierische Leibenschaft, von dem brennenden Klima des Orients befeuert, zu leisten vermag; dabei sind viele der Tänzerinnen sehr hübsch: meist junge Mädchen von 14 bis 17 Jahren, sehr schön gebaut (wie man Gelegenheit genug hat sich zu überzeugen), mit eirunden Gesichtern, großen schwarzen Augen, einer Menge reicher, mit goldenen Zierrathen geschmückter Haarflechten und dunkelbrauner Hautfarbe. Von den Frauen der Stadt sieht man nichts als die Augen, aber diese funkeln vor Feuer. Als ich dieser Tage im Bazar an einem Laden stand, kam eben eine türkische Dame, von einer Sklavin begleitet, um etwas einzukaufen. Ihre Augen waren sehr schön und ihre Hand zart aber groß; ein Engländer, der mit mir war, ergriff sie unter dem Vorwande, ihre mit Hennah roth gefärbten Nägel zu bewundern. Sie zog sie nicht zurück. Ich sprach mit der Sklavin, worauf die Herrin sich schnell umdrehte, auf Arabisch etwas zu mir sagte und lachte. Wir machten eine Art Bekanntschaft und schwatzten einige Zeit mit einander, ohne das eines das andere verstand. Endlich fragte ich, ob sie italienisch spreche, und sie entgegnete mit der Frage, ob ich arabisch verstehe. „Nein, sagte ich im Scherz, ich bin ein Türke aus Stambul;" — denn für einen solchen hielten mich die Araber meines Bartes und meiner Gesichtsfarbe wegen nicht selten. — „Ach, sagte sie, mit dem einzigen italienischen Worte, das sie wußte, Sie sind also ein Barbar." Obschon sie Dieß lachend sagte, so konnte ich doch vermuthen, daß die schöne Dame oder vielleicht ihr Mann ein patriotischer Verehrer des Pascha ist. Wir trafen uns am Nachmittag noch zwei- oder dreimal und begrüßten uns, jedoch in aller Unschuld, denn wir konnten uns nicht mehr sprechen. Die arabischen Weiber gehen oft mit unbedecktem Gesichte, und ist dieses verschleiert, so tragen sie den Busen fast immer entblößt. Sie sind indeß sehr züchtige, fleißige und, wie man sagt, sehr treue Weiber. Die Kinder, selbst die der Franken, sehen sehr unsauber aus."

*

Unter den Wisseriths, einem mächtigen Stamme, der eine ausgedehnte Strecke Landes von Kabul, in den Bergen zwischen Persien und Indien bewohnt, herrscht eine Sitte, die wohl nirgendwo ihres Gleichen hat. Wenn eine Frau Gefallen an einem Manne findet, so sendet sie den Trommelschläger des Lagers mit einem Tuche ab, um es mit einer Haarnadel von ihr an die Mütze des Auserwählten anzuheften. Der Trommelschläger wartet seine Gelegenheit ab, und verrichtet seinen Auftrag in öffentlicher Versammlung, wobei er den Namen des Weibes nennt, das der Mann sogleich heirathen muß, wenn er ihrem Vater den verlangten Preis bezahlen kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 68. 9 März 1833.

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

So glücklich die Radschputen in ihrem Widerstande gegen die muselmännischen Eroberer waren, so nachtheilig wurde ihnen der Kampf, den sie gegen die Mahratten zu bestehen hatten, die vor ungefähr einem Jahrhundert während innerer Zwietracht ins Land gerufen wurden. Von diesem Augenblicke an begann der Verfall dieses tapfern und hochherzigen Volkes, das sich wiederholt auf dem Schlachtfelde mit der ganzen Macht des Kaiserthumes Delhi gemessen hatte, und nun einem Schwarm südlicher Räuberhorden unterlag. Die Muselmänner rückten mit ungeheuren Heerhaufen ins Land, lieferten regelmäßige Schlachten, waren bald Sieger bald Besiegte, konnten aber selbst durch einen Sieg nicht ihre tapferen Gegner zur Unterwerfung bringen, die vereinigt gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens und ihrer Freiheit, mit gewohnter Todesverachtung stritten. Die Truppen der Kaiser konnten sich allmählich nur noch in Schlössern und befestigten Lagern halten, und waren endlich gezwungen, das Land zu räumen. Als aber die Mahratten, gegen die man als Bekenner desselben Glaubens weniger argwöhnisch war, herbeigerufen wurden, um in den Familienzwisten Partei zu nehmen, drängten sie sich in die Politik der kleinen Fürstenhöfe, standen Jedem bei, der sie am besten bezahlte, oder ihnen die größten Verheißungen machte, und war kein Geld vorhanden, so ließen sie sich es auch gefallen, auf Ländereien oder die Einkünfte angewiesen zu werden. Die Truppen der Mahratten schalteten und walteten überall, wohin sie kamen, nach Willkür, ließen ihre Pferde in den Getreidfeldern weiden, marterten die Einwohner, um von ihnen das Geständniß zu erpressen, wohin sie ihre Schätze verborgen; rissen die Häuser ein, um sich Brennholz zu verschaffen und ließen da, wo sie keine Wüste fanden, eine zurück. Selbst die reichsten Provinzen Indiens, welche die größte Ausfuhr hatten, wurden, von den Mahratten heimgesucht, bald so weit heruntergebracht, daß sie kaum mehr ihre Bevölkerung zu ernähren vermochten; und die Eingebornen, die der Bedrückung und Hungersnoth entgangen waren, breiteten sich über die benachbarten Länder aus, oder bildeten Räuberbanden. Die Mahratten verließen zwar Radschastan bisweilen, kehrten aber bald wieder zurück, und zuletzt gehörte ihnen fast der größte Theil der öffentlichen Einkünfte. Durch die regelmäßigen Truppen, welche die Mahratten unterhielten und durch den Zug von Geschützen, den sie mit sich führten, erlangten sie ein entschiedenes Uebergewicht über die ritterliche Tapferkeit der Radschputen, und die Staaten von Radschastan geriethen endlich durch wiederholte Plünderungen, Truppendurchzüge, Kriegsauflagen und die Verwüstungen des Bürgerkrieges, wozu sich noch Pest und Hungersnoth gesellte, in einen Zustand unbeschreiblichen Elendes und tiefster Erniedrigung.

Endlich schienen die Fortschritte der englischen Waffen gegen die Mahratten, im Jahre 1817, Radschastan Erlösung aus seiner harten Dienstbarkeit zu verkünden. Da die britische Regierung den verheerenden Streifzügen der Pindarries, durch gänzliche Vertilgung dieser Räuberhorden ein Ende machen wollte, und die Macht der Mahratten, die sich zu einer großen Konföderation zu vereinigen anfing, gebrochen werden mußte, so wurden mit allen Staaten der Radschputen Bündnisse geschlossen und zwar auf dem Fuß, wie schon früher mit andern indischen Fürsten, als dem Nabab von Karnatik, dem Nizam von Heiderabad und anderen eingebornen Königen. In diesen Verträgen wurde dem Fürsten von den Engländern Schutz zugesagt, wofür er einen gewissen Tribut, meist in einem Theile der öffentlichen Einkünfte bestehend, entrichten mußte. Die Wirkungen dieser Traktate waren dieselben wie zu allen Zeiten. Die Bundesgenossen des römischen Volkes genossen in den Verträgen und Heeren der siegreichen Republik so lange gleiche Rechte mit ihr, als man es für nützlich hielt; alle sanken aber nach und nach zu völliger Unbedeutenheit herab, und verschwanden am Ende gänzlich. So erging es auch den verbündeten indischen Fürsten, die fast insgesammt die Herrschaft verloren haben. Allein dieser Erfolg wäre vielleicht minder beklagenswerth gewesen, als das Elend, in das vorher noch die einzelnen Länder dadurch gestürzt wurden daß sie jeden Schein von Unabhängigkeit verloren, und die Fürsten, unter dem Schutze der englischen Waffengewalt zu Tyrannen ausarteten, die alle alten Sitten und Gesetze ihres Landes mit Füßen traten, dem Volke die härtesten Bedrückungen auferlegten, die angesehensten Häuptlinge, die einst eine Schutzwehr gegen die Willkür der einzelnen Fürsten gebildet hatten, ermordeten oder aus dem Lande vertrieben, und Gräuel verübten, gegen welche die britische Regierung nicht einmal Einsprache thun

konnte, da sie den ihnen verbündeten Fürsten die absolute Gewalt in ihren Staaten verbürgt hatte. Einen solchen Vertrag schloß die britische Regierung auch mit Maha Rao dem Fürsten von Kotah, in dessen Namen Zalim Sing, einer der merkwürdigsten Männer in der neueren Geschichte Indiens, bereits seit fünfzig Jahren alle Angelegenheiten des Staates geleitet hatte. Zalim Sing war es während dieser Zeit unter allen Fürsten von Radschastan allein gelungen, die Mahratten von seinem Gebiete fern zu halten, das unter seiner klugen Verwaltung eine für einen indischen Staat außerordentliche Blüthe des Wohlstandes erreichte. In einem ersten Vertrage, der mit Maha Rao geschlossen wurde, sicherte die englische Regierung ihm und seinen Söhnen und Nachkommen die unumschränkte Herrschaft von Kotah zu; allein zwei Monate später ging sie auch mit Zalim Sing insgeheim eine Uebereinkunft ein, vermöge welcher ihm und seinen Nachkommen die Staatsverwaltung als Regenten überlassen wurde. Der Radscha Maha Rao starb um diese Zeit und hinterließ zwei Söhne, von denen der älteste vierzig, der jüngste dreißig Jahre alt war. Wie zu erwarten, wollte der ältere, der nicht Lust hatte, gleich seinem Vater eine Puppe in der Hand eines Majordomus zu seyn, die Herrschaft als souveräner Fürst antreten, als er fand, daß seine Macht nur dem Namen nach bestehen sollte. Vergebens berief er sich auf die mit seinem Vater geschlossenen Verträge, vergebens suchte er mit den Waffen in der Hand sein angestammtes Recht geltend zu machen: britische Truppen eilten Zalim Sing zu Hülfe und der Fürst mußte sein Heil in der Flucht suchen. Ein zweiter Versuch schlug nicht glücklicher aus, und endlich sah er sich gezwungen, auf Vermittlung der englischen Regierung in seine Hauptstadt, unter die Vormundschaft des staatsklugen Majordomus zurückzukehren.

Kotah war unter der Verwaltung Zalim Sing's zu einer Höhe von Wohlfahrt und Reichthum gediehen, die selbst die Engländer mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Allein dieß war Zalim Sing nur durch eine gänzliche Vernichtung des Feudalsystemes gelungen, und Obrist Tod, der in häufigen Beziehungen mit diesem außerordentlichen Manne stand, glaubt, daß von der kühnen Revolution, die der Majordomus durch Zerstörung aller Eigenthümlichkeiten in der Staatseinrichtung und dem Charakter der Harutis zu Stande brachte, für die Zukunft wenig ersprießliche Früchte zu erwarten seyn dürften. Wie alle politischen Systeme, die von der Kraft und Einsicht eines einzigen Geistes ins Leben gerufen wurden, und von ihm allein abhängig sind, wird auch Zalim Sing's Schöpfung mit ihrem Urheber das Loos der Sterblichkeit theilen. Indeß genoß Kotah des wohlthätigen Einflusses seiner Neuerungen doch länger als irgend ein Staat, dessen Wohlfahrt an dem dünnen Faden eines einzelnen Menschenlebens hängt. Im Jahre 1821, wo Zalim Sing mit allem Feuer einer ehrgeizigen Jugend mit seinem Fürsten um den Besitz der Herrschaft rang, zählte er nicht weniger als zweiundachtzig Jahre und überlebte diese gefahrvolle Krisis noch fünf Jahre. Und dieser Mann, der durch die eiserne Stärke seines Willens eine Revolution durchführte, welche Einrichtungen und Vorurtheile von Jahrhunderten kühn über den Haufen stieß, der die feinsten Fäden der Politik in seinen bedenklichen Verhältnissen zu den Nachbarstaaten mit eigener Hand wob, während er die innere Verwaltung mit einer kaum begreiflichen Genauigkeit und Pünktlichkeit führte; — dieser Mann, der sich nicht bloß gegen die offene Gewalt seines Fürsten und die Angriffe der Faktionen, sondern auch gegen geheime Nachstellungen durch Dolch und Gift, unaufhörlich zu vertheidigen hatte (achtzehn Verschwörungen gegen seine Macht und sein Leben wurden durch seine Wachsamkeit entdeckt) — Zalim Sing, der Minister eines schwachen Staates, der sich nur höchst mühsam in Frieden und beneidetem Wohlstand behaupten konnte, während ringsum Alles voll Krieg und Verwüstung war; der ein höchst verwickeltes und drückendes Steuersystem bis in seine kleinsten Verzweigungen selbst betrieb; er, das Oberhaupt einer Polizeiverwaltung, deren Thätigkeit und Wachsamkeit selbst ein Fouché beneidet haben würde; der große Landwirth eines ganzen Landes, wo jede handbreit fruchtbarer Erde benutzt, jeder kahle Felsen zu einem Kornfelde umgewandelt wurde — war mehrere Jahre lang, in der letzten aber nicht am wenigsten thätigen und gefahrvollen Zeit seines Lebens — völlig erblindet.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im südlichen Frankreich.

(Schluß.)

Zu der großen Bequemlichkeit des Ein- und Ausganges in den römischen Amphitheatern muß man die bewunderungswürdig vertheilte Lüftung dieser Gebäude rechnen, die sanft und erfrischend überall hinstreichen konnte: viel Luft und keine Zugluft. Man holte sich im Amphitheater keinen Schnupfen, wenn es anders nicht dem Kaiser so beliebte. Der Baumeister und die Kunst hatten Alles in Bedacht genommen. Erstens war durch die stufenweis aufsteigende Lage der Sitze schon dafür gesorgt, daß der Zuschauer nicht die schon einmal von einem Andern geathmete Luft einathmen mußte, sehr verschieden von unsern Theatern, wo die Ausdünstungen des Parterres die höheren Ranggeschosse zu ersticken drohen. Jede Reihe von Stufenbänken bestand vollkommen für sich und bildete einen bestimmten und gesonderten Raum, der sein eigenes Stück Luft, wie sein eigenes Stück Himmel hatte, und wo man weder von seinen Nachbarn unten, noch von seinen Nachbarn oben genirt wurde. Zweitens erneuerte sich die im Umfang des Amphitheaters eingeschlossene Luft auf zweierlei Weise: erstens von oben herab, wo wie durch einen ungeheuren Trichter mehr Luft herabströmte, als die Zuschauer verbrauchen konnten und dann durch die zahllosen Oeffnungen, die nach Außen angebracht waren, und die das Gebäude auf allen Seiten zu durchlöchern schienen. Die überall angebrachten hohen Gewölbe, sowohl bei den Eingangspforten, als bei den Fenstern, nahmen unter ihre anmuthigen Bogenausschnitte Luft die Fülle auf, die durch die Vomitorien in das Amphitheater strömte. War es schwüles Wetter und regte sich auch nur ein Lüftchen, so hinderte der kreisförmige Bau des Amphitheaters, daß es sich verlor; denn da es nach allen Rich-

tungen der Windrose hin Oeffnungen gab, so wurde dieser leise Lufthauch, statt an einer geschlossenen Steinmasse ersterben zu müssen, unter die hohen Gewölbe hineingezogen, breitete sich dann durch die Galerien aus und kam wieder durch die Vomitorien hervor, die niemals den äußern Oeffnungen gegenüber ihre Thüren hatten, offenbar um den Luftzug zu vermeiden. Ein solches Lüftchen aber war eigensinnig; der Kaiser, der Alles konnte, konnte ihm doch nicht befehlen, über seinen Kopf hinzustreichen, wenn es nicht wollte, und da die kaiserliche Loge sich auf der ersten Stufenbank zunächst der Arena befand, so mochte es sich wohl zuweilen begeben, daß der Cäsar vor Hitze ersticken wollte, während die letzten Sklaven seiner Freigelassenen, die oben am First des Amphitheaters saßen, des lieblichsten Spieles einer mit allen aromatischen Düften des Südens gewürzten Luft sich erfreuten. Vor der Sonne schützten sich die Zuschauer durch ein ungeheures Velarium, das zu einem Viertheil, zur Hälfte und zu drei Viertheilen ausgespannt werden konnte, je nach der Stunde des Tages, so daß man Schatten hatte, ohne deßhalb keine Luft zu haben. Zu Nimes sah ich auf der Attika des Amphitheaters die Löcher, die dazu dienten, das Velarium der alten römischen Stadt zu befestigen; und da die neue Stadt nichts unbenutzt läßt, so hat sie in diese Löcher lange blaue Stangen befestigen lassen, an denen kleine dreifarbige Fähnchen flatterten; man sagte mir, bei dem Durchzug des Prinzen, wie man im Land den jungen Herzog von Orleans nennt, habe Dieß herrlich ausgesehen und ich glaube es auch; die Stangen allein aber sehen erbärmlich dumm aus.

Außer der Entheiligung ihres Amphitheaters haben sich die Bewohner von Nimes auch noch anderer grober Vergehungen gegen die Kunst anzuklagen. In ihre sogenannte Maison Carrée verlegten sie ein armseliges Museum, wo man an den Gypswänden, mit denen die Mauern des alten Tempels auf unwürdige Weise überkleistert sind, neben einem halben Dutzend guter Gemälde die Preise der Zeichnungsschüler von Nimes erblickt. Als ich sah, was man aus diesem niedlichen Tempel gemacht hatte, fand ich den Gedanken Napoleons, die Maison Carrée, wie einen Diamanten in einem Schmuckkästchen fortschaffen zu lassen und damit der Stadt Paris ein Geschenk zu machen, weniger lächerlich als zuvor. Wenigstens würde er statt der Preise der Zeichnungsschule die Statue irgend einer alten Gottheit hineingestellt haben, und hätte er sie auch durch einen neuen Feldzug nach Italien erkaufen müssen.

Auf der Höhe eines Berges, der die Stadt beherrscht, steht noch ein drittes herrliches Denkmal römischer Baukunst, das jedoch Einige, wie mir scheint mit wenig Grund, dem Mittelalter zuschreiben wollen; man nennt es die Tour-Magne, und hat auf dasselbe, gleichfalls für die öffentliche Sicherheit, ein telegraphisches Schilderhaus hinaufgebaut. Dieß Schilderhaus ist allerdings für den Präfekten von Nimes von großem Nutzen, da es ihm die Verlegenheit erspart, sich in Fällen, wo in der Hauptstadt Unruhen ausbrechen, einen Mißgriff zu erlauben; dennoch steht es dem Thurme nicht so gut, als ein Rabennest einem alten Baume. Endlich haben sie in Nimes noch ein altes Thor, das Augustusthor genannt, das gegenwärtig einer Gendarmeriekaserne als Eingang dient, wiederum zur Beförderung der öffentlichen Sicherheit, von der der Gendarme die eigentliche Seele ist. Man muß gestehen, daß die Ruhe der Stadt Nimes den Künsten ziemlich hoch zu stehen kommt; indeß in einer Stadt, wo man einander die Politik an Tagen, wo man sich am besten verständigt mit Pflastersteinen, und an Tagen, wo man am wenigsten überein kommen kann, mit Messerstichen auslegt, ist es wohl natürlich, daß man Kanonen in die Arena stellt und ein telegraphisches Schilderhaus auf die Tour-Magne, und daß man den Gendarmen die Ehre erzeigt, täglich durch die Porta Augusti ihren Ein- oder Auszug zu halten. Nimes ist übrigens eine Stadt, die Niemand, als den Eingebornen sonderlich gefallen wird; ihre Ruinen sind entweder durch neue Anbauten entstellt oder unzugänglich, und die großen Provinzialstädte, vorzüglich jene wo viel Industrie und Handel getrieben wird, wie Nimes, sind trauriger als Dörfer; Niemand ist zu sehen, und doch weiß man, daß sie voll Menschen stecken; es sind sehr gut bevölkerte Einöden, aber die am wenigsten poetischen von allen Einöden. Hätte ich dort nicht die liebevollste und zartsinnigste Gastfreundschaft gefunden, denn im Süden sind die Menschen entweder die vollkommensten oder abscheulichsten Geschöpfe, so würden mich Artilleristen, Schildwachen, Thorwarte, Telegraphen und Museen in den ersten vierundzwanzig Stunden wieder hinweg gescheucht haben.

Skizzen aus Paris.

(Schluß.)

Im Verhältnisse zu der Menschenzahl waren äußerst wenig Masken zu sehen, die meisten unbedeutend und nicht aus dem gewöhnlichen Kreise der Maskenspäße heraustretend. Ich erwartete, daß einige politische Masken sich zeigen würden, und fand mich nicht betrogen. Unter ihnen zeichneten sich zwei aus: eine Freiheit mit der phrygischen Mütze, weißem Gewand und dreifarbigen Kokarde; sie verweilte lange auf den Boulevards. Ferner eine ungeheure Birne von 12 Schuh Höhe und 8 Schuh Umfang, mit einem Aufsatze von Blättern. Aus der Straße Quincampoix kommend nahm sie die Mitte zwischen den Wagen auf den Boulevards ein, und machte zweimal den Weg der ganzen Länge der Boulevards, allenthalben mit außerordentlichem Jubel begrüßt, welchen sie mit vielem Anstand und Würde aufnahm. Man sah ganz deutlich, daß Dieß etwas war, was dem Sinne der Zuschauer vollständig entsprach; Jeder beeilte sich der Maske zuzurufen, und behauptete sie zu kennen. Dieser Aufzug dauerte lange Zeit, ohne daß die Polizei störend eingriff, wie sie sich überhaupt an diesem Tage ziemlich vernünftig benahm. Erst als die „Poire" zum zweitenmale die Boulevards hinauf gegen das Château d'eau kam, ward sie von einem Polizeikommissär angehalten, und aufgefordert, sich zurückzuziehen. Als sie Dieß verweigerte, mit der Behauptung, daß sie Niemanden schade, daß sie sich dem Volke zeige, dessen Glück sie mache, wurden zwei Polizeisoldaten herbeigerufen, welche sich anschickten, den Kern der Birne zu ergreifen; allein dieser, ein junger Julius-Dekorirter, entfloh, und brachte später die Birne in etwas mißhandelter Form an die Porte St. Antoine. Hier ward von dem begleitenden Zuge der Entschluß gefaßt, dieselbe nach den Tuilerien zu bringen und dort zu verbrennen; die Polizei hielt die Kolonne in der Straße St. Denis auf, und das Auto da fe ward hier vollzogen. In Folge dessen sind mehrere Personen verhaftet worden, weil die Polizei behauptet, in dieser Maske und deren Zug eine allegorische Anspielung zu bemerken — wie fein!

Während meines Besuches auf den Boulevards konnte ich mancherlei Aeußerungen über die sich darstellenden Erscheinungen vernehmen; sie wechselten je nach der Individualität, Erziehung und je nach der Natio-

nalität des Sprechenden. Als die Birne ihren tollsten Spuck trieb, klatschte mein Nachbar zur Linken in die Hände, und rief vor Freude jauchzend: „Dieß ist die wahre Maske, so ist es recht; ach! wenn die verdammte Polizei nicht wäre, was könnte man für schöne Sachen aufführen!“ Mein Nachbar zur Rechten dagegen, ein demüthig ehrliches Gesicht, setzte den lange vor Erstaunen erstarrten Mund endlich zu dem Ausruf in Bewegung: „Se. Majestät der König! Ist es möglich? ..... Wenn so etwas in meinem Vaterlande, in der Residenz geschähe!“ Ich sah mich nach den beiden Gegenfüßlern um, kannte sie aber nicht, und bin ein zu schlechter Naturforscher, um ihre Individualität und Abstammung aus der Gesichtsbildung zu errathen. Alles, was ich wahrnehmen konnte, ist, daß der Erstere französisch sprach, während dem der Letztere sich in deutscher Sprache ausdrückte.

Das Bedürfniß freier Satyre und spottender Kritik der Macht und Regierung gegenüber, ist dem französischen Charakter eigen, in seine Natur verwebt und unauslöschlich; keine Macht der Welt wird sie je verhindern, die Geißel des Spottes zu schwingen; eher hungern und in allen übrigen Rechten Sklave seyn, als sich dieses Privilegiums entäußern lassen. Die Geschichte liefert uns die Belege dieser Wahrheit, und es war stets der Maßstab einer mehr oder minder festbegründeten, klugen Regierung, diesem Triebe so wenig als möglich Zwang anzuthun. Selbst Napoleon, in seinem höchsten Glanze, war vor diesem Spott, welcher sich besonders auf der Bühne äußert, nicht sicher; seine Expedition nach England ward ohne Rückhalt persiflirt, und ein Schauspieler zog eines Tages, von den platten Schiffen sprechend, eine Hand voll Nußschalen aus der Tasche, zur Versinnlichung des Gegenstandes! Auch heute übt das Theater dieses Recht, und wer den Klagen der Blätter über schreiende Eingriffe der Regierung in die Freiheit der Darstellung volles Gehör schenkte, würde sich beim Anblick des Spieles sehr überrascht finden. Es ist beinahe kein Vaudeville, in welchem nicht ein oder der andere Zweig der Verwaltung, und selbst die höchsten Würdeträger, mit verdientem Spotte beladen werden. Bald ist es das Juste milieu als Gesammtbild des dermaligen Gouvernements, bald ist es der Klerus, bald die Finanzen, das Budget, oder die Deputirtenkammer in ihrer Lauheit, oder Unternehmungen der Regierung irgend einer Art, welche zum Stichblatte dienen. In einem Stückchen, welches im Palais royal aufgeführt wird, kommt ein Perückenmacher vor, welcher hochfahrende Pläne hat, und dieselben durch folgende Reflexion rechtfertigt:

Pour quoi n'aurais je de l'espoir
Aujourd'hui qu'il y a tant d'imbécilles et d'intrigans
Au pouvoir!

Die hartnäckigste unablässigste Gegnerin, die unerbittlichste Verfolgerin ist übrigens die Karikatur, und obenan die Birne. Sie wissen, wie diese unverfängliche, nichts weniger als politische Frucht plötzlich zum Sinnbilde des Spottes geworden ist. Philippon, der Redakteur der Caricature, ward wegen einer Figur angeklagt, in welcher der Staatsprokurator Aehnlichkeit mit dem König erblicken wollte. Um die Nichtigkeit solcher auf Aehnlichkeiten gestützten Anklagen zu beweisen, zeichnete Philippon in der Sitzung selbst vier Figuren, wovon die erste frappant Louis Philipp glich, die zweite und dritte diese Aehnlichkeit beibehielten, und die vierte, den drei ersten entsprechend, dennoch gänzlich in eine Birne verwandelt war. Diese in der That geistreiche Vertheidigung ward von der öffentlichen Meinung ergriffen, und durch eine jener bizarren Launen des menschlichen Urtheils ist seither diese Birne zum anerkannten Embleme des Königs erhoben worden. Anfänglich figurirte sie nur auf einzelnen Karikaturen und Zeichnungen, bald sah man sie auf größere Skizzen und Reihefolgen von bildlichen Darstellungen übergehen, später auf die Mauern von Paris, in die Wachstuben, an die Kirchthüren, auf die Barrieren — heute ist sie überall, und die Hand Belsazars ist nicht wunderbarer als dieser Griffel, welcher allerwege seine Spur zurücklässt. In einer langen, Paris nach allen Richtungen durchkreuzenden Fahrt, welche ich vor einiger Zeit unternahm, war ich erstaunt über die Unermüdlichkeit, mit welcher ich dieses Zeichen an allen Straßenecken, Pfosten, Läden und ins Auge springenden Stellen angebracht fand; im Palais royal, wo man sich hinwendet, selbst am dritten Orte, ist die Birne. — man gehe ins Theater, auf allen Wänden die Birne; so stand ich neulich in den Gängen des italienischen Theaters, und hatte über eine lange Zeit die hundertfältige Zeichnung zu betrachten. Bereits prangt sie auf den Mauern der Tuilerien, und hat nur wenige Schritte mehr zum königlichen Gemache. Doch hält sie sich nicht bloß auf der Erde, sie scheut keinen Weg; man wird sie auf der Barrière de l'Etoile und auf dem Rüssel des Elephanten auf dem Bastille-Platz, auf dem Pont d'Austerlitz und jenem Notre dame, an dem Fußgestelle von Duguesclin und an dem Säbel des großen Conde auf der Brücke Louis XVI erblicken. Als ich von der höchsten Stelle des Thurmes von Notre dame herabsah, war die Birne bereits vor mir hinaufgestiegen, und zierte die alten Mauern und Bedeckungen, und weder vor den Katakomben des Pantheon, noch vor seiner Kuppel ist sie zurückgewichen; ist es demnach ein Wunder, wenn das Volk an dieses Sinnbild Werth und Bedeutung knüpft; außer dem Steuerzettel gibt es nichts, was sich ihm so ewig wiederkehrend darstellt, und oft verwechselt es eins mit dem andern. Die Sage erzählt, die Lilien in dem Wappenschilde Frankreichs seyen daher entstanden, daß man auf dem Grabe Clodwigs eine dieser Pflanze ähnliche Zeichnung entdeckt habe. Wenn wir in einigen Jahrhunderten wiederkehren, und Lilie und Oriflamme, Adler und gallischen Hahn durch eine groteske Birne ersetzt finden, wissen wir besser, woher dieses vielbedeutende Wappen stammt. Nichts geht über historische Ueberlieferungen!

Vermischte Nachrichten.

Die Stadt und Umgegend von Bergamo scheint von der Natur das ausschließliche Privilegium zu besitzen, Europa mit Tenorstimmen zu versehen. Wenn man gleich nicht weiß, welche telluriſche Einflüsse eine so merkwürdige Stimmung in dem Kehlkopfe der Bergamesen hervorbringen, so ist doch so viel gewiß, daß vier Fünftheile der italienischen Tenoristen aus Bergamo herstammen, und daß die italienischen Impresario jedesmal sich nach Bergamo wenden, wenn sie einen Tenor suchen, und dort einen solchen eben so sicher zu finden hoffen dürfen, als ein italienisches Leckermaul zu Neapel seine Macaroni. Eben so merkwürdig ist es, daß Bergamo weder Bässe, noch Soprane, noch Bartions hervorbringt. Man nehme die Namen der berühmtesten Tenoristen, die der Boden Italiens in den letzten hundert Jahren hervorbrachte, und man wird kaum Einen von ihnen finden, der nicht aus Bergamo gebürtig wäre; man braucht als solche bloß anzuführen die drei Bianchis, die zwei Davids, Vater und Sohn, Viganoni, Mozzari, Donzelli, Bordogni, Marchetti, Trezzini, Pasini, Cantu, Bolegnesi, der sich die Kehle abschnitt, als sie nicht mehr stimmen wollte, und die drei Rubini.

•

In „Watsons Annalen von Philadelphia“ wird folgende Anekdote von Franklin erzählt: „Einige Zeit, nachdem Franklin ein Journal herauszugeben angefangen hatte, worin er mit vieler Kühnheit das öffentliche Benehmen einiger einflußreichen Personen in Philadelphia mit strengem Tadel rügte, glaubten seinige seiner Gönner und Freunde ihn auf die Unvorsichtigkeit eines solchen Schrittes aufmerksam machen und warnen zu müssen. Der Doktor hörte ihre Vorstellungen und Ermahnungen mit aller Gelassenheit an, und lud sie zum Tische ein, indem er sie bat, Alle, die sich über ihn zu beklagen hätten, mitzubringen. Die Gäste erschienen, wurden von Franklin mit aller Herzlichkeit aufgenommen, gaben ihm die besten Rathschläge, wie er es künftig mit der Herausgabe seines Blattes halten sollte, und waren voll Klugheit und Verstand. Endlich wurde gemeldet, daß das Essen aufgetragen sey, und man begab sich in ein anstoßendes Gemach, um sich zu Tische zu setzen. Allein wie betroffen sahen sich die Gäste an, als sie die Tafel mit nichts als mit zwei elenden Puddings und einem Krug Wasser bestellt fanden. Man nahm davon, aber Niemand konnte einen Bissen hinunterbringen. Nur der Doktor griff rüstig zu, und ermunterte die Freunde seinem Beispiele zu folgen. Allein bei dem besten Willen waren sie es nicht im Stande. Endlich als der Doktor sah, daß alle seine Zusprache vergeblich war, erhob er sich und sagte: „Meine lieben Freunde, ein Mensch der von Sägspän-Pudding und Wasser leben kann, braucht keine Gönner.“

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 69. 10 März 1833.

Ein Mittagsmahl bei Kolokotroni.

(Aus dem Monthly Magazine.)

Es war im Sommer 1827 als ich in Sizilien, als Supercargo einer genuesischen Brigg, mit einer Ladung Salz und Kriegsbedürfnisse für die Griechen auslief. Das sizilianische Salz wird als das feinste in der Welt betrachtet, und hat in Griechenland um so höheren Werth, als das dort erzeugte mehr grobem schmutzigen Salpeter als dieser unentbehrlichen Würze unsrer Speisen gleicht. Da man mir die unbeschränkte Verfügung über meine Ladung gelassen hatte, und ich nicht wollte, daß sie in die Hände eines einzelnen Privatmannes fallen sollte, so vermied ich die vielbesuchten Häfen von Hydra und Spezzia, nur gar zu wohl wissend, wie stark das Organ der Erwerbslust an diesen Inselbewohnern ausgebildet ist; so landete ich also in Castri, dem alten Hermione, das auf der südlichen Küste von Argolis liegt. Hermione ist jetzt ein elendes Dorf von zwei oder drei Dutzend armseligen Hütten, die bloß von Bauern und Schafhirten bewohnt sind. Meine Ankunft fiel gerade in die Zeit kurz vor dem Zusammentritt der Syneleusis oder Nationalversammlung, und das ganze Land lag damals im Streit über die große Frage, ob Damala oder Castri für die Sitzungen der Abgeordneten gewählt werden sollte. Die Bewohner des Archipels beharrten steif und fest darauf, daß sie nirgend wo anders als in Damala sich versammeln würden und die von der Halbinsel, um jenen in einer so löblichen Hartnäckigkeit nichts nachzugeben, behaupteten, nur Castri habe auf diese ausgezeichnete Ehre Anspruch. Da die bestehende Regierung im Einverständnisse mit den Insulanern sich für Damala erklärt hatte, so war Kolokotroni, der mit einer Art Toryblut in den Adern, gegen jede Regierung Opposition bildet, an der er nicht Theil hat oder die nicht im Stande ist, die unersättlichen Forderungen seiner Habgier zu befriedigen, auf die Seite der Bewohner der Halbinsel getreten; des festen Vorsatzes, die Nationalversammlung in Castri oder gar keine halten zu lassen, hatte er hier, von dem halb türkischen halb griechischen Herrn der fruchtbaren Weingelände von Gastuni, dem alten Sessini, dem Talleyrand des Peloponneses begleitet, mit vier oder fünfhundert Moreoten ein Feldlager bezogen.

Kaum hatten wir zwischen den schönen Ruinen des alten Hafens von Hermione Anker geworfen, als wir von einem Boote begrüßt wurden, aus welchem ein Tschaus *) an Bord kam, der nach den herkömmlichen Begrüßungen fragte: „Wie heißt das Schiff?" — „San Lorenzo" — „Englisch?" — „Nein, genuesisch." — „Woher?" — „Von Palermo" — „Wohin?" — „Weiß es nicht." — „Was für Ladung?" — „Verschiedene, hauptsächlich Salz." — „Laßt mich einiges sehen." Ich befahl einen Korb voll davon heraufzuholen und der Tschaus, nachdem er behutsam ein wenig davon gekostet hatte, brach in einen Ruf der Ueberraschung und des Entzückens aus: „Ma to Theon! Ti parareno pragma!" — „Heiliger Gott, was für ein wunderbar Ding! Es ist kein Salz, es ist Schnee! Was für ein herrlich Ding ist es um fränkisches Salz!" — Nun bat er mich, ihm den Korb voll für die Küche Sr. Erzellenz zu überlassen. „Was für eine Erzellenz?" fragte ich. „Ey, wie! rief er aus, so wißt ihr also nicht, daß Se. Erzellenz, der General Kolokotroni, der Oberbefehlshaber der peloponnesischen Truppen sich in Castri gelagert hat, um die Nationalversammlung zu erwarten?" — „Wie kann ich alles Dieß wissen, war meine Antwort, da ich geraden Wegs aus Sizilien komme?" — „Sehr wahr, erwiderte er. Aber — Ouk echite Rumi — habt Ihr keinen Rum an Bord?" — „O ja Vera Fabrica de Jamaica" **) — „O herrlich! Gebt uns eine Flasche davon." — Da ich nicht merken lassen wollte, daß ich die griechische Sprache verstand, so wurde diese Unterredung in der Lingua Franca, einem Gemisch aus allen Sprachen, vorzüglich aus Italienischem und Französischem, geführt. Nur die Ausrufe, die der Tschaus vor Freude oder Verwunderung ausstieß, waren in seiner Muttersprache. Die Flasche Rumi wurde gebracht, und nachdem er ein Glas davon gekostet hatte, leckte er sich die Lippen und schmunzelte: „Forza! Spirito!" — „Panagiotaki Kerata ***) fügte er zu

*) Tschaus ist ein wie so viele andere aus der türkischen Sprache entlehntes Wort und bedeutet ungefähr so viel als Lieutenant, obgleich selten mehr als zehn oder zwölf Mann unter dem Befehl eines Tschaus stehen. A. d. Verf.

**) Der Rum Vera Fabrica de Jamaica, der in der Levante so hoch geschätzt wird, ist nichts mehr und nichts minder als ein Drittheil mit Wasser gemischter und wohl versüßter Grog, der die Flasche zu vier Pence verkauft wird.

***) Keratas, was die Italiener mit Cornuto, die Franzosen mit Cocu und die Deutschen mit Hahnrei übersetzen, ist ein Schimpf-

einem seiner Begleiter gewendet in griechischer Sprache bei: „Geh' zum General und sag' ihm, daß ein fränkischer Hund hier, dessen Schiff mit Salz beladen, das weißer ist als der Geist des Urgroßvaters aller Franken — und Rumi, sag' ihm, Vera Fabrica de Jamaica! — Geh' Dummkopf!"

Panagiotaki zog sich hinweg mit der Behendigkeit und der duckmäusigen Art eines verscheuchten Affen, und der Tschaus nachdem er noch einen zweiten Schluck von dem „Spirito" genommen hatte, vertheilte das Uebrige unter seine Leute. „Signor Capitano, hub er endlich wieder an, Se. Exzellenz der General Oberfeldherr der peloponnesischen Truppen liebt den Rum sehr; außerdem ist es auch gebräuchlich, daß jedes ankommende fränkische Schiff dem Megalopsekos, der großen Seele des Platzes, d. h. wenn sich ein solcher dort befindet, ein Geschenk macht, wie auch seinen Offizieren." — „Ich werde Sr. Exzellenz ein Dutzend Flaschen schicken und ihr werdet mir die Ehre erweisen, ein Paar für euch anzunehmen." — „Meta Kakes — Mit Freuden — Möget ihr tausend Jahre blühen! Habt ihr kein Baruti — Schießpulver?" *) — „Nein, aber Kohlen," erwiderte ich. — „O Kaimeno! Ich bin verbrannt! Kein Schießpulver, aber Kohlen! Was ist Das?" **) —

Ich befahl einem meiner Leute einen Korb voll Kohlen herauf zu bringen, und suchte in der Zwischenzeit dem Tschaus ihren Gebrauch begreiflich zu machen. — „Ha, sagte er, ich verstehe, es sind Holzkohlen." — Der Korb wurde zu seinen Füßen gestellt, und da er nicht den mindesten Zweifel hegte, daß er Holzkohlen vor sich habe, so wollte er mit einer leichten Anstrengung die schweren Klumpen aufheben, kam aber dabei so aus dem Gleichgewicht, daß er beinahe kopfüber in den Korb gefallen wäre. Voll Heftigkeit sprang er auf, betheuerte mit einem Fluch, daß meine Mutter ein unreines Weib sey, daß er mit meinem Worte Dieß und Jenes thun wolle, daß die Franken insgesammt Lügner seyen, und daß er nicht so dumm sey, um sich weiß machen zu lassen, dem Teufel selbst könnte es beifallen, mit Steinen Feuer zu schüren. Mit diesen Worten zog er ein Pistol aus dem Gurte, um es in die Kohlen abzuschießen, allein es versagte und nur das Zündkraut brannte ab, wie es griechischen Pistolen häufig geht. Ich besänftigte endlich seinen Eifer, indem ich ihn in die Schiffsküche führte, wo er die Kohlen brennen sehen konnte. Nun nahm er ein brennendes Stückchen davon und legte es auf seine Pfeife; da er es aber nicht vom angenehmsten Geschmacke fand, so beroch und beleckte er ein noch unangezündetes Stück, wickelte es dann sorgfältig in ein Papier und schob es in die Tasche.

Die Entdeckung, daß die Franken mit schwarzen Steinen Feuer schüren, brachte den Verstand des armen Tschaus ganz aus den Fugen und wenn er stolz wie ein Padischah an Bord gekommen war, so verließ er jetzt die Brigg niedergeschlagen und verwirrt, wie ein ausgescholtener Hund. Einer unsrer Leute, der an der Schiffstreppe stand, schielte abscheulich auf dem linken Auge. Der Tschaus wurde kaum seiner ansichtig, als er zurückprallte, als sey ihm ein Basilisk über den Weg gelaufen; doch sogleich fiel ihm der Gegenzauber ein; aus Leibeskräften spuckte er zuerst über die rechte, dann über die linke Schulter, blies dem Mann mit dem Unglücksauge, im Vorbeigehen ins Gesicht und stieg dann in sein Boot hinab, das mittlerweile wieder vom Ufer zurückgekehrt war. Finster blickend ließ er sich auf der Spiegelduft (Sitz im Hintertheil des Bootes) nieder und fing an ein Kreuz über das andere zu schlagen, was bei den Griechen auf folgende Weise geschieht: Sie legen den Daumen und die zwei ersten Finger, was an die Dreifaltigkeit erinnern soll, zusammen, thun dann als ob sie damit Staub vom Boden aufheben wollten, berühren die Stirne, den Nabel, die linke und dann die rechte Brust, was der Tschaus so lange fortsetzte, als er uns im Gesichte blieb. Es gibt unter den Griechen eine Sekte, die das Kreuz von der Rechten zur Linken macht, aber von den orthodoxen Kreuzschlägern verabscheut wird.

Inzwischen hatte ich ein Boot mit meinen Bakschisch *) an den General abgefertigt, der mich dafür zum Mittagessen einlud; eine Einladung, die ich um so lieber annahm, als ich die erwünschte Gelegenheit fand, die Bekanntschaft eines eben so berühmten als berüchtigten Mannes wie Kolokotroni zu machen; zugleich aber zu erfahren hoffte, wie ich meine Ladung am vortheilhaftesten an Mann bringen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

---

wort, das von den Griechen im Aerger angewendet wird, wobei sie zwei Finger an die Stirne halten; doch wer sich dieser sprechenden Pantomime bedient, darf Leib und Leben in Acht nehmen, denn so wenig der Grieche aus sonstigen Ehrenkränkungen sich zu machen pflegt, so sehr ergrimmt er über jede Anspielung, welche ehliche Verhältnisse betrifft; allein sonderbar ist es, daß das Wort Kerata eben so sehr den Unverheiratheten als den Verheiratheten beleidigt. Indeß wird dieß Wort doch auch in Freundschaft und Vertraulichkeit angewendet, und das Diminutiv Keratopolo ist sogar in Zärtlichkeit häufig zwischen Kindern und Eltern gebräuchlich. A. d. Verf.

*) Die Griechen lieben ungemein das feine Büchsenpulver, dessen sie sich nur als Zündkraut bedienen, da das übrige so grob, daß es dazu wenig taugt. Man kann einem Griechen keine größere Freude machen, als wenn man ihm einige Loth feines Schießpulver zum Geschenke macht — Geld jedesmal nur ausgenommen. A. d. Verf.

**) Bis zur Ankunft der ersten Pomponi oder Dampfboote, hatten die Griechen keinen Begriff von Steinkohlen und die erste Ladung von solchen, die zu Napoli gelandet wurde, erregte das größte Aufsehen. A. d. Verf.

Radschastan und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Zalim Sing behauptete seine Macht durch das Recht, das zu allen Zeiten bei den Radschputen den gültigsten Anspruch auf Gewalt und Hoheit verlieh: durch Tapferkeit und Kriegsglück. Nachdem er Regent geworden war, und als Majordomus unbeschränkte Gewalt übte, vergaß er dennoch nicht, über was für ein Volk er herrschte.

„Eingedenk der Gefahr, in seiner Thätigkeit einen Nachlaß bemerken zu lassen, kam ihm, selbst nachdem bereits fünfundachtzig Winter über seinem Haupte dahingegangen waren, nie der Gedanke, daß jetzt Alles gethan sey. Er wußte, daß der Thron

*) Ein türkisches Wort, was Geschenk bedeutet.

eines Radschputen der Rücken seines Rosses seyn müsse; und als ihn Blindheit befallen hatte, und er die Jagd nicht mehr zu Pferde leiten konnte, ließ er sich in einer Sänfte auf jene großen Jagden hinaustragen, an denen oft mehrere tausend bewaffnete Männer Theil nahmen. Außerdem, daß er durch dergleichen Vergnügungen der Langeweile seiner Vasallen Zerstreuung gewährte, erreichte er auch noch durch diese Unterhaltungen, die so ganz im Charakter der Radschputen waren, noch manchen andern Zweck; in der fröhlichen Lust des Waidwerkes, die keine Verstellung duldete, warf mancher seiner Jagdgenossen die Maske ab, und ließ in unbewachtem Augenblick seine verborgensten Gedanken hervorblicken; zugleich erwarb er sich die Liebe und Neigung der Radschputen, denen er bei ihrem sonst höchst einförmigen Leben einen so beliebten Zeitvertreib gewährte. In den Wäldern pflegte er dann am Boden niederzusitzen, und umgeben von Tausenden, von der Jagdbeute ein großes Mahl anrichten zu lassen. Kamele folgten seinem Jagdzug, die mit Mehl, Zucker, Gewürzen und großen Geschirren zu seiner Waidmannsküche beladen waren; und mitten unter der allgemeinen Fröhlichkeit sah man ihn in allen Zweigen der Staatsverwaltung geschäftig: dort hörte er Berichte oder ertheilte Bescheide über auswärtige Angelegenheiten, Handelsverhältnisse, Verpachtungen, Heerwesen u. s. w. Dort ließ er sich auch von seiner weit verbreiteten Polizei Anzeige erstatten; ja mitten in der Hitze der Jagd, während in allen Richtungen das Wild verfolgt wurde und Schüsse fielen, konnte man den greisen Regenten vom Pferde steigen, und unter dem Schatten eines Pipulbaumes Gericht halten sehen. Der Tag wurde mit Verrichtung der gottesdienstlichen Gebräuche und Vorlesung eines Heldengedichtes beschlossen, und so fand er für Alles Zeit, ohne etwas übereilen zu müssen oder von einer unvorhergesehenen Angelegenheit überrascht zu werden. Als sein Augenlicht so schwach wurde, daß er seinen Namen nicht mehr zu schreiben vermochte, hatte er sich ein Facsimile seiner Unterschrift stechen lassen, das ein vertrauter Beamter in Verwahrung hatte. Der Verlust des einen Sinnes aber schien, wie es bei allen Blinden zu geschehen pflegt, durch die erhöhte Schärfe eines andern ersetzt zu werden; denn man würde ihn, lange nachdem er stockblind geworden war, vergeblich mit Tüchern oder Shawls irgend einer Art zu hintergehen versucht haben; er bestimmte durch den Tastsinn genau die Eigenschaft und den Preis der Waare und soll sogar auf diese Weise im Stande gewesen seyn, die Farben zu unterscheiden."

Nicht so frei und zutrauensvoll war jedoch der Majordomus gegen die Häuptlinge oder den Adel des Landes, bis er die Stolzesten derselben tief gebeugt und gedemüthigt hatte. In der ersten Zeit seiner Verwaltung, wo Empörungen bei hellem Tageslichte ausbrachen und bei Nacht Verrath und Nachstellungen ihn rings umschlichen, pflegte er in einem eisernen Käfig zu schlafen. Erst nachdem sich die Verzweigungen seiner Polizei über das ganze Land ausgebreitet hatten, und seine Vasallen unmächtig und unterwürfig seiner Befehle harrten, konnte Zalim Sing es wagen, in seinem edleren Charakter hervorzutreten. Was seine auswärtige Politik betrifft, so genügt es zu bemerken daß Kotah allein, während alle umliegenden Staaten von Krieg verwüstet wurden, den reichen Ertrag seiner Fruchtfelder einärnten konnte, die von keiner streifenden Bande zertreten wurden.

(Schluß folgt.)

Die Diebs- und Gaunerzünfte in London.

3. Die Taschendiebe (Pick-pockets).

Nächst den Schraubmännern bilden die Taschendiebe die thätigste und gefährlichste Gaunerinnung Londons; nicht als ob sie gerade durch ihre leichtfingerige Kunst dem Eigenthume des Publikums so große Verluste zufügten, als Jene, sondern vielmehr deßwegen, weil sie viel zahlreicher sind und in die Geheimnisse ihres Berufes weit leichter eingeweiht werden. Da sie mit wenigen Ausnahmen durchgehends londoner Stadtkinder sind, so haben sie von Kindesbeinen an einen großen Kreis von Bekannten, die mit ihnen, aus gleichem Stande, in den vom gemeinen Volke bewohnten und volkreichsten Quartieren der Hauptstadt geboren sind. Wenn nun die armen Bursche einen ihrer Jugendgespielen auf einmal als vornehmen Herrn aufziehen sehen, so fragt natürlich sogleich die ganze Nachbarschaft, wie er zu so schönen Kleidern und zu so viel Geld gekommen ist. Bald wissen sie darüber Bescheid, und fassen sogleich den Entschluß, denselben Weg einzuschlagen, der zu so vielen Genüssen führt, die sie in ihrer Dürftigkeit entbehren müssen. Ist dieser Vorsatz einmal erwacht, so gibt es leider nur allzu viele Gelegenheiten Aufnahme zu finden und eingeweiht zu werden, als daß sie lange unbeschäftigt bleiben sollten. Die ältern Diebe halten stets genaue Spähe, und sehen sich nur nach den gewandtesten Jungen um, die sie in die Lehre nehmen, und zu Verbrechen verführen, deren Beute sie sich zu Nutzen machen, ohne die Gefahr zu theilen. Die Zahl dieser jungen Bösewichter ist ungefähr so groß, als die der alten Taschendiebe zusammen genommen. Es sind meist Kinder, die frühzeitig ihre Eltern verloren, oder außerehelich geboren wurden; eine nicht geringe Anzahl derselben gehört jedoch der Schwester-Insel Englands an. Die übrigen sind rechtmäßige Kinder von Eltern aus den niedrigsten Volksklassen, und einige wenige von besserer Herkunft, die angeborne Neigung und Verdorbenheit auf die Bahn der Verbrechen führt. Man trifft sie von fünfzig bis hundert Köpfe stark in den öffentlichen Herbergen beisammen, wo sie die ganze Nacht damit zubringen, einander von den Plünderungen und Gaunerstreichen ihrer erst kurz betretenen Laufbahn vorzuerzählen. Dennoch kennen sie sich oft kaum dem Namen nach, da sie häufig den Theil der Stadt, wo sie einen oder den andern Streich ausgeführt haben, verlassen, und mit einem andern verwechseln; daher sie nicht Gelegenheit haben, unter sich genauer bekannt zu werden, was für die Gerichte den Nachtheil hat, daß man der ganzen Genossenschaft nicht auf die Spur kommen kann, wenn auch Einer oder Mehrere derselben zur Haft gebracht werden können. Aus diesen Banden müßiger und verdorbener Knaben, die förmliche Körperschaften bilden, wird London immer einen frischen Nachwuchs von Verbrechern erhalten, und zwar in dem Verhältniß, als die Zahl der jungen Leute sich vermehrt. Mangel an zweckmäßigen Schulen und an Aufsicht des Staates über die Erziehung sind die Hauptquellen dieser bedenklichen Verderbniß. Von fünfhundert Knaben, die ich im Gefängnisse befragte, hatten nur wenige länger als ein oder zwei Monate die Schule besucht. Jene, die das Testament lesen konnten, hatten es meistentheils in den Gefängnissen gelernt, wo sie von Zeit zu Zeit eingesperrt waren. Die gewöhnliche Art, wie sie erzogen werden und auf die Bahn des Verbrechens gerathen, ist folgende: Alle Knaben einer Nachbarschaft schaaren sich zusammen und bringen den größten Theil ihrer Zeit auf der Straße zu, und besuchen sie auch eine Schule, so trägt Dieß zu ihrer Besserung wenig bei, da sie dort stets dieselbe Gesellschaft wieder finden. Ein jüngerer beginnt dann meist in Gesellschaft eines ältern, der schon einige Uebung und Erfahrung hat, auf den Marktplätzen herumzuschleichen, und Aepfel, Rüben und Früchte aller Art wegzufischen. Es fehlt nicht an alten Weibern und Höckerinnen, die ihnen diese gestohlenen Sachen abkaufen, und sie ermuntern, in dem guten Anfange, den sie gemacht, fortzufahren. Durch diese Uebung machen sie sich die nöthige Geduld eigen, mit der ein Dieb oft auf seine Beute lauern muß; sie lernen Gewandtheit, und machen bald, von geübtern Knaben als Handlanger und Gehülfen benutzt, viel versprechende Fortschritte. Man trifft oft dergleichen Lehrlinge, die noch nicht über fünf Jahre alt sind. Glücklicher Erfolg flößt ihnen Vertrauen ein, und nun machen sie sich an die Buden und Kaufläden, um deren Thüren sie ganze Tage herum lungern können, bis es ihnen gelingt, etwas wegzuhaschen. Bald finden sie heraus, welche Buden „gute" sind, wie sie es in ihrer Kunstsprache nennen; d. h. wo

die unaufmerksamsten Ladendiener sind und es am leichtesten etwas zu fangen gibt. Von solchen glücklichen Fundgruben und den Gewohnheiten des Besitzers und seiner Dienerschaft wird sofort die ganze Genossenschaft in Kenntniß gesetzt, und ihr auch die beste Zeit, wo ein Angriff zu machen ist, zu wissen gethan. Hört endlich eine solche Bude auf „gut" zu seyn — ist nämlich der Eigenthümer durch öftere Bestehlungen aufmerksam geworden, so läuft diese Nachricht in wenigen Stunden mit größerer Zuverlässigkeit, als im Wege einer Zeitung, durch die ganze Stadt. Die Zusammenkünfte in den Nachtherbergen und der beständige Wechsel des Aufenthalts von einem Ende Londons bis zum andern erleichtern dergleichen Mittheilungen. Nachdem so die Anfänger drei oder vier Jahre in ihrem Berufe gearbeitet haben, und ihre Bedürfnisse und Ausgaben mit dem zunehmenden Alter sich vermehren — zu diesen Bedürfnissen gehört namentlich auch ein Mädchen — so beginnen sie auf einen größern Betrieb ihrer Kunst zu denken, indem sie mit einer kleinen Bande von Taschendieben in Gemeinschaft treten; was jedoch nicht so leicht ist, da die Taschendiebe eine Stufe höher stehen als die Schleicher (Sneaks — Schnecken), wie man die kleinen Ladendiebe nennt — und nicht in den Nachtherbergen zu treffen sind. Sie bilden außerdem Genossenschaften von nur drei, vier oder fünf Mitgliedern, und prüfen die Fähigkeiten Dessen, der aufgenommen zu werden sucht, erst mit der größten Sorgfalt, bevor sie ihn an ihren Abenteuern Theil nehmen lassen. Die gewandtesten Knaben werden natürlich zuerst aufgenommen; Andere suchen, je nachdem sie größer werden, es in den verschiedenen Zweigen der Diebskunst zur Meisterschaft zu bringen; Einige verlegen sich auf das Ausbiesen der Fensterscheiben (Starring), Andere bleiben Schnecken oder Schleicher, und treiben ihr Handwerk nur auf einen größern Fuß, wie weiter unten gezeigt werden wird; Andere gehen zu Schrankmännern in die Lehre — kurz Alle gelangen mit den Jahren in einen höhern Wirkungskreis, wenn nicht die Transportation ihrer Laufbahn eine andere Richtung gibt, oder sie eine Zeit lang von der Besserungsgesellschaft (Society for the Refuge of the Destitute) aufgenommen werden.

Wenn der Sneack das Glück hat, von Pickpockets aufgenommen zu werden, so wird er zu jeder Stunde des Tags geschult und abgerichtet, bis er es zu einiger Fertigkeit gebracht hat; dann nimmt man ihn auf die Straße mit, um sein erstes Probestück in Gegenwart seiner Lehrmeister abzulegen, und es ist eine durch Zeugen genugsam erwiesene Thatsache, daß sie sich an einer angekleideten Puppe einüben müssen, die über und über mit Schellen behangen ist. Kann der Lehrling alle Taschen der Figur ausleeren, ohne eine Schelle laut werden zu lassen, so wird er für die Straße tauglich erachtet. Gewöhnlich beginnt er mit der Entwendung eines Taschentuches, wobei er von einem Andern unterstützt wird, der die gestohlene Sache sogleich in Empfang nimmt (was sie take ding zu nennen pflegen). Ueberhaupt geschieht es in fast allen Fällen, daß Einer den Diebstahl begeht und ein Zweiter das Gestohlene zu sich nimmt. Findet man, daß ein Knabe keine Anlage und wenig Geschick bezeigt, so wird er fortgeschickt. Einen Fall dieser Art kann ich als zuverlässig verbürgen. Vier Taschendiebe hatten einen Knaben in die Lehre genommen, entließen ihn aber schon am zweiten Abende, da er zu wenig Anlage verrieth. Der Knabe, gekränkt durch diese Zurücksetzung, begab sich voll Verdruß zu seinen Kameraden in eine Herberge in St. Giles, und erzählte ihnen sein Mißgeschick, wobei er hinzufügte, daß die Pickpockets verhätten, sich an diesem Tag einen lustigen Abend zu machen, unter Anderm stehe ein Reißpudding auf dem Küchenzettel, und dieser sey gerade im Bäckerhause. Die Knoben wurden bald eins, daß sie eben so gut einen Reispudding verdauen könnten, als die Pickpockets, und man kam überein, der von den Taschendieben so ungerecht verkannte Knabe solle zum Gegenbeweise den Pudding ihnen aus den Zähnen räumen, indem er sich zum Bäcker begebe, und das leckere Gericht, nach welchem Allen sehen der Mund wässerte, im Namen der Taschendiebe abhole. Letztere zwangen aber den Bäcker den Pudding zu bezahlen, da jedoch ihr Verdacht sogleich auf den Knaben fiel, so gaben sie dem Bäcker einen Wink, von wem er hintergangen werden. Der Knabe wurde hierauf verhaftet, nach Newgate gebracht, des Diebstahles schuldig befunden, ausgepeitscht und entlassen — und zwar auf Klage und Zeugniß des Bäckers und eben jener Taschendiebe. Einige Monate später wurde derselbe Knabe wieder wegen eines Vergehens gefänglich eingezogen und zu vierzehn Jahren Transportation verurtheilt. Wenn jedoch der Knabe Anlage zeigt, so wird ihm auf jede Art geschmeichelt, und man bemüht sich, jedem seiner Wünsche zuvorzukommen, und ihn an die Bande zu fesseln. Sobald diese Knaben ihre Lehrzeit bestanden haben, läßt man sie ganz allein ihre Kunst treiben, während der Meister nur hinterdrein geht, Wache hält, während sein Zögling geschäftig ist, und jede Theilnahme und folglich auch jede Gefahr sorgfältig meidet.

Es ist eine unläugbare Thatsache, daß sich in London zahlreiche Banden von Pickpockets befinden, die ihr Handwerk schon geraume Zeit treiben, dabei aber anscheinend einen höchst achtbaren Lebenswandel führen; indem sie nämlich solche Knaben abrichten und auf Raub ausschicken, dabei aber selbst verhältnißmäßig gar nichts wagen. Wenn ein solcher Meister zweimal an einem Tage seinen kleinen Merkur durch die vereinte Einmischung der Polizei verlöre, so steht die große Schaar der Sneacks immer wieder bereit, die ledig gewordene Stelle auszufüllen. Jeden Tag im Jahre, die Sonntage aufgenommen, werden Knaben als Taschendiebe nach Newgate geschickt, während die alten Gauner frei umher gehen und neue Lehrlinge anwerben. Manchmal, wenn ein kleiner Dieb über einem Taschengriff ertappt worden, und kein Polizeidiener bei der Hand ist, ihn festzunehmen, legt sich ein solcher Meister doch darein, indem er — sehr gut gekleidet, wie gewöhnlich dergleichen Herren gehen — hinzutritt, und etwa in großem Zorneseifer ausruft: „Der junge Spitzbube! Haltet ihn! Haltet ihn!" Dabei aber sucht er ihm zur Flucht behülflich zu seyn.

Die erforderlichen Eigenschaften eines Pickpockets sind ein leichter Tritt, ein zarter Tastsinn und starke Nerven. Man kennt solche Knaben auf der Straße an ihren leichten Tanzschuhen mit hohen Quartieren. Nach ihrem Gesichte zu schließen, sollte man meinen, daß sie irgend einem dringenden Geschäfte nachgingen, mit dem alle ihre Gedanken beschäftigt sind, was jedoch Alles bloß Verstellung ist. Es gilt unter ihnen als eine allgemeine Regel, nie auf der Straße stehen zu bleiben. Müssen sie sich einen Augenblick besprechen, so schlüpfen sie in irgend einen Durchgang oder ein Seitengäßchen, von wo aus sie sich auch den Gegenstand ihres Angriffes aussuchen, während die Leute auf der Hauptstraße vorübergehen. Dann machen sie sich ans Werk, indem der Knabe wieder mit dem angenommenen Geschäftsgesichte seinem Mann nachschleicht, und ihm zuerst die Taschen zu leeren sucht, was sie in ihrer Sprache das „Stannen" (Stunning) nennen. Geübte Leute von Fach aber halten sich nie in der Straße auf, außer wenn ein Auszug oder sonst ein Volksgedränge als Vorwand dienen kann. Man hat oft behaupten wollen, daß die Pickpockets, um die Taschen zu plündern, sich allerlei Instrumente bedienen. Dieß verhält sich nicht so: ihr ganzes Handwerkszeug besteht aus einer guten äußerst kleinen Scheere, deren sie sich bedienen, um die Taschen aufzutrennen, wenn sie des Inhaltes derselben nicht anders habhaft werden können. Mit diesen Eigenschaften verbinden sie ein scharfes Auge und eine schnell auffassende Beobachtungsgabe, um zu bemerken, ob die Aufmerksamkeit Dessen, der beraubt werden soll, beschäftigt ist oder nicht; im letztern Fall müssen sie auch so viel Erfindungsgabe besitzen, um Mittel zu ersinnen, wie sie ihn so lange beschäftigen können, bis der Diebstahl vollbracht ist. Aeußerst thätig sind sie bei neblichtem Wetter, und an solchen Tagen hört man sie oft im Gefängnisse seufzen: „Sünde und Schaden, einen so schönen Tag zu verlieren!" Bei großen öffentlichen Feierlichkeiten, oder wo sich sonst erwarten läßt, daß die Straßen sehr gefüllt und viele Geschäfte zu machen seyn werden, vereinigen sich gewöhnlich mehrere Banden zu gemeinschaftlicher Arbeit, in der Uebereinkunft, daß entweder der Raub unter Alle gleich vertheilt werde, oder jede für sich behalte, was sie erbeutet hat; jedenfalls machen sie sich verbindlich einander nach Kräften in dem Gedränge zu unterstützen. Der vorsichtige und höher gebildete Pickpocket aber läßt sich selten auf ein solches Wagniß ein, indem er sichern Schrittes auf eigene Hand seinen Weg verfolgt, jeden Tag die Leute um sich her mustert, und seine Emissäre aussendet, um die Beute zu holen, oder im Falle der Entdeckung ins Gefängniß geführt zu werden. Pickpockets sind unter allen bekannten Spitzbuben am wenigsten einander zugethan und treu; und es gibt unter den zweifüßigen Thieren keines, das schwerer zu zähmen, oder wenn eingefangen, zu bessern und zu einem ehrlichen Gewerbe abzurichten wäre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 70. 11 März 1833.

Ein Mittagsmahl bei Kolokotroni.

(Fortsetzung.)

Gegen sechs Uhr Abends ging ich ans Land, und nachdem ich eine halbe Stunde weit über gepflügtes Feld hingeschritten, das hier und dort mit Trümmern von Bildhauerarbeit bestreut war, gelangte ich zu dem Feldlager des Moreotenhäuptlings und seiner getreuen Palikaren. Nirgends war ein Zelt oder sonstiges Obdach aufgeschlagen zu sehen; als solches dienten ihm und seinen Leuten ihre guten Kapuzenmäntel oder ein einzeln stehender Oelbaum. Eine Menge Feuer brannten und die meisten Palikaren waren äußerst rührig mit der Zubereitung ihrer Mahlzeit beschäftigt. Besonders fiel mir ein Thier ins Auge, das etwas größer als ein ausgewachsener Hase an einem Ladstocke stack, der quer über zwei Steine gelegt war, zwischen denen ein helles Feuer von Fichtenzweigen loderte; als Bratenwender saß in der Schneiderstellung mit untergeschlagenen Beinen ein schmutziger Junge daneben. Die Eingeweide und die noch rauchende Haut *) lagen neben ihm, und nach ihr zu schließen, war der Braten am Ladstocke ein junges Lamm. Ein Mann, dessen bluttriefende Fustinella seinen Beruf ankündigte, war beschäftigt, das leckere Ingeräusche auseinander zu klauben, das übrigens nicht sonderlich reinlich gewaschen war, und von ihm, in sechs bis acht Zoll lange Stücke zerschnitten, auf heiße Asche gelegt wurde. Die Leber des Lammes wurde unter dessen Vorderfuß gesteckt, wie bei uns dem Huhne unter den Flügel.

Sobald mich mein Freund, der Tschaus, erblickte, eilte er auf mich zu, umschlang mich mit seinen Armen und versetzte mir auf beide Wangen einen höchst sastigen Kuß, den ich ihm gern geschenkt hätte; dann erst ließ er sich herab, mich auf fränkische Art zu grüßen, indem er mir die Hand schüttelte und hinzufügte: Se. Exzellenz sey voll Ungeduld mich zu sehen. Sofort führte er mich ohne alle weiteren Umstände zu seinem Gebieter. Kolokotroni erhob sich von seinem Sitze, als ich mich näherte, streckte mir seine rechte Hand entgegen, während er mit der linken sein Fes vom Kopfe zog, eine Höflichkeit, die ein Grieche nie dem andern und nur einem Franken erweist, dem er einen Streich spielen will. „Kale spera sas! — Willkommen und guten Abend! Die freundschaftlich gesinnten Franken sind stets einem armen Klephten willkommene Gäste."

„Eure Exzellenz gibt mit Unrecht dem General Kolokotroni, dessen Heerden jeden Hügel von Argolis bedecken, einen solchen Namen."

„Der Signor Kapitan ist schon früher in Hellas gewesen, war die Antwort. Aber wenn ich fette Schafe habe, so habe ich auch hungerige Männer und so hebt es sich auf. Doch was gibt es Neues? Milordos O Koukran! Wo ist der? — Warum kommt er nicht zu uns?"

„Als ich Palermo verließ, erwiderte ich, war Lord Cochrane, wie ich hörte, von Marseille ausgelaufen, und ich hatte gehofft, ihn bei meiner Ankunft hier zu treffen."

„Wollte Gott, er wäre gekommen! Er würde bald allen Ottomanen die Bärte versengt haben."

„Es ist zu hoffen, daß er ihnen auch nicht ein einziges Haar auf dem Kopfe lassen wird, an dem sie der Engel ins Paradies führen könnte.

„Er wird aus allen ihren Müttern Huren machen. Aber wir Peloponnesier, haben wir nicht auch etwas gethan? Wir sind von Patras bis nach Kalamata gezogen, ohne daß ein Türke sich blicken zu lassen wagte.

„Eure Exzellenz ist sehr tapfer, und die Moreoten sind unüberwindlich, aber der arabische Hund, Ibrahim, schließt sich in die Festungen ein, und griechisches Blei und griechischer Stahl, oder was noch unwiderstehlicher ist als beide, griechischer Muth, kann nicht immer einen steinernen Wall durchbohren.

„Ha, ha, lachte der Palikarenfürst, er denke an Tripolitza zurück und zittere."

„Eure Exzellenz haben die Stadt eingenommen und das Herzeleid, das Griechenland von seinem grausamen Feinde widerfahren, in dem Blute aller Männer und Weiber und Kinder gerächt. Eure Exzellenz ist ein Türkenfresser und trinkt das ottomanische Blut wie Wasser."

*) Die Griechen lassen die geschlachteten Thiere nicht erst aufgehangen, hevor sie daraus eine Mahlzeit bereiten. Gewöhnlich wird das geschlachtete Thier noch warm an den Spieß gesteckt, der meist aus einem Ladstocke oder Pfahl besteht. Das so zubereitete Fleisch ist jederzeit sehr zart und würde unübertrefflich seyn, wenn es nicht überbraten wäre. Ich spreche hier blos von den Lämmern und Zicklein, Schafen und Ziegen werden selten geschlachtet, und dann nur von den Armen gegessen. A. d. Verf.

„Kommt, unterbrach er mich hier, das Essen steht bereit. Doch muß ich euch zuvor dem weisen Sissini, dem Präsidenten der Nationalversammlung, vorstellen.“

Ich machte eine tiefe Verbeugung gegen den Präsidenten der Nationalversammlung, dessen Gesicht außer dem Blicke der Verschlagenheit, die es auch mit tausend Runzeln durchfurcht hatte, durch keinen besondern Ausdruck auffiel. Kolokotroni hat ein noch merkwürdigeres Aussehen, als man sich nach Dem, was man von ihm gehört hat, vorstellen mag. Er ist von mittlerer Größe, stark und wohlgebaut; hat eine Adlernase und ein dunkles unruhiges Auge. Seine Kleidung ist meistentheils eben so schmutzig und bei weitem nicht so von Zierrathen glänzend als die seiner gemeinsten Leute. Sein Benehmen ist das eines Barbaren, der zu befehlen gewohnt ist. Kolokotroni stammt aus einer moreotischen Familie und brachte seine Jugend als Räuber im Gebirge zu. Da er aber auf dieser Laufbahn wenig Glück machte, so begab er sich nach Zante, wo er mehrere Jahre lang ruhig das Schlächterhandwerk getrieben haben soll, bis er bei dem Aufstande der albanesischen Regimenter, unter General Sir Richard Church eine Stelle zu erhalten suchte und dem Gefecht von Parga beiwohnte.

Der Palikarenhäuptling nahm seinen Sitz an einem kleinen runden Tische von sechs Zoll Höhe, der, wie man mir zu verstehen gab, dem Franken zu Ehren aus dem Dorfe herbeigeschafft worden war. Ich durfte an seiner rechten Seite Platz nehmen, der Präsident an seiner Linken. Der übrige Raum wurde von den angesehensten Häuptlingen seiner Schaar eingenommen, während andere von geringerem Range, etwa zwanzig oder dreißig an der Zahl, in verschiedenen Gruppen um uns her sich lagerten. Von Tischtuch, Messern, Gabeln, Löffeln, Schüsseln, Tellern und andern bei einer abendländischen Mahlzeit unentbehrlichen Geräthschaften war nichts zu sehen. In der Mitte des Tisches stand eine ungeheure hölzerne Schüssel von ungefähr zwei Fuß im Durchmesser, mit „Salata“ gefüllt, ich sollte lieber sagen: mit „Salmigundi;“ denn er bestand aus einer Mischung von Sardellen, einer Ar Anschovis, Dragun, Kressen, Lattich, Lauch, schwarzen Oliven und übermäßig viel Zwiebeln; Alles zusammen war mit einem Ueberguß von Knoblauch, Oel, Weinessig, Wein und Salz, das in einem Mörser zu einer Kreme gestoßen wird, angemacht. Hier und dort lag ein Stück Kaschkavahl, ein Käse von Ziegenmilch, der in Anatolien bereitet wird und im Durchmesser von drei bis vier Fuß, in der Dicke von einem Viertels- bis zu einem ganzen Zoll wechselt. Dazwischen erblickte man Brocken von einem groben schwarzen Brod und einigen Schiffszwieback. Die Mahlzeit begann, indem wir einander in einem sehr kleinen Schlückchen Raki oder Anisbranntwein, Gesundheit zutranken. Dieß ist in der ganzen Levante üblich, und soll die Eßlust reizen.

„E Viva! Signor Capitano,“ sagte der General, als er seinen Schluck genommen hatte, „beliebt euch nicht von dem Salate zu essen?“

Ich nickte bejahend, knauserte aber an einem Stück Zwieback herum, um abzusehen, wie meine Tischgenossen zulangten, und keinen Mißgriff zu begehen, der mich in ihrer Achtung sehr herabgesetzt haben würde. Ich brauchte nicht lange zu warten; der General fuhr mit seiner Hand in die Schüssel, nahm einen tüchtigen Griff, so viel er fassen konnte, tunkte es weidlich in die Brühe und stopfte es dann in den Mund, wobei was nicht hineingehen wollte, über sein Kinn und seine nackte Brust herabtropfte; dann holte er eine Sardelle heraus, schälte ihr Fleisch mit den Nägeln geschickt von den Gräten las, steckte die eine Hälfte in seinen Mund und die andere zu meinem größten Mißbehagen in den meinigen, indem er hinzufügte: „bono per lo stomacho“ — gut für den Magen — eine ausgesuchte italienische Redensart, die er während der Mahlzeit noch öfters wiederholte. Mit einem verzweifelten Schluck würgte ich die Sardelle hinunter, und bat um etwas Wein. Ein schönes schwarzäugiges Mädchen, das wie ich nachher erfuhr, gezwungen worden war, den Dienst einer Hebe zu verrichten, bot mir eine Chyza, ein roh gearbeitetes flachrundes Gefäß, das ungefähr drei Quart hält und woraus sich nicht sehr bequem trinken läßt. Wenn ich sagte, sie wurde gezwungen, die Hebe zu machen, so muß ich noch hinzufügen, daß die zügellosen Palikarenbanden, wenn sie in ein Dorf kommen, die Bauern durch Schläge mit dem Ladstocke zwingen, unentgeltlich Lebensmittel herbeizuschaffen, während sie die Töchter derselben nöthigen, ihnen bei ihren Trinkgelagen aufzuwarten. Ich vergaß nicht, bevor ich die Chyza an die Lippen setzte, mit der Hand mein Kinn und meine Stirne zu berühren und sie dann auf mein Herz zu legen, sprechend: „Tin Hygeian sas.“ — Auf Deine Gesundheit! —

(Schluß folgt.)

Radschastan und seine Bewohner.

(Schluß.)

Von allen Ernten des Landes war Zalim Sing der Generalpächter und es ist nicht zu verwundern, wenn man vernimmt, daß er in einem Jahre einen Gewinn von einer Million Pfund Sterling machte. Die Art, wie er die Krone zur Herrin aller liegenden Güter und zur unmittelbaren Steuereinnehmerin dieser ungeheuern Spekulation machte, kann nicht wohl verständlich dargestellt werden, wenn man den Verfasser der Annalen von Radschastan nicht bis in alle Einzelnheiten der Politik Zalim Sing's folgen kann, was hier zu weit führen würde. Nur folgende Stelle möge hier hervorgehoben werden:

„Die Einziehung der Grundbesitzungen der Harahäuptlinge und die zermalmende Unterdrückung, welche die ackerbautreibende Bevölkerung Harutis gelichtet hat, bildeten das Ziel, das sich sein großer Geist gesetzt hatte. Die Ländereien, die seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn, als ein unveräußerliches Recht des Landmannes, sich vererbt hatten, wurden allen Gesetzen, Herkommen und Ueberlieferungen zum Trotz, bei jeder Besitzveränderung in Beschlag genommen, und es wird sogar versichert, daß er allerlei Vorwände hervorsuchte, um sich solcher Grundstücke zu bemächtigen, die er, weil sie ihm wohlgelegen oder fruchtbar waren, zu besitzen wünschte, und daß so Hunderte ihres Erbes beraubt wurden. Vergeblich blickt man jetzt nach den friedlichen Hütten des Landvolkes umher, von dem einst Haruti erfüllt

war; statt ihrer sieht man nur die Orie oder Pachtwohnungen des Regenten, die man schön nennen müßte, wenn sie nicht auf den Grund und Boden seiner Unterthanen errichtet worden wären. Und wenn man nach dem Verhältniß des Anbauers zum Anbau und nach dem Genusse frägt, der ihm von seiner Arbeit wird, so empört es unser ganzes moralisches Gefühl, zu finden, daß der einst unabhängige Eigenthümer jetzt das Feld, das er früher sein Erbgut nannte, wie ein Leibeigener pflügen muß."

Diese ganze Einrichtung in ihrer vielfachen Vergliederung stand unter unmittelbarer Aufsicht des merkwürdigen Mannes, die er noch führte, als er schon achtzig Jahre alt, blind und vom Schlage gerührt war.

„Was wird ein europäischer Landwirth von der Stärke eines Gedächtnisses sagen, auf dem wie auf seiner Tafel alle jene ungeheuren Fruchtspeicher mit ihrem verschiedenen Inhalte verzeichnet standen, von denen einige zur Aufbewahrung der Ernten von mehreren Jahren her dienten, während es den mindesten Rechnungsfehler der Aufseher dieser Niederlagen entdeckte. Zalim Sing selbst ordnete die Bestellung aller Felder auf einem so ausgedehnten Landbezirk. Die topographische Kenntniß des Regenten war so groß, daß ihm jedes einzelne Grundstück von jeder Maierei bekannt war, und wehe dem Oberaufseher, Havel dar, wenn sein Herr ein Stückchen Land brach liegend fand, das angebaut seyn sollte."

Die von Zalim Sing eingeführte Besteuerung ist eben so drückend als allumfassend. Es wurde eine Abgabe auf Wittwen gelegt, die sich wieder verheirathen wollten, die Kalabasse des Bettlers mußte ihren Zehenten entrichten, und der Steuerbeamte ging selbst nicht an der Hütte des einsiedlerischen Büßers vorüber. Und doch war Zalim Sings Macht so tief befestigt, daß sie, als der rechtmäßige Beherrscher von Kotah das Joch des Majordomus abzuschütteln versuchte und dazu, von einer zu seinen Gunsten ausgebrochenen Verschwörung aufgefordert, das in den Herzen eines jeden Radschputen unerlöschliche Gefühl der Unterthanentreue gegen den angebornen Souverän zu Hülfe rief, den gefährlichen Stoß aushielt, obgleich, wie er selbst zu sagen pflegte, „die Kleider auf seinem Rücken nach Verrath rochen." Freilich wurde er in diesem Kampfe von britischen Truppen unterstützt, wodurch in wenigen Wochen Alles ausgeglichen, und die Ruhe wieder hergestellt war.

Zalim Sing hatte sich den Schutz der englischen Regierung durch wichtige Dienste erworben, die er ihr schon im Anbeginn ihrer heranwachsenden Macht leistete, wohl nicht so sehr aus gutem Willen, als weil sein scharfsichtiger Geist voraussah, daß die britischen Waffen, deren Uebergewicht er sogleich erkannte, auch wenn sie nicht wollten, durch die Lage der Verhältnisse genöthigt werden würden, sich immer weiter auszubreiten. So oft die englische Gesandtschaft ihm hoch und theuer versicherte, daß alle Schritte ihrer Regierung nicht Vergrößerung des Gebietes und Eroberungen zum Zwecke hätten, pflegte stets ein Lächeln das Gesicht des augenlosen Politikers zu überfliegen, und er sagte dann gewöhnlich: „Mahradsche, ich kann nicht zweifeln, daß Du glaubst, was Du sagst; allein erinnere Dich, was der alte Zalim sagt: Der Tag ist nicht fern, wo nur ein Zeichen der Macht durch ganz Indien anerkannt werden wird." — Doch auch Gedanken anderer Art durchkreuzten den Geist des alten Fürsten und einmal, aber nur einmal sprach er die merkwürdigen, bedrohlich klingenden Worte: „Könnten zwanzig Jahre von meinem Leben hinweggenommen werden, so sollte Delhi und Dekhan Eines seyn." Wahrscheinlich würde Zalim die Eingebornen nicht eher zu einem Bunde gegen die Engländer zu vereinigen gesucht haben, als bei einer günstigen Gelegenheit: und wäre er durch eine solche in die antibritische Konföderation hinübergezogen worden; so würde die englische Regierung in dem listigen Häuptling von Kotah einen gefährlicheren Feind gefunden haben, als sie in Scindia, Heider oder Tippu zu bekämpfen hatte.

Statistische Uebersicht der Dauer der Verheerungen der Cholera.

(Von Moreau de Jonnès im „Nouvelliste.")

1) Allgemeine Dauer der Krankheit. Die Cholera erschien zum ersten Male im August 1817 zu Dschessur, einer Stadt in Bengalen auf dem Delta des Ganges, dreißig Stunden nordöstlich von Calcutta, der Hauptstadt des britischen Indiens. Im Monat Januar des Jahres 1835 herrschte sie noch in mehreren Städten Frankreichs und der britischen Inseln, ohne Zweifel aber auch in andern Theilen des nördlichen Europa's, wo ihre Anwesenheit von den Regierungen verheimlicht wurde. Diese Epidemie besteht folglich bereits 15¼ Jahre. In jedem Lande, wo sie ausbrach, verlängerte sich ihre Dauer von einem Jahre zum andern, und wurde nur von der kalten Jahreszeit unterbrochen. Seit dem Jahre 1817 erschien sie in Hindustan jedes Jahr aufs Neue, und die Bewohner von Calcutta und Bombay haben sie fünfzehnmal wiederkehren sehen. In Europa haben Wien, Berlin, Hamburg und Breslau ihre verheerende Wirkung in den Jahren 1831 und 1832 erfahren. Einige Gegenden sind indeß, nachdem sie von ihr heimgesucht worden waren, mehrere Jahre verschont geblieben. In Syrien erlosch sie im Jahre 1825 und kam erst im Jahre 1832 wieder, als die türkischen und ägyptischen Heere sich um den Besitz dieses Landes bekämpften. Madras blieb drei Jahre lang befreit, dann begann die Seuche aufs Neue zu wüthen. In Moskau, Warschau und Petersburg scheint sie nach den Ausbrüchen von 1831 und 1832 gänzlich erloschen zu seyn; allein wie bekannt war die Kälte des Winters, der auf die Krankheit folgte, so groß, daß das Reaumur'sche Thermometer bis auf 16° unter den Gefrierpunkt fiel.

2) Dauer der Krankheit in den verschiedenen europäischen Ländern. Die Cholera suchte Orenburg und Astrachan im J. 1823 heim und erschien in den Jahren 1828 und 1829 in der ersteren, an der asiatischen Gränze des europäischen Rußlands gelegenen Stadt aufs Neue. Jener Einfall aber, der die ganze Bevölkerung unsers Kontinents bloßstellte, begann im Monat Junius 1830. Sie kam damals, nachdem sie fünf Jahre lang in Persien gewüthet hatte, über den Kaukasus und drang durch dessen Engpässe in Rußland ein, während sie durch die Schifffahrt in die volkreiche Stadt Astrachan verpflanzt wurde. Von dieser Zeit an bis jetzt beträgt die Zeit ihres Aufenthalts in Europa 2¼ Jahre. Während dieser Zeit berechnet sich ihre Dauer in den verschiedenen Gegenden, die sie heimsuchte, folgendergestalt:

Länder.	Zeit d. Ausbruchs.	Ort, wo sie sich zuerst zeigte.	Dauer.
Russisches Reich.	15 Junius 1830.	Derbent.	2 Jahre 6 Monate.
Polen.	März 1831.	Horodla.	1 — 10 —
Oesterreich.	3 Mai —	Tarnopol.	1 — 8 —
Preußen.	27 — —	Pillau.	1 — 7 —
Europäische Türkei.	Julius —	Rustschuk.	1 — 6 —
Deutschland.	7 Okt. —	Hamburg.	1 — 5 —
Großbritannien.	13 — —	Sunderland.	1 — 3 —
Frankreich.	15 März 1832.	Calais.	10 —
Belgien.	21 April —	Courtrai.	9 —
Holland.	25 Junius —	Gouvernigen.	8 —

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, daß die Dauer der Krankheit, nachdem sie sich der Reihe nach in die verschiedenen Länder des Nordens und Mittel-Europa's eingeschlichen hatte, wobei sie auf ihrem Zuge in der Richtung, in der diese Länder aneinander gränzen und der fortschreitenden Jahreszeit folgte, sich in dem Maße verminderte, als sie sich von dem Orte ihrer Entstehung entfernte, und nach Westen hin verbreitete. Ganz so ist es in Asien; allein auf diesem großen Kontinent hat die Seuche sich gleichzeitig nach Osten und Westen hin verbreitet, und ihre Dauer vermindert sich in dem Maße, als man sich in der einen oder der andern Richtung von dem Orte ihrer Entstehung entfernt.

3) Dauer der Cholera in jeder von ihr heimgesuchten Stadt. In Asien und besonders in Hindustan war die Dauer jedes Ausbruchs in den Städten gewöhnlich 40 Tage. In den volkreichsten Städten erstreckte sie sich auf 60 und in Calcutta im Jahre 1818 sogar auf 104 Tage. An einer Menge von andern Orten hingegen, z. B. in Agra, Schiras, Basra u. s. w. erlosch die Krankheit nach Verlauf von 18 bis 20 Tagen von selbst, wobei sie jedoch nicht minder heftig und verheerend wüthete, als in den Städten, wo sie länger anhielt. In Europa hielt sie in den Städten nach jedem Ausbruche weit länger an, wie Dieß aus der folgenden Zusammenstellung erhellt:

Edinburg	525 Tage	Archangel	110 Tage
Paris	285 —	Hamburg	107 —
Glasgow	277 —	Brüssel	102 —
Dublin	250 —	Sheffield	100 —
London	250 —	Moskau	100 —
Warschau	250 —	Haag	80 —
Wilna	227 —	Rotterdam	72 —
Hull	200 —	Amsterdam	65 —
Berlin	164 —	Prag, erster Ausbruch	45 —
Abo	150 —	— zweiter —	122 —
Wien, erster Ausbruch	140 —	Reval	50 —
— zweiter —	120 —	Magdeburg	41 —
Gent	140 —	Memel	40 —
Königsberg	135 —	Lübeck	35 —
Danzig	132 —	Roulers (Belgien)	27 —
Stettin	130 —		

Folglich hat die Cholera in den europäischen Städten, ohne Unterschied der Länder, von 27 bis zu 525 Tagen geherrscht, und ihre Dauer erstreckte sich an verschiedenen Orten auf alle zwischen jenen begriffenen Zahlen von Tagen. Sie hielt sich in Paris und Edinburg zehn- bis zwölfmal länger auf, als an jenen Orten, wo sie am schnellsten erlosch. In Griechenland und Aegypten dagegen betrug der ganze Verlauf der Krankheit, wie in Persien und Hindustan, 40 Tage. Im Ganzen hat die Cholera in den volkreichsten Städten Europa's nie vor dem hundertsten Tage aufgehört, wohl aber oft das Doppelte dieser Zeit angehalten. In sehr bevölkerten und solchen Städten, die einen ausgebreiteten Verkehr unterhalten, dauerte die Krankheit länger; in Flecken und Oörfern und besonders in solchen Städten, wo sie, bei schon vorgerückter Jahreszeit, unter Winterfrösten ausbrach, erlosch sie schnell. Stellt man über die Dauer der Cholera, in den von ihr befallenen Hauptstädten Europa's, einen Durchschnitt auf, so findet sich, daß der Verlauf der Krankheit in diesen Städten, in seiner ganzen Ausdehnung, folgendergestalt wechselte:

In Rußland	100 Tage.	In England	150 Tage.
— Polen	70 —	— Schottland	100 —
— Oesterreich	100 —	— Irland	180 —
— Preußen	100 —	— Belgien	90 —
— Deutschland	80 —	— Holland	70 —

Im Ganzen und nach einer allgemeinen Durchschnittszahl beträgt der Verlauf der Krankheit in den Hauptstädten Europa's nicht weniger als hundert Tage. In seinem Minimum beschränkte er sich auf das Drittel dieses Zeitraums, und in seinem Maximum betrug er das Dreifache desselben. Diese Verschiedenheit der Dauer läßt sich, wie es scheint, weder durch den Einfluß des Klima's, noch durch den Boden, die Lebensart des Volkes, die Gesundheitsanstalten, noch selbst durch öffentliche Ereignisse erklären, und nichts enthüllt uns die Ursache, die in Europa der Cholera die Macht verleiht, ihre verheerende Dauer und Wirksamkeit in den Städten, die sie heimsucht, um das Doppelte oder Dreifache der Zeit zu verlängern, die in Asien zu ihrem Verlaufe hinreicht.

Vermischte Nachrichten.

Stuart in seinem jüngst erschienenen Werke über Amerika gibt über das Sklavenwesen in Nord-Karolina folgenden Bericht: „Auf dem Markte von Halifax ist der gewöhnliche Preis für einen jungen Sklaven männlichen Geschlechts 575 Dollars (3025 Fr.), doch werden Schwarze von auserlesener Beschaffenheit auch bis zu einem Preise von 400 Dollars (2160 Fr.) verkauft. Für eine gut gebaute junge Frau, die noch keine Kinder gehabt hat, gibt man 250 Dollars (1550 Fr.); im entgegengesetzten Falle steigert sich ihr Preis in dem Verhältniß, als man sich von ihr zahlreiche Geburten versprechen zu können glaubt. Man erlaubt den Sklaven zu heirathen; allein wenn ein junger Neger eine ansehnliche Familie hat, so zwingt ihn der Pflanzer, um die Zahl seiner Sklaven zu vermehren, noch einige Weiber zu nehmen. Eben so geschieht es mit den Negerinnen, die nach dem Willen ihres Herrn oft mehrere Männer nehmen müssen. Welchen nachtheiligen Einfluß ein solches Verfahren auf den moralischen Zustand dieser unglücklichen Geschöpfe haben muß, ist leicht zu errathen. Nicht selten ereignet es sich, daß der Pflanzer bei Tische von seinen eigenen Kindern bedient wird, oder daß er sie auf den Markt schickt, um sie gleich andern Sklaven verkaufen zu lassen. Ein noch gegenwärtig bestehendes Gesetz verbietet, den farbigen Menschen Unterricht zu ertheilen, selbst den freigelassenen nicht. In allen Streitsachen zwischen Weißen und Schwarzen wird das Zeugniß der Letztern nicht angenommen, und ihre eigenen Rechtshändel werden vor einem Friedensrichter mit Beiziehung einiger freien Pächter entschieden. Die Sklaven sind in dieser Beziehung noch schlimmer daran; ihr Zeugniß gegen Weiße wird in keinem Fall angenommen; doch können Schwarze und farbige Menschen gegen einander selbst zeugen. Neugier führte mich zuweilen zu den öffentlichen Sklavenverkäufen. Bei einer solchen Gelegenheit bot sich mir ein Schauspiel, an dem ich die ganze Abscheulichkeit des Sklavenhandels mit eigenen Augen sehen konnte. Die unglücklichen Sklaven waren auf Tische in Reihe und Glied gestellt. Hier besichtigte man sie, untersuchte ihre körperliche Beschaffenheit, ihre Fehler, ihre Vorzüge. Dort sah ich einen Vater auf die Volksmenge düstere Blicke schießen; sein ganzes Gesicht drückte eine Entrüstung aus, die er in Worten nicht auszusprechen wagte. Eine Mutter preßte ihre Kinder an die Brust und schrie: „Ich kann meine Kinder nicht verlassen! Ich will sie nicht verlassen!“ Und der Hammer des Ausrufers der Versteigerung fiel ohne Unterbrechung auf den Tisch, ohne daß er sich darum kümmerte, ob er die heiligsten Bande der Natur auf immer zerriß oder nicht. Uebrigens sah ich hier auch einen Menschen zum Verkauf ausgestellt, dessen Haut so weiß war wie die meinige. Ich konnte diesen empörenden Anblick nicht mehr aushalten.“

•

Im Sommer des Jahres 1783 kaufte Herr Faure in Narbonne ein Haus, das früher als Anatomie gedient hatte, und ließ von drei Männern einen Keller graben. In dieser Arbeit stießen sie auf eine vermauerte Senkgrube, in die man damals die Ueberreste von den anatomirten Leichen geworfen hatte. Kaum hatten sie einige Steine aus diesem Gemäuer losgebrochen, als eine höchst verdorbene Luft herausströmte, und die drei Männer sogleich besinnungslos zu Boden stürzten. Herr Faure, der nach seinen Arbeitern sehen wollte, war nur einige Stufen hinabgestiegen, als er gleichfalls wie todt niedersank. Von neun Personen, die in diesen verpesteten Raum sich wagten, um die Verunglückten zu retten, starben sechs. Herr Faure selbst starb vier Tage später, und die Arbeiter überlebten nicht vier und zwanzig Stunden. Inzwischen verbreitete sich ein so scheußlicher Geruch, daß viele Menschen in der Nachbarschaft davon erkrankten und starben. Die Behörde ließ den Keller wieder ausfüllen und das Haus verschließen; allein die tödtliche Ausdünstung hatte sich schon durch die Stadt verbreitet, wo sie eine Art Pest, die mit schwarzem Erbrechen begleitet, aber nicht ansteckend war, zur Folge hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 71. 12 März 1833.

Die Vernichtung der Janitscharen.

(Von Herrn Michaud in der „Quotidienne" mitgetheilt.)

Von jeher war es der Gedanke aller einsichtigen Beherrscher des ottomanischen Reiches, dem Truppenkorps der Janitscharen eine bessere und zweckmäßigere Einrichtung zu geben; sie fanden sich aber stets von Schwierigkeiten umringt, die ihnen jede Einschreitung unmöglich machten. Dem Sultan Mahmud allein gelang es, die Hindernisse, die sich einer Umwandlung dieser meuterischen Truppen entgegenstellten, zu überwältigen und es soll hier meine Aufgabe seyn, zu zeigen, durch welche Mittel es diesem Fürsten gelang, dem muselmännischen Reiche einen so wichtigen Dienst zu leisten.

Gleich von Anfang seiner Thronbesteigung an war es der Wunsch des Sultans Mahmud, den Trotz und Uebermuth der Janitscharen zu brechen, die es so weit getrieben hatten, sich als die einzigen unumschränkten Gebieter des ottomanischen Reiches zu dünken; zugleich lag es in seiner Absicht, unter ihnen Verbesserungen einzuführen, durch die sie dahin gebracht werden sollten, den Truppen anderer, in der Kriegskunst weiter vorgeschrittenen Nationen die Spitze bieten zu können, was allein durch eine strenge Mannszucht, ohne die kein Staat ein verlässiges Heer besitzt, möglich zu machen war. Mahmud sah mit Entrüstung, daß seine Staaten so reich an Erzeugnissen aller Art und mit einer Masse von waffenfähiger Bevölkerung, keine ihrer Hülfsquellen würdige Truppenmacht besaßen, und fand leicht als die Ursache eines solchen Uebelstandes die Entartung der Janitscharen, unter denen sich Spione und Verführer eingeschlichen und diese Truppen zu einer Geißel des Landes gemacht hatten, dessen Schutz zu seyn sie bestimmt waren. Die Minister der hohen Pforte wendeten ihre ganze Aufmerksamkeit einem für die Wohlfahrt des Reiches so hochwichtigen Gegenstand zu und warfen ihren Blick auf die von mehreren vorausgegangenen Sultanen gegebenen Beispiele. Sultan Mohammed hatte ein Buch, das eine vollständige Umgestaltung der Heerverfassung der Janitscharen enthielt, und die Uebersetzung eines italienischen Werkes über die Kriegskunst drucken lassen; allein der Tod hinderte ihn, seine Entwürfe zu vollbringen. Sultan Mustapha wollte die von seinem Vorgänger bezeichnete Bahn betreten, wurde aber durch die fortwährenden Kriege, in die er sich verwickelt sah, daran verhindert. Der Sultan Abd ul Hamed mußte, ungeachtet seines festen Willens, durch die Empörung der Bey's in Aegypten gehindert, sein Vorhaben gleichfalls aufgeben, und es gelang ihm bloß ein Artilleriekorps zu bilden. Eben so hegte endlich Selim die Absicht, die ganze Heerverfassung des türkischen Reiches von Grund aus umzugestalten, allein dieser Fürst, eines bessern Geschickes würdig, mußte in diesem Vorhaben unterliegen.

Um die Klippen so viel als möglich zu vermeiden, von denen die Minister der Pforte ihre Bahn von allen Seiten umlagert sahen, beschlossen sie zuerst Hussein, den Pascha des Bosporus, hierüber um seine Meinung zu fragen. Man wußte, daß dieser, des Vertrauens des Sultans in jeder Beziehung würdige Mann, Aga der Janitscharen gewesen war, die er stets im Zaum zu halten wußte; außerdem war er vollkommen mit den Sitten und dem Geist dieser Truppen vertraut, und konnte also am besten die einschlägigen Mittel und Wege angeben. „Versuchen wir zuerst durch gütliche Ueberredung die Janitscharen, deren Hauptmacht in Konstantinopel ist, dahin zu bringen, sich einer neuen Kriegszucht zu fügen, und in regelmäßige Truppen zu verwandeln. Willigen sie ein, so wird die hohe Pforte ohne gewaltsame Erschütterungen ein Heer besitzen, das auf europäischen Fuß gestellt, sich bald mit jeder Truppenmacht wird messen können. Weigern sie sich, so werden wir durch ihre Widerspenstigkeit befugt seyn, gegen sie so einzuschreiten, wie es ihr rebellisches Benehmen verdient." Dieß war der Rath Hussein Pascha's, und die Pforte beschloß, ihn zu befolgen. Zuerst ließ man die vornehmsten Anführer der Janitscharen ausholen, und ihnen höhere Beförderungen zusichern, wenn sie zur Ausführung der Reformentwürfe des Sultans die Hand bieten würden. Alle ließen sich bereitwillig finden, und gaben die feierliche Zusicherung, daß sie jene Janitscharen, die sich in die von dem Sultan zweckmäßig erachteten Verbesserungen fügen würden, die Waffenübungen auf europäischem Fuße vornehmen lassen wollten, und da die Sache so weit gediehen war, so erstattete die hohe Pforte hierüber an den Großherrn Bericht.

Allein die Minister des Sultans wollten ihren beabsichtigten Neuerungen auch das Siegel der religiösen Billigung aufdrücken lassen, und riefen am Tage nach Abfassung ihres Beschlusses (2 Junius 1826) eine Versammlung der Gesetzkundigen und

Glaubenslehrer zu dem Scheik-ul-Islam, wo dieser einen Fetwa ergehen ließ, der die Kriegsübungen auf europäische Art dem Gesetze nicht zuwiderlaufend erklärte.

Mit diesem wichtigen Ausspruche versehen, hielt die Regierung des Großherrn am folgenden Tage einen feierlichen Diwan, dem alle Minister der hohen Pforte, Hussein Pascha, Mohammed Pascha, der Hekim Baschi und die angesehensten Häupter der Ulemas und Janitscharen beiwohnten. Als diese erlauchte Versammlung sich eingefunden hatte, nahm der Großwessir das Wort und sagte:

„O meine Brüder! Ihr Alle kennet die Macht und den Reichthum des osmannischen Reiches. Ihr wißt, daß es bei seiner Morgenröthe schon Sieger über sieben Könige war. Warum droht sein Glanz jetzt zu erlöschen und warum können wir nicht mehr auf gleiche Siege stolz seyn? Weil wir nicht mehr auf das Wort Gottes achten; und so finden unsere Heere den Weg der Niederlage statt des Sieges und die Griechen, unsere rebellischen Unterthanen, sind noch nicht zum Gehorsam gebracht worden. Die Geschichte, die uns die großen Thaten der Janitscharen aufbewahrt, lehrt uns zugleich, durch welche Mittel sie siegreich blieben. Brach ein Krieg aus, so zogen alle insgesamt zu Felde; keiner wagte die Fahne zu verlassen, und Jeder gehorchte seinen Oberen. Aber mit der Zeit haben sich böswillige Menschen unter ihnen eingeschlichen, und die alten Gesetze kamen in Verfall. Die Folge davon ist, daß heutzutage die Rangliſten voll von Namen der Janitscharen sind, die ihren Sold beziehen, und dennoch wenn der Staat sie zu seiner Vertheidigung unter die Waffen ruft, kaum eine elende Anzahl derselben aufzubringen ist. Während des Friedens verzehren die Janitscharen das Brod des Sultans in einem schmählichen Müssiggang, dessen sie sich nur entschlagen, um Meutereien und Empörungen anzufangen. Ruft sie aber der Krieg auf das Schlachtfeld, so rückt statt ihrer ein zusammengerafften Haufe ungeübten Volkes gegen den Feind aus. Haben wir nicht gesehen, daß Griechen den Schein und die Tracht von Muselmännern annahmen, sich unter den Janitscharen Eingang zu verschaffen wußten und sie zu Empörungen und Unordnungen aufreizten, wozu sie dieselben nur allzubereitwillig fanden? Wozu dieser Krieg, sagten die Unruhestifter; seht ihr nicht, daß man auf unsere Vernichtung sinnt, und daß die Regierung, wenn ihr ins Feld gerückt und entfernt seyd, auf der einen Seite euch den Todesstreich versetzen, und auf der andern Seite die Staaten des Reiches den Feinden verkaufen wird?

„Es ist nicht nöthig, o meine Brüder, euch die Ungereimtheit dieser Anklagen begreiflich zu machen. Hat man je gesehen, daß ein Fürst seine eigene Kriegsmacht zerstörte und mit seinen Ländern einen schändlichen Handel trieb? Verachten wir daher so nichtige Anschuldigungen und greifen wir lieber das Uebel bei der Wurzel an. Wenn unsren Heeren nicht mehr der Sieg hold ist, so ist die Ursache davon, daß unsre Soldaten während des Friedens die durch zahlreiche Fetwas vorgeschriebenen Waffenübungen vernachlässigen. Sie wollen keine Einmischung der Verwaltung in den Dienst, sagen sie. Mögen sie aber ihren gegenwärtigen Wandel mit den von Soliman erlassenen alten Vorschriften vergleichen. Mußten sie damals nicht Tag für Tag sich in den Waffen üben; entfernten sie sich jemals aus ihren Kasernen? Allein, können sie uns erwidern, damals war ihr Sold auch höher. Die Regierung seiner Hoheit unsres Herren will nichts als Gerechtigkeit. Sie brauchen sich bloß dem Willen des Kaisers zu fügen, und unser erhabener Beherrscher wird sogleich bereit seyn, zu ihren Gunsten alle möglichen Opfer zu bringen. Aber eben so haben die Mißbräuche seine Geduld erschöpft. Wir müssen jetzt laut aussprechen, was die Wohlfahrt des Staates und den Ruhm unsres heiligen Glaubens erheischt. Uebrigens werden wir Alles thun, was mit dem Gesetz im Einklang steht."

Nachdem der Wessir seine Rede geendigt hatte, nahm der Hekim Baschi das Wort und sagte: „Alles, was Se. Hoheit gesagt hat, ist nur allzuwahr. Eine tödtliche Krankheit nagt an dem Herzen des Reiches. Diese Krankheit ist Unordnung, die vorzüglich in seiner Militärverwaltung herrscht. Suchen wir diesem Uebel durch ein schnelles Mittel zu steuern, und der Staat wird gerettet seyn. Möge der Reis-Effendi, der die politische Lage der hohen Pforte genau kennt, uns seine Meinung vernehmen lassen und hiedurch die Frage, die uns beschäftigt, näher beleuchten." Auf diese Bemerkung erklärte sofort der Reis-Effendi, daß seit einiger Zeit die auswärtigen Mächte, gestützt auf die Unordnung, die in der Heeresverfassung des türkischen Reiches sich bemerkbar gemacht, an die hohe Pforte Zumuthungen von handgreiflicher Ungerechtigkeit stellten, namentlich in Bezug auf Griechenland, das ihnen nur als Vorwand diene, ihre eroberungssüchtigen Entwürfe zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mittagsmahl bei Kolokotroni.

(Schluß.)

Der Salat war schnell verschwunden, als sich der blutbefleckte Schlächter mit seinen heillosen gerösteten Eingeweiden nahte und durch seine Erscheinung alle meine Magennerven in Aufruhr brachte. Die versammelte Gesellschaft schien sein verwünschtes Gericht mit dem größten Appetit zu verzehren, allein ich konnte durchaus nicht dazu gebracht werden, davon zu kosten. Hierauf wurde auch das Lamm aufgetragen, d. h. es wurde noch vom Ladstocke durchbohrt auf den Tisch gelegt. Kolokotroni zog seinen Atagan heraus, machte mehrere Einschnitte in den Braten und wies mir mit dem Finger das Stück, das er mir zugedacht hatte, mit zwei oder drei andern Schnitten fiel es mir fast in die Hand. Es bestand aus drei oder vier Rippen (das Lamm war klein und wie gewöhnlich vierzehn Tage alt geschlachtet worden) und aller meiner europäischen Vorurtheile ungeachtet, und so sehr mir die Art der Zubereitung die Eßlust verleidet hatte, so muß ich doch gestehen, daß ich all meine Lebtage nie einen so leckern, zarten und köstlichen Bissen über meine Lippen brachte. Nachdem der General auch sich und dem Präsidenten vorgelegt hatte, überließ er was noch sein Atagan verschont hatte, seinen übrigen Tischgenossen, indem er ihnen nachdrücklich und wie mir schien sehr unnöthiger Weise einschärfte, den Kopf

unangetaſtet zu laſſen. Nicht ohne düſtere Ahnung ſah ich bald darauf das Caput mortuum zu ihm zurückkehren, nachdem es zuvor entzwei gehackt worden war. Der Palikarenhäuptling begann nun ſeine Vorſchneidekunſt von Neuem damit, daß er die Zunge herauslöste und ſie in drei Theile zerſchnitt; zwei davon vertheilte er mit den Fingern zwiſchen mir und Siſſini, den dritten behielt er für ſich. Mit Freuden ſah ich ihn das Gehirn verſchlingen, von dem ich nicht ohne heimliche Furcht einem Antheil entgegen ſah. Dafür blieb mir ein Auge des Lammſchädels aufbehalten, — der Präſident wurde mit dem andern beehrt — ein vollſtändiges Auge mit Hornhaut, Pupille, Kryſtalllinſe, Traubennetz und allem andern Zubehör, das mir Kolokotroni an der entſetzlichen Spitze ſeines Atagans überreichte. Sobald die Ueberbleibſel unſres Mahles weggeräumt waren, bedeckte ſich der Tiſch mit getrockneten Feigen, Mandeln, Datteln, gedörrten Trauben und eingemachten Früchten. Die Chyzza wurde von Neuem gefüllt, Fackeln wurden angezündet und Waſſer, Seife und Handtücher von dem aufwartenden Mädchen herumgereicht. Eine eigenthümliche Sitte einer griechiſchen Mahlzeit habe ich zu erwähnen vergeſſen, nämlich daß jeder Gaſt am Ende derſelben ſeinen Gürtel aufſchnallt, und je häufiger Einer Laute von ſich gibt, die bei uns ſehr anſtößig, dort aber nur aufſtößig ſind, deſto mehr hält ſich der Wirth geehrt, der nie ermangelt dieſen ſehr zweideutigen Ausdruck des Dankes mit dem gewöhnlichen Zeichen der Begrüßung zu erwidern und ein „Wohl bekomm' es" zu wünſchen. Mancher Franke, der ſich nicht dazu verſtehen konnte, die Ueberſchwenglichkeit ſeiner Bewirthung auf dieſe Weiſe zu bezeugen, hat ſich ſchon in das üble Licht geringer Dankbarkeit geſtellt. „Es hat euch nicht geſchmeckt, wird der Grieche ſagen. Ihr rülpſet nicht."

„Das Eſſen iſt zu Ende, ſagte nun der General, beliebt dem Effendi Tabak zu rauchen?" — „Ja wohl." — „Bring dem Effendi einen Tſchibuck." — Ein wohl vier Fuß langes Weichſelrohr wurde mir von einem Palikaren gebracht, der die Pfeife ſo lange anrauchte, bis ſie in vollem Zuge war, dann das Mundſtück von Bernſtein mit der Hand abwiſchte, dieſe auf das Herz legte und mir den Tſchibuck mit den Worten: „Oriſte Tſchibuki, Effendi!" — die Pfeife, wenn es beliebt, Herr! — überreichte.

Da der edle Wein fröhlich in der Runde herumging, ſtieg die Luſt bald zu lärmender Freude. Wir tranken auf die Geſundheit aller Mächte von Europa, die wir der griechiſchen Unabhängigkeit zugethan glaubten, auf den Untergang der Oeſterreicher und die Vernichtung der Türken; ſelbſt der alte Siſſini gerieth in Feuer und wünſchte, Soldat zu ſeyn, „solamente, wie er ſagte, per bevere del sangue Austriaco." — Zuletzt gab man uns die Romaica, den Urenkel des pyrrhiſchen Tanzes, und Helden-, Hirten- und Liebeslieder zum Beſten. Nichts ſtörte die allgemeine Fröhlichkeit als ein Zank zweier Häuptlinge, der mir große Unterhaltung gewährte. Sie ſchalten einander Lügner, Diebe, Schurken, Memmen, Alles — nur nicht Kerataden. Kolokotroni machte aber dieſem Streit bald ein Ende, indem er ein Piſtol aus ſeinem Gürtel zog, es ſpannte und mit einem fürchterlichen Fluch betheuerte, er werde dem Erſten, der noch ein Wort zu reden wage, eine Kugel durch den Kopf jagen. Es war tief in der Nacht, als ich dem „armen Klephten" für ſeine Gaſtfreundſchaft dankte, und ich hatte es mehr der menſchenfreundlichen Beihülfe meines Freundes, des Tſchaus, als der Zuverläſſigkeit meiner Beine zu danken, daß ich wohlbehalten an Bord des San Lorenzo anlangte.

Der neue Weg nach Oſtindien. *)

Schon lange her dachte man in England daran, den Handelsweg nach Indien abzukürzen; allein es blieb bei Entwürfen. Während Männer von den ausgezeichneſten Kenntniſſen und dem unternehmendſten Geiſte ausgeſandt wurden, um durch Eisgebirge und mit Eis bedeckte Meere eine nordweſtliche Durchfahrt zu ſuchen, und Schiffe nach allen Richtungen hin auf Entdeckungen ausliefen, vernachläſſigte man, was weit leichter auszuführen, unendlich vortheilhafter und nicht minder preiswürdig iſt — eine neue Straße nach dem Orient zu ſuchen und herzuſtellen, auf der das Abendland ſeine Manufakturwaaren ins Herz von Aſien ſenden, und ſich die dortigen Quellen des Reichthums zugänglicher machen könnte. Ein Blick auf die Karte von Aſien genügt, um ſich zu überzeugen, um wie vieles der gewöhnliche Weg nach Indien abgekürzt werden könnte, wenn man das rothe Meer mit dem mittelländiſchen durch einen Kanal, oder noch kürzer, das letztere auf gleiche Weiſe mit dem Euphrat verbände. Der Iſthmus von Suez iſt eine Sandſtrecke; in einem ſolchen Lande einen Kanal zu bauen dürfte nicht leicht, und eben ſo ſchwer möchte es ſeyn, ihn gegen die Angriffe der feindſeligen Beduinen der Wüſte zu ſchützen; das Land zwiſchen dem ſchiffbaren Orontes und dem eben ſo ſchiffbaren Euphrat dagegen iſt flach, frei von Felſen, und die Entfernung beträgt wenig mehr als ſechzig Meilen. Hiezu kommt noch, daß der Paſcha von Aegypten ſowohl als der Sultan, ſich in dem Wunſch vereinigen, den Euphrat ſchiffbar gemacht zu ſehen. Auf eine andere dem Anſchein nach noch romantiſchere, aber leichter ausführbare Verbindungsſtraße verfiel Kapitän Chesney, und dieſe iſt: durch den See Menzaleh eine Verbindung zwiſchen dem rothen Meer und dem Nil herzuſtellen. Die Regierung und die oſtindiſche Kompagnie ſcheinen dieſen Plan in Erwägung ziehen zu wollen, denn es ſind, wie man ſagt, Ingenieure beauftragt worden, die Ausführbarkeit dieſer verſchiedenen Straßen zu unterſuchen, und ſollte eine oder die andere von den genannten wirklich ausgeführt werden, ſo wird der Weg nach Indien um mehr als die Hälfte abgekürzt werden.

Der vorliegende Bericht wurde der engliſchen Regierung von dem Kapitän Chesney, einem geſchickten und thätigen Offizier, übergeben, der bei Ausführung ſeines Unternehmens Schwierigkeiten und Gefahren zu bekämpfen hatte, von denen viele Andere ſich hätten abſchrecken laſſen. Kapitän Chesney hat den Euphrat bis zur Stadt Bir, alſo volle 1100 (engliſche) Meilen ſtromaufwärts mit dem Senkblei unterſucht, und zwar auf eine Entfernung von zwanzig Tagreiſen von Aleppo oder fünfzig Stunden vom Golf von Skanderun aus. Bei dieſer Unterſuchung entging ſeiner Aufmerkſamkeit auch nicht eine einzige Untiefe, nicht ein Felſen oder Fall; er gibt vielen Aufſchluß über die Beſchaffenheit des Landes und ſeiner Bewohner, und äußert ſich ſehr günſtig über die Straße durch Verbindung des Euphrats mit dem mittelländiſchen Meer; doch läßt ſich aus Dem, was er hierüber ſagt, nicht abnehmen, daß er ihr einen beſondern Vorzug einräume. Für den Alterthumsforſcher hat dieſe Straße viel Anziehendes: Nearchus fuhr mit einem Theil von Alexanders Heer den Indus hinab, beſchiffte die große See, die ihn durch die Meerenge von Ormus in den perſiſchen Golf führte, ſchiffte dann den Euphrat hinauf und kehrte endlich mit ſeinen Soldaten nach Macedonien zurück. Kapitän Chesney's kurze Beſchreibung der Flußlandſchaft wird von Jedem, der ſich für alte Geſchichte oder Schilderungen von der Beſchaffenheit eines noch ſo wenig gekannten Landes intereſſirt, mit Vergnügen geleſen werden:

„Die Schönheit der Landſchaft oberhalb Hit, an und für ſich ſchon höchſt maleriſch, wird noch bedeutend durch alterthümliche Waſſerleitungen

*) Aus den noch nicht in Druck erſchienenen Reports on the Navigation of the Euphrates. Submitted to Government by Cpt. Chesney, of the Royal Artillery.

erhöht, auf die man in kurzen Zwischenräumen stößt, und die sich wegen der Krümmungen des Flusses, vom Vordergrunde der Landschaft an, bis zur fernsten Perspektive dem Auge in jedem Wechsel der Ansicht darstellen. Die Entstehung dieser schönen Bauwerke und ihre Dauer wird von den Arabern in die Zeiten „der Unwissenden" verlegt, worunter sie die Perser verstehen, als sie noch Anbeter des Feuers und in Besitz dieses Theils der Erde waren. Beide Ufer sind, buchstäblich, mit diesen Wasserleitungen bedeckt, und Dieß beweist, daß die Ufer des Euphrats einst von einer dichten Bevölkerung bewohnt waren, die in Anwendung hydraulischer Vorrichtungen zur Wasserleitung für landwirthschaftliche Zwecke bereits bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Diese Denkmäler der Vorzeit haben, wie sich leicht denken läßt, während so vieler Jahrhunderte durch gänzliche oder theilweise Vernachlässigung bedeutend gelitten, und der größte Theil derselben liegt jetzt mehr oder minder in Trümmern; einige sind indeß hergestellt worden, und dienen nun theils um Getreide zu mahlen, theils zur Bewässerung, indem man dem alten, höchst einfachen und zweckmäßigen Werk ein neues Rad angefügt hat. Bei einigen hat sich die alterthümliche Einrichtung noch so weit erhalten, daß man die ursprüngliche Beschaffenheit der Maschinerie noch ganz genau sehen kann."

Obschon das Land oft unter andere Herrschaft kam, so sind dennoch, wie aus der folgenden Stelle erhellt, die schon von den Macedoniern gesehenen Dämme oder Wehre noch jetzt vorhanden.

„Einer der Gegenstände, auf die ich in diesem Berichte ganz besonders aufmerksam zu machen habe, ist, daß sich jedesmal gerade oberhalb einer jeden Wasserleitung ein steinerner Wall oder ein Damm im Flusse befindet. Eine jede Wasserleitung ist gewöhnlich mit einem solchen Damme verbunden, und fast immer zwischen zwei Mühlen am entgegengesetzten Ufer geht ein solcher Damm quer über den ganzen Fluß, nur daß in der Mitte für die auf- und abwärts fahrenden Boote eine Oeffnung gelassen ist. Der Zweck dieser Dämme, die Alexander irrigerweise für Vertheidigungsmittel gegen seine unwiderstehlichen Legionen hielt, scheint kein anderer gewesen zu seyn, als das Wasser bei trockner Jahreszeit genugsam zu erhöhen, und die Strömung nach den Rädern voller und stärker zu machen. Jetzt erzeugen sie allenthalben in der Breite des Flusses Fälle, mit Ausnahme an der für den Verkehr offen gelassenen Stelle, durch die das Wasser mit einer nur wenig geneigten Fläche strömt. Die Dämme hatten wahrscheinlich ursprünglich eine Höhe von vier bis zu acht Fuß; jetzt aber sind sie größtentheils nichts mehr als Steinbänke, welche die Fläche der Strömung unterbrechen, jedoch allenthalben Raum genug lassen, daß auch bei niederm Wasserstande große Boote durchkommen können; bei hohem Wasser sind sie nicht sichtbar, und man bemerkt ihr Daseyn nur aus der strudelnden Strömung des über sie hinfließenden Wassers."

Von Hit nach Babylon sind die Ufer des Flusses mit Dörfern und Hütten bedeckt, die aus auf einander gelegten Schilfbündeln erbaut sind, während hie und da die schwarzen Flizzelte der räuberischen Beduinen zwischen Dattelpalmen hervorblicken. Ueber die Fahrbarkeit des Stromes und die Ansicht seiner Ufer, stromabwärts von hier aus, sagt Kapitän Chesney:

„Zehn Meilen unterhalb Hit hat man die letzte Wasserleitung nebst ihrem künstlichen Damm im Rücken, und noch wenige Meilen weiter abwärts verliert sich die doppelte Hügelkette fast gänzlich. Das Land wird vergleichungsweise flach, hat weniger Hügel, nebst einzelnen Bäumen längs des Flusses, und nur sehr wenig Gebüsch; der Strom hat weniger Krümmungen, und sein Bett besteht, statt aus Felsen oder Kies, aus Sand oder Schlamm. Das Wasser ist tiefer, die Strömung langsamer; sie gleicht der der Donau zwischen Widdin und Silistria, nur ist sie um etwas schneller; die Ufer, theils senkrecht abfallend, theils staffelförmig, sind mit arabischen Dörfern, aus Hütten von Matten oder aus Zelten bestehend, die fast an einander stoßen, mit zahllosen Ziegen- und Schafheerden und einigem in ihrer Nähe weidenden Hornvieh bedeckt. Man erblickt schöne Stuten an Pfählen neben den Zelten angebunden, während ihre Herren bewaffnet umherstreifen und die geringer geachteten Hengste und Sklaven beschäftigt sind, mittelst zahlloser Räder, die stets in Bewegung sind, Wasser zu schöpfen. Diese Arbeit wird an diesem Theile des Euphrats von Pferden oder Ochsen verrichtet, die, eine abwärts geneigte Fläche hinabschreitend, ein um eine Walze laufendes Seil ziehen, wodurch ein lederner Gefäß in die Höhe gezogen wird, in dessen Boden sich in einer Ecke ein lederner Schlauch befindet, der sich, so wie das Gefäß aufsteigt, aufwärts krümmt, und der durch ein Seil, das sich von selbst anspannt, wenn die Maschine in die Höhe geht, herausgezogen wird; der Inhalt entleert sich nun in eine mit Erdharz ausgeschlagene Grube, und das Gefäß senkt sich abermals hinab, um sich wieder zu füllen, was in der Zeit geschieht, während das Thier bis zur Erhöhung der abwärts geneigten Ebene hinaufgestiegen ist, und sich umgekehrt hat, um wieder abwärts zu gehen. Diese Walzen laufen über einer Art Rinne von Backsteinen oder Erde, die bis an den Rand des Flusses hinabreicht, und groß genug ist, um zwei, drei oder vier Gefäße fassen zu können, die von eben so vielen Thieren, bei jedem ein Mann, in Bewegung gesetzt werden und alle zugleich im Gange sind. Diese Vorrichtungen scheinen in Mesopotamien schon seit der frühesten Zeit bekannt gewesen zu seyn; die Ufer des Flusses sind damit bedeckt, und sie erzeugen, so weit Bewässerung möglich ist, alle Fruchtbarkeit Aegyptens; wo sie nicht angewendet werden kann, ist das Land größtentheils eine Wüste."

Der innere Handel des Landes wird zum großen Theil durch viele Boote auf dem Euphrat betrieben; diese Fahrzeuge sind groß und ungestaltet, und gehen nicht tief im Wasser.

„Die auf dem obern Theile des Flusses üblichen Boote sind von zweierlei Art; die größere ist mehr als 40 Fuß lang, 14 breit, und trägt zwanzig Etars, jeder gleich 600 Okes, oder ungefähr 30,000 Pfund. Mit dieser Ladung gehen sie nicht tiefer als vier Fuß im Wasser; mit der Hälfte derselben weniger als 3½; ungefähr 2¼ Fuß mit der Viertelsladung, und sind sie ganz leer, etwa 16 oder 18 Zoll. Ihr Boden ist vollkommen flach; im Umrisse von einander, an beiden Enden spitzzulaufender Form, und am Kiel fast eben so breit als am Dollbord; da sie einen sehr stark gekrümmten Bug haben, so erfordern sie, wenn sie geladen sind, auf 4 oder 4½ Fuß unter der Wasserfläche 14 Fuß Breite, ein Umstand, der bei fernern Erwägungen wohl zu beachten ist. Die kleinern Boote sind genau von derselben Gestalt, 25 bis 30 Fuß lang, kaum 12 Fuß breit, tragen 15 Etars, gleich 9000 Okes, und gehen mit dieser Ladung 5 Fuß 8 Zoll tief im Wasser; folglich erfordern sie bei dieser Tiefe ungefähr 12 Fuß Breite. Diese Boote werden von Menschen durch die Felsen gezogen, wenn man vorher an einigen Stellen ein Drittel, an andern die Hälfte und selbst zwei Drittel der Fracht ausgeladen hat, je nachdem die Fahrt durch und über Felsen geht, worauf dann ein- oder zweimal zurückgekehrt werden muß, um die ausgeladenen Waaren nachzuholen."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In Jamaika gibt es leuchtende Insekten von der Größe einer Biene, die aber ganz unschädlich sind. Wenn man ein Dutzend derselben unter ein umgestürztes Glas bringt, so kann man bei ihrem Schein in der finstersten Nacht sehr bequem lesen. Sieht man sie zahlreicher als gewöhnlich schwärmen, so ist Dieß ein zuverlässiges Vorzeichen von nahem Regenwetter. Auf Reisen begegnet man oft so ungeheuren Schwärmen derselben, daß der Weg auch bei stockfinsterer Nacht so hell beleuchtet ist, wie am Tage. Das Licht, das sie ausstrahlen, gleicht dem Feuer des Diamanten, und die kreolischen Schönheiten pflegen manchmal diese Thiere in Gras gewickelt als Schmuck in ihren Haaren zu tragen, wie unsere Damen in Europa Edelsteine.

*

Fünf und zwanzig saintsimonistische Apostel wollen sich nach dem Morgenlande begeben, und sich zu Marseille nach Smyrna und Aleppo einschiffen; wahrscheinlich wollen sie dort das freie Weib suchen, das sie im Abendland bis auf diese Stunde noch nicht finden konnten. Drei andere Saintsimonisten, unter ihnen ein ehemaliger katholischer Geistlicher, haben an König Louis Philipp ein Gesuch eingereicht, sie in das Bagno von Bordeaux aufnehmen zu lassen, um dort ihre Arbeiten als Proletarier zu vollenden. „Es gibt einen Ort, heißt es in ihrer Eingabe, der mit der Hölle der Christen Aehnlichkeit hat, wo gesunkene Menschen keine andere Hoffnung mehr haben, als im Bösen. Das Bagno ist diese Hölle. Laß uns ihre Thore öffnen, wir wollen mit den Sträflingen arbeiten, ihre Ketten tragen, uns mit ihnen einsperren lassen, um sie zu bekehren."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 72. 13 März 1833.

Wanderungen in Senegambien.

Reise an dem See N'gher und dessen Umgebungen. *)

Der Wunsch, den See N'gher und seine Umgebungen, jene noch so wenig bekannten Gegenden zu besuchen, und so weit als möglich in das Innere dieses der Aufmerksamkeit der Naturforscher so würdigen Kontinents vorzudringen, war nach meiner Ankunft am Senegal wo möglich noch lebhafter geworden. Noch war keine Reise in diesem so wenig bekannten Theil des westlichen Afrika's unternommen worden, und es ließ sich deßhalb vermuthen, daß die verschiedenen, dem Reisenden aufstoßendem Naturerzeugnisse vom höchsten Interesse seyn würden. Dieß und der Gedanke, daß ich von dieser Reise eine reiche Ausbeute für die Wissenschaften zurückbringen konnte, bestärkte mich zu dem Entschluß, Alles aufzubieten und allen Hindernissen zu trotzen, um mein Vorhaben auszuführen. Schon seit langer Zeit hatte ich mir vorgenommen einst die Flora dieses Theils des afrikanischen Kontinents herauszugeben, um so stärker fühlte ich also die Nothwendigkeit, die Beschaffenheit des Bodens und die verschiedenen Stellen, auf denen die mannichfaltigen Pflanzen wachsen, deren Naturgeschichte ich schreiben wollte, durch eigne Anschauung kennen zu lernen. Früher hatte ich bereits eine Reise zu Wasser von St. Louis nach Richard-Tol gemacht; so nennt man nämlich eine, während der Statthalterschaft des Baron Roger am Senegal, auf dem linken Ufer des Flusses gegründete Niederlassung oder vielmehr eine Art botanischen Garten in großem Maßstab, wo man alle exotischen Pflanzen zog, deren Anbau das Klima und der Boden Senegambiens gestattet. In dem Maße als die Bäume und Pflanzen sich vermehrten, wurden von jenen Gewächsen, die man gedeihlich fortkommen sah, Einsenker an die europäischen Kolonisten vertheilt. Da der Versuch eine Kolonie zu bilden scheiterte, so wird auf den botanischen Garten von Richard-Tol jetzt weniger Sorgfalt gewendet, als im Anfang. Man hatte die Anlage und Pflege desselben Hrn. Richard, einem von der Regierung abgeschickten französischen Gärtner anvertraut, und Tol bedeutet im Ualofischen Garten; daher kommt der Name Richard-Tol, der also so viel sagen will als Richards Garten, unter welcher Benennung diese Anlage in der ganzen Gegend bekannt ist. Als ich durch das Innere des Landes von Richard-Tol nach St. Louis zurückkehrte, hatte ich Gelegenheit mehrere den Naturforschern bis dahin noch unbekannte Lokalitäten kennen zu lernen, und mir eine ziemliche Anzahl seltener und sogar neuer Pflanzen zu verschaffen, auch überdieß viele interessante Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Eingebornen zu sammeln. Die Reise, die ich nunmehr zu unternehmen gedachte, sollte also den unschätzbaren Vortheil für mich haben, meine Kenntniß von diesem südlichen Punkt des Landes Ualo und den angränzenden Landstrichen Gulolof und Cayor zu vervollständigen.

Nach meiner ersten Reise, von Richard-Tol nach St. Louis zu Lande, unternahm ich eine zweite in anderer Richtung, und später noch eine dritte, für die Naturgeschichte noch wichtigere, nach der Halbinsel des grünen Vorgebirgs und nach den Ufern des untern Theils der Gambia und der Casamance, deren in dem nachstehenden Bericht ebenfalls gedacht werden wird. Durch diese wiederholten Reisen in verschiedenen Richtungen und Gegenden gelang es mir, jene zahlreichen Materialien zu sammeln, die ich jetzt zur Herausgabe der „Flora von Senegambien, *) benutze. Von diesen verschiedenen Reisen wird nach und nach die Rede seyn, und zwar mit jener der Anfang gemacht werden, die vorzüglich zu dem nachstehenden Bericht Veranlassung gegeben hat.

*) Der See N'gher, den der Verfasser des vorliegenden Berichts, der französische Naturforscher Hr. Perottet, besuchte, liegt im Innern des Landes Ualo, ungefähr vierzig Stunden von der Mündung des Senegal, und kommt auf den Karten und in ältern Reisebeschreibungen gewöhnlich unter dem Namen Panetfoul vor.

*) Die sieben Lieferungen dieses Werks, die bis jetzt erschienen sind, reichen bereits hin, um über die vegetabilischen Erzeugnisse jenes großen Landstrichs ein neues Licht zu verbreiten, und beweisen hinlänglich, wie wichtig diese Arbeit, wenn sie erst vollendet ist, für die Wissenschaft seyn wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vernichtung der Janitscharen.

(Fortsetzung.)

Der Reis-Effendi hatte kaum die auswärtigen Verhältnisse in diesem Lichte gezeigt, als alle Ulemas einstimmig ausriefen, da es sich so verhalte, so sey es für sie eine heilige Pflicht, die Waffenübungen nicht allein zu billigen, sondern auch zu befehlen, dieselben aber keineswegs als dem Gesetze zuwiderlaufend zu erklären. Hierauf sprach sich auch der Kulil Khudassi (der Lieutenant des Janitscharen Aga) dahin aus, daß in den Kasernen der Janitscharen nicht die geringste Zucht und Ordnung mehr herrsche. „Der Ungehorsam und die Zügellosigkeit ist so weit gediehen, fügte er hinzu, daß ich selbst mich weigern würde, gegen den Feind auszurücken, wenn ich keine anderen, als solche Soldaten zu befehligen haben sollte; denn nur ein Einziger von ihnen dürfte die Flucht ergreifen, so würden ohne Weiteres alle Andern seinem Beispiele folgen." Alle in der Versammlung anwesenden Offiziere der Janitscharen bekräftigten die Wahrheit dieser Erklärung, worauf der Großwessir ihrer Aufrichtigkeit vieles Lob schenkte, und der ganzen Versammlung zu ihrem Eifer für die Wohlfahrt des Staates Glück wünschte. „Unser erhabener Herr, fuhr er fort, will Ordnung und Kriegszucht unter den Janitscharen wieder aufleben lassen; zugleich ist er aber auch gesonnen, den Sold Derer zu erhöhen, die sich seinen Ansichten fügen. Man wird euch den kaiserlichen Erlaß vorlesen, worin Se. Hoheit seinen Willen ausgesprochen hat." Der Reis-Effendi las nun stehend den Khattischerif vor, und hierauf der Meklubdschi einen Entwurf der nöthig befundenen Verbesserungen. Der wesentliche Inhalt davon war, daß im Jahre der Hedschra 1152 unvorsichtigerweise den Janitscharen, die damals Napoli di Romania erobert hatten, zum Lohn für diese Waffenthat, Besoldungen zugetheilt worden seyen, die sie, auch ohne im Dienste zu seyn, beziehen konnten; die Janitscharen hätten hierauf diese Bezüge verkauft und das einmal gegebene Beispiel eines solchen Mißbrauches habe in der Folge dem Staate eine Last von Pensionen aufgebürdet, die um so drückender geworden, als sie nicht der Lohn für wirklich geleistete Dienste waren, und sich mit der Zeit beträchtlich vervielfältigten, so daß am Ende die hohe Pforte seit mehr als einem Jahrhunderte eine völlig jedes Waffendienstes unkundige Menge von Menschen besolden mußte; von dieser Zeit her rühre der Verfall der türkischen Heere, während die christlichen Mächte in der Kriegskunst große Fortschritte gemacht, und es hiedurch für jeden Moslim eine heilige Pflicht geworden sey, gleicher Fortschritte sich zu befleißen, ohne die man auswärtigen Feinden nie mit Erfolg entgegentreten könne. Der auf diese Ansicht gegründete Entwurf des Sultans zu einer vollständigen Umwandlung des türkischen Heerwesens, wie ihn der Meklubdschi der Versammlung vorlas, muß hier der Kürze wegen übergangen werden, enthält übrigens in seinen Einzelnheiten nichts besonders Merkwürdiges, da er nur als Uebergang zu einer neuen Ordnung der Dinge dienen sollte.

Nachdem der Entwurf der Versammlung bekannt gemacht worden war, las man ihr auch den Inhalt des Fetwa vor, der den von dem Großherrn vorgeschlagenen Neuerungen in ihrem ganzen Umfange die gesetzliche Kraft ertheilte, und alle Anwesenden, Wessire wie Ridjale (Minister), Ulemas wie Janitscharen, setzten ihr Siegel darunter. Nachdem die Versammlung sich aufgelöst hatte, wurden alle untergeordneten Janitscharenoffiziere in den Aga-Kapu — den Palast des Janitscharen Aga — zusammenberufen, und ihnen der Fetwa und Khattischerif mitgetheilt, zu denen sie insgesammt durch ihre beigedrückten Siegel ihre volle Einwilligung gaben; man bemerkte sogar unter ihnen Einige, die keine Siegel hatten, und in aller Eile solche herbeiholten, um dieses Zeichen ihrer Einstimmung den Befehlen des Sultans beizufügen. Kurz der Eifer, mit dem alle Offiziere dieser feierlichen Förmlichkeit nachkamen, war unvergleichlich und wurde nur durch die Schnelligkeit übertroffen, mit der sie die hiedurch übernommenen Verbindlichkeiten, sich in die neuen Musterrollen der regelmäßigen Truppen einschreiben zu lassen, die Waffenübungen auf europäischem Fuß vorzunehmen und unbedingt dem Willen des Großherrn zu gehorchen, wieder zu brechen suchten. Nachdem alles Dieß ohne die geringste Irrung von Statten gegangen war, erschien ein neuer Fetwa, durch den Alle, die von dem neuen Waffendienste übel reden, oder sich ihm zu entziehen suchen würden, mit den strengsten Strafen bedroht wurden. Endlich schickte der Wessir dem Sultan die beiden Fetwas und die Musterrollen, und am folgenden Tage begannen die Waffenübungen auf dem El Meidan (Fleischplatze); schon hatten sich fünftausend Mann einschreiben, und der Großherr unter sie Kleider und Waffen vertheilen lassen.

Die Behörden ließen es sich angelegen seyn, die möglichste Oeffentlichkeit einem Ferman zu geben, des Inhaltes, daß die Wohlfahrt des Staates eine vollkommene Neuerung in der Heerverfassung des Reiches zur dringenden Nothwendigkeit gemacht habe; daß aber diese Neuerung dem Gesetze entspreche, und durch einen Fetwa als gesetzlich und unvermeidlich anerkannt worden sey, doch sollte unter den Folgen derselben Niemand, wer es auch sey, Schaden leiden: denn obgleich der Großherr den Verkauf der den Janitscharen bewilligten Gnadengehalte für die Zukunft untersagt haben wolle, so sollten dennoch Alle, die gegenwärtig im Genuß solcher Besoldungen, denselben bis zum Ende ihres Lebens behalten. Durch diese öffentliche Bekanntmachung wurde zugleich Jedermann untersagt, sich unberufen in die einzelnen, von der hohen Pforte für gut befundenen Neuerungen zu mischen, oder in was immer für einem Sinne davon zu sprechen, bei Strafe, wie sie der hierüber erlassene Fetwa bestimmte.

Während indeß Alles sich dem Willen des Großherrn zu unterwerfen schien, bereitete sich insgeheim eine furchtbare Opposition vor. Noch an demselben Tage, wo die Offiziere der Janitscharen durch Besiegelung des oben erwähnten Fetwa ihre Einwilligung feierlich zu erkennen gegeben hatten, beschlossen sie jeder Neuerung dieser Art sich zu widersetzen, und sie durch offenen Aufstand zu bekämpfen. Es war sogar in ihren geheimen Zusammenkünften beschlossen worden, an dem Tage, wo die Waffenübungen begonnen werden sollten, loszuschlagen; was nur deßhalb unterblieb, weil sie nicht ihre Feldkessel bei sich hatten, in die sie ein abergläubisches Vertrauen setzten, und de-

ren sie sich auch schon lange her bei ihren jedesmaligen Aufständen als Zeichen bedienten. Indeß schoben sie die Ausführung ihres Vorhabens nicht lange hinaus; einer unter ihnen getroffenen Uebereinkunft gemäß, schlichen sich am folgenden Donnerstage (15 Junius 1826) einige Offiziere unter dem Schutze der Nacht, Hunden ähnlich, einer nach dem andern auf den El Meidan, und ließen den andern Verschwornen wissen, daß sie dort ihrer warteten. Eilig kamen diese herbei, und alle zusammen begaben sich nach dem Aga Kapu, mit dem Vorhaben den Aga der Janitscharen, dessen treue Anhänglichkeit an den Sultan ihnen bekannt war, zu ermorden. Sie drangen gewaltsam in seinen Palast ein, fanden ihn aber nicht und begnügten sich nun das Haus zu plündern, worauf sie nach El Meidan zurückkehrten. Mit Anbruch des Tages nahmen sie ihre Feldkessel und stürzten sie um. Mehrere andere Ortas (Janitscharenregimenter), die bis jetzt der Empörung fremd geblieben waren, schlossen sich den Aufrührern an, die nach allen Richtungen hin die schrecklichsten Gerüchte verbreiten ließen, um so viele Leute als möglich auf ihre Seite zu ziehen. Man sprengte aus, Hussein Pascha und alle Großen des Reiches hätten das Leben eingebüßt, und so für ihre treulose Verrätherei an den Janitscharen die gebührende Strafe erlitten. Diese lügenhaften Gerüchte zogen Asiaten, Kurden, Aamahs herbei, lauter Leute, die stets bereit sind an Unordnungen jeder Art Theil zu nehmen. Ein gewisser Nakelbschi Mustapha stellte sich an die Spitze von einem dieser Pöbelhaufen und zog nach dem Palaste des Großwessirs. Saroch Mustapha (der betrunkene Mustapha), ein anderer Räuber, der sich auf die Seite der Janitscharen geschlagen hatte, stürmte gleichfalls, von zügellosem Gesindel umgeben, den Palast des Daiud Aga (Oberbefehlshaber der disziplinirten Janitscharen), den des Nedschib Effendi (Kapu Kiapassi, Botschafter des Pascha von Aegypten bei der Pforte); alle diese wurden nicht in ihrer Wohnung gefunden und entgingen so der Wuth ihrer Feinde und einem sichern Verderben. Die Sklaven und Odalihs des Großwessirs hatten sich in unterirdische Gewölbe geflüchtet, die mit eisernen Thüren verschlossen werden konnten. In diesen verschiedenen Palästen wurde beträchtliche Beute gemacht, und nachdem die Meuterbanden mit ihren Plünderungen zu Ende waren, durchzogen sie die Straßen der Stadt mit Ausrufern an der Spitze, welche verkündigen mußten: „daß Alle, die an den Fetwas und andern gegen die Janitscharen gerichteten Handlungen Theil genommen, so wie Alle, die den Kauk trügen, umgebracht und ihre Weiber und Kinder als Sklaven verkauft werden sollten, und zwar die älteren Personen um fünf, die jüngern um zehn Piaster; übrigens solle Jedermann seine Buden öffnen, und seinen Geschäften nachgehen; wenn Jemand durch die Janitscharen ein Stück Glas einbüße, so soll es ihm durch einen Diamanten ersetzt werden. Die mindeste Beleidigung gegen irgend einen der friedlichen Bürger werde an Jedem mit dem Tode bestraft werden.“ Die ruhige Bevölkerung der Hauptstadt blieb betäubt vor Schrecken, als sie diese Kundmachung ausrufen hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Weg nach Ostindien.

(Schluß.)

Ueber die Schwierigkeiten und natürlichen Hindernisse auf dieser Fahrt sagt der Verfasser:

„Die bereits erwähnten Hemmnisse sind so geschildert worden, wie sie sich während des niedrigsten Wasserstandes im gewöhnlichen Verlaufe der Jahreszeiten darstellen; es bleibt nun noch zu untersuchen übrig, in wie fern sie auf die Dampfschifffahrt oberhalb Bassra oder Korna Einfluß haben könnten; bis zu letzterm Orte könnte nöthigenfalls das größte Seedampfboot aufwärts fahren. Von jedem dieser Orte, besonders von Bassra aus, würde ein kleines Dampfboot, das etwa 18 Zoll im Wasser geht, nicht eher Hindernisse finden, als bis es die Stromschnellen von Lemlun erreicht, wo die scharfen Krümmungen eines schmalen Fahrwassers die Fahrt sehr schwierig machen dürften, weil man hier leicht gegen das eine oder das andere Ufer stoßen, und Gefahr laufen könnte, die Räder zu zerbrechen; diese Schwierigkeit wäre indeß durch minder breite Bauart des Bootes zu beseitigen. Der nächste gefährliche Punkt möchte Adoyig oder Madamia, ungefähr 65 Meilen über Hit hinaus seyn, wo die Felsen das Fahrwasser, jedoch nur auf eine Strecke von zehn oder zwölf Fuß, bis auf 15 Fuß verengen; auch hier würden indeß die Dampfboote durchkommen, wenn die außerordentliche Breite der Schaufelräder ungefähr auf die der hier von den Felsen beengten Durchfahrt beschränkt würde. Die nächste erhebliche Schwierigkeit dürfte seyn, über den Wirbel von Hudder el Ellas zu kommen, was geschehen könnte, wenn man entweder einen Fall von zwei Fuß auf 50, und gegen eine Strömung von fünf Meilen auf die Stunde aufwärts steuerte, oder den von den Booten längs der Seite von Mesopotamien befahrnen Durchgang einschlüge, der ebenfalls fahrbar wäre, wenn das Dampfboot nicht breiter ist als die im Lande üblichen Fahrzeuge; ist Dieß der Fall, so kann es ungehindert durch die Felsen und den Fall von Hafagia, und dann weiter nach Hadisa und Anna fahren. Oberhalb dieses letztern Platzes dürften die Hemmnisse sich bedeutend vermehren; denn obschon die größern Fahrzeuge des Landes durch den Fall und die Felsen von Bahalat gezogen werden, und folglich die andern Schwierigkeiten überwinden, so würde es, selbst wenn man noch kleinere Dampfboote baute, sehr schwer seyn, sie glücklich durch die Felsenkette zu bringen, an der ihre Räder auf einer Fahrt von 170 Meilen, bis Diget-us-Kalk bei Racca, sehr gefährdet wären, von wo aus bis Bir (dem Ziele der Fahrt) dann keine weitere Gefahr ist. Es würde auch keine Schwierigkeit machen mit einem Schiffe von gewöhnlicher Bauart zwischen dem Meer und der Insel El Uhs, ungefähr 900 Meilen, durchzukommen, und zwischen dieser und Anna sind nur zwei bedeutende Hemmnisse zu überwinden. Nach Anna könnte ein kleines Dampfboot, bei gehöriger Vorsicht, selbst beim niedersten Wasserstande kommen, und von da aus bis nach Aleppo sind nur noch acht Karawanentagereisen (mit Dromedars 5½ Tage), und mit Pferden nach Scanderun noch 2½ Tagereisen mehr. Da man aber in der Wüste doch eine solche Strecke zurücklegen muß, so würde es besser seyn in Hit zu landen, und den Weg durch die Wüste nach Damaskus und Beirut einzuschlagen. Hit ist nur eine halbe Tagereise weiter von dort als Anna, während das Dampfboot fast zwei Tage von Hit nach Anna brauchen würde. Von Hit könnte man in 10½ Karawanentagereisen, gut gefördert, nach Damaskus, und in noch 2 oder 2½ Tagereisen mit Pferden nach Beirut kommen, wo sich, eine halbe Meile südlich von der Stadt, eine kleine, gut geschützte Bucht befindet, die etwa nur ein oder zwei Fahrzeuge aufnehmen könnte, und die für ein großes Dampfboot sehr bequem wäre. Auf demselben Wege würde ein Eilbote in 8½ bis 9 Tagen ankommen, und von Anna nach Scanderun 8 oder 8½ Tage brauchen, folglich erfordert die Straße von Hit, bei weniger Schwierigkeit, weniger Zeit als die von Anna und Scanderun, anderthalb Tage wenigstens mit eingerechnet, die das Dampfboot von Hit nach Anna braucht; Beirut hat dabei noch den Vortheil, daß es näher an Malta liegt als Scanderun.“

Der vorliegende Bericht ist das Ergebniß von mehrern einzelnen Reisen. Jede neue Untersuchung und Nachforschung überzeugte den Verfasser immer mehr von der Möglichkeit, den Euphrat vom persischen Meerbusen aus bis Bir, fast ganz in der Nähe von Aleppo, befahren zu können. Seiner Meinung nach könnte ein Dampfboot so gebaut werden

daß es, ohne mit dem Bette des Flusses Veränderungen vorzunehmen, bis nach Bir oder wenigstens bis Giaber kommen könnte, zwischen welchem Ort und dem Orontes er einen Kanal zu graben vorschlägt, um so eine Verbindung mit dem Golf von Scanderun herzustellen. Er untersuchte nicht nur den obern Theil des Euphrat, sondern auch das Land zwischen Giaber und dem Orontes, den Orontes selbst und den Hafen im mittelländischen Meer, durch den Indien mit Europa sich verbinden würde, auf das Sorgfältigste. Die Türken selbst scheinen geneigt etwas für dieses schöne, aber vernachlässigte Land zu thun.

„Von dem Wunsche beseelt, Aleppo wieder zu seiner frühern Wichtigkeit zu erheben, legte Ali Pascha, damals Gouverneur von Aleppo, vor etwa zehn oder zwölf Monaten dem Sultan einen Plan vor, die Schiffahrt auf dem Euphrat zu eröffnen und Seleucia wieder herzustellen. Beides wurde von der Pforte genehmigt, und es war schon daran, daß Hand ans Werk gelegt werden sollte, als die ägyptische Angelegenheit die ganze Sache in den Hintergrund stellte. Ali Pascha, der ein liberaler und aufgeklärter Türke und den Europäern und ihren Sitten zugethan ist, weiß, daß im Hafen von Bir zur Zeit Saladdins drei bis vierhundert kleine Schiffe lagen, und ohne sonstige Kenntniß von der Beschaffenheit des Flusses baute er auf diesen einzigen Umstand die Hoffnung, daß es ihm, wenn er den alten Hafen von Sourdia wieder herstelle, gelingen werde, nicht nur von Osten, sondern auch von Westen aus einen bedeutenden Handel nach Aleppo zu ziehen. Die Ingenieurs schlugen die zur Wiederherstellung von ganz Seleucia nöthige Summe auf 5000 Beutel, jeden zu 500 Piaster, oder ungefähr 51,000 Pfd. St. an; da aber, für mehrere Jahre wenigstens, der ganze Raum nicht nöthig war, so beabsichtigte man zuvörderst die Wiederherstellung eines Theiles, worauf man ungefähr 10,000 Pfd. St. zu verwenden gedachte, und da der Offizier, der diese Ueberschläge machte, geschickt und darin erfahren ist, wie man derlei Unternehmungen in der Türkei zu betreiben hat, so ist mehr als wahrscheinlich, daß beide Berechnungen vollkommen richtig sind. Eben so wenig läßt sich über ihren Erfolg ein gegründeter Zweifel erheben, wenn es einst so weit kommen sollte sie durch die Ausführung zu prüfen. Allerdings wurde der Entwurf einzig deßhalb ausgearbeitet, um die Einkünfte des Sultans zu vermehren, und obgleich man dabei nicht von höhern Rücksichten ausging, so ist es doch immerhin bemerkenswerth, daß die Pforte, bloß durch solche eigennützige Grundsätze veranlaßt, ein Werk zu unternehmen gedachte, das für die handeltreibende Welt höchst vortheilhaft seyn müßte, indem dadurch ein Hafen wieder geöffnet würde, der vollkommen geeignet wäre, eine ganze Flotte von mäßig großen Kauffahrteischiffen aufzunehmen, und zwar nur 22 oder 24 Karawanenstunden von Aleppo (über Antiochia) entfernt. Dieser Entwurf, unter solchen Umständen ausgeführt, würde alle Erwartungen der Pforte erfüllen."

Auf die von Kapitän Chesney angegebene Verbindung des rothen Meeres mit dem Nil durch den See Menzaleh können wir nur einen flüchtigen Blick werfen, da jede Beschreibung ohne seine Karten und einzelnen Angaben unverständlich bleiben würde. Es möge genügen zu versichern, daß der Plan vollkommen ausführbar scheint; überdieß gibt es außer dem Menzaleh noch andere Seen, und einige natürliche Kanäle, die sämmtlich dazu beitragen würden das Unternehmen zu erleichtern. Von dem See, der zu Verbindung des rothen Meeres mit dem Nil dienen soll, sagt der Verfasser:

„Der See Menzaleh fängt ungefähr anderthalb Meilen von Damiette an, und bildet ein unregelmäßiges längliches Viereck, das von Ostsüdost nach Westnordwest nahe an 45 Meilen lang und 11 bis 12 Meilen breit ist; nordöstlich und südwestlich vom Meer nach der Landseite zu. Der Grund besteht aus einer Mischung von Schlamm und Sand, der meist mit Schilf bedeckt und fast ganz eben ist, so daß die größte Tiefe des Sees, die, ausgenommen wo das Meer eintritt, selten unter vier Fuß und selten darüber hält, nie einen größern Unterschied als von sechs oder acht Zoll bietet. Eine große Menge kleiner, mit Gras bewachsener Inseln liegen auf dem See zerstreut, zwischen denen zahllose Fischerboote nach allen Richtungen hinfahren, die mit Netzen oder Reusen, die sie an gewissen Stellen auswerfen, Seefisch mit geringer Mühe und in größerer Menge als in andern Gewässern fangen. Diese Boote sind mit Fischbehältern versehen, um einen Theil des Fangs am Leben zu erhalten, und unterhalb zugleich breit und scharf zulaufend gebaut, so daß sie nicht tief im Wasser gehen. Dennoch tragen einige mehr als zwanzig Tonnen, die kleinern hingegen nur acht oder zehn, und statt mit Rudern werden sie, wenn der Wind zum Gebrauche der Segel nicht günstig ist, mit Stangen fortgeschoben, die man gegen den Grund stemmt. Die Fischer leben in den Städten am südlichen und östlichen Ufer des Sees, nämlich: zu Menzaleh, das am Kanal von Mansoura und eine Stunde vom See entfernt liegt; zu Matarieh am See; zu Saan, zwei Stunden davon, aber durch einen Kanal damit verbunden, und endlich zu Tineh, einem von den Franzosen angelegten Dorf, ungefähr 200 Yards über das östliche Ende des Sees hinaus, doch durch einen kleinen Kanal mit demselben verbunden."

Kapitän Chesney sieht sehr gut ein, daß eine Straße, durch die Verbindung des Euphrats mit dem Nil hergestellt, sich nur zu Beförderung von Briefen und leichten Gütern aus Indien, keineswegs aber für jene großen Schiffe eignet, mit denen die Kompagnie ihren Handel betreibt; deßhalb sagt er auch zur Empfehlung des schon vor Alters gefaßten und in neuern Zeiten wieder aufgenommenen Planes zu Verbindung des rothen Meeres mit dem mittelländischen Folgendes:

„Für welche der vorgeschlagenen Straßen man sich auch entscheiden mag, so wird sie doch nur den Weg zu Ausführung des großen Gedankens bahnen, den man in England und andern Theilen von Europa schon so lange gefaßt hat: das rothe Meer mit dem mittelländischen zu verbinden. In Kurzem wird wahrscheinlich die ungegründete Furcht beseitigt seyn, daß man die Höhe des letztern durch Zutritt des erstern zu sehr anschwellen würde; denn was für natürliche Ursachen man auch für die Vermuthung führen möchte, daß der Spiegel des rothen Meeres höher sey, so würden diese doch keineswegs auf das wenig mehr als einen Grad entfernte mittelländische Meer einen solchen Einfluß üben. Das Land senkt sich zwar, den französischen Ingenieurs zufolge, allmählich vom rothen Meer nach dem westlichen Ufer des Isthmus in einem mittlern Verhältnisse von achtzehn Fuß; allein es fragt sich sehr ob das rothe Meer selbst höher sey, da es doch bereits, um Afrika herum, mit dem mittelländischen zusammenhängt; könnte man Dieß auch beweisen, so würde ein neuer Zufluß den Wasserstand des letztern um nichts mehr vergrößern, als Dieß die weit größern Zuflüsse thun, die sich ununterbrochen auf der einen Seite aus dem atlantischen und auf der andern aus dem schwarzen Meer in dasselbe ergießen, denn der Ueberfluß verzehrt sich, auch wenn er scheinbar größer wäre, durch Verdunstung, daher der Zufluß sich durch die Menge des verdünsteten Wassers ausgleicht, und also, wie ich glaube, nie größer oder geringer seyn kann, er möge nun von Einer oder von sechs Seiten zuströmen. Nach diesem Grundsatze würde also das mittelländische Meer, bei einer Vereinigung, dem rothen Meer eben so viel geben, als es von diesem empfängt, würde nicht die Temperatur des letztern und seine Ausdünstung durch die kalten Nordwinde vermindert, die während der heißen Jahreszeit herrschen; aus dieser Ursache läßt sich auch erwarten, daß nur eine mäßige Strömung nach dem mittelländischen Meer stattfinden würde, und daß in der That eher zu befürchten wäre, der Kanal möchte nicht Wasser genug haben, um Schiffe mit mäßiger Ladung tragen zu können, als daß eine Erhöhung des Wassers an den Küsten des mittelländischen Meeres zu besorgen wäre. Was die Ausführung betrifft, so herrscht darüber nur Eine Meinung; bedeutende natürliche Hemmnisse sind nicht vorhanden; kein Berg, ja nicht einmal eine Anhöhe, die man einen Hügel nennen könnte, steht im Wege, und in einem Lande, wo man Arbeiter genug und um weit geringern Preis als in irgend einem andern Theile der Erde haben kann, würden die Kosten selbst für eine einzige Nation so mäßig seyn, daß es nicht der Mühe verlohnen würde, sie auf die großen Königreiche Europens zu vertheilen, die Alle von dem Unternehmen Vortheil zu erwarten hätten. Wären der Pascha und der Sultan einig, so könnte der Erstere 500,000 Araber zur Arbeit befehligen, wie er Dieß bei dem Kanale Mahmudieh that, und sie aus seinen Magazinen verköstigen, so daß fast die ganze bedungene Summe in seine Tasche fiele. Mehemed Ali ist zu Unternehmungen geneigt, und Dieß wäre eine großartige, und der Welt eben so nützliche, als für seinen Schatz ersprießliche."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 73. 14 März 1833.

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

1. Reise durch das Sumpfwasser Taouè nach dem See N'gher.

Am 25 April 1828 um 5 Uhr Abends schiffte ich mich, von vier schwarzen Laptats (Kanotführern) begleitet, die dazu bestimmt waren, mein gebrechliches Fahrzeug zu leiten, zu Richard-Tol ein. Wir fuhren so den kleinen, ungefähr vierzig Stunden von der Mündung des Senegal entfernten Fluß Taouè hinauf, dessen Breite beim Zusammenfluß mit dem Senegal, bei einer Tiefe von wenigstens acht bis zehn Fuß, höchstens 100 bis 150 Fuß beträgt. In der Jahreszeit, wo ich ihn befuhr, war sein Wasserstand sehr niedrig, so daß die Ufer seinen Spiegel wenigstens um acht bis zehn Fuß überragten. Die senkrechte Höhe dieser Ufer nimmt, je näher man dem See kommt, nach und nach ab. Die Strömung des Taouè war zu jener Zeit ziemlich reißend, und ich schätzte seine Geschwindigkeit auf ungefähr vier Stunden in einer.

Sechs von den Eingebornen zur Erleichterung des Fischfangs angelegte Flußdämmungen hemmen die freie Fahrt auf dem Flusse. Sie bestehen aus Reihen von mehr oder minder nahe an einander im Boden des Flusses eingerammten Pfählen, damit die Negerfischer, die hier ihre Netze auswerfen, nicht von der Strömung fortgerissen werden. Einem Gebrauch zufolge, den die Zeit zum Recht erhoben hat, empfängt der Neger, der mit Unterhaltung dieser Dämmungen beauftragt ist, von dem Reisenden der den Durchgang verlangt, eine Abgabe, die sich nach dem Wasserstand und der Größe des Fahrzeugs richtet. Da das unsrige zu Fortsetzung der Fahrt nur die Wegräumung von etwa einem halben Dutzend Pfählen erforderte, so begnügte man sich mit einigen Schüssen Pulver und Blei, und etwas Tabak.

An einigen Stellen sind die Zugänge zu dem Sumpf Taouè mit verkrüppelten Bäumen, Dornengesträuch, Schlingpflanzen u. s. w. bedeckt. An andern findet man Laughans oder Hirsefelder von oft sehr großem Umfang, auf denen neben andern Pflanzen Schminkbohnen (dolichos), süße Pataten, Wassermelonen, und andere eßbare Kürbisarten gebaut werden. Oberhalb der sechsten und letzten Dämmung, einige Minuten vom Dorf N'thiago, verschwindet die baumartige Vegetation gänzlich, und wird hier durch große natürliche Wiesen ersetzt, die jährlich von dem austretenden See überschwemmt werden. Diese meist perennirenden Grasflächen und wilden Reißfelder sind das ganze Jahr hindurch von zahllosen Hornvieh-, Ziegenheerden u. s. w. bedeckt, die den verschiedenen nomadischen Stämmen gehören, von denen diese Gegenden fast täglich durchzogen werden. Hier herrscht kein eigentliches Eigenthumsrecht: jede Gemeinde, ja sogar jeder Einzelne, hat das Recht, seine Heerde auf diese immer grünen Weideplätze zu treiben, da diese die einzigen Orte sind wo wiederkäuende Thiere, die ganze trockene Jahreszeit hindurch, hinreichendes Futter finden. Ein der Aufmerksamkeit der Reisenden höchst würdiges Schauspiel ist es, auf dieser Stelle des Littorals des See's eine so große Anzahl von Heerden versammelt zu sehen, das Eigenthum von Stämmen, die sich in Sitten und Gebräuchen meist sehr von einander unterscheiden. Ungeachtet der Vermischung so vieler Heerden verirrt sich doch nie auch nur ein einziges Thier: jedes, von einem bewunderungswerthen Instinkt geleitet, erkennt unter den tausend verschiedenen Rufen die Stimme seines Hüters, und kehrt ohne sich zu irren zu der Hürde zurück, zu der es gehört. Diese Menge von Hürden ist von einer leichten Hecke aus abgestorbenen Zweigen des Affenbrodbaums (acacia Adansonii) umgeben, die unregelmäßig in die Erde gesteckt werden, allein ungeachtet dieser freilich nicht festen Schutzwehr und der Wachsamkeit der Hüter, wird doch von Zeit zu Zeit eins oder das andere der Thiere eine Beute der Löwen, die hier zu Lande sehr häufig sind. Eine bei diesen Hausthieren sehr überraschende Eigenheit ist es, daß sie nicht eher aus ihrer schwachen Umfriedung herausgehen, als bis die Stimme ihres Hüters ihnen auf eine oder die andere Weise das Zeichen dazu gegeben hat. Die Kühe besonders, in diesen Gegenden der einzige Reichthum der Bewohner, verlassen ihre Hürde nie eher, als bis der Wärter sie gemolken, und die Milch in die Bagaue, ein aus einer Art Kürbis gemachtes Gefäß, geschüttet hat.

Wir brachten die Nacht auf der Erde, am linken Ufer des Taouè, ungefähr sechs Stunden von der Mündung des See's N'gher zu; zwei maurische Lager vom Stamme der Azunen seit einigen Jahren auf das Gebiet Ualo geflüchtet, hatten sich an diesem Ort niedergelassen. Die bei diesen unbequemen Nachbarn gewöhnliche Böswilligkeit und Hinterlist erweckte bei uns

einige Besorgniß; sie hatten uns unser Zelt aufschlagen sehen, und Dieß reichte hin, auf überlästige Besuche gefaßt zu seyn. Um unsrer persönlichen und der Sicherheit unsers Gepäckes willen, ließen wir unsre Ruderer die ganze Nacht Wache halten, und die Feuer, mit denen wir uns umringt hatten, keinen Augenblick erlöschen. Glücklicherweise kamen wir unbeschädigt aus der Nachbarschaft dieser Räuber; schon um drei Uhr Morgens fuhren wir unbemerkt ab, und ließen ihnen den Aerger des leeren Nachsehens.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vernichtung der Janitscharen.

(Fortsetzung.)

Inzwischen waren die Minister der Pforte von dem Aufruhr der Janitscharen benachrichtigt worden. Der Großwessir, der sich damals auf seinem Landhause befand, sendete in größter Eile zu Hussein Pascha und Mehemed Pascha, zu ersterem seinen eigenen Bruder, zu diesem den Kiahia Bei (Minister des Innern), und ließ ihnen entbieten, sich so schnell als möglich nach dem Serail zu begeben; er selbst eilte, von Niemand begleitet, als seinem Karredschi Baschi, gleichfalls dahin, ließ aber zuvor den Großherrn von der Lage der Dinge in Kenntniß setzen, und ihn um die Erlaubniß bitten, den Sandschak Scherif entfalten zu dürfen; indem er ihn zugleich um die Gnade seiner persönlichen Gegenwart ersuchen ließ. Zu gleicher Zeit ließ der Großwessir auch den Scheik ul Islam mit den Ulemas und Studenten zu sich entbieten. Eine gleiche Aufforderung erging an alle Würdeträger des Reiches, die sich in der Hauptstadt befanden.

Allein schon hatte der Lieutenant des Janitscharenaga, der Kullil Kudassi, einen seiner Leute an die Aufrührer abgeschickt, um von ihnen den Grund ihrer Empörung zu vernehmen. „Wir wollen keine Neuerungen, ließen sie ihm wissen, die uns vorgeschriebenen Waffenübungen bestehen, mit der Flinte nach der Scheibe zu schießen, und uns die Führung des Säbels eigen zu machen. Wir kennen und wollen keine andern kennen lernen. Uebrigens verlangen wir die Köpfe von allen Denen, die zu den Veränderungen mitgewirkt haben, die man mit uns vorzunehmen gedacht hat.“ Und wie es bei dieser übermüthigen Soldateska Sitte war, forderten sie die Hinrichtung der vertrautesten Rathgeber des Sultans, nämlich den Tod des Großwessirs, Hussein Pascha's, Mehemed Pascha's, Nedschib Effendi's und mehrerer anderer angesehener Männer. Der Kullil Kudassi hinterbrachte in größter Eile dem Großwessir die Forderungen der Janitscharen. Der Mann, den er hiezu beauftragte, und den er klugerweise auch zu den Rebellen gesendet hatte, war der Jazidje Baschi (der oberste Janitscharenschreiber). Als dieser Offizier dem Großwessir seine Meldung gemacht und ihm die Forderungen der Janitscharen dargelegt hatte, rief Se. Hoheit von der tiefsten Entrüstung ergriffen: „Merke Dir wohl, was ich Dir sage, Schreiber! Die Neuerungen, die wir angeordnet haben, sind von dem Gesetze, dem Fetwa des Scheik ul Islam und durch die Beistimmung der Ulemas geheiligt und nie soll uns eine Handvoll Rebellen von einem so rechtmäßigen Vorhaben abwendig machen. Kehre zurück zu Denen, die Dich gesandt haben, und sage ihnen, daß wir sie zu züchtigen wissen werden, wie sie es verdienen.“ Kaum hatte sich der Jazidje Baschi entfernt, als auch schon der Scheik ul Islam und alle Großen des Reiches, die nach dem Serail entboten worden waren, sich bei dem Großwessir einfanden und die Ankunft des Sultans erwarteten.

Der Großherr, von dem Aufstande der Janitscharen unterrichtet, befahl sogleich, ohne Aufsehen und in möglichster Stille einen Kaik mit drei Paar Rudern in Bereitschaft zu halten, ergriff dann seinen Säbel und begab sich, von dem Seliktar Aga (Säbelträger des Kaisers), Mustapha Effendi, seinem Sekretär und einigen andern Personen begleitet, nach dem Serail, wo sich, wie er vernommen hatte alle Großwürdeträger des Reiches versammelt hatten, um seine Sache zu unterstützen. Als Mahmud sich in der Mitte seiner Minister und aller Großen des Reiches befand, die zu seinem Beistande herbeigeeilt waren, nahm er das Wort und sagte: „Schon mehrmals haben die Janitscharen sich gegen mich empört, und mehrmals habe ich ihnen verziehen. Heute, nachdem sie sich unter die regelmäßigen Truppen haben einzeichnen lassen, erneuern sie ihren Aufruhr. Soll ich nicht ein solches Verbrechen als ein Attentat gegen die Religion und meine Person betrachten, das ich weder verzeihen kann noch darf?“ — „Ja,“ rief die ganze Versammlung, diese Rebellen haben den Tod verdient. Wenn zwei Parteien, Moslimen gegen Moslimen sich bekämpfen, sollen Diejenigen, die gegen das Wort Gottes Partei ergriffen haben, mit dem Tode bestraft werden. So lautet der Spruch des Koran und auf daß er vollzogen werde, werden wir dem Tod ohne Furcht ins Auge sehen, und unter den Augen unsers Herrn des Sultans, für den wir mit Freuden unser Leben opfern, in den Kampf gehen.“ Endlich bat die ganze Versammlung den Sultan zu erlauben, daß der Sandschak Scherif hervorgetragen werden dürfe. „Ja,“ rief der Sultan, „und ich selbst werde ihm folgen.“ — „Wir bitten Eure kaiserliche Hoheit,“ entgegneten die Großen der Pforte, eure erhabene Person nicht vor einem solchen Rudel Hunde der Gefahr bloß zu stellen. Mit der Gnade des großen Gottes werden wir mit ihnen fertig werden. Eure Hoheit richte nur Gebete zum Himmel, daß er unsrem Vorhaben günstig seyn möge.“ Der Großherr gab den Bitten seiner Minister nach und ließ sogleich einen Ferman ausfertigen, der an die drei Mollahs (die Kadis von Konstantinopel, Scutari und Galata) gerichtet war, und wodurch ihnen befohlen wurde, durch öffentliche Ausrufer alle Moslimen zur Vertheidigung ihres Herrn, des Sultans, auffordern zu lassen. Hierauf ließ er einige alte Scheiks ul Islam, die ihre Stelle niedergelegt hatten, zu sich entbieten.

Inzwischen durchliefen die öffentlichen Ausrufer alle Straßen von Konstantinopel. Die Vorsehung schützte diese treuen Diener vor den Gefahren, von denen sie bei einem so bedenklichen Auftrage offenbar bedroht waren, und in kürzester Zeit sah man Schaaren von Muselmännern, geführt von ihren Mollahs und Imams, dem Großherrn zueilen. Nun empfing der Sultan den Sandschak Scherif aus den Händen des Scheik ul Islam und überreichte ihn dem Großwessir, dem er mit dieser heiligen Fahne seine und des Reiches Sache anvertraute. Der Großwessir be-

gab sich sogleich nach der Moschee des Sultan Achmed, begleitet von einer zahllosen Menge treuer Moslimen, unter die man alle Waffen aus dem im Palaste des Großwessirs selbst befindlichen Arsenale vertheilt hatte. Der Sandschak Scherif wurde auf einer erhöhten Stelle der Moschee aufgepflanzt. Endlich um desto schneller Bericht über den Gang der Ereignisse zu erhalten, begab sich der Großherr, mit einem kleinen Gefolge zu Pferd nach einem Kiosk, der sich in der ersten Maueneinfassung des Palastes befindet, zu welcher das Thor Bab-Hemaium oder Kaiserthor führt.

Von allen Seiten strömten indeß die Schaaren der Gläubigen herbei, um sich unter die Fahne des Propheten zu stellen, und die wilde Begeisterung des Volkes, die schon durch die Gegenwart des Großwessirs entflammt war, loderte noch höher auf, als man die beiden Pascha, Mehemed und Hussein, mit ihren Truppen ankommen sah. Sogleich berieth man sich nun, welche weitern Maßregeln zu ergreifen seyen, und einige Personen, die Blutvergießen verhüten wollten, suchten versöhnliche Mittel in Vorschlag zu bringen, in der Hoffnung, die Rebellen noch durch vernünftige Vorstellungen zur Pflicht zurückführen zu können. Es wurde daher einem Mudderis (einem Lehrer des bürgerlichen und geistlichen Gesetzes), Namens Achmed Effendi, einem durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten Manne der Antrag gemacht, sich zu den Janitscharen zu begeben und zu versuchen, was Vernunft und Ueberredung über sie vermöchte, wenn er ihnen vorstellte, daß die Religion selbst es ihnen zur Pflicht mache, zum Gehorsam zurückzukehren, widrigenfalls aber, wenn sie taub blieben gegen die Stimme Gottes und ihres Herrn, alles vergossene Blut zu verantworten haben würden. Allein der Mudderis weigerte sich. „Sind diese Räuber Menschen, mit denen man die Sprache der Vernunft reden kann? sagte er. Ohne Zweifel würden sie mich umbringen, eh ich noch ein einziges Wort zu ihnen gesprochen haben würde." Nun nahm Mehemed Pascha das Wort: „Was wir in diesem gegenwärtigen Augenblick am meisten zu meiden haben, sagte er, ist Verzug. Wir dürfen unsren Feinden keine Zeit lassen, sich zu besinnen und Gegenanstalten zu treffen; durch Ueberraschung müssen wir sie schrecken, und nur der Säbel kann eine solche Frage entscheiden." Diese Ansicht vereinigte sogleich alle Meinungen und der Großwessir gab den beiden Paschas Befehl, mit ihren Truppen gegen die Rebellen anzurücken.

Während der Großherr und seine Minister diese Vorbereitungen machten, vernahmen die Aufrührer, daß in allen Theilen der Stadt öffentliche Ausrufer die Muselmänner zur Vertheidigung ihres Beherrschers unter die Waffen riefen, und daß eine zahllose Menge sich bewaffne, um für eine so heilige Sache in den Kampf zu gehen. Auf diese Nachricht beschlossen sie, alle Straßen zu besetzen, die nach dem kaiserlichen Hauptquartier führten, in der Hoffnung, eine Volksmenge, die so wenig in Waffen geübt, sich in vereinzelten Haufen dorthin drängte, wohin die Pflicht sie rief, leicht zurücktreiben zu können. Allein diese Absicht wurde durch die Menge sowohl als die entschlossene Haltung der von allen Seiten zusammenströmenden Vertheidiger des Thrones vereitelt, so daß sie sich genöthigt sahen, mehr und mehr zurückzuweichen, und in dem Augenblicke, wo die Paschas mit ihren Truppen anrückten, nur noch die ihren Kasernen zunächst gelegenen Stadttheile besetzt hielten.

(Schluß folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

3. Der Prozeß des Herrn v. Chateaubriand.

Ehe ich von der gerichtlichen Verhandlung des Prozesses des legitimistischen Vorfechters spreche, möge mir vergönnt seyn, zweier Vorspiele zu erwähnen, welche als ergänzende Theile des Dramas betrachtet werden können. Das eine ward durch den offiziellen Theil des Moniteur vom 26 Februar veranlaßt, das andere in dem Gange des Justizhauses aufgeführt, und ich war selbst Zeuge davon. Wie vor ganz kurzer Zeit der frevelhafte Zweifel eines Zeitungsschreibers an der unbefleckten Reinheit der Herzogin von Berry ein ernstes Duell hervorgeführt, wie sodann bald darauf die Anhänger der Herzogin, durch einen glücklichen Ausgang ermuthigt, bei Gelegenheit einiger anzüglichen Aeußerungen in Betreff der Prinzessin und ihres Unwohlseyns eine wiederholte Herausforderung gegen ein liberales Blatt ergehen ließen, wie die übrigen Journalisten der Bewegung an diesem Kampfe, als die Freiheit der Presse betreffend, thätlich Antheil nahmen, so daß wechselseitig Blut vergossen wurde, und einer der ausgezeichnetsten Wortführer der Partei der Bewegung in Gefahr stand, das Leben zu verlieren, — Alles um der Frage willen, ob die Herzogin von Berry der Inbegriff der irdischen und himmlischen Tugenden, und jeder menschlichen Schwachheit unfähig sey? — das Alles ist zur Genüge in den Blättern verhandelt worden. Eben so bekannt ist, daß die französische Regierung zwei ausgezeichnete Aerzte nach Blaye gesandt hat, und daß deren bekannt gemachter Bericht von einem außerordentlichen Zustande der Herzogin im Geringsten nichts erwähnend, die Vermuthung eines solchen natürlich beseitigen mußte. Die Regierung hatte in dem Kampfe der Parteien geschwiegen, und selbst bis zum 26 Februar war von ihr keine weitere Erklärung ausgegangen. An diesem Tage aber, am Vorabend des zur Verhandlung von Chateaubriands Prozesse bestimmten Tages, enthält der Moniteur eine von der Herzogin von Berry gemachte Anzeige, des Inhaltes: „Daß die Umstände und die ergriffenen Maßregeln sie nöthigten zu entdecken, was sie um wichtiger Ursachen willen gern verschwiegen hätte, nämlich, daß sie sich während ihres Aufenthaltes in Italien heimlich verheirathet habe." — Diese Erklärung, sagt der Moniteur, sey alsbald in die Register der Reichskanzlei niedergelegt worden. Eine solche, mit allem Anschein einer berechneten und planmäßigen Absicht öffentlich und amtlich gemachte Anzeige des mißlichen Zustandes der Prinzessin brachte in Paris eine Sensation hervor, welche schwer zu beschreiben ist, und welche sich eben so mannichfaltig äußerte, als die Ansichten, Meinungen und Interessen der Individuen, Parteien und Blätter verschieden sind. An der Verheirathung der Herzogin ist nichts, wenigstens glaubt es kein Mensch, — der gutmüthige oder einfältige Constitutionnel ausgenommen, welcher ihr sogar einen italienischen Prinzen zuweist, eine Ehre, auf welche selbst die Herzogin in ihrer Anzeige keinen Anspruch macht. Dagegen soll sie im siebenten Monate schwanger seyn, und zwar von einem gewissen Herrn Peira, Lieutenant der ehemaligen Garde royale, — nach Andern von dem Verräther Deutz selbst, welcher sie aus Eifersucht über einen neuen ihm vorgezogenen Liebhaber entdeckt habe. Mit dieser letzten Unterstellung bringt man eine dem Unwillen der Herzogin entschlüpfte Aeußerung in Verbindung: „Ich habe ihm doch mehr als das Leben gegeben!" Uebrigens sey an diesem Vorfalle gar nichts Befremdendes, da diese Dame notorischer Weise seit dem Tode ihres Gemahles schon mehreremal geboren habe!

Die legitimistischen Blätter, sichtlich desorientirt, suchten darzuthun, daß sie stets nur um des Prinzipes willen gefochten, daß übrigens eine heimliche Vermählung der Prinzessin den Rechten ihres Sohnes keinen Nachtheil bringen könne. Das Beispiel von Marie Louise, und, was überhaupt die Möglichkeit menschlicher Schwäche betrifft, die Belege der Geschichte der größten Könige Frankreichs werden hier angerufen. Allein was sich nicht zur Seite drängen läßt, ist der ärgerliche Kontrast der eingetretenen nackten Wirklichkeit und Wahrheit mit den frühern poetischen und schwärmerischen Anbetungen und Huldigungen dieser Blätter vor dem Gnadenbilde der Keuschheit und Tugend. Noch am 26 Februar las man in der „Mode" einen ganz wehmüthig rührenden Bericht eines karlistischen Korrespondenten, wie Madame sich trauernd am Fenster zeige, wie sie unwohl sey, und Niemand wisse, was ihr fehle u. s. w. Natürlich erlaubten sich die Blätter der Bewegung einige Anspielungen und Spöttelcien. Der Corsaire fragt: ob man nicht bei der Kammer

eine Million für den neuen Herzog von Blaye begehren werde, und das Journal du Commerce äußert, daß Herr v. Chateaubriand fortan Bedenklichkeiten über seinen Satz: Madame, votre fils est mon roi! erhalten und sich gegen alle Ausdehnung verwahren müsse. Der vereinte Angriff aller Parteien und Blätter aber ist gegen die Regierung gewendet, welcher man über ihr Verfahren die bittersten Vorwürfe macht, und wobei die königliche Familie selbst den Haupttheil hin erhält. Die Anzeige, daß die gemachte Erklärung der Herzogin in das Reichsarchiv niedergelegt worden, konnte der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgehen; man fragt sich, wozu? Welchen Sinn hat diese Hinterlegung? Sollte etwa die Familie Orleans, auf alle Begebenheiten hin, sich neue Ansprüche der Legitimität bewahren wollen; sollte sie aus der Verheirathung der Gefangenen deren Verlustigung der Regentschaft nach Vorschrift des Civilrodes folgern wollen? — Alsdann könnte sie dem Schlusse nicht entgehen, daß sie der Herzogin fortwährend einen politischen Charakter zugestanden! Solche Gründe des persönlichen Vortheiles würden die Entdeckung eines Geheimnisses, dessen Heiligthaltung die Gefühle der Diskretion, der Großmuth, und vor Allem der so nahen Verwandtschaft geboten, nur in ein um so gehässigeres Licht stellen, und da nicht anzunehmen ist, daß die Regierung erst jetzt von dem wahren Zustande der Prinzessin Kunde erhalten, so unterliegt sie nicht nur dem Tadel kleinlicher Selbstsucht und des Egoismus, sondern die Partei der Bewegung verlangt von ihr Rechenschaft, warum sie, genau wissend wie es sich in einer Sache verhalte, über deren Möglichkeit oder Denkbarkeit das Blut mehrerer Bürger geflossen, geschwiegen, ja selbst in dem officiellen Berichte der Aerzte nichts von der Schwangerschaft angedeutet habe? — Jedenfalls liege die für die öffentliche Meinung interessante Frage nicht in der Wiederverehelichung und Schwangerschaft der Herzogin, worüber sie Niemanden Rede zu stehen habe, sondern in ihrer ungesetzlichen Gefangenschaft und Behandlung.

Unter der Masse so vielseitiger Einwirkungen ward ich stets auf die augenblickliche Stellung des Angeklagten Herrn v. Chateaubriand zurückgeführt. Seine schwärmerische und dichterische Phantasie hatte der Sache der Legitimisten einen Anstrich von religiösem Glauben, von Ritterlichkeit, von Begeisterung verliehen, die als die Hauptquellen der Beharrlichkeit der karlistischen Bestrebungen, wenigstens in den höhern Ständen, erachtet werden können. Als Dichter hatte er seine intriminirte Broschüre über die Gefangenschaft der hohen Patronin geschrieben, in welcher alle Farben einer glühenden und exaltirten Einbildungskraft aufgeboten sind, um dem vergbitterten Gegenstande die beispiellose Reinheit der Verklärung zuzueignen. Vor solchem Bilde mußte jeder Zweifel, ja jede Erinnerung an eine bloß menschliche Natur dem schwärzesten Frevel gleich erscheinen, und glücklicherweise schienen alle Untersuchungen derlei Angriffe bisher zu widerlegen. Als Dichter und auf diese Prämissen sich stützend, mochte Chateaubriand seine Vertheidigung vorbereitet, und sich versprochen haben, neue Kränze um die Schläfe seiner Heldin zu winden und gleichzeitig die öffentliche Meinung damit zu fesseln! Was auch die legitimistischen Blätter hierüber sagen mögen, der Eindruck auf Chateaubriand muß fürchterlich gewesen seyn. Sein ganzes Glaubensbekenntniß lag in den Worten: Madame, votre fils est mon roi! und wie konnte er Dieß noch ferner aussprechen, ohne das boshafteste Gelächter zu veranlassen? — Auch sprach er nicht!

Um die öffentliche Verhandlung vor den Assisen nicht zu verfehlen, hatte ich mich sehr frühzeitig in das Justiz-Palais begeben, wo ich bereits eine lange Reihe von Neugierigen und Harrenden antraf. Ich schloß mich bescheiden an die Queue an, und hörte alsbald einen kleinen Mann im schwarzen Reck, wahrscheinlich ein Abbé, welcher mit vielem Feuer und noch größern Grimassen die Sache der Herzogin v. Berry verfocht, die Unverbrüchlichkeit der gestern eingelaufenen Nachricht und die Abscheulichkeit des Regierungsverfahrens seinen aufmerksamen Zuhörern vordemonstrirte. Letztere schienen so ziemlich alle karlistischer Natur zu seyn. Eine solche Queue, welche ganz denjenigen gleich ist, die vor dem Eingange der besuchten Theater gehalten werden, erinnert auch in allen übrigen Beziehungen an das Schauspiel. Hier wie dort wird Handel mit Einlaßbillets und den Plätzen getrieben, hier wie dort werden schlechte Späße gemacht, und obschon man in einem der bedeckten, jedoch fast offenen, auf beiden Seiten mit Kramladen versehenen Gänge des Justizpalastes steht, so veranlaßt doch eine mißfällige Aeußerung eines Anwesenden, oder ein Witzfunken hier wie dort das laute Beifallrufen, oder das gewöhnliche „à la porte.“ Während dem mein kleiner Abbé seine legitimistische Beredsamkeit auskramte, erhob sich hinter mir ein Tumult und sehr lautes heftiges Reden. Ich vernahm, wie ein Mann in mittlern Jahren, welchen ich bisher in einem Schuhkram bemerkt hatte, einem ganz alten Herrn in grauen Haaren die heftigsten Vorwürfe machte, und ihn ein über das anderemal einen unverschämten, alten Gecken nannte. Ich konnte meine Indignation über ein solches Benehmen kaum unterdrücken, bis ich von meinem Nachbar erfuhr, daß dieser alte Mensch seit Stunden schon zwei junge Mädchen von 14 oder 15 Jahren mit seinen Liebesanträgen belästigt, und sie zuletzt genöthigt habe, Schutz bei dem Nebenmanne zu suchen. Im Tempel zu Jerusalem waren nur Mäckler und Zöllner, hier gäbe es noch Schlimmeres aufzutreiben.

Als die Zeit der Sitzung herannahete, verdichtete sich der Haufe immer mehr, und preßte die in der Mitte stehenden auf eine jämmerliche Weise. Wehe dem, der nicht eine solide Faust und gesunde Rippen und Ellbogen besitzt, er läuft Gefahr, mit seinem Platze zugleich die Kleidung vom Leibe zu verlieren. Ich kann sie bei der Nachricht der Thüröffnung entstandene Bewegung nicht besser als mit dem Andrange und den Stößen eines römischen Mauerbrechers vergleichen, die ganze Menge schien immer mehr eine eisenfeste Angriffsmaschine zu bilden, deren vereinte Kraft auf den einen Punkt des eisernen Gitters an der Treppe und die dort stehende Wache gerichtet war. Gleich anfänglich bemerkten Einige, daß kaum ein Drittheil der Gesellschaft in den Saal eingelassen werde, und so geschah es auch; allein die größere Schwierigkeit war nun die geöffnete und von der andringenden Masse ergriffene Thüre wieder zu schließen; die Polizei wollte das letztere, die Wartenden widersetzten sich und behaupteten, daß der Saal noch nicht gefüllt sey, und da sie stets mehr drängten, kam es zu wirklichen Thätlichkeiten und Stößen; der Ruf „à bas la garde“ gab das Signal zu beiderseitigen Angriffen, wobei ich der bewaffneten Macht, Linie wie Polizei, das Zeugniß geben muß, daß sie ihren Beruf meisterhaft erfüllte, d. h. nach Herzenslust darein schlug. Die Polizei behielt die Oberhand, wiewohl mit zerquetschten und blutigen Händen. Im Saale mußte das Gedränge nicht minder groß seyn, denn unmittelbar nach der Eröffnung wurde eine Person herausgeführt, welche ohnmächtig geworden — eine andere ward durch die Polizei hinausgeschleudert. — Endlich nach zwei Stunden langem Harren befand ich mich an dem Gitter, und konnte da vernehmen, wie die Polizeisoldaten ihres Sieges und ihrer Heldenthaten sich rühmten. (Schluß folgt.)

Berichte des Missionärs Wolff.

Der Missionär Wolff, von dessen abenteuerlichen Wanderzügen schon wiederholt und erst neuerdings in diesen Blättern die Rede war, berichtet, wie indische Journale mittheilen, über seine Reisen durch Persien, Khorasan, Turkestan u. s. w. Folgendes: „Es ist merkwürdig, daß nicht allein in Khorasan, sondern auch in Turkestan und selbst in Kabul das Gerücht im Umlauf ist, der persische Prinz Abbas Mirza habe eine russische Prinzessin geheirathet und die griechische Religion angenommen; 50,000 Russen würden über Khiwa nach Khorasan vordringen und Abbas Mirza in der Eroberung von Khorasan unterstützen. So viel ist richtig, daß Rußland Feth Aly Schah 5000 Mann angeboten hat, um Khorasan zu erobern und den plündernden Streifzügen der Turkomanen ein Ende zu machen; und ich hoffe den Beweis liefern zu können, daß Rußland in kurzer Zeit sich Khiwas bemächtigt haben wird, und zwar unter dem Vorwande, der König von Khiwa habe 8000 russische Unterthanen als Sklaven in seinem Lande, während ich aus zuverlässigster Quelle weiß, daß sich zu Khiwa nur 200 russische Sklaven und 60 russische Ueberläufer, zu Bothara 50 russische Sklaven, zu Sarakhs zwei und zu Maur gar keiner befindet. Die Russen im Dienste des Khans von Khorasan sind lauter Ueberläufer, und sind als Topschis (Artilleristen) angestellt.“ Hier fügt der erwähnte Reisende noch bei: „Die Turkomanen sagen, sie stammen von Garaman und Yalawatsch; die Aehnlichkeit zwischen Garaman und German ist nicht zu verkennen, und die Gesichtszüge zwischen Deutschen und Turkomanen, namentlich bei dem weiblichen Geschlechte beider Länder, ist erstaunlich. Die Bewohner von Khiwa und Bothara werden Osbeks genannt, ein Wort, das aus Oß — selbst und Bek — Herr zusammengesetzt ist.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 74. 15 März 1833.

Die Vernichtung der Janitscharen.

(Schluß.)

Die beiden Paschas rückten an der Spitze der Kanoniere und Galiundjis oder Seesoldaten, in den breitesten Straßen vor, um die Rebellen anzugreifen, während die Bombardiere, Mineurs und alle Bürger, die freiwillig zu den Waffen gegriffen hatten, den Weg einschlugen, der von den Wasserleitungen und dem Pferdemarkt (Al Bazar) herführt. Sie zwangen die Janitscharen, auf die sie während ihres Vorrückens stießen, sich nach dem El Meidan zurückzuziehen, wo ihre Kasernen lagen. An der Spitze der Heersäule, die sich unter Anführung der beiden Paschas herandewegte, fuhren zwei Kanonen, die sich schon dem El Meidan näherten, als die Rebellen unversehens einen Angriff machten, um sich der beiden Geschütze zu bemächtigen; allein Kara Djihennem, der Obrist der Artillerie, trieb die Aufrührer zurück, die sich sogleich in ihre Kasernen flüchteten, und die Thore verrammelten. Die treuen Moslimen umringten hierauf sogleich den El Meidan von allen Seiten und schlossen so die Kasernen, deren Thore verbollwerkt waren, ein. Kara Djihennem, der sich in den vordersten Reihen des Angriffes befand, näherte sich ganz allein dem Kasernenthor und rief den Janitscharen, die sich darin eingeschlossen hatten, zu: „Brave Moslimen, Irrthum hat euch verführet, aber noch ist es Zeit zurückzukehren. Freiwillig habt ihr euch unter die regelmäßigen Truppen einschreiben lassen und jetzt empört ihr euch gegen eine Einrichtung, zu der ihr selbst eure Einwilligung gegeben. Ein solches Benehmen stimmt nicht mit den Gesetzen unsres Glaubens überein. Möge euch die Reue zu den Füßen eures Herrn des Sultans zurückführen, Verzeihung wird euch dort zu Theil werden. Die beiden Paschas, die ihr an unsrer Spitze seht, beschwören euch zu Gesinnungen zurückzukehren, die eurer würdiger sind, und verbürgen sich für eure Begnadigung."

Diese versöhnlichen Worte wurden durch ein wüthendes Geschrei erwidert, das mehr dem Geheule grimmiger Hunde als menschlichen Stimmen glich, und die Paschas, die nun sahen, daß jede friedliche Ausgleichung unmöglich sey, gaben Befehl, die Geschütze aufzufahren, und die Kasernen zusammenzuschießen. Allein Kara Djihennem, welcher fürchtete, die Rebellen möchten von allen Seiten mit Verderben bedroht, in ihrer Verzweiflung etwas unternehmen, was der guten Sache schaden könnte, bediente sich zur Vermeidung dieser Gefahr einer List, die einen vollständigen Erfolg hatte: „Wie sollen wir auf die Kasernen feuern, rief er so laut, daß es die Aufrührer hören konnten, da wir weder Pulver, noch Lunten, noch Kugeln haben?" Diejenigen von den Rebellen, die es schon zu bereuen anfingen, daß sie die Sache auf die äußerste Spitze getrieben hatten, und klüger als die anderen, eine Gelegenheit suchten, sich aus der Klemme zu ziehen, sahen sogleich ein, daß die Worte des Kara Djihennem nur eine List seyen, um sie in eine verderbliche Sicherheit einzuschläfern und sagten zu ihren Kameraden: „Bleibet hier, während wir durch das entgegengesetzte Thor einen Ausfall machen und uns der Kanonen bemächtigen wollen." Kaum aber waren sie außerhalb der Kasernen, als sie sich in die verschiedenen Theile der Stadt verliefen, und an nichts mehr dachten, als der Rache des Sultans zu entgehen. Bald darauf donnerten die ersten Schläge des Geschützes, zerschmetterten die Thore, tödteten eine Menge Rebellen und verbreiteten da Schrecken und Verwirrung, wo noch vor einer Stunde das blindeste Selbstvertrauen geherrscht hatte. Ein Kanonier, Namens Mustapha, hatte den Muth, mit der Art in der Hand auf das Thor loszustürzen, und die Oeffnung, die die Kanone gemacht hatte, zu erweitern. Auch die Offiziere gingen ihren Soldaten mit dem Beispiele des unerschrockensten Muthes voraus, und drangen durch diese Oeffnung in den Hof der Kaserne ein. Djihennem befand sich an ihrer Spitze, und obgleich von einem Flintenschuß verwundet, eilte er nur zurück, um frische Truppen heranzuführen. Die Rebellen in ihre letzten Bollwerke zurückgeworfen, hatten sich in mehrere aneinander stoßende Kasernen geflüchtet, die auf dem El Meidan selbst liegen. Als sie sich hier an den Rand des Verderbens getrieben sahen, überhäuften sie sich gegenseitig mit Vorwürfen und gaben einander Schuld, das unvermeidliche Schicksal herbeigeführt zu haben, das nun bald vollends in Erfüllung ging. Kaum waren fünfzehn Haubitzen in den letzten Zufluchtsort der Rebellen geworfen worden, als er auch schon in vollen Flammen stand.

In diesem Augenblicke erschienen mehrere Janitscharenoffiziere, begleitet von dem Kiahiaseri (Intendanten der Janitscharen); erschrocken über den Sieg des Sultans hatten sie wahrscheinlich bloß diesen entscheidenden Moment abgewartet, um sich

dem Großwessir zu Füßen zu werfen, und seine Gnade anzuflehen. Allein so verblendet waren diese Menschen, daß sie noch mit Bitten auf der Zunge, Bedingungen ihrer Unterwerfung beizufügen wagten. „Eure Hoheit, sagten sie, hat unsre Absicht mißverstanden; niemals verweigerten wir den Dienst, nur der europäischen Waffenübung, dieser gesetzwidrigen Nachahmung der Ungläubigen, widersetzten wir uns. Gebietet uns jede andere Waffenübung, und ihr sollt sehen, wie unterwürfig wir uns eurem Befehle fügen werden." — „Seht doch diese blinden und unwissenden Menschen, rief der Wessir aus, eben diese Waffenübungen, denen ihr euch widersetzt, sind durch Fetwas gutgeheißen, denen ihr zu gehorchen schuldig seyd, weil sie von der geistlichen Obrigkeit ausgehen, deren Vorschriften ihr stillschweigend zu befolgen, nicht zu untersuchen habt. Brauchen wir, um die Ungläubigen zu bekämpfen, nicht dieselben Vortheile in der Kriegskunst, die sie besitzen, und ist es vom Gesetz verboten, es ihnen auf dem Schlachtfelde gleich zu thun? Allein weitere Worte sind unnütz, bleibt in meiner Nähe, und ihr treuen Moslimen, sagte er zu den Truppen gewendet, die ihn umgaben, eilt euren Brüdern zu Hülfe, und vollendet die Vernichtung der Rebellen."

Redschib Effendi stellte sich an die Spitze dieser neuen Verstärkungen, als er aber auf dem El Meidan anlangte, war bereits Alles vorbei. Als diese glückliche Nachricht dem Wessir hinterbracht wurde, wünschten sich alle Großen des Reiches gegenseitig Glück, wie bei dem Bairamsfeste. Der Großwessir beeilte sich hierauf, dem Sultan Bericht über dieses große Ereigniß zu erstatten, und dieser vertheilte sogleich unter seine treuen Diener Belohnungen.

Auf den El Meidan wurden mehrere Janitscharenoffiziere gebracht, die weit entfernt, an der Empörung Theil zu nehmen, vielmehr in den Reihen der treuen Unterthanen für die Sache des Sultans gekämpft hatten. Man hielt sie in einem abgesonderten Zelte bewacht, und Jedermann schwebte in Zweifel über das Schicksal, das ihnen zu Theil werden würde. Erst einige Tage später, nachdem ihr ganzes Korps vernichtet worden war, wurden sie zu mehreren höhern Stellen befördert. Die Janitscharen, die den Flammen und dem Säbel entgangen waren, zerstreuten sich in Konstantinopel und suchten unter allen möglichen Verkleidungen sich den Nachforschungen der Regierung zu entziehen. Die Kanoniere besetzten die verschiedenen Wachtposten, die jene Truppen früher bezogen hatten.

Alle Ulemas und die Großen des Reiches blieben die ganze Nacht versammelt, um sich über die weiter zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Man mußte um so mehr zu einem entscheidenden Schritte kommen, als am folgenden Tage Freitag war, wo sich der Sultan nach der Moschee begeben mußte, und wobei früher die Janitscharen den Dienst hatten, indem ihre Reihen zu beiden Seiten des Weges aufgestellt waren, den der Großherr zu machen hatte. Es wurde beschlossen, daß die Kanoniere an diesem Tage an die Stelle der Janitscharen treten sollten. Dieß war die erste entschiedene Erklärung der gänzlichen Aufhebung dieser meuterischen Truppen, und diese große Maßregel wurde am folgenden Tage auch in einer Versammlung der Großen des Reiches in Berathung gezogen, während Hussein und Mehemed Pascha in der Stadt ohne Gnade alle Janitscharen erdrosseln ließen, die man aus ihren Verstecken hervorzog.

Der Verfasser des Werkes, aus dem dieser Auszug entnommen ist, war beauftragt, den Khattischerif vorzulesen, worin die Aufhebung der Janitscharen, die Vernichtung ihrer Insignien und alles Dessen, was an ihr Daseyn erinnern konnte, ausgesprochen wurde. Dieser Ferman, der von Perlew Effendi, damals Bellekdji Effendi und später Reis Effendi, abgefaßt wurde, ist eine zu merkwürdige Urkunde, als daß wir hier nicht einen Auszug davon mittheilen sollten. Folgendes war sein wesentlicher Inhalt:

„Jeder Moslim, der von dem Lichte unsers heiligen Glaubens erleuchtet ist, weiß, daß das Schwert eben so sehr als die Reinheit der Lehren des Islams zu den Triumphen beigetragen hat, die wir vom Auf- bis zum Untergang der Sonne errungen. Wegen der gewissermaßen heilig gebotenen Nothwendigkeit, zur Bekämpfung der Ungläubigen, wohlgerüstete Heere zu unterhalten, hatte es dem erhabenen Hause Osmans gefallen, die Janitscharen zu errichten, die sich durch ihre Thaten so berühmt gemacht haben, und ohne mit einem Auge zu blinzen, dem Feind entgegen gingen. Allein seit einem Jahrhunderte wurde Ordnung durch Ungehorsam, Sieg durch Niederlagen verdrängt und die von den Ungläubigen eroberten Festungen und Länder widerlegen am handgreiflichsten die nichtigen Vorwände, mit denen sie ihre Zuchtlosigkeit und Feigkeit zu bemänteln suchen. Hiedurch verstärkte sich die Macht unsrer Glaubensfeinde und ihre übermüthigen Anmaßungen nahmen mit jedem Tage zu. Wir zogen in Erwägung, was ihnen im Kampfe über uns so großes Uebergewicht gab, und fanden, daß ihre Siege bloß der Anwendung regelmäßiger Truppen zugeschrieben werden muß. Die Janitscharen suchten nicht nur dem Staate keinen Dienst zu leisten, sondern widersetzten sich auch jeder Verbesserung, und Empörungen waren die Waffen, deren sie sich bedienten, um die Versuche mehrerer Sultane zu vereiteln, deren Thatkraft die Welt mit Leben beseelte. Und dennoch wagte man nie eine dem Staate so verderbliche Truppenschaar zu vernichten: hat diese Nachsicht sie gebessert? Erfolgte daraus irgend etwas Gutes? — Nein; vielmehr diente ihre Feigheit nur unsre Feinde in der Ueberzeugung zu bestärken, daß sie nur wollen dürften, um uns zu vernichten."

Nachdem der Ferman das Benehmen der hohen Pforte vor dem Aufruhr und das der Janitscharen während der letzten Ereignisse geschildert hatte, schloß er, daß die Zahl der Schlechten unter diesen Truppen größer gewesen sey, als die der Guten; daß sich Aufwiegler, Spione und selbst Ungläubige unter ihnen eingeschlichen, daß der Name Janitschar und Jolbach oder Kamerad nur als Schutzbrief für Verbrecher aller Art diente, endlich daß sie jeden Versuch, unter ihnen Verbesserungen einzuführen, hartnäckig zurückgewiesen, woraus deutlich hervorgehe, daß jede Bemühung, Zucht und Ordnung wieder herzustellen, vergeblich sey, so lange man den Namen Janitscharen bestehen lasse. In Folge dessen wurden die Janitscharen aufgehoben und durch Truppen ersetzt, die den Namen „der mohammedanischen Truppen unter Beistand Gottes" führen sollten. Dieser Ferman wurde am 11 des Zilkade 1241 (16 Junius 1826) erlassen.

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Die allmähliche Abflachung des Landes um den Taoné wird immer merkbarer, je näher man dem See kommt; die Ufer dieses Sumpfflusses erheben sich an einigen Stellen kaum zwei Fuß über das Wasser, und nehmen so nach und nach ab, bis zum Anfang des See's, wo Wasser und Boden fast gleiches Niveau haben; die Ansicht des Landes war übrigens ganz dieselbe wie an der Stelle wo wir die Nacht zugebracht hatten: kein Baum, kein Strauch ist zu sehen, einige jährliche oder mehr oder weniger ausdauernde Ried- und andere Grasplätze sind die einzige Vegetation, welche diese große Einöde bietet. Die Schnelligkeit der Strömung, obschon hier minder stark als gegen den untern Theil des Sumpfgewässers, hemmte unsre Fahrt dennoch nicht wenig, auch waren unsre Ruderer noch vom vergangenen Tag und besonders durch die unruhige Nacht sehr ermüdet. Wir kamen indeß dennoch, gegen den Wind und die Strömung, gegen sieben Uhr Morgens bis zum Anfang des Panié-Foul, wo wir einen Augenblick anhielten, um die Inselchen zu besuchen, mit denen die Einfahrt bedeckt ist. Diese mehr oder weniger nahe beisammen liegenden Eilande bilden eine Art sehr interessanten Archipels; jede der Inseln, aus denen er besteht, und die zuweilen ungefähr drei Fuß tief unter Wasser stehen, ist mit einem schönen, zur Familie der Schoten tragenden Gewächse gehörigen Gesträuch mit gelben Blüthen, bedeckt, das von den Negern Bilor *) genannt wird. Die federartigen Blätter dieses merkwürdigen Strauchs sind glatt und von einem schönen Dunkelgrün und sein Holz weit linder und weicher als Kork: die Eingebornen verwenden es um ihr Fischergeräth damit zu besetzen, und machen sonst noch andern Gebrauch davon. Der Bilor wird selten höher als acht bis zehn Fuß; Aeste, Zweige und Blattrippen sind mit gekrümmten, meist sehr schwachen Dornen besetzt; so viel ich weiß, findet er sich an keinem andern Punkt des afrikanischen Littorals und er ist, wie auch die Beschaffenheit des Bodens andeutet, in dem er wächst, eine Sumpfpflanze.

Von der Stelle an wo der Sumpffluß Taoné aus dem See M'gher tritt, bis zu ihrem entgegengesetzten Ende, dehnt sich diese Wasserfläche in einer Richtung von Norden nach Süden aus. Ihre Länge von Nordnordost nach Südsüdost beträgt ungefähr zehn bis zwölf Stunden, ihre mittlere Breite 2½ Stunden, und ihre Tiefe sechs bis acht Fuß. Die Länge der südlichen Spitze ist 3′ östlich von St. Louis, die Breite 16°, die Länge der nördlichen Spitze 40′ und die Breite 16° 17.

Als wir den Taoné verlassen hatten, nahmen wir unsre Richtung ostsüdöstlich, indem wir schräg durch den See hinfuhren; er schien an dieser Stelle etwa eine Stunde breit zu seyn. Große Gruppen, dicht und fast ununterbrochen fortlaufende Hecken von Typha latifolia und Cyperus articulatus umgränzen höchst anmuthig das Ufer. Der Wasserspiegel ist an einigen Stellen mit einer Gattung Aponogeton oder Schwemmkraut bedeckt, dessen blattbedeckte Stengel oft die Fahrt hemmen. Nach einer Fahrt von ungefähr anderthalb Stunden näherten wir uns dem Ufer, an dem wir nun zu landen suchten. Allein vergebens sahen wir uns dazu nach einer Stelle um, denn der M'gher war hier von einer sumpfigen, mit wildem Reiß bedeckten Savanne eingeschlossen. So sahen wir uns also genöthigt, unsre Fahrt längs der Küste fortzusetzen, die hier gegen Norden und Süden sich ausdehnt. Die fortlaufenden Gruppen von Typhus und Cyperus hie und da mit einigen Sträuchen des Bilor untermischt, sind besonders an dieser Seite durch ihre Höhe und Dichte ausgezeichnet. Wir schifften mehrere Stunden an diesen dichten Wänden von Monocotyledonen hin, ohne einen geeigneten Landungsplatz finden zu können.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nachforschungen haben mich überzeugt, daß diese Pflanze neu ist, und ein besonderes Geschlecht zwischen dem Agati und der Sesbania bildet. Sie findet sich in der sechsten Lieferung der Flora von Senegambien unter dem Namen Herminiera elaphroxylon; ein Name den sie zu Ehren des ausgezeichneten Naturforschers Hrn. L'Herminier in Guadeloupe erhielt.

Französische Gerichtsverhandlungen.

3. Der Prozeß des Herrn v. Chateaubriand.

(Schluß.)

In dem Innern des Gerichtssaales, welcher dicht voll war, befanden sich alle Notabilitäten der legitimistischen Partei, eine Menge Damen, wohl über hundert, in deren Anzug die grüne und weiße Farbe vorherrschte; der Zudrang war so groß, daß viele Damen die den Advocaten vorbehaltenen Plätze einnahmen, und einen Theil derselben verhinderten, der Sitzung beizuwohnen. Unter den Zuschauern bemerkte man: Hyde de Neuville, de Conny, Deux-Brézé, Arthur de Labourbonnaye, Lézardières, Bertin aîné, d'Arlincourt, Jaubert, Roux Labourie, Madame Delphine Gay u. m. A. Beim Eintritte wurde Chateaubriand von den Anhängern seiner Partei mit Beifall begrüßt, und die Damen erhoben sich von ihren Sitzen. — Um 11 Uhr trat der Gerichtshof in den Saal; an dem Platze des öffentlichen Anklägers saßen der Generalprokurator Persil und einer seiner Substituten Avrier.

Die Angeklagten waren: 1) Herr v. Chateaubriand. 2) Chauvin Bellard, Herausgeber des Courrier de l'Europe. 3) Brian, Gérant der Quotidienne. 4) Aubry Foucault, Gérant der Gazette de france. 5) Gouny, Gérant des Echo français. 6) Rechecave, Gérant des Révenant. 7) Martin, Gérant der Mode. 8) Thomas, Kandidat der Rechte. Die gegen sie erhobene Anklage war folgende: Anreizung zum Haß und zur Verachtung der Regierung, und Angriffe auf die Rechte, welche der König der Franzosen durch den Willen der Nation erhalten hat; Aufruf, ohne Erfolg, zum Umsturze der Regierung des Königs. Die Art und Weise, wie die Angeklagten diese Vergehen begangen haben sollen, ist bekannt. Chateaubriand hatte eine Schrift: „Mémoire sur la captivité de la duchesse de Berri" gefertigt und verbreiten lassen. Ein Haufe junger Leute verfügte sich in sein Hotel, und einer unter ihnen, der Angeklagte Thomas, hielt ihm eine Anrede, deren Schluß war: „Bald wird Heinrich V wiederkehren, und alsdann wird Frankreich glücklich seyn!" Es wurde eine Medaille zu Ehren des Herrn v. Chateaubriand gestirt, und die Versammlung beschloß, daß die Kehrseite derselben die Inschrift tragen solle: „Madame, votre fils est mon roi!" Den Bericht dieser Thatsachen hatten die oben genannten Journale in ihren Blättern aufgenommen, und waren hiedurch der gemeinschaftlichen Anklage unterworfen worden.

Es hielt unendlich schwer Stille in den Gerichtssaal zu bringen. Nachdem das Verweisungsurtheil verlesen war, verlangte die Masse der Zuschauer, daß die Personen auf den vorbehaltenen Plätzen sich niedersetzen sollten. Der Tumult war so groß, daß der Präsident während einiger Zeit die Sitzung aufheben mußte.

Nach Erfüllung der gewöhnlichen Formen und Beantwortung der an die Angeklagten gerichteten Fragen, erhob sich der Generalprokurator zur Rechtfertigung der Anklage, und mit ihm stand zugleich sein Substitut auf, welcher, ohne zu sprechen, während des ganzen Vortrages des Generalprokurators in dieser Stellung verblieb, eine Erscheinung, welche dem alten Gebrauch angemessen seyn mochte, die aber heute eben so befremdend als lästig, und selbst lächerlich erschien.

Der Vortrag des Herrn Persil war im Wesentlichen des Inhaltes: Ein Befehl der Justiz habe ihm aufgegeben, einen geschätzten Mann, einen philosophischen Christen, welcher seit 40 Jahren den literarischen Ruhm Frankreichs bilde, vor Gericht zu stellen. Nicht als ob nicht früher schon seine Schriften für ungesetzlich und strafbar erachtet worden; allein wenn die Staatsbehörde keine Anklage erhoben habe, so sey sie durch die Besorgniß, den Nationalruhm zu befleckten, abgehalten worden. Niemand verkenne die Auszeichnung des großen Schriftstellers und seine Verdienste um das Vaterland, unter ihrem Schilde sey er bisher gedeckt gestanden; allein das Maß sey endlich so sehr überschritten, daß ein ferneres Schweigen nicht stattfinden könne, und eine Klage gegen sein letztes Pamphlet unerläßlich nothwendig geworden sey. (Bei dem Worte Pamphlet Murren in dem Gerichtssaale.) Chateaubriand habe bei seinem Abschiede von der Pairskammer freiwillig die Verpflichtung übernommen, niemals ein Element von Unruhe und Uneinigkeit in das Land zu bringen. (Neue Aeußerungen des Unwillens in dem Gerichtssaale. Der Präsident droht die Unruhestifter, und wenn sie nicht entdeckt würden, alle Zuschauer aus dem Saale entfernen zu lassen.) Chateaubriand habe erklärt, wenn er eine Krone besitze, so würde er sie willig zu den Füßen des Herzogs von Orleans niederlegen, er für seinen Theil verlange nichts weiter als einen Ort der Zurückgezogenheit zum Sterben, Unabhängigkeit und Ruhe. Seitdem aber habe er seinen also geäußerten Entschluß geändert, sey aus seiner Zurückgezogenheit hervorgetreten, habe sich zum Anführer einer politischen Partei erhoben, und die Rolle der Thätigkeit ergriffen, um das Land in neuen Zwiespalt und Unruhe zu stürzen.

Um diese Anklage zu unterstützen ging Herr Persil in eine Analyse der inkriminirten Schrift ein. Die Stelle derselben, wo Chateaubriand von der Herzogin sagt:

„Elle n'est pas de son siècle, sa gloire est un anachronisme!“

erregte das Lachen eines Theiles der Anwesenden. Besonderes Gewicht legte Herr Persil auf die Phrase, in welcher die Prinzessin dargestellt wird, als vor Louis Philipp erscheinend, sonnenverbrannt und Ketten schleppend, sie ein Gespenst ein anderes Gespenst von König begrüßend, — ferner: „Durch die Entsagung Karl X ist der König gestorben, Karoline wird durch ihre männliche Tugend den vakanten Thron besteigen, ohne das salische Gesetz zu verletzen.“ — „Die Regierung vom 7 August ist nichts anderes als eine Theophobie der Monarchie des Zufalles, ein Zustand des Ueberganges, eine Heuchelei der Freiheit, welche die Verachtung der Nation und den Hohn des Auslandes verschluckt, und sich mit ihrer Feigheit wappnet und kriecht, weil man das nicht zertreten kann, was sich unter dem unwilligen Fußtritte geschmeidig fügt.“ (Man lacht.) Bei dem Ausdrucke „hideux,“ womit Chateaubriand die Regierungsakte belegt, ruft Persil aus, nein, nicht die Handlungen des Gouvernements, sondern die Scenen im Westen von Frankreich verdienten diese Bezeichnung. Auch nicht die Gefangenschaft der Herzogin von Berry, denn seit ihrer Festnehmung habe das Blutvergießen aufgehört. — Wenn die Freiheit der Meinungen heilig und unverletzlich sey, so dürfe auch die Achtung vor dem Gesetze nicht außer Akt gelassen werden. Die Absicht Chateaubriands sey nicht etwa Befreiung der Prinzessin, denn wenn sie auch aus ihrer Haft entlassen würde, müßte sie dennoch gleich das Land verlassen, sondern sein Bestreben gehe dahin, die Krone Demjenigen zu entreißen, welcher sie auf eine so würdige Weise trage, und die Bourbonen der ältern Linie wieder zurückzuführen. Demgemäß möchten die Geschworenen von dem verdienten Ruhme des Angeklagten ganz absehen, vergessen, daß er der Verfasser des Génie du Christianisme sey, und nichts vor Augen behalten, als seine letzte Schrift über die Gefangenschaft der Herzogin von Berry.

Chateaubriand erklärte hierauf, daß er sich nicht erhebe, um auf den Vortrag des Generalprokurators zu antworten, er wolle demselben nur einige Stellen seiner Schrift entgegenhalten, um zu beweisen, in welchem Geiste sie verfertigt worden. Dieß that er und setzte noch bei: „Ich habe mich ins Ausland zurückgezogen, und bin erst dann wieder nach Frankreich zurückgekehrt, als man Proskriptionsgesetze gegen eine Familie erließ, welche ich vertheidigen mußte. Wird es Ihr Wille seyn, mich ins Gefängniß zu verweisen, wenn ich Zurückgezogenheit begehre?“

Der Advokat und Deputirte Berryer ergriff nun das Wort als Vertheidiger der vier angeklagten Zeitungsredakteren, er brachte dem Talente und den Verdiensten des Herrn v. Chateaubriand seine Huldigung dar, und äußerte seine Verwunderung, wie bei dem bestehenden und von der Regierung anerkannten Grundsatze der Preßfreiheit eine solche Anklage habe stattfinden können. Er übernahm die Rechtfertigung Chateaubriands, schilderte seinen ganzen Charakter, und richtete seine Bemühungen besonders dahin, die Sache der ältern Linie der Bourbonen an das Wohl der Nation und an die Ideen der Freiheit und des Fortschrittes zu knüpfen. Er schloß mit den Worten: Ich überlasse Ihnen, meine Herren Geschwornen, die Entscheidung, weil Sie das Volk sind, und im Julikampfe das Volk unter dem Rufe: Es lebe die Freiheit, den Herrn v. Chateaubriand in die Pairskammer auf seinen neulichen Sitz getragen hat. Damals erwiderte der Gefeierte fortwährend: Es lebe die Freiheit, es lebe der König! Sie sind das Volk und werden ihn frei sprechen.“

Während der ganzen Vertheidigung bewährte der Redner ein ausgezeichnetes und glänzendes Talent, welches die bloße Unterstützung der Anklage weit überstrahlte. Der Schluß seines Vortrages ward auf den Bänken der Legitimisten mit einer dreifachen Salve von Beifallklatschen, und im übrigen Saale gleichzeitig mit Pfeifen aufgenommen. Der Advokat Ledru trug die Vertheidigung des Angeklagten Gouny vor, wurde jedoch bald von dem Generalprokurator, welcher ihm den geleisteten Eid ins Gedächtniß zurückrief, bald durch den Präsidenten so sehr unterbrochen, daß er erklärte, seinen Vortrag nicht beendigen zu können. — Advokat Dufougeray, welcher die Sache der „Mode“ zu verfechten hatte, sagte, mit Beziehung auf die Nachricht im Moniteur, daß für ihn die Stellung der Herzogin nicht geändert sey. Nachdem sämmtliche Vertheidiger geendigt, forderte der Präsident den Herrn v. Chateaubriand auf, sich zu vertheidigen, dieser aber erklärte, daß er vorziehen würde, erst dann das Wort zu nehmen, wenn der Generalprokurator seine Replik vorgebracht.

Herr Persil ging in seiner Erwiderung besonders auf den Schluß der Berryer'schen Rede ein, indem er es als eine Verwegenheit erklärte, den Ruf: „Es lebe der König,“ vor dem Volke zu erheben, man möge es doch jetzt einmal versuchen, das Volk vom Julius 1830, welches durch sein Zerstören selbst der leblosen Abbildungen Karls X in den Tuilerien seinen Abscheu an den Tag gelegt, würde nicht ermangeln, ein solches Wagestück zu bestrafen.

Endlich schloß Chateaubriand die gegenseitige Diskussion durch folgende Worte: „Ich protestire im Namen der Preßfreiheit, welche in meiner Person verletzt ist. Unter der Restauration ward ich von der Liste der Staatsminister gestrichen, aber ich erkenne Niemanden das Recht zu, mich von der Liste der Männer von Ehre und Gewissen zu streichen. Ich vertheidige heute die Grundsätze meines ganzen Lebens, und überlasse mich Ihrem Biedersinne in allem Vertrauen. Wenn ich noch Pair von Frankreich, unter der Restauration vor Ihren Richterstuhl gestellt worden wäre, würde ich Ihre Zuständigkeit nicht in Abrede gestellt haben; aus dem Volke hervorgegangen, haben Sie die Macht und die Vernunft. Sie sind die allgemeinen Pairs, Sie sind nicht das Organ einer Partei. Ihre Stellung ist über die politischen Gewalten erhaben, welche lange genug sich bemüht haben, eine Institution zu zerstören, welche ein Hinderniß der Tyrannei war. Sie sind es, welche die Nation mit dem Berufe bekleidet hat, die Vertheidiger der Angeklagten zu seyn. Es handelt sich heute nicht von meiner Person, und eben so wenig von meinem Privatleben, sondern von der Freiheit zu denken und zu schreiben. Sie werden ihr den Sieg verleihen — ich erwarte mit eben so viel Vertrauen als Achtung den Spruch meiner Richter!“

Nach zweistündiger Berathung sprachen die Geschwornen über alle Angeklagten das Nichtschuldig aus.

Beim Herausgehen ward Herr von Chateaubriand mit Jubel und Lebehoch empfangen, man machte sogar Anstalten, die Pferde seines Wagens auszuspannen, was aber die Polizei verhinderte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 75. 16 März 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

(In Briefen an die Herausgeber des New-England-Magazine.) *)

1) Süd-Carolina.

Erster Brief.

Wer an einem mondhellen Abende im März oder April in Charleston ankommt, dünkt sich an den herrlichsten Ort versetzt, den er noch je mit seinen leiblichen oder den Augen der Einbildungskraft erschaute. Mit Entzücken wandelt er in den breiten Straßen; sieht er die Pfeiler und Balkone, von den hundertblumigen Büscheln der Rosa multiflora umwebt; athmet er die von Orangen- und Jasmin-Blüthen durchduftete Luft. Hier erblickt er die zur Spitzsäule aufschießende Gestalt des dunkelgrünen Lorbeers mit den breiten glänzenden Blättern und den mächtig großen Blumen vom zartesten Weiß — dort, mit Bewunderung die schlanke Pflaumpalme, geformt wie ein ungeheurer Sonnenschirm, mit ihrem sechzig Fuß hohen kerzengeraden Stamme und ihrem leicht herabhängenden Blätterschmucke als Krone. Der Fremde wird in Charleston nicht nur Säulengänge, Säulenlauben (Piazzas), Kuppeln sammt anderen Schöpfungen eines guten Baugeschmacks nicht vermissen, sondern auch einen Reichthum an Bäumen und Gärten finden, ohne die das trefflichste Gebäude die Hälfte seiner rechten Wirkung verliert; vor Allem aber wird er, ohne Fernglas, einen solchen Zauber von Schönheiten im Monde schauen, als er nimmer mit dem längsten Fernrohre, unter dem zweiundvierzigsten Breitengrade **) zu entdecken im Stande seyn würde. Charleston nimmt sich, wie Melrose am vortheilhaftesten im „bleichen Mondlichte" aus. ***) Einen reichen Ersatz für den verlornen Schlummer gewährt es immerhin auch, die Sonne aus dem Meere aufsteigen zu sehen; zu sehen wie sie die Nebel zertheilt, die höheren Dunstmassen mit Flammenlichtern färbt, und „ein Gedränge von Strahlenherrlichkeit nach sich zieht."

Am Morgen mag der Reisende einen Gang nach dem Kaufhause (market-house) machen, um sich die Erzeugnisse des Südens zu beschauen. Wohlhäbige, weißröckige Fleischer mit rothen Gesichtern und Gestalten, deren leiblicher Umfang ein gutes Zeugniß für ihre Waare ablegt, wird er nicht viele sehen, und eben so wenig, wenn er den Markt hinabwandelt — wie auf dem Wege von Vera Cruz nach Xalapa durch verschiedene Pflanzenregionen — durch abgestufte Striche von Eßwaaren kommen, indem hier nicht, wie in Boston's Tempel der Fülle, wenn auch nicht der Eintracht, Quincy-Hall *) benannt, das Ochsenfleisch vom Hammelfleisch, oder das Schweinefleisch von beiden, oder die Pflanzengewächse von allen Dreien abgesondert gehalten sind. In Charleston sind die Priester, welche die Opferthiere für diese Altäre schlachten, fast insgesammt afrikanischen Ursprungs, bei denen dann die weiße Schürze und die glänzende Haut ihres Trägers sich gegenseitig heben, wie „Ebenholz eingelegt mit Elfenbein." Mit den ausgekramten Vorräthen könnte man die größte Festtafel beschicken, und wahrhaft verführerisch ist der Anblick der Obstläden. Die Früchte, wie auch das Geflügel, das paarweise an den Füßen zusammengebunden ist, werden von Negerinnen und Mulattinnen feil gehalten, die mit ihren grellfarbigen seidenen Kopftüchern und der Weise, wie sie neben ihrer Waare sitzen, ein ganz morgenländisches Aussehen haben. Hier winken Orangen — und größere und bessere, als in Carolina wachsen, trifft man nicht leicht sonstwo an; — hier Büschel von Bananen, an die zwanzig Pfund wiegend; dort Kokosnüsse, Feigen, Pfirsiche, Melonen von mächtigem Umfange, Citronen kegelförmig aufgehäuft und Pyramiden von Yamswurzeln.

In der Nähe des Marktes halten sich Hunderte von großen, dunkelfarbigen, kahlköpfigen Vögeln auf, die den stolzen Namen „Puter-Bußaare" (Turkey-Buzzards) führen und sich eines absonderlich ernsten und feierlichen Aeußern befleißen. Diese Bußaare stehen unter dem Schutz der Gesetze und machen sich dafür zur

*) Bei den Mißhelligkeiten, die sich in neuester Zeit zwischen den nördlichen und südlichen Staaten der Union ergeben haben, wird eine Schilderung der letztern von einem Amerikaner aus dem Norden um so weniger am unrechten Orte seyn, als sich daraus die Irrungen, die dem Bande der Union so gefährlich zu werden drohten, in manchen Beziehungen erklären lassen werden.
Anm. d. Red.

**) Boston liegt unter 42° 23' 28" Breite und 306° 30' Länge.

***) S. Walter Scotts „Lay of the last Minstrel," Canto 2, St. 1.
„If thou would'st view fair Melrose aright?
Go visit it by the pale moon-light."
(Willst recht das schöne Melrose sehn?
Mußt hin im blassen Mondschein gehn.)
Uebers. von A. Storck.

*) So heißt eines der drei Markthäuser in Boston.

Dankbarkeit in der Eigenschaft von Gassenreinigern ungemein nützlich. Nichts entgeht ihnen; sie wittern ihre Nahrung aus beträchtlicher Ferne, und um die Wahrheit zu sagen, geben auch sie sich schon in einiger Entfernung durch den Geruch kund. Ich hatte einmal einen alten, neun Fuß langen Aligator erlegt, und ihm, auf dem Flecke seine Decke abgezogen. Als Dieß geschah, war — einen geschwätzigen Spottvogel auf einem Cypressenstumpen ausgenommen — kein Vogel weit und breit zu sehen; doch kaum hatten wir den Platz verlassen, so drängten sich auch schon siebenzig Bußaare, groß und klein, eiligst und schleunigst nach dem Festschmauße, und ehe eine Stunde verging, lag das sauberste Beingerippe eines Aligators, wie es kaum selbst in Alabama, wo die Einwohner ihre Einhägungen aus solchen Skeletten machen, zu sehen seyn möchte, am Uferrande. Der Gang des Bußaars gleicht dem kurzen Sprunge des Ochsenfrosches, *) und erinnerte mich lebhaft an eine Tanzschule in Vermont, die ich in meiner Jugend besuchte.

In Charleston muß es dem Fremden bald augenfällig werden, daß er sich in einem Lande befindet, in welchem der Neger wo nicht daheim, doch immerhin um so viel besser in Nahrung, Kleidung und Behandlung — im Verhältniß gegen Neu-York **) gehalten ist, daß er, wo nicht gar sich auf eine gewisse Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft erschwingt, doch immerhin in einer recht guten und selbst behaglichen Lage zu seyn scheint. Der Fremde wird und kann freilich den Grundsatz, nach welchem der Neger seine Arbeit thut und thun muß, nicht gutheißen, aber doch gestehen müssen, daß die Uebel der Sklaverei durch eine menschliche Behandlung gemildert werden; vergessen darf er dabei auch nicht, daß das Uebel, dem Podagra gleich, ein anererbtes und ihm jetzt einmal nicht abzuhelfen ist.

Unter den Einwohnern Charleston's finden sich Leute aus fast allen europäischen Nationen; vorzüglich achtbar ist die französische Bevölkerung. Auch gibt es hier, wie vor Zeiten in Italien, Schwärme aus dem „Bienenstocke des Nordens." Yankees heißt man sie, und wenn sie auch nicht häufig zu den höchsten Würden im Staate gelangen, so wird ihnen für die versagten politischen Ehren ein genügender Ersatz in den Gewerben und sonst. Uebrigens kennen Sie diesen Schlag Leute ja selbst so gut, daß ich Sie mit einer Schilderung um so mehr verschonen will, als diese, nach Wunsch entworfen, ohnehin leicht etwas schmeichelhaft ausfallen dürfte. In ihnen ist, wie in ganz Neu-England, der Abdruck Franklin's unverkennbar. Der Philosoph der Sparsamkeit hat es sich eifrig angelegen seyn lassen, seinen Landsleuten die Grundsätze seiner eigenen Mäßigkeit und Enthaltsamkeit einzuprägen, und da die Sandkörner seiner Weisheit nicht auf steinigen Boden gefallen sind, so haben sie den Geizigen noch geiziger und den Knicker noch knickeriger gemacht.

Der Carolinier ist vom Yankee weit verschieden; daß er besser wäre, wüßte ich nicht. Hat er dessen Fehler nicht, so besitzt er wohl auch nicht alle seine Tugenden. Ich hielt mich nicht so lange in seinem Lande auf, daß ich viele seiner Fehler hätte wahrnehmen können; und — um gerecht zu seyn — er hat sehr wenige, die in seinem Betragen gegen seine Freunde hervorträten, während er freilich in Bezug auf seine Feinde für ziemlich unbändig gilt. Er hat in seiner äußern Haltung wie in seiner Gemüthsart etwas vom Don; doch ist er Republikaner, und würde von einem Andern nie etwas verlangen, was er von seiner Seite nur mit Widerwillen thun würde. Wer sich ihm edeldenkend und vertrauend zeigt, dem wird er gewiß doppelten Edelmuth, zwiefaches Vertrauen zeigen; wer ihm mit leidenschaftlicher Hitze und unziemlicher Kampflust kommt, dem wird er auch hierin den freilich weniger rühmlichen Sieg nicht lassen wollen. Er ist nicht leicht zuerst Beleidiger, denn er ist höflich, wird aber — einmal beleidigt — die Beleidigung bestimmt derber zurückweisen oder erwidern, als Dieß ein Neuengländer thun würde. Er wagt sein Leben um eines Worts willen, für Prinzipien aber ficht er gewiß nicht länger, als das gedachte „nördliche Geschlecht." Seine Fehler gehören seinen Staatseinrichtungen, seine Tugenden ihm selbst, und ihnen zolle ich meine ungetheilte Bewunderung. In der Stadt lebt er mit und nach gutem Ton und wie ein Mann von Stand und Bildung unter seinen Standesgenossen; als solcher lebt er auch auf dem Lande, aber nach der Weise eines Erzvaters des Alterthums. In seinen Händen liegt was immer auf das Glück und die Wohlfahrt seiner Mitmenschen Bezug hat, die wiewohl keine Verbrecher, doch einmal „einer nicht wie die seinige gefärbten Haut schuldig" sind. In der Verwaltung der Rechtspflege ist er schnellfördernd, denn er vereinigt in seiner Person die Amtsbefugnisse von Richter und Geschwornem, des öffentlichen Anklägers und des Sheriffs; indessen mißbraucht er — im Allgemeinen genommen — die ihm durch eine jede dieser sonst so unvereinbaren Beziehungen anvertraute Gewalt in keinerlei Weise. Er ist unter seinen Sklaven aufgewachsen; viele von ihnen haben jene weiche und doch dauernde Gewalt über sein Herz, wie sie ein frühes Verkehrsverhältniß als Spielgefährten gibt, und einige von ihnen sind seine Milchbrüder.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein ellenlanger, viele Pfund schwerer Frosch mit dem Gebrüll eines Ochsen. (Rana maxima Americana Catesby.)

**) Nach einem in einem amerikanischen Blatte enthaltenen (und daraus in Galignani's Messenger vom 5 Februar 1835 mitgetheilten) Berichte betrug die Zahl der Sklaven in Neu-York im Jahre 1832 noch Sechsundsiebenzig.

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Müde länger der Sonnenhitze in einem Fahrzeug ausgesetzt zu seyn, wo wir eben Raum genug zum Sitzen hatten, und begierig das Ufer dieses noch so wenig bekannten See's zu untersuchen, faßten wir endlich den Entschluß, mitten in dieses sumpfige Gestade einzudringen, und unser Schiff so weit als möglich anholen zu lassen. Um festen Boden zu erreichen, waren wir genöthigt bis über die Knie im Schlamm zu waten, und einen Morast von ungefähr dreihundert Klafter Breite zu durchschreiten, der mit Elephantenlosung bedeckt war. Man muß diesen Sumpf gesehen haben, um sich einen Begriff von der

ungeheuren Anzahl dieser gigantischen Thiere machen zu können, die in diesem Theil des afrikanischen Kontinents hausen. Das niedere sumpfige Ufer des N'gher ist nämlich so zerstampft, und voll so tiefer Löcher, in denen die Elephanten sich beständig wälzen, daß man, wenn der Boden hart und ausgetrocknet wäre, keinen Schritt ohne die größte Gefahr thun könnte. In keinem Lande der Welt habe ich noch einen Weideplatz wilder Thiere so umgewühlt und zertreten gesehen, als von den Elephanten die Ufer des N'gher, besonders die südlichen.

Auf festem Boden, und am Fuß der sandigen Hügelkette angelangt, die den See umgibt, suchten wir einen geeigneten Platz, um unser Zelt aufzuschlagen; wir spannten es endlich neben einigen verkrüppelten Tamarindensträuchen aus, den dürftigen Spuren der Vegetation mitten im Flugsand und den einzigen Pflanzen, die wir an dieser Stelle erblickten. Balanites aegyptiaca und eine oder zwei Arten der gemeinen Akazie waren die einzigen Bäume, die wir über die Umgegend hie und da ausgestreut bemerkten. Nur einige Stunden verweilten wir auf diesem dürftigen Boden der nördlichen Küste des See's, und nach einer frugalen Mahlzeit und einigen Stunden Ruhe schifften wir uns gegen zwei Uhr Nachmittags wieder ein, und nahmen eine südsüdöstliche Richtung. Das Ufer des See's bietet an dieser Stelle zahllose Krümmungen und mehr oder minder tiefe Buchten. Die Vegetation unterscheidet sich im Ganzen nicht von der bereits bemerkten: typha latifolia, arundo donax und cyperus articulatus sind die Pflanzen, die man hier besonders antrifft. Bis jetzt hatten wir noch nicht einen einzigen Fisch von einiger Größe getroffen; dieser See ist im Ganzen weniger fischreich als der Fluß und seine zahlreichen Arme.

Gegen Sonnenuntergang befanden wir uns dem Dorfe M'eler gegenüber, im Hintergrunde einer tiefen aber engen Bucht gelegen. Von hier aus steuerten wir nach einer Insel, die uns von Weitem lang und mit Waldung bedeckt zu seyn schien, wo wir die Nacht unter unserm Zelt zubrachten, das wir neben einem ziemlich hohen Doun (balarites) aufschlugen. Zu spät wurden wir inne, daß diese Insel, deren Namen wir nicht wußten, von einer Menge wilder Thiere bewohnt war, wie wir zur Genüge aus ihrer Fährte und Losung schließen konnten. Dieser unvorhergesehene Umstand nöthigte uns, für unsre persönliche Sicherheit einige Vorkehrungen zu treffen, ehe wir uns dem Schlaf überließen. Rings um unser Zelt wurden große Feuer angezündet, um unsere unruhige Nachbarschaft, die uns außerdem gewiß mehr als lästig im Schlaf gestört haben würde, so fern als möglich zu halten. Dieser gewöhnlichen Vorsichtsmaßregel ungeachtet, wurden wir dennoch jeden Augenblick durch das Gebrüll der Löwen, das Knurren der Panther, das Geheul der Hyänen und das Kläffen der Schakals, von denen wir umstellt waren, aufgeweckt, so daß wir jeden Augenblick von diesen reißenden Thieren angegriffen zu werden erwarten konnten. Unter diesem fortdauernden Wechsel zwischen Furcht und Schrecken war es mir unmöglich die Augen zu schließen. Ohne daß es mich große Ueberwindung gekostet hätte, sprang ich von meinem Lager auf, und hielt die übrige Nacht, mit Ungeduld den Anbruch des Tags entgegenharrend, Wache. Einige Stücke Wild, die Beute unsrer Jagd vom vorigen Tag, die sammt einer Schöpsenkeule außerhalb des Zeltes hingen, wurden dennoch von einigen jener heißhungrigen Thiere geraubt, die uns umlagert hielten. Man kann sich kaum von der Beharrlichkeit und Verwegenheit der meisten wilden Thiere dieser Gegend einen Begriff machen, und man möchte fast glauben, sie seyen mit einem eigenen Instinkt begabt, den rechten Augenblick zu erlauern, wo sie unbemerkt ihrer Beute sich bemächtigen können. Besonders die Hyänen und Schakals zeichnen sich hierin aus. Wurden wir indeß auch in dieser unruhigen Nacht von keinem dieser größern Thiere angefallen, so beunruhigten uns dagegen Myriaden von Muskitos und Schnaken, die sich in der Nähe der stehenden Gewässer aufhalten. Diese lästigen Insekten, die nur in größern Massen vereinigt, dem Auge sichtbar werden, peinigten uns die ganze Nacht durch ihre Stiche, die einen empfindlich brennenden Schmerzen verursachen, auf die unbarmherzigste Weise. Die Insel, auf der wir diese gefahrvolle Nacht zubrachten, liegt ungefähr sechs Stunden von der Mündung des See's N'gher, und genau ihr gegenüber erreicht der See seine größte Breite, die wir auf ungefähr drei Stunden anschlugen.

(Fortsetzung folgt.)

Mohammed Ali Pascha von Aegypten.

(Geschildert von Dr. Clot-Bey. *)

Mohammed Ali ist ein aufgeklärter Mann, der mit seltenen natürlichen Fähigkeiten persönliche Eigenschaften vereinigt, die man bei türkischen Fürsten nur selten zu finden pflegt. Er besitzt vielen Muth und eine ungewöhnliche Charakterstärke, die durch eine noch außerordentlichere physische Kraft begünstigt wird, denn in einem Alter von sechzig Jahren sieht und bereist er noch Alles selbst; er bringt den ganzen Tag in seinen Arsenalen, Fabriken und Werften zu, wo er durch seine Gegenwart Alles befeuert. Ein neuer Peter der Große, trifft man ihn stets zuerst auf dem Platze; von vier Uhr Morgens bis eilf Uhr Nachts ist er auf den Füßen; täglich liest er die verschiedenen Berichte, die ihm aus jeder Provinz und von den einzelnen Zweigen der Verwaltungen zukommen, läßt sich alle an ihn gerichteten Bittschriften vorlesen, beantwortet Alles, und während er sich mit der Civilverwaltung, der Armee, dem Ackerbau, der Industrie und dem Handel Aegyptens beschäftigt, läßt er sich alle interessanten Artikel aus den europäischen Journalen vorlesen, um mit Allem, was Merkwürdiges vorgeht, auf dem Laufenden zu bleiben. Binnen drei Jahren hat er fünf Dreidecker, mehrere Schiffe vom zweiten Rang, und zu Alexandria ein Arsenal bauen lassen, wie es in Europa nur wenige gibt.

Mohammed Ali ist frei von allen Vorurtheilen seines Volkes, allein scheinbar achtet und schont er sie; er pflegt oft zu sagen, daß man die Vorurtheile eines Volkes wie glühende Kohlen ansehen müsse, die zu berühren gefährlich sey. Seine Reformen führt er nur nach und nach aus, und wenn man ihn auffordert, diese oder jene Veränderung ins Werk zu setzen, so antwortet er immer: „Die Aerzte geben ihre Arzeneien nicht auf Einmal."

Eine der Eigenschaften, die ihn noch besonders auszeichnet, ist die Großmuth. Er bezahlt alle ihm erwiesenen Dienstleistungen reichlich, vor Allem aber solche, die dahin zwecken, die Lage Aegyptens und seiner Bewohner zu verbessern. Ist er mit einem Offizier oder irgend einem Beamten unzufrieden, so ist die größte Strafe, die er über ihn verhängt,

*) Bei den verschiedenen Stimmen, die sich über Mohammed Ali, seine Politik und seine Verwaltung vernehmen lassen, geben wir hier, den Bemerkungen Bouſquet-Deschamps gegenüber (s. Ausland dieses Jahrgangs S. 13 und die folgenden), die von Dr. Clot, dem Direktor des Spitales Abusabel, in dem Bulletin der geographischen Gesellschaft, niedergelegten Mittheilungen, können jedoch nicht unsern Zweifel bergen, daß dem Dr. Clot sein Herr und Beschützer in etwas zu vortheilhaftem Lichte erschienen seyn mag. A. d. R.

die, ihn seiner Amtsverrichtungen zu entheben, ohne ihm jedoch seine Besoldung zu entziehen, die er ungeschmälert fortbezieht.

Mohammed Ali ist den Europäern, besonders den Franzosen, sehr geneigt, und verlangt, daß sie so geachtet werden, wie er selbst sie achtet. Oft drückt er sein Bedauern aus, daß es ihm nicht möglich sey, seine Besuche stehend zu empfangen. „Meine dummen Türken, pflegt er dann zu sagen, zwingen mich grob zu seyn.“ Eines Tages fanden sich ausgezeichnete englische Offiziere bei seinem Diwan ein; wie gewöhnlich lud er sie ein, Platz zu nehmen, und ließ ihnen Kaffee reichen. Einer der auftragenden Diener bot ihm den Fremden aus Fanatismus mit der linken Hand; der Pascha, der es wohl bemerkt hatte, hielt für den Augenblick an sich, als aber die Offiziere sich entfernt hatten, ließ er Dem, der es gewagt hatte, Fremden, die zum Besuch in seinen Palast gekommen waren, schimpflich zu begegnen, die Bastonade geben.

Mohammed Ali ist oft von Abenteurern oder Unwissenden betrogen, und nicht selten in seinen Hoffnungen und Entwürfen getäuscht worden, doch haben solche Täuschungen ihn niemals entmuthigt. Nur durch die siegende Gewalt seines Geistes und seines Säbels errang er die Herrschaft über Aegypten, und nur durch sie konnte er sich in ihr behaupten. Noch heute würde er der Erste seyn, ins Feld zu rücken, wenn er dazu gezwungen wäre. Seelengröße ist eine der Eigenschaften, durch die fast alle großen Männer, Eroberer besonders, sich auszeichnen, und diese besitzt Mohammed Ali im höchsten Grade. Weit entfernt, bezwungene türkische Offiziere so zu behandeln, wie es ihre Sultane zu thun pflegen, die jedem geschlagenen General, oder Jedem, dem es trotz aller Tapferkeit nicht vergönnt war, Sieger zu bleiben, den Kopf abschlagen ließen, hat er während seiner langen und glänzenden militärischen Laufbahn Alle, die das launische Kriegsglück in seine Gewalt brachte, mit ausgezeichneter Güte behandelt, sie als Brüder aufgenommen, und sich auf diese Weise fast immer Freunde und treue Diener gewonnen, die er zu bedeutenden Stellen erhob. Unter mehrern Beispielen dieser Art möge hier genügen, an seinen ersten Minister, den verstorbenen, durch seine Treue und Ergebenheit so ausgezeichneten Mohamed Bey zu erinnern, und ist es um ein neueres zu thun, so gedenke man der ausgezeichneten Gnade, mit der er Abdallah Pascha aufnahm.

Der Ruf, den Mohammed Ali in der ganzen Türkei sich errungen hat, und sein Einfluß bei der Pforte, sind Ursache, daß man von allen Seiten um seinen Schutz und Beistand nachsucht. Wie viele sehr bloßgestellte Paschas, deren Leben sogar schon auf dem Spiele stand, haben nicht durch seine Vermittlung Verzeihung erhalten. Stets gelang es ihm ein Mittel zu ihrer Rettung zu finden; er beschränkte sich hiebei keineswegs auf bloße Fürbitte, oft erkaufte er sogar ihre Begnadigung mit namhaften Summen, wie Dieß unter Andern bei Abdallah Pascha selbst der Fall war, der, lange Zeit von den Truppen der Pforte bedrängt, eben auf dem Punkte war zu unterliegen, als Mohammed Ali mehrere tausend Beutel für seine Befreiung bezahlte. Ueberdieß bewilligt er Allen, die in seinen Staaten eine Freistatt suchen, und deren sind nicht wenige, ihrem Rang angemessene Gnadengehalte.

Mohammed Ali ist nicht blutdürstig, wie man ihn oft geschildert hat; *) die Ermordung der Mameluken kann hier nicht als Beweis gelten, denn diese hatten sich zu oft empört und zu seinem Untergange verschworen, der ohne jene strenge Maßregel unvermeidlich gewesen wäre, und überdieß hatte ja schon vor ihm jeder Bey, jeder Caschef, gegen jeden Fellah Recht über Leben und Tod. Jetzt hat Niemand ein solches Recht als die Gerichtshöfe, und selbst das Urtheil dieser kann nicht eher vollzogen werden, als bis es von ihm bestätigt wird. Vor ihm war Aegypten, wie bekannt, der Willkür der tapfern, aber unwissenden und grausamen Mameluken Preis gegeben, und unter ihrer Herrschaft würde es sich, eben so wenig als unter der der Paschas, wenigstens unter solchen nicht, wie Jene, denen die übrigen Provinzen des Orients anvertraut sind, aus dem Elend und der Erniedrigung erhoben haben, zu der es herabgesunken war.

Mohammed Ali *) ist unter den Statthaltern Aegyptens der erste, der seit der französischen Expedition das Werk der Civilisation wieder aufnahm, der erste, der mit dem Gedanken umging und ihn zur Ausführung brachte, ein regelmäßiges Heer zu bilden, Institute zu begründen, Ordnung herzustellen und die Verwaltung des Landes nach europäischen Grundsätzen zu betreiben; und um den Erfolg seiner Absichten und Bemühungen sicher zu stellen, um selbst die Grundsätze seiner Verbesserungen in Aegypten heimisch zu machen, war er der erste arabische Fürst, der mit großen Kosten hunderte von jungen Leuten nach Europa, besonders nach Frankreich, schickte, um dort Künste und Wissenschaften sich anzueignen.

(Schluß folgt.)

*) Nur nach wiederholten Angriffen von Seite seiner treulosen Freunde hat Mohammed Ali den Rathschlägen seiner Vertrauten Gehör gegeben, und dadurch eben sowohl seinen gewissen Untergang verhütet, als auch den Erfolg jener Verbesserungsentwürfe sicher gestellt, deren Früchte man jetzt bewundert. Wir wollen jene blutige Scene keineswegs rechtfertigen; allein wahrscheinlich wird die Geschichte sie einst mehr als einen jener, in den Annalen der Völker nicht seltenen politischen Akte, denn als eine Handlung wilder Barbarei bezeichnen, und sie vielleicht minder grausam schelten als das Blutbad unter den Streitzen, und die neuerliche Katastrophe der Janitscharen unter dem jetzt herrschenden Sultan. Ueber jene Scene und die Beweggründe, von denen das Benehmen Ali Paschas geleitet wurde, finden sich nähere Nachweisungen in der Histoire de l'Egypte sous Mohammed Ali etc. par M. Mengin und in den Noten zum ersten Theil.

Vermischte Nachrichten.

In einem der Kanäle des alten Athens wurde erst unlängst eine herrliche Statue gefunden, die man für die des Theseus hält; sie ist nackt, über Lebensgröße, wie der Apollo von Belvedere, vom schönsten Marmor, im besten Geschmack, und mit Ausnahme des Kopfes und der Füße vollkommen gut erhalten. Ersterer wurde jedoch auch noch unfern der Bildsäule gefunden, und kann leicht wieder hergestellt werden. Auch ist man da, wo man gewöhnlich die alte Stadt hin verlegt, auf einen Tempel mit drei noch stehenden Säulen unter dem Boden gestoßen. Um diesen begrabenen Schatz des Alterthums in seinem ganzen Umfange zu erheben, müßte man rings um denselben Ausgrabungen bis zu achtzig Fuß Tiefe vornehmen; allein hiezu fehlt es an Geld, und die Leute sind gegenwärtig dort so baulustig, daß das Ganze in Kurzem mit neuen Gebäuden wieder überdeckt, und vielleicht auf immer von Neuem begraben werden wird. (Litterary-Gazette.)

*

Zu London macht gegenwärtig ein Wasserstoff-Sauerstoffgas-Mikroskop großes Aufsehen. Bekanntlich kann das Sonnenmikroskop nur bei schönen Tagen, und dann nur wenige Stunden lang benützt werden. Die Erfinder, der Professor der Chemie Herr Cooper und der Optiker Cary, dachten daher darauf ein künstliches Licht hervorzubringen, das die Sonnenstelle zu ersetzen vermöchte. Dieß gelang ihnen durch entzündete Wasserstoffgas- und Sauerstoffgas-Strömungen, die auf eine Masse von Kalk geleitet werden. Als Beweis von der Stärke dieses Lichtes wird angeführt, daß Lieutenant Drummont bei trigonometrischen Messungen sich seiner bediente, wo es auf eine Entfernung von fünfzehn Stunden gesehen wurde. Bei dem ersten mit diesem Mikroskop angestellten Versuche, welchem die Herren Babage, Faraday und andere in der Wissenschaft ausgezeichnete Männer beiwohnten, wurden mehrere lebendige und lebiose Gegenstände unter das Glas gebracht: ein Haar erschien gleich einer Röhre von einem Zoll Durchmesser; der Stachel einer Biene wie ein gefiederter Pfeil von mehrern Fuß Länge; ein Wassertropfen enthielt hunderte von wunderlich gestalteten Ungeheuern u. s. w.

*

In England geben jetzt allerlei seltsame und geheimnißvolle Gerüchte von der Entdeckung eines neuen Kontinentes. Ein Wallfischfänger soll in der Südsee, ungefähr unter dem 62° der Breite und in der Länge in gerader Richtung südlich vom Kap der guten Hoffnung, eine große Strecke Landes aufgefunden haben, aber noch aus seiner Entdeckung ein Geheimniß machen, bis er erst noch einige Ladungen Thran und Seebundfelle von dort her geholt hat. Es wurde schon lange gemuthmaßt, daß gegen den Südpol hin wie am Nordpol sich wenigstens einige große Inseln befinden müßten; schon Cook war dieser Meinung, und man sieht nun mit gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen, wo die Besitzer dieses Geheimnisses, durch hinlänglichen Gewinn befriedigt, es der Oeffentlichkeit übergeben werden.

*) Seit dem Jahre 1815, und schon früher hatte der Vicekönig sich mit der Civilisation Aegyptens, und mit allen den Reformen beschäftigt, die er nach und nach einzuführen gedachte.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 76. 17 März 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

1. Süd-Carolina.

(Fortsetzung.)

Nie sonst habe ich — und werde es, fürcht' ich, auch nie wieder — einen solchen überströmenden Erguß anhänglicher Liebe gesehen, als ich bei der Ankunft des „jung Herrn" oder der jungen Gebieterin mit ansah. Selbst ich bekam mein Theil davon in meiner Eigenschaft als Vetter des jungen Erbprinzen. Hundert dunkelfarbige Arme streckten sich aus, ihn zu bätscheln, und ohne Ende wurde er gepatscht und gestreichelt, und einmal um das andere ihm Heil und Segen gewünscht. Es ist Dieß ein Gefühl, das man sich in Neuengland nicht wohl denken kann; denn zwischen einem Menschen und seinem Vieh kann es nicht, weder seinem Wesen noch seiner Aeußerung nach, bestehen; in Carolina aber diente es dazu, meine Achtung für den Gebieter und meine theilnehmende Empfindung für die Sklaven zu erhöhen. Der Sklave hat beinahe alle guten Eigenschaften des Afrikaners, seine Fehler dagegen müssen wohl größtentheils den Verhältnissen und Einrichtungen beigemessen werden, die seine Gemüthsart zu dem, was er ist, herabgebracht haben. Die schlimmsten Züge an ihm sind — Betrug und Verschmitztheit; doch sein Leben ist ja ein ununterbrochener und unvergoltener Arbeitstag, und deßhalb der Trieb seinen Frohnvogt zu überlisten, um sich das Geschäft möglichst leicht zu machen, sehr natürlich. Dagegen ist er voll Gutmüthigkeit und heitern Sinnes, und zum Vergnügen eines weißen Mannes etwas beizutragen, gewährt ihm selbst das größte Vergnügen. Wohl öfter ist mir auf meinen Ritten vorgekommen, daß Jungen von fünfzehn oder darüber Meilen lang neben mir hersprangen, um mir die Thore aufzumachen; die höchste Glückseligkeit ist es aber für den Neger, wenn er „sich lustig machen (take his pleasure), d. h. wenn er mit seinem Herrn oder einem Weißen auf die Jagd oder zum Fischfang gehen darf." Die alten Weiber, die zur Obhut in den Hütten bleiben, bieten Yams und Erdnüsse mit eben so großem Vergnügen an, als der hungrige Reisende das Dargebotene annimmt.

Auf seiner Pflanzung muß man den Pflanzer sehen, will man ihn recht kennen lernen. Dort ist er frei von jedem Modezwang, von allen fesselnden Verhältnissen „frei, wie die Natur den ersten Menschen schuf," und mächtiger, als ihm vielleicht gut ist; denn seinen Willen hemmt und bindet beinahe nichts, als die eigene Klugheit und das eigene Rechtsgefühl. In Neuengland oder andern „fremden Ländern" hat er bisweilen wohl etwas Gezwungenes in seinem Aussehen und Benehmen, denn er ist

„Gen Jeden, der ihn nicht liebt, stolz und mürrisch,
Doch freundlich wie der Sommer, Jedem, der ihn sucht."

Auf seinem Baumwollenfelde ist er dagegen er selbst, und was man da von ihm sieht, darf man (wie wir zu sagen pflegen als „ächt (genuine)" betrachten. Bist Du sein Gast, so sagt er Dir, seine ganze Pflanzung sey Dein, und das ist sie, so lange Du bei ihm verweilst, in allen Dingen, mit Ausnahme der Eigenthumsurkunden. Du kannst nie zu lange bleiben, nie zu viel von seinen ausgesuchten alten Weinen trinken, nie zu laut und körnig über den Tarif losziehen. Bei diesem Kapitel kann er fluchen — und das „mit Nachdruck," immer aber, wie er glaubt, „mit gebührendem Anstande." Ich bin selbst kein Freund dieses vielgenannten, vielgebilligten und vielangefochtenen Papiers und wünsche von Herzen die durch dasselbe aufgeregten Mißhelligkeiten gestillt und beigelegt; kann es aber bei alle dem und wenn ich gleich eine Aenderung seiner Ansätze für wünschenswerth erachte, doch nicht als die alleinige Veranlassung des gegenwärtigen Sinkens des Eigenthumswerthes in Carolina ansehen. Wäre der Tarif mit einem Male abgeschafft, die Carolinier würden vielleicht mit Erstaunen finden, daß ihnen damit noch nicht durchaus geholfen ist. Der Pflanzer ist verarmt und fühlt Dieß tief, denn Armuth ist für den Stolzen und Hochgesinnten oder Den der einst reich gewesen, am unerträglichsten. Er sieht in Neuengland nette Dörfer, blühende Bauerhöfe und eine einträgliche Anwendung des Maschinenwesens; das Alles hält er gegen den Zustand seines eigenen Landbezirks und ist dann nur zu geneigt, den Unterschied dem Tarif beizumessen, wie Andreas Fairservice alle und jede Uebel im öffentlichen und im sittlichen Leben, auf die „unheilbringende und wehvolle Union" *) zu schieben pflegte. Ein Aufenthalt von nur

*) Wer erinnert sich nicht des ergötzlichen alten Gärtners Andrew Fairservice (Andreas Gutdienst) in Walter Scott's Rob Roy, und namentlich der Stelle, wo er über die Heere von Accisebeamten

einem Jahre in einem neu engländischen Dorfe würde ihm über diese Punkte ein ersprießliches Verständniß erschließen. Er würde dann sehen, daß Jedermann arbeitet: die Söhne bestellen das Feld, die Töchter spinnen, und müßig gehen nur die Wenigen, die an der Armuth Genügen finden. Die Grundsätze der Sparsamkeit werden eben so streng und werkthätig geübt, als die der Arbeit; und wenige von jenen Söhnen werden sich wohl leicht und leichtsinnig von Dem trennen, was sie mit harter Mühe und langsam erworben haben; wogegen die Carolinier (ich sage Dieß nicht aus unfreundlicher Tadelsucht — denn sie sind mir lieb und werth, und ich theile leider oft ihren Fehler) ihre Börsen so weit wie ihre Herzen öffnen, und das sparsamere Verfahren, vom Dollar nur einen Schilling auszugeben, geradezu umkehren; wie es ihnen denn selbst oft begegnet, das Plus vom Minus abziehen zu wollen, oder mit andern Worten, mehr auszugeben, als sie einnehmen.

(Fortsetzung folgt)

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen, am 25, schickten wir bei Tagesanbruch unser Fahrzeug voraus, und durchwanderten die Insel ihrer ganzen Länge nach zu Fuß. Nach der Beschaffenheit der Pflanzen, und ihrem noch grünen Wachsthum zu schließen, schien die Vegetation auch während der Regenzeit thätig zu seyn; mehrere von ihnen fanden wir in der Blüthe, z. B.: parinarium néau, nauclea africana, und mehrere Gattungen von Cynanchum, asclepias, indigofera, tephrosia u. s. w. Diese Insel schien bei drei Stunden Umfang, eine Länge von ungefähr einer Stunde zu haben, folglich von länglicher Gestalt zu seyn. An ihrer südlichen Spitze befindet sich eine andre Insel, die von ihr durch einen Wasserarm getrennt ist, den wir ohne Gefahr durchwateten. Sie ist lang, schmal, niedrig und zwischen dem festen Lande und dem Dorf Ghealan abgeplattet; in der Mitte ist sie, im Vergleich gegen den Rand, hoch und besteht aus einem feinem röthlichen Sand. Die Vegetation ist hier noch spärlicher, und im Ganzen noch weniger entwickelt als auf der ersten Insel. Von diesem südlichen Punkt des See's aus sahen wir deutlich das am westlichen Ufer und auf dem bereits erwähnten Hügel gelegene Dorf Naére. Da unser Kanot, das uns folgte, sich keinen Weg in den kleinen Kanal bahnen konnte, der nach dem Dorf Naéré führt, und das Wasser doch auch zu tief war, als daß ohne seine Hülfe hinüberzukommen war, so mußten wir, nicht ohne Bedauern, den diesem Ort zugedachten Besuch unterlassen.

Diese Insel, von der wir nur einen kleinen Theil durchstrichen, weil sie keine besondere Merkwürdigkeit enthielt, schien uns anfänglich unbewohnt, da wir aber eine Strecke weit vorgedrungen waren, bemerkten wir auf der Seite von Naéré, und gegen den höchsten Punkt hin ein Lager von nomadischen Puhlen, die sich hier niedergelassen hatten. Eine unermeßliche Hornviehheerde umgab die Zelte dieser neuen Bewohner, und die Esel, deren sich die dortigen Nomadenstämme zu Fortbringung ihres Gepäckes bedienen, standen noch beladen da.

Die Hitze fing an drückend zu werden, und uns um so mehr lästig zu fallen, als wir schon seit Tagesanbruch in brennend heißem Sande umhergewandert waren. Das Kanot, das wir am Morgen, lange vor unserm Aufbruch, vorausgeschickt hatten, war indeß noch nicht eingetroffen, und auch in der Ferne noch nichts von ihm zu sehen; da wir nun die Zeit nicht unter nutzlosem Warten verlieren wollten, so entschlossen wir uns, den Weg nach der Insel Ghéalan einzuschlagen, die der, auf welcher wir nun schon seit einer Stunde umherwanderten, zunächst liegt, und von ihr durch ein seichtes Sumpfgewässer getrennt ist, das wir jedoch nicht ohne Mühe durchwateten. Die niedern und periodisch überschwemmten Ufer des See's N'gher, bieten allenthalben die gleiche Vegetation; wilder Reiß, Zyppergras, Rohrkolben, Nixblumen und Wassergarben sind die Pflanzen, die man am häufigsten und meist in der Blüthe antrifft.

Die Ermüdung und der Mangel an jeder Erquickung, di uns schon seit mehrern Stunden lästig fielen, zwangen uns endlich zu rasten, und unser Kanot zu erwarten; nach einer Stunde kam es, konnte aber wegen des Sumpfes, von dem die Insel Ghealan umgeben ist, nicht anlegen. Wir riefen deßhalb dem Bootsführer zu, gegen das eben sogenannte Dorf hinzufahren, wo wir ihn wieder treffen wollten. Dieser unvorhergesehene Umstand nöthigte uns, der drückenden Hitze ungeachtet, die Insel nach ihrer ganzen Ausdehnung zu durchwandern, wodurch wir bis zur Erschöpfung ermüdet wurden. Die Insel Ghealan hat nur wenig Gehölz, obschon sie von Ferne mit Waldung bedeckt zu seyn scheint; einige verkrüppelte Sträuche von acacia nilotica, adansonii und feruginea, von celastrus senegalensis und coculus layba ist fast Alles was man antrifft. Die auf der vorher beschriebenen Insel sehr gemeine mertentia senegalensis findet sich auf dieser nur spärlich. Die Stämme derer, die man hier sieht, sind von den rankenden Stengeln des coculus bakis und coculus layba umschlungen. Vierfüßige Thiere, Vögel, Insekten und andere lebendige Wesen sind hier noch seltener; ich sah nichts als einige Schakals und eine Art dieser Gegend eigenen Tigerwolf. Nicht ein einziger Vogel kam mir zu Gesicht: die Natur ist hier fast eben so arm und kraftlos als mitten in der Wüste von Sahara. Der Boden der Insel Ghealan besteht aus einem groben, sehr weißen Sand, der den ganzen Tag von den brennenden Sonnenstrahlen beschienen, unsern Augen sehr empfindlich wurde. Ein so unfruchtbarer Boden erklärt wohl hinlänglich die spärliche Vegetation, und die geringe Anzahl belebter Wesen, die sich hier findet.

Die außerordentliche Hitze der Luft und des Sandes wurde so unerträglich, daß wir auch bei dem entschlossensten Willen uns außer Stand fühlten, unsern Weg weiter zu verfolgen; glücklicherweise erreichten wir noch den köstlichen, aber hier sehr seltenen Schatten einer hohen Mortentia, wo wir uns mit die-

---

letzterer, die, wie Heuschrecken, über Schottland gekommen seyen „since the sad and sorrowfu' Union" (seit „der traurigen und klägliche Vereinigung" mit England).

ler Mühe aus unsrer Jagdbeute ein kärgliches Mahl bereiteten. Bevor wir uns wieder auf den Weg machten, wollten wir warten, bis die Sonne tiefer am Horizont stehen und die Gluth ihrer Strahlen sich etwas vermindert haben würde. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden lang geschlafen hatten, wenn es anders möglich ist auf Sand, dessen Hitze mehr als 50° Reaumur betrug, auszuruhen, setzten wir unsern Weg nach dem Dorf Ghealan fort, wo wir gegen halb fünf Uhr Abends, von Müdigkeit erschöpft, anlangten. Dieses Dorf liegt auf einer Anhöhe, die den See und seine Umgebung beherrscht; von diesem Hochpunkte aus sieht man noch mehrere Dörfer, als: Foß am östlichen und Niepe und Moll am westlichen Ufer. Ungefähr eine Stunde südlich vom Dorfe Ghealan umfaßt die Aussicht die ganze Ausdehnung des N'gher und verliert sich am Horizont; die zahllosen Krümmungen der Ufer des See's scheinen zu verschwinden. Die Dörfer N'daka und Sehr, das erste am westlichen, das zweite am östlichen Ufer, kann man, ihrer Entfernung und der hohen Bäume wegen, von denen sie beschattet sind, von hier aus nicht sehen.

Die Bewohner des Dorfs Ghealan beschäftigen sich fast Alle mit Ackerbau, und nur einige mit Fischfang und Jagd. Reiß, Hirse, Mais, Baumwolle und mehrere Arten Gemüse sind die einzigen Gegenstände, auf deren Anbau sie einige Sorgfalt wenden; übrigens sind sie sanft, leutselig und friedliebend. Unsre Ankunft erregte ihre Verwunderung im höchsten Grad; Männer, Weiber und Kinder beiderlei Geschlechts umringten uns, mit einer Art Beängstigung und Hast, die sich kaum beschreiben läßt, jeder wollte der erste seyn, um uns recht nach Bequemlichkeit zu betrachten. Im Kreise um uns her versammelt, bildeten diese Neger eine der wunderlichsten Gruppen die man sehen konnte: jeder von ihnen, auf die Fersen gekauert, die Ellenbogen auf die Knie und die Hände unter das Kinn gestützt, maß uns mit erstaunten Blicken und wurde nicht müde uns anzustarren, denn wir waren die ersten Weißen, die sie noch je gesehen hatten. Diese Afrikaner schienen uns im Ganzen wohl geformt, von starkem Körperbau, kraftvoll und geeignet, Beschwerden zu ertragen. Ihr Wuchs ist gewöhnlich über Mittelgröße, regelmäßig und ohne merkbare Mängel; ihre Haare sind, wie die aller Neger dieser Gegend, schwarz, kraus, meist wollig und von außerordentlicher Feinheit. So haben sie auch schwarze Augen von einem schönen Schnitte, ziemlich angenehme Gesichtszüge, und meist wenig Bart. Die Weiber sind vielleicht noch hübscher gebaut, als die Männer; ihre Haut ist weich, und von einer ganz eigenen Feinheit. Ebenso haben sie schöne schwarze Augen, kleinen Mund und Lippen, gleichen also in dieser Hinsicht den Negerinnen von Südafrika nicht; ihre Gesichtszüge sind regelmäßig und wir trafen einige, die man vollkommen schön nennen konnte. Bei großer Lebhaftigkeit ist ihr Benehmen anständig, was über ihr ganzes Wesen viele Anmuth verbreitet. Die bei allen Stämmen dieses Theils von Afrika herrschende Gewohnheit die Haare mit oft ranziger Butter einzuschmieren, damit sie biegsamer werden und sich leichter flechten lassen, vermindert indeß den günstigen Eindruck nicht wenig, den ihr erster Anblick hervorbringt.

(Fortsetzung folgt.)

Mohammed Ali Pascha von Aegypten.

(Schluß.)

In Aegypten sind Ruhe und Ordnung durch Mohammed Ali wieder hergestellt worden; vor ihm war man im eignen Hause nicht sicher, man konnte nicht aus der Stadt gehen, ohne die Furcht, von den Beduinen, die bis an die Vorstädte streiften, ermordet oder beraubt zu werden. Besonders die Christen hatten diese und andere ihnen noch näher stehenden Feinde zu fürchten; die Mameluken haben gar oft ungestraft christliche oder jüdische Frauen geraubt und genothzüchtigt. Er hat noch mehr gethan, er hat die früher unbezwungenen Beduinen, die in den Wüsten, von den Pyramiden bis Sennar, umherstreiften, unterworfen; diese Wüsten können jetzt, selbst von fränkisch gekleideten Europäern, eine Tracht, die den Mohammedanern so verhaßt ist, sicher durchreist werden. In der ganzen Türkei haben reisende Europäer mit mancherlei Hindernissen zu kämpfen: Firmane und Geleit schützen sie nicht immer vor Beschimpfungen; nicht selten bezahlen sie mit ihrem Kopfe die geringste Thätlichkeit gegen einen Moslim; dasselbe Schicksal erwartet ihrer bei der geringsten Freiheit, die sie sich gegen türkische Frauen erlauben; sie dürfen weder Sklaven noch türkische Dienerschaft halten. In Aegypten dagegen ist alles Dieß gestattet; die Europäer halten Sklaven und Diener des Landes; mit Einem Worte, zwischen ihnen und den Arabern gilt durchaus kein Unterschied, ja um selbst größere Vorrechte als Andere zu haben, genügt es ein Europäer zu seyn. Diese Freiheit artet leider oft in Zügellosigkeit aus, denn es wimmelt von Abenteurern, und die Reisenden dieses Schlags machen den Nationen, denen sie angehören, wenig Ehre.

Man schmäht die Verwaltung Mohammed Alis, und macht ihm den Vorwurf, er verderbe das Land, indem er ihm Geld und Menschen entziehe. Wer Aegypten vor seiner Herrschaft gekannt hat, weiß, daß die Araber nie reicher waren, noch besser wohnten. Haben die Einkünfte Aegyptens gegenwärtig sich bedeutend vermehrt, so ist Dieß nicht die Folge einer größern Bedrückung des Volks, sondern der durch die Eroberung von Sennar und Cordofan erlangten Gebietsvergrößerung, der Urbarmachung großer Landstrecken und der Einführung neuer Erzeugnisse, als der Seidenbaumwolle, des Maha, des Indigo u. s. w. Vergleicht man den jetzigen Ein- und Ausfuhrhandel Aegyptens mit dem frühern, so wird man sich überzeugen, daß der erstere sich zu letzterm wie fünfzig zu Eins verhält. In einem gewöhnlichen Jahre werden an Baumwolle allein 100,000 bis 150,000 Ballen ausgeführt; die Einfuhr, besonders an Metallen, Bauholz, Waffen, Tüchern u. s. w., ist sehr bedeutend. Dieser Wohlstand, diese Erzeugnisse und dieser Handel sind das Werk des Genies und der Thätigkeit Mohammed Alis; die Fellahs, sich selbst überlassen, hätten nie daran gedacht Kanäle zu graben; höchstens würden sie nur deßhalb Sakiehs fertigen, um ihren Doura (Hirse) zu bewässern, der ihnen zum Lebensunterhalt unumgänglich nöthig ist, und Aegypten lieferte nichts als einige Zentner schlechter Baumwolle. Seine neuen Manufakturen würden zwecklos werden, und die Einfuhr an Baarem, die sich jetzt auf mehrere Millionen beläuft, dürfte dann kaum einige hunderttausend Franken betragen.

Mohammed Ali darf nicht mit den habsüchtigen Paschas der übrigen Türkei verglichen werden, die das Volk aussaugen, und die Abgaben erpressen, um Schätze aufzuhäufen. Die Einkünfte Aegyptens werden zum Unterhalte des Heeres, zum Bau von Manufakturen und Fabriken aller Art, zu Begründung nützlicher Anstalten, und dazu verwendet, junge Leute mit großen Kosten nach Europa zu schicken, um sich dort zu bilden. Alles, was das Land einträgt, wird folglich nur zu dessen Besten verwendet, und in Folge dieser großmüthigen Verwaltung bildet Mohammed Ali für Künste und Wissenschaften aller Art Menschen, die bald zur Civilisation ihres Vaterlandes mitwirken werden, oder jetzt schon mitwirken. Es ist zwar gegründet, daß das Heer, das Ali auf den Beinen hält, mit der Bevölkerung in keinem Verhältnisse steht, und daß sein Unterhalt Auflagen erfordert, die allerdings auf dem Volke lasten; allein wie gut auch seine Absichten, wie groß auch die Wohlthaten waren, die er Aegypten zu erzeigen gedachte, so konnte doch alles Dieß ihn nicht gegen Intriken und Ungerechtigkeiten der Pforte sicher stellen, die gar oft die Statthalterschaft von Aegypten dem Meistbietenden überlassen hatte, und einem Manne, der dem Reiche, besonders durch die Eroberung von Mecca und durch Ausrottung der Wechabiten, die nach Arabien auch in

Syrien einzufallen drohten, schon wesentliche Dienste geleistet hatte, leicht die seidene Schnur schicken konnte. Seiner Selbsterhaltung wegen, und um Aegypten die Fortdauer und den wohlthätigen Einfluß seiner Reformen zu sichern, mußte Mohammed Ali darauf bedacht seyn, ein furchtbares Heer aufzustellen, um zum Widerstande gerüstet zu seyn. Es war nie seine Absicht gewesen sich gegen die Pforte zu empören; weit von einem solchen Gedanken entfernt, hatte er ihr vielmehr die größte Unterwürfigkeit bewiesen, ihr jährlich einen bedeutenden und weit größern Tribut, als den von seinen Vorgängern entrichteten bezahlt, Subsidien in Geld gesandt, so oft sie deren bedurfte, und, mehr als Dieß, lange Zeit in Griechenland ein Heer unterhalten, um die sinkende Herrschaft des Halbmondes gegen seine erbittertsten Feinde zu vertheidigen *), und Cypern und Candia seiner Hoheit unterworfen. Mohammed Ali war also in der That die treueste und festeste Stütze der Pforte, und dabei noch die, von der sie den größten Vortheil zog; dessen ungeachtet konnte sie, eifersüchtig auf seine Macht, ihm diese nicht verzeihen, wovon Ali, der in Konstantinopel und der ganzen übrigen Türkei mächtige Freunde hatte, gar wohl unterrichtet war.

Mehrere Gründe veranlaßten ihn, sich zum Herrn von St. Jean d'Acre zu machen. Zuerst, weil dort einer seiner Feinde hauste, den die Pforte gegen ihn bewaffnete, und dann, weil er von Abdallah Pascha Beleidigungen erfahren hatte, die er seiner Ehre halber nicht ungeahndet lassen konnte, da die Pforte ihm Genugthuung versagte. Mohammed Ali hatte anfänglich bei seiner Unternehmung auf Syrien keine andere Absicht, als Abdallah Pascha zu züchtigen, und St. Jean d'Acre wieder unter die Hoheit der Pforte zu bringen. Diese, weit entfernt auf eine freundschaftliche und für Ali ehrenvolle Art vermittelnd dazwischen zu treten, drohte und schickte ein Heer ab ihn zu bekämpfen; sie that noch mehr, sie ernannte an seine und seines Sohnes Stelle andere Statthalter, und schleuderte zu gleicher Zeit Bann und Acht gegen ihn. Mohammed Ali war also gezwungen seine Kraft zu entwickeln, um sich zu vertheidigen; St. Jean d'Acre fiel endlich in seine Hände; er zeigte Dieß der Pforte an, ja er that noch einen letzten Schritt der Unterwürfigkeit, indem er erklärte, da er jetzt Genugthuung für die ihm zugefügte Beleidigung habe, so sey er bereit den Platz zu übergeben. Wie ward aber dieser Vorschlag von dem hochmüthigen, kurzsichtigen Divan aufgenommen? Er rüstete neue Truppen aus, erließ schimpfliche Proklamationen gegen Ali und seinen Sohn, die er durch diese Drohungen einzuschüchtern wähnte, aber sich statt dessen nur noch mehr entfremdete. Mohammed Ali galt den Moslemin als ein Krieger und Befreier der heiligen Orte. Was die Heeresmacht des Großherrn betrifft, so wußte Ali wohl, was er von ihnen zu halten habe, und er hat niemals an seinem Siege gezweifelt. Oft hat er gesagt, daß die Drohungen des Sultans Großsprechereien seyen, und daß sein Heer von Kindern, ohne Disciplin, ohne Erfahrung und schlecht angeführt, den von seinem Sohne befehligten tapfern Arabern nicht widerstehen werde.

Die von Hussein Pascha angeführte, achtzig bis hunderttausend Mann starke Armee ward auch in der That, wie Ali es vorhergesagt hatte, vernichtet; ihre Artillerie, Munition u. s. w. fielen Ibrahim Pascha in die Hände. Das Schicksal des Letztern ist an das seines Vaters geknüpft, übrigens bethätigt er die Gesinnungen eines gehorsamen und ergebenen Sohnes. Er ist Soldat von Genie und aus Neigung, besitzt Unerschrockenheit und eine erprobte Tapferkeit. In den Feldzügen in Hedschas und Morea hat er sich militärische Uebung und die Neigung der arabischen Soldaten erworben, auf die er, wie Napoleon auf die Franzosen, einen magischen Einfluß übt. Die Offiziere des Heeres sind seit mehrern Jahren geübte Krieger; der größte Theil von ihnen hat die Feldzüge von Hedschas, Sennar und Morea mitgemacht; die höhern Offiziere sind ergebene Anhänger, und die meisten der Generale und Obristen Verwandte Mohammed Alis, oder in seinem Haus erzogene Sklaven, deren Treue der seines eigenen Sohnes gleich kommt. Die Araber sind sehr gute Soldaten; voll Muth, mäßig und gehorsam, ertragen sie ohne Murren die Beschwerden des Kriegs. Verführung vermochte nichts über sie, und sie lieben ihre Anführer; kurz das ganze Heer Mohammed Alis besteht aus gleichgesinnten, gut gebildeten und vom besten Geiste beseelten Truppen. Was die Seemacht Alis betrifft, so besteht diese aus fünf vorzüglichen Linienschiffen und einigen Fregatten, eine große Anzahl anderer Fahrzeuge, als: Korvetten, Briggs und Goeletten, ungerechnet. Alle diese Schiffe sind neu, gut ausgerüstet und mit geübten Seeleuten bemannt. Die Kriegsschiffe sind meist von geschickten Offizieren, unter denen viele Franzosen und Engländer, befehligt. Der Admiral, *) unter dem sie stehen, ist ein durch Aufklärung und Kenntnisse ausgezeichneter Mann, der, da er lange in Europa sich aufhielt, der französischen und mehrerer andern Sprachen vollkommen mächtig ist, und die Marine Aegyptens organisirt, ja gewissermaßen neu geschaffen hat; seine Tapferkeit und Kaltblütigkeit sind unerschütterlich.**) Die Seemacht des Vicekönigs kann sich ebenfalls mit der des Sultans messen, obschon sie an Zahl weit unter ihr steht; und es ist fast außer Zweifel, daß sie dieselbe schlagen und gänzlich vernichten würde, da die Flotte des Großherrn aus schlechten, schlecht ausgerüsteten Schiffen besteht, deren Bemannung aus einem Haufen armseliger Menschen, Landstreichern, Taglöhnern und Krämern besteht, die in den Straßen von Konstantinopel gepreßt wurden; auch sind der Kapitan Pascha und die übrigen Anführer ihrer Schwäche sich so gut bewußt, daß sie jedes Zusammentreffen mit Alis Flotte vermeiden. Was kann man auch von Seeleuten erwarten, die so eilig und furchtsam vor den griechischen Brandern fliehen? Die Schiffe des Vicekönigs haben bereits eine Korvette, eine Brigg und mehrere andere Fahrzeuge genommen, die sich ohne Kanonenschuß ergeben haben, so daß es scheint, der Sieg der Flotte würde eben so wenig zweifelhaft gewesen seyn, als der des Landheeres.

Mohammed Ali ist der einzige Mann in der Türkei, der fähig ist, das zerrüttete, zerfallende und sich auflösende türkische Reich wieder herzustellen. Alles, was er bis jetzt für Aegypten gethan hat, scheint Bürge zu seyn, daß das Reich wieder aufleben und sich befestigen würde, wenn er die Zügel ergriffe. Er wird ohne Zweifel von seiner gegenwärtigen Stellung keinen Nutzen ziehen wollen, sondern sich, allem Anscheine nach, mit der Eroberung von Syrien begnügen. Diese Provinz ist ihm, dem Besitzer Aegyptens, sehr gelegen, und Dieß fühlt er zu gut, als daß er sich jemals entschließen könnte sie aufzugeben. Ihn daraus zu vertreiben, wird die Pforte nie im Stande seyn, besonders seit er sich zum Herrn von St. Jean d'Acre gemacht hat, das unter ihm um so mehr uneinnehmbar werden dürfte, als er Sorge tragen wird, die zerstörten Befestigungen nach einem bessern Systeme wieder herstellen zu lassen.

Während Syrien unter Mohammed Ali dem europäischen Handel neuen Absatz eröffnen wird, wird dieser Fürst dahin arbeiten, die barbarischen Sitten der Eingebornen, die bis jetzt jeder Civilisation widerstanden, zu verbessern. Nur unter unendlichen Schwierigkeiten und nie ohne Gefahr konnte man bis jetzt dieses Land bereisen; die Zerstörung der französischen Komptoirs durch Dschezzar Pascha, und die vergeblichen Bemühungen einer der ersten Mächte, ein Konsulat in Damas zu errichten, so wie alle die Plackereien und Bedrückungen, denen die Christen auf dem heiligen Boden ausgesetzt sind, sind hinlänglich bekannt. Die Eroberung Mohammed Alis ist also für den Handel, die Wissenschaften und die Menschheit eine wahre Wohlthat.

*) Daß Mohammed Ali aus ganz andern Gründen seine Aegyptier nach Griechenland schickte, ist so gut als erwiesen. Wäre es ihm gelungen in Morea Herr zu werden, so würde er es eben so wenig wieder verlassen haben, als gegenwärtig Syrien. A. d. R.

*) Osman Pascha, der jetzige Admiral der ägyptischen Flotte, ist derselbe Hadschi Osman Nureddin, der im Jahre 1820 nach Paris kam. Er ist der erste Aegyptier, der Europa besuchte, um sich zu bilden, und der gut unterrichtet nach seinem Vaterlande zurückkehrte. Er ist es, der vom französischen Generalkonsul, dem Ritter Drovetti, unterstützt, den Vicekönig bewog, geborne Aegyptier nach Paris reisen und sie dort in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft unterrichten zu lassen, um sie so in den Stand zu setzen, in ihrem Vaterlande nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Einige Jahre später wurden auch wirklich nach und nach hundert junge Zöglinge, Araber oder Osmanlis, Effendis, Scheiths oder Feuads nach Frankreich geschickt. Die Hälfte von ihnen ist bereits zurückgekehrt, und mehrere von diesen leisten in Aegypten schon wesentliche Dienste.

**) Eines der Schiffe der ägyptischen Flotte wird von Hassan Effendi, einem der zur Ausbildung nach Frankreich geschickten Offiziere, befehligt, der, nachdem er auf der Seeschule zu Brest studirt hatte, an Bord der Schiffe der französischen Flotte mehrere Fahrten in beiden Oceanen mitmachte.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 77. 18 März 1833.

Das französische Theater.

(Aus dem zehnten Theile des Buchs von Hundert und Einem.)

Man weiß nicht mehr an welchem Tage eines unbekannten Jahres es einigen boshaften Parlamentsschreibern einfiel, im großen Saal des Palais de Justice auf die berühmte Marmortafel zu steigen und dort vor einer erstaunten Volksmenge, in übermüthig kecker Lust Possen und Schwänke aufzuführen, in denen vorzüglich die Geistlichkeit und der königliche Hof herhalten mußten. Der König selbst, ein unumschränkter aber guter König, den man den Vater des Volks nannte, Ludwig XII, blieb nicht verschont von den kühnen Verfertigern der moralischen Stücke (Moralités, wie man jene Vorstellungen nannte). Der gute König sah ihnen zu Allem durch die Finger, nur die Ehre der Frauen sollten sie ihm unangetastet lassen; und er befahl, wenn sie der Königin zu nahe treten sollten, die Vorstellungen zu unterdrücken und die Schauspieler zu hängen. Es scheint, daß man sich wohl in Acht zu nehmen wußte, auf die Königin Anspielungen zu machen, denn man weiß von keinem Schauspieler jener Zeit, der gehangen wurde. Der Marmortafel blieb so ihre Freiheit bis auf Franz I, den Wiederhersteller der Wissenschaften, wie man ihn zu nennen pflegt; er war es, der zuerst die Censur einführte und zu gleicher Zeit den witzigen Marot verbannte. Daher wahrscheinlich sein glorreicher Beinamen.

Das Beispiel der Parlamentsschreiber ermunterte auch die Schreiber des Chatelet, vor der Thüre des Chatelet selbst, dergleichen Moralitäten aufzuführen; ein Gleiches thaten nachher die Schulen in ihren Kollegiengebäuden. Endlich traten die Passionsbrüder (Confrères de la Passion) auf, Schauspieler von Profession, die durch königliche Verbriefung vom Jahre 1402 ein ausschließliches Privilegium genossen, und ihre Bühne in dem Saale des Dreieinigkeitsspitales, in der Straße Saint-Denis, aufschlugen. Schon waren es nicht mehr Spiele von Studenten, Zeitvertreibe von Advokatenlehrlingen oder Belustigungen von Parlamentsschreibern; sondern es hatte sich ein Theater, ein zünftiges Gewerbe gebildet, das durch königliche Briefe als solches anerkannt und durch Privilegien geschützt war. Von nun an sehen sich die Hofnarren der Könige in ihrem Handwerk beeinträchtigt, und werden bald den Komödianten weichen müssen; bald werden sich die Passionsbrüder königliche Schauspielertruppe nennen und die Caillette und Triboulet verschwinden; das Königthum muß zuletzt seine Narren aus dem Volke ziehen; wie unklug! Wie viel vergibt es seiner Würde! Fortan werden Guillot Gorju, Turlupin und Bruscambille die Königin so gut zum Lachen bringen, als das Fischweib; dieselben Schauspieler werden am Hof und in der Halle spielen; König und Volk wird man zusammen vor demselben Brettergerüste lachen sehen! Ein absoluter König verliert viel, wenn er öffentlich lacht oder ißt und trinkt. Jene Häuptlinge in der Südsee verstanden es besser, wenn sie Jeden mit dem Tode bestraften, der sie trinken sah.

Doch greifen wir der Geschichte nicht vor. Die Passionsbrüder hatten im Jahre 1548 den alten Palast der Herzoge von Burgund inne, den sie gekauft hatten. Vierzig Jahre später waren sie gezwungen ihn neuen Schauspielern abzutreten, die das Volk gegen das königliche Privilegium der alten Komödianten in Schutz nahm, weil es an dem Repertorium der jüngern Generation mehr Geschmack fand, als an den klassischen Mysterien der Passionsvorstellungen. Schon damals mußte das Privilegium der Gewalt der öffentlichen Meinung weichen. Die sogenannte königliche Truppe mußte sich vor der des Volkes zurückziehen, und abermals sah sich der Hof genöthigt, seine Unterhaltung nach dem Willen der Stadt zu wählen.

Im Jahre 1600 öffneten die Komödianten des Hôtel de Bourgogne ihr Theater dreimal in der Woche und um dem ungewöhnlichen Bedürfniß nach neuen Stücken Genüge zu thun, verbanden sie sich mit dem Poeten Hardy, einem großen Bühnendichter, gegen den gehalten, Scribe selbst als Faullenzer erscheinen würde. Er verfertigte nahe an achthundert Stücke, von denen uns ungefähr vierzig übrig geblieben sind, die freilich nicht so viel Geist haben als vier. Nach ihm machten sich Theophile, Racan, Mairet, Gombault bekannt, und übertrafen ihren Vorgänger nicht an Fruchtbarkeit, aber doch an Verdienst. Durch den Beifall, den sie gewannen, aufgemuntert, waren sie die ersten, die ihre Namen auf die Komödienzettel ganz ausgeschrieben drucken ließen. Bis dahin hatten die Komödianten, wenn sie ein neues Stück von Hardy gaben, sich begnügt auf den Anschlag zu setzen, daß ihr Dichter dießmal einen herrlichen Stoff bearbeitet habe: es war unnöthig, den Verfasser zu nennen, da es nur einen einzigen gab und das Publikum seinen

Dichter eben so gut kannte als seine Schauspieler. Waren Anschläge und Namen nicht hinreichend, den Saal zu füllen, so ließen die Schauspieler vor der Thüre ihres Hotels oben an der Straße Saint-Eustache die Trommel rühren, und zogen so die Zuschauer gleichsam an den Ohren hinein. Gegenwärtig sperrt man den Leuten die Augen mit ellenlangen Buchstaben auf, bis sie den Weg ins Theater finden. Der Unterschied ist nicht groß.

Die Vorstellung begann Nachmittags um zwei Uhr und dauerte bis halb fünf. Die Bühne war im Hotel de Bourgogne, wie überall wo in jener Zeit eine neue errichtet wurde, im Ballspielsaale aufgeschlagen. Man dachte nicht einmal daran die Form des langen Viereckes zu ändern. Am einen Ende des Saales war die Erhöhung, die das Proscenium der Alten vorstellen sollte: drei oder vier mit Papier überzogene Rahmen auf jeder Seite, im Hintergrund eine gemalte Leinwand, einige Streifen von blauem Papier an der Decke, um die Wolken vorzustellen, bildeten die Dekoration, die nie verändert wurde. Die Wolken von blauem Papier blieben stets außen und innen hangen, es mochte nun freies Feld oder Gefängniß, Palast, Wald oder Kirche vorgestellt werden. Nur den Vorhang im Hintergrunde zog man auf, um den Zuschauern bemerklich zu machen, daß die Scene wechsle. Um das Publikum stand es noch übler, als mit der Bühne. An die langen Wände des Ballspielsaales lehnten sich zwei oder drei Galerien von Brettern, die so angebracht waren, daß die eine Hälfte der Zuschauer die Schauspieler nur von der Seite sah, während die andere Hälfte, welche in den ersten Logen saß, die man die guten Plätze nannte, und die am andern Ende des Saales angebracht waren, die Schauspieler zwar ganz sehen, aber nicht verstehen konnte. Im Parterre konnte man sich näher an die Bühne halten; allein man mußte hier stehen und tausend Ungemächlichkeiten trotzen, die ein Schriftsteller aus jener Zeit schildert: „Das Parterre, schreibt er, ist wegen des Gedränges sehr unbequem; ordentliche Leute finden sich dort unter allerhand Lumpengesindel gemischt, das ihnen Grobheiten anzuthun sucht, um ein Nichts Händel anfängt, nach dem Degen greift und die Vorstellung unterbricht. Wenn sich dergleichen Volk noch so ruhig verhält, so plaudert, schreit und pfeift es doch unaufhörlich und weil es wenig oder gar nichts beim Eintritte bezahlt hat, und nur aus Mangel einer andern Beschäftigung hieher kommt, so liegt ihm gar wenig daran zu hören, was die Komödianten sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

(Fortsetzung.)

1) Süd-Carolina.

Es gibt in Carolina wenige Körperschaften, d. h. wenige von jenen nützlichen Gesellschaftsverbindungen zu bestimmten Zwecken, bei denen Jemand sein Kapital sicher anlegen und es, ohne sein besonderes Zuthun, nutzbringend machen kann. In Neuengland gibt wohl ein Mann seine hundert Dollars zu einem Brückenbau, zur Anlegung einer Kunststraße, zu einer Eisenbahn, in eine Bank, eine Versicherungskompagnie, oder zur Errichtung eines Mühlenwerks, und verschmelzt so den eigenen Vortheil mit dem gemeinen Besten. Auf diese Art wird der Eigennutz zu einem mächtigen Bundesgenossen für die Vaterlandsliebe, denn nie verfolgt ein Mann eifriger das allgemeine Beste, als wenn er zugleich damit das eigene, seinen Privatvortheil, befördern kann. Ein Carolinier könnte etwas lernen, wenn er so an eines Landwirths Herde einer Berathung über die vortheilhafteste Anlegung von zwanzig Dollars beiwohnte. Eine so ungeheure Summe zu verthun, kommt fast keinem je in den Sinn, und langsam und bedachtsam wird dann darüber entschieden, wohin damit. — Der carolinische Pflanzer bedenkt oder beachtet nicht, daß die Mehrzahl der Grundbesitzer, die Neuengland wie einen Garten herausschmücken, deren Gehöfte er bewundert und deren Loos er beinahe beneidet, daß diese selten mehr als zwei- bis dreitausend Dollar — der Ertrag eines Lebens voll Mühe und Arbeit und der sparsamsten Häuslichkeit — im Vermögen haben, kaum so viel, als selbst ein kleiner carolinischer Pflanzer in einem, höchstens zwei Jahren verschleudert.

Welcher Art ist denn aber dieser Tarif, daß die Welt solch' ein Geschrei darob erhebt? — Wohl ist es der sorgfältigsten Beachtung eines jeden Bürgers werth, nach Kräften und so viel an ihm liegt, in seinem Kreise, auf die Stillung und Heilung des giftigen Grolls hinzuarbeiten, der an den Lebenstheilen der Union verzehrend frißt. Gibt es doch im Privatleben Verhältnisse solcher Art, bei denen die einzelnen Theile sich zu gegenseitigen Zugeständnissen aufgefordert sehen. Ohne diese könnte selbst in Familien ein häuslicher Friede nicht bestehen. Wenn nun schon im Privatleben ein Geist der Versöhnung der Schlichtung, der wechselseitig bewilligten Nachgiebigkeit so unerläßlich ist, wer wollte, wer könnte da eine gleiche Nothwendigkeit im Staatsleben, in den öffentlichen Verhältnissen noch in Abrede stellen? Soll denn keine Verständigung über die Interessen oder Gefühle, die zum Opfer gebracht werden müßten, möglich seyn oder eintreten, auf daß die Bundeseinheit bewahrt und erhalten werde? Ist es selbst so gewiß und ausgemacht, daß sich keine vernünftigen Gründe für die Ansichten und Lehrsätze beider Theile finden und aufstellen lassen, wenn doch mehrere der besten und einsichtsvollsten Männer des Vaterlandes, einmal auf dieser, einmal auf jener Seite, gewissenhaft die Doktrinen jeder Partei verfochten haben?

Man darf das Volk von Carolina nicht schlechtweg eines Mangels an Vaterlandsliebe oder aufopfernder Ergebenheit für das gemeinsame Vaterland beschuldigen. Es ist gegenwärtig in einem Zustande heftiger Aufregung, und sein Geist verletzt und aufgereizt; doch den wahren Geist Carolina's findet man in den Freiheitskämpfen und aufopfernden Bürgerthaten der Revolution, wo es sein bestes Herzblut verströmte, als etwas Werthloses im Vergleiche mit Freiheit und Unabhängigkeit.

Es ist hier nicht der Ort zu Erörterungen über Staatsverhältnisse, und darum halte ich meine Ansicht zurück. Caro-

lina's Stellung — ob nun wahr oder falsch — wird übrigens nicht immer in dem rechten Geiste vertheidigt und eben so wenig in besserer Weise bekämpft. Von beiden Seiten ist man erbittert und deßhalb um so geneigter zu den äußersten Schritten. In Carolina aber bietet zudem der Zustand der Gesellschaft mannichfache und erleichternde Gelegenheit zur Entstehung und Ausdehnung heftiger Bewegung und Stürme im Staatsleben. Die Einwohner sind von hitziger, leicht aufzuregender Gemüthsart. Sie sind in hohem Grade umgänglich und heitergesellig, und in dem ganzen Staate sind wohl wenige Männer von Stand und Bedeutung einander unbekannt, während in Neuengland viele in derselben Stadt sich fremd sind und bleiben. Als eine ganz gewöhnliche Entfernung, als einen Besuch zum Mittagessen betrachtet man einen Weg von zwanzig (engl.) Meilen; und bei den Pferdewettrennen strömt, wie einst die griechischen Volksstämme in Olympia zusammenkamen, ganz Carolina nach Charleston hinauf, während sich seine Bürger in Neuengland, im Westen *) oder in Europa auf ihren periodischen Wanderzügen in enge Genossenschaften zusammenzuthun pflegen. So mag es denn kommen, daß ein Mann von geselligen Gaben, ein Mann geachtet und geliebt wegen seines ehrenfesten Sinnes und Handelns, ein Mann wie z. B. der Gouverneur Hamilton, **) einen Einfluß und eine Volksthümlichkeit erlangt, wie sie ein kühlerer und durchgebildeterer Staatsmann, dessen Persönlichkeit seinen Kommittenten minder bekannt und befreundet ist, nicht gewinnen kann und wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Den neuen Staaten und Ansiedelungen der Union.

**) Hamilton — bekanntlich der in den jüngsten Zeiten vielgenannte Vorgänger des jetzigen Gouverneurs von Carolina, J. Hayne. — In einem Aufsatze über Redekunst und gute Redner im Februarhefte des New England Magazine vom Jahre 1832, in welchem namentlich die ausgezeichnetsten Redner des (22sten, am 5 December 1821 versammelten, im Laufe des Jahres 1832 vertagten und nunmehr wieder versammelten) Kongresses angeführt und beurtheilt werden, sagt der Verfasser unter Anderm: „Die Staatsmänner (public men) des Südens sind im Allgemeinen reichlicher mit dem Talent oder „der Gabe" der öffentlichen Rede, als ihre nördlichen Amtsgenossen ausgestattet; ob sie indessen eine größere Beredtsamkeit oder mehr Redekunst besitzen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Voran und als der ausgezeichnetste als Redner, unter den gegenwärtigen Mitgliedern des Kongresses aus dem Südlande zeigt sich Herr Hayne, der Senator aus Südcarolina; und man muß ihm, selbst im Vorurtheile der nördlichen Staaten gegenüber (wir Neuengländer haben vielleicht nicht eben Ursache, Herrn Hayne zu lieben) den Ruhm lassen, daß er ein bewunderungswürdiger und sprachgewandter Redner (an admirable and eloquent orator) ist. Herr Jakob Hamilton der jüngere, der gegenwärtige Gouverneur von Südcarolina, ist von hohem Rufe. Sein Vortrag ist leicht und gefällig, und seine Worte sind immer passend gewählt. Doch nimmt sich Herr Hamilton besser auf dem Papiere aus, als wenn er leibhaftig vor Einem steht. Wir wollen den Grund davon nicht näher untersuchen oder erörtern, allein so viel bleibt ausgemacht — daß seine Reden, auch wenn sie nur unvollkommen wiedergegeben werden, dem Leser eine weit angenehmere Empfindung gewähren, als dem Zuhörer."

Der Kaiser von Solo.

Während ihres Aufenthaltes zu Java unternahmen die Herren Tyerman und Bennet einen Ausflug nach Solo, dessen Beherrscher den Namen eines Kaisers führt, aber nur mit dem Scheine der Gewalt bekleidet ist, da die Holländer die eigentlichen Herren der Insel sind. Indeß unterhält dieser Fürst doch einen sehr glänzenden Hofstaat, von dem die Reisenden folgende Schilderung entwerfen: „Wir hatten Gelegenheit, den Kaiser die Moschee besuchen zu sehen, wobei er in einer prächtigen Karosse fuhr, der ein großes Gefolge von Soldaten und Dienerschaften mit fliegenden Fahnen und kriegerischer Musik voraus und hintennach zog. Der jüngere Bruder des Kaisers stieg zuerst aus dem Wagen und trug einen goldenen Spuknapf vor ihm her. Der Kaiser selbst, der ein wohlgebauter junger Mensch von ungefähr achtzehn Jahren ist, war mit einem langen, sehr weiten Gewande von schwarzer Farbe bekleidet, das ihm bis auf die Fersen hinabreichte; Beine und Füße trug er entblößt. Er schritt mit einer sehr würdigen Haltung einher, und hielt in der rechten Hand einen Säbel in vergoldeter Scheide. Während die Fürsten sich in der Moschee befanden, wurde uns der Eintritt nicht gestattet, obgleich man uns vorher erlaubt hatte, das Innere des Gebäudes zu besichtigen. Der Ort, wo der Gottesdienst verrichtet wird, hat hundert und zwanzig Fuß im Gevierte, eine geräumige äußere Galerie ungerechnet, die rings umher läuft. Außerhalb befindet sich ein großes Wasserbehältniß, wo die Gläubigen sich die Füße waschen, bevor sie das innere Heiligthum betreten. In letzterem selbst gewahrten wir keine weitere Merkwürdigkeit, als eine ungeheure Trommel, die wir darin aufgehangen sahen, ohne ihre Bestimmung erfahren zu können. — Abends wurden wir von dem holländischen Gouverneur und General de Kock prachtvoll bewirthet, es fand sich bei diesem Feste eine große Anzahl Civil- und Militärbeamte mit ihren Frauen ein. Alle schienen an unsern Berichten über die Fortschritte der Missionen großen Antheil zu nehmen. Da wir den Wunsch geäußert hatten, dem Kaiser vorgestellt zu werden, so verschaffte uns der General am folgenden Tage diese Ehre.

„Als wir im ersten Hofe, der zum Palaste des Fürsten gehörte, abgestiegen waren, durchwandelten wir zwei andere Höfe, die mit tausenden von Zuschauern angefüllt waren, unter denen von eingedornen Soldaten Ordnung gehalten wurde. Im vierten oder fünften Hofe, wo sich der Palast befindet, präsentirten die Soldaten das Gewehr und senkten die Fahnen, eine Ehrenbezeugung, die dem Gouverneur und dem Generale galt, in deren Gefolge wir uns befanden. Nach der Hofsitte des Landes saßen Alle mit untergeschlagenen Beinen und den Leib bis auf die Hüften ganz entblößt. Im vierten Viereck erblickten wir den Kaiser auf seinem Throne, der auf vier Pfeilern ruhend, ziemlich niedrig, ohne Arm- oder Rückenlehne, auf einer vom Boden vier Stufen erhöhten Plattform stand. Als wir uns ihm näherten, erhob er sich und schritt bis an den Rand der Plattform vor, faßte die Hand des Generals Kock und des Gouverneurs, und grüßte die übrigen Europäer, die sich in ihrem Gefolge befanden, mit vieler Anmuth. Der General Kock nahm, als Vicegouverneur aller niederländischen Besitzungen von Java, auf einem Prachtsessel seinen Sitz zur Rechten des Kaisers und der Gouverneurresident einen gewöhnlichen Stuhl zu seiner Linken ein. Der Plattform gegenüber wurden auf jeder Seite zwei Reihen Stühle aufgestellt, zur Rechten für die holländischen Offiziere und uns, zur Linken für die Hofleute und den Adel des Landes. Der Kaiser trug ein schwarzes Kleid, das bis von der Hüfte an, wo es aufhörte, bis an den Hals hinauf geknöpft war; das Sarang, eine Art Röckchen von dunkelfarbiger Leinwand mit weißen Flecken, reichte bis auf das halbe Bein herab. Die Strümpfe waren von heller Farbe und auf den schwarzen Schuhen befanden sich goldene Schnallen. Auf dem Haupte trug er einen kegelförmigen Hut ohne Krämpe von Schokoladefarbe und mit Schnüren besetzt. Den einzigen besondern Schmuck, der an dem Monarchen zu bemerken war, bildeten drei funkelnde Sterne von Edelsteinen auf seiner Brust. Der Thron, von vier Fuß im Gevierte, war mit einem gelben Seidenstoffe bedeckt, der mit Franzen besetzt und prächtigen Blumen von Gold durchwirkt war. Die Füße des kaiserlichen Stuhles waren gleichfalls vergoldet; übrigens war er gerade hoch genug, um nach europäischer Sitte darauf sitzen zu können. Der Kaiser benahm sich auf diesem Throne, der weder Arm- noch Rücklehne hatte, um sich darauf zu stützen, mit hoher Würde.

„Als Alle Platz genommen hatten, unterhielt sich der Kaiser einige Minuten lang sehr halbvoll mit seinen Gästen, dem General und dem Gouverneur. Hierauf wurden nach einander Thee, Kaffee, eingemachte Früchte und Wein herumgereicht. So oft der Kaiser trank, berührte er mit seinem Becher die unmittelbar zu seiner Rechten und Linken sitzenden Personen, und warf dann einen halbvollen Blick auf die übrige Gesellschaft, als wollte er auf ihre Gesundheit trinken. Die Thürflügel, die zur Linken, einige zwanzig Schritte vom Throne, in die anstoßenden Gemächer führten, standen offen, und man konnte die Verzierungen und Geräthschaften derselben sehen, die von der größten Pracht zeugten. Plötzlich trat aus diesen Sälen eine Menge Tänzerinnen hervor, die niedergekauert sich auf ihren Fersen fortbewegten, wobei ihnen ihre langen Gewänder und ihre beschwerliche Stellung sehr hinderlich waren. Neben ihnen stellte sich ein Orchester von javanesischen Musikanten und einer großen Schaar von Sängern auf, nachdem sie auf einer Platiform zunächst der Thüre, dem Angesichte des Kaisers gegenüber, sich niedergelassen hatten. Zur Rechten kam eine andere Schaar von eingebornen Musikanten zum Vorschein, aber mit europäischen Instrumenten. Die Tänzerinnen schienen nicht über fünfzehn oder sechzehn Jahre alt: die entblößten Theile ihres Körpers, wie Gesicht, Hals, Arme und Füße, waren durch eine aus Sandalholz gezogene und mit wohlriechenden Stoffen vermischte Flüssigkeit, mit einer zartgelben Farbe geschminkt.

„Als die Musikanten zu spielen begannen und die Sänger ihre Stimmen vernehmen ließen, erhoben sich die Tänzerinnen langsam, und machten mit Kopf, Armen und Händen alle Arten anmuthiger und ausdrucksvoller Bewegungen. Dabei beobachteten sie stets eine sehr gesetzte Haltung, wurden nie ungestüm und führten alle Bewegungen gleichzeitig aus. Wenn Musik und Gesang einen lebendigern Schwung nahmen, richteten sich auch alle ihre Stellungen und Bewegungen danach, und nur ihr Gesicht veränderte nicht einen Augenblick den Ausdruck einer völlig gleichgültigen Ruhe. Bei den meisten Figuren bedienten sich diese Tänzerinnen einer sehr schönen Schärpe oder Leibbinde, deren beide Enden bis auf die Füße hinabreichten; manchmal breiteten sie diese herabhängenden Schleifen der Schärpe aus, indem sie durch eine leichte und flüchtige Berührung den Saum derselben aus einander zogen; bald warfen sie die eine oder die andere über die Schultern oder den Arm, bald hielten sie dieselben wie einen Schleier vor das Gesicht. Der reich verzierte Stoff, der ihre Hüften umgürtete, hatte eine lange Schleife, die bis auf die Erde hinabfiel und eine Art Schleppe bildete. Die Tänzerinnen machten in ihren verschiedenen Gruppen davon eben so Gebrauch, wie von den Enden der erwähnten Schärpe, indem sie mit den Fußzehen oder der Ferse sie von einer auf die andere Seite zu werfen wußten. In keiner ihrer Bewegungen ließ sich auch nicht die leiseste Unanständigkeit wahrnehmen, und man konnte nichts weniger Anstößiges sehen, als diese sanften und ruhig abgemessenen Gliederbewegungen und Leibesstellungen, die sie nach dem Ausdrucke der Instrumente und der Stimmen richteten.

„Mehrmals näherten sich Musikanten gewissen kaiserlichen Hofbeamten, als wollten sie von ihnen Befehle empfangen, wobei diese Leute nie vor- oder zurückgingen, ohne auf der Erde fortzukriechen, gleich Gewürm, das einen Fußtritt zu erhalten fürchtet, und wenn sie mit den Hofleuten sprachen, unterließen sie nie die Handflächen an einander zu legen, und sie so hoch aufzuheben, bis die Daumen an die Nasenwurzel zu stehen kamen. Es war empörend, die menschliche Natur so herabgewürdigt zu sehen.

„Eine halbe Stunde später erhob sich der Kaiser, und man hieß uns ihm folgen. Zu unserer größten Ueberraschung wurden wir in einen andern Hofraum geführt, dem ähnlich, den wir so eben verlassen hatten. Hier fanden wir mehrere Reihen von Tischen in Gestalt eines T aufgestellt, die mit allen Arten von Fleischspeisen, Backwerk und Früchten besetzt und nach europäischer Sitte gedeckt waren. Die Schüsseln waren so dicht an einander aufgestellt, daß keine mehr Raum gefunden haben würde, und dazwischen sah man Gefäße, mit prachtvollen und wohlriechenden Blumen gefüllt, eingereiht. Der Kaiser nahm an einer Tafel in der Mitte Platz, und der General und Gouverneurresident nahmen zu seiner Rechten und zu seiner Linken Platz; die übrige Gesellschaft, Fremde wie Eingeborne, ließen sich an den übrigen Tafeln nieder. Dieses Frühstück, wie man es nannte, war in jedem Betracht prachtvoll; Alles ging mit einer Ordnung vor sich, wie im Palast eines europäischen Prinzen. Eine Menge von Dienern besorgte die Aufwartung. Ein Orchester, das aus andern Musikanten bestand, spielte während des ganzen Festgelages verschiedene muntere Stücke auf, und wahrscheinlich uns, als Abgeordneten einer englischen Gesellschaft zu Ehren, das „God save the king." In einiger Entfernung tanzten die Mädchen, von Spielleuten und Sängern begleitet, wie zuvor. Der Kaiser erwies jedem seiner Gäste die Ehre, mit ihm Wein zu trinken. Auch drei oder vier Gesundheiten wurden ausgebracht und von der ganzen Gesellschaft getrunken.

„Der Kaiser erhob sich abermals, und wir folgten ihm in den Tanzsaal. Die Mädchen, die bisher getanzt hatten, entfernten sich und wurden durch andere ersetzt, die auf gleiche Weise gekleidet waren. Nachdem sich Alle auf ihre Fersen gesetzt hatten, trat ein altes Weib ein, die vor einer Jeden ein Instrument niederlegte, das einem Bogen glich, dazu einen Pfeil, von ungefähr zwei Fuß Länge, der mit einem rothen Lack überzogen und vergoldet war und auf die Sehne gelegt wurde. Gleich darauf erhoben sich die Tänzerinnen und wiederholten alle von den vorigen ausgeführten Gruppen und Stellungen, aber mit dem Bogen in der Hand, was die malerische Wirkung ungemein erhöhte. Die Räder und Federn der besteingerichteten Maschine hätten nicht mit größerer Genauigkeit die Bewegungen ausführen können, und wir dürfen auch noch hinzufügen, daß kein Automat sich seiner Bewegungen weniger bewußt seyn möchte, als es diese Tänzerinnen, ihrem Gesichte nach zu urtheilen, schienen. Man sagte uns, daß die Musikstücke und Gesänge, nach welchen die Tänzerinnen ihre Schritte und Figuren ausführten, national seyen, und sich auf die Mythologie und Kampfesübungen der Eingebornen bezögen. Als es endlich Zeit schien, uns zu entfernen, standen wir auf, und nachdem wir dem Monarchen eine lange und glückliche Regierung gewünscht hatten, erwies er uns die Gnade, seine Hand fassen zu dürfen. Diesen Beweis seiner Freundschaft ertheilte er uns mit einer ungemein huldvollen Freundlichkeit, wie er überhaupt in seinem ganzen Benehmen eben so viel Würde als Sicherheit und Herablassung zu vereinigen wußte. In dieser Beziehung würde es ihm kein Monarch der Christenheit zuvorgethan haben. Auch die nächsten Verwandten, die Minister und die Vornehmsten vom Adel wohnten diesem Feste bei. Wir brachten ungefähr drei Stunden in dem Palaste zu. Unsere Neugierde war zufrieden gestellt; allein wir empfanden ein trauriges Gefühl, wenn wir diese eitle und kalte Pracht mit den einfachen Sitten und dem sanften und bescheidenen Wesen der Könige von Timeo, Huaheine und andern Inseln des großen Oceans verglichen, die ein wahrhaft patriarchalisches Leben führen."

Literarische Anzeige.

Würtembergische Zeitung.

Dieses neue, seit 1 Januar sechsmal in der Woche erscheinende Blatt gibt, neben den ausländischen politischen Neuigkeiten, die neuesten Nachrichten von Würtemberg sehr schnell und vollständig. Von den würtembergischen ständischen Verhandlungen liefert dasselbe regelmäßig gleich am Abende der Sitzung nicht blos die Resultate, sondern bei wichtigern Verhandlungen auch die Debatten ausführlich und möglichst getreu, was durch Besorgung des Drucks auf einer Schnellpresse erreicht wird. Wen getreue und rasche Berichte über den gegenwärtigen, höchst wichtigen würtembergischen Landtag interessiren, dem darf daher dieses, zugleich höchst wohlfeile Blatt, das auch in Würtemberg sich bereits eine bedeutende Zahl von Lesern erworben, vorzugsweise empfohlen werden. Das Vierteljahr kostet in Stuttgart nur 51 kr., und auf das mit 1 April beginnende Quartal nehmen alle Postämter Bestellungen an.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 78. 19 März 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

1. Süd-Carolina.

Zweiter Brief.

Es gibt zwischen Charlesten und dem Savannahflusse Reihen von Eilanden, die an Fruchtbarkeit und Lieblichkeit wohl mit den gepriesensten in der Welt wetteifern. Vor dem Anbau der Baumwolle in Carolina waren viele von ihnen dicht mit Waldung und üppig wuchernden Gräsern bewachsen, wo nur der Alligator hauste; nun aber sind sie von einem gesitteten und verständigen Volke bebaut, und dem Reisenden, der im Dampfboote rasch an ihnen vorübergleitet, erscheinen sie wie die glückseligen Inseln in Mirza's Traumgesicht. *) Ich will eines dieser Eilande — auf allen war ich nicht — etwas näher schildern. Nicht weit von Beaufort erblickt man eine Ansiedlung vor sich, die von Ferne ganz einem freundlichen, wohlgedeihlichen neuenländischen Dorfe gleicht. Um die drei Anländе zieht sich ein kleiner Hain von Pflaumpalmen, die so dicht beisammen stehen, daß ihre Gipfel in einander verwoben und einem aus den Fugen geschobenen Deckengebälk nicht unähnlich sind, während ihre schlanken geraden Stämme wie die Pfeiler eines Gotteshauses aufsteigen. Die Pflaumpalme spricht den Schönheitssinn rührend und erhebend an, und ist bei ihrer anmuthigen Gestalt ein recht wohlgewähltes Sinnbild in dem Wappen des Staats. Hinter dem Palmenwäldchen winkt, unter der Last ihrer Hesperiens würdigen, goldenen Früchte sich biegend, eine Reihe Orangenbäume. Der Boden ist mit Pomeranzen bedeckt, und Büschel von acht, alle von den größten, habe ich an den Bäumen gesehen. Welche Baumpracht sich aus einer unscheinbaren Eichel entfalten kann, zeigt dort ein Paar herrlicher immergrüner Eichen, die Sinnbilder der Stärke und der Unsterblichkeit. Es ist etwas Erhabenes um so einen alten Eichbaum. Sein Stamm hält zwölf Fuß im Umfang; seine Arme strecken sich wagrecht weit hinaus, und bewegen sich wie freundlich grüßend und schirmend im Luftstrom. Sein edelstes Abzeichen ist aber, dem des Persers gleich, sein Bart „so silbergrau," was man im gewöhnlichen Leben Moos nennt und einen Anflug davon, freilich nicht so lang wie eines Stützers Knebelbart, können Sie auch in Neuengland in einem Ahorn-Moorbruche sehen. Bei der immergrünen Eiche dagegen wallt es unter den Gürtel herab, fegt fast die Erde und hängt füllreich von den obern Aesten. Die Wirkung dieser Moos-hülle ist bei einem Baume ganz dieselbe, wie die des Bartes beim Menschen, sie gibt ein ernstes feierliches Ansehen. Der Lorbeer, weiterhin, sieht sich gar trefflich neben der Eiche an — Schönheit und Stärke in wohlgefügtem Vereine! — in ihn dürfte Apollo seine Daphne wohl verwandeln, von ihm der schönste Kranz für den Helden und Dichter sich brechen lassen. Sein Stamm ist rund und glatt; schlankaufstrebend sein Wuchs; seine Blätter sind fünf bis sechs Zoll lang von einem glänzenden Dunkelgrün, zu dem die Wälder des Nordens kein Seitenstück aufzuweisen haben. Der ganze Baum ist mit Blüthen so dicht übersäet wie nur der Nachthimmel mit Sternen. Die Blüthen sind von einem zarten Weiß, maiblumenartig und von zwölf Zoll im Umfang. Solch ein Gewand, wie die Natur dem Lorbeer gab, trug wohl selbst Salomo nicht in all seiner Herrlichkeit. Lassen Sie uns nun zwischen einem zu beiden Seiten mit Aloen besetzten Wege der Hausthüre des Pflanzers zuwandeln, wo uns schon das Gebell von einigen zwanzig Hunden — Hetzhunde, Spürhunde, Wachtelhunde, Blendlinge, Dachshunde und Köter gemeineren Schlags — bewillkommend entgegenschallt. Das Haus hat zwei Flügelgebäude, und acht Ruthen davon entfernt, im hintern Theile befinden sich die Küche und die Vorrathsscheunen.

Der Jagdfreund wird auf der Pflanzung eine reiche Fülle und Mannichfaltigkeit von Wild finden. Am flachen, Meilen lang sich hindehnenden, einem sandbestreuten Estrich gleichen Seeufer trifft man Steinwälzer und eine Unzahl von Seevögeln. Der Steinwälzer (curlew) ist eine Art großer Waldschnepfe, dem Aussehen nach wenigstens nicht viel kleiner als das gemeine Haushuhn. Man kann ihrer mehrere mit einem Schusse erlegen, wo sich dann die lebendiggebliebenen um die getödteten her setzen und auf diese Art zu einem neuen Schusse aushalten. In den Buchten und Ufereinschnitten gibt es Gänse und mancherlei Entenarten. In den Wäldern bleibt bekanntlich das Rothwild manchmal, ehe es in Sätzen davon eilt, einen Augenblick stehen, um den Jäger anzustarren. Zu Zeiten jagt man es bei Fackelschein, wo es dann, wenn man es aufgetrieben hat, verschüchtert und verwundert stehen bleibt, um seinen Verfolger anzustieren, durch den Glanz seiner Augen sich verräth und vorn in

*) In Addison's Spectator.

den Kopf geschossen wird. — Man sagt, die Augen des Füllens sähen denen des Rothwilds ziemlich gleich, und da sey es denn schon manchmal vorgekommen, daß der Jagdlustige ein zäheres und härteres Fleisch, als Wildpret, gepirscht habe. — Ein seltsam bleiches, dem Demant ähnlich strahlendes Licht geben die Augen einer großen Spinne von sich, während die des Aligators roth und glühend, wie zwei feurige Kohlen, funkeln. Träge und ohne nach dem nackten Beine, das im Vorbeigehen sie berührt, zu stechen, liegt bei Nacht die Mokassin-Schlange auf dem Sumpfwasser der Reißfelder, während ich bei Tage meinen Fuß nicht in die Nähe eines dieser Thiere setzen möchte. Waschbären und Beutelratten sind zu gemeines Wild für eine Flinte, und werden deßhalb nur mit Knütteln und Kötern gejagt. Wenn die Fluth steigt, kann man viele der erstgenannten Thiere von den Sumpfplätzen zurückkehren sehen, wo sie nach Schalthieren ausgewesen sind. Daß die Waschbären Krebse vermittelst ihrer Schwänze fangen, ist ein bei den Negern allgemein verbreiteter Glaube, den man ihnen nicht mit Feuer ausbrennen könnte. Der Waschbär stellt sich nämlich — wie sie behaupten — an den Uferrand und bewegt seinen Schwanz sachte über dem Wasser hin und her; der Krebs packt ihn, wird aber nun sogleich mit einem Ruck aufs Ufer geschleudert. Bisweilen fängt dagegen die Auster den Waschbären; der Vierfüßler, so wie er eine Schale einladend offen sieht, steckt die Pfote hinein: geräth aber manchmal auf eine so große und so fest gewachsene Auster, daß diese die Schale, wie eine Falle, zuklappt und den lüsternen Räuber festhält, bis ihn die kommende Fluth ersäuft. Die kleinen Austern, welche bei der Ebbe bloß liegen, nennt man Waschbärenaustern; sie stehen aufrecht, sind fünf Zoll lang und hart zusammengekeilt. Der obere Theil schärft sich zu einer Kante zu, deren Beschaffenheit mir noch lange im Gedächtnisse bleiben wird; es ist noch gefährlicher über sie hinwegzukommen, als über die zerbrochenen Flaschenscherben, die man auf den Gartenmauern in Charlesston zur Abwehr gegen gewisse Nachtwandler angebracht findet. Ich wollte einst aus einem Boot ans Ufer steigen, das Fahrzeug stieß jedoch zu geschwind wieder ab, so daß ich ausglitt und auf die Austern fiel. In Augenblicken der höchsten Noth fahren Einem eine Menge Gedanken durch den Kopf, so fand ich denn, obwohl ich von ziemlich schwerem Körper bin, noch im Fallen Zeit, mir da wo alle Mittel, auf den Grund zu gelangen, schlecht waren, wenigstens das beste auszudenken. Nachdem ich die Nachtheile eines Falls auf die Knie oder auf die Schultern (und die letztere Position würde mein Gesicht schwerlich gesichert haben) gehörig erwogen hatte, machte ich eine plötzliche Kraftanstrengung und kam auf den rechten Arm und die rechte Hand zu fallen. Die Schiffleute stöhnten insgesammt laut auf; so fehlte es mir doch nicht an mitfühlenden Herzen bei meinem Leiden. Ich erhob mich endlich — die Aermel in Fetzen zerschnitten, und in der inneren Handfläche, so viele tiefe, Bein und Flechsen bloßlegende Kreuzschnitte, wie nur Einsalzungen in eines Armadilles Rücken sind. Es währte sechs volle Wochen, ehe ich nur die Wunde von allen den Schalensplittern zu reinigen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Das französische Theater.

(Fortsetzung.)

Die Schauspielertruppe des Hôtel de Bourgogne, deren Oberhaupt und Sprecher Bellerose war, erdrückte Alles um sich her, was durch den reichen Gewinn derselben angelockt, sich neben ihr in dieser Art aufthun wollte. Die Bühnen der Straße Michel-le-Comte und des Faubourg Saint-Germain verschwanden eben so schnell, als sie erschienen waren, und Molière konnte sich im Jahre 1645 im Ballhause der Croix-Blanche nicht mit den jungen Leuten halten, die er um sich vereinigte und die sich den Namen Illustre-Theatre beigelegt hatten. Molière sah sich genöthigt, Paris zu verlassen und die Provinzen zu durchziehen. Und doch war es ihm allein vorbehalten, ein Theater zu gründen, das Anfangs dem des Hôtel de Bourgogne die Wage hielt und nachher dessen Publikum und Schauspieler in sich hinüberzog. Molière kam im Jahre 1658 nach Paris zurück, trat zuerst mit seiner wohlgeübten Truppe im Saale der Garden des alten Louvre auf, und gefiel dem Könige so sehr, daß er die Erlaubniß erhielt, abwechslungsweise mit den italienischen Komödianten auf dem Theater des Petit-Bourbon zu spielen. Auch den Beifall Monsieur's, des Bruders des Königs, erwarb er sich in so hohem Grade, daß er seiner Bühne den Namen „Theatre de Monsieur" beilegen durfte. Er gewann mit jedem Tage in den Augen des Publikums; seine Truppe erwarb sich Gerechtsame um Gerechtsame, stellte alle andern Theater in Schatten, und Ludwig XIV nahm zuletzt alle ihre Mitglieder in seinen Dienst, worauf im Jahre 1665 der Titel „Troupe royale" auf den Anschlägen des Theaters Molière erschien. Der Tod des großen Mannes (ich spreche hier nicht von Ludwig XIV) stürzte seine Kunstgenossen in die tiefste Betrübniß und in nicht geringe Verlegenheit. Um das Maß ihres Unglückes zu füllen, nahmen sie Rosimont, einen berühmten Schauspieler jener Zeit, in ihre Gesellschaft auf, die sofort von vier der besten Mitglieder, Baron, Lathorillière, Beauvel und seiner Frau verlassen wurde, welche in das Hôtel de Bourgogne übergingen. Endlich erwarb Lulli, der das Privilegium der Oper hatte, das Recht, seine Werke im Saale des Palais-Royal aufzuführen, in dessen Besitz Molière bisher gewesen war, seitdem das Petit-Bourbon, wo er nach seiner Rückkehr nach Paris seine Bühne aufgeschlagen hatte, niedergerissen worden war, um der Kolonnade des Louvre Raum zu geben. Molière's Gattin und seine Truppe, beide ihres Herrn und Meisters beraubt, mußten auch noch ihre besten Schauspieler abfallen und den schönsten Saal, den es zu jener Zeit in Paris gab, sich entfremdet sehen. Er hatte dreimalhunderttausend Thaler gekostet, und war ausdrücklich nur zur Aufführung Mirame's, eines Trauerspieles in fünf Aufzügen, erbaut worden, das der Kardinal Richelieu mit einigen fünf- oder sechshundert verunglückten Versen durchwässert hatte. Frankreich bezahlte also einen Reim mit ungefähr tausend Thalern, um einen Minister zu haben, der Verse machte.

Die unglücklichen Trümmer von Molière's Gesellschaft schlugen den Schauspielern des Hôtel de Bourgogne vor, sich mit ihnen zu vereinigen, erhielten aber eine unfreundliche Zurückwei-

sung. Auf das Aeußerste getrieben, kauften sie nun vom Marquis de Sourdeac das Theater im Hôtel de Guénégaud, im Ballspielsaale de la Bouteille. Da der König erklärt hatte, daß in Zukunft nur zwei französische Schauspielergesellschaften in Paris bestehen sollten, die eine im Hôtel de Guénégaud und die andere im Hôtel de Bourgogne, so erließ der Lieutenant der Polizei La Reynie eine Ordonnanz über die Eröffnung des neuen Theaters neben dem ältern, und so blieben die Sachen vom Jahre 1673 bis 1680. In dieser Zeit erließ der König, dem man begreiflich zu machen gewußt hatte, daß eine einzige Schauspielergesellschaft für den Hof und die Stadt ausreiche, eine neue Ordonnanz, durch die beide Gesellschaften in eine verschmolzen wurden, „um die Vorstellungen der Komödianten, wie es darin hieß, desto vollkommener zu machen.“ — „Um ihnen die Mittel an die Hand zu geben, sich noch mehr auszubilden, sagt der königliche Erlaß ferner, will Se. Majestät, daß fortan nur eine einzige Gesellschaft in Paris Vorstellungen geben soll, und verbietet allen andern französischen Komödianten sich in gedachter Stadt und ihren Vorstädten, ohne ausdrückliche Erlaubniß Sr. Majestät, niederzulassen.“

Diese Ordonnanz wurde den Komödianten durch Puymorin Boileau, den Generalcontroleur der kleinen Ausgaben (menus-plaisirs) und des Silberzeuges, am 22 Oktober 1682 eröffnet. Ludwig XIV dachte selbst zu Charleville noch an seine Komödianten und ließ von der eigenen Hand seines ersten Kammerherrn, des Herzogs von Créqui, ein Verzeichniß von den Namen der Schauspieler und Schauspielerinnen entwerfen, die er zu einer Gesellschaft vereinigt in seinem Dienst behalten wollte, und bewilligte dann zwei Jahre später einen jährlichen Zuschuß von zwölftausend Livres. Hier beginnen also die Geldunterstützungen vom Hofe: die Comédie française ist definitiv gegründet. Ein König, der bewies, daß man nicht von Gottes Gnaden orthographisch schreiben könne, Ludwig der Große, der die Grammatik und das Parlament mit der Reitpeitsche bearbeitete, konnte selbst unter seinem Zelte vor Charleville an die Trauerspiele des Hôtels Guénégaud denken, und bot seine ganze Geschicklichkeit auf, um mit eigener Hand die Ordonnanzen Colbert's und das Namensverzeichniß des Herzogs von Créqui zu unterzeichnen; er bewilligte, in Betracht der Zeitverhältnisse und der Bedürfnisse der Gesellschaft, ihr eine ungeheure Summe, und beschäftigte sich höchsteigen mit dem Schicksale der Wittwe Molière's, Rosimont's und Lathorillière's, indem er selbst ihnen eben sowohl ihre Rollen als ihre Ruhegehalte zutheilte.

Man muß die Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen der Comédie française aus jener Zeit gesehen haben; um zu wissen, in welcher altväterlichen Einfachheit damals die Verwaltung geführt wurde. Folgendes ist ein Verzeichniß der Kosten für Molière's „Hypochonder“ (Malade imaginaire): „Ordentliche und außerordentliche Ausgaben 55 Livres. — Decorateur und Thürsteher 7 L. 10 S. — Den Statisten 2 L. — Wein bei der Probe 100 L. — Brod bei der Probe 86 L. — Ein und zwanzig Paar Tanzschuhe für sechszehn Tänzer, drei Musikanten und zwei Springer, das Paar zu 5 L., thut 63 Livres. — Drei und dreißig Paar Handschuhe für die Tänzer und Musikanten, das Paar zu 12 S. thut 19 L. 16 S. — Dem Schreiner Louis Hugot für fünf Tage Arbeit, den Tag zu 40 S. thut 10 L. — Hrn. Desgrieux für 36 Paar seidene Strümpfe 365 L. — Für außerordentliche Anschläge und den Barbier 4 L. — Für Ergänzung eines Kleides des Hrn. Lathorillière, 3 L. — Für Holz, Kohlen, dem Morisset ꝛc. für Wegschaffung des Schnees 9 L. — Für Mönchskerzen an der Thüre 1 L. — Den Soldaten 8 L. — Dem Lichterzieher Prevost, der vier und achtzig Pfund Lichter für die Probe, das Pfund zu 7 S. lieferte, laut Quittung 29 L. —

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Nachgrabungen in Pompeji.

Alle Freunde des Alterthums beklagen die verzweifelte Langsamkeit, mit der Pompeji aus seiner Asche emporsteigt; in einem Verlaufe von mehr als hundert Jahren ist noch kaum der fünfte Theil dieser kleinen Stadt zu Tage gebracht worden. Die achtzehn Menschen, die man zu den Ausgrabungen verwendet, mögen noch so thätig und angestrengt arbeiten, so werden doch noch andere vierhundert Jahre verstreichen, ehe die Aufgabe vollbracht ist, und dann wird Alles, was wir jetzt noch bewundern, ohne Zweifel in Staub zerfallen und auf ewig dahin seyn. Man sagt, es sey eine Ausgabe von drei Millionen nöthig, um die ganze Stadt auszugraben, und kaum verwendet man dazu jährlich 25.000 Franken; freilich sehr wenig; allein die Einkünfte Siciliens erlauben vielleicht keine größern Ausgaben, und der verstorbene König hat dreizehn Kinder hinterlassen; dann hat der gegenwärtige König eine vorherrschende Liebe für das Soldatenwesen, und will durchaus aus den Neapolitanern eine kriegerische Nation bilden, ein Gedanke, der schon Murat mißglückte. Mit diesen 25.000 Franken müssen die schon vollendeten Ausgrabungen unterhalten, die unvermeidlich nothwendigen Terrassenarbeiten ausgeführt, die mürben Mauern, die dem Einsturze drohen, gestützt werden u. s. w. Endlich müssen davon auch ein Architekt, zwei Inspektoren, zwölf Aufseher, achtzehn Arbeiter, drei Körner, kurz sechs und dreißig Personen, die sammt einer Wache von Veteranen die Bevölkerung dieser alten Stadt bilden, unterhalten werden.

Indeß ist dieses Geld zu hohen Zinsen angelegt; denn unter den Gegenständen, die alljährlich zu Tage gefördert werden, befinden sich viele vom größten Werthe: Gemälde, Statuen, Mosaikboden, wahre Schätze der Kunst, welche der Schutz-Genius des Alterthums vor der zerstörenden Hand der Barbaren unter diesem Aschenberge vergrub, um sie für eine Zeit zu sparen, die sie würdigen konnte. Allein dennoch bin ich nicht so ganz in die Antiquitätenherrlichkeit verschossen, um mir einzubilden, es habe eine Zeit gegeben, wo nichts als Meisterwerke aus menschlichen Händen hervorgingen; und so leid es mir thut, den Alterthumsfreunden so tief ins Herz greifen zu müssen, kann ich doch nicht umhin, offenherzig zu gestehen, daß ich in dem Glauben lebe, es habe damals eben so elende Maler und Bildhauer, und nicht minder erbärmliche Dichter und Redner gegeben als heutzutage. Dagegen muß ich auf der andern Seite bekennen, daß es neben einer Menge mittelmäßiger Kunstgegenstände andere gibt, die, abgesehen von ihrem Alterthume, von großem innerlichem Werthe sind und nicht genug gelobt werden können. Unter den seit zwei Jahren aufgefundenen Gemälden will ich hier jene anführen, die mir theils durch die Schönheit der Zeichnung, oder die Lieblichkeit und Großartigkeit der Komposition am merkwürdigsten erschienen sind. Dahin gehört zuvörderst ein junges Mädchen, das einen jungen nackten Menschen umarmt, ein kostbares Gemälde, was die Schönheit der Formen anbelangt; dann Diana und Endymion, in Helldunkel gemalt, eine Nereide, ein Bacchus, der einen Blumenkranz in der Hand hält. Ferner das Urtheil des Paris: die drei Göttinnen stehen vor dem jungen Hirten, der unschlüssig, welcher von ihnen er den Preis der Schönheit zuerkennen soll, sie betrachtet, bis ihn endlich einer seiner Gefährten aus der Ungewißheit reißt, indem er mit dem Finger auf diejenige zeigt, die ihm der Wahl am würdigsten scheint; ferner ein Hirte, der einem Mädchen einen Baumzweig überreicht, um den sich eine Schlange windet; das Mädchen ist halbnackt und

mit Epheu bekränzt; es drückt durch seine Stellung zugleich Bewunderung und Schrecken aus. Ariadne auf der Insel Naxos, die von einer geflügelten Iris geweckt wird; sie folgt mit den Augen dem Schiffe des Theseus; unfern von ihr sitzt ein Amor und weint. Alle diese Gemälde wurden zu Pompeji seit dem Jahre 1830 entdeckt, und der größte Theil davon ziert das sogenannte „Haus des Meleagers."

In Herculanum würden die Ausgrabungen ohne Zweifel von nicht minder wichtigem Erfolge gewesen seyn, wenn man sie mit Thätigkeit hätte fortsetzen können; allein Dieß ist sehr schwierig, da eine neue Stadt über der alten erbaut worden ist, und man daher mit den Ausgrabungen ohne Gefahr nicht zu weit vorrücken kann. So entdeckte man die Zugänge zu einem Tempel; allein da derselbe gerade unter der Straße de Resina liegt, mußte man hier mit weitern Nachgrabungen aufhören. In den Jahren 1830 und 1831 waren dort ein Inspektor, drei Aufseher, vierzehn Arbeiter und zwei Kärrner beschäftigt; in den verflossenen Jahren verwendete man nur einen Kärrner und sechs Arbeiter. In Herculanum förderte man zu Tage: 1) Zwei herrliche Mosaikbilder, das eine eine Eberjagd, das andere den Aktäon darstellend, der, in einen Hirsch verwandelt, von seinen Hunden verfolgt wird. Die erzürnte Diana betrachtet seine Verwandlung, und eine Schaar schüchterner Nymphen sucht sich mit ihren am Ufer liegenden Gewändern zu verhüllen. 2) Zwei Statuen des Bacchus und Ampelus; einen marmornen Serapiskopf; einen geflügelten Merkur mit dem Petasus; die Augen dieses Merkurs sind von Silber. 3) Ein Freskogemälde, den hundertäugigen Argus vorstellend, der die in eine Kuh verwandelte Jo bewacht.

Wenn ich mich hier über diese Kunstgegenstände nicht weiter verbreite, so geschieht es bloß, um für einige Worte über „das Haus des Fauns" Raum zu gewinnen, das schönste und reichste Gebäude, das noch aufgefunden wurde. Es liegt ziemlich nahe bei dem Tempel der Fortuna auf der linken Seite der Straße, die Pompeji durchschneidet, und vom Triumphbogen des Tiberius nach dem Isisthore führt. Säulenschäfte, Stücke von Kapitälern, noch unbearbeitete Steine u. s. w., die man im Garten dieses Hauses fand, beweisen, daß man noch mit dem Baue beschäftigt war, als die Stadt unter Lava und Asche begraben wurde; vielleicht war das Haus noch nicht vollendet, oder man war im Begriffe, die Beschädigungen auszubessern, die durch die mehrere Jahre jenem furchtbaren Ausbruche vorangegangenen Erdbeben verursacht worden seyn mochten. Bekanntlich nennt man es „Haus des Fauns," weil man dort eine kleine Bronzefigur fand, die einen tanzenden Faun vorstellt; der Gott, mit Epheu- und Eichenblättern bekränzt, ist halb trunken. Diese Bildsäule ist gut erhalten und von bewunderungswürdiger Arbeit; sie befindet sich gegenwärtig in dem Museum Bourbon. Es war gegen Ende des Jahres 1829, als die Ausgrabungen an diesem Hause begannen, die jetzt vollständig beendigt sind. Die Pracht und Sorgfalt, mit der dieses Gebäude aufgeführt ist, haben nicht ihres Gleichen; die Festigkeit der Fußböden in allen Gemächern, *) die Zierlichkeit der Säulen, welche die beiden Portikus **) schmücken, die herrlichen Farben, die an den Mauern prangen, ***) würden es vor allen andern pompejanischen Häusern auszeichnen, auch wenn darin nicht die tausenderlei kostbaren Gegenstände *) gefunden worden wären, die man ausbeutete, selbst wenn man darin nicht die schönsten und prachtvollsten Mosaiken entdeckt hätte, welche die Unbild der Zeit verschont hat. Es gibt bekanntlich drei Arten alter Mosaik, die zwar insgesammt aus einzelnen Stücken zusammengesetzt sind, zu denen man aber verschiedener Stoffe sich bediente. Am häufigsten wendete man eine Art Email oder Glas von verschiedenen Farben an; es ist dieselbe Art von Mosaik, wie man sie noch gegenwärtig in Rom verfertigt, und in der man die Meisterwerke Raphaels und Dominichino's für alle Zeiten unvergänglich aufbewahrt hat. Dann bediente man sich der von Natur gefärbten Steinchen, aus denen man heutzutage in Florenz Musivarbeiten verfertigt. Die Kapelle der Medicis ist berühmt durch Arbeiten dieser Art, mit denen sie geschmückt ist. Endlich verfertigte man Mosaiken aus einer Mischung von beiden Arten, wie man mehrere dergleichen in dem Museum von Neapel sieht. Die kostbarste und schwierigste ist begreiflicherweise die aus naturfarbigen Steinchen; man denke sich nur, welche Geduld dazu gehört, um in den Marmoradern alle Farbenabstufungen herauszufinden, die in einem Gemälde angebracht sind — und dann welche erstaunenswürdige Geschicklichkeit, alle diese tausend und aber tausend Stückchen, von denen das größte kaum mehr als eine Linie Fläche hat, zu sondern, zu schneiden, zusammenzusetzen, daraus ein Ganzes zu bilden, das die Wirkung eines Gemäldes machen soll. Doch diese bewunderungswürdigen Arbeiten haben nicht bloß das Verdienst überwundener Schwierigkeit, sondern das noch weit größere einer ewigen Dauerhaftigkeit; die herrlichsten Gemälde erhalten sich nur kurze Zeit in voller Farbenfrische; Sonne, Feuchtigkeit und Luft bleichen oder zerstören sie. Ueber die Mosaiken können Jahrhunderte hinschreiten, ohne ihre Farben zu verlöschen.

(Schluß folgt.)

*) Mehrere dieser Fußböden bestehen aus Mosaiken von trefflicher Arbeit, die andern sind aus blutrothgeflecktem sicilianischen Marmor (Diaspro), orientalischem Alabaster, Jaspis, Verdantik und andern kostbaren Marmorarten zusammengefügt, und in einen so harten Kitt eingesetzt, daß der Fußboden, von tausend der glänzendsten Farben strahlend, aus einem einzigen Stück gebildet zu seyn scheint. Man nennt, so viel ich weiß, solche Fußböden venezianische.

**) Der Eine dieser Portikus wird von 28 ionischen, der andere von 42 dorischen Säulen, vom reinsten Geschmacke, getragen; die Säulenknäufe sollen zierliche Nachbildungen von einem Kapitale seyn, das zum erstenmal in einem Werke über die Tempel von Pästum abgebildet wurde, gegenwärtig aber nicht mehr existirt.

***) Die Wände sind mit glänzenden Farben bemalt; doch findet man nur wenige eigentliche Malereien: vielleicht setzte der Eigenthümer des Hauses seinen ganzen Stolz in seine Mosaikfußböden, vielleicht sollten die Gemälde erst später ausgeführt werden. Ein kleines Gemach, neben welchem man den Löwen gefunden hat, ist allein mit einigen kleinen Landschaften und einigen Laub- und Fruchtgewinden verziert. Auch vier kleine Figuren und komische Masken bemerkte ich dort. Die Mauern des Hauses des Fauns waren mit Platten von Blei verkleidet, um die Feuchtigkeit von den Malereien abzuhalten. Ich glaube, es ist das erstemal, wo man diese Vorsicht angewandt findet.

*) Außer dem schon erwähnten kleinen Faun fand man auch zwei kleine Tempel in halberhobener Arbeit im Vestibul des Hauses, mehrere geschnittene Steine, von denen einer den Alexander vorstellen soll, zwei goldene Armbänder, goldene Ohrengehänge, einen Spiegel von Silber, eine Sphinx von griechischem Marmor, Fragmente von zwei marmornen Statuen, Bacchus und Paris. Endlich am 15 April 1831 fand man die Form oder vielmehr den Abdruck eines weiblichen Beines, dessen Fuß sehr zierlich beschuht ist. Die Asche bewahrte diesen Abdruck auf.

Zahl der französischen Nationalgarden.

Die Zahl der französischen Nationalgarden belief sich vor dem 22 März 1831, wo sie sich bloß provisorisch und freiwillig gebildet hatten, auf 5.572.924 Mann. Gegenwärtig beträgt sie, nach officiellen Zählungen, 5.729.052, wovon 1,947,846 als Reserven bestimmt sind; die übrigen 5.781.206 werden eingetheilt in 1,871,075 Kommunal- und 1,823,958 Kantonalinfanterie, in 19.025 Mann Artillerie (mit 385 Vierpfündern, 231 Sechspfündern, 8 Achtpfündern und 8 Zwölfpfündern), 54,725 Mann Sappeurs und Mineurs, 2012 Mann Seesoldaten, 10.415 Mann Kavallerie. In 57 Departements wurden von 19.491 Gemeinden Distriktsbataillone, jedes zu 2966 Mann, gebildet. Mit den höhern Befehlshaberstellen wurden 260 Veteranenoffiziere bekleidet, unter deren sich fünf Generallieutenants, 4 Generäle, und 150 Obristen und andere Stabsoffiziere befinden. Außerdem hat der König auch noch 121 Majors und 2847 Adjutant-Majors, lauter Veteranen, bei der Nationalgarde angestellt. Die Zahl der Oberärzte ist 125, die der Unterärzte 2415. Eine Million dieser Nationalgarde ist vollständig bewaffnet und 724,000 uniformirt. Die Zahl der beweglichen Nationalgarde, die im Fall des Krieges ausrücken kann, beträgt 1.945,899 Mann von 20 bis 35 Jahren; hierunter befinden sich 1.251.033 unverheirathete Männer, 595.053 verheirathete Männer mit Kindern, 156.096 verheirathete Männer ohne Kinder, 4019 Wittwer u. s. w.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 79. 20 März 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

1. Süd-Carolina.

(Fortsetzung.)

Ein Jagdzeitvertreib, der mir immer das meiste Vergnügen gewährt hat, ist — das Ausgraben eines Aligators aus seinem Loche; er ist so reizbarer Natur, daß es eine Freude ist, ihn in Harnisch zu bringen. Er wühlt sich in die Erde ein, wie ein Kaninchen, und die erste Belagerungsoperation ist dann, einem Ausfall vorzubeugen, was dadurch geschieht, daß man starke Pfähle vor der Oeffnung seiner Höhle einrammt. Das nächste Manöver ist nun, so ein fünfzehn Fuß von den Pfosten ab nach ihm hinunter zu graben, wo man gewöhnlich zwei oder drei Fuß unter der Bodenfläche auf ihn stößt. Ganz gelassen nimmt er ein paar Stöße mit einer Stange hin, in der Meinung, für einen Fichtenklotz passiren und damit abkommen zu können; allein ein oder zwei fühlbare Berührungen mit der scharfen Ecke des Spatens bringen seinen Kopf vor an die Oeffnung, durch die man jetzt seine kleinen grauen Augen wuthfunkelnd herausblitzen sieht. Er versucht hervorzukriechen, und wenn dann seine Vorderpfoten auf der Oberfläche sich zeigen, und er nun sich abmüht, den übrigen Leib nachzuziehen, ist es Zeit, seinen harten Kopf mit einer Art zu spalten. Sollte er unbeschädigt auf den grünen Rasen herauskommen, so möchte ich Niemandem rathen, seinen Angriff abzuwarten — ein Bein verliert wohl Niemand gern! Des Aligators Rachen beträgt ein Fünftheil seiner ganzen Länge, und seine Zähne sind wie Eisenpflöcke.

Sobald das Ungethüm todt ist, geben die Neger mit lautem Gejauchze und den tollsten Sprüngen ihre Freude kund. Nichts macht den Schwarzen ein solches Vergnügen, als wenn sie in den Wäldern jagen gehen dürfen; und das Fleisch eines Waschbären oder einer Beutelratte wird selten in ihrer Speisekammer ausgehen. Der für einen erwachsenen Sklaven ausgeworfene Unterhalt ist gewöhnlich ein Viertelsschäffel Mais; für Kinder die Hälfte. Zu Zeiten wird statt Mais, Reiß und Brodwurzel, und zwar in größerer Quantität, gereicht. Hievon läßt sich freilich kein sehr üppiges Leben führen; allein die Sklaven haben ihre besonderen, ihnen gehörigen Felder, halten Geflügel und Schweine, und sind häufig im Stande, sich Leckerbissen zu kaufen; und ein recht verständiger haushälterischer Kopf kann, meines Erachtens, in zwölf Jahren so viel zusammenbringen, daß er sich frei kaufen kann. Sie sehen sich oft im Stande, den ihnen ausgetheilten Mais zu verkaufen; indem es ihnen nicht an Mitteln fehlt, ihren Tisch auch sonst zu beschicken. In den Flüssen und in den der Ebbe und Fluth ausgesetzten Buchten wimmelt es von Fischen, und Austern kann man in beliebiger Menge zwischen den Inseln bekommen. Außerdem gibt es auf einer Pflanzung oft an die fünfhundert Stück Rindvieh, das frei in den Wäldern umherläuft, und Schweine ohne Zahl. Sklaverei ist nicht eben ein Verstärkungsmittel der Ehrlichkeit, und zudem hält es wohl der Sklave nicht für ein Unrecht, sich im Wege der Wiedervergeltung bisweilen an seines Herrn Eigenthum für die an ihm geübte Gewaltthat zu erholen; deßhalb trifft es sich nicht selten, daß mehr Fleisch in eines Negers Hütte ist, als er mit Willen dem Aufseher vor die Augen kommen lassen möchte. Die Menge Wildpret und Fische ist übrigens so übergroß, daß ein entlaufener Neger davon oft Monate lang in den Wäldern lebt, nebstdem, daß er auch wohl, um einige Abwechslung in seine Mahlzeiten zu bringen, der Schafhürde einen gelegentlichen Besuch abstattet. Der Flüchtling kann auf diese Art Monate, ja Jahre lang sein Leben durchbringen, schwer dagegen wird es ihm fallen, das Land zu verlassen; auf die Landstraße heraus darf er sich nicht wagen, ohne einen schriftlichen Erlaubnißschein, dessen Vorzeigung jeder ihm begegnende Weiße von ihm verlangen würde, und seine Landsleute oder Mitsklaven sind nicht minder gern bei der Hand, ihn festzunehmen.

Vieles vielleicht in dem Klima von Südcarolina dürfte Ihnen wünschenswerth oder beneidenswürdig erscheinen. Es ist freilich so — doch seyen Sie mit Ihrem Schicksale zufrieden, und bleiben Sie in der Heimath. Die Natur hat dem Lande ihren reichen Segen gespendet, doch den kostbarsten hat sie ihm vorenthalten. Die Niederungen sind so flach, daß die Gewässer kaum fließen; man findet nirgends ein Hügelchen, auch nur so hoch, um einen Reiter mit einer hohen Feder zu verdecken; Sie mögen über das beste Land gehen und trotz dem es unfruchtbar nennen. Es gibt wenig Futterkräuter, und geschnitten werden gar keine. Von Bäumen kommen am meisten Fichten vor, die entweder nur im schlechten Boden wachsen, oder den guten aussaugen. Pomeranzen und Granatäpfel sind freilich köstliche

Früchte, allein sie sind das Erzeugniß einer Sonne, die ihre Wohlthaten mit Malaria, Pestilenz *) und Tod verbittert. Die Ausdünstung der stehenden oder nur träge hinschleichenden Gewässer vergiftet die Luft. Die Insekten, die einzeln, unbedeutend sind, haben dagegen, wenn sie in Schwärmen kommen, alle Macht, Einen auf die unerträglichste Weise zu belästigen und zu peinigen: die Nacht ist hier keine Ruhezeit; man ist genöthigt, jene Quälgeister mit Garnen von sich abzuhalten, die dann wieder das erfrischende Zuströmen der Luft, das die fieberisch glühenden Glieder kühlend umwehen sollte, hindern.

(Schluß folgt.)

Das französische Theater.

(Fortsetzung.)

Dieß waren also die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben der Comédie française: der Malade imaginaire kostete also vierundachtzig Pfund Lichter, um in die Scene gesetzt zu werden! Wie es scheint, aß und trank man auch bei Proben. Wein, Brod und Licht waren die größten Ausgaben; die Gehalte beliefen sich damals des Tags auf 30 Livres für den Künstler. Heutzutage, wo man bei den Proben nichts mehr ißt, und das Theater jährlich gegen 200,000 Franken Besoldungen zu bezahlen hat, wäre es wirklich der Mühe werth, zu erfahren, wie viel ein neues Stück, wie z. B. „Le Roi s'amuse" **) in die Bühne zu setzen kostet. Es wäre wohl auch der Nachfrage werth, ob sich gegenwärtig der Decorateur begnügte, mit dem Thürsteher 7 Livres 10 S. zu theilen; ob der Maschinist in seinen Forderungen so bescheiden wie der ehrliche Schreiner Louis Hugot; ob der Lathorillière unsrer Zeit mit einer Kleidererganzung von 3 Fr. zufrieden gestellt wäre. Und doch waren damals alle großen Seigneurs dem Theater zinsbar: die Einen hatten dort eigene Logen; Andere ihre Sitze, sogar auf der Bühne. Die Komödianten borgten ihnen auch wohl. In den Archiven findet sich ein Verzeichniß, worauf man große Namen als Schuldner des Theaters liest: so den Prinzen von Condé mit einer Summe von 18 Livres; den Herzog von Chartres mit 420 L.; den Herzog von Mazarin mit 266 L. De La Popiniere schuldet noch bis auf diesen Tag 4 Livres für die Athalia; der holländische Gesandte 18 L. für den „alten Hagestolzen," so auch Maurepas, La Marche, Dorat, Boufflers und Andere. Man kam am Eingange an und hatte kein Geld; so blies man die Backen auf und sagte: „Ich habe meine Börse vergessen; setzen Sie es auf meine Rechnung . . ." Die Einnehmer verbeugten sich tief, und hineinschritt der Herr Marquis und Monseigneur der Herzog; und der Marquis und Monseigneur der Herzog kamen bei dem Theater auf die Kreide; man schrieb ihren Namen auf und den Preis ihres Platzes; darunter setzte man dann: erhalten, wenn sie bezahlten. Allein dieses Gnadenwörtlein fehlt fast überall. Dafür war der Bürger da, der keinen Kredit hatte, und an der Thüre bezahlte. Nach der zweiten Vorstellung der „Précieuses Ridicules" wurde der Preis der Plätze, wegen des großen Zudranges schon erhöht.

Die übrigen Ausgaben sind Tag für Tag mit eben so ehrlichem Sinne angemerkt. Die Rechnungsbücher des damaligen Theaters sind so klar wie eine Rechnungsablage des Präsidenten Jackson. Aus diesen Verzeichnissen ersieht man auch, was man für die verschiedenen Stücke des Repertoriums bezahlte. So an Herrn Corneille für das Trauerspiel Berenice 2000 Livres; Herrn Boyer für Bonarare 200 Louisd'or in einer Börse von Sammt und Seide; „Herrn Lacalprenede 800 Livres für eine Tragödie, die er zu machen hat." Man gab also damals Vorschuß auf Genie! — Auch findet man, daß man zu jener Zeit auch schon gewisse Geschäfte bei Tische abzumachen pflegte und daß die Komödianten ihre Dichter, wie jetzt die Minister manchmal die Deputirten, zur Tafel zogen. Man findet aufgerechnet: „für ein Mittagessen mit den Herren Corneille und de Visé, Herrn La Thuilerie bezahlt 20 Livres."

Endlich sind auch die Einnahmen eines jeden Abends mit der möglichsten Genauigkeit aufgeschrieben und von dem Schauspieler, der die Woche über jedesmal die Rechnung zu führen hatte, unterzeichnet. Schon bei dem Anblick des Verzeichnisses allein sieht man, auch ohne die Zahlen in Betracht zu nehmen, wenn die Gesellschaft eine gute Einnahme gemacht hat, oder ob es ihr hinderlich ergangen ist. Wenn ihr das wetterwendische Glück huldvoll gelächelt, sind die Verzeichnisse gedruckt, im entgegengesetzten Falle nur geschrieben.

Indeß blieben die französischen Schauspieler nicht lange im ruhigen Besitz ihres Theaters im Hotel de Guénégaud und mußten sich im Jahre 1688 durch die Herren von der Sorbonne daraus vertrieben sehen, die keine Komödianten zu Nachbarn haben wollten. „Als die Herren von der Sorbonne," sagt Racine in einem seiner Briefe an Boileau, „das Kollegium der vier Nationen erhielten, verlangten sie als die erste Bedingung, daß man die Komödianten aus diesem Kollegium entfernte. Letztere haben bereits an fünf oder sechs Orten Plätze angekauft, aber überall wo sie ihre Bühnen aufschlagen wollten, erhoben die Pfarrer ein heilloses Geschrei. Der Pfarrer von Saint Germain l'Auxerrois hat es auch durchgesetzt, daß sie nicht im Hotel de Sourdis bleiben durften, weil man in ihrem Theater den vollen Klang der Orgel vernehme, während man in der Kirche deutlich die Geigen aus dem Theater hören könne. Endlich sind sie in der Rue de Savoie, in dem Pfarrspiele Saint-André des Arcs; allein auch dieser Pfarrer konnte sich nicht schnell genug an den König wenden, um vorzustellen, daß es in seiner Pfarre bald nichts mehr als Wirthshäuser und Garköche geben, und daß seine Kirche leer stehen würde, wenn man die Komödianten dort ließe. Auch die Augustiner waren bei dem König und ihr Provinzial, der Pater Lembrochons, führte das Wort. Allein man behauptet, die Schauspieler hätten Sr. Majestät gesagt, daß eben diese Augustiner, die sie nicht in ihrer Nachbarschaft dulden wollten, sehr eifrig im Besuche des Theaters seyen, daß dieselben sogar der Gesellschaft die Häuser in der Rue d'Anjou, die ihnen gehörten, hätten verkaufen wollen, und daß der Handel würde

---

*) Das gelbe Fieber, die Cholera u. s. w.

**) Ein neues Stück von Victor Hugo. Anm. d. Red.

abgeschlossen worden seyn, wenn diese Lokalitäten bequemer gelegen wären. Herr Louvois hat hierauf Herrn von Lachapelle befohlen, ihm den Plan des Ortes zu schicken, auf dem die Schauspieler in der Rue de Savoie bauen wollen. So kommt es also jetzt auf die Entscheidung des Herrn von Louvois an. Indeß ist der Lärm in jenem Stadtviertel groß; alle Einwohner, die meistens Hofbediente sind, finden es sonderbar, daß man ihnen ihre Straße verbauen will. Herr Villard vorzüglich, der sich dem Eingang gegenüber befinden würde, schreit darüber ganz laut, und wenn man ihm zum Troste sagt, er würde es dadurch viel bequemer haben, wenn er seine Unterhaltung so vor der Nase finden könne, so erwidert er ganz tragisch: „Ich will mich aber einmal nicht unterhalten."

So ist also Herr Villard unsterblich geworden, weil sich sein Haus dem Eingang des Parterre's gegenüber befunden haben würde! — Endlich gelang es indeß den Schauspielern doch, einen geeigneten Ort zu finden, ohne daß Herr Villard gezwungen worden wäre, sich zu unterhalten. Sie brachten das Ballspielhaus de l'Etoile, in der Straße Fossés-Saint-Germain-de-Prés an sich und ließen nach dem Entwurfe des berühmten Baumeisters François d'Orbay ein Theater bauen, das im Jahre 1689 mit dem Trauerspiele Phädra eröffnet und im Jahre 1770 mit Béverley, einem Schauspiel Saurin's, geschlossen wurde. Dieses Theater bildet gegenwärtig eine Papierniederlage und dient als Maleratelier des Baron Gros, dem berühmten Café Procope gegenüber, das zu jener Zeit der Versammlungsort aller schönen Geister von Paris war, und gegenwärtig nur noch von Studenten besucht wird.

Hierauf wurde der Comédie française vorläufig ein Saal in den Tuilerien, neben der Kapelle angewiesen, und sie blieb zwölf Jahre im Besitz dieses Theaters, das nach den Zeichnungen Vigarani's, zur Aufführung der Psyche von Moliere erbaut worden war. Inzwischen bauten de Peyre und Wailly für sie auf der Stelle, wo das Hotel de Condé gestanden war, im Faubourg Saint-Germain ein neues Theater, das im Jahre 1782 durch ein Gelegenheitsstück La Harpe's: „Moliere im neuen Theater" eröffnet wurde; und zwei Jahre nachher drängte sich ganz Paris zweihundertmal in diese Räume, um die „Hochzeit des Figaro" aufführen zu sehen. Ohne die Stürme der Revolution würde die Comédie française wahrscheinlich ihr neues Theater nicht verlassen haben. Allein in Folge der Aufführung der „Pamela," eines Lustspieles in fünf Akten von François de Neufchateau, wurde die ganze Schauspielergesellschaft verhaftet. Es war in der Nacht vom 3 auf den 4 September 1793, wo diese politische Maßregel in Vollzug gesetzt wurde; und seit dieser Nacht blieb dieses Theater in dem Faubourg Saint-Germain geschlossen. Die Gesellschaft wurde hiedurch aufgelöst. Nach dem 9 Thermidor des Jahres II schlugen sich die Schauspieler, die ihre Freiheit wieder erlangt hatten, die Einen, zu der Gesellschaft in der Straße Richelieu, die Anderen zu der in der Straße Feydeau, wo sie abwechselnd mit der Opera comique spielten; noch Andere vereinigten sich mit dem Theater in der Rue de Louvois. Letztere Gesellschaft war damals die berühmteste und zählte unter ihren Mitgliedern Larive, Saint-Prix, Dupont, Saint-Phal, so wie die Schauspielerinnen Raucourt, Thenard, Joly, Fleury und Mezeray. Allein das Theater Louvois bestand nicht lange; nach dem neuen Ungewitter des 18 Fructidor wurde es am 24 desselben Monats auf Befehl des Direktoriums, bei dem diese Schauspielergesellschaft nicht gut angeschrieben stand, geschlossen. Die verfolgten Künstler wendeten nach diesem Gewaltstreiche ihre Augen wieder auf ihr früheres Theater im Faubourg, das wieder hergestellt wurde und den griechischen Namen Odeon annahm. Mit der Komikergesellschaft Picard, Habert, Varennes und Valville vereint, blieben sie dort bis ihr Theater durch einen Brand vernichtet wurde, ein Unglück, das sich am 28 Ventose des Jahres VII, nach der ersten Vorstellung von Dorvo's Lustspiel „der Neidhart" ereignete.

(Fortsetzung folgt.)

Das neuentdeckte Land am Südpol.

Die unlängst in unserm Blatte (S. 300) erwähnten Gerüchte in London über Entdeckung einer großen Strecke Landes am Südpol erhalten durch die „Literary Gazette" Bestätigung. Die Entdeckung wurde vom Kapitän Biscoe auf der Brigg „Tula" gemacht, die von dem Kutter „Lively" begleitet war. Beide Schiffe gehören den Herren Enderby's, die eine Menge im Wallfischfange beschäftigte Schiffe besitzen. Das Logbuch der „Tula" sammt andern dahin gehörigen Berichten wurde der königlichen geographischen Gesellschaft übergeben. Man hält dafür, daß das entdeckte Land einen Theil von einem ungeheuren Kontinente bildet, der sich vom 47° 30' östlicher bis 69° 29' westlicher Länge erstreckt, oder von der Länge von Madagaskar um die ganze Südsee und den südlichen stillen Ocean bis zur Länge des Kap Horn. Kapitän Biscoe entdeckte das Land am 28 Februar 1831, und blieb den folgenden Monat in der Nähe desselben, wo er deutlich die schwarzen Bergspitzen über dem Schnee hinausragend erblickte. Wetter und Eis hinderten ihn jedoch, sich mehr als auf dreißig Seemeilen zu nähern. Sturmvögel waren die einzigen Vögel, die ihm zu Gesicht kamen; von Fischen zeigte sich gar keine Spur. Der Kapitän legte seiner Entdeckung den Namen Enderby's-Land bei, und bestimmte seine Länge 47° 30' und 66° 30' östlicher Breite. Man sah das Land auf dreihundert englische Meilen ungefähr sich hin erstrecken. Der Gebirgszug schien eine ostnordöstliche Richtung zu nehmen. Der bedenkliche Gesundheitszustand seiner Schiffsmannschaft nöthigte Kapitän Biscoe unter wärmere Breiten zurückzukehren, und er überwinterte auf Vandiemens-Land, wo der Kutter wieder zu ihm stieß, der durch das stürmische Wetter unter hoher südlicher Breite von ihm getrennt worden war. Im Oktober 1831 begab sich die Tula nach Neuseeland. Zu Anfang Februar 1832 gerieth sie auf bedenkliche Weise in die Nähe eines ungeheuren Eisberges, als derselbe plötzlich unter furchtbarem Getöse in Stücke zerfiel. Am 15 desselben Monats erblickte man südöstlich unter 69° 29' Länge und 67° 15' westlicher Breite Land. Es ergab sich, daß es eine Insel in der Nähe des großen Festlandes war, das später den Namen südlicher Kontinent erhalten dürfte. Auf dieser Insel erblickte man ungefähr vier Meilen vom Ufer einen hohen Pik und mehrere kleinere; ein Drittheil der höchsten von ihnen war mit dünnen Schneelagern bedeckt, und zwei Drittheile völlig mit Schnee und Eis. Die Gestalt dieser Piks war ganz eigenthümlich, und zwar kegelförmig, aber mit einer breiten Basis. Kapitän Biscoe nannte der Königin von England zu Ehren das Eiland: Adelaideninsel. Südwärts davon wurden tief im Binnenlande, ungefähr neunzig Meilen weit einwärts, Berge gesehen. Am 21 Februar 1832 landete Kapitän Biscoe in einer geräumigen Bucht des Kontinentes, und nahm von ihm im Namen Wilhelms IV Besitz. Das Land bot einen Anblick der traurigsten Verödung dar; nirgends war eine Spur von vegetabilischem oder animalischem Leben zu erblicken. Künftig wird dieser Theil des Kontinentes, wenn er sich als solcher erweist, den Namen „Grahams-Land" führen.

Neueste Reise im englischen Guyana.

Im Jahre 1850 und 1851 unternahm Herr Hillhouse, gegenwärtig ein Beamter in der englischen Kolonie von Demerari, von einigen Freunden begleitet, einen Ausflug nach dieser Niederlassung, wobei er als der Erste den Lauf des Flusses Mazaruni untersuchte, und einen den Europäern noch völlig unbekannten Landstrich durchwanderte, in welchem er eine Völkerschaft traf, die noch nicht in die mindeste Berührung mit den civilisirten Nationen gekommen war. „Eines Abends, heißt es in einem Bruchstücke dieser Reise, das im Journal der geographischen Gesellschaft in London mitgetheilt ist, hörten wir in dem Walde, in einiger Entfernung von dem Flusse, den wir langsam hinaufschifften, ein furchtbares Geheul von einem Menschen; dadurch herbeigelockt, stiegen wir ans Land, und fanden bald darauf einen Arrauak-Indianer, der sich in einer Hängematte zwischen zwei andern Hängematten schaukelte, worin zwei Leichen ausgestreckt lagen. Indem er seine Hängematte auf alle mögliche Weise in Schwung setzte, bewegte er auch die andern hin und her, wobei er in Einem fort ein lautes Geschrei ausstieß. Um die Ursache seiner herzzerreißenden Klagen befragt, erwiderte er, daß diese Leichen seine Brüder und an Wunden gestorben seyen, die sie in einem Kampfe mit einem feindlichen Stamme, der während der Nacht über den Fluß gegangen war, erhalten hatten. Hierauf stieg er aus seiner Hängematte, legte die Leichen auf den Boden, schnitt Zweige von dornigen Gewächsen ab, und geißelte die Todten so lange er nur einen Arm rühren konnte, indem er sein klägliches Geschrei fortsetzte, nicht anders, als ob diese Geißelung ihm selbst angethan würde; dann nahm er das Fett von einem frisch geschlachteten Schweine und rieb damit Mund und Gesicht der Leichen ein, ohne seine Wehklagen zu unterbrechen; endlich als er sah, daß seine entstellten Brüder fortwährend fühllos blieben, öffnete er ihnen die gebrochenen Augen, die er, wie das Gesicht der Leichen, mit Dornen durchstach — was einen gräßlichen Anblick gewährte. Nachdem er sie mit einem Tuche bedeckt hatte, senkte er sie in eine Grube und bedeckte ihre Ruhestätte mit Laub.

„Die Arrauaks glauben an ein höchstes Wesen, den Schöpfer aller Dinge, dessen Bruder die Welt regiert; auch an ein böses Wesen glauben sie, das sie sich durch die Beschwörungen ihrer Peeyen (Piayen) oder Zauberer geneigt zu machen suchen. Diese Wundermänner bedienen sich einer Kalebasse, mit Kieseln gefüllt, durch deren Geklapper sie den bösen Geist von dem Lager des Kranken verscheuchen zu können vorgeben. Nach den Ueberlieferungen dieser Indianer über die Schöpfung, setzte sich der große Geist auf eine Baumwollenstaude, und löste Stücke der Rinde von diesem Baume, die sogleich beseelt wurden und die Gestalten verschiedener Thiere annahmen. Der Mensch war das letzte beseelte Wesen, das er schuf; Gott ließ ihn in einen tiefen Schlaf versinken, und nachdem er ihn während dieses Schlafes berührt hatte, fand der Mann bei dem Erwachen die Frau an seiner Seite."

Als Herr Hillhouse und seine Gefährten den Essequibo entlang fuhren, stießen sie auf einen Indianer, der zu einem karaibischen Stamme gehörte und sie zu seinem Häuptlinge führte. Dieser nahm sie freundlichst auf, und bewirthete sie mit Fischen, die in einer sehr schmackhaften Brühe gekocht waren, und dem Gaumen der Reisenden sehr zusagten. Hierauf legte man ihnen zwei Menschenhände und ein Stück Menschenfleisch vor. „Die Reisenden glaubten Anfangs, daß es vielleicht Fleisch von einer ihnen unbekannten Affenart sey, enthielten sich jedoch davon zu kosten. Der Häuptling dagegen nagte die Knochen der Hände mit großem Wohlbehagen ab, indem er seine Gäste fragte, wie ihnen die Fische und die Brühe dazu geschmeckt. Sie antworteten, beides sehr gut; worauf er entgegnete: „Das kann ich wohl denken, denn Menschenfleisch gibt die beste Brühe; diese Hände und die Fische wurden mit einander gekocht. Diese Macuchis hier, unsere Sklaven, haben wir zu Gefangenen gemacht, und von Zeit zu Zeit schlachten wir eines oder das andere von ihren Weibern." — Hillhouse und seine Gefährten durchrieselte bei diesen Worten ein kalter Schauder; indeß hielten sie es doch für klug, ihre Gefühle zu bergen, und ehe sie sich zur Ruhe begaben, deren sie höchst bedürftig waren, sahen sie in der That die Weiber der Macuchis in einem großen Pferch eingeschlossen, der mit dichten Pallisaden aus starkem Bambusrohr umgeben war, so daß die Männer, Väter und Brüder dieser Unglücklichen selben konnten, wenn eine derselben geschlachtet und von diesen scheußlichen Kannibalen gefressen wurde. Herr Hillhouse versank mit seinen Gefährten in einen tiefen Schlaf, nur Herr Smith, der seine Kräfte weniger erschöpft fühlte, und befürchtete, es möchte den edlen Häuptling ein Gelüste anwandeln, weißes Menschenfleisch zu kosten, blieb zur Sicherheit der Uebrigen die ganze Nacht wach. Am folgenden Tage besuchten die Reisenden eine tiefe Höhle, wo sich eine Quelle befand, in der sie sich baden wollten. Die Indianer suchten sie davon abzuhalten, indem sie sagten, daß eine solche Unklugheit Jeden, der sich darin bade, binnen Jahresfrist das Leben kosten würde. Taub gegen ihre Vorstellungen badeten sich Herr Smith und der Lieutenant Gulliver dennoch; und die Warnung der Indianer ging nur allzu getreu in Erfüllung, denn noch vor Verlauf von zwölf Monaten unterlagen beide einem Seitenstechen, gegen das die Kunst vergeblich ihre Mittel erschöpfte."

Vermischte Nachrichten.

Die Theeblätter können erst im dritten Jahre eingeerntet werden. Dann sind sie im besten Wachsthum und am dichtesten. Nach sieben Jahren erreicht das Bäumchen gewöhnlich die Höhe eines Menschen, und seine Blätter werden spärlich und zähe. Dann haut man es gewöhnlich an der Wurzel ab, die im folgenden Sommer noch einige Sprößlinge und frische Blätter treibt. Manchmal geschieht Dies, wenn der Baum zehn Jahre alt ist. Das Einsammeln der Blätter ist eine sehr wichtige Arbeit, welche die zarteste Behutsamkeit erfordert. Jedes Blättchen wird einzeln vom Zweige gepflückt, und die damit beschäftigte Person muß sehr reinliche Hände haben; bei einer ausgesuchteren Sorte darf der Baum kaum vom Athem des Theepflückers berührt werden. Zu Uriki in Japan ist ein Berg, der zum Anbau des Thees eine besonders günstige Lage haben soll. Der Ertrag davon ist ausschließlich für den kaiserlichen Haushalt bestimmt. Die Bäume werden höchst sorgfältig gepflegt, vom Staube gesäubert und gegen jede ungünstige Witterung beschützt. Die mit der Einsammlung der Blätter beschäftigten Arbeiter müssen sich mehrere Wochen lang vor ihrer Arbeit aller groben Nahrungsmittel enthalten, weil man fürchtet, ihr Hauch oder ihre Ausdünstung könnte dem kostbaren Blätterduste nachtheilig werden. Bei dem Pflücken der Blätter haben sie sehr reinliche Handschuhe an, und baden sich des Tags zwei oder dreimal. So sorgfältig diese Arbeit betrieben wird, so kann doch ein Theepflücker täglich vier bis zehn, ja sogar fünfzehn Pfund Blätter einsammeln. Man heimset den Thee viermal des Jahres ein: gegen Ende Februars oder Anfang des März, im April oder Mai, gegen Mitte des Junius und im August. Die erste Lese, welche die jüngsten und zartesten Blätter liefert, gibt den Thee erster Sorte, nämlich den grünen Thee oder das sogenannte Kanonenpulver, und den schwarzen oder Pekothee. Ersteren nennt man in China auch den Kaiserthee, wahrscheinlich weil er vorzugsweise für den Kaiser und den Hof bestimmt ist. Die zweite und dritte Lese liefert den grünen Thee, der im Handel als Hyson oder Kaiserthee, und den schwarzen, der als Sutong und Kongu bekannt ist. Die kleinen Blätter, zweiter Qualität, die nach der Auslese des Hyson übrig bleiben und Hysonskin heißen, werden vorzüglich von den Amerikanern gesucht, welche die Hauptkäufer von allen grünen Theesorten sind. Die vierte Lese gibt den gemeinsten oder Bohea-thee, dem man noch die schlechteren Theeblätter, wie sie um Canton herumwachsen, und den vom vorigen Jahre noch unverkauft gebliebenen Thee beizumischen pflegt.

*

Im Monat Julius des verflossenen Jahres durchzog ein Heuschreckenschwarm den Bezirk Tirhut in Ostindien, und bildete auf seinem Fluge eine Wolke von 4 englischen Quadratmeilen. Alle Indigopflanzungen und Saatfelder, die der Schwarm auf seinem Zuge berührte, wurden verzehrt. Das Geräusch ihrer Geflügel glich dem Sausen des Nordwindes. Wenn sie über Häuser hinzogen, verdunkelten sie die Luft so, daß man nicht lesen konnte. Mehrere Faktoreien wurden von diesen gefräßigen Thieren ganz verheert, und kein Blatt an einem Baume blieb verschont. Zwei andere Heuschreckenzüge erschienen weiter östlich in der Nähe von Benares, und ein dritter über Dschaunpur, der in seiner Ausdehnung von Nord nach Süd einen Raum von 56 englischen Meilen einnahm.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 80. 21 März 1833.

Das französische Theater.

(Fortsetzung.)

Die Regierung bemühte sich inzwischen, alle Mitglieder, welche die Gesellschaft vor der Revolution gebildet hatten, wieder zu vereinigen, und räumte ihnen am 11 Prairial des Jahres VII das Theater der Republik in der Straße Richelieu ein, wo sich die hier und dort in der Straße Feydeau, im Odeon und in den Provinzen zerstreuten Schauspieler wieder zusammenfanden. Allein jene Schauspielergesellschaft von Komikern, deren vorzüglichstes Mitglied Picard war, der in der Folge auch die Leitung derselben übernahm, entschloß sich dem Wunsche einiger Schriftsteller zu folgen, und ein zweites Theater Français zu bilden. Die Mitglieder dieser neuen Gesellschaft erhielten von dem Publikum den Beinamen der „Unermüdlichen" (Infatigables) — und später, wo Frankreich sich einen Kaiser gegeben hatte, wurden sie „die Schauspieler der Kaiserin." Als Napoleon die Zahl der Theater in Paris vermindern wollte, bestätigte er die Verfügung des Ministeriums des Innern vom 25 April 1806, durch die das Theater der Kaiserin zu dem Range eines der vier großen pariser Theater erhoben wurde. Nachdem er hierauf die Wiedererbauung des Odeons angeordnet hatte, wies er dasselbe den Schauspielern der Kaiserin ein, die bisher in der Straße Louvois gespielt hatten, und das neue Odeon am 15 Junius 1808 eröffneten. Damals erhielten die Schauspieler in der Rue Richelieu den Namen: „Comédiens ordinaires de l'Empereur;" damals gab es auch einen ersten kaiserlichen Kammerherrn, der Graf Remusat, der mit der obersten Leitung der Theater beauftragt, die Anstellungen der Schauspielerinnen Bourgoing und Volnay unterzeichnete, wie weiland der Herzog von Créqui die der Beauval und der Wittwe Molière. Ueberhaupt schenkte Napoleon den Schauspielern keine geringere Aufmerksamkeit als Ludwig XIV. Der Eine hatte sich mit ihnen zu Charleville beschäftigt, der Andere nahm im Kremel auf sie Bedacht, nur mit dem Unterschied, daß Ersterer weiter nichts als Randglossen zu dem Namensverzeichniß der Schauspieler machte, das sein Kammerherr entworfen hatte, während letzterer mit eigener Hand über die Einrichtung und Verfassung der Gesellschaft Bestimmungen niederschrieb. Auch bewies sich der Kaiser nicht minder großmüthig gegen sie als der König. Die Schauspieler des Theater français, die einst zwölftausend Livres Rente bezogen hatten, erhielten von der Freigebigkeit des Kaisers eine Unterstützung von viermalhunderttausend Franken; aber bloß als freiwilligen Zuschuß, nicht als bestimmt zugesicherte Unterstützung, deren sie übrigens sehr gut entbehren konnten, da durch die kaiserliche Verfügung die Zahl der Theater der Hauptstadt vermindert worden war. Diese außerordentlichen Begünstigungen schienen die schönen Tage des französischen Theaters zurückzubringen. Seine Foyers eröffneten sich wieder den Dichtern und den Seigneurs der alten Monarchie, denen Napoleon Anfangs die Rückkehr nach Paris und später auch den Eintritt in die Tuilerien erlaubt hatte. Man sah nichts mehr von Voltaire, Beaumarchais, Boufflers, Le Sage; jetzt waren es Ducis, Arnault, Jouy, der Verfasser des Artaxerxes und der Verfasser des Omasis, die den von der Restauration zurückgekehrten Gentilshommes den Hof machten. Man wollte Sitten wieder aufleben lassen, die zu Grabe gegangen waren: man sah wieder jenen Eifer der Kritik, jene epigrammatischen Witzeleien, jene Vorliebe für Anekdoten und Skandal, wie in der guten alten Zeit. Da konnte man einen alten Kornette aus der Schlacht von Rocroy, den Nestor der französischen Dichter und Obristen, der später als solcher das Kreuz des heil. Ludwigs erhielt, den Marquis de Ximenes, in seiner barschen und offenherzigen Manier eines „Grand Seigneurs," zu Herrn Baour-Lormian sagen hören: „Sie schreiben Trauerspiele? Nicht wahr? Ich habe Herrn von Voltaire gekannt, der auch Trauerspiele schrieb, aber nicht so wie Sie." Dann den alten Herzog von Lauraguais, der zu dem jüngeren Baptiste sagte: „Sie haben ein bestialisches Gesicht, bestialische Hände, bestialische Füße; Sie sind von Kopf bis zu Fuß dazu gemacht, Bestien zu spielen." Und später den Kritiker der Kritiker, Herrn Geoffroy, der, als er über Mademoiselle Georges und Mademoiselle Duchesnois schrieb, die Eine die Schöne, und die Andere die Gute genannt hatte. Nun aber sagte ihm die Gute im höchsten Zorn, daß sie auch schön seyn wolle, und die Schöne verlangte auch die Gute zu seyn, so daß sich der arme Schriftsteller nicht anders zu helfen wußte, als daß er nachträglich erklärte, die eine sey auch schön, weil sie gut, und die andere gut, weil sie schön sey. Dieser ganze geistreiche Galimathias erinnerte an jene berühmten Zänkereien der Dumesnil und Clairon, jener beiden eifersüchtigen Nebenbuhlerinnen, von

denen die Geschichte folgenden Zug aufbewahrt hat: In Voltaire's Semiramis kommen zwei Donnerschläge vor, der eine in einer Scene, die von der Dumesnil gespielt wurde, der andere in einer Scene, wo die Clairon auftrat. Der Maschinist, der seinen ersten Donner losgelassen hatte, wußte nun nicht, wie er den zweiten einrichten sollte; er fürchtete letzteren schwächer oder stärker zu machen, als den erstern und wollte gewissenhaft für eine so viel Lärm machen, als für die andere; denn er kannte ihre ungemeine Empfindlichkeit und die Unerbittlichkeit ihrer Rache. So in der größten Verlegenheit rief der arme Jupiter aus seinem papiernen Himmel der Mademoiselle Clairon zu: „Mademoiselle!" — „Was gibt's?" — „Wie wollen Sie ihn?" — „Wie den der Mademoiselle Dumesnil." Und der getröstete Maschinist ließ seinen unparteiisch zugemessenen Donner noch einmal rollen.

Als Frankreich wieder ein Königreich geworden war, und einen Kaiser und eine Kaiserin mit einem König ohne Königin vertauscht hatte, konnte das Odeon nicht nach der Gemahlin Ludwigs XVIII benannt werden, der Wittwer war, und es erhielt nach seinem Brande im Jahre 1820 den Namen: „zweites französisches Theater." Die Restauration, die von den monarchistischen Trümmern so viel noch sammelte, als aus dem Schiffbruche des Jahres 89 übriggeblieben war, theilte die Comédie française wieder dem ersten Gentilhomme oder Kammerherrn des Königs zu. Der Herzog von Duras nahm von dem Theater wie von einer rechtmäßigen Erbschaft Besitz, die ihm von seinem Vater, gleichfalls erstem Gentilhomme Ludwigs XVI, zugefallen. Die kaiserliche Verfügung, welche die Zahl und Beschaffenheit der zur Aufführung kommenden Stücke bestimmt hatte, wurde nicht aufgehoben, sondern man zwackte ihr nur dort und da Etwas ab. Das Königthum hatte damals eine Menge Menschen zu belohnen und zu entschädigen, und verlieh unter andern Gnaden auch einige Theaterprivilegien, wodurch es gezwungen wurde, um das Theater française seinerseits wieder schadlos zu halten, ihm zweimalhunderttausend Franken Zuschuß als Unterstützung zu geben. Endlich, zu dieser Stunde ist das zweite französische Theater mit dem ersten vereinigt und einer Ordonnanz des Herrn von Argout zufolge, muß eine einzige Schauspielergesellschaft für Hof und Stadt ausreichen, wie man sich früher auszudrücken pflegte. So gibt es also im Jahre 1833 ebenfalls wie im Jahre 1680, nach der Vereinigung des Theaters de Bourgogne und de Guénégaud, nur ein einziges Theater français, und am Ende unserer Geschichte desselben angelangt, sind wir nicht weiter als zu Anfang.

Allein machen wir uns endlich einmal los aus diesem Gewirre von Jahrzahlen, Straßenbenennungen und Haushaltbüchern des französischen Schauspielwesens. Wir haben bis jetzt die verschiedenen Schicksale des Theater français verfolgt, treten wir nun in sein Peristyle mit kannelirten Säulen, wo uns Houdon's Voltaire geistreich in seinem Lehnstuhle entgegengrinst, mit einer Laterne ober seinem Kopf und einem Pompier zu seinen Füßen. Das Theater français hat aus den vergangenen Jahrhunderten her so etwas von einem großen Herrn behalten, selbst nach allen seinen Unglücksfällen, selbst nach der Julirevolution, wo es keine Foyers, keine Marquis, keine besondern Stühle auf der Bühne mehr gibt, wo die Schauspielerinnen kaum einen Liebhaber und fast immer einen Ehemann und keine Biographien mehr haben, wo die Schauspieler lauter ordentliche Leute, ansässig, Nationalgardisten, Familienväter, ruhige Bürger sind, die so selten ihre Wohnung wechseln als ein bekannter Boutiquier. In diesen prachtvollen Foyers, wo noch die gypsenen Blumenguirlanden und aufgedunsenen Amoretten des achtzehnten Jahrhunderts an den Decken schweben; wo man noch immer in goldenen Rahmen die Porträte der Clairon, Dumesnil, Lecouvreur mit ihren gepuderten Köpfen und aufgepufften Röcken sieht; wo man jeden Augenblick noch die kleinen stutzerischen Marquise, jene kecken Schöngeister, jene illustren Frauen, kurz die ganze adelige, elegante und artistische Welt finden zu müssen glaubt, sieht man höchstens drei oder vier gute Gesellschaftsmitglieder, die sich in aller Gemüthsruhe die Beine wärmen, Dame spielen, oder sich über das Kommunalgesetz oder andere Kammerverhandlungen unterhalten. Von dem Theater français sind also nichts als leere Worte ohne Bedeutung und erstorbene Redensarten übrig geblieben. Wenn man auf den Theaterzetteln liest: „Les Comédiens ordinaires du Roi;" so kann man sich eines Lächelns über diesen hohlen Ehrentitel kaum erwehren. Nein, es gibt keine Schauspieler des Königs mehr; denn diese sind jetzt Wähler und Geschworne und werden in geweihter Erde begraben, wie andere Christenmenschen auch. Als sie Schauspieler des Königs waren, sagte man: die Molière, die Gaussin; gegenwärtig heißt es: Mademoiselle Mante, Madame Menjaud. Als sie noch Schauspieler des Königs waren, waren sie unehrlich, wie die Zigeuner, führten sie erdichtete Namen, speisten sie bei den großen Seigneurs, lieben ihnen ihre Weiber oder tauschten manchmal mit ihnen die Frauen: gegenwärtig sind es angesessene, verheirathete Leute, die ihren rechten Familiennamen führen, sich wie ihre Väter benennen, und ihre Kinder taufen lassen. Nein, es gibt keine Schauspieler des Königs mehr! —

(Schluß folgt.)

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

1) Süd-Carolina.

(Schluß.)

Unerquickt wandelt der Pflanzer am Morgen aus, doch muß er sorgsam Acht haben, wo er seinen Fuß hinsetzt, denn giftiges Gewürm liegt ihm auf dem Wege; der Hai lauert auf ihn, wenn er seinen brennendheißen Körper in der Brandung erfrischen will, und in den Flüssen reißt ihn der Aligator in die Tiefe. Beinahe ein halbes Jahr lang darf er seine Pflanzung nicht besuchen — im Winter freilich und im Frühling mag er wohl hingehen, aber seine Kornböden wird er dann nicht immer eben voll finden; wenn die Saat in der Erde liegt, muß er seinen Feldern den Rücken kehren. — Er muß in dem bedenklichsten und entscheidendsten Zeitpunkte des Wachsthums, muß ge-

rade dann abwesend seyn, wenn seine eigene Sorge und Obhut seine Ernten verzwiefachen könnte; er muß — mit Einem Worte — seine besten Interessen in der Hand eines nicht verantwortlichen Miethlings lassen, und kommt er vor den Winterfrösten auf seine Pflanzung zurück, so droht ihm, gleich dem verbannten Foscari, *) der Tod. So wird er ein Heimathfremder.**) Es gibt allerdings einen Zauberkreis in Charleston, den die Malaria selten mit ihrem Gifthauche überschreitet, so nahe sie auch an ihn hinandrängt; er ist von nur geringem Umfange, und Alles darüber hinaus, das Gebiet des bleichen Herrschers, dessen Leibfarbe wir zuletzt Alle tragen müssen. Ist des Pflanzers Liebe für die Heimath und den heimathlichen Lebensbrauch so gar eifrig, daß er seinen Sommer durchaus in Charleston zubringen will, so kann Dieß nur mit einem schmerzlichen Opfer an Freiheit und Bequemlichkeit geschehen. Auszugehen, wenn die Sonne scheint oder der Thau fällt, bringt seiner Gesundheit Gefahr; sein Haus ist darum nicht allein sein Schloß, sondern auch sein Gefängniß.

In Carolina hält man es — ob mit Recht oder mit Unrecht, will ich hier nicht entscheiden, jedenfalls aber mit der vollsten Aufrichtigkeit, der innigsten Ueberzeugung — für eine eben so heilige Pflicht, sich dem Tarif zu widersetzen, als vordem — der Stempelakte.***) Die Leute glauben, daß sie sich dadurch nicht allein einem der Grundverfassung zuwiderlaufenden Gesetze entgegenstellen, sondern auch von dem Rechte der Nothwehr Gebrauch machen, das über allen aus dem Gesellschaftsvertrage fließenden und auf ihn gebauten Verordnungen und Vorkehrungen steht, das unveräußerlich und unzerstörbar ist, dessen sich kein Mensch, selbst nicht mit eigener Einwilligung, begeben kann oder darf. Da nun aber „Revolutionen nie zurückgehen," so liegt es uns ob, mit aller Sorgfalt darauf hinzuarbeiten, daß sie nie angehen. Ist es denn so ganz ohne Beispiel, daß, sofern man das Volk des Südens mit Gewalt nöthigt, unter einem Gesetz der Politik fortzuleben, das nach seiner Meinung, einen Landestheil bereichert, den eigenen aber in Armuth stürzt, daß es da am Ende nur sein Wohl, seinen Vortheil zu Rathe zieht, und so wenig für die Aufrechthaltung des Bundesvereins thut, als dieser seiner Ansicht nach, für Carolina? Ich spreche hier nicht Wünsche, sondern Befürchtungen****) aus — und Gott verhüte, daß unsere Union je gefährdet werde. Sie ist ja die letzte Hoffnung der Freien, der nach Freiheit Ringenden, der Freiheit! — Ihre Auflösung, oder auch nur Bürgerzwiespalt oder Bürgerkrieg im Lande, würde neue Spannkraft dem starken Arme verleihen, der in Europa gegen alle Freiheit erhoben ist. Sollten wir noch durch unser Beispiel zeigen, daß die Menschheit nicht durch Vernunft allein und Gerechtigkeit geleitet werden kann, dann müssen selbst die, die unter der Zuchtruthe furchtgebietender Herren stehen, einräumen, daß der Mensch jetzt und immer nur durch die strengere Herrschaft der Gewalt zu führen und zu bändigen ist.

*) Der unglückliche Venetianer ist wohl keinem Leser von Lord Byron's Tragödie „The two Foscari" (deutsch von W. v. Lüdemann) fremd.

**) Absentee — wie namentlich in Großbritannien die von ihren Landbesitzungen in London oder auf dem Festlande abwesenden Grundherren genannt werden.

***) 1765 — wo die Bürger Nordamerika's das ihnen von der britischen Regierung zugesendete Stempelpapier, das Recht der Auflage dieser Stempeltaxe ohne Zustimmung eigener Vertreter im englischen Parlamente nicht anerkennend, verbrannten, und wirklich 1766 die Aufhebung der s. g. Grenville'schen Stempelakte veranlaßten.

****) Die, wie die neuesten Vorgänge zeigen, nur zu gegründet waren.

Die neuesten Nachgrabungen in Pompeji.

(Schluß.)

Es ist begreiflich, daß nur die Reichsten unter den Römern so kostspielige Kunstgegenstände, wie Mosaikarbeiten, besitzen konnten, um so mehr, als die besten Künstler sich mit Verfertigung derselben beschäftigten, wodurch die Malerei sehr in Verfall gerieth, wie es auch Plinius mit den Worten beklagt: „Arte quondam nobili, nunc in totum marmoribus pulsa." Man legte so großen Werth auf die Mosaikarbeiten, daß die alten Schriftsteller die vorzüglichsten, in ihren Werken namentlich aufführten, und ihr Andenken der Nachwelt überlieferten. Doch von diesen herrlichen Arbeiten selbst ist genug auf uns gekommen, um ihren Werth schätzen zu können. Die Gemälde eines Apelles, Timanthus, Parrhasius, Zeuxis, Protogenes sind zu Grunde gegangen, während sich von den berühmten Mosaiken mehrere erhalten haben; unter ihnen die Mosaik von Palestrina, die den Tempel der Fortuna zu Präneste geschmückt haben soll; jene viel bewunderten Tauben, das Meisterwerk des Sosus, die Mosaik von Italica, die Mosaik des Palastes Capodimonte; endlich die Mosaik, welche Musikanten vorstellt, die, wie ich glaube, zu Castellamare aufgefunden wurde, und gegenwärtig im Museum zu Neapel zu sehen ist. Keine von Allen aber darf sich mit den neuerdings erst im Hause des Faun zu Pompeji gefundenen messen. Man hat deren gegenwärtig zehn, die alle als Fußböden dienten. Die erste, am Eingang und auf der Schwelle der Hausthüre, stellt zwei große tragische Masken von etwas mehr als natürlicher Größe vor; sie sind von Frucht- und Blumengewinden umgeben; man unterscheidet darunter Wintergrün, Granatäpfel, Weintrauben und Feigen. Dieser vollkommen gut erhaltene Mosaikboden von vorzüglicher Arbeit wurde im Oktober 1830 entdeckt und befindet sich im Museum zu Neapel. Vom Monat Oktober 1830 bis zum Oktober 1831 wurden nach einander noch folgende aufgegraben, und zwar in den Gemächern zur rechten Hand 1) eine Mosaik, darstellend einen Satyr mit einem jungen Mädchen; sie befindet sich gegenwärtig gleichfalls zu Neapel unter den besonders aufbewahrten Kunstgegenständen. 2) Eine Katze, von vorn gesehen; da der Grund, worauf sie abgebildet ist, fast die gleiche Farbe wie das Thier hat, so fehlt es dieser Mosaik an Wirkung; 3) Enten; 4) ein Bacchuskind auf einem Panther. Der Gott, mit Epheu bekränzt, hält in der einen Hand einen großen Becher voll Wein; mit der andern lenkt er das Thier an einem Zaume, der aus einer Guirlande von Weinblättern und Blumen besteht. Der Panther hat den Kopf umgewendet und betrachtet den Gott; seine ausgestreckte Zunge und seine funkelnden Augen schienen Freude zu bedeuten. Diese Mosaik, deren Figuren in Lebensgröße sind, ist vollkommen gut erhalten und von schöner Ausführung.

In den Gemächern zur linken Hand des Einganges fand man: 1) einen ziemlich großen Mosaikfußboden, den Grund des Meeres vorstellend; man erblickt darauf eine Menge Fische und Muscheln; 2) eine kleine Mosaikarbeit, welche drei Tauben vorstellt, die auf einem offenen Kästchen sitzen; eine derselben zieht mit dem Schnabel eine Perlenschnur heraus. Dieses Werk ist gut erhalten, aber nur von mittelmäßiger Arbeit. Man hat es an dem Orte gelassen, wo es gefunden wurde. Endlich am 11 Oktober 1831 fand man auf dem Fußboden eines Gemaches, in der Mitte des Hauses und dem Thore desselben gegenüber, eine Mosaik, die den Lauf eines Flusses vorstellt. Das Wasser und die Ufer sind mit Vögeln und Amphibien bedeckt. Dieses Mosaikbild besteht aus drei Stücken von ungleicher Größe, die durch zwei korinthische Säulen von einander getrennt sind. *) In der ersten Abtheilung links (ungefähr

*) Diese Säulen waren roth angestrichen.

1 Metre, 30 Centimetres lang und 60 Centimetres hoch) erblickt man fünf Enten, von denen einige in ihrem Schnabel eine rothe Blume halten; einen Frosch, einen kleinen Vogel von gelbem und braunem Gefieder, endlich einige Wasserpflanzen, worunter man die breiten Blätter der Seerose erkennt. Das zweite Stück (2 Metres 95 Centimetres lang und 60 Centimetres hoch) enthält ein junges Krokodil, zwei Ibis, eine gefleckte Schlange, und neben ihr ein kleines vierfüßiges Thier mit einem Marderkopf und langen braunen Haaren. Im Flusse schwimmt ein Flußpferd; Enten spielen zwischen Wasserpflanzen, auf denen zwei kleine Vögel sitzen. Beide Abtheilungen sind sehr gut erhalten. Die dritte (1 Metre 30 Centimetres lang und 60 Centimetres hoch) hat sehr gelitten, fast die Hälfte ist zerstört. Was noch übrigzubleiben ist, läßt Enten und Wasserpflanzen erkennen; am Ufer steht ein Gefäß mit Erde, worin sich eine Pflanze mit kleinen rothen Blumen befindet. Auch diese Mosaiken sind an Ort und Stelle gelassen worden. Eine Verkleidung von Brettern schützt sie gegen das Wetter.

Nachdem man einen solchen Schatz von Kunstwerken gefunden hatte, wurden die Nachgrabungen, wie sich denken läßt, mit um so größerm Eifer fortgesetzt. Allein so groß auch die Hoffnungen der Direktoren und Künstler waren, so wurden sie doch weit übertroffen, als man am 24 Oktober 1831 einen der herrlichsten Mosaikfußböden, die es gibt, an den Tag brachte. Derselbe stellt eine Schlacht vor, eine Schlacht, wie man sie vor achtzehnhundert Jahren lieferte. *) Man erblickt auf diesem kostbaren Bilde sechzehn Pferde, sechs und zwanzig Personen. Alles voller Leben und Bewegung. Zorn oder Furcht, Entsetzen oder Schmerz, Verzweiflung und Grimm malen sich auf den Gesichtern mit bewunderungswürdigem Ausdruck. Und welche Sorgfalt im Detail, welche Harmonie in den Farben, welcher Geschmack in dem Faltenwurfe der Gewänder und den Waffen und Rüstungen. Man erblickt keinen von den kämpfenden Kriegern nackt, wie man die Romulus und Leonidas in der neuern Zeit zu malen pflegt; Griechen und Barbaren haben alle gute Kleider unter ihren Waffenstücken an. Vielleicht kommen wir auf die darüber angestellten archäologischen Untersuchungen und Kunstansichten bei einer nächsten Gelegenheit zurück. Zum Schlusse möge nur noch angemerkt werden, daß man bei Ausräumung eines Gemaches zur Rechten von dem, wo die Schlacht gefunden wurde, einen andern Mosaikfußboden entdeckte, von wo möglich noch vollkommnerer Arbeit: derselbe stellt einen Löwen in Lebensgröße, von vorn gesehen, vor. Es muß ein prachtvolles Werk gewesen seyn. Leider hat es aber sehr gelitten, und man sieht gegenwärtig nur noch den obern Theil des Kopfes, die Augen, den Schnurrbart, die Klauen und die Randleiste, die das Bild einfaßte. Dieser Löwe wurde am 7 December 1831 gefunden. An diesem Tage hatte die Herzogin von Berry Pompeji besucht, in deren Gegenwart die Ausgrabung vorgenommen und vollendet wurde.

*) Eine Beschreibung dieses Fußbodens findet sich schon im Auslande Jahrgang 1831. S. 1411.

Vermischte Nachrichten.

Zu den merkwürdigsten Vögeln Amerika's gehört der Spottvogel. Die zierliche Anmuth und Schnelligkeit seiner Bewegungen, der lebensvolle Ausdruck seiner Augen, die Gelehrigkeit, mit der er die Stimmen aller Vögel um sich her auffaßt und nachahmt, machen ihn wahrhaft bewunderungswürdig. Neben diesen Eigenschaften besitzt er eine starke wohllingende Stimme, die sich leicht in alle Tonstufen und Biegungen schmiegt, von den schmetternden und markigen Tönen der Walddrossel bis zum heisern Geschrei des kahlköpfigen Adlers. Mit der größten Treue ahmt er den Rhythmus und die Intonation seiner Vorbilder nach, während er der Stärke und dem Wohllaut ihres Gesanges noch aus eigenen Mitteln beilegt. Man muß ihn an einem schönen Morgen im Walde hören, wenn tausend Kehlen die Luft mit Gesang und Gezwitscher erfüllen, während er auf einem hohen Strauch oder einem jungen Baume sitzt und Alles um sich her durch die bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit seiner Melodien in Schatten stellt. Dann ist es nur sein Gesang, dem das Ohr des Menschen lauscht, alle andern Stimmen scheinen nur eine schwache Begleitung der seinigen. Uebrigens beschränkt er sich nicht immer auf bloße Nachahmung. Er hat auch seinen eigenthümlichen Gesang, den Jene gar wohl erkennen, die mit den verschiedenen Stimmen der amerikanischen Vögel genauer bekannt sind. Dieser Gesang ist voll, sicher, und spinnt sich ins Unendliche aus. Er besteht aus Stellen von zwei bis drei, und höchstens fünf bis sechs Noten, die mit Anklängen von Nachahmungen untermischt und mit viel Ausdruck und Geläufigkeit vorgetragen werden. Er singt ohne Unterbrechung eine halbe und wohl auch eine ganze Stunde fort. Wenn man den Spottvogel im Hause hat und er sich seiner musikalischen Laune recht nach Herzenslust überläßt, so muß man über seine Leistungen wirklich erstaunen. Er pfeift dem Hunde so täuschend, daß dieser aufspringt, mit dem Schwanze wedelt und auf seinen Herrn zuläuft. Er pipset wie ein Küchlein das man getreten hat, und sogleich eilt die Henne mit aufgesträubten Federn und ausgebreiteten Flügeln gluckzend herbei, um ihre Brut in Schutz zu nehmen. Dann hört man täuschend das Bellen des Hundes, das Miauen der Katze, das Rollen eines Schubkarrens nachgeahmt. Lehrt man ihn ein auch noch so langes Lied, so wiederholt er es ganz und sehr genau. Er gibt das Wirbeln des Kanarienvogels und die schmetternden Töne der virginischen Nachtigall mit einer solchen Vollendung wieder, daß die Sänger, die er nachahmt, endlich aus Eifersucht verstummen, während ihre Niederlage seinen Eifer nur noch mehr befeuert. Uebrigens schadet diese Nachahmungssucht unstreitig seinem eigenen schönen Gesange; denn unter die melodienreiche Stimme der Walddrossel mischt er das Krähen des Hahnes, und während er das Lied des blauen Vogels durch seine Wiederholung verschönert, unterbricht er sich durch das geschwätzige und mißtönige Gezwitscher der Schwalben oder das Geplauder der Hühner. Noch eine Menge Nachahmungen folgen, und der überraschte Zuhörer blickt nach den tausenderlei Stimmen umher, die dieser merkwürdige Vogel allein nachbildet.

*

Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigt sich des Reisenden, wenn er sich dem Aequator nähert, und von der einen Hemisphäre in die andere übergegangen, die Sterne, an deren Anblick er von frühester Jugend an gewohnt war, mehr und mehr dem Horizont sich zuneigen und endlich ganz verschwinden sieht. Nichts macht einen so tiefen Eindruck auf ihn, nichts erinnert ihn so mächtig an die weite Entfernung von seinem Heimathlande, als der Anblick eines für ihn ganz neuen Himmelsgewölbes. Die Gruppen großer Gestirne, die hier und dort zerstreuten Wolken, die mit ihrem weißlichen Glanze der Milchstraße gleichen, endlich die Himmelsräume, wo die tiefste Dunkelheit herrscht. Alles vereinigt sich, dem Südhimmel eine ganz besondere Eigenthümlichkeit zu geben, die sogar auf Diejenigen einen mächtigen Eindruck macht, die, unbekannt mit der Sternkunde, am Anblicke des Himmelsgewölbes das Auge wie an einer schönen Landschaft weiden. Ohne Botaniker zu seyn, erkennt der Reisende die heiße Zone schon an ihrer Vegetation, und auf gleiche Weise bemerkt er, ohne in die Astronomie eingeweiht zu seyn, am Himmel, daß er nicht mehr in Europa ist, wenn er am Horizont das große Sternbild des Schiffes und die phosphoreszirenden Wolken Magellans aufsteigen sieht. In den Aequinoktialländern nehmen Himmel und Erde, und Alles, was zu ihrem Schmucke dient, einen exotischen Charakter an.

*

Man hört so oft von den guten alten Zeiten reden, sagt ein englisches Blatt. Wann waren sie, diese hochbelobten Zeiten? Zur Zeit der Königin Elisabeth etwa, wo lesen können so selten war, daß dadurch die größten Verbrecher der Rechtswohlthat der Geistlichkeit (benefit of clergy) sich theilhaftig machten — nämlich der wohlverdienten Strafe entgingen? Wo hölzerne Prüschen neun Zehntheilen des Volkes zur Liegerstätte und ein hölzener Block als Kopfpolster dienten? Wo man in keiner Wohnung einen Herd fand, dessen sie auch nicht bedurften, da Brennstoff so selten war, wie seidene Strümpfe? Wo das Schlafgemach einer Königin, selbst das der mächtigen Elisabeth, täglich mit frischen Binsen bestreut wurde, in Ermanglung der Teppiche von Kidderminster und Kilmarnock? Oder etwa, wo zur Zeit ihres Vaters, des grimmigen Heinrichs, in England nicht ein Kohlkopf, nicht eine Rübe, oder überhaupt eine eßbare Wurzel wuchs, und wo die Königin Katharina nach Flandern um einen Salat schicken mußte? Ja, alte Zeiten! Unsere sind die alten reichen Zeiten, jene waren die blutjungen, heißarmen!

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 81. 22 März 1833.

Englische Gesellschaft für Uebersetzungen orientalischer Schriftsteller.

Vierter Artikel.

Die alte Geschichte von Persien bis auf Alexander den Großen von Mirchond, aus dem persischen übersetzt, von David Shea. London 1832. 8. 441 S. Pr. 10 Sch.

Mirchond war der erste persische Geschichtschreiber, der die Aufmerksamkeit europäischer Gelehrten auf sich zog. Texeira ein portugiesischer Edelmann, der aus Wißbegierde den Orient bereist hatte, gab im Jahre 1610 in Lissabon einen Auszug von Mirchond heraus, und seitdem galt dieser Schriftsteller in Europa für das klassische Geschichtswerk der persischen Literatur. Jenisch, Silvestre von Sacy, Langles, Wilken, Mitscherlich, Jourdan u. A. haben einzelne Theile seines Werks in Uebersetzung und Text herausgegeben, aber die große Ausdehnung desselben, das gewöhnlich in 6 bis 7 Foliobänden besteht, hat bis jetzt von allen Versuchen einer vollständigen Uebersetzung abgeschreckt. Auch das vorliegende Werk bildet nicht den Anfang einer vollständigen Bearbeitung von Mirchond, sondern eine in sich vollendete Arbeit, welche etwa den vierten Theil des ersten Buchs des Originals umfaßt. Aber auch so ist es eine dankenswerthe und in vieler Hinsicht verdienstliche Unternehmung. Mirchond war im Jahre 1432 geboren, und starb im 66sten Jahre seines Alters. Er lebte an dem Hofe des timuridischen Sultans Hussein Behadur, wohin ihn der berühmte Wessir dieses Fürsten, Alischir gezogen hatte. Alischir selbst war ein Gelehrter, und seine Geschichte der persischen Dichter bezeugt noch heute den Umfang seiner Kenntnisse; er forderte Mirchond auf die Geschichte von Persien zu schreiben, und gab ihm die Mittel dieses Unternehmen zu Ende zu bringen. Der blumenreiche und gesuchte Styl, welcher seit dem Zerfall der arabischen und persischen Literatur im ganzen mohammedanischen Orient für die höchste Eleganz galt, herrschte an dem Hofe der Fürsten aus der Familie von Timur im äußersten Grade, und Mirchond entging dem Einfluß dieses Geschmackes nicht. Seine Vorrede ist ein Muster dieser Schreibart, und wenn er darin versichert, daß er sich von dem künstlichen Schmuck allegorischer und metaphorischer Bilder entfernt gehalten habe, so gibt uns dieses den Maßstab, bis zu welcher unerträglichen Uebertreibung dieser Styl damals getrieben worden war. Mirchond hatte viele Quellen zu seiner Disposition, welche seitdem verloren gegangen sind, und obgleich er kein Geschichtschreiber vom ersten Range ist, so bildet sein Werk dennoch ein wohlgeordnetes, ziemlich vollständiges Ganzes der historischen Kenntnisse der Mohammedaner seiner Zeit; der wahre Sinn für Geschichte war freilich längst von der Rhetorik erstickt worden, und in Allem, was die alten Zeiten betrifft, ist er weit unter seinen Vorgängern aus den ersten Jahrhunderten des Chalifats geblieben, aber je mehr er sich im Verlaufe seiner Erzählung der neueren Zeit nähert, um so einfacher und besser wird sein Vortrag. Ueber das Ganze der Dynastien von Dschengiskhan und Timur wird er immer eine der Hauptquellen bleiben, obgleich einzelne Theile in einzelnen älteren Quellen studiert werden müssen. Die Uebersetzung seines Werks bleibt ein wahres Desideratum für die orientalische Literatur, und jeder neue Beitrag dazu ist ein Verdienst um die historischen Studien. Der vorliegende Band enthält die Vorrede, und die Geschichte der beiden ersten persischen Dynastien, der Pischdedien und der Kaianiden, welche den babylonischen, assyrischen, medischen, persischen und griechischen Dynastien der klassischen Schriftsteller entsprechen. Man kennt die bis jetzt unaufgelösten Schwierigkeiten, die orientalischen Traditionen darüber mit den griechischen Nachrichten in Einklang zu bringen, und die Erzählung von Mirchond ist nicht geeignet den Schlüssel zu dem Räthsel zu geben. Der Geist seiner Zeit war dem Studium des Alterthums nicht günstig, er nahm mit wenig Kritik aus den Sagen, die er vorfand, was ihm am wahrscheinlichsten schien, und verwarf oft als unbedeutend oder falsch, was der Wahrheit am nächsten kommen mochte; seine Quellen waren vor Allem Maßudi, Tabari, Firdausi, Ibn Athim, Abu Abdallah, Abu Fazl Birhakki u. A. Einige der hauptsächlichsten derselben sind uns glücklicherweise erhalten worden, und man muß auf sie zurückgehen, um die Traditionen in ihrer Vollständigkeit und Reinheit zu erhalten; aber viele derselben sind verloren, und was Mirchond aus ihnen genommen hat, ist für uns von großem Werthe. Die Uebersetzung ist mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gemacht, ihr Verfasser hat sich überall wörtlich an das Original gehalten, und sich von dem Bombast und den überflüssigen Bildern und Metaphern nicht abschrecken lassen, Alles getreu wiederzugeben. Das Buch sagt freilich unserm Geschmack nicht so zu, als wenn es nach der Art

von Galland und Petit de la Croix bearbeitet worden wäre, aber es gibt ein getreueres Bild des Originals, was doch der einzige Zweck einer Uebersetzung seyn kann. Wer Werke fremder Schriftsteller lesen will, muß sich ihrem Geschmack fügen, und nicht verlangen, daß sie ihm nach seinem Gaumen zubereitet werden. Die französische Schule hat oft behauptet, daß es leicht und verdienstlich sey die Auswüchse, welche ein gezierter und verkünstelter Styl der Erzählung zufüge, wegzuschneiden, und dadurch orientalische Werke dem großen Publikum lesbar zu machen; aber der Leser wünscht nicht zu wissen, wie Mirchond geschrieben haben möchte, wenn er ein Akademiker unserer Tage gewesen wäre, sondern wie man zu seiner Zeit und am Hof von Hussein Khan dachte und schrieb. Jede Form, in welcher sich der menschliche Geist im Verlauf der Zeit ausgesprochen hat, ist der Beachtung werth, und so unsinnig es wäre, wenn ein Naturhistoriker nur die Thiere beschreiben wollte, welche ihm wohlgebildet scheinen, oder wenn er ihnen zu größerer Satisfaktion seiner Leser die allzuvielen Füße, Flügel oder Flossen abschneiden wollte; so lächerlich ist es die Geisteswerke aller Zeiten und Völker in dieselbe Form schlagen zu wollen. Herr Shea verdient daher besondern Dank, daß er sich dem unangenehmen Geschäft nicht entzogen hat, und dadurch seinem Leser das Mittel gibt, nicht nur die Fakta, welche Mirchond erzählt, sondern auch den Geschmack der Zeit, in der er lebte, kennen zu lernen. Es wäre sehr zu wünschen, daß er das angefangene Werk fortsetzte, und nicht nur die folgenden Bücher des Originales übersetzte, sondern auch den Theil des ersten Buchs, der zwischen der Vorrede und dem Anfang der Geschichte von Persien eingeschoben ist, nachholte. Er handelt von den Propheten, welche vor Mohammed erschienen, und enthält wunderbare Sagen der Mohammedaner über das Alterthum, und unter vielen Fabeln manche Goldkörner alter historischer Traditionen.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

2. Virginien.

Dritter Brief.

Virginien ist bekanntlich der älteste und wichtigste unter den südlichen Staaten und, nach Vieler Meinung, selbst der wichtigste von allen vierundzwanzig der Union. Käme es zur Abstimmung, so würde ihn vielleicht jeder der andern unmittelbar nach sich im Range setzen, gerade wie die übrigen griechischen Heerführer die Ueberlegenheit jenes Einen an Kriegsmuth und Feldherrngaben dadurch zugestanden, daß ihn ein Jeder von ihnen unmittelbar hinter sich stellte. Virginien wurde nach jener guten Fürstin und schlechten Frau, der jungfräulichen Königin (virgo), der letzten und der schlimmsten aus dem Geschlechte der Tudor oder — wie man sie oft heißen möchte — der Tiger, benannt. Weit eher hätte es seinen Namen von der edelsinnigen Pocahontas erhalten sollen, dem liebenswürdigsten Wesen in der ganzen Geschichte, wie Elisabeth das unliebenswürdigste war. Wie Vieles gäbe ich um das Glück, ein Nachkomme von Powhatan's Tochter zu seyn — eine Abstammung, die ihr Adelwappen auf dem Velin der eigenen Haut trägt. Es wäre eine ehrenvolle Ahnsucht, obgleich in Europa die Leute einen größeren Ruhm darein setzen, ihren Stammbaum zu irgend einem eisenköpfigen Freiherrn oder Räuber hinaufwachsen zu lassen, der, hätte er unter gerechten Gesetzen gelebt, wegen Schafdiebstahls an den Pranger gestellt oder wegen nächtlichen Einbruchs oder vorsätzlicher Brandstiftung gehangen worden wäre.

Die beste Kunde, die je von Pocahonta's gegeben wurde oder werden könnte, geben uns Kapitän Smith's eigene Worte. Er wurde von den Indianern gefangen genommen und vor ihren Häuptling — oder, wie er ihn nennt „Kaiser" — Powhatan gebracht, dessen Fürstenmantel aus einem Kleide „von Waschbärenfellen" bestand, „an welchen noch sämmtliche Schwänze hingen." Dieses werthvolle Kleidungsstück verehrte Powhatan späterhin dem britischen Salomo, Jakob I. Dieser Waldfürst war von „zweihundert gar grimmer Hofleute" umgeben. Nach kurzem Verzug traf man Anstalten, Smith abzuthun: schon legte er sein Haupt auf den Block, und die Keulen hoben sich zum Todesstreiche. Wie denn „die Wilden mit ihren Keulen gerüstet standen, ihm das Hirn auszuschlagen, da nahm Pocahontas, des Königs liebste Tochter, als sie sah, daß ihr Flehen und Bitten umsonst war, sein Haupt in ihre Arme und legte ihr eigenes auf das seinige, um ihn dergestalt vor dem Tode zu retten, als worauf der Kaiser es geschehen ließ, daß er am Leben bliebe." Von vier zu vier Tagen schickte Pocahontas der bittern Mangel leidenden Ansiedelung „allerlei Speise und Nahrung." Powhatan indessen war den Fremdlingen nicht gewogen und beschloß, sie, in einer bestimmten Nacht, mit Stumpf und Stiel auszurotten. „Da machte sich aber in jener finstern Nacht, Pocahontas, sein liebstes Kleinod und Töchterlein, durch die wüsten Wälder zu ihnen auf," sie zu warnen. Smith hätte ihr gerne „solche Dinge, als ihr Freude machten, zum Danke verehrt," allein sie sagte, „und die Thränen liefen ihr dabei über die Backen, sie dürfe sich bei Leibe nicht damit sehen lassen, denn, wenn es ihr Vater erführe, so würde es ihr Tod seyn; also lief sie allein, wie sie gekommen, wieder fort und heim." Wohl mochte sie der edelfühlende Smith „Virginiens Ohnegleich" *) nennen.

Späterhin, nach Smith's Rückkehr nach England, lockte man sie auf ein Schiff und behielt sie mehrere Monate lang als Geisel in der Ansiedelung. Allein die Gefangene machte auch ihren Gefangenen, denn „Master John Rolfe, ein gar achtbarer Herr, von guten Sitten, verliebte sich in Pocahontas und sie sich in ihn;" sie wurden ein Paar und diese Verbindung, welche auch Powhatan sich gefallen ließ, verbürgte und befestigte den Frieden. „Während dieser Zeit wurde Lady Rebekka, alias Pocahontas, durch Herrn John Rolfe's, ihres Ehegemahls, und seiner Freunde fleißiges Bemühen gelehret, so viel englisch zu sprechen, daß sie sich gut verständlich machen konnte und im christlichen Glauben wohl unterrichtet, war auch ein gar artig und höflich Frauenzimmer,

*) The „Nunpareil of Virginia" — Nonpareil: etwas Unvergleichliches; dann aber auch eine Art kleiner farbiger Zuckerkörner; eine Zuckerpflaume; eine besonders schöne Nelkenart. Der Leser mag nun aus diesen verschiedenen Bedeutungen die entsprechende Metapher für die liebenswürdige Pocahontas auswählen.

nach unſern engelländiſchen Landesbräuchen, geworden. Sie hatte ein Kind von ihm, welches ſie aufs Zärtlichſte liebte, und der Schatzmeiſter und die Kompagnie *) bekamen den Befehl, ſie und es gebührend und ausreichend zu halten; nebſtdem hatten ſich ihr unterſchiedliche Perſonen von hohem Rang und Würden gar gütig erzeigt, ehe bevor ſie in London ankam.“ Zu London machte Kapitän Smith, „um ihr ihre frühere große Freundſchaft nach Kräften zu vergelten, der Königin allervortrefflichſte Majeſtät ſo wie deren Hofſtaat“ mit Pocahontas aufopferndem Edelmuthe bekannt, und „verfaßte“ zu ihren Gunſten „ein Büchlein.“ Sie wurde dem Könige und der Königin vorgeſtellt und überall „gar freundlich gehalten und geliebkoſet.“ Salomo **) wollte indeſſen Roſſe nicht vor ſich laſſen, und machte auch Pocahontas ein finſteres Geſicht, um ihr ſein Mißfallen darüber zu erkennen zu geben, „daß ſie, eines Königs Tochter, einen geringen Mann geehlicht habe.“ Folgendes iſt der Hauptinhalt von Smiths „Büchlein“:

„Allergeehrteſte Königin!

„Sintemal Undankbarkeit ein tödtliches Gift für alle ehrbaren Tugenden iſt, würde ich mich dieſes Verbrechens ſchuldig machen, wenn ich irgend ein Mittel verſäumte, mich dankbar zu erzeigen. Es geſchah denn, daß, als ich vor etlichen zehn Jahren in Virginien war und durch die Streitmacht des Powhatan ihres Hauptkönigs, gefangen genommen wurde, ich von dieſem vornehmen Wilden zuerſt ausnehmend große Freundſchaft empfing, wie auch, und insbeſondere von Nantaquaus, ſeinem Sohne, dem männlichſten, artigſten und kühnſten Gemüthe, das mir noch an einem Wilden vorgekommen iſt, und von deſſen Schweſter Pocahontas, des Königs theuerſter und liebſter Tochter, damal noch ein Mägdlein von zwölf oder dreizehn Jahren, deren inniges und herzlichſtes Mitleid mit meinem verzweifelten Zuſtande mir volle Urſache gab, ſie hoch und werth zu achten. Nach einiger Wochen Wohlleben (fatting) unter dieſen wilden Hofleuten wollten ſie mich aber hinrichten, und mein Haupt lag allbereits auf dem Blocke, als des Königs Töchterlein ihr eigen Hirn und Leben daran wagte, mir das meine zu retten, und nicht das allein, ſondern auch ihren Vater dahin brachte, daß man mich heil und wohlbehalten nach Jamestown geleitete, wo ich ihrer etliche und dreißig arme kranke Kreaturen traf, als welche die Beſitzhalter von dem großen weiten Länderreiche Virginia's vorſtellen ſollten. Solcher Art war die Schwäche dieſes armen Gemeinweſens, daß, hätten uns nicht die Wilden mit Speiſe und Nahrung unterhalten, wir geradeswegs Hungers geſtorben wären; zumeiſt ward uns dieſe Hülf', gnädigſte Königin, durch die gedachte Lady Pocahontas geſchafft; und als ihr Vater mit möglichſter Liſt und Macht mich zu überfallen gedachte, als ich nur achtzehn Mann bei mir hatte — da hielt und ſchreckte ſie nicht die finſtere Nacht ab, durch die wüſten Wälder zu uns zu kommen, und mit naſſen Augen gab ſie mir Kunde und ihren guten Rath, wie ich ſeiner Wuth entrinnen möchte, um weſſen Willen er ſie, hätte er es erfahren, ſicherlich umgebracht haben würde. Jamestown *) zuſammt ſeinem wilden Anſiedlervolke beſuchte ſie ſo zutraulich, wie nur ihres Vaters Wohnſtätte, und zweier oder dreier ganzer Jahre hindurch war ſie, nächſt Gott das Werkzeug, das dieſe Kolonie vor Tod, Hungersnoth, Verwirrung und Zerrüttung behütet hat.“

(Fortſetzung folgt.)

*) Die in London und Plymouth gebildete und von König Jakob I. privilegirte Geſellſchaft zur Anſiedelung und möglichſt vortheilhaften Benützung des neuentdeckten Landes.

**) König Jakob I. — der gelehrte Pedant.

*) Die von den Koloniſationsunternehmern auf einer Halbinſel des Jamesfluſſes gegründete und zu Ehren des Königs Jakob I ſo genannte Stadt.

Seebilder.

Das Gefecht mit einem Sklavenſchiffe.

(Erzählt von dem königlichen Schiffslieutenant Sir Thomas Cringle.)

Es war eine finſtere Nacht; der Konſtabel Tackletail hatte die Wache. „Läßt ſich etwas ſehen, Tackletail?“ fragte ich.

„Das eben nicht, Sir, war die Antwort, aber ich habe gerade von Ihrem Steward (Hausmeiſter) Ihr Nachtglas verlangt — doch es iſt ſo ſtockfinſter — Wie weit ſind wir von der Mauerbreſche, Sir?“ — „Wie weit? Wenigſtens ſechzig Meilen.“ — Die Mauerbreſche (Hole in the Wall) iſt nämlich ein merkwürdiger Fels in der Durchfahrt der Crookeds Islands, der, wie ſein Name andeutet, große Aehnlichkeit mit einer durch die See oder ſchweres Geſchütz eröffneten Mauerbreſche hat, und ſchroff aus dem Waſſer ſich zu einer Höhe von vierzig Fuß erhebt.

„Dann, fuhr Tackletail fort, muß ein Segel nahe von uns windwärts ſeyn.“

„Wo? fragte ich. Geſchwind mein Nachtglas her.“

„Hier iſt es ſchon, Sir, ich habe es in meiner Hand.“

„Laßt mich ſehen,“ und ich blickte ſo lange hinein, bis mich die Augen ſchmerzten. Ich konnte nichts erblicken, und fuhr fort, wie zuvor, auf dem Halbverdecke hin und her zu gehen. Tackletail aber ſah unausgeſetzt durch das Fernrohr, und als ich einige Minuten ſpäter wieder an ihm vorbei kam, ſagte er: „Es wird etwas lichter, Sir, und ich ſehe den Gegenſtand wieder, der mir ſchon vorhin auffiel.“

„Wie? — Gib mir das Glas.“ Und ich ſpähte nochmals in der angegebenen Richtung hinaus. „Beim Himmel, Du haſt Recht, Tackletail! — Rufe die Leute an ihre Poſten! — Schnell, die lange Kanone da hinaus gerichtet.“ Alles war einen Augenblick lang voll geſchäftigen Lärmes. Ich ſah nochmals hinaus, konnte aber nichts unterſcheiden, als daß es ein fremdes Segel war; wegen der Finſterniß der Nacht war weder ſeine Größe noch ſein Takelwerk zu erkennen. Endlich reichte ich das Fernrohr wieder Tackletail hin. Wir ſegelten um dieſe Zeit in gerader Richtung, bei gutem Winde und mit einer Schnelligkeit von nahe an neun Knoten, auf das Geſtade von Cuba zu.

„Maſter Tackletail ſeht nach, ob Alles in Ordnung.“

Die lange Kanone war gerichtet, die zwei kleinern Karonaden waren herausgefahren, und alle drei mit Doppelſchüſſen geladen und ſorgfältig mit Zündkraut verſehen worden; die ganze Schiffsmannſchaft, fünf und dreißig Köpfe an der Zahl, ſtand an ihren Poſten, ſelbſt die überzähligen ſchwarzen Bedienten meiner drei Freunde Bang, Wagtail und Gelid, die ſich an Bord unſeres Schooners „The Wave“ begeben hatten, um dieſen kleinen Ausflug mitzumachen, waren nicht zurückgeblieben.

„Ich ſehe es jetzt ganz deutlich, Sir, ſagte Tackletail, es iſt eine große Brigg; Sie können ſie jetzt ohne Glas, mit bloßem Auge ſehen.“

Ich ſah hinaus, und glaubte auf der Windſeite einen auf und ab ſchwankenden Gegenſtand zu erkennen, der wie ein ſchwarzes großes Geſpenſt über die Tiefe hinſchritt; weiter vermochte ich aber nichts zu erkennen.

„Es iſt ein großes Schiff, Sir, ganz gewiß, es holt jetzt ſeine großen Focksegel an und zieht ſeine großen Bramſegel ein — ha, es fällt auch von unſern Baken ab! — Sir, man hat dort keine Luſt mit uns nähere Bekanntſchaft zu machen, darauf können Sie ſich verlaſſen!“ —

„Der Henker,“ ſagte ich, und nun ſah ich ganz deutlich die Brigg abfallen. „Das Ruder an! Nehmt ihr ein Beting weg! — Langſam!

— So jetzt wird es sich thun! — Gebt ihr einen Schuß quer über die Baken. — Master Tackletail und Master Beespoint stellt die Signale aus." — Die Kanone wurde abgefeuert und die Lichter wurden ausgestellt; allein auf Seite unseres gespenstigen Freundes blieb Alles still und finster. Während dem war das fremde Segel uns in die Windviering gekommen; wir bargen die Segel, während die Brigg, als sie sah, daß ihr Manöver fehl geschlagen war, wieder geradaus steuerte und ihre großen Bramsegel wieder aufsetzte. Sie war nicht viel über Pistolenschußweite von uns entfernt.

„Auf denn! rief ich, gebt ihr eine volle Ladung aus den drei Stücken, weil sie nicht sprechen will — recht zwischen die Maste hinein! — Hört ihr? — Seyd ihr fertig?" — „Alles fertig, Sir." — „Feuer!" — Die Kanonen wurden abgefeuert, wir hörten zugleich ein Krachen an Bord des fremden Schiffes, dem ein gellendes Geschrei folgte, gleich dem Wehruf, den die Neger über der Leiche eines todten Kameraden erheben — und dann ein langes melancholisches Geheul.

„Ein Sklavenhändler, Sir, und der Schuß hat getroffen," sagte Master Handlead, der Hochbootsmann.

„Um so besser, dachte ich, so gibt es eine Kurzweil. Kaum hatte ich es gedacht, als die Brigg noch einmal alle Segel barg, und in dem Augenblicke, wo sich das Focksegel hob, sein Backengeschütz — eins — zwei — drei, auf uns abfeuerte. „Neun Kanonen auf einer Seite, so wahr ich ein sündiger Mensch bin! — sagte Jigmaree, und drei von den Schüssen trafen uns, verwundeten einen armen Burschen tödtlich und ein Splitter verletzte den kleinen Reefo in die Seite."

„Frisch daran, Kinder! Zielt gut! — Feuer!" und abermals donnerten unsere drei Geschütze; aber unser Freund war uns zu behend, denn schon hatte er wieder die Segel beim Winde angeholt, und sich mit Segeln eingehüllt, so viel er nur konnte. Auch wir setzten so viele Segel aus als möglich; allein er hatte einen Vorsprung, und in weniger als einer Stunde war er in der Dunkelheit der Nacht, gerade windwärts, wieder unsern Blicken entschwunden.

„Haltet auf ihn!" rief ich, und da ich fürchtete, er möchte uns am Lande hin entkommen, so stieg ich hinab, um nach der Karte zu sehen. Hier fand ich in der Kajüte Wagtail, Gelid und Bang, am kleinen Tische kyend und Tabak rauchend, mit Branntwein und Wasser vor sich.

„Ha, ha, sagte Gelid, ein kleines Scharmützel." Ist nicht angenehm Abends! — Ja —

„Zum Teufel, sagte Aron Bang, was schießt ihr uns, zu so ungelegener Zeit, die Ohren taub? Doch, zum Henker — ei seht doch — Gelid — Wagtail." — In diesem Augenblicke brachte ein Matrose auf seinem Rücken den verwundeten Mann in die Kajüte getragen und legte seine blutige Last auf den Tisch — Lesern, die mit dergleichen Dingen nicht genauer bekannt sind, diene zur Bemerkung, daß auf kleinen Schiffen, wie der „Wave," die Kajüte des Kapitäns oft als Verbandzimmer herhalten muß — und so war es auch jetzt der Fall.

„Um Vergebung, Herr Kapitän und meine Herren, sagte der Wundarzt; allein ich werde hier eine schwere Operation vornehmen müssen. Ich dächte, es wäre besser, sie gingen auf das Verdeck, meine Herren."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Perlenfischerei um die Insel Ceylan herum wird bisweilen von der dortigen englischen Regierung auf eigene Rechnung unternommen; bisweilen vermiethet sie jedoch die dazu gehörigen Schiffe an Privatleute, oder verkauft das Recht der Perlenfischerei an einen einzelnen Unternehmer, der sich dann wieder mit Andern darein theilt. Im Jahre 1804 wurde die Perlenfischerei um die bedeutende Summe von 120.000 Pf. St. (1,440.000 fl.) verpachtet. Die Perlenfischerei beginnt mit Anfang des Monats März, und beschäftigt mehr als 250 Schiffe, die mit ihrer Mannschaft, den Tauchern und den dazu gehörigen Werkzeugen von verschiedenen Theilen der Küste von Koromandel herbeikommen. Nach einer Menge Abwaschungen und abergläubischen Gebräuchen besteigen die Perlenfischer um Mitternacht ihre Schiffe, und fahren von Lootsen geführt an die Muschelbänke hinaus, wo sie Anker werfen und den Anbruch des Tages erwarten. Um sieben Uhr des Morgens, wenn die Sonnenstrahlen bereits anfangen eine etwas stärkere Wärme zu verbreiten, beginnen die Taucher ihre Arbeit. Auf jeder Seite des Schiffes ist aus Rudern und Holzstücken eine Art Wande gebildet, die das Seil des Tauchers zu tragen bestimmt ist. Dieses ist mit seinem einen Ende in einem Loche befestigt, das durch einen zuckerhutförmigen, fünfzig Pfund schweren Stein geschlagen ist. Eine Art offener Knoten, der einem Steigbügel gleicht, dient daran dem Taucher, um sich mit dem Fuße auf dem Steine festzustellen. Der Taucher ist nackt bis auf die Hüfte, die mit einem Stück Baumwollenzeug umwunden ist. Schwimmend sucht er den Stein zu erreichen, wo er den Fuß in den erwähnten Bügel setzt, und am Seile sich haltend ein paar Augenblicke gerade aufrecht in dieser Stellung bleibt, wobei ihm sein Arm als Balancierstange dient, um das Gleichgewicht zu halten. Dann wird ihm ein kleiner Korb, der an einem zweiten Seile befestigt ist, zugeworfen; der Taucher setzt darein seinen andern Fuß. Glaubt er zum Untertauchen ganz gerüstet zu seyn, so hält er sich mit der einen Hand die Nasenlöcher zu, um das Seewasser daraus abzuhalten, und gibt dem Seile, woran er sich hält, einen Ruck, worauf er schnell durch das Gewicht des Steines hinabgezogen, an einer Art Flaschenzug in die Tiefe hinabfährt. Zu gleicher Zeit läßt man auch das Seil nach, woran das Körbchen befestigt ist. Sobald der Taucher auf dem Boden angekommen ist, macht er den Fuß aus dem Bügel am Steine los, und dieser wird dann wieder in die Höhe gezogen, um für einen andern Taucher verwendet zu werden. Auf dem Grunde des Wassers nun ganz frei für sich, sammelt der Taucher in seinen Korb, was er findet, und gibt durch einen Ruck am Seile das Zeichen, wenn er wieder emporgezogen seyn will. Dieß geschieht so schnell als möglich, und der Taucher, der sich mit einer Hand am Seile festhält, kommt oft früher als der daran befestigte Korb auf die Oberfläche. Hierauf erwartet er schwimmend, oder an ein Ruder geklammert, bis die Reihe wieder an ihn kommt, selten aber steigt er ins Schiff, bevor das Tagwerk vollbracht ist. Unter dem Wasser bringt er nie länger als anderthalb Minuten zu, während welcher Zeit er, wenn die Muschelbank reichhaltig ist, ungefähr 150 Muscheln in seinen Korb einsammeln kann. Bei jedem Steine befinden sich zwei Taucher, so daß der Eine immer ausruht, während der Andere hinabfährt. Die meisten dieser Menschen bluten aus Nase und Ohren, wenn sie wieder an die Luft kommen, was sie für eine gute Vorbedeutung halten, worauf sie nur mit um so größerm Eifer an ihre Arbeit gehen. Ueberhaupt gilt ihnen dieses mühselige Handwerk mehr als eine angenehme Unterhaltung, und man hört nie von ihnen eine Klage oder Beschwerde, außer wenn sie nichts gefischt haben. Wenn sich der Tag zu Ende neigt, so rudert die ganze Flotte auf ein gegebenes Zeichen des Piloten wieder nach dem Ufer, wo eine laut jubelnde Volksmenge die Fischer empfängt. Jedes Fahrzeug begibt sich hierauf an seinen Ankerplatz, und die Muscheln werden dann in einem gepflasterten Raum aufgeschüttet, wo man sie unter sicherm Gewahrsam ungefähr zwölf Tage liegen läßt, bis sie in Fäulniß übergegangen sind. Hierauf schüttet man sie in ein großes, mit Meerwasser gefülltes Gefäß, wo man sie zwölf Stunden liegen läßt, um die fauligen Theile aufzuweichen. Dann nimmt man sie Stück für Stück heraus, öffnet die Schalen und wäscht sie. Die Muscheln, welche Perlen enthalten, werden beiseite gelegt, und gehen in die Hände der „Auslieser" über, welche die Perlen mittelst kleiner Zangen herausnehmen. Hat man aus dem Zober alle Muscheln herausgenommen, so bleibt ein schlammiger Bodensatz zurück, der aus Muschelstücken, Kalktheilen und Sand besteht. Das Salzwasser wird nun in einen Sack gegossen, um es durchseigern zu lassen, damit ja Nichts verloren geht. Dann gießt man über den Bodensatz reines Wasser und rührt ihn unaufhörlich um, bis sich endlich Sand und Perlen allein zu Boden geschlagen haben. Die großen Perlen findet man sogleich heraus; allein das Aussuchen der kleinern ist eine höchst lange und mühselige Arbeit. Wenn man die gefundenen Perlen gewaschen und getrocknet hat, sondert man sie mittelst eines Siebes nach ihrer Größe, bohrt dann ein Loch hindurch, um sie an Schnüren aufzureihen, und bringt sie so in den Handel.

•

In Frankreich ist eine Uebersetzung von Hammers Geschichte der Assassinen angekündigt, die demnächst in Druck erscheinen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 82. 23 März 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

2. Virginien.

(Fortsetzung.)

Späterhin schreibt Smith: „Da ich im Begriffe stand, nach Neuengland abzusegeln, so konnte ich mich nicht lange genug aufhalten, um ihr den Dienst zu erweisen, den sie bedurfte und wohl verdiente; hörend aber, daß sie zu Brandford sey, machte ich mich dahin auf, um sie zu besuchen. Nach einem sittigen Gruße, wobei sie aber kein Wort sprach, wandte sie sich ab, und verdeckte ihr Gesicht mit den Händen, als ob ihr etwas nicht recht sey; aber bald hernach fing sie an, frischweg zu reden und erinnerte mich an die viele Freundschaft, so sie mir erwiesen, sprechend: „„Ihr versprachet Powhatan: was Euer war, solle auch ihm seyn, und er desgleichen Euch. Ihr nanntet ihn Vater, dieweil ihr ein Fremdling waret in seinem Lande; aus derselbigen Ursache muß ich es jetzt Euch . . . .““ als welches ich bescheidentlich abzulehnen gesucht, indem ich für den Namen zu niedrig, sintemal sie ja eines Königs Tochter sey; sie aber sprach gar freundlich: „Fürchtet Ihr Euch doch nicht, in meines Vaters Land zu kommen, und machtet ihm und seinem Volke, außer mir, nicht kleine Furcht, und fürchtet Euch nun hier, ich möchte Euch Vater nennen? So sage ich Euch denn, ich werd' und will es, und Ihr sollet mich Kind nennen, und so werde ich in alle Ewigkeit Eure Landsmännin seyn. Man sagte uns allezeit, Ihr seyet gestorben, und ich wußte es nicht anders, als bis ich nach Plymouth kam; jedennoch hatte Powhatan dem Vitamatomakkin geheißen, Euch zu suchen und die Wahrheit zu erkunden, dieweil Eure Landsleute *) gar viel und gern lügen.“ Unterschiedliche Herren vom Hofe und Andere waren mit mir gekommen sie zu sehen, und Alle waren darin Eins, daß Gottes Hand sichtbarlich zu ihrer Bekehrung geholfen habe, und daß sie viele engelländische Damen gesehen hätten, so weit häßlicher gewesen seyen; auch des Königs und der Königin Majestät beliebten, ihr mancherlei Ehre und Werthhaltung zu erzeigen. Es gefiel Gott, diese junge Dame zu Gravesend in den Schoß seiner Barmherzigkeit zu sich zu nehmen, als wobei sie keinerlei Kummer über ihr so frühes Hinscheiden an den Tag gelegt, wohl aber allen Denen, so solches mit angehört und mit angeschauet, große Freude über ihr so christliches und gottseliges Sterben gewähret.“

Dieß sind einige der frühen Ereignisse in der Geschichte der Kolonie, die Ihnen freilich schon lange bekannt seyn mögen; ich habe jedoch durch die ausgezogenen Stellen Lust und Anlaß geben wollen, Smith's schlichte Beschreibung selbst zu lesen. „Alt-Virginia (ould Virginia),“ wie er es nennt, kam indessen bald in einen gedeihlicheren Zustand, und im Jahre 1610 wurden gegen hundert Mädchen, „alle jung und unverdorben“ als Handelswaare nach der neuen Ansiedlung überschickt. Sie gingen reißend ab, und bald folgten noch weitere ähnliche Ladungen. Eine Frau (wife, Ehefrau) bezahlte man durchschnittlich mit hundert Pfund Tabak, wiewohl dieser Preis bald um 50 Procent sich erhöhte.

Erlauben Sie mir ein paar Worte über Smith, und danken Sie Ihrem guten Stern, daß ich nicht bis auf Columbus zurückgehe, wozu ich gewiß in einem Aufsatze über Virginien ein verjährtes Recht hätte. Smith war im Jahre 1579 geboren und besaß Vieles von jenem rastlosen, unruhigen Geiste, der Dichter oder Helden schafft. Sein wilder Kopf machte sich in allen Arten toller Streiche in der Schule Luft und kund, bis er zuletzt seine Bücher verkaufte und in die weite Welt entlief. Mit sechszehn Jahren hatte er bereits halb Europa, Aegypten und die Levante durchwandert. In den Niederlanden trat er in Kriegsdienst, kehrte von da aus nach England zurück, und baute sich mitten im Walde eine Hütte, wo er eifrig die Kriegskunst studirte, um, gleich Napoleon, „einen von Plutarch's Männern“ aus sich zu machen. Ein Roß und eine Lanze war sein ganzes Besitzthum in diesem Einsiedlerleben. Indessen gelangte er zu einem Theile seines väterlichen Vermögens und ging nun wieder auf Reisen. Auf seiner Seefahrt von Frankreich nach Italien mit einer Gesellschaft katholischer Pilgrime entstand einmal ein heftiger Sturm, und zum Sühnopfer warf man den englischen, Ketzer, gleich Jonas, über Bord. Schwimmend erreichte er glücklich das nahe Land, denn wie er eine ganz eigene Geschicklichkeit hatte, in eine Klemme oder Gefahr zu gerathen, eben so wundersam war auch seine Gabe, wieder aus ihr herauszukommen. Nach mancherlei Abenteuern trat er in das österreichische Heer, um gegen die Türken zu fechten, und erhielt wegen sel-

*) Die englischen Ansiedler in Virginien, die anfänglich, der Mehrzahl nach, nicht eben aus den Bessern ihrer Nation bestanden.

ner tapfern Dienste den Befehl über eine 250 Mann starke Reiterkompagnie. Als das Herr vor Regal lag, schickten die Belagerten eine Ausforderung zum Zweikampfe mit dem „Lord Turdisham, um den Frauenzimmern einen Zeitvertreib zu machen." Die Ehre dieses Wagestücks wurde durch das Loos entschieden, und dieses fiel auf Smith, der den Türken erlegte und ihm den Kopf abschnitt. Seinen Tod zu rächen, sandte „Grualgo" eine dringende Ausforderung dem Sieger, der diesen Anlaß ergriff, die Waffenthat an dem Herausforderer zu wiederholen, und den Frauen kund thun ließ, daß, sofern sie weiteren Zeitvertreib wünschten, sie einen andern Kämpen schicken müßten. Daraufhin kam „Bonamolgro ein Riese von einem Türken," und Smith erkämpfte, gleich dem Verfechter des jungen Roms, einen dritten Sieg. Höhere Beförderung und des Heeres ehrende Achtung war sein Lohn. Der Fürst von Siebenbürgen verlieh ihm einen Wappenschild mit drei, wenn ich nicht irre, rothen Türkenköpfen und einem Sinnspruche, dessen sich ein Alexander nicht hätte schämen dürfen: „vincere est vivere." *) Unsere Turk's-Head- (Türkenkopfs-) Inseln erhielten von Smith nach diesem Abenteuer ihren Namen und den Wappenschild können Sie in seiner Geschichte Virginiens sehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siegen ist leben.

Das französische Theater.

(Schluß.)

Das Theater français ist ein Nationaldenkm d die Frage, ob die Regierung es zu unterstützen schuldig ist, wird durch das Beispiel aller Zeiten beantwortet. Es muß schlechterdings ein keinem Wechsel unterworfenes Heiligthum bestehen, dem die dramatische Kunst ihre Werke sicher anvertrauen, wo Poesie und Sprache der Nation sich in ihrem vollen Reichthum entfalten kann. Alle die so verschiedenartigen Regierungen, welche das französische Theater erlebte, waren darüber einverstanden, daß ihm eine Unterstützung werden müsse. Ludwig XIV machte ihm zu einer Zeit, wo es täglich nicht mehr als dreißig Livres Gehalt und Miethe zu bezahlen hatte, ein Geschenk von jährlich zwölftausend Livres, um diese tägliche Ausgabe zu decken. Zu Voltaire's Zeiten, wo seine neuen Trauerspiele, von Lekain, Clairon, Dumesnil dargestellt, täglich das Schauspielhaus überfüllten, gab der König aus bloßer Freigebigkeit fünfundfünfzigtausend Franken, und die Logen des Königs und des Hofes trugen jährlich über zweimalhunderttausend Franken ein, während die Seigneurs die Schauspieler an ihren Tafeln speisten und bis zum Theaterkostüme kleideten; woher es kam, daß man nachher die Stücke Moliere's immer in den Kleidern Ludwigs XV spielte. Endlich während der Stürme der Revolution selbst steuerte die Gemeinde von Paris, weil sie kein Geld hatte, Holz, Leinwand und Oel zum Theater. Prieur von der Côte-d'Or ließ ihm Schubkarren voll Assignaten zuführen. Napoleon wies ihm viermalhunderttausend Franken auf seine Kasse an. Die Restauration wurde hierin allein sparsam; die Betschwesterei am Hofe und die Scheinheiligkeit, die im Ministerrathe des letzten Königs präsidirte, that dem Theater großen Eintrag. Herr von Corbière erwiderte einem der Direktoren des Theaters, der um eine Unterstützung für die verarmte Gesellschaft nachsuchte: „Ach, mein Gott, thun Sie was Sie können, tanzen Sie meinetwegen auf dem Seil, bringen Sie Pferde und Bestien auf die Bühne, suchen Sie Geld zu verdienen, so gut Sie können. Was thun wir mit Theatern? Ihre Meisterwerke sind gedruckt und werden sich auch ohne Sie erhalten; nun werden ohnehin keine mehr gemacht, und es ist auch nicht Schade darum."

Es ist bekannt, wie vielen Anstoß gewisse Stellen in den Meisterwerken des alten französischen Theaters dem Hofe gaben und daß „Tartuffe" und „Figaro's Hochzeit" sehr empfindliche Beziehungen enthielten, die ein Verbot ihrer Aufführung zur Folge hatten. Auch weiß man, daß die Schauspieler mit ihrem Titel als „Comédiens du Roi" unter einer so bigotten Regierung auch wieder ihre ehemalige Ehrlosigkeit zurück erhielten, und daß Talma auf seinem Todbette in dem Buche des Barons Denain de Cuvellier: „die Geistlichkeit und die Schauspieler" (le Clergé et les Comédiens) die Seite aufgeschlagen hatte, wo die Rede von der ehrenvollen Bestattung war, die im sechzehnten Jahrhundert auf ausdrücklichen Befehl Ludwigs XIII einem verstorbenen Schauspieler erwiesen werden mußte.

Das Theater français war es wohl nicht allein, das sich von der Juliusrevolution vergeblich eine schönere Zukunft versprach. Man vermehrte die Zahl der Theater und verminderte die Unterstützung der Comédie française. Auf ihre Klagen dagegen gibt man ihr zur Antwort, daß unter der Herrschaft der Freiheit alle Privilegien abgethan seyen, daß sie sich wie jede kommerzielle Unternehmung der Konkurrenz unterwerfen müsse; daß sie nur die besten Stücke um den wohlfeilsten Preis zu liefern brauche, um das größte Publikum anzuziehen; kurz daß sie frei sey; dabei vergaß man aber nicht, ihr einen königlichen Kommissär an die Seite zu geben. Soll aber das Theater français als Unternehmung einer Privatgesellschaft angesehen werden, die auf eigene Gefahr die Leitung desselben übernommen hat, warum sie unter Aufsicht eines königlichen Kommissärs stellen? Es ist also eine öffentliche Anstalt? Unläugbar, denn eine Nation hat nicht bloß materielle Interessen, Interessen für Baumwolle und Indigo, — sie hat auch moralische Bedürfnisse, die eben so dringend als jene eine Befriedigung verlangen.

Statt der gehofften Begünstigungen, denen die Comédie française entgegensah, ist seit den glorreichen Tagen ihr Haus verödet, ihre Kasse leer, und die Schauspieler nagen am Hungertuche. Und dennoch keine Unterstützung von Seite der Regierung; in diesem ganzen civilisirten Frankreich, in diesem Paris, der Stadt der Künste und des Reichthums, öffnet sich keine Hand; ein Sohn des Nordens, eine Russe muß dem französischen Theater zu Hülfe kommen; es ist der Graf Paul Demidoff, der ihm fünfzigtausend Franken unverzinslich vorstreckte. *)

*) Die Liebe zur Kunst und vorzüglich zum Theater scheint in diesem gräflichen Hause erblich. Graf Demidoff, der Vater, berief frühere

Von dieser Unterstützung konnten den im Dienste ergrauten Schauspielern, den Arbeitsleuten, die bei dem Maschinenwesen des Theaters Arme und Beine gebrochen, ihre rückständigen Gehalte ausbezahlt werden, und man kann wohl sagen, daß so Graf Demidoff vier bis fünfhundert Personen, die nur vom Theater leben, während dieses von ihnen lebte, das Daseyn fristete. Gerechtigkeit muß man auch den Unternehmern angedeihen lassen, deren Gewinnantheil auf nichts oder fast nichts gesunken ist, da man keine oder nur wenige Beneficevorstellungen geben kann; dennoch übernehmen sie willig jeden Tag neue Lasten, um die Gesellschaft wenigstens in dem Stande zu erhalten, in dem sie sie gefunden haben. Das Theater français ist ein großes Haus, das sich zu Grunde richtet, das aber an seinem früheren Glanze und Aufwande nichts vermindert und die alte würdige Haltung zu bewahren weiß. Noch ist es das einzige Theater, wo sich die Dichter am wenigsten über das Herumziehen der Schauspieler auf andern Bühnen und die Schelmenstreiche der Direktoren zu beklagen haben. Es ist das einzige Theater, wo man eintreten kann, ohne das Taschentuch vor die Nase halten zu müssen, und das man verläßt, ohne Spinnweben auf den Kleidern mit hinauszutragen; das einzige, wo man nicht Fallthüren, dunkle Stiegen, winkelige Gänge und grobe Diener zu fürchten hat.

Seit dem Tode Molière's war unaufhörlich die Rede von dem Verfalle des französischen Theaters, gerade wie bei seinem Beginne der Untergang der Welt prophezeit wurde. Es ist die alte Geschichte von dem langsamen Gifte Fontenelle's, der neunzig Jahre seines Lebens damit zubrachte, sich mit Kaffee zu vergiften. Die Freunde der alten Zeit, die Lobredner alles Dessen, was nicht mehr ist, haben das Theater mit jedem Schauspieler, der Todes verfuhr, zu Grabe gehen lassen. Molière stirbt, und es ist um die französische Bühne geschehen! Dann steht sie wieder von den Todten auf, um mit Baron zu sterben; nachher mit Lekain, mit Molé, mit Fleury; endlich stirbt Talma, und Alles ist zu Ende! Doch man fürchte nichts; sie hat noch nicht aufgehört zu sterben; sie muß noch eben so oft sterben, als jener Riese im Mährchen, der neunmal lebte. Die Bühne ist gegenwärtig eben so wenig im Verfalle als sonst. Der Beweis daron findet sich in den Verzeichnissen der Einnahmen, wo die von den unsterblichsten Namen unterzeichneten Rechnungen eben so geringhaltig zu finden sind, als die heutzutage von dem unbekanntesten Schauspieler unterschriebenen. Man liest 350 Franken Einnahme von Lekain unterzeichnet, wie man sie mit dem Namen Dailly darunter findet. Allein sonst wurde das Theater unterstützt, und richtete sich nicht zu Grunde, indem man ein Stück in die Scene setzte. Der Dekorateur theilte sich damals mit dem Thürsteher in den Lohn, und das Kleid Lathorillière's war mit drei Franken auszubessern! Heutzutage, wo eine Bühne die andere durch prachtvolle Aufzüge, Dekorationen und Kleider zu überbieten sucht, wo die Stücke mehr für das Auge, als das Ohr geschrieben scheinen, und wo der Schneider und Maler dem Dichter wesentlich zu Hülfe kommen müssen, braucht man Geld, viel Geld. Es liegt nichts daran, ob eine Privatunternehmung gelinge oder zu Grunde gehe; allein ein Institut, wie das Theater français, macht einen Theil des Nationalruhmes aus, und es ist zu hoffen, daß eine Regierung, die aus dem Kampfe der Aufklärung gegen die Unwissenheit hervorgegangen ist, dieser großen Tribune, von der herab der Geist und die Ideen so allgewaltig zur Nation gesprochen haben, nicht länger ihren Schutz und ihre Unterstützung versagen werde. Diese Bühne ist es, auf der die Humanität so sehr gefördert wurde, von den Possenspielen des Hotel de Bourgogne an bis auf das historische Drama der Straße Richelieu; zuerst durch Corneille, den Sohn der Fronde, der so kraftvolle Worte der Vaterlandsliebe und der Freiheit von ihr herab ertönen ließ; dann Racine, der Ausdruck einer Zeit der feinsten Sittenbildung; dann Voltaire, der Philosoph, der vor dem faullenzenden Hofadel zu sagen wagte:

„Qui sert bien son pays, n'a pas besoin d'aieux;"

Beaumarchais endlich, der den Herrn zum Diener seines Dieners machte, indem er Almaviva als den Sklaven Figaro's darstellte und die Aristokratie von dem Volke aushungen ließ. Und um so viele Neuerungen durchzusetzen, welche Kämpfe, welche Stürme wurden erfordert! Stets mußte durch Kampf neues Feld gewonnen werden. Zuerst ist es der Cid, der die Akademie erschreckt; dann Voltaire mit seinen Theatercoups, welche die ruhigen Einheiten Racine's in Aufruhr bringen; dann wieder Lekain, der den Orosman ohne französische Kleidung und im Turban zu spielen wagt und er auch ist es, der darauf dringt, die Zuschauerbänke von der Bühne zu entfernen und die Marquis in das Schauspielhaus zu verweisen. Endlich ist es Talma, der dem Maler David und den republikanischen Erinnerungen Roms und Griechenlands folgend, mit nacktem Bein und die Toga über der Schulter auf die Bühne tritt! Man kann sich keinen Begriff von dem Aufruhr machen, den diese Neuerung erregte. Man schrie Ach und Wehe über ein solches Aergerniß; man nannte Talma einen Sansculotte, selbst seine Freunde, seine nächsten Verwandten ließen ihn fallen, sogar sein Schwiegervater, der, als man ihm zu einem solchen Eidam Glück wünschte, voll Aergers erwiderte: „Mein Schwiegersohn! Reden Sie mir nicht mehr von ihm! Zum Teufel mit seinen Erfindungen! Ich kann den Agamemnon nicht mehr in dieser verwünschten Tunica spielen. Da lob' ich mir doch noch die Weste und das Beinkleid; man hatte da doch Taschen, wo man Sacktuch und seine Tabaksdose hineinschieben konnte."

Und noch bis auf diese Stunde wird über Neuerungen und

---

eine französische Schauspielergesellschaft nach Florenz, wo er sie auf seine Kosten unterhielt und für sie in seinem Hotel einen Saal erbauen ließ, in welchem die Meisterwerke Corneille's und Racine's aufgeführt wurden. Graf Paul Demidoff der Sohn streckte dem Theater français im Jahre 1830 nicht nur die oben erwähnte Summe vor, sondern bewies sich auch in vielen andern Beziehungen höchst großmüthig und wohlthätig. Das Unglück und die Kunst fanden jederzeit in ihm einen freigebigen und edelmüthigen Beschützer. Um einen Begriff von seiner Wohlthätigkeit zu geben, braucht bloß angeführt zu werden, daß er monatlich 2000 Fr. in die Armenkasse der Mairie des ersten Arrondissements von Paris gibt; daß er zehntausend Fr. für die Verwundeten von Algier aussetzte u. s. w., ungerechnet, was er an einzelne dürftige Familien in dem strengen Winter von 1830 vertheilen ließ; in einem einzigen Jahre beliefen sich die von ihm vertheilten Unterstützungen auf 400,000 Fr. Anm. d. Verf.

neue Verſuche geklagt. Doch die Kunſt kann nicht zurückgehen, nicht ſtill ſtehen: ſie geht ſtets vorwärts, ihr ſcheinbarer Rückſchritt iſt nur ein ausgeholter Anlauf zu neuem Aufſchwung; ihr Stillſtand nur eine kurze Ruhe, um ſich zu neuen Anſtrengungen zu ſtärken. Zum Glück kann auf ſie nicht angewendet werden, was an einem tapfern Volke ſo ſchrecklich in Erfüllung ging: „Destiné à périr!“

Seebilder.

(Fortſetzung.)

Nun hatte ich Gelegenheit zu ſehen, was für eiſenfeſte Naturen meine drei Freunde waren. Bang hatte in einem Augenblicke ſeinen Rock ausgezogen. „Doktor, ſagte er, ich kann Ihnen vielleicht einigermaßen behülflich ſeyn; ich verſtehe mich zwar nicht darauf — aber ſtarke Nerven — und einen Verband kann ich im Nothfall auch anlegen, obgleich ich kein Wundarzt bin.“ — Gelib ſagte gar nichts, war aber am Ende doch der beſte Gehülfe eines Wundarztes von allen dreien. Der arme Wiggins, ein ſchöner junger Burſche, wurde nun auf dem Tiſche ausgeſtreckt; er war halb ohnmächtig und bleich, ſehr bleich, obgleich noch muthig wie ein Löwe bis zu ſeinem letzten Augenblick. Es ſchien daß die volle Ladung ihm das Bein oder dem Knie zerſchmettert hatte. Es war ein Tourniquet um ſeinen Schenkel angelegt worden und der Blutverluſt daher nicht ſtark. Der Wundarzt ſchnitt ihm die Hoſen auf, und nun bot ſich ein wahrhaft grauenvoller Anblick dar. Der Fuß und das Bein, blau unterlaufen und zuſammengeſchrumpft, hing mit dem Schenkel nur noch durch ein Muskelband von etwa zwei Zoll Breite und einem Zoll Dicke zuſammen, das ſich gegen das Knie hin zu einem Büſchel weißer Flechſen oder Sehnen verdünnte, und dieſe wurden wieder dick, wo ſie ſich in die Wade des Beines verloren; die Knochen ſelbſt waren am Knie zerſchmettert, und aus dem Schenkel oben ragten weiße Splitter hervor, wie unten aus der abgeſchoſſenen Röhre. Der Doktor gab dem armen Menſchen eine ſtarke Doſis Laudanum in einem Glas Branntwein, und machte ſich dann daran, die Amputation weit oben am Schenkel vorzunehmen. Bang hielt bei den Meſſerſchnitten mit großer Kaltblütigkeit aus, aber als die Säge durch den Knochen raſpelte, ſchauderte er zuſammen. Das Schenkelſtück war abgelöst und die Arterien wurden mit großer Gewandtheit unterbunden; als aber der Wundarzt das Tourniquet ein wenig lüftete, riß der Faden, mit dem die große Schenkelarterie gebunden war, und ein Schuß Blut ziſchte daraus hervor, wie aus der Röhre einer Feuerſpritze. Der arme Verwundete rief nur noch: „Nehmt die kalte Hand da weg von meinem Herzen!“ als ſeine Wangen einfielen, das Kinn herabſank und der Puls ſtockte.

„Todt wie Julius Cäſar, Kapitän,“ ſagte der Wundarzt.

Die Pflicht rief mich auf das Verdeck und ich hörte nichts mehr.

Die Nacht war noch immer ſehr dunkel, und von der Brigg, auf die wir Jagd machten, nichts mehr zu ſehen; allein ich ließ dennoch mit vollen Segeln in der Richtung hin ſteuern, die ſie muthmaßlich genommen haben konnte, in der Hoffnung, mit Tagesanbruch vielleicht doch ihrer wieder anſichtig zu werden. Endlich wich die unerträglich langſam hinſchleichende Nacht, und die früheſte Dämmerung fand mich ſchon wieder wach und am Schiffsgeländer. Kaum hatten unſere Leute das Verdeck zu waſchen begonnen, als wir unſern Freund von der geſtrigen Nacht, ungefähr vier Meilen von uns, windwärts erblickten, genau in derſelben Richtung wie wir, und dem Geſtade von Cuba zueilend, mit ſo vollen Segeln als es nur halten wollte. Wenn Dieß ſeine Abſicht, ſo waren wir ihm zu ſchnell geweſen; denn da wir die Stengen und das Tauwerk nachgelaſſen und es unſerm kleinen Schiffe ſo leicht als möglich gemacht hatten, ſo war es uns gelungen, ihn ſo ziemlich zu überfahren, weßhalb er, ſich vom Lande abgeſchnitten ſehend, entſchloſſen auf uns abhielt, ſein großes Bramſegel einzog, die untern Segel anholte, eine Kanone abfeuerte und ſeine große ſpaniſche Flagge aufhißte, Alles, wie ein Kriegsſchiff, in der beſten Ordnung.

Ich hatte erwartet, daß mit Anbruch des Tages der Wind ſich etwas verſtärken würde; allein ich täuſchte mich. Gegen ſechs Uhr Morgens trat faſt gänzliche Windſtille ein. Auch gut, dachte ich, ſo können wir noch ein Frühſtück nehmen, und meine Gäſte und ich ſetzten uns zu Tiſche. Kaum waren wir fertig, als das Rauſchen des Waſſers hinter dem Piek des kleinen Schiffes und die Stätigkeit, mit der es über die Wogen hinglitt, verkündigte, daß der Wind ſich wieder verſtärkt hatte. Sogleich kam Tackletail vom Verdecke herab. „Der Wind hat wieder angeſetzt, Sir, ſagte er, und das fremde Schiff hat ihn ſtark windwärts gewonnen und kommt luſtig auf uns zu.“

„Alle Leute an ihren Poſten, Tackletail! Alle Segel geborgen! Wie ſteuert ſie?“

„— Gerade vor uns herab, Sir.“ Ich eilte auf das Verdeck, und zwei Meilen ungefähr windwärts ſah ich den Guineafahrer vor mir, ganz zum Kampfe gerüſtet, die Verdecke voll Menſchen, langſam daher geſchoben unter dem einzigen aufgerefften Bramſegel. Ich erkannte Alles deutlich. Wagtail und Gelib waren mir auf das Verdeck gefolgt, und waren zu meiner großen Ueberraſchung mit ihren ſchwarzen Bedienten beſchäftigt, ſorgfältig ihre Gewehre zu unterſuchen. Bang allein war noch in der Kajüte zurückgeblieben. Ich ſtieg hinab. Bei meinem Eintritte ſah ich ihn eben ſeinen letzten Piſang mit anſehnlichen Schnitten von einer Hammelskeule in den Mund ſchieben. Bevor ich das Verdeck verließ, war es mir klar geworden, daß ein Kampf unvermeidlich, und nach der Ungleichheit der Bemannung zu ſchließen, der Ausgang ungewiß ſeyn würde. Es braucht kaum geſagt zu werden, daß ich in großer Aufregung war. Es war mein erſtes Kommando: meine künftige Stellung im Dienſte hing von meinem jetzigen Benehmen ab, und Gott weiß es, ich war damals noch blutjung und nicht über ein und zwanzig Jahre alt. Eine ſeltſame unbeſchreibliche Empfindung hatte ſich meiner bemächtigt, und ich fühlte mich unwiderſtehlich gedrungen, mein Herz gegen den trefflichen Mann, der vor mir ſtand, auszuſchütten. Ich ſetzte mich. „He da, was fehlt Dir Tom? ſagte Bang, indem er ſeine Kaffeetaſſe auf den Tiſch ſtellte. Du ſiehſt verdammt bleich aus, mein guter Junge.“

„Die ganze Nacht kein Auge zugethan, Sir, war meine Antwort; ich bin ſehr müde, wahrhaftig.“

Ich fühlte, daß ein heftiges Zittern in dieſem Augenblicke mich vom Kopf bis zu den Füßen ſchüttelte, und es trieb mich, ich wußte nicht warum oder wie, zu ſprechen.

„Miſter Bang, ſagte ich, Sie ſind der einzige Freund, auf den ich in dieſer Hemiſphäre zählen kann; Sie kennen alle meine Verhältniſſe, und werden dem Sohne meines Vaters eine Gefälligkeit nicht abſchlagen.“

„Was ſoll es, Tom, mein lieber Junge. Zur Sache, Mann.“

„Wohlan denn! Ich bin überaus bekümmert, daß ich Sie und Ihre trefflichen Freunde, Wagtail und Gelib, mit in dieſe Gefahr verwickelt habe; allein ich konnte nicht anders, und mein Gewiſſen beruhigt mich darüber, weßhalb ich nur die einzige Bitte habe, daß Sie hier unten bleiben, und ſich nicht unnöthigerweiſe einer Gefahr ausſetzen. — Und ſollte ich fallen — darf ich mir die Freiheit nehmen“ — und unwillkürlich ergriff ich ſeine Hand — „ſollte ich fallen, und ich zweifle, ob ich die Sonne wieder untergehen ſehen werde, da der Feind uns furchtbar überlegen iſt“ —

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

England zählte im Jahre 1852 24,242 Schiffe, welche zuſammen 2,581,964 Tonnen führten, und mit 158,422 Köpfen bemannt waren. Im Vergleiche zum Jahre 1851 war eine Vermehrung von 1000 Schiffen eingetreten. Die im Jahre 1852 in den Häfen der vereinigten Königreiche eingeführten Waaren betrugen 49,715,889 Pf. St., der Werth der Ausfuhr belief ſich auf 71,429,004 Pf. St., worunter ſich für 60,633,935 Pf. St. Erzeugniſſe von dem Boden und den Manufakturen Englands befanden.

Der „Hobart Town Courier“ vom 10 Oktober vorigen Jahres meldet: „Auf Taheiti werden jetzt viele Anſiedlungen gegründet. Holländer, Engländer und Amerikaner haben ſich dort in jüngſter Zeit in großer Anzahl niedergelaſſen. Die meiſten verlegen ſich auf Zuckerſiedereien. Im verfloſſenen Jahre wurden auf Taheiti an vierzig Tonnen Zucker bereitet. Auch die Eingebornen produciren eine beträchtliche Menge, und verhandeln ihn an die Schiffe, die ihre Inſel beſuchen.“

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 83. 24 März 1833.

Der politische Humor und die französischen Karikaturen.

(Fortsetzung.)

1) „Donnez moi la première chose venue!“

Der geneigte Leser sieht sich mit uns in die Hofapotheke versetzt; er ginge gewiß lieber in die Hofküche; kein Gesunder wird sich lange bedenken, wenn man ihm zwischen beiden die Wahl ließe. Auch die schöne Frau, die hier sitzt, ist gewiß nicht gesund. Sie leidet und wenn auch nur an der Geduld — dulden und leiden ist Eins. Sie duldet — es ist nicht zu verkennen; so sehr auch ihr Gesicht Ruhe und Ergebung anspricht; ihre über dem Leib zusammen gelegten Hände, ihre wie im verbissenen Schmerz zusammengepreßten Füße, verrathen es — sie leidet; allein wenn wir nicht irren, wird ihr mit all den Wundertinkturen, die hier zu sehen sind, wenig geholfen werden. Der Hofapotheker selbst scheint Dieß zu wissen: „Geben Sie mir das nächste Beste!“ — ruft er dem Subjekt seiner Apotheke zu, der nach einem unschädlichen, neutralisirten Salz — hier Dupinium genannt — hinauflangt. Aber in dieser Hofapotheke, die mehr einer Hexenküche ähnlich sieht, in der sich alle Laxwergen, Pulver und Salben zu wunderlichen Gnomengestalten oder hinkenden Teufeln krystallisirt haben, wie sie weiland der Student von Madrid in der Dachstube des alten Teufelsbanners fand, macht das neutralisirte Salz ein schwefelsaures Gesicht und scheint nicht übel Lust zu haben, das Subjekt in den Finger zu beißen, *) wenn nicht der Glaskäfich, in dem es sitzt, es daran hinderte. Wir haben vielen Grund zu glauben, daß die Flaschen, auf die der Leser hier die ganze Staatsweisheit von Frankreich abgezogen sieht, aus krystallisirter Hofluft geblasen sind. Wer bedenkt, daß es in dieser wunderlichen Apotheke ohnehin nicht mit rechten Dingen zugeht, wird diese Meinung nicht unwahrscheinlich finden, wenn er überhaupt erwägt, daß die Hofluft an sich schon ziemlich viele Eigenschaften des Glases hat; sie ist glänzend, spröde, wird nur von Diamanten durchschnitten, dient gemeinen Staub abzuhalten und ist höchst gebrechlich. Hofgunst, Glück und Glas! Wie bald bricht Das? — Wer kennt nicht dieses oder ein ähnliches Sprichwort? — Das Subjekt selbst — wie die Kunstsprache den Apothekergehülfen nennt — scheint nur ungern dem Geheiß seines Herrn sich zu fügen; und es sieht fast aus, als ob sein grämliches Gesicht in der Flasche oben sich widerspiegle. Wenigstens halten beide Köpfe einander eine auffallende Aehnlichkeit in ihrer üblen Laune entgegen. Gerade hinter dem griesgrämigen Gehülfen steht eine leere Flasche „Mars oxidé“ — überschrieben, was sich auch durch verrostetes Eisen übersetzen läßt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es die Phiole ist, in der noch kurz zuvor das Subjekt selbst inhaftiret saß, das von seinem Herrn und Meister nur auf einen Augenblick herausgelassen worden ist, um ihm das Dupinium herabzuholen. Was wäre in einer solchen Wunderapotheke nicht wahrscheinlich? —

Könnten wir die Füße des Subjektes sehen, so würden wir finden, daß einer ihm lahm geschossen ist. Das Subjekt war einmal Soldat und noch dazu ein tapferer und trägt davon den Kalender noch am Knie. Nun gehört er aber leider unter das alte Eisen und ist wie alle alten Soldaten und alte Jungfern mürrisch und übellaunig geworden. Und wer sollte es nicht werden, der so viel erlebt und überlebt hat, sogar sich selbst, um endlich als Mars oxidé in der Glasflasche der Hofgunst zu sitzen? Diese dürre Hand hat den Degen, den Marschallstab, die Büßerkerze getragen, und muß jetzt den Stößel handhaben, um in dem Mörser der Hofapotheke die Pflastersteine der Julusrevolution zu niederschlagendem Pulver zu stoßen! Diese Stirne, die sich unter der Jakobinermütze, unter den Lorbeeren des Sieges, unter dem Herzogshut, an den Stufen der verschiedenen Throne Frankreichs kahl gerieben, muß jetzt schwitzen über den Hahnenfüßen des doktrinären Recipe, das dem neuen französischen Bürgerkönigthum sein plebejisches Blut aus den Adern treiben soll. Wie muß er sich noch in seinen alten Tagen anstrengen, das bissige Dupinium herbeizuholen, nach welchem seine zitternde Hand halb schmeichelnd und streichelnd, halb ängstlich hinaufzulangen scheint! Der arme alte Mann! Und doch steht ihm vor der Nase, wie

*) Man kennt die Weigerung Dupin's in das doktrinäre Ministerium zu treten; so sehr auch Louis Philipp es wünschte. Eine Karikatur aus jener Zeit der Verlegenheit, Minister zu finden, stellt mit der Unterschrift: „Le Cincinnatus moderne“ Dupin in Advokatentracht vor, wie er sich neben seinem Pfluge die Schuhe schnallt (les souliers du Sauveur) und mit eben so mürrischem Gesicht als hier in der gläsernen Flasche, das angebotene Portefeuille ausschlägt. Anm. d. Verf.

ein drohender Finger, der fatale Knochen, das „Eau [dee Os“ wie ein Memento mori. *)

Es braucht dem Leser wohl kaum gesagt zu werden, daß er in dem Subjekt den Herzog von Dalmatien, den Marschall Soult vor sich hat. Eine Ironie des Zufalles ist es gewiß nur, daß sich neben der Büchse des oxidirten Eisens eine andere Flasche, mit der Aufschrift „Grain de lin,“ in Reih' und Glied gestellt hat. Eine seltsame Konstellation: Mars und Leinsame im Gegenschein! — Ein Freund von uns, eine Art politischer Alchymist der sich etwas in der Zauberküche der Staatsgeheimnisse umgesehen hat, gab uns erklärende Winke darüber. Der berühmte Präsident der Deputirtenkammer Girod de l'Ain, gab er uns zu verstehen, der Besitzer einer großen Kerzenfabrik, sey leider gegenwärtig in Leinsamen verwandelt worden, und werde in diesem bedauerlichen Zustande in der Hofoffizin aufbewahrt, um vielleicht mit der Zeit daraus zertheilende Ueberschläge für verhärtete Kammergeschwülste zu bereiten. **)

(Fortsetzung folgt.)

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

2. Virginien.

(Fortsetzung.)

Endlich blieb er, nach einem Gefechte, für todt auf der Wahlstatt liegen, wurde zum Gefangenen gemacht und an einen Pascha von mehreren Roßschweifen verkauft, der um sich den Ruf eines tapfern Kriegers zu verschaffen, Smith als seinen, mit Bogen und Lanze gewonnenen Gefangenen einer tatarischen Edelfrau, Charatza Tragabigzanda, nach Konstantinopel sandte; dieselbe, nach welcher Smith das, heutigentages von uns Kap Anna genannte, Vorgebirge benannte. Gebieterin und Sklave wußten jedoch Beide die gefährliche italienische Zunge zu reden, und da die Dame den christlichen Gefangenen bald lieber gewann als den türkischen Würdenträger, so sandte sie ihn, zu besserer Huth, ihrem Bruder, dem Pascha von Azof. Dieser jedoch, der keineswegs in seiner Schwester Absichten einzugehen Lust trug, hielt es für gut, wo nicht für recht, Smith in Sklavenkleidung zu stecken und verwendete ihn zum Dreschen in einer etwas entfernt gelegenen Scheune, wo er ihn oft bis zu Tritten und Stößen mißhandelte. Allein Smith's Geduld war bei Weitem nicht so unerschütterlich, als seine Ausdauer, und so legte er denn eines Tages seinen Dreschflegel so unsanft auf seines Gebieters Schädel, daß er dessen dürftigen Inhalt herausdrosch. Er verbarg den Leichnam unter Stroh, füllte sich einen Sack voll Korn, eignete sich des Pascha's Anzug und Roß zu, und entfloh in das Moskowitische. Dieß ist nur ein Zehntheil von seinen Abenteuern, die vielfach von gleichzeitigen Poeten besungen worden sind.

„By him the infidels had due correction,
He blew the bellows still, of peace and plentie,
He made the Indians bow unto subjection
And planters ne'er returned to Albion emptie.“ *)

Virginiens Natur zeigt die reichsten Züge des Schönen und Lieblichen, wie des Großartigen und Erhabenen. Harpers-Ferry, Wiers-Höhle und die Felsenbrücke **) und viele unbesuchte Plätze in den Gebirgen würden selbst in der Schweiz, diesem Wechsellande hehrer Größe und lachender Anmuth, mit Bewunderung angeschaut, von Besucherschwärmen nicht leer werden. Seen gibt es nur wenige, dagegen durchflechten herrliche Ströme jeden Theil des Staates und die Naturschönheiten des Potomac übertreffen selbst die gepriesenen Ufer des Rheins. Die Wälder sind von einer Art, wie man sie nur in Amerika findet. Ihre dunkeln Tiefen, deren Schweigen nichts unterbricht, als Vogelsang und das Rauschen der Wasserfälle, machen einen unendlich mächtigeren Eindruck, als die gestutzten und geputzten Forste Englands oder die magern Waldungen Deutschlands. Die amerikanischen Wälder sind Urwälder, die noch jetzt da stehen, wie sie damals dastanden als die Menschen in Paradiesesunschuld am Euphrat lebten, ehe eine Ceder gefällt, ehe ein Tempel zum Himmel aufgethürmt ward. Die virginischen Wälder bergen eine solche Fülle von Tönen der mannichfaltigsten Vögel und Baumfrösche (dieser Waldsänger, deren Weise noch reiner und heller, als Vogelsang klingt), daß ein alter Reisender Virginien ein wahres „Zauberland“ ge-

---

*) Mit dem Knochen unter Glas wird hier Madier de Montjau bezeichnet, einer der Hauptvorfechter des Justemilieu, der seit 1830 stets mit Perier, Guizot und Dupin stimmte. Unter der Restauration hatte er sich als Generalprokurator zu Lyon durch eine bei der Deputirtenkammer eingereichte Petition bekannt gemacht, in der er laut die Camarilla zu denunciren wagte. Da er sich in der letzten Zeit durch einen großen Hang zum Nepotismus auszeichnete, und von sehr langer, knöcherigter Gestalt ist, so brachte ihm der politische Witz den Namen „Os des Os“ auf, was in der Inschrift auf der vorliegenden Karikatur durch ein Wortspiel mit „Eau des Os“ wiedergegeben ist. Anm. d. Verf.

**) Das Wortspiel zwischen Girod de l'Ain und Grain de Lin fällt in die Augen; eben so die boshafte Zusammenstellung des Kerzenfabrikanten mit dem Marschall, dem man bekanntlich Schuld gibt, bei den Prozessionen Karls X mit der Kerze in der Hand sich eingestellt zu haben. Anm. d. Verf.

*) Etwa: „Den Meister wußt' er den Ungläubigen zu zeigen,
In Fried' und Fäll' die Lungen stets zu schwellen,
Durch ihn mußt' unters Joch der Indier sich beugen,
Kehrt' leer kein Pflanzer heim über die Wellen.“

Samuel Knapp in seinen Lectures on Americand Literature (Boston 1831) sagt in der Vorlesung über Smith unter Anderm: „John Smith war der Aeneas der neuen Welt. Natur und Erziehung hatten ihn zum Dichter wie geschaffen; großherzig, edelsinnig und geistvoll sah er Alles in einem ritterlichen Lichte ..... Er war ein Weltweiser, ein Kriegsheld und ein Liebender unter jedem Himmelsstriche gewesen; und ein Frauengünstling in jeder Erdgegend. Die verschleierten Schönen Asiens, deren Herzen in romantischem zärtlichen Verlangen hinter den Mauern des Harems schmelzen und schmachten; — die verfeinerten und vollendeten Frauen seines Vaterlandes, und die einfachen, rein und edelfühlenden Töchter des Waldes — Alle fesselte gleich gewaltig sein hoher Ruf, wie die kriegerische Zierlichkeit seiner Person. Sein ganzes Leben war ein Heldengedicht .....“

**) Ueber die Felsenbrücke soll eine nachträgliche Schilderung folgen. Bei dem großen Dorfe Harpersferry ist der Zusammenfluß des Schenandoah und des Potomak, welcher letztere Strom da, wo er aus den blauen Bergen sich windet, einen majestätischen Anblick gewährt.

nannt hat, wo unsichtbare Sänger überall das lieblichste, an Abwechslung reichste, Waldconcert aufführten; seine Bewunderung mag ihn indessen ein wenig zu weit geführt haben, wenn er sich oder uns einreden will, daß einige Frösche ein erschreckliches Gebrüll von sich geben, lauter denn eines Ochsen Gebrüll, und zwar wundersam deutlich gewisse Worte hören lassen, als da sind: „hogshead! tobacco! knee deep! ancle deep! deeper and deeper! Piankitank!“. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Oxhoft! Tobak! Knie tief! Knöchel tief! tiefer und tiefer.

Seebilder.

Das Gefecht mit einem Sklavenschiffe.

(Schluß.)

Bang fiel mir ins Wort:

„Ei nun, ist euch der gute Freund zu stark — warum nicht auf und davon! — Die Segel gefüllt! Havannah ist uns leewärts!“

„Ich habe tausend Gründe dagegen, mein theurer Herr! Ich bin ein junger Mann und ein junger Offizier; ich muß mein Glück im Dienste machen. Nein, nein, es ist unmöglich! Ein älterer und erprobter Mann thunte dem Gefecht ausweichen, allein ich muß es annehmen.“

„Abermals ein Schuß, Sir!“ rief Tackletail durch das offene Verdeckfenster herab. Alles war in lärmender Bewegung, und wir eilten hinauf. Unser Gegner war eine große Brigg, von wenigstens dreihundert Tonnen, ein langes niedres Schiff, innen und außen schwarz angestrichen; seine Seitenwände waren rund wie ein Apfel, und es führte ungeheure Raaen. Es war augenscheinlich übervoll bemannt. Die Sonne stand schon hoch, und die Brigg kam auf dem Rande des von dem Seewinde dunkelblau gefärbten Wassers rasch gegen uns heran. Ich konnte auf der einen Seite zehn Stückpforten und neun Geschütze zählen. Ich sendete heimlich ein Stoßgebet zum Himmel, daß es kein schweres Geschütz seyn möchte; aber nicht wenig war ich erstaunt, als ich durch mein Fernrohr sah, daß auf dem Verdeck im Vorderkastelle und in der Kampanje, kurz auf allen Posten, Haufen von nackten Negern standen. Daß es ein Guineaschmuggler sey, hatte ich bereits gemuthmaßt, und ich konnte auch beiläufig berechnen, daß er gegen fünfzig Mann Schiffsvolk an Bord hatte; aber ganz unerwartet kam es mir, daß der Kapitän der Brigg die gefangenen Sklaven bewaffnet, und so einen Schritt gewagt haben sollte, der eben sowohl ihm als uns gefährlich werden konnte; unsere Besorgniß wurde hiedurch noch vermehrt, da er hiedurch den Entschluß an den Tag legte, einen verzweifelten Widerstand zu leisten.

Tackletail stand in diesem Augenblicke mir zur Seite; er hatte seine Jacke ausgezogen, sein kurzes Schwert um den Schenkel geschnallt und seinen Gurt fester angezogen. Die ganze übrige Mannschaft hatte sich auf gleiche Weise schlagfertig gemacht; die Einen hielten ihre Gewehre in der Hand, die Andern waren an die Stücke vertheilt, während die Enterpiken von den Spieren, um die herum sie angebunden zu werden pflegen, losgemacht waren, und die Kisten mit Geschützpfropfen und Kartätschenbüchsen in Bereitschaft gestellt und Alles zum Kampfe abgeräumt war. Der Sklavenhändler befand sich nun auf Flintenschußweite von uns, als er das Steuerruder nach dem Backbord streich, in der Absicht, unter unserem Spiegel wegzugehen. Um nicht der ganzen Länge nach von ihm beschossen zu werden, wie er es durch dieses Manöver im Sinne hatte, mußten wir dicht am Wind aufluven und ihn aus unserer Batterieseite eine volle Ladung geben. Ich konnte die weißen Splitter bemerken, die von seinen schwarzen Planken weggeschossen worden waren, und abermals drang das gellende Geschrei und darauf das klägliche Geheul, wie es schon oben beschrieben worden, zu unsern Ohren.

„Wir haben wieder ein Paar von den armen Schwarzen geblitzt,“ sagte Tackletail, der sich noch auf dem Verdecke zu schaffen machte, während er im Pulvermagazin seyn sollte, wo sein Posten war. Allein es war nicht lange Zeit Bemerkungen zu machen, denn der Schmuggler gab uns seine volle Ladung mit wohlberechneter Genauigkeit.

„Das Steuerruder bei! Und laßt ihn krepiren! Recht so, Hochbootsmann! — Quer vorbei an seinem Spiegel! — Die äußern Kinningen vorwärts! — Jetzt halt! — Die andere Karronade leewärts! — So recht! — Jetzt Feuer, während er in der Windstille liegt — Feuer, Kleingewehr! Und zielt gut!“ —

Wir lagen jetzt quer vor seinem Spiegel, seine äußersten Spieren keine zehn Ellen von uns, und obgleich er mit seinen zwei Kanonen aus der Konstabelkammer nicht faul war, und einen Hagel von Musketenfeuer aus seinem Takelwerke, seiner Kampanje (Hinterschiff) und seinen Kajütenfenstern auf uns losprasseln ließ, so wurden doch unsere Kinningen mit einer Gewandtheit gerojet, und unsere Lage, gerade hinter dem Spiegel, mit einer Genauigkeit gehalten, daß unser Feuer sowohl aus dem Geschütz, als aus dem Kleingewehr, erstere mit Kugeln und Kartätschen geladen, eine furchtbare Wirkung hatte.

Krach! — „Seine große Stenge fällt! — Tüchtig nachgepfeffert, meine Jungen, während sie noch unter den Trümmern voll Verwirrung sind. Feuer! Dicht an der Gaffel hin! — Laßt nicht nach zu feuern! Die Flagge fiel! — Er hat sie nicht gestrichen! — So recht, meine Jungen! Nun hat er wieder Eins! — Die Vormarssegel-Schoten sind ihm abgeschossen, und er kann nicht mehr unter euch wegkommen.“

In diesem Augenblick erschienen zwei Mann auf der Fockraaspiere des Backbordes, offenbar um die Schoten zu splitzen (die zerschossenen Taue wieder zusammenzuflechten) und die Beschlagleine des Vormarssegels wieder in den Gienblock zu bringen; wäre ihnen Dieß gelungen, so würde das Schiff wieder abgekommen und unserm Feuer ausgewichen seyn. Bang und Paul Gelid hatten die ganze Zeit über unter dem Schutze des Backbordbollwerkes, dahinter sie sich verschanzt hatten, dicht am Hackebord, mit mörderischer Genauigkeit gefeuert, wobei ihnen ihre drei Schwarzen an die Hand gingen, die in der Kajüte unausgesetzt die sechs Gewehre luden, während der kleine Wagtail, der kein sonderlicher Schütze war, auf dem Verdecke saß und die Gewehre herauf und hinunter langte.

„Nun, Mister Bang, rief ich, um des Himmels willen — und der Himmel vergebe mir diesen Mißbrauch seines Namens! — Sehen Sie die zwei Menschen dort? — Herunter mit ihnen!“ —

Bang wendete mit aller nur denkbaren Kaltblütigkeit den Kopf nach mir um und sagte: „Was, jene zwei Schlingel dort, auf dem äußersten Ende der langen Stange?“ — Er meinte die Fockraastenge des Backbordes.

„Ja, ja — herunter mit ihnen!“ — Bang hob sein Gewehr langsam an den Backen, als legte er auf eine Wildente an. „Gelid, mein Junge, murmelte er zwischen den Zähnen, nimm Du den hereinwärts!“ — „Gut,“ erwiderte Paul. Und sie feuerten und herunter taumelten beide, pfiffen einen Augenblick auf dem Wasser, wie verwundete Wasservögel, und verschwanden dann auf immer; nur eine kleine Blutlache sammelte sich auf der Stelle, wo sie untergesunken waren.

„Nun, Hochbootsmann, rief ich, nun das Steuerruder beigestrichen und Bord an Bord beigelegt! — Hieher mit den Enterhaken — Einen an das Stag, den andern in die Puttingen der Pardunen! — So, wir haben ihn!“ — Und als wir unter der Gilling uns angestellt hatten, rief ich: „Enterer mir nach!“ Und in der Begeisterung des Augenblicks sprang ich hinüber in den Hauptrust des Sklavenschiffes, acht und zwanzig Mann mir nach. Wir waren eben im Begriff über das Seilnetz zu steigen, als der Feind sich sammelte und uns mit dem kleinen Gewehr eine Salve gab, die vier von meinen Leuten zu Boden streckte und drei verwundete. Wir erreichten das Halbverdeck, wo der spanische Kapitän und ungefähr vierzig von seinen Leuten, mit Säbeln und Pistolen in der Hand, uns entschlossen die Spitze boten; wir griffen sie an, sie hielten muthig Stand. Tackletail, der in dem Augenblicke, wo er die Enterer rufen hörte, aus dem Magazin heraufgestürzt und mir gefolgt war, spaltete mit einem Hieb dem Kapitän den Kopf; mir stand der Lieutenant des Schiffes gegenüber, dem ich den rechten Arm mit einem Säbelhieb lähmte, als er mit der linken Hand sein Pistol abfeuerte und mich durch die linke Schulter schoß. Ich fühlte keinen Schmerz, nur einen Stich, und dann lief es mir wie kaltes Wasser den Rücken hinab. Zugleich

stand mir mit einer Enterpike zur Seite, und nun fochten unsere Leute mit einem Muthe, wie er britischen Seemännern eigen ist. Einen Augenblick schwankte der Kampf unentschieden. Endlich wichen unsere Gegner, als ungefähr fünfzehn nackte Neger, die mit Flinten bewaffnet im Vorderkastell aufgestellt waren, mit gellendem Geschrei in das Mitteldeck herabsprangen und den Spaniern zu Hülfe kamen.

Ich glaubte, es sey um uns geschehen. Alle unsere Leute, bis auf Tackletail und Jigmaree, wichen zurück. Die Spanier sammelten sich wieder und fochten mit neuem Muth, und nun galt es nicht mehr die Ehre, es galt das Leben, das theure Leben, denn abgeschnitten war uns jeder Rückzug, da die Enterhaken, mit denen der Schooner sich an die Seite des Sklavenschiffes angelegt hatte, nicht mehr festgehalten wurden und daher losgegangen waren; der „Wave" hatte sich inzwischen vorwärts gearbeitet und lag quer vor den Backen der Brigg, recht an der Stelle, wohin er gehörte, mit seinem Fockmast an dem Bugspriet des Schmugglers angeklammert, dessen Sprietsegeltau zwischen den Masten des Schooners über unser Verdeck wegragte. Wir konnten uns deßhalb, auch wenn wir gewollt hätten, nicht nach unserm Schiffe zurückziehen, da die Spanier in Besitz des Mitteldeckes und Vorderkastelles waren; allein auf einmal schmetterte eine Ladung Traubenschüsse durch das Bugspriet der Brigg herein und warf drei unserer oben erwähnten schwarzen Gegner danieder, während sie ungefähr eben so viel verwundete. Einen Augenblick darauf erschien uns eine unerwartete Verstärkung auf dem Schlachtfelde. Als wir enterten, waren auf dem Schooner nur fünf Schwarze, die Schiffszimmerleute desselben, Aron Bang, Paul Gelib und Wagtail sammt ihren Negerbedienten, und ein schwarzer Matrose, Namens Perle, zurückgeblieben. Aber eben diese unbezahlbare Perle sprang gerade in dem Augenblicke, wo ich Alles verloren gab, über das Bugbord herein auf das Verdeck, den Säbel in der Faust und hinter sich die fünf schwarzen Zimmerleute, denen Niemand Geringeres auf dem Fuß folgte, als Aron Bang selbst und die drei schwarzen Bedienten, alle mit Enterpiken bewaffnet. Bang schwang einen Augenblick seinen Säbel um den Kopf und schrie: „Nun Perle, mein guter Junge, rufe ihnen koromandelisch zu, rufe!" — Und laut scholl die Stimme des schwarzen Seemannes: „Koromantih Scheikh Kokeln kockernony populorum fij!" was, wie ich nachher erfuhr, in der Uebersetzung lautete: „Seht den Scheikh Kokeln, den großen Straußvogel, mit den Federn gleich einem Palmzweige in seinem Schweife! Für ihn kämpft, ihr Söhne der Hündinnen!" In einem Augenblicke schlossen sich die schwarzen Hülfstruppen der Spanier an Perle, Bang und ihre Neger an und gingen mit ihnen gemeinschaftlich auf die Spanier los, die nun schnell die Schiffstreppe hinabgedrängt wurden, und die Hälfte ihrer Leute todt oder schwer verwundet auf dem vom Blute schlüpferigen Verdecke liegen ließen. Allein noch fuhren sie fort eine verzweifelte Gegenwehr zu leisten, indem sie die Schiffstreppe herauf feuerten. Ich rief ihnen zu, sich zu ergeben.

„Verflucht, rief Jigmaree, der mir nicht von der Seite gewichen war, ich höre Hammerschläge! Sie entfesseln die Sklaven."

„Wenn ihr die Neger loslasset, schrie ich hinab, so sprenge ich euch in die Luft, so wahr ein Gott im Himmel lebt, und sollte ich mit euch zu Grunde gehen. Haltet ein Spanier! Bedenkt was ihr thut, Wahnsinnige!"

Indeß dauerte das Feuer von unten herauf fort. „Macht diese Karronade hier los, setzt eine Kartätschenbüchse ein, rollt sie hieher und feuert sie die Schiffstreppe hinab." Es geschah — die Wirkung davon unter den dicht auf einander gedrängten Sklaven war entsetzlich — ein Geheul erhob sich — Gott! Gott! — ich werde es nie vergessen. Dennoch fuhren die wahnsinnigen Schmuggler fort, die Schiffstreppe herauf Feuer zu geben. „Noch einmal geladen und gefeuert!" — Meine Leute waren jetzt wüthend geworden, und fochten mehr wie eingefleischte Teufel aus der Hölle, denn wie Menschen. „Noch einmal die Kanone an die Schiffstreppe gerollt!" — Sie fuhren mit dem Geschütze so wüthend heran, daß das Deckengebälke an der Treppe einbrach, und Kanone, Lafette und Alles mit einander krachend in den Kielraum hinabstürzte. Aus der vordern Schiffstreppe stieg nun ein Qualm von Rauch auf. „Sie haben die Brigg in Brand gesteckt, schrie der kleine Jigmaree, zurück nach dem Schooner, oder wir werden wie Zwiebelschalen in die Luft fliegen!"

Wie groß war unser Schrecken, als wir uns nach dem „Wave" umsahen und ihn wohl auf Kabellänge (120 Klaftern) von uns entfernt sahen; er hatte sich von der Brigg losgerissen und trieb schnell dahin, während Gelib und Wagtail, die auf dem Schooner zurückgeblieben waren, durch Zeichen uns ihre Rath- und Hülflosigkeit zu erkennen gaben; da dem „Wave" die Ruderpinne abgeschossen worden war, so konnte sie ihm weder Leitung noch Richtung geben. „Das Focksegel herab, Kinder, rief ich in der äußersten Noth der Verzweiflung, herab mit dem Fockfall! — Und nun rasch dem Schooner nach oder wir sind verloren!" — Alles wurde mit der Kälte der Verzweiflung ins Werk gesetzt, ich ergriff das Steuerruder und noch einmal befanden sich beide Schiffe wieder Bord an Bord. Und es war die höchste Zeit dazu, denn an hundert und fünfzig Schwarze, denen man die Fesseln abgenommen hatte, stürmten jetzt die Schiffstreppe herauf, und wir hatten gerade noch Zeit genug über Bord zu springen, als sie uns auf den Fersen nachdrangen; und ohne Zweifel würden sie uns, erschöpft wie wir insgesammt waren, ohne Gnade auf dem Flecke niedergemacht haben, um so mehr, als das mörderische Kartätschenfeuer die Schiffstreppe hinab sie zur äußersten Wuth gebracht hatte.

Allein die Flamme war so schnell als sie. Der Qualm erstickenden Rauches, der wie eine Wolkensäule aus der vordern Schiffstreppe emporstieg, ward jetzt von rothen Flammenzungen durchzückt, die an den Masten und Spieren hinaufleckten und bald die Segel und das Tauwerk erreichten, über das sie blitzschnell hinliefen. In einem Augenblicke stand Alles in Feuer, während das andere Element, die See, gleichfalls um ihren Theil an der Zerstörung des dem Untergange geweihten Schiffes stritt. Unsere Schüsse oder der Sturz der Kanone in den Kielraum mußten einige Planken durchgeschlagen haben, und wir hörten das Wasser durch den Leck wie einen Mühlbach hineinbrausen. Das Feuer nahm immermehr überhand — die Kanonen der Brigg gingen von selbst los, als sie sich erhitzten — plötzlich bäumte sich das Schiff, und während fünfhundert menschliche Geschöpfe, in die furchtbaren Höhlen der Kielräume zusammengepreßt, ein herzzerreißendes Angstgeschrei ausstießen, das an die Wölbung des Himmels schlug, sank die Brigg mit einem brausenden Getöse unter. Ein Stoß fetten schwarzen Rauches, dichter als bisher einer aufgestiegen war, qualmte unter einem gurgelnden Geräusche der Wogen aus der Tiefe der schon wieder geebneten See auf, und stieg, langsam sich in die Höhe wälzend, wie ein Ballon bis etwas über unsere Masten empor, wo er sich vertheilte und wie ein großer schwarzer Trauermantel über der Scene des Verderbens hängen blieb. Einige Minuten war Alles still wie das Grab, und es war mir, als sey die Luft so schwül und dumpf geworden, daß sie den Athem benahm.

Auf einmal kamen auf der Oberfläche des Wassers an hundert und fünfzig Schwarze zum Vorschein, Männer, Weiber und Kinder, die in den Wasserwirbel mit hinabgerissen worden waren, und nun zwischen zahllosen Stücken dampfender Schiffstrümmer auf der See durch einander trieben; ein Geschrei wie das der höllischen Verzweiflung zerriß unsere Ohren; während die Schwächern, die Weiber und die hülflos nach Luft schnappenden Kinder rings um uns her würgten und gurgelten und unterfanken. Sogar das wimmernde Geschrei des Säuglings war zu hören, den die Mutter, schon im Sinken begriffen, noch mit dem Arm über dem Wasser emporhielt, das bereits über ihr zusammenschlug. Die Hälfte der unglücklichen Afrikaner ungefähr zogen wir heraus — allein die Feder entfällt mir, indem ich es schreibe — die Uebrigen mußten wir ihrem Schicksale überlassen, und Einige zwangen uns sogar, auf sie Feuer zu geben, da es durchaus unmöglich war, sie Alle an Bord zu nehmen. Könnte ich doch eine solche grauenvolle Scene auf ewig aus meinem Gedächtnisse verlöschen! Einen Vorfall kann ich nicht unerwähnt lassen. Wir hatten eine Negerin gerettet, ein schönes sechzehnjähriges Mädchen von glänzend schwarzer Haut. Sie war ohnmächtig, als wir sie herausgezogen, und lag mit dem Kopf auf einer Planke, als ein junger athletisch gebauter Neger der Seite des Schooners, wo sie lag, zuschwamm. Sie hatte sich etwas erholt, und reichte ihm ihre Hand hinab, die er eben fassen wollte, als ein Schuß ihn gerade ins Herz traf. In demselben Augenblicke sprang die junge Negerin über Bord, umfing ihn mit ihren Armen, und beide sanken vereint in die Tiefe!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 84. 25 März 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

2. Virginien.

(Fortsetzung.)

Solcher Art ist das Land — wie aber dessen Herr . . .? In sittlicher und geistiger Beziehung steht der Virginier mindestens eben so hoch, als andere Leute, und Viele würden wohl sagen — höher. Doch dürften Sie vielleicht noch Keinen in ihrem Leben gesehen haben, den Richter Marshall *) ausgenommen, der in mancher Hinsicht als der Stellvertreter seines heimathlichen Gemeinwesens betrachtet werden kann. Carolinier sind Zugvögel oder wie Kakofogo sagt, „zufällige Dinge"; Sie können sie jeden Sommer sehen, und hören auch, Sie dürfen nur den Tarif loben . . . Ein Virginier dagegen verläßt selten seine Heimath — er ist schwer zu verpflanzen, und das ist ein Grund mit, weßhalb seine Eigenthümlichkeiten so stark ausgeprägt sind. Die Natur war gerecht und großmüthig gegen ihn, und seine Staatseinrichtungen gossen das geistige Element, das ihm die Natur gab, in eine eigenthümliche Form. Er bekommt sein „alt Virginien" nimmer satt und wird nicht müde, von Dick Bowling, Sam Washington, Jack Taliafero und Tom Cabell zu reden. Es geht ihm wie dem jungen Foscari, der lieber daheim sterben, als anderswo leben wollte. Ein Mensch dagegen aus dem Yankee-Lande ist, wo er auch sey, daheim; Vergangenheit und Entfernung sind ihm nichts; sein Dichten und Trachten hat es allein mit der Gegenwart oder den Mitteln, die Zukunft vortheilhaft zu benutzen, zu thun. Wo er auch immer hinfällt, er kommt wieder, wie die Katze, auf seine Füße, und auszugleiten pflegen sie nicht leicht unter ihm. Versetze aber einen Virginier aus seinem gewohnten Wirkungskreise, und er wird sich selten wieder dahin zurecht finden, und eben so wenig, wenn er um sein Vermögen kommt, mit dem Selbstvertrauen und dem aufgeweckten Sinne, die den Neuengländer auszeichnen, in der Welt wieder von vorn anfangen.

Diejenigen, die für des Virginiers überlegenen Werth sich aussprechen, schreiben ihn zum Theil der großen Anzahl reicher und verständiger Landwirthe zu, die auf ihren Pflanzungen, nach der Weise der alten englischen Landedelleute, leben. Es ist Dieß in der That ein Schlag Leute, die großen Einfluß besitzen, und eine ähnliche Klasse dürfte auch für Neuengland von Vortheil seyn. Ihre Stelle wird durch Leute von amtlichem oder gewerblichem Berufe nur schlecht ausgefüllt, da deren Weiterkommen oder Vortheil so sehr von der Gunst der großen Masse abhängt, daß sie selten ausreichende Schranken gegen das Vorurtheil oder Geschrei eben dieser großen Masse abgeben! — Verfeinerung ist ein Theil der sittlichen Ausbildung, und Rohheit und Ungeschliffenheit überall nicht die nothwendige Folie einer rechtschaffenen Gesinnung und Handlungsweise. Niedriger Sinn und Gemeinheit findet im Virginier keine Statt, schmutzige Gesinnung bleibt ihm unter allen Verhältnissen fremd, seine Fehler sind nicht von diesem Schlage, es sind die Verirrungen eines warm und groß fühlenden Herzens. Solche Männer, in häufigen Zwischenräumen über den Staat hin verbreitet und auf Besitzungen lebend, die an Größe englischen Baronien gleich, üben einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Sinnesart der unmittelbar unter ihnen stehenden Klassen — wie z. B. die kleinen Grundsassen Virginiens. Sie geben dem Volksgeiste einen veredelnden Schwung, und die Leute fühlen, daß von der Verachtung eines solchen Männervereins getroffen zu werden eine härtere Strafe ist, als irgend die Gesetze auferlegen könnten.

Wie Jack Randolph — wie man in Virginien den tapfern Sir John Falstaff nennt — halte ich es durchaus nicht für zweckmäßig, daß — so wie die Welt jetzt einmal steht — bloßen Zahlen die ganze Staatsgewalt überlassen oder daß Handwerksleute aus keinem andern Grunde, als weil sie ihr Handwerk treiben und verstehen, zur Staatsleitung tüchtig erachtet und angestellt werden sollten. Handwerksleute — alle Achtung vor ihnen, allein in diesem Lande *) „treibt Alles ein Handwerk, außer dem

*) John Marshall, ein geborner Virginier, ist Präsident des obersten Appellationshofs (Supreme Court) der Vereinigten Staaten; nicht allein als Geschäftsmann hoch geachtet, sondern auch sehr geschätzt als der Verfasser einer im Jahre 1832 in zweiter Auflage erschienenen ausführlichen Lebensbeschreibung Washington's u. d. T. „The Life of George Washington etc." Marshall war ein um so kompetenterer Biograph Washington's, als mehrere der Hauptbegebenheiten gleichsam unter seinen Augen vorfielen, und er selbst ein Zeitgenosse und Freund vieler der Kriegshelden der Revolution und der Staatsmänner der Republik war und ist.

*) Nordamerika.

Schwein; es allein ist der Edelmann („every thing work but the hog; he the only gentleman")" wie Franklin's Neger sagte, woraus aber noch nicht folgt, daß Alle ohne Unterschied auch dazu berufen sind, Gesetze zu geben oder zu verwalten. Weit auf und für Alle öffne man die Thore des Wissens und lade einen Jeden ein, hereinzutreten und an der Quelle zu trinken, allein nimmer lasse man den trägen, den beschränkten, den unwissenden Kopf auf den Gedanken kommen, einen Wagen lenken zu wollen, der schwerer zu leiten ist, als der, den Phaeton zu führen versuchte. In diesem Lande *) ist Niemand genöthigt, Jahre lang mit seiner Hände Arbeit sich fortzuplagen, Niemand, außer Wem es an Klugheit, Besonnenheit und Fleiß gebricht; mangelt es ihm aber daran in seinen eigenen Angelegenheiten, kann sie ihm dann das bloße Amtskleid, das ihm einige Staatsverbesserer so gern und freigebig umhängen wollen, mit dem Augenblicke geben, wo er zu der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten erhoben worden ist? Der Geist hatte stets das leitende Uebergewicht über die Materie, und wird es auch immer behalten. Klugheit, Verstandesschärfe und Ausdauer wird einem Jeden, weß Standes er sey, die Bahn zum Höhersteigen öffnen, wer jedoch diese Eigenschaften nicht hat, begnüge sich, unter der großen Zahl Derjenigen zu bleiben, denen der Ruf zur öffentlichen Gewalt nur selten wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Den Vereinigten Staaten.

Der politische Humor und die französischen Karikaturen.

1. „Donnez-moi la première chose venue."

(Fortsetzung.)

Es wird weniger Scharfsinn bedürfen, als unser Freund der gelehrte Alchymist besitzt, um die übrigen hier auf Flaschen abgezogenen Staatsmänner zu erkennen. Hier steht gleich vorne an: der „Er-Carbonate" — eine Art Holofernes-kopf in Vatermördern und Frack. Wer denkt nicht bei dem ersten Blick in diese Schröpfkopfsaugen an die „Rigueurs salutaires" — an den „Etat de siége" und an den Seliktar-Aga oder Schwertträger der Themis, auch wenn man die gerade unter ihm, freilich etwas schief stehende Wage nicht berücksichtigen wollte. Es ist Schade, daß man bei diesem schielenden Medusenhaupt der Gerechtigkeit durch die boshafte Ueberschrift an ein Geständniß erinnert wird, das der Siegelbewahrer von Frankreich — denn niemand Anderen haben wir vor uns als Herrn Barthe — zu einer Zeit ablegte, wo er natürlich nicht daran denken konnte, als unschädlich gemachtes Kohlenstoffgas in der quasilegitimen Glasflasche zu sitzen. „Fünfzehn Jahre haben wir uns mit den Carbonari's gegen die Monarchie verschworen," sagte er damals, als die ungeschliffenen Pflastersteine in Paris noch als Kronjuwelen gelten wollten, bis der Rammblock der Polizei sie wieder in ihre bürgerliche Ordnung zurückgebracht hatte. Das rollende Auge kann also auch gar wohl noch eine schlimme Angewöhnung aus jener Zeit her seyn, wo man als Carbonaro auf Dolch und Todtenkopf schwur. Gleich neben dem Er-Carbonate ist das neutralisirte Meersalz zu sehen, oder vielmehr nicht zu sehen, weil der Kopf des Marschalls, gleichsam als dunkle Mondscheibe, die Sonne von Navarin bedeckt. *) Wer kann gleich neben an den schwarzen Silbersalpeter (Sulfate d'Argent) sehn ohne auszurufen: „Ein Finanzgesicht! — Ein Gesicht, dem Natur einen unerschöpflichen Vorschuß, einen unbegränzten Kredit auf Nase und Kinn eröffnet hat — Worte, die hier freilich für einen Finanzmann wenig Sinn haben, aber doch immer wie Sphärenmusik in seinen Ohren klingen. Es ist ein Gesicht, das nicht so dumm gewesen wäre, Christus um dreißig Silberlinge zu verschachern, wohl aber vielleicht um dreißig Millionen. Man fühlt sich bei dem Anblick dieses Bilanzgesichtes tarirt und direkt und indirekt besteuert; man fühlt das Gliederreißen der Staatslasten und die Migräne der Kopfsteuer. Es ist eine pythagoräische Ruhe auf diesem Gesicht: der Mann weiß, daß die Seelen nur aus Zahlen zusammengesetzt sind und auf die Welt kommen, um die Staatsschuld tilgen zu helfen. Ein solcher Mann würde die Sonne in die Münze schicken, und die Milchstraße versilbern und dafür den Himmel mit Staatspapieren pflastern. Wenn man ihn so mit der Hand in der Hosentasche sieht, so hört man Geld klappern und langt unwillkürlich nach der seinigen. Doch vielleicht thun wir ihm Unrecht! Vielleicht ist der Mann auch mildthätig und greift nur in die Tasche, um einem Armen einen Kreuzer zu geben! Sicherlich aber denkt er dann bei dem „Vergelt's Gott tausendmal!" — „Nun was hätt' ich dann? Sechszehn Gulden vierzig Kreuzer!" — Kurz wir haben den finanziellen Silbersalpeter oder Höllenstein vor uns, wie er in Frankreich erfunden wurde, um der Nation das wilde Fleisch des Uebermuthes abzutupfen. **) Doch sein Ersatzmann steht schon bereit zur Linken des Hofapothekers, es ist das „Huile essentielle d'Alsace (Humann), aus dem wahrscheinlich die vergoldeten Pil-

*) Admiral Rigny, der Seeminister und Neffe des Baron Louis.

**) Es ist der ehemalige Abbé Louis, dessen Bekanntschaft der Leser hier umsonst gemacht hat, ein Glück, das nicht alle Leute haben, die in seine Nähe kommen. Es ist derselbe, der im Julius 1790 bei dem Föderationsfeste auf dem Marsfelde dem Bischof von Autun (Talleyrand) als Diakonus an die Hand ging. Daher ihn die Karikatur wohl auch als schwarzen Silbersalpeter darstellt. Nach dem 10 August emigrirt, kehrte er nach dem 18 Brumaire zurück, um sich dem Sieger von Italien anzuschließen, der ihn zum Administrator des kaiserlichen Schatzes, zum Intendanten der Kronsdomainen und zum Baron machte, was jedoch den frommen Diakonus nicht hinderte, mit seinem ehemaligen Bischof an den Intriguen für die Bourbons Theil zu nehmen. Man könnte den Abbé Louis den unvermeidlichen Finanzminister Frankreichs nennen. Er war es provisorisch bis zur Ankunft Ludwigs XVIII zu Paris, wanderte mit diesem während der hundert Tage nach Gent; trat später mit Talleyrand aus dem Ministerium, wurde aber bald darauf nochmals dazu berufen und verließ es erst wieder in Folge seiner Entzweiung mit Decazes, worauf er zur Opposition übertrat. Nach der Julusrevolution übernahm er abermals das Portefeuille der Finanzen, das er mit Guizot's Rücktritt aus dem Ministerium an Laffitte übergeben mußte. Allein im März 1831 erhielt er es schon wieder und behielt es bis nach Periers Tod, wo Humann aus dem Elsaß an seine Stelle berufen wurde. A. d. V.

len, die auf dem Papiere daneben zu ſehen ſind, als Probe bereitet wurden.

Zunächſt dem Silberſalpeter erſcheint der Kopalfirniß (Vernis Copal). Wenn der abgeflachte Vogelſchädel, der honigſaugende Inſektenrüſſel des Mundes, das große Ohr und die lange Naſe nicht einen in Weingeiſt geſetzten Kunſtkenner von Fach erkennen laſſen, ſo hab ich noch keinen geſehen. Es iſt der Graf d'Argout, nicht bloß Kunſtkenner, ſondern auch Künſtler, obgleich er ſein Porteſeuille unter dem Arme trägt wie ein Feiertagsſchüler ſeine Zeichnungsmappe. Wenn ich ſage Graf d'Argout iſt Künſtler, ſo verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß Dieß nur in ſo fern gemeint iſt, als es ſich für einen Grafen und Kunſtkenner ſchickt, der ſich nicht mit dem plebejiſchen Handwerkszeug der Kunſt abgeben kann, ſondern bloß mit ihrem ariſtokratiſchen Theil — den Ideen. So eine Idee des Grafen d'Argout kam freilich ſchon mit dem Zügel im Maul auf die Welt; er iſt nämlich der Erfinder der öffentlichen Ordnung, d. h. der Statue derſelben, wie ſie vor einiger Zeit im Sitzungsſaale der Deputirtenkammer aufgeſtellt wurde. Wenigſtens ſoll der Graf die Idee hergeliehen haben, die öffentliche Ordnung mit einem Pferdezügel in der einen Hand darzuſtellen; aber nicht mit einem idealen, ſondern einem ordentlichen ledernen Zaum, mit Gebiß und engliſcher Stange. Die naſeweiſen Spottvögel von Paris erhoben aber darüber ein ſolches Geſchrei, daß man ſich genöthigt ſah, die öffentliche Ordnung eines ihrer weſentlichſten Embleme zu berauben und ſie jetzt erbärmlich daſteht und ſelbſt kaum weiß, was ſie vorſtellen ſoll. Ich beneide den Grafen um Nichts — nicht einmal um ſeinen Sitz in der gläſernen Flaſche, nicht einmal um ſeine Idee der öffentlichen Ordnung — nur um ſeine Naſe beneide ich ihn. Dieſe Naſe iſt durch die Karikaturen in Frankreich klaſſiſch geworden und ſteht mit der Birne in gleichem Rang — nämlich auf allen Mauern und Wänden, und wird neben der Naſe Bardolphs die unſterblichſte ſeyn, der man noch unter der Sonne zugerufen hat: Zur Geſundheit!

Dicht unter dem Silberſalpeter iſt das „Broglium aristocratisé" zu ſehen, eine große leere Flaſche! Unbegreiflich! Sollte der Hofapotheker unvorſichtigerweiſe eine ſo köſtliche Eſſenz in ſeiner Offizin haben ausgehen laſſen? Nein — Broglie iſt die Seele der Doktrinäre: ſie waltet durch die ganze Apotheke, ſie gibt ihr den ganzen Wohlgeruch der Legitimität, und genießt wie alle Wohlgerüche und Seelen das Vorrecht, ſterblichen Augen unſichtbar zu bleiben. Dafür offenbaret ſich ein Niederſchlag derſelben in dem „Guizotinium" daneben: hier iſt der heilige Geiſt der Doktrine Menſch und Profeſſor geworden — das Caput mortuum, das den Uebergang zunächſt zum Kopf des Hofapothekers bildet. Es iſt die gelbphiloſophirte und grüngeärgerte Phyſiognomie des Predigers in der Kathederwüſte, der Niemand überzeugen kann, daß die Heuſchreckenkoſt ſeiner quaſilegitimen Theorien, ſo ſüß er ſie auch mit dem Honigſeim ſeiner Worte zu machen weiß, den Hunger beſſer ſtille, als eine gemeine Hammelskeule. Uebrigens hat der Profeſſor nicht vergeſſen, in ſeine gläſerne Haft die Ottomane aus dem doktrinären Salon mitzunehmen; ſie iſt ſo eingerichtet, daß man ſich auf ihr bequem auf die Wiſſenſchaften legen und ſo breit machen kann, als man will.

(Schluß folgt.)

Eine Kettenbrücke über einen Meeresarm.

Es war an einem ſchönen Septembertage, um die Zeit, wo die Sonne ſich ihrem Untergange zuneigte, als unſer Poſtwagen auf der Straße hinrollte, die längs dem Meeresarm hinführt, durch welchen England von der Inſel Angleſey getrennt wird. Die Ausſicht, die ſich hier vor meinen Augen öffnete, bildete einen würdigen Schluß zu den Zauberbildern einer Tagreiſe durch die romantiſchen und entzückenden Gegenden von Nord-Wales. Gegen Weſten, wo die Sonne, eben im Begriff am Horizonte völlig hinabzuſinken, mit ihren letzten Strahlen die Wolken vergoldete, erblickten wir die Meerenge zwiſchen beiden Inſeln. Bei dem ſcheidenden Lichte des Tages glaubte ich in der Ferne ein Gewebe dünner Fäden, wie das Netz einer Spinne, zwiſchen zwei kleinen Vorgebirgen der beiden Ufer, darüber ausgeſpannt zu ſehen. Es war die berühmte Brücke von Menay, eines der prachtvollſten Baudenkmäler der drei vereinigten Königreiche. Bald fuhren wir über ſie dahin, in einem Wagen, worin ſich zwölf Perſonen mit ihrem Gepäcke befanden.

Bekanntlich iſt England unter allen Staaten der Welt derjenige, wo nicht bloß des Nutzens wegen, ſondern auch um der Bequemlichkeit und Wohlfahrt des Publikums willen die meiſten öffentlichen Arbeiten ausgeführt werden. Herrliche und ſorgfältigſt unterhaltene Straßen durchſchneiden das Land in allen Theilen und nach allen Richtungen bis in die entfernteſten Winkel ſeiner Provinzen hinein, und erhalten, wie die Adern im thieriſchen Körper, durch die hiedurch erleichterten Verbindungen einen ununterbrochenen Kreislauf von Leben und Bewegung.

Wenn ich über alle die Wunder nachdachte, über die der Fremde bei ſeinem erſten Eintritt in dieſes einzige Land betroffen ſtaunt; wenn ich insbeſondere die Schwierigkeiten, die Unbequemlichkeiten und den Zeitverluſt in Anſchlag brachte, denen die Reiſenden vor Erbauung dieſer Brücke ausgeſetzt waren, ſo konnte ich nicht umhin, die unermeßlichen Vortheile anzuerkennen, die man dieſem großen Bauwerke danken muß, da man hiedurch der Nothwendigkeit überhoben iſt, auf einer gebrechlichen Barke über eine Meeresenge zu ſetzen, wo die eng eingeſchloſſenen und daher dem Einfluſſe der Witterung um ſo mehr unterworfenen Gewäſſer nothwendig die Ueberfahrt nicht ſelten gefährlich und immer unbequem machen mußten. Bei dieſer Gelegenheit konnte ich nebenbei auch die Richtigkeit einer ſchon lange vorher gemachten Erfahrung wieder beſtätigt finden, nämlich daß die Volksſtimme in vielen Fällen den Erwägungen und Einſichten der Gelehrten vorauseilt. Wie ich hier erfuhr, wurde die Möglichkeit oder wenigſtens der Vortheil einer ſolchen Verbindung der beiden Inſeln ſchon in einer der Prophezeyungen des berühmten Robin Dhu angedeutet, die in dieſer Gegend als Ausſprüche eines begeiſterten Sehers verehrt werden. Die Weiſſagung iſt in einem Volksliede aus der Zeit Robin Dhu's aufbewahrt und in folgenden gäliſchen Worten enthalten:

„Dwy ſlynned, eyn an ſlonydd
Pont av Penay ſydd."

D. h. zwei Jahre nach dem großen Aufruhr wird eine Brücke über den Menay geſchlagen werden. Die Prophetengabe beiſeite gelaſſen, konnte der tägliche Anblick der Meerenge und ihrer Oertlichkeit wohl dem Scharfblicke Robin Dhu's die Möglichkeit einer Verbindung beider Geſtade einleuchten laſſen. Sechzig Klaftern nämlich von der engliſchen Küſte erblickte man vor Erbauung der Brücke einen Felſen, der jedoch nur bei der Ebbe zum Vorſchein kam, und dieſer natürliche Stützpunkt eines Verbindungsweges zwiſchen beiden Inſeln war es wahrſcheinlich, der dem alten Robin Dhu und ſpäter einem Ingenieur den Gedanken zu einer Brücke eingab, zu der die neue prachtvolle Straße führt, die ſich durch Nord-Wales zieht, die Inſel Angleſey durchſchneidet und erſt zu Holyhead, Dublin gegenüber, aufhört, das von dieſem Punkte nur durch einen Meeresarm von ungefähr 15 engliſchen Meilen getrennt iſt. Sobald die Erbauung der Brücke beſchloſſen war, beſtand die erſte Arbeit darin, die engliſche Küſte mit dem Meerfelſen, Ynys-y-moch genannt, durch einen Bogen zu vereinigen, hiedurch eine leichtere Verbindung mit dem Riffe herzuſtellen, und darauf einen ſtarken Pfeiler zu erbauen, der die Ketten dieſes Theiles der Brücke zu tragen beſtimmt war.

Während der Vermeſſungen und Unterſuchungen des jenſeitigen Ufers wollte es der Zufall, daß man in einer Tiefe von ſieben Fuß noch einen zweiten ähnlichen Felſen entdeckte, der gleichfalls, obgleich tiefer unter dem

Wasser gelegen, als Grundlage eines zweiten Brückenpfeilers benützt werden konnte. Der Raum, über den eine Brücke zu schlagen war, wurde dadurch um Vieles verkürzt, daß man die Entfernungen von beiden Felsen zu den Ufern ausfüllte, und auf dem hiedurch entstandenen Damm einen Hochweg anlegte. Die so gebildete Straße nach der Seite von Anglesey zu ist von vier Bogen und gegen die englische Küste von drei Bogen unterbrochen, und das Ganze, das sich mitten aus der Meeresfläche erhebt, bildet von Fern einen wundervollen Anblick. Der Dammweg der Brücke ist seiner Breite nach in drei Wege getheilt; die beiden äußern sind 12 Fuß breit und für die Fuhrwerke bestimmt, der mittlere von 4 Fuß Breite für die Fußgänger. Eiserne Geländer schützen die Vorübergehenden vor den Pferden und Wägen. Die Brücke nimmt eine leichte Krümmung, die von ihren beiden Enden nach der Mitte zu kaum bemerkbar ist. Die Bögen, welche den aufgeschütteten Theil der Brücke auf jeder Seite tragen, haben eine beträchtliche Oeffnung, und sind höher gesprengt als irgend welche bei einem Baue dieser Art in Europa; sie messen 52 Fuß 6 Zoll in der Höhe, und die Wölbung beginnt erst 65 Fuß über der Meeresfläche. Die zwei großen Pfeiler, die am Ende beider Dammwege stehen, messen zwischen dem Niveau des Meeres und der Brücke hundert Fuß Höhe, weßhalb die Schiffe bequem darunter wegsegeln können. Jeder von diesen Pfeilern erhebt sich außerdem noch 55 Fuß hoch über dem Niveau der Brücke in Gestalt eines dicken Thurmes, der nach oben zu schmäler wird. Diese Thürme sind durch zwei Thore von 9½ Fuß Breite und 15 Fuß Höhe für die Fuhrwerke geöffnet. An der Spitze dieser massiven Säulen sind die Ketten befestigt, welche die eigentliche Brücke zwischen beiden Strebepfeilern zu tragen haben. Die Länge dieser Ketten, von dem Punkte an gerechnet, wo sie befestigt sind, beträgt 1714 Fuß. Es sind ihrer 16, acht auf jeder Seite, und der Raum, über dem sie die eigentliche Brücke halten, mißt 555 Fuß. Dieser Wunderbau wurde von dem Ingenieur Thomas Telford, der sich schon durch eine Wasserleitung über den Fluß Dee einen Namen gemacht hatte, entworfen und ausgeführt. Der Bau begann im Mai 1819 und wurde im Januar 1826 vollendet. Den Grundsätzen treu, mit denen die englische Regierung stets gewissenhaft das Privateigenthum achtet, entschädigte sie die Familie Plas-Isa', die seit unvordenklichen Zeiten, jedoch ohne darüber schriftliche Urkunden aufweisen zu können, das Recht genoß, von Jedem, der sich über die Meerenge setzen ließ, einen Zoll zu erheben, mit einer Summe von 26,577 Pf. St. Anfangs hatte sie freilich ein geringeres Angebot gemacht; allein auf den Ausspruch einer Geschwornenkommission, welcher die Familie Plas-Isa' die Entscheidung übertrug, wurde die erwähnte Summe bei Heller und Pfennig ausgezahlt.

Die Provinz Emerina auf Madagaskar.

Sir William Hooker, der es sich besonders angelegen seyn läßt, wenig bekannte oder noch nicht genau untersuchte Gegenden zu bereisen, gibt in den „Botanical Miscellanies" von der Provinz Emerina im Innern der Insel Madagaskar, von der bis jetzt noch keine geographische Abhandlung Erwähnung that, folgende Beschreibung: „Die Provinz Emerina, die als der Mittelpunkt der Insel Madagaskar angesehen werden kann, zerfällt in mehrere Unterabtheilungen. Sie ist der höchstgelegene Distrikt dieser großen Insel, und folglich auch der gesündeste, denn hier allein herrschen jene epidemischen Fieber nicht, von denen die an der Küste ansässige europäische Bevölkerung decimirt wird. Die Oberfläche dieses ganzen Distriktes ist mit größtentheils unfruchtbaren Felsengebirgen besetzt, der röthliche, steinige Boden nur wenig fruchtbar, und der Mangel eines zweckmäßigen Anbaues, nebst den Beschwerden des Klima's, vermehren noch die natürliche Unfruchtbarkeit. Man kann den Ackerbauarbeiten hier nur fünf Monate des Jahres widmen, denn während der übrigen Zeit, und besonders von Ende April bis gegen den Monat September, herrscht große Dürre. Zu dieser Zeit selbst ist der Morgen sehr kalt; der sehr stark wehende Ostwind dört erst gegen Ende des zuletzt genannten Monates auf, und dann fällt das Thermometer oft bis 7° unter 0. Die ganze Vegetation ist vernichtet, und es fällt nicht ein Tropfen Regen, ein Mangel der jedoch zum Theil durch einen dicken Nebel ersetzt wird, der während der Nacht die Gebirge bedeckt und bei Sonnenaufgang niederfällt. Vom October bis Ende März nimmt die Hitze zu und wird zuweilen unerträglich; der Regen, der Nachmittags anfängt und bis in die Nacht fortdauert, fällt regelmäßig alle Tage, und oft so heftig, daß die Gießbäche, die er bildet, Bäume, Erdhügel, ja sogar Felsenstücke wegschwemmen. In dieser Jahreszeit stellen sich auch Gewitter ein, die oft von heftigen Orkanen begleitet sind, deren Wuth nichts zu widerstehen vermag, und die allenthalben Verheerung verbreiten. Oft vermehren schwache Erdbeben noch ihre zerstörende Wirkung, und furchtbare Hagelwetter, welche die zu dieser Jahreszeit nahe Reißernte zerstören, bringen die Einwohner zur Verzweiflung. Der Ackerbau wird zu Emerina, so wie allenthalben auf der ganzen Insel, gänzlich vernachlässigt. Die außerordentlich trägen Eingebornen überlassen Alles der Natur; sie begnügen sich damit einige leichte Furchen zu ziehen, in die sie, wie es scheint, nur ungern etwas Samen ausstreuen, und dann geruhig die Ernte erwarten, die ihre Bedürfnisse auf ein ganzes Jahr decken soll. Obschon die Eingebornen von Emerina durch die Beschaffenheit ihres Bodens veranlaßt werden sollten mit mehr Eifer zu arbeiten, so sieht man doch leider unermeßliche Strecken unbebauten Landes, die bei nur geringer Sorgfalt reichlichen Ertrag geben würden, während sie jetzt nur wenige Halme Reiß tragen. Der europäischen Industrie scheint es noch vorbehalten zu seyn, diese öden Gegenden bewohnbar zu machen, wo man, bei zweckmäßigem Anbau, leicht das Sechsfache dessen gewinnen könnte, was die Einwohner gegenwärtig zu ihrem Unterhalte bedürfen. Der Reiß, dieser Hauptgegenstand des Anbaues der Madakassen, der vorzüglichste Theil ihres Lebensunterhaltes, erfordert bekanntlich vorzugsweise einen feuchten Boden; die Bewohner von Emerina wählen daher auch für diesen Anbau die Niederungen, wo das Wasser stehen bleibt, oder die Ufer der Flüsse, wo die Bewässerung leicht zu bewerkstelligen ist. Wenn sie mit dem Spaten, von ihnen Fangadi genannt, enge Furchen gezogen haben, legen sie den Reiß hinein, der, nach bald erfolgter Keimung, sogleich versetzt wird. Ist Dieß geschehen, so bringen sie ihre Zeit bis zur Ernte in vollkommenem Müßiggang hin. In den übrigen Theilen der Insel Madagaskar, besonders in den am Meer gelegenen, wird indeß der Anbau nicht ganz so lässig betrieben. Die Einwohner von Behtanihmena, einer der fruchtbarsten Küstenstriche, gehen bei ihrem Anbau ganz anders zu Werke. Sie säen den Reiß nicht zuerst aus um ihn dann wieder zu versetzen, sondern sie stecken ihn, so wie wir den Mais, in die Erde. Hiezu wählen sie die schattigsten Stellen, z. B. inmitten eines Gehölzes, wo sie, nachdem sie zuvor ein Stück Land umgebrochen haben, mit einem spitzigen Stabe Löcher bohren und den Samen hineinlegen. Diese Arbeit wird zweimal im Jahre vorgenommen, zu welchem Ende sie oft von einem Orte zum andern ziehen, um dasselbe Verfahren zu wiederholen. Nach Verlauf von zwei oder drei Jahren kommen sie indeß wieder zu der zuvor angebauten Stelle zurück und besäen sie zum zweitenmal; wo sie sich nun auch immer niederlassen mögen, so sind sie sicher eine reiche Ernte zu finden, auf die der unbeständige Himmel keinen Einfluß üben kann. Aus diesem Distrikte bezieht Madagaskar den schönsten und weißesten Reiß. Zuweilen wählen sie auch einen fast unfruchtbaren Morast, durch den sie ihr Rindvieh so lange treiben, bis der Boden fest geworden ist und den Samen aufnehmen kann. Alle vierzehn Tage oder alle Monate wird, so lange der Reiß noch nicht geblüht hat, die Saat sorgfältig gejätet, dann aber überlassen sie ihren Anbau sich selbst. Die Art, wie die Bewohner von Behtanihmena bei der Reißernte zu Werke gehen, ist ebenfalls von der der Eingebornen von Emerina verschieden, denn sie sammeln nur die Aehren und lassen den Halm stehen, und statt, um die Körner auszudrehen, den Reiß zu dreschen, reiben sie sie mit den Händen auf ausgebreitete Matten aus. Statt wie zu Emerina das Stroh zu verbrennen, gebraucht man es als Streu. Nur Weiber und Kinder beschäftigen sich mit dem Anbau des Reißes, die Männer besorgen nur die Vorarbeiten. Die Einwohner von Emerina, dem niedersten Götzendienste ergeben, sind grausam und ungastlich; sie beten bald Janka den guten, bald Agatticé den bösen Geist an, und man gewahrt in ihren Sitten nicht die geringste Spur jener Verfeinerung, die von den Europäern den andern madakassischen Stämmen mitgetheilt wurde."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 85. 26 März 1833.

Ueber die Abstammung der Tzengaris oder Zigeuner.*

Es gibt wohl keine anthropologische und ethnographische Frage, welche die Sprachforscher, Geographen und Geschichtschreiber mehr beschäftigte, als die vorliegende. Ein Menschenstamm, welcher die außerordentlichsten gesellschaftlichen Erscheinungen darbietet, besteht seit beinahe vier Jahrhunderten in Europa und ist nichtsdestoweniger beinahe unbekannt geblieben. Nicht die Zeit, noch das Klima, nicht die Politik, noch das Beispiel vermochten in seinen Sitten und Gebräuchen, seiner Sprache und seinen religiösen Begriffen etwas zu ändern. Er besteht aus den im größten Theile von Europa unter dem Namen Tzengaris, Zigeuner, in Frankreich unter der Benennung Böhmen und Aegyptier bekannten Menschen. Das israelitische Volk ist das einzige, das sich gleich ihnen auf fremder Erde, aber mit weit weniger Reinheit seines ursprünglichen Charakters, erhalten hat.

Die Araber und Mauren nannten diese Menschen Harami (Diebe), die Ungarn Cyngenis und Pharaonepek (Pharaoniten); denselben Namen gaben ihnen die Transilvanier. Die Engländer hießen sie Aegyptier (Gypsies), die Schotten Caird, die Holländer Heiden, die Russen Tzengani, die Spanier Gitanos (Listige), die Italiener Zingari, die Schweden Spakaring, die Dänen und Norwegen Tataren, die Wallachen Bessarabier, Moldauer, Serbier und Slavonier Cigani, und die Deutschen Zigeuner. In Frankreich endlich erhielten sie den Namen Aegyptier und später den der Böhmen, weil die ersten, die man daselbst sah, aus Böhmen gekommen waren. Die Geschichtschreiber des Mittelalters bezeichnen sie mit dem Namen Acingans, die Neugriechen mit Atingans. In Persien nennt man sie Hindu-Karachi (schwarze Hindus) und Louri; **) die Einwohner von Bokhara und Turkestan heißen sie Tziaghi (nicht Diajli, wie Georgi behauptet). Dieses Wort Tziaghi, aus der Sprache von Djagatai genommen, di in Bokhara und der Tartarei einheimisch ist, scheint die Wurzel von Tschingeni, einer Benennung, welcher sich die Türken bedienen, dieses herumirrende Volk zu bezeichnen; denn der Türke stammt selbst von Djagatai ab. Ich habe in Europa drei ihrer Rabers oder Oberhäupter kennen gelernt, welche mich versicherten, daß sie sich unter einander den Namen Rumna Chal gäben. Diese zwei Worte gehören der mahrattischen Sprache an, und bezeichnen Menschen, welche allenthalben umherirren.

Hasse glaubte den Ursprung der Tzengaris in den Sindi des cimerischen Bosporus zu finden; Marius Niger ließ sie von Zeugitana (dem östlichen Theile von Tunis) kommen; Herbelot war der Meinung, sie kämen aus Zanguebar; Ecard macht Tscherkessen (Cirkassier) aus ihnen; Wagenseil hält sie für deutsche Juden; Aeneas Sylvius stellt ihre Wiege an den Kaukasus; Griselini nach Aethiopien und Aegypten, andere nach Colchis, einer von Sesostris gegründeten ägyptischen Colonie; wieder Andere, hauptsächlich Pallas, suchen ihre Abkunft von den Sygynnen der Donau, die schon Herodot kannte, oder von den Zigeunern der russischen Ukraine herzuleiten.

Die lange Reihe dieser verschiedenen Muthmaßungen zu beleuchten, würde nicht zu unserem Zwecke führen. Ich kenne nur drei Schriftsteller, welche die Aufgabe, die ich zu lösen habe, in den wahren Gesichtspunkt stellten. Die beiden ersten, deren Meinung von dem größten Theile der Gelehrten getheilt wird, sind Grellmann *) und David Richardson. **) Der dritte ist der Abbé Dubois. ***) Grellmann und Richardson betrachten Indien als die Wiege der Tzengaris, aber sie versetzen ihre ursprüngliche Heimath an die Mündungen des Indus. Dubois stellte sie unter die Kuraver von Mahissur, und ich glaube, daß er sich der Wahrheit mehr als seine Vorgänger näherte. Meine Meinung ist, daß das Land der Mahratten das Land ihres Ursprungs ist, und daß sie von da aus ihre erste Auswanderung unternahmen, wo man sie heute noch in Stämmen vereint antrifft. Es ist unrichtig, daß sich die Tzengaris unter sich den Namen Sinte geben, welcher an

*) Die vorstehenden Mittheilungen des Reisenden Louis Domeni de Rienzi über die Zigeuner erschienen in der Revue Encyclopédique, kurz nachdem wir einen kurzen Artikel über denselben Gegenstand aus den Nouvelles Annales des Voyages in diese Blätter (S. 163 ff.) übertragen hatten. Bei der Wichtigkeit dieser ethnographischen Untersuchungen schien es uns sachgemäß, diese zweite Abhandlung des Hrn. Rienzi der von uns vorausgeschickten als Erläuterung und Ergänzung folgen zu lassen. A. d. R.

**) Dieses persische Wort kommt vielleicht von Lohari, welches in der hindostanischen Sprache einen Goldarbeiter bedeutet, ein Handwerk, welches ein Theil der Tzengaris, vorzüglich solche, die in Städten wohnen, ausübt.

*) Ueber die Zigeuner, ein historischer Versuch.

**) Asiatic Researches Vol. VII Nr. 9.

***) Moeurs des peuples de l'Inde.

den Namen des Flusses Indus erinnert; wie es unrichtig ist zu behaupten, daß ein Volk in dem Delta dieses Flusses bestehe, das den Namen Tchinganen führe, und daß der Dialekt von Tatta, bei den Einwohnern der Mündungen des Indus gebräuchlich, der nämliche sey, dessen sich die Tzengaris in Europa bedienen. Seit den frühesten Zeiten waren die Hindus wie die Aethiopier, Aegyptier und Juden in Zat's, *) Kasten eingetheilt. Die Vedas erzählen, daß Brahma, der Schöpfer der Welt, die ersten Menschen in vier Kasten theilte. Aus seinem Haupte entstanden die Brahminen, aus seinen Schultern die Kschatrias, aus seinem Bauche die Weissiahs, und aus seinen Füßen die Sudras. Die Brahminen erhielten den ersten Rang; einige von ihnen wurden Regenten und Fürsten, andere weihten sich dem Priesterthume. Die Kschatrias mußten sich dem Waffendienste unterziehen; die Weissiahs wurden zum Ackerbau, Handel und den Gewerben angehalten, und mußten die Heerden zur Weide führen; die Sudras endlich wurden Taglöhner, Bedienten, ja einige selbst Sklaven.

Jede dieser vier Haupt-Kasten theilte sich wieder in mehrere hundert andere ab, und ihre Unterabtheilungen waren nach ihren Aufenthaltsorten verschieden; denn jede Kaste ist in einer besondern Gegend von Hindustan ansässig. Die zahlreichste ist die der Sudras. Sie begreift den größten Stamm von allen, den der Parias, der sich wieder in eine große Zahl anderer Stämme theilt, und enthält neun Zehntheile des hindustanischen Volkes und aller Anbeter Brahma's. Der Urstamm der Tzengaris ist eine Unterabtheilung des Stammes der Parias. **) Er entstand aus der Vereinigung von Individuen, welche wegen Verbrechen gegen die Religion und die Gesetze von den drei ersten Kasten ausgestoßen worden waren, und umfaßt eine große Anzahl Stämme, unter denen der der Walluver als der ansehnlichste betrachtet werden kann; ferner gehören zu ihm die Stämme der Schakilis (Schuhflicker), der Mutschiers (Gerber), der Kalla-bantrus (Diebe), der Kuravers (Salzhändler), der Otters (Nomaden), welche unterwegs Arbeit suchen, und in den verschiedenen Theilen von Indien Brunnen und Kanäle graben, der Dombarus (Bettler und Gaukler) und endlich der Stamm der Tzengaris, der ursprüngliche Stamm der Zingari, Zigeuner, oder wie sie die Franzosen nennen, der Böhmen und Aegyptier.

(Fortsetzung folgt.)

Der politische Humor und die franzöſischen Karikaturen.

1) „Donnez-moi la première chose venue!"

(Schluß.)

Nun zum Hofapotheker selbst, bei dessen Anblick Cäsar gesagt haben würde:

„Let me have men about me that are fat." *)

Ungeachtet der spanischen Wand von Backenbart, hinter die der Künstler, aus wohlbegreiflichen Gründen, dieß Gesicht versteckte, sieht man es doch vor sich. Es ist eine von jenen wohlwollenden breiten Physiognomien, die aller Welt Gutes wünschen, sich aber am meisten. Um keinen Zweifel darüber zu lassen, muß gerade gegenüber eine Flasche stehen — „Medium" überschrieben — die es freilich in einer argen Verzerrung widerspiegelt. Wer weiß aber nicht, daß ein Flaschenbauch, mit Wasser gefüllt, boshaft genug ist, ein noch so leidliches Gesicht als die zerrissenste Grimmasse zu reflektiren? Beide Gesichter haben offenbar einerlei Richtung: beide blicken noch oben, das des Apothekers wie das seines gläsernen Affen; nur hat letzterer aus einer spitzbübischen Malice, wie sie allen Affen eigen ist, die Verzerrung bis zum Birnenkopf übertrieben; der stattlich aufgekämmte Toupéschopf auf der einen Seite ist in der Flasche zu einem Fruchtstängel und der Backenbart zu ein Paar Blättern verunstaltet, zwischen denen die kaum angedeuteten Augen mit dem Bandwurm in der Büchse oben — Liste civile überschrieben — liebäugeln. Wohin die Augen des Apothekers gerichtet sind, ob nach seinem Gehülfen oder nach der ganz oben besonders stehenden Büchse, mit dem Universalmittel „Gold" überschrieben, läßt sich nicht so ganz gewiß sagen. Fast möchte man Letzteres glauben, und es ist, als ob man die Worte hörte:

„Dort steht so eine Flasche
Aus der ich selbst zuweilen nasche."

Dem Hofapotheker zunächst bei der Hand, also wahrscheinlich zu häufigem Gebrauche, steht der „Extrait de Mercure", der sich zu einem kleinen kleinen Männchen mit einem sehr großen Kopf krystallisirt hat. Das kleine Männchen hat die Hand in der Hosentasche und spielt wahrscheinlich mit den „Fonds secrets" und sieht überhaupt wie ein Männchen aus, das sein Schäfchen ins Trockene gebracht hat. **) Der Karikaturist läßt errathen, ob er Herrn Thiers als Quecksilber erscheinen läßt, weil dieses so leicht beweglich und wetterwendisch ist, oder weil es sich so gern mit den edlen Metallen verquickt. Die unten angespießten Rezepte: Ordonnance Octobre 1831 — Police — Dispositions u. s. w., deuten auf gefährliche Krisen, für die

---

*) Dieſe Bezeichnung läßt eine große Ausdehnung des Begriffes zu; manchmal verſteht man darunter ein Handwerk, zuweilen auch das Vaterland irgend einer Perſon; ſo ſagt man: Tantika Zat? (welches Handwerk biſt du?) und auch Kon zat toumara? (von welcher Nation biſt du?)

**) Dieſes Wort kommt aus dem Sanskrit pariala, welches ſo viel als Nichtbeobachtung der Vorſchriften bedeutet. Es iſt zuſammengeſetzt von pari (unrichtig) und ala (gehen). Man ſagt paria Brahma, ein ſchlechter Brahmine; das Wort paria (ſchlecht) iſt hindoſtaniſch.

*) Laßt ſolche fette Leute um mich ſeyn. Julius Cäſar von Shakſpeare. 1 Akt. Sc. 2.

**) Man gibt Herrn Thiers, der auf den franzöſiſchen Karikaturen immer als Zwerg erſcheint, in den Oppoſitionsblättern Schuld, mit den geheimen Fonds der Polizei nicht ſehr gewiſſenhaft gewirthſchaftet zu haben. Herr Thiers, der geiſtvolle Verfaſſer der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, iſt übrigens eines von den vielen lebendigen Beiſpielen, wie ſehr in Frankreich die ausgezeichnetſten Verdienſte von Parteihaß angeſchwärzt und in den Staub herabgezogen werden können. Früher von derſelben Oppoſition, die ihn jetzt nicht genug anklagen kann, bis zum Himmel erhoben, ſo lang er ihrem Glaubensbekenntniſſe zugethan war, wird er jetzt mit den gehäſſigſten Beſchuldigungen verfolgt, namentlich in Bezug auf den Piſtolenſchuß am Pont royal und in der unſaubern Geſchichte der Herzogin von Berry. Talleyrand hat übrigens Herrn Thiers als einen der ausgezeichnetſten politiſchen Köpfe Frankreichs erklärt, und dieſer Neſtor der Diplomaten verſteht ſich, ſollten wir meinen, doch etwas auf Menſchenkenntniß.

Anm. d. Verf.

es in dieser Apotheke nicht an drastischen Mitteln gefehlt hat. Das mächtige Filtrirglas mit der „Essence légitimiste," und der gewaltige Destillirkolben mit dem „Reside de l'Etat de Siège" deuten darauf hin, daß diese Mittel noch in gutem Vorrathe bei der Hand sind, um republikanischen Wuthanfällen, wie sie in der Juniushitze zum Ausbruch kamen, mit niederschlagenden Mitteln dienen zu können. Daher glauben wir auch, daß der wohlbeleibte Enthusiasmus oben, der als Nationalgardist, wie es scheint mit dem Säbel auf der rechten Seite, als Wetterkapuziner auf „tempere" zeigt, nur ein verdorbenes Barometer ist, das unrichtig zeigt. Wir möchten wenigstens den Demagogen nicht rathen, im Vertrauen auf diesen Barometerstand, ohne Regenschirm hervorzutreten: es könnte sonst leicht geschehen, daß ihnen abermals der Kopf gewaschen würde, wie in den Junustagen, oder wie den Veilchenenthusiasten an jenem fünften Mai vor der Vendomssäule. Noch lebt der Mann, der damals den Spritzenmeister machte, und man sieht ihn hier als Stößer der Apotheke, im Rücken der kranken Frau gerade beschäftigt, seine furchtbare Waffe zu laden. Der Prinz Tricanule *) — wie die pariser Witzblätter den Marschall Lobau (General Mouton) seit jenem nicht minder witzigen Einfall benennen, wo er die erhitzten Volkshaufen durch Feuerspritzen aus einander sprengte — erscheint hier mit einem so dienstfertigen Pudelgesicht, daß er zuverlässig auf den Wink seines Herrn wieder in's Wasser gehen würde, mit dem er damals so trefflich die brennenden Köpfe der Bonapartisten zu löschen wußte. Die Nationalgarde von Paris hat mit ihrem Oberbefehlshaber vor andern Truppen Dieß voraus, daß sie nicht zu schlagen, sondern nur zu erdrücken braucht — die Masse ersetzt bei ihr die Tapferkeit, und wir wissen nicht, ob der Hofapotheker in neuen bedenklichen Fällen von seinem Stößer und dessen Luft machendem Werkzeug sich nicht mehr versprechen dürfte, als von den beiden Flaschen des Protokollsaftes und dem Korb voll Mohnstängeln, die man zu den Füßen der kränkelnden Frau erblickt. „Mr. Mouton," sagt der boshafte Figaro, „lave les émeutes, il comprend les besoins de la capitale — eine Zweideutigkeit, die wir nicht übersetzen können, und auch nicht wollen. **)

*) Eine Parodie des Trident: Dreispritzchen statt Dreizack. Anm. d. Verf.

**) Wenn wir uns bei Erläuterung der vorliegenden Karikatur etwas umständlicher verbreiteten, so geschah es bloß, um den Leser mit den Hauptpersonen, die gegenwärtig der politische Witz in Frankreich zur Zielscheibe erwählt hat, genauer bekannt zu machen und uns bei den nachfolgenden Erklärungen desto kürzer fassen zu können. Verständigen Lesern — und für unverständige schreiben wir nicht — braucht kaum gesagt zu werden, daß der Verfasser des vorstehenden Artikels, in der Rolle, die er als Erklärer der Karikaturen übernommen hat, sich in den Sinn des Künstlers hineindenken mußte, aus welchem sie hervorgingen, ohne deßhalb seine individuelle Ansicht dem Parteigeiste unterzuordnen, dem sie ihren Ursprung verdanken. Auch braucht kaum gesagt zu werden, von welcher Wichtigkeit diese Karikaturen, als der Abdruck politischer Meinungen und Stimmungen in Frankreich, für Jeden sind, der tiefer in die Zeitgeschichte blicken will, als es die gewöhnlichen Tagblätter im Durchschnitt erlauben. Es sind Kunstanschauungen, wenn auch nur einseitige, des Zustandes von Frankreich, und Kunstanschauungen gehen immer aus einer tiefern Auffassung des Lebens hervor, als bloße politische Erörterungen. Hinzufügen müssen wir noch, daß die Hofapotheke darum als Beilage gewählt wurde, weil sie am besten den Charakter der französischen Karikaturen überhaupt darstellt, und zugleich die meisten Porträte der am Ruder stehenden politischen Celebritäten enthält, die durch alle übrigen Karikaturen treu beibehalten, immer wieder, auf den ersten Blick kenntlich, zum Vorschein kommen.

Anm. d. Verf.

Die orientalische Druckerei in Indien.

Es war zu erwarten, daß nach der Errichtung eines großen europäischen Reiches in Indien die Bedürfnisse des gelehrten Europa mit Leichtigkeit und im Ueberfluß würden befriedigt werden, aber die englische Administration hat darin den Erwartungen, die man vernünftigerweise hegen konnte, nicht entsprochen. So stetig und beharrlich sie sich in allen Theilen ihrer politischen Verwaltung gezeigt hat, so wandelbar hat sie sich in Allem bewiesen, was auf Literatur und Beförderung der Gelehrsamkeit Bezug hatte. Als sich nach der Eroberung von Bengalen ihren Beamten mit einer neuen und unbegränzten Laufbahn die Nothwendigkeit aufdrang, sich ihren neuen Unterthanen durch Erlernung der Landessprache und das Studium ihrer Nationalliteratur zu nähern, entstand das Bedürfniß von gedruckten Ausgaben orientalischer Schriftsteller. Die Diener der Kompagnie waren damals reichlich bezahlt, und hatten die verschwenderischen Sitten der indischen Höfe angenommen. Man glaubte daher auf Subskriptionen für die herauszugebenden Werke hoffen zu können, und begann Sanscrit und persische Charaktere zu graviren, und einige große Werke wurden auf diese Art unternommen; die Werke von Sadi und Hafis erschienen, jene in zwei, diese in Einem Bande in Folio, aber das Resultat war keineswegs befriedigend: die Europäer waren nicht zahlreich genug, die Eingebornen behandelten die gedruckten Bücher mit Verachtung, und der Eifer des Druckens erkaltete bald wieder. Als bald darauf der Marquis von Wellesley das Kollegium von Fort Williams gründete, durch welches das Studium der orientalischen Literatur auf eine sehr hohe Stufe gehoben werden sollte, unternahm die Regierung auf ihre Kosten die Herausgabe der Hauptwerke der orientalischen Literatur, und eine bedeutende Anzahl großer Unternehmungen begann. Das persische Gesetzbuch, die Hedaia, erschien in vier Bänden. Eine Kommission von mohammedanischen Gelehrten wurde mit der Herausgabe des Schahnameh von Ferdausi unter der Aufsicht von Lumsden beauftragt. Die Missionäre von Serampur erhielten bedeutende Summen zum Druck des Ramajana u. s. w. Die meisten dieser Werke schritten aber, wie es mit Unternehmungen, die auf Staatskosten ausgeführt werden, zu geschehen pflegt, nur langsam fort, und kosteten ungeheure Summen. Das Schahnameh wurde nach der Erscheinung des ersten Bandes, der Ramajana mit dem dritten Bande abgebrochen, und das System der Unterstützungen der Regierung geändert. Die Kompagnie fing an hundert Exemplare jedes gedruckten Werkes zu nehmen, um dadurch die Herausgabe für ihre Kosten zu decken, und eine Menge von Werken erschienen unter diesem System: das arabische Lexikon, der Kamus, wurde in zwei Bänden groß Quart gedruckt; der Debistan, das Leben von Timur von Arabschah, die Sitzungen von Hariri, die große Sanscritgrammatik von Panini, die beiden ersten Bände von Tausend und eine Nacht, die Gesetze von Menu, die persische Sammlung von Lumsden, das persische Lexikon Burhanikati u. s. w. Die Herausgeber trugen Sorge den Preis so zu bestimmen, daß die Subskription der Regierung die Kosten der Ausgabe bezahlte. Die Kompagnie schickte vierzig Exemplare jedes Werkes nach Europa, wo sie sie durch ihre Buchhändler um denselben Preis verkaufen ließ, und Dieß ist der einzige Weg, auf dem diese Werke ihren Weg nach Europa fanden; daher ihr hoher Preis und ihre Seltenheit. Seit einigen Jahren hat aber die Kompagnie ihr System von Neuem geändert: sie hat eine Kommission für öffentliche Erziehung eingesetzt, welche auf Kosten der Regierung indische, arabische und persische Klassiker für das Bedürfniß der indischen und mohammedanischen hohen Schulen, herausgibt. Diese Maßregel hat unter allen bisher befolgten die glücklichsten Folgen gehabt. Die Kommission hat eine Anzahl von gelehrten Eingebornen unter sich, welche die unmittelbare Aufsicht über den Druck der

Werke besorgen, und so ist seit fünf Jahren eine Reihe von bedeutenden Werken erschienen, besonders klassische Werke über indisches und mohammedanisches Recht; über Grammatik, Rhetorik, schöne Literatur und Geschichte. Die Preise sind höchst mäßig, weil sonst die Schüler die Bücher nicht kaufen könnten, und es wird eine hinlängliche Anzahl davon nach Europa geschickt, um dem Bedürfniß der Gelehrten und der Schulen zu entsprechen. Das Gesetzbuch von Atangir in 8 Bänden in Quart, eine arabische Ausgabe der Hedaja in 2 Kommentaren in 7 Bänden, eine neue Ausgabe von Menu mit dem Kommentar von Kulluka, 6 Dramen im Sanskrit u. s. w. sind bereits erschienen, und in diesem Augenblick sind das Mahabharat in 4 Quartanten und die Chronik von Kaschmir, die unter dem Titel Raja Tarangini berühmt geworden ist, unter der Presse, und werden unverzüglich erscheinen. Man hatte versucht die Lithographie auf diese Unternehmung anzuwenden, und es sind in Calcutta und Bombay einige Werke so erschienen, z. B. die Geschichte der Mohammedaner in Indien, von Ferischta, von der aber kein Exemplar nach Europa gekommen zu seyn scheint; die Kompagnie hat jedoch den Befehl gegeben, keine neuen Werke auf diese Art mehr anzufangen. Einige Eingebornen haben in Calcutta auf ihre Kosten Werke gedruckt, welche aber ihren Weg nicht nach Europa gefunden haben, eben so wenig als der größte Theil derjenigen, welche auf Befehl des Königs von Oude in seiner Druckerei in Lukuau erschienen sind. Die Gesellschaft für Schulbücher in Calcutta, die hohe Schule von Madras, die Institution von Bombay und die Presse von Colombo haben auch eine Anzahl von Büchern herausgegeben, die aber von keiner großen Wichtigkeit sind, und in Europa fast ganz unzugänglich geblieben sind. Die Presse in Serampur beschränkt sich seit langer Zeit ausschließlich auf Bibeln und christliche Katechismen für die Eingebornen. Eine Bibliographie von Allem was in Indien erschienen ist, ist ein wahres Bedürfniß, sie würde die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf viele ganz unbekannte Materialien für Geschichte des Orient richten.

Neueste französische Literatur.

Paris am 12 März.

Die Politik fängt an die Aufmerksamkeit Aller nicht mehr in demselben Grade zu verschlingen, wie es seit einigen Jahren geschehen ist, und die Literatur gewinnt in demselben Maße neuen Boden. Die Akademie der Inschriften hat beschlossen, eine Sammlung der Quellen der Geschichte der Kreuzzüge herauszugeben. Der Plan dazu war ursprünglich von den Benediktinern gemacht worden, und die Kongregation von Saint Maur hatte in der Mitte des letzten Jahrhunderts beschlossen ihn auszuführen. Sie ernannte eine Kommission aus ihrer Mitte, um die orientalischen und abendländischen Quellen zugleich zu bearbeiten, und ihre Materialien waren schon so weit vorgerückt, daß sie nur die Herstellung der damals sehr vernachlässigten arabischen Charaktere der königl. Druckerei erwarteten, um den Druck zu beginnen, als die Revolution ausbrach und den Orden auflöste. Die Sammlungen kamen zum Theil in die Nationalbibliothek, wo sie Michaud zu seiner Geschichte der Kreuzzüge benützte; die aus arabischen Schriftstellen von Dom Berthereau gesammelten Materialien wurden von Etinaud herausgegeben, und einige der für die Sammlung bestimmten Schriftstellen, wo sie Villehardouin in die Sammlung der historien de France et des Gaules aufgenommen. Aber diese zerstreuten Arbeiten bildeten kein Ganzes, und waren zu unvollständig, um die Lücken auszufüllen, weßhalb die Akademie den Dank der gelehrten Welt verdient, daß sie in diesen wie in manchen anderen Unternehmungen die Erbschaft der Benediktiner angetreten hat. Die Sammlung soll in der königlichen Druckerei erscheinen und in Folio gedruckt werden; wozu eine Kommission von vier Akademikern ernannt worden ist: Quatremère und Etinaud für den orientalischen Theil, Guerard und Beugnot für die abendländischen Quellen. Es sind viele wissenschaftliche Werke von großem Interesse für dieses Jahr angekündigt. der florentinische Mathematiker Libri wird eine Geschichte der mathematischen Wissenschaften im Orient und im Alterthum, als Einleitung zu seiner Geschichte derselben in Italien herausgeben. Beissonade verspricht in der Anecdota graeca eine vollständige Ausgabe des Kommentars von Olympiodor über den Gorgias, aus dem kürzlich Cousin im Journal des Savans beträchtliche Auszüge gegeben hat. Cousin wird ähnliche Auszüge aus dem unedirten Kommentar Olympiodors über den Phädrus herausgeben. Burnouf kündigt einen ersten Band seines Kommentars über den Zendavesta an, sobald die noch rückständige zehnte Lieferung des Textes des Vendidad erschienen seyn wird. Er hat einige Theile des Kommentars in der Akademie vorgelesen, wo sie große Erwartung von den Resultaten dieser Arbeit für die Geschichte, Sprache und Religion des alten Persiens erregt haben. Pardessus druckt den dritten Band seiner Geschichte des Seerechts; Fauriel kündigt eine Geschichte des Ursprungs der italienischen Sprache und Literatur an. Artaud, der Uebersetzer des Dante, läßt eine Biographie von Machiavel drucken, zu der er in Rom und Florenz eine Menge neuer Materialien gesammelt hat. Es ist noch nichts über die Papiere von Champollion entschieden. Die Regierung will sie kaufen. Die koptische Grammatik ist vollendet, aber der Text, welcher die Kupferstiche seiner Reise nach Aegypten begleiten sollte, ist nie geschrieben worden; es ist daher ungewiß, ob die Resultate der Reise bekannt gemacht werden. Es erscheint seit einiger Zeit in London eine Reihe von kleinen Romanen von Miß Martineau, *) deren Objekt ist, verschiedene Principien der Staatsökonomie ins Licht zu setzen; sie sind mit vielem Talent und meistens mit vielem gesunden Sinn geschrieben, und Lord Brougham sagte vor einiger Zeit, daß ein halbtaubes Mädchen England mehr genützt habe, als alle seine großen Männer. Dieß ist eine lächerliche Uebertreibung, hat aber zur Folge gehabt, daß das französische Ministerium die Sammlung übersetzen und in den Schulen verbreiten will. Die Erzählungen sind jedoch nur für englische Verhältnisse berechnet, und es ist nicht begreiflich, welche Art von Wirkung sie auf das Volk von Frankreich haben könnten, das unter andern Uebeln leidet, als die, welche darin bekämpft werden. Die republikanische Partei will ein Review in der Art des Westminster Review gründen, in welchem sie ihre Ansichten über alle Theile der Politik auszubilden sich vernimmt. Es läßt sich nicht sehr viel davon erwarten, da diese Partei sich nicht durch positive Kenntnisse auszeichnet, welche nothwendig sind, die einzelnen Punkte ausführlich zu debattiren. Doch ist es ein Fortschritt im Vergleich mit dem System der täglichen Journale, wo Deklamationen die Gründe ersetzen, und sie wird wenigstens genöthigt, ihr System positiv auszusprechen, und die Art und Weise seiner Ausführung darzustellen.

Vermischte Nachrichten.

Von den Galerensträflingen im Bagno zu Brest erhielten unlängst 49 ihre volle Begnadigung und 184 einen größern oder geringern Strafnachlaß. Unter den ganz begnadigten befindet sich ein alter Neger, dessen Urtheil mit folgenden Worten abgefaßt, sich in dem Verzeichnisse der Sträflinge des Bagno befindet: „Auf Lebenszeit zur Galerenstrafe verurtheilt wegen dringenden Verdachtes an einer Vergiftung als Mitschuldiger der Frau N... Theil genommen zu haben; außerdem aber auch von der öffentlichen Meinung als Bösewicht bezeichnet."

*

Nach muselmännischem Gesetz kann ein Mann seine Frau, von der er sich einmal scheiden lassen, nur aus den Armen eines Andern wieder zu sich nehmen, der von ihr aller Rechte des Gatten genossen hat. Es geschieht zuweilen, daß ein Mann in Zorn oder übler Laune ausruft: „Ich verstoße Dich!" — Worte die unwiderruflich die Scheidung zur Folge haben. Will nun der Mann seine Frau wieder zu sich nehmen, so bleibt ihm nichts übrig, als zu einer äußerst sonderbaren Auskunft seine Zuflucht zu nehmen, indem er nämlich um sein theures Geld irgend Jemand dingt, um auf eine Nacht die Rolle eines Gatten bei seiner Frau zu übernehmen. Gewöhnlich sucht der Mann, der in eine so mißliche Lage gekommen ist, einen Menschen aus, der so häßlich als möglich ist, damit nicht etwa die Frau Gefallen an ihm finde. Einen solchen Gatten für eine Nacht nennt man Mostahil, und von einer so seltsamen Sitte kommt das Sprüchwort in Aegypten: „Lieber tausend Liebhaber als einen Mostahil."

*) Eine Probe ihres Schriftstellertalents haben wir unsern Lesern in dem Artikel: „Engländer und Chinesen in Canton" (Ausland S. 57 u. f. f.) gegeben. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

er.

33.

Noth
nigen
trägt;
t des
dieſe
t, es
bilder
beſſer,
amen
um

und
und,
Büſte
ein
dern
im
er."
Hand
rſil-
als
der
als
viel
ode,
) ſie
von
ſich,
en:
erſt
ver-
gen

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 86. 27 März 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

2. Virginien.

(Fortsetzung.)

Gibt es irgend einen andern Staat, der im Allgemeinen in den Nationalversammlungen so trefflich vertreten worden wäre, als gerade Virginien? „Eure Gründe, Hans?“ *) — weil im virginischen Gemeinwesen die Männer schon große Fortschritte im öffentlichen Leben gemacht haben, ehe das geistige Feuer die erkältende Wirkung des Alters fühlt, und weil ihr Streben nach ehrender Auszeichnung und ihre Arbeitstüchtigkeit so stark und ausdauernd ist. Die Virginier stellen ihre jungen Männer auf die Kampfbühnen, auf denen sie sich am besten die geistige Fechterkunst zu eigen machen können. Nun — in einem gewissen gebirgigen Lande, nordöstlich von Virginien, habe ich manche Leute kennen gelernt, denen jeder höhere Sinn im sittlichen wie im Staatsleben abging, denen alle erforderlichen Eigenschaften mangelten, und die dessen ungeachtet hoch erhoben worden sind, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil sie nie in ihrem Leben eine bestimmte Meinung hatten. Das sind die kühnen Schiffer, die allezeit mit dem Strome fahren und vor dem kleinsten kräuselnden Wellchen, das ein männliches Anstreben gegen die herrschende Volksmeinung oder das bestehende Volksvorurtheil erregen würde, zurückbeben.

Ein Virginier macht nicht viele Worte: offen spricht er, wie er's meint, und seine Handlungsweise geht geradezu. Er sieht weniger auf den Namen, als auf die Sache; und hat er das Wesen einmal, so liegt ihm wenig am Schatten. Die englischen Benennungen sind noch über den ganzen Staat hin beibehalten, und ein Gesetz, althergebrachte und loyale Titel in Worte von republikanischerem Klange umzuändern, gibt es nicht. Einige von den Grafschaften heißen noch: König Wilhelm, König Georg, König und Königin, Prinz Edward, Prinz Georg, Prinz Wilhelm und Prinzessin Anna. Williamsburg, zu Ehren des Königs so genannt, hat, um dem Königthume noch eine größere Ehre anzuthun, gleichlaufende Straßen in der Gestalt eines W. Ein Glück, daß des Monarchen Anfangsbuchstabe nicht ein Z war! Namen sind ein Theil der Geschichte und sollten nicht ohne Noth geändert werden. Republikanische Siegeszeichen sind in einigen Fällen oft wirksamer, wenn man sie nicht zur Schau trägt; wie z. B. der feierliche Umzug, den man ohne die Bilder des Brutus und Cassius hielt, die Römer nur um so mehr an diese ihre großen Mitbürger erinnerte. Ein großer Römer sagte, es sey besser, daß man ihn frage, warum er keine Standbilder habe, als warum er habe; so ist es vielleicht für Virginien besser, die aus der Zeit der königlichen Herrschaft herstammenden Namen beizubehalten, gerade um Das, was es für die Republik that, um so lebhafter und bleibender ins Gedächtniß zu rufen.

Gaudet equo. Die Virginier sind große Pferdefreunde und auf der Rennbahn ganz daheim; die Pferde sind vortrefflich und, um bessere zu finden, müßte man nur in die arabische Wüste gehen. Ein Virginier setzt gern bedeutende Wetten auf ein Lieblingsroß und zahlt auch, wenn er verliert, ohne Zaudern und saure Mienen, während doch sonst ein williger Zahler im Allgemeinen so schwer zu finden ist, als ein „freudiger Geber.“ Des Pflanzers freigebiger Sinn und reichlich spendende Hand nöthigen ihn bisweilen zum Borgen, ehe seine Ernten versilbert sind, und Geldsauger gedeihen in Virginien so üppig, als anderswo. Geiz und Habgier wuchern am häufigsten neben der Verschwendungssucht, und nirgends sieht sich ein Filz besser als unter Verthuern. Da sie nun während ihrer Lebzeiten so viel mit einander zu verkehren haben, so bleiben sie auch im Tode, dem Dichter *) zufolge, ungetrennt, nach dessen Schilderung sie in alle Ewigkeit sich damit abarbeiten, mächtig große Steinblöcke von entgegengesetzten Seiten hinauf- und zurückzuwälzen, wobei sie sich, wenn sie in der Mitte zusammentreffen, scheltend zurufen, die Einen: „warum greifst du so fest?“ die Andern: „warum verschleuderst du?“ Wenn indessen auch in Virginien die Wucherer reich werden, so werden die Pflanzer darum doch nicht arm; sie borgen

*) Shakespeare's König Heinrich IV. (Falstaff's Erzählung seiner Heldenthat und Prinz's Frage.)

*) Dante. S. s. Hölle, Gesang 7, Vers 25 ff.

So mußte kreisen hier das Volk umher,
Mehr Volk, als jemals, dünkt mich, Räume faßten;
Und hier und dorten sah ich mit Geheul
Sie mit der Brust fortwälzen große Lasten.
Und trafen sie zusammen, kehrt' in Eil'
Ein Jeder wieder um, und diese schrieen:
Was hältst? — und: Was wirfst weg? der andre Theil.

nur zu Einer Zeit im Jahre; der Nichtborgenden sind wenigsten eben so Viele, als der Borgenden, und selbst diese entleihen keine großen Summen. In Virginien würde Jemand, der sich beigehen ließe zur Anfechtung eines Vertrags, und wenn er darin auch um 50 Procent übernommen worden wäre, eine wucherische Uebernahme vorzuschützen, selbst aus der schlechtesten Negerhütte hinausgeworfen werden; er müßte sicherlich das Land räumen, denn Worthalten gilt hier mehr als das höchste Gesetz.

(Schluß folgt.)

Ueber die Abstammung der Tzengaris oder Zigeuner.

(Fortsetzung.)

Der Stamm der Tzengaris, an der Küste von Concan auch Vangaris, und an der von Malabar Sukatir genannt, besteht aus Nomaden. Ich habe Gelegenheit gehabt, oft ganzen Banden von ihnen bei der herrlichen alten Stadt Visapour zu begegnen; auch in den Umgebungen von Bangalur und Mahissour (das wir unrichtig Mysore nennen, wie wir überhaupt die orientalischen Namen entstellen) habe ich deren getroffen. Die hindustanischen Tzengaris haben im Allgemeinen eine braungelbe Farbe, was den Namen „schwarze Hindus" rechtfertiget, den ihnen die Perser geben. Die Mahratten selbst bezeichnen sie mit dem Schimpfnamen Sudas (Spitzbuben). Während des Krieges plündern und rauben sie, versorgen die Heere mit Nahrungsmitteln und aus sich selbst mit Spionen und Tänzerinnen (Kantschinis). Zur Friedenszeit verfertigen sie grobe Leinwand, und handeln mit Reiß, Butter, Salz, Toddi, Calu, Arrac, *) Opium, Guraku, **) Pan, ***) u. s. w. Sie sind Hausirer, die ihre Kaufwaaren auf ihren Ochsen von einem Orte zum andern führen. Ihre Weiber sind hübsch und wie die meisten Hindus gut gebaut, aber der ekelhaftesten Wollust ergeben; sie erziehen junge Mädchen, die sie nachher an Europäer verkaufen; endlich beschuldigt man sie den Rakchasas oder bösen Geistern Menschenopfer zu bringen und Menschenfleisch zu essen. Die Tzengaris üben beinahe überall das Handwerk der Unterhändler aus; die Frauen verkünden Denen, die sie um Rath fragen, für baares Geld die Zukunft. Dazu wenden sie eine Trommel an, durch deren Schlag sie vorgeben, die dienstbaren Geister zu erwecken; dann sprechen sie mit geheimnißvoller Miene und seltener Zungenfertigkeit eine Menge der wunderlichsten Worte aus, und enthüllen, nachdem sie sorgfältig den Stand der Sterne und die Lineamente der Hand der Personen, welche sie um Rath zu fragen kommen, betrachtet, ernst und nachdrucksam Glück oder Unglück. Ihre Frauen treiben auch das Geschäft des Tatuirens, und machen mit diesem Talente die Weiber der Hindus vertraut; sie zeichnen Sterne, Thiere, Blumen ꝛc. an die Arme, ritzen die Umrisse mit einer Nadel, und reiben die Nadelstiche mit dem Safte von Pflanzen, gerade wie ich es in Amerika sah. Das auf diese Weise auf der Oberfläche des Körpers entstandene Bild ist unauslöschbar. Endlich sind die Tzengaris bereit, jedes Handwerk zu treiben, wie es eben die Gelegenheit erfordert. Sie leben unter sich in Familien; es ist nicht selten, Vater und Tochter, Oheim und Nichte, Bruder und Schwester mit einander verehlicht und sich wie die Thiere vermischen zu sehen. Sie spielen gern, sind mißtrauisch, lügnerisch, Trunkenbolde, Feiglinge und ohne allen Unterricht; sie verachten die Religion und glauben an nichts als an böse Geister und an Vorherbestimmung. In den mahrattischen Staaten ist hauptsächlich die Provinz Mahrat die Wiege dieses Volkes, — ein Landstrich, in den Gebirgen oder westlichen Gahr's gelegen, der aber auf allen englischen und französischen Karten unbezeichnet ist.

Der sanskritische Name der Mahratten ist Maha-Rashtra (große Krieger). Die Mahratten sind von hindustanischem Geschlechte und stammen von der Kaste der Sudras, welche wieder den Stamm der Paria in sich begreift. Sie sind in drei Stämme getheilt: in Pächter, Schäfer und Kuhhirten. Man hält die Mahratten für treffliche Reiter, aber auch für große Marodeurs; auch sie sind völlig ununterrichtet und lassen den Brahminen die Führung der Staatsgeschäfte und die Verwaltung der Finanzen. Die von den drei ersten Kasten ausgestoßenen Menschen bildeten den großen Stamm der Parias, und aus ihnen gingen die umherirrenden Tzengaris und Vangaris hervor. Sie gründeten ein eigenes Volk, sind unerachtet ihrer mahrattischen Abkunft unabhängig von der Religion des Brahma und den Gesetzen des Menu, welcher die unermeßliche Bevölkerung der Hindus in eine politische und religiöse Gesellschaft vereinigt hatte, und leben in großer Anzahl über verschiedene Gegenden von Hindustan zerstreut. Die Feststellung des Zeitraums, in welchem die Tzengaris begannen sich außerhalb ihrer Heimath zu verbreiten, ist eine schwere Aufgabe. Ich glaube, daß diese Zerstreuung eine Folge des Einfalls Timurs (Tamerlans) in dieses schöne Land war, und sie begann wahrscheinlich nach der Eroberung von Delhi. Diese Stadt ergab sich den 8 Januar 1399 und wurde den 17ten desselben Monats geplündert und verheert. Timur war 1398 in Hindustan eingerückt (nicht 1408 wie Grellmann behauptet); er kehrte nach Samarcand, der Hauptstadt seiner weitläuftigen Besitzungen, im Monate Mai 1399 zurück. Der berühmte Scherif-Eddin erzählt, daß Timur seine Eroberung mit dem Morde von 100,000 gefangenen Persern und Hindus befleckte. Die vorrückenden Mongolen verbreiteten darum einen solchen Schrecken über alle Theile von Indien, daß eine große Anzahl Familien aus dem unglücklichen Lande flüchtete. Es ist begreiflich, daß die Hindus der ersten drei Kasten, deren Anhänglichkeit an ihr Vaterland so groß ist, dieses Beispiel im Allgemeinen wenigstens nicht nachahmten; zudem hätte es ihnen auch ihre Religion untersagt. Aber die gedrückten Sudras und ausgestoßenen Parias hielt kein theures Band zurück; überdieß sind sie solche Landstreicher, daß ich deren in Abyssinien, Arabien, Tzuakem, längs des persischen Meerbusens, zu Pinang, Singapur, Malaca, auf den Manillen und Celebes-Inseln, zu Anyer,

*) Toddi, Calu und Arrac sind drei verschiedene Getränke.

**) Guraku ist eine wohlriechende Mischung, welche man in den Huka raucht.

***) Dieß ist der Name des Blattes des Betelpfeffers (piper betel). Die Indier haben die Gewohnheit, ein Stück Arekwurzel mit Tabak und Kalk vermischt und in dieses Blatt gewickelt zu kauen. Sie nennen diese Mischung Pan und wie Betel Mischt man noch Gewürze dazu, so heißt sie Kili.

ja selbst in China gesehen habe. Darf man demnach nicht annehmen, daß die Tzengaris, die gewohnt waren in offenem Felde zu leben und die außer aller gesellschaftlichen Gemeinschaft mit den Hindus standen, die Gelegenheit benutzten, die ihnen größere Vortheile bot, und als Spione und Lieferanten den mongolischen Heeren dienten? daß ein Theil von ihnen Timur auf seinem langen Zuge durch Kandahar, Persien und die Bukharei begleiteten? daß sie, nachdem sie so die kaspischen und kaukasischen Länder durchwandert und hinter sich allenthalben gleichsam eine Kette von Familien zurückgelassen hatten, zum Theil in Rußland, zum Theil in Kleinasien ihren langen Weg beschlossen? daß ein anderer Hause sich gegen Seguistan, Mekran, Kirman, Fars, Khusistan, Irak-Arabi, Aldjezirah wandte, und eine dritte Kolonne Syrien, Palästina und das steinichte Arabien durchzog und über die Erdenge von Suez nach Aegypten und von da nach Mauritanien kam? Ist es denn so unwahrscheinlich, daß diese unermüdeten Wanderer von dem schwarzen Meere und aus Kleinasien endlich durch Hülfe der Türken auch nach Europa herübergelangten, wo sie in dem Kriege der Osmanen gegen das griechische Reich ebenfalls wieder als Spione und Lebensmittelverkäufer dienten? *) Ist es nicht leicht möglich, daß die ersten nach Europa gekommenen Tzengaris sich in der europäischen Türkei ansiedelten, wie schon Aventin behauptet, und daß sie von da in die Wallachei und Moldau zogen? Wirklich sah man sie auch im Jahre 1417 in Ungarn; zu Ende desselben Jahres erschienen sie in Böhmen und in Deutschland, **) 1418 findet man sie in der Schweiz (nach Stumpf und Gruter) und 1422 in Italien. ***) Pasquier führt ihr Bekanntwerden in Frankreich bis 1417 zurück; er sagt, daß sie sich für Christen ausgaben, von den Sarazenen aus Unter-Aegypten vertrieben, und daß sie aus Böhmen gekommen seyen. Von Frankreich zogen sie nach Spanien und Portugal (wie Cordova versichert), und gingen später unter der Regierung Heinrichs VIII auch nach England. Ihre Horden waren gewöhnlich aus 2—300 Menschen, Männern und Frauen, gebildet.

(Schluß folgt.)

*) In der That sagten die ersten Tzengaris, welche nach Ungarn und Böhmen kamen, daß sie über das kaspische und schwarze Meer gefahren seyen.

**) Münster, Cosmographie. Vol. III Cap. V.

***) Muratori, Annali d'Italia Tome IX pag. 405. Cronica di Bologna Tome XVIII. Rerum italicarum ad annum 1422.

Jahreszeit, Fieber und seltsamer Aberglaube in Rußland.

(Aus dem United service Journal.)

Wenn der Winter in Rußland seine Plagen hat, so ist der Sommer nicht viel angenehmer. Vielleicht möchte sich Jemand aus der Kälte des erstern noch weniger machen, als aus der Hitze des letztern, wenn man nur für die Unannehmlichkeiten, die man in diesen Jahreszeiten auszustehen hat, durch die zwischen beiden Extremen liegenden Frühlings- und Herbst-Monate entschädigt würde. Der Frühling mit seinen holden Vorboten ist in Rußland unbekannt. Heute liegt das Land, so weit das Auge reicht, noch unter einer undurchdringlichen Decke von Schnee und Eis begraben, ein Bild des Todes und der Grabesstille — morgen ist Alles wie durch einen Zauberschlag umgewandelt. Der Wind ist umgesprungen; die Luft ist klar geworden, und die Sonne, an deren Daseyn man gestern noch hätte zweifeln mögen, ist bereits unerträglich wegen ihrer drückenden Hitze. Die Schneemassen, welche den Boden klaftertief bedeckten, verschwinden in wenigen Tagen, und die Pflanzen und Gräser dringen eiligst aus dem Boden hervor. Der Landmann, der sich noch zu Anfang Mai's in seiner niedrigen Hütte kaum vor Kälte schützen konnte, säet gegen Ende dieses Monates seine Feldfrüchte aus, und ehe noch zwei Monate vergangen sind, werden die Ernten eingeheimst, und der Winter ist wieder vor der Thüre. Das Wachsthum der Pflanzen geht so rasch vor sich, daß man sich daran kaum erfreuen mag, und der Boden, der kurz zuvor tief unter Schnee begraben lag, nimmt die Natur eines Treibhausbeetes an. Im Gouvernement Kasan, einem der fruchtbarsten Länderstriche des Kaiserreiches, findet man durchaus den fettesten Gartenboden, und hier wächst der schönste Weizen, der oft mannshoch in Halme schießt. Kaum aber ist er ausgesäet, so hat er auch schon seine volle Größe erlangt, und bald darauf hat sich sein frisches Grün auch schon in das Gelb des Herbstes verwandelt, und er verschwindet vom Felde und läßt nichts zurück als seine Stoppeln, die bald wieder vom Schnee bedeckt werden. Hier kommen unter freiem Himmel, wie in einem Treibhause, alle Südfrüchte fort, die zu ihrer Reife nur eine kurze Zeit bedürfen. So wächst hier z. B. an dumpfigen Orten der schönste Spargel, der den in unsern Gärten so sorgfältig gezogenen weit an Wohlgeschmack übertrifft; desgleichen köstliche Melonen, vorzüglich Wassermelonen (cucurbita citrullus), wie ich sie nie anderswo sah, obgleich sie der Bauer wie Korn in offenes Feld aussäet, und sie dann getrost der Pflege der Mutter Natur überläßt. Dagegen werden Gewächse, die längere Zeit zur Reife bedürfen, hier nicht gedeihen, außer in Gärten und Treibhäusern. Unser gewöhnlicher Pflaumenbaum wird dort, wie bei uns der Orangenbaum, in besondern Töpfen im Treibhause gezogen, und nur an den schönsten Sommertagen in die freie Luft gestellt; die Schlehe, die bei uns überall wild auf dem Felde wächst, würde man eben so behandeln müssen, wenn man davon Früchte erzielen wollte. Dessen ungeachtet ist es nicht selten, daß die Hitze fünf bis sechs Wochen lang bis zu 30° Reaumur im Schatten steigt, und der ununterbrochene Sonnenschein während dieser Zeit macht einen Aufenthalt in den nördlichen Provinzen nicht minder unangenehm, als die außerordentliche Kälte des Winters.

Gegen Ende des Junius und zu Anfang des Julius ist die Abenddämmerung kaum vorüber, als auch schon die Morgendämmerung beginnt, so daß man um Mitternacht, auch wenn kein Mond scheint, ziemlich bequem eine nicht allzu kleine Druckschrift lesen kann. Diese kurze, aber fruchtbarliche Hitze scheint die kalten Regionen auf wenige Wochen in ein Tropenland verwandelt zu haben. Gegen zehn Uhr Morgens werden alle Arbeiten, selbst bei den unteren Volksklassen, eingestellt und alle Fensterläden bis auf die gegen Norden gerichteten verschlossen. Von dieser Stunde an bis Nachmittag drei Uhr sind die Straßen der Städte und Dörfer wie ausgestorben; jeder Einwohner sucht in seinem Garten oder seiner Wohnung Schutz gegen die versengende Hitze, und die Meisten verschlafen diese Zeit. Luft und Boden sind so durchglüht, daß man, aus einem schattigen Orte an eine Stelle die von der Sonne beschienen wird hervortretend, vor der Mündung eines stark geheizten Ofens zu stehn glaubt. Hiedurch werden Körper- und Seelen-Kräfte so erschlafft, daß man zu jeder Beschäftigung unfähig wird. Nimmt man aus Langweile ein Buch oder eine Zeitung zur Hand, so fühlt man sich sogleich so von Schweiß übergossen, daß man das Blatt gern wieder wegiegt und sich begnügt, gedankenlos die vier Wände anzustarren, indem man sich nach der Rückkehr der bessern Zeit sehnt, wo eine Alles durchdringende, aber doch zugleich stählende und stärkende Kälte herrscht.

Der Sommer in diesem Lande ist auch noch darum merkwürdig, daß von Ende Mai's bis Anfang Septembers kein Regen fällt und Ungewitter sehr selten sind — eine Erscheinung, die wahrscheinlich ihren Grund in der Abflachung des Landes hat. Auf fünfhundert Meilen um Perm und Kasan in die Runde ist nicht eine einzige bedeutende Erhöhung, und der ganze Landstrich von Kiew bis an den Ural, in einer Breite von fünfhundert Meilen, kann eine Ebene genannt werden, die nur hie und da durch niedrige Hügelreihen unterbrochen wird. Die außerordentliche Fruchtbarkeit von Kasan, deren oben bereits erwähnt worden, hat ihren Grund vorzüglich in den Ueberschwemmungen der Wolga, die jährlich zur bestimmten Zeit so regelmäßig als der Nil in Aegypten austritt, und

hiedurch das ganze Land, auf eine Entfernung von zehn Meilen von seinem Bette, fünf oder sechs Wochen lang in einen See verwandelt. Diese Ueberschwemmungen der Wolga und der andern großen Flüsse Wiatka, Kama, Kinel, Irgis u. s. w., die ihr zinsbar sind, geben den Gegenden, die sie durchströmen, zugleich Leben und Fruchtbarkeit. In dieser Jahreszeit kann man zum Vergnügen oder in Geschäften auf großen zweimastigen Schiffen, die sechs bis zehn Kanonen führen und oft gegen hundert Passagiere an Bord haben, über Wiesengründe und Kornfelder weg die benachbarten Städte besuchen, die eben wegen dieser Ueberschwemmungen alle auf Anhöhen erbaut sind; und wenn die Gewässer wieder in ihre Ufer zurücktreten, lassen sie den Boden mit einem drei Fuß hohen Schlamm bedeckt, aus welchem während der heißen Jahreszeit die Pflanzen rasch und kräftig wie in einem Treibhausbeete emporschießen. Zu gleicher Zeit lassen sie aber auch in tiefer gelegenen Gründen hier und dort einen Pfuhl zurück, worin das Wasser mehrere Monate stehen bleibt, faulig wird, und in diesen meistentheils sehr gesunden Gegenden, während der Monate Julius und August, bösartige Fieber erzeugt. Das Gouvernement Uha insbesondere wird um diese Zeit von einem Wechselfieber heimgesucht, das die Kranken nur jeden siebenten Tag befällt, aber so gefährlich ist, daß es meist den Tod nach sich zieht. Auch in und um Kasan herrschen sehr häufig Wechselfieber, die jedoch nicht so gefährlich sind. In Kasan sind es tägliche oder doch dreitägige, selten aber viertägige Fieber, die sich von den Fiebern anderer Gegenden dadurch unterscheiden, daß der Kranke wenig Frost, aber ein heftiges Reißen im Rückgrat empfindet, worauf sich sehr starker Kopfschmerz einstellt, während dessen der Puls wie ein Hammer schlägt. Die russischen Aerzte wenden gegen diese Fieber hauptsächlich die Chinarinde an.

Die Russen knüpfen an diese Krankheiten einen ganz eigenthümlichen Aberglauben, von dem wahrscheinlich außer Rußland noch nichts bekannt ist und der nicht bloß unter dem gemeinen Volke herrscht. Man stellt sich nämlich das Wechselfieber als ein Weib vor, das in der Stille der Nacht umherschleicht und seine Opfer oft nach sehr grillenhafter Laune aussucht. Man nennt dieses Gespenst Lichoratka, ein Name, mit dem die Krankheit selbst bezeichnet wird. Um die Vorstellungen, die sich der Russe von diesem Unhold macht, in ein deutlicheres Licht zu setzen, will ich hier, was mir der Archimandrit Israel von Kasan, ein Mann, der seines aufgeklärten Verstandes und seines unbescholtenen Charakters wegen allgemein geachtet wird, darüber mittheilte, in seinen eigenen Worten berichten:

„Ich war zwanzig Jahre alt, so erzählte er mir, und Sekretär des Klosters Simbersk, dessen Abt mir mit besonderer Neigung zugethan war: und er war es auch, der mich bewog, in den geistlichen Stand zu treten. Eines Abends in der Butterwoche (zu Anfang der großen Fasten) hörte ich in einem benachbarten Hause Musik und Tanz, und obgleich mir streng verboten war, bei Nacht aus dem Kloster zu gehen, so fand ich doch Mittel, es unbemerkt zu verlassen und mich nach dem Fenster der Stube hinzuschleichen, wo der Tanz gehalten wurde. Obgleich das Zimmer zu ebener Erde lag, so waren die Fenster doch so hoch, daß ich die fröhlichen Gäste nicht sehen und also meine Neugierde nicht befriedigen konnte. Nur mit Mühe und nicht ohne große Furcht entdeckt zu werden, gelang es mir endlich so hoch hinanzuklettern, um zu meinem großen Vergnügen einen Blick in die muntere Gesellschaft zu werfen, unter der ich mich so glücklich gefühlt haben würde. Allein mein Vergnügen sollte nicht lange dauern, denn kaum hatte ich einen Ueberblick des fröhlichen Getümmels gewonnen, als auf einmal ein großes hageres Weib, von sehr schönem Gesicht, aus der Mitte der Tanzenden hervortrat und die Augen starr auf mich gerichtet auf das Fenster zuschritt, wo ich mich befand. Eine geheime Ahnung sagte mir sogleich, daß Dieß die Lichoratka sey, die mir schon so oft von Andern beschrieben worden war. Erschrocken sprang ich herab und schlich nach Hause. Angstvoll legte ich mich zu Bette und erwachte etwas nach Mitternacht im Fieber. Fünf Wochen lag ich krank und mein guter alter Abt besuchte mich während dieser Zeit täglich und behandelte mich mit ausnehmender Güte. Nach Verlauf dieser Zeit fiel mir ein, mir durch meinen Aufwärter meinen alten Wolfspelz, den ich während meiner Inspektionsreisen im Winter zu tragen pflegte, von der Bodenkammer bringen zu lassen, um ihn der bessern Wärme wegen über mein Bett auszubreiten. In der folgenden Nacht erschien mir die Lichoratka im Traume, wenn es anders ein Traum und nicht eine wirkliche Erscheinung war, in derselben Kleidung, wie ich sie fünf Wochen vorher gesehen hatte. Sie trat in mein Zimmer und ging ganz nahe auf mein Bett zu. Als sie dicht vor mir stand, machte sie eine drohende Bewegung mit der Hand, erhob dann das Haupt und sagte lächelnd: „Pfui, wie stinkt der Pelz! Ich mag hier nicht länger bleiben und will zu Jessipow gehn.“ Dieß war der Schreiber des Klosters, ein junger kräftiger Mann, der während meiner Krankheit mit dem Abt mein Geschäft versehn hatte. Als der Abt mich am nächsten Morgen besuchte, erzählte ich ihm meinen Traum, worauf er erwiderte, daß ich jetzt gesund sey. Da er mich etwas ungläubig lächeln sah, wurde er fast ungehalten und versicherte mir feierlich, daß das Fieber nicht wiederkehren würde, wobei er mir zur Bestärkung seiner Voraussagung eine Menge ähnlicher Geschichten erzählte. Endlich durch seine vielen Beispiele überzeugt, und obgleich dadurch natürlich um Vieles getröstet, dachte ich doch nicht ohne Besorgniß an den armen Jessipow, der vielleicht durch mich und meinen Pelz in gleiche Gefahr gekommen war. Allein der alte Mann hieß mich darüber guten Muthes seyn, da er kein Beispiel wisse, daß die Lichoratka so boshaft sey. Um mich noch mehr zu beruhigen, schickte er meinen Wärter zu dem Schreiber, um ihn holen zu lassen; allein wie groß war unser Erstaunen, als er zurückkam und uns meldete, Jessipow könne nicht kommen, weil er zu Bette liege und die Lichoratka habe. Der arme Mensch lag den ganzen Herbst hindurch darnieder und mit Anfang Winters begruben wir ihn.“

Hundert dergleichen Geschichten kann man in jeder russischen Familie erzählen hören, und ich kann Fremden nicht genug rathen, kein Lächeln oder sonst ein Zeichen der Ungläubigkeit blicken zu lassen, wollen sie anders nicht für Freigeister oder unvernünftige Menschen gelten.

(Schluß folgt.)

Fortgesetzte Herausgabe von Handschriften des Vaticans.

Monsignor Mai, der unermüdliche Bibliothekar des Vaticans, hat den IV. und V. Band seiner „Scriptorum Veterum Nova Collectio“ aus Handschriften des Vaticans herausgegeben. Der vierte Band enthält die noch nicht in Druck erschienenen Verhandlungen einer Synode zu Konstantinopel unter dem Kaiser Manuel, im Jahre 1166, deren Berathungen die Worte Christi: „quia pater meus major me est“ zum Gegenstande hatten. Den größten und wichtigsten Theil dieses Bandes aber bildet ein Katalog der arabischen Handschriften in der vaticanischen Bibliothek, deren 787 aufgezählt sind, und die in vier Abtheilungen zerfallen: 1) Handschriften von christlichen Schriftstellern; 2) von mohammedanischen, worunter mehrere Korans; 3) von christlichen und mohammedanischen; 4) Manuskripte, die der gelehrten maronitischen Familie der Assemani gehörten und von Papst Klemens XIII für die vaticanische Bibliothek angekauft wurden. Dieser Katalog verspricht gelehrten Orientalisten eine reiche Ernte; außer biblischen Werken und arabischen Uebersetzungen des alten Testamentes, finden sich darunter Werke über Poesie, Arzneikunde, Astronomie und Chemie, Wissenschaften, die in der Blüthezeit des arabischen Reiches vorzüglich angebaut wurden. Dabei befindet sich auch ein Verzeichniß der wenigen persischen und türkischen Handschriften der vaticanischen Bibliothek, so wie zwei historische Fragmente des Giuseppe Simonio Assemani; das eine über ketzerische Schriften des Morgenlandes, das andere über die christliche Bevölkerung des alten Patriarchates von Antiochia. — Der fünfte Band von Mai's Werk enthält die reiche Sammlung christlicher Inschriften, lateinisch und griechisch vom Anfang unserer Zeitrechnung bis zum Jahre 100 n. Chr. G., ein Werk vieljähriger Arbeiten von Monsignor Marini, zu dessen Herausgabe dieser gelehrte Prälat nicht selbst Zeit fand und das er dem Vatican vermachte. Der zweite Theil dieses Bandes enthält anderweitige Kataloge 1) der syrischen Handschriften, die der Vatican erwarb seit die Assemani ihren Katalog (1758 bis 1759) herausgaben, hierunter befinden sich die von den Assemani erworbenen, 204 an der Zahl; 2) das Verzeichniß von 80 Manuskripten, als Anhang zu dem von Assemani im Jahre 1756 herausgegebenen hebräischen Katalog; ferner die Aufzählung einiger äthiopischen, slavonischen, armenischen, indischen und 80 koptischen Handschriften; endlich zwei Abhandlungen des Giuseppe Simonio Assemani über die Nation der Kopten, die nestorianische Streitfrage und die christlichen Nationen des Orients.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 87. 28 März 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

2. Virginien.

(Schluß.)

Die Virginier sind nicht durchgängig so fromm, daß es nicht ein gottseliges Werk wäre, wenigstens für einige Theile ihres Gemeinwesens, Gelder „zur Bekehrung der Heiden" auszuwerfen. Der Kirchen gibt es wenige und nur in weiten Zwischenräumen von einander gelegene. Die Leute gehen in die Kirche, wenn sie eine in der Nähe haben, d. h. bloß so ein Dutzend engl. Meilen entfernt, denn hier zu Lande hat man gar weite Begriffe vom Raume; allein wenn sie dann versammelt sind, so begegnet es ihnen gar leicht und häufig, daß sie sich in einzelnen Häufchen zu einander stellen und über weltliche Materien, als da sind — Staatsangelegenheiten und Rosse, plaudern. Unter der Kolonialregierung, wo die Kirche mit dem Staate verbunden war, hatte jedes Kirchspiel die Verpflichtung einen Pfarrer zu halten, der seine Pfarräcker und seine in Tabak bezahlte Besoldung bekam. Auf unserer Shoals-Insel erhält noch bis auf den heutigen Tag der Geistliche seine Besoldung in getrockneten Stockfischen, allein so spärlich zugemessen, daß er selbst der apostolischen Beschäftigung des Fischfangs nachgehen muß. Diesen Eilanden hatte einst Kapitän Smith seinen Namen beigelegt gehabt; allein die Namen sind so vergänglich wie die Dinge. Tabak war, wie Sie wissen, in Virginien ehedem eine so gesetzlich erlaubte Zahlungsmünze, als die Kauris in Temboktu; und Tabaknoten, oder Empfangscheine vom Inspektor, cirkulliren bis auf diesen Tag. Sie erinnern sich vielleicht noch der aus der Kolonialzeit herstammenden Kirchen im virginischen Unterlande, die, aus eingeführten Backsteinen aufgeführt, von der Mehrzahl der übrigen Gebäude im Staate abweichend, in einem wirklich hübschen Style gebaut waren. Diese sind nun alle verfallen; Strauchwerk wächst in ihren Mauern, und in den Schwibbogen nisten Vögel und Fledermäuse.

Der Sonntag ist ein Tag, an welchem kein Virginier allein speisen wird, wenn er seinen Nachbar zum Mittagessen haben kann; und trefflich ißt man fürwahr bei ihm. Schinken (den Mund gewischt, Freundchen, s'ist virginischer Schinken) mit Kohlkraut oder grünem Gemüse darf keinen Tag auf dem Tische fehlen. Nach der Mahlzeit sind nur Wenige hier zu Lande jener bescheidenen Fröhlichkeit feind, die ein Glas guten Weins wohlthuend erweckt, denn selbst in dieser Heimath der Krausemünzwasser (mint-juleps) und Stärkmittel wider die Nebel (anti-fog-matirs) steht der Rebensaft in Ehren. Am Schlagfluß stirbt übrigens Niemand; denn Groß und Klein ist allezeit zu Pferde — ein Virginier, jung oder alt, ist in der That ein halber Centaur und reitet häufig seine zwanzig (engl.) Meilen zum Mittagessen.

Es gibt in Virginien nur wenig gute Wirthshäuser auf dem Lande — aus dem einfachen Grunde, weil die Einwohner so gastfrei sind, daß ein Wirth nur schlecht seine Rechnung findet. Ein Fremder ist in eines jeden Pflanzers Hause willkommen, wiewohl er in den deutschen Distrikten von der Gastfreundschaft nicht eben fett werden oder in den Wirthshäusern zum längeren Bleiben gedrängt werden würde, wenn er seinen letzten Silberling ausgegeben hat.

Die niederste Klasse in Virginien ist die „des armen weißen Mannes" oder, wie ihn der Neger heißt, „des armen Buckra. *) Ein solcher ist selbst für den schwarzen Sklaven ein Gegenstand des Mitleids oder des Spotts. Diese Leute sind in Allem, das wandernde Leben ausgenommen, wahre Zigeuner, da sie nicht nur keinen Grundbesitz, sondern nicht einmal ganz bestimmte Begriffe von Eigenthum haben, und kaum irgend einen Unterschied zwischen Mein und Dein machen. In Unwissenheit aufgewachsen, leben sie in Nichtsthun hin; und predigen thatsächlich durch ihr Leben die unwidersprechliche Nothwendigkeit von Volksschulen und Gesetzen, die zu deren Besuch zwingen.

Die „alten Feldschulen" sind zwar reich begabt, aber schlecht geleitet. Sie werden eben nicht viele Patrik Henry's **) bilden. Die Pflanzer halten Privatlehrer und manchmal treten Mehrere zusammen, um die Kosten einer Privatschule zu bestreiten. Das Schulhaus ist eine Blockhütte, zu der Wind und Wetter freien Zugang haben. Die Mädchen kommen geritten oder gefahren, von Dienstboten begleitet, die das Essen mitbringen. Die Knaben gehen zu Fuße und werden von allen Hunden der Pflanzungen begleitet, so daß sich die Köter zu den Knaben wie sieben zu eins verhalten, und bei Nacht, wenn die Schule

*) Offenbar das korrumpirte französische „bougre (armseliger Kerl)."
**) Patrik Henry — Sachwalter in Virginien, ausgezeichnet als Staatsmann und Redner zur Zeit des amerik. Freiheitskriegs.

aus ist und Hunde und Buben mit einander heimkehren, weithin fröhliches Gebell und lautes Jauchzen erschallt.

Viele von den Pflanzungen haben fünftausend Morgen Flächeninhalt, und Jefferson, keineswegs ein sehr bedeutender Pflanzer, besaß immerhin gegen dreihundertundfünfzig Morgen Mais, eben so viele Morgen Klee, und eine gleich große Anzahl Morgen Kartoffeln, Bohnen und Erbsen: das heißt denn doch den Landbau nach einem größern Maßstabe treiben, als wohl der alte römische Feldherr und Pflanzer Cincinnatus that.

Ich wollte jetzt nur, ich könnte den fröhlichen, aufgeräumten Neger malen, den ungeschilderten und nicht zu schildernden, dessen Lachen so schnell bei der Hand, und ein solcher Donnerausbruch von Freude ist, daß Einem der Gedanke weh thut, daß er, den man so leicht lachen machen kann, nur je weinen sollte. An einem stillen Abend können Sie sein langes und schallendes „gussoh" meilenweit hören. — Allein Sie vergönnen mir ja keinen Raum zu ausgeführten Skizzen, Sie binden mich an zwei Unmöglichkeiten:

„Es soll witzig seyn und kurz dabei"

Nun denken Sie sich einmal, Sie ritten immer fort und fort durch den grünen Wald, bis Ihnen, wie Jaques, die Lust anwandelt, „unter dem Schatten melancholischer Aeste zu wohnen;" *) weit und breit keine menschliche Wohnung; plötzlich aber stoßen Sie auf eine Menge reicher Equipagen mit schönen Rossen, die losgeschirrt und an Bäume gebunden sind. Näher gekommen, hören Sie Jubelgeschrei, fröhlichen Lärm und „Dideldum dideldey." Musik und Tanz lockt Ohr und Füße, und — fehlen die Nymphen und Dryaden — so gehen Sie nur zu, und Sie erblicken, weit umleuchtend Gruppen oder Sternenkreise von Damen, wie man sie nur in Virginien oder Spanien sieht. Um diese reihen und drehen sich die Trabanten, die gewöhnlich der Glanzbahn der Schönheit nachziehen. Sie gewahren einen großen kreisrunden Raum, überspannt mit Segeltuch oder mit Zweigen überflochten, wo die Leichtherzigen und Leichtfüßigen nach den Tönen der Violine und Querpfeife sich drehen, während die Gesetzteren und an Jahren Gewichtigeren in einiger Entfernung unter Bäumen, je vier und vier an Tischen sitzen, und gar eifrig und gespannt auf kleine pappene Parallelogramme blicken, die sie von Zeit zu Zeit mit Macht auf die Tischplatte hinwerfen. **) Dort erblicken Sie eine Reihe von Tischen, an denen man ein Regiment festlich bewirthen könnte, und Lagerfeuer, an denen alles Fleisch und Geflügel gebraten wird, mit Inbegriff eines „ganzen Schweins," das eben das Barbacue ***) ausmacht, und dem Fest den Namen gibt.

Wenn das Festmahl fertig ist, weihen Sie dann ihre Dienste den Sternenkreisen — denn der erste Speise-Aufsatz ist für die Damen, denen die Herren aufwarten, wie der Genius Aladdin bediente. Der zweite Gang ist für die Gutsherren (Lords), denen ihre Aufseher und Sklaven aufwarten. Nach ihnen kommt die Reihe auch an die Aufseher, deren Tischbedienung ihr Geschäft mit nicht minderer Begeisterung verrichtet, als diejenige der Damen. Einem Barbacue wohnen von 500 bis zu 800 Theilnehmer bei, und nur da, wo ein recht geselliges Leben herrscht, kann dieses Fest so zahlreichen Besuch und bleibendes Gedeihen finden. Zuweilen ladet aber auch ein Candidat *) oder ein Staatsbeamter die ganze Grafschaft ein, und dann ist natürlich die Zahl der Gäste größer. Bei dieser Gelegenheit besteigt dann der Festgeber das Rostrum, das aber nur vom Holzhauer gemacht, nämlich derjenige Theil des Baumes ist, der sich unmittelbar über den Wurzeln erhebt. Von dieser Erhöhung aus „bestandredet" er das versammelte Volk in gutem Virginisch, das im Allgemeinen tadelloses Englisch ist, mit Ausnahme von „Teting," **) das ich noch in keinem klassischen Autor gefunden habe.

Damit will ich meine flüchtigen Bemerkungen über dieses große und ehrwürdige Gemeinwesen schließen, das in den entferntesten Winkeln der Erde bekannt ist; denn sein Haupterzeugniß wird gleichermaßen

„von Heiligen, von Weisen und von Wilden" ***)

geschnupft, geraucht, gekaut.

Sollte „Alt-Virginien" je durch ein Erdbeben untergehen oder von dem hungrigen Rachen des geologischen Dämons, genannt „gewaltige Naturerschütterung," verschlungen werden — es wäre wahrhaftig ein Weltunglück; sein Verschwinden würde Millionen von Pfeifen auslöschen und „Nationen ihrer besten Lust berauben."

*) In Shakspeare's „Wie es euch gefällt."

**) Neben ihrer Wettlust sind die Virginier als leidenschaftliche Freunde des Spiels bekannt.

***) Barbacue, nach Flügel: ein Schwein (Spanferkel, Barbecue) ganz braten, in Nordamerika und Westindien üblich; das Ferkel wird gefüllt und mit Madeirawein begossen.

Ueber die Abstammung der Tzengaris oder Zigeuner.

(Schluß.)

Ich theile nicht die Meinung Grellman's, daß die Tzengaris aus Aegypten durch die Türken nach Europa gebracht worden seyen, und obschon es schwer ist zu erklären, warum man ihnen in mehreren Ländern den Namen Aegyptier gibt, so ist doch gewiß, daß sie nicht ägyptischer Abkunft, auch nicht aus Aegypten nach Europa gekommen sind, was schon Krantz und Münster bewiesen haben. Es ist wahrscheinlicher, daß sie sich für ägyptische Christen für Pilgrime, die von den Sarazenen verfolgt und vertrieben wurden, geltend zu machen suchten, um freies Geleit und die Erlaubniß zu erhalten, in den europäischen Staaten ihr Gewerbe ausüben zu dürfen.

Die Tzengaris haben in allen Reichen Europa's und in einem großen Theile der asiatischen Staaten Niederlassungen gebildet, in Afrika findet man sie nur in Aegypten, Nubien, Abyssinien, Sudan und in der Berberei. In Amerika sind sie nie erschienen. Spanien, Schottland, Irland, die Türkei, Ungarn, hauptsächlich Siebenbürgen, die Moldau, Wallachei, Slavonien, Curland, Litthauen, die kaukasischen Provinzen, sind diejenigen Theile Europa's, wo man die größte Zahl der Tzengaris findet. In England sind sie wohl auch zahlreich; aber man trifft sie nur in entlegenen Orten, und in die Städte kommen sie nur in kleinen Gesellschaften zu 3—4 Personen; in Deutschland, Schweden und Dänemark sind sie selten geworden, ebenso in der Schweiz und in den Niederlanden. Noch weniger Tzengaris findet man gegenwärtig in Italien; in Frankreich war ihre Zahl stets sehr gering; man sieht

*) Zum Kongresse z. B., zur Provinzialregierung u. s. w.

**) Nach Flügel: gemeines Amerikanisch: bete — tragen.

***) Parodirende Umänderung des „By saint, by sage, by preacher and by poet" (in Lord Byrons Don Juan, Gesang 7, Strophe 6, Zeile 6).

jetzt höchstens nur einige von ihnen in den Dörfern und Wäldern von Lothringen, des Elsasses und der Pyrenäen. Wie mir der Statthalter der philippinischen Inseln, Don Mariano de Ricafort, sagte, zählt Spanien nicht weniger als 50,000 Gitanos. Einer ihrer Rabbis, den ich zu Granada sprach, bestätigte mir, daß wirklich gegen 60,000 seiner Landsleute in Spanien sich niedergelassen hätten, und daß in den Königreichen Jaen, Granada und Cordova der größte Theil von ihnen zu finden sey. Nach zuverlässigen Quellen zählt man in Ungarn 54,000; in Siebenbürgen und den Ländern, welche dasselbe einschließen, die meisten; denn auf eine Bevölkerung von 1,720,000 Seelen kommen daselbst nicht weniger als 104,000 Zigeuner. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich die ganze Seelenzahl der Tzengaris für Europa zu 1,000,000, für Afrika zu 400,000, für Indien zu 1,500,000 und für den übrigen Theil von Asien zu 2,000,000 annehme; denn außer dem asiatischen Rußland, China, Siam, An-nam und Japan sind sie sonst überall zu treffen, und man findet sie selbst mit den Trukmenen der Tatarei, mit den Lesguiern des Kaukasus und den Ilihanen von Persien vermischt. In den drei Theilen der alten Welt möchten demnach zusammengenommen 5,000,000 Zigeuner leben. Welch einen traurigen Stoff der Betrachtung bietet der Anblick eines so beträchtlichen Theiles des gesammten Menschengeschlechts, der außerhalb aller Rechte und Bande der menschlichen Gesellschaft lebt; so vieler umherirrender Menschen, die ohne irgend ein Eigenthum, das sie an die Scholle knüpft, auf freiem Felde, weit entfernt von den Städten und Wohnungen der übrigen Menschen lagern, von Betrug und Diebstahl leben, und trotz der Verachtung und der Verfolgung gleich den Juden überall verbreitet sind?! Feinde des Ackerbaues und jedes nützlichen Gewerbes, Hausirer, Ausbesserer häuslicher Geräthschaften, Schleichhändler, Wahrsager, Faullenzer ohne Gleichen, — das sind die europäischen Tzengaris; und wenn man näher untersucht, so kann die Ungewißheit nicht lange dauern, daß sie vollkommen den Tzengaris von Hindustan, die wir bereits geschildert haben, gleichen.

Wir schließen unsern Versuch, die hindustanische Abstammung der Tzengaris zu erweisen, durch eine Vergleichung einiger der vorzüglichsten Wörter der europäischen Zigeuner-Sprache mit zehn Idiomen Asiens.

Deutsch	Europäische Tzengaris-Sprache.	Hindustanische Tzengaris-Sprache.	Paisachi.	Sanskrit.	Hindustanisch.	Pali.	Arabisch-Aegyptisch.	Persisch.	Koptisch.	Abyssinisch.	Tscherkessisch.
Gott . .	Deva	Id	Deva	Id*	Id	Ilahi	Allah	Id	Nout	Is-ger	Ilah
Teufel .	Rackchasa	Id	Rackchasa	Id*	Id	Id	—	—	—	—	—
Land . .	Bilad	Id	Bilad	Id	Id	Id	Id	Id	Id	Id	Id
Vater . .	Dada	Id	Dada	Id	Id	Id	Abu	Id	Jot	Ab-bui	Jada
Mutter .	Matra	Id	Matra	Id	Dai	Id	Dai	Dada	—	—	—
Kanone .	Agni	Id	—	Id	Ag	Agni	Djag	Id	—	—	—
Flinte . .	Banduk	Id	—	Sanduk	—	—	Banduk	Id	Id	Id	Id
Haus . .	Ker	Kour	—	Gor	Gour	Id	Beit	gar	—	—	—
Hütte, .	Kar-zar	Madjarah	—	Kar-zar	Kara	Kar	Id	Id	—	Id	—
Mein . .	Ma	Id	—	Id	Mat	Id	La	ma	An	La	Unu
Ja . .	Avi	Id	—	Id	Aïva	Ama	Aïva	Id	—	Id	—
Horoskop	Aktar	Id	—	Id	Id	Id	—	—	—	—	—
Mond .	Kam	Id	Tschandra	Tschandra*	Tschand	Id	Kamar	Kamar	Id	Ouer-hi	Kamar
Oberhaupt	Djemadar	Id	—	Sardar	—	Sardar	Id	Id	—	—	—
Alt . .	Puru	Id	Purana	Purana*	Id	Id	—	Pir	Hella	—	Hero
Hübsch .	Gaoura	Id	—	Id	Goro	Gaoura	—	—	—	—	—
Schwarz .	Kala	Id	—	Kala	—	—	—	—	—	—	—
Reisender	Pardesi	Id	—	Id	Id	Id	—	Perda	—	—	—
Insel . .	Di	Id	—	Dip	Id	Dipa	—	—	—	—	—
Nahrung .	Diakno	Diakne	—	Ghigal	Ddjakal	Id	—	—	—	—	—
Essen . .	Kaditan	Kaditan	K'aditan	K'aditan	K'hana	—	Hha	K'ha	Id	Id	Id
Brod . .	Bouti	Id	—	Id*	Id	Id	—	—	—	—	—
Ochs . .	Nargo	Id	—	Id	Gaï	—	Go	—	—	Shid-en	—
Ziege . .	Chargour	Id	Chargour	Id*	Id	Id	—	—	—	Té-li	—
Trinken .	Panam	Id	—	Id	Pi	Panam	Pjna	Id	Id	Id	Id
Wein . .	Moul	Id	—	Id	Mad	Maul	Id	Mai	—	—	—
Singen .	Gounam	Ganam	Ganam	Ganam*	Gana	Ganam	—	Id	—	—	—
Januar .	Maga	Id	—	Mahgha	Mahgh	—	—	Id	—	—	—
Julius .	Sravan	Shravana	—	Shravan	Saouon	—	—	Id	—	—	—
December	Pousse	Pous	—	Poushe	Pous	—	—	Id	—	—	—

Anmerkung.

Die mit einem Sternchen bezeichneten Wörter, obgleich Sanskrit, gehören auch der Paisachi-Sprache an. Es scheint, daß diese Ursprache anfangs von den einheimischen Bergbewohnern gesprochen, von dem Sanskrit ganz verschieden war; aber daß diese Bergbewohner mehrere sanskritische Wörter, welche die Paisachi reicher machten, und welche sie von den civilisirteren Einwohnern der Ebenen lernten, aufnahmen. Diese nannten die paisachische Ursprache: Sprache der bösen Geister.

Jahreszeit, Fieber und seltsamer Aberglaube in Rußland.

(Schluß.)

Eine andere Krankheit, die mir nirgend anderswo vorkam, ist noch sonderbarer. Man nennt sie Bjela Karatschki (weißes bitziges Fieber); ich konnte jedoch den Grund dieser Benennung nie mit Gewißheit erfahren. Ich will hier einen einzelnen Fall dieser Krankheit beschreiben, wie ich ihn an dem verstorbenen General Sergejew von Kasan, einem höchst gebildeten Mann, beobachtete, den ich während seiner Krankheit täglich besuchte und auch einige Jahre zuvor und darnach. Die Krankheit begann wie gewöhnlich mit einer gewissen Verdrossenheit und Mattigkeit, und schien Anfangs mehr auf das Gemüth als auf den Körper zu wirken. Der Kranke, obgleich er bei gutem Appetite ist und auch eines gesunden Schlafes zu genießen scheint, wird doch von einer düstern Melancholie befallen, in der er gleich in den ersten Tagen Spuren einer seltsamen Geistesverwirrung in Hinsicht der Auffassung der äußern Gegenstände blicken läßt, die aber nur kurze Zeit und oft nur einige Sekunden anhält. Im Verlauf der Krankheit werden diese verkehrten Auffassungen der Dinge häufiger und augenfälliger. Nun scheint auch der Körper angegriffen zu werden, und Störungen in der Verdauung und dem Schlafe stellen sich ein, obgleich der Kranke noch nicht gezwungen ist, das Bett zu hüten. General Sergejew verrichtete seine gewöhnlichen Berufsgeschäfte, und da er ein Freund von Gesellschaft war, so nahm er nach wie vor Besuche an. Allein nicht lange darauf verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß seine Frau alle Fremden von ihm fern zu halten suchte und nur seinen vertrauteren Freunden, die seinen Zustand kannten und zu beurtheilen wußten, Besuche gestattete. Gegen letztere machte der General selbst gar kein Geheimniß aus seinem Leiden, im Gegentheil erzählte er ihnen mit der größten Offenherzigkeit Abends, was ihm den Tag über vorgekommen war. Wenn der Kranke einer sorgfältigen Pflege genießt, so endigt das Fieber selten tödtlich, sondern verliert sich allmählich, wie es gekommen war, in wenigen Monaten, zuweilen auch schon nach einigen Wochen; man fürchtet es deßhalb auch nur wenig und erwartet mit Geduld seinen Verlauf. „Ich hatte diesen Morgen ein langes Gespräch mit Ihnen", sagte der General eines Abends zu mir, indem er mich bei der Hand faßte. Ich drückte mein Erstaunen aus, da ich den ganzen Vormittag meine Wohnung nicht verlassen hatte. „Thut nichts zur Sache, erwiderte er lächelnd, ich sprach dennoch ein Langes und Breites mit Ihnen. Ich saß in meiner Bibliothek, als ich Sie kommen hörte; ich kenne Ihren Tritt. Sie pochten an die Thüre, und ich mußte dreimal hereinrufen, bevor Sie es hörten und eintraten. Wir setzten dann unser gestriges interessantes Gespräch fort, und obgleich Sie gestern Ihre Stellung so wacker vertheidigten, so wurden Sie doch gezwungen das Feld zu räumen; übrigens muß ich gestehen, daß ich mich durch die Länge der Unterhaltung ermüdet fühlte." Ich erwiderte nichts, allein die Verwunderung, die sich in meinen Blicken aussprach, machte ihn lachen. „Ich weiß so gut, als Sie, sagte er, daß Sie nicht hier waren, und dennoch sprachen wir zusammen und schlugen uns recht tüchtig herum. Wenn nur das Ding bald vorüber wäre, so machte ich mir wahrlich nichts daraus; denn ich versichere Sie, es ist nicht ununterhaltend. Ich wünschte, Sie hätten sich nur einmal in meiner Lage befunden, um mich ganz zu verstehen. Ich kann genau unterscheiden, ob Sie es selbst sind, der hereintritt, oder ob es nur Ihre oder vielmehr meine Erscheinung ist. In letzterm Falle bin ich mir ganz gut bewußt, daß es nur Täuschung ist; allein ich bin durch ein unwiderstehliches Gefühl gedrungen, mich dieser Täuschung hinzugeben, und dann geht es freilich so schlimm, daß ich nicht mehr weiß, was ich thue."

Ein andermal saß ich im Gespräche mit General Sergejew auf dem Sofa. Er schien bei voller Besinnung, als er plötzlich seine Augen starr auf ein ihm gegenüber hängendes Portrait in Lebensgröße heftete und ein Gespräch mit dem Gemälde anfing. Einige Minuten nachher fuhr er mit der Hand über die Stirne und bat mich um Verzeihung, wenn er Unsinn geschwätzt haben sollte. Hierauf setzten wir unser Gespräch fort, und jene wenigen Augenblicke ausgenommen, konnte ich keine Spur von Sinnesverwirrung mehr wahrnehmen. Einige Abende vorher war der General plötzlich vom Tische aufgesprungen und hatte mit Jemand zu zanken angefangen, der, wie er sich einbildete, gerade in das Zimmer gekommen war; habe er ihm nicht gesagt, rief er, daß er nichts mehr mit ihm zu thun haben wolle? Warum er ihm wieder überlaufe? u. s. w. Dann trat eine Pause ein, während der er auf die Antwort der Erscheinung zu horchen schien, worauf er wieder antwortete, und nicht aufhörte zu schelten, als bis er den überlästigen Besuch zur Thüre hinausgedrängt und Prostschai (Adieu) gesagt hatte. Dann setzte er sich wieder zu uns, rieb seine Hände und bemerkte: „Ich habe wieder ein wenig geschwärmt."

Als ich ihn eines Morgens besuchte, schien er in vollem Ernste über mich ungehalten; eine solche Behandlung habe er nicht von mir verdient, sagte er, es sey zu schmählich und so fort. Ich bat ihn, sich zu erklären, worauf er mir endlich erzählte, er habe gestern Abend von einem seiner Fenster aus, das auf einen großen schönen See in der Mitte der Stadt die Aussicht hatte, ein Boot gesehen, in welchem ich und einige andere von seinen Bekannten die boshaftesten Lieder auf ihn gesungen hätten. Mit der größten Entrüstung erwähnte er der Schimpfworte, die ich ihm im Vorbeifahren zugerufen, kurz wir hätten ihn so aufgebracht, daß er zuletzt aufgesprungen sey und uns mit seinem spanischen Rohr gedroht habe. Da ich aus der Heftigkeit, mit der er sprach, den Schluß zog, er möchte in diesem Augenblick gleichfalls nicht recht bei Sinnen seyn, so bemühte ich mich, ihn zu beruhigen und das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen; als er plötzlich mit gewohnter Herzlichkeit meine Hand ergriff und sagte: „Es ist nichts, es ist nichts! Sie sind und bleiben mein guter alter Freund! Ich wollte bloß sehen, wie Sie die Geschichte aufnehmen würden. — Denken Sie nur, fuhr er fort, der gute Mann, der Professor — war gerade hier; ich erzählte ihm gleichfalls, was mir gestern begegnet sey, und fügte noch hinzu, was auch wirklich der Fall war, daß er mich, als ich ihm mit meinem spanischen Rohr drohte, einen Surinsin (Sohn einer Hexe) genannt habe. Der arme Mensch war darüber so außer sich, daß er mich in vollem Ernste um Verzeihung bat und es nicht mehr zu thun versprach. Er war so angegriffen, daß er sich kaum der Thränen enthalten konnte, und ich möchte wetten, daß er beinahe die ganze Geschichte glaubt."

So ging es zwei Monate fort, und ich will nur noch des Verlaufs der Krankheit erwähnen, weil Dieß vielleicht ihren Charakter näher bezeichnen kann. Der General lag nach Tische auf seinem Feldbette, als es ihm däuchte, das ganze Zimmer fülle sich mit Menschen. Es war ihm, wie er sagte, als befinde er sich auf einem Markte, wo ein dichtes Gedränge war, das sich immer mehr dem Orte näherte, wo er lag. Obgleich er oft Gesichte dieser Art hatte, so war ihm Dieß doch zu viel. Er schellte und sendete den Bedienten zu seinem Arzt, der ihm zur Ader ließ. „Als Dieß geschehen war, so erzählte uns nachher der General, verminderte sich zwar die Zahl der Menschen in meinem Zimmer nicht, aber die Gestalten wurden immer durchsichtiger, und was mir am sonderbarsten vorkam, sie schrumpften vom Kopf und den Füßen an, nach der Mitte des Körpers zu, ein. Endlich war nichts mehr übrig als der Rumpf, und auch dieser erschien nur wie durch einen Nebelschleier gesehen, bis endlich Alles mit einander verschwand und auch keine Spur der Krankheit wiederkehrte.

General Sergejew lebte noch fünf Jahre in bester Gesundheit und starb zuletzt plötzlich an einem gesprungenen Blutgefäße; ich muß noch hinzufügen, daß er sehr vollblütig war und häufig an der goldenen Ader litt. Uebrigens genesen im Allgemeinen nur jene Kranken wieder, die sorgfältig gepflegt werden; die ärmeren Volksklassen halten die Krankheit für unheilbar, und wirklich sah ich auch während meines achtjährigen Aufenthalts in dem Lande keine geringe Anzahl armer Leute davon hinweggerafft werden.

Journalistik in Frankreich.

In Frankreich erscheinen gegenwärtig 460 öffentliche Blätter, von denen 217 in Paris herauskommen. In den Departements hat die Presse seit dem Jahre 1831 einen großen Aufschwung genommen. In jedem Departement kommen zwei oder mehrere Zeitungen heraus: im Departement der untern Seine, in den Städten Dieppe, Havre, Rouen, Neufchatel, Belvet und Yvetot kommen 17 Zeitungen heraus; zu Lyon 8; zu Marseille 7; zu Toulouse 7; zu Bordeaux 6; im Departement des Nordens in den Städten Cambrai, Douay, Dünkirchen, Lille und Valenciennes 13; Amiens 4; Caen 4; in Corsica 2; in der Vendée nur eines und noch dazu nur ein Anzeiger. In Paris erscheinen tägliche Zeitungen 31; die übrigen wöchentlich mehrmals oder als Wochen- und Monatsschriften.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 88. 29 März 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

3. Kentucky.

Vierter Brief.

Mein erster Eintritt in Kentucky war von böser Vorbedeutung. Ich war den Ohio in einer jener Binnenbarken hinabgefahren, die ihren Namen noch aus der Zeit der Sündfluth her haben; und stieg nun am Erddamme des Big Sandy ans Land, um ein Eichhörnchen zu morden, denn nichts Geringeres ist das Verbrechen, mit „einem Schießgewehr" eines in Kentucky zu erliegen. Beim dritten Schusse fiel es, schlecht getroffen, und den Rest gab ich ihm mit der Waffe des Herkules. Mit neidischen Gedanken an Robin Hood *) und Daniel Boone wanderte ich weiter in den tiefen Hochwald hinein, bis ich mich, als die Nacht hereinbrach, ganz und gar verirrt hatte. Ein Feuer anzuzünden und ein Eichhörnchen zu braten, war ein schlechtes Fest für einen Bewunderer Robin Hood's. Am Morgen kam ich mit einem solchen Krampf, als ihn selbst Kaliban **) nie hatte, bei Timberlake's-Inn aus den Irrgängen des Urforstes heraus, übrigens etwas wankend gemacht in meinen Meinungen über die Annehmlichkeiten des Wälderlebens.

Kentucky ist Virginiens älteste Tochter. Ein jeder Staat dürfte sich mit allem Fug auf einen solchen Sprößling etwas zu gute thun. Die „dicken Messer (Big Knives)," wie die Auswanderer wegen ihrer Schwerter von den Indianern genannt wurden, verachteten Gefahren viel zu sehr, als daß sie lange vor einem Waldgrunde hätten zurückweichen sollen, der mit so vielen Mordvorfällen befleckt war, daß man ihn nur den „schwarzen Blutgrund" hieß. So lautete der schreckenvolle Name Kentucky's. Schön, wie es jetzt ist, war es noch weit mehr so in seinem von Art und Pflug noch verschonten Zustande, wo die Wildniß frisch blühte, wie die Rose: eine Waldeinsamkeit, die ihres Gleichen nicht auf Erden hatte; ein mächtiges Schattendach von Urbäumen, unter denen das Gras üppig hoch für Heerden von Büffeln und Rothwild aufwucherte; ein großes, natürliches Wildgehäge, wo ganze Völkerschaften ihr Waidwerk trieben. Alles in diesem Wunderlande zeigte sich nach dem Maßstabe großartiger Pracht geschaffen. Seine Bäume waren Riesen der Pflanzenwelt: seine Höhlen *) dehnten sich meilenlang und unter schiffbaren Strömen hin aus; eine neue und wunderbare Erscheinung der Thierwelt boten die zerstreuten Gebeine der Mammuths. Dieses einsame Paradies von Wäldern, Wassern und Blumen, wohin jedes Thier, das schon in Edens Gärten wohnte, in reicher Menge hinversetzt schien, war der Jagdgrund, nicht der feste Wohnplatz von Wilden. Die ersten forschbegierigen Einwanderer, die es besuchten, waren in Bewunderung verloren, und ihre Berichte wurden, wie die Erzählungen von der neuen Welt in Spanien, aufgenommen. Vor diesem hatte man Amerika nur entdeckt, doch nicht näher erforscht; die Schiffahrer hatten nur die Einfahrten und Buchten befahren, die Ansiedler nur am Küstensaume hin sich niedergelassen. Sie hatten wohl im Westen eine blaue Bergreihe **) gesehen, wußten aber nicht, daß diese die Gränzwand einer glücklicheren Welt bildete. Die wahren Entdecker, die kühnen Argonauten dieser Hesperiden, waren Finley und Boone. Von rauher Sitte waren diese Männer, aber hoch fühlend, wie der ächte Dichter; dabei jedoch kalt besonnen und umsichtig, und die Tapfersten der Tapfern. Sie waren keine Menschenfeinde, wenn sie ihr Herz auch verlangend in die Einsamkeit des tiefen grünen Waldes zog. Sie liebten die Menschen darum nicht minder; doch die Natur noch mehr. Ihr „Lebensmai" blühte ihnen in den wogenden Wäldern; zu ihnen sprachen die murmelnden Bäche, ihnen tönte Musik von den rauschenden Zweigen.

Gefahr war nur ein geringer Preis, den Kentucky's erste Einwanderer für den Anblick seiner Wunder bezahlten. Diese Abenteurer übertrafen noch an wagherzigem Muthe Cortez oder Pizzaro, denn einzeln nahmen sie es, die Eindringlinge, mit ganzen Völkerschaften auf. Harrod, einer von ihnen, war mit dem Wälderleben so ganz eins und verwachsen geworden,

*) Wem ist, und wäre es auch nur aus W. Scotts Ivanhoe, der frei pirschende Waidmann, der treffliche Schütze und kühne Wälderfürst Robin Hood mit seiner lustigen Bande Geächteter unbekannt?

**) Shakespeare's „Sturm." Akt 4. Scene 1, Zeile 9, in Schlegels Uebersetzung.

*) Die Beschreibung der äußerst merkwürdigen Höhle in Edmonston, in Kentucky, wird in einem Nachtrage folgen.

**) Der große Gebirgsgürtel, welchen die Alleganys, die Cumberlands-Lorbeer-Blauen- und Nördlichen Berge bilden.

daß er, lange nachdem schon das Land mit Dörfern besäet war, und unter der Segenslast seiner Ernten sich bog – seine Familie bereits im glücklichen Gedeihen um ihn aufgewachsen war, und er selbst im Kriegsdienst und in bürgerlichen Aemtern sich reiche Ehren erworben hatte — oft wochenlang fort in den fernen Wald, ein schweifender Jäger, zu wandern pflegte. Ihm winkte ein Baum so lieb und traut, wie ein Freund, und wie die Heimath der Forst. Da fühlte er sich so hoch und frei, wie der Araber, wenn er auf flüchtigem Renner über die Wüstenfläche jagt, oder wie der Seemann, wenn ihn die Woge berghoch schwellend hebt. Er starb, wie er gelebt hatte. Von seinem letzten Streifzug kehrte er nimmer wieder, und die Zeit wie die Art seines Todes deckt ein gleiches Dunkel.. Wäre er auf ähnliche Art im alten Griechenland verschwunden — Ovid hätte uns gewiß die Erzählung seiner Metamorphose oder Verwandlung in einen herrlichen Waldbaum gegeben.

Auch Boone starb in seinen Wäldern. Er liebte es nicht, die Menschen „in Schlangenringeln" gegen sein stilles Waldversteck herankommen zu sehen, ihm war die Wildniß — Bedürfniß; so zog er sich vor der anschwellenden Woge der Einwanderung zurück. Wie ein gehetztes Wild ward er aus einem Dickicht nach dem andern vertrieben. Von den Menschen fern starb er; man fand ihn in schußfertiger Haltung vom Tode beschlichen, eine starre Leiche: er saß; sein Gewehr ruhte angelegt auf einem Baumstrunke; sein Auge war scharfhin am Flintenlaufe vorgeneigt. *) Boone war ein außergewöhnliches Wesen — sein Leben und seine Persönlichkeit bieten dem Dichter und dem Erzähler eine Fülle anregenden und anziehenden Stoffs. Er war ein Waldmann, der sich „neben Nimrod sehen lassen, ja ihm den Meister zeigen" konnte. Er liebte sein Vaterland mit warmem Herzen, allein nach seiner Vorstellungsart war der Staatsverband eine Genossenschaft von Jägern, in welcher die Machtvollkommenheit dem gebührt, dessen Herz, Hand und Aug die festesten waren. Landstraßen und Kanäle, Ackerbau und Fabriken bildeten keinen Theil seines Utopiens, und er fühlte sich nie glücklicher, als wenn er am entferntesten von allen Spuren dieser Wirkungen und Ursachen des gesitteteren Lebens war. Kentucky, das Kind seiner liebenden Anhänglichkeit, war, während seines Lebens, zum Wechselbalg geworden; und kehrte er jetzt wieder — er würde es nimmermehr erkennen. Wildpret ist selten geworden und ein Büffelziemer nicht für Geld und gute Worte zu haben. Dagegen gibt es Städte und wohlangelegte Straßen und — was Jack Cade **) am verdrießlichsten war — Schulmeister und Gesetzleute.

Kentucky ist ein so fruchtbares Land, daß es unrecht seyn würde, es selbst mit einem Garten in Neuengland zu vergleichen, wo man mit Shallow sagen möchte, „allesammt Bettler! — Ei nun, die Luft ist gut!" *) Was dort der emsigste Landbebauer nicht zuwegebringen kann, das thut im Westen die Natur von selbst. Die Dammerde ist drei Fuß tief und von unerschöpflichem Reichthum. Man reißt den Boden nur auf, um die Saat hineinzulegen, Sonnenschein und Regen thun dann das Uebrige. Das Unkraut sogar, das an den Rainen der angebauten Felder wächst, schießt zu einer Höhe von zehn Fuß auf. Die Wälder, wie sie jetzt sind, gleichen den wohlgehaltenen Spazierwegen eines Parks, und hohe Gräser weben üppig unter ihrem schattigen Laubgewölbe.

Alexanders Wort parodirend möchte ich sagen: wäre ich nicht ein Yankee, so möchte ich ein Kentuckier seyn. Der Kentuckier ist seines schönen Landes werth, es ist nicht wie Kent — nach Lord Say's Ausspruch — „bona terra, mala gens." — **) Der Kentuckier ist eine Zusammensetzung aus Castilier und Irelander. Kühn und stolz trägt er und hält er sich; sein stattlich würdevolles Wesen wird aber durch gutmüthige Laune und Herzensfröhlichkeit belebt und gemildert. Er besitzt einen Grad von bescheidenem Selbstvertrauen, wie er Leuten inwohnt, die sich und ihre Ansprüche fühlen. Er dünkt sich einem Jeden gleich; von Höheren hat er sich nie eine allgemeine Vorstellung gemacht, und wozu auch? . . . Nie verdirbt er sich sein gutes Glück durch ein zweckloses Mißtrauen in seine Eigenschaften und Befähigungen: er glaubt sich geschickt und stark, Alles und Jedes anzugreifen und zu leisten, und dieser Glaube macht ihn auch so. Gastfreiheit und Großmuth sind Tugenden bei gewöhnlichen Menschen, beim Kentuckier sind sie es nicht; sie sind lediglich „etwas Zufälliges," die Wirkung seiner Gemüthsart — ein Theil des ihm angebornen Triebs. Falschheit ist ihm fremd; sie ist ein Theil und Zeichen eines niederträchtigen Sinnes oder der Furcht, und Betrug ist ihm ein Gräuel. Er ist höflich mit den Höflichen, dem Unartigen oder Groben vergilt er mit gleicher Münze, er läßt in keinerlei Hinsicht Einem den Vorrang. Er ficht vorkommenden Falls mit Leib und Leben für eine Sache oder auch für keine Sache, anfangen aber wird er den Streit gewiß nicht. Sein Stolz bildet einen Theil seines selbst, und Niemand darf ihn daran tasten; seine Ehre ist das Beste seiner Habe, und einen Uebergriff darin duldet er nicht. In einer Beziehung ist der Kentuckier unglücklich: er hat nicht genug zu thun. „Ruhe ist für rasche Herzen" . . . zum Mindesten ein verdrießlicher Zustand und, dem Heißsporn ***) gleich, bedarf und verlangt er Arbeit; so lange es noch den Indianer zu hetzen, den Urforst auszulichten galt, da hatte er doch etwas zu thun; allein jetzt, wo das Land ein Garten und der Grundbesitzer reich ist, drängt ihn manchmal unbefriedigter Thätigkeitstrieb und Langeweile zu Beschäftigungen und Zeitvertreiben, die den Körper weder Kraftgedeihen noch der Seele Veredlung geben.

(Schluß folgt.)

*) Leser, die ihren Cooper wohl inneharen, werden hier das Vorbild von dem „Kundschafter" in den Mohikanern dem „Lederstrumpf" der Ansiedler und dem „Streifschützen" der Steppe (vorzügl. Kap. 54) finden.

**) Haus Cade — der Rebell, in Shakespeare's König Heinrich VI, 2r Theil, Akt 4, Sc. 2.

*) Schal — der ergötzliche Friedensrichter, in Shakespeare's König Heinrich VI.

**) Gutes Land, schlechtes Volk.

***) Percy Heißsporn, in Shakespeare's König Heinrich IV, 1r Theil.

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Das Dorf Ghealan ist wie alle, die wir in diesem Theile des Landes zu sehen Gelegenheit hatten, sehr bevölkert; jede Hütte wird von zwölf bis fünfzehn Personen bewohnt, die alle gemeinschaftlich untereinander leben. Ihre Betten bestehen aus hölzernen Stäben, die mit schmalen ledernen Riemen zusammengebunden, eine Art mehr oder minder festes Flechtwerk bilden. Dieses nicht über vier Fuß breite Gitterwerk wird auf zwei oder mehrere, ungefähr sechs Fuß lange Querhölzer ausgespannt und auf zwei Gabelpfähle etwa anderthalb Fuß über dem Boden gelegt. Diese Lagerstätte erhält als Bettgeräthe eine einzige, aus den biegsamen und cylindrischen Stängeln von cyperus articulatus oder einer andern Grasart geflochtene Matte. Dieß sind die gewöhnlichen Betten aller Eingebornen in diesen Gegenden von Afrika; selbst die der Könige, Fürsten und andrer Häuptlinge sind um nichts besser, nur die Matten sind feiner und mit rothen, weißen und andern Farben bemalt. Die Kinder gehen unter diesem Himmelsstriche bis zum zwölften oder fünfzehnten Jahre nackt, und tragen nur während des Winters zum Schutz gegen Kälte, die ihnen sehr empfindlich ist, als einzige Bekleidung eine Cuffave;*) die Kleidung der Männer und Weiber besteht in zwei Pagnes oder Schürzen, von einem im Lande, aus blauer Baumwolle, verfertigten Stoff von ungefähr zwei Metres Länge und vier Fuß Breite, von denen die eine um den untern, und die andere um den obern Theil des Körpers geschlagen wird. Die letztere wird von den meisten Männern als Schärpe getragen, und die erstere oberhalb des Gürtels befestigt. Die Frauen bedecken den Kopf mit einem bunten Tuche oder einem Stück Guineazeug; so wie die Männer tragen sie als Fußbekleidung kunstvoll gearbeitete und mit mannichfaltigen Verzierungen durchflochtene Sandalen aus Riemenwerk.

Die Lieblingsspeise dieser Afrikaner ist der Cus-Cus und der Sanglé, eine Art Teig aus Hirsenmehl, das sie aus den in hölzernen Mörsern gestoßenen Körnern bereiten. Die Weiber, denen diese mühsame Arbeit ganz allein überlassen ist, scheiden das Mehl von den Körnern mittelst eines Instrumentes, Lajot genannt, einer Art runder Schwinge, die wie ein mit einem etwa zollhohen Rande versehener Boden eines Korbes aussieht, und aus den biegsamen Stängeln einer Art Calamus (Palmriet), die sich nur im Innern des Landes und an den Ufern des Gambia findet, oder auch aus einer perennirenden Grasart verfertigt wird, die im Ueberfluß auf dem salzigen Boden der Ufer des Senegal wächst. Mittelst dieser Schwinge ziehen die Weiber, die diese Arbeit mit einem ganz eigenen Geschick zu behandeln wissen, zwei sehr verschiedene Sorten Mehl aus dem gestoßenen Hirsen, wovon die eine Cus-Cus, die andere Sanglé genannt wird. Die erstere, die den gröbern und minder weißen Theil enthält, wird in Dampf gekocht, und zwar in einem Canari oder Topf von gebrannter Erde, dessen siebartiger, mit größern oder kleinern Löchern versehener Boden auf einem irdenen Kochtopf mit weiter Mündung ruht, in dem sich Wasser befindet, das man kochen läßt; vorher werden beide Töpfe, da wo sie auf einander aufsitzen, mit einem aus Mehl bereiteten Teig zusammen gekittet. Der auf diese Weise zusammengehaltene Dampf entweicht nun durch die Löcher des Canari, durchdringt die Masse des Cus-Cus, die sich in ihm befindet, kocht sie gar und schwellt sie auf. Wenn der Cus-Cus aus diesem Dampfsud herausgenommen wird, so ist er gewöhnlich trocken und körnig, aber mit Brühe von Fleisch, Fischen oder Alao *) angemacht, ist er eben so nahrhaft als wohlschmeckend. Die Europäer essen ihn, wenn er gehörig gekocht und zubereitet ist, nicht ungern. Der Sanglé ist der feinste und weißeste Theil des Mehls von sorghum vulgare und von penicellaria spicata; er wird mit süßer oder saurer Milch, mit Fleisch und Fischen zubereitet, und ist ein Lieblingsgericht der Neger, Mulatten und selbst der Europäer, die ihn für einen Leckerbissen achten; er wird gewöhnlich zum Frühstück, der Cus-Cus aber zu Nacht gespeis't.

Die Kinder, deren Neugier wir ganz besonders beschäftigten, verfolgten uns bis ans Ufer; sie schienen unsre Abfahrt sehr ungern zu sehen, und schrien unaufhörlich: Taubale maliement kalis! (Weißer gib mir Geld!) Der Häuptling des Dorfs Ghealan, dem wir einen Besuch zugedacht hatten, war seit einigen Tagen abwesend. Sein Sohn, der indeß seine Stelle vertrat, nahm uns sehr freundlich auf, und erbot sich uns auf unsern Wanderungen zu begleiten; er ließ sich vor Allem angelegen seyn uns von den Bettlern zu befreien, die uns belästigten. Zur Erkenntlichkeit für sein gefälliges Benehmen beschenkten wir ihn mit etwas Tabak, nebst einigen Schüssen Pulver und Blei, wofür er sich sehr dankbar bezeigte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Art Bluse ohne Kragen und Aermel.

*) Erweichende und zu Pulver geriebene Blätter des Baobab und einigen Corchorus-Arten.

Französische Gerichtsverhandlungen.

4. Der Prozeß des Pistolenschusses auf dem Pont-royal.

Paris, den 15 März 1833.

Es war nothwendig, einige Tage in den Verhandlungen dieses merkwürdigen Prozesses vorübergehen zu lassen, bevor man ein mehr gedrängtes Bild derselben geben konnte, wollte man anders nicht dem Gewirre der Aussagen von hundert und so viel Zeugen folgen, welche abgehört worden, und durch ihre Widersprüche, Späße und berechneten Angaben bald den Unwillen des Gerichts auf sich zogen, bald das Publikum belustigten. Ich werde vielmehr den Charakter des ganzen Prozesses in größern Zügen und die hauptsächlichsten Momente der öffentlichen Verhandlungen schildern, und dadurch Ihre Leser in den Stand setzen, sich eine Vorstellung dieses Drama's zu machen, das in so hohem Maße die Aufmerksamkeit der Bewohner von Paris fesselt.

Was die äußern Umstände und Beziehungen betrifft, von denen die Gerichtsverhandlungen begleitet waren, so muß voraus erwähnt werden, daß schon einige Zeit vor dem bestimmten Tage von Unruhen und Aufständen gesprochen wurde, die bei dieser Gelegenheit ausbrechen sollten; man theilte sich diese Gerüchte mit, ohne zu wissen woher sie eigentlich kamen. Die Regierung hatte die außerordentlichsten Maßregeln genommen und bekannt gemacht, und die Anstalten, die man treffen sah, ließen auf noch größere geheim gehaltene schließen. Alle Hauptwachen sind verdoppelt und mit Reserven versehen, das Hotel de Ville ist besonders besetzt, desgleichen

die dahin führende Brücke Pont d'Arcole, welche durch den Kampf in den Julitagen berühmt wurde, desgleichen mehrere andere Brücken und Zugänge in der Nähe des Gerichtspalastes, dessen Gänge und Räume von Polizeisergeanten und Soldaten angefüllt sind. Die Kavallerie hat mehrere Pikets ausgestellt, und Befehl, zu jeder Minute zum Aufsitzen sich fertig zu halten. Befürchtete man in der That eine Emeute, wollte man eine solche herbeiführen, wollte man bloß den Schein der Befürchtung haben? — Gewiß ist, daß die ungestörteste und allgemeinste Ruhe, der Ernst der Bevölkerung und die äußere Entfernung einer jeden Spur von Gährung mit diesen imposanten Vorkehrungen in sonderbarem Kontraste stehen. Im übrigen ist die öffentliche Meinung weit entfernt, theilnahmslos diesem Prozesse zuzusehen, die Wuth, sich in den Gerichtssaal zu drängen, die Blätter zu lesen, nach den Bilderhandlungen zu eilen, wo die Bildnisse der beiden jungen Angeklagten Bergeron und Benoit, der erstere Rechtsschüler, der letztere Arzt, ausgehängt sind, beweisen zur Genüge das Gegentheil. Es wimmelt allenthalben von Karikaturen und Bildern und Erzählungen über den Gegenstand des Tagesgespräches, und die Regierung ihrerseits wollte, wie es scheint, nicht zurückbleiben, denn in dem Assisensaale und den Vorzimmern des Gerichtshauses boten öffentliche Ausrufer eine kleine Broschüre zum Verkauf aus: „Widerlegung der Verläumdungen, welchen die Regierung gelegentlich des Prozesses ausgesetzt ist."

In dem Innern des Gerichtssaales bietet sich ein nicht minder interessantes Bild dar: Der Mordanschlag soll bekanntlich von einer Person und mit einer Waffe und zwar mit einer Pistole verübt worden seyn. Nach langer Voruntersuchung werden zwei Personen des Verbrechens beschuldigt und vor die Assisen verwiesen, weniger — sagte man sich öffentlich — um ihre Schuld aussprechen zu lassen, als um den materiellen Bestand eines versuchten Mordes durch das Geschwornengericht konstatiren zu lassen, denn Dieß vor Allem sey wichtig und rette den Anschein. Sollte diesem Wunsche genügt werden, so war mindestens erforderlich, daß aller Verdacht einer vorher bestandenen Kenntniß eines Mordanschlages der Regierung nicht zur Last gelegt, daß eine Spur von Vermuthung eines durch die Polizei fingirten Komplottes und Planes nicht vorgebracht werden konnte. Im erstern Falle träfe das Ministerium der Vorwurf, daß es nur an ihm gelegen habe, den Versuch gänzlich zu vereiteln und zu verhindern, jedenfalls aber, daß es den Thäter auf der frischen That festnehmen mußte, in der zweiten Unterstellung müßte jeder Glaube an die Wahrheit eines Mordversuches natürlich verschwinden. Der Erfolg wird zeigen, ob es der Regierung gelungen ist, diesem doppelten Vorwurfe zu entgehen. Statt Eines Thäters, zwei, früher waren deren noch mehrere festgenommen; statt Einer Pistole, zwei, vier, fünf bis sechs; statt einer Person, welche sie aufgehoben, zwei, drei, wovon keine die andere wahrgenommen; statt einer und derselben Beschreibung des Thäters, welchen mehrere Zeugen ganz genau gesehen haben wollen, die abweichendsten und widersprechendsten Varianten; bald ein kleiner, bald ein großer, bald ein blasser gelber, bald ein gewöhnlich aussehender Mann, bald ein blonder, bald ein schwarzer, bald ein rother Backenbart, bald gar kein Bart, bald ein grauer, bald ein blauer, bald ein brauner, bald ein olivenfarbiger, bald ein guter, bald ein schlechter Rock, bald hilft der Thäter nach dem Schusse stehen und rief aus vollem Halse: „vive le roi," bald ist er weggelaufen, bald hat er sich umgewandt und in aller Ruhe den Enthusiasten ihr unbändiges Schreien verwiesen, bald stand der Thäter vorn, bald hinter den Zeugen, bald hatte ihn dieser, bald jener Agent festgenommen, während hinterher Alle sammt und sonders mit leeren Händen da standen; bald soll der Thäter für sich allein gehandelt, bald mit einem größern Komplott in Verbindung gestanden haben, und mitten in diesem Chaos die unauflöslichsten Widersprüche, verdächtige Personen, die sich unter erborgten Namen auf den Polizeibureau's präsentiren, um Denunciationen zu machen, „in gewöhnlicher Art" wie ein Zeuge sagt. — eine Kinderflinte als zweites Corpus delicti des größern Komplottes; Mamsell Boury, der erste Anhaltspunkt der Anklage, welche heute deren größtes Hinderniß ist, welche von dem Generalprokurator hart angefahren, von dem Präsidenten vernachlässigt, von dem Publikum angegafft und von den Vertheidigern endlich gegen die Ungnade des Gerichts in Schutz genommen wird, bald bleich, bald roth wird und in Ohnmacht fällt, dennoch aber auf ihrer ersten Behauptung beharrt, den Thäter gesehen, und den Schuß durch einen Stoß vom König abgewendet zu haben, in den beiden Angeklagten aber den Thäter mit aller Bestimmtheit nicht zu erkennen, wogegen sie selbst von allen übrigen Zeugen der That nicht erkannt wird, indem keiner sie gesehen haben will; das Eifern des Generalprokurators, seine Voreingenommenheit gegen Angeklagte und Zeugen, die Parteilichkeit des Präsidenten, welche in aller Wahrheit als anstößig qualificirt werden darf, das ruhige und anständige Wesen der Angeklagten, ihre bestimmten und stets republikanischen Aeußerungen, besonders jene von Bergeron, welcher auf bestehende und ausgebreitete republikanische Gesellschaften der Jugend und der Arbeiter hinweist, und über allen Dem die bestimmte und unbezweifelbare Gewißheit, daß man in den Tuilerien schon vor dem Zuge davon sprach, daß auf den König geschossen werden solle. — Dieses sind die allgemeinen Umrisse des Gemäldes, dessen Interesse durch die besondern Ausschmückungen und Incidentpunkte der Verhandlung bis ins Außerordentliche erhöht wird.

Die Stellung des öffentlichen Anklägers und des Assisenpräsidenten ist der öffentlichen Meinung und den unsaubern Zwischenvorfällen der ganzen Begebenheit gegenüber mißlich und schwierig, und wird durch ihre eigenen Fehler noch erschwert. Herr Persil sucht den Abgang einer würdevollen Haltung und eines dominirenden Scharfblickes durch Derbheit und Drohungen zu ersetzen. Das Publikum lacht und murrt, die Zeugen verharren auf ihrer Aussage, und die Blätter nehmen die Partei der Mißhandelten und Verfolgten; Dieß ist das Resultat davon, was auch dadurch nicht vermieden wird, daß man, wie es wirklich geschehen, mehrere Zeugen hinterher arretirte, und die Herausgeber beinahe aller liberalen Zeitungen wegen respektswidriger und aufrührerischer Erzählung der Gerichtsverhandlung in Anklagestand setzt.

Hier nun eine summarische Uebersicht der hauptsächlichsten Zeugenäußerungen: Für sich ganz allein und isolirt steht die Angabe eines Knaben von 12 oder 13 Jahren, Namens Merville, welcher angab: „Am 19 wurde ich von meinem Principal, welcher Anwalt ist, zu einem Gerichtsboten geschickt, und unterwegs begegnete ich einem jungen Menschen, welcher mich erkannte, und mich um meine Verwendung bei meinem Principal in Betreff einer Schreiberstelle bat. Er äußerte dabei, sein Vater sey früher unter Karl X ein reich besoldeter Beamter gewesen, er, der Sohn, sey jetzt sehr arm, ein eingefleischter Karlist dabei, — und um 2 Uhr des Nachmittags würde nach dem König geschossen werden." — Bis zu der jetzigen Stunde ist nichts Ferneres in der Verhandlung vorgekommen, was damit in Verbindung gebracht werden könnte.

Nach der Beschreibung des Herrn Gabriele Delessert, Obrist oder Major der Nationalgarde, welcher in Begleitung des Königs und in der Nähe des Schusses war, soll der Thäter eine „figure hâve" gehabt, und einen Ueberrock mit hellblauem Plüschsammetkragen getragen haben. In den Angeklagten und den producirten Kleidungsstücken kann er die Gegenstände seiner Wahrnehmung nicht wieder erkennen. Er sowohl als der General Pajol waren unfern der That — der Thäter wurde nicht ergriffen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Freien der Savannen.

Von dem Kassationshofe zu Paris wurde jüngst die Frage entschieden, ob die sogenannten Patronés oder „Freien der Savannen," wie man in der französischen Kolonie von Martinique und Guadeloupe einen ungefähr 17,000 Köpfe starken Schlag Menschen nennt, zu den Sklaven oder zu den freien Menschen gezählt und als solche vor Gericht behandelt werden sollen. Die sogenannten Freien der Savanne genießen schon lange her aus altem Herkommen gewisser Vorrechte; so gibt man ihnen den Titel Sieur oder Monsieur, der nie den Sklaven zu Theil wird; man erweist ihren Leichen die letzte Ehre mit Grabgeläute u. s. w. Die hier angeregte Frage kam vor den Kassationshof bei Gelegenheit der Appellation eines solchen Patrone, eines fünfzehnjährigen Menschen, der das Kind eines Weißen geschlagen hatte und deßhalb von dem Gerichtshof in Martinique zur Ausstellung an den Pranger und Auspeitschung verurtheilt worden war — eine Strafe, wie sie gegen Sklaven verhängt wird, die sich an einem Weißen vergreifen. Der Kassationshof entschied zu Ehren der Menschheit, daß die Patronés den freien Menschen gleich zu halten seyen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 89. 30 März 1833.

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Das Dorf ist groß und wohlgebaut; die Hütten haben, wie alle in diesem Theil des westlichen Afrika's, viele Aehnlichkeit mit Taubenschlägen. Die äußern Wände bestehen aus festzusammengeflochtenem Schilf, und schließen genau an die fünf bis sechs Fuß hohen in den Boden eingerammten Pfähle, auf denen ein eben so hohes, vollkommen kegelförmiges Strohdach ruht. Jede Hütte umfaßt einen Raum von nur sechs Fuß Breite auf fünfzehn Fuß Länge, und hat keine andere Oeffnung als ein viereckiges, sehr niedriges Loch. Das Innere enthält meist nur ein einziges Gemach; sehr selten sieht man zwei oder drei Abtheilungen und außer mehreren Toijs, den bereits beschriebenen Betten, nebst einigen Beuteln von Schafleder, zum Aufbewahren der Habseligkeiten der Familie, sind keine weitern Geräthschaften vorhanden. Das Küchengeschirr das zum Theil deren Stelle vertritt, besteht aus einigen Canaris von verschiedener Größe, die zugleich als Kochtöpfe und Wassergefäße dienen, aus Baganen, Cuis (Kalebassen), Lajots (Schwingen) und hölzernen Löffeln. Gekocht wird im Innern der Hütte, wo man große Feuer anzündet; der Rauch, der sich verbreitet, schwärzt die Wände und vermehrt das unreinliche Aussehen, durch das diese Neger sich auszeichnen.

Die Insel Ghealan ist zwei Stunden lang, und ihre größte Breite mag ungefähr eine Stunde betragen. Es gibt hier noch ein drittes Dorf Namens Guemet, das wir aber nicht besuchen konnten; es ist, wie man uns sagte, ebenfalls groß und sehr bevölkert. Um von hier aus nach dem östlich von Ghealan gelegenen Dorfe Niégé zu gelangen, machten wir die Ueberfahrt zu Wasser in unserm Kanot. Um nicht von den Eingebornen und den nicht minder beschwerlichen Muskitos belästigt zu werden, brachten wir die Nacht auf dem See zu, und stiegen um sechs Uhr Morgens, bei ruhiger und heiterer Witterung, zu Niégé ans Land. Die Häuser dieses am Abhang eines Hügels gelegenen Dorfs stehen amphitheatralisch geordnet an den Abhängen oder auf dem Rücken der Erhöhungen, mit denen hier der Boden bedeckt ist, und bilden auf diese Weise mehrere von einander getrennte Gruppen. Dieser Hügel senkt sich allmählich auf der Südseite und in der Richtung gegen Moll, einem Dorf, dessen Lage minder vortheilhaft und besonders minder hoch ist, als die des vorhergehenden. Die Hügel und Hochebenen, von denen das Dorf Niégé umgeben ist, boten uns in botanischer Hinsicht nichts Merkwürdiges; der Pflanzenwuchs ist dort dürftig, verkümmert und einen Theil des Jahres hindurch seiner Blätter beraubt. Nur auf den Brachfeldern fanden wir einige interessante Pflanzen; z. B.: zwei Arten Hahantia, deren schöne rosenrothe Blüthen denen des kleinen Tausendgültenkrauts (chyionia centaurium) gliche, zwei neue Crotalarien, nach denen wir das Geschlecht chrysocalix aufgestellt haben; cleome lenifolia und mehrere ebenfalls neue Gattungen indigofera, tephrosia, Semonvillea u. s. w. Von Niégé nach Moll kamen wir über eine brach liegende, einförmige Ebene, auf der einige Baobab (adansonia digitata) von mittlerer Größe, Tamarinden und der Birr der Eingebornen wuchsen, eine neue Gattung Spondias, deren Früchte gegessen werden.

Gegen Mittag kamen wir im Dorfe an, wo wir unser Kanot, das lange vor uns von Niégé abgefahren war, zu finden hofften. Wir ließen uns indeß unter dem schützenden Schatten eines großen Tamarindenbaumes nieder, der seine Zweige weit hinstreckte. Kaum hatten wir es uns bequem gemacht, so erschien auch schon der Barom-dek oder Häuptling des Dorfs, der von unsrer Ankunft benachrichtigt war, und lud uns mit dem besten Anstand ein, bei ihm einzusprechen, und uns zu erfrischen. Da wir schon seit einigen Stunden von Hunger gequält wurden, so nahmen wir das erwünschte Anerbieten dankbar an. Dieser ansehnliche Häuptling war von einem zahlreichen Gefolge von Griots oder Musikanten, und Bukaneks oder Dienern begleitet; er empfing uns auf seinem Taisch oder Ruhebett, das mit einer prächtigen, in vielen Farben schimmernden Matrazze überdeckt war. Bald brachte man uns eine Schüssel saurer geronnener Milch, die seine Frau uns zu Ehren hatte bereiten lassen. Hunger und Durst, die uns quälten, gestatteten nicht dieses ländliche, aber eben nicht angenehme Gericht zurückzuweisen; wir nahmen jeder eine tüchtige Portion von dieser Milch zu uns, die zwar unsern Durst, keineswegs aber den Hunger stillte. Nachdem wir etwa eine Stunde bei unserm Wirth verweilt haben mochten, brachte man uns endlich die Nachricht, daß das so ungeduldig erwartete Fahrzeug endlich angekommen sey. Wir dankten dem guten ehrlichen Barom-dek

für seine gute Aufnahme, und ließen ihm ein kleines Geschenk als Andenken zurück. Hierüber außer sich vor Freude und voll Verlangen uns seine Dankbarkeit im vollsten Maße zu beweisen, wollte er uns durchaus bis zum Kanot begleiten, und wir mußten ihm versprechen, falls wir wieder auf sein Gebiet kämen, seine Gastfreundschaft ohne Umstände in Anspruch zu nehmen. Wir wiederholten unsern Dank und nahmen Abschied von dem guten Alten.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

3. Kentucky.

(Schluß.)

Ohne den Lobhudler dieser „Leute über den Bergen" machen zu wollen, darf ich ihnen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, mein Lob in reichem Maß spenden. Ich kam zu ihnen mit dem Entschlusse, sie widerwärtig zu finden; und es gehört viel dazu, wenn Jemand Andere gegen seine vorgefaßte Meinung und seinen Willen lieben lernen soll. Ich durchwanderte den Staat zu Fuße in die Kreuz und Quer, auf Landstraßen und in pfadlosen Wäldern. Mein äußerer Mensch sah bisweilen mehr als sonderbar aus, allein nie widerfuhr mir die geringste unhöfliche Begegnung, im Gegentheil — selten oder nie trat ich in ein Haus, um mich nach dem Wege zu erkundigen oder auszuruhen, ohne daß man mir Erfrischungen angeboten, oder, wenn es Nacht war, mich nicht dringend zum Dableiben eingeladen hätte; einmal namentlich bewirthete und nahm man mich, und zwar nur in einem Blockhause, so herzlich und freundlich auf, daß ich jetzt noch angelegentlich bedaure, durch kein dankbares Erinnerungszeichen meinen vortrefflichen Wirthen ihren Gast wieder ins Gedächtniß gerufen zu haben. Ich möchte fast eine Wallfahrt frommer Dankbarkeit über die Berge machen, um jene Familie wieder zu besuchen. In Neuengland ist die erste Frage an einen Reisenden gar häufig die: — „Mister, wenn ich so frei seyn darf, wohin reisen Sie und wie heißen Sie?" *) In Kentucky dagegen lautet der Anredegruß: „Setzt Euch, fremder Mann; womit kann man Euch aufwarten? (Stranger, sit down. What will you take?)" Auf meiner Fußwanderung von Frankfurt aus am Kentuckyfluß hinab, die mich bald über die hohen schroffen Felswände, die das Ufer bilden, bald etwas vom Strome ab in die Buchenwälder führte, wo der Ansiedelungen nur wenige und die Wege schwer zu finden sind, fand ich Anlaß, an einem Abende, in sieben Häusern vorzusprechen, und nicht in einem unterließ man die gutgemeinte Einladung an den Fremdling, die Nacht über zu bleiben; es war freilich ein noch wilder Landstrich und die Hoffnung der guten Leute, in Ermangelung einer Zeitung den Gast zu studiren, wohl auch ein Beweggrund dieser siebenmaligen gastfreien Anerbietungen.

Bei dem letzten Hause kam mein Vorhaben, noch an diesem Abend die Herberge zu gewinnen, sehr ins Gedränge; ich erblickte durch das Fenster ein fröhlich loderndes Feuer, und der Himmel oben drohte Unwetter. Ich trat hinein, trank etwas Milch und hatte große Lust zu bleiben, als mir ein Blick in den Spiegel ein, einem Adonis-Antlitz so unähnliches Gesicht zeigte, daß ich drei engl. Meilen weiter nach dem Wirthshaus wanderte, um vor allen Dingen meine Toilette zu machen, die auf der Waldwanderung etwas vernachlässigt worden war. Ich schlief, wie nur ein Fußgänger schlafen kann; Heinrich V würde seine Krone für einen solchen Schlummer gegeben haben: *) kein unruhiges Herumwerfen, keine schweren Träume, kein „Nachtmahr mit seinen neun Füllen." Wie ich mich Nachts in das Bett gelegt hatte, so lag ich auch am Morgen noch, bis mich ein verworrener Lärm von Stimmen im Hofe unten aufweckte, und aus dem Bette trieb. Ich sah durch die Läden hinab und erblickte ein Häuflein rüstiger und hitziger Bauern um einen jungen Mann her, der auf der Einfriedigung saß und abzuwarten schien bis das lärmende Geschrei sich legen würde. Als die Ordnung wieder in etwas hergestellt war, richtete ein Mann, der so etwas von einer Amtsmiene an sich hatte, mehrere passende Fragen, nebstdem aber auch einige von umgekehrter Art, an ihn. „Wo schlieft Ihr vergangene Nacht?" fragte die Amtsperson. „Unter einem Heuschober," versetzte der Gefragte. „Warum?" — „Weil das Reisen Geld kostet und die Fonds schlecht stehen." — „Warum tratet Ihr nicht in des Doktors oder einem der sechs andern Häuser ab, wo man Euch zum Dableiben einlud?" — „Alles Glück und Segen dem Doktor," erwiderte der Inquisit; „es lud mich aber Niemand zum Dableiben ein; — und nun erlaubt auch mir eine Frage. Wie kommt Ihr dazu, mich wie einen Spitzbuben zu greifen, da ich doch nur ein Schneider bin. Was habe ich denn gethan, oder was fürchtet Ihr, daß ich thun würde?" — Dogberry's **) Antwort auf diese sehr natürliche Frage ließ mich vermuthen, daß die Reihe in und vor den Hof citirt zu werden, auch an mich kommen werde. „Wir schauen nach einer Bande Pferdediebe aus," lautete seine Antwort, „und verwichene Nacht wurde ein Reisender in sieben Häusern zum Dableiben eingeladen und nahm's nicht an, was uns ver-

*) Die Neugierde, vorzugsweise der Bewohner von Neuengland ist sprüchwörtlich und schon von ihrem Landsmanne Franklin gerügt und lächerlich gemacht worden, der, wenn er auf Reisen in einer Ortschaft Neuenglands angelangt war, den Hauswirth, dessen ganze Familie, nebst allen seinen Bekannten, so weit es ihm thunlich war, zusammenberief und sie folgendermaßen anredete: „Gute Leute, ich bin Benjamin Franklin aus Philadelphia, von Profession ein Buchdrucker, ein unverheiratheter Mann. Ich habe einige Verwandte in Boston, die ich jetzt zu besuchen auf der Reise bin; mein Aufenthalt daselbst wird nur kurz seyn, und sodann werde ich zurückkehren, um als ein vernünftiger Mann meine Geschäfte fortzusetzen. Dieß ist Alles was ich selbst von mir weiß, und nur irgend Euch über mich mittheilen kann, ich bitte daher, daß Ihr nun Mitleid mit mir und meinem Pferde haben mögt, und uns beiden einige Erfrischung wollet zukommen lassen." — Das „Mister (Herr)" anstatt Master klingt, in dem neuenglandischen Nasentone gesprochen, dem Fremden besonders lieblich!

*) Shakespeare's König Heinrich V, Akt 4, Scene 1. Des Königs Monolog.

**) Anspielung auf den pfiffig dummen Gerichtsdiener Dogberry in Shakespeare's Viel Lärmen um Nichts.

dächtig vorkommt." Mit einer stillen Verwünschung über die Raubgesellen riß ich die Läden auf. „Meine Herren," rief ich, „me, me adsum, qui feci!" oder in ungefährer Uebersetzung: „Ich möchte kein Pferd stehlen, wenn ich auch könnte, und möchte keines reiten, wenn Sie mir auch das beste gäben!" War hier nicht Keim genug zu einem Abenteuer? . . . Ein langbeiniger Büchsenschütz erinnerte sich indessen, mich bei Dick Johnsons gesehen zu haben, was, wie es schien, so gut als das beste schriftliche Leumundszeugniß war; wenigstens wurde keine weitere Frage gethan.

Bei meinem Eintritt in Kentucky fand ich, daß der sparsam zunehmende Geldreichthum des Westlandes mein Kapital verdoppelt hatte; dieses bestand in Noten der Vereinigten-Staaten-Bank, für deren Nennwerth ich beim Umwechseln den doppelten Betrag in kentuckischem Papiergelde bekam, mit dem sich alle Reiseausgaben, ohne Abzugsagio, bezahlen ließen. Das Verfahren beim Wechseln des Silbergelds war äußerst kurz und einfach; es gab übrigens wenig zu wechseln, und die Noten der Privatbanken, im Belauf von einem Cent *) und höher hinauf, waren überall und in Menge in Umlauf. Man schnitt nämlich einen Dollar in acht Stücke und geringere Silbermünzen wurden halbirt oder geviertelt.

Von Virginien haben die Kentuckier das Barbecue überkommen, das Tausende zu der geselligen Festlust herbeizieht, denn der Kentuckier liebt die Fröhlichkeit und verhandelt gern Staatsangelegenheiten. Er ist, ohne gelehrte Vorbildung, ein fertiger Redner; ein Cicero der Wälder. Ohne den Quintilian gelesen zu haben, spricht er gut, jedoch, wie Marc-Anton geradezu. Er hat freilich ein paar den Wörterbuchschreibern unbekannte derbe Ausdrücke im Gebrauch, allein nicht, weil er keine bessern kennt, sondern weil sie voll scharf bezeichnender Eigenthümlichkeit und äußerst treffend sind. Seine Bilder nimmt er von bekannten und vertrauten Gegenständen, und wendet sie mit Kunst an. Ein Redner aus Kentucky, dessen Ruf sich weit über die Gränzen seiner Heimath verbreitet hat, hielt bei einem Barbecue eine Rede an seine Wahlmänner, die mit einer von ihm in dem Kongresse gegebenen Abstimmung unzufrieden waren: „Meine Freunde," sprach er am Schlusse, „Ihr seyd mit meiner Abstimmung nicht zufrieden; allein sie geschah nach pflichtmäßiger gewissenhafter Ueberzeugung. Ich hielt sie für recht und halte sie noch dafür. Indessen steht es Euch frei, anders zu denken; allein wer von Euch, wenn er eine Büchse hätte, die fünfzehn Jahre lang seine Begleiterin und Freundin gewesen war und in dieser ganzen Zeit ihr Ziel nie verfehlt hat, wer von Euch würde sie, wenn sie endlich einmal versagte, sogleich wegwerfen, und nicht lieber den Stein schärfen und es mit ihr wieder versuchen?" „Wiederversuchen! Wiederversuchen!" schrie jubelnd die Versammlung „Clay hurrah hoch! — Es war Henry Clay. **)

*) $^1/_{100}$ Dollar (der Dollar — 2 fl. 24 kr. rh. oder 1 Thlr. 8 gGr. sächs.)

**) Ein Kentuckier und einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden amerikanischen Staatsmänner, der bei den letzten Wahlen abermals neben Jackson als Mitbewerber um die Präsidentenstelle auftrat. Henry Clay ist am 12 April 1777 in Hannover County (im Staate Virginien) geboren, kam aber schon in seinem 19 Jahre nach Lexington in Kentucky, wo er sich als Advokat niederließ und dort seitdem ansässig blieb.

Französische Gerichtsverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Die oben schon erwähnte, den Charakter des Prozesses mit eiserner Gewalt feststellende Aussage, daß man in den Tuilerien Kenntniß von dem beabsichtigten Schuß gehabt, wurde von einem Herrn Raffé, Kommandant der Gendarmerie, gemacht. Mehrere Personen, sagte er, hätten im Hofe der Tuilerien davon gesprochen, ob aber der König selbst davon Kenntniß gehabt habe, sey ihm unbewußt.

Mehrere Polizeisergeanten und Soldaten, welche sich unmittelbar an Ort und Stelle befanden und den Thäter auf wenige Schritte ins Gesicht gesehen, auch die Pistolen, oder vielmehr zwei, aufgehoben haben wollen, können weder die Pistolen, noch die Personen der Angeklagten, noch den Rock erkennen. Der eine insbesondere, Korporal Schörer, erzählt sehr naiv, so lautet es mindestens, wie er die verbrecherische Person festgehalten, diese sich aber gesträubt, und unter der Aeußerung: „Laissez moi, ce n'est pas moi," eine Pistole fallen gelassen habe, welche er, Zeuge, aufheben wollte, und unterdessen sey der Thäter entwischt. Seine apodiktische Behauptung, daß die beiden jungen Leute die Thäter nicht seyen, unterstützt er durch specielle Motive und Personalzusammenstellungen.

Wo ist diese entwichte Person hingekommen, wie war ihr Entkommen möglich, wie konnte der Thäter in solcher Nähe fehlen, da Mamsell Bourg nicht zugegen war, und wenn sie vorhanden gewesen, wie kommt es, daß kein Zeuge sie gesehen, wie kommt es, daß sie keiner der Angeklagten erkannt, — daß Niemand eigentlich die Kugel hat pfeifen hören, — und wie kommt es, daß da Louis Philipp erzählt hat, er habe den Thäter anlegen sehen und werde ihn wieder erkennen, man in einem so außerordentlichen Falle nicht auf sein Zeugniß rekurrirt, was einem Bürgerkönig, meinten die Blätter, nicht übel anstehe, und was dadurch alle Schwierigkeiten beseitigen müsse, daß es das Leben zweier Angeklagten retten könne? — Das sind die Fragen, welche öffentlich und in den Cirkeln aufgeworfen werden.

Auf diese ersten, befremdenden Zeugenvernehmungen folgte eine Reihe anderer, die in gleichem Maße auffallend sind: Ein Individuum, Recton, will zwei Pistolen aufgehoben haben, während der daneben stehende Soldat, welcher eins aufhob, ihn gar nicht gesehen hat. Recton betheuert, rein und ohne Nebenabsichten die Wahrheit zu sagen, wogegen aber „cette Demoiselle" im mindesten nicht zugegen gewesen sey, er rede um der Wahrheit willen, nicht um 40,000 Franken. Trotz dieser mit einer unglaublichen Zungenfertigkeit gemachten Versicherungen traf ihn der Vorwurf mehrerer Personen, daß er seine Erzählung erfunden und ausgemalt habe, um sich wichtig zu machen und des Vortheils halber.

Mit der Beschreibung des Thäters, wie Mamsell Bourg sie gibt, „un homme, qui avait des moustaches noires et une barbe au menton, redingote bleue," stimmte bloß die Person eines gewissen Giroux überein. Dieser war auch früher verhaftet und angeklagt gewesen, wurde jedoch durch ein Urtheil des Gerichts frei gegeben.

Nun folgen drei Zeugen, deren Angaben neben einander zu stellen und gleichzeitig zu würdigen sind.

Dupuis: Ich erkenne den Angeklagten Bergeron als den Thäter des scheußlichen Mordversuches, und zwar habe ich neben ihm gestanden, und hätte ihn sicherlich festgenommen, wäre er nicht entwischt. Von Mamsell Bourg weiß ich nichts. „Vive le roi" habe ich aus voller Kehle gerufen, der Kopf ging mit mir herum, und immerum, dachte ich, kann mir Dieß nur Nutzen gewähren, auch fürchtete ich, verhaftet zu werden.

Aufgefordert, die Person näher zu bezeichnen, schwankt er in der Angabe, er erkennt die Haare nicht, eben so wenig den Bart — äußert jedoch die Meinung, der Thäter könne sich wohl auch unkenntlich gemacht haben.

Dieser Zeuge ward durch die Vertheidiger angegriffen, und seine verschiedenen Verhöre als in Widerspruch stehend qualificirt. Früher hatte er zuerst nur den Schuß gesehen, ohne Jemand zu erkennen, — sodann hatte er den Thäter gesehen und an einer Narbe im Gesicht erkannt, ohne bestimmte Personenangabe, und jetzt erst wollte er den Thäter in Bergeron wiederfinden. Dieser aber hat keine Narbe im Gesicht. — Benoit hat eine solche, aber ihn erkennt der Zeuge nicht.

Sentin: Ich habe den Thäter und seinen Rock genau gesehen. Der Rock ist nicht der hier gegenwärtige, und der Thäter keiner der Angeklagten. Der Rock war grün.

Frau Martin: Ich erkenne den Angeklagten Benoit als den Thäter.

Konfrontation der Zeugin mit Dupuis, — der Eine will seinen Mann an dem Gesicht, so als den Zügen, die Andere den ihrigen an dem Mund, an der Nase erkennen, und der Präsident ist mit ihrer Präcision im mindesten nicht zufrieden, das Publikum aber kann das Lachen nicht zurück halten.

Daß es übrigens nicht unmöglich sey, die Ehefrau Martin irre zu leiten, hatte sich in der Voruntersuchung gezeigt. — dort hatte sie eine total divergente Beschreibung gemacht, welche man glaubte auf Giroux anwenden zu können, und wirklich behauptete sie, diesen als Thäter zu erkennen. Als man ihm aber falsche Haare und Backenbart anthat, erkannte sie ihn nicht wieder, worauf Giroux freigelassen, Bergeron und Benoit dagegen vor die Assisen verwiesen wurden.

Vienzan, ein alter Soldat, erzählt, daß er dem Angeklagten Bergeron Patronen verkauft, und daß dieser, jedoch lange vor dem Vorfall, von Komplott und Gesellschaften ihm gesprochen und ihn zur Mitwirkung aufgefordert, was er jedoch alsbald seinem Kapitän rapportirt, und später sich wiederum an Bergeron gemacht habe, um noch mehr von ihm zu erfahren, in der Hoffnung, daß dieses ihm bei einer Denunciation dienlich seyn könne. Dieses Verfahren lobte und rechtfertigte der öffentliche Ankläger Herr Persil, ward aber in einer energischen Erwiderung des Vertheidigers bekämpft, welcher darin eine tadelns- und verachtungswürdige Spionerie sehen wollte.

Bergeron erwiderte: Es kann seyn, daß ich erzählte, in den Junitagen gefochten zu haben, und daß ich vorkommenden Falles es wieder thun werde — kann man mich auf der That ertappen, so möge man mir den Prozeß machen; allein ich stelle in Abrede, über die Minister losgezogen zu haben: „denn für uns Republikaner sind die schlechtesten die besten!“

Nay, Chef des Polizeikabinettes: Am 14 oder 15 November hinterbrachten Collet und Cantineau dem Polizeipräfekten die Anzeige, Bergeron, Billiard und Giroux hätten eine Konspiration gebildet, um den König am 19 zu tödten. Die Waffe sollte eine kleine Flinte seyn, welche der Mitverschworne Billiard bei einem Specereihändler verwahrt habe. Dieses Mordgewehr wurde an bezeichneter Stelle entdeckt (und hat ungefähr 5 Schuh Länge). Die vorgenannten zwei Individuen hatten schon ein anderesmal Denunciationen gegen die Association des droits de l'homme gemacht, und dabei, wie das häufig in der Polizei geschieht, sich unter fingirtem Namen gemeldet.

Collet: Schon drei oder vier Wochen vor dem 19 November war in der Gesellschaft der „droits de l'homme“ der Entwurf gemacht, den König am 19 zu ermorden; man hat Patronen vertheilt, und Bergeron versuchte in meiner Gegenwart eine Pistole, welche mit der vorliegenden ähnlich, doch glaube ich nicht, daß es dieselbe war.

Nachdem der Zeuge geendigt hatte, erwirkte der Sachwalter Jolly von Seite des Herrn Präsidenten die Verlesung eines Aktenstückes, welches an die Tribüne gerichtet war, und einen direkten Widerruf der Zeugen gegen seine, schon früher gemachte Aussage darbot. Seine Angabe, als habe man Gewalt angewendet, um seine Unterschrift zu diesem Instrumente zu erschleichen, fand sich durch ein weiteres Papier widerlegt, welches die nämliche, ganz von seiner Hand geschriebene und unterschriebene Anerkennung enthielt.

Hier ist die Antwort, welche Bergeron auf die Frage ertheilte, ob es wahr sey, daß er mehrere Male ausgesprochen habe: „der König verdiene todtgeschossen zu werden.“ — „Ich habe vor dem Untersuchungsrichter nur darum von dem Könige gesprochen, weil man mich zum zwanzigsten oder dreißigstenmale verhörte und stets wieder zu derselben Beschuldigung zurückkehrte, und ich erklärte deßhalb endlich dem Untersuchungsrichter: „Nun so schreiben sie, daß es meine Ansicht ist;“ statt dessen kam es als Aeußerung in das Protokoll, wogegen ich vergebens protestirt habe. Uebrigens möge man hierüber die Wahrheit vernehmen und erfahren: „daß wir Republikaner in dem Könige keinen hinlänglich gefährlichen Feind sehen, um ihn zu tödten, wenn er gestürzt seyn wird, sondern wir würden ihn mit seinen Schätzen ziehen lassen, wohin es ihm gefiele!“

Cantineau bestätigt die Aussage Collets, welcher ihm von dem entdeckten Komplott gesprochen, was er seinerseits dem Herrn Nay hinterbracht. Seine Deposition wie sein Benehmen hätten Biederkeit zur Basis: er sey nicht bezahlt, gehöre nicht zur Polizei, und habe sich nicht unter fremdem Namen präsentirt. Er behauptet, mehrere Zeugen hätten ihm beim Eintreten in den Saal mit Umstringen gedroht, weßhalb Herr Persil ihn zu beruhigen suchte.

Billiard ist in seiner Angabe übereinstimmend mit jener von Bergeron, in Betreff der gefundenen Flinte. Bergeron sagte mir, er wolle die Flinte, welche zerbrochen war, herstellen lassen für einen seiner Zöglinge, und legte sie bei mir ab, um sie später zu holen. Uebrigens wäre sie, besonders in dem Zustande, in welchem sie sich befand, zu jedem ernstlichen Gebrauch untauglich gewesen.

Zur Beglaubigung seiner, mit Collet in Widerspruch stehenden Behauptung, beruft er sich auf das Zeugniß mehrerer in St. Pelagie eingekerkerter Republikaner, namentlich einiger republikanischer Sänger. *)

Janety, Soldat, deponirt: Am 19 November erhielt ich von einem gewissen Planel, Rechtsschüler, eine Einladung, in das Palais royal zu kommen, wo ich auch gegen Mittag mit ihm zusammen traf. Hier erzählte mir nun Planel, daß er in diesem Augenblick erst Bergeron verlassen habe, daß dieser sich in dem Zustande der größten Aufregung befinde, und den Vorsatz habe, auf den König bei seinem Zuge zu schießen; bei Bergeron habe sich noch ein anderes Individuum befunden, für welches ich seitdem Benoit, nach der Beschreibung, erkannt. Wir gingen nun beide vom Palais royal weg nach der Gegend des Zuges. Auf dem Quai d'Orsay erfuhren wir, daß der Schuß statt gehabt, und nahe bei dem Quai Malaquais stießen wir auf Delaunay, welcher die Meinung äußerte, der Thäter könne arretirt seyn; bald darauf nannte er Bergeron als Thäter. Von da gingen wir weiter, um zu erfahren, was aus Bergeron geworden sey, und begegneten auf dem Pont-neuf Benoit, welcher uns erzählte, Bergeron habe mit der größten Ruhe nach dem Könige gezielt und geschossen, und sie seyen beide im Gedränge entkommen. Nun gingen wir, stets um zu wissen, wohin Bergeron gekommen, zu seiner Geliebten, Mamsell Lucas, welche uns erklärte, sie habe Bergeron seit dem Morgen nicht wieder gesehen. Des andern Tages kam ich abermals zu ihr, und nun theilte sie mir im Vertrauen mit, Bergeron habe sich die Haare abschneiden lassen und sich ganz unkenntlich gemacht, er trage jetzt eine gelbe Halsbinde, welche ihm ein mageres Aussehen gebe, und seinen Rock habe er zum Schneider geschickt, um ihn abnehmen zu lassen.

Der Präsident fordert den Angeklagten auf, sich hinsichtlich dieser Angabe zu erklären, und Bergeron erwidert: Ich habe für den Augenblick nichts zu antworten, weil ich ruhig bleiben will, was ich nicht könnte, wollte ich jetzt sprechen.

Benoit sagt: Ich kenne Janety gar nicht, und überlasse den Geschwornen zu ermessen, ob es nicht absurd ist, daß ich einen Menschen, welchen ich nie gesehen habe, bei unserer ersten Begegnung meine Mitschuld an einer so wichtigen Thatsache gestanden haben soll.

Die Vertheidiger brachten nun verschiedene Einwände gegen die Glaubwürdigkeit des Zeugen, gegen seine Aufführung, gegen seine Projekte und Verbindungen mit der Polizei vor; Alles in der Absicht, um eine abgekartete Intrigue blicken zu lassen, bei welcher der Zeuge Janety seinen Vortheil zu finden gedenke. Der Generalprokurator seinerseits suchte die Biederkeit und Tadellosigkeit des Zeugen ins Licht zu heben.

Ganz besonders beharrt der Vertheidiger auf einem intimen Verhältniß, welches zwischen Janety und einer Madame Edouard bestehe, und auf dem nachtheiligen Einflusse, welchen diese Person zum großen Verdrusse der Familie auf Janety ausübe. — Janety erklärt dieß Alles für Verläumdung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Einige dieser später vorgeladenen jungen Leute, die in St. Pelagie gefangen sitzen, nannten sich auf die Frage des Präsidenten nach ihrem Stande: „Chansoniers republicains.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 90. 31 März 1833.

Die Parteien in England.
Erster Artikel.

Die Whigs und Tories seit 1660. — Entstehung der Volkspartei.

Aus der Geschichte der alten wie der neueren Völker drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß unter den Parteien, von denen die Staaten beherrscht oder in Zwiespalt erhalten wurden, stets nur die aristokratischen es waren, die einen gewichtigen Einfluß zu erlangen oder auf die Dauer Bestand zu gewinnen vermochten. Wohl sieht man in allen Annalen von Zeit zu Zeit eine demokratische und wahrhaft aus dem Volke hervorgegangene Partei auferstehen, aber nirgends vermag sie ihr Daseyn und ihren Namen in die Länge zu behaupten. Die aristokratischen Parteien aber sind perennirende Gewächse; sie haben alle Festigkeit abgeschlossener Korporationen; ein gemeinschaftliches Interesse vereinigt sie, die Erziehung pflanzt alle Ansichten und Gefühle der Eltern, wie heilige Ueberlieferungen, auf die Kinder fort, so daß das Prinzip, das diese großen politischen Körper als Seele durchwaltet, kaum von der Gefahr bedroht wird, in unthätige Betäubung zu verfallen, oder gar abzusterben. Die Demokratie dagegen besteht größtentheils aus Menschen, die den arbeitenden Klassen angehören, ihr tägliches Brod durch ihrer Hände Arbeit verdienen müssen und selten durch einen andern Anstoß, als den der Unterdrückung und des Hungers, zum Bewußtseyn ihrer politischen Kraft gelangen. Die aristokratischen Parteien gleichen großen Strömen, die ein weites Ländergebiet durchziehen, und desto breiter und ruhiger werden, je mehr sie sich ihrem Ziele nähern; die Demokratie hingegen läßt sich mit einem großen See vergleichen, dessen Wogen mit Einemmale die Ufer überschreiten, das ganze Land umher unter Wasser setzen, bald aber eintrocknen und sich verlaufen, ohne daß eine Spur mehr von ihnen zu entdecken ist.

In Staaten, wo die Regierung unumschränkt oder fast unumschränkt war, springt die Wahrheit obiger Bemerkungen in die Augen. Die Häuser York und Lancaster, Orleans und Burgund füllten die Blätter der Geschichte mit ihren blutigen und endlosen Befehdungen; während der demokratische Geist nur in Empörungen sich Luft machen konnte, die stets nur vorübergehend waren. Die Gabelleurs in Frankreich, Cade und seine Anhänger in England stellten die Volkspartei — unter Waffen dar; denn zur Zeit, wo sie hervortraten, hätten sie anders nicht als mit Waffen sich Gehör verschaffen können. Selbst in freien Staaten, wie in Florenz, konnte die demokratische Partei, nachdem sie den Adel vertrieben hatte, weder festen Fuß fassen, noch sich in die Länge halten; die durch den Handel reich gewordenen Bürger schlossen sich bald zu aristokratischen Korporationen ab, die noch listiger waren, als die früheren, und Mittel fanden, das Volk in einen Schlaf zu wiegen, während dessen sie ihm seine Freiheiten mit größerer Sicherheit entwendeten, als es die Aristokratie von Geburts wegen, mit Gewalt zu thun vermochte.

Die Volkspartei erhob sich in England zum erstenmale im siebzehnten Jahrhunderte, empört durch die königliche und geistliche Tyrannei. Das demokratische Prinzip stellte sich damals in den Puritanern dar, die Karl I enthaupteten, und ihren Feldherrn an die Spitze der Staatsgewalt erhoben. Ihr Sieg war vollständig, ihr Stoß unwiderstehlich; und dennoch waren sie nicht mächtig genug, ihr politisches Uebergewicht zu behaupten; nicht einmal ihr Daseyn als politische Partei vermochten sie zu fristen, und vor der Restauration der Stuarts waren sie bereits nicht nur gefallen, sondern sogar gänzlich verschwunden. Die Geschichtschreiber pflegen den Untergang dieser Partei darin zu suchen, daß die Puritaner sich durch ihre Uebertreibungen endlich lächerlich und verächtlich gemacht, und den Todesstoß vollends durch Butler's Hudibras erhalten hätten; allein die satyrischen Ausfälle der Royalisten waren nur noch gegen einen leblosen Körper gerichtet. „Das englische Volk hatte seine Entlassung gegeben" — wie es ein Volk nach einigen Jahren der Machtausübung gewöhnlich thut.

Seit dem Jahre 1660 erschien die demokratische Partei nicht mehr auf der Schaubühne. Bei der Revolution von 1689 verhielt sie sich als gleichgültiger Zuschauer. Während der Regierung der Königin Anna und Georgs I war das Volk mehr jakobitisch als andersgesinnt; einen Beweis davon gibt die Gunst, deren Sacheverel sich bei dem Volke zu erfreuen hatte. Allein damals gaben die Massen noch keine anderen Lebenszeichen von sich, als leeres Geschrei in den Straßen. Uebrigens begannen während dieses Jahrhunderts Industrie und Handel in England einen ans Wunderbare gränzenden Aufschwung zu nehmen, und die Engländer, zufrieden mit diesen materiellen Fortschritten, ließen sich ohne Widerspruch von einer aristokratischen Kaste beherrschen,

die eben so despotisch und verhältnißmäßig eben so wenig zahlreich war, als der Senat von Venedig.

Es sey jetzt unsre Aufgabe, auf eine nähere Würdigung der beiden aristokratischen Parteien einzugehen, die ein und ein halbes Jahrhundert lang abwechselnd über Altengland herrschten. Die Namen derselben Whigs und Tories sind allgemein bekannt. Die Frage: Wodurch unterscheiden sich beide von einander? läßt sich ganz einfach so beantworten: Die Tories wollten die Regierung in die Hände der Aristokratie spielen, aber unter der Leitung und Autorität des Königs und seines Hofes; während die Whigs den Hof selbst der Herrschaft der Aristokratie unterwerfen wissen wollten. Nach der Theorie betrachtet und von den äußern Verhältnissen abgesehen, muß man dem Torysysteme allerdings den Vorzug einräumen; es bietet nur schwache Bürgschaften für die öffentliche Freiheit, aber es enthält doch nicht in seinem innersten Wesen schon einen Widerspruch, gleich dem Systeme der Whigs, das gleich auf den ersten Blick den widersinnigsten und unhaltbarsten Plan einer Regierung erkennen läßt. Die Whigs wollen einen König oder wenigstens eine mit dem Scheine der höchsten Gewalt bekleidete Person, die man Krone und Scepter tragen läßt, die aber ausschließlich dem Machtgebote einer herrschenden Fraktion der Aristokratie untergeordnet seyn soll. So sehr dieser Gedanke gegen den gesunden Verstand anzustoßen scheint, so gelang es doch den Whigs ihn zur Ausführung zu bringen, und hier wirft sich die Frage auf: durch welche Mittel erreichten sie ihren Zweck? Dadurch, daß sie auf England's Thron einen Monarchen beriefen, der weder durch Geburt, noch durch Volkswahl einen legitimen Anspruch darauf hatte; der deßhalb von dem kleinen aristokratischen Phalanx, durch den er erhoben worden war und gehalten wurde, abhängig bleiben mußte. Wilhelm III war daher auch, so lange er lebte, der unterwürfige Diener der Whigs, und nach ihm ebenso die Königin Anna, bis diese endlich, des Joches müde, in ihrer Quasilegitimität, als Tochter Jakobs II, einen unabhängigen Stützpunkt zu finden hoffte. Der Tod der Königin trat gerade noch zur rechten Zeit dazwischen, um einem Kampfe vorzubeugen, dessen Ausbruch bevorstand; denn die Tories waren die Minister der quasilegitimen Königin geworden, hegten aber im Hintergrunde den Entwurf, das Haus Hannover zu verdrängen, und die legitimen Prinzen des Hauses Stuart wieder auf den Thron zurückzuführen.

Mit der Thronbesteigung Georgs I, dessen rechtliche Ansprüche auf die Krone England's noch schwächer begründet waren, als die der Königin Anna, befestigten die Whigs von Neuem ihre Macht. Das Haus der Gemeinen, das aus der niederen Aristokratie des Ranges und des Vermögens zusammengesetzt war, unterstützte sie, weil es die Rückkehr jener bigotten und rachgierigen Familie fürchtete, von der man sich damals ernstlich bedroht sah. Die Whigs benützten die Furcht vor einer zweiten Restauration, die damals, mit Ausnahme des gemeinen Volkes und der Tories, alle Gemüther beunruhigte, so viel als möglich zu ihrem Vortheile. Allein jeder Zeit tritt ein Augenblick ein, wo die Furcht aufhört, und sobald Dieß in England der Fall wurde, erhoben sich die mittleren Stände, um der Whig-Aristokratie über die Veruntreuung an de Volksfreiheiten Rechenschaft abzufordern. In diesem kritischen Augenblicke legte Walpole sich ins Mittel. Da er einsah, daß die Whigpartei nicht länger an der öffentlichen Meinung und der Volksgunst einen Rückhalt fand, so suchte er in seinem scharfsichtigen und verschlagenen Geiste nach einem Mittel, um den Whigs eine neue Unterlage und neue Stützen zu geben; er fand als das einzige: die Bestechung, indem er durch Geld und Stellen die Mitglieder des Unterhauses erkaufte, und dadurch die hohe Aristokratie, welche die Zügel der Gewalt handhabte, und die niedre Aristokratie, die alle Stellen im Besitz hatte und so von den Staatseinkünften ihren Antheil zog, durch ein gemeinschaftliches Interesse an einander knüpfte.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Noch denselben Abend nahmen wir unsern Weg nach dem Dorfe Serr; da uns aber gleich nach unsrer Abfahrt die Nacht übereilte, so waren wir genöthigt anzulegen und die Nacht im Hintergrund einer von Typha latifolia umgränzten Bucht hinzubringen, deren Wasserspiegel mit Nymphäen der schönsten Gattung bedeckt war. Auch hier wurden wir von Myriaden Muskitos grausam gepeinigt. Mit Anbruch des Tags machten wir uns nach Serr auf den Weg; das Wetter war schön und heiter, nur wurden wir von einem reichlich fallenden kühlen Thau sehr belästigt. Für die schlechte Nacht, die wir gehabt hatten, wurden wir durch das Vergnügen entschädigt, das uns der Anblick der zahllosen blauen und weißen Nymphäen machte, mit denen der See an dieser Stelle bedeckt war. Die meisten dieser, zum Geschlecht der Lotus gehörigen Blumen, hatten eine Scheibe von ungefähr acht Zoll Durchmesser oder vier Zoll im Halbmesser. Die Blumenblätter waren vom reinsten Weiß und einen Zoll und darüber breit. Die kreisrunden Blätter boten einen Durchmesser von achtzehn Zoll; nirgends habe ich noch so schöne Exemplare gesehen. Hier, wie überall ist das Ufer des See's mit Typha, Arundo und acht bis zehn Fuß hohem Cyperus besetzt. Nebst andern Pflanzen sammelten wir noch eine sehr schöne, und auf allen stehenden Gewässern sehr häufige Gattung Wassergarbe mit gelben Blumen. Die Büschel schwammiger Knötchen, mit denen sie stets bedeckt ist, tragen gar anmuthig die Blumenähren, in die jeder einzelne Zweig ausläuft, auf der Wasserfläche; mit den verschiedenen Gattungen Nymphaea, Podaliria u. s. w. vermischt, trägt sie nicht wenig zu Verschönerung der Stelle bei, wo sie wächst.

Gegen acht Uhr Morgens kamen wir nach Serr, höchlich erfreut, endlich aus dem engen Kanot zu kommen, in das wir seit mehrern Stunden zusammengedrängt waren. Mit innigem Ergötzen betraten wir den grünen Rasen am Gestade des See's, wo zahlreiche Heerden weideten, die größtentheils den Einwohnern von Serr gehörten. Dieses, wie bereits erwähnt, auf dem östlichen Ufer des See's gelegene Dorf, unter allen die wir bis jetzt besucht hatten, eins der größten, schönsten,

reinlichſten und bevölkertſten, iſt ungefähr 600 Metres vom Ufer des N'gher entfernt. Der Raum zwiſchen dem See und dem Dorf iſt ein herrlicher, vollkommen ebener und mit dem ſchönſten, ſtets neu hervorſproſſenden Graſe bedeckter Weideplatz. Da die Bewäſſerung bis zum Anfang des Dorfs dringt, ſo wird, ungeachtet der durch die fürchterlichen Oſtwinde erzeugten Hitze und Trockenheit, die ſchöne Vegetation dieſer Ebene doch nie völlig unterbrochen: derſelbe Fall iſt es mit allen am Ufer des See's liegenden Feldern. Der einen Theil des Jahres hindurch häufig fallende Thau trägt zweifelsohne ebenfalls nicht wenig zur Erhaltung und Fortpflanzung der Gewächſe bei. Im Innern des Dorfs ſtehen einige durch ihre Höhe und Dicke ausgezeichnete Akazien; der Wipfel und die Richtung der Zweige der meiſten dieſer Bäume bieten eine Art horizontaler Fläche, derjenigen ähnlich, wie man ſie an der Ceder von Libanon bemerkt. Die außerordentliche Zartheit und die Menge der Blätter erheben die Akazie für die Bewohner dieſer Gegenden zu einem ſehr werthvollen Baum. Unter ſeinem ſchützenden Schatten werden auch die Gemeindeverſammlungen und die mannichfaltigen Palavers gehalten, welche die Behörden und die Stämme dieſes Landes ſtets unter einander pflegen. Hier verſammeln ſich auch die Müßigen und Arbeitsſcheuen, deren höchſter Genuß das Nichtsthun iſt und endlich, im Gegenſatz zu dieſen alle jene, die irgend ein Handwerk treiben. Hier ſchlägt zum Beiſpiel der betriebſame Weber ſeinen tragbaren Stuhl auf, und verfertigt die Schürzen, die er an ſeine Nachbarn verhandelt. Die fleißige Frau findet ſich hier mit ihrem Rad ein, und iſt vom Morgen bis zum Abend beſchäftigt, die Baumwolle zu ſpinnen, deren ihr Mann zur Verfertigung der Leibſchürzen bedarf, mit denen ſie ſich bekleidet. Kurz im Schatten dieſer Bäume iſt der allgemeine Sammelplatz aller Faullenzer und Fleißigen. Die einzige Gattung dieſes Baumes, die hier und in der Umgegend wächst, wird von den Eingebornen Sing genannt. *)

Die Anhöhe von dieſem Ufer des See's, etwas niedriger als die am gegenüberliegenden, iſt nur zum Theil angebaut, und nur zur Regenzeit ſieht man ihre Oberfläche mit zahlreichen Pflanzungen bedeckt. Der Boden iſt locker und ſogar ſandig, was ihn zum Anbau des Dugub niul (penicellaria spicata) und der bei den Negern üblichen Küchengewächſe ſehr geeignet macht. Der See N'gher erreicht etwas ſüdweſtlich vom Dorfe Serr ſein Ende. Ein großes Sumpfgewäſſer das er entſendet, läuft in dieſer Richtung fort und durchſchneidet eine unermeßlich große, immergrüne Savanne, an deren Seiten die Dörfer M'bal, Nibe und Beune liegen. Während der Regenzeit und bald nachher, erſtreckt ſich dieſes Sumpfgewäſſer bis in das Land Gholof und dann nimmt auch der See bedeutend zu.

Nachmittags gegen 3½ Uhr unternahmen wir, von einem Einwohner des Dorfs als Führer begleitet, eine botaniſche Wanderung öſtlich vom Dorfe. Wir gingen in dieſer Richtung wohl zwei Stunden lang über unermeßliche, von jedem Grün entblößte Brachländer; kaum ſahen wir hie und da wenige einzelne verkrüppelte und ganz blätterloſe Geſträuche. Die Vegetation befand ſich hier in einer Erſtarrung, wie man ſie bei uns nur mitten im härteſten Winter ſieht. In der Regenzeit dagegen ſind dieſe ſandigen Ebenen mit Hirſe bedeckt, auf deſſen Anbau die Eingebornen viele Sorgfalt wenden; allein die Dauer dieſer Zeit iſt ſo kurz, daß dieſes Getreide, das ihr Hauptnahrungsmittel bildet, nicht immer Zeit hat vollkommen reif zu werden, woher es kommt, daß in dieſen Gegenden ſehr häufige Hungersnöthen herrſchen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Es iſt Dieß eine neue Gattung, deren Beſchreibung ſich in der ſechsten Lieferung der Flora von Senegambien unter dem Namen Acacia sing findet.

Franzöſiſche Gerichtsverhandlungen.

(Fortſetzung.)

Planel: Ob ich am 19 November, welcher für mich nicht wichtiger war als jeder andere Tag, Janety geſehen habe oder nicht, darüber kann ich nichts Beſtimmtes angeben, und ich muß mich auf die ſchon früher in dieſem Betreff gemachte zweifelhafte Angabe beziehen, ich habe Janety öfter geſehen. Allein anders verhält es ſich mit Bergeron, welcher mein intimer Freund iſt, und deſſen Begegnung an jenem Tage mir ſicherlich im Gedächtniß wäre, ihn habe ich beſtimmt nicht geſehen, es iſt alſo unwahr, daß ich von ihm gehört habe, er wolle den König ermorden, daß ich dergleichen etwas Janety eröffnet u. ſ. w. Alles Dieß iſt falſch, erdichtet und infame Verläumdung. Ich bin von der Gegend des Königszuges weg nach dem Luxembourg gegangen, wo ich mit mehrern Freunden auf und abging. Aus dem nämlichen Grunde, aus welchem ich ſchon früher verweigerte, deren Namen zu nennen, d. h. um ſie nicht zu kompromittiren und einer Verhaftung auszuſetzen, verharre ich auch heute auf der Zurückhaltung. Ich erinnere mich beſtimmt, Bergeron nicht geſprochen zu haben. Daß ich Delaunay geſprochen und Benoit, deſſen kann ich mich durchaus nicht entſinnen, alſo auch nicht, daß Delaunay auf einem der Quais Bergeron als den Thäter bezeichnet habe.

Der Präſident verordnete die Konfrontation der beiden Zeugen Planel und Janety, und da Letzterer darauf ſtehen bleibt, mit dem Erſtern in der Gegend des Zuges geweſen zu ſeyn, ſo verſicherte Planel abermals, daß Dieß eine elende und abgeſchmackte Erdichtung ſey. Von dieſer Betheuerung konnte den Zeugen nichts abbringen. Er erwiderte auf die abermalige Interpellation des Generalprokurators: Nein, die Thatſachen, welche Janety angibt, ſind nicht richtig, Herr Perſil . . . .

Der Generalprokurator: Zeuge, Sie ſprechen nicht zu dem Herrn Perſil, ſondern zum Generalprokurator! (Man lacht.)

Bergeron ſucht die Geſchwornen zu überzeugen, daß die Ausſage Janety's um ſo weniger ihr Vertrauen verdiene, als es ſich nicht denken laſſe, daß er, Bergeron, in einem Augenblicke der größten Aufregung der Maſſe, unmittelbar nach der That, ſich tadelnd gegen die Maſſe gewendet und geſchrien habe: Es iſt abſcheulich zu rufen: „Vive le roi!“ Und dennoch ſollte er Dieß gethan, und Benoit es dem Zeugen Janety erzählt haben.

Antwort dieſes Letztern hierauf: „es ſey möglich, daß er die Erzählung Benoits unrecht verſtanden habe,“ — eine von ſeiner frühern Beſtimmtheit abweichende Modifikation, welche der Vertheidiger Jolly in dem Gerichtsprotokolle konſtatiren läßt.

Bergeron machte noch auf die Unwahrſcheinlichkeit des Benehmens von Planel und Janety aufmerkſam, welche beide, in Kenntniß der Abſicht Bergerons, ihn dennoch ganz ruhig hätten gehen und gewähren laſſen, ohne die mindeſte Einſprache noch Verhinderung, endlich daß er, der jüngere, und unerfahrene Freund den geſetzten und ernſtern Benoit geleitet habe, welcher nicht einmal des Republikanismus beſchuldigt ſey.

Delaunay: Es iſt unwahr, daß ich am 19 November irgendwie mit Janety zuſammengekommen bin. Wenn meine vorhergehenden Verhöre eine von der heutigen etwas abweichende Ausſage beurkunden ſollten, ſo iſt der Grund hievon in meinem damaligen Zuſtande als direkt Ange-

klagter, Verhafteter, und die empfindlichsten Quälereien und Mißhandlungen der Polizei, namentlich geschärften Arrest und Isolirung erduldend, zu suchen. Ich mußte einen Zustand fürchten, welcher mich um Gesundheit, Stelle und Nahrung gebracht hat. Ob ich Planel begegnet, kann ich nicht mit der nämlichen Gewißheit bestimmen, ich glaube nein, und muß auf dieser Aussage verharren, trotz allem Zubringen und allen Vorstellungen des Herrn Generalprokurators.

Da der Generalprokurator nun zu dem Mittel greift, den Geschwornen zu demonstriren, daß es ihnen frei stehe, auch bloß nach dem schriftlichen Untersuchungsprotokoll ihre Ueberzeugung zu begründen, so gab dieses das Zeichen zu einer heftigen Verwahrung des Vertheidigers Jolly, welcher dieses System als dem Grundsatze der öffentlichen und mündlichen Verhandlung total entgegengesetzt und damit unvereinbar charakterisirte. Das Publikum sprach seine Mißbilligung des anklägerischen Vortrages so laut aus, daß der Generalprokurator drohte, den Saal leeren zu lassen.

In Gefolge der Konfrontation Delaunay's mit Janety bestätigte Ersterer seine Versicherung, Janety nicht zu kennen, und vor dem Untersuchungsrichter zum erstenmal gesehen zu haben.

Vier andere Personen, worunter drei Freunde von Delaunay, haben diesen alsbald nach seiner Rückkehr von dem Quai angetroffen, er sagte ihnen kein Wort von seiner Begegnung mit Planel.

Mamsell Lucas: Von Allem, was Janety in Betreff meiner Person und Aeußerungen deponirt, ist auch nicht eine Sylbe wahr, ich kenne dieses Individuum gar nicht.

Janety, welcher abermals vorgerufen wird, sagt noch einmal die nämlichen Einzelnheiten, versteckt jedoch sein Gesicht in sein Schnupftuch, so daß der Präsident ihm diese Haltung verweist. Ein anderesmal fällt es auf, daß er im Weggehen nach seinem Platze einem Polizeisergeanten sehr vertraulich die Hand drückt.

Auf dem Gerichte liegen die Fetzen eines alten, bei Bergeron weggenommenen Rockes, welchen er im Augenblicke des Schusses getragen haben soll. In der Voruntersuchung hatte er sich erboten den Rock anzuziehen, und sich den Zeugen so gegenüber zu stellen. Der Untersuchungsrichter erklärte, es sey unnöthig; heute verlangt es der Generalprokurator, und der Angeklagte und der Vertheidiger, welche anfänglich Dieß zu thun verweigerten, geben zuletzt nach, weil der Ankläger aus ihrer Weigerung den Beweis der Schuld ziehen wollte.

Nachdem die Thürhüterin der Mamsell Lucas erklärt, daß sie sich nicht entsinnen könne, ob Janety am 19 November in ihrer Behausung gewesen, daß er aber an einem Montag und zwar allein dahin gekommen sey, wird vorgelassen:

Janety der jüngere, von welchem schon früherhin vorkam, daß er seinem Bruder geschrieben, und ihn zu bewegen gesucht habe, von seiner Erklärung abzustehen, — was der Zeuge als wahr, und aus brüderlicher Zuneigung und aus Mißbilligung des extravaganten Benehmens seines Bruders gethan zu haben anerkannte. — Seine Aussage ging im Wesentlichen dahin:

Mein Bruder hat eine Menge von Angaben gemacht, wovon die eine toller und widersprechender war, als die andere; er verdient nicht den mindesten Glauben, denn er ist ein Lügner und ein Aufschneider, welcher ohne Bedacht die Unwahrheit sagt, um sich interessant und wichtig zu machen, und als solcher in der ganzen Familie anerkannt ist. Hat er mir doch selbst erzählt, er sey der Mitschuldige von Bergeron, er habe sich an seiner Seite auf dem Pont royal befunden, das zweite Pistol haltend für den Fall, daß das erste nicht losginge. Allerdings habe ich den Angeklagten Bergeron mit den Worten angesprochen: Also Du hast den König umbringen wollen? — Allein ein Schluß hieraus auf seine Schuld wäre sehr unrichtig, denn diese Frage war damals scherzweise allgemein unter den jungen Leuten angenommen, wenn sie zusammen kamen. — Auch bei der Anzeige, daß Bergeron verhaftet sey, mußten wir die nämlichen Prahlereien meines Bruders abermals anhören, „er sey auch kompromittirt, ihm drohe Gefahr und Verfolgung von Seite der Polizei u. s. w."

Der Generalprokurator meinte, nach der Konfrontation der beiden Brüder, wobei der jüngere die nämlichen Titel des ältern wiederholte, es sey eine peinliche Sache, zwei Brüder einander gegenüber zu stellen. „Aber, sagte der Advokat Jolly, es ist eine ganz andere peinliche Sache, zwei Angeklagte unter das Fallbeil zu bringen."

Von Seite zweier Oheime der beiden Janety erhielt der ältere Bruder ein sehr ungünstiges Zeugniß durch den ersten; dieser nannte ihn einen Prahler und Lügner aus Eitelkeit, und bezeugte den übeln Einfluß der Dame Edouard auf ihn. Der zweite Oheim hielt ihn für unfähig, um des Geldes willen zu lügen.

Als der jüngere Janety darauf bestand, mit der Madame Edouard konfrontirt zu werden, kam es zu sehr interessanten wechselseitigen Vorwürfen. Janety bezeichnete sie als die Zwietrachtsfackel der Familie und die böse Anstifterin aller Schritte seines Bruders. Ein wichtiger Umstand wurde dabei hervorgehoben: sie gestand nämlich zu, daß sie es gewesen, welche das vertraute Billet des jüngern Bruders an seinen ältern, den Widerruf seiner Aussage angehend, aus Rache dem Untersuchungsrichter übergeben habe. — wobei sie noch geäußert haben soll: „Nunmehr hat doch Janety nicht mehr nothwendig, Soldat zu bleiben, jetzt wird ihn die Regierung anstellen."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Aus der nachstehenden Zusammenstellung der während des Jahres 1831 aus Irland nach England ausgeführten Produkte ergibt sich, daß dieses Land bei Weitem nicht so arm ist, als es gewöhnlich geschildert wird, und daß die englische Regierung statt ihm drückende Lasten aufzulegen, weit besser thäte, seine Industrie zu ermuntern und es von den Blutsaugern zu reinigen, die es erschöpfen.

Gegenstände.	Menge.		Werth.	
Pferde	155		5,100	Pfd. St.
Kühe	6,821		54,568	—
Kälber	285		285	—
Schafe	13,281		13,218	—
Lämmer	1,314		458	—
Mastschweine	89,700		44,850	—
Maulthiere	245		2,450	—
Gesalzener Speck	15,090	Tonnen	57,725	—
Gesalzenes Schweinfleisch	17,746	—	53,238	—
Gepökeltes Rindfleisch	9,445	—	51,947	—
Zungen und Schinken	970	—	2,910	—
Schweinschmalz	8,452	—	21,130	—
Butter	504,047	—	1,512,141	—
Eier	5,508	Körbe	7,016	—
Weizen	577,060	Quarter *)	942,650	—
Gerste	515,458	—	470,187	—
Hafer	460,786	—	460,786	—
Roggen	560	—	480	—
Erbsen	2,736	—	4,104	—
Bohnen	10,456	—	15,684	—
Malz	8,650	—	21,625	—
Auszugmehl	115,194	Säcke	282,958	—
Mehl	250,860	Lasten	576,290	—
			4,380,147	Pfd. St.

Irland führt überdieß Leinwand, rohe Kattune und andere Manufakturerzeugnisse aus, die sich auf mehrere Millionen belaufen.

*

Bekanntlich hat Buffon behauptet, daß der Tiger, auch wenn er noch so gut gezähmt scheine, nur Menschenblut zu sehen brauche, um in seine alte Wildheit zurückzufallen und wüthend zu werden. Diese Behauptung des Naturforschers fand unlängst zu Bordeaux ihre Widerlegung. Der Besitzer einer Menagerie wollte dem Publikum seinen Tiger in der höchsten Wuth zeigen, indem er dem Thiere ein Stück Fleisch in den Rachen schob und es ihm dann wieder herausreißen wollte. Allein der Tiger war schneller als sein Herr und verwundete diesen mit einem seiner langen scharfen Zähne in den Arm. Der Wärter nicht zufrieden, diese erste Probe von Muth gegeben zu haben, trieb hierauf seine Verwegenheit so weit, daß er zu dem Tiger in den Käfig ging, sich auf das noch immer ergrimmte Thier setzte und sich von ihm die Wunde lecken ließ. Nie schien der Tiger ruhiger und sanfter als in diesem Augenblick.

*) 1 Quarter = 8 englische Schäffel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 91. 1 April 1833.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

(Hiezu die beiliegende Abbildung 1 bis 6.)

La Mimica degli Antichi investigata nel Gestire Neapolitano, del Canonico Andrea de Forio. Napoli 1832.

Einleitung.

Neapel Ende Februars.

So wenig der gemeine Neapolitaner anspricht, wenn er sich mit seines Gleichen schreiend in seinem Kauderwelsch unterhält, das bei seinem nichts weniger als italienisch klingenden Accent der fremdartigste und widerlichste aller der verschiedenen Mundarten Italiens ist; so ergötzlich ist seine Gebärdensprache, und man muß es dem bekannten, und um die Alterthümer seines Vaterlandes so verdienten Canonicus Andreas de Forio Dank wissen, daß er uns gleichsam mit einem Wörterbuche, oder wie er es nennt, Abc ihrer Gesten „Abbicci de' Gesti" in seiner Mimik der Alten, erläutert durch die neapolitanische Gebärdensprache, beschenkt hat. In diesem Buche, das häufig Hinweisungen auf Stellungen und Gebärden enthält, wie man sie auf antiken Vasen und Gemälden und heutzutage noch bei dem Volk in Neapel üblich findet, führt der Verfasser unter seinen Vorgängern mit gebührendem Lobe häufig unsren Engel an, indem er bedauert, daß dieser seine Mimik nicht auf dem klassischen Boden schreiben konnte, wo Hände und Finger der Bewohner eben so viele, noch nicht ganz ausgebildete stumme Zungen genannt werden können. Schon ehe dieses Werk erschien, sollte ein Auszug daraus für diese Blätter bearbeitet werden; allein die eigenthümliche Art, wie die Materien vertheilt und abgehandelt sind, machte Dieß beinahe eben so unmöglich, als einen Auszug aus einem Wörterbuche zu geben. Da indessen, wo es sich um Gebärden handelt, auf sichtliche Anschauung am meisten ankommt; so gehören die bildlichen Darstellungen (in 21 Kupfertafeln) unter das Interessanteste dieses Werkes, weßhalb wir uns auf Mittheilungen dieser Abbildungen beschränken, indem wir den erklärenden italienischen Text dazu in freier Uebersetzung beifügen.

1. Pulcinella und die englischen Matrosen.

Pulcinella ist jetzt weit und breit und in allen Ländern bekannt. — Allein wer ihn nicht genau kennt, möchte vielleicht glauben, daß er nur seiner närrischen Einfälle wegen berühmt geworden sey. Weit gefehlt! — Er selbst protestirt dagegen feierlich und seine Rechte vertheidigend, gibt er nicht zu, daß man ihn von dem Gebiete des Ernsthaften ausschließe. Ein Richter von dem keine Appellation statt findet, hat für Pulcinella entschieden: Ridentem dicere verum quid vetat? — Aber, wird man fragen, woher kommen ihm denn seine Kenntnisse? Und wie kann man die Wahrheit finden und sagen, ohne lange Studien, ja selbst ohne lesen zu können? Denn Dieß ist der Fall bei den meisten unserer unterhaltendsten Pulcinella's. — Man muß jedoch bedenken, daß sein Wissen nicht die Frucht seines Fleißes, sondern seiner natürlichen Anlagen ist. Er hat es von seinen zahlreichen Alt-Vordern geerbt; denn wie viele und wie große Ahnen zählt er nicht? — Man irrt, wenn man ihn von einem gewissen Pucio d'Aniello aus der Stadt Acerra herstammen läßt, oder von einem Paulo Ciniello u. s. w. Sein großer Ahn, der Stammvater dieser ehrbaren Nachkommenschaft, reicht über die historischen Zeiten hinaus. In welchem Volke sey es fabelhaft, historisch, oder auch modern, finden sich nicht Leute, welche lachend und scherzend große Wahrheiten sagen?

Doch zu unserer Gruppe. Sie stellt das Zusammentreffen zweier englischen Matrosen, die in einer Taverna trinken, mit Pulcinella vor. In der Schenke ist sein gewöhnlicher Aufenthalt, und als man ihm einmal darüber Vorwürfe machte, erwiderte er: „Warum besucht der Advokat die Gerichtshöfe, der Handelsmann die Häfen? Warum? Weil dort für sie Geschäfte zu machen sind. Nun Freund! In den Kneipen mache ich am besten die meinigen." Die Matrosen laden ihn mit englischer Freigebigkeit ein mitzutrinken, und Pulcinella läßt sich nicht lange bitten; er liebt den Wein, man muß es gestehen, ein wenig zu sehr, aber bloß der Wahrheit zu Liebe, denn er weiß recht gut: In vino veritas! — Beim Trinken kommt man ins Gespräch; jeder spricht von seiner Handthierung und von seinem Geschmacke. Die jungen Engländer erzählen Pulcinella von den Gegenden, die sie gesehen, von den Sitten der verschiedenen Völker, die sie besucht, besonders von den schmackhaften dort üblichen Speisen, die sie mit den neapolitanischen Maccheroni vergleichen, und rathen ihm sich mit ihnen einzuschiffen, und alle diese Herrlichkeiten zu sehen und zu genießen. Die Antwort, die Pulcinella hierauf gibt, begleitet er mit Gebärden, da er und seine Lands-

leute diese zweite Sprache nicht entbehren können, die ihnen lieber als die andere, weil sie lebhafter und oft auch nöthiger ist. Mit einer gewissen Gravität antwortet er also dem Einen: „Freund Du sprichst nicht übel" und das Wörtchen Du begleitet er mit einer Gebärde der Linken, indem er sanft den Zeigefinger erhebt. — Sanft sagen wir, denn das Charakteristische der Gebärden von Pulcinella besteht eben in dieser Weichheit und Hingebung (abondon) der Gesten, welche man auch in den Figuren der sogenannten dummen Bedienten des Terenz auf dem Vatikan sieht. — Dann fährt er fort, mit Höflichkeit das Gesagte lobend und erwidernd: „Llo mare è bello si! ma Patemo me diceva: Figlio, ama llo mare, e tienete alla taverna." — „Das Meer ist schön, ja sehr schön, aber mein Vater sagte mir: Sohn, liebe das Meer und bleibe in der Schenke;" und beim Namen dieses geliebten Ortes zeigt er auf sie hin, die Rechte und den Zeigefinger hinter dem Rücken gegen sie gewendet. Der junge Engländer der sehr aufmerksam dasitzt, sieht Pulcinella an, und vergnügt sich mehr an seinen anmuthigen Gebärden und an dem Tone und Accent der Sprache, als an dem vorgebrachten Witz, von dem er wahrscheinlich nichts versteht. Der Knabe zur Rechten, mit der Flasche, kommt um Wein einzukaufen. Er betrachtet aufmerksam die beiden schmucken wohlgekleideten Fremden, aber da er sie sprechen hört, und nichts von Dem was sie sagen, verstehen kann, bleibt er verwundert stehen. „Wie geht es zu, sagt er zu sich selbst, daß Menschen fast wie mein Vater aussehend, gleich Vögeln pfeifen, anstatt wie er zu sprechen?" Die gute Schenkwirthin, die sehr wohl die Rangordnung der Dinge versteht, und die Thaler der jungen Engländer den Pfennigen vorzieht, die ihr der Junge bringen kann, weist ihn mit der Linken zum Warten an. In der Rechten trägt sie Wein von anderer Qualität und Farbe, um ihn ihren Gästen vorzusetzen, in der Hoffnung, daß sie dadurch angereizt, noch mehr fordern werden. — Man muß nicht den Lorbeerzweig übersehen, der an der Thüre angeheftet ist, und den die Neapolitaner Frasco nennen. Sie bedienen sich zu diesem Zeichen der Zweige verschiedener Bäume, auch des Epheus. Diese Zweige, Zeichen und Zierde zugleich, schmücken überall die Versammlungsorte des gemeinen Volkes. Zu allen Zeiten waren Baumzweige das Symbol der Fröhlichkeit und der Feste, und gibt es etwas Fröhlicheres und Festlicheres für die Trinker als den Saft der Trauben?

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Am 28 mit Tagesanbruch machten wir uns, von unserm Führer vom vergangenen Tage begleitet, nach dem Innern des Landes auf den Weg. Nachdem wir drei Stunden lang über die Felder, durch Gesträuch und über mit Khakham *) bedeckten Flugsand gegangen waren, befanden wir uns auf einmal, wie mit einem Zauberschlag in eine höchst angenehme Gegend versetzt, die alles übertraf, was wir bis jetzt gesehen hatten: eine Hochebene von den herrlichsten Bäumen beschattet, von denen die meisten, ihrem Aeußern nach, gänzlich von allen jenen verschieden waren, die wir bis dahin gesehen. Hier bot sich unsern staunenden Blicken Sterculia tomentosa, ein, sowohl durch seine ausgezackten platanenähnlichen Blätter, die auf beiden Flächen mit rostfarbenen Haaren bedeckt sind, als auch wegen seiner nierenfarbenen, wie die Blätter mit rostfarbenen Haaren bedeckten Samengehäuse, höchst merkwürdiger, für uns ganz neuer Baum. *) Hier erhob sich in majestätischer Pyramide Bignonia maculata, ein ebenfalls neuer Baum, dessen in mehr oder weniger dichten Büscheln beisammenhängende Blätter auf weißem Grund rothe Tupfen haben, worauf sich auch der Name bezieht, den wir ihm gaben. Hier findet sich auch der herrliche, langsam wachsende Conocarpus leiocarpus, jetzt Anogrissus leiocarpus. **) Dicht daneben steigt Maerua angolensis empor, eine sehr merkwürdige, früher in Angola entdeckte und dort sehr gemeine Gattung. In seiner Nähe wächst hie und da Maerua angustifolia, eine neue Pflanze von seltener Schönheit, die nie höher wird als $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß. ***) Neben dieser schönen Staude findet man auf derselben Hochebene Terminalia macroptera, ein großer, den Botanikern ebenfalls unbekannter Baum, den man auf den ersten Anblick an einem eiförmigen Gewächs erkennt, das in der Form einer Nuß in der grünen Schale gleicht, und dessen Zweige stets tragen. Diesen verschiedenen Geschlechts- und Gattungspflanzen fügen wir noch den Glelamban der Eingebornen, oder den unächten Ebenholzbaum der Europäer bei, eine neue Art Dalbergia, der wir den Namen melanoxylon gegeben haben, und dessen Holz, dem des Diospyros ebenum fast ganz ähnlich, für das Land ein sehr einträglicher Handelsartikel ist. Dieses schöne Schotengewächs wird selten höher als fünfzehn bis zwanzig Fuß, und treibt einen nur mittelmäßig dicken Stamm. Von den andern seines Geschlechts unterscheidet es sich durch die weißliche Rinde, mit der Aeste und Zweige bekleidet sind, und seine häutigen und geschlossen bleibenden Früchte. Mehrere seltene Gattungen Combretum wachsen unter den eben erwähnten Bäumen, von denen ich einige bereits an andern Orten gefunden hatte.

Der Elephant, dieser Riese unter den Thieren, hält sich hier, in größern Heerden, besonders gern in den von menschlichen Wohnungen entlegenen Wäldern auf. Für wilde Gegenden, die der Mensch nie betritt, und wo er sich sicher einen Weg an die Ufer des See's bahnen kann, um Hunger und Durst zu stillen,

*) Cenchrus hordeiformis, dessen gedrängte Blumen aus borstigen, stachelförmigen Blüthendolden bestehen, die sich sehr leicht an die Kleider hängen, und dem Reisenden höchst beschwerlich fallen.

*) Beschreibung und Abbildung findet sich in der dritten Lieferung der Flora von Senegambien.

**) Herr de Candolle beschreibt ihn unter diesem Namen nach den Exemplaren, die ich ihm im Jahre 1825 schickte. Vor Entdeckung dieser schönen Gattung war dieses Geschlecht auf die einzige beschränkt, die ihr als Typus diente, und die ein an den Küsten von Afrika und Amerika heimischer Strauch ist. Die neue hier bezeichnete Art ist ein ästiger, verzweigter, mehr als 60 Fuß hoher Baum.

***) Ebenfalls in der Flora von Senegambien beschrieben und abgebildet.

scheint er eine besondere Vorliebe zu haben, auch sind die Wälder und Auen, die er auf dem Hin- und Herweg betritt, tief von zahllosen Fährten durchfurcht. Am Ufer des See's, nicht weit vom Dorf Serr, sieht man einen, von diesen ungeheuren Pachydermen häufig besuchten Tränkplatz: eine große und tiefe Aushöhlung, in der diese Thiere sich jede Nacht wälzen; überall scheint der Boden sich unter ihren Füßen zu biegen. Wie groß ihre Anzahl ist, läßt sich aus der Menge tiefer Höhlungen abnehmen, mit denen der Boden gleichsam durchlöchert ist. Obschon der Elephant die Nachbarschaft der Menschen nicht zu fürchten scheint, so vermeidet er sie doch, da er nur bei Nacht umherstreift und nur dann erst an die Ufer des See's kommt, wenn die Einwohner sich entfernt haben. Mehrere Neger von Serr, in deren Aussagen ich alles Vertrauen setze, haben mich versichert, daß die Elephanten stets nur in kleinerer oder größerer Zahl vereinigt ausgingen, und daß auf dem eben erwähnten Platze oft 150 mit einander, und zwar nie vor $11\frac{1}{2}$ Uhr oder um Mitternacht kämen, wo sie dann bis vier Uhr Morgens blieben, um zu weiden, und sich im Wasser zu wälzen. „Obschon wir daran gewöhnt sind, fügten sie hinzu, so ist der Lärm den sie machen, doch so groß, daß er uns oft aus dem Schlaf aufschreckt." Dieser Bericht, besonders rücksichtlich der Anzahl der Elephanten, überraschte uns keineswegs, da wir bei unsern Streifzügen an den Ufern des See's Gelegenheit gehabt hatten, uns selbst von der Wahrheit zu überzeugen. Wir fragten die Neger, warum sie auf so lästige Nachbarn nicht Jagd machten, und zwar nicht nur um sich Ruhe zu schaffen, sondern auch wegen der von den Handelsleuten so gesuchten Fangzähne. Die Antwort war kurz und bündig: „Weit entfernt, sagten sie, so furchtbaren Thieren nachstellen zu wollen, schätzen wir uns vielmehr glücklich, daß sie uns nicht angreifen, und daß wir bis jetzt vor ihrer Wuth sicher waren." Sie forderten uns überdieß noch das Versprechen ab, die Elephanten die uns etwa aufstoßen möchten, auf keine Weise zu beunruhigen, weil sie sonst unfehlbar der Rache dieser Riesenthiere zum Opfer fallen würden. *)

Diese Warnungen der Neger waren weder beruhigend für uns, noch geeignet, uns zu Verfolgung unsrer Streifzüge zu ermuthigen; allein, da wir nicht zuverlässig bestimmte Vorfälle, wo Menschen von diesen Thieren gefährdet worden waren, in Erfahrung bringen konnten, und uns das Verlangen beseelte, ein Land ferner zu durchreisen, das uns in naturgeschichtlicher Beziehung so reiche Ausbeute versprach, so schöpften wir keine allzu große Besorgniß aus diesen Mittheilungen, und setzten unsre Wanderungen fort, ohne jedoch dabei die von den Afrikanern erhaltenen Winke zu vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Bekenntniß der Einwohner von Serr beweist, daß die von Senegal nach Frankreich verschickten Elephantenzähne keineswegs von Elephanten, die auf der Jagd erlegt wurden, erbeutet werden, wie man bisher glaubte, sondern daß man sie von solchen, die man todt findet oder auch dadurch gewinnt, daß man jene Zähne, welche die Elephanten, vermöge ihrer Organisation, in einem gewissen Alter abwerfen, aufsucht.

Französische Gerichtsverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Paris, den 17 März 1833.

Ein guter Theil der Stadt könnte in diesen Tagen abbrennen, und man würde kaum davon sprechen, so sehr ist man mit den Verhandlungen im Justizhause beschäftigt; auch muß man zugestehen, daß alle denkbaren Sensationen daselbst ihre Befriedigung finden. Wenn die Möglichkeit des Fürchterlichen in einem Prozesse so ernster Art ganz verschwunden und von dem Komischen und Lächerlichen überflügelt wird, so möge man die Reaktion hievon auf die öffentliche Meinung und das Publikum diesem letztern nicht verargen. Die Extreme berühren sich, das ist bekannt, und nirgendwo haben sie sich näher gestanden als in dieser gräßlichen Mordgeschichte. Selbst die Witze und Satyren, und die Wort- und Bilderkarikaturen sind nicht aus Nichts entstanden, sie sind meistens nur der Widerhall oder die Nachbildung der in dem Gerichtssaale vorgefallenen Scenen. Halte übrigens das Lachen, wer da kann, wenn der mit vielem Pathos auftretende und beeidigte Kleiderkünstler und Sachkundige, der gestern noch eine Menge Bajazzo's und Pierrots und Pantalons zu dem Fasching schuf, seine Kunst erprobt, um aus einer Menge alter zerrissener und schmutziger Lappen das A und O der Anklage zu Tage zu fördern, und den vollständigen Beweis der Schuld durch einen unvollständigen Rock — denn es fehlte ein Aufschlag — zu liefern, oder wenn die Dame Edouard aus Aerger über die nicht gelingenden Insinuationen ihres Liebhabers Vapeurs und Nervenanfälle bekommt.

Lassen Sie uns rasch über den Rest der Zeugen weggehen.

Mamsell Cecilia Janety: Mein Bruder erzählte Wunderdinge, er selbst war der Mitschuldige, wir wußten aber wohl, was wir von allem Dem zu halten hatten, denn mein Bruder ist ein wenig ein . . . . . Einige Zeit nach dem Vorfalle sagte er zu mir, Bergeron sey der Thäter, ich glaubte es nicht, ich sprach meinem jüngern Bruder davon, und dieser sagte gleichfalls, das kann nicht seyn.

Drouze, Vorstand der Lehranstalt, bei welchem Bergeron arbeitete, ertheilt diesem ein gutes Zeugniß, er sey Republikaner, aber ohne viel davon zu sprechen, er habe ihm sogar Zweifel über die Anwendung seiner Ideen geäußert. Uebrigens weist der Zeuge ein von ihm angeblich dem Polizeichef übergebenes entgegengesetztes Zeugniß als unwahr von sich, und beklagt sich über die Brutalität, mit welcher die Polizei in seine Anstalt gedrungen sey.

Janety der ältere hat alle Lust verloren, mit seinem Geschwistern ferner konfrontirt zu werden, und irgend eine seiner gegen sie gemachten Aeußerungen zu bestätigen; er verweigert auf Vorrufen des Präsidenten jede fernere Antwort. Auch ist nicht zu verkennen, daß er sehr im Gedränge ist, denn Alles ist gegen ihn, sein Bruder, seine Schwester, sein Oheim, und zuletzt sendet auch eine verheirathete Schwester eine schriftliche Erklärung ein, worin sie ihn als einen großen Schwätzer und Lügner bezeichnet. Nebstdem tritt ein Zeuge auf, welcher gehört, wie er im Zeugenzimmer mit Madame Edouard eine ziemlich verdächtige Unterhaltung geführt, und wie diese Dame ihn aufgefordert habe, nur fest zu beharren und nicht zu widerrufen. Madame Edouard läugnet Dieß mit der größten Aufregung, und erzählt, wie sie im Gegentheil drei Stunden lang geweint habe, sie ein Opfer der Verfolgung und Verläumdung! Janety gibt die Worte zu, deutet sie aber auf eine verdachtentfernende Weise. Indessen wird konstatirt, daß Madame Edouard in ihrem Hause spielen ließ und zu dem Ende Einladungskarten und Billets austheilte. Dieses Geständniß brachte großen Eindruck auf das Publikum hervor.

Eine lebhafte Debatte zwischen dem Vertheidiger Jolly und dem Generalprokurator über die von Ersterem erhobene Frage, welcher der beiden Röcke, der braune oder grüne, das Ueberführungsstück seyn solle, bot kein besonderes Interesse dar.

Roux, Schneider von Bergeron, erkennt dessen Rock, und erzählt, daß ihn sein Sohn von Bergeron geschenkt erhalten und am 12 November abgeholt habe.

Madame Dufresnoy, Inhaberin eines Gesundheitshauses, in welchem Bergeron den Kindern Unterricht gab: Das Stückchen, wovon die Sprache ist, war ein Spielwerk meiner Kinder, und Bergeron, welchem ich das beste Zeugniß ertheilen muß, wollte dasselbe als Belohnung für die Kinder herstellen lassen.

Lépage, welcher abermals vorgerufen wurde, sprach die Ansicht aus, daß dieses Flintchen, wenn es hergestellt wäre, in gewisser Entfernung wohl einen Menschen tödten könne.

Generalprokurator: Angeklagter Bergeron (nachdem dieser seine Pistolen bezeichnet und deren Verschiedenheit von den vorliegenden namhaft gemacht hatte), nennen Sie den Freund, mit welchem sie am 10 oder 11 November im Garten der Madame Dufresnoy sich im Pistolenschießen geübt haben wollen.

Bergeron: Nein, dieser Freund ist in Meinungen von mir gänzlich verschieden, und seine Eltern sind angestellt, ich möchte sie nicht durch irgend eine Gemeinschaft mit mir kompromittiren. Uebrigens scheint mir der Umstand sehr unerheblich.

Generalprokurator: Im Gegentheil, er ist sehr wichtig, denn ich werde nunmehr einen Zeugen abhören lassen, welcher vernichtend für den Angeklagten seyn wird.

Bei diesen Worten erhob sich ein furchtbares Murren im Gerichtssaale, so daß der Generalprokurator mit Heftigkeit sagte: Ich muß mich wahrlich wundern, was hier vorgeht, ich werde die schon mehrmals gemachte Drohung nun ausführen lassen, — auch ich habe ein Gewissen, so gut als Jemand, und wäre in Verzweiflung, wenn durch meine Schuld ein Mensch unverdient verurtheilt würde. Bergeron, nennen Sie Ihren Freund!

Bergeron: Daran soll es nicht fehlen, er heißt Metzinger und wohnt Rue Dauphine Nr. 20. (Ich bemerke sogleich, daß dieser junge Mann vorgeladen wurde, und Alles bestätigte, so wie Bergeron und Madame Dufresnoy es angegeben hatten; die Angaben von Daulier aber bestritt er.)

Daulier, Kommis auf dem Ministerium der Marine, trägt ein schwarzes Taffetpflaster an der Stelle der Nase, und scheint am Krebse zu leiden; sein Aeußeres ist dadurch sehr kenntlich. Ich kam am 4 November in das Gesundheitshaus der Madame Dufresnoy; ungefähr acht Tage nachher hörte ich eines Morgens um 10 Uhr schießen, ich wandte mich an die Frau des Hauses und erhielt von dieser zur Antwort: „Es sind Republikaner, welche sich üben." Ich ging nun selbst in den Garten herunter, nahm die Pistolen in die Hand, untersuchte sie, sie waren ganz ähnlich mit den vorliegenden. Bergeron schoß noch zwei- oder dreimal; es befand sich noch ein fremder junger Mann bei ihm.

Advokat Moulin: Ist es wahr, daß Sie gesagt haben, der Pistolenschuß vom 19 November sey von der Polizei angelegt?

Der Zeuge läugnet Dieß, Madame Dufresnoy aber versichert es bestimmt, und stellt dagegen in Abrede gesagt zu haben: „Ce sont des republicains," was Bergeron noch dadurch als unwahrscheinlich zu qualificiren suchte, indem Metzinger nichts weniger als Republikaner sey.

Daulier sagte, der Sohn Dufresnoy sey zugegen gewesen; Madame Dufresnoy bemerkt, daß ihr Sohn an jenem Tage abwesend war. Auch in Angabe der Stunde differiren die beiden Zeugen, und Madame Dufresnoy behauptet, Daulier sey zu krank gewesen, um in den Hof zu kommen. Nunmehr fügt Daulier seiner bisherigen Aussage als ganz neu bei: Madame Dufresnoy sey eines Tages von der Conciergerie, wo sie Bergeron besucht, zurückgekommen, und habe Bleikugeln eingegossen, was aber diese Frau läugnet.

Der kleine Dufresnoy tritt in Allem der Aussage seiner Mutter und Bergerons bei.

Fontaine, Eigenthümer des literarischen Kabinets in der Rue Jacob Nr. 26, Mamsell Fontaine und Madame Doussot stimmen darin überein, daß Bergeron zur Zeit des Schusses in dem Kabinet sich befunden habe, und erst dann fortgegangen sey, als die Nachricht von dem Schuß anlangte.

Unter mehrern Personen, welche über die Moralität der Angeklagten vernommen werden und sämmtlich sehr günstig für sie sprachen, war eine, welche speciell über Benoit deponirte, und erzählte, daß sie sich bei dessen Vater befunden habe, als Benoit bald nach dem Schusse, ganz ruhig und Kupferstiche unter dem Arme tragend, zu Tische gekommen sey.

Nun folgen die wesentlichsten der von den Angeklagten vorgeladenen Zeugen.

Wittwe Lacroix bestätigt, daß die Flinte unbeachtet, unbrauchbar und ein Kinderspiel gewesen sey; man habe sie hinter eine Theetiste gesteckt.

Dupre: Ich war in St. Pélagie, wo auch Collet saß; nachdem dieser einige Tage in Untersuchung abwesend war, kam er wieder dahin zurück, und erzählte, man habe ihm im Verhör gedroht, ihn ins Gefängniß zu werfen, wenn er nicht ein Komplott entdecken wolle, wovon er nichts wisse. — Collet läugnet diese Rede.

Victor Bezière, Chansonnier republicain, wie er sich selbst nennt: Als Collet nach St. Pélagie, wo ich saß, kam, war er ganz zerlumpt, im Zustande der größten Noth und Entblößung, er hatte nicht einmal ein Hemd, wir kleideten ihn und gaben ihm 20 Sous. Bald darauf wurde er zur Untersuchung abgeholt, und nach einigen Tagen, als er von der Präfektur zurückkam, war er in der größten Aufregung, er erzählte, daß er sehr lange vernommen worden sey. „Giquet, Louis Philippe und Persil sind Schurken, welche man aufknüpfen sollte," fügte er hinzu. — Nun ging er mit Billiard auf die Seite, ich folgte ihnen nach, und vernahm, wie er beifügte: „Man hat mich zwingen wollen, zu sagen, was nicht ist, man hat mich mißhandelt, es ist wie bei der Inquisition in Spanien."

Collet läugnet abermals, und Bezière beharrt auf seiner Angabe. Da Collet angibt, Bezière nicht gesehen zu haben, so erwiderte dieser: Dieß wäre sehr schwer gewesen, denn wir wohnten hart neben einander.

Auf die Frage des Präsidenten, ob man Collet seine Gewalt angethan habe, damit er seine Aussage zurücknehme, erfolgt die Antwort: Keineswegs, in St. Pélagie ist Jedermann frei!

(Fortsetzung folgt.)

Zahl der Diebstähle in England.

Die Verbrechen gegen Personen und Eigenthum scheinen in England mit jedem Jahre zuzunehmen, was, wie der Baronet Gurney in der letzten Sitzung der Großjury von Lewes bemerkte, hauptsächlich dem immer größer werdenden Nothstande der arbeitenden Klassen, dem Mangel an gehörigem religiösen Unterrichte, der kläglichen Einrichtung der Armentaxe, und endlich besonders der schlechten Vertheilung der durch diese Auflage eingehenden Summen zuzuschreiben seyn dürfte. Das auf Befehl des Lord Mayors entworfene Verzeichniß der im Jahre 1831 in London begangenen Diebstähle ist wohl die dringendste Aufforderung an Jene, in deren Händen die Verwaltung des Landes ruht, die Gesetze, durch welche eine gleichmäßige Vertheilung des Reichthums gehindert wird, einer Revision zu unterwerfen, die lästigen Korngesetze aufzuheben und die tausend Verordnungen zurückzunehmen, die dem Arbeiter den gerechten Lohn verkürzen und ihn in Elend und auf Abwege führen. Der Diebstahl ist auf diese Weise ein Haupterwerbzweig der niedern Klassen geworden, den nichts zu sperren vermag, da die Verbannung ihnen keine Strafe dünkt, und das Leben auf Botany Bay und den Hulks ein irdisches Paradies für sie ist. Die höhern Klassen bezahlen ihren Egoismus theuer, und mit nur etwas Eifer von ihrer Seite könnten die ungeheuern Summen, die jährlich durch Diebstahl verloren gehen, zu Verbesserung der niedern Klassen weit nützlicher verwendet werden. Die Schätzung des durch Diebstähle im Jahre 1831 entfremdeten Eigenthumes ist folgende:

1) Kleine Diebstähle von Dienstboten und Lehrlingen begangen, bestehend in Gegenständen von geringerm Werth	510,000	Pfd. St.
Kleinere Silber- und Schmuckwaaren von Dienstboten gestohlen	200,000	—
2) Diebstähle an der Themse und auf den Quais	500,000	—
3) Diebstähle und Betrügereien in den Docks .	300,000	—
4) Diebstähle durch Einbruch und auf den Straßen an Geld, Juwelen, Uhren u. s. w. . . .	220,000	—
5) Betrug durch falsche Münzen	200,000	—
6) Betrug durch falsche Banknoten	170,000	—
Summe	2,100,000	—

So groß diese Summe auch ist, so erscheint sie doch keineswegs übertrieben, wenn man bedenkt, daß den von Herrn Colquhoun bekannt gemachten statistischen Belegen zufolge sich damals in London 20,000 Personen ohne Unterhaltsmittel, 115,000 Diebe und Schwärzer und 16,000 Bettler befanden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

(Beilage: Lithographische Zeichnungen zur Gebärdensprache der Neapolitaner.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 92. 2 April 1833.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

2. Der wandernde Schreiber.

In allen großen italienischen Städten fehlt es nicht an Leuten, die immer bereit sind, Briefe für Andere aufzusetzen, die selbst keine schreiben können. Wir wissen nicht, woher es kommt, daß in unserm Neapel diese Straßenschreiber in so großer Menge angetroffen werden. *) In einigen alten neapolitanischen Bambocciaten sind diese Schreiber in zerlumpten Kleidern vorgestellt, und eben so sieht man sie in den neuern unglücklichen Kopien derselben immer in schlechten, nur zur Hälfte ihre Blöße bedeckenden Kleidern. Sie haben sich aber heutzutage sehr civilisirt, und wenn man sie noch an einem zerrissenen und abgetragenen Anzug zu erkennen meinte, würde man irren, da kein einziger derselben mehr so einhergeht. In unserer Gruppe sieht man einen solchen ziemlich anständig gekleidet, vor seinem Tischchen sitzend, und mit allem erforderlichen Handwerkszeuge seines Gewerbes versehen. Er trägt eine Brille, weil seine Augen von vielem Lesen und Schreiben geschwächt sind. Es fehlt der Stuhl zur Seite des seinigen nicht, damit die Person, die seine Hülfe anspricht, es sich bequem machen könne. Auf diesem sitzt eine Frau, die von ihm einen Brief an ihren abwesenden Mann haben will. Da sie ihm nichts Anderes als Dieß zu sagen wußte, so stutzt der Sekretär einen Augenblick nicht ohne Ursache, und ein wenig ärgerlich, erhebt er die Linke, deren Daumen und Zeigefinger sich leicht berühren, fragend zugleich mit Gebärde und Wort, recht nach Sitte der Neapolitaner: „Ne? che l'aggio da scrivere? Nun? Was soll ich ihm denn schreiben?" Die Frau nicht gewohnt zu diktiren, nimmt, um aus der Verlegenheit zu kommen, auch ihre Zuflucht zu Gesten, und ohne den Mund aufzuthun, sagt sie ihm in einem Augenblick, mit Gebärden, Alles was sie im Sinne hat. Sie zeigt das Thema, um das es sich handelt, an, indem sie die Hand aufs Herz legt und dadurch angibt, daß es Liebe sey, und dieß Zeichen wird von einer entsprechenden Bewegung der Augen begleitet, die, obgleich im Nu vorübergehend, doch allein schon hinlänglich wäre, um sich verständlich zu machen, und den Inhalt des Briefes summarisch anzugeben. Doch, da sie sieht, daß der Schreiber nicht Alles gleich im Fluge gefaßt hat, wie sie glaubte, so schreitet sie zu größern Einzelnheiten, und immer in Gebärde vom Zärtlichen zum Schalkhaften übergehend, diktirt sie ihm gewissermaßen den von ihr an ihren Mann verlangten Brief dem ganzen Inhalte nach. Sie zieht die Augenbrauen in die Höhe, und mit starr auf ihn gerichteten Augen, nähert sie sich ihm mit vorgebogenem Leibe. Hiemit will sie ihm sagen: „Sieh mich an, und lies in meinem Gesicht den ganzen Umfang der Liebe, die mich verzehrt." Da sie sich nun verstanden sieht, so nimmt sie, um sich vollständig auszudrücken, die Linke zur Hülfe, und hält sie offen hin, wie Jemand, der etwas haben will. Da nun hier von nichts Anderm als Liebe die Rede ist, so sagt diese Bewegung unserm wandernden Schreiber ganz deutlich, er solle am Schlusse des Briefes die Bitte ausdrücken, daß ihr Mann ihre Liebe mit gleicher Herzlichkeit erwidern möge.

Die andere Frau, die dabei steht, vielleicht ihre Schwester, die die ganze mimische Unterhaltung sehr wohl verstanden hat, und welche glaubt, daß dieß Alles eben so thöricht als vergeblich sey, läßt ihrem Unwillen vollen Lauf. Sie tritt einen Schritt vor, als wenn sie sich auf ihre Gefährtin stürzen wollte, welche, wie sie dafür hält, sehr übel berathen ist. Sie hebt die Linke zum Zeichen der Mißbilligung in die Höhe (der erhobene Arm mit ausgestreckter, sich hin und her bewegender Hand, ist das Zeichen des Mißfallens) und sagt ihr mit dieser Gebärde: „Närrin, die Du bist! was verlangst Du?" und in demselben Augenblicke streckt sie die Rechte aus, und macht damit das allgemein bekannte Zeichen des Geldes. Und so die Bewegungen der Augen, des Kopfs, der Arme, der Finger und des ganzen Körpers zu einem einzigen Ausdruck vereinigend, erklärt sie sich gegen die Ansicht der andern, mißbilligt sie mit der Linken, und mit der Rechten sie berichtigend, legt sie ihre Gedanken durch dieß gleichzeitige Zusammenwirken ihrer Gebärden, in der möglichsten Kürze des Ausdruckes dar, während sie mit Worten umständlicher sagen müßte: „Närrin, die Du bist, Liebe nur und wieder Liebe verlangst Du von Dem da? Dem ist nur mit Geld gedient!"

*) Doch wohl daher, daß hier die Zahl derer, die nicht schreiben können, größer ist als irgendwo. Anm. d. Ueb.

Die Parteien in England.

(Fortsetzung.)

So waren die alten Whigs beschaffen, als sie das Staatsruder in den Händen hatten. Die Welt verdankt ihnen jene Erfindung einer repräsentativen Regierungsform, die von Außen den ehrbarsten Schein der Freiheit zur Schau trägt, während im Innern die Aristokratie durch Bestechungen Alles beherrscht, und das Ganze nur ein leeres Gaukelspiel bleibt. Allein Walpole's System der Bestechung bereitete seiner eigenen Partei den Untergang, die der Krone nur darum ihren Beistand lieh, um sie selbst von sich abhängig zu erhalten; als aber die königliche Gewalt durch die Bestechungen der Whigs festen Fuß gewonnen hatte, und ihre Rechte durch Erlöschen des Hauses Stuart legitim geworden waren, warf sich der Monarch seinen natürlichen Freunden, den Tories, in die Arme, die so die Macht ihrer Nebenbuhler als Erbschaft antraten und die Hälfte des verflossenen Jahrhunderts hindurch im Besitze derselben blieben. Georg III, von den Tories erzogen und gleichsam mit der Milch ihrer Grundsätze aufgesäugt, war ein König ganz nach ihrem Herzen, ein König ganz nach ihrem Willen. Die Whigs mußten zu ihrer äußersten Kränkung das Gerüste, das sie mit eigenen Händen so hoch geführt hatten, um die Staatsgewalt unabhängig über die Nation hinauszustellen, von ihren Feinden in Besitz genommen und benutzt sehen.

Immerhin aber bleibt es ein Glück für die Freiheit Englands, daß den Whigs die Leitung des Staates aus den Händen gewunden wurde; denn es liegt in der Natur der Sache, daß sie eine eben so willkürliche Verwaltung geschaffen haben würden, als nachher die Tories, während diese, die dann im Parlamente die Opposition bilden mußten, den Eingriffen der Gewalt, als falsche Freunde des Volkes, nur einen schwachen und erkünstelten Widerstand entgegengesetzt haben würden. Auf diese Art wäre die ganze Repräsentation der Aristokratie anheimgefallen und die eigentliche Volkspartei würde kein Mittel gefunden haben, endlich hindurch zu dringen, während das unter Georg III gebildete Torymiministerium die Whigs wieder in ihre natürliche Rolle der Opposition zurückführte. Fortan suchten sie sich aus allen Heerlagern der ihnen früher, während der Zeit ihrer Macht, fremd gewordenen Prinzipien zu verstärken; fortan verfochten sie die Interessen des Volkes, lernten die Sprache der Nationalgefühle reden, und weihten ihre Talente und Anstrengungen der Sache der Freiheit, die von den alten Whigs verrathen worden war.

Bald kam eine große Frage zur Erörterung: die amerikanische Unabhängigkeit. Die Opposition ergriff ihre Vertheidigung, und zum erstenmale wieder seit Karls I Zeit hörte das Haus der Gemeinen aus dem Munde eines seiner Mitglieder in freier und kühner Rede die Erklärung der Volksrechte ausgesprochen. Die Whigs vergaßen einen Augenblick ihre Stellung als Aristokraten: eine kraftvollere demokratische Sprache, als sie zu jener Zeit von Fox, Burke und ihren Freunden geführt wurde, haben die Annalen keiner repräsentativen Versammlung in der Welt aufzuweisen. Allein die Freiheit, deren Vertheidigung sie mit solchem Nachdruck und Feuer übernahmen, war die Freiheit eines fernen Landes. Als dieselbe Frage in Betreff eines Nachbarstaates sich aufwarf, als das französische Volk sich erhob, und eine Revolution begann, zu der es zehnmal mehr positives Recht hatte, als die Amerikaner — da sah man in dem Lager der liberalen Aristokraten England's großen Aufruhr und Abfall. Die Ursachen der amerikanischen Insurrektion sind äußerst einfach: man hatte dort weder Beschwerden gegen den Einfluß einer aristokratischen Partei noch gegen irgend eine kirchliche Bedrückung. Der ganze Streit drehte sich fast einzig um das Prinzip der Centralisation und der Handelsfreiheiten. Bei dieser Frage kam keines der adeligen Vorurtheile der Whig-Aristokratie ins Spiel, und sie konnte daher unbeschadet ihrer eigenen Interessen sich auf die Seite des Volkes schlagen. Der große Chatam selbst, zwar ein Whig, aber die lebendige Verkörperung der Aristokratie, ergriff bei dem amerikanischen Aufstande die Gelegenheit, über dieses Thema die liberalsten Grundsätze zu entwickeln und mit aller Macht seiner Beredsamkeit zu vertheidigen.

Frankreich dagegen hatte andere Beschwerden abzuschütteln, tiefer eingefressene Schäden zu heilen: es mußte durch eine gewaltige Krisis Heilung alter Uebel suchen. Hier handelte es sich nicht bloß von reinem Steuerdrucke, der von einem fernen Lande ausging, von dessen Vormundschaft man sich losreißen mußte, sondern um die Wiedergeburt eines in sich abgemorschten Staatskörpers. Eine so tief greifende Revolution konnte bei einer aristokratischen Partei wenig Anklang finden: weßhalb auch die Whigs zuerst an ihre eigene Gefahr als Patrizier dachten, bevor sie in Erwägung zogen, daß Vernunft und Nothwendigkeit noch nachdrücklicher für Frankreich als für Amerika sprachen. Was zu New-York ein bewunderungswürdiges Schauspiel gewesen war, erschien in Paris als ein weltverheerender Brand. Daher vereinigte sich sogleich eine gute Anzahl Whigs, unter andern Burke und Wyndham mit den Tories, die hiedurch das Uebergewicht wieder erlangten, das sie in der amerikanischen Frage verloren hatten.

Es muß bemerkt werden, daß schon vor dem Ausbruche der französischen Revolution an den Ereignissen und der öffentlichen Meinung in England ein Vorwärtsschreiten und eine sichtbare Neigung zu politischen Verbesserungen zu erkennen war. Durch den Ausgang des amerikanischen Krieges hatten die Tories und ihr Prinzip einen Stoß erlitten, von dem sie sich lange nicht wieder aufrichten zu können schienen. Die Whigs selbst begannen, ungeachtet der edlen Rolle, die sie in den letzten parlamentarischen Verhandlungen übernommen hatten, seit ihrer Verbindung mit eben jenen Tories, die sie so tief herabgesetzt hatten, im öffentlichen Vertrauen beträchtlich einzubüßen, und schon bildete sich eine demokratische Partei, die von beiden unabhängig, ihre Geburt durch den allgemeinen Ruf verkündigte, der von allen Seiten nach einer Parlamentsreform laut wurde, und seinen Grund in dem Mißtrauen der Nation gegen das Parlament und die beiden aristokratischen Fraktionen hatte, aus denen es bestand. Es ist bekannt, daß der junge Pitt bei dem Beginne seiner Laufbahn sich dadurch hervorzuthun suchte, daß er sich zum Organ dieses vielseitig laut gewordenen Wunsches einer Reform machte; Dieß war seine erste Motion im Unterhause

und bildet einen charakteristischen Zug seines aufkeimenden Ehrgeizes. Er wollte eben so wenig in die Reihen der alten Whigs als in die der Tories übertreten; er sah, wie sehr beide in Mißkredit gefallen waren, und nahm sich vor, das Haupt einer neuen Partei zu werden, in der die Bedürfnisse und Wünsche der Nation ihren wahren Ausdruck finden, und deren erster Schritt es seyn sollte, auf eine Reform zu dringen. Die Ereignisse und vorzüglich die großen Katastrophen der französischen Revolution vereitelten seine Entwürfe und zwangen die Staatsmänner des Tages ihre Rollen zu wechseln. Pitt, um jeden Preis entschlossen, auf jene Seite zu treten, die im Vortheile und im Besitze der Macht blieb, besaß zu viel Scharfblick, um sich in dem Wege zu täuschen, den er einzuschlagen hatte, und benützte die ungünstige Stimmung, welche in den demokratischen Ansichten Englands durch die in Paris begangenen Ausschweifungen hervorgebracht wurde, um sich den Tories in die Arme zu werfen; während Fox, bei dem Bruche mit Lord North und seinen Anhängern vom Staatsruder entfernt, der Anführer und Redner der demokratischen Seite des Unterhauses wurde. Hier wie auch anderwärts erschien die Volkspartei nur einen Augenblick auf der Schaubühne; bei den ersten Schritten, die sie vorwärts machte, hatte sie eine ruhige Haltung angenommen und schien auf dem Boden der kirchlichen Entzweiung festen Fuß fassen zu müssen, wie sie es schon mit glücklichem Erfolge im siebzehnten Jahrhunderte gethan hatte; allein sie ließ sich von dem Fieber der französischen Revolution anstecken: ihre Anführer rückten nach dem Vorbilde ihrer Nachbarn mit antireligiösen Grundsätzen hervor, und entfremdeten sich hiedurch die Masse der Nation, die sich nun Pitt und den Tories anschloß. Dieß war der Augenblick, wo diese Partei die Oberhand gewann, und nun mit leichter Mühe die Kluds und Gesellschaften der Volkspartei zerstreuen und mehrere ihrer Häupter zur Verbannung verurtheilen lassen konnte. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß vorzüglich die in England tief in den Gemüthern wurzelnde Religiosität oder das religiöse Vorurtheil, wenn man will, eine Scheidewand zwischen England und Frankreich warfen und den Krieg zwischen beiden Nationen anfachten. Allerdings übte die Aristokratie einen großen Einfluß aus, da aus ihr die gesetzgebenden Versammlungen bestanden; allein so groß war die Macht der öffentlichen Meinung, die damals sich zu bilden und riesenhaft heranzuwachsen begann, daß weder die großen Talente Pitts, noch der Einfluß seiner Partei, diesen Krieg zu entzünden und zu unterhalten vermocht haben würden, hätten sie nicht in den religiösen Gesinnungen des englischen Volkes einen so unerschütterlichen Stützpunkt gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Lerouge, Infanterielieutenant in St. Pélagie, dermalen „condamné pour n'avoir pas réussi en Juin" — bestätigt umständlich die Angabe des vorigen Zeugen. Collet erzählte uns, man habe ihn verhört, und ihm gedroht, Eisen an Hände und Füße anzulegen; er werde widerrufen, und in der That hat Collet in meiner Gegenwart, ohne die geringste Gewalt von irgend Jemanden, die Zurücknahme seiner Aussagen niedergeschrieben.

Collet läugnet und will den Zeugen nicht gesehen haben, worauf ihm dieser sagt: Elender, habe ich Dir nicht zu Nacht zu essen gegeben?

Levallier, in St. Pélagie sitzend, kommt von zwei Gendarmen begleitet, welche bei ihm an den Stufen des Gerichtes stehen bleiben. Auf Befragen: Ich bin zu acht Jahren Eisenstrafe verurtheilt, weil ich am 5 Mai auf dem Vendomeplatz von den Polizeisergeanten mörderisch überfallen worden bin. — Auch seine Erklärungen bestätigen die vorhergehenden Angaben, und er setzt noch besonders bei, daß Collet bei seiner Rückkehr Geld hatte.

Guedel: Ich war in dem Gesundheitshause der Madame Dufresney. An dem Tage, wo Bergeron im Garten sich mit Pistolenschießen übte, habe ich weder den Sohn Dufresney noch den Zeugen Danlier gesehen, dagegen habe ich Danlier mehreremal selbst sagen hören: Der Pistolenschuß vom 19 November ist von der Polizei angelegt, ich wette 100 gegen 5 Fr. wetten! Danlier hat übrigens einen wenig rühmlichen Namen in dem Gesundheitshause zurückgelassen.

Jean Baptiste Bridon, im nämlichen Hause gewesen, bestätigt das Vorstehende. Danlier sagte, der Pistolenschuß vom 19 ist so angelegt, „um die Stimmung der Kammer zu influenciren und die republikanische Partei zu vernichten." Den Anklageakt hat Danlier laut der Gesellschaft vorgelesen. (Diesen Umstand hatte Danlier hartnäckig geläugnet, und er war wichtig, weil derselbe ganz spät erst nach Bekanntmachung des Anklageaktes, sich als Zeuge gemeldet, und nun plötzlich seine detaillirten Angaben gemacht hatte.)

Ein anderer Zeuge, **Cléangés** oder **Cléangis**, sagt Dasselbe in Betreff der Nichtgegenwart bei der Schießübung im Garten aus; Danlier konnte das Zimmer nicht verlassen. Auch der Arzt des Gesundheitshauses ist gegen Danlier, und bezeugt sowohl die Verschiedenheit der von Bergeron benutzten Pistolen, als das Vorlesen des Anklageaktes durch Danlier und dessen angebotene Wette.

Alexandre Robert: Ich stand im Augenblicke des Schusses auf dem Pont-royal, dem Orte gegenüber, woher der Schuß kam; Bergeron ist mein Freund und ich kenne ihn genau, wäre er es gewesen, der geschossen, so würde ich ihn sicher erkannt haben.

Madame **Fabre**, die Zeugen **Jean** und **Théodore** sagen aus, Bergeron am 19 November um 2 und 5 Uhr an ganz andern als dem entscheidenden Orte gesehen zu haben.

Allix: Ich ging eines Tages zu dem Untersuchungsrichter und erbat mir eine Erlaubniß Bergeron zu besuchen. Daselbst fand ich im Kabinette den Bruder von Bergeron und Janety den ältern. Janety erzählte sehr viel, unter Anderm daß man ihn drei Stunden habe stehen lassen während des Verhöres, zuletzt habe er so sehr den Kopf verloren, daß er ausgesagt, zu gleicher Zeit auf dem Pont-royal und auf dem Pont-neuf sich befunden zu haben. Da er mir sehr traurig und niedergeschlagen zu seyn schien, so fragte ich ihn, ob er denn glaube, daß Bergeron der Thäter sey? — „Gott bewahre, es ist ein Polizeistück," war die Antwort. Ich bemerkte ihm nun, daß es ihm immer frei stehe, seine unrichtige Angabe zurückzunehmen, worauf er sagte: ja, ich habe aber unterschrieben. Hierauf sprach er etwas zu einem Gerichtsboten, welcher, ihm den Rücken wendend, ausrief: Was will er denn jetzt von mir?

Janety der ältere stellt dieß Alles in Abrede. — Allix betheuert seine Gewissenhaftigkeit.

Nun legt der Generalprokurator einen Brief vor, welchen Bergeron aus dem Gefängniß an eine nicht genannte Person geschrieben, worin er im Allgemeinen für das Interesse an seiner Lage, für die freundschaftliche Verwendung bei der Jury und den Journalisten dankt, und sich ausspricht, daß sein Vertheidiger an der Freisprechung nicht zweifle.

Anfänglich beschwerte sich der Advokat Jery über die Verletzung des Briefgeheimnisses, indem dieser Brief auf der Post aufgebrochen und dem Generalprokurator zugestellt worden ist. Bergeron aber erklärte, man möge den Brief nur verlesen, und Persil rechtfertigte seinen Besitz des Briefes durch das Reglement der Arresthäuser; die Post habe die Adresse nicht lesen können und darum den Brief erbrochen, und sodann an die Staatsbehörde geschickt, er lege den Brief deßhalb vor, um das Freundschaftsverhältniß zwischen Bergeron und Allix zu beweisen, welcher Letztere den Brief habe zur Post besorgen sollen.

Die Moralität und der gute Ruf von Mir wird durch den Chef d'Institution Dreuze bestätigt.

Eugène Poisson, Mitglied der Gesellschaft der Menschenrechte: In der Section, in welcher ich stehe, waren auch Collet und Cantineau, welche sich stets durch ihre auffallenden Extravaganzen und Aeußerungen auszeichneten. Sie sprachen von Gewaltschritten, und Ersterer machte mir geradezu den Vorschlag, ich solle auf den König schießen, ich sey klein und könne mich leicht in der Menge durchschleichen. Elender, gab ich ihm zur Antwort, Du kennst nicht unsere Gesinnungen, ich bin Republikaner und kein feiger Mörder! (Bravo in dem Auditorium.) Was alles der verächtliche Cantineau für Reden ausgestoßen, mag ich gar nicht wiederholen; hat er doch eines Tages vor mehrern Personen sich geäußert: Für mich ist mir nicht bange, ich werde nicht Hungers sterben, — eher werde ich Straßenräuber und Mörder! — Daß Bergeron geäußert, der König verdiene todtgeschossen zu werden, ist unwahr.

Moreau, Büchsenmacher: Die auf dem Pont-royal gefundenen Pistolen sind, was man so nennt, brule-gueules (Nasenwärmer), die zu nichts tauglich sind, als in unmittelbarer Berührung zu schießen, und ich wollte nicht dafür stehen, mit diesen Dingern auf zehn Schritte in einen Fleck von acht Quadratschuhen zu treffen.

Thouvenel, Professor der Mathematik: Ich war mit Collet in St. Pélagie zusammen, Billiard hat ihn im Elend unterstützt, dagegen hat Collet ihn denuncirt. Der Widerruf Collets ist freiwillig und ohne Gewalt gemacht worden.

Milon: Cantineau war im größten Elend im Gefängniß, und erhielt Geld von Collet, als dieser von der Polizeipräfektur zurück kam. Ich kenne Cantineau daher genau, weil ich ihn nach den Junitagen, wo er verwundet wurde, mit meinem Brod ernährt habe.

Sans Souplet erzählt die von Collet gemachten Mittheilungen über an ihm verübte Gewalt, um ihn zu gerichtlichen Aussagen zu bewegen.

Petit-Jean: Ich war früher Geschäftsführer, heute ohne Gewerb, indem ich seit vier Monaten verhaftet bin, ohne zu wissen warum. Man hat mir es bis heute nicht gesagt, ich wurde als Mitglied der Gesellschaft der Menschenrechte verhaftet, alle Andern sind auf freiem Fuße, ich allein sitze noch. — Auch mir hat Collet, aus dem Verhöre kommend, die Drohungen erzählt, welche man ihm gemacht habe. Da Collet krank wurde, schrieb ich an ihn, und erhielt zur Antwort: „Sie können darauf zählen, daß ich nicht weichen werde, ich bin auf alle Leiden gefaßt. (Er hatte nämlich gesagt, man habe ihn mehrere Tage eingesperrt, um ihm falsche Angaben zu entreißen.) Es ist nun Sache der Patrioten, bekannt zu machen, welche Verfolgungen ich erdulden muß."

Collet läugnete anfänglich zuversichtlich, ein solches Billet geschrieben zu haben, und erst als Petit-Jean dasselbe aus der Tasche hervorzog und ihm vorhielt, war er verblüfft, und gab an, das Billet an Jemand Anders geschrieben zu haben.

Pelvillain (früher als Mitschuldiger verhaftet): Gegen November hin äußerte eines Tages Cantineau: „On ne descendra donc jamais ce gredin de Louis Philippe?" Ich erwiderte ihm, daß er stets mit exaltirten Aeußerungen um sich werfe, worauf er mir antwortete: „Wenn nur acht Personen wären, wie ich, so wäre er todt." — Am 19 November ging Cantineau zum Pont-royal, er trug damals stets ein Stück von einem Stoßdegen in den Beinkleidern, welches er Jedem zeigte, die auffallendsten Injurien gegen den König dabei ausstoßend.

Giroux beklagt sich über die gegen ihn bei seiner Verhaftung verübten Mißhandlungen, und Bergeron macht darauf aufmerksam, daß Giroux dem Benoit ähnlich sehe, daß Giroux früher als der Thäter verhaftet und beschuldigt worden, daß man ihn freigegeben und den Benoit festgenommen habe, welchen man aber nichts destoweniger nun der Mitschuld anklage.

Mehrere Zeugen treten noch gegen Collet und Cantineau auf, und der letzte Zeuge ist zu Gunsten des guten Leumundes von Benoit.

Auf morgen die gegenseitigen Vorträge und das Urtheil.

(Fortsezung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Unter dem irländischen Volke sind einige Schwüre und Betheuerungen üblich, die sich noch aus der Zeit der Gottesgerichte herüber vererbt zu haben scheinen. So z. B.: „Möge Dieß mir Gift seyn!" — „Möge ich auf rothglühendem Eisen gebraten werden!" — Andere Verwünschungen deuten durch die Kühnheit ihrer Metaphern auf einen orientalischen Ursprung zurück. So pflegt der Irländer, wenn ihm eine Beleidigung widerfahren ist, die er nicht auf der Stelle rächen kann, zu sagen: „Du sollst mir Trübsal dafür essen." — „Ich will machen, daß Deine Fersen sich reiben und Du sollst verfluchen diesen Tag!" u. s. w. Aehnliche Ausdrücke findet man auch im Buche Hiob, wie z. B. „laß sie verfluchen den Tag" — „Du sollst Trübsal essen" — „Du legtest meine Fersen in Stock" u. s. w. Es gibt aber auch Betheuerungen im Guten, die unter dem irländischen Volke sehr häufig sind und einen Beweis seiner Herzensgüte geben. So sagen sie ganz wie wir: „So wahr ich selig werden möge oder bei meiner Seligkeit!" „Salvation to me" — oder: „Möge ich nie Böses thun!" — „Möge ich nie einen unrechten Weg gehn!" — „Möge ich nie sündigen!"

•

In der „Gazetta di Zara" findet sich folgende Nachricht über die alte Stadt Asseria, deren Ruinen erst in neuester Zeit aufgefunden wurden: „Im Bezirke von Scardona, der zum Kreis von Zara gehört, eine kleine Meile von der romanisch gelegenen Villa Perussich, einem Schlosse, das die zaratinische Familie der Grafen von Vossedaria als Zufluchtsort der umwohnenden Morlachen in Kriegszeiten erbaute, liegt ein armseliger Weiler, Podgrain genannt. Hier stand einst, nach der peutingerischen Tafel, Asseria, das Assissia des Ptolomäus, und Assesia oder Asseria des Plinius. Letzterer, nachdem er die verschiedenen liburnischen Städte aufgezählt hat, die verbunden waren auf der Landesversammlung zu Scardona sich einzufinden, fügt noch hinzu: „„immunesque Aseriates." Die Asseriaten bildeten also ein freies Gemeinwesen, das sich nach eigenen Gesetzen und durch selbstgewählte Behörden regierte. Frühere Schriftsteller setzten die Lage von Asseria unrichtiger Weise sechzehn Miglien weiter von Podgrain in das Stadtgebiet von Zara. Die noch übrigen Spuren der alten Stadt bestehn in dem noch deutlich sichtbaren Mauerumfang, der in einem länglichen Polygon einen Raum von 3600 römischen Fuß umschließt. Die Steine der Mauer bestehen aus dem gewöhnlichen dalmatinischen Marmor, sind oft eilf Fuß lang, von ansehnlicher Breite, und dienenstockförmig behauen. Die Dicke dieser Befestigung ist durchgängig acht Fuß, an einem Winkel aber eilf Fuß; hier stehen die Mauern noch zwölf Ellen hoch über dem Boden."

Literarische Anzeige.

„Berliner Don Quixote."

Redigirt von Ad. Glaßbrenner.

(Zweiter Jahrgang.)

Diese humoristische Zeitschrift, welche überall mit dem ungetheiltesten Beifalle aufgenommen ist, und bereits eine große Ausbreitung gefunden hat, erscheint wöchentlich viermal, und bringt in jedem Quartale jedem Pränumeranten:

3 bis 4 höchst sauber lithographirte Bildnisse berühmter Zeitgenossen und Vorfahren.

Man pränumerirt bei allen hochlöblichen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes für den äußerst billigen Preis von 1 Thlr. 7½ Sgr. vierteljährlich, incl. Porto.

Berlin, im März 1833.

Bechtold und Hartje, Verleger.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 93. 3 April 1833.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

5. Der Sänger Rinaldo's.

Wer die schlechte Kleidung, den nicht eben sehr anständigen Ort, wo er seine Waare an den Mann bringt, und den niedrigen Stand seiner gewöhnlichen Zuhörer in's Auge faßt, möchte wohl unsern Sänger Rinaldo's Manchem als einen gemeinen Menschen erscheinen lassen. Allein man irrt, seine Profession, geadelt durch ihr Alterthum, steht auch jetzt noch in hohem Ansehen. Wer weiß nicht einestheils, wie alt die Rhapsoden nebst den cyklischen Dichtern sind, und wer erkennt nicht in den Sängern des Rinaldo ihre Nachfolger? — Und dann, kann man ein Gewerbe verachten, dessen Bestimmung es ist, auf eine harmlose Art die Menschen in ihren müßigen Stunden zu unterhalten und zu belehren? Ist ein, dieser Klasse von Zuhörern, die sämmtlich nicht lesen können, gegebener Unterricht so wenig werth, betreffe er nun Fabel, Geschichte oder Lebensregeln?

An solchen Nachfolgern der alten Rhapsoden, wie z. B. Cinetus von der Insel Chios, fehlt es nun Neapels Hauptstadt keineswegs. Ihre Lieblingsautoren sind Tasso, Ariost, Ricciardetto und die Reali di Francia. Rinaldo aber ist der Held der Helden für dieses Auditorium, daher man auch diese Straßenvorleser die Sänger des Rinaldo nennt. Oft machen sie auch ihre Bemerkungen über den Dichter, den sie eben recitiren, und manchmal, gleichsam ergriffen von seinem Geist, drücken sie sich auch in Versen aus, nach ihrer Weise seine Reime nachahmend. Sey es nun daher, daß ihr Auditorium größtentheils aus Unwissenden und faß immer nur aus Lazzaroni's besteht — obgleich zuweilen auch gut gekleidete und unterrichtete Personen zuhören — oder weil sie diese immer, entzückt über ihre Deklamation, in Bewunderung, Erstaunen und Ueberraschung erblicken — kurz sie halten etwas auf sich, und betrachten sich als eine Art von Professoren.

Als im vergangenen Jahrhunderte die Regierung die Stadt von Bettlern säubern ließ, wollte man unter denselben auch diese Sänger Rinaldo's begreifen, bloß deßhalb, weil sie ihren Zuhörern etwas abforderten. Diese appellirten dagegen bei dem Tribunal und die wenigen unter ihnen, die den Klauen der Polizeidiener entgangen waren, berathen von einem der berühmtesten Advokaten, brachten ihre Sache vor Gericht. Es ist nicht schwe zu errathen, was sie Alles zu ihrer Vertheidigung vorbrachten, und welche ihrem Falle nah verwandten Beispiele zu ihrer Rechtfertigung dienen mußten. Dieß bewirkte, daß sie von der Beschuldigung der Bettelei frei gesprochen wurden, wozu man noch die Erklärung hinzufügte, daß ihr Gewerbe ein wissenschaftliches und nützliches sey.

Diese Sänger nun — die Gebräuche und die Bequemlichkeit ihrer Zuhörer beachtend, und um deren immer mehr anzulocken — errichten in der schönen Jahreszeit ihren Lehrstuhl auf dem Molo, oder auch auf andern Plätzen der Stadt, im Freien. Im Winter aber miethen sie in der Nachbarschaft irgend eine Bude. Für die Fremden stehe hier die Bemerkung, daß diese Sänger des Rinaldo ganz verschieden sind, von den Nachfolgern jener Dichter, die ihre eigenen Verse in den Portiken des alten Neapels zum Besten gaben. Vor 40 bis 50 Jahren sah man noch hier zwei gemeine Bauern, den einen von der Insel Ischia, den anderen aus der Provinz von Lecce, die sich täglich auf Improvisiren von Versen herausforderten, und zuweilen die Umstehenden einluden ihnen ein Thema zu geben, über welches sie sodann mit viel gesundem Verstand und nicht wenig Scharfsinn zu singen begannen. Die Zuhörer gaben ihnen freilich wenig, aber doch hinreichend für ihren täglichen Unterhalt. Doch sah man hier nicht die Wiederholung der alten Scene: Ex his qui in porticibus spatiabantur, lapides in Eumolpum recitantem miserunt. Petr. Cap. 90.

Doch sehen wir uns wieder nach unsern gegenwärtigen Sängern Rinaldo's um! Unter den Zwischenfällen, die nie bei ihren Vorträgen fehlen, kommt es auch wohl vor, daß sich dort Personen einfinden, die entweder gegen den Rhapsoden selbst, oder auch gegen den Helden Rinaldo eingenommen sind, und die daher jede Gelegenheit ergreifen, um Händel anzufangen und Störungen zu machen. Ein solcher Vorfall ist auf der gegenwärtigen Bambocciata vorgestellt. Man sieht zuvörderst einen fliehenden Knaben, der mit beiden Händen die bekannte Diebspantomime macht (mit beiden Händen und gekrümmten Fingern wie nach etwas greifend), die er mit den Worten begleitet: Linardo è marivòlo, — „Rinaldo ist ein Dieb!" (nach Sitte der Neapolitaner das r und l verwechselnd.) Vielleicht weiß er wenig oder gar nichts von diesem Helden, oder er kann auch einmal gehört haben, daß er wirklich ein Dieb genannt worden, wie im Orlando inamorato; „Tu sei ladron, ed io son Cavaliere,"

oder endlich auch bloß weil er aus Uebermuth die vor sich habenden Bewunderer Rinaldo's necken will — genug, er sagt ihnen ins Gesicht, daß Rinaldo ein Dieb ist, macht sich zugleich aber auch auf die Sohlen, um einem näheren handgreiflichen Gegenbeweise seiner Behauptung auszuweichen; wie denn auch schon einer von Rinaldo's Bewunderern in Wuth gerathen, eine unter dem Rock verborgene Waffe ergreift, um ihn zu bestrafen. Man könnte vielleicht glauben, daß hier die Einbildungskraft über die Wahrheit hinausgegangen sey, aber keineswegs, und man trifft noch immer Leute, die mit Leidenschaft Partei für Rinaldo nehmen. So heißt es in einem in neapolitanischer Mundart geschriebenen Buche: „Iate sotto li chiuppa, e decite a no Lazarone, è morto Linardo, e bi si non ve fanno volà lo mazzo de pesiello pe l'aria." — „Geht unter die Pappeln — auf dem Platze Largo di Castello, der sonst mit Pappeln bepflanzt war — und sagt einem Lazzarone: Rinaldo ist todt, und seht, ob er euch nicht die Perrücke vom Kopfe schlagen wird." — Die Perrücke drückt der Neapolitaner wie so gern Alles bildlich, durch ein Bündel grüner Schoten (mazzo de pesiello) aus. — So wiederholt sich auch in der Wirklichkeit folgende häusliche Scene: Der Mann kommt mit Thränen im Auge nach Hause, denn er hat eben in einer solchen Vorlesung den Tod seines Helden Rinaldo recitiren hören, und trifft sein Weib in ihrer natürlichen, von seiner gegenwärtigen so verschiedenen Laune an. Wehe ihr, wenn sie darin verharren und wie gewöhnlich ihr Abendbrod verzehren will! Sie setzt sich gewiß der Wuth und den Schlägen ihres Mannes aus, der nach Anhörung jener unglücklichen Katastrophe jede Labung verschmäht.

Hinter dem ergrimmten Verehrer Rinaldo's sieht man einen andern der Zuhörer, eben so unwillig über jene Schmähworte: er hat den Kopf noch ganz voll von den Beschreibungen der herkulischen Kraft seines Helden, denn Alles, was diese Leute von Rinaldo, Orlando oder Tancredi hören, tragen sie auf den erstern über, der Felsen wie Kieselsteine und Eichen wie Stöcke schleuderte, und erhebt sich von der Bank, die er packt, als wollte er sie hoch in die Luft und dem fliehenden Knaben an den Kopf werfen. Aber so schnell geht es nicht. Sein Nebenmann, den er durch dieses Heldenstück von der Bank herunterwerfen würde, greift ihm mit der Rechten in den Arm und mit der Linken drückt er die Drohungen, die auch er dem Verwegenen nachschickt, pantomimisch aus. „Birbante se te piglio te squarro!" „Schurke wenn ich Dich kriege, so zerreiße ich Dich!" Dieser Gest der darin besteht, daß Daumen und Zeigefinger sich nach unten gekehrt berühren, kommt von dem Attribute der Gerechtigkeit, der Wage nämlich, her, die man mit diesen Fingern zu halten scheint, und wodurch in dem gegenwärtigen Falle ausgedrückt wird: ich werde das Amt der Gerechtigkeit an Dir üben. — Weiter nach hinten stehen zwei andere Zuhörer, die wenig Theilnahme zeigen, und den Vorfall mit Gleichgültigkeit betrachten. Vielleicht sind sie noch zu vertieft in die wundervollen Dinge, die sie gehört haben, um Das, was um sie vorgeht, zu beachten: oder vielmehr kennen sie zu gut den gewöhnlichen Ausgang der Drohungen ihrer Landsleute, um sich darüber zu beunruhigen. Der Sänger Rinaldo's, unverrückt auf seinem Posten, ernsthaften Gesichts und gravitätischen Wesens, ruft mit Wort und Gest den Si Tonno — den Herrn Anton — zurück, räth ihm seinen Eifer zu mäßigen, und lieber die Großthaten seines Helden weiter zu vernehmen. Ihm etwa zurufend Si Tò, Si Tò lascia lo stà. — „Mein lieber Anton laß ihn gehen, wie sollte auch so ein Bube Sinn für das Großartige unserer Beschäftigung haben." „Esso è ragazzo, e non può gustare il grande della nostra occupazione."

Endlich beschließen noch zwei andere das Gemälde, die über den unzeitigen Eifer ihrer Gefährten unwillig scheinen, doch aber ruhig sitzen bleiben, und bloß einiges Erstaunen darüber mit einfachen Gebärden ausdrücken. Sie gehören in die Klasse der ruhigen Leute, die sich wenig um Andere kümmern, und nur aus Konvenienz allenfalls ein Zeichen der Ueberraschung oder des Unmuths von sich geben. So der Eine, der mit der rechten Hand sein Erstaunen ausdrückt, während der Andere, noch weniger verwundert, sich gegen den ersten vorneigt, und sich begnügt auf den so ungleichen Kampf hinzuzeigen.

Die Parteien in England.

(Fortsetzung.)

Nachdem einmal der Krieg ausgebrochen und der Nationalhaß entflammt war, und da jede Niederlage und jeder Sieg beide noch mehr anfachte, so wurde es immer leichter den Kampf zu verlängern. Eine Menge Interessen waren entstanden, die sich vom Kriege nährten; eine Menge Menschen hatten durch ihn ihr Glück gemacht, und deßhalb allein schon war eine beträchtliche Anzahl für den Krieg. Die Behauptung, daß England während des langen Krieges, den es mit dem Kontinente führte, die größte Blüthe seines Wohlstandes erreichte, könnte sehr ungläubig aufgenommen werden; und doch ist sie die zuverlässigste Wahrheit. Allein es war nur ein erkünstelter Wohlstand, der noch auf lange Zeit hin mit dem Preis einer ungeheuren Schuld und der Erschöpfung aller Quellen des Reichthums bezahlt werden wird. Die Besteurung wurde so hoch als möglich gesteigert, aber die unermeßlichen Kapitalien, die man schuf und in Umlauf setzte, verzehnfachten das Vermögen der Privatleute. Das Gesetz, wodurch die Bankscheine in Umlauf gesetzt wurden, ohne die Verbindlichkeit der Wiedereinlösung, war allein von einer Wirkung, die ans Wunderbare gränzt. Auf Jahrhunderte zum Voraus verwirklichte man die Einkünfte des Landes, und ungeheure Summen wurden ausgegeben, freilich nur für Kriegsbedürfnisse und Vorräthe, allein sie kamen doch den Handwerkern und Matrosen zu Gute. Die Preise des Getreides und der Lebensmittel stiegen zu einer außerordentlichen Höhe, wodurch sich für die Landbesitzer der Ertrag ihrer Grundstücke verdoppelte und der ganzen ackerbautreibenden Bevölkerung eine keiner Stockung unterworfene Beschäftigung und beträchtlicher Gewinn gesichert wurde. Eben so wenig hatten die Manufakturenbesitzer sich zu beklagen: war das Brod theuer, so konnten sie ihrerseits den Preis ihrer Erzeugnisse verhältnißmäßig erhöhen. Die Eroberungen Napoleons öffneten, ungeachtet seiner Kontinentalsperre,

den englischen Produkten eine Menge Häfen, von denen sie früher ausgeschlossen waren. Bei dem Verfall und der Erschöpfung der übrigen Mächte während des langen Krieges waren alle Schiffe, die nicht England gehörten, auf den Meeren verschwunden, und Großbritannien hatte bald das Monopol des Welthandels an sich gerissen; aller Mauthen und Verbote ungeachtet gab es doch kein Ufer, wo nicht seine Schiffe landeten und Handel trieben. Die pyrenäische Halbinsel öffnete ihm neue Ausfuhrwege, wie später die südamerikanischen Kolonien. Es vom baltischen Meere auszuschließen, war ohnehin nie ganz gelungen. Ganz allein im unbestrittenen Besitz aller Kolonien hatte es das Monopol der Erzeugnisse derselben, und während die Bulletins des französischen Kaiserreiches Englands Handel dem Erlöschen nahe schilderten, hatte es eine Stufe des Wohlstandes erreicht, zu der es nie emporgestiegen war, und die es auch nicht wieder erreichen wird. Während Großbritannien mit einer Hand gegen Frankreich kämpfte, handelte es mit der andern durch die ganze Welt.

Während so Grundeigenthum, Handel und Manufakturen ihr mächtiges Getriebe im vollsten Umschwung erhielten, wurden freilich die Klagen der kleinen Kapitalienbesitzer und einiger Klassen des Volkes übertäubt, die durch den hohen Preis der Lebensmittel zu Grunde gerichtet worden waren. Der Krieg war eine Fundgrube, in der die gediegenen Erzadern des Reichthumes für Jeden bloßgelegt waren. Den Ehrgeizigen und Muthigen bot er glänzende und einträgliche Stellen, den Kapitalisten ungeheure Interessen, den Gewerbsleuten, die keine Kapitalien besaßen, jeden möglichen Kredit; kurz überall unzählige und günstige Aussichten auf Gewinn und Reichthum. Die Armen wurden vom Kriege verschlungen oder um hohen Lohn im Heere und auf der Flotte, oder im Ackerbaue verwendet. Bei einer solchen Erleichterung des Erwerbes wurde unter den Engländern aus allen Ständen der Bevölkerung der Wunsch rege, sich einen häuslichen Herd zu gründen; eheliche Verbindungen ohne Zahl wurden geschlossen und tagtäglich konnte man selbst die mittellosesten Menschen sich verheirathen sehen, was später, wo der Sprudel dieser überwallenden Thätigkeit sich legte und erkaltete und bis zum völligen Stillstand erstarrte, das Elend furchtbar vermehrte. Wenn man zu den hier aufgezählten ungeheuren materiellen Vortheilen die kriegerische Neigung der Nation, ihre Liebe zum Ruhm und ihre angeborne Lust an Kämpfen und Gefahren rechnet; wenn man erwägt, welches Vergnügen ein solches Volk an den täglichen Schlachtberichten finden mußte; so wird man sich nicht mehr wundern, daß die Mehrzahl der Engländer den Krieg wollte, oder mit andern Worten Tory war. Die Whigopposition schmolz auf eine unbedeutende Zahl zusammen, deren Anführer Fox und nach seinem Tode der gegenwärtige Lord Grey war; man gab sie dem öffentlichen Spotte Preis, und verlachte sie als unruhige Querköpfe, utopische Träumer und miltsüchtige Unglückspropheten, und sie lebten auf eben so schlimmem Fuße mit dem Volke, als mit der herrschenden Fraktion der Aristokratie.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Paris, den 15 März 1833.

In der gestrigen Sitzung, vor einem wo möglich noch zahlreichern Publikum, unter welchem viele Damen, nahm der Generalprokurator das Wort zur Rechtfertigung der Anklage. Seine Rede dauerte beinahe drei Stunden, und war natürlich in den Hauptpunkten nur eine wiederholte Zusammenfassung der durch die einzelnen Zeugen gemachten Aussagen. Folgender gedrängter Auszug wird in den Stand setzen, den Gang und den Charakter dieses Vortrages zu beurtheilen:

„In Zeiten der Unruhe und der Bewegung, wo für jeden an die Stelle des Gewissens und der Moral, das Bestreben seiner Partei den Sieg zu verschaffen, getreten zu seyn scheint, ist nichts schwerer, als die Gerechtigkeit zu handhaben. Wir sehen die Menge, auf deren Zeugniß wir uns stützen sollen, abwechselnd meineidig werden, keinen Widerspruch scheuen, und als wahre Proteus sich verändern, je nach dem Vortheile der Partei, deren Farbe sie tragen. Ihre Frechheit kennt keine Schranken; wenn der Einklang ihrer Aussagen mit der neuen Rolle, welche die Parteiungen sie spielen heißen, es erfordert, daß sie die Unparteilichkeit des Gerichtes anklagen, ihm vorwerfen die gemachten Aussagen zu verfälschen, so finden sie hiezu hinlängliche Aufmunterung in der Leidenschaft, welche sie beherrscht, und in den Anreizungen der Parteiführer. Die Biederkeit und das rechtliche Gewissen der Geschwornen allein können das Land vor der Vernichtung der Justiz und vor Anarchie retten. Aber jeden Tag benützen sich schamlose Zeitungsblätter, die offenen Beschützer der durch ihre Partei begangenen Verbrechen, und Alles verdächtigend, was sie nicht unterstützt, durch lügenhafte Berichte ihre Ueberzeugung zu untergraben und irre zu führen. Was beginnen in diesem Labyrinthe von Immoralität und Verderbniß, um zu dem Ziele Ihres schönen und muthigen Berufes, zur Wahrheit zu gelangen? Sie haben uns schon geantwortet, meine Herren: von jedem Einflusse, von jeder Leidenschaft sich lossagen, nur im Innern dieses Saales leben; nur sehen und sich zurückrufen, was hier vorgekommen ist, was Sie selbst gesehen und gehört haben; hier, inmitten alles Unwesentlichen eine Zahl, welches die Untersuchung Ihnen vorgelegt, die Wahrheit herausfinden. Dieß ist Ihre Aufgabe; Sie werden sie unter den mehr oder minder leidenschaftlichen und strafbaren Widersprüchen hervorziehen müssen; groß ist die Aufgabe, doch nicht über Ihren Kräften. Unsere Pflicht weist uns an, Ihnen behülflich zu seyn; gewissenhaft, eben so sehr als Sie, ringen wir einzig und allein nach der Rechtlichkeit des wahren Richters, und tragen Ihnen nur Das vor, was auch wir bereit wären, zu thun, indem wir dabei Sorge haben, Ihnen zu zeigen, auf welche Weise unsere Ueberzeugung begründet worden ist."

Hier entwickelte nun der Generalprokurator alle die Umstände, welche den Thatbestand des Mordversuches selbst konstatiren sollen, namentlich den Schuß, die Richtung und die Beschlagnahme der Waffe u. s. w. — Er wiederholt die früher gebildeten und durch die Aussage der ersten Zeugen bewahrheiteten Entwürfe gegen das Leben des Königs, und geht sodann zu den speciellen Beweisen der Schuld des Angeklagten Bergeron über.

„Niemand Anders ist der Schuldige. Dieß wird durch eine Masse von Umständen bewiesen (welche der Redner alle aufzählt). Vor Allem lassen Sie uns von seinen politischen Grundsätzen sprechen: Er war Republikaner, und überspannter Republikaner, d. h. Feind aller Könige, und insbesondere desjenigen, welcher über uns herrscht. Er steht in geheimen Verbindungen; zuerst war er blos Mitglied der Gesellschaft der Menschenrechte, bald ist er Sektionsvorstand geworden, und ohne Zweifel verdankte er der Vertheilung von Patronen diese Erhöhung. Um diese Vertheilung zu erklären, hat Bergeron in der Untersuchung geantwortet, daß es geschehen sey, um eine auswärtige Invasion zurückzuweisen. Ich frage Sie, meine Herren, heute, und im Monat Oktober, hatten wir da eine Invasion zu befürchten? Sicher war es zu einem andern Zweck, es war um innere Unruhen anzuregen. Aller Zweifel verschwindet, wenn man sich an das Benehmen von Bergeron in den Junitagen erinnert, wenn man ihn bedauern hört, daß er nicht eine größere Anzahl von Offizieren heruntergeschossen habe, und zu dem Soldaten Cabet sagen: „Wir sind

dem König am 6 Junius mit Pistolen nachgegangen." Denn wenn er auch von den Geschwornen freigesprochen wurde, so geschah Dieß nicht weil er unschuldig war, sondern weil die Geschwornen Nachsicht mit ihm hatten."

Hier werden die Aussagen der Zeugen Bienssain und Cabet angerufen, und der Charakter von beiden Soldaten gelobt.

„Also, meine Herren, die Aufführung Bergerons im Junius macht seine Schuld nicht unwahrscheinlich, und wir haben sogleich Collet und Cantineau, um sie zu begründen. Man hat ihnen vorgeworfen, es seyen Polizeiagenten, — wir wollen sie nicht vertheidigen, wir halten uns an die Thatsache. Sind sie am 14 November auf die Polizeipräfektur gegangen? — Ja, und dieser Umstand liegt außer allem Zweifel. Die Wegnahme der Flinte bei Billiard, die zur Ausführung des Verbrechens dienen sollte, bildet eine Unterstützung. Will man der Administration zum Vorwurf machen, daß sie Bergeron nicht verhaftet habe? Vor Allem, die Administration konnte die Ansicht hegen, daß alle ihre Maßregeln genommen seyen; wenn man Einige der Schuldigen ergriffen, kann man annehmen, daß das Komplott aufgelöst und das Projekt zerstört sey? Sodann bemerken wir, daß Billiard auf Befragen verweigert hat, die Adresse von Bergeron anzugeben; obschon nach dem Reglement der Gesellschaft der Menschenrechte der Sektionschef nicht bloß die Adresse der unter seine Leitung gestellten Personen, sondern auch die Orte ihres gewöhnlichen Aufenthaltes am Tage kennen muß, damit im Falle der Nothwendigkeit alle Gesellschaftsglieder vereinigt werden können, deren Zahl, wenn man den in einem andern Prozeß abgegebenen Erklärungen trauen darf, sich auf 6 bis 8000 Köpfe beläuft."

Indem der Generalprokurator sich über das frühere Leben Bergerons verbreitet, behauptet er, daß man nicht anstehen könne, den Verdacht des Verbrechens vom 19 November auf ihn zu werfen. Die Untersuchung der Zeugenaussagen liefert ihm sodann den evidenten Beweis, daß Bergeron, welcher über die Art und Weise, wie er seinen Tag hingebracht habe, sich nicht ausweisen könne, der Schuldige sey, welchen die Hand der Gerechtigkeit erreichen müsse. Der erste dieser Zeugen ist Janety der ältere, dessen Aussage der Generalprokurator vorliest und analysirt. „Sie haben, sagte er, die feste Haltung dieses jungen Manns trotz aller Angriffe, welche man auf ihn richtete, gesehen. Sein Gewissen eines rechtlichen Mannes hat die Lüge und den Meineid von sich gewiesen, als man ihn dazu verleiten wollte. Kann man aber dasselbe von seinem Bruder sagen? Er ist aufbrausend, wüthend wie die Lüge, und er kam hieher eine Aussage zu machen, welche ihm der Parteigeist eingegeben hat. Der ältere ist ruhig und kaltblütig wie die Wahrheit. Janety der ältere hat niemals in seiner Aussage gewechselt, er ist vier oder fünfmal verhört worden, und stets waren es, wenn nicht die nämlichen Worte, die nämlichen Gedanken."

Nachdem der Generalprokurator angeführt, der jüngere Janety habe sich dreimal widersprochen, fügte er bei: „Wir sagen, wie seine Oheime, daß er ein braver Mann ist, unfähig zu lügen; allein er kann den Einflüsterungen des Parteigeistes nachgeben, während wir Janety den ältern für unfähig erachten, sich von dem Einflusse beherrschen zu lassen, unter welchem man ihn sehen wollte."

Indem sodann der Generalprokurator die Aussage von Janety dem ältern, welche er wie einen Glaubensartikel annimmt, durchgeht, findet er darin zahlreiche Beweise ihrer Wahrhaftigkeit und der Schuld von Bergeron. Zur Unterstützung der Aussage und des Charakters von Danlier legt der Generalprokurator mehrere ihm zugekommene vortheilhafte Zeugnisse und Aufklärungen von dem Ministerium der Marine und der Deputation vom Departement des Nordens vor. Er bekämpft die Angabe der Zeugen, welche das Alibi darthun sollten, und hebt hervor, was Gravirendes in den Vernehmungen der auf dem Pont-royal zugegen gewesenen Zeugen liege. Das Zeugniß der Mamsell Beury wird gänzlich verwerfen, sie war nicht in der Nähe des Mörders. Hinsichtlich des Angeklagten Benoit erklärt er, daß wenn auch Vermuthungen vorhanden seyen, die Beweise seiner Schuld nicht hinreichten, um eine Verurtheilung auszusprechen.

Nach einer nochmaligen Uebersicht der Hauptmomente der Anklage, unter welchen, in Betreff der Kleidung, auch der figurirt, daß, nach Aussage mehrerer Zeugen, Bergeron in der Kleidung etwas Bläuliches oder Grünliches hatte, was in der Sonne gelblich schien, drückt der Generalprokurator sich also aus: „Die Vertheidigung scheint sich auf die Behauptung werfen zu wollen, als sey überhaupt der ganze Mordversuch nur simulirt. Wir haben uns nicht zu dem Beweise dieses Verbrechens erniedrigen wollen, der Parteigeist allein könnte daran zweifeln. Wir machen übrigens die Vertheidiger aufmerksam, daß ein solches System nicht mehr die Vertheidigung von Bergeron wäre, sondern die einer ganzen Partei, was nicht ohne Gefahr seyn würde. Die Vertheidiger haben geschworen, das Gesetz zu achten, und es besteht ein Gesetz, welches nicht erlaubt, ungestraft zum Hasse und zur Verachtung der Regierung anzureizen. Wenn in diesem Gerichtssaale ein solches Vergehen begangen werden sollte, gleichviel durch Wen, so würden wir augenblicklich die Anwendung der Strafe beantragen. Das Verbrechen ist bewiesen, und die härteste Strafe darauf anwendbar, wir werden sie verlangen, wir haben die Hand Bergerons als die schuldige bezeichnet, diese Hand verfolgen wir, und Sie werden sie bestrafen!"

Der Vertheidiger Bergerons findet in dem hohen Interesse, welches diese Sache darbietet, in der Aufmerksamkeit, welche auf ihren Ausgang gerichtet ist, einen besondern Grund, der Vertheidigung alle nur erforderliche und denkbare Freiheit angedeihen zu lassen, welche er auch in Anspruch zu nehmen erklärt. Er findet in der förmlichen Lossagung von Benoit eine große Beruhigung für seinen Klienten, welchen das Schicksal Benoits beinahe mehr als sein eigenes bekümmert habe.

Die Vertheidigung zerfällt in zwei Theile: 1) ob der materielle Thatbestand eines Mordanschlags bestehe, eine Frage, welche die Vertheidigung allerdings mit aller Kraft verneint, trotz der bedrohlichen Warnung des Generalprokurators; 2) die Widerlegung der die Schuld von Bergeron speciell angehenden Beweise: „Ein Umstand ist in ersterer Beziehung vor allen wichtig, sagte der Vertheidiger; schon seit dem 14 November bestand die Anzeige eines angeblichen von Bergeron und Andern entworfenen Mordanschlags, und man sollte nicht auf der Stelle Bergeron verhaftet, die Existenz des Königs, der Monarchie dem Zufall Preis gegeben haben. Das Gegentheil zu thun, um jeden Preis zuvorzukommen, habe die Polizei viel zu viel Interesse gehabt, wäre es auch nur ihr eigenes gewesen. Statt dessen habe sie nichts gethan, nichts vorher, nichts auf dem Pont-royal und nichts nachher, mindestens nicht sogleich, was bei dem beabsichtigten Eindruck auf die Kammer und die öffentliche Meinung nicht in ihrer Berechnung lag. — Der Redner zählt alle seit der Julusrevolution vorgefallenen Unruhen auf, in welchen überall die Hand der Polizei sichtbar und als Anstifterin unverkennbar gewesen, und geht zu dem zweiten Theile seiner Aufgabe über. Als erster und Hauptgesichtspunkt wird hier der Beweis des Alibi geltend gemacht, welcher durch so respektable und unbescholtene Zeugen nachgewiesen sey, daß sich nicht daran zweifeln lasse. Janety der ältere könne wahrlich dagegen nicht aufkommen, er, der mit allen Zeugen in Widerspruch stehe, von seiner ganzen Familie verworfen werde, und zur Unterstützung seiner Moralität Niemanden habe, als Madame Edouard, eine Intriguantin und Verführerin der Jugend, welche ihrerseits ihren mehr als zweifelhaften Ruf durch das Zeugniß von Janety zu retten suche; — in Danlier, Collet und Cantineau könne man nichts anderes als Polizeiagenten erkennen, abgesehen von aller Wahrheit und Immoralität und Widersprüchen ihrer Aussagen und ihres Benehmens. „Diese fünf Personen aber — sagt der Vertheidiger — sind die Zeugen, welche die Anklage anruft; — doch nein, ich irre mich, und komme zu einer der sonderbarsten Episoden dieses seltsamen Prozesses, Mamsell Beury, deren Namen früherhin so berühmt werden sollte, die als die Retterin der Monarchie verkündet wurde, ist heute der anklagenden Behörde ungemein zur Last; gern möchte man die Anklage gänzlich von ihr befreien, und warum? weil die so sehr gepriesene, und so sehr verläumdete Mamsell Beury das unentschuldigbare Unrecht hatte, die Wahrheit zu sagen, weil ihr aufrichtiges Betragen lobenswürdig war, weil sie verweigert hat, Bergeron zu erkennen, und weil ihr Zeugniß, welches niemals gewechselt hat, bestimmt und klar im Voraus das ganze mühsame Gebäude der Anklage zerstört."

Nachdem der Vertheidiger alle einzelnen Widersprüche und Verwicklungen der Zeugen hervorgehoben und die Unmöglichkeit einer Verurtheilung darauf hin nachgewiesen, beleuchtet er das frühere Leben des Angeklagten.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 94. 4 April 1833.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

4. Der Wasserverkäufer, Aquajolo.

Die Hitze des Klima's macht hier im Sommer Erfrischungen zum dringendsten Bedürfniß. *) Außer den zahlreichen Wasserbuden für die anständigen Leute, die auf den meisten Straßen und Plätzen nicht fehlen, gehen überdieß eine Menge Wasserverkäufer herum, die für die Labung des gemeinen Volkes sorgen. Diese tragen außer dem Fasse mit Eiswasser noch ein Kästchen vorn am Leibe, gewöhnlich mit überzuckertem Anis gefüllt, wovon sie den Trinkern einen Löffel voll mit in den Kauf geben. Daher ihr gewöhnlicher Ruf: „Cu tre calle magnee bive:" „Für 3 Calli ißt und trinkt man." **) — Die vorgestellte Gruppe besteht aus einem alten Manne und seiner Frau, die man an ihrer Kleidung sogleich als Landleute aus der Umgegend der Hauptstadt erkennt. Das alte Mütterchen hält das mit Eiswasser gefüllte Glas in der einen Hand, und mit der andern faßt sie ihre Schürze zusammen, worin sich die für sie und ihren Mann eingekauften Leckerbissen befinden mögen. Ihr Mund ist bereit, den Inhalt des mit Konfekt gefüllten Löffels aufzunehmen, den der junge Verkäufer ihr artig und mit Aufmerksamkeit vorhält. Der Mann, der schon früher getrunken, greift mit der Rechten in die Tasche um einen halben Gran herauszulangen, mit welchem die beiden Gläser sammt Zugabe bezahlt sind. Zwei ungeschliffene junge Leute aus der Klasse, die man Lazzaroni nennt, machen sich auf ihre Weise über die altväterische Kleidung der guten Landleute lustig, und bedienen sich dazu des gewöhnlichen unanständigen Mittels, das sie Vernacchio nennen. Dieses besteht darin, daß man die Backen aufbläs't und den Mund fest verschließt, dann die Hand so auf die Oberlippe legt, daß der Daumen den einen Backen und der Zeigefinger den andern drückt. Durch einen solchen schnell wiederholten Druck preßt man die Luft aus dem Munde, wodurch ein Geräusch entsteht, das eben Vernacchio heißt. Der andere bringt dasselbe durch die in die Armhöhle gelegte hohle Hand hervor, und beide begleiten diese Gebärde mit dem Aufheben eines Fußes, um über die Bedeutung, die sie dem, auf diese Art hervorgebrachten Tone geben, auch nicht den geringsten Zweifel übrig zu lassen.

* * *

5. Die Verkäuferin von Mais, oder türkischem Korn.

Die Neapolitaner sind über die Maßen nach Mais lüstern, und zwar vorzüglich dann, wenn diese Frucht, ihrer Reife nahe, noch dem Marke ihrer Aehre anhängt. In dieser Gestalt wird sie von den Verkäufern in denselben Kesseln, worin sie gekocht worden, herumgetragen. Ihr Ruf, wie gewöhnlich etwas ganz Anderes als die Sache selbst ausdrückend, emphatisch, anspielend, und anlockend zugleich, ist folgender: Pollanchelle tenerelle; neé lo llatte: — „Zarte Hühnerchen, voller Milch;" — oder Pollanchelle cò lo tùtaro d'oro: — „Hühnerchen mit dem goldenen Stiele." — Auf dieß Geschrei läuft ein Knabe hinzu und sieht in dem Kessel diese räuchenden „Hühnerchen" appetitlich und bereit liegen. Er möchte gar zu gern eins naschen, aber leider hat er kein Geld, wenn er auch eine Tasche hätte, was noch zweifelhaft ist. Er legt es nun mit List auf die Großmuth der Verkäuferin an. Er setzt dazu alle seine Talente und seinen ganzen Körper in Bewegung. Er neigt sich vor dem jungen hübschen Weibe hin, sein Gesicht drückt deutlich seine Begierde aus, und er fängt an ihr zu schmeicheln, indem er zu ihr sagt: Vicè! bella figliò, (statt figliuola) me no piglio una? „Vincenza, schönes Mädchen! darf ich mir eine nehmen?" — Die Rechte nach dem begehrten Gegenstande ausstreckend, wie wenn man etwas haben will und bereit ist, es zu empfangen, den Zeigefinger der Linken erhebend, um anzuzeigen, daß er nur Eine will. — Vincenza, unwillig darüber, sagt ihm mit Wort und Gest: Te vogliò dar no cuerno: „Ich will dir — geben," indem sie mit der

*) Dieß ist so wahr, daß in einem heißen Sommer Mangel an Schnee gefährlichere Folgen haben könnte, als Mangel an Brod zu irgend einer Zeit. Auch weiß die Regierung sehr gut, und verpflichtet daher denjenigen, der die Versorgung der Hauptstadt mit Schnee in Pacht übernimmt, unter Androhung der größten Geldstrafen nie einen Mangel darin eintreten zu lassen, der zu einer Revolution führen könnte. Vor mehreren Jahren geschah es doch, indem der wenige auf Monte S. Angelo gefallene Schnee, der gewöhnlich den ganzen Bedarf liefert, nicht hinreichte. Der Unternehmer war daher genöthigt eigens Schiffe zu miethen und nach Sizilien und bis nach Dalmatien nach Schnee auszusenden, und mußte überdieß 50,000 Dukaten Strafe bezahlen. Anm. d. Red.

**) Der neapolitanische Gran, völlig im Werth mit dem Kreuzer übereinstimmend, wird in 12 Theile getheilt, die Cavalli zusammengezogen Calli heißen. — In einem Lande, wo man für ¼ Kreuzer essen und trinken kann wie hier, lebt man gewiß wohlfeil.

Rechten das Horn nachbildet und mit dem Löffel in der Linken, ihn auf die Finger zu klopfen droht, wenn er sich unterstehen sollte nach ihrer Waare zu greifen. — Ein kleiner schelmischer Bube sieht diesem Zank hinter dem Rücken der Verkäuferin zu, und hält den Augenblick für günstig, um ohne Geld zu einer Lehre zu kommen. Er nähert sich ihr also von hinten, um zuzulangen. Ein kleines Mädchen kommt hinzu, und den beabsichtigten Diebstahl bemerkend, hebt sie beide Hände in die Höhe zum Zeichen des Erstaunens sowohl als der Mißbilligung. Der Knabe aber gebietet ihr Stillschweigen, indem er die Finger auf den Mund legt, und winkt ihr mit den Augen zu: „wir wollen theilen." — Man kann sich nicht wundern, daß alle Figuren baarfuß erscheinen, wenn man sich an die Milde des neapolitanischen Klima's erinnert.

Die Parteien in England.

(Fortsetzung.)

Allein mit dem Jahre 1815 begann eine völlig neue Zeit; der letzte Sonnenblick des errungenen Triumphes nach Außen gab gleichsam das Zeichen zu einem Stoße, der die ganze Herrlichkeit im Innern zu Trümmern schlug. Die Zeit der Anleihen und des Kredites war vorüber; die Küsten des südlichen Europa's und des mittelländischen Meeres, die den Handel und die Heere Englands zu sich gerufen hatten, stießen jetzt die fremden Gäste mit einemmale von sich. Auch andere Flaggen ließen sich neben denen Großbritanniens auf den Meeren blicken, wo lange Zeit keine andere, als die englische zu sehen gewesen war. Der Transithandel, die Fischereien nahmen ab, und die damit beschäftigten englischen Schiffe verschwanden endlich ganz. Andere Nationen traten jetzt mit den Erzeugnissen ihres Bodens und ihres Gewerbfleißes neben England auf, dem seine Kolonien mehr zur Last als vortheilhaft waren. Die ostindische Kompagnie stand ungeachtet des Reichthumes ihrer Mitglieder, als Regierung am Rande des Bankerottes. Die Zuckerpflanzungen, die Millionen eingetragen hatten, sanken auf Null herab. Es ging in England weder Kauf noch Verkauf, noch gab es Geld. Um die Krise zu vollenden, setzte man das Papiergeld außer Umlauf, das sofort auf die Hälfte seines Nennwerthes herabsank. Reichthum und Vermögen erlitt ungeheuren Verlust, und aller Kredit war vernichtet.

Erstaunlicher als alles Dieß war es, daß das Ministerium damals weder den Eintritt dieser furchtbaren Krisis, noch ihre Ursache und Ausdehnung begriff. Die Tories schienen von dem Wahne befangen, daß die Zeit der innern Ruhe und des Glückes, das man eben noch genossen hatte, ohne Ende seyn müsse. Da sie den künstlich erzeugten Wohlstand, dessen die Grundbesitzer und andere Klassen der Bevölkerung während jenes fieberhaften Zustandes genossen, natürlichen und dauerhaften Ursachen beimaßen, so fanden sie wahrscheinlich ganz einfach, daß das öffentliche Einkommen während und nach dem Kriege sich gleich geblieben sey, und wirklich wollten sie auch die Besteuerung, wie sie in den vorhergegangenen Jahren auf das Eigenthum gelegt worden war, in gleichem Verhältnisse forterhalten. Hier ergab sich die erste Gelegenheit, wo das Haus der Gemeinen sich widerspänstig gegen die Tories zeigte. Die Mehrzahl der Grundeigenthümer erklärte durch ihre Stimmengebung die Unmöglichkeit, in der sie sich befanden, die Steuern, wie zur Zeit des Krieges, zu entrichten, während der Frieden den Ertrag ihrer Besitzungen herabgedrückt hatte, und der Antrag des Ministeriums wurde verworfen.

Die Grundeigenthümer, d. h. die Aristokratie, waren es zuerst, welche durch die Wirkungen dieses Ueberganges zu einem neuen Zeitverhältnisse schmerzlich berührt wurden, und die Einschränkung in ihren Ausgaben, zu der sie sich im Verhältnisse des raschen Sinkens ihrer Einkünfte bequemen mußten, verschloß plötzlich den Manufakturen einen bedeutenden Weg ihres Absatzes. Jedes Jahr ließen sich neue Symptome des öffentlichen Elendes gewahren; der Anbau bedeutender Ländereien wurde aufgegeben, die verdienstlos gewordenen Arbeiter warfen sich auf die Armentaxe als ihre letzte Zuflucht. Indeß ließ sich bei den Manufakturen, die häufig einen gänzlichen Stillstand erfahren hatten, doch noch hie und da ein Silberblitz ihrer vorigen Thätigkeit bemerken; so kehrte Freude und Hoffnung einen Augenblick in die trostlosen Gemüther zurück, als die Häfen von Südamerika dem englischen Handel geöffnet wurden. Allein nun stürzte sich Alles nach diesem vermeintlichen Eldorado mit einer so blinden Uebereilung, daß der übermäßigen Produktion und den zu hoch angeschlagenen Unternehmungen, die alle diesen einzigen Punkt zum Ziele hatten, im Jahre 1825 jene furchtbaren Enttäuschungen und Verluste folgten, die dieses Jahr für den Handel und die Industrie Englands eben so verderblich machten, als es seitdem 1830 für Frankreich wurde.

Damals, während jenes Zustandes allgemeiner Unbehaglichkeit und unter dem Drucke des immer mehr überhandnehmenden öffentlichen Elendes, war es, wo in England die Volkspartei wieder zum Vorscheine kam, die nahe ein halbes Jahrhundert hindurch in fast völliges Schweigen versunken war. Damals nämlich versammelten Hunt und noch einige Andere eine Anzahl Fabrikarbeiter um sich, die zwar allerdings sehr unwissend waren, aber doch so viel einsahen, daß sie fast Hungers starben, daß Noth und Elend allgemein und daß ihnen weder von den Tories noch vom Parlament geholfen werden könne. Diese Volksredner sahen sich bald an der Spitze einer Partei, und es kostete ihnen wenig Mühe, den armen Leuten begreiflich zu machen, daß man ihre Beschwerden nur darum so wenig achte, weil eine Aristokratie die gesetzgebende Gewalt in Händen habe, und zwar eine Aristokratie, die weder ein Gefühl für die Leiden des Volkes habe, noch dessen Bedürfnisse kenne. Man sagte ihnen, und Dieß nicht mit Unrecht, das einzige Heilmittel liege in einer Grundreform im Systeme der Nationalvertretung; Reform wurde somit das Losungswort der Volkspartei. Allein wie schwach, arm und geringgeachtet war Anfangs diese Partei! Zu London von den Constables auseinander gejagt, zu Manchester von der bewaffneten Landwehr (Yeomanry) niedergeritten und niedergesäbelt; von dem Mittelstande wie von den höhern Klassen der

Gesellschaft gehöhnt und verachtet, gehörte der ganze Muth und die ganze Unabhängigkeit eines Francis Burdett dazu, um das Geständniß wagen zu können, daß man sich zu ihren Grundsätzen bekenne. Die sogenannten Radikalen waren vor ungefähr zehn Jahren noch nichts als eine kleine Bande verzweifelter Menschen, von Narren, die man verachtete; der Versuch Thistlewood's kann als Beweis ihrer thörichten Verwegenheit gelten.

(Schluß folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

(Schluß.)

„Die frühern Ereignisse in dem Leben Bergerons werden gegen ihn angerufen. Er hat im Junius gefochten, sagt man; er hat es nie geläugnet. Aber man möge doch zugestehen, hinterlassen die Barrikaden von St. Merry nicht einige ruhmvolle Erinnerungen für unsere Geschichte? Fochten dort nicht so viele edle Jünglinge, würdig in einer glücklichern Gelegenheit zu sterben? Ja, wenn es erlaubt wäre, die Begebenheiten jenes 5 und 6 Junius aufzuwecken, und die guten Thaten herzuzählen, welche Bergeron in dem Rausche des Kampfes zu thun verstand, er dürfte sich vielleicht der Handlungen rühmen, welche gegen ihn angerufen werden. Man beschuldigt Bergeron, Republikaner zu seyn! Ist es ein Verbrechen, Ideen des Fortschrittes und der Zukunft zu hegen? „Er ist der persönliche Feind Louis Philipps!" Warum denn, was hat er ihm gethan? — „Er hat gesagt, man müsse Louis Philipp umbringen!" Dieß ist ein Anachronism. Heute tödtet man die Könige nicht mehr. Die Gerechtigkeit des Volkes ist minder strenge und eben so sicher. Karl X, wie er sich in Cherbourg einschifft, ist ein Beweis, welchen man besser benutzen sollte. Wir leben nicht mehr in den Tagen, wo die Tribünen des Konventes schauderten bei dem Klange einer heinahe königlichen Stimme, welche im Angesichte von Frankreich aussprach, daß Derjenige, welcher die Nationalhoheit verletzt, den Tod verdiene. Vernichten wir diese gehässigen Anklänge; bewahren wir unsere Zukunft vor blutigen Auftritten, welche unser Vaterland in Trauer stürzten; die Fortschritte der Aufklärung und Civilisation werden keine solche Sühnopfer mehr verlangen. Bergeron weiß schon, daß die Freiheit der Völker nicht im Blute errungen wird ....

„Mörder nennt man ihn, weil er Republikaner ist! Hüten wir uns, meine Herren, die überwundenen Parteien zu verläumden, sie könnten es uns am Tage des Sieges theuer vergelten! Haben die Republikaner irgendwie ein Recht gegeben, sie so grausam zu beschuldigen? Die Republikaner verstehen es, sich zu schlagen wie bei den Barrikaden, zu sterben wie in St. Merry; sie verstehen es nicht, zu morden! Und warum sollten sie den Mord zu Hülfe rufen? Die Freiheit, welche sie hoffen, ist die Tochter der Zeit, und die Zukunft gehört ihnen! So bin ich an das Ende dieser, vielleicht zu langen Verhandlung gekommen; allein die aufrichtige und tiefe Ueberzeugung, welche ich auf Sie übertragen wollte, gebot mir diese langen Entwickelungen. Ja, Bergeron wird leben, dieser junge Mann voll Herz und Phantasie, ein guter und frommer Sohn, ein aufrichtiger und ergebener Patriot: er wird leben, um eines Tages nützlicher Bürger in einem aufgeklärten und freien Lande zu seyn. Wollen Sie, menschlich fühlende Männer, diese so schöne und so rein sich eröffnende Zukunft ihm verschließen? Werden Sie, Männer des Fortschrittes, den großen Beruf verkennen, welchen einst diese Jugend, die Hoffnung und der Stolz unseres schönen Vaterlandes, erfüllen soll?"

Paris, den 19 März 1833.

Trotz dem, daß die ersten Vorträge der Anklage, wie der Vertheidigung den Gegenstand gänzlich erschöpft zu haben schienen, dauerten dennoch die Antworten und Repliken wechselseitig noch mehrere Stunden der letzten Sitzung dieses denkwürdigen Prozesses fort. Der Vertheidiger Benoits sprach auf Verlangen des Vaters seines Klienten, wie er angab, einige Worte über den Charakter und die frühere Reputation dieses Angeklagten, welche sehr günstig aufgenommen wurden.

Bergeron sprach zuletzt. Da bereits das Wesentliche der Anklage und Vertheidigung gegeben wurde, so ist es billig, seinen Vortrag nicht zu übergehen, der zugleich die Denk- und Sinnesweise des Angeklagten in das gehörige Licht zu stellen dienlich ist. Hier ist er wörtlich, wie er ihn gehalten hat:

„Meine Herren Geschwornen! Als ich Kenntniß erhielt von der furchtbaren Verantwortlichkeit, welche man auf mich wälzen zu dürfen glaubte, war mein erster Gedanke, mich allein, ohne Vertheidiger, der Anklage gegenüber zu stellen. Im Gefühle meines guten Gewissens und einer fleckenlosen Jugend wollte ich mich, ohne die gegen mich zusammengebrachten Aussagen einer Spitze Antwort zu würdigen, beschränken zu sagen: sehet und urtheilet! Denn es handelt sich hier nicht bloß um mein Leben oder meine Freiheit, sondern, was in meinen Augen tausendmal mehr ist, um meine Ehre, um die Ehre einer ganzen Familie, welche durch mich kompromittirt ist. Ihres Ausspruches gewiß, wollte ich meinen Anklägern auch den leisesten Scheingrund zu einem Vorwurf entziehen; ich wollte, daß auch die Hartnäckigsten nicht sagen könnten: Der Mörder (wenn sie wüßten, wie wehe es thut, dieses Wort auszusprechen) — der Mörder ist vielleicht nur durch das Talent seines Vertheidigers gerettet worden, als ob etwas mehr oder weniger Beredsamkeit eines Mannes die Macht hätte, mich unschuldig oder schuldig zu machen! als ob es denkbar wäre, Ihre Augen bis zu dem Grade zu verblenden, daß sie: Ehrenmann auf der Stirn eines Mörders lasen. Nichts destoweniger, so widersinnig Ihnen auch meine Besorgniß scheinen mag, ist sie doch nur allzu sehr gegründet. Denken Sie zurück an Das, was vorgegangen ist. So oft noch eine wichtige politische Frage vor Ihnen verhandelt wurde, sahen Sie die ministeriellen Blätter eine ganz besonders heilige Verehrung für Ihren Ausspruch an den Tag legen, was jedoch eben diese Blätter im mindesten nicht verhindert, den folgenden Tag, wenn das ergangene Erkenntniß ihren Wünschen und gehässigen Leidenschaften nicht entspricht, Ihre Gerechtigkeit als Schwäche und tadelnswürdige Nachsicht zu bezeichnen. Auch würde ich, ich wiederhole es meine Herren, trotz der gewaltigen Beweise und unparteiischen Zeugnisse, welche mir der öffentliche Ankläger mit einer wundersamen Unparteilichkeit entgegen hielt, Ihnen mit Vertrauen meinen Kopf dargeboten haben, ohne mich zu einer Rechtfertigung zu erniedrigen, — hätte ich nur meinen Gefühlen gefolgt. Allein man hat mir, nicht mit Unrecht, erwidert, daß in einem so unglaublichen Prozesse meine Freisprechung nur Nebensache sey, und daß es vielmehr darauf ankomme, der öffentlichen Meinung die namenlose Nebe zu enthüllen, wie er gestrickt wurde.

„Gänzlich unfähig des Wortes, habe ich diese Aufgabe einem Manne überlassen, welcher durch den Glanz seines Talentes und die Reinheit seines Patriotismus ihrer würdig war. Es bedurfte nichts weniger als dieser Betrachtung, um mich zur Wahl eines Vertheidigers zu bestimmen. Fern von mir indessen die Idee, ärgerliche Auftritte zur Oeffentlichkeit zu bringen. Die Rekrimination wäre mir zwar sehr leicht, ein weites Feld ist mir geöffnet; allein ich will meine Stellung nicht mißbrauchen, sie ist allzu vortheilhaft, es wäre meinerseits Mangel an Großmuth, und — die Staatsbehörde hat mir ein so großes Beispiel von Mäßigung gegeben, ich will es benutzen!

„Ein Pistolenschuß wurde am 19 November abgefeuert. Warum? Von Wem? — Auf Wen? Dieses ist ein Geheimniß, dessen Enthüllung ich bis auf diesen Augenblick noch erwarte; die Anklage, trotz aller wies derholten Bemühungen, ist nicht im Stande, sie uns zu geben. Es bestand ein Anschein von Versuch zu einem Verbrechen, man mußte also einen scheinbar Schuldigen haben. Das Elend und der Hunger erzeugen das Verbrechen, also mußte der Schuldige in der Noth seyn und Hunger leiden; auch haben die Zeugen ganz folgerichtig ausgesagt, daß er ärmlich gekleidet und mager gewesen sey. Er war sogar, nach der Anklage eines der Orakel, welche sie vernommen haben, beschützt durch eine Gruppe von Individuen, wie er, schlecht gekleidet und mit verdächtigen Gesichtern. (Ich citire wörtlich.) Bemerken sie, daß alle die Zeugen, und sie sind zahlreich, den Mörder umgaben; — wo waren dann die Mitschuldigen? Ferner, er hat sich an dem Könige vergriffen, also war er Republikaner. In dieser Beziehung hatte die Anklage abwechselnd mehrere Schuldige vorräthig. Außer denjenigen, welche man ergreift und sodann haufenweise wieder freiläßt, fanden sich vier oder fünf privilegirte Titular-Mörder, welche Einer um den Andern die Wage auf seine Seite neigen machten. Endlich nach einer langen unruhevollen Balletage fiel das Loos auf mich, ich schien der beste zu seyn, denn ich war blaß und mager. Daher denn,

um die Anklage auszuschmücken, die Colletz und Cantineau's, und die Frau Edouard in der Begleitung eines Janety; sodann die Cavé und die Daulier, denn auch nicht ein einziger dieser Namen wurde mir in den ersten drei Wochen meiner Haft genannt, welche einzig und allein auf die Verläumdungen des Dragoners Vieussain und jene tausendmal abscheulichern und elendern des Polizeimannes Cartier verfügt worden war. Alle diese Zeugnisse hat die Anklage mit großer Eile aufgenommen, ohne sich um ihre Wahrscheinlichkeit zu bekümmern; sie hat dadurch gezeigt, wie sie selbst gleichfalls mager und blaß sey.

„Der öffentliche Ankläger, mit jenem seltenen Scharfblicke, der ihn auszeichnet, hat sehr lichtvoll eingesehen, daß man nicht so geradewegs einen Mord bezehe, und daß man vorher schon manchen Schritt auf der Bahn der Verbrechen gemacht haben müsse. Auch hat man in einer Absicht, welche ich nicht näher würdigen will, lange vor den Verhandlungen, der Publicität der Journale einen Anklageakt übergeben, durch welchen man, mittelst einer Masse irriger Angaben und Unrichtigkeiten (ohne Zweifel sehr unfreiwilliger), dahin gelangt ist, ungünstige Vorurtheile gegen mich einzuflößen, und meinen Namen ungerechter Weise zu brandmarken; sodann ergänzt man meine Apologie durch diesen so neuen und unerwarteten Schluß: „Alles beweist, daß Bergeron fähig war, den Entschluß eines Mordes zu fassen und auszuführen."

„So habe ich denn mein Zeugniß als Mörder in bester Form: und dennoch sind diese mir so ungünstigen Umstände, die der That vorausgegangen seyn sollen, auf die man so große Wichtigkeit legt, nichts anderes als Prahlereien, unwürdig eines edeln Charakters, unwürdig des meinigen — nichts als abgeschmackte und unwahrscheinliche Aeußerungen, welche, wären sie in einem Anfalle von Fieberhitze meinem Munde entfallen, einen Beweis von Unsinn und nicht von Verbrechen bilden würden. Erlauben Sie, meine Herren, daß ich diesen Theil der Anklage auf seinen wahren Unwerth zurückführe; er ist zwar nur indirekt gegen mich gerichtet, allein er bildet für mich die Hauptsache, denn ich erwarte von Ihrem Urtheile mehr als meine Freisprechung. Sehr mit Unrecht einer momentanen Entehrung Preis gegeben, ist mir Ihre Achtung von großem Werth, ich habe ihrer sehr nothwendig; mein Gewissen sagt mir, daß ich sie verdiene, und ich will sie mir erhalten.

„Die Anklage hat mein Leben mit der größten Genauigkeit durchspäht, sie hat nicht einen einzigen Flecken darin entdecken können; aber weit entfernt, sich für geschlagen zu halten, hat sie sich in der Verzweiflung auf unbestimmte und grundlose Gerüchte geworfen; und auf die mehr als zweideutigen Erinnerungen von Menschen sich stützend, deren Interesse es ist, um jeden Preis sich der Sachen genau zu entsinnen, unterstellt sie mir, in Ermanglung von Handlungen, welche sie beweisen müßte, Aeußerungen eines Schwätzers und Prahlers, um nicht mehr zu sagen: ein Prahler aber ist ein Feiger, und ich bin weder das eine noch das andere. Mit mehr Anschein, obschon mit eben so großem Unrechte, macht man mir einen andern Vorwurf, ich spreche von einigen freien Aeußerungen vor dem Untersuchungsrichter, deren man sich als Waffe gegen mich bediente. Es ist nothwendig, meine Herren, daß ich Ihnen ein für allemal angebe, wie sie mir entrissen worden sind. Ich gestehe Ihnen, als ich mich so einem Richter gegenüber befand, war ich so naiv zu glauben, es bestehe zwischen uns wechselseitig ein gleiches Maß von Aufrichtigkeit; meine Unschuld übrigens schien mir eine hinlängliche Bürgschaft, und in meiner Unbefangenheit entschleierte ich meinem Inquisitor meine geheimsten Gedanken, wie einem Manne, welcher würdig, ihre Reinheit zu beurtheilen; ich antwortete auf die unbescheidensten Fragen, und die ich sehr leicht hätte umgehen können. Dieses Zutrauen hat man mißbraucht. Ich hatte versprochen, stets die Wahrheit zu sagen, so lange sie bloß mich allein kompromittiren könnte, und ich habe Wort gehalten. Nichts destoweniger hat man die Aufrichtigkeit meines Charakters verkannt, und als ich auf die allzu lächerlichen Anschuldigungen nur durch ein verächtliches Lächeln erwiderte, legte man mein Stillschweigen als Unvermögen zu läugnen aus, sodann auf meinen Stolz zählend, welcher sich bei dem Gedanken, vor einem Geständnisse zurückzuschrecken, empörte, hat man mich vermocht, Ausdrücke als die meinigen anzuerkennen, die meine Vernunft und mein Herz verwarfen. Glauben Sie nicht, daß ich etwa aus Furcht oder Scham meine Gesinnungen verbergen wolle. Nein, tausendmal nein! ich würde sie weit von mir werfen, hätte ich Ursache darüber zu erröthen. Im Gegentheil, der Herr Generalprokurator hat es Ihnen mit Recht gesagt, ich rühme mich derselben. Ihnen steht es frei, sie nicht zu theilen, aber Sie werden sie achten, denn sie sind rein und unbegreifbar. Ich sage es laut, ich bin Republikaner; ich habe die Ueberzeugung, daß die Monarchie nicht im Stande ist, das Glück des Volkes zu begründen. Man schließt daraus, daß ich dem Monarchen einen ganz besondern Haß geschworen habe: falsche Folgerung. Ich habe keine so kleinlichen Ansichten, keinen so beschränkten Verstand. Was liegt mir Radikalen daran, ob er Karl oder Philipp heiße, so lange das nämliche System dauert? Mögen die Liberalen einen Unterschied unter den Individuen machen, die Republikaner halten sich an die Principien. Man beschuldige uns, den Tod des Königs zu wünschen! Und warum? — Der Tod eines Königs ist für uns der Tod eines Menschen. Kosten für die Thronbesteigung seines Nachfolgers zu bezahlen, eine Masse neuer Höflinge zu mästen, und nichts weiter! Und wir sollten unser Blut und unsere Ehre verschleudern, gegen das Leben eines Königs auf das Spiel setzen? Zu was Ende? Wir wissen, daß die Kugel, oder der Dolch, welche den Menschen tödten, das Princip nicht erreichen; aber wäre es selbst anders, weder ich noch irgend einer meiner Freunde hätte den fürchterlichen Muth, einen selbst gewissen Sieg durch einen Mord zu erkaufen, das hieße ihn zu theuer bezahlen. Wir gehören zu den Feinden, welche ihre Gegner mit offenem Visire bekämpfen, und es ist Verläumdung, elende, abscheuliche Verläumdung, uns einer Feigheit anzuklagen, Herr Generalprokurator!

„Meine Herren, ich habe ein leichtes und aufbrausendes Blut, allein mein Herz ist gut, und Sie werden, wie ich, Mühe haben zu glauben, daß man mich ernstlich eines Verbrechens bezüchtige — wenn es überhaupt ernstlich geschehen ist! Ich fühle die Kraft nicht, die Argumente des öffentlichen Anklägers zu widerlegen. Es wäre mir allzu schmerzlich, auf diesen Gegenstand einzugehen. Ihre Einsichten übrigens, und die Aufklärungen unserer Vertheidiger, wenn es der Aufklärungen bedurfte, sind mir eine hinlängliche Gewähr, daß Ihre Ueberzeugung vollständig begründet ist. Ja, denn schon haben Ihre Herzen gesprochen, und schon haben Sie sich selbst gesagt: Der Angeklagte ist ein Mann von Ehre und kein Verbrecher. Meine Herren, ich erwarte Ihren Spruch mit Vertrauen!"

Nachdem der Präsident in einem langen Resumé die ganze Sache rekapitulirt hatte, wurden die Fragen gestellt; sie waren bloß einfach, und nicht, wie man einige Zeit vermuthet hatte, in die doppelte Frage des Thatbestandes und der Schuld abgetheilt. Nach einer halbstündigen Berathung sprachen die Geschwornen das Nichtschuldig aus, und die Angeklagten wurden in Freiheit gesetzt. Später erfuhr man, daß die Geschwornen, kaum nachdem sie sich zur Berathung zurückgezogen hatten, einstimmig ihren Ausspruch faßten, und schon einige Minuten darauf durch die Glocke das Zeichen gaben, daß ihre Berathung geendigt und sie in den Gerichtssaal zurückzukehren wünschten; allein der Präsident der Assisen stellte ihnen vor, daß bei einem so wichtigen Prozesse, der acht Tage Zeit weggenommen habe, ein so schnell gefaßtes Urtheil der Würde des Gerichtshofes zuwider sey, und man noch einige Zeit warten solle, um den Ausspruch in gehöriger Feierlichkeit bekannt machen zu können.

Vermischte Nachrichten.

Die Zahl der im Jahre 1832 in England wegen Verbrechen vor Gericht gestellten Individuen beläuft sich auf 20,829, unter denen sich 17,486 männlichen und 5345 weiblichen Geschlechts befinden. Von diesen wurden schuldig befunden 14,947, freigesprochen 5716; zu gerichtlicher Untersuchung nicht geeignet befundene Fälle 2166. Von den schuldig befundenen Verbrechern wurden 1449 zum Tode verurtheilt, und die übrigen mit Transportation auf verschiedene Zeit, Gefängniß, Ausstellung und Staubbesen, Einsperrung u. s. w. bestraft; 54 wurden hingerichtet. (Times.)

*

Die französische Regierung hat die Bibliothek des verstorbenen Naturforschers Cuvier um 72,000 Fr. und die hinterlassenen Manuskripte Champollion's um 50,000 Fr. angekauft.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 95. 5 April 1833.

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Als wir in der Mitte eines dichten Waldes von sehr hohen Bäumen angelangt waren, gewahrten wir zu unserer größten Ueberraschung in einer Entfernung von ungefähr 300 Klaftern eine bedeutende Anzahl Elephanten, die wir auf den ersten Anblick für Felsenstücke hielten. Etwas näher gekommen, erkannten wir auf der Stelle, daß jene vermeintlichen unförmlichen und unbeweglichen Felsenklumpen in der That Elephanten und zwar meist sehr große waren. Wir unterschieden ganz deutlich ihre in verschiedenen Richtungen hin sich bewegenden Rüssel, mit denen sie Bäume schüttelten und einige derselben, die von bedeutender Dicke waren, zerbrachen, so daß die Stärke dieser Thiere uns auf das Höchste in Erstaunen setzte. Ungefähr 150 Klaftern zur Rechten von dem Orte, wo wir uns befanden, entdeckten wir zwei andere, noch weit größere Elephanten, die nicht nur Zweige von fünfzehn bis zwanzig Fuß hohen Bäumen abrissen, sondern auch mit Hülfe ihrer Rüssel die Stämme selbst entwurzelten. Wir nahmen uns nur einen Augenblick Zeit, sie zu beobachten, denn kaum waren sie uns gewahr worden, als sie auch schon eilig die Flucht ergriffen, und durch ihr Geschrei die übrigen Waldbewohner aufscheuchten. Wir waren nicht neugierig genug, um den Erfolg dieses plötzlichen Warnungszeichens abzuwarten, sondern machten uns ebenfalls auf die Flucht, nicht ohne von Zeit zu Zeit einen Blick rückwärts zu werfen, um uns zu überzeugen, daß uns keines jener furchtbaren Ungeheuer auf den Fersen sey. Mehreremale und an verschiedenen Stellen maßen wir einige der Bäume, die wir hatten ausreißen sehen; der stärkste davon hatte fünf Fuß im Durchmesser. Dieß beweist zur Genüge, welche Stärke dieses Thier besitzt, und welcher Gefahr man bei Angriffen auf dasselbe ausgesetzt ist. Allenthalben fanden wir die Erde von ihrer Losung bedeckt, zerbrochene oder entwurzelte Bäume und zahllose Fährten, kurz Alles bewies, daß ihre Anzahl ungeheuer gewesen seyn müsse.

Ebenfalls mitten in diesen entlegenen Wäldern leben auch die übrigen wilden Thiere jener Gegenden, als: der Löwe, der Panther, die Hyäne, die Tigerkatze, der Tigerwolf, der Eber, die Antilope. Nicht ohne Entsetzen stießen wir auf einen furchtbaren Löwen, der mit aller Gier des Hungers die behende und starke Koba (eine Gazellenart) verfolgte, die durch die unförmliche Länge ihrer Hörner gehindert wurde, so schnell zu fliehen, als die dringende Gefahr es erheischte. Im nämlichen Augenblicke sahen wir die leichtfüßige und furchtsame Kenel (Gazelle) die, um einem nachsetzenden Panther zu entkommen, die Luft in verdoppelten Sätzen durchschnitt. Weiterhin und hinter einem dichten Gebüsche, verschlang die scheußliche und unersättliche gestreifte Hyäne ein in Fäulniß übergegangenes Cadaver, das sie eben aus der Erde gescharrt hatte. Wenige Schritte von ihr rupfte der listige Schakal gierig ein eben erbeutetes Rebhuhn. Am Ufer stehender Gewässer und besonders an Sümpfen stießen wir oft auf große Rudel äthiopischer Wildschweine, die mit ihren ungeheuren Hauern allenthalben den feuchten Boden aufwühlten, um die Wurzeln der an diesen Orten im Ueberfluß wachsenden Nymphäen herauszuziehen, die ein Leckerbissen für sie sind. Es belustigte uns nicht wenig, diese häßlichen Thiere mit ihren geringelten Schweifen, aufrechtstehenden Ohren und gesträubten Rückenborsten an uns vorüberziehen zu sehen; wir schossen oft auf sie, konnten indeß keines erlegen. Diese Menge wilder Thiere jagte uns in diesen düstern Einöden eine solche Furcht ein, daß wir es gerathen fanden umzukehren, um das Ufer des Sees wieder zu gewinnen, wo wir ermüdet und in Schweiß gebadet gegen fünf Uhr Abends anlangten. Obschon wir von Müdigkeit, Hunger und Durst gequält wurden, so war doch jeder von uns mit seinem Tagwerk zufrieden, und ich war sehr erfreut eine Menge in Europa fremder Thiere gesehen, mein Herbarium mit vielen neuen oder seltenen Pflanzen bereichert, und von fast allen eine gute Anzahl Päckchen mit Samen gesammelt zu haben.

Die verschiedenen Wege, die aus dem Königreiche Cayor nach Futa-Toro und aus dem Lande Walo nach Giolof führen, gehen auf einigen Punkten durch den eben besprochenen Wald. Man stößt hier zuweilen auf zahlreiche Karawanen von Marabu-Mauren von Sahara, deren Kamele und Saumochsen mit Mohr- und gemeiner Hirse beladen sind, die sie von den Stämmen dieser Gegenden eintauschen. So zahlreich auch diese Karawanen sind, so reisen sie doch nie bei Nacht, aus Furcht vor den hier so häufigen wilden Thieren; so bald die Sonne sich zum Untergange neigt, schicken sie sich zum Lagern an.

Um unsre Reise in diesem Theile Senegambiens vollständig

zu machen, blieb uns noch übrig, auch die großen natürlichen Wiesen zu durchstreifen, die das Sumpfgewässer der südlichen Spitze des Sees begränzen. Ihr grünendes Aussehen machte uns Hoffnung, wenigstens noch einige Sumpfpflanzen zu finden; allein wir sahen uns in unsrer Erwartung getäuscht: zwei oder drei Cyperngrasarten und einige unbedeutende Gräser war Alles was diese üppig grünenden Auen boten. Nach einem Wege von ungefähr zwei Stunden in südlicher Richtung, erreichten wir, nicht ohne Beschwerde, das Ende des Sumpfgewässers oder eigentlich die Stelle, wo das Wasser aufhört, denn die Vertiefung des Bodens geht noch weiter in schräger Richtung bis fast zum Dorf Benne fort, wo wir ein großes Bassin fanden, das von dem austretenden See jedes Jahr angefüllt zu werden scheint. Diese Aushöhlung ist mit Baubinia reticulata von kräftigem Wachsthum angefüllt; außer dieser findet sich, eine Gattung krautartiger Oeschynomene ausgenommen, keine andre Pflanze hier. Die Oberfläche des Bodens ist hart und eben, aber von tiefen Rissen gespalten.

Wir kehrten wieder nach dem äußern Ende des Sees zurück, wo unser Kanot auf uns warten sollte, zu welchem Ende wir gegen das Sumpfgewässer einen Winkel von ungefähr 45 Grad beschrieben. Wir stießen auf ein Gebüsch von Gouatier, Ziziphus und andern Sträuchen. Mitten in diesem Gebüsch gewahrten wir eine Heerde Kobas, die gegen das untere Ende des Sumpfgewässers von Serr hin zu streichen schien. Von den uns umgebenden Akazien verdeckt, konnten wir die Gestalt und Bewegung dieses schönen Thieres, das die Größe eines mittelmäßigen Ochsen erreicht, bequem beobachten. Dieser Größe und des Gewichtes ihres Körpers ungeachtet, kommt die Koba an Flüchtigkeit und Schnelligkeit dennoch der gemeinen Gazelle gleich; aber ihre langen, rückwärts gebogenen Hörner hemmen ihre Beweglichkeit so sehr, daß sie selten oder nie der Wuth des Löwen entgeht, dessen Lieblingsspeise sie ist. Wir schossen auf diese Antilopen, allein die große Entfernung war Ursache, daß unsre Kugeln sie nicht erreichten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Parteien in England.

(Schluß.)

Nur eine höchst engherzige Selbstsucht konnte den mittleren Klassen jene Verachtung einflößen, mit der sie rücksichtslos die Meinungen und Interessen der Volksmassen mit Füßen traten. Bis dahin hatte der Mittelstand alle seine Vortheile von den höhern Klassen gezogen, und er glaubte, wenn er sich für das aristokratische Element erkläre, jene Gönner und Kunden wieder ins Leben rufen zu können, die in ungemessener Freigebigkeit mit Gold und Stellen schalteten. In dieser Hoffnung fand er sich bitter getäuscht: die Grundeigenthümer hatte der Friede arm gemacht, und die Tories, die noch die Zügel der Regierung in den Händen hatten, benützten ihn bloß, die Lücken, die in ihrem Vermögen entstanden waren, wieder auszufüllen. Das Parlament, or wenigstens die Majorität desselben, obgleich noch immer Tory, war dennoch von jenem Geiste der Sparsamkeit besessen, der die Pensionen bezwackte, die Sinekuren unterdrückte, die Abgaben verminderte, mit Einem Wort dem Torythum den Todesstreich versetzte, indem sie ihm jenes ungeheure Budget entzog, das seine Lebensquelle war. Da sagten nun freilich gar viele Leute dem Torythum Lebewohl: die mittleren Stände sahen, daß nichts mehr von ihm zu gewinnen war; die Armen fingen an, die Achtung vor ihm aus den Augen zu setzen. So sagten sich bald auch der Handelsstand und die Manufakturisten von dem Bündnisse mit ihm los, und das alte System, das im Jahre 1812 noch drei Viertheile von den Mitgliedern einer jeden Familie und von der Bevölkerung des ganzen Königreiches unter seine Vertheidiger zählen konnte, sah sich im Jahre 1825 allgemein aufgegeben und verlassen, und hielt sich nur noch durch den Nimbus seiner alten Macht. Dem Torythum gab nur der einzige Umstand noch etwas Halt und Stärke, daß seine Gegner, die Whigs, sehr wenig Vertrauen einflößten. Man kannte sie als Aristokraten, und beschuldigte sie allgemein der Selbstsucht; als Partei trugen sie wenig Lust und Neigung zu einer gründlichen Reform, und alle ihre Anstrengungen und ihre ganze Beredsamkeit hatten sie seit vielen Jahren nur aufgeboten, um den Frieden mit Frankreich und die Emanzipation der Katholiken durchzusetzen — zwei Maßregeln, die an und für sich vernünftig und nützlich waren, aber mehr gegen die Gesinnungen und Ansichten des englischen Volkes verstießen, als mit denselben in Einklang standen.

So war die Lage der Dinge, als Canning und seine Freunde den Plan faßten, eine neue Schule des Torythums zu bilden, und das alte System dieser Partei zu erneuern. Der ungemeine Scharfsinn dieses geistreichen Mannes ließ ihn auf den ersten Blick erkennen, daß die alte Stellung nicht mehr haltbar sey, und daß die Regierung ihren Vertheidigungsplan gegen ihre Feinde verändern müsse. Canning war der Erhaltung des großen Toryprinzipes, die Regierung des Landes unter einen aristokratischen Einfluß zu stellen, so sehr mit Leib und Seele ergeben, als irgend ein Staatsmann in Europa, und auch nur die fernste Andeutung auf eine Reform behandelte er als eine thörichte Abgeschmacktheit. Hatte sich ein Staatsbeamter oder sonst ein einflußreicher Mann einer groben Ungerechtigkeit schuldig gemacht, so stand Canning immer bereit, ihn in Allem und Jedem zu vertheidigen. Nie entfernte er sich von seinem Systeme des Absolutismus in der innern Verwaltung auch nur einen Schritt weit; und wenn er sich zu Gunsten der Emanzipation der Katholiken aussprach, so geschah es einzig in der Ueberzeugung, daß die Katholiken, einmal zu ihren bürgerlichen Rechten gelangt, der Staatsgewalt anhänglicher seyn würden, als die Protestanten selbst.

Um aber das Torypprinzip in seiner ganzen Kraft und Reinheit im Innern von England aufrecht zu halten, zeigte Canning sich geneigt, es nach Außen zu opfern. Er suchte das Land durch eine kühne und sehr liberale äußere Politik, die jedoch das Nationalinteresse Englands stets im Auge behielt, zu blenden; denn was man auch sagen mag, man kann es doch nie als Beweis eines hochherzigen Liberalismus geltend machen, wenn er Spa-

nien von Frankreich unabhängig erhielt, und Südamerika von der Herrschaft Spaniens befreite, und dadurch den englischen Produkten tausend neue Wege des Absatzes nach jenen freigewordenen und reichen Ländern eröffnete. Wir wollen hier indeß nicht tiefer in die Beweggründe eingehen, durch die Canning sich bestimmen lassen konnte; aber so viel bleibt gewiß, daß er wenigstens durch seine nach Außen befolgte Politik den Unterschied zwischen seiner und Castlereagh's Schule in einem scharfen Abstande zeigen wollte; auch suchte er sich eine zahlreiche Partei zu erwerben, indem er jenen schmeichelte, die von Nationalstolz beherrscht wurden. Vor Allem aber fühlte er die gebieterische Nothwendigkeit, die Mittelklassen für sich zu gewinnen, eine unverlässige und unzufriedene Masse, die sich mit der Volkspartei zu vereinigen und in Eins zu verschmelzen drohte. Canning glaubte diesen Zweck dadurch erreichen zu können, daß er eine völlige Umgestaltung in den Prinzipien der englischen Handelspolitik bewirkte. Allein unzählige materielle Schwierigkeiten hinderten, Huskissons Ideen über Handelsfreiheit auszuführen, obgleich sie die vernünftigsten, edelsten und wahrhaftesten waren, und ihre Durchführung für die Zukunft so gut als gewiß ist; auch war das öffentliche Elend damals so groß geworden, daß keine Macht in der Welt dem Handel wieder Leben und Gedeihen zu geben, noch die mittleren Klassen für die neue Torpschule zu gewinnen im Stande war.

Diese neue Schule starb fast schon in der Geburt; sie überlebte wenigstens nicht den talentvollen Mann, der sie zu begründen gedachte, und er selbst würde nicht vermocht haben, ihr einen längeren Bestand zu sichern. Schon lange lastete auf ihm, wie auf seinen Freunden, das Gewicht der großen Reformfrage; mit Einem Worte Canning starb zeitig genug, nicht nur für seinen persönlichen Ruhm, sondern auch um nicht den Fortschritten seiner Nation hinderlich zu seyn, denen er sicherlich ein großer Stein des Anstoßes geworden wäre, und die er mit allen Kräften bekämpft haben würde, hätte der Tod ihn nicht so frühzeitig abgerufen. Mit Canning sank die letzte Hoffnung des Torythums. Das Schiff rannte auf Klippen los, an denen es zerschellen mußte; der Steuermann suchte es noch durch eine rasche Wendung zu retten; allein durch diese verzweifelte Anstrengung schlug es um und versank auf immer.

Von dem Augenblicke an, wo Canning die politische Schaubühne verließ, begann das Gestirn seines Nebenbuhlers, des Lords Grey, zu steigen, der vielleicht der Nachwelt als ein größerer Staatsmann erscheinen wird, als er in den Augen seiner Zeitgenossen gilt. Von dem ersten Schritt an, den er auf seiner politischen Laufbahn machte, schlug er seinen eigenen, von dem der Whigs verschiedenen Weg ein, obgleich er lange Zeit als das Haupt dieser Partei betrachtet wurde. Von Anbeginn an verfocht er mit Wärme die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform. Während des Krieges sprach aus allen seinen Reden und Abstimmungen ein gewisser prophetischer Geist; so genau sah er die Folgen der von England befolgten Politik voraus. Einen Beweis seines großen Scharfblickes legte er auch dadurch an den Tag, daß er hartnäckig alle Vermittlungen und Anerbietungen zurückwies, die eine Annäherung zwischen ihm und Canning zum Zwecke hatten; indem er jeden Vertrag, jede Uebereinkunft mit dem Torysprinzip verwarf, das in der innern Politik Englands fortwährend unangetastet erhalten worden war, was er auch laut zu erklären den Muth hatte. Dennoch kann zu Gunsten der Whigs, die sich Canning anschlossen, gesagt werden, daß im Fall sie es nicht gethan hätten, die zerstreuten Ueberreste der Torypartei dadurch gezwungen worden seyn würden, sich unter einem ihrer absolutesten und starrsinnigsten Anführer zu vereinigen. Canning würde dann nicht im Stande gewesen seyn, sich durch einen Abfall aus dieser Partei zu verstärken, und was man jetzt durch eine Parlamentsreform erlangt hat, würde nur durch eine gewaltsame Revolution, die vom Volke ausging, gewonnen worden seyn. Wenn man so jene Whigs, die sich Canning anschlossen, entschuldigen kann; so war Lord Grey so glücklich und gewandt, sich fern zu halten, und außerhalb der beiden aristokratischen Fraktionen eine edle und unabhängige Stellung zu behaupten, von der aus er jeden Augenblick an die Spitze der Volkspartei treten konnte. Auch begriff er sehr wohl, wie viel Macht und Muth er einer solchen Haltung dankte, und als er zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen wurde, setzte er seine Hoffnung und sein Vertrauen weder in die Prinzipien dieser oder jener Partei, noch in die Zahl der Stimmen, auf die er zählen durfte, sondern bloß auf die Stärke des volksthümlichen Reformprinzipes, dessen Verfechtung er sein ganzes Leben geweiht hatte.

In dem gewaltigen Kampfe, der nun eintrat und dem Europa mit so gespannter Erwartung in den öffentlichen Blättern folgte, wurde das Torythum vollkommen vernichtet; allein die Whigs hatten ihren Sieg nur dem offen anerkannten Bündnisse mit dem Volke und den wichtigen Konzessionen, die sie ihm machten, zu danken. Noch läßt sich kaum mit Gewißheit voraussehen, wo sich die Wegscheide der Whigs und der Volkspartei finden wird; Dieß hängt von dem Gang der Ereignisse, wie von der Klugheit der Parteihäupter ab. Allein für den Augenblick ist leicht so viel zu bemerken, daß die mittleren Stände sich mehr und mehr nach Ruhe sehnen; daß die Bedrängnisse der Handelswelt durch die Unruhen, die mit den jetzt geschlossenen Verhandlungen über die Reformfrage unvermeidlich verbunden waren, sehr vermehrt wurden; und daß Alles, was Besitzthum hat, den Massen gegenüber, welche arm sind, voll Mißtrauen und Schrecken ist.

Und schon fehlt es diesen Massen der Armen nicht mehr an Einsichten und Anführern: sie haben bereits ihre Repräsentanten, ihre Journale, *) ihre Staatsmänner, **) ihre Dichter. ***) Sie stehen bereit, zu sehen und zu hören, ob das Parlament die wunderbare Gewalt besitzen wird, das Geheimniß ihres Elendes zu ergründen, und die Ursachen davon zu zerstören. Schon gilt in ihren Augen als der einzige legitime Anspruch, auf den eine Regierung oder eine Konstitution die Hoffnung eines dauer-

*) Die Pfennigsblätter: „Des armen Mannes Wächter" z. B. und andere mehr.

**) Cobbet.

***) Ebenezer Elliot, ein Schmied von Sheffield, Verfasser der Corn law-Rhymes.

daſten Beſtandes gründen kann, die Fähigkeit in wie fern ſie die allgemeine Wohlfahrt zu befördern im Stande iſt. Ohne dieſes Reſultat ſteht das Volk in England bereit, jede Regierung, welche ſie auch ſey, und wie wunderbar genau abgewogen das Gleichgewicht der Gewalten ſeyn mag, in Frage zu ſtellen.

Admiral Exmouth.

(Aus dem United Service Journal.)

Die engliſche Marine hat vor Kurzem durch den Tod des Admirals Lord Viscount Exmouth, der am 23 Januar d. J. in ſeinem Hauſe zu Teignmouth, im 76 Jahre ſeines Alters, ſtarb, vielleicht den ausgezeichnetſten Offizier verloren. Gleich mehrern andern engliſchen Befehlshabern legte Lord Exmouth ſelbſt den Grund zu ſeinem Glücke; ohne Hoffnung auf Vermögen geboren, errang er ſich durch eifrige Ausbildung ſeiner Fähigkeiten für den gewählten Beruf, und durch den unerſchrockenen und unermüdlichen Geiſt, der ihn ſiegend durch Gefahren und Mühſeligkeiten führte, unvergängliche und wohlverdiente Lorbeeren des Ruhms.

Edward, zweiter Sohn von Samuel Pellew und deſſen Gattin Conſtanze, wurde am 19 April 1757 zu Dover geboren, wo ſein Vater damals das Packetboot der Regierung befehligte. Durch deſſen im Jahre 1765 erfolgten Tod ſah ſich der junge Seemann ſeines natürlichen Beſchützers beraubt, und hatte nun, hinſichtlich ſeiner nautiſchen Erziehung, mit jenen vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die in unſern Tagen Alle, die ſich dem Dienſte des Königs weihen, durch die liberale Vorſorge der Regierung gehoben finden. In einem Alter von dreizehn Jahren begann er ſeine ſeemänniſche Laufbahn auf der Fregatte „Juno," befehligt von Kapitän Stott, mit dem er nach den Falklandsinſeln ſegelte und ſpäter auf „dem Alarm" ins mittelländiſche Meer begleitete. Bei Ausbruch des Krieges mit den amerikaniſchen Kolonien wurde er Midſchipman auf der Fregatte „Blonde," unter Kapitän Pownoll, und im Februar 1776 abgeordnet, um unter dem verſtorbenen Admiral Schank (damals Lieutenant) Theil an dem Kampfe über das Vorrecht der Schifffahrt auf dem See Champlain zu nehmen. Während dieſes beſchwerlichen Dienſtes fällten ſie in den benachbarten Wäldern Bäume, aus denen binnen wenigen Wochen Kriegsſchiffe gebaut wurden, mit denen es ihnen gelang, die vom General Arnold befehligte Macht aus dem See zu treiben. Durch dieſe wirkſame Unterſtützung der brittiſchen Armee gewann der junge Pellew das Vertrauen ſeines Admirals, der ihm eine Lieutenantsſtelle zuſicherte, in der er jedoch nur erſt nach der Rückkehr nach England beſtätigt werden konnte. Indeß fuhr er, mit dieſem Range begleitet, fort mit der Armee unter General Burgoyne zu wirken, und theilte alle Mühſeligkeiten und Gefahren des unglücklichen Feldzuges von 1777. Ein glücklicher Angriff, den er mit der größten Entſchloſſenheit auf ein Geſchwader feindlicher Proviantſchiffe ausführte, erwarb ihm den öffentlichen Dank des Generals Bourgoyne; allein dieſe muthvolle That wurde durch den unglücklichen Ausgang der Schlacht von Saratoga und durch die darauf erfolgende Uebergabe der ganzen brittiſchen Macht an die amerikaniſche Armee unter General Gates in Schatten geſtellt. Bald nachdem der Vertrag unterzeichnet war, kehrte Lieutenant Pellew, der auf ſein Wort entlaſſen wurde, nach England zurück, und erhielt von Sir Guy Carleton ein Empfehlungsſchreiben, das eine ſo vortheilhafte Schilderung ſeiner in den zwei beſchwerlichen Feldzügen bewieſenen Tapferkeit und Verdienſte enthielt, daß er gleich nach ſeiner Ankunft in ſeinem Rang als Lieutenant beſtätigt wurde.

Nach einigen inzwiſchen geleiſteten Dienſten ward er als erſter Lieutenant auf der Fregatte „Apollo" unter ſeinem alten Befehlshaber Kapitän Pownoll angeſtellt, der im Frühjahr 1780 während eines hitzigen Gefechtes mit einem feindlichen Schiffe von gleicher Stärke tödtlich verwundet wurde, und bald darauf in den Armen ſeines treuen Freundes und Untergebenen ſein Leben aushauchte. Seine letzten Worte waren: „Pellew übergib Sr. Majeſtät Schiff nicht," und ſie waren nicht in den Wind geſprochen; denn Pellew übernahm auf der Stelle den Befehl, und ſetzte das Gefecht mit ſolcher Entſchloſſenheit fort, daß ſein Gegner vom Kampfplatz floh, und nur dadurch, daß er den neutralen Untergrund von Oſtende gewann, der Gefangenſchaft entging. Zum Lohn für dieſe und noch einige andere Beweiſe von Muth und ſeemänniſcher Tüchtigkeit wurde er im Jahre 1782 zum Kapitän des „Suffolk" ernannt; allein da die Verbindung der Feindſeligkeiten ihn nebſt andern ſeiner tapfern Kameraden zu den friedlichern Geſchäften in die Heimath zurückführte, ſo blieb er bis zum Jahre 1786 am Lande, wo er als Befehlshaber der Fregatte „Winchelſea" nach Neufundland ſegelte und bis zum Jahre 1789 daſelbſt blieb. Im darauf folgenden Jahre wurde er auf den „Salisbury" verſetzt, der die Flagge des Admirals Milbanke führte und endlich im Dezember 1791 mit halbem Sold entlaſſen.

Bei Ausbruch des franzöſiſchen Revolutionskrieges war Kapitän Pellew unter den erſten Offizieren, die zum aktiven Dienſte berufen wurden, und am 11 Januar 1793 ward er zum Befehlshaber der „Nymphe," einer Fregatte von 36 Kanonen, ernannt. Da er aus Cornwallis ſtammte und in der Nachbarſchaft von Falmouth, wo er wohnte, wohl bekannt und geliebt war, ſo wurde es ihm leicht, ſein Schiff hauptſächlich aus den dortigen Bergleuten zu bemannen und mit ſeiner gewöhnlichen Schnelligkeit in die See zu ſtechen. Indeß bot ſich bis zum Sommer deſſelben Jahres keine Gelegenheit, den Muth ſeines Schiffsvolkes auf die Probe zu ſtellen, wo er mit ſeinem Bruder, den er bereder hatte ihn als Freiwilliger zu begleiten, am Abend des 17 Junius von Falmouth abſegelte. Noch ehe der Tag zu Ende ging, entdeckten ſie auf der Höhe von Hart ein großes Schiff, auf das ſie Jagd machten und die Nacht durch verfolgten. Mit Tagesanbruch kam es ihnen wieder unter die Augen und ſchickte ſich zum Gefecht an; als man näher kam zeigte ſich, daß es die franzöſiſche Fregatte „Cleopatra" von gleicher Stärke war, und da man auf beiden Seiten von Kampfluſt brannte, ſo entſpann ſich alsbald ein hitziges Gefecht. Der tapfere franzöſiſche Kapitän befahl eben ſeinen Leuten zu entern, als er vor ihren Augen erſchoſſen wurde, was ſie ſo entmuthigte, daß der zweite Befehlshaber ſich vergeblich bemühte, ſie wieder zu ſammeln; Kapitän Pellew benutzte den Vortheil, und befahl ſeiner Mannſchaft, die „Cleopatra" zu entern, die nun nach kurzem Widerſtande genommen wurde. Er führte ſeine Priſe geradewegs nach Portsmouth, und wurde, da Dies ſeit Eröffnung der Feindſeligkeiten der erſte wichtige Fang war, beim Einlaufen in den Hafen mit Freudengeſchrei empfangen. Als beſondere Auszeichnung wurde Kapitän Pellew dem Könige vorgeſtellt und von ihm zum Ritter geſchlagen; auch hatte er das Vergnügen ſeinen Bruder für ſeine bei dieſer Gelegenheit geleiſteten freiwilligen Dienſte zum Rang eines Kapitäns erhoben zu ſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Von den ſchnellen Fortſchritten, die der Ackerbau während der letzten zwanzig Jahre in England machte, erhält man den ſicherſten Ueberblick durch Zuſammenſtellung der Summen des Werths der Erzeugniſſe vom erſten und letzten Jahre jener zwanzigjährigen Epoche:

Im Jahre 1813 beliefe ſich der reine Ertrag des Ackerbaues auf 97,590,608 Pfd. St.

der der Bergwerke . . 2,250,000 —

Zuſammen 99,840,608 Pfd. St.

Im Jahre 1851 ſtieg der Ertrag der verſchiedenen Bodenerzeugniſſe von Großbritannien auf 160 Millionen Pfd. St. Zieht man hievon 25 Millionen Pfd. St. als Erzeugungskoſten ab, ſo ergibt ſich im Jahre 1851 ein Reinertrag von 135 Millionen Pfd. St., alſo 36 Millionen Pfd. St. mehr als im Jahre 1813. Dieſes Ergebniß erſcheint um ſo größer, wenn man bedenkt, daß der Landbauer genöthigt iſt, jedes Jahr neue Felder umzureden, deren Erzeugungsfähigkeit nothwendigerweiſe geringer iſt, als die bereits länger angebauten; ſo daß der Landmann nur durch die anſtrengendſte Arbeit aus neu umgebrochenen Ländereien die gewöhnlichen Zinſen des darauf verwendeten Kapitals ziehen kann.

In einem Felde bei Silcheſter, in der Nähe von Strathfieldſay, wurde jüngſt eine Menge alterthümlicher Gegenſtände: gepflaſterte Fußböden, Münzen, Ringe, Töpfergeſchirre u. ſ. w. gefunden, woraus man ſchließt, daß die alte römiſche Niederlaſſung, Windonium genannt, an dieſem Orte geſtanden ſey. Man hat auf dieſe Entdeckung hin weitere Nachgrabungen veranſtaltet.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 96. 6 April 1833.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

6. Das Verlöbniß.

Um das Verständniß dieser Scene Denjenigen, die nicht genau mit der Landessitte bekannt sind, zu erleichtern, wird es nöthig seyn zu berühren, was der Künstler dabei als vorhergegangen voraussetzt. Ein junges Mädchen hatte mit Einwilligung ihrer Eltern schon seit einiger Zeit ihre Hand einem ehrbaren jungen Manne versprochen. Ihre alte Mutter aber, — trotz ihres dem Bräutigam gegebenen Wortes, — wandelt eine Laune an. Sie läßt sich mit einem andern jungen Manne ein, und bietet ihm ihre Tochter zur Frau an. Sie nimmt es außerdem auch noch über sich ein Mittel zu erdenken, um die bevorstehende Verbindung rückgängig zu machen. Der gute Alte, obgleich Vater des Mädchens und Herr des Hauses, war dieser Verschwörung ganz fremd geblieben, wie es wohl zuweilen zu geschehen pflegt. Da es der intriganten Mutter nicht gelungen ist, die beiden Liebenden zu entzweien, ehe sie ihr feierliches Verlöbniß hielten, so verdoppelt sie ihre hinterlistigen Anschläge, während dem dieses vor sich gehen soll, und sucht Ausflüchte und Vorwände, um mit dem treuen Liebhaber ihrer Tochter zu brechen, und diese seinem Nebenbuhler in die Arme zu führen. — Dieß ist der dargestellte Moment dieser Scene, von welcher wir die handelnden Personen, der Kürze und Deutlichkeit wegen, mit Namen bezeichnen wollen: Cecca, Diminutiv von Francesca, Mutter der Nanella, Diminutiv von Antoniella und dieses wieder von Antonia, versprochene Braut des Peppino, Diminutiv von Pepe und dieses wieder von Giuseppe. Pasquale, Mann der Cecca und Vater der Nannella, — Tonno, Diminutiv von Antonio, geheimer Nebenbuhler des Peppino. — Dr. Alfonso, Notar.

Der bei der schriftlichen Verlobung festzusetzende Hauptartikel ist der, welcher die schon mündlich verabredete Mitgift der Braut betrifft. Frau Cecca nimmt diese Gelegenheit wahr, und da sie nicht gesonnen ist ihr Wort zu halten, so macht sie in einem gebieterischen Tone überall Einwendungen. Peppino wirft ihr das gegebene Versprechen vor, und wird darüber gegen die Wortbrüchige heftig. Das ist es gerade, was die verschmitzte Alte wollte, sie stellt sich beleidigt, und fordert Genugthuung. Sie schreit, tobt, wird wüthend, und befiehlt ihrer Tochter ihrem alten Liebhaber den Abschied zu geben. „Ich bin die Mutter und Herrin des Hauses ruft sie; Dieß ist mein Entschluß, ich will mit diesem Schufte nichts mehr zu thun haben." — Sie gibt daher ihrer Tochter auf, dem Bräutigam zu sagen: Alles sey aus, und sie wolle ihn nicht mehr heirathen. Dieß drückt sie voller Wuth in ihrer Volkssprache so aus: di di a sto briccone: scocchia cca. — „Sage dem Schufte alles ist aus." *) Dieß wird nun pantomimisch ausgedrückt, indem die Spitze des Daumens und die des Zeigefingers fest aneinander liegen, während der Zeigefinger der andern Hand jene beiden Finger gewaltsam von einander trennt, wobei man „scocchia cca" spricht. Die arme Tochter will diese Worte nicht aussprechen, und es fehlt ihr auch an Kraft sie durch die ihr wohlbekannte Pantomime zu ersetzen. Darüber entrüstet, schiebt die Mutter beide Arme ihrer Tochter vorwärts, damit sie die verlangte Gebärde von „scocchiare" mit den Fingern mache. Die unglückliche Nannella ganz verdutzt, und zwischen ihrem kindlichen Gehorsam und der gewaltigen Stimme ihres Herzens schwankend, erfüllt zwar den Willen ihrer Mutter, aber auf eine Art, daß sie mit demselben Gest ihrem lieben Peppino zeigt, was in ihrer Seele vorgeht. Sie breitet die Arme auseinander, läßt sie aber herunter hängen, zum offenbaren Zeichen, daß, was sie damit andeutet, nicht ihr freier Wille ist. Sie macht was von ihr verlangt wird, ihrer Mutter zu gefallen, aber sie macht es auf eine Art (nämlich bloß mit umgewandter Rechten), daß etwas ganz Anderes verstanden werden kann. Durch leise Berührung des Daumens und Zeigefingers, gleichsam als ob sie sich küßten, wird nämlich auch Zuneigung ausgedrückt. Der ebenfalls ausgestreckte, von der Mutter gehaltene linke Arm aber ist nicht dahin zu bringen die Pantomime zu vollenden. Peppino, welcher, wenn er in den Vorschlag eingehend, es sich gefallen ließe seiner Nannella zu entsagen, dieselbe Gebärde hätte wiederholen müssen, — nämlich die Trennung der geschlossenen Finger der einen Hand mit denen der andern, — tritt im Gegentheile zurück, und droht sich zu entfernen, als Zeichen seiner Weigerung. Schon Dieß allein hätte hingereicht, seine Willensmeinung zu bezeichnen. Aber für die Lebhaftigkeit eines Neapolitaners und bei dem Reichthume seiner Gebärden-

*) Accoppiare, vereinigen, lautet im neapolitanischen Dialekt accocchiare, daher scocchiare, das Gegentheil davon, trennen bedeutet.

Sprache ist Dieß noch zu wenig und nicht entscheidend genug. Er fügt daher, zugleich sprechend und gestikulirend noch Dieß bei: A me! „Mir das?" indem er die Linke auf die Brust legt, welches mir oder mich bedeutet. — Questo non sara mai. — „Das wird nie geschehen;" mit der Rechten einen der vielen Gesten der Weigerung machend: hier, indem er die rechte Hand ein wenig erhebt, und mit dem etwas vorgestreckten Zeigefinger, sie hin und her bewegt. — Tonno, der nichts als Zank und Streit will, kann vor Ungeduld den Ausgang des gegenwärtigen nicht erwarten; und indem er sich mit einem völligen Bruch der beiden Liebenden schmeichelt, stürzt er sich auf die Lichter, — die, wie es hier bei solchen Handlungen gewöhnlich ist, auf dem Tische angezündet stehen, — um sie auszulöschen, in der Meinung, dadurch die nothwendigste Förmlichkeit bei dieser gerichtlichen Verhandlung wegzuschaffen, die seine Hoffnungen zu vernichten droht. Der gute Vater Pasquale, bestürzt hierüber, denn er ist ja, wie wir wissen, der ganzen Unterhandlung fremd geblieben, und eben so unwissend als Tonno, um zu glauben, daß das Auslöschen der Lichter und der Bruch des beschlossenen Bündnisses eins und dasselbe sey, eilt herbei, um jenes zu verhindern. Er erhebt daher beide Arme, zum Zeichen sowohl seiner Bestürzung als seiner Mißbilligung, und mit beiden gegen Tonno ausgestreckten Händen gebietet er ihm inne zu halten, und eine so verwegene That zu unterlassen.

Dn. Alfonso, ein alter Schlaukopf, dem unzählige solche vorübergehende Zänkereien schon vorgekommen sind, belustigt sich bloß innerlich darüber. Er bleibt still in seiner ruhigen Positur sitzen, und bekümmert sich nicht einmal um den Lichtauslöscher. Durch seine lange Erfahrung gewitzigt, hat er bald die Rolle durchschaut, die dieser letztere bei der gegenwärtigen Scene spielt. Gemächlich streckt er seine Rechte gegen Peppino aus und bedeutet ihm, nichts zu übereilen, und bedachtsam zu Werke zu gehen, ihm auf gut Neapolitanisch sagend: Core mio! bello, bello. „Sachte, sachte, mein Schatz." Und da er ihn im Begriffe sieht wegzugehen, ruft er ihn mit derselben Hand zurück: denn wenn die so wie auf der Figur ausgestreckte Hand das langsam Gehen bezeichnet, so braucht er nur die Finger nachher ein wenig gegen die flache Hand zu krümmen, um den Ruf zurückzukommen auszudrücken. Wahrscheinlich ihn zugleich versichernd, daß alles durch seine — des Notars — Klugheit ausgeglichen werden, und er — Peppino — am Ende doch noch seine Nannella zur Frau erhalten wird.

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Indem wir unsern Weg in südöstlicher Richtung verfolgten, gingen wir längs einer dürren Hochebene hin, die, sanft abhängig, nach und nach sich erhob, und auf der sich eine bedeutende Felsenbank mit einer Grundlage von Eisenoxyd-Hydrat oder eisenhaltigem Kies befand. Diese Felsen, aus denen der ganze Boden zu bestehen scheint, bilden auf der Oberfläche eine feste Kruste oder eine Art Pflaster, aus dem nur einige dürftige Akazien mit rostfarbigem Stamm hervortreiben. Bänke der nämlichen Art finden sich auch auf mehreren andern Punkten des afrikanischen Kontinents. Caillé berichtet in seiner Reise, daß er auf dem rechten Ufer des Senegal bei den Mauren von Braknas ganze Hügel der Art getroffen; ich habe sehr große Blöcke davon gesehen, die sich eine bedeutende Strecke weit in andere Bezirke des Landes Ualo erstreckten. Ostsüdöstlich, ungefähr zwei Stunden vom Dorfe Serr, ändert sich der Anblick des Bodens, der hier verschiedene Farben annimmt; er besteht meist aus einem feinen und leichten Sande. Die Neger bauen hier mit Erfolg den Daugub-niul (penicelaria spicata) u. s. w. In der Nähe der Wohnungen findet man häufig Borrago africana, die schon zu Linné's Zeiten bekannt war. Diese außerordentlich runzelige Pflanze erhält hier eine fast holzartige Festigkeit, die ihr ein perennirendes Aussehen gibt; sie bildet allenthalben ungefähr 2½ Fuß breite Büsche. Ich habe nicht erfahren können, ob man sie zu irgend einem besondern Zwecke verwendet.

Das Dorf Serr ist sehr bevölkert; die Kinder scheinen gesund zu seyn, und haben fast alle eine gute Gesichtsbildung: hübschen Mund und Nase und schön geschnittene Augen; ihre Haut ist zart, glatt und glänzend schwarz. Die treffliche, dem Klima und ihrer Leibesbeschaffenheit angemessene Nahrung dieser Neger, so wie die Liebe zur Reinlichkeit, die den Bewohnern der Ufer des Sees angeboren zu seyn scheint, tragen wohl nicht wenig zu dem gesunden Aussehen bei, durch das sie sich auszeichnen. Ihr erstes Geschäft beim Aufstehen ist, nach dem See zu gehen, um sich zu baden; ja selbst zu allen Stunden des Tages findet man sie dort. Die Weiber bringen ihre Kinder oft schon wenige Stunden nach der Geburt dahin, und gewöhnen sie so frühzeitig schon an diese heilsame Uebung, die sie jeden Tag mehreremale wiederholen.

In der Niederlassung, der ich vorstand, sah ich, daß die Weiber den Tag nach ihrer Niederkunft mit ihren neugebornen Kindern an den Fluß gingen, hineinsprangen, sich wechselsweise abwuschen, dann schnell herausgingen und ihre Kinder mit ihren Pagnes auf dem Rücken befestigten. Nach Hause gekommen, verrichteten sie sogleich ihre gewöhnlichen Arbeiten wieder. Die minder starken nahmen, ehe sie in den Fluß gingen, ein Bad aus einem Absud der Rinde und der Blätter des Koß (nauclea africana), das den Körper stärkt.

Der Temperatur ihres Landes haben die Afrikanerinnen es zu danken, daß die doppelt und dreifach wattirte Bekleidung der Europäerinnen ihnen entbehrlich ist. Diese schwarzen Frauen gehen ihr ganzes Leben hindurch nackt, oder sind höchstens mit einem Pagne von blauem Kattun bekleidet, den sie um die Hüfte knüpfen. Dieß sind so ziemlich die Ursachen, warum die Afrikanerinnen stärker und für Schmerz minder empfindlich sind als die europäischen Frauen, obschon sie sich von diesen durch nichts als die Farbe unterscheiden: ihre einfache Lebensweise, ihre Sitten, Gebräuche und Nahrung thun das Uebrige.

An das Ende des See's N'ger gelangt, wo wir unser Kanot fanden, schifften wir uns sogleich ein, und steuerten auf Foß zu, ein ungefähr drei Stunden von Serr entferntes Dorf, wo wir um 12½ Uhr anlegten. Auf un-

ferm Weg ins Dorf sahen wir deutlich das Dorf Giajutt oder Ghégné, das in weiter Entfernung vom See am Fuße eines ziemlich hohen Hügels liegt. Mit dieser Anhöhe hängt eine weite, fast ganz flache Hochebene zusammen, die bis über das Dorf Foß hinaus fortläuft, und auf der man nicht einen einzigen bedeutenden Baum sieht. Wir bemerkten auf ihr ein nur aus einigen Zelten bestehendes Lager von nomadischen Pullen und Hirten. Wir waren an dem Wege ausgestiegen, der von Foß nach den gegen das Ende des Sees hin liegenden Dörfern führt. Unsere Aufmerksamkeit wurde zuvörderst von einer ungeheuren Akazie angesprochen, die schon lange unsre Blicke auf sich gezogen hatte. Dieser merkwürdige, einige Minuten von Foß und auf dem dahin führenden Wege stehende Baum zeichnet sich durch die ungeheure Dicke seines Stammes und die horizontale Richtung seiner unzähligen Aeste aus. Dieser mit einer schwärzlichen, stark rissigen Rinde bekleidete Stamm hat, bei einer Höhe von mehr als 15 Fuß, 6 bis 8 Fuß im Durchmesser; der ganze Baum mag bei 70 Fuß hoch seyn. Diese außerordentliche Entwicklung überraschte uns um so mehr, als der Baum auf einem ganz aus reinem, schneeweißem Sande bestehenden, folglich ganz unfruchtbaren Boden sich befindet. Wir schrieben diese merkwürdige Vegetation der Nachbarschaft des Sees und seinem durchsickernden schlammigen Wasser zu. Diese Akazie ist von derselben, bereits besprochenen, Gattung, die von den Negern mit dem Namen Singet bezeichnet wird. Diesen Baum ausgenommen, bot uns die Umgebung in naturgeschichtlicher und besonders in botanischer Hinsicht nichts Merkwürdiges. Einige den bereits früher angeführten ähnliche krautartige Pflanzen finden sich auf der Oberfläche des Bodens zerstreut, der, wie größtentheils in der Umgebung des Sees, locker und sandig ist und sich folglich vorzüglich zum Anbau der gemeinen Hirse eignet, mit dem man das Land nur zu Anfang der Regenzeit und bald nachher bedeckt sieht.

Vögel sind in diesen dürren Landstrichen sehr selten; der senegalische Sperling und einige andere gleichfalls körnerfressende Gattungen scheinen allein bestimmt zu seyn hier zu leben. Indeß stößt man in den mit Gesträuch und dürrem Grase bedeckten Gegenden oft auf graue, rothe und Berber-Rebhühner, auf Wachteln, Lerchen u. s. w. in größerer und geringerer Anzahl. In den wüsten Ebenen und andern unbewohnten Orten findet man den Kibitz, mit gewaffneten und ungewaffneten Flügeln, verschiedene Gattungen Raubvögel, den großen ägyptischen Hornvogel, den grauen Trappen, den gekrönten Kranich. Auf den Sumpfgewässern des Sees, den Sümpfen und den unzähligen Süßwasserteichen des Landes, leben alle Gattungen Enten, von denen mehrere sich durch ihre Größe und ihre mit scharfen Sporen versehenen Flügel auszeichnen, Kriechenten, Taucher, Pelikane, Störche, Ibise, graue und weiße Reiher, Tölpel, Wasserhühner, Königsfischer, Löffelgänse, Fischadler u. s. w. in ungeheuren Schaaren. Alle diese Gattungen und Arten von Wasservögeln nähren sich von den zahllosen Fischen, von denen der Fluß und seine Zuflüsse wimmeln.

Es ist ein unterhaltender Anblick diese Wolken verschiedenartiger Vögel sich um die Beute bekämpfen und oft blutige Schlachten liefern zu sehen, in denen immer die Schwächeren unterliegen, die dann von den Siegern verzehrt werden. Das in diesen dürren mit Gesträuch bedeckten Gegenden so häufige Perlhuhn kommt erst Abends und Morgens am Ufer der Gewässer zum Vorschein, wo es von den Negern belauert wird; es erscheint in so großen Ketten, daß ich oft zwölf bis fünfzehn mit einem einzigen Schuß habe tödten sehen. Sein Fleisch ist gewöhnlich trocken und zäh, doch von ziemlich gutem Geschmack; die jungen werden von den Europäern sehr geschätzt, die ihr Fleisch von köstlichem Duft finden. Nicht weit vom Dorfe Foß, in südlicher Richtung, dehnt sich eine große Savane aus, die jedes Jahr von dem austretenden See bewässert wird. Diese Ebene kann man als die schönste und üppigste unter allen, den See N'ger umgebenden, natürlichen Wiesen ansehen; zahlreiche, den nomadischen Stämmen, die das Land durchziehen, gehörige Heerden von Hornvieh, Schafen u. s. w. weiden hier das ganze Jahr und werden oft außerordentlich fett. Als wir diese allgemeinen Triften besuchten, erstaunten wir über die Größe der hier weidenden Thiere; es ist, als ob die Natur unter diesem brennenden Klima mit ihren reichen Gaben habe geizen wollen, um sie dann, zu einer Zeit wo die sengende Hitze allenthalben die Vegetation zerstört, in desto größerer Fülle über besonders begünstigte Gegenden verbreiten zu können. In diesen Gegenden, wo der Mensch noch in halbwildem Zustande lebt, erstaunt der Reisende, mitten in brennendem, von jeder Vegetation entblößtem Sande, auf große bewässerte Ebenen, eine Art Oasen, zu stoßen, die mit dem herrlichsten Grün bekleidet sind und wo, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, Heerden von seltener Schönheit weiden.

(Fortsetzung folgt.)

Admiral Exmouth.

(Fortsetzung.)

Sir Edward wurde nun zum Befehlshaber der „Arethusa" von 44 Kanonen befördert, und erhielt den Auftrag, die französischen royalistischen Truppen bei ihrer unglücklichen Unternehmung auf die französische Küste zu unterstützen. Im folgenden Jahre (1794), wo er in einem Geschwader von Fregatten unter Sir John Warren diente, hatte er Theil an der ehrenvollen Wegnahme der „Flora," „Pomona" und „Babette," und an der Zerstörung der Fregatte „Felicité" und mehrerer kleiner Kriegsschiffe. Sir Edward wurde beauftragt, einige von diesen, die der französischen Küste zu trieben, in Brand zu stecken, da er aber fand, daß sie mit Verwundeten angefüllt waren, die man nicht herausschaffen konnte, so empörte sich sein Herz gegen eine solche Grausamkeit, und er zog es vor, die Schiffe lieber unangefochten zu lassen, als die Unglücklichen des Beistandes zu berauben, den sie in ihrer höchsten Noth von ihren Landsleuten am Ufer zu erwarten hatten. Nicht lange nachher nahm das westliche Fregattengeschwader, nun unter seinem Befehle, die „Revolutionnaire" von 44 Kanonen, und im Jahre 1795 hatte er das Glück, ein großes Konvoy von fünfzehn feindlichen Schiffen zu kapern.

So ausgezeichnete Würdigung auch sein Benehmen als Befehlshaber verdiente, so machte ihm doch seine schnelle Entschlossenheit, verbunden mit Menschenliebe, nicht minder Ehre, und gewann ihm die Herzen seiner Untergebenen. Zweimal, noch als Kapitän der Fregatte „Winchelsea," bewährte sich sein Edelmuth, indem er vom Verdeck in die See sprang, um zwei seiner Matrosen zu retten, die dem Ertrinken nahe waren. Ein glänzenderes Beispiel gab er am 28 Januar 1796, als er unter großen persönlichen Anstrengungen Schiffsvolk und Passagiere des

Transportschiffes „Dutton" rettete, das mit Truppen und deren Familien überfüllt, auf der Fahrt nach Westindien unter der Citadelle von Plymouth auf die Felsen geworfen wurde. Die Bescheidenheit des Helden zeigt sich in der folgenden Erzählung dieses Vorfalles, wie er sie viele Jahre später (1811) in einem Brief an einen seiner Freunde mittheilte, im schönsten Lichte.

„Weßhalb fordern Sie mich auf Ihnen den Schiffbruch des Dutton zu erzählen? Susanne (Lady Exmouth) und ich fuhren eben zu einem Mittagmahl nach Plymouth, als wir eine Menge Menschen nach dem Hoe zu laufen sahen, und da wir hörten, es sey ein Schiff verunglückt, so sprang ich aus dem Wagen und schloß mich der Menschenmenge an. Ich überzeugte mich bald, daß der Untergang von fünf oder sechshundert Menschen, die keinen Führer hatten, unvermeidlich war, denn der letzte Offizier war eben, als ich die Brandung erreichte, ans Ufer gezogen worden. Ich forderte sie auf, zurückzukehren, was sie verweigerten, worauf ich ein Tau fest um mich schlang und durch die Brandung an Bord gezogen wurde. Hier stellte ich die Ordnung wieder her, und verließ die Leute nicht eher bis Alle gerettet waren, bis auf den Bootsmann, der nicht vor mir das Schiff verlassen wollte. Ich kam glücklich ans Land, er auch, und das Schiff ging in Trümmer. Ich mußte indeß eine Woche lang das Bett hüten, weil mich der Hauptmast getroffen hatte, der gegen das Ufer zu fiel; mein Rücken wurde aber von Lord Spencer wieder geheilt, als er mir in einem Briefe vertraute, daß Se. Majestät die Absicht habe, mich zum Baronet zu machen. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen, als daß ich ein liebes kleines Kind, kaum drei Wochen alt, den Mutterarmen zurückgab, und darüber ein größeres Vergnügen als je in meinem ganzen Leben empfand; beide wurden gerettet. Der Kampf, den es der Mutter kostete, mir das kleine Wesen anzuvertrauen, war eine Scene, die ich nicht zu beschreiben vermag; auch Sie haben Dieß nicht nöthig, und folglich lassen sie dieses Niemand sehen."

Diese Vorschrift ist gewissenhaft befolgt worden, bis der Tod das Siegel des Geheimnisses löste. Sir Edward, nun Kommodore des westlichen Geschwaders, hatte das Glück, am 15 April die Fregatte „Unité" zu nehmen, und eine Woche später stieß er auf die Fregatte „Virginie" von 44 Kanonen, befehligt von dem tapfern Kapitän Bergeret, der nach einer Verfolgung von fünfzehn Stunden, und nachdem er dem heftigen Feuer des „Indefatigable" (dem eigenen Schiffe Kapitän Pellews) kräftigen Widerstand geleistet, bei Annäherung zweier anderer Fregatten von Sir Eduards Geschwader die Flagge strich.

Am 15 Januar 1797 machte der „Indefatigable" nebst der „Amazone" Jagd auf die „Droits de l'Homme" von 74 Kanonen, die mit 1500 Soldaten und Seeleuten an Bord, von der unglücklichen Expedition nach Bantry Bay zurückkehrte. Es blies ein heftiger Sturmwind und die See ging hoch; der „Indefatigable" als der beste Segler eröffnete das Gefecht, da aber bald darauf der Topmast des französischen Schiffes abgeschossen wurde, so eilte auch die „Amazone" herbei, um Theil an dem Kampfe zu nehmen, der sich bis in die Nacht verlängerte. Das französische Schiff konnte der hohen See wegen die Geschützpforten des untern Decks nicht öffnen, und selbst die Mannschaft der englischen Fregatten bediente die Kanonen des Hauptdecks bis über den Gürtel im Wasser stehend. Sämmtliche Schiffe waren an Masten und Tauwerk sehr beschädigt, die „Droits de l'Homme" verlor den Besanmast, und nachdem dieses Schiff sich fast ganz verschossen hatte, erwiderte es das feindliche Feuer nur noch mit Granaten, und leistete so, seinen Weg nach Brest verfolgend, einen furchtbaren Widerstand. Als endlich gegen vier Uhr Morgens der Mond durch die Wolken brach, entdeckte der erste Lieutenant des „Indefatigable," Bell, in einer Entfernung von zwei Meilen Land, und gleich darauf sah man dicht am Schiffe Brandungen. Die beiden Fregatten befanden sich gerade zu beiden Seiten der Baken des feindlichen Schiffes und wendeten sich augenblicklich in entgegengesetzter Richtung. Dem „Indefatigable" gelang Dieß durch ein sehr geschicktes Manöver, indem er an den Penmarks vorbei segelte, und kaum war er an diesem gefährlichen Riffe vorüber, so sah er auch schon seinen tapfern Gegner auf sie zu getrieben, während die Wogen furchtbar über ihn zusammenschlugen. Sir Edward kam glücklich nach Plymouth, mußte aber zu seiner Betrübniß bald nachher erfahren, daß die „Amazone" ebenfalls in der Bay von Audierne gestrandet sey, Kapitän Reynolds und sein braves Schiffsvolk aber, obgleich gefangen, waren doch glücklich gerettet worden. Das Schicksal der „Droits de l'Homme" war höchst traurig; der Sturm hatte dergestalt gewüthet, daß nur wenige von der Mannschaft an dem Tage das Land erreichten, wo das Schiff scheiterte; Viele kamen beim Versuche sich zu retten oder durch Hunger und Beschwerden während fünftägiger Leiden um, und die Wenigen, die noch übrig blieben, wurden, als Sturm und See ruhiger geworden waren, auf Flößen aus dem Wracke gerettet.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Zeitung von Brest, „La Finistère" gibt Bericht von einer weit verbreiteten Diebsbande, die im südlichen Frankreich besteht, und deren Anführer unter sich eine Art gegenseitiger Versicherungsanstalt errichtet haben, die sie „Bank" nennen. Es befinden sich unter dieser Bande Leute von der feinsten äußern Bildung, die fern von dem leisesten Argwohn als ehrenwerthe Spekulanten leben; junge und schöne Frauen, welche in den kostbarsten Modeanzügen, in alençoner Spitzen, Kaschemirs, Diamanten prangen und allerliebste Kinder, deren frühreifen Verstand man zu allen Gaunerkniffen abgerichtet hat. „La bande de Colonge," wie sich diese Gesellschaft nennt, ist schon seit 1790 bekannt, und man glaubt, daß sie sogar schon vor dieser Zeit, nur in anderer Art, thätig war. Colonge, der damals ihr Anführer wurde, gab ihr erst die große Ausbildung und Thätigkeit, die sie bisher entwickelte. Gegenwärtig zählt sie wohl gegen 1000 Mitglieder; der Polizei sind vierzig der Anführer bekannt, von denen einige bereits zur Haft gebracht und verurtheilt worden sind; Colonge selbst, jetzt siebzig Jahre alt, befindet sich zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, im Bagno zu Brest, wo er von Alter entkräftet und entmuthigt, zwar nicht mehr daran denkt zu entkommen, aber von seinen ehemaligen Freunden keineswegs vergessen worden ist, die ihn wie ihren Vater verehren und ihn durch Geld und auf alle mögliche Art unterstützen. Erst unlängst fand man bei ihm eine beträchtliche Anzahl Goldstücke, die man ihm in die Hände zu spielen wußte. Vater Colonge scheint das Bagno als einen Ort stiller Zurückgezogenheit zu betrachten, wo er sein thätiges Leben in Ruhe zu beschließen gedenkt, während er seine Stelle zu Gunsten seines Sohnes niedergelegt hat, der nun als Einer der angesehensten Anführer gilt. David, ein anderes Mitglied dieser Bande, der unter mehr als zwanzigerlei Namen schon an verschiedenen Orten verhaftet und zu unterschiedlichen Strafen verurtheilt worden ist, entsprang vor einiger Zeit mit noch drei Gefährten aus dem Krankenhause des Bagno zu Brest im Hemde; seine Familie war, um ihm dazu behülflich zu seyn, eigens deßwegen nach Brest gezogen, und scheint zu seiner Befreiung mehr als 10.000 Franken aufgeopfert zu haben. Ein anderer entsprungener Galeerensträfling, Namens Margane, der aber gleichfalls noch ein Dutzend anderer Namen führt, wurde in dem Augenblick verhaftet, wo er einen Postwagen besteigen wollte. Er lebte mit seiner Frau und seinen Kindern lange Zeit sehr anständig, besuchte das Theater, die Lesezimmer in Brest, und stellte sich bei seiner Verhaftung sehr entrüstet über den unwürdigen Verdacht. Man weiß daß er stets auf Reisen war, und daß während seiner Abwesenheit seine Frau für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen Messen lesen ließ, Kerzen an den Altären der Heiligen opferte, und alle Abende mit ihren Kindern die üblichen Gebete verrichtete. Ein Wagen mit sechs Sitzen, der aber mittelst eines ledernen Ueberzuges hermetisch verschlossen, und außen wie ein gewöhnlicher Fuhrmannswagen mit Leinwand überzogen war, wurde zu Messidou angehalten. Er führte an der Seite die Aufschrift: „Margane, Baumwollenwaarenhändler" Wahrscheinlich diente dieser Wagen die Bande hin und herzuführen.

*

Im „Canton-Register" wird ein neues chinesisches Wörterbuch von dem protestantischen Missionär Karl Gutzlaff angekündigt; es soll an Umfang alle seine Vorgänger übertreffen, fast alle Worte, die in Johnsons englischen Lexikon vorkommen, enthalten, und von sehr billigem Preise seyn.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 97. 7 April 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

4. Maine.

Fünfter Brief.

Der Staat Maine liegt ungefähr in derselben Breite wie das mittlere und südliche Frankreich, seine Bodenfläche beträgt nahe an so viel Quadratmeilen als die übrigen Theile von Neuengland zusammen, und wiewohl nach Osten sich absenkend (wohinzu nach Mancher Meinung jeder Schritt abwärts geht), enthält er doch das höchste Land in Neuengland, wenn nicht in den Vereinigten Staaten. Das Klima ist, gleich dem der übrigen Küstengegenden von Nordamerika, kälter als in den entsprechenden Breitegraden von Europa, was zum Theil von den vorherrschenden Nordostwinden, mehr aber noch von den ausgedehnten Sümpfen und feuchten Gründen herrührt, was der immer fleißigere und ausgebreitete Anbau des Landes jedoch bedeutend verbessern wird. Der Winter dauert gewöhnlich fünf Monate und ist, wenn gleich unsere Brüder im Süden sich einbilden, das Land sey dann eine düstere Wüste und die Bewohner brächten ihre Zeit wie Haselmäuse oder Murmelthiere hin, die Zeit der regsamsten Geschäftsthätigkeit und fröhlichsten Lust. Dem Landwirth, dem Holzschläger, dem Kaufmann, mit einem Worte, allen Volksklassen geht der Schnee im Frühjahr immer noch zu bald; ein Jeder wünscht, „er möchte so ein vierzehn Tage länger halten (hold on a fortnight longer)." Ein südcarolinischer oder nur ein marylandischer Winter würde ein wahres Landesunglück seyn; der Landwirth würde sich außer Stand sehen, seine Erzeugnisse zu Markte zu bringen; der Handelsmann wenig Kunden finden; der Holzschläger in seinem Geschäft unterbrochen werden und — der Liebende um seine Schlittenfahrten kommen.*)

*) Ueber diese Schlittenpartieen sagt die feinbeobachtende und trefflich schildernde Engländerin Frances Wright in ihren, fast in jeder Hinsicht von den Bemerkungen der Mistreß Trollope abweichenden, „Views of society and manners in America" im vierten Briefe unter anderm: „Die Jugend beiderlei Geschlechts erfreut sich hier einer bei den ältern und ceremoniellern Nationen Europa's unbekannten Verkehrsfreiheit. Die jungen Leute tanzen, singen, machen Spaziergänge und Schlittenfahrten (they run in sleighs) miteinander beim Sonnenscheine und im Mondlichte, ohne daß es Jemand, auch nur entfernt, einfiele etwas Unschickliches darin zu sehen."

Das Wetter ist im Winter nicht eben viel kälter als in Massachusetts, Rhode-Island oder Connecticut, *) dabei weit beständiger; „es ist," wie mir Jemand aus jenen Staaten bemerkte, „in der gehörigen Jahreszeit in Maine kalt und winterig, während wir hier, zu der Zeit, alle Arten von Wetter haben." —

Die großen Ströme haben, im Allgemeinen, ihren Lauf nach Süden; der Theil des St. John's jedoch, der diesen Staat durchströmt, fließt gegen Osten. Eingeborne von Maine, die nur die größten Ströme Flüsse nennen zu hören gewöhnt sind, fühlen sich versucht, die Liebhaberei des guten Volks von Massachusetts zu belächeln, wo jeder kleine Bach diesen Namen führt. Die Gewässer der Flüsse in Maine haben im Allgemeinen eine sehr rasche Strömung mit zahlreichen Fällen und hohen Ufern. Berücksichtigt man diese beiden Umstände und dabei die große Anzahl von Flüssen in Maine überhaupt, nebstdem auch die Leichtigkeit, mit der sich Natur- oder Kunsterzeugnisse vermittelst schiffbarer Gewässer verführen lassen, so sieht man leicht ein, daß Maine in Bezug auf Fabrikenbetrieb Vortheile hat, wie kein anderer Staat der Union. Die Flüsse werden durch 2 bis 5000 Fuß hohe Gebirgszüge geschieden; um die Quellen des Penobscot, Kennebec und Androscoggin drängt sich ein zahlloses Gewimmel von Bergkuppen. Im Mittelpunkte derselben steigt der Katahdin, der höchste Berg in den Vereinigten Staaten, gegen sechstausend Fuß hoch empor. **) Die Aussicht vom Katahdin ist wunderherrlich. Zahllose Seen und stehende Wasserflächen sieht man um seinen Fuß herliegen, die von der Sonne beschienen, wie unzählige Spiegel glänzen. Von ihm aus überschaut man die Thäler des Penobscot und Kennebec; und die sie scheidenden Höhenzüge, wie das zu beiden Seiten sie begränzende Bergland erscheinen wie ein ungeheures Wogenmeer. Nirgends erblickt man eine Menschenwohnung. Es gewährt ein eigenes, schwermüthiges und doch wohlthuendes Gefühl, wenn man so im Herbste auf einem Felsenvorsprung dieser schroffen

*) Die drei übrigen, mit Maine und New-Hampshire, unter dem Namen Neuengland begriffenen östlichsten nordöstlichen Staaten.

**) Man hatte bisher den Washington als die höchste Gebirgshöhe in den Vereinigten Staaten betrachtet, allein irriger Weise. — Von den Bergen in der Nähe des Katahdin haben übrigens einige fast dieselbe Höhe.

rieſig aufgethürmten Berghöhe ſitzt, und unter ſich die ſchimmernden Seen und die ſchlängelnden Flüſſe ſieht, die ſich gleich Silberadern durch die dunkeln Waldthäler unten ziehen, deren Bäume*) eine in den bunteſten Farben der Jahrszeit prangende Decke bieten. Die nächſtliegenden Berge ſchauen öde und wild herüber; am Gipfel hinauf beſtehen ſie aus rauhen, zerriſſenen Felſen, deren Umriſſe ſcharf und kühn hervorſtehen, und in der Höhe von dreitauſend Fuß alles Pflanzenwuchſes baar ſind. Der Katahdin ſteigt ſchroff und ſteil an; ſeine Kuppe aber ſpreitet ſich in eine breite Ebene aus, deren Oberfläche an die 800 Morgen hält. Kein Indianer wagt, außer im Begleit von einer Anzahl weißer Männer, dieſem Berg ſich zu nähern; denn Majahonda, der Urheber des Böſen thront, wie ſie glauben, auf ihm; ſelbſt wenn ſie den Theil des Penobſcot, der in nicht großer Entfernung von ſeinem Fuße vorüberfließt, aufwärts oder hinab ſchiffen, beobachten ſie die tiefſte Stille. Eine Bergkette ſcheidet die Gewäſſer, die in den atlantiſchen Ocean ſtrömen, von denen, die ſich in den St. Lorenzfluß ergießen; die Höhe dieſes Gebirgszugs iſt indeſſen bisher nur da beſtimmt ermittelt worden, wo die von Hallowell nach Quebec führende Straße ihn durchkreuzt: dieſer Punkt hat eine Erhebung von 2002 Fuß.

(Fortſetzung folgt.)

*) Sie ſind in dieſem Theile von Maine von gemiſchter, harter und weicher Holzart.

Wanderungen in Senegambien.

(Fortſetzung.)

Als wir die Heerden auf den eben erwähnten reichen Triften beſuchten, war ich über die Menge von Haſen erſtaunt, die bei jedem Schritt aufſprangen. Es ſchien, als ob dieſes kleine Thier bei den wiederkäuenden Hausthieren den Schutz ſuchte, deſſen es unter den in dieſem Lande ſo häufigen reißenden Thieren bedurfte. Es ſchlägt ſein Lager auf den beſuchteſten Weiden und ſelbſt neben den auf der Erde ruhenden Rindern auf. Die Jäger dieſes Landes, wenn ſie Haſen erlegen wollen, benützen dieſe Eigenheit, und ſuchen vor Allem die Stellen ab, wohin die Hirten treiben, wo ſie ſtets gewiß ſind, gute Jagd zu machen. Ein anderes Thier, das ſich gern bei dem Hornvieh aufzuhalten ſcheint und es auf die Weide begleitet, iſt ein ſchwarzer Vogel mit kegelförmigem, weißlichem Schnabel, von den Eingebornen Khod genannt. Dieſe Vögel kommen gewöhnlich in ſo großer Anzahl, daß zuweilen jeder einzelne Ochſe ganz von ihnen bedeckt iſt. Ich konnte mir die anſcheinende Neigung dieſes Vogels zu den Rindern nicht eher erklären, als bis ich jede Heerde einzeln beſucht hatte; hier fand ich nun die Erklärung in der ungeheuren Menge aſchfarbiger Zecken, von der Größe einer gewöhnlichen Erbſe, mit denen das Hornvieh bedeckt war, und die der Khod mit beſonderer Begierde abzuſuchen ſchien. Die Anweſenheit dieſer Wolken von Vögeln ſchien den Ochſen um ſo angenehmer zu ſeyn, als ſie ſich faſt augenblicklich von dieſen läſtigen Schmarotzern befreit ſahen. Die ungeheure Vermehrung dieſer Zecken würde das Thier, auf dem ſie ſich feſtſetzen, bedeutend ſchwächen, und endlich ſeinen Tod herbeiführen. Die, in Allem was ſie thut, mit weiſer Berechnung zu Werke gehende Natur ſcheint dieſer Beſchwerde dadurch abgeholfen zu haben, daß ſie den Gegenden, wo dieſe ſchädlichen Inſekten ſich finden, den Khod gegeben hat, der den Naturforſchern unter dem Namen „Ochſenhacker" bekannt iſt.

Oeſtlich vom Dorfe Foß und gegen das Ende der Hochebene die an daſſelbe ſtößt, wächst eine große Menge Néou (parinarium senegalensis); dieſe Pflanze iſt ihrer Höhe und der pyramidaliſchen Form wegen merkwürdig, in der ſie ſich gewöhnlich geſtaltet. Südlich, und hinter dem Dorfe bildet der Boden eine allmähliche Erhöhung, die in einer faſt gleichen Hochebene nach dem Innern des Landes, ſo weit das Auge reicht, fortläuft. Dieſe ſandige Fläche iſt mit verdorrtem Gras, Stauden und verkrüppelten, größtentheils oder faſt gänzlich aller Blätter beraubten Sträuchen bedeckt. Weiter, und zwar in nordweſtlicher Richtung, bemerkt man hie und da einige große Bäume von ziemlich ſchönem Wuchs; es ſind dieß größtentheils Tamarinden, parinarium, mertentia, moerua und combretum. Ungeachtet der außerordentlichen Dürre behalten ſie doch mitten in dieſem brennenden Sand eine Art Friſche, die den Reiſenden, der ſie hier am wenigſten erwartet, in Erſtaunen ſetzt.

Das Dorf Foß iſt ſehr groß und ſtark bevölkert, aber es iſt ohne alle Ordnung und Regelmäßigkeit gebaut; die Hütten ſind, wie allenthalben in dieſem Land, von kegelförmiger Geſtalt, 8 bis 12 Fuß hoch, und mit Zäunen von gut zuſammengeflochtenem Schilf von mindeſtens ſieben Fuß Höhe umgeben. Gegen die beiden Enden des Dorfs hin und an einigen Stellen in ſeinem Umkreis haben die angeſehenen Einwohner ihre Getreidekäſten für ihren Hirſe. Es iſt Dieß ein runder Behälter von 8 bis 10 Fuß Durchmeſſer, bei 4½ bis 5 Fuß Tiefe, aus Zweigen verfertigt, die zwiſchen 1½ Fuß weit von einander ſtehenden Pfählen durchgeflochten ſind. Dieſe Körbe ſind von Außen mit einem Anwurf von gut durchkneteter Thonerde bedeckt, die getrocknet, ſehr feſt wird. Der Behälter iſt auf ungefähr drei Fuß über den Boden emporragende Pfähle befeſtigt, und mit einer Art ſehr gut gearbeitetem Strohdach bedeckt, das in Geſtalt denen der Hütten ähnlich iſt, aber von einem einzelnen Balken überragt wird, an dem man es nach Belieben aufziehen und herablaſſen kann. In dieſe Magazine werden die Aehren oder Trauben, je nach der Gattung des Hirſe, aufgeſchüttet. Man ordnet ſie in auf einander liegenden Schichten ſo, daß der Behälter ſo viel als möglich faſſen kann; dann wird das kegelförmige Dach herabgelaſſen, und am Rande mit einigen Bändern von bauhinia rufescens befeſtigt, deren man ſich bei allen Arbeiten dieſer Art bedient. Dieſe Getreidekäſten ſind ſo hoch und zahlreich, daß ein Dorf in einer gewiſſen Ferne viel größer ſcheint als es wirklich iſt, ſo daß man, von dieſem Umſtand nicht unterrichtet, ſich über die Größe eines Dorfs in dieſer Gegend um ſo leichter täuſchen kann, als beſonders zur Zeit der Ernte, alle von ſolchen Vorrathskäſten umgeben ſind.

Die Einwohner des Dorfes Foß ſind unverſchämte Bettler,

die uns ohne Unterlaß um Geschenke quälten; ich muß ihnen indeß doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie minder zum Diebstahl geneigt und minder boshaft schienen als die Bewohner der Ufer des Senegal. Ich traf in diesem Dorf einige Frauen von vollkommener Schönheit, mit ausgezeichnet schön gebildeten Armen und Beinen. Es ist in der That zu bedauern, daß die harten Arbeiten, mit denen sie sich unausgesetzt beschäftigen, schon frühzeitig der Schönheit ihres Busens nachtheilig werden. Das Stoßen des Hirses ist es vorzüglich, was diesen Reiz zerstört und es ist sonderbar, daß sie hiebei keine Vorsicht beobachten, da sie doch großen Werth auf einen schönen Busen setzen. Wir verließen Foß gegen drei Uhr Nachmittags und wendeten uns nach Saniute, einem auf demselben Ufer und einige Stunden von Foß gelegenen Dorfe, wo wir gegen sieben Uhr Abends anlangten. Das Ufer des Sees zwischen beiden Dörfern ist von Buchten durchschnitten: es läuft anfänglich nordöstlich und dann gerade in nördlicher Richtung. Im Hintergrund einer Bai und ungefähr halbwegs von Saniute, bemerkt man eine Erhöhung, eine Art kegelförmigen Hügels, der vom See auszulaufen scheint, und unstreitig der höchste von allen ist, die die Ufer des N'ger begränzen; einige auf seiner Oberfläche zerstreute verkrüppelte Sträuche sind die einzigen Pflanzen die man hier sieht.

Der See war so vom Nordwind bewegt, der vom Morgen an heftig wehte, daß unser schwaches Fahrzeug jeden Augenblick voll Wasser war, wodurch wir uns genöthigt sahen anzulegen, um zu warten bis der Wind sich legte; wir brachten die Nacht auf dem Lande zu. Am nächsten Morgen entschlossen wir uns, statt, wie wir am Abend zuvor Willens waren, unsre Reise fortzusetzen, das Land am östlichen Theil des Sees zu untersuchen. Wir gingen mehrere Stunden in dieser Richtung über große Brachfelder, wo sich kaum eine Spur von Vegetation fand; denn da die Einwohner, wenn sie eine Strecke umbrechen, Feuer an das trockene Gras legen, so wird Alles mit der Wurzel zerstört. Wir sahen auf einer Strecke von mehr als zwei Stunden auch nicht Eine grüne Pflanze und die wenigen Bäume, die auf der Fläche zerstreut standen, waren verbrannt oder gänzlich verkohlt. Diese Art umzubrechen, die bei allen Stämmen des westlichen Afrika's im Gebrauch ist, wird für den Anbau um so verderblicher, je lockerer und sandiger der Boden ist; ohnehin schon mager, wird er es durch dieses beständige Abbrennen noch mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Admiral Exmouth.

(Schluß.)

Im folgenden Jahre zeichnete sich der „Indefatigable" und das westliche Geschwader durch Wegnahme von fünfzehn feindlichen Kreuzern aus. Im Jahre 1799 wurde Sir Edward Pellew auf den „Impetueux" von 74 Kanonen versetzt und diente in der Kanalflotte, wo er abermals die zweite unglückliche Unternehmung der französischen Royalisten im Morbihan unterstützte, und später als Kommodore einer Abtheilung von Kriegslinienschiffen das französische Geschwader zu Rochefort blockirte. Im Jahre 1801 wurde er zu dem ehrenvollen Posten eines Obristen der Marine erhoben, und im folgenden Jahre kam er als Repräsentant für Barnstaple ins Parlament.

Der kurze fieberhafte Friede, der nun folgte, gestattete den Offizieren der französischen Marine nur eine kurze, vorübergehende Ruhe. Bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten erhielt Sir Edward den „Tonnant" von 80 Kanonen und hißte die Befehlshaberflagge von fünf Linienschiffen auf, mit denen er die französische Seemacht zu Ferrol blockirte. Bald nachher zum Kontreadmiral befördert, erhielt er den Oberbefehl in Ostindien, hißte seine Flagge auf dem Schiffe „Culloden" von 74 Kanonen auf, und segelte am 10 Julius 1804 nach seiner Bestimmung ab.

Die Schwäche der französischen Marine zu Isle de France bot zwar keine Aussicht auf ein Haupttreffen, doch gab die Thätigkeit ihrer Fregatten und kleinern Kreuzer dem Geschwader Sir Edwards hinreichende Beschäftigung. Im Februar 1805 nahm der englische Kapitän Lambert, Schiff „St. Fiorenzo," den „Vizagapatam" nach einem hartnäckigen Gefecht und die „Psyche" von 32 Kanonen, befehligt von des Admirals frühern Gegner, Kapitän Bergeret, ergab sich erst als fast die Hälfte ihrer Offiziere und Mannschaft getödtet oder verwundet war. Es war eine merkwürdige Scene, als dieser tapfere Gefangene an Bord des Admiralschiffes anlangte und auf dem Halbdeck Sir Edward vorgestellt wurde. Beide umarmten sich, tief bewegt, und die männlichen Thränen, die sie vergossen, ließen keinen Zeugen dieser Zusammenkunft ungerührt.

Diese Schiffe, nebst mehrern Kapern, waren die Prisen, die den Franzosen in Indien abgenommen wurden. Die Holländer, damals unter ihrer Oberherrschaft, waren noch unglücklicher. Sir Edward zerstörte mit einem Theile seines Geschwaders ihre Kriegsschiffe zu Batavia, und segelte hierauf, in derselben Absicht, nach Griessee auf der Ostküste von Java. Als er sich näherte, verließ der Kommodore der holländischen Schiffe, ein nichtswürdiger Amerikaner, seinen Posten, und der Gouverneur mußte froh seyn, durch Uebergabe von zwei Kriegslinienschiffen und einer alten abgetakelten Fregatte, die auf dem Strande lag, die Sicherheit der Stadt erkaufen zu können; nachdem Sir Edward die alte Fregatte hatte verbrennen lassen, kehrte er nach Madras zurück. Die Eroberung der dänischen Niederlassungen in Ostindien war eine seiner letzten Thaten auf diesem Posten. Im Februar 1809 segelte er in Begleitung einer mit reicher Ladung versehenen Anzahl ostindischer Schiffe nach England zurück. Auf der Höhe von Isle de France wurden sie von einem heftigen Sturm überfallen, in dem vier der reichsten Schiffe mit Mann und Maus zu Grunde gingen, und auch dem Admiralschiffe stand ein gleiches Schicksal nahe, hätten nicht die Anstrengungen Sir Edwards und seines braven Schiffsvolkes es gerettet, und ihn so in den Stand gesetzt, England mit den noch übrigen Schiffen, nach einer fünfjährigen Abwesenheit, wieder zu erreichen.

Sir Edward war indeß zum Rang eines Vicadmirals befördert worden, und einige Monate später wurde er, als Oberbefehlshaber der Flotte, die damals die Scheide blockirte, in den aktiven Dienst berufen, wo er seine Flagge auf dem Schiffe „Christian VII" von 80 Kanonen aufzog. Unter Beobachtung der Bewegungen der französischen Flotte zu Flushing gingen mehrere sorgenvolle Monate hin, ohne daß sein Wunsch nach einer Schlacht befriedigt wurde; im Frühjahr endlich ward der Admiral zu dem wichtigern und angenehmern Oberbefehl der Flotte im mittelländische Meer berufen, wo er Sir Chas. Cotton ablöste und seine Flagge auf der „Caledonia" von 120 Kanonen aufzog. Die mannichfaltigen Erfolge, die er zu jener Zeit mit seiner Flotte errang, sind bekannt; allein sein herzlichster Wunsch war noch immer auf eine Hauptschlacht gerichtet. Zweimal traf auch die „Caledonia" nebst einem Theile seines Geschwaders mit der Nachhut der französischen Flotte zusammen, während sie auf der Höhe von Toulon kreuzte; Dieß diente indeß nur sein Verlangen nach einer entscheidenden Schlacht zu vermehren. Wie lange und beharrlich Sir Edward die Blokade der feindlichen Hauptmacht in jenem Hafen fortsetzte, nicht wissend, daß ihr kaiserlicher Herr ihr jeden Angriff streng verboten hatte, wie sehr er bemüht war, für die vollkommene Ausrüstung seiner eigenen Flotte zu sorgen, die auf dieser umfassenden Station natürlich auf sehr entfernten Punkten vertheilt war, davon kann jeder Offizier, der damals unter ihm diente, Zeugniß geben. Aber minder allgemein bekannt ist es, wie unablässig und eifrig ihn die Aufrechthal-

tung der Sache der Patrioten an der östlichen Küste von Spanien am Herzen lag, und wie sehr er bemüht war, die in jenen Gegenden beschäftigten britischen Streitkräfte zu unterstützen, während er Alles aufbot, den Muth der südlichen Provinzen zu Gunsten ihres rechtmäßigen Herrschers zu beleben und das Bündniß der italienischen Staaten mit Napoleon zu lösen. Die Gewalt der Ereignisse vereinigte endlich noch einmal die Großmächte Europa's, die im Laufe des Krieges nach und nach Napoleons Waffenglück unterlegen waren; und während Sir Edward sich zum unmittelbaren Angriff auf Genua und Livorno rüstete, erhielt er die unerwartete Nachricht, daß der französische Kaiser bereits aus seiner Hauptstadt geflüchtet sey, und bald nachher, daß er sich auf seiner Reise nach Elba an Bord einer von des Admirals eigenen Fregatten eingeschifft habe. Genua war indeß von dem britischen Geschwader von Sicilien, unter Lord William Bentink, das von Sir Edward mit einem bedeutenden Theile seiner Linienschiffe unterstützt wurde, blokirt worden; allein kaum hatte die Blokade begonnen, als auch schon am zweiten Tage der französische Befehlshaber wegen Uebergabe unterhandelte, und wenige Tage später die erfreuliche Nachricht von dem pariser Vertrage Soldaten und Seeleute in die Heimath zurückführte.

Als Beweis, wie sehr der König das Benehmen des Admirals zu schätzen wußte, ward er bald nachher mit dem Titel eines Barons Exmouth von Canonteign zum Pair ernannt, und erhielt die gewöhnliche jährliche Pension von 2000 Pfd. St. Nach seiner Rückkehr nach England wurde ihm das Band des Bathordens und ein Jahr später das Großkreuz desselben Ordens verliehen.

Als Napoleon die Insel Elba verließ, wurde eilig ein Geschwader unter dem Befehle Lords Exmouth nach dem mittelländischen Meer abgeschickt, der auf dem Schiffe „Boyne" von 98 Kanonen dahin segelte, sich in unmittelbare Verbindung mit den bourbonischen Interessen im südlichen Frankreich setzte, gemeinschaftlich mit dem österreichischen General in Italien jeder feindseligen Bewegung der französischen Flotte zu Toulon entgegenwirkte, und wesentlich zu Wiedereinsetzung des legitimen Herrschers von Neapel beitrug. Die entscheidende Schlacht von Waterloo beraubte indeß Napoleon jeder Hoffnung, und der Friede Europa's war abermals hergestellt. Im Anfange des Jahres 1816 wurde Lord Exmouth abgeschickt, um von den Seeräuberstaaten die Befreiung aller Christensklaven zu verlangen, die Unterthanen von Englands Verbündeten waren. Die Unterhandlungen wurden sehr geschickt geleitet, und als man sich nicht vereinigen konnte, stellte er seine Schiffe so vortheilhaft auf, daß er Nachgiebigkeit und volle Erfüllung seiner Vorschläge erzwingen konnte. Als Dieß vollbracht war, segelte der Admiral nach England zurück; allein kaum hatte man ihn in der Heimath willkommen geheißen, als auch schon die Nachricht einlief, daß die Seeräuberstaaten ihre Verpflichtungen gleich nach Entfernung des englischen Geschwaders aus dem mittelländischen Meer gebrochen hätten, und daß der Zweck seiner Unterhandlungen durch Gewalt der Waffen erzwungen werden müsse. Zu diesem Ende ward nun ungesäumt eine neue Expedition ausgerüstet. Lord Exmouth zog seine Flagge an Bord der „Königin Charlotte" auf, und segelte nach Gibraltar, wo der holländische Admiral Capellen mit fünf Fregatten zu ihm stieß, worauf beide dann gerade nach Algier steuerten. Unterhandlungen waren fruchtlos; der tapfere Admiral warf also dicht unter der wichtigsten Batterie auf der Höhe des Molo Anker, und wurde beim Beschießen der Werke von sämmtlichen Schiffen so gut unterstützt, daß nach wiederholter Aufforderung der Dey sich allen früher verworfenen Bedingungen fügte. Alle Christensklaven, nebst Allem, was die Seeräuber im vergangenen Jahre geraubt hatten, wurden dem Admiral ausgeliefert, und die übrigen Seeräuberstaaten folgten sogleich diesem Beispiele. Dieser höchst wichtige Dienst gewann dem Lord abermals die ausgezeichnetste Anerkennung seines Königs, der ihn am 21 September 1816 zur Würde eines Viscount erhob. Die verschiedenen Mächte, deren Unterthanen durch diese glänzende That befreit worden waren, bezeugten ihre Dankbarkeit durch Uebersendung ihrer Orden, und einen noch schmeichelhaftern Beweis von Anerkennung erhielt er durch die Dankadresse, die ihm von beiden Häusern des Parlaments votirt wurde. Alle diese Ehrenbezeugungen waren indeß für ein Herz, wie das seinige, von geringerm Werth, als der herzliche Dank von 1200 Christensklaven, deren Ketten er gelöst hatte.

Im Jahre 1817 wurde dem Lord der Oberbefehl von Plymouth auf die gesetzmäßige Frist von drei Jahren übertragen, nach deren Verlauf er sich von dem aktiven Dienste zurückzog, und nun, die Zeit ausgenommen die er seinen wichtigen Verrichtungen im Hause der Lords widmete, den Rest seiner Tage auf seinem schönen Landsitze Teignmouth im Schoße seiner Familie in Ruhe verlebte.

Aus der vorstehenden flüchtigen und unvollkommenen Skizze von Lord Exmouths Dienstleben lassen sich leicht die Hauptzüge seines Charakters entwerfen. Seine Talente, die er ganz besonders den Pflichten seines Berufes widmete, zeichneten sich durch schnelle und lebendige Fassungs- und Beurtheilungskraft aus, die sich, ungeachtet der Mängel seiner frühern Erziehung, frei von aller Ziererei, in Schrift und Sprache mit angeborner Kraft und Beredsamkeit kund gaben. Eine gewisse Heftigkeit herrschte in seinem ganzen Benehmen vor; allein wenn sie zuweilen auch das Maß überschritt, so war die Aufwallung doch bald wieder vorüber, und dauert selten länger als die Veranlassung, die sie hervorgerufen hatte. Es muß bemerkt werden, daß zu der Zeit, als er in Dienste trat, eine strenge Disciplin und eine gewisse Rohheit in Sprache und Benehmen unter den Seeoffizieren herrschten, die jetzt, wenigstens größtentheils, verschwunden sind. Kein Befehlshaber ermunterte das Aufleben dieses bessern Geistes unter seinen Untergebenen mit größerer Herzlichkeit, als Lord Exmouth. Die eifrige, obschon ihm nicht selten selbst nachtheilige Weise, mit der er sich für die Beförderung aller Derer verwendete, die von ihm abhingen, macht seinem Herzen die größte Ehre, wenn er auch nicht immer durch glücklichen Erfolg sich belohnt sah. Kam ein solcher Mißgriff vor, so pflegte er wohl zuweilen zu sagen: „Wenn ich sie verlasse, so wird sich Niemand ihrer annehmen," — und indem er so einem wohlwollenden Gefühle nachgab, gab er manchen Vortheil der Weltklugheit auf, die bei Ertheilung der Gunst geschickt ihr eigenes Interesse im Auge zu behalten weiß. Die selbstischen Grundsätze, die jedem menschlichen Gemüth anhängen, scheint dieser großmüthige Mann schon in früher Jugend unterdrückt zu haben; nur wenige Eltern sind geneigt ihr Vermögen schon bei Lebzeiten unter ihre Nachkommen zu vertheilen; Lord Exmouth hingegen gab seinen Kindern, so wie sie sich nach und nach verheiratheten, einen so reichen Antheil, daß sein Vermögen schon mehrere Jahre vor seinem Tode bedeutend geschmolzen seyn muß. Er ahmte hierin dem Beispiele des großen Newton nach, der, wenn seine Freunde ihm Vorstellungen darüber machten, daß er den größten Theil seines Vermögens weggebe, ruhig erwiderte: „Wenn ich warten will bis nach meinem Tode, so habe ich ja nichts mehr zu geben, das ich mein nennen könnte."

Als Oberbefehlshaber hielt Lord Exmouth eine sehr gastliche, aber keineswegs schwelgerische Tafel, von der immer ein guter Theil täglich den Kranken zu Gute kam, die er fortwährend und mit aufrichtiger Theilnahme besuchte. Die Art, mit der er seine Gäste aufnahm, war frei und herzlich, und durch die Höflichkeit des englischen Gentlemans schimmerte noch die Derbheit des Seemannes aus der alten Schule durch, was seinem ganzen Benehmen eine ganz eigene Naivetät aufdrückte.

Der Verfasser dieser Skizze beobachtete Lord Exmouths Charakter während eines Zeitraumes von zehn Jahren; er hatte also Gelegenheit genug, Zeuge seines Benehmens unter dem mannichfaltigsten Wechsel der Umstände und Lagen zu seyn, und er kann versichern, daß Kopf und Herz des Admirals nie mehr zu ihrem Vortheil erschienen, als wenn sie bei recht dringenden und schwierigen Vorfällen gleichsam auf die Probe gestellt wurden; bei solchen Gelegenheiten schienen seine Geisteskräfte sich nach Maßgabe der an ihn gestellten Forderung zu vermehren. Sein männliches Aussehen, sein kaltes, gefaßtes Benehmen und seine ermuthigenden Worte wirkten zauberähnlich auf seine Offiziere und Mannschaft, die, während sie ihm dienstfleißig gehorchten, mit unerschütterlichem Vertrauen auf seine Erfahrung und seinen Muth sich verließen. Zweimal als der „Culloden," der seine Flagge trug, in Flammen stand, waren wir Zeuge seiner ausgezeichneten Geistesgegenwart; ruhig befehligte er, und beschwichtigte den panischen Schrecken, den dieses schreckliche Unglück unter dem Schiffsvolke nur zu oft verbreitet. Dieselbe ruhige Besonnenheit bewies er auch mitten im heftigsten Sturm; und Alle, die Gelegenheit hatten, ihn bei solchen Vorfällen zu sehen, werden zugeben, daß hierin Keiner Lord Exmouth gleichkam.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 98. 8 April 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

4. Maine.

(Fortsetzung.)

Die Stromthäler sind im Allgemeinen in ihrer Längerichtung eben genug, um die Anlage von Eisenbahnen zu gestatten. Auch das Küstenland ist gewöhnlich eben, besonders in dem südöstlichen Theil des Staates. In manchen Theilen von Maine finden sich große Sümpfe; so ist einer nahe am Ursprung des Passadumkeag-Flusses (einem Arme des Penobscot, der sich in diesen, ungefähr siebzig Meilen von seiner Mündung, auf der Ostseite ergießt) mehr als 50 englische Meilen lang, sieben bis acht englische Meilen breit und dehnt sich bis in das St. Croix-Thal aus. Ein anderer an der Flußquelle des Molunkus (einem Arme des Wattamamkeag, der sich in den Penobscot ungefähr 109 englische Meilen von dessen Mündung ergießt) ist von ungefähr gleicher Ausdehnung. Betritt man diese unabsehbare Moorwüste, so fühlt man dieselben Empfindungen, wie sie Hrn. von Humboldt in den Llanos des Oronoko-Stroms befielen. Himmel und Erde scheinen in der Ferne in Eins zu verfließen; eine ewige Grabesstille waltet ringsum, und das tiefste Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit beschleicht und bewältigt Einen in der gränzenlosen Fläche. Im Passadumkeag-Moor war es, wo die Mohawks von den Penobscot-Indianern, als diese letzteren — lange ehe der Europäer im Lande sich ansiedelte — von jenem rastlosen und kriegerischen Volksstamme mit Krieg überzogen wurden, eine gewaltige Niederlage erlitten; noch bis auf den heutigen Tag soll man gelegentlich die Ueberreste der erschlagenen Krieger in einem vollkommen wohl erhaltenen Zustande in dem weichen Marschboden finden. Viele von dirsen Sümpfen sind unverkennbar früher Seen gewesen; und viele von den gegenwärtigen Teichen und Seen versumpfen und vertrocknen jetzt allmählich, und scheinen dazu bestimmt, das Schicksal des berühmten Vogelfangsteichs (fowling-pond) des Königs Philipp zu theilen. *)

Die Mehrzahl der Flüsse und Ströme bildet, wenn sie aus einem Sumpfe oder See heraustritt, einen oder mehrere Fälle. So bildet der Penobscot, bald nach seinem Austritt aus dem Chesunkook-See einen furchtbaren Stromsturz; die „großen Fälle (Grand Falls)" genannt; er strömt über eine Felsenschichte, stürzt fünfzig Fuß beinahe senkrecht herab, und gegen neun Meilen unterhalb dieser Stelle läuft noch das Wasser mit erstaunlicher Schnelligkeit und milchweiß anzusehen. Eine, aus zehn Personen bestehende Familie lebt, gänzlich von der übrigen Welt abgeschieden, am Fuße der großen Fälle, dem Anschein nach wohlvergnügt mit ihrer Einsamkeit und unter dem furchtbaren Donnergebrüll des stürzenden Wasserstroms. Wenn man sie fragt, wie sie denn an dem Leben in der Wildniß, und wenigstens fünfzehn Meilen von menschlichen Bewohnern entfernt, Gefallen finden können, so geben sie zur Antwort, sie seyen „arm und müßten irgendwo leben, und da wollten sie denn weit lieber in den Wäldern leben, wo sie bei wenig Arbeit genug zu essen und zu trinken hätten, als unter den Leuten, wo sie sich abplacken oder Hungers sterben müßten." An Trinken fehlt es ihnen in der That gewiß nicht; und was das Essen betrifft — so geben ihnen die vielen Fische, die man stets unten an einem Wasserfalle findet, und die Erzeugnisse eines Gartens mehr als ausreichenden Unterhalt. Nahe am Ausflusse des Mattamamkeag (einem bedeutenden Arm des Penobscot), an der Ausmündung eines Sees oder einer Ausweitung des Flusses, Jemskitticook-Dead-water genannt, befindet sich ein Wasserfall, der den Namen „Slugundy" führt, und unmittelbar unter diesem ein anderer, den man „die Gordon's-Fälle (Gordons Falls)" heißt. An einer jeder dieser Stellen ist der Fluß zwischen Felsen eingeklemmt, die keine 60 Fuß von einander stehen. Der Slugundy ist durch eine Reihe von kleinen Fällen in einer Länge von etwa 60 Ruthen *) gebildet; der Fluß läuft, oder fliegt vielmehr im Zickzack hin, und scheint in einem steten Wirbeldrehen von Flammen und Rauch begriffen. Vor einigen Jahren wurde hier der Postbote, der nach Houlton geht, als er mit einem Passagier in einem kleinen Boot den Fluß herabfuhr, durch die Gewalt der Strömung in den Wasserfall hineingerissen, und in einem Nu waren er, der Passagier und der Nachen vom Strudel verschlungen, und in Stücke zermalmt. Bei den Gordon's-Fällen ergießt sich die Wassermasse über einen abgerundeten, senkrechten, 25 Fuß

*) Näheres über König Philipp finden unsre Leser im Auslande vorigen Jahrgangs S. 441 u. f. f. wie in Irving's „Skizzenbuch."

*) Nach Flügel, 1 Ruthe = 16½ Fuß.

hohen Klippenhang. In der Nacht des 14ten Oktobers 1831 war ich hier mit mehreren Männern am Fuße des Wasserſturzes hart am Uferrande gelagert. Der Fluß war damals durch Regengüſſe zu einer Größe angeſchwellt worden, die der des Penobſcot in gewöhnlichen Zeiten gleich kam, und ſtürzte, wegen ſeines großen Waſſerſchwalls, nicht wie ſonſt ſenkrecht fünfundzwanzig Fuß herab, ſondern machte an dieſer Stelle nur einen Bogen; ſchoß jedoch dabei unglaublich ſchnell fort und mit einem Ungeſtüm, daß die Luft in der Richtung des Stromfalls weithin ſauſ'te. Der Anblick nahm ſich im Mondlichte (denn der Mond ſchien damals blendend hell) wunderherrlich aus, und trotz der Kühle, ja Kälte der Nacht brachte ich mehrere Stunden auf einem über den Strom vorſpringenden Felſen zu, und lauſchte dem furchtbaren Donnergebrüll und verfolgte mit aufmerkſamen Blicken die Schlangenfurche in den ſtürzenden Waſſern, die in den Mondſtrahlen glitzerten und tanzten, und mit der Schnelligkeit des Blitzes dahinſchoſſen. — Es gibt in Maine noch mehrere andere ſchöne Waſſerfälle, von denen einige ebenfalls ziemlich bedeutend und großartig ſich darſtellen.

Wer an den Anblick und die Erſcheinungen der Wälder in den Tropenländern, wo Hitze und Feuchtigkeit vereint zuſammenwirkend das üppigſte und rieſenhafteſte Pflanzenleben hervorbringen, gewöhnt iſt und nun in den ſüdlichen Theil von Neuengland kommt, meint hier die Urſache des verkümmerten und zwerghaften Ausſehens der Bäume der Kälte des Himmelsſtriches zuſchreiben zu müſſen, und fühlt ſich zu dem Glauben verſucht, ein zweiter Simſon könnte leicht dieſe „Wälderchen" dem Boden gleich machen, wie der Mäher das Gras der Steppenwieſe; kommt er aber in das Oberland Maine's, ſo findet er die Wälder aus den größten und höchſten Bäumen beſtehend. Ganze Haine von Nadelhölzern, deren Stämme von drei bis zu acht Fuß im Durchmeſſer halten und die 150 bis 200 Fuß *) hoch, bis an die Gipfel hinauf ohne Aeſte ſind, kommen in dieſem Theile des Staats ſehr häufig vor. Die Schierlingsfichte, Pechtanne, Birke, der Ahorn, die Buche, die Ceder, die in ſüdlicheren Gegenden keine bedeutende Größe erreichen, haben hier drei bis vier Fuß im Durchmeſſer und dabei eine erſtaunliche Höhe. Selbſt mitten im Sommer, wo doch die Sonne mit ihrer vollſten Strahlengluth brennt, iſt hier die Luft unter dem Laubgewölbe und Zweigdache oft kältend. Tritt man aus dem ſengenden und blendenden Sonnenſchein in die ſtillen, grünen Tiefen dieſer Forſte, ſo thun Einem die kühle Luft und die dunkeln Schatten unendlich wohl; hat man ſie aber ein vierzehn Tage oder einen Monat bewandert und taucht aus ihnen nun wieder zum vollen Tageslichte und zu Menſchenwohnungen auf, ſo fühlt man ſich wie aus der dunkeln Nacht in den hellen Mittag verſetzt. Erſt wenn man dieſe Empfindung durch eigene Erfahrung kennen gelernt hat, kann man ſich eine rechte Vorſtellung von der, von den indianiſchen Häuptlingen bei ihren Beſuchen der früheren Anſiedelungen dieſes Landes ſo oft wiederholten Bilderrede machen: — „Ihr lebt im Lichte, wir aber in Dunkelheit." — Als Bauholz dient bekanntlich hauptſächlich die gemeine Fichte: in neueſter Zeit wird indeſſen auch häufig die Schierlingsfichte und Pechtanne dazu gebraucht; Birken- und Ahornholz wird vorzugsweiſe zu Schreinerarbeiten verwendet. Weßhalb der gekräuſelte und der Vogelaug-Ahorn, die man faſt ausſchließlich in Maine findet, nicht eben ſo ausgedehnt und für feinere Tiſchlerarbeit, wie Mahagony, benützt werden, iſt ſchwer begreiflich, denn ſie ſind eben ſo hart, ſplittern weniger, laſſen ſich eben ſo fein poliren und ſind noch ſchöner, als Mahagony. Zum Bauholzfällen macht ſich eine Schaar von zehn bis fünfzig Männern, mit der gehörigen Anzahl Ochſen, nach dem Orte auf, wo ſie zu hauen (chop) vorhaben und beginnen ihre Arbeit damit, daß ſie eine Stelle zum Lagern (camp) auslichten. Ihr Lager wird aus Fichtenklötzen, ungefähr von der Größe und Dicke einer Tonne, aufgeführt und gleicht in ſeiner äußern Geſtalt beinahe einem Schupfen, nur daß oben im Dache oder an der Vorderſeite eine Oeffnung gelaſſen wird, durch die Tag und Nacht unaufhörlich ein Feuerſtrom aufſchlägt, der große Aehnlichkeit mit Vulkan's Feuereſſe hat, und die Inſaſſen in einem Zuſtande erhält, der von Chaberts **) heißem Ofen nicht eben viel verſchieden iſt. In dieſe „Niederlaſſung (eſtabliſhment)," wie ſie's nennen, werden denn alle ihre Vorräthe und übrigen Mundbedürfniſſe gebracht und ſo geſtellt und geordnet, daß ſie Betten, Stühle und Tiſche vertreten. An den Ueppigkeiten des Lebens mangelt es übrigens dieſen Leuten durchaus nicht; denn wenn auch ihr Thee und Kaffee in einem Feldkeſſel gekocht und aus einem zinnernen Schöpflöffel getrunken, ihr Brod in der heißen Aſche gebacken, und ihre Speckſeiten **) in einer Bratpfanne geröſtet werden, ſo haben ſie jedenfalls Alles, was ſie brauchen, ſelbſt Seife und Waſſer, trotz dem, daß die Farbe ihrer Haut ein Mittelding zwiſchen Lampenruß und einer Schinkenſchwarte iſt. Ihre Arbeiten, die anſtrengend genug ſind, um ſelbſt Leute, die an die größten Mühſeligkeiten gewöhnt ſind, zu erſchrecken, gelten ihnen für einen Zeitvertreib. Ihre Abende bringen ſie mit Mährchen-Erzählen, mit Geſang von „Liedern längſt vergangener Zeiten," oder, was noch weit häufiger der Fall iſt, damit zu, daß ſie irgend einem verzweifelten Fauſtkampf zwiſchen zwei Klopffechtern zuſchauen, die ſowohl dem Blut einen freien Kreislauf zu verſchaffen und alle Theile der Körpermaſchine in Uebung zu erhalten, als auch ihre Boxerkünſte zu zeigen wünſchen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Bei Meſſungen in den Waldungen habe ich oft umgeſtürzte Fichten von einer Länge von 15 Ruthen (die Ruthe — 16½ Fuß) angetroffen.

*) Zeitungsleſer werden ſich dieſes franzöſiſchen „Feuerkönigs," der vor einigen Jahren, namentlich in London geraume Zeit durch ſeine Künſte und Spielereien mit dem gefährlichen und unbändigen Elemente großes Aufſehen erregte, wahrſcheinlich noch erinnern.

**) „Slap jacks" (amerikaniſch) Speckſtiten, Speckſchnitten.

Wanderungen in Senegambien.

(Fortsetzung.)

Gegen eilf Uhr Vormittags änderten wir unsere Richtung und schlugen eine nördliche ein, indem wir einen mit dem See parallel laufenden Weg verfolgten. Auf der unabsehbaren Fläche die wir durchwanderten, fanden wir nur eine geringe Anzahl bemerkenswerther Pflanzen: cocculus bakis und cocculus hayba, die wir mit Blüthe und Samen sammelten. Die außerordentliche Hitze und Trockenheit des Klimas dorren die Vegetation in diesen Gegenden dergestalt aus, daß die gleichsam verkalkte Erde allenthalben so kahl und öde bleibt, wie in den nördlichen Gegenden im Schoß des ewigen Winters. Ungefähr zwei Stunden von Saniute und etwa zweihundert Klafter vom Ufer des Sees fanden wir einen großen Elephanten, der schon vor längerer Zeit umgekommen zu seyn schien, weil er bereits die Luft mit Aasgeruch verpestete. Ungeachtet dieses Gestankes und der zahllosen Würmer, mit denen das Thier bedeckt war, konnten wir doch dem Verlangen nicht widerstehen es näher zu untersuchen. Wir näherten uns also, und mittelst einer Schnur, die wir in Schuhe eingetheilt hatten, maßen wir das Kadaver aus. Die Länge von der Schwanzwurzel bis zur Stirne betrug 15 Fuß; die Höhe von den Vorderfüßen an bis zum Rücken 10½ Fuß. Die Hüften allein hatten eine Breite von 6½ Fuß und die Stirn von 3 Fuß. Von den schon halbverwesten Füßen war nichts mehr übrig, als die noch mit einigen Sehnen versehenen Knochen. In der obern Kinnlade stack noch ein Fangzahn, den wir nicht ohne Mühe auszogen; er wog 29 Kilogramme (ungefähr 58¾ Pf.) Hätte ich nicht an einem heftigen Fieberanfalle gelitten, der mich seit dem Morgen aller Kräfte beraubte, so hätte ich mich, der schon starken Fäulniß ungeachtet, an die Zerlegung dieses ungeheuren Thieres gemacht, um so mehr da kein Theil seines Knochengerüstes zu mangeln schien. Der leidende Zustand in dem ich mich befand, machte es mir aber unmöglich eine so langwierige und mühsame Arbeit zu unternehmen. Der Aussage der Neger zufolge mußte dieser Elephant an einem schweren, schnelltödtenden Uebel gestorben seyn: ihrer Meinung nach konnte sein Tod nicht die Folge hohen Alters gewesen seyn, weil seine Größe und die noch nicht ausgewachsenen Fangzähne auf ein noch nicht weit vorgerücktes Alter zu deuten schienen. Seine Größe war auch in der That im Vergleich mit der vieler anderer, die wir bereits gesehen hatten, nur eine mittlere zu nennen. Mehrere in den Boden eingedrückte Fußtapfen, deren Umfang wir maßen und die Höhe des Theils der Baumstämme, an denen sie sich zu reiben pflegen, wenn sie ihr Lager verlassen, gaben uns Mittel an die Hand ihre Größe beurtheilen zu können. Die an mehreren Stellen gemessenen Fußtapfen hielten 15 bis 18 Zoll im Durchmesser und die Höhe der an den Baumstämmen zurückgelassenen Schlammspuren betrug, vom Boden an, 12 bis 15 Fuß.

Diese letztere Wanderung war von allen, die wir in der Umgebung des Sees gemacht hatten, unstreitig die am wenigsten ergiebige. Unsre Ausbeute an naturgeschichtlichen Gegenständen war, ungeachtet des großen Raums den wir durchwandert hatten, nur sehr gering, und wir konnten uns eigentlich zu nichts Glück wünschen, als zu dem gefundenen Elephanten.

Der See war nicht mehr so unruhig als am vergangenen Tage, indeß hielten uns die Wogen doch nicht wenig auf und füllten von Zeit zu Zeit unser Kanot. Ungefähr gegen drei Uhr Nachmittags fuhren wir rasch an der Stelle vorüber wo das Dorf Temesch gestanden hatte; unsre Ruderer erzählten uns, daß dieses Dorf vor Kurzem von den Mauren von Trarza geplündert und zerstört worden sey, die die Einwohner und ihr Vieh mit sich fortgeschleppt hätten. Ungeachtet der Sicherheit, deren das Land jetzt durch die französische Niederlassung in Ualo und die der Mauren von Amedu-kaury genießt, die mit dem Brak des Königreichs verbündet sind, hat man doch noch nicht daran gedacht dieses Dorf wieder aufzubauen.

Ungefähr eine halbe Stunde nördlich von der Krümmung, die das Ufer des Sees über Temesch hinaus bildet, befindet sich die Einfahrt des Sumpfgewässers Taoué, wo wir, sehr ermüdet vom Sitzen in unserm kleinen Kanot, gegen fünf Uhr Abends ankamen. Wir befanden uns indeß noch nicht am Ort unserer Bestimmung, denn bis dahin hatten wir, der zahllosen Krümmungen wegen, die das Gewässer in seiner ganzen Länge bietet, noch mehr als acht Stunden.

Der See N'gher schien uns, wie bereits gesagt, weit minder fischreich als der Fluß Senegal und seine Beiflüsse. Diese Verschiedenheit scheint daher zu rühren, daß die Ufer des Sees gänzlich von Bäumen und Gesträuch entblößt, und weil die ihn umgebenden sumpfigen Ebenen unbewohnt sind. Diese Vermuthung gewinnt um so mehr an Wahrscheinlichkeit, als das Sumpfgewässer Taoue, das dem See als Abfluß dient, und dessen Ufer mit mehr oder minder baumartiger Vegetation bedeckt sind, das ganze Jahr hindurch Fische im Ueberfluß hat. Derselbe Fall ist es mit dem Fluß und seinen Armen. Die Ufer des Sees tragen nichts als typha, arundo, cyperus u. s. w.; die schlanken Stängel dieser höchstens zehn Fuß hohen und zweiglosen Pflanzen, können daher diesen Bewohnern des Wassers durchaus keinen Schatten geben, besonders in einem Lande wo die Sonnenstrahlen senkrecht niederfallen.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben großer Sänger.

Tamburini.

Die Baßstimme, in der sich kräftige Fülle und erhabener Ausdruck mit so wunderbarer Wirkung vereint, erhielt in der italienischen Opera seria erst seit Anfang dieses Jahrhunderts ihren gebührenden Rang. In den dramatischen Tondichtungen der alten italienischen Schule ist sie fast unbekannt. Titus, Idomeneus, Capulet, die Horatier, selbst der alte Horatius haben gegen allen Sinn und Geschmack Tenorstimmen. Die kleine Baßpartie des Oberpriesters in „Gli Orazi" wurde erst lange, nachdem diese Oper in die Scene gesetzt war, von Cimarosa eingefügt. Man erkennt darin die Schüchternheit, mit der der Tondichter eine Stimme, die nur den Bouffonerien eines Don Gruffo, de Bernardone, Geronimo vorbehalten schien, in die tragische Musik einzuführen versuchte. Jenes Trio in den Horatiern kann als der Schritt betrachtet werden, der nachher einem Pellegrini, Galli, Lablache, Tamburini eine so glänzende Laufbahn eröffnete. Wer hätte wohl Mozart, Paesiello, Cimarosa glauben machen können, daß ihren glücklichen Nachfolgern Sänger mit so gewaltigen

umfangreichen und oft donnernden Stimmen zu Gebote stehen würden, die bis zum Fis-Schlüssel hinaufzuschreyen, gleich Tenoren und Sopranen, und den flüchtigen Läufen der Prima Donna in den doppelten Oktaven zu folgen vermöchten?

Es ist noch keine dreißig Jahre her, seit die Baßstimme zu den ersten Rollen in der Opera seria sowohl, als zu den brillanten Partien der Opera buffa sich emporschwang. In einem der Hauptwerke Rossini's, das noch im Style der alten Schule geschrieben ist, im Tancred, sieht man noch einen edlen Vater als Tenor und einen Orasman, dessen Baßpartie nur unbedeutend ist. Der Baß als Hauptstimme wurde der Ersatz für den Verlust des Männersopranes in der italienischen Oper, der nie durch den weiblichen Contralt ersetzt wurde und ersetzt werden kann. Rossini war es, der von biegsamen und wohltönenden Baßstimmen unterstützt, Werke wie Otello, die Gazza ladra, Moses, Cenerentola schuf, welche eine Wiedergeburt der italienischen Oper begründeten.

Antonio Tamburini ist einer von den Sängern, die durch die glänzendsten Erfolge der Baßstimme ihren hohen Rang sicherten. Tamburini ist am 28 März 1800 zu Faenza geboren, wo sein Vater, Pasquale Tamburini, Musiklehrer auf der Klarinette, dem Horn und der Trompete war. Er verließ diese Stadt und begab sich nach Fossombrone, in der Mark Ancona, wohin er von der Stadtbehörde berufen worden war, um die städtische Musikbande zu dirigiren und für dieselbe eine Schule zu begründen. Antonio folgte mit seiner Mutter Luigia Collina seinem Vater dahin, von dem er die ersten Anfangsgründe der Musik erlernte und auf dem Horn Unterricht erhielt. Schon mit neun Jahren spielte der junge Tamburini dieses Instrument gut; allein er fand keinen Gefallen daran, und mußte es endlich in Folge einer schweren Krankheit, die ihn befiel, aufgeben, und der Vater sah sich genöthigt, seinem Sohn eine andere musikalische Ausbildung geben zu lassen. Als die Gesundheit des jungen Tamburini wieder hergestellt war, gab er ihn dem Kapellmeister von Fossombrone, Aldebrando Bossi, in die Lehre, der ihn im Gesang unterrichtete, und bei den Fortschritten, die er seinem Zöglinge machen sah, ihn in allen Kirchen der Stadt und der Umgegend singen ließ. Ueberall fand der schöne Contralt des jungen Sängers die vollste Bewunderung. Antonio hatte das zwölfte Jahr erreicht, als der Vertrag, den sein Vater mit der Stadtbehörde von Fossombrone geschlossen hatte, zu Ende ging. Da Pasquale Tamburini sich von seinem Aufenthalt in Faenza einen einträglichern Erwerb versprach, so zog er mit seiner Familie dahin zurück. Antonio fuhr auch hier fort, seine Stimme auszubilden, und wurde bei dem Theater seiner Geburtsstadt angestellt, um in den Chören mit zu singen.

Die kleinsten Städte Italiens besitzen Virtuosen von vorzüglichen Verdiensten: und selbst große Sänger halten es nicht unter ihrer Würde, Faenza zu besuchen und auf seinem Theater zu singen. Das Schauspiel ist vorzüglich zur Zeit der jährlichen Messe stets ausgezeichnet gut besetzt. Mombelli, David, Donzelli, Madame Pisaroni hatten sich auf der Bühne dieser Stadt hören lassen. Der junge Chorsänger Tamburini bewunderte ihre Leistungen, und zog aus so trefflichen Vorbildern, die er jeden Tag hörte, nicht geringen Nutzen. Er hörte singen und übte sich im Gesang, ohne von Jemand eine weitere Anleitung zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Radscha Kalli Krsnn von Calcutta hat einige Bücher aus dem Sanskrit ins Englische übersetzt, welche drei besondere Abhandlungen bilden, von denen die erste Purus-Purikhaia oder Sammlung moralischer Erzählungen, die zweite Nhti-Sanchoiun oder Sammlung der Sanskrit Sictas oder der erleuchteten Munies, d. h. Sprüchwörter oder weise Sprüche, überschrieben ist. Das dritte Werk ist ein Drama und führt den Titel: Vidun-Meda-Taranginih oder Quelle des Vergnügens für den Gelehrten. Obgleich diese Denkmäler indischer Literatur nicht immer das Gepräge einer glänzenden Einbildungskraft tragen und ihre Lehren nicht immer von tiefster Weisheit zeugen, so sind sie doch wegen der alterthümlichen Einfachheit, mit der sie vorgetragen werden, so wie als treue Schilderungen morgenländischer Sitten und Gebräuche merkwürdig. Die Purus-Purikhaia bestehen aus 52 Erzählungen, die zur Erläuterung indischer Sprüche und Vorschriften dienen. Eine derselben, die eine Probe von indischer Kritik geben mag, ist folgende: „Scharfe Auffassung" überschrieben. „Wer Alles, wie es ihm vorgelegt wird, begreift, und nie mehr vergißt, was er gehört hat, wird ein Mann von scharfer Auffassung genannt — Es war einmal ein großer Dichter im Lande Gaur, genannt Shrih Harsu. Da derselbe das Gedicht Nal Churitra vollendet hatte, so hielt er dafür, daß ein Gedicht, das mit Geschmack geschrieben, das Gemüth anspreche und mit dem eigentlichen Schmucke der Dichtkunst ausgestattet sey, dem Dichter Ruhm und Ehre bringen müsse, während ein Gedicht ohne diese Eigenschaften nur ein Gegenstand des Gelächters werden müsse. Wie Gold im Feuer geprüft wird, so der Werth eines Gedichtes im Rathe von Dichtern; denn ein Gedicht, das die Gelehrten verwerfen, kann dem Verfasser keinen Vortheil bringen. So nahm nun Shrih Harsu sein Gedicht und machte sich auf nach Benares, um es den Dichtern dieser Stadt zur Prüfung vorzulegen. Als er in Benares angekommen war, eröffnete er seinen Wunsch dem Kuccete. Dieser große Mann hatte sich, entladen von allen irdischen Geschäften, ganz frommen Uebungen hingegeben. Mittags, wenn er zum heiligen Strome des Ganges ins Bad hinabging, ließ er sich von Shrih Harsu das Gedicht vorlesen, was alle Tage geschah, während er zu den Ghats hinabging, ohne daß er eine Antwort gab. Deßhalb wendete sich der Dichter eines Tages an den Pandit und sagte: „O trefflicher Mann, große Mühe habe ich auf dieses Gedicht verwendet, und weit her gekommen bin ich, um von Dir, als Pandit und meinem Landsmann, ein aufrichtiges Urtheil über die Mängel oder das Verdienst meiner Arbeit zu vernehmen. Täglich folge ich Dir und lese es Dir vor, und doch habe ich noch kein Wort des Lobes oder des Tadels von Deinen Lippen gehört, weßhalb ich fürchte, daß Du auf meine Vorlesung gar nicht Acht gegeben hast." Kuccete erwiderte: „Wie kann man sagen, daß ich nicht darauf Acht gab? Ich war entschlossen keine Meinung über Dein Gedicht auszusprechen, bevor ich es ganz gehört, und mein Urtheil über die Richtigkeit der Gedanken, der Sprache und der Anordnung festgestellt hatte; deßhalb schwieg ich bis jetzt. Nun aber habe ich das ganze Gedicht begriffen, und wenn Du mir nicht glauben willst, so höre, ich will es wiederholen." Und hierauf sagte er das ganze Gedicht wieder her, wie es ihm vorgelesen worden war. Shrih Harsu war außer sich vor Erstaunen, und die Freude überwältigte ihn; er fiel auf seine Kniee und rief: „O trefflichster Mann, ich bin ganz erstaunt über die Gabe Deiner schnellen Auffassung!" Das Gedicht wurde nun nach Gebühr gelobt, seine Mängel angedeutet, Verbesserungen gerathen, und der Dichter kehrte in der höchsten Freude wieder nach seiner Heimath zurück. Die Gelehrten sagen, daß Jene, die über Dinge zu urtheilen verstehen, stets geneigt sind, Mängel zu übersehen, und ihre Aufmerksamkeit auf die Schönheit eines Werkes zu richten, wie die Biene, die aus einer stachelichen Blume keinen Honig saugen kann, sich doch an ihrem Dufte erlabt."

•

„Die königliche Gesellschaft für die nordischen Alterthümer," die im Jahre 1825 in England gebildet wurde, mit dem Zwecke, die Kenntniß der Geschichte, Sprache und Alterthümer des Nordens durch Sammlung und Herausgabe der alten Sagen u. s. w. zu fördern, hat ihre Aufgabe mit solchem Eifer verfolgt, daß bereits 50 Bände dieser kostbaren Ueberreste des Alterthums, mit dänischen und lateinischen Uebersetzungen begleitet, erschienen sind. Wichtige Nachforschungen über die Alterthümer Grönlands, von der ersten Periode der europäischen Ansiedlungen daselbst an, sind gegenwärtig auf Kosten der Gesellschaft im Werke; das Resultat davon wird zu seiner Zeit bekannt gemacht werden. Unter den merkwürdigen Denkmälern der Vorzeit, welche die Gesellschaft zum Drucke vorbereitet, befindet sich auch eine Erzählung von den Entdeckungsreisen, die durch Skandinavier, mehrere Jahrhunderte vor Columbus, nach Amerika unternommen wurden.

•

Auf einer amerikanischen Eisenbahn zwischen Newcastle und Frenchtown gerieth auf eine sonderbare Art einer der Packwagen in Flammen. Ein Funken aus der Dampfmaschine fiel in letztern und hing sich an die Putzschachtel einer Dame, wo er durch die Schnelligkeit der Bewegung und den hiedurch bewirkten Luftzug schnell angefacht wurde und den ganzen Wagen in Brand steckte, wodurch viele Sachen von Werth, unter andern auch eine große Summe von Banknoten in Rauch aufgingen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 99. 9 April 1833.

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

4. Maine.

(Fortsetzung.)

Die Wälder des Landes wimmeln von Wild, das schon seiner Art und Größe wegen, des Waidmanns Lust und Mühe verlohnt. Das Mufethier und der Damhirsch springt durch die fast endlose Waldwildniß in den nördlichen Theilen, das Karibu *) hüpft über seine Sumpfgründe, während der Bär, der Vielfraß und die wilde Katze, wenn gleich von Menschenwohnungen umgeben — ein sicheres Versteck finden. Es ist kein Kinderspaß, mit der Büchse auf der Schulter, das Mufethier, das Karibu, den Damhirsch oder Biber, ein hundert Meilen fern von aller menschlichen Gesellschaft, zu jagen, zumal im Herbste, wo ein zufälliges Zusammentreffen mit den beiden ersteren äußerst gefährlich ist. Die Karibus findet man gewöhnlich truppweise bei einander, und wenn man Sorge trägt, sich unter dem Winde zu halten, so kann man ihnen leicht nahe kommen, und sie schießen. Fällt eines, so sehen es die übrigen, dem Anschein nach zuerst mit einer Art Verwunderung an, und umhüpfen es dann mit den mannichfaltigsten Sprüngen und Sätzen, wodurch sie dem Jäger Gelegenheit geben, sich wieder eines nach Belieben auszuwählen; nähert er sich ihnen dagegen von der Windseite, so wittern sie ihn bei ihrem feinen Geruche auf der Stelle und fliegen fort mit Windesschnelle. Es gewährt einen äußerst unterhaltenden Anblick, einen Rudel dieser Thiere in voller Flucht über einen Sumpfgrund — der so weich ist, daß ein Mensch im Augenblick einsinken würde — hinwegsetzen zu sehen; ihre Füße sind so ausgespreitet, daß dadurch der Körper eine große Raumfläche zum Stützpunkt gewinnt, und bei jedem Satze berührt das Hinterbein den Boden bis zum Schenkel. Haselhühner (oder sogenannte Rebhühner) finden sich in großer Anzahl in dem noch nicht besiedelten Theile, und sind so zahm, daß ich ihrer zwölf in einer Kitte mit einem Spazierstocke todtschlug, ohne daß sie einen Versuch zur Flucht gemacht hätten; in der Nähe von bewohnten Orten sind sie dagegen sehr scheu und beim Anblick eines Menschen im Nu aufgestöbert. Die Jäger sagen „die Urwalds-Rebhühner (backwoods-partridges) hätten große Aehnlichkeit mit den Urwalds-Männern (backwoodsmen); sie seyen tölpisch, ungefügig und glotzten Einen mit einem stieren Blicke an; man muß in anständiger Gesellschaft leben, um Gewandtheit und ein höfliches Benehmen zu lernen (it is necessary to be in the company of gentlemen to learn activity and politeness)." Die nämliche Bemerkung ließe sich auch auf die Fische in den wenig besuchten Seen der nördlichen Landestheile Maine's anwenden; ich habe oft zwanzig bis dreißig Pfund schwere Forellen *) mit einem spitzigen Stocke aufspießen gesehen.

Maine ist trefflich zum Wieswachs geeignet, und ungeachtet bisher diesem Zweig der Landwirthschaft keine große Aufmerksamkeit zugewandt wurde, so führt es doch bereits über fünfzehntausend Stück Hornvieh und zehntausend Stück Schafe jährlich aus. Ja, neuerer Zeit legte man sich in diesem Staate vorzugsweise auf die Zucht einer eigenen Gattung kleinen Hornviehs. Als man dieses zum ersten Male in andern Gegenden des Landes zum Verkaufe führte, wollte es kein Mensch: „Mainer verbuttetes Vieh (runts) brauchen wir nicht," hieß es überall; jetzt dagegen erkennt man den Vorzug dieser Gattung vor dem Hornvieh von größerer Art allgemein an. Manche Leute glauben indessen immer noch, die Kleinheit dieser Viehgattung komme von dem Klima her, und manchen Fremden habe ich bei dem Anblick eines Triebes Ochsen vom alten Schlage hocherstaunt da stehn gesehen. — Von Heu werden jährlich große Quantitäten in die südlichen Städte zu Markt gebracht.

Maine hat bekanntlich eine sehr ausgedehnte Seeküste; und besitzt — nach der häufig gehörten Bemerkung von Schiffsherren und Schiffsführern — so viele gute Häfen, als alle übrigen Staaten zusammen. Das ist freilich übertrieben: allein so viel

*) Die vier verschiedenen Hirscharten im nördlichen Amerika sind: 1) das Elenthier (Mufethier, Moose deer, Cervus alces); 2) das amerikanische Elenthier (American Elk, Cervus Wapiti nach Smith-Barton), das von jenem sich dadurch unterscheidet, daß es keine schaufelartigen Geweihe, auch keine Augen- oder Stirnzinken, sondern rundliche Geweihe hat; nebstdem von Gestalt schöner, nicht so kurz, mehr gestreckt und von dunklerer Farbe, als das Mufethier (welches oft bis 1200 Pfd. schwer wird) ist; 3) das Karibu oder amerikanische Rennthier (Cervus Tarandus), das sich vom Eismeer bis zum 42sten Grad herab findet; 4) der amerikanische Damhirsch (Cervus virginianus), der das reichlichste und beste Wildpret und dessen Häute trefflicher Leder abgeben.

*) In einigen Seen fängt man Forellen, die 60 bis 70 Pfd. wiegen.

bleibt immerhin ausgemacht, daß es in dieser Beziehung jedem andern Staat und wohl der größern Hälfte der Union vorgeht. Es scheint sonach schon von der Natur zu einem handeltreibenden Staate bestimmt zu seyn, und aus dem gegenwärtigen Stand seiner Schifffahrt sieht man denn auch wirklich, daß seine Bewohner die ihnen gewordenen Vortheile keineswegs unbeachtet lassen. Vor zwölf Jahren betrug der Tonnengehalt der Maine oder Mainern gehörigen Fahrzeuge 175,000 oder 12½ Prozent des sämmtlichen Tonnengehalts *) in den Vereinigten Staaten. Dieses Verhältniß ist gegenwärtig nicht nur größer, sondern wächst noch immer. Die Yankees glauben sich mit vollem Fug und Recht für die unternehmendsten Leute auf dem ganzen Erdenrunde halten zu dürfen, und Maine's Bewohner dürfen in diesem Falle mit noch größerm Fug und Recht den Vorrang vor allen ihren Brüdern ansprechen. Die Thatsache, daß sie jetzt ein Achtel des Tonnengehalts der ganzen Union besitzen, **) während es doch nur wenige Kapitalisten im Staate gibt, ist ein klarer Beweis ihres wagelustigen Geistes. —

Zahllose Züge von Salmen, Alsen und Alewites (?) kommen im Frühjahr die Ströme herauf und werden in ungeheurer Menge gefangen. Mit einem gemischten Gefühl von Lust und Furcht steht man so an einem Spätnachmittage in dieser Jahreszeit, wann die Ströme von Regengüssen und geschmolzenem Schnee angeschwellt sind, an dem Ufer des Penobscot oder des Kennebec. Schnell schießt das Wasser, kalt und dunkelfarbig, dahin, da und dort strudelnd und wirbelnd, und zahllose Flöße des vielartigsten Bauholzes behend weiterführend, während der Flößer lustiger Gesang hell über die Wellen schallt. Mittlerweile handhaben die Fischer rüstig und gewandt die dem Floßengeschlechte Tod bringenden Werkzeuge, und das lebhafte Glitzern der silbernen Schuppen in den Abendsonnenstrahlen, vereint mit dem fröhlichen Hurrah, versetzen das Gemüth in die heiterste Stimmung. — Die Fischerei an der Küste von Maine könnte von den Einwohnern ebenfalls zu einem einträglichen Erwerbszweig benützt werden; allein von den zehn- oder eilftausend Menschen dieses Staats, die in den verschiedenen Zweigen der Schifffahrt beschäftigt sind, haben nur wenige Lust, Vortheile, die ihnen so nahe zur Hand sind, zweckmäßig zu benützen. Viele von den Einwohnern, die an der See und auf den, nur eine kleine Strecke von der Küste gelegenen, unzähligen Eilanden wohnen, bringen ungefähr den gleichen Theil ihrer Zeit, abwechselnd auf dem Lande und auf dem Wasser zu, und sind dann, gleich den Amphibien, für das Leben auf dem einen noch auf dem andern recht geeignet und geschickt. Da ihre Aufmerksamkeit getheilt ist; so sitzen sie, wenn sie auf ihren Vortheil sehen sollen und wollen, wie man zu sagen pflegt — gewöhnlich zwischen zweien Stühlen nieder. Nicht selten läßt sich an diesen Küsten die Seeschlange sehen; die im Sommer des Jahres 1851 zu Boothbay gesehene soll dicker als ein Fuß und zwischen 100 und 150 Fuß lang gewesen seyn. Ihr Aussehen muß in der That furchtbar gewesen seyn, da sich mainer Fischerleute von dem Versuche, sie zu fangen, haben abschrecken lassen; denn diese betrachten einen Kampf mit einem Kaschelot *) oder Wallfisch als einen lustigen Zeitvertreib, und hätten sich wohl denken können, daß eine Prise der Art das Glück von einem Dutzend von ihnen gemacht haben würde.

(Schluß folgt.)

*) Tonnage; d. h. die Gesammtzahl der Mainer Fahrzeuge oder Schiffe hielt oder betrug 175,000 Tonnen oder den 12½ Theil von dem Tonnengehalte aller Fahrzeuge oder Schiffe der Union.

**) Also der 8te Theil sämmtlicher Schiffe oder Fahrzeuge in den Vereinigten Staaten gehört Maine oder Mainern.

Wanderungen in Senegambien.

(Schluß.)

Wir verließen die Ufer des N'gher gegen sechs Uhr Abends, sehr zufrieden mit der Reise, die wir ohne allen Unfall zurückgelegt hatten. Mit Hülfe unserer Ruderer und der Strömung fuhren wir so schnell abwärts, daß wir binnen fünf Stunden die zehn zurückgelegt hatten, die der See vom Senegal entfernt ist. Um eilf Uhr Nachts kamen wir in Donkit an, am untern Theile des Taoué gelegen, wo wir den Rest der Nacht zubrachten. Am andern Morgen, den 4 Mai, begab ich mich mit Tagesanbruch nach der die „senegalische Pflanzung" genannten Niederlassung.

Während dieser Reise waren wir Zeugen von den Verheerungen einer Viehseuche, die seit ungefähr sechs Monden jene ohnehin schon unglücklichen Gegenden heimsuchte. Sie schien auf den Inseln des Sees noch heftiger zu wüthen als in den angränzenden Bezirken; die Ufer des Senegal waren unter andern furchtbar von ihr heimgesucht. Die Luft war in gewissen Strichen von den giftigen Miasmen, welche die von Tausenden in Fäulniß übergegangenen Körper der gefallenen Thiere ausdünsteten, mit denen der Boden bedeckt war, so verpestet, daß wir uns oft sehr belästigt fühlten. Das Wasser des Taoué und des Senegal, in das beständig sterbende Thiere fielen, und wohin die Neger überdieß noch jene warfen, die sie los seyn wollten, hatte eine blaue Farbe und einen ekelhaften Geschmack angenommen. Die unter meiner Leitung stehende Niederlassung verlor binnen acht Monaten 90 junge und größtentheils sehr starke Ochsen.

Das Vieh schien auf zweierlei Weise von der Seuche ergriffen zu werden: bald wurden die Thiere ohne eine vorläufiges Symptom plötzlich befallen und erlagen nach sechs oder acht Stunden unter den fürchterlichsten Krämpfen, wobei sie ungewöhnlich aufschwollen und ihnen eine Art grüner Schaum in größerer oder geringerer Menge aus dem Munde floß; bald, und dieser Verlauf der Krankheit war der häufigere, siechten sie zwei Monate hindurch und starben unter fürchterlicher Abmagerung und ohne Auswurf aus dem Munde. Diese verheerende Seuche wäre allerdings der Aufmerksamkeit eines unterrichteten Thierarztes würdig gewesen, an dem es uns leider damals fehlte, weil der von der französischen Regierung abgeschickte weder die nöthigen

*) Der Kaschelot oder Pottfisch (Physeter macrocephalus, Großkopf, White Whale), eine Wallfischart mit Zähnen. Mit seinen 40, in der untern Kinnlade befindlichen, starken Zähnen, die in glatte Höhlungen der weit größeren, selbst wieder mit kleinen, von außen nicht sichtbaren, Zähnen besetzten Kinnlade passen, ist er selbst den stärksten räuberischen Haien, die doch oft den größten Wallfisch anzugreifen wagen, ein Schrecken.

Kenntniſſe beſaß, noch auch, unſrer Bitten achtet, den Sitz des Uebels zu erforſchen ſuchte.

Die Neger von Ualo, über dieſes allgemeine Viehſterben entſetzt, ſchrieben es in ihrem blinden Aberglauben dem Frevel zu, welchen die Soldaten und Trabanten des Brak ihres Landes gegen die Religion begangen hatten, indem ſie die mauriſchen Marabus von Sahara plünderten. Alle jene, welche an dieſem Verbrechen keinen Theil genommen hatten, und den Vorſchriften des Propheten treu geblieben waren, beſchuldigten den König und ſeine Soldaten, durch ihre Frevel den Zorn des Himmels auf das Land geladen zu haben. Sie verfolgten die letztern mit ſolcher Hartnäckigkeit, daß dieſe, um ſich vor der Wuth des Volks zu retten, genöthigt waren, den Marabus wieder zurückzuſtellen, was ſie ihnen geraubt hatten. Alle, die Dieß noch thun konnten, eilten mit der Rückgabe; allein Jene, die ihren Antheil an der Beute bereits verkauft hatten, konnten nur mit großer Mühe den gebieteriſchen Vorſchriften der Religion Genüge leiſten. Um, wie das Geſetz des Propheten vorſchreibt, den Raub in Natur erſtatten zu können, waren ſie gezwungen bei den Käufern, von denen mehrere ſehr weit entfernt wohnten, um Rückgabe gegen Erlegung des Kaufpreiſes zu bitten.

Mehrere Greiſe der in der Nähe meiner Niederlaſſung liegenden Dörfer, unter andern von Kouma und von Sidombo, verſicherten mich wiederholt, daß ſchon zur Zeit ihrer Großväter eine ähnliche Seuche unter den Rindviehheerden gewüthet und im darauf folgenden Jahre auch die Menſchen befallen habe. Faſt ein Drittheil der Bevölkerung ſey von dieſer furchtbaren Geiſſel weggerafft worden, und, fügten ſie tief ergriffen bei, ein ähnliches Unglück ſteht uns bevor, was die Seuche uns anzeigt, von der unſere Heerden befallen ſind.

Die Vorausſagung der fanatiſchen Moslemin, die wir damals nicht beachteten, iſt indeß in Erfüllung gegangen: eine furchtbare Krankheit, das auf den Antillen und in einigen Gegenden von Aequinoctial-Amerika bekannte gelbe Fieber, iſt vergangenes Jahr in dieſem ohnehin ſchon ſo unglücklichen Theile des afrikaniſchen Littorals ausgebrochen. Es hat auf der Inſel Gorea, wo es ſich zuerſt zeigte, und dann in Saint Louis in Senegal mehr als zwei Drittheile der weißen Bevölkerung weggerafft; die Neger haben nicht minder gelitten.

Aus dem Leben großer Sänger.

Tamburini.

(Schluß.)

In einem Alter von achtzehn Jahren wandelte den jungen Sänger die Luſt an, die Welt zu ſehen. Sein Bündel war bald geſchnürt, und ohne Abſchied zu nehmen entfernte er ſich von Faenza, und eilte in einem Fluge nach Bologna. Bologna iſt der Ort, wo ſich alle Impreſari einſtellen, die nicht viel Geld haben, aber gute dramatiſche Sänger engagiren möchten, die keine beſonders hohen Forderungen machen. Zu Bologna wird der Künſtlermarkt im Kleinen getrieben; zu Neapel, zu Mailand unterhandelt man mit den Virtuoſen erſten Ranges, oder mit jungen Talenten, die ſchon eine glänzende Auszeichnung erworben haben. Der Contrealt Tamburini's war ſchon ſeit zwei Jahren zu einem ſonoren Baſſe geworden, der reich an Ausdruck und voll Geläufigkeit war. Mit ſolchen Vorzügen ausgeſtattet, konnte es der junge Sänger ohne Anmaßung wagen, auch der Reihe der Choriſten hervorzutreten und ſich in Rollen erſten Ranges zu verſuchen. Antonio fand zu Bologna einen Impreſario, der eine Geſellſchaft für Cento warb, und verband ſich mit ihm als Mitunternehmer, da der Director keine andern Mittel beſaß. Mitglieder anzuſtellen. Die Geſellſchaft trat zuerſt in der kleinen Stadt Cento mit Generali's „Conteſſa di Col-Erboſo“ auf. Tamburini fand ſich angenehm überraſcht: er hatte ſich, bei dem täglichen Beifall, den er in ſeiner Heimath gefunden hatte, nichts von dem Aufruhr von Enthuſiasmus träumen laſſen, den er unter den Dilettanti des kleinen Cento erregte. Da ſein Ruf ſich immer mehr verbreitete, ſo engagirte Rambaldi den Sänger auf ein Jahr für das Theatro nuovo in Neapel. Sein Debut fiel günſtig aus; allein das Publikum von Neapel hat die treffliche Eigenſchaft einer etwas ſtätigen und ſogar ſtrengen Natur; es mißtraut ſtets jungen Talenten, die anderwärts durch unzeitig übertriebenen Beifall nur allzu oft verdorben werden; es bleibt bei allem Vergnügen, das ihm vorzügliche Leiſtungen viel verſprechender junger Künſtler bereiten, auf ſeiner Hut, und überläßt ſich dem Enthuſiasmus nur erſt nach reiflicher Prüfung. Es thut keinen Schritt vorwärts, aus Furcht, wieder zurück treten zu müſſen. Erſt in der Oper „La Giuventu d'Enrico V“ von Carlini ſprach es ſich ohne allen weitern Rückhalt für den Sänger aus. Tamburini erhielt als Orcheſter den verdienten Siegeszoll in vollem Maße, und wurde abermals auf ein Jahr engagirt. Während dieſer zwei Jahre ſchrieben Paveſi, Generali, Corbella, Mercadante für Tamburini; am meiſten glänzte er in Mercadante's „Violenza e Conſtanza“ und in Paer's „Agneſe.“ Bei dem Ausbruche der politiſchen Unruhen im Jahre 1820 wurden die Theater in Neapel geſchloſſen, und Tamburini ging Anfangs nach Florenz, dann für den Karneval nach Livorno, im Frühjahre nach Turin, und trat im Herbſt 1822 auf der großen Bühne de la Scala in Mailand auf. Mercadante hatte für dieſe Saiſon „Il Poſto abandonato“ geſchrieben, in welcher Oper Mamſell Marietta Gioja, die Tochter des berühmten Balletmeiſters, die Partie des Contrealtes ſang. Tamburini wurde von der Lieblichkeit ihrer Stimme, ihrer Schönheit und Geiſtesanmuth ſo bezaubert, daß er ſich um ihre Hand bewarb und ſich mit ihr vermählte.

Nach Trieſt berufen, um dort während des Karnevals aufzutreten, beſuchte er Venedig, um dieſe altberühmte Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu ſehen. Der reiſende Künſtler wollte am folgenden Tage ſchon wieder die entthronte Königin des Meeres verlaſſen, als er auf höhern Befehl angehalten, und mit der freundlichſten Höflichkeit und aller Rückſicht, die ſeinem Talente gebührte, nicht ins Gefängniß, ſondern ins Theater gebracht wurde, um in zwei Vorſtellungen des „Matrimonio ſegreto“ vor dem Hofe des Kaiſers von Oeſterreich und den damals verſammelten Fürſten aufzutreten. Graf Gritti, Director der Oper in Venedig, ſetzte den Impreſario in Trieſt von dieſer Verhaftung in Kenntniß, um den Baſſo-cantante nicht in die unangenehme Nothwendigkeit zu bringen, wegen nicht gehaltener Verbindlichkeiten Schadenerſatz leiſten zu müſſen, wenn die ſouverainen Dilettanti ihn wieder frei ließen. Nachdem er hier mit Beifall und Ehre überhäuft worden war, begab er ſich nach Venedig und von da nach Rom, wo er zwei Jahre verweilte. Für das Theater La Fenice engagirt, kam er nochmals nach Venedig, wo ſein Moſes die ganze Saiſon hindurch Furore machte. Tamburini verließ Venedig und begab ſich nach Sicilien, wo er zwei Jahre in Palermo blieb.

Es beſteht zu Palermo die ſonderbare Sitte, daß das Publikum am letzten Tage des Karnevals mit Trompeten, Trommeln, Hörnern, Schellengehängen, Keſſeln und Pfannen ins Theater zieht, wo ein Jeder während der Vorſtellung ſo viel Lärm macht als möglich und beliebig. Es iſt ein wahrer Teufelslärm, ein Hexenſabbat, ein Tutti, das die Dilettanti in Verzweiflung bringen müßte, wenn ſie ſich ihrerſeits nicht durch ein raſendes Bravogeſchrei ſchadlos hielten. Man würde in dieſer babyloniſchen Verwirrung den ärgſten Donnerſchlag nicht hören, geſchweige denn erſt die Stimme eines Sängers. Die furchtbare Stimme eines Cataracte würde in dieſem gräulichen Sturme von Mißtönen wie das Wimmern eines neugebornen Kindes hinſterben. Mitten unter dieſem entſetzlichen Höllenlärm tritt Tamburini auf die Bühne und wird von dem Publikum mit einer Salve der betäubenden Katzenmuſik empfangen, wie er ſie ſchon länger als eine Stunde außen toben hörte. Man führte „Eliſa e Claudio“ auf. Der Sänger hätte, um nur einigermaßen durchzudringen, das Gebrüll eines Löwen mit dem Donnerſchalle eines Rieſentamtams verbinden müſſen; allein er beſaß ein wirkſameres Mittel, die Batterien ſeiner Gegner zum Schweigen zu bringen. Nachdem die Palermitaner ihren Liebling auf eine ſo ausgezeichnete Art empfangen hatten, ließen ſie einen Augenblick ihr trefflich unterhaltenes Rottenfeuer verſtum-

men, um ihn zu hören, frischen Athem zu schöpfen, und seine erste Kadenz mit einem neuen Scharivari zu begrüßen. Tamburini, der einsah, daß heute die Tollheit die Königin des Tages sey und man sich selbst nur durch irgend eine Narrheit auszeichnen könne, gerieth sogleich auf den guten Einfall, seine Baßpartie mit einer Weiberstimme durchzuführen. Die Fistel Tamburini's ist von einer erstaunlichen Reinheit, von einem sehr lieblichen Metall, und übertrifft an Geläufigkeit sogar seine natürliche Stimme. Der Witz erschien dem Publikum so geistreich, daß es entwaffnet wurde, mit aller Behutsamkeit seine Lärmtrommeln niederlegte und sein Ohr diesem neuen Basso-cantante lieh. Tamburini führte seine Partie bis zum ersten Duette durch, und wurde immer mit derselben Aufmerksamkeit angehört. Die Zuschauer mochten diese Nachsicht ihrem Lieblinge schenken, der kühn genug war, die Herausforderung anzunehmen und den Handschuh aufzuheben, als ein Kämpfer, der alle Waffen mit gleicher Meisterhaftigkeit zu führen verstand. Allein die übrigen Sänger hatten keinen Anspruch auf gleiche Berücksichtigung, und das Getümmel brach mit verdoppelter Wuth los, als Madame Liparini erschien, welche die Elisa sang. Die arme Sängerin bildete sich ein, es geschehe, um sie persönlich zu beleidigen, und sie wurde davon so angegriffen, daß sie keine einzige Note mehr hervorbrachte und ohnmächtig auf die Bretter hinstürzte. Man trug sie in ihre Loge, wo sie nur wieder zur Besinnung kam, um ihrem Zorn gegen die Ungezogenheit des palermitanischen Publikums vollen Lauf zu lassen; sie schwur, daß sie diesen Abend nicht mehr auf der Bühne erscheinen werde, entkleidete sich und ging davon.

Als Tamburini wieder in die Koulissen zurückkam, hörte er, welchen verzweifelten Entschluß Madame Liparini gefaßt habe; während der Direktor über die schreckliche Drohung der Sängerin sich alle Haare ausraufen wollte, da es ohne sie unmöglich war, das Stück zu Ende zu spielen. Es stand zu befürchten, daß das wahnsinnige Publikum Alles kurz und klein schlagen würde, und es mußte einem ganz andern Angriff als den mit Kesseln und Pfannen vorgebeugt werden. Tamburini stürzte in die Loge der exprimmten Sängerin, um sie zur Rückkehr zu bewegen; allein welcher Schrecken! es war zu spät; sie war verschwunden, und nur ihr Anzug lag in Unordnung auf dem Boden. Tamburini starrte mit eben so viel Entsetzen auf die leere Hülle, wie Piramus auf den blutigen Schleier seiner Thisbe. Mit gesenktem Haupte, die Arme trostlos hängen lassend und die Hände gefaltet, stand der arme Basso-cantante vor dem abgestreiften Schlangenbalge, und überließ sich den traurigsten Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit, als ein allgemeines Geschrei, ein wahres Hurrah aus dem Hause erscholl, und ihn benachrichtigte, daß man die Prima Donna verlange. „Die Prima Donna!“ wiederholte der arme Sänger mit einem hohlen Seufzer aus tiefer Brust. „Die Prima Donna!“ wiederholte er mit der Kraft plötzlich erwachter Verzweiflung. „Die Wahnsinnigen! Sie geben nicht nach! Die Prima Donna wollen sie! Gut, sie sollen sie haben, aber eine, wonach ihnen nicht zum zweitenmal gelüsten soll!“ Der tollste Einfall verscheucht sogleich die Wolke, die sich auf der Stirn des heitern Figaro, des überlustigen Dandini, zeigte. Stück für Stück hebt er die Hinterlassenschaft der entflohenen Sängerin auf, zieht mit Blitzesschnelligkeit Röcke und Ueberwürfe an, mit Gefahr Alles von oben bis unten aus einander zu sprengen. Ein kräftiger Ruck mit den Schultern zwingt die Aermelausschnitte nachzugeben, die Manschetten nehmen sich vortrefflich vorn an den atlassenen Eigelärmeln aus, und mit Gewandtheit und Kraftanstrengung gelingt es ihm endlich sich in dem Gehäuse der Sängerin einzurichten. Es läßt sich denken, daß er sich nicht die Zeit nahm, es von hinten zu schnüren oder einzuknöpfen, da er ohnehin nur in so gelüftetem Zustande darin Raum finden konnte. Zwei zusammengerollte Handtücher, unter das goldgestickte Kleid des Grafen gestopft, geben einen stattlichen Busen; Elisens atlassener Hut wird dann kühn auf die Perücke gestülpt, und nun geht es eines Laufes durch die Gänge auf das Theater, wobei die Kleider freilich nicht sehr hinderlich waren. Das Atlasgewand der entflohenen Elisa reichte kaum bis über das Knie herab, und ließ eine ungemein derbe Wade sehen, die sich im seidenen Strumpf höchst vortheilhaft ausnahm, desgleichen einen Schnallenschuh, der den größten Fuß umfaßte, den noch eine Prima Donna den Kennerblicken der Bewunderer solcher Vollkommenheiten gezeigt hatte.

Das Publikum tobte aus Leibeskräften, indem es die Elisa erwartete, die noch immer nicht erscheinen wollte. Das Orchester hatte wohl zehnmal schon das Ritornell der Cavatine angefangen; die unruhigsten Tumultuanten schickten sich bereits an die Bühne zu stürmen, als Tamburini in dem oben beschriebenen Aufzuge hervortrat. Der Bravojubel, das Gepraſſel des Klatschens, das schallende Gelächter, das Getrampel der Füße, das Schmettern der Trompeten, das Getöse der Trommeln, der Sturm, das Ungewitter, das Hurrah, die Katzenmusik, das Sturmgeläute, das Geschrei, das Geheul der wilden Luft, das in diesem Augenblicke losbrach, läßt sich unmöglich beschreiben; es war als sollte das Haus bersten und die Decke durchgesprengt werden. Die Prima Donna gab zuerst durch tausend Verbeugungen ihre tiefe Rührung zu erkennen, indem sie die Augen zum Himmel aufschlug, aus denen sie mit der einen Hand die Thränen des stummen Dankes wischte, während die andere mit sittiger Anmuth auf dem Herzen ruhte, um anzudeuten, wie tief sie sich von einem so glänzenden Empfang ergriffen fühle. Hierauf sang sie ihre Cavatine, und zwar mit allen Schnörkeln, Läufern, Trillern und Seiltänzerkünsten der Kehle einer Prima Donna assoluta.

So lange nur Arien zu singen waren, zog sich Tamburini ohne Schwierigkeit aus der Sache. Während Elisa im Falset sang, fiel der Graf wieder in den Baß, und der Künstler konnte auf diese Weise die beiden Rollen, die ein launiger Einfall ihm aufgenöthigt hatte, andeuten. Allein es kam nun das Duett des Grafen mit Elisa, und das Publikum war sehr gespannt, ob Tamburini nicht dieser Schwierigkeit unterliegen würde. Allein er sang beide Partien ohne Anstoß, der Baß erwiderte dem Soprane mit der vollsten Genauigkeit, und Tamburini trat dabei bald auf die eine, bald auf die andere Seite, je nachdem er den Vater oder die Schöne darzustellen hatte. Dieß setzte dem kühnen Versuche die Krone auf; die Oper wurde von Anfang bis zu Ende ohne Unterbrechung angehört, und das Scharivari begann nur zuletzt, um den Triumph des Sängers zu feiern, nicht um sich wegen des Stillschweigens, das er dem Publikum aufgenöthigt hatte, zu rächen; Tamburini wurde am Ende der Vorstellung zwölf bis fünfzehnmal gerufen.

Nachdem Tamburini noch mehrere Jahre lang auf den Bühnen von Mailand, Wien, Genua und zwei Jahre zu Neapel mit dem größten Beifalle sich hatte hören lassen, ging er nach London und von da zur italienischen Oper in Paris über, wo er am 7 Oktober 1832 in einer seiner Lieblingsrollen, dem Dandini der Cenerentola, zum erstenmal auftrat. Tamburini ist ein schöner Mann, von etwas über fünf Fuß und gedrungenem und kräftigem Wuchse; sein Gesicht ist edel und anmuthvoll, sein Spiel voll Heiterkeit, Geist und Ausdruck. Seine Stimme hält die Mitte zwischen Baß und Tenor; es ist ein vollkommener Baryton, der vom A bis zum F steigt und vom hohen G bis zum tiefen C sich ausdehnen läßt. Bei den zwei Oktaven, die diese Stimme besitzt, ist sie rund, voll, von schmeichelndem Metall und von einer wunderbaren Geläufigkeit, deren überraschende Schelmereien und Sprünge auch nicht eine Note unangedeutet lassen. Es herrscht darin eine Nettigkeit und Schnelligkeit des Vortrages, die nur von Meistern auf dem Klarinette oder Fagotte nachgeahmt werden können. Eine tiefe und volle Stimme, die ungezwungen bis zum hohen F steigen und sich halten kann wie ein Tenor, um dann mit einer unbegreiflichen Lebhaftigkeit dahin zu galoppiren, ist eine bis auf diesen Tag unbekannte Erscheinung gewesen. Wenn man an dieser Stimme noch schlagende Kraft vermissen könnte, so besitzt sie im pathetischen Genre Töne von einem köstlichen Schmelze. Die Kavatine in der „Straniera“: „Meco tu vieni, o misera,“ von Tamburini gesungen, ist ein Wunder von Ausdruck, das bis zu Thränen rührt.

Tamburini ist mit einer Nachkommenschaft gesegnet, und zwar im eigentlichen Sinne des Wortes gesegnet, da er zwei Mädchen und vier Knaben hat, die alle von ihrem Vater das zu unsern Zeiten unschätzbare Erbtheil des Gesanges erhalten haben. Zwei Bässe, zwei Tenore und zwei Soprane reichten aus, eine Bühne in Neapel oder Paris vollständig zu besetzen, und Tamburini und seine Gemahlin erziehen ihre Familie zu dieser Bestimmung. Die kleinen Virtuosen führen bereits Scenen aus der „Straniera“ mit so viel Vollkommenheit aus, als man sie nur sehen kann, und wenn sie jetzt ihrem Vater nachäffen, so läßt sich hoffen, daß sie ihm einst nachahmen werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 100. 10 April 1833.

Erinnerungen aus Oran.

Es gibt Länder, die man nicht besuchen darf, will man seine Heimath lieb behalten; wo Himmel und Erde einen Zauber üben, der das Gemüth wie Sirenengesang bestrickt und uns, wie den Gefährten des Odysseus, die Erinnerung an das theure Vaterland raubt. Solcher Art ist die Küste von Afrika. Man kann den Boden von Algier nicht betreten, ohne von dem Gefühl einer unbeschränkten Freiheit der Bewegung und Ausdehnung in einem ungemessenen Raume ergriffen zu werden. Nicht wie im Norden trifft man hier jene Luftverschleierungen, die in unendlicher Mannichfaltigkeit die Gegenstände umweben, verdüstern oder gar verhüllen; man trifft nicht jene metallenen Farbentöne, jenes zwar manchmal azurblaue, aber doch immer harte und erzartige Himmelsgewölbe, das unsre Länder zu einer Art sphärischer Gefängnisse macht, in die gerade so viel Licht zu fallen scheint, als den oben hineingebrochenen Löchern, die man im gewöhnlichen Leben Sonne, Mond und Sterne heißt, aus höhern Lichträumen hereinzulassen beliebt. Hier findet das Auge keine andere Begränzung, als die ihm Erde und Horizont setzen; man sieht sich im unbeschränktesten Besitz des Raumes, den man in allen seinen Theilen, in allen seinen Einzelnheiten genießen, den man ganz und innig durchdringen kann, stets umschmeichelt und fortgezogen von Strömungen eines belebenden ätherischen Lichtes dessen sammetweiche und elastische Atome alle Umrisse der Gegenstände umspielen und verschmelzen, und mit einem blendenden Glanze, mit einer Art purpurrothen Glorie umziehen. Und wenn dann die Lüfte sich regen, und alle Wogen des Grüns erschauern, das bald um die Gipfel der Berge schwebt, bald in Schneckenlinien sich um die Hügel windet, bald wie runde schwellende Brüste von Abhang zu Abhang kaskadenförmig herabfällt — so fühlt man alle Poren von dem süßesten Dufte durchdrungen, als wenn die Lüfte die himmlischen Harems der Huris durchstrichen, und sich dort in einem Meere überirdischer Wollust berauscht hätten.

Freilich bietet die Küste von Afrika, wenn man sich, von Frankreich aus, Oran nähert, auf fünf oder sechs Stunden östlich von dieser Stadt, keinen so zaubervollen Anblick, als der Rand der Bucht von Algier und der Rhede von Sidi-Ferruch. Das Gestade erhebt sich fast senkrecht aus dem Meeresspiegel und steigt bis zu einer beträchtlichen Höhe, wodurch die Ansicht des Landes verdeckt und man an einen alten, verwitterten Wall erinnert wird, der von Rissen zerklüftet, von der Zeit gebräunt, und stellenweise mit einem grünlichen Moose überhaucht ist. Nur dann und wann wird diese düstere Einförmigkeit des Ufers von wunderlichen Felsenbildungen unterbrochen, die eine höchst malerische Wirkung hervorbringen. Bald ist es ein riesenhafter Strebepfeiler, der, dem Lande zugewendet, mit dem Fuße im Gestade wurzelt, und vorwärts gebeugt, mit ausgestreckten Armen, in der Stellung des Sisyphus, ein kleines Vorgebirge zu halten scheint, das sich ins Meer herabstürzen möchte; bald ist es eine kleine Insel von weißen Felsen, die am Abende im Seenebel wie ein Schiff erscheint, das alle Segel ausgespannt hat, um davon zu fliegen, aber von einer unsichtbaren Gewalt festgezaubert liegt. Noch etwas weiter am Abhange zweier Höhen, die an ihrem Fuße zusammenstoßen, erblickt man einen großen weiß und grün marmorirten Fleck; man könnte ihn für einen ungeheuren Schneemantel halten, der sich in den letzten Tagen des Winters an den Seiten dieser Hügel angelegt hat, und jetzt von den ersten Strahlen der Frühlingssonne zerrissen schon hier und da die grünen Stellen, die er bedeckt, durchblicken läßt. Dieß ist die Stadt Oran mit ihren weißen Häusermassen, die mit grünen Gärten durchsprengt sind. *)

Doch man ist noch nicht am Ziele der Fahrt, denn die Schiffe können nur bei ganz ruhigem Meere und sehr günstigem Winde unmittelbar vor Oran Anker werfen, und müssen außerdem Schutz und Sicherheit in der Bai und dem Hafen von Mers-el-Kebir suchen, der zwei oder drei Stunden von Oran entfernt liegt. Bei dem Eintritt in diesen Hafen wird das Auge zunächst von einem ungeheuren weißen Felsblock überrascht, der nur von einigen Streifen verkümmerten Buschwerkes überzogen ist, und einer Weiberbrust unter grünem Netzwerk gleicht. Er erhebt sich wie die Kuppel eines Domes von kreideweißen Steinen, deren Fugen mit Bändern von Schmarotzerpflanzen eingefaßt sind. Auf dem Gipfel tritt ein Felsenkamm hervor, und am Fuße dieses seltsam geformten Berges liegt das Fort des

*) Oran liegt unter 2° 59′ 39″ westlicher Länge des Meridians von Paris und unter 55° 44′ 27″ nördlicher Breite, 80 Stunden von Algier.

Hafens, eine ungestaltete Masse wunderlich auf einander gehäufter Steine, die man in einiger Entfernung für ein ungeheures Felsstück ansehen könnte, das von oben herabgestürzt ist. Links erblickt man ein Stück Land, das sich in die Schatten und Vorsprünge des Berges hineinzieht und wo man Alles beisammen findet, was dieses Land in blühender und lachender Frische dem fremden Gaste, der diese Küste besucht, zum Willkommen entgegenreicht. Darüber gewahrt man eine Folge von Abhängen, die bald sanft, bald jäh abschüssig nach der Stadt zu sich erhebend, mit kurzem dichten Pflanzenwuchs überkleidet sind. Ueber diese Kette von Abhängen und fast gleichlaufend mit dem Meeresufer zieht sich der Weg von Oran nach Mers-el-Kebir, indem er bald am Ufer sich hinschlängelt, bald über den Rücken der Hügel hinzieht oder dort und da einige Felsen umflicht, bis ihn endlich der Blick in dem oben erwähnten Fort St. Gregoire verliert, in das er führt. Verfolgt man von diesem aus die Straße, so sieht man plötzlich zu seinen Füßen die Stadt Oran liegen. Rechts auf einem Pik erblickt man über seinem Haupte die Trümmer des Forts Santa Cruz, dessen von der Zeit bloßgelegte Ueberwölbungen, der äußern Mauerverkleidung beraubt, ihre Bogenrippen erblicken lassen, die von den schwarzen Gewölbausschnitten als beleuchtete Halbkreise abgehen. Links hat man das Meer und vor sich, an einem tiefer gelegenen Orte die Stadt, die durch eine breite, mit grünendem Pflanzenwuchs ausgefüllte Schlucht in zwei Hälften geschieden ist; beide gleichen von dieser Ferne aus gesehen zwei großen weißen Frauengestalten — Najaden, die am Ufer eines grünen Flusses ausgestreckt, sich stillschweigend betrachten. Von nun aber wechselt die Ansicht mit jedem Schritte; es ist ein Wolkenbild, das dem Auge mit jedem Blicke anders erscheint. Hat man ungefähr die Hälfte des Weges zwischen dem Fort und den Wällen von Oran zurückgelegt, und läßt nun das Auge wieder auf der Stadt verweilen, so findet man die erste Illusion verwischt, und die Najaden haben sich, wie in der Aeneide, in Schiffe verwandelt. Steigt man noch weiter zur Stadt hinab, so verschwindet der östliche Theil derselben immer mehr hinter der Reihe fortlaufender und ungleicher Gebäude, welche sich an dem rechtsgelegenen Rande der Schlucht hinziehen, und einer steilen Felsenwand gleichen, an der sich große Wogen von Blättergrün brechen.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzenzeichnungen einzelner Staaten der Union.

4. Maine.

(Schluß.)

Es gibt in Maine viele literarische und wissenschaftliche Anstalten; ihr Grundstockvermögen ist jedoch nicht groß, und zwei Jahre nach einander hat ihnen schon der Staat keine Geldhülfe mehr verwilligt! —

Die frühesten bedeutenden Ansiedelungen in Maine gingen, ums Jahr 1630, von englischen Auswanderern aus, nachdem zuvor eine beträchtliche Strecke Landes den Indianern abgekauft worden war, oder vielmehr, nachdem man den Indianern einen großen Theil ihres Gebiets abgefeilscht oder — abgepreßt hatte. Die ersten Eigenthümer des Landes, oder diejenigen, denen der König von Großbritannien gewisse Striche verliehen hatte, dachten, es würde wenigstens nichts schaden, wenn man die Eingebornen dadurch in Ruhe hielte, daß man ihr Land *kaufte*; d. h. da die Indianer sich des schauderhaften Verbrechens des *Heidenthums* schuldig gemacht hatten, so gehörte ganz natürlich ihnen, als Christen, aller Grund und Boden; dabei erachteten sie es indessen immerhin für klüglich, die Wilden mit allerlei glänzendem, für beide Theile nutzlosem — Tand zu beschenken, und sie dadurch in gute Laune zu versetzen. Die Indianer, die sich von den Engländern überlistet und dazu noch immerfort mit Verachtung behandelt sahen, betrachteten sich natürlich als schwer gekränkt und lechzten nach Rache. Zudem fühlten sie ihre Kraft; denn zu jener Zeit war Maine im Besitze vieler mächtigen Stämme. Die Franzosen nordwärts, nährten gar eifrig diese feindselige Gesinnung, versahen sie mit Waffen und stifteten sie auf, über die unbeschirmten Ansiedelungen herzufallen. Es würde ein Wunder gewesen seyn, hätten unwissende, durch so viele Beweggründe gereizte Menschen die Gelegenheit zur Ausübung ihrer kampfesmuthigen Stimmung und zur Vernichtung ihrer Feinde unbenutzt gelassen. Die Ansiedler Maine's erfuhren deßhalb Angriffe von Leuten, die keinen Unterschied zwischen Krieg und Vertilgung kannten. Die Indianer zogen indessen meistentheils den Kürzeren, bis zu ihrer beinahe gänzlichen Ausrottung; die allein noch vorhandenen Stämme sind die Passamaquoddys, die Penobscot's und die Saint-Johns, von denen jeder aus noch etwa 350 Köpfen besteht. Diese sind die ärmlichen Ueberbleibsel der berühmten Tarratines, die vor Zeiten die Massachusetts-Indianer in steter Furcht vor ihren Einfällen hielten und die Mohawks, als sie von diesem kriegerischen Volksstamme befehdet wurden, mehrere Male aufs Haupt schlugen. Noch wie heute erinnere ich mich des bangen Schreckens, mit dem mich in meinen Knabenjahren der Anblick eines Indianers erfüllte; lebhaft traten mir da sogleich alle Geschichten, die ich von der Mordlust und Raubgier, der Folterkunst und Behandlung der Gefangenen bei den Wilden erzählen gehört hatte, vors Gedächtniß, und der halbverdeckte Tomahawk und das in der Scheide steckende Messer waren keineswegs geeignet, mein Bangen zu beschwichtigen. Ich fühlte gleichsam schon den hirnzerschmetternden Schlag des einen oder den brustdurchbohrenden Stoß des andern, und hätte, glaube ich, beinahe den Tod durch beide einem Leben unter solchen Gesellen vorgezogen; in ihrer gegenwärtigen Lage ist indessen wenig von ihnen zu befahren oder zu besorgen, und mehr als Einen armen Indianer habe ich herumstoßen und herumgepufft gesehen, ohne daß er auch nur gewagt hätte, die mindeste Rachlust zu zeigen. Ihr Aussehen ist heutzutage jammerhaft; in Lumpen gehüllt, haben sie ihren stolzen Gang, ihre männliche Haltung verloren. Ohne Mittel und Vermögen, die ihnen zu Gebote stünden; durch das Gesetz unfähig gemacht, selbst ihre Verkäufe zu besorgen; vom Staate eine Jahresrente empfangend, die hinreicht, alle ihre Thatkraft zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts zu zerstören, bringen sie ihr Leben zwischen Ueberfluß und Mangel hin; jede Kraftanstrengung scheint ihnen beschwerlich; die Jagd gewährt ihnen keinen Zeitvertreib, kein Vergnügen mehr,

und wenn sie gleich noch mehrere kleine Bezirke und mehr als hundert schöne und fruchtbare Inseln in dem Penobscotflusse besitzen, die sie ehedem bebauten, so haben sie doch jetzt den Feldbau gänzlich aufgegeben. Der Anblick, den eben jene Inseln bieten, ist herrlich; die Mehrzahl derselben liegt in einer breiten Ausweitung der Stromfläche, die mehr einem See als einem Flusse gleicht; manche von ihnen sind baumleer, andere dagegen mit dem blühenden Ahorn bis zum Wasserrande hinab reizend umgürtet; der Fluß bewegt sich kaum zwischen ihnen hin, und ist überall spiegelglatt und spiegelglänzend, wohl umschirmt von mächtigen Bäumen, die an seinen Ufern wachsen.

Viele Namen von Flüssen, Städten u. s. w. in Maine sind indianischen Ursprungs und klingen wunderlich und drollig genug, wie z. B. Mattawamkeag, Mattanaucook, Medunkyung, Cobbossee, Coutee u. d. m.; gleich seltsam gibt sich eine bizarre Laune in der Wahl anderer Namen kund, so kann z. B. Jemand in Levant (Morgenland) aufstehen, seine Füße im Aetna wärmen und noch im Laufe des Tages sich alle die Herrlichkeiten beschauen, die ihm Troja, Athen und Rom verheißen, bekümmerten Herzens vielleicht durch Joy (Freude) wandern und Thee in China trinken. Ein Anderer kann sein Roß aus La Grange (aus der Scheune) ziehen und im Verlaufe von drei Tagen, Paris, Dänemark, Norwegen, Schweden, Polen, Mexico und Peru besuchen. „Namen sind" indessen „nur leerer Schall" und „Worte nur Wind," und es wäre in der That hart, wenn die guten Mainer in dergleichen Dingen nicht den Eingebungen ihrer wunderlichen Laune sollten folgen dürfen, nachdem ihnen ihre Nachbarn mit dem Beispiele vorangegangen sind. Sind sie doch in andern ersprießlicheren Künsten der Nachahmung keineswegs ungeschickt, und ihr Unternehmungsgeist, verbunden mit den Vortheilen der Natur und ihrem gegenwärtigen gedeihlichen Vorwärtsstreben, wird wahrscheinlich in nicht ferner Zeit Maine im Handel und Fabrikenwesen zum ersten Staate der Union emporheben. In der Landwirthschaft dürfte es in Kurzem dem ganzen übrigen Neuengland gleichkommen; seine Ausfuhren betragen bereits mehr als 8 Millionen Dollars, ungeachtet es nur 400,000 Einwohner zählt; nichts steht, mit Einem Worte, seinem vollen Erblühen zu einem reichen und mächtigen Staate im Wege, als — wie schon ein geschätzter Schriftsteller bemerkt hat, eine gewisse Engherzigkeit der Gesinnung!

Die merkwürdige Höhle in der Grafschaft Edmonston, in Kentucky.

Ueber sie theilt das New-England-Magazine, von einem Mitarbeiter, der sie einige Jahre früher besuchte, Folgendes mit:

„Im December 1828 nahm Schreiber dieses auf seiner Reise von Louisville nach Nashville Anlaß, in Gesellschaft eines Reisegefährten diese Höhle zu besuchen. Ihr Eingang befindet sich an einem steilen Bergabhange. Der Umfang der Höhlenmündung beträgt gegen 40 Fuß Höhe und ungefähr 60 in der Breite, nimmt aber allmählich, die erste halbe (englische) Meile einwärts, mehr und mehr ab, bis die Höhle nur noch zehn Fuß hoch und eben so viel breit wird; an dieser Stelle hat man eine Art Verschlag mit einer Thüre angebracht, um die Lichter der Besucher vor dem Zugwinde zu schützen. An dieser Stelle streicht nämlich ein Luftstrom sechs Monate im Jahre hineinwärts und die übrigen sechs Monate herauswärts. Er ist so stark, daß man, ohne den erwähnten Schirm oder Verschlag, kein offenes Licht brennend zu erhalten vermöchte. Nachdem wir uns mit einem hinreichenden Vorrathe von Mundbedarf, Oel und Lichtern versehen und zwei Männer als Führer mitgenommen hatten, nahmen wir vom Tageslichte, das noch bis zu dem Verschlage, zuletzt wie ein kleiner Stern, fern hereinschimmert, Abschied, machten die Thüre hinter uns zu und schritten vorwärts. In dem Augenblicke, wo die Thüre geschlossen war, umgab uns eine dichte, fast greifbare, Finsterniß, so daß selbst unsere vier Lichter nur einen schwachen Schein um uns verbreiteten. Die Höhe ist an dieser Stelle so bedeutend, daß wir die Decke kaum wahrzunehmen vermochten, und von einer Seite zu der andern hinüberzusehen, war rein unmöglich. Von hier aus ziehen sich mehrere kleine Kammern in verschiedenen Richtungen hin. Dieser Theil der Höhle heißt der erste Hopfer (the first hopper). Die Grunderde der Höhle ist sehr leicht und stark mit Salz geschwängert. Die Seiten und die Decke bestehen aus Felsgestein. Wir schritten immer zu, und kamen an mehrern Felsenkammern, rechts und an einer links von uns, vorbei, bis wir an den zweiten Hopfer gelangten, der vier (englische) Meilen vom Eingang entfernt ist. Ungefähr eine (englische) Meile weiter hinein zeigte uns Einer der Führer den Platz, wo die vielbesprochene Mumie gefunden wurde, die man jetzt in dem amerikanischen Museum zu New-York sehen kann. Man fand sie in einer sitzenden Stellung, an der Wand der Höhle, in eine Matte eingewickelt und vollkommen gut erhalten.

„Nun betraten wir die sogenannte Spukkammer (the haunted chamber). Sie ist beinahe zwei (englische) Meilen lang, zwanzig Fuß hoch und zehn Fuß breit, und läuft fast in ihrer ganzen Länge geradlinig fort. Die Decke besteht aus einem weichen, weißen und sanftanzufühlenden Stein, der viel Aehnliches mit dem Gypsbewurf eines Zimmers hat. Wasser träufelt hier beständig, wiewohl nur spärlich und fast unmerklich, von dieser Decke herab, und hat im Verlaufe der Zeiten einige schöne Pfeiler aus ihr gleichsam herausgewaschen, die bis auf den Boden herabreichen und die man für ein Werk der Kunst halten sollte. In einem davon ist ein vollständig ausgearbeiteter Stuhl mit Seitenlehnen, der deßhalb auch der Armstuhl heißt. Unfern von ihm ist eine klare Wasserlache, stark mit Schwefel geschwängert. Auch die Seiten des Gemaches sind zierlich mit den mannichfaltigsten Figuren geschmückt, die aus dem Stein eben gebildet worden sind, und, wie im Winter die Eiszacken von den Dachtraufen, an der Höhlenwand in allen Gestalten sich herabziehen, und vom Widerschein unserer Lichter beglänzt das schimmernbste Schauspiel gewährten. Am Ende dieses Gemaches stiegen wir eine Art natürlicher Treppe hinunter, die an die dreihundert Fuß tief abwärts führt, und an manchen Stellen nur so viel Raum hat, daß Einer hinter dem Andern gehen kann. Unten fanden wir einen wundrschönen klaren Bach, der sich zwischen dem Gesteine hinwindet. Die mancherlei schauderhaften Namen, welche Reisende diesem Theile der Höhle beigelegt haben, erhöhen noch das Grauenhafte der Scenerie. Das Brustbild Sr. satanischen Majestät findet sich hier auf dem Felsen abkonterfeiet, und ein großer flacher Stein, dessen Ecken auf vier andern aufliegen, führt den Namen von „Höchstihrer Speisetafel." Eine kleine Strecke weiterhin ist eine Stelle, die man „des Teufels Schmiedewerkstatt" heißt. Wir kehrten in die Haupthöhle zurück und verfolgten wieder unsern Weg weiter, wobei wir über Steinblöcke wegkletterten, die augenscheinlich von oben herabgestürzt waren, und rechts und links an einer Menge Kammern oder Zimmer vorüberkamen. Mit vieler Kraftanstrengung erreichten wir einen Platz, den man die Sechs-Ecken (six corners) nennt, weil hier sechs Gemächer oder Seitenhöhlen von verschiedenen Richtungen her zusammenlaufen. Wir konnten uns indessen mit ihrer nähern Untersuchung nicht aufhalten, und wanderten deßhalb, über ebenen Boden, weiter, nach dem ersten, etwa zwei Meilen von den Sechs-Ecken entfernten Wasserfall. Die Fußtritte von Besuchern, die vor langen Jahren schon vor uns hier gewesen seyn mochten, waren in dem Sande noch so deutlich sichtbar, als wären sie erst frisch eingedrückt worden. Nicht der leiseste Lufthauch regt sich hier, der auch nur eine Feder bewegen oder den vielleicht Jahrhunderte schon vorhandenen Abdruck eines Menschentrittes verwischen könnte.

„Von da nahmen wir unsern Weg nach der „Hauptstadt" (chief city), die sich etwa eine Meile weiterhin befindet. Ein im Mittelpunkte der Höhle gelegener großer Hügel würde eine höchst ausgedehnte Aussicht gewährt haben, wenn uns die Finsterniß nicht die Umschau verkümmert hätte. Einer von uns indessen gewann, als er auf dem Gipfel dieser Anhöhe stand und die Lichter an ihrem Fuße verschiedenhin vertheilt worden waren, immerhin einen neuen und anziehenden Ueberblick der Höhle. Es ist hier ein ausnehmend starkes Echo, das uns, als wir es mit einem lauten Gesang erprobten, viel Vergnügen gewährte. — Wir brachen nun wieder auf, und gelangten, nach einer ungefähr dreiviertelstündigen Wanderung über ebenen Boden und einer wohl eben so langen über Felsgrund und hügelige Erhöhungen, an den zweiten Wasserfall. Das Wasser stürzt

hier in einen Kessel unten von ungeheurer Tiefe. Ein Unfall, der hier Einem von uns begegnete, hätte leicht die schlimmsten Folgen haben können. Die Ränder des Kessels oder Schlundes sind von losen Steinen gebildet, und wir vergnügten uns damit, sie hinabzurollen, um sie in der Tiefe aufstürzen zu hören, die so bedeutend ist, daß es allemal wenigstens eine Minute dauerte, bis wir die Steine, und das noch sehr schwach, aufprallen hörten. Einer von unserer Gesellschaft, der sich, um einen großen Stein hinabzurollen, zu nahe vorgewagt hatte, trat dadurch das lose Gestein, auf dem er stand, aus einander, und stürzte mit den gewichenen und fallenden Steinen gegen zwanzig Fuß tief hinab, wurde jedoch zum Glücke von einem Felsvorsprunge aufgehalten, und so vom unvermeidlichen Tode gerettet. Dieß machte unserer lustigen Laune ein Ende, und da wir ohnehin durch die vier und zwanzigstündige Fußwanderung sehr ermüdet waren, auch keine bessern Aussichten, das Ende der Höhle zu finden, jetzt wie im Anfange unserer Entdeckungsreise, vor uns sahen, so beschlossen wir, uns auf den Rückweg zu machen. Wir traten dann unsere Marschlinie an, indem wir den Weg, welchen wir gekommen waren, zurücktraten. Nachdem wir zwei und vierzig Stunden vom Tageslichte fern gewesen waren, befanden wir uns endlich wieder an der Mündung der Höhle, und überließen uns nun einem erquickenden Schlafe.

„Es gibt in verschiedenen Theilen der Höhle eine Menge von Gruben oder Löchern von bedeutender Tiefe, die eine große Behutsamkeit bei der nähern Besichtigung der Höhle nothwendig machen. Eben so ist es gefährlich, sich in ein noch nicht untersuchtes und bekanntes Gemach zu wagen, und sich dadurch so zu verirren, daß man den Herausweg nicht mehr finden kann. Diesem Uebelstande ist übrigens, in so weit diese Kammern oder Gemächer untersucht sind, dadurch vorgebeugt worden, daß man am Eingange eines jeden Gemaches die Figur eines Pfeils angebracht hat, dessen Spitze nach der Mündung der Höhle hinweist. Man muß nebstdem gehörige Sorge tragen, die Lichter ja nicht ausgehen zu lassen, denn kein Mensch wäre im Stande, sich, über den ersten Hopser hinaus, in der Finsterniß zurückzufinden. — An den fernsten Punkten, die wir erreichten, fanden wir die Namen von Frauenzimmern angeschrieben, und unser Führer sagte uns, sie seyen immer die herzhaftesten Besucher, die er hätte. Drei (englische) Meilen von der Mündung hinwärts sieht man die Wände und die Decke der Höhle mit Schaaren von Fledermäusen bedeckt, die von oben herab in der Form von zwei bis drei Fuß im Durchschnitte haltenden Bienenkörben niederhängen. Sie sind in einem Zustande der Erstarrung, und nur selten hat man sie noch fliegend gesehen. — Man hat bereits gegen zwanzig verschiedene Gemächer entdeckt, allein bis jetzt erst drei von ihnen bis zu ihrem Ende verfolgt und untersucht. Nach dem Klange zu urtheilen, den die Fußtritte in vielen der Gemächer widerhallen, muß die Höhle unten hohl seyn. Es würde wahrscheinlich Monate erfordern, wollte man alle die bereits entdeckten und die noch immer zu entdeckenden Gemächer bis ans Ende verfolgen und durchsuchen. Die Wegschaffung einiger wenigen Hemmnisse — was sich mit einem unbedeutenden Kostenaufwande thun ließe — und die Erleuchtung der Höhle würden es einer Reisekutsche leicht machen, mit Sicherheit bis an den zweiten Wasserfall — eine Strecke von fünfzehn (englischen) Meilen — zu fahren."

Der Sklavenhandel auf der Westküste von Afrika.

Ein Engländer, Namens Peter Leonard, hat ein kleines Werk (Records of a Voyage to the Western Coast of Africa, London 1833) herausgegeben, worin er ein furchtbares Bild von den Grausamkeiten entwirft, mit denen der Sklavenhandel an der Westküste von Afrika getrieben wird, und die er hauptsächlich der Unzulänglichkeit der darüber bestehenden Gesetze zuschreibt. Halbe Maßregeln sind hierin schädlicher, als gar keine, und dienen nur die Unmenschlichkeit der Sklavenhändler zu vermehren. Da nur Schiffe visitirt werden dürfen, welche wirklich Sklaven an Bord haben, so bleiben die Schiffe der Sklavenhändler in den Flüssen, und die Neger werden so lange zusammengefesselt am Ufer gelassen, bis sich günstiger Wind und eine sichere Gelegenheit bietet, wo sie dann eilig eingeschifft und hinweggeführt werden. Eine andere Folge dieser unzweckmäßigen Gesetze ist, daß die Sklavenhändler, um sich für ihr Wagstück und die ihnen angedrohte Gefahr schadlos zu halten, zweimal so viele Neger in ihre Schiffe zusammenpressen, als sie außerdem an Bord nehmen würden. Wie wenig bei aller Aufsicht geleistet wird, geht auch daraus hervor, daß man die Sklavenausfuhr aus diesem Theile von Afrika jährlich auf 60,000 Seelen anschlägt, von denen kaum 2 bis 5000 befreit werden. Ueber den jammervollen Zustand, in welchem sich die Neger in den Schiffen befinden, gibt Herr Leonard folgende Schilderung: „Während des Gefechtes mit dem „Marinerito" (dem Sklavenschiffe) waren zwei Neger getödtet und mehrere verwundet worden; und wenn man bedenkt, wie dicht auf einander gedrängt diese armen Menschen in diesem Schiffe waren, so muß man sich noch darüber wundern, daß nur so wenige umkamen. Wie Häringe auf einander geschichtet, durch die Kanonade in Furcht und Schrecken gesetzt, ohne einen Tropfen Wasser, das ihnen ohnehin nur höchst spärlich zugetheilt wird, und während des Gefechtes fast ohne Luft, waren viele schon dem Tode zur Beute geworden, ehe sie befreit werden konnten. Seit den zwei Tagen, wo sie sich an Bord des Schiffes befanden, waren bereits dreißig von ihnen gestorben. Als das Schiff endlich genommen worden war, fand man die noch am Leben Gebliebenen auf den Körpern und Leibern der schon entseelten oder in den Todeszügen liegenden sitzen. Da man ihr entsetzliches Leiden sah, so füllte man einen großen Zuber mit Wasser, um sie ihren Durst stillen zu lassen. Allein die armen Neger, die an eine solche Großmuth nicht gewöhnt waren und nur ihre tägliche Ration von anderthalb Pinten erwarteten, hatten nicht das Herz so viel zu nehmen, als sie wünschten. Als man ihnen aber zu verstehen gab, sie könnten davon trinken so viel als ihnen beliebe, so schienen sie vor Erstaunen außer sich, und stürzten nun über Hals und Kopf herbei, um ihre vertrocknete und fieberheiße Zunge zu erfrischen, wobei sie ihre Köpfe so tief und so lange ins Wasser tauchten, daß beinahe einige von ihnen ertranken. Die Wassertropfen, die auf dem Verdecke verschüttet worden, leckten sie mit der schrecklichsten Gier auf. Endlich gab man ihnen irdene Krüge, die von Hand zu Hand gingen; aber so groß war die Heftigkeit und Begierde, den brennenden Durst zu stillen, der ihre Eingeweide verzehrte, daß sie wie in einem Anfalle von Wahnsinn die Geschirre mit den Zähnen zerbissen und zu Stand zerkauten. Dann mußte man den Dank in ihren leuchtenden Blicken sehen, man mußte sehen, wie sie an den Geschirren hingen, auch wenn sie schon leer waren, als wollten sie aus Dankbarkeit dieselben nie mehr von sich lassen. Es war ein Bild so ergreifender Art, daß Niemand sich davon eine Vorstellung machen kann, der nicht mehrere Stunden lang den glühendheißen Durst unter einem tropischen Himmel empfunden hat." — Bei einer andern Gelegenheit erzählt Herr Leonard: „Das königliche Schiff „Medina" wurde, als es den Fluß Gallinas hinauf kreuzte, eines verdächtigen Fahrzeuges ansichtig, und sendete ein Boot ab, um es zu untersuchen. Der Offizier, der dazu abgeordnet worden war, fand, daß das Schiff zwar zur Aufnahme von Sklaven eingerichtet war, aber keine an Bord hatte, weßhalb man es seine Fahrt fortsetzen ließ. Erst einige Zeit nachher wurde von einem Matrosen, der auf diesem Schiffe gedient hatte, die Anzeige gemacht, daß es eine Negerin an Bord hatte, als der „Medina" erschien, und daß der Sklavenhändler, welcher wußte, er und sein Schiff würden verloren seyn, wenn man auch nur einen einzigen Sklaven bei ihm finde, das unglückliche Geschöpf an einen Anker binden und über Bord werfen ließ." — „Die englischen Kreuzer, sagt Leonard an einer andern Stelle, gewahrten an der Mündung des Bonny zwei Sklavenschiffe, auf die sogleich Jagd gemacht wurde. Die Sklavenhändler suchten den Fluß wieder zu gewinnen, und während unsere Schiffe sie verfolgten, sahen wir, wie sie ihre Sklaven, je zwei an den Fußknöcheln zusammengebunden, über Bord warfen und so zu Grunde gehen ließen. Jedermann an Bord der englischen Schiffe sah Männer, Weiber und Kinder in großer Anzahl im Wasser zappeln, und — es ist furchtbar zu sagen — hundert und fünfzig von diesen unglücklichen Geschöpfen kamen dabei ums Leben, ohne daß man ihnen helfen konnte; denn sie waren meist schon untergesunken, als wir an Ort und Stelle kamen; nur zwei konnten durch unsere Boote aufgefangen und gerettet werden. Einigen gelang es auch, allein nur mit der größten Mühe, wie sich denken läßt, das Ufer schwimmend zu erreichen; allein die vielen Leichen, die wir in den nächsten vierzehn Tagen ans Ufer geworfen sahen, gaben ein nur allzu schreckliches Zeugniß für die Wahrheit der Erzählung, die uns von den Einwohnern an den Ufern des Bonny über diese schauderhafte Mordgeschichte mitgetheilt wurde."

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 101. 11 April 1833.

Die neuen Weltverbesserer.

Bei Gelegenheit der Doctrinen des Herrn Carl Fourier, welcher durch eine neue Geselligung alle armen Leute zu bereichern verspricht.

Der einzelne Mensch wirkt auf das Schicksal der Gesellschaft durch seine Natur, nur wenn Größe ihr inwohnt, und wenn Zeit und Ort mit ihr übereinstimmen. Selbst das Genie, falls es zu weit seinem Zeitalter voraus eilte, wird diesem mehr zumuthen, als es ertragen kann; es wird die Männer des Jahrhunderts überschätzen, und bei solchen Mißgriffen dem Kampfe unterliegen — in einem Trauerspiele, wo fallende Helden den Sieg des Unsinns verkünden. Um wie viel mehr ist zu erwarten, daß Vorsatz und Absicht unbegünstigter Naturen im Kampfe gegen die Umstände nicht ausreichen, daß sie nur Träume der Anmaßung erzeugen werden!

Was der Einzelne nicht kann, dazu ist die Gesellschaft berufen: sie soll zu der Strecke Weges, den sie bisher aus der Barbarei hinaus gegen die Civilisation sich bahnte, ein neues Stück hinzubauen. Glücklich, wenn bei dieser Arbeit ihr kunsterfahrene Führer vom Schicksal gegeben wurden! Selten aber ist das Glück, noch seltener wird es erkannt. Ein Beweis der Reife, Tugend und Weisheit einer Gesellschaft wird es seyn, wenn, selbst ohne die Gunst des Geschickes, sie die rechten Führer zu finden weiß. Wer diese sind, verräth sich bald, wo bei fehlender Leitung die Arbeit, die nie ruht, chaotisch von Allen versucht wird, und dann Geschicklichkeit und Ungeschicklichkeit sich ausscheiden.

Aus dem Gesichtspunkte, der sich aus der Mitte dieser Verhältnisse erhebt, wird es dem Beobachter gelingen, die Geschichte seiner Zeit gründlich und gerecht zu beurtheilen; denn diese Verhältnisse sind die äußere Erscheinung der innern Naturgesetze der Gesellschaft. Es gibt solche Gesetze, aber es ist schwer, sie der Menge begreiflich zu machen. Nur ausgezeichnet gute Köpfe erkennen im bunten Gewühle der Zufälle das Gesetz, das früher oder später die verworrene Gährung einer Zeit in Klarheit und Ordnung auflösen muß. Andere Geister, in der Schule unruhiger Eitelkeit erzogen, sehen in der bereits von der Gesellschaft zurückgelegten, im Vergleiche mit jener der Vorzeit größeren Bahn eine Vergrößerung der eigenen, individuellen Natur. Vielleicht von allem Genie entblößt, halten sie sich doch für berufen, die Gesellschaft zu leiten. Sie sind hiezu aber um so weniger tauglich, als das erweiterte Gebiet der Gesellschaft eine größere Entwicklung individueller Kräfte, und zwar unter größerer Anstrengung, nöthig und möglich macht. Wohl bis zur Theorie und Opposition — weiter bringen sie es nicht! — Wieder Andere Schüler einer starren Eitelkeit, haben am Ende der bisherigen Bahn sich nach Bequemlichkeit und mit Behagen niedergelassen, und sehen im Genuß der Ruhe ein angenehmes Vorrecht, das sie sich nicht rauben lassen wollen; — die Bahn weiter verlängern zu wollen, erklären sie für Thorheit oder Verbrechen, welche nicht zu dulden, sie sich entschlossen zeigen. — So setzen sich die Zöglinge einer Schule oder einer Kaste mit dem lebendigen Geiste in Widerspruch, und schließen sich selbst aus von dem großen Tageswerke der Gesellschaft.

Ist vielleicht aus diesen Widersprüchen die Eigenheit unserer Tage abzuleiten, daß Privatpersonen mit Gedanken über Weltverbesserung auf offenem Markte sich so viel, wenn auch ohne Erfolg beschäftigen, und daß zugleich die öffentlichen Autoritäten solche Aeußerung der Gedanken verbieten — als Angriff auf ihre Rechte, ohne jedoch selbst von dem Rechte der Verbesserung sonderlich Gebrauch zu machen? Werden Gedanken laut gegen den Willen der Autoritäten, so finden diese für gut, solches in einer Art zu bestrafen, die das Ansehen gewinnt, als sollte die Ueberlegenheit materieller Gewalt über die Gedanken aller Welt fühlbar gemacht werden, — ein Verfahren, das zur Verkehrtheit führen muß. Allerdings können die privatisirenden Weltverbesserer verkehrte Mittel in Vorschlag bringen, welche, bei dem Versuche, sie anzuwenden, als gefährlich erscheinen; aber es ist wenig durch ihre Nachahmung in höheren Sphären zu gewinnen. In der Regel macht schon die innere Natur der Dinge die wirkliche Anwendung verkehrter Mittel, besonders von Seite der Privatleute, unmöglich, da denn die Anwendung einer äußern, der Bestimmung nach höheren, Gewalt zu ihrer Verhinderung, ebenfalls ein verkehrtes Mittel, und eine Verschwendung von Kräften ist, die zu verständigen Zwecken aufgespart werden sollen. Vor Allem ist das richtige Verhältniß zwischen Mittel und Zweck zu beobachten. Man läßt nicht Kriegsheere gegen Mückenschwärme ins Feld rücken, wenn gleich der Stich des Insektes die Haut zartfühlender Personen unangenehm verletzt, und die Verzärtelten zur Ungeduld reizt. Wer das Unbe-

deutende, das Niedere bekämpft, setzt sich ihm gleich, und steht selbst nicht hoch. — Ueberdem, werden die Weltverbesserer auch in eiserne Schranken gewaltsam eingezwängt, so ist dadurch noch keine einzige ihrer Ideen mit den Waffen der Logik bekämpft und besiegt worden. Vielmehr gewinnen oft die abgeschmacktesten Ideen Glauben unter dem großen Haufen, wenn Derjenige, welcher sie vorbringt, durch Verfolgung zum Gegenstande der Theilnahme und des öffentlichen Mitleids erhoben wird.

Die Folgen jener Verirrungen gehören auch zu den Eigenheiten der Zeit, und erinnern den Geschichtskundigen, auf unerfreuliche Weise, an gewisse Perioden, in denen gerade diejenigen den Verfall und die Auflösung beförderten, welche berufen waren, die Gesellschaft in ihrer, von der Natur angeordneten, fortschreitenden Bewegung und zeitgemäßen Erneuerung, gegen Verirrung und Zerstörung zu sichern. In unseliger Verblendung wenn auch zu Zeiten in guter Meinung, handeln sie feindlich gegen sich selbst, bei ungeschickter Wahl der Maßregeln, und wundern sich dann, wenn der Erfolg ihren Erwartungen nicht entspricht. So zeigen sich die Feinde des Neuen als die größten Neulinge in der Welt. Der Sturz der mächtigsten Reiche des Alterthums: Assyriens, Aegyptens, Israels, Persiens, der Staaten die aus Alexanders Eroberungen entstanden, des römischen Reichs, des Kalifats ꝛc. ꝛc., war die eigene Arbeit der Höfe, und zeigte die Gefahr eines moralisch-geistigen Absterbens von oben. Die zahmsten Völker konnten den Fall nicht verhindern. Warnung wurde bestraft; selbst Propheten fanden kein Gehör, sondern mußten in Löwengruben oder feurigen Oefen die Gabe der Voraussicht büßen. Solche Geschichten würden belehrend seyn, wenn Lehre bei der Verblendung Eingang finden könnte. Leider aber erhält sich in jedem Jahrhundert, als politische Erbsünde, die Nichtachtung aller Warnungen der Geschichte. Alt ist die Hartnäckigkeit, die mit Affenliebe sich an Mumien der Vergangenheit anklammert, und das Todte umarmt, während sie die Lebenskraft neugeborner Zeit, als wäre sie ein Geist der Zerstörung, zurückstößt. Mechanische Köpfe, gleich einem Uhrwerk von der Gewohnheit aufgezogen, begreifen nicht, daß jene Art von Verstand, die den früheren, jetzt ausgestorbenen Umständen gut angepaßt war, und die Erbschaft der Mittelmäßigkeit wurde, bei dem neuen Wesen und Leben nicht ausreichen könne, daß das Fehlende durch eigenen Geist ersetzt werden müsse.

Es sind alte Sünden! Solche Hartnäckigkeit und Unverbesserlichkeit haben auch, wie es scheint, den Glauben erzeugt, als walte ein blindes, unwiderstehliches Schicksal in der Geschichte der Staaten, und als sey es unmöglich, mit menschlicher Weisheit Schutz dagegen zu erfinden. Dieser Glaube aber ist trostlos, er ist überdem oft nur ein Deckmantel der Trägheit und Feigheit, welche von männlichem Kampfe gegen Irrthum und Betrug sich lossagen möchten. Dieser Glaube gehört endlich einer Zeit an, wo der größte Theil der Erde unentdecktes Land war, wo die Welttheile noch nicht angefangen hatten sich in dauernde geordnete Verbindung zu setzen, wo die Civilisation nur isolirte Punkte in Raum und Zeit gewonnen hatte, auf denen sie sich zu entwickeln und auszubilden versuchte. Damals konnte die Macht eines Tyrannen oder der Blödsinn eines roi fainéant ganze Zeitalter in Elend und Finsterniß stürzen, ohne daß die öffentlichen Verhältnisse dagegen Schutz gewährten. In die isolirten Asyle der Civilisation drang die Barbarei leicht wieder ein, und zerstörte, was der Geist in Oasen erbaut hatte. Jetzt ist es anders. Ein unsichtbares, dem allgemeinen Gefühl wohlbekanntes Band umschlingt das lebende Menschengeschlecht, und macht das Loos eines jeden Volkes von der Einsicht, der Würde und dem Reichthume aller andern abhängig. Solche Abhängigkeit schändet nicht, entnervt nicht, wie einst die Universalmonarchie römischer Despoten, sie gibt vielmehr Bürgschaft, daß die Welt nicht wieder, von der Tyrannei der Cäsaren befreit, den Barbaren zur Beute werde. Ein einzelner moralisch-geistiger Bankrut wird bald durch das allgemeine Vermögen der Civilisation ausgeglichen. Und nicht bloß der civilisirte Europäer ist in das große Assekuranzbuch eingeschrieben. Der Hurone, der Hottentote, der Beludsche, der Neuholländer, der Hindu, der Kurde, der Araber und der Aegyptier, wie der Spanier, der Portugiese und andere Nachzügler des Jahrhunderts; der Republikaner von San Marino, Bremen und Uri, wie der dem Absolutismus aus guten Gründen gehorsame Baschkire, Kreate, Hanake und Chinese; der reiche Lord, wie der verhungernde Irländer, sie sind sämmtlich, wie wohl den meisten noch unbewußt, von dem Zauberstabe berührt, den die Civilisation unserer Zeit der Gewerbsamkeit und dem Handel in die geübten Hände gegeben. Noch nicht vollzogen, aber sichtbar vorbereitet ist die Vereinigung aller, der Arbeit und der Vernunft fähigen Völker zu einer großen Familie, die Alles, was der Fleiß, die Künste und Wissenschaften erzeugten und die Tugenden sicherten, zu einem unveräußerlichen und gemeinschaftlichen Kapital anlegte, dessen Interessen überall verwendet werden, den Menschen über die Thierheit zu erheben, und dem Ebenbilde Gottes ein seiner würdiges Schicksal, ein durch Verstand und Sitte zum humanen Wohnsitz gebildetes Vaterland zu erwerben, zu erkämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Oran.

(Fortsetzung.)

Alle diese Täuschungen schwinden, sobald man durch das Thor die Stadt betreten hat; die traurigste Wirklichkeit stellt sich nun dem Auge dar, und die warme Einbildungskraft fühlt sich von dem kalten Hauch der Enttäuschung angeweht. Man wandelt in steilen, engen Gassen, die mit ihrem Steingerölle den Schritt hemmen, zwischen verfallenen Gebäuden, Häusern ohne Fenster, ohne Thüren, ohne Dächer, zwischen Einsturz drohenden Mauern hin, deren Fuß von Nesseln und staubüberpuderten Pflanzen umwuchert ist. Manchmal fällt der Blick zwischen Mauerlücken hindurch in kleine düstere Höfe, die mit feuchtem, grünem Schimmel bedeckt sind, in unbewohnte Räume, wo Lumpen von Kleidern, Flecken von Wolle, Haare und anderer Unrath aufgehäuft liegen. Ueberall weht ein Grabeshauch der Verwesung und wenn man auch auf einen freien Platz gelangt, wo

der Blick sich aus diesen Grüften erheben kann, so wird zwar das Bild größer, bietet aber immer dieselben Gegenstände, dieselben trüben traurigen Farben der Verödung. Wenn man diese unter und übereinander gestürzten Häuser, und zwischen ihren Trümmern einige Neger und Beduinen herumwanken sieht, so möchte man sich auf einen großen Leichenacker versetzt glauben, auf den zwischen umhergestreuten weißen Gebeinen einige häßliche Thiere sich ihre Nahrung aus dem Boden wühlen. Das Minaret, das allein steht und sein Haupt über diese Scene des Elendes erhebt, gleicht einem Verwundeten, der, für todt auf dem Schlachtfelde zurückgelassen, wieder zum Leben gekommen ist, sich nun mühsam aufrichtet und den ängstlichen Blick nach einem lebendigen Wesen umherirren läßt. Diese Verödung, diese Grabesstille, diese Trümmer verkünden, daß hier im Jahre 1790 ein Erdbeben wüthete: freilich hat nachher die Hand der Menschen vollendet, was die Elemente noch der Verwüstung übrig gelassen. Die Mauren, die vor den Franzosen flohen, und die Franzosen, die sich nach ihnen in diesen Trümmerhaufen festsetzten, scheinen um die Wette daran gearbeitet zu haben, einander so wenig als möglich übrig zu lassen. Um Holz zur Feuerung zu erhalten, hat man die Dachgebälke herausgerissen und die Dächer einstürzen lassen, kurz Alles gethan, um diese Ruinen noch mehr zu ruiniren. Ich erinnere mich, daß man in der Umgegend von Algier den köstlichen Feigenbaum und den poetischen Oelbaum umhieb, um einen Feldkessel zum Sieden zu bringen. Montesquieu vergleicht den Despotismus mit einem Wilden, der Bäume abhaut, um seine Früchte zu erlangen: will man dieses Gleichniß beibehalten, welchen Namen soll man der französischen Herrschaft in dem Lande der Barbaren beilegen? *) — Indeß sieht man mitten in der tiefen Stille und Regungslosigkeit, in welche dieser Theil der Stadt begraben liegt, hier und dort die blauen Röcke der französischen Jäger von Afrika, die zwischen den Ruinen umher irren, unter welchen man ihnen einige armselige Wohnungen erbaut hat.

Den ganzen Trümmerwust dieser Verödung sieht man, gleichsam in ein Bild zusammengedrängt, an zwei großen Ruinen. Die eine ist ein Gebäude, das wegen seiner vierundzwanzig Marmorsäulen bemerkenswerth ist, die seinen innern Hof umgeben; es sind weiße schlanke Säulchen, die so zart und leicht gehalten, an ihren Knäufen so zierlich mit Akanthusblättern verziert, und so niedlich mit spiralförmigen und senkrechten Rinnen ausgekehlt sind, daß man für sie den Druck der von ihnen getragenen Gewölbe empfindet. Die andere größere Ruine ist die alte Kassaba der spanischen Regierung; **) ein ermüdendes Labyrinth von Gäßchen, Höfen und Säulengängen, die ohne Plan und Absicht durcheinander gebaut scheinen und die an sich nichts besonders Merkwürdiges darbieten. Nur von dem jenseitigen Rande der Schlucht betrachtet, gewährt das alte Schloß einen großartigen und schönen Anblick. Seine massiven Gebäude, die übereinander am Abhange des Berges emporsteigen, die großen viereckigen Profile, die parallel eins auf dem andern sich abzeichnen, geben ihm das Aussehen von übermenschlichen Kräften aufgemauerter Würfel, die zur Grundlage irgend eines kyklopischen Riesenbaues bestimmt schienen, der unvollendet gelassen wurde. Wenn man von demselben Punkte aus einen allgemeinen Ueberblick auf den eben beschriebenen Theil der Stadt wirft, bemerkt man, daß der Abhang, auf dem er erbaut ist, noch weit über den von den Gebäuden eingenommenen Raum hinaus zu einer Berghöhe aufsteigt, und am Horizont eine fast ununterbrochene horizontale Linie bildet, die nur da, wo sie gegen das Meer hin ausläuft, sich plötzlich in zwei Berggipfel theilt. Von dem einen derselben, einem jähen drohenden Pik, schaut wie ein Adlerhorst das Schloß herab, das den Namen von dem Erlösungszeichen der Christenheit trägt, auf dem andern, einem weiten Plateau, zeigt sich ein kleines weißes Viereck mit einer Kuppel darüber, das alte Erbe eines heilig verehrten Marabu: beide erscheinen wie die zwei vorgeschobenen Schildwachten Europa's und Afrika's, die sich mit ängstlicher Besorgniß im Auge halten, und können als ein sprechendes Sinnbild der beiden Parteien gelten, deren Fahnen sie tragen. Hier die französische Macht, die an der afrikanischen Küste nur Einen Punkt im Besitz hat, aber einen befestigten, mit den Donnern der Kriegskunst wohl bewehrten Punkt; dort der Mohammedanismus im Besitz des Landes, der den Kanonen der Fremden seinen religiösen Fanatismus und den Truppen Frankreichs seine Heiligen und Märtyrer entgegensetzt. Ein tiefer Abgrund liegt zwischen der Barbarei und der Civilisation: ihn auszufüllen, Das ist die Aufgabe. Bis jetzt hat man jedoch nur daran gearbeitet, ihn noch tiefer und gefahrvoller zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Leser mag hier erinnert werden, daß der vorstehende Aufsatz von einem Franzosen geschrieben ist. A. d. R.

**) Die Spanier eroberten unter persönlicher Anführung des Ministers Ferdinands des Katholischen, Ximenes, im Mai 1509 Oran und behaupteten sich ungeachtet aller Anfechtungen der Paschas von Algier in seinem Besitze fast zweihundert Jahre (bis 1708), wo es durch Feigheit und die Verrätherei eines Gouverneurs verloren ging. Im Jahre 1732 eroberten sie es abermals und behielten es bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Als das Erdbeben im Jahre 1790 den größten Theil der Stadt zerstört hatte und Spanien in dem Kriege gegen Frankreich aller seiner Streitkräfte bedurfte, übergab es die Stadt den Algierern und behielt sich bloß Mers-el-Kebir und den Handel in Oran gegen eine jährliche Abgabe an den Dey vor. A. d. R.

Chinesische Chrestomathie der asiatischen Gesellschaft in Paris.

Man hätte fürchten können, daß der Tod Abel Remusat's dem Studium der chinesischen Literatur in Paris ein Ende machen würde, aber die asiatische Gesellschaft scheint durch das vorliegende Werk beweisen zu wollen, daß sie Mittel und Willen besitzt, die von ihrem ehemaligen Präsidenten angefangenen Arbeiten zu vollenden, und dem Studium dieser so höchst wichtigen Literatur neue Hülfsmittel zu eröffnen. Ein Schüler von Abel Remusat, Namens Molinier, hatte vor vielen Jahren unternommen eine chinesische Chrestomathie herauszugeben, aber der Tod überraschte ihn, ehe er sie zu Ende gebracht hatte. Die asiatische Gesellschaft übernahm nach seinem Tode das Werk, änderte seinen Plan, behielt einen Theil dessen, was gedruckt war, bei, verwarf, was unzweckmäßig schien, setzte neue Theile hinzu, und so liegt endlich die erste Lieferung des Buchs vor dem Publikum. Es besteht aus sechs vollständigen chinesischen Texten, die durch ihren Inhalt und die Verschiedenartigkeit ihres Styls geeignet sind, eine Idee von dem Reichthum und Interesse dieser Literatur zu

geben. Man hat solche Werke gewählt, von denen schon Uebersetzungen gedruckt sind oder wenigstens nächstens erscheinen werden, damit Anfänger mit ihrer Hülfe sich selbst unterrichten können. Das erste Stück führt den Titel von den Belohnungen und Strafen, und ist ein kleines moralisches Werk der Sekte der Tao̧e, der Schüler von Laotsee, der im 6ten Jahrhundert vor Christus eine pantheistische Religion gegründet hatte, welche noch heute über einen großen Theil von China verbreitet ist. Abel Remusat hatte im Jahre 1824 eine Uebersetzung davon herausgegeben, und es soll nächstens eine neue mit ausführlichen chinesischen und französischen Kommentaren von Julien erscheinen. Das zweite Stück ist eine moralische Abhandlung derselben Sekte, unter dem Titel von den Belohnungen der geheimen Tugenden. Das dritte ist eine Beschreibung von Kambodscha, die unter der Regierung des mogolischen Kaisers Timurthan von einem seiner Offiziere im Jahre 1297 geschrieben wurde. A. Remusat hat eine Uebersetzung derselben in dem ersten Bande seiner „Melanges asiatiques" herausgegeben, und das Buch ist ein sehr günstiges Beispiel von dem, was sich von den Chinesen für die Geographie und Ethnographie der Nachbarländer erwarten läßt. Das vierte Stück ist der Text des chinesischen Drama „der Kreis von Kreide", von dem Julien 1832 eine Uebersetzung in London erscheinen ließ. Die Hälfte des Drama ist in Versen, und seine Herausgabe wird das Studium der chinesischen Poesie, für welche bisher so wenig Hülfsmittel existirten, sehr erleichtern. Das fünfte Stück ist das Buch der tausend Charaktere. Es ist ein Elementarbuch, das seit dem 6ten Jahrhundert in chinesischen Schulen allgemein gebraucht wird, den Kindern die ersten Kenntnisse der Charaktere beizubringen. Ebenso das sechste und letzte Stück, das den Titel: „Buch der dreifsylbigen Phrasen" führt. Eine Uebersetzung dieser beiden letzten Stücke ist angekündigt, und da sie von den Chinesen selbst seit Jahrhunderten als die besten Lehrbücher für Anfänger gebraucht werden, so kann man für nicht anders als zweckmäßig halten, daß auch europäische Schulen ihr Studium damit beginnen. H. v. Klaproth hat dem Ganzen eine kurze Vorrede vorangeschickt, welche einiges Detail über die einzelnen Stücke enthält. Das Ganze ist lithographirt; die erste Hälfte ist sehr mittelmäßig, die zweite, welche der Aufsicht einer Kommission der Gesellschaft unterworfen war, vorzüglich ausgeführt. Der Preis ist so niedrig als sich denken läßt, 10 Franken für 150 Seiten chinesischen Text in gr. 4. Es ist zu hoffen, daß die asiatische Gesellschaft fortfahren möge, in dieser Form interessante chinesische Werke zugänglich zu machen, denn die größte Schwierigkeit, welche der Verbreitung dieses Studiums entgegensteht, ist die Seltenheit der Texte. Die Gesellschaft hat vor einigen Jahren eine Miniaturausgabe des Tsaeng-Yong, eines der vier moralischen Bücher, herausgegeben, welche in Deutschland fast ganz unbekannt geblieben ist. Es wäre ihrer würdig, eine korrekte Sammlung der fünf klassischen und der vier moralischen Bücher, mit einem der kürzern chinesischen Kommentare, drucken zu lassen, wodurch sie mehr für Verbreitung dieser Literatur thun würde, als Alles, was bisher dafür in England, Frankreich und Deutschland geschehen ist, und sie würde dabei gewiß durch Subskriptionen der Bibliotheken und Gelehrten in ganz Europa unterstützt werden.

Washington Irving's Reisen in Amerika.

Das „Athenäum" theilt Bruchstücke von Briefen Washington Irvings mit, die der Dichter, von einer Reise nach dem westlich vom Mississippi gelegenen Länderstrich der Vereinigten Staaten zurückgekehrt, aus Washington an einen Freund in England schrieb. Irving nahm in Gesellschaft des Herrn Latrobe und des Grafen Portalis, die er zu Boston traf, seinen Weg mitten durch Ohio, und schiffte sich auf einem Dampfboote zu Cincinnati nach Louisville und Kentucky ein. Von da fuhr er in einem andern Dampfboote den Ohio hinab und den Mississippi hinauf bis nach St. Louis. Die Fahrt ging auf dem letztern Flusse sehr langsam, da sie wegen des niedern Wasserstandes oft auf den Grund geriethen. Einmal wurden sie sogar von einem andern Dampfboote, das mit all der Gewalt einer Hochdruckmaschine und der Schnelligkeit der Strömung auf sie losfuhr, fast zerschellt, so daß sie sich glücklich schätzen durften, mit Verlust eines Rades und einem furchtbaren Stoße davon gekommen zu seyn. Von St. Louis ging es nach Fort Jefferson, neun englische Meilen davon, um den „schwarzen Falken" zu sehen, der hier mit andern Fuchs- und Sack-Indianern als Kriegsgefangener lebt. „Ein elender, ausgemergelter und armseliger Haufe von Menschen, wie der Dichter sich ausdrückt, und der gefürchtete Häuptling selbst ein magerer alter Mann von nahe an siebzig Jahren; doch hat er einen schönen Kopf, römische Züge und einen einnehmenden Ausdruck des Gesichtes." Zu St. Louis wurden Pferde für die Reisenden und ein bedeckter Wagen für das Gepäcke, die Zelte, Lebensmittel u. s. w. angeschafft, und die Reise zu Lande nach Independence, einem kleinen Weiler von Blockhäusern, fortgesetzt, der zwei bis dreihundert Meilen aufwärts dem Missouri an der äußersten Gränze der Civilisation liegt. „Von Independence, heißt es in Irvings Brief, zogen wir mitten durch das Indianerland, und kamen am 8 Oktober, nach einem Wege von zehn oder elf Tagen, zu Fort Gibson, einem Gränzort in Arkansas, an. Unsere Reise ging fast fortwährend über unermeßliche Steppen, oder weite Grasebenen, die nur von Zeit zu Zeit mit schönen Baumgruppen und tiefem fruchtbaren Boden längs der Flüsse wechselten. Wir lebten ganz im Style der Gränzbewohner und Indianer, indem wir Nachts unter freiem Himmel lagerten, ausgenommen wenn wir zu Missionsanstalten gelangten, die hier und dort in dieser endlosen Wildniß zerstreut liegen. Das Wetter war heiter, und wir hatten nur eine regnerische Nacht und ein einziges Ungewitter; ich fand das Schlafen in einem Zelte sehr angenehm und gesund. Ich befand mich, seitdem ich St. Louis verlassen hatte, drei Wochen auf dem Wege, der immer zu Pferde zurückgelegt wurde, was mir ungemein gut bekam. Zu Fort Gibson angelangt, vernahmen wir, daß eine Schaar berittener Gränzer, nahe hundert Mann stark, einen weiten Zug west- und südwärts durch die wilden Jagdgegenden unternommen hatte, um die verbündeten Indianerstämme, die sich jetzt auf ihren Büffeljagden befanden, zu beschützen, und gegen die Pawnihs eine Streife zu übernehmen, die man die nomadischen Araber des Westlandes nennen kann, und die stets auf Raub und Plünderung ausziehen. Wir beschlossen, diesem Streifzuge zu folgen, und machten uns mit zwölf oder vierzehn Reitern als Schutzwache gegen die Pawnihs-Indianer, und drei oder vier Indianern als Führer und Dolmetscher, sammt einer gefangenen Pawnih auf den Weg. Ein paar Kriht-Indianer waren von dem Kommandanten des Forts uns voraus geschickt worden, um die Streifpartei der Gränzer einzuholen, und ihnen den Befehl zu hinterbringen, uns zu erwarten. Von nun an setzten wir unsere Reise unter einer noch einfachern Lebensweise fort, indem wir so wenig Gepäck als möglich mit uns führten, und für unsern Unterhalt bloß auf die Jagd angewiesen waren. Diese war in einer Gegend, die Ueberfluß an Wild hat, sehr ergiebig. Die schönste Jagd, die wir machten, war die eines Wolfes, während wir über eine Steppe hinzogen, was ein gar schönes und lebendiges Bild gab. Ich fand mich nun ganz in das Leben des Wilden versetzt, und fühlte mich ungemein aufgeregt durch die wilde Gegend, die wilden Scenen und das wilde Volk, das mich umgab. Die Gränzwächter waren erfahrene Jäger, meist aus Illinois, Tennessee u. s. w. Wir holten sie nach drei Tagen am Ufer des Arkansas ein, und die ganze Truppe setzte am 16 Oktober, Einige auf Fähren, Andere schwimmend über denselben. Unsere eigenen unmittelbaren Begleiter waren Halbindianer, die sich sehr gut auf indianische Sitte verstanden. Sie verfertigten eine Art Boot oder Floß aus einer Büffelhaut, auf der ich und der Regierungskommissär Herr C., der in diese Gegend gesendet worden war, um die Uebersiedlungen der auswandernden Indianerstämme westwärts vom Mississippi zu beaufsichtigen, über den Fluß gingen. Wir führten nun ein reines Jägerleben, schliefen unter freiem Himmel, und nährten uns bloß von der Jagdbeute; denn wir befanden uns über dreihundert Meilen entfernt von jeder menschlichen Wohnung, und eine Zeit lang in einer noch niemals besuchten Gegend. Während wir Büffel erlegten und wilde Pferde einfingen, mußten wir zugleich vor den Pawnihs auf der Hut seyn, die gleich den Tataren auf ihren leichten Pferden in den Steppen umherschwärmen und der Schrecken der Gränzbewohner sind. Wir mußten um unser Lager herum Wachen ausstellen und unsere Pferde stets gesattelt halten, um bei einem Ueberfall in Bereitschaft zu seyn. Gelegentlich gab es wohl auch Lärm, aber die Pawnihs wollten sich nicht sehen lassen. Nach einer Wanderung von dreißig Tagen langten wir wieder wohlbehalten im Fort Gibson an." — Von hier ging Irving auf einem Dampfboote den Arkansas hinab in den Mississippi, und auf diesem nach Neworleans, von dannen durch Mobile, Alabama, Georgien, Süd- und Nord-Carolina nach Washington.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 102. 12 April 1833.

Die neuen Weltverbesserer.

(Fortsetzung.)

Die Lösung dieser Aufgabe ist der geheime Sinn aller Geschichte. Dem dunkeln Instinkt anvertraut, wirkte er in Zeiten einer unverbundenen Welt; ins Bewußtseyn der Sehenden tritt er in unsern Tagen, wo die Civilisation, in ihren Siegen über die Barbarei, bereits bis zu dem Grade erstarkte, daß sie alle Völker der Erde in gegenseitigen Verkehr bringen konnte.

Dieser Verkehr beschränkt sich nicht bloß auf einen Austausch der Produkte, sondern erzeugt auch einen Austausch der Ideen und befreit uns von der Tyrannei einer Nationalweisheit, die nur die isolirten Versuche ihrer Lehrer und Gesetzgeber als ehrwürdig uns aufdringt, die Offenbarungen des Geistes aber in andern Zeitaltern und bei andern Völkern, aus Unbekanntschaft mit denselben, nicht anerkennt, und auf solche Weise den Sinn verschließt, daß er die große Harmonie nicht vernehmen könne, die nur aus der Vereinigung aller Töne hervorgeht, in denen der allgemeine Menschengeist seine Tiefe und seine unendliche Ausdehnung kund gegeben hat, und ferner kund geben wird. Dieser Verkehr ist eine Macht, welche zu Zeiten langsam aber stets unwiderstehlich, die von kurzsichtiger Herrschsucht und von der Einseitigkeit erfundenen Erhaltungsmittel der Barbarei zerstört. Mit gleicher Sicherheit macht sie die Thorheit träumender Weltverbesserer zu Schanden, wie sie die Thorheit der Furcht vor denselben dem Gespötte erwachter Geister Preis gibt. Sie hat die Werke der Finsterniß zertrümmert und mit dem Schutt derselben der lichtvollen Zukunft eine via regia erbaut.

Der Glaube an solche Macht ist erhebender und edler, als jener der Verzweiflung, welcher das Schicksal des Menschengeschlechts nächtlichen Gewalten oder dem Zufall zu entscheiden überläßt; dieser Glaube ist zugleich ächt christlich, weil er die Erlösung erkennt und der Unterwürfigkeit unter Herrschaft der Dämonen für immer entsagt.

Ist aber, durch die weitverbreitete Verbindung der Völker unser heutiger gesellschaftlicher Zustand erfreulicher und gesicherter als in vorigen Zeiten: so erfordert von der andern Seite, eine geordnete Einwirkung der Menschen, auf Erhaltung und Förderung dieses Zustandes, umfassendere Einsichten, größere Energie eines erleuchteten Willens, und seltnere Talente als früher hinreichend waren, die bewegenden Kräfte im Staatsleben zu leiten. Darum erscheinen, bei der Größe der Zeit, die Menschen so selten an sie hinanzureichen.

Dieß mag für den Augenblick störend und langweilig seyn; die Barbarei soll darum nicht frohlocken. Die kleinen Gaben der Mittelmäßigkeit, die erlogene Gewalt der Anmaßung können den Bau der Zukunft weder fördern, noch hindern; sein Fundament ist aus der Natur der Dinge erbaut. Alle feindlichen Bemühungen der Willkür, das Geschrei der Demagogen und ihre Anstrengung, sich durch revolutionäre Phrasen zu Riesen aufzublasen; das in finstern Höhlen der Mystik gefertigte Spinnengewebe sich selbst anlügender Frömmler; der Republikanismus kriechender Sklavenseelen, die den Adel in Schriften bekämpfen, aber auf der Straße sich tief vor jedem Junker bücken, und wenn er reich ist, sich ihm verkaufen; die St. Simonisten, die bei dem Nachdenken über einige gründliche Beobachtungen den Verstand verlieren; die konstitutionellen, wie die absoluten Jesuiten, die sich großmüthig Gottes und der Menschheit annehmen, wenn dabei Macht und Reichthum für ihre Partei zu erwerben sind; die andern ungläubigen Rechtgläubigen, welche die Religion in Heuchelei verkehren und Schacher mit ihr treiben; die reinen Royalisten, die zur Sicherung des Königthums den Königen die Hände binden, um das monarchische Prinzip wehrlos in die aristokratische Tasche zu stecken, — diese und ähnliche Komparsen im Schauspiel der Welt mögen den rohen oder gebildeten Müßiggang beschäftigen, und der Unmacht zur Kurzweil ein arabisches Mährchen von ihrer Macht erzählen: — wer die Bedeutung des Jahrhunderts in der Tiefe wie in der Höhe des politischen Lebens erkannt hat, erwartet von solchem Treiben weder eine Verbesserung noch eine Verschlimmerung des gesellschaftlichen Zustandes. Als Führer des tragischen Thespis-Karrens der Politik spielen jene Trabanten der Parteien nur eine Komödie, die der alten griechischen gleicht, deren Wesen, nach Aristoteles, in der Vorstellung dessen bestand, was in dem Charakter und in den Handlungen der Menschen ungereimt, tadelhaft und verkehrt ist. Von der römischen Komödie aber scheinen ihre Vorstellungen verschieden, da diese, wie Livius berichtet, als Mittel zur Versöhnung erzürnter Götter angesehen wurde. Doch, was die Götter bei dem Treiben unserer Tage denken, ist zur Zeit unbekannt; be-

greiflich dagegen ist, wenn Menschen darüber in Zorn gerathen. Mögen sie sich trösten. Possenspiele werden niemals der Gewalt der Dinge eine andere Richtung geben, als sie nun einmal in dem Jahrhundert der sich organisirenden Völkervereinigung angenommen hat. Zu fest ist bereits der Zusammenhang der Welt, als daß er von Schwächlingen leichtfertig zerrissen werden könnte.

Diesen einleitenden Betrachtungen werden Diejenigen beistimmen, welche mit den Doktrinen des Herrn Fourier über eine neue Geselligung armer Leute bekannt sind, und ihre Beziehungen zu den großen Weltverhältnissen geprüft haben; andere Leser werden unser Vorwort, wir hoffen es, als am schicklichen Orte angebracht, billigen, wenn sie die Geduld haben, den nachfolgenden Bericht anzuhören.

Von den Schriften, in denen Herr Fourier seine neue Lehre anzuempfehlen sich bemüht, sind einige bereits vor zwanzig Jahren in Frankreich erschienen, ohne daß die Nation ihnen sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt; noch weniger, so scheint es, sind sie den Nachbaren bekannt geworden. In wie weit Dieß zu loben oder zu tadeln sey, wird nicht lange zweifelhaft seyn.

Herr Fourier hat, wahrscheinlich nicht der erste, bemerkt, daß es viele arme Leute in der Welt gibt, die kaum so viel verdienen, das Thier in sich abzufüttern, und die, einzig zu solchem Zwecke, sich zu mechanischen, geisttödtenden Arbeiten hergeben müssen, wobei sie in freier Luft sich jedem Ungemach der Witterung, dem Schnupfen, dem Rheumatismus, der Gicht aussetzen, oder in Fabrikhäusern, einer Art Sklavenschiffe, verpestete Luft athmen, bei schlechter Nahrung ein kümmerliches Leben führen, und dabei selbst verkümmern. Das Elend dieser Unglücklichen ging ihm zu Herzen, und er entschloß sich gründlich über die Mittel nachzudenken, wodurch ihr Schicksal verbessert werden könnte. Der Vorsatz war menschenfreundlich; folgen wir ihm, des edlen Zwecks wegen, in das Labyrinth seiner Untersuchungen.

In der Vorrede zu seiner „Theorie der vier Bewegungen (Théorie de quatre mouvemens)" schrieb Herr Fourier im Jahr 1808 folgende Zeilen: „Die Bemühungen der Philosophen, Bibliotheken zusammenzuhäufen, um das Glück zu suchen, ist vergebens, so lange nicht der Grund alles Unglücks der Gesellschaft, ich meine der Mangel an Zusammenhang im Gebiete der Industrie, zerstört ist. War es Verachtung oder Unaufmerksamkeit oder Furcht vor dem Mißlingen, weßhalb die Gelehrten vernachlässigten, sich an dem Probleme der Geselligung (association) zu üben? Was auch immer der Grund war, die Vernachlässigung ist unläugbar. Ich bin der erste und einzige, der sich damit beschäftigt hat. Daraus folgt, daß wenn die Theorie der Geselligung, die bis auf diesen Tag unbekannt war, zu andern Entdeckungen führen kann, wenn sie der Schlüssel neuer Wissenschaften ist: so müssen diese Entdeckungen und Wissenschaften mir allein zufallen, weil ich der einzige bin, der diese Theorie gesucht und aufgefaßt hat."

Man sieht, die Menschenfreundlichkeit des Herrn Fourier ist auch etwas eitel und nicht ganz ohne Eigennutz; vielleicht aber wird seine Theorie dadurch um so praktischer. In jenem Werke unterwarf er den Begriff und den Zustand der Gesellschaft einer strengen Kritik, und setzte die Prinzipe der Geselligung fest, die er nachher, in seiner Abhandlung über die häuslich-ackerbautreibende Geselligung (Traité de l'association domestique-agricole) im Jahre 1822 in ihrer größeren Entwickelung, wieder vorbrachte, nachdem er vierzehn Jahre geschwiegen und nachgedacht hatte. Im Jahre 1829 machte er dieselben Ideen in abgekürzter Form bekannt in seiner „neuen industriellen Welt (Le nouveau Monde industrielle.)" Die Revue encyclopédique (Fevrier et Mai 1832), die von dem System des Herrn Fourier Bericht erstattet, und uns zum Führer dient, da wir die Schriften des Herrn Fourier nicht besitzen, auch nicht gesonnen sind, sie uns anzuschaffen, die Revue sagt: „Diese verschiedenen Werke enthalten die Darstellung einer Entdeckung, nämlich das gesellschaftliche Verfahren (le procédé sociétaire), deren Resultate, wenn die Entdeckung sich bewährt, von der höchsten Wichtigkeit sind, und die theuersten Interessen der Menschheit berühren. Die praktische Bewährung ist leicht, und dennoch sind die Arbeiten des Herrn Fourier ungefähr gänzlich unbemerkt geblieben; sein Name selbst ist unter uns so gut als unbekannt. Ist Dieß wieder ein Mißgriff, wie deren viele die Gesellschaft gegen das Genie sich schuldig gemacht hat?"

Herr Fourier selbst sagt: „Ich untersuche einen Gegenstand, der mit dem Geschicke der Menschen (les destins) in keinem Zusammenhange zu stehen scheint, ich meine: die Geselligung beim Ackerbau (l'association agricole). Ich selbst, als ich über diesen Gegenstand nachzudenken anfing, hatte nie geahnet, daß eine so bescheidene Rechnung zur Theorie der Geschicke (théorie des destinés) führen könne. Die Auflösung dieses so verachteten Problems führte zur Auflösung aller politischen Probleme. Man weiß, daß bisweilen die kleinsten Mittel hinreichen, die größten Dinge zu Stande zu bringen: mit einer Metallspitze meistert man den Blitz und führt ein Schiff durch Sturm und Nacht. So kann man auch mit Hülfe eines einfachen Mittels allen Calamitäten der Gesellschaft ein Ende machen."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Oran.

(Fortsetzung.)

Von der alten Kassaba führt eine Brücke über die Thalschlucht nach der neuen Stadt, die ihrer ganzen Länge nach von zwei ziemlich breiten und fast nach der Schnur gezogenen Straßen durchschnitten ist. *) Letztere sind mit scharfen Kieseln und Felsenstücken bestreut, die nur vom Fuß des Wanderers klein geschlagen werden. Weiße, nackte Häuser, einfache Mauern, die von einigen schmalen Fenstern durchbrochen sind, hier und dort

*) Die Franzosen haben ihnen den Namen Rue Philippe und Rue Napoleon beigelegt. Erstere führt von dem Kleber-Platze nach dem Markte, der mit sehr großen und schönen Bäumen besetzt ist und Springbrunnen hat; letztere führt vom Marktplatze nach dem Fort St. Andreas.

Krambuden, von hölzernen Wetterdächern geschützt, Trümmerhaufen wie erst von gestern her, endlich zum Glück noch einige Bäume, einige Pfeiler, welche Bogenlauben von Weinrebengeflecht tragen, und ein kleiner Portikus mit drei oder vier Säulengängen — Dieß bildet den bevölkertsten Theil von Oran, der sich nicht bis nahe an den Rand der Schlucht hinabzieht, sondern auf dem Kamme eines hohen, ganz mit Vegetation überwucherten Abhangs fortläuft. Mit der einen Seite lehnt sich diese sogenannte Neustadt an die neue Kassaba, mit der andern an das Fort St. Andreas, zwei große steinerne Befestigungsgebäude, in ziemlich schönem Style, die aber weiter nichts Merkwürdiges bieten, als die zwei Thürme der Kassaba, die gleichsam als Küstenwächter an das Ufer des Meeres hingestellt sind.

Auf diesem Raum lebt und bewegt sich Alles, was die Stadt von Bevölkerung hat. *) Die Einwohner, die man rasch und rührig dahinschreiten sieht, sind Europäer; schleichen sie träge und verdrossen einher, so sind es Juden; Türken, Mauren und Beduinen erblickt man am Boden niedergekauert, indem sie in den blauen Himmel hineinstarren und sein klares Licht und den Rauch aus ihren langen Pfeifen einschlürfen. Wenn man die Gestalten, denen man begegnet, nur nach ihrer Tracht beurtheilt, so möchte man glauben, die Priester aller alten und neuen Religionen seyen hier versammelt: hier ein Beduine, in dem weiten Gewande aus weißem, dickem Tuch, das er mit einem Bande um die Stirne befestigt trägt, und das in schweren Falten über Schultern und Rücken bis auf die Ferse hinabreicht — man wird an den Druiden der Gallier oder an einen Pontifex des heidnischen Roms erinnert. Dort ein Moghrebin mit dem glatt geschornen, halbbedeckten Kopf, in weißem Gewande, an dem oben eine lange schwarze Kapuze sich befindet — man glaubt einen christlichen Mönch vor sich zu sehen; der Turban des Islams begegnet ohnehin überall dem Auge. So sieht man diese Fantome alter und neuer Religionen, des Nordens und des Südens, durcheinander gemischt, sich besprechen wie Schatten von feindlichen Seelen, die in den elisäischen Feldern sich begegnen, wo sie ihres alten Hasses vergessen haben. Der Europäer drängt sich vorbei an dem Asiaten, der Asiate plaudert vertraulich mit dem schwarzen Afrikaner. Es ist eine Art Maskerade, die nicht wenig anziehend seyn würde, wäre sie belebter, geräuschvoller und zahlreicher; allein die vormalige Bevölkerung Oran's ist auf einige hundert Türken, zwei oder dreihundert Mauren und sieben bis achthundert Juden zusammengeschmolzen. Letztere, die zu Algier so häßlich und niedergebeugt sind, und mit beiden Händen auf dem Nacken das Joch festhalten zu wollen scheinen, dessen man sie entledigen will, haben sich hier besser in die ihnen zurückgegebene Menschenwürde zu finden gewußt, Sie haben ihren alten Schmutz abgestreift und es läßt sich sogar an ihnen bemerken, mit welchem kindischen Eifer sie sich für die frühere Erniedrigung, durch schimmernde Farben und glänzend weiße Mäntel an den Türken zu rächen suchen, die ihnen sonst verboten hatten, andere als nur dunkelfarbige Kleider zu tragen.

*) Oran zählt gegenwärtig nicht über 4000 Seelen.

Die jüdischen Frauen und Mädchen, schöner als ihre Schwestern in Algier, scheuen die Blicke der Europäer nur wenig, obgleich sie stets in einen leichten Schleierüberwurf gehüllt erscheinen, der von ihrem pyramidenförmigen Kopfputz bis auf die Fersen herabreicht, so daß sie wie Erscheinungen von Frauengestalten anzusehen sind, die von einer beweglichen Säule durchsichtigen Dunstes umgeben, dahinwandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Große chinesische Truppenschau.

(Am 3 November 1824. Aus dem Tagebuch eines russischen Augenzeugen.)

Jedes Jahr findet eine große Revüe über die 24 Abtheilungen statt, welche in Tsin-tschen — so, nicht Peking, wie man sie noch immer unrichtig nennt, heißt die Hauptstadt — liegen; sie ward auf dem Felde Jan-schen-wa, ungefähr 6 Werste nordöstlich von jener Stadt, gehalten. Der Tag der Revüe wird von dem Kwan-ti (Kaiser) selbst gewöhnlich auf den Anfang Novembers festgesetzt. Das Feld ist sehr ausgedehnt, im Norden durch eine Kette hoher Berge, die sich von Osten nach Westen ziehen, geschützt, und mit Getreide angebaut, das zur Zeit der Heerschau immer schon eingeerntet ist. Zu dieser Revüe kommen abwechslungsweise diejenigen Truppen, welche im vergangenen Jahre nicht dabei waren. Daß der 5 November von dem Kaiser zu der Revüe festgesetzt sey, erfuhr ich von einem Albasinen, Namens Ergetschun, der zur mandschurischen Abtheilung gelber Fahne mit rothem Saume gezählt wurde. Er war mein Taufsohn, schrieb die mir nöthigen Papiere in chinesische und mandschurische Sprache, und wohnte bei mir in einem Nebengebäude der russischen Gesandtschaft. Wir redeten mit einander ab, uns in der Nacht an den Ort der Revüe zu begeben. Wem scheint es nicht merkwürdig das chinesische Heer zu sehen, das nur einmal im Jahre sich in so großer Anzahl versammelt? Ich bildete mir ein, meinen Augen werde sich Regelmäßigkeit, Ordnung, Genauigkeit und Schönheit der Bewegungen dieser Truppen darbieten, wenn auch nicht in der Vollkommenheit, wie ich Dieß bei uns zu finden gewohnt war, doch dachte ich wenigstens etwas von asiatischer Pracht in Waffen und Kleidern der versammelten Krieger zu sehen. Mit solchen Gedanken, und noch mehr in der Absicht, etwas zu schauen, das wenigen Europäern zu sehen vergönnt war, und meinen Landsleuten einen schwachen Bericht davon mitzutheilen, rüstete ich mich hinaus zu gehen, erbat mir von dem Vorstande der Mission Erlaubniß, bestellte unsern Kutscher, und befahl dem Pförtner, ihm in der Nacht das Thor zu öffnen. Um Mitternacht kam dieser, und wartete, bis wir Thee getrunken und uns angekleidet hatten. Um 2 Uhr fuhren wir ab und ließen uns im Schritt über den gefrorenen Koth durch die Straßen schleppen, wo uns nicht eine Seele begegnete. Nur die Wächter (Kan-tsse-di) saßen beim schwachen Schein ihrer Nachtlampen in ihren elenden Hütten, und schlugen mit ihren Stöcken an ein hohles Gefäß. Als sie das Stoßen unseres Wagens hörten, der über die gefrorenen Kothhaufen hinfahrend von einer Seite auf die andere geworfen wurde, glaubten sie es fahre irgend ein bedeutender Beamter vorüber, und schlugen häufiger und stärker, um zu zeigen, daß sie wach seyen. Einige riefen, als wir an ihnen vorüberfuhren, uns an: Schui (Wer?); aber gewöhnlich antwortet Niemand auf diesen Ruf. Längs der Mauer, welche das Schloß umgibt, fuhren wir im Schritt auf der Straße An-din-myn-da-tse, so genannt nach dem An-din- (Friedens-) Thore, auf welches sie gerade zuführt. Auf dieser breiten Straße sahen wir einzeln gehende Soldaten und Beamte, die in Karrieren fuhren und sich nach dem Orte der Revüe begaben. Einige dieser Soldaten hatten Bogen und Pfeile in den Händen, andere sehr kleine Gewehre auf der Schulter, noch andere gingen, ich kann mir nicht erklären warum, mit leeren Händen. An dem Friedensthore standen die Wachen mit Papierlaternen in den Händen, — ähnliche waren auf hohen Dreifüßen aufgestellt — und betrachteten die durch das halb geöffnete Thor Hinausgehenden und Fahrenden. In solchen Fällen können die Soldaten bei Nachtzeit, wenn sie einen Durchgangspaß haben, aus der Stadt gehen, dann läßt man aber unter keinem Vorwand irgend einen herein; dagegen läßt man, im Fall es befohlen ist, einzelne herein, wäh-

rend dieser Zeit aber unter keinerlei Vorwand einen hinaus. So auch in dieser Nacht standen innerhalb der Stadt an den innern, und außerhalb der Stadtmauer an den äußern Thoren, welche an der um die Hauptthore einen Halbkreis bildenden Mauer sich befinden, einige Wachen, die genau auf die Ein- und Ausgehenden merkten, und sogar, gleich Zollvisitatoren, in die Wägen hinein blickten. Wen diesem Thor an kamen wir durch enge Straßen an das Feld Jan-schen-wa. Auf dem offenen Felde zeigte sich unsern Blicken eine Reihe großer Laternen mit angeklebten chinesischen Inschriften auf rothem Papier, welche die Benennung derjenigen Abtheilungen enthielten, welche sich hier versammeln mußten. Diese Laternen hingen an langen Stangen, die vor jeder Abtheilung aufgesteckt waren, östlich mit der Abtheilung rother Fahne angefangen. Die Soldaten häuften sich um diese Laternen her an, und diese schienen ihnen als Sammelplatz und Aufstellungspunkt zu dienen. Unser Wagen hielt an der westlichen Seite eines aufgeworfenen Erdhügels, auf dem ein großes mit dunkelblauem Nankin bedecktes, nach Norden gerichtetes Zelt stand. Zu beiden Seiten dieses Zeltes hingen auf hohen Stangen große Papierlaternen, die den Hügel beleuchteten. Auf der Ost-, West- und Südseite am Fuße des Hügels standen gleichfalls mit blauem Nankin bedeckte Zelte für die Oberanführer (Da-tun und Fu-da-tun-soff). An diese Zelte drängten sich Beamte, Soldaten und Verkäufer, welche Brödchen, die in beweglichen hängenden Oefen gebacken waren (Schao-bin), und Grützsuppe (Tsin-mi-tschen) aus Reiß, der um Pekin wächst, verkauften. Dazwischen trieben sich Arbeiter umher mit Körben in der einen und Schaufeln in der andern Hand, welche den Pferdemist auffammelten. Von dem Hügel wandten wir uns gegen die Truppen, und näherten uns, als wir noch hundert Schritte weiter gekommen waren, dem Geschütze. Es war mir merkwürdig, diese Geschütze zu sehen, die jetzt im ganzen chinesischen Reiche Niemand mehr zu gießen versteht, denn die chinesische Artillerie, wenn man ihr diesen prächtigen Namen beilegen darf, bedient sich noch der Geschütze, die sie von den Holländern auf der Insel Formosa (Tai-wan) von den Bucharen in der kleinen Bucharei erhielt, oder welche in China selbst vor mehr als 100 Jahren unter der Leitung der katholischen Missionäre *) gegossen wurden. Ich trat näher, und bemerkte, daß die Geschütze auf hölzernen vierrädrigen Lafetten lagen, in welche sie mit knotigen Stricken festgebunden sind, was mich nicht wenig Wunder nahm. Ich näherte mich andern Geschützen, und sah, daß sogar die Lafetten mit solchen Stricken zusammengebunden waren; die eisernen und metallenen Kanonen, eine bis 1½ Arschine (7 bis 10½ Fuß) lang, waren gegen den Hügel gerichtet. Drei davon waren zum Abfeuern fertig, die andern auf der Seite stehenden waren mit einem Ueberwurfe zugedeckt, ob Dieß geschah, um ihre ödlichen Eigenschaften nicht bemerken zu lassen, oder um sie gegen die Feuchtigkeit der Luft zu schützen, lasse ich Andern zu beurtheilen; ich wagte nicht die Kanonen näher in Augenschein zu nehmen, um nicht den Verdacht der dabei stehenden Soldaten zu erwecken, welche daraus abnehmen konnten, daß ich ein neugieriger Fremder sey. Hier lagen auch große Pauken, welche von vier Männern auf kreuzförmig gelegten Stangen getragen werden. Die Soldaten begannen sich in Reihen aufzustellen, nicht fern von den mit blauem Nankin bedeckten und für die Anführer bestimmten Zelten. Als ich Dieß Alles überblickt hatte, begab ich mich nach meinem Wagen, um dort die mit der Revüe der Truppen beauftragten Personen abzuwarten. Im Osten begann der Tag zu dämmern, und der Mond verlor seinen Glanz. Die vor den Reihen der Soldaten hängenden Lampen wurden herabgelassen und ausgelöscht. Endlich kamen die von dem Kaiser mit der Heerschau beauftragten Personen theils in Sänften, theils zu Wagen, und begaben sich in das auf dem Hügel stehende Zelt. Der Vornehmste unter ihnen befahl, die auf den Seiten hängenden Lampen herabzulassen. Die Soldaten standen in der Richtung von Osten nach Westen in drei sehr langen Reihen. Der seltsame Ton der schneckenförmigen Seemuscheln, der von dem Hügel aufging, ward von den Reihen wiederholt. Dann wurden die drei gegen den Hügel gerichteten Kanonen eine nach der andern abgefeuert. Ich will nun versuchen, die Neugierde meiner Leser mit einem seltsamen, für Soldaten bemerkenswerthen Berichte zu erfreuen. Ich gestehe zwar, daß ich nicht bei den Kanonen stand, als sie abgefeuert wurden, aber ich hörte von dortigen Kanonieren, daß wenn sie eine Kanone laden wollen, so legen sie in die Mündung das sogenannte Dajao oder Pulver, das größtentheils aus Kohlen, mit wenig Salpeter und Schwefel gemischt, besteht und grob gearbeitet ist, auf das Zündloch aber schütten sie gutes Pulver, das größtentheils aus Salpeter besteht. Sobald sich nun durch die aus Papier gedrehten Lunten am Zündloch das Feuer dem innern Pulver mitgetheilt hat, so fängt dieses an zu ziſchen, die Kanone bewegt sich rückwärts und vorwärts, und erst nach Verlauf von einer Minute und drüber fährt das Feuer vorn aus der Mündung heraus. Wahrscheinlich war Dieß auch hier der Fall, wegen der Entfernung aber bemerkte ich bloß, daß die Kanonen auf 20 und mehr Grade elevirt waren, wie man Dieß an dem auf das Losbrennen folgenden Feuer und Rauch sah. Nach dem Kanonenfeuer kam das Gewehrfeuer, aber nicht alle Soldaten feuerten, höchstens der zwanzigste Theil, und das Feuer begann von der Mitte gegen die Flügel zu; die Reihen feuerten nach einander, wobei sie unter dem unregelmäßigen Gelärm der großen Pauken vorrückten. Das Abfeuern wurde sechsmal wiederholt. Als die Reihen an die ihnen bezeichnete Stelle gelangten, erhoben sie ein allgemeines Geschrei, das fünfmal wiederholt wurde. Dann begannen die Reihen abermals unter Gewehrfeuer und dem unregelmäßigen Gelärm der Pauken zurückzutreten, und als sie ihren vorigen Platz wieder erreicht hatten, begann ein unregelmäßiges Lauffeuer, wobei die hintern Reihen ihre Gewehre in einem Winkel von 60 bis 70 Grad emporhielten, theils um nicht ihre Vordermänner zu treffen, theils um das Pulver nicht auszuschütten. Denn die Chinesen wissen nicht, wie nöthig das Feststampfen der Ladung ist, und machen von dem Ladstock keinen Gebrauch. Damit schloß die aus 20,000 Mann bestehende Infanterie ihre Verrichtungen. Inzwischen stand die Reiterei, Offiziere und gemeine Soldaten, rechts und links an dem Hügel bei den Hauptfahnen, welche in einem kleinen Kreise aufgestellt waren. Die Reiterei ritt auf ein mit den Seemuscheln gegebenes Zeichen in vollkommener Unordnung auf die entgegengesetzte Seite; die, welche rasche Pferde hatten, überholten diejenigen weit, welche auf Schindmähren kaum nachkeuchten. Damit war die Revüe beendigt. Die Würdenträger, welche die Truppenschau vorgenommen hatten, begaben sich nach Hause, ihnen folgten die Anführer der Abtheilungen, Offiziere und Soldaten in völliger Unordnung. Die Soldaten mit Gewehren waren mit einem dunkelblauen Nankinrock bekleidet, der mit weißem Nankin bordirt war. Diese Verzierung zeichnete die Schützen von den übrigen Soldaten aus, welche bei der Revüe keinen Dienst thaten, aber doch der Anzahl wegen in den Reihen standen. Unter einem Gewehre muß man sich ein eisernes, sieben Fuß langes (!) *), dickes, von Nichtgebrauch und Vernachlässigung geschwärztes, und an einen hölzernen Schaft befestigtes Rohr ohne Ladstock und Hahn denken. Die Stelle dieses letztern vertritt ein krummer und gespaltener eiserner Stab, an welchem die papierne mit Salpeter getränkte Lunte befestigt wird. Mit dieser Lunte wird das auf der ganz offenen Pfanne befindliche Pulver angezündet. So war die große Revüe der chinesischen Truppen, wie ich sie auf dem Felde Jan-schen-wa gesehen, und die ich ohne alle Verschönerung beschrieben habe.

*) Der Jesuiten.

Vermischte Nachrichten.

Der „Globe" führt als Beleg zur Verkehrtheit der Gesetze in Betreff der Schuldnerverhaftungen an, daß in einem londoner Schuldnergefängnisse vom 1 September bis 31 December vorigen Jahres neun Männer verhaftet saßen, die zusammen 9 Schilling und 5½ Penny (ungefähr 5 Gulden 30 Kreuzer) schuldig waren.

In dem Hafen von La Hogue trat am 17 März d. J. die See so weit zurück, daß dadurch die Stelle, auf der am 29 Mai 1692 mehrere französische Schiffe von dem englischen Geschwader unter Admiral Russell verbrannt oder in Grund gebohrt worden waren, ganz trocken gelegt wurde. Die hier versenkten Schiffe befanden sich noch in einem ziemlich wohlerhaltenen Zustande, und es gelang zwischen zwei Ebben sechs Kanonen und mehrere Karren voll Kugeln aus dem Meeresgrunde, wo sie 141 Jahre begraben lagen, ans Land zu schaffen.

*) Eine Arschine heißt es im Text. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 103. 13 April 1833.

Die neuen Weltverbesserer.

(Fortsetzung.)

Wer wird nicht begierig, das einfache Mittelchen kennen zu lernen?

„Was dem Herrn Fourier eine neue Bahn eröffnete, ist (nach der Revue encyclopédique), daß er bei seiner Untersuchung der Geselligung, zugleich auf die Leidenschaften und auf die Industrie Rücksicht nahm, indem er bemüht war, die individuellen und die gemeinschaftlichen Interessen durchgängig in Einklang zu bringen; besonders indem er sich vorsetzte, eine industrielle Anziehungskraft (l'attraction industrielle) zu schaffen, d. i. jede Arbeit in Vergnügen umzubilden."

„Es ist klar," fährt die Revue fort, „daß die vollständige Lösung dieses Problems die Hauptschwierigkeiten bei der Geselligung verschwinden machen muß. Ist dieses erreicht, so werden die von Herrn Fourier angekündigten Resultate, so wunderbar sie auch scheinen, ihr träumerisches Ansehen verlieren. Werden die Arbeiten der Industrie in Vergnügungen verwandelt, welche an Lebhaftigkeit die bei unsern Festen übertreffen (und unsere Volksfeste sind nicht so glänzend, daß man die Möglichkeit, sie zu erhöhen, nicht begreifen sollte), so werden alsdann die schnelle Vermehrung aller Produkte, die Theilnahme an der Arbeit, von Seiten aller bis jetzt widerstrebenden Klassen (der Müßiggänger, Kinder, Vagabunden, Wilden), die Abschaffung des Negerhandels, und die Befreiung der schwarzen, wie jeder andern Sklaven — alle diese Verheißungen des Herrn Fourier werden alsdann als einfache und natürliche Folgerungen erscheinen."

In dem Folgenden sieht die Revue die Hauptidee des Verfassers, welche alle Theile seines Systemes verbindet.

„Von der leidenschaftlichen Anziehung, oder Bestimmung der göttlichen Absicht. Die leidenschaftliche Anziehung ist der von der Natur gegebene Anstoß, welcher der Ueberlegung vorausgeht und bleibend ist, was auch die Vernunft, die Pflicht oder das Vorurtheil dagegen sagen mag. Die Vortrefflichkeit der leidenschaftlichen Anziehung zeigt sich dadurch, daß sie geeignet ist, eine immerwährende Erklärung des göttlichen Willens zu seyn, daher nothwendig dieselbe als Führer in dem ganzen gesellschaftlichen Mechanismus dienen soll, wenn man den Wegen Gottes folgen und zur Ausübung der Gerechtigkeit, der Wahrheit, und zur gesellschaftlichen Einheit gelangen will."

Wir gestehen, daß es uns Ueberwindung gekostet hat, diese Stelle zu übersetzen, weil in dem Treiben der modernen Weltverbesserer uns nichts widerlicher ist, als ihre Berufung auf Kenntniß der Wege Gottes, was eine Entheiligung des Höchsten, ein Gottesdienst im Narrenhause ist. Aber wir durften nicht verschweigen, was für die Grundidee des Autors ausgegeben wird. Merken wir uns einstweilen den Hauptgedanken des Herrn Fourier, welcher darin besteht, daß die Arbeit anziehend gemacht werden soll, dergestalt, daß jeder Mensch freiwillig und aus Leidenschaft sich dem Fleiße ergebe. In der dem Menschen angebornen Leidenschaft sich dem Vergnügen zu ergeben, erkennt Herr Fourier den Willen Gottes und den Weg, auf welchem Gott den Menschen zur Glückseligkeit führen will. So wenigstens verstehen wir den edlen Mann.

„Die gegenwärtige Gesellschaft (sagt die Revue) ist auf eine Art gebildet, wobei es nicht wohl möglich ist, sich seinen Begierden zu überlassen, ohne sich selbst und seines Gleichen zu schaden. Jeder Mann begehrt z. B. den Reichthum, aber die Mehrheit ist davon ausgeschlossen. Arbeit und Ausübung der Wahrheit sind selten die Mittel, sich Vermögen zu erwerben. Fast in allen Richtungen siegen Betrug und Lüge."

Dieß wird also aufhören, sobald Jedermann seinen Begierden folgen kann? — So meint allerdings Herr Fourier. Die Mäßigung oder Unterdrückung der Begierden, welche die Moralisten anrathen, oder von den Einrichtungen des Staats zur Nothwendigkeit gemacht werden, führen nur einen unnatürlichen, einen lügenhaften und unglücklichen Zustand herbei. Gott, der die Begierden den Menschen ins Herz gelegt, habe es besser verstanden. Der Mensch soll Gott folgen, also sich seinen Begierden überlassen. Herr Fourier sieht selbst dabei einige Schwierigkeiten voraus: „Jeder würde Millionen und einen Palast begehren. Wie soll man sie Allen verschaffen? Eitle Einwendung. Begreift man das Wesen der Anziehung, so wird man einsehen, daß Wer Millionen und einen Palast begehrt, noch zu wenig begehrt; denn in dem gesellschaftlichen Zustand (den Herr Fourier herbeizuführen verspricht) werden dem ärmsten Menschen 500,000 Paläste zu Gebote stehen, in denen er

mehr Vergnügen finden wird, als ein König von Frankreich sich mit 35 Millionen Einkünfte verschaffen kann."

Wenn nach solchen Versprechungen die Leser nicht Lust haben, in seinen Staat, der herrlicher als Eldorado seyn muß, zu treten, so ist es nicht seine Schuld. Wen aber die 500,000 Paläste reizen, den lehrt er:

1) „daß die leidenschaftliche Anziehung der Kompaß sey einer immerwährenden gesellschaftlichen Offenbarung (boussole de révélation sociale permanente) in dem, daß der Stachel der Anziehung uns unaufhörlich und durch Antriebe reizt, welche zu jeder Zeit und an allen Orten so unveränderlich sind, als die Lehren der Vernunft sich veränderlich und täuschend zeigen."

2) „Eine andere Eigenschaft der leidenschaftlichen Anziehung ist die Oekonomie des Mechanismus, durch Anwendung einer die Fähigkeiten der Erklärung und des Antriebes vereinigenden Federkraft, welche geschickt ist, zu offenbaren und zugleich zu reizen. (Économie de mécanisme, par l'emploi d'un ressort cumulant les facultés d'interprétation et d'impulsion; ressort apte à révéler et stimuler à la fois.)"

Da es uns hier nur darum zu thun ist, das System und die Grundsätze des Herrn Fourier kennen zu lernen, so wollen wir uns nicht bei der Untersuchung aufhalten, ob es nöthig sey, die obige Offenbarung zu verstehen, ehe man in den Besitz der 500,000 Paläste gesetzt werde. Wir wollen den neuen Propheten weiter hören.

Bei der leidenschaftlichen Anziehung zeigt sich

3) „eine rührende Uebereinstimmung zwischen dem Schöpfer und der Kreatur, oder Versöhnung des freien Willens des Menschen, der zu seinem Vergnügen gehorcht, mit der Autorität Gottes, der das Vergnügen durch den anziehenden Trieb vorschreibt und verordnet."

4) „Es wird das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden, der Erwerb mit dem Reiz, durch Dazwischenkunft der Anziehung in den produktiven Arbeiten, wozu sie uns leidenschaftlich antreiben soll, wie zu jedem Gebot Gottes, dessen Dolmetscher sie ist.

5) „Es werden alle Zwangsmittel erspart; wie Galgen, Scherzen, Tribunäle, Philosophen und anderes schmarotzendes Räderwerk, das die civilisirte und barbarische Ordnung zur Aufrechthaltung einer Industrie eingeführt hat, welche stets widerlich und widerstehend ist, so lange sie sich außerhalb den Reihen der Leidenschaften befindet."

Die leidenschaftliche Anziehung hat noch andere vortreffliche Eigenschaften, die wir mit Stillschweigen übergehen, weil wir die Nothwendigkeit einsehen, die Außenwerke im Systeme des Herrn Fourier sobald als möglich zu verlassen, und unsere schon müden Leser ins Innere desselben einzuführen. Wir selbst wünschen aus den leeren Höhen des menschenfreundlichen Luftspringers herab auf festen Boden zu steigen. Sollen wir aber in dem ferneren Bericht verständlich zu werden suchen, so müssen wir die Eigenschaft eines treuen Uebersetzers aufgeben; wir müssen Das, was Herr Fourier, so viel wir ihn verstehen, sagen zu wollen scheint, in unsere eigene Sprache einkleiden, und zwar, nicht um ihm zu schaden, sondern ihm bei verständigen Lesern, so viel an uns liegt, nützlich zu seyn.

Herr Fourier sieht in der Anziehung ein allgemeines Gesetz sowohl der physischen Welt, als aller Verhältnisse des geselligen Lebens. Er sieht ferner in den Leidenschaften nicht einen Feind der Menschen, der bekämpft und getödtet werden müsse, sondern die ewig unvertilgbaren Triebfedern, welche nur geordnet und in Harmonie gebracht werden sollen, um das Glück und selbst die Tugenden in der Gesellschaft kräftiger zu sichern, als es durch die bisher versuchten, künstlichen, die Leidenschaften bekämpfenden Mittel gelingen wollte. Er glaubt endlich bemerkt zu haben, daß der Grund der meisten Uebel in der Gesellschaft darin zu suchen sey, daß durch die bisherigen Anstalten die Arbeit in einen Gegenstand der Plage, der physischen und geistigen Verkümmerung, der Erniedrigung und des Zwanges, wie in einem Zuchthause, verkehrt, und die Arbeiter in einem Zustande der Isolirung, der Ausschließung und ewiger Armuth versetzt werden. Diesem Jammer, diesem Elende, will er dadurch abhelfen, daß er die armen Arbeiter in neue Gesellschaften vereint, in welchen die Arbeit nicht ein Gegenstand der Plage, des Zwanges und entwürdigender Noth, sondern ein Gegenstand gemeinschaftlicher und gegenseitiger Lust, Unterhaltung und freier Wahl werde, wo dann der Ertrag solcher Arbeit alle bisherigen Ergebnisse des Zwanges auf eine aus Wunderbare reichende Art übertreffen müsse, so daß man sagen könne: der mit Lust, Liebe und Vergnügen gewonnene gemeinschaftliche Reichthum werde bald hinreichen, die früher armen Arbeiter in prachtvolle Schlösser zu vereinen, und ihrer Noth in den bisherigen elenden, schmutzigen, ungesunden Hütten ein Ende zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Oran.

(Fortsetzung.)

Zwischen diesen beiden Theilen von Oran zieht sich die köstliche Thalschlucht hin, die der Stadt eine Eigenthümlichkeit gibt, durch die sie sich von allen andern unterscheidet, und von der sie in einer Sprache des Alterthums sicherlich einen besondern Namen erhalten haben würde. Diese Thalschlucht wird von einem dunkeln, frischen und melancholischen Gewässer durchzogen, das langsam und schweigend durch das Helldunkel einer langen Grotte von Laubwerk dahin rinnt. Zur Linken schützt eine Terrassenmauer dieses Thälchen vor herabrollendem Gestein, denn auf dieser Seite ziehen sich, bis in die Tiefe herab, die vielerlei Trümmerhaufen der alten Stadt, während die Thalwand zur Rechten von unten bis oben mit Pflanzenwuchs überkleidet ist. Hier vom Rande des Abhanges oben, der mit einer Reihe gelblicher oder weißer Häuser begränzt ist, bis in die Tiefe der Schlucht herab, quillt aus allen Poren der Erde ein reiches, schwellendes Grün hervor. Wenn man unterhalb der Kassaba steht und das Thal aufwärts blickt, das sich in einer fliehenden Perspektive verkürzt, glaubt man einen Strom von dicht aufeinander gedrängten Laubwogen über und vor sich heranschwellen

zu sehen. Hier findet man längs dem dunkelklaren Gewässer Baum an Baum, mit dem saftigsten, glänzendsten Laube, das man nur sehen kann, aus dem jeder Lufthauch Wolken von Duft aufwühlt; hier Gebüsche, deren verschlungene Blätter und Zweige an Dichtigkeit einem orientalischen Gewebe gleichen; Gewölbe von Grün, deren mystisches Dunkel kaum ein Lichtstrahl zu durchdringen vermag, der auf dem Boden mit zitternden Schlagschatten ringt. Es herrscht in diesem zaubervollen Garten eine so bewegliche Physiognomie, eine so flüchtige Anmuth, daß man bei jedem Schritt neue Reize findet und verliert, so daß man zugleich das Vergnügen der Bewunderung und der Neugier empfindet, wie man eine Andalusierin verfolgt, deren Reize hie und da unter der neckischen Mantilla verstohlens sichtbar werden.

Vor der Stadt, auf der dem Berg gegenüberliegenden Seite, breitet sich eine weite, wellenförmige Ebene aus, die mit dichtem Graswuchse bedeckt ist, aus dem der Silberblick zweier Salzseen auftaucht. Ein Halbkreis blauer Berge schließt den Hintergrund dieser unabsehbaren Savanne, in der man außer einer halbverfallenen Karavanserai, einer Art maurischem Kloster, keinen Ruhepunkt für das Auge findet. Man würde kaum glauben, daß man sich bewege, wenn man nicht durch die Ermüdung davon überzeugt würde; so in Einem fort wiederholt sich derselbe Anblick des Bodens und des Horizontes. Wie durch den Zauber einer Fata Morgana liegt dem tiefblauen Meere mit seinen kurzen gedrungenen Wogen hier ein grünes, erstarrtes Meer mit weit ausgedehntem Wellenschlag gegenüber. Freilich dürfte ein Bewohner von Oran wenig über die Einförmigkeit und Langweiligkeit einer Fahrt auf diesem Landmeer sich zu beklagen haben; denn ausgenommen, daß einige hundert Menschen zu einem bestimmten Zweck einen Ausflug in Gesellschaft darüber hinmachen, verläßt man selten die Thore von Oran auf eine weitere Entfernung, als längs der Mauern hin bis zum Fort St. Andreas, oder auf einen Flintenschuß weit außerhalb derselben, wenn man die Regimenter ihre Waffenübungen vornehmen sehen will. Fünfzig Schritte von den Gräben der Stadt nach der Ebene zu findet man abermals eine kleine Schlucht, die mit Gärten ausgefüllt ist; sich zu einem Spaziergange darüber hinauswagen, wäre ein Vergnügen, bei dem man seinen Kopf aufs Spiel setzt.

Als die Franzosen in diese Gegend kamen, wurden sie von mehreren Häuptlingen der Beduinenstämme freundlich aufgenommen. Im Vertrauen auf diese Barbaren, entfernten sich die Seeoffiziere Meilen weit von Mers-el-Kebir, um auf die Jagd zu gehen und betraten furchtlos die Hütte eines Arabers, um eine Schüssel Milch zu trinken, gerade wie sie eine Sennhütte in der Schweiz besucht haben würden. Grimmig blickende Beduinen kamen in die Stadt und setzten sich mit den Offizieren zu Tische und rauchten mit ihnen die Friedenspfeife. Allein diese Freundschaft erkaltete allmählich, und Mißtrauen trat an ihre Stelle. Die Stämme zogen sich zurück, und die Umgegend von Oran wurde eine Wüste. Nur ein einziger Häuptling, der Kadi von Arzew, blieb fast ununterbrochen den Fremden günstig, obgleich auch er, um der langweiligen Monotonie einer Freundschaft, die durch keinen Zwist unterbrochen und neu belebt wird, einige Abwechslung zu geben, von Zeit zu Zeit den Franzosen einige Kugeln zuschickt.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Gerichtsverhandlungen.

5. Prozeß wegen Priesterehe.

Die höchst wichtige Frage in Betreff der Priester-Ehen hat ihre Entscheidung erhalten durch ein Urtheil des Kassationshofes, Kammer der Requêten vom 21 Februar. Diese Gerichtsstelle hat, gegen den Antrag des Generalprokurators Herrn Dupin, welcher in einem sehr gelehrten und ausgezeichneten Vortrage für die Zulässigkeit des Kassationsgesuches sprach, entschieden, daß der Eintritt in den Priesterstand ein peremtorisches Hinderniß der Ehe sey, selbst dann, wenn Der, welcher die Ordination erhalten hat, erklärt, auf seinen Stand verzichten und in das bürgerliche Leben eintreten zu wollen. Demgemäß ward das Gesuch von Dumonteil, welcher schon seit Jahren die Gerichte mit diesem Gegenstande beschäftigt, auf Vernichtung eines Urtheiles des pariser Appelhofes, welches den Einspruch der Eltern von Dumonteil gegen seine Ehe für gültig erklärt hatte, verworfen. Die Gründe, worauf dieses Erkenntniß sich stützt, sind: daß nach dem organischen Gesetze des Konkordates von 1801 die katholischen Priester den damals in Frankreich geltenden kanonischen Gesetzen, also auch denjenigen, welche die Priester-Ehen verbieten, unterworfen seyen, und daß weder das bürgerliche Gesetzbuch noch die Charte hierin eine Aenderung machten. Auch der Berichterstatter, Herr Bernard de Rennes, war für die Aufhebung des angegriffenen Urtheiles, und der Generalprokurator hob mit besonderm Nachdrucke die Anmaßungen des Klerus, die Feigheit der Regierungen, welche ihnen nachgäben, und den Skandal des Appelurtheiles hervor, welches in der Person von Dumonteil die Freiheit des Menschen und des Bürgers verletzt habe. Es ist unglaublich, welchen tiefen und betrübenden Eindruck das Urtheil des Kassationshofes hervorgebracht hat. In der Sitzung wurde die Mißbilligung und Bestürzung laut ausgesprochen, man schrieb den Spruch den Einwirkungen der Priester und den von Karls X Zeiten her geblieben Richtern zu. Selbst der Berichterstatter konnte nicht umhin, sein Befremden auszudrücken, was er mit den Worten that: „So ist die menschliche Gerechtigkeit bestellt!“

Durch einen eigenen Zufall ergab es sich, daß am nämlichen Tage, an welchem im Gerichtssaale das Ehebad der Priester bekämpft wurde, die Bühne des Théâtre français den nämlichen Gegenstand beleuchtete. Eine Komödie „Le presbytère“ ist diesem Thema gewidmet. Allein der Stoff ist nicht für die Bühne geeignet, und der Verfasser hat in der Darstellung wenig Talent erprobt.

6. Merkwürdige ärztliche Gutachten.

Wer in den Annalen der Gerichtsverhandlungen bewandert ist, oder dieselben aus der Praxis kennt, wird mehr als Einmal im Falle gewesen seyn, zu bedauern, daß über die Unzweideutigkeit einer Todesursache nur höchst selten klare Gewißheit erlangt werden kann. Das hier ergriffene Hülfsmittel ist natürlich der Ausspruch sachverständiger Aerzte. Allein wollte man von der zureichenden Garantie der Experten in gewöhnlichen Civilprozessen, wo es sich nur um das Mein und Dein handelt, auf gleichen Werth in Kriminalsachen, wo Ehre, Freiheit und Leben auf dem Spiele stehen, schließen, so würde man einen sehr unrichtigen Schluß ziehen, welchen, von allen Vernunftsätzen abstehend, die Erfahrung allzu sehr bekämpft. Je wichtiger, je verwickelter der Fall, desto größer die Nothwendigkeit sachkundiger Prüfung und Hülfe, desto größer aber auch die Möglichkeit verschiedener Ansichten, und desto unvermeidlicher die Abweichung der einzuholenden Gutachten. Auch diese Betrachtung möchte bei der Frage über die Zulässigkeit der Todesstrafe einigermaßen zu beherzigen seyn.

Eines dieser Beispiele von Unzuverlässigkeit ärztlicher Gutachten hat sich auf folgende Weise ergeben:

Ein gewisser Lavaux ward in einem Wirthshausstreite von einem Namens Mansion geschlagen, und genöthigt, sich zu Bette zu legen. Nach drei Wochen stirbt er. Mansion ward des unfreiwilligen Todtschlags

ges angeklagt und vor Gericht gestellt, wo es nun darauf ankam, die wahre Todesursache des Gestorbenen zu ergründen und festzustellen. Folgendes ist die Aufklärung, welche die drei vernommenen Aerzte in die Sache brachten:

Erster Arzt: Meine Ansicht ist, daß der Kranke an einer Magenentzündung gestorben ist.

Zweiter Arzt: Ich erachte, daß der Kranke an Erschütterung und Austreten des Gehirnes, Folge seines Falles in dem Streite mit Mansion, gestorben ist; allein er könnte auch einer Magenentzündung unterliegen seyn, weil er Stunden gegessen, ehe er völlig hergestellt war.

Diese Parere waren natürlich nicht besonders geeignet, die Meinung des Gerichtes festzustellen, und dieses fand für nothwendig, einen andern Arzt zu berufen, um die Getheiltheit der Aussprüche zu heben.

Dritter Arzt: Zur Leichenöffnung des Verstorbenen berufen, bemerkte ich in seinem Gehirn eine wässerige Masse, welche sich gemeinerhand bei den Personen zeigt, welche an Schlagfluß, Hirn- oder gelbem Fieber sterben.

Hienach mußte die Verlegenheit des Gerichtes, die wahre Todesursache mit Bestimmtheit auszusprechen nicht gering seyn, und dennoch wollten die Erben des Verunglückten von ihren Entschädigungsansprüchen zu 10.000 Frc. nicht abgehen!

Nach kurzer Berathung ward der Beschuldigte zu 16 Frc. Geldstrafe und 1000 Frc. Entschädigung verurtheilt.

7. Das Hahnreigericht.

Ein höchst sonderbarer Gebrauch, welcher sich aus dem Mittelalter durch alle Wechsel der Zeiten hindurch erhalten hat, gab während des letztjährigen Karnevals Anlaß zu blutigen Scenen in der Gemeinde Gigean (Departement du Herault), im Süden von Frankreich. Es hatte sich daselbst, nach Landessitte, ein Hahnreigericht installirt, welches alle Diejenigen, die im Verdachte standen, seiner burlesken Autorität sich unterlegen, mit vielem Pathos vor die Schranken laden ließ. Diese althergekömmliche Sitte artet oft in anstößigen Unfug aus, und endigt beinahe immer mit Schlägen; auch hatte der Maire, diese Folgen voraussehend, die Zusammenkünfte untersagt; allein es scheint, daß er nicht im Stande war, seinem Verbote Nachdruck zu geben, indem der Gerichtshof sich regelmäßig versammelte, ohne seinen Befehl zu beachten, und die Kesselmusiken und Spottgesänge vor wie nach jeden Abend ihren Lauf hatten. Unter denen, welche diese fatale Vehme verfolgte, befanden sich zwei Bewohner der Gemeinde, der Eine Sohn eines Gemeindevorstandes, der Andere Nationalgardist, beide des Liberalismus verdächtigt, und beschuldigt, sich von ihren theuern Ehehälften anführen zu lassen. Sie wurden deßhalb zu einer Geldstrafe von 100 Frc. verurtheilt, und erboten sich 5 zu zahlen; allein während der Verhandlung kamen neue Zeugen in Menge hinzu, und es war leicht zu erkennen, daß die Untersuchung die Natur eines Scherzes verlor, um eine politische Wendung anzunehmen und zur Rache überzugehen. Die Beschuldigten wurden zum Eselsritt verurtheilt. Nur wer je selbst Zuschauer in diesen Dörfern war, kann sich eine Vorstellung von dieser Strafe machen, auch verweigerten die beiden Verurtheilten, aus Besorgniß der Beleidigungen und Verspottungen, die ihrer harrten, dem Spruche sich zu unterwerfen, und zogen sich mit ihren Freunden, welche die liberale Minorität der Versammlung gebildet hatten, zurück. Ein dumpfer Lärm entstand alsbald im Dorfe, und ließ einen nahen Ausbruch vorhersehen. Am Abende zog der Gerichtshof, fünfzig Personen stark, mit vielem Gepränge durch das Dorf, begleitet von dem Ruf: „Es lebe der Gerichtshof!“ Dagegen wurde: „Nieder mit dem Gerichte“ durch ein Halbdutzend Liberale gerufen. Der Hahnreikönig befiehlt seinen Gendarmen, die Aufrührer zu ergreifen, und einer unter ihnen, mit gezogenem Säbel, nähert sich einem Bewohner, Lieutenant der Nationalgarde, und drohte ihm den Schnurrbart abzuschneiden. Lege Deinen Säbel weg, und versuche es, antwortete dieser; ein Hieb war die Erwiderung, nun stürzt er sich auf den Säbel, welchen er bei der Klinge faßt, und wird an den Händen verwundet. Im Moment waren alle Säbel gezückt; andere Liberale, welche auf den Ruf ihrer Freunde herbei eilten, erschienen mit Messern auf dem Schlachtfelde, und in diesem Kampfe wurden zwölf Personen der beiden Parteien mehr oder weniger schwer verwundet, ohne die blauen Mäler und Faustschläge in Anschlag zu bringen. Einer bekam einen Messerstich in den Unterleib, ein Anderer ward am Kopfe verwundet durch einen Säbelhieb, welcher seine Mütze, die mit Fischbein versehen war, durchschnitten hatte. Der Adjunkt des Maire, welcher, mit seiner Schärpe angethan, und von einem Gendarm begleitet, an Ort und Stelle gekommen war, konnte sich kein Gehör verschaffen, er ward niedergeworfen und seine Schärpe zerrissen; nur die Ankunft einer neuen Verstärkung von Liberalen konnte dem Kampf ein Ende machen.

Vermischte Nachrichten.

Die Aerzte in Edinburg hatten jüngst Gelegenheit, einen merkwürdigen Fall von Augenkrankheit an einem siebenjährigen Mädchen zu beobachten, das im Januar des verflossenen Jahres von einer sehr heftigen Entzündung des linken Auges befallen und davon wieder geheilt worden war, als der Arzt bemerkte, daß sich in der vordersten Kammer des Auges ein Thierchen gebildet hatte. Das Auge ist gegenwärtig völlig frei von Entzündung, nur sieht man darin ein Kügelchen von bläulich weißer Farbe, und von der Größe einer kleinen Perle von zwei Linien Durchmesser. Am untern Rande dieses Kügelchens läßt sich von Zeit zu Zeit ein weißer Punkt wahrnehmen, der sich aus- und einschiebt, und den mit zwei Saugern versehenen Rüssel des Thieres bildet. Dieß geschieht sehr häufig, und so oft der Rüssel ein- oder ausgezogen wird, verändert sich die Kugelform zu einem Oval oder Oblong; dabei bewegt sich der ganze Körper im Auge etwas auf und nieder. Das Thierchen ist keineswegs an eine der Membranen des Auges festgewachsen, sondern schwimmt in dem Krystallwasser, und wenn man den Kopf des Kindes von einer auf die andere Seite bewegt, so folgt das Thier dieser Bewegung quer über das Auge. So viel wir wissen, ist kein Beispiel von einer Hydatide dieser Art bekannt, die zu der Gattung Cisticercus gehört, und sonst nur im Gehirn der Schafe gefunden wird, bei denen sie die sogenannte Drehkrankheit verursacht; wiewohl man sie zu Zeiten auch schon im Mittelpunkte des menschlichen Gehirnes und in dem Zellengewebe der Muskeln gefunden hat. Der Bau dieses Thierchens ist sehr einfach, und besteht aus einer bloßen Membrane oder einem runden Beutelchen, das den Magen bildet und den ganzen Körper ausmacht; der Rüssel, den man daran bemerkt, dient wahrscheinlich sowohl aus der Lymphe Nahrung zu saugen, als wie bei den Polypen, diese wieder abzuführen, da sonst keine andere Oeffnung zu bemerken ist. Es ist vielleicht der einzige Fall dieser Art, wo ein so einfaches Thier sich in einem durchsichtigen Medium darstellt, in welchem man jede seiner Bewegungen genau beobachten kann. Uebrigens scheint das Auge des Kindes weiter nicht darunter zu leiden; es wird nur dann im Sehen gestört, wenn das Thierchen sich gerade zwischen der Pupille und dem gesehenen Gegenstande befindet.

*

In den Salons des Faubourg Saint-Germain behauptet man, wie das „Hofjournal“ wissen will, der italienische Prinz, mit dem die Herzogin von Berry sich vermählt habe, sey in den Flammen des Schlosses Penissière, in der Vendée, umgekommen, das bekanntlich von den Anhängern der Herzogin gegen die königlichen Truppen vertheidigt wurde und darüber in Brand gerieth. „Der Verräther Deny, fügt das erwähnte Journal hinzu, soll von dem verstorbenen Könige von Neapel, dem Vater der Herzogin, wegen seines Uebertrittes zum katholischen Glauben, zum Baron erhoben worden seyn. Ein niederländischer Maler, der sich gegenwärtig zu Paris befindet, will zur Zeit, wo der jüdische Renegat geadelt wurde, in Italien gewesen seyn, und sogar den Adelsbrief desselben gesehen haben. Deny körperliche Beschaffenheit soll von einer Art seyn, die nicht sehr geeignet wäre, den gegen die Herzogin erhobenen Verdacht eines vertraulichern Verhältnisses mit ihm zu rechtfertigen: er hat tiefliegende, blutunterlaufene Augen, schwarze roßhaarähnliche Haare, sehr schlechte Zähne und ist sehr blatternarbig. Uebrigens soll er seinen Judassold noch nicht ausbezahlt erhalten haben, und nur so viel davon besitzen, als ihm vorschußweise gegeben wurde.

*

Ein englisches Blatt berechnet, daß von 85 Personen, die ihr Leben astronomischen Wissenschaften weihten, fünf 90 bis 100 Jahre alt wurden; achtzehn 80 bis 90; fünf und zwanzig 70 bis 80; siebzehn 60 bis 70; zehn 50 bis 60; fünf 40 bis 50; und vier 30 bis 40.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 104. 14 April 1833.

Die neuen Weltverbesserer.

(Fortsetzung.)

Dieß sind die leitenden Ideen des Herrn Fourier, die er in seiner, wie wir bisher gesehen, kauderwelschen Sprache vorträgt, wodurch er sich denn selbst das Spiel verdirbt, Theilnahme für seine Ideen zu gewinnen.

Die Leidenschaften, denen er als Haupttriebfedern bei seiner Geselligung folgen will, theilt er in vier Gruppen, in die der Freundschaft, des Ehrgeizes, der Liebe und des Familiensinnes. Jede dieser Leidenschaften bildet für sich eine Gruppe; jede kann aber in sich auch die Triebfeder einer oder aller andern aufnehmen. Jede Gruppe schließt ein doppeltes Prinzip in sich, ein geistiges und ein materielles. So sieht er in der Freundschaft, als geistiges Prinzip, die Verwandtschaft der Charaktere, und als materielles Prinzip die Verwandtschaft gewisser, bei der Industrie sich äußernden Neigungen. In der Gruppe des Ehrgeizes bildet nach ihm die geistige Affinität einen Bund für den Ruhm, so wie die materielle einen für das Interesse. Bei der Liebe sieht er dieß doppelte Verhältniß in der physischen und in der platonischen Liebe; endlich bei dem Familiensinn findet er das materielle Prinzip in der Verwandtschaft des Blutes, und das geistige in jener durch Adoption. Jede Gruppe soll beide Prinzipe in sich vereinigen, sonst sey sie fehlerhaft, und erzeuge Einseitigkeit und Täuschung.

Nach diesen Gruppen der Leidenschaften bilden die Menschen selbst Gruppen der Geselligung, und nach ihren Neigungen und Leidenschaften vereinigen sie sich zu irgend einer Arbeit, die gerade auf Befriedigung dieser Neigung gerichtet ist. So vereinigt in der Gruppe der Freundschaft z. B. die Blumenliebhaberei die Menschen in eine Gattungsgruppe zur Kultur der Blumen, und diejenigen, die nur eine oder die andere Art von Blumen lieben, bilden die Art-Gruppen.

Keine Gruppe soll abgesondert für sich bestehen, sondern alle sollen nach der aus der Natur der Neigungen hervorgehenden Berührung sich zu einem Ganzen organisiren, welches dann die Gesellschaft bildet. Eine solche organisirte Gesellschaft nennt Herr Fourier eine Harmonie. Er gibt der Harmonie einen höhern Rang als der Civilisation, weil bei dieser eine Leidenschaft nur auf Kosten der andern befriedigt, der Reichthum Einiger nur durch die Armuth der großen Mehrheit gewonnen werden kann, da hingegen die Harmonie alle Leidenschaften zugleich in Uebung setzt und alle Harmonisten bereichert.

Wie aber geschieht Dieß? Herr Fourier, wenn man ihm zwei Millionen Franken oder für den ersten Anfang auch nur 500,000 Fr. geben will, macht sich anheischig, ein Stück Land, eine französische Quadratmeile groß, zu kaufen, auf diesem Boden 1600 bis 1800 Menschen zu vereinen und mit ihnen eine Mustergesellschaft nach seinen Theorien zu errichten. Jene 1800 Menschen bilden einen Phalanx, und die zu ihrer Ernährung, Belustigung und Erziehung eingerichtete Anstalt wird „Phalangsterium" genannt. Die armen Leute werden nach ihren Neigungen und Leidenschaften, in Gruppen, und jede Gruppe wieder in Serien abgetheilt, um diejenige Arbeit vorzunehmen, die ihnen Vergnügen macht, was desto leichter, als bei der Vereinigung gleichgesinnter Leute das Arbeiten eine wahre Lust wird. Um aber die Lust zu erhöhen, ist Wechsel in den Vergnügungen, d. i. in der Arbeit nöthig. Es werden also bei jeder Arbeit kurze Sitzungen angeordnet, die nicht über zwei Stunden dauern, und denen andere eben so wenig ermüdende, vielmehr die Lust erfrischende Geschäfte folgen. Die kurzen Sitzungen sind, nach Herrn Fourier's Ueberzeugung, einer der Hauptvorzüge seines neuen Systems der Harmonie. Zu ihrer Empfehlung wird angeführt, daß in England, nach dem Geständnisse Huskisson's, vormaligen Handelsministers, in den Seidenfabriken mehrere tausend Kinder täglich 19 Stunden zu einer einförmigen, nichtslehrenden, geisttödtenden Arbeit angehalten werden, wofür sie wöchentlich 1½ Schilling (ungefähr 51 kr.) Lohn, und dabei ihre Erziehung von einem brutalen Aufseher erhalten, welcher mit der Peitsche sie züchtigt, wenn die Kinder einen Augenblick feiern wollen. — Die arbeitenden Frauen und Kinder in den englischen Fabriken befinden sich in der That in einem Zustande wahrer Sklaverei, ja in einem Zustande, der sie noch unter den Sklaven, der sie zur Maschine herabwürdigt. Wenn nun Herr Fourier diese Unglücklichen aus der Verworfenheit erheben, wenn er ihrer Armuth, ihrem Elende bei geisttödtender, dem Rade in der Mühle gleicher Arbeit ein Ende zu machen sucht, wer wollte ihm Dieß verargen? Das Mittel hierzu sucht er in dem Wechsel der Arbeit, in den kurzen Sitzungen. In seinen Gruppen und Serien finden sich alle Arten

von Arbeiten, nicht nur die zum Acker- und Gartenbau gehörigen, sondern auch die aller Gewerke und Künste. Selbst die schönen Künste werden kultivirt; sogar eine Oper ist eingerichtet, an welcher jeder Harmonist nach Herzenslust thätigen Theil nehmen und dabei den Sinn für Schönheit, so wie den guten Ton in sich ausbilden lernt. Das Phalangsterium ist eine Anstalt, in welcher alle Kräfte und Neigungen der Menschen Uebung und Befriedigung erhalten sollen.

Um diesen Zweck zu erreichen, dürfen die Phalangisten nicht etwa in Dörfer zerstreut seyn; sie sollen in Gemeinschaft, nach Serien abgetheilt, in einem großen, bequemen, der Vertheilung der Arbeit gemäß eingerichteten, gesunden Gebäude wohnen. — Der Leser erräth, daß dieß eines der 500,000 Schlösser seyn wird. So ist es auch.

Die Errichtung des Harmonisten-Palastes ist eine der ersten Arbeiten zur Begründung des Phalanx. Die Lust an Geschäften der Maurer und Zimmerleute dürfte freilich anfangs nicht sogleich sich einfinden; der Schwierigkeit werden aber die zwei Millionen Franken leicht abhelfen. Uebrigens sollen die Kosten des Palastes noch sehr gering seyn, wenn man dagegen berechnet, um wie viel theurer die sämmtlichen einzelnen Wohnungen abgesonderter Familien zu stehen kommen, wo jeder Haushalt seine eigenen Mauern, Umzäunungen, Vorrathskammern, Ställe ꝛc. erfordert. Wie viel Geld braucht man nicht, jeder abgesonderten Familie die nöthige Geräthschaft zu verschaffen? Wie viel mehr Holz wird im getheilten Haushalte verbrannt? Im Phalangsterium dagegen ist Alles gemeinschaftlich. Schon bei gemeinschaftlicher Küche muß viel erspart werden.

Von der Konstruktion des Zauberschlosses müssen wir dem Leser einige Nachricht geben. Es sey uns erlaubt, dabei wieder das Geschäft des Uebersetzers zu üben.

„Was zuerst in dem großen Gebäude oder Phalangsterium als einzig in seiner Art auffällt, ist eine bedeckte Gallerie-Straße, die nach der Jahreszeit und dem Klima geheizt oder gelüftet werden kann, so daß die Harmonisten bei jeder Witterung trockenen Fußes, ohne sich zu erkälten oder zu erhitzen, einander besuchen; daß sie spazieren oder ihren Geschäften nachgehen können. An jeder Seite dieser bedeckten Gallerie sind die Wohnungen zu drei Stockwerken erbaut, wobei das Licht theils von der Gallerie, theils von der Seite des Feldes einfällt, oder auch von innern Höfen, die mit angenehmen Anpflanzungen geschmückt sind.

„Jeder Harmonist hat eine eigene, seinen Glücksumständen (?) angemessene Wohnung. Da aber die Arbeiten nach Gruppen und Serien vertheilt sind, so finden sich in dem Innern des Gebäudes eine große Menge öffentlicher Säle, die Seristerien genannt werden, und zur Vereinigung bei den verschiedenen Arbeiten bestimmt sind.

„Das Centrum des Phalangsteriums ist für die friedlichen Geschäfte, für Speisesäle, Börse, für Rathsversammlungen, für die Bibliothek, die Schulen ꝛc. In diesem Centrum findet sich auch der Tempel, der Thurm, von dem die Verordnungen verbreitet werden (la tour d'ordre), der Telegraph, die Post- oder Korrespondenztauben, das Glockenspiel der Ceremonien, das Observatorium ꝛc.

„In dem einen Flügel sind alle lärmenden Werkstätte vereint die der Zimmerleute, Schmiede und anderer Hammergewerke; deßgleichen finden sich hier die Industrievereine der Kinder, die gewöhnlich bei ihrer Industrie und selbst in der Musik viel Lärm machen. — Durch diese einfache Vertheilung vermeidet man eine große Unannehmlichkeit der civilisirten Städte, wo in jeder Gasse hämmernde Handwerke, Eisenschmiede- oder Schüler der Klarinette wohl fünfzig Familien in der Nachbarschaft das Trommelfell zerreißen.

„Der andere Flügel enthält das Karavanserai mit den Ballsälen, den Empfangssälen für Fremde ꝛc.

„Alle Kinder, die reichen wie die armen, wohnen im Entresol, damit die Nachtwächter sie unter Aufsicht behalten können. In mehr als Einer Beziehung müssen die Kinder von den Erwachsenen abgesondert seyn. Die Patriarchen wohnen zu ebener Erde.

„Die Säle sind auf eigene Art vertheilt. Jede Serie hat drei, vier oder fünf Abtheilungen in eben so viel zusammenhängenden Sälen, und jedes Seristerium hat wieder seine Nebenkabinette für die Ausschüsse (comités) jeder Abtheilung.

„Steigen wir jetzt die großen Treppen hinunter. Hier befinden wir uns in den geschlossenen Hallen. Da gibt es eine herrliche Annehmlichkeit, welche selbst die Könige in der Civilisation entbehren. Tritt man in fürstliche Paläste, so ist man dem Froste, dem Regen ausgesetzt; tritt man in das Phalangsterium, so gelangt das kleinste Fuhrwerk aus den bedeckten in die geschlossenen Hallen, die so wie die Vorhäuser und Treppen geheizt werden können.

„Der geringste Harmonist steigt in den Wagen in wohlgeheizten und wohlverschlossenen Hallen; er begibt sich aus dem Palaste in den Stall durch geschützte und mit Sand bestreute Keller; aus einer Wohnung geht er in die öffentlichen Säle oder Werkstätten durch die Galleriestraßen, die im Winter geheizt und im Sommer durch Luftzüge erfrischt werden. In der Harmonie kann man im Januar alle Werkstätte, Ställe, Magazine, Ballsäle, das Refektorium, die Versammlungen ꝛc. besuchen, ohne daß man weiß, ob es regnet oder stürmt, ob es kalt oder warm ist. Die Details, die ich hier angebe, fährt Herr Fourier fort, berechtigten mich zu sagen, daß wenn die Civilisirten nach dreitausendjährigem Studium noch nicht gelernt haben, ihre Wohnungen einzurichten, man sich nicht wundern dürfe, wenn sie auch nicht verstehen, ihre Leidenschaften zu ordnen, und in Harmonie zu bringen. Fehlt man bei den kleinsten Berechnungen, im Materiellen, so wird man auch bei den großen Rechnungen im Passionellen fehlen."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Oran.

(Fortsetzung.)

Die eigentliche Ursache aber, warum dieser Häuptling bisher noch nicht mit den fremden Eroberern gebrochen hat, besteht darin, daß er an der Spitze seines kriegerischen und unternehmenden Clans sich zu Oran durch den Handel mit Pferden, die

er und seine Leute andern Arabern geraubt haben, eine reiche Quelle des Gewinnes eröffnete, die er durch Feindseligkeiten nicht versiegen lassen möchte. So sah man während des Angriffes der Araber auf Oran die Belagerer den Belagerten Lebensmittel verkaufen: Habsucht ist der stärkste Magnet, der den Willen dieses leichtbeweglichen Volkes lenkt. Hiedurch war den Franzosen ein Fingerzeig gegeben, wie sie sich ihren neuen Nachbarn nähern, ihre Zuneigung gewinnen mußten. Waren die Einwohner einmal durch die Lockspeise des Nutzens geködert, so konnten die Franzosen stets auf ihre freiwillige Unterstützung rechnen. Allein die Vortheile, deren die Bevölkerung des Beylik von Oran seit der Ankunft der Franzosen sich zu erfreuen hatte, sind sehr gering. Sie sah ihre alten Gebieter, die sogar durch die lange Dauer ihrer Tyrannei und das religiöse Primat, das sie ausübten, in ihren Augen ehrwürdig geworden waren, durch neue und ungläubige Herren ersetzt; sie sah ihre Moscheen in Kasernen verwandelt, ihre Heiligen und Marabus verjagt und geächtet und den Faden aller ihrer Sitten, Gewohnheiten und Ueberlieferungen von dem Schwerte des Siegers zerhauen. Und zur Entschädigung dafür warf man ihnen Worte, Proklamationen hin, in denen man ihnen zu ihrer Befreiung aus dem türkischen Joche Glück wünschte! Nun besitzen aber diese Afrikaner noch nicht genug europäische Bildung, um sich mit schönen Worten abspeisen zu lassen und sich glücklich zu fühlen, wenn man ihnen sagt, daß sie es sind. Auch lastete der Druck des türkischen Despotismus bei weitem nicht so schwer auf ihrem Nacken, als man es ihnen glauben machen will. Wenn der Bey ihren Kopf oder ihr Geld verlangte, antworteten sie wie dem Perserkönige die Spartaner: „Komm und hole sie" — und dann zogen sie sich in ihre Wüsteneien zurück. Wo europäische Augen nur Willkür sehen, erblickten sie nur den herkömmlichen Ausdruck der Gerechtigkeit; das „sic volo, sic jubeo" des türkischen Bey's galt bei ihnen als gesetzliche Form, während sie in der französischen Rechtsübung nur das Recht des Stärkern erkennen. Ohne hier gewisse Thatsachen aus dem Dunkel hervorziehen zu wollen, in das sie sich mit Recht begraben haben, will ich nur an die Hinrichtung eines Beduinen erinnern, der einige Tage nach einem Scharmützel, worin mehrere Franzosen umgekommen waren, zu Oran einige Stücke von Soldatenuniformen zum Verkauf ausbot. Er wurde nach dem Buchstaben des Gesetzes, das jeden Franzosen, der überwiesen wird, einen Franzosen auf dem Schlachtfelde verstümmelt oder beraubt zu haben, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Scheint es doch, als könnte die Regierung durch Ordonnanzen oder Spruch eines Kriegsgerichtes Beduinen in Franzosen verwandeln, wie früher unsre Könige aus dem nächsten Besten einen Edelmann machen konnten. Was würde man sagen, wenn der König von Sardinien einen seiner Unterthanen in partibus infidelium, aus Cypern oder Jerusalem, den der Zufall in seine Hände geführt, nach den Gesetzen seiner eigentlichen Staaten richten lassen wollte? Indeß ist es eine unter den Europäern, die sich in Afrika niedergelassen haben, vorherrschende Meinung, daß man nach dem Vorbilde der Türken, mit dem Säbel in der Faust, regieren müsse; als ob sich bei veränderter Aufgabe eines Problems auch nicht die Lösung desselben verändere. Unglücklicherweise findet diese Ansicht an meisten Widerhall und schwebt stets den Kaffeehauspolitikern auf den Lippen, die nicht genug über Fanatismus und Religionskriege losziehen können, aber unfehlbar zu einer Bartholomäusnacht fortreißen würden, wenn es in ihrer Macht läge. Zum Glück sind äußere Zufälligkeiten oft stark genug, eine falsche Richtung, welche die Menschen eingeschlagen haben, zu hemmen. Sollten Niederlassungen von einiger Bedeutung in Oran Wurzel fassen, so würde man die benachbarten Stämme allmählich näher herankommen sehen, um davon auf dem Wege freundschaftlicher Verbindungen größere Vortheile zu ziehen, als sie durch Anfeindungen erlangen können. Dann würden die Zeit und die Ereignisse ausrichten, was die französische Unvorsichtigkeit versäumt hat. Die Frage ist also vor Allem: zu wissen, ob Oran nichts weiter seyn und werden soll, als ein befestigter Punkt in Feindesland, um Marokko zu beobachten und den Hafen von Mers-el-Kebir zu bewachen. Die geringe Kenntniß, die man bis jetzt noch von dem Beylik besitzt, und der Wassermangel, den man in den vor Augen liegenden Gegenden wahrnehmen kann, lassen noch nicht mit Gewißheit sagen, ob die Stadt, gleich Algier, der Hauptort einer agrikolen Niederlassung werden kann. Einige wollen behaupten, man könne Oran zum Mittelpunkte eines wichtigen Handels machen, weil ein Theil der Landesprodukte, die gegenwärtig von den Häfen des Mogh'rib ausgeführt werden, seinen natürlichen Absatzweg in Oran finden, und dahin zusammenfließen würde. Dann müßte man Oran mit einem Handelshafen versehen, wozu nach Berechnungen eines geschickten Ingenieurs 1,500,000 Fr. erforderlich seyn würden.

(Schluß folgt.)

Ueber die Konsumtion von Zucker in Frankreich.

Das französische Gouvernement hat bei Gelegenheit des neuen Gesetzes über den Zoll auf Zucker statistische Dokumente drucken lassen, welche in vieler Hinsicht höchst lehrreich sind. Eines derselben enthält die Tabellen der Konsumtion von Zucker von 1812 bis 1832. Im ersten dieser Jahre, während Frankreich Holland, die Rheinprovinzen, Genf und Piemont besaß, und eine Bevölkerung von 44 Millionen bildete, beschränkte sich die Konsumtion von Zucker auf 16 Mill. Pfund, d. h. etwa fünf Unzen für jedes Individuum jährlich. Das Pfund kostete 6 Franken. Das reine Produkt der darauf liegenden Auflagen war 28 Mill. Im Jahre 1815 während der ersten Invasion fiel der Verbrauch auf 14 Mill. Pfund; sobald der Friede geschlossen war, stieg er im Jahre 1814 auf 54 Mill. Der neue Krieg im Jahre 1815 reduzirte ihn wieder auf 34 Mill. Von da an stieg er schnell und ununterbrochen, und betrug im Jahre 1822 etwa 105 Mill. Der spanische Krieg, obgleich er nicht auf französischem Boden geführt wurde, brachte ihn sogleich auf 72 Mill. herab; mit dem wiederkehrenden Frieden stieg er bis jetzt, und betrug im Jahre 1832 175 Mill., d. h. im Verhältniß der Einwohnerzahl 20mal mehr als im Jahre 1812. So verderblich ist der Einfluß, den hohe Zölle auf das materielle Wohlseyn der Völker ausüben. Der Ertrag des Zolls auf Zucker, so lange er 3½ Franken aufs Pfund betrug, erhob sich nie über 28 Millionen, während er bei einem Zoll von 5 Sous bis auf 51 Millionen stieg und täglich höher steigen wird. England hat eine ähnliche Erfahrung gemacht. Im Jahre 1822 betrug der Zoll auf Kaffee 1 Schilling per Pfund, der Verbrauch erhob sich auf 7 Mill. Pfund, der Ertrag der Donanen auf 582,000 Pfd. St. Im folgenden Jahre wurde der Zoll auf die Hälfte herabgesetzt, und der Verbrauch stieg über 16 Mill. Pfund, der Ertrag der Donanen auf 500,000 Pfd. St., und die Ausfuhr englischer Produkte in die Kolonien dehnte

sich in demselben Maße aus, als die Einfuhr von Kolonialprodukten zugenommen hatte, so daß der englische Konsument, der Fabrikant, die Regierung und die Kolonien einen gleichen Vortheil durch diese Herabsetzung des Zolls erhielten, während die hohe Auflage eine bloße stupide Zerstörung von Kapital, Gewerbe und Wohlseyn gewesen war. Eine andere beachtenswerthe Thatsache, welche in diesen Dokumenten ins hellste Licht gesetzt wird, ist der augenblickliche und alle innern Verhältnisse des täglichen Lebens durchdringende Einfluß des Kriegs. Man könnte glauben, daß er sich auf Luxusartikel erstrecke, oder daß die Theurung, welche der gesperrte Handel hervorbringt, auf die Konsumtion auch der gewöhnlichsten Artikel ihre natürliche Wirkung habe; aber man sollte nicht erwarten, daß bei fortdauernd fallenden Preisen, wie die des Zuckers in jenen Jahren, und bei einem Artikel, der zu einem Lebensbedürfniß geworden ist, der Krieg von 1815 den Verbrauch plötzlich fast bis auf die Hälfte reduciren, oder, was weit auffallender ist, daß der spanische Krieg von 1825, der in der Mitte des größten Wohlstandes von Frankreich begonnen wurde und nach den ersten Monaten keinen Zweifel über den Ausgang lassen konnte, daß ein solcher Krieg nicht nur das Steigen des Verbrauchs hemmen, sondern ihn um ein Drittheil vermindern könne. Man spricht viel von den zerstörenden Wirkungen des Krieges, und begreift leicht, daß er in den unglücklichen Gegenden, welche den Schauplatz des Kampfes bilden, unendliches Elend veranlaßt; aber so unbedeutend an sich auch Fakta, wie die hier angeführten, scheinen mögen, so sind sie doch weit geeigneter die heilsame Ueberzeugung hervorzubringen, welche durchgreifende Hemmung des Wohlstandes in allen Klassen einer Nation und in allen Theilen eines Landes, welche Zerrüttung der geheimsten Lebensfaden eines Volkes ein solches Ereigniß ist. Aus den bei dieser Gelegenheit bekannt gemachten Dokumenten geht auch die Gewißheit hervor, daß künftig die Preise des Zuckers einem zunehmenden Fallen unterworfen seyn werden, einerseits durch die Konkurrenz des Rübenzuckers, andererseits durch die großen Verbesserungen, welche diese Konkurrenz in der Fabrikation und der Raffinerie hervorgebracht hat. Zwei französische Gelehrte, Biot und Pesez, haben kürzlich ein Patent für eine Erfindung genommen, nach der fast die ganze Masse von Rohzucker künftig krystallisirt werden kann. Früher lieferte ein Centner Rohzucker nur 50, später 60, gegenwärtig 70 bis 80 Pfund krystallisirtes Produkt, künftig wird man 95 Pfund daraus ziehen. Auf der andern Seite hat man ein Mittel gefunden, den Zucker aus Runkelrüben durch Filtration von Wasser zu einer gewissen Temperatur, anstatt wie bisher durch Pressen zu erhalten, wodurch nicht nur die Kosten der Fabrikation bedeutend vermindert, sondern die Quantität des Zuckerprodukts aus einer gegebenen Masse von Rüben um 40 Prozent erhöht wird. Es läßt sich daher voraussehen, daß in zehn Jahren der Preis auf die Hälfte des gegenwärtigen gesunken seyn wird, wodurch ein neues unerwartetes Resultat erreicht werden wird: nämlich die immer größere Abnahme des Gebrauchs von geistigen Getränken, und damit von Trunkenheit, indem der Gebrauch warmer süßer Getränke immer gleichen Schritt mit dem Preise des Zuckers hält.

Geologie von Indien.

Die ostindische Kompagnie hat kürzlich einen Geologen, Dr. Christie, nach dem Süden von Indien geschickt, um die mineralischen Reichthümer dieser Provinzen zu untersuchen. Sie hatte bis jetzt dieses Element vom Gedeihen ihres Reichs gänzlich vernachlässigt. Noch heute werden alle Gegenstände von Eisen, welche die Regierung in Indien braucht, von England aus geschickt, bis auf Kanonenkugeln hinaus, während Indien eine Masse der reichsten Eisenbergwerke besitzt, welche aber aus Mangel an Aufmunterung nicht gebaut werden. Ein Theil der Gebirge in Malabar besteht gänzlich aus Eisenstein, und die armen und unwissenden Bewohner verfertigen daraus nach altherkömmlichen Sitten und mit höchst unvollkommenen Mitteln den besten Stahl, den es gibt, Wootzstahl, so daß der Stahl, welchen der erste Messerschmied in der Welt, Rogers in Sheffield, zu seinen feinsten Instrumenten anwendet, aus Indien kommt, während die Kompagnie sich in der Nothwendigkeit glaubt, die gemeinsten Eisenwaaren aus Europa zu verschreiben. Die Brennmaterialien sind ebenfalls im größten Ueberfluß, und überall, wo sich bisher das Bedürfniß von Steinkohlen gezeigt hat, am Ganges und am Indus, hat man die reichsten Bergwerke desselben zu Tage stehend entdeckt. Auch hier hat die Kompagnie nicht die Bahn gebrochen, sondern das Bedürfniß von Brennmaterial in Calcutta hat das Haus Palmer und Kompagn gebracht, die Kohlenminen von Burdwar bearbeiten zu lassen, welche gegenwärtig jährlich 16,000 Tonnen liefern. Eben so hat man in Gusserat Steinkohlen gefunden, welche den besten englischen gleichkommen, während die Kompagnie Kohlen aus Europa kommen läßt, um ihre Dampfschiffe damit zu betreiben. Es fehlt Indien nicht an den Elementen von Reichthümern, sondern an Kapital; man kann den Verlust, den es seit einem Jahrhundert durch die Plünderungen von Nadirschah, und durch die Ausfuhr der Engländer erlitten hat, auf nicht weniger als 5 bis 4000 Millionen Thaler baaren Geldes berechnen. Die Zerstörung von Kapital durch Krieg war ohne Zweifel eben so groß. Es ist daher nicht zu wundern, daß das ehemals reichste Land der Welt in die äußerste Armuth gesunken ist, und kaum die Hälfte der Staatsausgaben ertragen kann, welche es zur Zeit von Akbar und Aurengzeb mit Leichtigkeit trug. Die Kompagnie hat nur zu lange vernachlässigt die Hülfsmittel, welche die Natur diesem Lande geboten hat, ins Leben zu rufen, und sie durch die Zulassung europäischer Industrie und Kapitalien zu unterstützen.

Katholische Kirche in Birma.

Der birmanische Eroberer Alanpra nahm im Jahre 1756 in Syriam, einer Handelsstadt auf der Südküste von Pegu, eine Anzahl von französischen und andern europäischen Bewohnern gefangen, welche er im Norden von Amarapura, seiner neuen Hauptstadt, ansiedelte. Sie bildeten sechs Dörfer, welche gegenwärtig eine Bevölkerung von 4000 Seelen haben. Ihre Nachkommen haben in Allem birmanische Sitten, Gebräuche, Kleidung und Sprache angenommen, obgleich ihre hellere Gesichtsfarbe und ihre Haare noch europäische Abkunft anzeigen. Sie sind der katholischen Religion treu geblieben und werden von Rom aus mit italienischen Priestern versehen. Einer derselben, Don José Amato, ein Neapolitaner, starb kürzlich in hohem Alter dort. Er hatte 50 Jahre in Birma zugebracht, und stand bei den Birmanen in großem Ansehen wegen seiner Frömmigkeit und Wohlthätigkeit. Er vermied den Hof so viel möglich und lebte unter seinen Pfarrkindern. Sein Distrikt war sehr von Räubern beunruhigt, von denen er aber nur Einmal angefallen wurde, und sobald sie ihn erkannten, ließen sie ihn frei. Er hatte die gelehrte Sprache und Literatur der buddhistischen Priester studirt, und galt unter ihnen für sehr gelehrt darin. Seine Erholung bestand im Studium der Naturgeschichte und im Zeichnen unbekannter Pflanzen und Thiere; von jenen hatte er etwa 500, von diesen 200 gemacht, und eine Beschreibung ihrer Eigenschaften, Gewohnheiten u. s. w. geschrieben. Das Ganze war in vier Foliobänden gebunden und hatte ihn 40jährige Arbeit gekostet. Sein Dorf wurde während des birmanischen Krieges zerstört und geplündert; ein Soldat bemächtigte sich der vier Bände, die er an Mengagyu, einen Bruder der Königin, verkaufte. Dieser schnitt die Zeichnungen heraus und klebte sie an den Wänden seines Palastes auf. Amato wendete sich nach der Herstellung des Friedens an Major Burney, den englischen Gesandten, welcher sich sogleich beim König und den Ministern verwendete, um diese Bücher wieder zu erhalten. Er sagte ihnen, daß sie als die größten Barbaren angesehen werden würden, wenn sie ein solches Werk zerstören ließen. Der König ertheilte wiederholt Befehl, und die Minister gaben sich alle Mühe, die Bücher wieder zu erhalten, aber umsonst. Mengagyu läugnete, sie zu besitzen, sein Palast wurde durchsucht, er selbst führte den englischen Gesandten in die geheimsten Gemächer desselben, aber man fand keine Spur davon. Major Burney setzte hierauf einen großen Preis für jeden aus, der Nachricht von ihnen geben könne, und es ist zu hoffen, daß die Wissenschaft dieses Werk nicht verlieren werde. Der Papst hat kürzlich zwei junge Priester hingeschickt, um die Station zu verstärken und wo möglich Proselyten in Ava zu machen. Es besteht auch in Rangu eine kleine katholische Gemeinde von 260 Seelen, welche unter dem Bischof von Ava steht, der kürzlich eine solide Kapelle für ihren Dienst erbaut hat.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 105. 15 April 1833.

Die neuen Weltverbesserer.

(Fortsetzung.)

Die Revue encyclopédique vertieft sich nach diesen Auszügen aus den Schriften des Herrn Fourier in folgende Betrachtungen:

„Wir haben nur erst eines der einfachsten Wunder der neuen Welt (man weiß, daß eine der Schriften des Herrn Fourier den Titel führt: Le nouveau monde) flüchtig angesehen, und doch fürchte ich, daß der Leser sich abschrecken lasse, und den Kopf schüttele, zum Zeichen der Ungläubigkeit, besonders wenn er zu den ehrlichen Leuten gehört, welche Utopien! schreien, sobald man ihnen etwas Neues verkündet, und aus dem Kreise gewöhnlicher Dinge hinaustreten will. In der That gibt es noch ein größeres Utopien? Es handelt sich um nichts weniger, als jede Ursache des Schnupfens, des Hustens, der Flüsse ꝛc., unmittelbar zu unterdrücken; es handelt sich darum, wie man es machen soll, daß die Menschheit natürlicherweise (?) von Krankheiten frei sey, daß, in Absicht auf die Gesundheit, wir wenigstens nicht schlimmer daran seyen, als die Thiere. Gewiß, Dieß ist ein sehr kühnes Unternehmen, wenn man unsern gegenwärtigen Zustand erwägt."

Es sey gegen Herrn Fourier und gegen Herrn Abel Transon, seinem Lobredner in der Revue encyclopédique, eine kleine Bemerkung erlaubt. — Menschen, die jedes Ungemach der Witterung fliehen, werden Schwächlinge; sind sie dabei reich, wie die Harmonisten mit ihren 500,000 Schlössern, und fürchten den Schnupfen, so werden sie, trotz ihrer Gallerie-Straßen, der Reise nach Korinth entsagen müssen; sie werden keine Römer werden, welche sich zur Welteroberung geschickt machten, weil sie die Armuth zu ertragen wußten und durch Abhärtung stark wurden. Es ist nicht die Civilisation, es ist die menschliche Natur, welche die Einrichtung traf, daß kein Vorzug auf der einen Seite, ohne Opfer auf der andern zu gewinnen ist. Sonst freilich, hätten die Leidenschaften leichtes Spiel. Kehren wir ins Phalangsterium zurück.

Der Phalanx ist ackerbauend. (Von seinen Geschäften auf freiem Felde werden wir sogleich Einiges melden.) Diese Arbeiten aber lassen ihm Zeit genug, die bei den Gewerken, den Fabriken, den Künsten und bei der Oper verwendet werden kann. „Außer den Arbeiten der Schmiede, Stallmacher, Maurer ꝛc., unterhält der Phalanx mehrere Fabriken, besonders in der schlechten Jahreszeit. Auch hier ist es die Attraktion der Mitglieder, welche die Wahl der Fabriken bestimmt. Diese müssen solcher Art seyn, daß sie sowohl Männer als Frauen und Kinder leidenschaftlich beschäftigen können. Wird einmal die einheitliche Organisation (l'organisation unitaire) auf der ganzen Erdkugel statt finden, so wird jeder Phalanx sich auf die Fabrikation einiger exotischer Produkte legen, was den Vortheil hat, daß es ihn mit den Interessen einiger Phalangen der entferntesten Gegenden vereint, und mit denselben in unmittelbaren Verkehr bringt. Außerdem steht jeder Phalanx in zahlreicher Verbindung mit den benachbarten Phalangen, es sey durch Austausch der Feldfrüchte, durch Theilnahme an dringenden Arbeiten, endlich durch Bildung von Bezirks-Kohorten zur Verwendung bei Arbeiten von gemeinschaftlichem Interesse, oder bei solchen Arbeiten, welche, ihrer Natur nach, eine Verstärkung der Anziehung (renfort d'attraction) erfordern. Auf solche Weise wird zu den Arbeiten in Metallen jeder Phalanx desselben Bezirks, in dem Verlauf eines industriellen Feldzugs, eine Kohorte liefern, welcher große Vortheile vorbehalten werden sollen."

Herr Fourier spricht sehr ausführlich von der Organisation seiner industriellen Armee, die aber nicht zum Fechten, sondern zum lustigen Arbeiten bestimmt ist; er theilt sie in verschiedene Grade, je nachdem ihre Arbeiten sich auf das Interesse eines Bezirks, einer Provinz, eines Königreichs ꝛc. oder auch auf die Gesammtkultur der Erdkugel beziehen. Er stellt die großartigsten Ansichten auf, wie (durch die industriellen Armeen) die Restauration der Climaturen (?) die Wiederbeholzung der Berge, der Angriff auf die Wüsten ꝛc., zu bewerkstelligen sey.

Ehe uns jedoch die Leidenschaft ergreift, uns in diesen industriellen Armeen als Freiwillige, zur Bekämpfung der Wüsten, anwerben zu lassen, wollen wir sehen, wie der Phalanx seinen heimathlichen Boden bestellt. — „Jede ackerbauende Serie soll sich, wie aus dem Stamm die Aeste und Zweige, nach verschiedenen Richtungen verbreiten; sie bestellt abgesonderte Ackerbeete bei allen Posten der Serien, deren Operationscentrum sich

von dem seinigen entfernt findet. *) In Folge dieser Vermischung findet sich der Bezirk mit Gruppen übersäet. Die Scene ist belebt, und der Anblick bunt und malerisch. Aber dieses Ineinandergreifen der verschiedenen Arten des Feldbaues, das dem Auge so angenehm ist, hängt noch mehr mit der Nützlichkeit zusammen, mit der Verschmelzung der Leidenschaften und der Intriguen (tient à l'amalgames des passions et des intrigues)" Der Leser muß wissen, daß Herr Fourier die Intriguen, wie die Leidenschaften zu benutzen weiß; mit Intriguen macht er den Acker fetter. — „Diese Vermischungen haben zum Zweck verschiedene Gruppen auf denselben Boden zusammenzubringen, und so wenig als möglich eine Gruppe bei ihren Arbeiten isolirt zu lassen, obgleich alle auf kurze Sitzungen beschränkt sind."

Bei dieser Art von Ackerbau, die uns freilich nicht ganz klar ist, soll sich, außer dem reizenden Anblick der Felder, auch der Vortheil zeigen, daß die Früchte nicht gestohlen werden, indem Einer für Alle und Alle für Einen arbeiten, der Dieb also sich selbst bestehlen würde.

„Vergessen wir nicht, daß bei dem Ackerbau jede Gruppe ihre beweglichen Zelte hat, sich gegen die Gluth der Sonne zu schützen; jede Serie hat überdem ihr Castel im Centrum ihrer Arbeiten, um dort ihre Kleider und Gerätschaften niederzulegen und die aus dem Phalangsterium ihr geschickten Erfrischungen oder Collationen einzunehmen u. drgl. Mit Einem Worte, Alles ist vorausgesehen. Für Alles ist gesorgt, und zwar auf eine Art, welche Nacheiferung, Reiz, Mannichfaltigkeit, Attraktion bei allen Operationen des Feldbaues erzeugt. — Es ist unnöthig zu sagen, daß die Kultur selbst, bis zu einem Grade der Vollkommenheit erhöht wird, der von den bisherigen Methoden nicht zu erwarten ist. Denn, um nur die kleinste praktische Einzelnheit anzuführen, der Eifer der Gruppen, der ihnen nicht erlaubt, etwas zu vernachlässigen, wird die jungen Sprößlinge und Blüthen gegen die Morgenreife, wie gegen die große Hitze schützen. Droht ein Platzregen oder Hagel, so eilt der ganze Phalanx herbei, wie wenn ein Schiff lek geworden, und die ganze Schiffsmannschaft und alle Reisenden sich an die Arbeit machen ꝛc."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Oran.

(Schluß.)

Da sich bis jetzt noch kein Gegengewicht gefunden hat, um es wider die gehässigen Leidenschaften, wie sie Besiegten natürlicherweise immer gegen den Sieger eigen sind, in die Wagschale zu legen, so fangen die Stämme des Beyliks häufig Feindseligkeiten an. Ein Wort, eine Zusammenkunft, ein Kauf oder Verkauf bringt sie auf den Einfall, heranzurücken und den Franzosen ihren Haß und ihre Verachtung durch Flintenschüsse zu erkennen zu geben. Es liegt ihnen wenig daran, ob ein solcher Angriff vernünftig oder rechtmäßig sey, wenn er ihnen nur die Zeit vertreibt. Sie sind wie junge Leute, die jede Gelegenheit ergreifen, die ihnen einen Vorwand zum Vergnügen bietet. So erscheinen sie denn plötzlich an einem schönen Morgen rings um die Stadt. Man würde sehr irren, wollte man, wie es häufig zu geschehen pflegt, solchen Angriffen einen tiefangelegten Plan, eine weitverbreitete Verbindung zwischen den Stämmen unterlegen. Es ist nichts als der Einfall eines Einzelnen oder Einiger einer Beduinenhorde, welche die Lust anwandelt, einmal mit den Franzosen anzubinden; sie machen ihren Stammgenossen den Vorschlag, den Streifzug mitzumachen, und diese gehen freudig darauf ein, die meisten, um sich einen Zeitvertreib zu machen, wie man in Europa auf die Jagd gehen würde; andere schließen sich an, um durch die Bekämpfung der Ungläubigen ein gutes Werk zu thun, statt daß sie Almosen geben, denn da sie nicht reich sind, so finden sie es leichter ihr Seelenheil mit Blei als mit Gold zu erkaufen. Die Unruhe in der Sinnesart dieser Völker, ihre Lebhaftigkeit und Willensunbeständigkeit ist so groß, daß sie oft nur handeln aus platonischer Liebe zum Handeln, ohne alle Aussicht auf Erfolg und ohne es sogar ernsthaft zu nehmen. So schickten sie uns häufig Abgeordnete, um mit dem Obergeneral in Unterhandlungen zu treten, und wenn man dann zusammenkam und sie ihre Anträge vorbringen sollten, wußten sie nichts zu sagen und gingen dann zu allerhand leeren Ausflüchten und Abschweifungen über, bis man den Kreis des Popilius um sie her zog. Waren sie dann in ihre letzten Verschanzungen zurückgedrängt, so suchten sie dadurch den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, daß sie von den Franzosen die Räumung des Gebietes von Oran verlangten, wobei sie alle zur Einschiffung nöthigen Vorbereitungen zu gestatten versprachen; oder sie machten sonst einen andern widersinnigen Antrag, der ohne Lachen weder vorgebracht noch vernommen werden konnte. Ganz in der ritterlichen Art der Mauren in Spanien und im Geiste der allen Orientalen eigenen Großsprecherei lassen sie oft ihren Feind zum Voraus von der Zeit, wo sie anzugreifen gedenken, in Kenntniß setzen. Sahen sie dann, daß wir hinter die Mauern zurückgezogen, ihnen Zeit lassen wollten, ihr kriegerisches Feuer in Gewehrschüssen und Pulverrauch zu verpuffen, so ließen sie uns auch wohl durch Herolde entbieten, wir möchten auf das offene Feld herauskommen, und uns mit ihnen messen.

Ueberhaupt hat die Art und Weise, wie die Beduinen einen Ort angreifen, etwas eigenthümlich Malerisches; sie belagern ihn nicht, sondern beschießen ihn mit ihren Flinten. Es war in den ersten Tagen des Mai, wo von den Beduinen der ausgedehnteste und hartnäckigste Angriff, der noch seit Ankunft der Franzosen statt gefunden hatte, auf Oran gemacht wurde. Schon gegen Ende Aprils waren wir theils durch unsre Kundschafter, theils durch die Anführer unsrer Feinde selbst, von ihrem Vorhaben in Kenntniß gesetzt worden. Am 3 Mai, zur Stunde wo die ersten weißen Streiflichter des Morgens nur erst an den

*) Wir wissen nicht, ob wir diese Stelle richtig übersetzt haben. Das Original sagt: „Chaque Série agricole s'efforce déjeter des rameaux sur divers points; elle engage des carreaux détachés dans tous les postes des Séries dont le centre d'opérations se trouve éloigné du sien." Gedorne Franzosen, die wir über den Sinn dieser Worte zu Rathe zogen, fanden sie, wie wir unverständlich. Das Genie des Herrn Fourier thut es nicht anders.

oberen Konturen der Wellenlinien der Ebene sichtbar wurden, und Alles tiefer hereinwärts im Dunkeln ließen, vernahm man das Knattern des Kleingewehrfeuers. Unsere Truppen waren bereits längs den Wällen aufgestellt.

Vor unsern Augen blieb indeß noch Alles ruhig und unbeweglich, ausgenommen daß man dann und wann in der Ferne eine dunkle Gestalt an dem immer mehr sich erhellenden Saume des Horizontes auftauchen sah. Je mehr die Gegenstände aus den letzten Schatten der Nacht sich losmachten, desto deutlicher sahen wir weit und breit Alles von Beduinen wimmeln. Araber zu Fuß, zu Pferd, in weißen, in schwarzen Mänteln: Fußvolk, das von den Reitern vorwärts getrieben und gedrängt wurde; Alles laufend, lärmend und mit gellenden Stimmen schreiend, hier in langen dünnen Säulen sich fortschlängelnd, wie Ameisen, die eine Beute heimschleppen, dort in dichten ungeordneten Haufen durcheinander wogend. Die unglücklichen Fellahs, wo immer sich ihre rohen Gebieter zeigten, liefen durcheinander, auseinander, vertheilten sich rechts und links, und verknäulten sich in ungeordneten Gruppen, wie eine Heerde, die nach dem Gebelle des Hundes sich zerstreut oder auf einen Haufen zusammendrängt. Auf Befehl kriegslustig und aus Furcht tapfer, rannten sie hin, ihr Leben Gefahren bloßzustellen, die ihre Anführer ihnen bezeichneten. Diese selbst sprengten geradezu auf die Stadtmauer los, als wollten sie mit dem Kopfe ihres Pferdes eine Bresche in die Mauer rennen, hielten dann auf einen ungeheuren Flintenschuß weit rasch an, feuerten ihre Gewehre ab, wendeten sich und verschwanden wie der Blitz. Fast gerade gegenüber einem Thore von Oran befindet sich der Ausgang eines zerstörten Dorfes, das früher eine Vorstadt bildete. Hier wimmelte es von Beduinen, die in einer wunderlichen Mischung von Angst und Tapferkeit sich in das zerfallene Mauerwerk warfen, bald den Kopf hervorstreckten, bald sich wieder duckten, und in unaufhörlicher Hast von einem Orte zum andern liefen, wie gehetzte Ratten, die ein Loch zum Entwischen suchen.

Dieser Kampf, auf Seite der Beduinen nichts als Lärm und Rauch, auf unsrer Seite bloße Parade und Theater-Evolutionen, dauerte zwei volle Tage, und würde noch länger gedauert haben, ohne uns einen andern fühlbaren Verlust, als den von Pulver zu verursachen, als ein zufälliger Umstand der Sache eine ernstere Wendung gab. Ueber das Fort St. Andreas hinaus, auf einer Verlängerung des Randes der Thalschlucht, die Oran theilt, erhebt sich das Fort St. Philipp, das mit der Stadt durch eine Brüstung zusammenhängt, hinter der eine Menge Mauertrümmer angehäuft lagen, die gegenwärtig weggeschafft sind. Zwischen diesen Trümmern, halb eingestürzten Gewölben, zerbrochenen Säulenschäften und niedergerissenen Mauern, schlichen sich die Beduinen, wie in Laufgräben, unbemerkt bis nahe an die Verschanzungen und wählten, hinter diesem Verstecke gesichert, mit aller Kaltblütigkeit ihr Ziel, indem zugleich sie auf den Wall einen Hagel von Steinen sendeten, so nahe waren sie ihren Feinden gekommen. Die Nacht allein vertrieb sie aus dieser für unsere Leute so gefährlichen Stellung, und wir trafen dann Vorkehrungen, ihre Rückkehr für den folgenden Tag zu verhindern. Dieses Angriffsmittels beraubt oder auch zufrieden, uns einen Offizier und einige Soldaten getödtet zu haben, und vielleicht durch ihren eigenen Verlust, der nicht unbedeutend seyn konnte, ermüdet, vor Allem aber des Lärmes satt, kehrten sie in ihre alten Lagerplätze zurück, nachdem sie sechs Tage lang die Mauern von Oran umschwärmt hatten. Ihre Anzahl mochte sich auf mehr als viertausend belaufen haben. Seitdem blieben sie ruhig, bis wieder Einem oder dem Andern der Geist zuflüstern wird: „Auf, nimm Deine Stammgenossen zu Dir, und jage den Christen Menschen oder Thiere ab, dem Namen Mohammed's zu größerer Verherrlichung!"

Literarische Provinzialblätter in Frankreich.

Paris, 5 April.

Die Revolution von 1830 hat unter manchen andern eine Folge gehabt, welche man oberflächlich betrachtet nicht hätte erwarten sollen, deren Erscheinung sich jedoch begreifen läßt, und die jedenfalls einige Aufmerksamkeit verdient, nämlich das Wiedererwachen des Provinzialgeistes. Die erste Revolution hatte sich alle Mühe gegeben, ihn zu zerstören, weil sie in ihm eine Kraft des Widerstandes gegen ihre Maßregeln fand, welche sie durch jedes Mittel zu brechen versuchte und wirklich brach. Die Aufhebung aller Vorrechte und zum Gesetz gewordenen Lokalgebräuche, die Zerstückelung der Provinzen in Departements, die Vernichtung ihrer Namen und das einförmige System von Gesetzen, Administration und Polizei, das auf ganz Frankreich angewendet wurde, waren mächtige Mittel zu diesem Zweck. Die kaiserliche Administration verfolgte denselben Plan mit größter Beharrlichkeit, und die Bourbonen verkannten ihre Stellung hinlänglich, um den einmal eingeschlagenen Gang fortgehen zu lassen, und nichts für die Weckung des alten Geistes der durch Dialekte, Gebräuche, historische Erinnerungen und materielle Interessen verbundenen Landestheile zu thun, und alle Parteien fanden unter ihrer Regierung ein natürliches Interesse, sich dem Centralsystem anzuschließen. Die Liberalen aus dem natürlichen Instinkt, daß ihre Macht und der künftige Sieg ihres Systems in dieser Einförmigkeit lag; die Ultras, weil das Centralsystem zu ihren Gunsten ausgeübt wurde. Alle Theile sahen auf Paris, als den Sitz ihrer Hoffnungen, ihrer Macht, und den Schauplatz ihres Ehrgeizes. Als die Bourbonen vertrieben waren, so hätte man erwarten sollen, daß das alte revolutionäre Prinzip der Centralisation mehr als je herrschen würde, und die Regierung bedient es auch, und hat sich bis jetzt jedem Versuch, einen Eingriff darein zum Vortheil von Lokalinstitutionen zu machen, eifrigst widersetzt. Aber die karlistische Partei hat aufgehört in Paris ihre Stütze zu finden. Die Hauptstadt ist ihr Feind geworden, und sie sucht sich durch die Wiederanregung der Erinnerungen an alte Provinzialfreiheiten nun von Paris unabhängig und dem Uebergewichte desselben feindliche Mittelpunkte zu verschaffen. Unter der kaiserlichen Regierung waren Akademien, Gesellschaften für Ackerbau, Statistik u. s. w. officiell in den Departements organisirt worden, hielten Sitzungen, gaben Preise, machten Reden und Memoiren, die gedruckt und vergessen wurden; es war ein bloßer Schein von lokalem Leben. Das erste Symptom eines Geistes von Widerstand der Provinzen seit zwei Jahren war natürlich die Entstehung einer Masse von politischen Blättern aller Parteien, welche sich bekämpften, aber im Grunde nur schwache Nachahmungen der pariser Presse waren. Seit einiger Zeit hat sich diese Bewegung auf die Literatur ausgedehnt, und kürzlich sind fast zu gleicher Zeit die Revue de Rouen, die Revue de Bretagne, la France provinciale d'Avignon, les Annales du Nord, la Revue du midi, la Revue de Caën u. a. entstanden. Sie beschäftigen sich mit den Traditionen ihrer Provinzen, nehmen Fragmente von Schriften der einheimischen Schriftsteller auf und suchen einen litterarischen Geist in ihren Bezirken zu wecken. Bis jetzt ist nicht viel Gutes von ihnen zu erzählen; ihre Artikel sind höchst mittelmäßig, ihre Tendenz ist unentschieden, ihr Geschmack von Paris beherrscht; sie sind wie Schulknaben, welche den Lehrer nachäffen, während er abwesend ist. Sie haben jedoch mit großer Leichtigkeit Unterstützung in dem Publikum ihrer Provinzen gefunden, das anfängt seine Eitelkeit darein zu setzen, sich von Paris geistig unabhängig zu machen, und obgleich sie bis jetzt unmächtige Zeugen dieser Geistes-

richtung sind, so sind sie doch vielleicht Vorläufer einer kräftigern Entwicklung des Provinzialgeistes, welcher für Frankreich in jeder Hinsicht ein Rettungsmittel aus der zunehmenden Barbarei wäre.

Die Grotte von Guacharo in Neu-Andalusien.

Die Reisenden, welche die drei kleine Stunden vom Kloster Caripe entlegenen Grotte von Guacharo in Neu-Andalusien besuchen wollen, fährt der Weg dahin zuerst über eine schöne ganz grüne Ebene, die sich dann westlich hinzieht und dem Lauf eines kleinen, aus der Höhle hervorkommenden Flusses folgt. Drei Viertelstunden lang geht es dann, bald im Wasser, bald zwischen dem Fluß und einer Felsenwand, auf einem schmalen, schüpfrigen Pfad aufwärts, der durch Erdfälle und umgestürzte Bäume noch schwieriger wird. Endlich bei einer der letzten Krümmungen des Flusses angelangt, befindet man sich dem ungeheuern Eingang der Höhle gegenüber. Herr von Humboldt, der diese Höhle besuchte, versichert, daß dieser Anblick selbst dem an die herrlichen Schweizergegenden gewöhnten Auge erhaben erscheine. Der gelehrte Reisende hatte die Höhle des Pik in Derbyshire besucht, so wie die verschiedenen Höhlen in Franken, am Harz und in den Karpathen gesehen, und die Aehnlichkeit, die zwischen allen diesen herrscht, ließ ihn nicht erwarten, daß er an dieser, die er jetzt besuchte, etwas Neues finden werde. Wenn nun zwar auch die Struktur dieser Höhle und die Mannichfaltigkeit ihrer Stalaktiten sie den übrigen in Etwas ähnlich machte, so erhält sie dagegen durch die üppige, großartige, tropische Vegetation, mit der ihr ungeheurer Eingang umgeben ist, eine schwer zu beschreibende Eigenthümlichkeit. Dieser Eingang besteht in einer Art halbkreisförmiger Bogen von 80 Fuß Breite und 70 Fuß Höhe. Der über ihn emporragende Felsen ist mit ungeheuren Bäumen, Schlingpflanzen und von Blüthen überhangenem Gesträuch bedeckt, die dem Auge die reichste Farbenpracht und die mannichfaltigsten Formen zur Schau stellen. Eine Menge derselben schweben als natürliche Blumengewinde vor dem Eingang herab, und werden von dem aus der Höhle strömenden Luftzug sanft geschaukelt. Doch diese üppige Vegetation beschränkt sich nicht auf das Aeußere der Grotte allein; mit dem größten Erstaunen sieht man, dem Lauf des Bachs im Innern folgend, auf einer Strecke von 30 bis 40 Yards einen natürlichen Park von Pragapalmen, achtzehn Fuß hohen Helikonien, mit Pisangblättern und Aronspflanzen gemischt, die an Größe und Stärke Bäumen gleichen. Die Höhle läuft bis auf eine Strecke von 450 Fuß gerade aus, und erst bis zu diesem Punkt fällt kein Tageslicht mehr ein, und man muß Fackeln anzünden. Man hört nun das heisere Geschrei der Nachtvögel, von denen diese Höhle ihren Namen hat. Der Guacharo ist von der Größe einer gewöhnlichen Henne und gleicht an Gestalt dem Geier; sein Schnabel ist mit Federn oder eigentlich mit borstigen Haaren bewachsen. Das schneidende, mißlautende Geschrei, das Tausende dieser Vögel ausstießen, die aus den tiefsten Höhlungen hervor- und an dem unermeßlichen Gewölbe hinschossen, machte ein Getös, von dem man sich keinen Begriff bilden kann. Die indianischen Führer zeigten den Reisenden, mittelst ihrer an lange Stangen gebundenen Fackeln, die trichterförmigen Nester dieser Vögel, die, in Löcher gebaut, ungefähr 60 Fuß hoch über ihren Köpfen allenthalben am Gewölbe zu sehen waren. Die Indianer zerstören jährlich eine große Menge dieser Nester, um aus den jungen Vögeln ein im Lande sehr gesuchtes Oel zu bereiten; sie schlagen die Nester dann mit langen Stangen herab, wobei viele der Alten, in dem Versuche, ihre armen Jungen zu vertheidigen, ums Leben kommen. So wie die Nester herabfallen, werden die kleinen Vögel sogleich aufgeschnitten und eine in ihrem Eingeweide befindliche dicke Fettmasse in irdene Töpfe ausgedrückt. Dieses, unter dem Namen Guacharo-Butter bekannte Fett, ist halbflüssig, durchsichtig, geruchlos, und läßt sich, ohne ranzig zu werden, ein Jahr lang aufbewahren. Herr von Humboldt, der an der Tafel des Klosters, wo man sich dessen statt des Oels bedient, von diesem Fett kostete, versichert, daß es den damit bereiteten Speisen nicht den geringsten unangenehmen Geruch oder Geschmack mittheile. Die Menge von Fett, das man von diesen Vögeln gewinnt, läßt sich aus ihrer Lebensart, dem Mangel an Licht und Bewegung, und aus der Pflanzennahrung, auf die sie angewiesen sind, erklären, was sich auch an Ochsen und Gänsen beweist, die man, um sie zu mästen, auf ähnliche Weise behandelt. Uebrigens steht die Menge reinen Oels, die man auf dieser Jagd gewinnt, in keinem Verhältniß mit dem Gemetzel, das man ihretwegen anrichtet. Die ganze Ausbeute besteht etwa in 450 bis 460 Flaschen, von denen jede etwa 60 Kubikzoll faßt; das übrige minder durchsichtige wird abgegossen und in irdenen Gefäßen aufbewahrt. Uebrigens bemerkt man nicht, daß die Anzahl dieser Vögel sich durch diese jährlichen Jagden merklich vermindere; denn die abergläubischen Indianer wagen sich theils nicht weit, in die Höhle hinein, wodurch den Thieren noch freier Raum genug bleibt, theils finden sie auch in den kleinern benachbarten, dem Menschen unzugänglichen Höhlen sichere Zufluchtsorte, in denen sie sich ungestört fortpflanzen.

Immer an dem Bach hingehend, drang Herr von Humboldt bis zu einer Entfernung von 4458 Fuß vom Eingang in die Höhle ein, die auch hier dasselbe Verhältniß und die gerade Richtung behält. Bis hier hergekommen, wendete er sich um und wurde nun sehr überrascht von dem seltsam angenehmen Anblick, den ihm ein ganz mit der schönsten Vegetation bedeckter Hügel bot, der gerade dem Eingang der Höhle gegenüber liegt. Diese von den Sonnenstrahlen beleuchtete und am Ende des langen finstern Ganges stehende Anhöhe bot im Gegensatz mit der die Reisenden umgebenden Dunkelheit und den großen, von dem eindringenden Tageslicht halbbeleuchteten Stalaktiten einen seltsam wundervollen Anblick. Nachdem Herr von Humboldt mit einiger Mühe eine Anhöhe überstiegen hatte, an der der Bach eine Kaskade bildet, bemerkte er, daß die Höhle sich verengte und nur noch 40 Fuß hoch war. Hier sah er eine kleine Anhäufung weißlichter Erde, die vielleicht von der Strömung des Wassers angeschwemmt, oder durch die Spalten des Gewölbes mit dem einsickernden Regen herabgefallen war, zu seinem großen Erstaunen mit aufkeimenden Pflanzen bedeckt, wozu der Same durch die Vögel hereingetragen worden seyn mochte; allein durch den Mangel an Licht waren sie so entstellt, daß man kaum die Gattung derselben unterscheiden konnte. Die Indianer, von dem Vogelgeschrei erschreckt, das durch die Verengung der Höhle noch gräßlicher wurde, weigerten sich hartnäckig weiter zu gehen, und Herr von Humboldt war zu seinem großen Bedauern genöthigt umzukehren.

Vermischte Nachrichten.

Das englische Schiff „John Dongan" ist von Afrika in London angekommen, und hat Nachrichten von der Nigerexpedition unter Leitung Richard Landers mitgebracht. Die Expedition hatte am 16 October 1832 Cap-Coast-Castle nach einer 72tägigen Fahrt erreicht, und die Schiffe sich auf der Insel Los, in Sierra Leone, mit frischen Lebensmitteln versehen. An Bord derselben waren zwar Fieber ausgebrochen, die jedoch keine tödtlichen Folgen hatten. Der englische Gouverneur in Cap-Coast-Castle, Maclean, bewies der Expedition die zuvorkommendste Sorgfalt. Es war Lander während seines dortigen Aufenthaltes gelungen, den alten Pascoe und einige Neger wieder zu finden, die ihn auf seiner ersten Reise begleitet hatten. Auch zwei Eingeborne aus Eboe werden mit ihm die Reise unternehmen, und können ihm von großen Nutzen seyn, da sie sehr verständig und der englischen Sprache kundig sind. Das eiserne Dampfschiff „Alburka" wurde sehr tüchtig und zweckmäßig befunden. Sechs Wochen hindurch hatten die Schiffe auf ihrer Fahrt viel von Ungewittern zu leiden, und waren mehrmals von furchtbaren Blitzen getroffen worden. Die Expedition sollte Mitte Octobers nach den Rio Nunez absegeln und von ihm aus unmittelbar den Kuarra aufwärts gehen.

*

Die Fischer an der Meeresküste haben die Bemerkung gemacht, daß der Kanonendonner bei einem Seetreffen die Hummer verscheuche, die ihre Scheeren abwerfen und geraume Zeit die Gegend des Meeres meiden, wo eine Schlacht geliefert wurde. Auch heftige Donnerwetter machen auf die Seetrebse gleiche Wirkung.

*

Die Nordpolexpedition des Kapitäns Back ist durch eine Subskription von 6054 Pf. auf zwei Jahre gedeckt, und es fehlen nur noch 1000 Pf., um die Reise auf drei Jahre auszudehnen, wie ursprünglich der Plan war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 106. 16 April 1833.

Neueste Studien über altpersische Sprache und Literatur.

Commentaire sur le Jadjna, par E. Burnouf.

Es hat sich kürzlich für die historischen Studien eine neue Quelle geöffnet, von der sich große Aufschlüsse über die Religionen, Sprachen und Verwandtschaft der Völker des Alterthums mit Gewißheit hoffen lassen, und es ist der Mühe werth, aus Gelegenheit eines Werks, das so eben in Paris darüber angekündigt wird, einige Worte über den Zustand dieses neuen Zweigs der gelehrten Literatur zu sagen.

Jedermann weiß, daß Zoroaster als Basis seiner Religion, oder vielmehr seiner Reformation, 21 Bücher geschrieben hat, welche durch Alexander und die griechischen Dynastien, welche ihm in verschiedenen Theilen des Reichs gefolgt sind, verbrannt und zerstört wurden. Als die Perser wieder eine nationelle Dynastie erhielten, fanden sich nur noch die liturgischen Bücher, welche in einem großen Concil unter Ardeschir, dem Sohne von Babek, von allen Priestern der persischen Gottesverehrung anerkannt wurden, und welche sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Sie waren in einem altpersischen Dialekt geschrieben, dem man durch ein Mißverständniß den Namen Zend beigelegt hat, und dessen Verständniß schon unter den Sassaniden verloren gewesen zu seyn scheint. Daher wurden diese Bücher mit Uebersetzungen im Pehlewi, der damaligen gelehrten Sprache von Persien begleitet, in derselben Art wie die Bibel zuerst mit griechischen und endlich mit lateinischen Uebersetzungen, welche von den jüdischen und christlichen Kirchen anerkannt wurden, begleitet war. Als die Mohammedaner das persische Reich zerstörten, und die Guebern aufs neue verfolgten, floh ein Theil von ihnen nach Indien, wo sie seit drei Jahrhunderten in Gusserat ein neues Vaterland fanden; sie brachten ihre heiligen Bücher mit, und da auch die Kenntniß des Pehlewi unter ihnen verschwand, so verfaßten sie vor drei Jahrhunderten eine Sanskrit-Uebersetzung derselben. In Europa war die Existenz dieser Bücher vollkommen unbekannt bis Anquetil du Perron sie mit Gefahr seines Lebens bei den Guebern von Surate kennen lernte und nach Europa zurückbrachte. Er hatte sich von den Priestern in Surate persische Uebersetzungen derselben diktiren lassen, und ließ sie nach seiner Rückkehr nach Europa in Paris drucken, die Handschriften selbst wurden nach seinem Tode in der königlichen Bibliothek niedergelegt. Es erhoben sich anfangs viele Streitigkeiten über die Authenticität des Zendavesta, und selbst Männer wie William Jones erklärten sich gegen sie. Seit Anquetil hatte sich Niemand ernsthaft damit beschäftigt, bis zwei junge Gelehrte, ein Deutscher, Professor Olshausen von Kiel, und ein Franzose E. Burnouf vor wenigen Jahren anfingen den Schlüssel zu der unbekannten Sprache des Originals zu suchen; Olshausen ging von der Verwandtschaft des Zend mit dem Persischen, Burnouf von der mit dem Sanskrit aus; beide begannen fast zu gleicher Zeit die Texte herauszugeben, und es erschien in Hamburg die erste Lieferung des Vendidad von Olshausen lithographirt, während Burnouf ein lithographirtes Faksimile einer der Handschriften der pariser Bibliothek des Vendidad Sadé in Paris erscheinen ließ. Dieses letzte Werk ist bis jetzt zu seiner neunten Lieferung vorgeschritten, und die zehnte und letzte soll in einigen Wochen nachfolgen; es ist mit großer Pracht gedruckt, und bildet bis jetzt die Hauptquelle aus welcher Gelehrte, denen die Bibliotheken von Paris, London und Kopenhagen nicht offen stehen, Materialien zum Studium des Zendavesta schöpfen können. Burnouf versprach, dem Text einen ausführlichen Kommentar folgen zu lassen, und machte im asiatischen Journal vor vier Jahren eine Probe desselben bekannt. Die französische Regierung hat vor einigen Monaten den Druck des Ganzen dieser großen Arbeit dekretirt, und die Einleitung dazu ist vor einigen Tagen in der königlichen Druckerei erschienen. Der Verfasser gibt darin Rechenschaft von der Methode und den Hülfsmitteln die er angewendet hat, um zu dem Verständniß des Textes zu gelangen. Er hatte bald erkannt, daß die Uebersetzung von Anquetil ausschließlich auf die heutige Tradition der Parsen von Gusserat gebaut ist, und nicht unmittelbar vom Texte, sondern von einer herkömmlichen und unvollständigen Interpretation der Pehlewi-Paraphrase des Originals geschöpft war; er kontrolirte diese durch die Uebersetzung im Sanskrit, von welcher oben die Rede war, und welche zwar auch nicht auf das Original, sondern auf die Pehlewi-Paraphrase basirt ist, aber zu einer Zeit verfaßt worden war, in welcher die Perser diese letztere Sprache noch besser verstanden als gegenwärtig. Mit diesen Hülfsmitteln begann er den Text zu analysiren, und unterwarf nun jedes Wort desselben einer grammatischen und etymologischen Analyse, wozu er sich der nahen Verwandtschaft des Zend mit dem Sanskrit bediente. Er verfertigte ein Lexikon, in welchem jede Stelle in den noch

übrigen Zendbüchern, in welcher jedes Wort vorkam, verzeichnet war, so daß er durch Vergleichung aller Stellen, in denen ein Wort angewendet war, den Sinn desselben wenigstens annäherungsweise erhielt. Er verglich hierauf die Wurzeln der Zendwörter mit denen des Sanskrit und den von ihm abgeleiteten Sprachen, dem Griechischen, Lateinischen, Gothischen und Persischen, und erhielt dadurch die Gesetze der Verwechslungen und Aenderungen von Lauten, nach welchen diese verschiedenen Sprachen den ihnen gemeinschaftlichen Sprachstamm getheilt und individualisirt haben. Das Resultat dieser langwierigen Untersuchungen ist dieser Kommentar, welcher den Text, die Sanskrit-Uebersetzung desselben und die Analyse beider enthalten wird; es ist eines der schwierigsten Werke, welche die philologische und historische Kritik je unternommen hat, und die Fragen, deren Auflösung dadurch theils gegeben, theils vorbereitet wird, sind von dem höchsten Interesse für die Geschichte; sie betreffen das Verständniß einer der ältesten Religionen, die Bestimmung der Verwandtschaft der persischen und indischen Menschenrace, so wie ihre Verzweigungen nach Westen, die Analyse einer bis jetzt unbekannten Sprache und die Mittel der Erklärung der mittelasiatischen Inschriften, von welchen so großes Licht über die alte Geschichte des Orient zu hoffen ist. Diese großen Probleme können wohl nicht auf Einmal ganz aufgelöst werden, aber es ist schon ein ungeheurer Schritt sie klar aufgefaßt zu haben; alle Mittel, welche die Fortschritte der vergleichenden Sprachlehre und der historischen Kritik gegeben haben, methodisch auf sie anzuwenden; die Schwierigkeiten, welche noch nicht auflösbar sind, zu bezeichnen und auszuscheiden, und die Mittel der Fortsetzung dieser Studien Allen in die Hände zu geben. Es wird die ungetheilte Anstrengung mehrerer Gelehrtenleben erfordern, bis alle Reste altpersischer Literatur und Monumente so bearbeitet seyn werden, daß das vollständige Bild von Allem was uns von jener Zeit und Cultur-Epoche übrig geblieben ist, in Resultaten vor dem Historiker liegen wird. Nach der Erklärung der Zendbücher muß die Analyse der Reste von Pehlewi-Literatur, die Uebersetzung der persischen Traditionen, die Entzifferung der Inschriften folgen. Die Ernte ist reich, und es wird nicht an Arbeitern fehlen; mehrere Theile dieses großen Ganzen sind schon angefangen, und es bereiten sich darüber Werke vor, von denen man hoffen kann, nächstens der gelehrten Welt nähere Nachricht mittheilen zu können. Wenn diese Reihe von Arbeiten vollendet seyn wird, und ähnliche Unternehmungen, die sich über die Vedas und die Bücher von Buddha vorbereiten, ihr Ende erreicht haben werden, dann und nur dann wird sich über den Ursprung der Religionen und der Philosophie, über die Urgeschichte der menschlichen Bildung, über die Geschichte der Grundideen, welche die Menschheit geleitet haben, ein wahres Licht verbreiten, und werden hohle Hypothesen und einseitige Systeme durch Thatsachen ersetzt werden.

Die neuen Weltverbesserer.

(Fortsetzung.)

Doch die Ungeduld des Lesers mahnt uns, dem Berichte über die große Weltverbesserung ein Ziel zu setzen. Wir bemerken daher nur noch zum Schlusse, daß der Ertrag aller Arbeiten des Phalanx zwar dem Ganzen hauptsächlich zu Gute kommen soll, daß jedoch auch eine Vertheilung unter die einzelnen Harmonisten statt findet. Zu diesem Behufe wählt jede Serie einen Schätzer, der den Arbeitern nach dem dreifachen Ermessen ihrer Arbeit, ihres Talents und ihres Kapitals, aus der Summe des Gewinns der Serie, ihren Gewinn zuspricht. Da Jeder Theil an mehreren Serien nimmt, so wird es nicht viel auf sich haben, wenn er in einer übervortheilt werden sollte; die Schätzung in den andern Serien wird den Verlust ausgleichen.

Die Leser haben nun, wir hoffen, eine Vorstellung von dem neuen Staate, der alle armen Leute zu bereichern verspricht.

Vielleicht bemerken sie, daß wenn diese Träume von Narrheit zeugen, doch Methode in ihnen sey. Wirklich läßt sich von den meisten Ausgeburten unserer doktrinenreichen Zeit ungefähr dasselbe sagen: es sind systematische Thorheiten, bei denen die Parteien ihr Heil suchen. Soll man mit ernsten Waffen gegen sie zu Felde ziehen? Wir glauben nicht. Uns scheint das hölzerne Schwert Harlekins hinreichend, sie in die Flucht zu schlagen. Auch halten wir dafür, es sey gegen den guten Anstand, wenn Personen, denen eine vornehmere Rolle angewiesen, sich in Händel mischen, in welchen der Freund der Columbine verwickelt ist, und in denen er lustig siegt, während sie traurig und ungeschickt, auf jeden Fall unschicklich, sich schlagen würden.

Sollen nur die übertriebenen, tollen Weltverbesserungen des Herrn Fourier als unschuldig und unschädlich erscheinen, dagegen andere politische Träume, die um kein Gran vernünftiger sind, als gefährlich behandelt werden? Wir haben in der Einleitung die Antwort auf diese Frage redlich und ohne Scheu ausgesprochen, und wollen hier den Blick nach einer andern Seite wenden.

Herr Fourier ist von der Armuth der großen Massen ausgegangen. Diese Armuth ist eine Thatsache, welche nicht nur die Aufmerksamkeit enthusiastischer Menschenfreunde erregt, sondern selbst von dem kaltblütigsten Staatsmanne gründlich erwogen werden sollte. Ist es nicht seltsam, daß bisher nur eine Art Narren, die Sekte der St. Simonisten und der einsame Harmonist Fourier, sich mit den Mitteln der Abhülfe gegen die furchtbare Noth beschäftigt haben? — Nach der Julusrevolution, wodurch ein politisches Paradies wieder zur Welt gebracht werden sollte, haben sich die Nutznießer der Heldenthat um das Schicksal der Armen gar nicht bekümmert, sondern sich begnügt, ihre Liebe zum Volke durch Verdoppelung der Auflagen zu beweisen, und die Feinde der Revolution übereilten sich auch nicht, durch Großmuth die Leiden zu mildern. Alle Parteien waren nur bemüht, ihre Doktrinen als Universalarzenei gegen die politischen Wehen anzuempfehlen oder aufzudringen. Die Einen wollten alle Thrä-

nen trocknen durch Einführung der repräsentativen Regierung; achteten aber nicht darauf, daß in Ireland jährlich mehrere tausend Menschen unter dem Schutz solchen Regimes verhungern. Andere wollten, zur Ehre und zur Beglückung der Menschheit und zur Erhaltung der guten Ordnung, die Gesellschaft in Erstarrung bringen, gleich jener bezauberten Stadt im Mährchen der Scheherezade. Nur was die gute alte Zeit uns vererbt hatte, sollte als ehrwürdig und heilig gelten. Der Gesellschaft ward jede fernere Schöpfungskraft abgesprochen, weil die beste Welt nun einmal fertig und vollendet sey. Wie sie früher so herrlich von den weisen Vorfahren eingerichtet wurde, so solle es wieder werden und bleiben. Freilich war die Geschichte da, die von dem Jammer, der blutigen Ungerechtigkeit, dem Alles zerstörenden Wechsel willkürlicher Einrichtungen, und von der Entwürdigung der Menschheit, bei den Thaten unserer weisen Vorbarbaren Furchtbares zu erzählen wußte. Aber man konnte durch Censur, Sophisten und Jesuiten der Geschichte ein gefälligeres Ansehen geben; man konnte die Verbrechen der Vorzeit in Beispiele heilsamer Strenge verwandeln. Durch jedes Mittel sollte die Alleinherrschaft der alten Doktrinen erhalten werden.

Alle Parteien waren für die Verewigung ihrer Doktrinen besorgt. Alle vergaßen oder hatten noch nicht gelernt, daß jedes System nur der Behelf ist des menschlichen beschränkten Verstandes, sich in dem Gewühl des Lebens möglichst zu orientiren, und die bunte Mannichfaltigkeit einer unerschöpflich reichen, unaufhörlich sich erneuernden Natur, nach menschlicher Weise zu ordnen — zur Erleichterung ihrer Auffassung. Wenn aber die Erfahrung sich erweitert, so sollen auch Systeme und Doktrinen über ihre bisherigen Gränzen hinausgehen.

(Schluß folgt.)

Neueste Nachrichten von den englischen Reisenden Gerard und Burns in Afghanistan, und von Wolf, dem Judenbekehrer.

Die erstgenannten Reisenden erreichten Kabul, ehemals die Hauptstadt von ganz Afghanistan, aber seit der Zerspaltung des Königreichs nur der Sitz des Regenten der eigentlichen Provinz von Kabul, dessen Name Dost Mohammed ist. Rings um die Stadt lag auf den Hügeln Schnee, in einer absoluten Höhe von 9000 Fuß, und Alles war so verlassen, daß sie sich kaum überzeugen konnten, daß sie sich der als so prächtig gerühmten Stadt näherten. Sie wurden von Dost Mohammed höflich empfangen, und speisten den 11 Mai im königlichen Palast, der schlecht genug ist, mit ihm. Der Sultan hat einen ärmlichen Hofstaat, ist armselig gekleidet, aber ein Mann von lebhaftem und durchdringendem Geist. Er sprach viel von Rußland und Indien, sah mit Unruhe auf die Plane und den zunehmenden Einfluß von Rußland in Mittelasien, und eben so auf die Freundschaft von Runschit Singh, dem Könige von Lahor mit den Engländern. Sein Bruder Dschabber Khan ist ein liebenswürdiger Mann, er hatte den Reisenden schon nach Peschawer entgegengeschrieben, sie zu sich eingeladen, und besuchte sie oft auf Stunden lang und unterhielt sich aufs artigste mit ihnen. Jeder Europäer, der nach Kabul kommt, war ihm willkommen, und ist in seinem Hause aufgenommen, was ihn jedoch bei den Mitgliedern seiner Familie nicht beliebt macht. Der Bazar in Kabul ist mit Waaren aller Art und aller Länder gefüllt, und man findet Leute aller Nationen, manche sprechen russisch und französisch. Die Stadt liegt 6 bis 7000 Fuß über dem Meere, 25 englische Meilen gegen Norden sind Schneegebirge, die 16,000 Fuß hoch seyn mögen; an ihrem Fuße liegen viele tausend Gärten, in denen alle europäische Früchte, Trauben, Aepfel, Birnen u. s. w. in Ueberfluß wachsen, und von wo sie getrocknet nach ganz Indien ausgeführt werden; Dieß ist der einzige Handelsartikel von Kabul, alle Waaren kommen aus Bombay und Rußland. Dost Mohammed Khan ist ein Mann von bedeutender Macht, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Kandahar und Peschawer von ihm wieder mit Kabul vereinigt werden, wie es unter der vorhergegangenen Dynastie der Duranis gewesen war. Es gingen damals Gerüchte in der Stadt, daß der Kronprinz von Persien, Abbas Mirza, Herat angreifen wolle, und daß die Russen Urgentsch genommen hätten. Die Bewohner wissen wenig von England und dem britischen Indien, mit dem sie, vergleichungsweise zu ihrem Verkehr mit Rußland, nur wenig Verbindungen haben. Jedermann in Kabul rühmt die Russen, und sollte Indien von ihnen bedroht werden, so würden sie bei den Afghanen wahrscheinlich Unterstützung finden. Das Schicksal von Indien wird in Kabul entschieden werden; so lange jedoch die gegenwärtigen kleinen Fürstenthümer in Afghanistan nicht unter Einem Haupte vereinigt seyn werden, sind sie eines Versuches von Allianz mit England nicht werth. Chinesen oder Mohammedaner von Jarkend sieht man keine in Kabul. Die Reisenden hörten sonderbare Nachrichten von Hindukusch; große Schwärme von Zugvögeln, welche dieses Gebirge überfliegen, werden von den Winden so bestürmt, daß sie sich bequemen über den Schnee zu laufen, werden aber von der Kälte so betäubt, daß tausende mit Leichtigkeit gefangen werden. Den Tag nach der Ankunft von Gerard und Burns in Kabul kam auch der bekannte Judenbekehrer Wolf dort an, nachdem er eine höchst gefahrvolle Reise von Mesched aus überstanden hatte. Er war von Turkomannen gefangen und zum Sklaven gemacht, aber wegen seiner wenigen Brauchbarkeit um einige Goldstücke an einen russischen Abenteurer, Graf Barowsky, der gegenwärtig ein persisches Regiment in Mesched kommandirt, verkauft worden. Bei Balkh wurde er geplündert, und mit Tod bedroht, wenn er sich nicht zum Mohammedanismus bekehre, doch kam er glücklich weg, watete bis an den Hals im Schnee über das Gebirge und kam in Kabul fast nackt an. Er ist von Geburt ein deutscher Jude, der sich nach und nach zum Katholicismus und zur englischen Kirche bekehrte, und jetzt die zehn Stämme der Juden im Orient aufsucht. Er rühmt sich, daß er nie hundert Schritte aus seinem Wege gegangen sey, um die ältesten Monumente in der Welt zu sehen; es läßt sich daher wenig von seinen Nachrichten hoffen, als etwa über den Zustand der Juden im Oriente, worüber er einige nicht uninteressante Details gibt. Die Juden in Mesched haben nach seiner Erzählung keine andern hebräischen Bücher, als die, welche die Juden in Europa besitzen, da alle ihre Bücher von Livorno und Kapusta über Urgentsch kommen. Einer derselben, Namens Nisin, machte verschiedene Reisen nach China, Astrachan, Kapusta, Wilna und Leipzig, und brachte hebräische Bücher für die Juden in Mesched mit. Sie besitzen Hafiz in hebräischen Charakteren, und ein persisches Gedicht Joseph und Suleika eben so umgeschrieben; desgleichen eine persische Uebersetzung des Pentateuch und der Psalmen (wahrscheinlich dieselbe, welche am Ende des 16ten Jahrhunderts in Konstantinopel von Juden gedruckt erschien). Sie feiern den Sabbath wie alle Juden in der Welt, aber diejenigen unter ihnen, welche Sufis (Pantheisten) sind, glauben an gar nichts. Der Talmud ist selten unter ihnen, ihre Bibel ist dieselbe wie die europäische. Sie besitzen vier schöne Synagogen, von der Zeit von Nadirschah her, und haben Erlaubniß, ihrer so viele zu bauen als ihnen gefällig ist. Sie stehen unter vier Rabbinen und haben einen Bürgermeister, der ihre Angelegenheiten bei den mohammedanischen Obrigkeiten vertritt. Sie sind sehr strikt, und heirathen nie in Judenfamilien von Yezd, da diese im Verdachte der Zauberei stehen. Ihr Handel mit Turkestan ist sehr ausgedehnt, sie verbergen aber ihre Reichthümer. Sie hassen die Christen nicht, und luden Wolf ein, einen Abschnitt aus den Büchern Mosis in der Synagoge zu lesen. Sie verabscheuen mit Recht die Juden in Khiwa und Urgentsch, welche Sklavenhändler sind, eben so die Juden von Bokhara, welche Moorcroft, der vor einigen Jahren auf Befehl des Sultans von Bokhara ermordet wurde, an diesen verriethen, indem sie die Fragen, welche er an sie gestellt hatte, an das Gouvernement berichteten. — Dieser sonderbare Schwärmer ist seitdem über Lahor, wo er von Runschit Singh ehrenvoll behandelt und beschenkt worden war, nach Delhi gereist, von wo er sich vornimmt nach Tibet, China, Japan und Timbuktu zu gehen.

Die neuholländische Geruchspolizei.

Die Schärfe des Gesichtes und des Geruches bei den verschiedenen wilden Völkerstämmen ist allgemein bekannt, und man möchte sich weniger über die fast unglaublichen Erzählungen der Reisenden davon, als darüber verwundern, daß noch kein Fouché oder Vidocq auf den Einfall gerieth, einige Indianer oder Hottentotten kommen zu lassen und anzustellen, deren Sinnesschärfe dem Scharfsinne der Polizei ungemein zu Statten kommen und eine Menge Unkosten und Umständlichkeiten ersparen müßte. Nicht allein die Aufspürung von Verbrechern würde die feine Witterung dieser Wilden unendlich erleichtern, sondern man würde auch über die Umtriebe verdächtiger Menschen, zu deren Beobachtung und Ausforschung zahllose Spione unterhalten werden müssten, in größter Schnelligkeit die genauesten Erkundigungen einziehen können. Denn da die Indianer sogar einem Fußtritt es abriechen können, ob er einem Freund oder Feind angehört, so müßte es ein Leichtes seyn, sie abzurichten, auf der Stelle die Fährte eines ehrlichen Menschen von der eines Spitzbuben zu unterscheiden. Wenn man eines verdächtigen Individuums einmal habhaft geworden, so müßte es auch ein wahres Kinderspiel seyn, durch eine solche Spürnase die gute oder schlechte Gesinnung eines Verdächtigen, ob er ein Verbrechen begangen oder nicht u. s. w., zu ermitteln.

Wie es aber oft zu geschehen pflegt, kommen Länder, die noch weit hinter unserer Civilisation zurückstehen, in zweckmäßigen und nützlichen Einrichtungen uns zuvor, und in Neuholland bedient sich die Polizei schon geraumer Zeit der Eingebornen, um die Buschmänner und andere entronnene Verbrecher aufzuspüren. Vor einiger Zeit ereignete sich am Paramatta ein Vorfall, der von der Zeitung in Sidney erzählt wird und die Vortheile einer solchen Spürnasenpolizei in das hellste Licht stellt. Ein freier Ansiedler, Namens Fischer, der in einem entlegenen Bezirke der Kolonie eine große Strecke Landes mit dem glücklichsten Erfolge angebaut hatte, wurde schon geraume Zeit in dem nächsten Marktorte vermißt, wohin er gewöhnlich sein Vieh und seine Bodenerzeugnisse zum Verkaufe zu bringen pflegte. Seine Bekannten stellten Nachfragen nach ihm an, und der Aufseher seiner Plantagen, ein freigelassener Verbrecher, der das volle Vertrauen seines Herrn besaß und schon viele Jahre mit ihm gelebt hatte, erklärte, Fischer habe in Geschäften eine Reise gemacht und werde erst in einigen Monaten zurückkehren. Da man den Menschen als den vertrauten Diener des Pflanzers kannte, so schenkte man seiner Versicherung Glauben, obgleich Einigen die Sache verdächtig vorkommen wollte. Inzwischen verstrich Monat um Monat und Fischer kam endlich allmählich in Vergessenheit, während sein Aufseher auf der Ansiedlung wie der Herr schaltete und waltete. Wenn man ihn doch bisweilen fragte, was jedoch selten geschah, ob Fischer noch nicht zurückgekommen sey, stellte er sich sehr verwundert über dessen langes Ausbleiben, und sagte, er erwarte ihn mit jedem Tage.

Mehrere Monate waren so vergangen, als ein benachbarter Ansiedler spät Abends vom Markte zurückkehrte und in der Nähe von Fischers Wohnung vorbeikam. Als er an dem Gehäge hinritt, das die Pflanzung von der Straße trennte, erblickte er deutlich die Gestalt eines Mannes, der am Zaune lehnte, und den er sogleich als seinen längst vermißten Nachbar erkannte. Der Ansiedler rief ihn an und grüßte ihn mit seinem Namen, allein die Gestalt wendete sich um, und schritt, ohne ein Wort zu erwidern, über das Feld nach dem Wohnhause zu. Jener setzte seinen Weg fort, und erzählte, zu Hause angekommen, seiner Familie und seinen Nachbarn, Fischer sey angekommen und er habe ihn gesprochen. Diese Neuigkeit verbreitete sich bald in der Umgegend von Ansiedlung zu Ansiedlung, und viele Bekannte und Nachbarn kamen in den folgenden Tagen, um ihren alten Freund zu besuchen, nach seiner Pflanzung. Allein Fischers Aufseher betheuerte, sein Herr sey noch nicht zurückgekommen, und schien nur lachen zu müssen über die Erzählung des Ansiedlers, der Fischer gesehen haben wolle, indem er zu verstehen gab, der gute Mann müsse wohl auf dem Markt ein Gläschen zu viel über den Durst getrunken haben. Allein die Nachbarn gaben sich nicht so leicht zufrieden, der alte Verdacht erwachte wieder, und man drang bei der Obrigkeit des Bezirkes auf genauere Untersuchung.

Zu diesem Ende begab sich der Friedensrichter mit seinem Konstable, der einer jener scharfsäßigen Neuholländer Namens Sam war, und schon viele wesentliche Dienste in Aufspürung entlaufener Sträflinge geleistet hatte, an Ort und Stelle, begleitet von einer Menge Ansiedler aus dem Nepeanbezirke und der Umgegend, welche die Neugier herbeigezogen hatte. Der Ansiedler, welcher Fischers Gestalt gesehen haben wollte, gab genau die Stelle an, wo sie gestanden war, und der Neuholländer hatte kaum das Gehäge näher besichtigt, als er an einem Zaunpfahl einen dunkelbraunen Flecken entdeckte, den er berooch, und hierauf ausrief: „Blut vom weißen Mann!“ — Ohne den geringsten Verzug lief er nun, gleich einem Schweißhunde, quer über das Feld nach einem kleinen Teiche zu, der sich in der Nähe des Wohngebäudes befand. Hier gewahrte er auf der Oberfläche des Wassers etwas unreinen Schaum, den er mit dem Finger herausnahm und berooch. „Fett vom weißen Mann!“ war der sogleich folgende Ausspruch des unbezahlbaren Polizeidieners. Nachdem er das Feld in verschiedenen Richtungen hin und her durchkreuzt hatte, als verfolge er die Fährte eines Wildes, führte Sam seine Begleiter in ein kleines Niederholz, wo er an verschiedenen Stellen mit einem Ladstocke in den Boden einbohrte und dann sagte: „Weißer Mann hier!“ — Man grub sogleich nach, und fand eine Leiche, die von allen Nachbarn als die des vermißten Ansiedlers erkannt wurde, obgleich ihr der Kopf zerschmettert, und sie schon, nach dem Zustande der Fäulniß zu urtheilen, längere Zeit begraben seyn mußte. Man verhaftete sogleich den bisherigen Aufseher, der, alles Läugnens und Betheuerns ungeachtet, von dem Geschwornengericht zu Sidney als schuldig verurtheilt wurde. Kurz vor seiner Hinrichtung aber legte er ein vollständiges Bekenntniß seines Verbrechens ab, indem er angab, daß er eben an dem Orte, wo der Ansiedler die Gestalt Fischers zu sehen geglaubt hatte, seinen Herrn, **drei Monate vor der Erscheinung**, erschlagen, und dann nach dem Teiche geschleppt habe, wo Sam Spuren davon entdeckte. Nachdem aber die Leiche hier einige Tage gelegen gewesen sey, habe er sie aus Furcht vor Entdeckung in das Gehölz gebracht und dort bei Nacht vergraben.

Vermischte Nachrichten.

„In der Kolonie von Sierra Leone, sagt Leonard in seinen „Erinnerungen einer Reise an der Westküste von Afrika.“ die ausdrücklich zur Unterdrückung des Sklavenhandels angelegt wurde, für die so ungeheure Summen verwendet, so viele Leben geopfert wurden, fand man — wer sollte es glauben? — Menschen, die selbst im Sklavenhandel betheiligt waren; Leute, die in Ansehen standen und den besten Schein der Ehrbarkeit hatten, hielten Schiffe, um diesen teuflischen Handel auf den zunächst der Halbinsel strömenden Flüssen zu treiben. Ein Schulmeister wurde verurtheilt, Kinder aus seiner Schule heimlich verkauft zu haben. Die freigelassenen Neger begeben sich gewöhnlich nach Freetown, um Dienste zu suchen, und hier lauern diesen arglosen Menschen häufig Agenten jener Menschenfleischhändler auf, die sie unter dem Vorwand, ihnen eine gute Unterkunft zu verschaffen, nach der Piratenbay auf der Westseite der Stadt hinauslocken, wo die Sklavenhändler Boote in Bereitschaft haben, auf denen man die unglücklichen Geschöpfe auf das Ufer des Bullom übersetzt und von da in den nächsten Fluß auf die Sklavenschiffe schleppt. So wurden auch Kinder von der Straße in Häuser gelockt und einige Tage eingesperrt, aber gut behandelt, bis sie sich begütigten und ihre Kerkermeister über den Fluß begleiteten, wo sie sogleich verkauft wurden. Gegenwärtig befinden sich 17 bis 18,000 befreite Afrikaner in der Kolonie, obgleich in den letzten zehn Jahren 22,000 Neger eingeführt wurden. Dieser Ausfall kann aber nicht einem Mißverhältnisse zwischen Geburten und Todesfällen zugeschrieben werden, da sich erstere zu letztern im Jahre 1829 wie 7 zu 1 verhielten, wonach, alle Zufälligkeiten mit eingerechnet, die Bevölkerung um die Hälfte zugenommen haben sollte. Das Dieß nicht der Fall war, kann bloß den schändlichen Umtrieben jener Elenden beigemessen werden, die bis jetzt größtentheils ungestraft jenen abscheulichen Handel mit dem Blute ihrer Nebenmenschen treiben konnten.“

•

Einige Saintsimonisten, der Apostel Barrault an ihrer Spitze, haben sich am 22 März zu Marseille nach dem Orient eingeschifft, wo sie das freie Weib suchen wollen. Bevor sie sich an Bord des Schiffes begaben, hielten sie ein Festmahl, dem gegen 500 Menschen beiwohnten und das sich mit einer Art mystischer Kommunion schloß.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 107. 17 April 1833.

Englisches Leben in Indien.
Die Mofussilstationen.
1. Khanpur.

Unter Mofussil verstehen die Engländer in Indien alle außer der Präsidentschaft (Bengalen und Madras) gelegenen Provinzen, in denen Europäer sich niedergelassen haben, die davon Mofussiliten genannt werden; nicht als ob man damit einen verächtlichen Nebenbegriff verbände, sondern jenen Europäern, die durch einen längern Aufenthalt in Wüstenoasen und Sumpfgegenden etwas verwildert sind, gibt man vorzugsweise den indischen Namen Dschongel Wallahs — Sumpfmenschen.

Eine der Hauptstationen des Mofussil ist Khanpur (Cawnpore) auf dem rechten Ufer des Ganges, ungefähr 600 englische Meilen von Calcutta. Mit Ausnahme des herrlichen Stromes, der im breiten Bette am Fuße der Mauern von Khanpur vorbeifließt, hat die Natur wenig für diese Stadt gethan; allein die sandige Ebene, von der sie umgeben ist, wurde von Menschenhänden so sehr verschönert, daß Jeder, der sich nicht eben in Hitze und Staub den Mühseligkeiten, mit denen der Feldbau in Indien verbunden ist, unterziehen muß, der Gegend eine gewisse malerische Schönheit nicht absprechen wird. Die Garnison besteht aus einem europäischen Regiment Dragoner und aus einem Regiment eingeborner Reiterei, einem Regiment königlicher Infanterie und drei Regimentern Fußvolk der ostindischen Kompagnie; einem Generalmajor als Kommandanten und einem zahlreichen Generalstab, wie er zu dem Hauptquartier eines weit ausgedehnten Bezirkes gehört. Von Civilbeamten finden sich hier nur wenige: zwei Richter und zwei Steuereinnehmer, sammt ihrem untergeordneten Personale bilden zu Khanpur die Civilbehörden der ostindischen Kompagnie, aus denen überhaupt die Aristokratie Indiens besteht. Da diese Beamten bessere Gehalte beziehen, und längere Zeit an demselben Orte sich aufhalten können, als die Militärpersonen, so besitzen sie auch schönere Wohngebäude, halten eine größere Anzahl Dienerschaft und leben auf einem größern Fuß als jene. Die zur Besatzung gehörigen Offiziere sind nicht wie an andern Orten von hohem Range und haben demnach auch keine so großen Einkünfte. Zwei oder drei Indigopflanzer in der Nachbarschaft vollenden die große Welt von Khanpur, während noch andere englische Ansiedler, Budenbesitzer, Pächter, Wagenbauer, Bäcker und Schneider die Gesellschaft zweiten Ranges bilden. Es scheint, daß der europäische Kastengeist unter der Sonne Indiens erst seine rechte Ausbildung erhält; denn ein Mensch, der einem Stande angehört, den man in Indien nicht für besuchfähig achtet, muß sich ganz einsam und verlassen fühlen; nirgends wird er, ausgenommen wo ein Regiment liegt, unter seinen Landsleuten Gesellschaft finden, selbst wenn er sich eine Stufe tiefer herablassen wollte, als auf die er eigentlich seinem Stande gemäß Anspruch hat, und an einer Gesellschaft von Hindus oder Mohammedanern, selbst wenn sie höheren Ranges wären, möchte ein Engländer, auch wenn er ihrer Sprache kundig, wenig Vergnügen finden.

Man tadelt an Khanpur vorzüglich seine weite Ausdehnung; die Linien der verschiedenen Regimenter sind gegen fünf englische Meilen weit längs dem Flusse verlegt, so daß man einen Besuch bei einem Freunde für eine beschwerliche Reise hält; allein diese weitläufige Bauart gibt der Stadt ein große Abwechslung und die Compounds, — so haben die Engländer das portugiesische Wort Campania verstümmelt — welche die Bungalos (Wohngebäude) umgeben, sind von ausgedehnterem Umfange, als es der Fall seyn würde, wenn der Raum beschränkter wäre. Viele dieser Compounds sind sehr schön und geschmackvoll angelegt und haben Aehnlichkeit mit einem englischen Park, vorzüglich in der Regenzeit, wenn die angebauten Fluren ihre grüne Bekleidung tragen. Kaktus und Opuntia dienen größtentheils als Einfriedungen und die gewaltige Pagoden ähnliche Aloe dazwischen, die auf einem Knopf so groß wie eine riesenhafte Zirbelnuß ruht, leiht den Anpflanzungen eine prachtvolle Schönheit. Die Gebäude in Khanpur bestehen mit wenigen Ausnahmen aus Kotscha, d. h. sie sind aus ungebranntem Lehm gebaut und mit Schindeln oder Ziegeln gedeckt. Uebrigens sind sie größtentheils sehr geräumig und wohnlich. Die meisten Bungalos haben drei Gemächer in der Mitte, von denen die zwei vor- und rückwärts auf die Veranda herausgehenden nicht so groß sind, als das zwischen ihnen gelegene, welches man „die Halle" zu nennen pflegt. Diese Zimmer stehen zu beiden Seiten mit drei andern, weit kleinern, in Verbindung, welche die Seitenflügel des Hauses bilden, und an den vier Ecken befinden sich Badezimmer; die Veranda läuft rings um das ganze Gebäude.

Das mittlere und geräumigste Zimmer erhält sein Licht bloß aus acht, zehn oder zwölf Thüren, die nach den anstoßenden Gemächern führen, und allezeit geöffnet sind: nur ein Vorhang ist daran angebracht, der aus einer Art durchsichtigem Flechtwerk von äußerst fein geschlissenem Bambus besteht und grün gefärbt ist; er dient die Fliegen abzuhalten und läßt so viel Luft und Licht ein, als ein Anglo-Indianer nöthig hat, der selten auch nur den leisesten Sonnenstrahl in sein Allerheiligstes eindringen läßt. Viele Wohnungen in Khanpur sind mit prachtvollen Geräthschaften ausgestattet; Tische, Stühle und Sofas sind von kostbarem, mit reichem Schnitzwerk verziertem Holz, mit damastenen Polstern und Ueberzügen; allein da man wegen der vielen Muskitos und anderer Insekten keine Vorhänge, Bilder unter Rahmen und Spiegel angebracht sieht, so verliert der Eindruck durch die Kahlheit der Wände, deren einzige Verzierung in gläsernen Lampen besteht. Die Fußböden bestehen aus Chunam, feingeschlagenem Lehm, und sind zuerst mit einer Matte und darüber mit einem Setringih, einem eigenthümlichen Produkt der inländischen Manufakturen bedeckt, das aus einem ungemein dichten Gewebe von blauschattirten Streifen besteht. Auch der Kalikos bedient man sich hiezu, die mit Brüsseler Tapetenmustern gedruckt, selbst ein geübtes Auge täuschen könnten. Die Außenseite eines Bungalo ist gewöhnlich sehr unmalerisch, da es große Aehnlichkeit mit einer Scheune hat; das Dach reicht aus ungeheurer Höhe bis auf die Veranda herab und ist, es mag nun mit Schindeln oder Ziegeln gedeckt seyn, jederzeit häßlich. Die Gärten dagegen kann man zu den schönsten in Indien zählen. Da hier so viele Engländer ansässig sind, so werden die Anlagen sorgfältig unterhalten und verschönert; alle europäischen Küchengewächse und Bäume kommen während der kalten Jahreszeit trefflich zur Reife, und Weintrauben und Pfirsiche, die man an andern Mofussilstationen nicht trifft, sind hier überaus gut. Die Ananas gedeihen in den oberen Provinzen nicht, allein Mangobäume, Pisang, Melonen, Orangen, Pompelnüsse, der Flaschenbaum, Citronen- und Guajava-Bäume sind von der schönsten Art. Die mit dieser reichen Vegetation prangenden Gärten geben, mit Waldbäumen vermischt, Khanpur ein überaus üppiges Aussehen; es ist eine der Wüste abgedrungene Oase; ringsum dehnen sich auf weiten Strecken unfruchtbare Sandflächen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Weltverbesserer.

(Schluß.)

Wahrlich es ist Zeit, daß wir aufhören, Belehrung über die Bedürfnisse der Gegenwart, wohl gar der Zukunft, bei den Evangelien des National oder der Gazette und der Quotidienne zu suchen. Es ist Zeit, den unfruchtbaren Boden der alten abgestorbenen, wie den der neuen bereits veralternden Doktrinen zu verlassen, es ist Zeit, aus der Wüste der Theorie ins Gebiet des Lebens zu treten, wo der Hunger von Millionen Menschen nicht durch Schaubrode gestillt werden kann. So thöricht Herr Fourier seyn mag, er hat wenigstens eingesehen, daß der Zank über Regierungsformen die Bedürfnisse der Zeit nicht befriedigen könne. In dieser Beziehung ist von ihm zu lernen. Und warum nicht? Wollten wir nur von den Weisen lernen, so möchten wir selten Gelegenheit haben zur Erweiterung unserer Kenntnisse. Die Querköpfe, die in unbenanntem Wahnsinn Handelnden, wie die Verfinsterer, haben wider Willen mehr für die Aufklärung der Welt gethan, als Philosophen und Märtyrer der Wahrheit in der besten Absicht. Das alte Sprüchwort hat einen tiefen Sinn, das die Wahrheit den Kindern und Narren in den Mund legt. Verachten wir darum nicht, mit der Miene vornehmer Civilisation, die Träume des Herrn Fourier. Sie sind ein Zeichen der Zeit. Und obgleich seine Ideen unter dem Hammer einer klapperndn verworrenen Sprache, vielfach zerrissen und zersprungen sind, so finden sich doch einige gesunde Trümmer, die man den andern Doktrinären zur Belehrung und zum Nachdenken anempfehlen soll. Hätten wir nicht solche Ueberreste von Verstand in seinem System zu bemerken geglaubt, wir würden uns nicht mit ihm beschäftigt haben. Es schien uns aber z. B. wenig einzuwenden gegen die Nothwendigkeit, den Fabriken eine neue Organisation zu geben, die dahin zielt, daß der Gewinn nicht bloß einem reichen Fabrikherren, sondern auch den Tausenden von Arbeitern zu Gute komme, die, gegenwärtig zur Maschine herabgewürdigt, in dem doch ungestillten Hunger, zwar nicht ihre Menschheit, wohl aber ihre thierische Natur fühlen. Wünschenswerth also wäre ein Verein von Arbeitern für den allgemeinen Vortheil, eine Anstalt, nicht bloß zum Abrichten in mechanischen Fertigkeiten, sondern auch zum Unterricht, zur Uebung geistiger Kräfte, zur menschlichen Verpflegung und Sittigung der Proletäre.

Es ist Dieß eines der großen Bedürfnisse der Zeit, die, wenn zu lange ihre Befriedigung versäumt wird, besonders in Ländern wie England und Frankreich, Gewaltthaten veranlassen könnten, deren Meister zu werden, auch die Stärksten zu schwach seyn dürften. Herr Fourier, der die Unzulänglichkeit bisheriger Anstalten erkannte, hat wenigstens versucht, auf bessere zu sinnen; und bisweilen, wenn es gelingt sich aus dem Gedränge seiner Sprachverwirrung hinauszuwinden, wird man bemerken, daß eine Ahnung des Nöthigen seinem guten Willen zu Hülfe kam. Wir gestehen sogar, daß die Organisation seiner Phalangen uns bisweilen an die geheime Gesellschaft in Wilhelm Meisters Wanderjahren erinnert. Allerdings herrscht in Goethe's Gedicht der Zauber einer Sprache, die den Leser mit sich fortreißt, ohne ihm Zeit zu lassen, nachzudenken, ob die gedichtete Weltverbesserung auch in der Wirklichkeit erreichbar sey. Ist aber die Begeisterung, die von dem Dichter ausgeht, nicht gefährlicher als die Einschläferung bis zu Träumen, die der Harmonist bewirkt? In des großen Meisters wunderbarem Buche tönt die Stimme eines Orakels, das die Hinfälligkeit und das Lockere in dem alten Baue der Gesellschaft auf herzergreifende Weise verkündet, und zugleich stellt die Kunst das Bild eines neuen Menschenvereins dar, das durch Schönheit, Ordnung und Sichtbarmachung einer moralischen Würdigkeit die Augen der Ungeblendeten er-

götzt. Doch hat Goethe die Welt nicht umstaltet; er hat keine Revolution bewirkt. Noch weniger ist solches von Herrn Fourier zu besorgen. Die Gestalt der Welt ist gesichert; darum können und sollen wir Gehör geben der Sorge für das Schicksal der Massen, die man den gemeinen Mann zu nennen beliebt. Kein Reichthum und keine Macht sind in unsern Tagen gesichert, wenn sie nicht ihre Grundlage haben in dem Unterrichte, dem Fleiße und der Geschicklichkeit, in der dadurch gesicherten Behaglichkeit und Moralität des sogenannten Pöbels. In der Rohheit und Vernachlässigung des Pöbels erziehen wir uns die Barbarei, die leicht in unsere Civilisation einbrechen kann. — Verfinsterung ist unmöglich; darum soll von ihr der Schutz der Begünstigten nicht erwartet werden. Helft dem Armen nicht durch Almosen, sondern indem ihr ihn in den Stand setzt, durch Arbeit, Tugend und Ehrgefühl aus dem Stande der Erniedrigung sich zu erheben. Weist ihr ihn mit Verachtung auf die Erniedrigung als seine Bestimmung hin, so kann es ihm einfallen, in Euch seine Feinde zu erkennen und Rache zu nehmen für die lange Unterdrückung.

Hülfe thut Noth; woher aber sie kommen wird, ist zur Zeit schwer zu sagen. Warnen darf und soll indeß jeder redliche Mann. Ehe die Fürsorge für die Armen mächtig wird, schweben die Reichen in Gefahr, in einer Nacht schrecklich in ihrer Sicherheit aufgeschreckt zu werden. Und wahrlich, nicht alle dürften dann an der Zerstörung unschuldig seyn. Das Börsenspiel hat Vielen einen künstlichen Reichthum geliehen, der den Geldadel über die andern Stände erhob. Um dieses Spieles willen entzogen sie die Kapitalien der Industrie, die doch allein, allerdings nur in veredelter Gestalt und im Vereine mit allgemeiner Handelsfreiheit, dem Reichthum eine natürliche und sichere Basis geben kann. Dem Börsenspiel wird die Katastrophe nicht fehlen.

Das achtzehnte Jahrhundert erzeugte einen Grafen Zinzendorf, der im Charakter der Zeit seine Wirksamkeit begründete, und glücklich das arme Volk zu besserem Geschick erzog. Jedes Jahrhundert hat seinen eigenen Geist; ein Zinzendorf des unsrigen dürfte die größere Helle der Zeit nicht verkennen; er müßte zu heiteren Geschäften, selbst in den Stunden der Andacht, das Volk berufen.

Eine chinesische Ballade.

Die königliche Bibliothek in Paris enthält mehrere tausend Bände chinesischer Bücher, aber die Missionäre, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts diese kostbare Sammlung von Schriften aus China nach Frankreich sendeten, hielten es nicht der Mühe werth, auf die fliegenden Blätter von Gedichten, Romanzen, Balladen, Elegien, Volksliedern u. s. w., die man sich in Peking so leicht verschaffen kann, ihr Augenmerk zu richten. Dieselbe Lücke macht sich in der chinesischen Büchersammlung der asiatischen Gesellschaft in London fühlbar, so wie in der des Doktors Morrison, die ungefähr zwölftausend Bände enthält. Die nachstehende Ballade ist eines der ersten chinesischen Gedichte dieser Art, das in Europa bis jetzt erschienen, und ist in der „Europe literaire" von Stanislaus Julien, Professor der chinesischen Sprache und Litteratur am Collège de France, in einer wörtlichen Uebersetzung mitgetheilt worden, die wir aus dem Französischen hier wiedergeben. *)

*) Die Absätze der chinesischen Verse sind durch Gedankenstriche angedeutet.

Ni — Kou — Sse — Fan.
Die Nonne, welche an die Welt denkt.

1.

Um die erste Nachtwache trat eine junge Nonne — in den Tempel; sie hielt in ihrer Hand einen Rosenkranz — von weißen Perlen und ihre Augen sind feucht — von Thränen. „Ich armes junges Mädchen! Wie unglücklich bin ich, daß ich die Welt verließ! — Ich bin in der Blüthe meines Frühlings — und habe keinen Geliebten.

2.

Und eine Klage entfällt ihr gegen — ihren Vater, ein Murren gegen ihre Mutter. — „Nicht in ein Kloster mußte man mich schleppen, wo man alle Morgen anbetet Kuan-in — und Fo (Buddha). — Und wenn der Abend kömmt, denke ich nur daran — einen Mann zu nehmen, einen Mann, den Anmuth und Geist ziert.

3.

Um die zweite Nachtwache, die junge Nonne — kümmert sich und klagt. — „Ich denke an meine Schwestern, von denen jede — einen liebenswürdigen Mann hat — und die in Putz und Schönheit glänzen. — Sie halten in ihren Armen schöne — Kinder, die ihrer Mutter mit schmeichelndem Lallen rufen.

4.

Je mehr ich daran denke, desto mehr zerreißt Schmerz meine Seele. — Sie haben ihre schwarzen Haare geflochten und zeigen was Geschicklichkeit und der Wunsch zu gefallen vermag. — Frisch gepflückte Blumen wiegen sich sanft auf ihrem Haupt — und goldene Ringe hängen in ihren Ohren.

5.

Um die dritte Nachtwache, die junge Nonne — denkt und seufzt. — „Ich sehe die runde Scheibe des Mondes, — die sich gegen Westen wendet, — während ich im Tempel verweile, — in stillgeheime Träumerei versunken." — Sie wäscht ihre Hände, um Weihrauch zu streuen — und spricht: „O-mi!"

6.

„Nan-wu! Kuan-chi-in! — Nan-wu! Kuan-chi-in!" Schutzgottheiten! schenkt eurer Dienerin — ein mildes Mitleid. — Und vermählt sie schnell an einen schönen Mann. — Ich werde eure Kapellen neu bauen — ich werde euch goldene Bildsäulen errichten lassen.

7.

Um die vierte Nachtwache war die junge Nonne in tiefen Schlaf versunken. — „Ich sah im Traum einen jungen Studenten — der in meine Zelle trat. — Er zieht mich an sich und drückt mich — an sein Herz. — Er setzt sich auf mein Bette — und überhäuft mich mit Liebkosungen.

8.

„In meinem Traume richtet er an mich — Worte zärtlicher Schmeichelei und Liebe. — Was höre ich! Der Wind bewegt — meine Thüre und der schallende Hammer hallt wieder — in meiner tiefbewegten Seele... Ich sehe ein hin und her springendes Roß. — Ich erwache und meine Täuschung ist verschwunden! — Ich wende mich um auf meinem thränenfeuchten Polster — und versinke in eine furchtbare Leere."

9.

Um die neunte Nachtwache, die junge Nonne — entschläft bis zur Stunde, wo der Himmel sich mit den ersten Strahlen des Tages färbt. — Der Vogel Kin-di rührt sich in den Zweigen und stimmt an — den Frühgesang, der die Morgenröthe verkündigt. — „Ich sprach die heiligen Gebete, allein meine Seele — glüht und wird den grausamsten Qualen zum Raube. — Ich habe nur einen Gedanken, ich fühle nur einen Wunsch — den Wunsch von dem Berge hinabzusteigen, um — mir einen Gemahl zu suchen."

10.

Es entfällt ihren Lippen ein Murren gegen — ihren Vater, eine Klage gegen ihre Mutter: — „Man hätte nicht, nein, man hätte mich nicht — einschließen sollen in ein Kloster. — Ueber Eines staune ich, über Eines bin ich bestürzt, — über die Antwort Dessen, der einst mein Horoskop gestellt. — Der mein Horoskop gestellt, sagte: daß — ich bestimmt sey, allein zu leben; daß — ich der Welt entsagen müsse."

11.

Die weltlichen Frauen nähren sich — von köstlichen Speisen und die ausgesuchtesten — Genüsse laben ihre Gaumen. — Allein die arme Nonne hat keine andere Nahrung, — als geschmacklosen Reiß, kein anderes Getränke, — als bittern Thee. — Die weltlichen Frauen kleiden sich in weiche Stoffe, — in Stoffe von Gold und Seide gewirkt. — Diese traurige Sklavin hat kein anderes Kleid, — als einen wollenen Rock, der aus Stücken, — aus grob zusammengenähten Stücken besteht.

12.

„Heute an diesem Morgen ist der Klosteraufseher fort; — ich will aus dem Kloster entfliehen und — einen Geliebten mir suchen. — Ich fürchte nicht, daß die Leute, die — das Kloster besuchen, es verrathen. — Ich will einen Mann; ich will einen zärtlichen und feurig liebenden Mann. — Im nächsten Jahre werde ich Mutter seyn! Im nächsten Jahre — wird ein schönes Kind an meinen Brüsten hangen!

13.

„Wenn ich es ein Jahr lang gesäugt habe, — wenn es zwei Jahre alt ist, — wird es mich sanft am Rocke zupfen und mit — seiner kindlichen Stimme mich Masma nennen. — Wenn ich es bis zu seinem siebenten Jahre erzogen habe, — wenn bis zu seinem achten Jahre, — werde ich es in die Schule schicken; denn ich will, daß es ein Gelehrter werde.

14.

„Es wird mit Eifer lernen, es wird bis zu seinem achtzehnten Jahre lernen. — Schon weiß mein Sohn von Grund aus dann die vier Bücher der Sittenlehre und — die fünf kanonischen Bücher. — Er erwartet nichts mehr als den Augenblick, wo der Kaiser — die allgemeine Prüfung ausschreiben wird. — Wenn er auf der Liste der Doktoren nicht den ersten Rang erhält, — so wird er doch wenigstens den dritten erhalten.

15.

„Der Eilbote fliegt daher, wie ein Blitz und verkündet mir die Ankunft meines Sohnes. — Zuerst muß er seinem Vater grüßen; — dann wird er mich, seine Mutter grüßen. — Ja, meine Hoffnungen haben mich nicht getäuscht! — Ordnet mir in schönem Ebenmaß die Haarflechten — die wallenden; lasset seines Ruhmes uns erfreuen — und meines Glückes!

16.

„Aber ach, ich armes junges Mädchen! Wie unglücklich bin ich, — daß ich die Welt verließ. — Ich bin in der Blüthe meines Frühlings und habe keinen Geliebten!“ — Eine Klage entfällt ihren Lippen — gegen ihren Vater, ein Murren gegen ihre Mutter. — „Nicht schleppen hätte man mich sollen in ein — Kloster, wo man alle Morgen Kuan-in anbetet — und Fo. Wenn der Abend kommt, denke ich daran — einen Gatten zu nehmen, einen Gatten mit Anmuth und Geist geziert.“

Vermischte Nachrichten.

Das „Chinese Repository“ gibt über den an der Gränze von China ausgebrochenen Aufruhr folgende nähere Berichte: „Die Empörung, die sich längs den Gränzen der Provinzen Kwan-tung, Kwan-si und Hu-nan erstreckt und in dem himmlischen Reiche so viel Schrecken und Unruhe hervorgebracht hat, brach am 5 Februar 1832 aus. Die Hauptrolle in dieser Insurrection spielen die Yaou-jins, eine Völkerschaft aus Lin-Schan, das an der nordwestlichen Gränze von Kwan-tung liegt. Dieser barbarische Volksstamm soll, wie die chinesischen Geschichtschreiber berichten, von einem gewissen Pwan-hu abstammen, von dessen Herkunft, so wie von der Zeit, wo er lebte, nichts weiter bekannt ist. Die Yaou-jins sind sehr wilder und kriegerischer Natur, halten aber sehr streng ihr gegebenes Wort. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts üben sich gern im Gesang, und wählen bei ihren Heirathen vorzugsweise jene Personen, deren Gesang ihnen am meisten gefällt. Sie leben sehr mäßig, ertragen leicht Hunger, Durst und Mühseligkeiten, und beweisen im Kampf einen unerschütterlichen Muth. Ihre Waffen bestehen in einem langen Schwerte, das um die linke Seite gegürtet wird, einem Bogen, den sie um die rechte Schulter tragen, und einer Lanze in der rechten Hand. Mit der größten Leichtigkeit klettern sie die schroffesten Anhöhen auf und ab. Wenn sie mit dem Bogen schießen, halten sie das Schwert zwischen den Zähnen, und wenn es zum Handgemenge kommt, werfen sie Bogen und Lanze weg und leisten mit dem Schwerte eine verzweifelte Gegenwehr. Sobald ihre Kinder laufen können, brennen sie ihnen die Fußsohlen mit einem glühenden Eisen, um sie gegen Dorn und Gestein unempfindlich zu machen. Den Namen Yaou-jins, der wilde Thiere bedeutet, erhielten sie von ihrer rauhen Lebensart.*) Die Chinesen schreiben dem goldenen Drachen, wie am erwähnten Orte schon gemeldet, Zauberkräfte zu, und er, wie die übrigen Häuptlinge, sollen durch Magie Menschen in Thiere verwandeln können. Anfangs erlitten die Rebellen einige Niederlagen und zogen sich ins Gebirge zurück; kehrten aber bald darauf mit verstärkter Macht zurück, und haben seitdem den Truppen des himmlischen Reiches schon einige empfindliche Schläge beigebracht. So soll den neuesten Nachrichten aus China zufolge eine Abtheilung chinesischer Truppen mit acht Kanonen von den Yaou-jins in einen Hinterhalt gelockt, und ihr Anführer sammt zwanzig Offizieren im Kampfe gefallen und die übrigen gefangen worden seyn. Auch in Annam brachen Aufstände aus, in denen die Truppen der chinesischen Regierung den Kürzern zogen.“ — Nachrichten vom 16 October 1832 melden, daß der Gouverneur von Canton, der in dem Streite mit den Engländern so berüchtigte Li, in Ungnade gefallen und in Ketten nach Peking abgeführt worden sey, wo er wahrscheinlich seinen Kopf verlieren wird. Man schreibt seine Ungnade dem geringen Erfolge zu, den die Bemühungen des Gouverneurs in Bekämpfung des Aufstandes an der Gränze hatten. Sein Nachfolger heißt Lu.

Die madrider Zeitung enthielt unlängst eine statistische Uebersicht von dem Zustande der Erziehung in Spanien, woraus hervorgeht, daß im Jahre 1831 in diesem Lande dreizehn Hochschulen bestanden, nämlich: zu Salamanca, Valladolid, Alcala, Valencia, Granada, Sevilla, Zaragoza, Santiago, Cervera, Oviedo, Huesca, Toledo und Onate. Die Zahl der sämmtlichen auf denselben befindlichen Studenten betrug 9864, wovon 4207 zur Fakultät der schönen Künste gehörten, und 1950 Theologie, 3552 Jurisprudenz, 546 kanonisches Recht und 629 Arzneikunde studirten. In 56 Seminarien oder Kollegien, wo die höhern wissenschaftlichen Zweige gelehrt werden, befanden sich 6956 Studenten verschiedener Wissenschaften und 2995 Theologen; im Ganzen 8551. Außer diesen Kollegien gibt es noch acht andere für allgemeine Bildung, und mehrere, die unter Leitung der Padres der Escuelas pias stehen. In ersterm zählte man 251 Schüler, die sich der schönen Künste befliessen, 302 die Unterricht in der lateinischen Sprache erhielten, und 685 Kinder, die in den Anfangsgründen unterrichtet wurden; im Ganzen 1256. In den Kollegien der Escuelas pias befanden sich 158 Schüler der schönen Künste, 4851 Schüler, die Lateinisch lernten, und 10,946 Kinder, die Elementarunterricht erhielten; im Ganzen 15.955. Außerdem bestehen noch 774 lateinische Schulen mit 26.275 Schülern; 9558 Knabenschulen mit 556.520 Schülern und 5070 Mädchenschulen mit 119.202 Schülerinnen; in Allem 15.402 Schulen mit 501,997 Kindern. Hieraus erhellt, daß sich auf den Hochschulen, in den Seminarien und Kollegien 10.672 Studenten der schönen Künste und Wissenschaften befinden; ferner 5225 Theologen, 5552 Juristen, 546 Studenten des kanonischen Rechts, 629 Mediciner; in den lateinischen Schulen 51.409 Schüler, und endlich 368,149 Knaben und 119,202 Mädchen, welche Elementarunterricht empfangen; im Ganzen 537.585 Individuen. Hierunter sind die Studenten in den medicinischen und chirurgischen Kollegien nicht mit begriffen, eben so wenig die vielen Mädchen, die in den Klöstern erzogen werden. Aus denselben statistischen Uebersichten ergibt sich, daß die Provinz Gallizien, mit beinahe anderthalb Millionen Einwohnern, nur 564 Elementarschulen und 10,919 Schüler hat, während die von Zamora mit einer Bevölkerung von 150.000 Seelen 515 Schulen und 26.415 Schüler zählt.

*) Ueber den Anführer des ganzen Aufstandes, der aus dem Stamme Jaouen ist und sich Tschaou-kin-lung, Tschan der goldene Drache, nennt, ist schon S. 88 in diesen Blättern Bericht gegeben worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 108. 18 April 1833.

Die Mexikanerinnen.

(Aus der Revue de Paris.)

Die Mexikanerinnen sind im Durchschnitt von kleinem Wuchse; zeichnen sich aber durch eine niedliche Taille, schöne Füße und prächtige Haare aus. Ihr Gang ist leicht und anmuthig, vorzüglich in der spanischen Tracht, deren sie sich noch immer als Morgenanzug bedienen. Selten findet man bei ihnen schöne Zähne; der häufige Genuß von Zuckerwaaren beraubt sie, wie die Spanierinnen, frühzeitig dieser kostbaren Zierde des Mundes. Ihre Gesichtsfarbe hat die eintönige Weiße des Wachses; sorgfältig vermeiden sie es, sich der Sonne oder auch nur starker Luft auszusetzen. Die Bäder, die sie ziemlich häufig zu nehmen pflegen, sind fast ihr einziges Mittel, ihren Körper reinlich zu halten, da die Geistlichen ihnen nicht erlauben, eine ausgesuchtere und vielfachere Sorge darauf zu verwenden. Der Gebrauch der Schnürbrüste fängt erst an unter ihnen Eingang zu finden; wahrscheinlich wird diese französische Erfindung ihrer Gesundheit keinen Vortheil bringen, obgleich ihr Busen dadurch gewinnen möchte.

Die Erziehung der Mexikanerinnen ist eben nicht darauf berechnet, sie zu arbeitsamen und tüchtigen Hausfrauen zu bilden. Die wenigen Nadelarbeiten, mit denen man sie beschäftigt sieht, dienen ihnen bloß zum Zeitvertreib. Zur kleinsten Arbeit, die sie sich auferlegen, brauchen sie gewöhnlich mehr Zeit als bei uns eine Frau zu den weitläufigsten Hausgeschäften. Die höhere Erziehung umfaßt außer dem Lesen und Schreiben, auch die Erlernung der französischen Sprache und der Musik. Dem Tanze sind sie mit wahrer Leidenschaft ergeben, auch bringen sie es in dieser Kunst nicht selten zu einer großen Vollkommenheit. In der höhern Gesellschaft zu Mexiko findet man eine Menge Tänzerinnen, die mit leichter Mühe gewöhnliche Operntänzerinnen in Paris verdunkeln würden. Die Mexikanerinnen verlieren übrigens nicht viel Zeit mit jenen Geschäften, denen die Frauen anderwärts sich unterziehen müssen. Die Führung des Hauswesens fällt ausschließlich den Großmüttern und Basen anheim. Die Frau eines Kaufmanns zeigt sich nie im Laden oder Magazin und mischt sich durchaus nicht in die häuslichen Geschäfte. Die Sorge für ihre Person, Putz, Andachtsübungen, Besuche, Spaziergänge, Einkäufe, Gesellschaften und Liebeshändel lassen ihr dazu keine Zeit. Eine mexikanische Dame geht jeden Tag in ihre Messe, und das hiezu durch die Sitte vorgeschriebene Kleid, das bis Mittag getragen wird, besteht aus einem schwarzseidenen Ueberrock, einem kleinen Halstuche, gewöhnlich von rother Farbe, und aus der Mantilla, die das kostspieligste Stück ihres Anzuges bildet; denn wie man bei uns eine Frau von Stand an ihrem mehr oder minder kostbaren Shawl erkennen kann, so in Mexiko an dem reichen Stoffe ihrer Mantilla. Weiße oder fleischfarbige seidene Strümpfe und niedliche Atlasschuhe kleiden ihren von Natur aus hübschen Fuß ungemein zierlich. Selten bedienen sie sich einer und derselben Fußbedeckung zweimal. Ihr schwarzes Haar wird mit einem Kamm aus Schildpatt aufgesteckt, der beträchtlich hoch ist, und ohne Zweifel mit Absicht so gewählt ist, um ihren kleinen Wuchs etwas zu heben. Die Pflege ihres Haares beschäftigt sie besonders; häufig wird der Kopf mit Seifenwasser gewaschen, wodurch er in der nöthigen Reinlichkeit erhalten wird. Wenn Dieß geschehen ist, legen sie sich auf Matten und lassen ihre Haare ausbreiten, um sie zu trocknen. Die Kammerfrauen haben dabei eine ganz eigene Verrichtung vorzunehmen; sie müssen nämlich den Kopf ihrer Gebieterinnen von den kleinen Schmarotzern säubern, die sich darin eingebürgert haben, wenn diese sechsfüßigen Vampire sich ein wenig zu sehr vermehrt haben; doch dürfen die Finger der Zofe den Vernichtungskrieg nicht allzuweit treiben, um Setzlinge übrig zu lassen, die später eine neue Jagd möglich machen, denn die Mexikanerinnen finden an diesem Spiel in ihren Locken ein eigenes Vergnügen. Die zweite Hälfte des Tages erfordert eine neue Toilette, bei der die französischen Moden an die Reihe kommen. Leider kann Paris mit seinen Stoffen und Kleiderschnitten nicht zugleich auch den guten Geschmack nach Mexiko senden, der die Pariserinnen auszeichnet. Die Mexikanerinnen lieben mehr recht auffallende Anzüge, als daß sie die Toilette ihren körperlichen Eigenschaften anpassen. Wenn man die Menge von Blumen, Federn und Schmuck sieht, womit sie überladen sind, möchte man sie eher für leichtfertige, auf den Kauf gemachte Schönheiten, als für Damen von Stand halten. Die Kaschemire haben zu Mexiko kein Glück gemacht, man zieht ihnen Shawls von gewirkter Seide, der Leichtigkeit wegen vor, und trägt sie, aus Gewohnheit an die Mantilla und den Rebozo, lieber über dem Kopf, als auf den Schultern. Nach der Zeit, die sie der Andacht und einem aus guten Gründen sehr

nachsichtigen Beichtvater schenken, nehmen die Damen Besuche an, oder verweilen auf ihren Balkonen. Eine ihrer vorzüglichsten Obliegenheiten beschäftigt sie im Putz ihrer Kinder; leider nehmen sie dabei aber eben so wenig auf Schicklichkeit als auf Bequemlichkeit Rücksicht. Die armen Kinder, mit Kleidungen beladen, die jede freie Bewegung hindern, strengen sich an, die Haltung und Manieren ihrer Eltern nachzuäffen, und man kann nichts Lächerlicheres sehen, als diese Señoras in Duodez, die fast zu Boden gedrückt unter dreifachen Garnituren und den Fächer in der Hand, einer andern Puppe im Mantel oder einer als Offizier gekleideten Marionette den Arm geben.

Nach dem Mittagessen und der Siesta machen die Damen von Mexiko die Runde in den Buden und Waarenlagern, und später erscheinen sie auf den öffentlichen Spaziergängen. Zum Besuche in den Häusern, die Abendgesellschaften empfangen, begibt man sich erst gegen neun Uhr. In diesen Gesellschaften treibt sich nicht Alles durcheinander umher; die Frauen nehmen einen Theil des Salons ein und sitzen, die Männer bilden in dem übrig gelassenen Raum verschiedene Gruppen. Ein Fremder könnte glauben, daß er sich in einer Gesellschaft von klösterlicher Absonderung und Sittenstrenge befinde; allein wenn dort zu Lande die Liebeshändel unter dem Mantel tieferer Heimlichkeit getrieben werden, als bei uns, so sind sie deßhalb doch nicht minder geschäftig. Ein Augenwink genügt als Erklärung, eine Fächerbewegung drückt Gewährung oder Verweigerung aus. Der Fächer ist eine Art Telegraph, dessen sich die Frauen stets bedienen und der vortrefflich ihre Gedanken ausspricht. Die Putzhändlerinnen dienen als Zwischenträger und befördern die Liebesbriefe und Geschenke, durch die die Einigung zweier zärtlicher Herzen noch inniger geknüpft und vollender wird. Die Stelldichein der Liebenden gehen in aller Frühe vor sich. Die Frauen finden sich dazu ein, das Gesicht fast ganz mit der Mantilla verschleiert. Da ich eines Morgens auf der Alameda einer Dame von meiner Bekanntschaft, die auf diese Art verhüllt war, begegnete, so glaubte ich sie grüßen zu müssen; allein noch an demselben Abend erhielt ich den gehörigen Verweis: „Wie unvorsichtig!" sagte sie zu mir, „bemerkten Sie nicht, daß ich Topada (verschleiert) war? Doch ich entschuldige Sie, weil Sie unsre Gebräuche noch nicht kennen. Hüten Sie sich, eine Dame anzureden, wenn Sie ihr als Topada begegnen." — Ich ließ es mir gesagt seyn.

Das Konkubinat ist sehr selten; einige Mädchen lassen sich zwar von reichen Männern unterhalten; allein man sieht sich dadurch in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, zu gleicher Zeit auch den Unterhalt ihrer Familie übernehmen zu müssen. Ueberhaupt kommt Jedem, der sich von seiner Neigung zum schönen Geschlechte fortreißen läßt, diese Unterhaltung mehr oder minder theuer zu stehen. Dem schönsten Liebesglück, das man genossen zu haben vermeint, folgt am Tage nachher stets ein sehr niederschlagendes Gefühl verletzter Eigenliebe. Die Gräfin oder reiche Bürgerin, die am Abend zuvor den beglückten Freund mit der vollsten Zärtlichkeit aufgenommen hat, ermangelt nie am folgenden Tage bei ihm ein Anlehen zu machen, das ein Mann von guter Erziehung nie verweigern wird. Die Camarera oder Kammerfrau, die mit diesem Auftrag abgesendet wird, verlangt gewöhnlich eine den Eigenschaften ihrer Gebieterin entsprechende Summe; die am meisten Ansprüche zu machen haben, verlangen zehn oder zwanzig Unzen Gold, die Bescheidensten begnügen sich mit einer einzigen.

Die Damen in Mexiko genießen so viel Freiheit, als die Französinnen. Die rücksichtsvolle Aufmerksamkeit und Ehrerbietung, die man ihnen beweist, zeigen, daß sie noch eine Herrschaft üben, welche die Europäerinnen seit dem Ende des letzten Jahrhunderts eingebüßt zu haben scheinen. Anfangs findet man sich nicht gleich in die Annehmlichkeiten der mexikanischen Gesellschaft; man muß sich an sie gewöhnen, wie es den Mexikanern auch mit unserm gesellschaftlichen Leben ergehen würde. Allein hat man einmal diese Vorschule durchgemacht, so findet man in vielen Häusern die ungezwungenste und munterste Unterhaltung, über die man die feineren Genüsse in den geselligen Kreisen der großen europäischen Welt vergessen könnte.

(Schluß folgt.)

Englisches Leben in Indien.

(Fortsetzung.)

Mitten in Khanpur und auf dem höchsten Punkte erblickt man zwei sehr imposante Gebäude von Stein: das eine dient zu den Bällen und Gesellschaften, das andere ist das Theater, das mit einer Kolonnade dorischer Säulen umgeben ist. An dem Theater vorbei führt der Weg auf die Rennbahn hinaus, durch eine lange, wohl angelegte Allee, die in der dürren Jahreszeit durch eine angenehme Bewässerung erfrischt wird. Diese Allee dient zu den Abendspazierfahrten, und bei Sonnenuntergang sieht man sie gedrängt voll von allen erdenklichen Wägen und Reitern auf allen Gattungen von Pferden. Halbchaisen, Barutschen, Britschkas und doppelte Phaetons, nagelneu wie sie aus der Hand der besten Wägenfabrikanten von London und Calcutta kommen, erscheinen zwischen alten Glaskutschen, Sociables (eine Art Phaeton), verkrüppelten Landauern, Einspännern, Stanhopes, Tilburies und Palankinwägen, letztere nicht selten von Ochsen gezogen, und alle mehr oder minder in verschiedenen Stadien des Verfalles; in Indien weiß man wenig von jener Eitelkeit, die uns in Europa so viele Entbehrungen auferlegt und man trägt kein Bedenken, sich auf dem elendsten veralteten Karren führen zu lassen. Die Reiter bilden ein eben so buntes und eben so wenig zusammenpassendes Gemisch: das große englische Zugpferd, der kleinere aber schöne Abkömmling von den Stuten der Kompagnie und der graziöse Araber prangen neben den wilden Pferden und dem scheckigen Klepper von inländischer Zucht einher. Die Rennbahn faßt eine weite Ebene ein, die rechts durch die ursprüngliche, von den Eingebornen bewohnte Stadt begränzt wird, die zwar keine besonderen Merkwürdigkeiten hat, aber aus der Ferne gesehen mit ihren, über einen Saum von Bäumen und Gebüschen emporragenden Moscheen und Pagoden eine hübsche Ansicht bietet. Die Ebene selbst gewährt ein belebtes und dem Auge des Fremden interessantes Bild. Hier erblickt man Gruppen von Eingebornen, die um ihre Feuer gelagert,

kochen, essen oder nach ihrer Abendmahlzeit singen; während der stattliche Elephant oder Züge heimkehrender Kamele, die mit Futter beladen sind, in dem immer dunkler werdenden Zwielicht wie riesenhafte Phantome anzusehen sind. Diese Mischung von fremden und bekannten Gegenständen, wie man sie in Khanpur findet, macht auf Jeden, der erst kürzlich in Indien angekommen ist, einen ganz eigenthümlichen Eindruck. In den kleinern englischen Niederlassungen ist es unmöglich zu vergessen, daß man sich fern der Heimath in einem fremden Lande befindet; allein hier unter einer zahlreichen Bevölkerung von Europäern, wo man sich von einer Menge englisch gebauter Wägen umgeben sieht, kann man sich irgend an einen bekannten Ort versetzt glauben, bis das plötzliche Erscheinen eines Elephanten oder Kameles die Täuschung zerstört. Einen Abend in der Woche spielt die Musik des königlichen Dragonerregimentes auf der Rennbahn und bei dieser Gelegenheit wird die Illusion vollkommen. Die Wägen stellen sich zwei oder drei Reihen tief im Kreise auf; viele von den Reitern steigen von den Pferden und unterhalten sich an den Kutschenschlägen mit den Insassen derselben; man vergißt einen Augenblick, daß man durch ungeheure Länder- und Meeresstrecken von dem Vaterlande getrennt ist, bis die hereinbrechende Nacht aus der süßen Vergessenheit erweckt. Auf dem Heimwege hört man von Zeit zu Zeit das Geheul der Schakale und sieht zwischen den Campanien Lichter und Feuer hervorblitzen, bei deren Schein die häuslichen Geschäfte, wie sie dort zu Land üblich, verrichtet werden. Man sieht Schaaren von Dienern, welche bedeckte Schüsseln aus dem Küchenhause nach dem Wohnhause tragen, und Hukabadars (Pfeifenträger) sitzen im Freien auf dem Boden, um für ihren Herren mit einer Zuthat von Rosenwasser und andern köstlichen Beimischungen, das duftige Rauchkraut zu bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Der griechische Befreiungskrieg.

History of the Greek Revolution. By T. Gordon. 2 Vls. 8vo. London 1833.

Die Geschichte des Befreiungskrieges der Hellenen, die eine neue Zeitrechnung in den Verhältnissen des Orients beginnt, muß bei dem neuen Stande der Dinge um so mehr neues Interesse gewinnen, als der denkwürdige Kampf auf jenem klassischen Boden, mit dem durch eine wunderbare Fügung der Geschicke unser Vaterland in so nahe Verkettung gebracht wurde, zwar schon vielfältig in Schriften dargestellt, aber nie noch mit erschöpfender Gründlichkeit behandelt worden ist. Der Verfasser der obenerwähnten Schrift fühlte sich deßhalb auch veranlaßt, als Augenzeuge einen genauen Bericht über eine Reihe von Ereignissen zu geben, die wegen zu flüchtiger Ansicht mehrerer Schriftsteller vom Publikum oft gänzlich mißverstanden werden müssen.

Die Empörung Ali Pascha's und die Folgen, die sie unmittelbar herbeiführte; der Aufstand Theodor Wladimiresco's in der Wallachei, und der Versuch des unglücklichen Ypsilanti sich zum Herrn der Moldau zu machen, eröffnen den Schauplatz, auf dem sich der alte Kampf zwischen Kreuz und Halbmond erneuerte. Als Beispiel, wie sehr eine höchst verderbliche Zwietracht gleich damals in Griechenland sich verbreitet hatte, führt der Verfasser an, daß während Ypsilanti bei seiner Unternehmung in der Moldau mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, seine eigenen Brüder sich gegen ihn verschworen. Dieser Geist der Uneinigkeit gab sich auf so verderbliche Weise im Heere kund, daß ihm die Niederlage des unglücklichen Anführers größtentheils beizumessen werden muß. Die nähern Umstände und der Ausgang des Feldzugs in der Moldau sind hinlänglich bekannt: Ypsilanti wurde von der österreichischen Regierung verhaftet und nach der Festung Munkacz, einem der ungesundesten Orte in ganz Ungarn, abgeführt. Später brachte man ihn in einen andern Gewahrsam, wo er sechs Jahre schmachtete und endlich als ein Opfer des Verlustes der Freiheit und des Kummers fiel.

Der Eindruck, den der Ausbruch der Revolution auf die türkische Bevölkerung, besonders auf die von Konstantinopel und der ausschließlich türkischen Provinzen machte, wurde noch bedeutend durch die Entdeckung erhöht, daß sich im Herzen der Hauptstadt eine Verschwörung zum Umsturze der Regierung gebildet habe. Das ganze Reich war zur höchsten Wuth aufgereizt, die auf furchtbare Weise losbrach. Gregorius, der byzantinische Patriarch, ein Peloponnesier, ein bejahrter Prälat von tadellosem Leben und Sitten, dessen Tugend und Frömmigkeit Achtung geboten, und der aus Rücksicht auf das Ansehen, das er sein ganzes langes Leben hindurch genossen hatte, wiederholt zur höchsten geistlichen Würde des Orients erhoben worden war, wurde, als er am Vorabende des Ostersonntags (22 April) nach abgehaltenem Gottesdienst aus seiner Kapelle ging, von einigen türkischen Offizieren verhaftet, seiner priesterlichen Kleidung beraubt und am Thore seines eigenen Palastes aufgeknüpft. Sein Körper blieb drei Tage lang hängen, wurde dann abgeschnitten, einer Rotte Juden aus dem niedersten Pöbel überliefert, durch die Straßen geschleift und dann ins Meer geworfen. Einige Christen fingen die irdischen Ueberreste des Märtyrers in der Nacht auf und brachten sie nach Odessa, wo sie am 1 Junius feierlich beerdigt wurden. Im Augenblicke der Hinrichtung des Patriarchen wurden auch drei Erzbischöfe (von Ephesus, Derkos und Anchialus) und acht Priester höhern Ranges, in verschiedenen Stadtvierteln geköpft und ihre Leichname auf gleich unwürdige Weise behandelt. Gregorius trauriges Schicksal erregte durch ganz Europa das höchste Mitleid und Entsetzen, und steigerte die Wuth der Griechen zehnfach, so daß jede Versöhnung mit der Pforte unmöglich wurde.

Viele von den Schriftstellern, die über Griechenland geschrieben haben, stimmen in der allgemeinen Behauptung überein, daß die Griechen ihre Revolution vergleichungsweise mit nur wenigen politischen Verbrechen befleckten. Der Verfasser des vorliegenden Werkes erklärt diese Angabe für unrichtig, und spricht von zahllosen, während des Krieges von ihnen begangenen Gräueln, die nur deßhalb nicht ruchbar wurden, weil man sie verheimlichte: wie sich denn auch kaum erwarten läßt, daß ein Volk, das gegen eine Tyrannei, wie die türkische, sich erhebt, nachdem es alle Erniedrigungen, bis zur Entehrung seiner Frauen, Mädchen und Jünglinge, erduldet, Schonung und Großmuth an denen üben sollte, die es durch die grausamste Bedrückung zu Verzweiflung und Aufstand gebracht. Der Präsident des Staates, Conduriotti, war ein Mann von geringen Fähigkeiten, träge, unwissend und von Vorurtheilen befangen; er gab ein treues Bild der Männer, die seine Kollegen in der Verwaltung waren. Es fanden indeß Ausnahmen statt: Colettí, früher Arzt Ali Pascha's, und Maurocordato. Sehr zu beklagen ist, daß diese beiden, die die Angelegenheiten gewiß zum Vortheile Griechenlands geleitet hätten, sich nie vereinigen konnten; allein sie schienen aus gänzlich feindseligen Elementen geschaffen und hielten sich mit instinktartiger Gleichgültigkeit von einander entfernt.

Der Mangel an energischem Einfluß auf die Regierung gab sich daher häufig genug durch rathloses Zaudern und verderbliche Nachlässigkeit kund. Selbst nachdem Ibrahim mit fünfzig Kriegsschiffen in die Bai von Modon eingelaufen war, und am 21 März eine Stellung vor Navarin genommen hatte, rührte sich die Regierung kaum, und erst am 28sten desselben Monats dachte der Präsident an die nöthigen Vorkehrungen. Zwei Monate lang sprach er davon, ins Feld zu rücken, und als er zur erwähnten Zeit von Nauplia aufbrach, war sein Marsch ein bloßer Festzug. Er mit einer reich geräumten Karosse, von sechs Staatsmaulthieren geführte Suite, war von seinem Rath Maurocordato und einem zahlreichen Gefolge begleitet, und führte in seinem Gepäck anderthalb Millionen Piaster mit sich. Er stellte sich auf der Reise krank und kam nur bis Scala am Parnaß, wo er am 17 April Halt machte und sich weigerte, auch nur um einen Schritt dem Kampfplatz näher zu rücken.

Ibrahim belagerte indeß Navarin und nahm diese Festung, die von Tapfern vertheidigt wurde, die den Griechen stets Ehre machen werden, endlich ein.

Ibrahim wird von dem Verfasser als ein Mann von militärischem

Genie geschildert, der den Krieg nur der Lust wegen liebte, die er ihm gewährte. Im Feld lebte er so schlecht als der gemeinste Soldat, hielt sich aber für dieses Opfer, wenn es anders eines für ihn war, durch schwelgerische Lebensweise in den Kantonirungen schadlos. Sein großes Zelt bestand aus indischen Shawls; eine goldene Kugel prangte auf dessen Spitze, und der Boden war mit persischen Teppichen und Polstern von lyoner Seidenzeug belegt. Im Treffen ritt er um seine Bataillone her und hieb jeden zusammen, der Lust bezeigte die Reihen zu verlassen. Er wollte für einen civilisirten Fürsten gelten, und ließ sich die französischen Journale regelmäßig zuschicken, die sein Dolmetscher ihm übersetzen mußte; allein auf der andern Seite zeigte er sich wieder ganz als den Barbaren, der er wirklich war. Die Kriegsgefangenen schickte er nach Modon auf den Sklavenmarkt; die Erwachsenen wurden mit Ketten beladen, gleich dem Vieh mit Brandmalen gezeichnet und auf die grausamste Weise geschlagen. Viele wurden bei Nacht von den Wachen ermordet, Andere in schmutzige Kerker geworfen, wo sie den Tag über arbeiten mußten, bis sie nach Aegypten abgeführt werden konnten, wo lebenslängliche Galeerenarbeit ihrer harrte. Da in diesem Augenblicke die Augen von ganz Europa auf Ibrahim gerichtet sind, so wollen wir aus dem vorliegenden Werk eine Unterredung ausheben, in der die Elemente seines Charakters auf eine sehr sprechende Weise ans Licht treten. Er wurde, wie bereits erwähnt, Herr von Navarin, das sich, da jeder weitere Widerstand hoffnungslos geworden war, ihm ergeben hatte. Den Anführern der Besatzung wurde geboten vor Ibrahim zu erscheinen.

„Die griechischen Kapitanis (Makriyani, Salavankos und Karapulos) warteten dem Pascha auf; Makriyani war der Sprecher, und da er nicht Türkisch verstand, so wurde die folgende Unterredung durch Vermittlung eines Dolmetschers geführt.

Ibrahim. (Makriyani ansehend.) Weßhalb bist Du hier?

Makr. Um die Festung zu übergeben.

Ibr. Aus welcher Provinz bist Du gebürtig?

Makr. Aus Rumelien; meine Gefährten sind Moreoten.

Ibr. Beantworte mir die Fragen genau, die ich Dir vorlegen werde. Aus welchem Theile von Rumelien kommst Du?

Makr. Aus Liboriti.

Ibr. Wo bist Du bis jetzt gewesen?

Makr. Bei Ali Pascha. (Dieß war falsch.)

Ibr. Was thatest Du bei ihm?

Makr. (Den Namen Ali Pascha's mit einem tiefen Seufzer aussprechend.) Ich diente unter seiner Leibwache.

Ibr. Und warum verließest Du ihn?

Makr. Sie erschlugen ihn und hätten beinahe auch uns getödtet.

Ibr. (Zum Dolmetscher gewendet.) Das ist ein braver Mann; sag ihm, wenn er will, soll er in meine Dienste treten. Wie viel Mann hat er?

Makr. Siebenhundert.

Ibr. Sind sie im Fort?

Makr. Sie sind's.

Dolmetscher. Seine Hoheit wünscht, daß Du bei ihm bleibest.

Makr. Das will ich gern; da sie meinen Pascha erschlagen haben, so wäre ich froh nach Aegypten zu kommen.

Ibr. Wann willst Du kommen?

Makr. Jetzt bin ich als Abgeordneter der Besatzung hier, um wegen des Forts zu unterhandeln; ist Dieß geschehen und wir ziehen ab, so will ich, wenn ich meinen Sold erhalten, und meine Familie, die ich nicht zurückzulassen wage, sicher nach Aegypten geschickt habe, alsbald folgen.

Ibr. Wenn Du herauskommst, so schreibe mir einen Brief, und ich werde dann meinen Vorposten Deiner Sicherheit wegen Befehl geben.

Makr. Wohl, mein Pascha; jetzt laß uns von dem Geschäfte sprechen, das mich hieher geführt hat. Was verlangst Du von uns?

Ibr. Die Festung.

Makr. Weißt Du auch die Ursache, warum wir sie Dir übergeben?

Ibr. Nun?

Makr. Unserer Zwietracht wegen, die uns veranlaßt, Dir eine vollkommen versehene Festung zu übergeben; ein unerhörter Fall, für den wir gewärtig seyn müssen, von unserer Regierung bestraft zu werden. Wir kapituliren nicht aus Furcht, sondern weil die Peloponnesier, die 50,000 Mann stark sind, nicht zu unserm Entsatze kommen wollen, sondern uns betrogen, und uns nur deßhalb aus Rumelien hieher gelockt haben, um uns zu opfern. Willst Du die Festung haben, so fordern wir erstens Sicherheit für unser Leben; zweitens daß wir auf europäischen Schiffen eingeschifft werden.

Ibr. Die meinigen sind da.

Makr. Wir haben kein Vertrauen zu diesen. Ich für meinen Theil zwar glaube Alles, was Du sagst; allein vielleicht wollen die Soldaten nicht.

Ibr. Das ist eine Lüge; Du hast den Soldaten zu befehlen, nicht sie Dir.

Makr. Es ist ganz natürlich, daß Deine Hoheit, als Fürst und Sohn des Vicekönigs von Aegypten, dem Verweigerung des Gehorsams gänzlich fremd ist, Dieß glaubt.

Ibr. Du hast wahr gesprochen, und ich verbürge Dir europäische Schiffe.

Makr. Und wirst gestatten, daß wir unsere Waffen behalten? Hierüber entspann sich eine lange Erörterung; endlich erklärte der Pascha, er wolle ihnen dreißig vollständige Armaturen gestatten.

Makr. Wir übergeben unter der Bedingung, daß den Griechen, außer ihren Waffen, nichts genommen werde.

Ibr. Es sey so; schickt nach Modon um Schiffe.

Makr. Wer zahlt den Transport?

Ibr. Ihr.

Makr. Wir haben kein Geld; wir haben Alles ausgegeben, um die Festung in Vertheidigungsstand zu setzen.

Ibr. Ich will also den Transport bezahlen; allein jetzt macht euch schnell bereit.

„Makriyani ging, und die Garnison entschloß sich, die obigen Bedingungen anzunehmen; ein Grieche wurde abgeschickt, sich nach neutralen Schiffen umzusehen, und fand deren genug in Koron, deren Kapitäne aber für die kurze Fahrt von Navarin nach Kalamata 4000 Dollars forderten. Ueber diese unbillige Forderung gerieth Ibrahim in Wuth, und nachdem er Makriyani hatte kommen lassen, erklärte er diesem, sie müßten sich auf seine Schiffe begeben. Dieß ward indeß bestimmt verweigert, und Ibrahim mußte die geforderte Summe bezahlen. Inzwischen erfuhr er von einem türkischen Gefangenen, der entkommen war, die wahre Lage der Garnison, und daß noch einige Türken in der Festung seyen. Höchst aufgebracht ließ Ibrahim Makriyani noch einmal zu sich entbieten, überhäufte ihn mit Vorwürfen, und bestand darauf, daß ihm die Gefangenen auf der Stelle ausgeliefert würden, worauf denn auch dreizehn vom Walle herabgelassen wurden. Die Griechen fingen an unruhig zu werden, und schon schlugen Einige vor, sich mit den Waffen in der Hand einen Weg durch die Belagerer zu bahnen, als die Ankunft französischer und österreichischer Schooner ihre Besorgniß beschwichtigte. Als endlich nach erfolgter Räumung der Festung die Offiziere dem Pascha vorgestellt wurden, so gab er sich das Ansehen, als mache er einen großen Unterschied zwischen denen der regulären und irregulären Truppen. Da die beiden Brüder Kalergi zu gleicher Zeit bei ihm eingeführt wurden, so fragte er den ältern, zu welchem Korps er gehöre; auf die Antwort: „Zur regulären Artillerie," erwiderte Ibrahim: „Behalte deinen Säbel." Dieselbe Frage wurde an Demetrius gerichtet, und als dieser antwortete, er befehlige eine Kompagnie der irregulären Truppen, so sagte der Pascha: „Leg deinen Säbel ab." Zu Georg Mauromichalis gewendet, sagte er: „Beyzade setz Dich nieder, ich bin gesonnen Dich zu meinem Zöglinge zu machen."

Die zweite Belagerung von Missolunghi, von Reschid Pascha, einem der geschicktesten türkischen Generale geleitet, hatte indeß begonnen. Er war von Herkunft ein georgischer Sklave, damals in voller Mannskraft, von einnehmenden Sitten, aber sehr grausamer Gemüthsart. Die Belagerung wurde von ihm mit Beharrlichkeit, Thätigkeit und großer Geschicklichkeit geleitet; der Widerstand der Griechen erinnert an die Tage von Thermopylä. Die Türken wurden endlich der Belagerung überdrüssig, und Ibrahim, der in andern Theilen Griechenlands bereits so viele Siege erfochten hatte, erhielt Befehl, mit seinen Aegyptiern gegen Missolunghi vorzurücken.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 109. 19 April 1833.

Englisches Leben in Indien.

(Fortsetzung.)

Das Theater in Khanpur wird alle Monate einmal geöffnet, selbst zur Zeit, wenn die heißen Winde wehen. Das Haus selbst ist sehr bequem und sogar geschmackvoll eingerichtet. Eine Menge Ausgänge, die auf die Veranda führen und des Luftzuges wegen angebracht sind, schaden freilich der Verbreitung des Schalles; übrigens sind die Schauspieler nicht besser und nicht schlechter als in den kleinern Städten Englands. Oefters finden sich auch Künstler auswärtiger Bühnen ein und an solchen Abenden sieht man das Haus erfüllt von Offizieren in glänzenden Uniformen, und zwischen ihnen kleine Gruppen möglichst herausgeputzter Damen; denn die schöne Welt ist in Khanpur nicht sehr zahlreich und beläuft sich, wenn nicht gerade fremde Besuche angelangt sind, bei der kleinen Anzahl von Civilbeamten, selten höher als auf vierzig Personen, alt und jung. Wenn man so innerhalb des Theaters sich ganz in Europa glauben kann, so bietet die Außenseite desselben wieder einen um so fremdartigern Anblick. Palankine, einspännige Chaisen und Wägen aller Art drängen sich hier durcheinander. Die Bedienten liegen entweder unter der Veranda und schlafen oder rauchen Tabak; sobald aber die Vorstellung zu Ende ist, erheben sie einen Lärm und ein Geschrei, trotz ihren Brüdern in London.

Nach dem Schauspiele wird der Abend gewöhnlich in den anstoßenden Sälen des Hauses mit einem Abendessen und Ball beschlossen. Sobald man an den Tischen Platz genommen hat, stellen sich die Khidmutghers, jedes Winkes gewärtig, hinter den Stühlen ihrer Herrschaften auf, und bedienen sie vor Allem mit Tellern, Messern, Gabeln und Gläsern; denn hier zu Lande, wo an dergleichen Tischgeräthe noch ein ziemlicher Mangel ist, wird bei festlichen Gelagen, an denen viele Gäste Theil nehmen, Jedermann zum Voraus ersucht, die nöthigen Eßwerkzeuge selbst mit zu bringen. Die Gesellschaftssäle, die zum Speisen und Tanzen bestimmt sind, können sehr schön genannt werden, und sind in englisch-indischem Geschmack gebaut, nämlich der Länge nach von zwei Reihen Säulen durchschnitten, die in der Mitte einen weiten Raum lassen; zwischen den Säulen sind Sofas angebracht, und ein Strom von Licht verbreitet sich von den Wandleuchtern aus durch den ganzen Saal. Die Fußböden sind gebrettert — in Indien, wo man die Verheerungen der weißen Ameisen so sehr zu fürchten hat, ein nicht geringer Luxus, dessen Werth nur Jemand zu schätzen weiß, der einmal auf einem mit Matten belegten Boden von Chunam getanzt hat. Ueberhaupt wird eine europäische Schöne, die an einem lauen Sommerabend, von den wollüstigen Wogen der Musik gewiegt, in einer Quadrille hinschwebt, sich kaum einen Begriff von den Strapazen eines Tanzes ihrer indischen Schwestern machen können, wenn dieselben auf einem Estrich von geschlagenem Lehm, in einer Hitze von 100 Grad Fahrenheit, in einem Gewölk von Muskitoschwärmen und bei einer herzbrechenden Musik von indischen Trommeln und Pfeifen, wenn gerade keine andere zu haben ist, dieß allen weiblichen Füßen unentbehrliche Vergnügen genießen müssen. Man begreift kaum, daß die Europäer in Indien nicht schon längst eine Uebereinkunft getroffen haben, diese qualvolle Belustigung aus ihren gesellschaftlichen Kreisen zu verbannen. Auch können sich die Eingebornen nicht genug wundern, wie Sahibs (Herren, wie die Engländer genannt werden) sich so viel Mühe machen mögen, während in jedem Bazar Tänzerinnen von Profession die Menge um Geld zu haben sind, um für sich diese anstrengende Arbeit verrichten zu lassen. —

Während der kalten Jahreszeit kampiren gewöhnlich alle Truppen des Fußvolkes, das die Besatzung von Khanpur bildet, auf einer weiten Ebene in der Nähe der Stadt, um hier die vorgeschriebenen Waffenübungen vorzunehmen. Ein indisches Feldlager bietet einen höchst eigenthümlichen und überraschenden Anblick. Da man dazu gewöhnlich schattenreiche Stellen wählt, so erhöhen die prachtvollen Bäume zwischen den Zelten die malerische Wirkung des Ganzen ungemein. Das Lager von Khanpur wird freilich auf einer völlig von Bäumen entblößten Steppe geschlagen; aber man findet sich für die fehlenden Reize einer schönen Landschaft wieder durch eine andere Eigenthümlichkeit des Lagers entschädigt. Regelmäßige Straßen und Plätze von Leinwand dehnen sich auf einem unabsehbaren Raum aus; jedes Regiment hat hinter sich seinen Bazar, und weit über die Zeltreihen hinaus hat der zahllose Troß eines indischen Feldlagers seinen Bivuak aufgeschlagen. Die Zelte der kommandirenden Offiziere sind durch kleine rothe Flaggen bezeichnet; allein nirgends wird es einem Fremden schwerer, sich in diesen endlosen und gleichförmigen Gassen zurecht zu finden und bei den Wer-

stümmlungen, welche die Eingebornen mit den englischen Namen vornehmen, braucht man oft stundenlang, bis man einen Freund, dem man einen Besuch zugedacht hat, auffinden kann. Da die Mexikaniten einen großen Theil ihres Lebens unter Zelten zubringen müssen, so hat man Bedacht genommen, dieselben mit größeren Bequemlichkeiten auszustatten, als man sie unter diesen Leinwandgebäuden zu finden erwarten möchte. Alle Zelte sind doppelt und zwischen der innern und äußern Wand besteht ein Zwischenraum von ungefähr anderthalb Fuß. Im Innern findet man mehrere Gemächer mit Glasthüren und Fenstern. Die Eingänge und Oeffnungen sind gewöhnlich mit einem bunten Zitz eingefaßt und die Fußböden mit Petringhis belegt, während hinter dem Zelte ziemliche Räume mit Kanauts (leinenen Wänden) zu Badezimmern u. s. w. abgeschlossen sind. Gegen kalte Witterung hat man bewegliche Oefen in Bereitschaft, statt deren man sich zu größerer Bequemlichkeit, da hiedurch der Rauch vermieden wird, auch einer Art spanischer Brasseros, großer Becken von Messing oder Kupfer bedient, die Chillum-Chi genannt, auf einen eisernen Dreifuß gestellt und mit glühender Holzasche gefüllt werden, was eine behagliche Wärme im Zelte verbreitet und nicht die nachtheiligen Wirkungen von Kohlen hat. Ein solches Wärmebecken ist für die Abende unentbehrlich, denn obgleich während der sogenannten kalten Jahreszeit die Sonne zur Mittagszeit noch so unerträglich brennt, daß man sie ohne Schirm nicht aushalten kann; so folgt doch, sobald ihr letzter Strahl erloschen ist, eine durchdringende Kälte; ein scharfer schneidender Wind streicht über die Ebene hin, und das Thermometer sinkt bis zum Gefrierpunkt. Dieser Uebergang von der Hitze des Tages zum Nachtfrost ist so empfindlich, daß man europäische Hunde gegen die nachtheiligen Wirkungen derselben nur dadurch schützen kann, daß man ihnen eine warme Kleidung anlegt. Sobald daher die Sonne untergegangen ist, zieht der Bediente, dem die Sorge für die vierbeinigen Hausfreunde aufgetragen ist, den Thieren jeden Abend einen gut gefütterten Rock an, der ihnen am Morgen wieder abgenommen wird. Eine nicht ganz eisenfeste Gesundheit leidet unter diesem schnellen und empfindlichen Wechsel nicht wenig, da es nichts Unangenehmeres und Nachtheiligeres geben kann, als zu gleicher Zeit einer heißen Sonne und einem eiskalten Winde ausgesetzt zu seyn, was sich nicht selten ereignet.

(Schluß folgt.)

Die Mexikanerinnen.

(Schluß.)

Wenn eine Dame in Mexiko am Tage zu Fuß ausgeht, läßt sie sich gerne begleiten, nimmt aber von Niemand den Arm an; nur des Abends gewährt sie diese Vergünstigung; auch erlaubt sie, daß man ihr die Hand reicht, um über eine Straßenrinne zu gelangen oder eine Treppe hinaufzusteigen. Man muß sehr darauf sehen, ihr immer den höhern Theil des Trotoirs zu lassen. Auf den nächtlichen Spaziergängen und unter den bedeckten Gängen des Platzes muß man bei jedem Hin- und Hergang den Arm wechseln, um sie auf der nach Außen gekehrten Seite der Galerie gehen, und die Ellenbogenstöße vermeiden zu lassen.

Die außerordentliche Zurückhaltung, welche die Frauen beobachten, wenn sie öffentlich erscheinen, steht in einem auffallenden Widerspruche mit der unumwundenen Freiheit in ihrer Sprache. Ohne frech zu seyn, bedienen sie sich mit der größten Unbefangenheit gewisser Worte, die das Ohr einer Französin z. B. empören würden; ganz einfach nennen sie die Sache bei ihrem Namen und erröthen nur über versteckte Anspielungen und feinangebrachte leichtfertige Scherze. Bei einem Tête à Tête hört man von diesen Frauen eine Sprache, die ganz die Leidenschaft athmet, von der sie beherrscht sind; es sind Schmeichelworte oder hyperbolische Ausdrücke, die der Sprache des Orientes entliehen scheinen. „Estrella de mi alma" (Stern meiner Seele) — „Antorcha de mi vida" (Fackel meines Lebens) — „Hijo de mi corazon" (Sohn meines Herzens) sind Redensarten, die den leidenschaftlichsten von allen Frauen ganz geläufig sind, und können einen Begriff von dem Wörterbuche der mexikanischen Galanterie geben.

In den untern Ständen ist der Charakter der Frauen, in gewissen Beziehungen, noch schärfer ausgesprochen. Dieß hat wie allerwärts darin seinen Grund, daß die hervorstechenderen Züge der Eigenthümlichkeit nicht durch Erziehung und Gesetze des Anstandes abgeschliffen sind, oder durch die Scheu vor Seinesgleichen gründet werden. Im öffentlichen Leben bis zur Uebertreibung andächtig, zu Hause widerbellerisch und zanksüchtig überlassen sie sich rücksichtslos ganz ihrer eifersüchtigen und rachgierigen Gemüthsart. Eine Frau aus dem Mittelstande wird sich kein Bedenken daraus machen, ihrem Liebhaber ins Gesicht zu sagen, daß sie sich wegen seiner Untreue an ihm rächen werde; und der Erfolg entspricht nicht selten der Drohung. Eine Marquise wird sich rächen, ohne daß man ahnt, wer den Streich geführt hat. Im Bürgerstande tragen die Weiber noch das schwarze Oberkleid und die Mantilla, die am Abende der Ueberrock von Musselin oder Kattun und der Shawl oder Reboso ersetzt, selten sieht man bei ihnen Feder oder Blumen, niemals aber Hüte. Die Leperas *) leben nicht in so cynischem Schmutze dahin, wie ihre Männer, wenigstens achten sie noch die Gesetze der Schamhaftigkeit; ihr Gewand besteht aus einem Hemde, das bis über den Hals hinaufreicht und hier mit einem Zuge schließt; aus einem Röckchen, das aus einzelnen Taschentüchern zusammengesetzt ist, und mit einem weißen Band an die Bedeckung des Oberleibes befestigt wird; manchmal ist dieses Röckchen auch aus rother Wolle verfertigt. Ein blau und weißer Reboso vollendet den Anzug dieser Frauen, die übrigens barfuß und vom Knie abwärts mit entblößten Beinen gehen; am Sonntag jedoch ziehen sie gerne Atlasschuhe an, die sie auch noch in den ersten Tagen der Woche so lange am Fuße herumschleppen, bis sie vollends verliedert sind. Die Untugenden, welche die Leperos und Leperas haben, sind beiden gemeinschaftlich; doch beschäftigen sich letztere noch mit einer oder der andern häuslichen Arbeit, wie

*) Ueber die Leperos s. Ausland vor. Jahrg.

mit Bereitung von Tortillas (Maisbrod). Auch Zank und Hader ist unter den Weibern keine Seltenheit; sie werfen dabei einen Stein mit eben so großer Kraft als Geschicklichkeit und sind stets mit einer Vertheidigungswaffe, dem Tranchete versehen, deren Wunde gefährlicher ist als von einem gewöhnlichen Dolch. Diese Waffe hat eine Klinge von Stahl, deren Spitze wie ein Rebmesser eingebogen ist. Die Kämpfe unter den Leperas gehen nach gewissen herkömmlichen Gesetzen vor sich, wie bei uns die Duelle; man trifft zuvor die Uebereinkunft, sich nur auf eine bestimmte Länge des Tranchete zu schlagen, indem man im Augenblicke der Herausforderung mit dem an der Klinge ausgestreckten Zeigefinger die Länge angibt, mit der man verwunden oder verwundet werden will. Da Eifersucht die gewöhnliche Ursache solcher Kämpfe ist, so richtet man die Stöße meistens nach dem Gesicht.

Man muß die Leperas von Guadalarara nicht mit denen von Mexiko verwechseln: erstere tragen stets Strümpfe und Schuhe mit Bändern; zwar wagen sie es nicht sich bis zur Tracht der Bürgerfrauen zu erschwingen, doch sind ihre zwei Röckchen, von denen das obere aus gesticktem Musselin besteht, an Sonntagen blendend weiß. Ein chinesischer Kreppgürtel, von rother oder himmelblauer Farbe, wird mehrmals um den Leib gewunden und schlingt sich an der Seite zu einer zierlichen Schleife, deren herabhängende Streifen mit goldenen Fransen prangen. Uebrigens sind die Sitten dieser Leperas nicht viel besser als die der übrigen, und man wirft ihnen vor, daß sie noch mehr der Unzucht ergeben sind, als anderswo.

Die Indianerinnen sind arbeitsam und unablässig mit der Sorge für ihre kleine Haushaltung beschäftigt. Die Zubereitung der Tortillas ist eine mühselige Arbeit, die täglich vorgenommen werden muß; sie bringen ihren Männern das Essen auf das Feld und tragen Früchte, Gemüse und Geflügel zu Markt. Wenn sie zu diesem Ende nach der Stadt gehen, tragen sie ihre Ladung in einem großen Korbe mittelst eines Leintuches, das unter der Brust zusammengebunden wird, auf dem Rücken. Die Weiber, welche Säuglinge haben, haben diese statt des Korbes, der dann auf den Kopf gestellt wird, auf dem Rücken. Das Kind, welches nur um die Mitte des Leibes von dem Leintuche festgehalten wird, und Kopf und Beine frei hängend hat, scheint in dieser Lage nicht viel von den heftigen Stößen zu leiden, denen es außerdem bei dem stets raschen und hüpfenden Gang der Mutter ausgesetzt seyn würde. Die Indianerinnen an den Seen kommen nach Mexico in Kanots, die sie sehr geschickt zu lenken verstehen.

Die Indianerinnen sind schon mit eilf oder zwölf Jahren heirathsfähig; verblühen aber auch um so frühzeitiger. Sie sind meist klein und wohlgebaut; nicht selten findet man sehr schöne. Man weiß, daß die Eingebornen Amerika's fast ganz bartlos sind; und die Mittel, deren sich die orientalischen Frauen bedienen, um die Haare zu vertilgen, würden bei den Weibern der amerikanischen Race ganz überflüssig seyn. Ihr schwarzes Haar, das in Zöpfe, mit Schnüren von rother Wolle durchflochten, geschlagen wird, tragen sie um den Kopf gewunden, und dieser Haarputz würde ziemlich anmuthig stehen, wenn er sorgfältig unterhalten würde. Leider ist aber Reinlichkeit nicht eine vorherrschende Eigenschaft des eingebornen weiblichen Geschlechtes, und sie vernachlässigen ihren Körper so sehr als ihre Kleidung. Die Indianerinnen lieben geistige Getränke sehr. Die Männer, deren Begierde sie erregen, finden gewöhnlich bei ihnen keinen Widerstand. Scheinbar sind Unterwürfigkeit und Furcht die einzigen Gefühle, die sie bestimmen, sich hinzugeben; allein ohne Zweifel mischt sich auch etwas Habsucht darein; doch fordern sie nie etwas und nehmen erröthend den Preis hin, mit dem man ihre Gunst zu bezahlen für gut findet. Ueberhaupt verläßt sie die Schamhaftigkeit nie ganz, und die Bedeckung, die ihre geheimsten Reize birgt, dient in dem Augenblick, wo sie sich hingeben, ihr Gesicht zu verhüllen. Ihre Kleidung besteht aus einem wollenen Röckchen, das kaum das Knie bedeckt und aus einem andern schmalen Stück Wollenzeug, in dessen Mitte ein Loch ausgeschnitten ist, um den Kopf hindurchzustecken. Dieser Ueberwurf bedeckt Hüfte und Brüste, läßt aber die Seiten und Arme unbedeckt, so daß dem Auge leicht ein Blick auf den fast stets schöngeformten Busen vergönnt ist. Einige Indianerinnen verdingen sich in den Städten, wo man sie andern Dienstboten wegen ihrer Folgsamkeit und Redlichkeit vorzieht. Auch als Ammen oder Chiches werden sie gesucht. Das Wort Chiches bedeutet in der Landessprache Busen, und wird figürlich zur Bezeichnung der merikanischen Ammen selbst angewendet.

Drei Schreckenstage auf Labrador.

(Aus dem „American Review.")

Es war an dem Ufer eines kleinen, etwa sechzehn englische Meilen breiten Sees, im Nordwesten des nördlichen Amerika's, wo wir uns der Seethierjagd und des Pelzhandels wegen niedergelassen hatten. Das Gewässer des erwähnten Sees ergoß sich durch einen Fluß in einen andern größern See, und dichte Waldungen bedeckten ringsum die Gegend. Eines Nachmittages nahm ich meine Flinte und machte einen kleinen Ausflug, in der Absicht einiges Wild zu erlegen. Zwar befanden wir uns schon im Anfange des Frühlings, allein der Winter war sehr streng gewesen und der See lag noch ganz mit Eis bedeckt. Bald gewahrte ich in der Luft einen Strich von wilden Enten, dem ich folgte, in der Hoffnung, daß sie bald einfallen würden. Der Wind blies etwas stark, doch war das Wetter ziemlich milde. Eine seichte Lage Schnee, die das Eis bedeckte, erleichterte es mir sehr, mein Federwild zu verfolgen, und ich war daher rüstigen Schrittes hinter ihm her. Endlich kam ich zum Schusse und zwei Enten fielen getroffen nieder. Während ich die eine aufhob und der andern nachlief, die nur verwundet auf dem Eise flatterte, kam ich einige hundert Schritte weiter, und fand zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß das Eis an mehrern Stellen zwei bis drei Zoll hoch mit Wasser bedeckt war. Ich zögerte keinen Augenblick, mich zur Rückkehr anzuschicken, da ich wußte, daß Dieß das Vorzeichen von dem nahen Eintritte des Thauwetters sey, das in Amerika sehr schnell auf den Wechsel der Witterung erfolgt.

Die dichten Nebelmassen, die noch einige Augenblicke zuvor den Himmel überzogen hatten, fingen an sich herabzusenken, und bald folgte einem Gestöber schwerer Schneeflocken ein sehr starker Regen; während der Tag mehr und mehr sich neigte und ich das Ufer nicht mehr unterscheiden konnte. Ich blickte umher, um den Weg nicht zu verfehlen, auf dem ich gekommen war; allein die Dunkelheit nahm immer mehr überhand, und die Stille dieser öden Gegenden wurde nur von dem Geschrei unterbrochen, das von Zeit zu Zeit der verwundete Vogel ausstieß. Es schien, als ob die ganze Natur in bangem Schweigen einem großen Ereigniß entgegenharre. Ich stand voll Ungewißheit, welche Richtung ich einschlagen sollte, und wagte weder vor- noch rückwärts einen Schritt zu thun, als plötzlich ein Getöse sich vernehmen ließ, das mehr und mehr dem Orte sich näherte, wo ich von Schrecken erstarrt, mich befand. Einem dumpfen und verworrenen Gemurmel folgten donnerähnliche Schläge, und ein Krachen, als wären Felsen geborsten; dann fühlte ich mit Entsetzen das Eis unter meinen Füßen schwanken, und einige Augenblicke darauf riß es sich krachend

in weite Spalten auf, aus denen die Wasser des Sees schäumend hervorsprudelten und bald die ganze Fläche ringsumher überströmten.

Noch einmal versuchte ich es den Weg und die Richtung nach dem Ufer zu finden; allein ich stieß bald auf eine jener Stellen von dünnem Eis, die man Luftlöcher nennt, und mußte einen weiten Umweg um dieselbe machen. Indeß gewann ich doch wieder einige Fassung, und beschloß mit größerer Kaltblütigkeit, keinen Schritt mehr weiter zu gehen, bevor ich mich nicht sicher von der Richtung überzeugt hätte, die ich nehmen müßte, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Allein wohin sollte ich mich wenden? Vergebens strengte ich meine Augen an, um das Land zu unterscheiden; nur das Geräusch des Windes in den Zweigen der Bäume verrieth mir, daß das Ufer nicht mehr fern seyn könne. Allein dichte Schnee und Gerissel wirbelten auf dem See daher und hüllten mich von Zeit zu Zeit in völlige Dunkelheit, so daß ich mich wie von einem bösen Geist in der Irre umhergeführt sah und in die äußerste Verzweiflung gerieth. Vergebens feuerte ich einigemal meine Flinte ab, in der Hoffnung, von unsern Leuten am Ufer gehört zu werden und ein Zeichen zu erhalten. Alles umsonst; indeß nahm der Sturm furchtbar zu und das Krachen des Eises donnerte rings um mich her. Der Kopf schwindelte mir vor Furcht und Ermüdung; ich warf meine Flinte weg und fing an wie wahnsinnig dem Wind und Regen entgegen zu rennen. Ueberall krachte das Eis unter meinen Füßen, und ich sah ein, daß mir der Tod gewiß sey, ich mochte nun bleiben oder fliehen.

Indeß brach die Nacht vollends herein, und erschöpft von der äußersten Ermüdung und dem Fieberwahnsinn, der mich schüttelte, warf ich mich in meinen Mantel gehüllt auf dem Eise nieder. In dumpfer Verzweiflung jeder Hoffnung auf Rettung entsagend und des nahen Verderbens gewärtig, fühlte ich deutlich, wie die schwache Eisdecke, auf der ich lag, von dem Wasser unten immer dünner und dünner geleckt wurde. Gegen Mitternacht legte sich der Sturm, die Wolken zertheilten sich und der Mond erschien am Horizont und warf ein mattes Licht in die pechschwarze Finsterniß, die seit Untergang der Sonne geherrscht hatte. Das donnernde Krachen des Eises aber dauerte noch immer fort, als ich das Eis unter mir in Bewegung kommen fühlte. Voll Entsetzen sprang ich auf, und sah nun, daß die ganze Oberfläche des Sees in wildem Aufruhr durch einander wogte. Es schwindelte mir vor den Augen und Alles schien sich mit mir im Kreise zu drehen. Das Geheul des Windes, das Knirschen und Krachen der ungeheuren Eisblöcke, die auf einander stießen, war furchtbar. Zuweilen trafen zwei Schollen zusammen, klammerten sich an einander, und dämmten andere, die hinter ihnen einher trieben, und sich nun über einander in die Höhe schoben, indem sie Pyramiden und Thürme von den wunderlichsten Gestalten bildeten, die riesengroß aus dem Dunkel der Nacht emporwuchsen, immer höher wurden, aber plötzlich, wie von einem Zauberstabe berührt, unter schrecklichem Getöse verschwanden.

Der Eisblock, auf dem ich mich befand, war zum Glück sehr groß und dick; andere kleinere Schollen häuften sich um ihn her an und bildeten allmählich einen Klumpen von fünf bis sechs Fuß Höhe, auf dem ich nun stand und von allen Schauern der Todesfurcht geängstigt, in das grauenvolle Schauspiel um mich her hinausstarrte. Bald fing der Wind noch heftiger an zu wehen und trieb das Eis nach der unsern Ausmündung des Sees. Meine Angst hatte sich etwas beruhigt, als meine Eisinsel einen so furchtbaren Stoß erhielt, daß ich das Gleichgewicht verlor und fast in das Wasser herabgestürzt wurde. Nicht ohne viele Anstrengung raffte ich mich wieder auf, und sah nun zu meiner größten Freude, daß ich in der Strömung des Flusses hintrieb, und daß das Wasser, das mich vom Ufer trennte, noch einige dreißig Klaftern weit mit Eis bedeckt war. Nach einiger Zögerung wagte ich hinüber zu springen, und flog mehr, als ich lief, über die Eisfläche hin, so sehr fürchtete ich, sie möchte unter meinen Füßen weichen. Bald sah ich mich am Ufer und in Sicherheit. Allein meine Leiden waren hier noch nicht zu Ende. Der Tag brach an; doch nirgends war eine Spur von Menschen oder Thieren wahrzunehmen. Unabsehbare Waldungen breiteten sich vor mir aus, die ich nicht zu betreten wagte, aus Furcht mich darin zu verirren. Ich verfolgte den Lauf des Flusses, und erblickte eine halbe Stunde später eine Rauchsäule, die sich über die Bäume des Forstes erhob. Sogleich richtete ich meine Schritte nach ihr hin, und sah bald eine Gruppe von Indianern, die um ein großes Feuer gelagert waren. Ich wurde mit einer Gleichgültigkeit aufgenommen, die mir wenig Muth einzuflößen im Stande war; doch nahm ich in ihrem Kreise Platz, und versuchte mich in allen Mundarten, die ich kannte, verständlich zu machen. Es gelang mir bald, und ich erzählte ihnen nun das Abenteuer, das mich zu ihnen geführt hatte. Als ich zu reden aufhörte, nahmen sie ihre Pfeifen aus dem Munde und sahen mich mit Blicken des Zweifels an, die zu gut verriethen, wie wenig sie meiner Erzählung Glauben zu schenken geneigt waren. Ich bat sie, mir etwas zu essen zu geben, und nachdem sie einige Augenblicke mit einander gesprochen hatten, reichten sie mir ein wenig Pemikan, aber mit sichtbarem Widerwillen und keineswegs mit der unter den Indianern üblichen Gastfreundlichkeit.

Die Indianertruppe, die ich in der Stellung der gleichgültigsten Theilnahmlosigkeit um mich her gekauert sah, bestand aus fünf Männern, zwei Weibern und zwei Kindern. Niemand von ihnen schien Lust zu haben, sich mit mir in ein ferneres Gespräch einzulassen, und ich überließ mich den sorgenvollsten Gedanken. Nur einer von den Indianern heftete auf mich einen so nachdenklich forschenden Blick, daß ich endlich darauf aufmerksam wurde und daraus auf keine gute Vorbedeutung schloß. Die Rothhaut war indeß sehr zurückhaltend und schien mich zu kennen, obgleich ich mich durchaus nicht entsinnen konnte, ihm irgendwo schon begegnet zu seyn. Nachmittags schickten sich die Indianer an, aufzubrechen, und machten sich auch auf den Weg, ohne mich eines Wortes zu würdigen. Ich sah sogleich ein, daß es ihnen nicht darum zu thun war, mich mitzunehmen, und ich näherte mich daher dem Indianer, der dem Zuge vorausging, und sagte ihm, daß ich ihm folgen würde, da ich nicht wisse, wo ich mich befinde und nicht allein in dem Walde zurückbleiben wolle. Der Indianer blieb sogleich stehen, heftete seine Augen auf mich und sagte etwas unwillig: „Wo ist Deine Flinte? Wo ist Dein Messer? Wo ist Dein Tomahawk?“ — „Ich habe sie auf dem Eise verloren,“ erwiderte ich. — „Hüte Dich, entgegnete der Indianer, den großen Geist durch Deine Lügen zu erzürnen. Dieser Mann kennt Dich, fuhr er fort, indem er auf den Indianer zeigte, der mich so scharf ins Auge gefaßt hatte. Wir wissen wer Du bist. Ihr seyd gekommen, mit uns zu handeln, und wahrscheinlich sind Deine Brüder hier herum in der Nähe versteckt. Entferne Dich; die Erfahrung hat uns die weißen Männer fürchten gelehrt. Wir wollen mit euch keinen Handel treiben. Wir wollen von eurem Feuerwasser weder verrathen noch berauscht werden; entferne Dich, und Keiner von uns wird Dir ein Leid zufügen.“

Ich befand mich in großer Verlegenheit, auf diese Anrede zu antworten; ich wiederholte meine Erzählung, betheuerte die Wahrheit meiner Worte, und versicherte, daß keiner von meinen Gefährten in der Nähe sey, und daß sie waffenlos, wie ich sey, nicht das Mindeste von mir zu befürchten hätten. Der Indianer hörte mich gelassen an, und schien zu glauben, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Der junge Mensch, der mich vorher mit so vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatte, trat nun hervor und sagte: „Der fremde Mann möge uns folgen; der Schatten meines Vaters würde mir Vorwürfe machen, wenn ich ihn verließe. Folgt einmal dem Rathe Thakaverantes.“ Der erste Indianer gab mir hierauf mit der Hand ein Zeichen, daß ich folgen könne, und der ganze Zug setzte sich nun in Bewegung. Zwar war nirgends eine Spur von gebahntem Weg zu entdecken; allein unser Anführer zog mit uns, ohne die geringste Unschlüssigkeit zu verrathen, mitten durch den dichten Wald, wobei er nur manchmal ein wenig langsamer ging, um einen Blick auf die Bäume zu werfen, dann aber mit der frühern Schnelligkeit weiter schritt. Niemand sprach ein Wort, und nur das Geräusch der abgefallenen Blätter unter unsern Füßen unterbrach die Stille dieser Wildniß. Obgleich von der Furcht befreit, Hungers sterben zu müssen, konnte ich doch nicht ohne große Besorgniß an meine Lage denken; denn die Hoffnung, nach unserer Ansiedlung zurückkehren zu können, schien mit jedem Schritte mehr und mehr zu verschwinden. Außerdem fühlte ich mich äußerst erschöpft, und die Hindernisse, die wir auf einem solchen Wege zu überwinden hatten, vermehrten noch meine Ermüdung; allein dessen ungeachtet durfte ich nicht wagen, einen Augenblick anzuhalten, aus Furcht, die Indianer aus dem Gesichte zu verlieren.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 110. 20 April 1833.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

(Hiezu die lithographirte Beilage von 7 bis 12.)

7. Der Eintritt der Neuvermählten in das Haus der Schwieger-Eltern.

Gewiß schließt man oft zu voreilig aus ähnlichen Sitten und Gebräuchen auf gemeinschaftliche Abstammung und Verwandtschaft der Völker; selbst die Aehnlichkeit in ihrer Sprache gibt nicht immer Beweise dafür. Der Verstand, die Sinne und das Herz des Menschen sind es, die überall einander ähnlich sind, und in äußern Beziehungen durch Aehnlichkeiten sich kund geben. So tritt, seit den ersten uns bekannten Zeiten, eine Neuvermählte immer mit Thränen im Auge in das Haus des Gatten, und der Tag des Verlöbnisses war, ist, und wird immer bei allen Völkern ein Festtag bleiben. Auch unsere Agnesella (von Agnese) tritt hier in ihr künftiges Haus mit zärtlich schmachtender Haltung ein. Ihre herunterhängenden Arme drücken die gänzliche Hingebung ihres Wesens aus. Die Erklärung zu dieser immer wiederkehrenden Erscheinung könnte das italienische Sprüchwort geben: Chi lascia la via vecchia per la via nova, sa quello che lascia e non sa quello che trova. „Wer das alte mit dem neuen vertauscht, weiß wohl was er verliert, aber nicht was er dafür erhält." —

Mit der rechten Hand hält sie ein Taschentuch, wahrscheinlich um die Thränen zu trocknen, die bei solchen Gelegenheiten stets in Bereitschaft gehalten werden. Sie steht schwach auf den Füßen, oder stellt sich auch nur, als ob sie wanke, indem sie sich mit der Linken auf ihre sie einführende Freundin stützt. Ein Bekannter des Hauses folgt ihr mit fröhlichen Blicken, und zu der Gesellschaft sich wendend, zeigt er mit der Rechten auf die neue Eroberung hin, während er mit der Linken das Zeichen der Abwendung des Uebels macht, sagend: mal' occhio non nce pozzano; „das böse Auge verliere hier seine Kraft." — Das Zeichen eines Hornes mit dem Zeige- und kleinen Finger, gilt nämlich als ein bewährtes Mittel gegen das „böse Auge" und die Jettatura, und man sieht dasselbe auch auf einem Wand-Gemälde von Herkulanum. — Die Begleiterin der Neuvermählten (die Paraninfa), die ihre verlegene Freundin mit dem rechten Arme stützt und leitet, legt Daumen und Zeigefinger an Kinn und Wange, und sie der Schwiegermutter vorstellend, sagt sie ihr mit dieser Bewegung: Che te pare! è bella? „Was meinst du, ist sie nicht schön?" Die ganz vergnügte Schwiegermutter — denn es handelt sich ja von den ersten acht Tagen nach der Hochzeit, den otto giorni della Zita, „den acht Tagen der jungen Ehefrau;" also hier nur eine Flitterwoche — ist ganz damit einverstanden, und auch sie bleibt nicht zurück, Wünsche von guter Vorbedeutung für den Eintritt ihrer Schwiegertochter an den Tag zu legen. Diese Glückwünsche begleitet sie mit der Rechten, indem sie spricht: „Benedica, le faccio na fica," und mit der Linken drückt sie ihre Hoffnung aus, bald neue Sprößlinge auf ihrem Schoße zu wiegen, hinzufügend: a nomme de figli masculi! „Auf daß es Söhne seyen!" indem sie ihre Schürze ein wenig aufhebt, und hiedurch die Wirkung der Schwangerschaft andeutet. Die erstere Handbewegung und die damit verbundenen Worte, die auch unter der beigelegten Abbildung stehen, bedürfen einer Erläuterung. Die zusammengeballte Faust und der zwischen dem Zeige- und Mittelfinger hindurchgeschobene Daumen — fica, Feige, — obgleich eigentlich eine, keineswegs anständige Gebärde, wird dennoch hier mit aufrichtigen Segenswünschen gepaart, und zwar deßhalb, weil man auch dadurch, eben so wie durch die Hörner, der Jettatura oder dem „bösen Auge" entgegen zu wirken glaubt. — Jettatura nämlich heißt die unglückliche Wirkung, die das böse Auge hervorbringt, und Jettatore derjenige, der, ohne selbst es zu wissen, unschuldigerweise, durch seine bloße Gegenwart, überall wo er hinkommt Unglück verursacht. — Hinter der Schwiegermutter sieht man einen kleinen Buckeligen, wie es deren in Neapel viele gibt, denen es nicht an Witz gebricht, und die ihre Mißgestalt benutzend, die Lustigmacher spielen und davon leben, die Gesellschaften zu ergötzen, wie die Zwerge bei den Alten. Er weiß, daß solche Feierlichkeiten immer von Gelagen begleitet sind, die auch etwas für ihn abwerfen, und voll Freude lacht und springt er, und schlägt Schnippchen (Schiopetti) indem er mit dem Mittelfinger am Daumen abgleitend auf dem Ballen anschlägt und dadurch einen Knall hervorbringt. *) Auf diese Weise schließt er sich den Eintretenden an; und führt sich selbst im Hause ein. Der junge Ehemann, der seine Frau begleitet

*) Nur aus Mangel eines andern Wortes steht hier „Schnippchen" für Schiopetto, welches zwar auch die Bedeutung des Deutschen hat; hier aber die italische Freude dadurch bezeichnet.

hat, läßt diese mit seiner Mutter die gewöhnlichen Ceremonien abmachen, und sich mit der übrigen Gesellschaft beschäftigend, zeigt er mit der Rechten auf die Flaschen, und mit der Linken ladet er seinen Gast zum Trinken ein. Dieser auf einen Sessel ausgestreckt, ohne ein Wort zu sprechen, antwortet ihm ganz ungezwungen mit Gebärden, daß er keinen Durst fühle, wohl aber Hunger, und daß er daher keinen Trunk, wohl aber Maccheroni nöthig habe, die, so wie er mit der rechten Hand zeigt, vom Volke hier mit den Fingern gegessen werden.

Englisches Leben in Indien.

1. Khanpur.

(Schluß.)

Im blendendhellen Glanze der Mittagssonne sind die weißen Zeltwände eines Lagers, die sich über eine kahle Sandebene ausbreiten, für das Auge äußerst schmerzhaft; aber im Zwielicht und bei Nacht gewähren sie einen höchst romantischen Anblick; nach allen Richtungen hin flammen zahllose Feuer auf; an Pfählen gebundene Rosse, Kamele und Rinder, die in den verschiedenartigsten Gruppen sich zur Ruhe gelegt haben, bilden eine endlose Mannichfaltigkeit von Gestalten, die hier in tiefe Schatten sich verlieren, dort in ungewisse Formen verwischt erscheinen oder von schnell vorüberstreifenden Lichtern beleuchtet, hervortreten.

Die zu Khanpur stationirte Artillerie, zu Fuß und zu Pferd ist zahlreich genug, um ein eigenes Lager zu bilden, das eine andere weite Ebene jenseit einer sehr wilden Schlucht einnimmt. Bei einer Truppenschau oder einem großen Manöver ist es Sitte, daß die Kommandanten der verschiedenen Korps nach der Reihe herum öffentliche Tafel geben, und diese militärischen Schauspiele bieten dann eine der eigenthümlichsten und unterhaltendsten Vergnügungen des Lebens im Orient. Alle Offiziere, die sich zu Khanpur auf Urlaub, oder sonst in einem Geschäfte befinden, das sie nicht zum Dienste in Reihe und Glied verbindet, erscheinen bei dieser Gelegenheit insgesammt, so daß das schöne Geschlecht, das sich gleichfalls einfindet, nicht zu fürchten braucht, mitten in diesem kriegerischen Getümmel ohne Geleit zu bleiben. Ein Theil der Gesellschaften rückt zu Pferde aus, begleitet von Bedienten zu Fuß, die mit Spießen bewaffnet sind, um gegen ausgerissene Pferde bei der Hand zu seyn, die ihre Herrn abgesetzt haben und wild durch die Ebene dahin sprengen — ein gewöhnliches Ereigniß bei einer Gelegenheit, wo sich eine Menge von Eingebornen auf den heillosesten Pferden zusammenfindet, die je eine Stange zwischen die Zähne genommen haben. Einige Damen kommen auf Elephanten geritten, die meisten aber fahren in Wägen, die in gebührender Entfernung von den Bewegungen der Truppen ihre Stellung nehmen. Die nahe Stadt sendet ihre Einwohnerschaft zu Roß und zu Fuß, auf Kamelen oder Wägen von inländischer Bauart hinaus, und die sandige Ebene wimmelt von Leben. Auf die friedlichen Uebungen der Truppen in den verschiedenen Evolutionen folgen gewöhnlich große Manöver im Feuer — Angriffe mit Plänklern und in Kolonnen ziehen sich über die Ebene hin; Reitergeschwader fliegen daher und wühlen ungeheure Staubwolken auf; Kanonendonner brüllt dazwischen und in dem Dampf und Staub verschwinden die Massen bald, bald treten sie wieder daraus hervor mit blitzenden Waffen und flatternden Fahnen. Wenn Alles vorüber ist, sammeln sich die geladenen Gäste zu der minder geräuschvollen, aber nicht weniger vergnüglichen Unterhaltung des Tages. Für die Damen stehen Zelte in Bereitschaft, wo sie sich umkleiden, den Staub des Schlachtfeldes abschütteln und die Locken wieder in Ordnung bringen können. Auch die Herren machen eine kurze Toilette und dann geht es auf den Ruf der Trompete zur Tafel. Ein Auge das nicht daran gewöhnt ist, kann keinen überraschendern Anblick finden, als die geräumigen Zelte, die zur Bewirthung der Gäste aufgeschlagen sind. Ich erinnere mich, daß ich einmal in den labyrinthischen Gängen, welche die verschiedenen Abtheilungen eines solchen Zeltes verbanden, mich förmlich verirrte.

Man kann ein Mittagsmahl in Indien nicht anders als unvergleichlich nennen, und mitten in einer Wüste findet man es so vollkommen, als auf einer fürstlichen Tafel in der Stadt der Paläste. Die Geschicklichkeit der indischen Köche läßt ihre Herrn nie den Mangel einer ordentlichen Küche fühlen; jede Stelle scheint ihnen dazu gleich angemessen, und die Déjeunés à la Fourchette in einem indischen Lager können nicht von denen in Schottland übertroffen werden. Fische jeder Art, frische oder gedörrte, eingesalzene oder eingemachte oder hermetisch in Zinnschüsseln verschlossene; köstliche Fricassés, Fleischpasteten, Omelettes und Backwerk jeder Art, kalte Speisen, Wildpret, wie man es nur wünschen kann, Pasteten, Sulzen, eingemachte Früchte von London und Lukнau; Obst und Konfituren, sammt Kuchen ohne Zahl, in chinesischem Porzellan, geschnittenem Glas und Silber aufgetragen, setzen die Wahl des Gastes in Verlegenheit, der übrigens seine eigenen Theetassen, Teller u. s. w. mitbringen muß.

Während der kalten Jahreszeit finden in Khanpur auch Pferderennen statt, die schon seit langer Zeit dort üblich sind, und daher nicht viel zu wünschen übrig lassen. Das Eigenthümliche dabei ist, daß die Zuschauer mit wenigen Ausnahmen alle verkleidet erscheinen, weil man dabei so viel als möglich allen Schein eines militärischen Festes vermeiden will. Die jungen Leute suchen daher, so viel es ihre Garderobe erlauben will, die Tracht englischer Landedelleute, Pächter und sogar Bauern nachzuahmen, was keine kleinen Schwierigkeiten hat, da man dort zu Lande wenig Gelegenheit findet, sich Vorräthe von Anzügen zu verschaffen, und die jungen Offiziere, die nicht voraus wissen konnten, daß sich der Fall ereignen möchte eine friedlichere Kleidung zu bedürfen, sich nicht damit versehen haben. Man braucht keine geringe Erfindungsgabe, um diesem Mangel abzuhelfen; glücklich wer irgend einen Rock von altmodischem Schnitt, Stülpstiefel u. s. w. besitzt; auf Hüte und Jokeykappen setzt man Prämien und inländische Schneider werden angestrengt, aus allen möglichen Stoffen Kleider zu schaffen, die oft seltsam genug ausfallen und gar wunderlich am Leibe sitzen. Auch die Rennpferde,

die ein Gemisch aller Art bilden, gewähren einen nicht minder ergötzlichen Anblick. Handschuhe und Lavendelwasser die Menge wird von den Damen gewonnen und verloren, während Wetten ernsterer Art unter den Männern nicht selten von verderblichen Folgen sind. Das Spiel ist überhaupt eines der großen Uebel des Lebens in Indien und obgleich es nicht mehr so übermäßig getrieben wird, wie früher, so wird es doch noch häufig für unbesonnene junge Leute eine Quelle von Schulden und Verlegenheiten. In Khanpur artet es oft zu einer verderblichen Uebertreibung aus, vorzüglich in Jahreszeiten, wo die wenigen Bälle und Gesellschaften die jungen Leute nicht von Kartenspiel und Würfeln fernhalten. Zu solcher Zeit vermißt man auch mit Bedauern eine öffentliche Bibliothek. Denn obgleich bei den verschiedenen Truppenkorps zahlreiche Klubs, und einige Privatbüchersammlungen bestehen, die den englischen Residenten gehören, so sind dennoch die Werke, die sich darin vorfinden, meistentheils höchst oberflächlichen und ungenügenden Inhaltes. Schriften zur Belehrung werden selten angekauft und so sehr auch junge Leute sich mit Geschichte oder Naturwissenschaft des Landes, worin sie leben, beschäftigen möchten; so fehlt es ihnen doch dazu an den nöthigen Hülfsmitteln, wenn sie nicht damit sich aus Calcutta oder England versehen können. Dieser Mangel ist fast in allen Theilen der Präsidentschaft Bengalen fühlbar, und wenn man erwägt, wie jung die Kadetten aus den Schulen nach Indien geschickt werden, um die Lücken im Heere auszufüllen, so wie die wenigen Mittel nach ihrer Ankunft sich weiter auszubilden, so muß man mit Recht über die außerordentliche intellektuelle Bildung, die sich in Hindustan bemerkbar macht, in Erstaunen gerathen. Eine Kirche und eine Bibliothek fehlen in Khanpur allein, um diesen Ort zu einem so angenehmen Aufenthalt zu machen, als es unter einem orientalischen Himmelsstrich und beim Waffendienste möglich ist. Man hält das dortige Klima nicht für ungesund, obgleich es während der Regenzeit wie in allen andern Stationen nicht an Fiebern fehlt. Da Khanpur auf der Hochstraße an der Gränze liegt, so machen hier viele Reisende Halt, die den Keim der Krankheit schon von andern Orten her mit sich bringen, und ihre Gebeine auf dem dichtgefüllten Begräbnißplatze von Khanpur zur ewigen Ruhe niederlegen. Während der heißen Winde ist die Luft glühend, erstickend; aber zu dieser Zeit sind alle Gegenden, die von dieser furchtbaren Plage — dem Simum oder Sirocco — heimgesucht werden, eben so unwohnlich; doch weht die Gluth des Gasofens, aus dem die tödtlichen Fieber hervorströmen, in andern Gegenden auch die ganze Nacht, während sie sich zu Khanpur mit Sonnenuntergang legt.

Fremde, die von Calcutta oder England neu angekommen sind, mögen Khanpur für einen halbbarbarischen Ort halten, da noch Wölfe in den Gärten herumstreifen, und an manchen Bungalos Thüren ohne Schlösser sich befinden, die stets offen stehen; allein Dschongel Walahs, die von den äußeren Stationen hereinkommen, betrachten es als ein irdisches Paradies. Auch findet man alle europäischen Artikel der Bequemlichkeit und selbst des Luxus, freilich zu etwas hohen Preisen. Die Bazars stehen keinem in Indien nach. Rind- und Hammelfleisch, Fische und Geflügel sind von vorzüglicher Güte, und Vegetabilien jeder Art kann man äußerst wohlfeil haben; da die Eingebornen bei der großen Nachfrage ausländische Gewächse für den Markt ziehen. Außer den europäischen Buden und Waarenlagern, die mit englischen und französischen Handelsartikeln angefüllt sind, gehören auch einige Magazine Hindus und Mohammedanern und die Juweliere zu Khanpur geben denen von Delhi in Nichts nach. Khanpur ist auch wegen seiner Sattelzeuge, Pferdegeschirre und Handschuhe in Indien berühmt.

Das Ufer des Flusses bietet sehr schöne Lagen für Bungalos. Die Straßen sind gut unterhalten, und ziehen sich zwischen dicht bepflanzten Anlagen hin, in denen das Auge bald auf einem europäischen Hause ruhen kann, oder durch breite Paradeplätze und indische Landschaftsbilder mit einer Moschee, einer Pagode oder einem Brunnen, die aus Bäumen hervorschauen, angenehm überrascht wird. Die langen Alleen der Bazars und die offenen Werkstätten der mancherlei Handwerker bieten eben so viele Abwechslung. Luknau, die Hauptstadt des benachbarten Königreiches Aude, liegt nur einige kleine Tagreisen von Khanpur und bietet unterhaltende Ausflüge; man begibt sich gern dahin, vorzüglich, wenn am Hofe eine Feierlichkeit statt findet. In der geeigneten Jahreszeit sind auch Jagdpartien sehr häufig, die man auf den Inseln des Ganges oder in den tiefen Sumpfgegenden am jenseitigen Ufer nach Tigern und Ebern anstellt.

Drei Schreckenstage auf Labrador.

(Schluß.)

Erst nach Sonnenuntergang wurde Halt gemacht. Die Männer errichteten eine Hütte, während die Weiber ein Feuer anzündeten. Man hatte mit Einbruch der Dämmerung einen Rehbock erlegt, und einer der Indianer ging nun daran, das Thier auszubrechen und eine Keule davon für das Abendessen zuzubereiten. Sobald das Fleisch gebraten war, setzten Alle sich um das Feuer. Jeder erhielt seinen Antheil, und ich selbst hatte mich über den meinigen nicht zu beklagen. Allein meine Gefährten blieben so stumm wie zuvor, und nachdem das Essen zu Ende war, füllten die Indianer ihre Pfeifen und fingen an mit der größten Gleichgültigkeit zu rauchen, während sie es den Weibern überließen, die Thierfelle auf dem Boden auszubreiten, die zum Nachtlager bestimmt waren. Ich selbst setzte mich in einiger Entfernung unter einen Baum, indem ich aufmerksam die Indianer beobachtete, die sich auf ihren Thierfellen ausstreckten, um zu schlafen, und die Nacht war schon ziemlich weit vorgerückt, als auch ich in einen tiefen Schlaf versank.

Ungefähr gegen Ein Uhr des Morgens wurde ich durch eine Hand geweckt, welche sanft die meinige schüttelte, und als ich die Augen aufschlug, sah ich den Indianer vor mir stehen, der Anfangs mir nicht hatte erlauben wollen, ihm zu folgen. Dieser Indianer, der sich Utalissi nannte, legte einen Finger an seine Lippen, um mir ein Zeichen zu geben, stille zu bleiben, dann winkte er mir aufzustehen und ihm zu folgen. Ich gehorchte, und er führte mich hinter einen großen Baum in einiger Entfernung von der Hütte, wo die Indianer schliefen. „Fremdling, höre mich, sagte er hier mit leiser Stimme, ich habe versprochen, daß Dir kein Leid widerfahren soll, und werde mein Wort halten. Thalaverante, der verlangte, daß Du uns folgen solltest, erzählte uns, sein Vater sey vor einem Jahre von zwei weißen Männern getödtet worden, die unter Deinem Befehle stehen, und nun ist ihm in dieser Nacht zweimal der Geist seines Vaters erschienen, und hat ihm befohlen, Dich zu tödten. Zwar legte er sich wieder zum Schlafen nieder; allein wenn ihm sein Vater zum drittenmale diesen Befehl ertheilt, so wird er Dich sicher erschlagen. Ich rathe Dir daher, uns augenblicklich zu verlassen, wenn Du der Gefahr entgehen willst, die Dir droht."

Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

(Beilage: Lithographiſche Zeichnungen zur Gebärdenſprache der Neapolitaner.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 111. 21 April 1833.

Mississipifahrten.

(Aus der „Revue des deux Mondes").

Die Corvette „Falmouth," auf der ich von Havannah nach Pensacola fuhr, gehörte zur amerikanischen Station der Antillen und führte 24 zweiunddreißigpfündige Kanonen, nebst 225 Mann Schiffsvolk. Keine französische Korvette ist so groß als der „Falmouth," und fast alle amerikanischen Schiffe desselben Ranges sind weit stärker als die englischen. Es besteht in den vereinigten Staaten ein Gesetz, kraft dessen kein Schiff unter 74 Kanonen gebaut werden darf, doch ist das Ueberschreiten dieser Anzahl nicht verboten, und so führen fast alle Schiffe die zu 74 Kanonen angegeben werden, deren 80 bis 100 und darüber. Die Fregatten, die man Fregatten zu 44 nennt, haben beinahe alle 52 bis 60 und die zu 36 meist 44 Feuerschlünde an Bord. Die Korvetten die nur zu 18 Kanonen angegeben werden, haben meist 24 und eben so die Goeletten, statt 12, 18 Kanonen. Auf diese Weise könnte es also, im Fall eines Kriegs mit Amerika, geschehen, daß die französischen Korvetten von 18 achtzehnpfündigen Caronnaden, wie z. B. die Ceres, Hebe oder Diligence, oder Briggs von 12 bis 14 Kanonen gegen die amerikanischen Goeletten den Kürzern zögen. Die Briggs sind in der amerikanischen Kriegsmarine abgeschafft worden; im letzten Krieg waren deren noch zwei übrig, von denen die eine verbrannt und die andere zu Halifax weggenommen wurde.

Pensacola, wo ich zwei Tage zubrachte, ist eine hübsche, reinliche kleine Stadt, mit halb spanischer, halb amerikanischer Bevölkerung. Ich fuhr am 11 Mai von hier aus mit meinem Reisegefährten, auf einem zweispännigen Bankwagen weiter.

Auf dem Wege nach Blakeley reist man 72 Meilen durch herrliche Hochwaldungen, in die man auf eine große Ferne tief hineinblicken kann, und wo der Boden mit smaragdgrünem Pflanzenwuchs bedeckt ist. Die Straße muß übrigens dem Staat Alabama eben keine großen Kosten verursacht haben, denn man hat sich damit begnügt, die Bäume umzuhauen, hat aber die Strünke stehen lassen. Wild gibt es in diesen Wäldern im Ueberfluß und kaum läßt man einen Hund los, so jagt er auch schon; allein nur selten werden die Bewohner dieser Waldungen in ihrer Ruhe gestört; Alles umher ist Stille und Einsamkeit. Wir jagten längs des Wegs einige Rehe und wilde Truthühner, so wie auch ein Opossum auf, die wir auf dem Grasboden hin verfolgten; wir waren oft nahe daran das letztere zu erreichen, allein es gelang ihm endlich, sich so gut im Gesträuche zu verbergen, daß wir es nicht wiederfinden konnten. Die Hütte, in der wir am Ende dieser Tagereise ein Obdach fanden, war elend genug: Milch und Maisbrod war Alles, was man uns zum Nachtessen aufsetzen konnte. Der Hof war mit Pfählen umgeben, um die Wölfe abzuhalten, deren Geheul uns während der Nacht mehr als einmal aufweckte.

Am 12 um 5 Uhr Abends trafen wir in Blakeley, einem kleinen Weiler, ein, der am linken Ufer der Bai Mobile liegt, in die sich der Tombigby und der Alamba ergießen. Am andern Morgen fuhren wir in einem Dampfboot über diese Bai mitten durch eine Menge versaulter Baumstämme, die der letztere der beiden genannten Flüsse hineinschwemmt, und stiegen in der hübschen, von den Spaniern gegründeten Stadt Mobile, ans Land, deren Baumwollenhandel sehr bedeutend ist. Hier erwartete uns ein großer schöner Stage oder Postwagen, mit vier herrlichen Pferden bespannt, die uns auf einer Wegstrecke von 46 Meilen, die ununterbrochen durch Wälder führt, nach Pascagoula, an der Mündung des Flusses gleiches Namens, am See Borgne, brachte. Das Dampfboot Mount-Vernon war zur Abfahrt bereit; die Kolbenstangen begannen zu arbeiten, wir sprangen an Bord und bald entschwanden uns die Hochwaldungen von Alabama aus dem Gesicht. Die See'n Borgne und Pontchartrain, über die wir ebenfalls fuhren, bieten mit ihrem unermeßlichen trüben Wasserspiegel und dem dicken Nebel, der beständig auf ihnen ruht, den traurigsten Anblick, den man sich denken kann; nur den Pelikanen scheint es hier zu behagen. Gegen Mittag hielt das Dampfboot sechs Meilen von Neu-Orleans, an der Mündung eines Kanals an, den wir in einem Boote, das von einem Pferd gezogen wurde, hinauffuhren und eine Stunde später kamen wir in die Stadt. *) Die Alligators, die längs dieses Bayou sich sonnten, waren keineswegs scheu, sondern gingen, so wie wir näher kamen, gemächlich ins Wasser.

Neu-Orleans ist von allen Städten der Vereinigten Staaten

*) Gegenwärtig führt eine Eisenbahn vom See nach Neu-Orleans und macht so den Kanal überflüssig.

diejenige, die am meisten Aehnlichkeit mit einer europäischen hat; die Straßen führen noch ihre französischen Namen, z. B. Rue de Bourgegne, Rue de Chartres u. s. w. Unglücklicherweise fiel die Zeit meiner Ankunft in eine unglückliche Jahreszeit; die Hitze hatte bereits sehr zugenommen, das Thermometer zeigte im Schatten 30° R. und viele Einwohner waren aus Furcht vor dem gelben Fieber, das die Creolen eben darum preisen, weil es die Yankees *) vertreibt, nach Norden gezogen. Die Stadt war traurig und ausgestorben; es gab weder Schauspiel noch Gesellschaften, denn eben diese Yankees sind es, die hier Regsamkeit und Leben verbreiten. Im Winter gibt es fast keine andern Feste und Bälle als jene, die sie geben; allein der Sommer und das mit ihm anrückende gelbe Fieber, das nur die Eingebornen verschont, nöthigt sie die Stadt zu räumen. Die Krankheit war indeß noch nirgends ausgebrochen. — Ich blieb nur zwölf Tage in Neu-Orleans, die mir indeß wohl ziemlich lang geworden wären, hätte ich nicht das Glück gehabt, mehrere Bekannte aus dem Norden zu treffen. Die Hitze wurde endlich so drückend, daß ich mich auf einem der Dampfschiffe einmiethete, die den Mississipi hinauffahren. Wenn man diese ungeheuren Schiffe mit ihren hohen Rauchsangsäulen und den zahlreichen Fensterreihen, eine über der andern, von weitem längs dem Fluß liegen sieht, so möchte man sie für große Fabrikgebäude halten. Es ist ein wahrhaft großartiger Anblick, diese Schiffe mit hohem Druck den Altvater der Flüsse hinauffahren, und dabei in gemessenen Zwischenräumen und unter Getös ihre weißen und dicken Rauchwolken ausstoßen zu sehen. Abends, wenn Alles still ist, hört man sie eine Stunde früher als man sie sieht. Zuweilen hat ein einziges Dampfschiff drei andere Fahrzeuge im Schlepptau, entweder um sie nach Neu-Orleans hinaufzuziehen, oder um sie nach der Balise (die mit Baken bezeichnete Stelle der Flußausmündung) hinabzuführen, und man muß es sehen, mit welch reißender Schnelligkeit dieses gewaltige Ungeheuer des Flusses sie nach sich zieht, und wie demüthig und machtlos sie mit eingezogenen Raaen folgen. Bei der Balise angelangt, führt es jedes einzeln weit ins Meer hinaus, und kehrt dann rauschend und brausend flußaufwärts zurück.

Man verläßt Neu-Orleans nicht leicht anders als zu Wasser und die Transportmittel sind eben so zahlreich als ausgezeichnet, denn auf dem Mississipi und seinen Nebenflüssen gehen ungefähr 120 Dampfschiffe. Ich verließ Neu-Orleans am 25 Mai, um nach dem 1500 Meilen oder 500 Stunden von Neu-Orleans entfernten St. Louis im Staat Missouri zu reisen; ein Weg, den man aufwärts in zehn und abwärts in fünf Tagen zurücklegt. Ein Kanonenschuß verkündete unsere Abfahrt und vom Verdeck aller Dampfschiffe und den mit Zuschauern bedeckten Quais tönte uns ein dreimaliges Hurrah nach. Obschon neu gebaut und ein guter Segler, war unser dicker Neptun dennoch weder eins der besten noch der schönsten Schiffe des Flusses, denn diese letztern gehen alle nach Louisville am Ohio. Sie führen schöne Welt und gute Gesellschaft dorthin, die sich nach dem Norden flüchtet, um dort den Sommer zuzubringen, die Bäder von Saratoga, den Niagarafall, Kanada u. s. w. zu besuchen. Ich kenne keine sanftere, angenehmere Art zu reisen als auf diesen Schiffen; Abends wird getanzt und Musik gemacht, wie in einem Salon der Chaussée d'Antin. Allein auf denen die nach St. Louis gehen, findet man keine andere Gesellschaft, als Kaufleute und Auswanderer.

(Fortsetzung folgt.)

*) Yankees werden bekanntlich die Amerikaner der östlichen Staaten: Massachusset, New-Hampshire, Rhode-Island und Connecticut genannt. Die Louisianer sympathisiren nur wenig mit diesen Yankees, die ihr abenteuerliches Leben nach allen Punkten der Union führt.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

8. Die Fremden in Baja.

Baja, einst der wollüstige Vergnügungsort der römischen Welteroberer, bleibt auch jetzt in seinem Verfall noch ein Gegenstand der Bewunderung für den Reisenden. Wo ist jene Pracht, jene Ueppigkeit, wo sind jene Menschen, die hier zusammenströmten? Alles ist dahin; nur die Natur ist in ihrer unvergänglichen Schönheit sich treu geblieben. Die zaubervolle Gegend, die großartigen Trümmer der Denkmäler des menschlichen Uebermuthes locken noch die Bewunderer des Alterthums aus allen Winkeln der Erde hieher. Zwei derselben erscheinen auf der vorliegenden Abbildung. Die Dame, ein Buch in der Hand, — so sieht man nämlich gewöhnlich die Engländerinnen in Neapel und Rom, — reitet auf einem Esel. Ein kleiner Junge hat sich ihr genähert, und sie angebettelt wie alle dort zu thun pflegen, und von ihrer Großmuth eine Silbermünze erhalten. Der arme Kleine, der sich ein Krösus dünkt, springt vor Freude. Immerfort das weiße Geldstück betrachtend, das für ihn eine große Seltenheit ist, überläßt er sich der Lust, er erhebt die rechte Hand bis an die Schläfe, und sie tüchtig mit gekrümmten Fingern schüttelnd, ruft er dahin springend: Uh! Bene mio! „O ich Glücklicher!“ — Dieser Gest bedeutet die Vollkommenheit in jeder Sache, und so kann er die Schönheit sowohl als das Glück anzeigen. — Der Begleiter der Dame, zu Fuß und auch mit einem Buch versehen, wird von einem Landmann eingeladen ein Bruchstück von einem Basrelief zu besehen, das er ihm gern verkaufen möchte. Jener nimmt sein Glas, und betrachtet es mit großer Aufmerksamkeit. Der Antikenverkäufer biegt inzwischen ein wenig seinen Kopf, um den Cicerone, der die Dame mit ihrem Esel in Acht nimmt, mit den Augen in der Stille zu befragen, was er von dem Fremden hält, ob er reich und freigebig ist, und ob ihn Alterthümer interessiren, um sich in seinen Forderungen darnach richten zu können. Der Cicerone antwortet ihm eben so stillschweigend mit den Augen, daß er wenig Hoffnung habe, denn der Herr sey engbrüstig, „stretto di petto,“ auf gut deutsch geizig. Dieß drückt er aus, indem er die festgeballten Fäuste stark an die Brust drückt.

* * *

9. Neapolitanischer Zank.

Zänkereien sind in Neapel sehr häufig, aber von hundert laufen neunundneunzig auf bloßes Schreien, Schimpfen und

Drohen hinaus, und nur etwa eine einzige hat blutige Folgen. Die gröbſten Schmähungen werden mit Stentor-Stimme ausgeſtoßen, damit ja die in der Nähe Stehenden nichts davon verlieren. Auch die Entfernteren läßt man nicht leer ausgehen, indem ihnen die Gebärde das Wort erſetzt. Noch fahren ſie fort zu ſchreien, wenn ſie längſt ſchon getrennt, und weit auseinander ſind. Freilich endigt zuweilen der Zank, ſelbſt unter Weibern mit Schlägereien und ſelbſt mit Wunden, der zerkrazten Geſichter und zerrauften Haare nicht zu gedenken. Fußbänke, Stühle, Beſen, Töpfe, die Gabeln mit denen die Wäſche aufgehangen wird, Alles dient zur Waffe, die immer nach dem Kopfe des Feindes gerichtet wird. Man glaubt Wilde vor ſich zu haben, die ſich im nächſten Augenblicke wie raſende Tiger anfallen werden. Aber es braucht nur einer der Streitenden zu ſtraucheln, oder eine Haube durch den Wind herabgeweht zu werden, ſo verwandelt ſich die Scene augenblicklich. Das gräßliche Trauerſpiel wird zur ergötzlichen Poſſe, und das Gelächter, das Ausziſchen, die beißenden Witze der Zuſchauer ſowohl, als der Betheiligten ſelbſt, überzeugen bald, daß man nicht unter Wilden, ſondern mitten in dem ſchönen Neapel ſich befindet. Man ſpottet, man lacht aus vollem Halſe und ahmt die Geſten der Zankenden nach, indem man ſich einer allgemeinen Luſtigkeit überläßt. Selbſt Diejenigen, die ein Gegenſtand des Gelächters geworden ſind, geben ſich gutmüthig Preiß und wiederholen wohl noch ſelbſt die lächerliche Scene. Diejenigen, die man auf Tod und Leben ſich angreifen ſah, ſieht man morgen ganz friedfertig in der Schenke mit einander trinken. Die vorliegende Abbildung ſtellt einen heftigen Streit vor, der aber doch wohl ſpäter das nämliche Ende haben könnte. Die Frau zur Linken, in der wunderlichen Stellung, hat ſchon lange zu ihrem Mißvergnügen die glückliche Veränderung bemerkt, die in den Verhältniſſen ihrer Nachbarin eingetreten iſt, und voll Neid darüber ſucht ſie ihrer Galle Luft zu machen. Sie bekrittelt und verſpottet ſie mit beißenden Bemerkungen, und fängt am Ende geradezu Streit mit ihr an. Weiber machen unter ſolchen Umſtänden gewöhnlich ihrer Gegnerin den beſchimpfenden Vorwurf, daß ſie ſich das Anſehen einer vornehmen Dame geben wolle, da ſie doch zum unterſten Pöbel gehöre. So hier, wo unſere Neidſüchtige zu der andern ſagt: Si, si, tu fai la Madamma: „Ja, ja du willſt die gnädige Frau ſpielen;“ indem ſie mit beiden Händen ihren Rock auseinander zieht, was den Reifrock nachahmen und als Zeichen des vornehmen Standes gelten ſoll. Die andere kümmert ſich wenig um den Tadel; und obgleich auf offener Straße, weicht ſie deßwegen dem Kampfe doch nicht aus. Sie geräth in Harniſch und will auf die Gegnerin losſtürzen. Aber die derben Fäuſte derſelben, nebſt dem friedlichen Charakter ihres Mannes, der ſie im Stich laſſen würde, erwägend, hält ſie inne, und kämpft nur mit ihrer geläufigen Zunge; e tu schiatta ruft ſie aus; „Möchteſt Du doch vor Neid berſten!“ und ſtreckt dabei ihre beiden, Hörner bildenden Hände der Feindin entgegen. Denn dieſer Geſt drückt auch beſonders das crepare (berſten) aus, ſo wie durch beide Hände der Superlativus bezeichnet wird. — Auch der gute friedfertige Ehemann, der die kläglichen Folgen berechnet, die daraus entſtehen könnten, wenn er ſich thätlich an der vergriffe, die ſeine Frau beleidigt hat, begnügt ſich in gehöriger Ferne, ebenfalls ſeinen Zorn auszulaſſen, aber in bloßer Gebärdenſprache. Sehr gelegen für ihn, iſt eine andere Frau mit einem Knaben hinzugekommen, die ſeine Wuth bezähmt, indem ſie ihn aufhält, ſo daß ſein unthätiges Verhalten in den Augen des Publikums gerechtfertigt erſcheint. Auch der Knabe faßt ihn beim Arme, und ſo erwünſchterweiſe von einem thätigern Antheile am Streite abgehalten, und alſo gewiß, von der Nachbarſchaft eher bedauert als für feig gehalten zu werden, drückt er ſeinen innern Grimm dadurch aus, daß er mit wüthender Gebärde und drohenden Augen ſich in den Finger beißt.

Literariſche Chronik.

Der griechiſche Befreiungskrieg.

(Fortſetzung.)

Die Griechen betrugen ſich heldenmüthig bis zum letzten Augenblick, und ſchwerlich hat irgend ein anderes Volk ein ruhmwürdigeres Beiſpiel von hochherziger Tapferkeit aufzuweiſen, als die letzten Tage von Miſſolunghi.

„So ſtreng auch alle nach Miſſolunghi führenden Waſſerwege von den Türken bewacht wurden, ſo war ihnen doch ein ſchmaler, von Schilf verdeckter Kanal entgangen, auf dem in Kähnen kleine Ladungen Getreide von Petala eingebracht wurden, und auf dem die Beſatzung auch einen Brief an Miaulis abſchickte, worin ſie ihm ihre äußerſte Bedrängniß ſchilderte. Dieſer und die rumeliotiſchen Offiziere, die bei ihm waren, vertrösteten die Belagerten mit Zuſicherung baldiger Hülfe, die jedoch nicht in ihren Kräften ſtand. Die Türken, die indeß den verborgenen Kanal entdeckt hatten, fingen die letzte zantiotiſche Barke, die einzulaufen verſuchte, auf und hängten den Bootsmann, wodurch vollends jede Verbindung mit den Belagerten unmöglich wurde. Der Navarch verzweifelte indeß noch nicht, ſondern ging, manövrirend und ſcharmuzirend, vor und zurück, ſchrieb nach Nauplia um mehrere Miſiks, und da er bemerkte, daß Baſſiadi ihm die Lagunen verſperrte, ſo bemannte er ſeine Schiffsboote, belud ſie mit Mehlſäcken und wollte das Blockhaus ſtürmen, um ſich ſo einen Weg nach der Stadt zu bahnen. Allein ehe er noch mit dieſem Vorhaben zu Stande kam, war das Schickſal von Miſſolunghi bereits entſchieden, und mit ſchwerem Herzen kehrte er nach Hydra zurück.

„Der letzte Aufzug des ruhmvollen Trauerſpiels nahte jetzt: Bereits am erſten April waren die letzten Rationen vertheilt worden; das Feuern hatte alle Fiſche vertrieben, und die Bewohner lebten nur noch von Katzen, Ratten, rohen Häuten und Meergras; ſie hatten keine Aerzte, und der Boden war mit Kranken, Verwundeten und Verhungernden bedeckt. Ibrahim, von ihren Leiden unterrichtet, aber fürchtend, daß irgend ein Zufall den nahen Fall Miſſolunghis verhindern möchte, ließ, bei Annäherung des griechiſchen Geſchwaders, der Beſatzung dieſelben Uebergabsbedingungen anbieten, die Anatoliko angenommen hatte; allein die Miſſolunghier wollten nichts davon hören, und waren entſchloſſen, den Platz nur mit den Waffen in der Hand zu räumen. Länger ihn vertheidigen war unmöglich, denn noch drei Tage und der Hunger würde keine lebende Seele mehr innerhalb der Mauern übrig gelaſſen haben.

„Die Anführer beſchloſſen daher in einem Kriegsrathe, ſich mit gewaffneter Hand einen Weg durch den Feind zu öffnen, um ſo dem ſchwächern Theile der Einwohner zum Entkommen behülflich zu ſeyn. Nachdem der Ausfall auf die Nacht des 22 Aprils feſtgeſetzt worden war, fanden ſie Mittel an Karaiskaki zu Derveniſtena eine Botſchaft zu ſchicken, wodurch ſie ihn von ihrem Vorhaben in Kenntniß ſetzten, und baten, daß er zu ihrer Unterſtützung vorrücken möchte; hierauf theilten ſie den Einwohnern ihren Entſchluß mit und trafen die nöthigen Anſtalten. Ihr Plan war, daß 3000 waffenfähige Männer, die Rekonvalescenten und leicht Verwundeten mit eingeſchloſſen, ſich plötzlich auf die Linien der Belagerer ſtürzen und für tauſend Handwerker und fünftauſend Weiber und Kinder einen Weg bahnen ſollten; alle ſollten, ſchweigend auf der öſtlichen Flanke des Walles hervorrücken, ſich unter den Batterien Rhigas und Montalembert verſammeln, und hier auf dem Boden ausgeſtreckt liegen bleiben, bis ihre Freunde außerhalb ein Signal gegeben haben würden. Dann ſollten ſie in zwei Abtheilungen aufbrechen; die eine rechts und mit ihr der größte Theil der nicht Kämpfenden, ſollte durch

Ibrahims Lager bringen, während die andere, die versuchtesten Soldaten an der Spize, durch die Quartiere des Kutaki brechen sollte, weil sie von den europäischen Türken größern Widerstand besorgten, als von den Aegyptiern; endlich sollten beide Abtheilungen bei einem Weingarten, anderthalb Stunden von Missolunghi, zusammentreffen, und dann so gut als möglich sich einen Weg nach dem Berge Zygos zu bahnen suchen. Ihr Muth war groß, ihre Hoffnung auf Erfolg zuversichtlich, und vielleicht nicht mit Unrecht, hätte nicht, einen Augenblick vor der Ausführung, ein bulgarischer Ueberläufer ihren Plan an Ibrahim verrathen. Der Pascha, obschon er nicht daran glauben wollte, traf doch sogleich alle nöthigen Gegenanstalten: besetzte seine dreifachen Verschanzungen mit Artillerie und Infanterie, zog seine Kavallerie auf einer Ebene hinter dem Lager zusammen, und schickte eine starke Abtheilung Arnauten ab, um den Fuß des Zygos zu besetzen. Als man am 22 bei Sonnenuntergang auf dem Gipfel der Hügel in der Nähe des Klosters St. Simeon Kleingewehrfeuer hörte, musterten die Generale ihre Leute; vier breiterne Brücken wurden über die Gräben gelegt und eine Patrouille ging um den Wall, verkündend daß binnen zwei Stunden der Ausfall vor sich gehen werde; Alles beobachtete das tiefste Schweigen, nur die Schildwachen riefen sich, wie gewöhnlich, an und feuerten von Zeit zu Zeit ihre Gewehre ab. Alle Weiber legten Männerkleidung an, und waren größtentheils mit Schwertern oder Dolchen umgürtet; auch die Knaben, die stark genug schienen, die Waffen führen zu können, wurden bewaffnet. Die Druckerpresse wurde zerstört, die Lettern vergraben, und die missolunghischen Kanoniere waren angewiesen, ehe sie ihre Batterien verließen, das Geschüz zu vernageln und herabzustürzen: ein Befehl, den sie indeß nicht befolgten. Viele der Einwohner beiderlei Geschlechts weigerten sich ihren Geburtsort zu verlassen, und verbollwerkten sich nebst Denen, die wegen Alter, Wunden oder Krankheit nicht an dem Ausfalle Theil nehmen konnten, hinter den Ruinen einer Windmühle und in einigen steinernen Gebäuden, wo die zurückgelassenen Patronen aufgehäuft lagen. Ein Primat, Namens Kapsalis, begab sich mit seiner Familie in das Hauptmagazin, in dem sich dreißig Fässer Pulver befanden, neben denen ein lahmer Veteran saß, die brennende Lunte in der Hand. Der Abschied der Zurückbleibenden von ihren Freunden und Verwandten bot einen herzzerreißenden Anblick. Nach zwei Stunden machte eine zweite Patrouille die Runde, zog alle Posten ein und wies Jedermann nach dem östlichen Ausfluß; da es indeß sehr viele Mühe kostete, die zaudernden Missolunghier zusammenzubringen, so wurde die Brücke nächst dem Meer, als die am wenigsten gefährdete, ausschließend zu ihrem Uebergange bestimmt, die Soldaten aber, nebst ihren Weibern und Kindern, gingen durch den Wassergraben, und blieben darauf mit dem Gesichte ruhig auf dem Boden liegen.

„Wie sehr man sich auch bemüht hatte, alles Geräusch zu vermeiden, so richtete dennoch der Feind, der entweder das Schlagen der Brücken oder das Weinen der Weiber gehört haben mußte, unausgesetzt Kartätschen- und Musketenschüsse nach der östlichen Spize des Walles, von denen zwar viele über die Köpfe der Rumelioten hingingen, viele aber auch tödteten. Eine ganze Stunde lang lagen die Griechen ruhig diesem verheerenden Feuer ausgesetzt, eines Signales von Karaiskakis Nähe harrend, bis endlich ihre Ungeduld nicht länger zu bändigen war. Der Mond schien jezt hell, ein leises Murmeln lief durch die Reihen; plötzlich sprangen Alle auf, und mit dem einmüthigen Rufe: „Voran, voran! Tod den Barbaren!“ stürzten sie, das Gewehr in der Hand, den Säbel an der Faust hängend, vorwärts. Weder Graben noch Brustwehr, weder das verheerende Feuer des schweren Geschüzes und des Kleingewehres, noch die Bajonnette der Araber vermochten diesen wüthenden Anlauf aufzuhalten; in wenigen Augenblicken waren die Gräben überstiegen, die Reihen der Infanterie durchbrochen, die Batterien zum Schweigen gebracht und die Kanoniere todt neben ihrem Geschüz daniedergestreckt. Der Feind schien, durch die Gewalt des Angriffes, von Schrecken gelähmt, und ein weiter freier Raum that sich auf; allein unglücklicherweise waren die Einwohner von Missolunghi ihren Truppen nicht gefolgt. Statt der getroffenen Abrede gemäß, sich in zwei Kolonnen zu theilen, stürmten die rumeliotischen Krieger in geschlossener Masse über die Ebene, und — es war ihr Glück, daß sie es thaten, denn eine Meile von der Stadt wurden sie von 500 türkischen Reitern empfangen, durch die sie sich tapfer durchschlugen. Außer Stand, die Fronte oder die Flanken der Kolonne zu durchbrechen, verfolgten die Reiter die Nachhut, und richteten ein Blutbad unter den Weibern und Denen an, die vor Erschöpfung nicht weiter konnten. Eine Abtheilung der Reiterei, die sich links hielt, stieß auf ungefähr hundert Insurgenten, die, durch die Lagune watend, aus Klissova gekommen waren und dem Kloster St. Simeon zueilten; ein hartnäckiger Kampf begann, der von beiden Seiten Vielen das Leben kostete. Der Reiterei entledigt, begannen die Christen den Zygos hinanzusteigen, wo sie sich geborgen glaubten, als sie hier von einem verheerenden Feuer der im Hinterhalte liegenden Arnauten empfangen wurden. Durch Kleidung und Sprache getäuscht, hatten sie diese anfänglich für Freunde gehalten, da sie indeß bald ihren Irrthum gewahr wurden, so unternahm Matrys einen raschen Angriff, und von dreihundert Mann von Karaiskakis Truppen unterstüzt, die endlich von den Anhöhen herabeilten, gelang es ihnen, die Arnauten zu verjagen. Die ermatteten Griechen, die bei diesem lezten Angriffe mehr gelitten hatten, als bei ihrem Sturm auf die Laufgräben und durch die Ebene, konnten jezt Athem schöpfen. Die Missolunghier waren inzwischen, mit wenigen Ausnahmen, das Opfer ihres Zauderns und eines unglücklichen Geschreies: „Hinter die Batterien zurück,“ geworden. In der Meinung, es sey der Rückzug befohlen, rannten sie in die Stadt, in die der Feind zugleich mit ihnen eindrang, denn die Araber und Türken, nach Beute gierig, erkletterten von allen Seiten die Wälle und fingen an zu plündern. Die ganze Nacht hindurch hörte man nichts als Heulen und Geschrei, das Knattern der Flintenschüsse und den Donner der Explosionen, der von Zeit zu Zeit erdröhnte, wenn der Feind mit Gewalt in die steinernen Gebäude drang und die darin Verschanzten ihr Pulver anzündeten. Das große Pulvermagazin unter der Bastion Bozzaris flog mit furchtbarem Krachen auf und riß eine große Anzahl Türken in Stücke; die Windmühle hielt sich bis zum 24, und ein Theil ihrer Vertheidiger sowohl, als auch eine Anzahl griechischer Soldaten aus den Häusern retteten sich durch Schwimmen und Waten durch das Wasser und das hohe Schilf in jonische Boote, denn die feindliche Flotte war unmittelbar in den Golf zurückgekehrt. Die Verzweiflung der Griechen war es indeß nicht allein, die den Ungläubigen Verlust zufügte: die Truppen Reschids und Ibrahims kämpften erbittert mit einander um die Beute, bis die Erstern aus der Stadt getrieben wurden, und es ist kein Zweifel, daß sie eben so viele Leute verloren als die Christen.

„Die Flüchtlinge, die so glücklich gewesen waren, das Gebirge zu erreichen, schleppten ihre ermüdeten Glieder durch das Dickicht des Waldes und der Dornengebüsche bis nach Dervetistena, acht bis zehn Stunden von Missolunghi, wo sie Karaiskaki erkrankt und so wenig Lebensmittel fanden, daß man ihnen kaum einen Mundvoll reichen konnte. Ungeachtet ihrer Erschöpfung setzten sie ihren Weg durch eine Wüste, wo sie weder eine Wohnung noch ein menschliches Wesen fanden, nach Salona fort, und Viele blieben verschmachtend und Hungers sterbend auf dem Wege liegen; zu Salona fanden die Ueberlebenden Erquickung und Ruhe.“

(Schluß folgt.)

Die englische Marine.

Sir John Graham gab in einer Sitzung des englischen Unterhauses folgende Uebersicht der englischen Marine: „Die Urkunden, die ich besize, sagte der Redner, gehen bis zur Revolution von 1688 zurück; allein ich beginne mit meinen Bemerkungen erst vom Jahre 1778 an. In diesem Jahre besaß England 125 Linienschiffe und 440 Kriegsschiffe, im Jahre 1792 hatte es 139 Linienschiffe und 468 Kriegsschiffe. Gegenwärtig zählt es 180 Linienschiffe und 520 Kriegsschiffe. Frankreich hat 51 Linienschiffe und 57 Fregatten; Rußland 38 Linienschiffe und 17 Fregatten; die Vereinigten Staaten 8 Linienschiffe und 16 Fregatten. England hat mehr Schiffe zur See und weniger auf den Werften, als irgend eine Seemacht.“ — „Die gegenwärtigen Verhältnisse, fügte der Redner hinzu, lassen Europa wie in vollem Friedensstande erscheinen; dennoch kann England seine Seemacht nur bis auf einen gewissen Punkt vermindern. Die Meere in Ostindien, Südamerika, die Kolonien und der Fischfang in Westindien, die Küste von Afrika, das mittelländische Meer, wo wir unser Uebergewicht behaupten müssen, dieß Alles zwingt uns, eine imposante Seemacht zu unterhalten.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 112. 22 April 1833.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

10. Die Schule der Maccheroni-Esser.

Alles will erlernt seyn; und wer seine Maccheroni zierlich aus freier Hand auf gut neapolitanisch verzehren will, muß ebenfalls in die Schule gehen. Man kann freilich dieses Gericht, wie alle anderen, Stück für Stück verzehren, aber es ist eine Eigenthümlichkeit der Maccheroni, daß man sie wie einige Ellen Bänder, in ununterbrochener Folge nach und nach den Schlund hinabgleiten lassen kann. Die Kunst besteht darin, die größtmögliche Menge Maccheronis mit beiden Händen so in den Mund fallen zu lassen, daß nur die nöthige Zeit zum Schlucken die einzige Unterbrechung dieses fortlaufenden Eßprozesses verursacht. Diese eigenthümliche Art Maccheroni zu speisen, zeichnet dieses Haupt- und Lieblings-Gericht der Neapolitaner noch nebenbei vor allen andern Gerichten aus, und so verdiente eine solche Scene, mit allem Zubehör, wohl der Gegenstand der gegenwärtigen Federzeichnung zu werden.

Der Hausvater, auf einer umgestülpten Tonne sitzend, nimmt seine köstlichen Maccheroni mit unübertrefflicher Meisterhaftigkeit zu sich. Mit der Linken stützt er sich auf seinen Sitz, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, was um so nöthiger ist, als er seinen Schlund immer in senkrechter Richtung erhalten muß, während er mit der Rechten diese seine Lieblingsspeise hinein gleiten läßt. Die Flasche ist bei der Hand, um die Kehle mit dem erheiternden Getränke anzufeuchten. Ein zerbrochener Stuhl von sehr wankelmüthiger Beschaffenheit dient als Tisch, groß genug um Platz für die Familien-Schüssel, Originale genannt, zu haben, aus welcher die ganze Hausgenossenschaft in schönster Eintracht zulangt. Die Hausfrau, mit anmuthiger Zärtlichkeit ihr Kind auf dem Schoße haltend, faßt mit der Rechten ein Bündel Maccheroni und bemüht sich, einiges davon dem Kleinen in den Mund zu schieben. Ein anderer Knabe, der schon laufen kann, und wohl mit diesem Gericht fertig werden würde, aber noch nicht ohne fremde Hülfe davon essen kann, weint, da er sieht, daß man den kleinen Bruder bedenkt und nicht auch ihn. Er zerrt mit der Rechten seine Mutter am Rock, und mit der Linken auf die Brust zeigend, drückt er was er schreit durch Gebärde aus: A me, a me; „Mir auch, mir auch." Seine Kleidung, so leicht und abgerissen sie auch ist, reicht immerhin als Winterkleidung aus; im Sommer macht der neapolitanische Himmel ohnehin alle und jede entbehrlich. Die größere Tochter, die zwischen Vater und Mutter steht, ist schon in die Kunst eingeweiht, die Maccheroni aus freier Hand zu speisen. Sie ißt also für sich allein, da sie aber noch keine vollkommene Fertigkeit darin erlangt hat, so schämt sie sich und sucht ihre Mißgriffe dadurch zu verbergen, daß sie ihr Gesicht abwendet. Sie hat eine Portion aus der Schüssel gelangt und hält sie schwebend in der Luft. Aber da sie noch nicht versteht, sie in gehörig senkrechter Richtung über dem Mund in die Schwebe zu bringen, so fallen sie seitwärts auf die Backen, und sie ist genöthigt diesem Uebelstande mit der Linken nachzuhelfen, und den Maccheroni den rechten Weg zu zeigen. Die älteste Tochter ist beschäftigt, den Rest des Mittagmahles aus dem Kessel zu langen, um die zweite Schüssel aufzutischen. Sie nimmt die Maccheronis bei Zeiten heraus, damit sie „verdi verdi" bleiben, d. h. halb roh, weil man sie hier so, und fast noch ganz hart am liebsten ißt.

Das Innere der Wohnung bietet ein Bild der genügsamen Frugalität dieser Menschen. Es ist freilich dürftig genug. Außer dem Bette ist wenig Hausrath da. Aber dennoch ist durch einen kleinen Vorrath für die täglichen Bedürfnisse gesorgt. An der Wand hängt Speck, Schinken und Wurst, auf einem Bretchen stehen einige Flaschen Wein, und auf dem Kamin ein wenig Oel und einige Geräthschaften. Dieß ist der ganze Reichthum dieser Leute, aber ihre Zufriedenheit ist darum nicht geringer, da Alles ihren wenigen Bedürfnissen und der Mäßigkeit ihrer Wünsche entspricht. — Unter dem Mundvorrathe bemerkt man noch einen kleinen hohlen Kürbiß, der als Salzfaß dient, und am Fenster ist das Horn auch nicht vergessen, das den Zauber beschwören soll, der durch den Neid Uebelgesinnter, — das Mal occhio, — ihnen Unheil bringen könnte. Endlich sind noch hie und da an der Wand einige Heiligenbilder angeklebt, vor welchen die Familie ihre häusliche Andacht verrichtet.

Mississipifahrten.

(Fortsetzung.)

Der Mississipi entspringt aus den Hirschkuh- und Schildenkrötensee unter 47° 42′ 4″ nördlicher Breite. Seine Haupt-

quelle ist indeß der ungefähr 50 Meilen südlicher liegende Cedernsee. Von da bis zu den St. Antonsfällen ist ungefähr eine Entfernung von 500 Meilen.

Die Ansicht des Mississipi, oberhalb der Einmündung des Missouri, ist von der unterhalb derselben so sehr verschieden, daß der letztere als der Hauptstrom und der erstere nur als ein Nebenfluß erscheint. Oberhalb der Mündung der Missouri ist der Mississippi nur selten von Sandbänken versperrt; sein Wasser ist rein, klar und die Strömung mäßig. Unterhalb dagegen ist er von zahllosen Inseln und Sandbänken gehemmt, das Wasser wird schlammig und der Lauf reißend. Kurz, man kann sagen, daß er alle Eigenschaften dieses Flusses annimmt und eigentlich zum Missouri wird, da indeß eine solche Namensveränderung, so richtig und genau sie auch immer seyn mag, große Verwirrung veranlassen, und keinen wesentlichen Vortheil bringen würde, so wäre Dieß eine unnütze Neuerung.

Bei niederm Wasserstande ist der Mississipi eine bis anderthalb Meilen breit, und nur wenige Fälle oder Strudel unterbrechen die ganze Länge seiner Strömung. Seine Quellen, die 3033 Meilen von seiner Mündung entfernt sind, liegen 1330 Fuß über der Meeresfläche. Die Geschwindigkeit seiner Strömung beträgt gewöhnlich von drei bis fünf Meilen auf die Stunde und wechselt je nach der Höhe des Wasserstandes; zuweilen beträgt sie zwischen sechs und sieben, und ihre Neigung im Durchschnitt ungefähr sechs Zoll auf die Meile. Im Monat Mai oder Junius tritt dieser Fluß regelmäßig aus seinen Ufern und überschwemmt die Ebene. Die größte überschwemmte Fläche reicht vom Zusammenflusse des Kaskaskia, im Staat Missouri, bis nach Norden, zur Mündung des Flusses gleichen Namens, begreift also einen Raum von ungefähr hundert Meilen Länge, und von mehr als 500 Quadratmeilen oder 320,000 Quadratmorgen. Es gibt nicht leicht einen furchtbarern Boden, indeß ist er der Gesundheit sehr nachtheilig. Da die den Fluß begränzenden Ländereien höher als die weiter entfernten liegen, so bildet das ablaufende Wasser auf den letztern Tümpfel und Teiche, die im Sommer sehr gefährliche Miasmen ausdünsten.

Das rechte Ufer des Mississipi, von Neu-Orleans bis nahe an achtzig Meilen aufwärts, ist mit artigen Wohnungen besetzt, in denen die Louisianer, die nicht nach Norden ziehen, den Sommer zubringen. Der erste Ort, wo wir anhielten, war die kleine Stadt Baton-Rouge (von den Franzosen gegründet, wie fast alle westlichen Städte), wo wir uns zwei Stunden aufhielten. Hier, so wie auch besonders zu Neu-Orleans, hat man vom Mississipi aus einen seltsamen Anblick; befindet man sich nämlich auf diesem Flusse, dessen Wasserspiegel höher als das Land liegt und nur von schwachen Dämmen in seinen Ufern gehalten wird, so scheinen die Häuser und Bäume zur Hälfte im Wasser zu stehen.

Nachdem wir den großen rothen Fluß, der in den Mississipi fällt, links vorüber gefahren waren, kamen wir nach Natchez, einer artigen auf einer Anhöhe gelegenen Stadt von zweitausend Einwohnern. Der Fluß ist 1870 Schritt breit, und Untersuchungen haben gezeigt, daß seine größte Tiefe neun Meilen unterhalb des Zusammenflusses mit dem Gabelflusse (La Fourche) 153 Fuß hielt; da nun der Unterschied zwischen dem höchsten und niedersten Wasserstand 23 Fuße beträgt, so folgt daraus, daß der Mississipi durchaus eine Tiefe von 130 Fuß hat.

Nirgends noch habe ich schönere Waldungen gesehen als an den Ufern dieses Flusses. Bald sind es majestätische, hochstämmige Bäume, von Epheu, Lianen und wilden Weinstöcken umrankt; bald hohe Akaziengänge, die von Menschenhand nach der Schnur geschnitten und angelegt scheinen. Die Pappeln von Carolina, die Magnolien und besonders die Platanen erreichen hier eine ungewöhnliche Größe und scheinen schon seit der Schöpfung in ihrem Boden zu stehen; der Fluß wird indeß früher oder später sein Recht über sie behaupten.

Wir hielten gewöhnlich einmal des Tages an, um unsern Bedarf an Holz einzunehmen, das man, vollkommen zugerichtet und in Stößen aufgeschichtet, von Entfernung zu Entfernung längs dem ganzen Lauf des Flusses bis zu den Fällen von St. Anton findet. So oft die Schiffe an einer solchen Stelle anlegten, stiegen wir aus, um uns im Walde zu ergehen, allein die Muskitos nöthigten uns immer, bald wieder Schutz an Bord zu suchen.

Die Snags und Sawyers, und die Holzinseln machen die Schifffahrt auf dem Mississipi flußaufwärts sehr gefährlich. Die Snags sind vom Wasser weggerissene und in den Fluß gestürzte Bäume, die sich so in den Schlamm eingesenkt haben, daß von ihnen nichts sichtbar ist, als ihr drohender, mit der Strömung vorwärts geneigter Gipfel. Die gefährlichsten sind solche, die einen oder zwei Fuß unter der Oberfläche des Wassers stehen. Da Dieß zuweilen Stämme von fünf bis sechs Fuß Durchmesser sind, so läßt sich leicht begreifen, daß ein schnell segelndes Schiff, das heftig auf einen solchen Widerstand stößt, zerschellen und untergehen kann. Solche Fälle kommen bei Fahrten stromaufwärts nicht selten vor; denn um der Gewalt der Strömung auszuweichen, ist man genöthigt sich so nahe als möglich am Ufer zu halten, und hier sind solche Snags am häufigsten. Die abwärts fahrenden Schiffe dagegen gehen in der Mitte des Flusses mit unglaublicher Schnelligkeit. Die allgemein übliche Vorkehrung gegen diese Gefahr besteht darin, daß man am Vordertheile des Schiffes eine von demselben gänzlich getrennte Kammer anbringt, deren Verkleidung außerordentlich dick und noch mit ungeheuren Balken verstärkt ist, die sie fast ganz ausfüllen. Man nennt diese Vorrichtung Snagroom, und diese Kammer kann sich mit Wasser füllen, ohne daß das Schiff selbst die geringste Gefahr läuft. Die Sawyers sind von den Snags nur wenig unterschieden, da sie aber dem Drucke der Strömung nachgeben, so erscheinen und verschwinden sie wieder mit einer auf- und niedertauchenden Bewegung, die der einer Säge in einer Mühle gleicht, weßhalb man ihnen auch den Namen Sawyers (Säger) gegeben hat. Die Holzinseln, die sich aus großen, in ihrem Triebe gehemmten Massen von Bäumen bilden, sind besonders den flußabwärts fahrenden Schiffen gefährlich. Die ungeheuren Bäume, die auf dem Mississipi treiben, sind unzählbar. Viele von ihnen werden zu Neu-Orleans aufgefangen, allein der größte Theil gelangt zuweilen nach einem Wege von 1500 Stunden bis zur Mündung des Flusses.

Hier häuft er sich auf die Tausende von Bäumen, die da seit so vielen Jahren mitten im Schlamme faulen, und erwartet irgend einen heftigen Sturm, der ihn flott macht und in den Golf von Mexiko treibt. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß es keinen düsterern und traurigern Anblick geben kann als die Einfahrt in den Mississipi von der Balise aus, mitten durch die Haufen verfaulter Bäume, durch Schlamm und Schilf, die von ungeheuren Fröschen und scheußlichen Krokodilen bevölkert sind.

Bevor ich den Mississipi noch gesehen, entwarf ich mir ein nicht minder verführerisches Bild von ihm, als das vom Meschasebe in der Atala. Allein dieser Roman entwirft von diesem Fluß eine so reizende Schilderung, wie man sie nirgends in der Wirklichkeit findet, und vergebens bemühte ich mich, das Land, das ich vor mir hatte, aus der Beschreibung wieder zu erkennen. Die folgende Stelle war mir besonders im Gedächtnisse geblieben: „Man sieht schwimmende Inseln von Pistien und Wasserlilien, deren gelbe Rosen, sich gleich kleinen Zelten erheben; grüne Schlangen, blaue Reiher, rothe Flamingos, junge Krokodile schiffen zuweilen auf diesen Blumenbarken, und diese Kolonie, dem Wind ihre goldnen Flügel entfaltend, landet schlafend in irgend einer einsamen Bucht des Flusses.“ Nun frage ich Jeden, der den Mississippi befahren hat, ob ihm dergleichen jemals vorgekommen. Eben so wenig habe ich für meinen Theil etwas von Bären gesehen, die sich, von Trauben trunken, auf den Zweigen der Ulmen schaukelten; die Karibus haben sich nicht mehr hier, denn man findet sie fast nur noch unter der Breite von Niederkanada. Die Wirklichkeit vor Augen, fand ich mich sehr unangenehm enttäuscht; die Beschreibung in der Atala muß von Jemand kommen, der diesen Fluß nie gesehen hat. Wo sind auch die Felsen und Gebirge, die sich am Ufer des Meschasebe befinden sollen? Bis zur Mündung des Ohio, Natchez und Memphis ausgenommen, die auf einer Anhöhe liegen, wo aber auch keine Felsen zu sehen sind, ist nichts als Schlamm. Sehr selten sieht man auch, über Natchez hinaus, im Mississippi Krokodile, weder junge noch alte.

Der Mississippi gewährt unstreitig einen höchst imposanten Anblick, denn er ist zuweilen zwei bis drei Meilen breit; allein sein schlammiges Gewässer hält nicht den fernsten Vergleich mit dem klaren durchsichtigen Spiegel des prächtigen St. Lorenzo aus. Die Wälder an seinen Ufern, obschon prachtvoll, ermüden doch durch ihre Eintönigkeit den Reisenden bald; sie sind indeß voller Wild, und die Kentuckier sind treffliche Jäger. — Wir fuhren so dicht an dem Ufer des Flusses hin, daß wir oft im Vorbeifahren Baumzweige abbrachen, und ein wilder Truthahn, der entweder schlief oder krank war und nicht eher aufflog, als bis das Schiff ihn erreichte, fiel vom Dampf erstickt, auf das Verdeck. Häufig begegneten wir großen mit Vieh beladenen Barken, die von Kentucky, Ohio u. s. w. nach Neu-Orleans gingen; vorzüglich im Anfang des Monats Mai sieht man solche in großer Menge ankommen. Zuweilen sieht man, ganz in der Ferne, längs den Wäldern hin, ein Dampfboot segeln, das in dieser Einöde seinen Rauchbüschel ausstößt; kaum daß man die Bewohner dieser schwimmenden Stadt mit bloßem Auge zu erkennen vermag. Es ist ganz wie auf offener See: man sieht sich von Weitem, hört die Glocke läuten, die gewöhnliche Begrüßung; man sucht den Namen des Schiffs zu lesen, und bald ist Alles verschwunden. Ehe wir noch vor der Mündung des unermeßlichen Arkansas anlangten, holten wir zwei Schiffe ein, die gleich uns aufwärts fuhren, und die wir, ohne unsre Fahrt sonderlich zu beschleunigen, bald hinter uns ließen. Oft zerspringt in solchen Fällen, wenn über Gebühr geheizt wird, der Kessel; da indeß sowohl der Kapitän, als auch die Passagiere sich etwas zu Gute darauf thun, andere Schiffe zu überfahren, so wagt man es darauf hin.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Chronik.

Der griechische Befreiungskrieg.

(Schluß.)

Bei Anfang der Belagerung waren 9000 Seelen in Missolunghi: von diesen wurden 500 beim Ausfalle getödtet, 600 verschmachteten, und 1800 entkamen. Ibrahim rühmte sich, er habe 5000 Köpfe abschlagen lassen; 5000 bis 4000 Weiber und Kinder wurden zu Sklaven gemacht, jedoch viele von diesen später wieder freigegeben. Unter den Erschlagenen befanden sich viele ausgezeichnete Personen.

In demselben Jahre (1825) stellte die griechische Regierung das Land ausdrücklich unter britischen Schutz. Das griechische Komité zu London bewog die erstere, Lord Cochrane in ihre Dienste zu nehmen, und Kolokotroni und seine Kollegen verpflichteten sich, sechs Dampfboote zu kaufen und auszurüsten, die er als Admiral einer auswärtigen verbündeten Macht unter seinen Befehl nehmen sollte; sie sollten ihm ferner 150.000 Pfd. St. zu Bestreitung der Kosten der Unternehmung anweisen. 57.000 Pfd. St. von dieser Summe auf Abschlag bezahlen und weitere 20.000 Pfd. wenn die Unabhängigkeit Griechenlands gesichert seyn würde.

Die Geschichte der griechischen Dampfboote, die in England bestellt wurden und von Seite Orlando's und Louriottis so viele Vorstellungen veranlaßten, ist hinlänglich bekannt; es genüge deßhalb die Bemerkung, daß keines der Schiffe die Themse eher als nach fast zwei Jahren verließ, und daß drei, außer den fünfen, die gebaut worden waren, in der Themse verfaulten.

Nicht in England allein hatte Griechenland sich indeß über die Dienstfertigkeit seiner Freunde zu beklagen. Louriottis war von seiner Regierung angewiesen worden, einige mäßig große Fregatten für ihre Rechnung in Amerika bauen zu lassen; da er die Reise nicht selbst machen wollte, so ernannte er den General Lallemand zu seinem Agenten. Der General bezog eine gute Besoldung, und reiste, mit Empfehlungsbriefen an die beiden Häuser Roy Bayard und Howland versehen, ab. Nach seiner Ankunft besprach er sich mit Beiden, und der Erfolg dieser Berathung war eine Bestellung zum Bau von zwei Fregatten ersten Ranges, jede von 64 Kanonen, wobei Lallemand nach so freigebigen Grundsätzen verfuhr, daß es unnöthig ist, etwas von dem Preise dieser Schiffe zu sagen. Die Deputirten Orlando und Louriottis gingen die amerikanischen Betrügereien ein, und erboten zu dem Ende 155.000 Pfd. St. auf Wechsel; allein gegen Ende des nämlichen Jahres kündigten Briefe der zwei Häuser an, daß wenn die Deputirten nicht eine Zuschußzahlung von 50.000 Pfd. St. leisteten, so würden die Fregatten im Ausstreiche verkauft werden. Die Deputirten, die ohne Geld waren, und nicht wußten, wo sie weitere vernehmen sollten, schickten endlich einen erfahrenen Kaufmann aus Smos ab, dem es gelang, wenigstens eines der Schiffe zu retten. Die Kaufmannschaft von New-York war in der That über dieses Verfahren so entrüstet, daß sie die Sache vor den Kongreß brachte, so daß die Regierung genöthigt war, eine der Fregatten zu kaufen, um die andere auszulösen, die endlich wirklich nach dem mittelländischen Meer absegelte.

Das Nationalbudget der armen Griechen stellte folgende Abrechnung zwischen ihnen und ihren guten Freunden auf: „400.000 Pfd. griechisches Geld für Erbauung von zwei Fregatten in Amerika und für die Kosten von Lord Cochrane's Unternehmung mit sechs Dampfbooten.“ Hiezu muß bemerkt werden, daß die besagten Dampfboote vor Ende des

Jahres 1825 in Nauplia seyn sollten. Wie wurde aber diese Zusage erfüllt? Das erste Dampfboot „Perseverance" kam im September 1826 in Griechenland an, die Fregatte „Hellas" im darauf folgenden December, Lord Cochrane im März 1827, ein zweites Dampfboot im September 1827 und das dritte und letzte im Jahre 1828. Diese Angabe bedarf keiner weitern Bemerkung; eine schwere Verantwortung lastet auf den Häuptern Derer, die dem britischen Charakter eine solche Schmach zufügten.

Die Türken zeigten sich über Das, was die Engländer zu Gunsten der griechischen Insurrektion thaten, sehr ungehalten; sie machten der englischen Regierung deßhalb Vorstellungen, auf welche der hohen Pforte mit jener Nachgiebigkeit und Gefälligkeit geantwortet wurde, die in der Diplomatie der sicherste Beweis sind, daß der willfährige Minister der gerade entgegengesetzten Meinung ist. Dieß war bei dieser Gelegenheit wirklich der Fall, denn die britische Regierung sah es sehr gern, daß sie zum Schutze Griechenlands aufgefordert worden war. Herr Stratford Canning ward auch in der That im Jahre 1826 beauftragt, mit Maurokordato sich zu verständigen, wo eine Grundlage zur Vermittlung festgesetzt wurde.

Wir übergehen die Schilderung der Feldzüge im nördlichen Griechenland, wo Ibrahim Pascha sich in Unterhandlungen eben so geschickt bewies, als bisher in den Waffen. Die Griechen zitterten bei den Fortschritten, die dieser geschickte Feind zu ihrem Nachtheile machte, und um seinen ihnen so verderblichen Siegen ein Ziel zu stecken, willigten sie in der Angst ein, daß der Oberbefehl über das Heer dem Obristen Fabvier übertragen wurde, einem ausgezeichneten französischen Offizier, der unter Maurokordato die griechischen Truppen befehligte; allein die zerstörende innere Zwietracht hatte in Griechenland Alles bereits untergraben, und im Anfange des Jahres 1827 war kein Staat durch innere Zwiste so zerrüttet als dieser. Kolokotroni, Konduriotti und die regierenden Kommissionen, Alle strebten nach der Oberherrschaft, während die niedern Klassen sich Räubereien und Ausschweifungen überließen. Mitten unter diesen Zerwürfnissen kam Lord Cochrane an; er hatte England im Junius verlassen, und kreuzte vier Monate lang in einer schönen Yacht im mittelländischen Meere. Sein Erscheinen machte in Griechenland eine außerordentliche Wirkung, weil dort Jedermann schon für gewiß angenommen hatte, daß man ihn nie zu seinen bekommen werde. Abgeordnete von allen Parteien warteten ihm auf und streuten ihm Weihrauch; allein unwillig über ihre Streitigkeiten ließ er sie hart an, und machte ihnen bittere Vorwürfe über ihr thörichtes Beginnen. Zu Aegina weigerte er sich ans Land zu steigen, und rieth dem Kongresse von Hermione, der ihm eine Adresse geschickt hatte, die erste Philippike des Demosthenes in voller Versammlung vorlesen zu lassen. Der edle Lord schloß mit der Erklärung, daß wofern sie ihre Zwistigkeiten nicht beilegen würden, er fürder nichts mehr mit den Griechen zu thun haben wolle. Die entzweiten Parteiführer beseitigten nun ihre persönlichen Gehässigkeiten, und zwischen allen Parteien wurde mindestens ein Schein von Eintracht hergestellt. Der Kongreß, der sich dreimal versammeln mußte, ehe er ein Geschäft mit bräuchlicher Ziemlichkeit beenden konnte, ernannte den Lord feierlich zum Befehlshaber der Flotte. Nachdem dieser sich in kurzer Rede, wegen des Verzuges, den seine Unternehmung erfahren, entschuldigt hatte, nahm er den Schwur der Treue auf sein Schwert an, und zog seine Flagge am Mittelmast der „Hellas" auf. Wenige Tage später ward Sir Richard Church als Generalissimus verpflichtet. Die Wahl eines Präsidenten von Griechenland scheint gänzlich unter Einfluß der englischen Partei bewerkstelligt worden zu seyn; sie unterstützte Capodistrias, der Vielen im Kongresse zuwider war, endlich aber doch durchdrang und auf sieben Jahre bestätigt wurde. Ehe der Kongreß aus einander ging, war ein Beschluß genehmigt, kraft dessen kein Geistlicher als Gesetzgeber Sitz und Stimme haben durfte. — eine unwürdige, undankbare Handlung, denn die Priester hatten die Revolution ganz vorzüglich unterstützt, und waren gerade Diejenigen, die am unrigennützigsten handelten.

Die durch die Hartnäckigkeit der Pforte so lange schwebend erhaltenen diplomatischen Unterhandlungen waren indeß dem Abschlusse nahe, denn als Canning die Antwort dieser Regierung auf eine ihr im Vereine mit Frankreich und Rußland gemachte Vorstellung erhielt, veranlaßte er auf der Stelle die Unterzeichnung eines Vertrages, der, unter dem Titel des „Traktates vom 6 Julius," ein ewig denkwürdiges Aktenstück bleiben wird. Der Tod Cannings hinderte England die Türkei für ihr halsstarriges und unbeugsames Schweigen nach Gebühr zu bestrafen.

Lord Cochrane und sein Kollege handelten indeß mit verdoppeltem Eifer für Griechenland, um das durch frühere Zögerung Verlorene wieder einzubringen; allein ihre Tapferkeit wurde, wie es scheint, nicht immer von Klugheit geleitet, denn es geschah in der That nur wenig, um den schnellen Sturz Griechenlands aufzuhalten, unter dessen Anführern der Geist der Uneinigkeit jetzt ungezügelter herrschte als jemals.

Der Verfasser führt seinen Bericht über die griechischen Angelegenheiten in den kleinsten Einzelnheiten bis zur Schlacht von Navarin fort. Die Nachricht von diesem Ereigniß erregte in Griechenland unbegränzte Freude, konnte aber die Denkenden nicht für das Mißgeschick (denn dafür hielten sie es auf Erfahrung gestützt) trösten, Capodistrias an der Spitze ihrer Regierung sehen zu müssen. Im Monat Januar, nach der Schlacht von Navarin, entschloß sich Lord Cochrane Griechenland zu verlassen. Der mancherlei Verdrießlichkeiten, die er erfahren, müde, und überzeugt, daß er nichts seiner Würdiges mehr unternehmen könne, wartete er einen Monat lang auf die Rückkehr Capodistrias, der eine Reise nach Rußland gemacht hatte; da er aber endlich über dessen Zögern ungeduldig wurde, so befahl er Miaulis, seine Flagge auf der Fregatte aufzuziehen, und segelte nach England, wo er gerade acht Tage früher als der Graf Capodistrias ankam.

Die unselige Verwaltung Capodistrias, die Verwirrung und das Unglück, die er über Griechenland brachte, sein blutiges Ende und die Berufung König Otto's auf den Thron der Hellenen sind allzu bekannt, als daß sie hier berührt zu werden brauchten. Die Herzen aller Freunde der Menschheit werden sich in dem Wunsche vereinigen, daß ein so edles und tapferes Volk, wie das der Hellenen, das nach einer fast vierhundertjährigen Unterjochung in der tiefsten Erniedrigung noch so viele bewundrungswürdige Züge seiner unerreichbaren Vorfahren bewahrt hat, das Glück und Gedeihen finden möge, das ihm die ausgezeichneten Eigenschaften eines Prinzen verheißen, dessen königlicher Vater selbst, der erste gekrönte Philhellene, so wesentlich mitwirkte, Griechenland von dem Joche der Barbarei zu erlösen.

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Blatt enthält folgende Bemerkungen über die Witterung in dem verflossenen Winter: „Weder in unserm Lande, noch in andern weiter nach Norden gelegenen Ländern war der Winter sehr streng. Die erfreuliche Stimme der Lerche ertönte in Dänemark schon im Anfange des März, und eben so wenig bemerkte man im Norden Rußlands eine besondere Kälte. Zu Petersburg stand das Thermometer nur an einem einzigen Tage 18½° unter Null, und der ganze Winter war ungewöhnlich mild. Auch im nördlichen Deutschland sah man wenig Schnee, und Mitteleuropa überhaupt erfuhr nur wenig Kälte. Ganz anders war es dagegen im Süden. Das Mittelland von Asien scheint der wahre Centralpunkt der Kälte gewesen zu seyn. Die europäische Türkei litt furchtbar. In Odessa herrschte sie ohne Unterbrechung, und aus dem ottomanischen Moniteur ersehen wir, daß die strenge Kälte in der asiatischen Türkei zur Unterbrechung der militärischen Operationen viel beitrug. In Persien und den südlichen Provinzen des russischen Reiches soll sie beispiellos heftig gewesen seyn. In Tiflis und Eriwan, wo die Rose im Januar blüht, kennt man den Winter kaum dem Namen nach. Dieß Jahr aber war die Kälte strenger als je im Norden Europa's."

*

In dem londoner Hospitale starb jüngst eine zwei und siebenzigjährige Frau, Namens Sarah Byrt, die schon eine geraume Zeit bettlägrig war. Vierzehn Tage vor ihrem Tode fiel sie in ihrer Stube und brach auf ebenem Boden das rechte Schenkelbein; sie wurde nun in's Spital gebracht, wo sich bei näherer Untersuchung zeigte, daß ihre Knochen von einer glasähnlichen Sprödigkeit waren und durch die leiseste Berührung zerbrochen werden konnten. Als man sie einige Tage nachher im Bette auf eine andere Seite legen wollte, wurde ihr ungeachtet aller angewandten Behutsamkeit, der Knochen des rechten Armes gebrochen. Die Knochen hatten alles thierische Fett verloren und waren in eine erdige Masse übergegangen, wodurch die sogenannte Fragilitas ossium entsteht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 113. 23 April 1833.

Eine Estancia.

Unter einer Estancia *) versteht man im ganzen spanischen Amerika Grundbesitzungen, die bloß zur Viehzucht bestimmt sind, und zwar in einem Maßstabe, wie er in Europa unbekannt und nur bei den umherschweifenden Nomadenstämmen Mittelasiens zu finden ist. Die Provinzen des Rio de la Plata enthalten unter allen vormaligen Besitzungen Spaniens die weit ausgedehntesten Landstrecken dieser Art, und ihre Bewohner bilden die ganz eigene Erscheinung eines civilisirten Volkes, dessen Reichthum fast allein in Heerden besteht. So sehr Dieß mit der gewöhnlichen Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse im Widerspruche steht, so erklärt es sich doch sowohl durch die geringe Zahl der Bevölkerung, als auch vorzüglich durch die unermeßlichen Ebenen oder Pampas, welche diesem Lande eigenthümlich sind, und gleich der Meeresfläche in unabsehbaren Fernen sich ausdehnend, mit reichem Pflanzenwuchs bedeckt, und von Waldungen entblößt, wie die asiatischen Steppen, den Menschen zum Hirtenleben einzuladen scheinen. Man findet daher so zu sagen, zwei verschiedene Völker in der argentinischen Republik: das eine lebt in Städten abgeschlossen, treibt Handel, Industrie und fast alle Künste der Civilisation und unterscheidet sich durch nichts von den Bewohnern Europa's; das andere, über das Land verbreitet, hat seine eigene Tracht, seine eigenen Sitten und ist allen Leidenschaften des halbwilden Menschen unterworfen. Diesen Theil der Bevölkerung bilden die Gauchos, deren scharfausgeprägter und origineller Charakter noch nicht mit so viel Sorgfalt beobachtet und ergründet worden ist, als er es verdient, obgleich die Reisen eines Miers, Head, Schmidmeyer, einer Mistriß Graham und aus älterer Zeit die Werke Azzara's schätzbare Mittheilungen darüber enthalten. In eben diesen Schriftstellern findet man auch ziemlich umständliche, wiewohl in gewissen Beziehungen unvollständige Nachrichten über die Estancias, und man kann nicht umhin zu bedauern, daß diese Reisenden dem eigentlichen Grundpfeiler der Existenz dieses Landes nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben — eines Landes, das allerdings nur zu lange schon allen Drangsalen der zügellosesten Leidenschaften, des Ehrgeizes, der Unordnung und Gesetzlosigkeit zum Raube geworden ist, das aber nur ein wenig Ruhe und Frieden bedarf, um unter den neuen Staaten von Südamerika den ersten Rang einzunehmen. Die nachfolgenden Schilderungen sind die Frucht von Beobachtungen, die während eines vieljährigen Aufenthaltes in diesem Lande und zu verschiedenen Zeiten angestellt wurden, wobei man Bedacht nahm, Alles was schon bekannt, oder in solcher Entfernung von geringerem Belang ist, wegzulassen. Obgleich hauptsächlich in der Provinz Buenos-Ayres gesammelt, können sie doch auf alle Estancias der Republik angewendet werden, da ihre Einrichtung überall sich gleich bleibt.

Die unermeßlichen Flächen der Pampas werden nicht dem ersten Besten, der sich darauf anzusiedeln gedenkt, überlassen; sondern alles Land, das noch nicht als Besitz übertragen wurde, bildet Staatseigenthum, und man muß sich an die Regierung wenden, wenn man einen Antheil daran erwerben will. Lange Zeit ging die Verleihung des Besitzes in ihrem ganzen Umfang vor sich, d. h. man erhielt das vollständige Eigenthum der Grundstücke; seit mehreren Jahren aber ertheilt sie die Regierung nur als emphyteutischen Pacht auf zwanzig Jahre, nach deren Verlauf man wieder um Verlängerung des Besitzes einkommen muß, wenn man länger im Genusse desselben bleiben will; nicht als ob es an Land fehlte, denn der noch nicht in Besitz übergegangene Grund und Boden verhält sich ungefähr wie eins zu vier und vermehrt sich mit jedem Tage in dem Maße, als sich die Gränze gegen Süden weiter ausdehnt, wo die Indianer noch den Boden, dessen Herren sie einst waren, den immer weiter vorrückenden Europäern streitig machen. Allein da das Staatseigenthum zum Theil als Garantie des 1824 in England gemachten Anlehens angeboten wurde, so konnte die Regierung bis zur Tilgung dieser Schuld darüber nicht anders verfügen, als daß sie es zur Nutznießung überließ.

Da die Begründung einer Estancia viele Zeit und Mühe erfordert, so ziehen Viele es vor, ein schon in Besitz genommenes Grundeigenthum sammt einer gewissen Anzahl von Vieh, das als Stammheerde für die Zukunft dient, käuflich an sich zu bringen. Der gegenwärtige Durchschnittspreis solcher Ländereien ist 600 bis 800 Piaster (3180 bis 4240 Fr.) für die Quadratstunde,

*) In Columbien nennt man eine Estancia gewöhnlicher Hato, ein Wort, das in die Sprache der Kreolen von Cayenne übergegangen ist; sie heißen Hatte die Savanne, wo Vieh gezüchtet wird, und Hatier den Grundeigenthümer, der sich damit abgibt. Anm. d. Verf.

je nach Lage und Beſchaffenheit des Bodens. Das erſte Geſchäft, das der Käufer vornimmt, beſteht darin, von dem Grund und Boden, den er zu erwerben gedenkt, Einſicht zu nehmen. Zu dieſem Ende begibt er ſich von einem Agrimenſor (Landvermeſſer), der von der Regierung dazu aufgeſtellt iſt, an Ort und Stelle, um mit der Grundbeſchreibung in der Hand und in Gegenwart der zuſammen berufenen Nachbarn die Gränzbeſtimmung vornehmen zu laſſen. Es iſt begreiflich, daß auf einer ſo endloſen Ebene die Vermeſſung nicht auf dieſelbe Art wie in unſern europäiſchen Gegenden vor ſich gehen kann. Der Agrimenſor ermittelt durch eine Bouſſole die Richtung der in der Grundbeſchreibung angegebenen Gränzen; zwei Männer zu Pferd, die ihn begleiten, tragen im Galopp in der bezeichneten Richtung einen mehrere hundert Varas *) langen Strick fort, an deſſen beiden Enden ein Pfahl befeſtigt iſt, den ſie in den gegebenen Zwiſchenräumen in die Erde ſchlagen, indem ſie dabei ſorgfältig Acht geben, daß die Meßſchnur immer ſtraff angezogen wird, und Dieß ſetzen ſie ohne ſich zu verweilen fort, bis man ihnen andern Befehl ertheilt. So oft die Richtung wechſelt, errichtet man einen Steinhaufen, wobei man eine genaue Beſchreibung der Stelle aufnimmt, wo er ſich befindet. Eine ſolche Gränzbeſtimmung geht ſchnell genug vor ſich, um an einem Tag, von Auf- bis Untergang der Sonne, eine Linie von fünf bis ſechs Stunden Länge, und darüber beſtimmen zu können. Iſt der Umriß einer Pampasſtrecke auf dieſe Art ausgemittelt, ſo hat man nur noch eine einfache Vermeſſung vorzunehmen, um die Grundfläche zu beſtimmen.

Außer guter Beſchaffenheit und reichlichem Ueberfluſſe der Weide ſind bei einer Eſtancia mehrere andere unerläßlich nöthige Eigenſchaften bedingt, ohne die kein gedeihliches Fortkommen auf derſelben möglich iſt. Die erſte iſt, daß ſie beſtändig Waſſer vorräthig habe, ſey es durch Bäche oder Lagunen (ſo nennt man nämlich die kleinen Teiche, die ſich in Vertiefungen des Bodens aus dem Regenwaſſer bilden). Die Pampas ſind nur in weiten Zwiſchenräumen von Bächen bewäſſert, und dann nur größtentheils ſehr ſpärlich. Man kann auf gewiſſen Strecken, wie auf dem Wege von Buenos-Ayres nach Chili, vierzig Stunden zurücklegen, ohne zur Stillung des Durſtes etwas Anderes als ein wenig ſalziges Sumpfwaſſer zu finden, das nur die äußerſte Noth trinkbar machen kann. Die trockene Zeit, die alle Jahre im Oktober beginnt, dauert oft drei oder vier Monate, ohne daß ein Regentropfen die glühende und nach allen Seiten in Rüſten zerſprungene Erde erfriſcht. Dann trocknen die Lagunen aus, die Bäche verſiegen, und die Thiere fallen zu Tauſenden. Man rechnet, daß während der letzten Dürre, die von 1830 bis zu Anfang des Jahres 1832 andauerte, zwei Millionen Stück Vieh zu Grunde gegangen ſind; zum Glück ereignen ſich ſolche Verluſte nur ſehr ſelten. Die zweite ſehr beachtete Eigenſchaft einer Eſtancia beſteht darin, daß ſie natürliche Gränzen hat, durch die das Vieh gehindert wird, ſich zu verlaufen, wenn ſie z. B. zwiſchen zwei Flüſſen liegt, die ſich in einander ergießen. Eine ſolche Lage nennt man einen Rincon oder Winkel, und die Eſtancia gewinnt dadurch allein ſchon im Werthe. Wenn endlich eine Eſtancia keine großen Strecken von Buſchholz in der Nähe hat, wo die Thiere ſich verlaufen, oder raubgierige Indianer heranſchleichen und ſich in Hinterhalt legen können, ſo beſitzt ſie alle vorzüglichen Eigenſchaften. Letztere Bedingung iſt um ſo unerläßlicher, als die Pampas auf ſiebzig Stunden weit von Buenos-Ayres noch im Beſitze zahlreicher Indianerſtämme ſind, die in ihren unermeßlichen Wüſteneien umherirren und von Zeit zu Zeit nur erſcheinen, um das Eigenthum der Einwohner zu plündern und zu verwüſten. Die Gauchos, die an den Gränzen leben, müſſen daher unaufhörlich auf ihrer Hut ſeyn: ich könnte Beiſpiele ſolcher Einfälle anführen, wo die Indianer mehr als fünfzigtauſend Stück Vieh weggetrieben haben. Dieſe Raubzüge ſind eine ſtäte Quelle von Unglück für dieſes Land, und ein mächtiges Hinderniß der Entwicklung ſeines Reichthums.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die Vara hat 32 ſpaniſche Zoll.

Die Gebärdenſprache der Neapolitaner.

11. Der Feigen-Verkäufer.

Der Gebrauch nicht nur Eßwaaren, ſondern auch Hausgeräth auf Karren in den Straßen Neapels zum Verkaufe herumzuführen, rührt von dem Ueberfluſſe ſolcher Dinge her, und hat ſeine Vortheile ſowohl für die Käufer als Verkäufer. Dieſe locken dadurch an, und verkaufen daher mehr von ihrer Waare; jene kaufen manchmal freilich ohne Noth, aber auch wohlfeiler, weil man ſie ihnen anbietet. Es iſt eine für den Schönheitſinn des italieniſchen Volkes überhaupt zeugende Sitte, daß es dergleichen Waare in allerlei gefällige Frucht- und Blumenſtücke ordnet und daraus die anmuthigſten Stilllebenbilder ſchafft. — Man findet bei den Wurſthändlern die ſchönſten Wurſtguirlanden und Schinkenarabesken, bei den Obſtverkäufern die köſtlichen Südfrüchte in maleriſche Gruppen vertheilt, wie auf den verſchiedenen Märkten Fiſche, Geflügel, Wild u. ſ. w. als die ſchönſten Thierſtücke, die nur des Pinſels gewärtig. So iſt auch der Karren in der Mitte unſrer Federzeichnung möglichſt herausgeputzt: die Feigen ſind zu Bäumen, zu Männchen aufgeſpießt, und grüne Zweige dazwiſchen geſteckt, als wäre der Verkäufer überzeugt, daß es wenige Gemälde gibt, die den Rahmen entbehren können.

Bei der gegenwärtigen Gruppe wird vorausgeſetzt, daß die Frau mit dem Knaben ſich ſchon vorher dem Verkäufer von trockenen Feigen genähert hat, gleichſam nur aus Neugierde, ohne ſich merken zu laſſen, daß ſie oder ihr Kleiner ein Gelüſte darnach haben. Der Verkäufer ſieht aber ſogleich, daß er hier etwas an Mann zu bringen hoffen darf. Er wendet ſich alſo mit Höflichkeit an ſie, indem er ſeine Waare herausſtreicht und ſeinen guten Willen wohlfeil zu geben und gut zu wiegen anpreiſt. Ja ſelbſt auf eine Zugabe ſoll es ihm nicht ankommen, was er als Landsmann und guter Nachbar ſchuldig zu ſeyn glaubt. Die Frau ihrerſeits ſpielt die Spröde. Bei allen ſeinen Feigen findet ſie etwas zu tadeln, und will daher keine. Doch der Mann läßt ſich dadurch nicht abſchrecken. Er zeigt ihr welche in einem Korbe, die er unter die andern verſteckt hat, und als etwas Vorzügliches

nur für seine besten Kunden aufbewahrt. Aber je mehr er lobt, desto mehr findet sie zu tadeln: A me cheste? Non sara mai! So piccerelle e mosce; „Mir diese? Nimmermehr! Sie sind klein und verdorrt.“ — Endlich bietet ihr der ambulante Krämer eine seiner Feigen-Puppen an, wie man deren einige auf dem Karren aufgesteckt sieht, und die aus Stückchen Holz bestehen, auf die man die Feigen, mit rothem Papier verziert aufgespießt hat. Für den Knaben meint er; aber sie wird noch ärgerlicher: A me non me cuffie: cheste è tutta carta rossa e sproccole; „Mich betrügt man nicht, das ist ja nichts als rothes Papier und Holz.“— Der Krämer aber, auch dadurch noch nicht abgeschreckt, ladet sie nun ein, nach Belieben seine ganze Waare zu besehen, zu untersuchen, ja zu kosten, vielleicht werde sie ihm dennoch etwas abkaufen. Die Frau nimmt den Vorschlag an, und thut ihm den Gefallen Alles zu durchstöbern, wobei das Gespräch fortgesetzt wird, und die neapolitanischen Witze nicht gespart werden; Alles um den Verkäufer einzuschläfern. — Der Knabe, nichts von dem Handel verstehend, aber lüstern nach den Feigen, zerrt seine Mutter am Rocke, und sie, die ihn gerne befriedigen möchte, wenn es ihr nur nichts kostete, hat unter der Hand, beim Durchwühlen der Feigen einige insgeheim weggefischt, und somit zufrieden, will sie fortgehen, denn sie brauche nichts. Der Mann aber, der mitten unter dem Schwall ihrer geläufigen Zunge, ihre nicht minder geläufigen Finger nicht aus der Acht gelassen hat, und die wegstipizten Feigen nicht gern umsonst geben, aber auch kein Aufsehen machen möchte, fährt in seiner Rolle gelassen fort. Er geht ihr also mit der Wage nach — Dieß ist eigentlich der vorgestellte Moment, — und bietet ihr noch einmal einen recht wohlfeilen Kauf an. Sie sucht nun zuerst die erbeuteten Feigen los zu werden, und steckt sie ihrem Knaben heimlich zu. Dieß geht um so besser von statten, als der Kleine hinter ihr schon beide Händchen dazu bereit hält. Nun wird der Preis bestimmt und auf genaues Abwiegen gedrungen. Dieß drückt sie mit der Linken aus, indem sie den Daumen und Zeigefinger, die einen Kegel bildend sich berühren, nach unten kehrt, — was, wie wir schon oben gesehen, Gerechtigkeit, — rechtes Maß bedeutet, sprechend: Bada bene a darmi il giusto; „Gib Acht gut zu messen.“ — Dieser erwidert: „Sieh nur wie die Wagschale sinkt.“ Und so ist es auch in der That, nur nicht weil das Abgewogene schwerer ist als das Gewicht, sondern weil er mit dem kleinen Finger der rechten Hand der Schnellwage unvermerkt einen Stoß gegeben hat. Indem er so weniger gibt, als das Gewicht beträgt, und dabei die unter der Hand beiseite geschafften Feigen in Anschlag bringt, kommt er wieder zu seinem Verlust. Der Junge, der verdammt ist, den wandernden Karren zu ziehen, läutet mit der Rechten eine Glocke, um die Neugier der Vorübergehenden anzulocken, — wie auch bei den Alten, — und schreit den Preis und die Vortrefflichkeit der Waare zugleich mit den Worten aus: A sè rana, nc' è llo zuccaro; „Zu sechs Gran (das Rotulo Feigen), süß wie Zucker!“ Die linke hohle Hand zwischen Mund und Ohr gelegt, dient dazu, den Schall zu verstärken, und ihm die verlangte Richtung zu geben, eine Wirkung, die ihm, ob er gleich niemals etwas von Akustik gehört hat, dennoch aus Erfahrung bekannt ist.

Zunahme der Staatsschuld und der Auflagen in England, seit der Revolution vom Jahre 1688.

Seit der Revolution von 1688 hat das Regierungsprincip sich nicht geändert; nur Kriege, oft ungerechte oder für fremde Interessen geführte Kriege, sind, wie man aus der nachstehenden Zusammenstellung ersehen wird, Ursache der ungeheuren und fortschreitenden Zunahme der Staatsschuld der vereinigten Königreiche.

Regierung Wilhelms III von 1688 bis 1702. Im Anfange der Revolution betrugen die Einkünfte der Regierung . . . . . 2,001,855 Pfd. St.

Beim Tode Wilhelms beliefen sie sich auf 5,895,205 —

Die während dieser Regierung erhobenen Auflagen und Anleihen betragen . . . . . 72,047,359 —

Zehn Jahre von vierzehn dieser Regierung gingen unter Kriegen hin, und die Ausgaben für Land- und Seemacht betrugen . . . . . 44,847,582 —

also mehr als die Hälfte der Einnahme der Regierung. Die englische Schuld schreibt sich von dieser Regierung her, unter der man das System der Anleihen durch Lotterie und durch Schatzkammerscheine schuf.

Regierung der Königin Anna von 1702 bis 1714. Die Einkünfte beliefen sich im Anfange dieser Regierung auf 5,195,205 Pfd. St. Nach der Vereinigung Schottlands mit England im Jahre 1709 stiegen sie auf 5,691,805 Pfd. St. Während der fast dreizehnjährigen Dauer dieser Regierung beliefen sich die Gesammteinkünfte, eine Anleihe von 59,855,154 Pfd. St. mitbegriffen, auf 122,575,531 Pfd. St. Die Kriege dieser Regierung erforderten für Land- und Seemacht einen Aufwand von 58,560,581 Pfd. St. Die Kriege unter der Königin Anna wurden, wie die unter ihrem Vorgänger, für das Interesse des Kontinentes geführt, und schlossen im Jahre 1712 mit dem Utrechter Frieden, in dessen Folge England seine Verbündeten auf eine eben nicht ehrenvolle Weise verließ.

Regierung Georgs I von 1714 bis 1727. Beim Tode der Königin Anna betrug die Schuld 52,145,563 Pfd. St.; allein obschon ihr Nachfolger den Frieden erhielt, so bemühte er sich doch nicht, sie zu vermindern. Am 31 December 1727 belief sich die Schuld noch auf 52,092,235 Pfd. St., und die Interessen auf 2,219,551 Pfd. St. Die Gesammtsumme der Einkünfte unter dieser Regierung von 12 Jahren, 3 Monaten, 10 Tagen betrug: 79,852,160 Pfd. St. Die jährliche Einnahme belief sich damals auf 4,162,643 Pfd. St.

Regierung Georgs II von 1727 bis 1760. Der blühende Zustand des Landes während der zwölf ersten Jahre eines ununterbrochenen Friedens gestattete einen Theil der Schuld zu tilgen; allein unglücklicherweise stand Sir Robert Walpole an der Spitze der Geschäfte, der, statt die Schuld zu vermindern, die Einkünfte des Landes verwendete, um das Parlament zu bestechen. Von 1707 bis 1727 wurden die geheimen Fonds auf dem Budget nur mit 557,960 Pfd. St. angesetzt; allein von 1731 bis 1741 mußte die Nation 1,455,400 Pfd. St. für diese geheimen Fonds bezahlen. Diese Vermehrung hatte ihren Grund in den Geschenken, die den ehrenwerthen Mitgliedern des Parlaments gemacht wurden, von denen Sir Robert Walpole Stimmen und günstige Reden für seine Verwaltung erkaufte. Während der Dauer des Friedens unter dieser Regierung wurde die Nationalschuld nur um 5,137,612 Pfd. St. und die Interessen derselben um 251,516 Pfd. St. vermindert. Die Kriege unter der Regierung Georgs II fingen im Jahre 1739 an und endigten mit dem Aachner Frieden im Jahre 1748. Die Kosten derselben werden von Herrn Colquhoun auf 46,418,680 Pfd. St. geschätzt. Die Nation gewann mit allen diesen Ausgaben nichts als die Ehre, Marie Thereſie dem Könige von Preußen zum Trotz auf den deutschen Kaiserthron gesetzt zu haben. Während des Friedens und bis zum Jahre 1756 wurden 3,721,427 Pfd. St. an der Schuld bezahlt und die Interessen von 4 auf 3 Prozent herabgesetzt. Die Kosten des zweiten, des sogenannten siebenjährigen Krieges, beliefen sich auf 111,271,996 Pfd. St. Dieser Krieg, der wegen der Gränzen begann, die die französischen von den englischen Besitzungen in den Wüsten Canada's trennen, verbreitete sich über Europa und sogar bis nach Indien.

Regierung Georgs III von 1760 bis 1810. Diese Regierung war die verderblichste und blutigste für England. Man führte während derselben nicht weniger als drei große Kriege: den amerikanischen,

den Revolutionskrieg von 1789 und den von 1815. Alle diese Kriege wurden gegen die Freiheit und das Glück des menschlichen Geschlechts unternommen, und die beiden letzten gründeten sich auf ein Princip, das man für immer aufgeben sollte, nämlich das der Einmischung in die innern Angelegenheiten eines Landes. Nachstehendes Verzeichniß gibt eine Uebersicht der für diese Kriege verwendeten Auflagen und Anleihen:

Amerikanischer Krieg.

Jahr.	Einkünfte.	Anleihen.
1775	10.158.061	—
1776	10.265.405	2.000.000
1777	10.604.015	5.500.000
1778	10.732.405	6.000.000
1779	11.192.141	7.000.000
1780	12.255.214	12.000.000
1781	12.454.956	12.000.000
1782	12.595.297	15.500.000
1783	11.961.718	12.000.000
1784	12.905.519	12.879.341
1785	14.871.520	10.990.651
Summe	142.975.229	93.869.992

Der amerikanische Krieg endigte im Jahre 1783, und die reine Summe, die er kostete, betrug, nach allem Abzuge, die Anleihen und die Einkünfte der Jahre 1784 und 1785, die man vorschußweise ebenfalls verwendet hatte, mitgerechnet, 129.123.091 Pfd. St. Diese Summe wurde von der Aristokratie aufgegeben, um sich in den Kolonien Sklaven zu machen. Georg III sagte, er werde der Letzte seines Landes seyn, der den Frieden mit Amerika unterzeichne, und in der That hat sein Eigensinn, diesem Volke das tyrannische Princip einer Steuerzahlung ohne Repräsentation aufdringen zu wollen, der Nation 150 Millionen Pfd. St. gekostet. Der zweite Krieg war noch beklagenswerther als der erstere, denn er wurde lediglich gegen die Freiheit unternommen, und war nichts als eine ungeheure, barbarische Anstrengung der privilegirten Klassen, die Verbreitung der menschlichen Gesellschaft zu hindern. Der Friede von Amiens und die kurze Pause zwischen dem Exil und der Rückkehr Bonaparte's von Elba können eher für einen Waffenstillstand als für einen Frieden gelten; wir haben daher den Zeitraum von 1793 bis 1815 als einen ununterbrochenen Krieg aufgeführt.

Kriege gegen Frankreich.

Jahr.	Einkünfte.	Anleihen.
1793	17.656.418	25.926.526
1794	17.170.400	—
1795	17.308.411	51.705.698
1796	17.858.454	56.945.566
1797	18.737.760	25.550.000
1798	20.654.650	35.624.250
1799	30.202.915	21.875.000
1800	35.229.968	29.045.000
1801	35.896.464	44.816.250
1802	35.415.296	41.489.458
1803	37.240.213	16 000 000
1804	37.677.063	18 200.000
1805	45.359.442	39 543,124
1806	49.659.281	29.880.000
1807	53.304.254	18 375,200
1808	58.390,255	13.693,254
1809	61.558.207	21.278.122
1810	65.405,294	19.811.108
1811	66.684,366	29.216.714
1812	64 705,870	40.743 054
1813	65.169,845	54.780,324
1814	66.925.855	65.645.950
1815	69.684.192	70.888.402
Summe	952,929,655	761.859.036

Die Gesammtsumme der von 1793 bis 1815 kontrahirten Schuld beläuft sich wegen einiger von dieser Uebersicht nöthigen Abzüge auf 762.557.445 Pfd. St. Will man hiezu noch die Vermehrung der schwebenden Schuld und einige außergewöhnliche, in Folge der Feindseligkeiten auferlegte Abgaben rechnen, so stellt sich der genaue Belauf der Kosten des Krieges gegen Frankreich folgendermaßen dar:

Die kontrahirte Schuld von 1793 bis 1815 . .	762.557.445
Zunahme der schwebenden Schuld	50.194,060
Kriegsauflagen	614.488.459
Summe	1.427.219.964

folglich sind zwei und zwanzig Jahre hindurch jedes Jahr 64.873,180 Pfd. St. ausgegeben worden. Man hat also 129.123.091 Pfd. St. vergeudet, um die Amerikaner zu unterjochen, und 1.427.219.964 Pfd. St., um die Mönchs- und Feudalherrschaft in Frankreich wieder herzustellen. Dieß ist die Geschichte der ungeheuren Nationalschuld Englands, die für die Kriege des Despotismus kontrahirt wurde. In Folge einiger nach und nach bewirkten Tilgungen beläuft sich die gegenwärtige Schuld Großbritanniens nur noch auf ungefähr 800 Millionen Pfd. St., eine Summe, die fast mehr beträgt als die Schulden aller Staaten zusammengenommen.

Vermischte Nachrichten.

Die neuesten Nachrichten aus China reichen bis zum 5 November. Einige Schiffe waren von Seite der Engländer abgefertigt worden, um zu untersuchen, ob sich wohl trotz des kaiserlichen Verbotes ein gewinnreicher Handel mit den ostwärts gelegenen chinesischen Häfen anknüpfen lasse. Es fand sich, daß die Chinesen im Ganzen sehr geneigt sind, ein freundschaftliches Einverständniß zu unterhalten, um Handel zu treiben; die Lokalmandarinen waren meistens den Bemühungen der Fremden nicht entgegen, obwohl sie mehr ihren Rang zu behaupten, als einen augenblicklichen Gewinn zu machen bemüht sind; die Regierung aber ist allen solchen Versuchen entschieden feindlich. Zugleich fand man aber, daß keines der in den Häfen befindlichen chinesischen Geschwader im Stande seyn würde, einem wohlbewaffneten Handelsschiffe zu widerstehen. Allenthalben bestand große Eifersucht über das Privilegium Cantons, welches diesem Hafen in der That das Monopol des ganzen Handels des Reiches mit Fremden zuwendet. Diese Nachrichten sind bei der nahen Eröffnung des Chinahandels sehr wichtig. — In Canton ging das Gerücht, die kaiserlichen Truppen seyen auf dem Rückmarsche nach der Hauptstadt, und die Rebellion, gegen welche sie verwendet worden waren, sey durch eine Ausgleichung beendigt worden.

*

Zu Perigueux kam neulich ein ganz eigener Fall von Polyandrie vor Gericht. Ein Müller erschien vor dem Friedensrichter, und klagte, daß ihn seine Frau nicht mehr ins Haus lassen wollte. „Warum will sie euch nicht mehr einlassen? fragte der Richter. Habt ihr sie vielleicht geschlagen?" — „Ach Gott, ich sie geschlagen! erwiderte der Müller wehmüthig. Ich meine Frau schlagen, die ich wie meinen Augapfel liebe. Sie hat einen andern Mann bei sich, von dem sie nicht mehr lassen will." — „Das Recht ist auf eurer Seite, beschied der Richter den gebeugten Mann . . Da braucht ihr bloß . . ." Der Richter war mit seinem guten Rathe noch nicht zu Ende gekommen, als zwei Männer in die Gerichtsstube traten und bei dem Anblicke des Müllers in die heftigste Wuth geriethen. „Ha, Spitzbube, niederträchtiger Kerl!" schrien sie, indem sie ihm die Faust unter die Nase hielten. Also doch klagen willst Du?" — „Er will seine Frau wieder haben, nicht wahr, Herr Friedensrichter?" sagte Einer von den beiden; sie gehört mein, er hat sie mir vor fünf Jahren um 35 Franken und einen Salat verkauft." — „Und mir, schrie der Andere, verkaufte er sie vor sechs Monaten um fünf Ellen Tuch! Ich habe sie ehrlich bezahlt und werde sie nicht mehr hergeben." Diese Umstände veränderten ein wenig den Grund der Beschwerde des guten Ehemannes. Es schien, daß er an seiner Frau eine ziemlich gangbare Waare hatte, und daß die neue Helena es nicht übel nahm, auf diese Art mehr als einmal an Mann gebracht zu werden. Nur mit Mühe gelang es dem Friedensrichter, den erbosten Käufern begreiflich zu machen, daß in Frankreich ein solcher Handel keine rechtliche Kraft habe und der Mann seine Frau immer wieder zurückfordern könne. Sie entfernten sich endlich sehr ungehalten über die Unzulänglichkeit der Gesetze, während der getröstete Müller die Gerechtigkeit segnete, die jedem Bürger zu dem Seinigen zu verhelfen weiß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 114. 24 April 1833.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

12. Das Mora-Spiel.

An dem Mora-Spiel, — das im neapolitanischen Mmorra heißt, — können zwar mehrere Theil nehmen; aber jedesmal sind es nur zwei, die wirklich spielen. Man spricht sowohl als gestikulirt dabei, und die Sache besteht in Folgendem. Jeder der beiden Spielenden hält die rechte Hand zusammengeballt bereit, um zu gleicher Zeit mit seinem Gegner sie ihm mit einer lebhaften Bewegung entgegen zu werfen, wobei er einen, mehrere oder auch alle Finger ausstreckt. In demselben Augenblick, wo die beiden Hände der Spieler mit den ausgestreckten Fingern neben einander kommen, schreien beide auf Einmal eine gewisse Zahl zwischen 2 und 10, welche letztere aber „tutti" lautet. Diese Zahl, die ein jeder ausruft, muß nun aber immer wenigstens um eins größer seyn als die seiner ausgestreckten Finger; denn sie ist diejenige, die, wenn er gewinnen soll, der Summe seiner und seines Gegners Finger zusammengezählt gleich seyn muß. — Nun zur Erklärung unsrer Federzeichnung. Einer der Spieler in dieser Gruppe hat gewonnen, da er 5 ausgerufen, und der Gegner 2, er aber 3 Finger ausgestreckt hat. Die ganze Haltung zeigt die große Aufmerksamkeit an, die sie diesem ihrem Lieblings Zeitvertreib schenken. Ein anderer Müßiggänger, auf einen Tisch gelehnt und seine Pfeife rauchend, sieht dem Spiele aufmerksam zu, und belustigt sich an dem Geschrei, von dem es immer begleitet wird, und an dem Zank, der selten dabei auszubleiben pflegt. Das Weib hat ihren Theil am Gewinnst, der immer in Wein besteht, zu reichlich genossen, und da sie nicht mehr stehen konnte, hat sie sich niedergesetzt und stützt ihren schwindelnden Kopf mit der Hand. Man sieht, daß sie sich lieber ganz ausstrecken und schlafen möchte. Die Neapolitaner vergleichen den Wein mit dem Blut verschiedener Thiere, Lämmer, Schweine, Tiger und dergleichen. Wer das erste trinkt, sagen sie, wird sich der Ruhe überlassen wollen; wer das zweite genießt, wird sich im Koth wälzen; das dritte wird den Menschen zur Wuth treiben u. s. w.

Die keck dastehende Alte ist die Schwiegermutter der Betrunkenen, die deren gegenwärtige Ausschweifung benutzt, um ihrem Sohne, wie gewöhnlich, den Text über die schlechte Aufführung seines Weibes zu lesen. Die Linke in die Seite gestemmt, als Zeichen ihrer Autorität, geht sie auf ihn zu, mit der Rechten ihm den schimpflichen Zustand zeigend, in welchem sich seine Frau befindet, indem sie beifügt: Vi de tella, chella mbrejaca, che belle annore che te fa; „Siehe da die Besoffene, die macht Dir eine schöne Ehre." — Der arme Mann, der das Alles schon früher gewahr geworden war, wollte sich, da er nichts dabei thun kann, klüglich aus dem Staube machen, aber von seiner Mutter aufgehalten, wendet er sich mit gefalteten Händen — das Zeichen des Bittens und Beschwörens — nach ihr um, und erwidert: Tu che buo' da me? che lle faccio na mazzejata? . . . saje ch' è prena, tenè lo frate ch' è no 'mpiso, puozze sta bona, lassame ire; „Was willst du von mir? Soll ich sie schlagen? Du weißt, sie ist in der Hoffnung, überdieß ist ihr Bruder stärker als ich. Gehabe dich wohl! und lasse mich meiner Wege gehen." —

Eine Estancia.

(Fortsetzung.)

Man wird sich einen Begriff von dem Umfang einiger Estancias machen können, wenn man weiß, daß von den zwei reichsten Grundbesitzern in Buenos-Ayres, ungeachtet der großen Verluste, die sie während der letzten Bürgerkriege erlitten haben, Jeder noch über sechzigtausend Stück Ganado *) besitzt, und daß man nur fünfzehnhundert bis zweitausend Stück auf einer Quadratstunde weiden läßt, um zu vermeiden, daß nicht Mangel an Futter eintrete. So groß diese Heerden scheinen mögen, so stehen sie doch in keinem Vergleich mit denen, die gewisse Estancieros unter der spanischen Herrschaft besaßen, wo die Fremden von dem inländischen Handel ausgeschlossen waren, und der Mutterstaat eine weit geringere Menge von Häuten bezog, als gegenwärtig ausgeführt wird. Das Land war damals buchstäblich genommen mit Thieren bedeckt, so zwar, daß der Reisende an vielen Orten sich mitten durch die dichten Heerden Bahn brechen mußte, um seinen Weg fortsetzen zu können. Besitzer von hundertfünfzigtausend Stücken waren nicht selten, und

*) Ganado nennt man Vieh überhaupt und man setzt Vacuno dazu, wenn Hornvieh bezeichnet werden soll.

Anm. d. Verf.

man nennt noch gegenwärtig Einen, der fünfmalhunderttausend Stücke, auf verschiedene Estancias vertheilt, besessen haben soll. Dieser Reichthum war übrigens nicht so überschwenglich, als es auf den ersten Blick scheinen möchte; denn zu jener Zeit kostete ein Ochs vier bis fünf Realen (2 Fr. 50 Ct. bis 3 Fr.) und die Pesada (35 spanische oder 33 französische Pfund) Häute ungefähr vier Realen (2 Fr. 50 Ct.); gegenwärtig kostet einer drei bis vier Piaster (15 Fr. 90 Ct. bis 21 Fr. 20 Ct.) und letztere vier einen halben Piaster (23 Fr. 80 C.); so daß der Besitzer von fünfzigtausend Stücken so reich ist, als Einer, der ehedem sechsmal so viel sein eigen nannte. Die ausgedehnteste Estancia, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, heißt La Calera, war früher Eigenthum der Jesuiten und liegt in der Provinz Montevideo, am Ufer des La Plata, unfern dem Uraguay. Ich wohnte im Jahre 1826 ihrer Vermessung bei; sie hatte zweiundvierzig Stunden im Umfang, ist aber gegenwärtig ganz in Verfall gerathen und gehört dem Colegio de las huerfanas dem Waisenhause zu Buenos-Ayres, das davon wenig oder gar keine Einkünfte zieht.

Denken wir uns jetzt eine Estancia, zu der zwölftausend Stücke Vieh gehören. Das Haus ihres Eigenthümers liegt so viel möglich in der Mitte der Besitzung, am Ufer eines fließenden Wassers und auf einer jener wellenförmigen Erhöhungen des Bodens, oder Lomas, die man von Zeit zu Zeit in den Pampas wahrnehmen kann. Es besteht gewöhnlich aus einem Hauptgebäude von Backsteinen und einigen Ranchos für die Peons, die zum Dienste der Besitzung gehören. Neben an liegt der Corral, eine kreisrunde Einfriedung von mehr oder minder ausgedehntem Umfange, aus Pfählen, die in die Erde gerammt, und mit einem einzigen Thore zum Aus- und Einlaß der Thiere verschlossen sind. Wenn die Estancia nichts von Indianern zu fürchten hat, so nimmt man an ihr keine Vertheidigungsanstalten wahr; im entgegengesetzten Falle aber umgibt eine Mauer oder ein Graben, mit einem oder zwei Geschützen von kleinem Kaliber besetzt, die mehr dazu dienen, den Feind zu schrecken als ihm wirklich Schaden zuzufügen, die Estancia, während ihre Bewohner außerdem auch noch mit Flinten, Musketons, Säbeln u. s. w. jederzeit wohl versehen sind. Der Estanciero legt neben seiner Wohnung gewöhnlich einen ziemlich schlecht unterhaltenen Garten an, den er mit einigen Bäumen umpflanzt, vorzüglich mit Ombu und Pfirsichbäumen, die außer den Früchten ihm auch den nöthigen Bedarf von Holz liefern müssen. Ein so mit grünem Laubwerk umgebenes Gebäude erscheint auf den einförmigen und traurigen Steppen der Pampas als eine wahre Oase.

Ein reicher Estanciero hingegen wohnt größtentheils in der Stadt, und begibt sich nur dann und wann in die Pampas, um einige Zeit auf seinen Besitzungen zuzubringen. Die Estancia steht während seiner Abwesenheit unter Aufsicht und Leitung eines vertrauten Verwalters, dem einer oder mehrere Capataz beigegeben sind, um seine Befehle durch die übrigen Peons in Vollzug setzen zu lassen. Letztere stehen in verhältnißmäßiger Zahl zu den Heerden der Estancia und gewöhnlich rechnet man Einen auf tausend Stück. Außer der Kost erhalten sie monatlich einen Lohn von sechs Piastern. Die Domadores oder Gauchos, die ausschließlich mit der Bändigung der Wildfänge beschäftigt sind, erhalten einen etwas höhern Lohn, der aber nie acht oder neun Piaster übersteigt.

Die oben angenommene Zahl von Thieren würde nicht lange auf einer und derselben Trift beisammen gehalten werden können, ohne sie Hungers sterben zu lassen, auch die Aufsicht würde fast unmöglich seyn. Man sondert sie daher in mehrere einzelne Heerden, die man über die Estancia vertheilt. Jede dieser Heerden nennt man einen Rodeo, der gewöhnlich aus dreitausend Stück besteht, von einem alten Stier geführt wird und jeder seiner Bewegungen gehorsam folgt. Man gewöhnt letztern, jeden Abend sich in der Nähe des Hauses einzufinden, und jede Nacht regelmäßig an derselben Stelle zuzubringen. Die übrige Heerde ahmt ihn hierin nach, und bildet einen weiten Kreis um ihn her, woher sie auch den Namen Rodeo von rodear, umgeben, erhalten hat. Sobald sich mit Tagesanbruch der Leitstier erhebt und in Marsch setzt, folgt ihm die ganze Heerde und begleitet ihn auf die Weide. Drei oder vier Monate reichen gewöhnlich hin, eine Heerde an diese Ordnung zu gewöhnen. Einer der Rodeos bleibt gewöhnlich im Mittelpunkte der Estancia, die übrigen sind auf fast gleiche Entfernungen vertheilt und stehen unter Aufsicht eines Capataz, der von einer angemessenen Zahl Peons begleitet ist, die auf der angewiesenen Trift ihre Ranchos aufschlagen. Den Peons liegt vorzüglich ob, darauf Acht zu geben, daß die Thiere sich nicht verlaufen. Von Sonnenaufgang bis in die Nacht hüten sie ihr Vieh zu Pferde, beschäftigt, es bei dem Rodeo, zu dem es gehört, beisammen zu halten. So lange es nicht an Wasser fehlt, bleiben die Thiere ruhig und keines entfernt sich leicht; allein wenn Dürre eintritt, zerstreuen sie sich nach allen Seiten und setzen ihren Weg so lange fort, bis sie Wasser gefunden haben, um den brennenden Durst zu stillen, der sie verzehrt. Auch wenn eines jener furchtbaren Ungewitter ausbricht, die in den Pampas oft zu entstehen pflegen, rennen die Heerden, erschreckt von den entsetzlichen Blitzen und Donnerschlägen nach allen Seiten auseinander, und mischen sich unter die der benachbarten Estancias; in solchen Fällen brauchen die Peons mehrere Tage, bis sie ihre Thiere wieder zusammenbringen. Ungeachtet der sorgfältigsten Aufsicht verliert ein Estanciero doch alle Jahre durch dergleichen Ereignisse eine beträchtliche Anzahl Thiere, vorzüglich wenn sich in der Nähe seiner Triften Gehölz befindet, wo sie sich verstecken können. Solche verlaufene Thiere werden dann mit der Zeit wild und entfernen sich immer weiter. Eine große Menge derselben befindet sich in diesem Zustande auf dem Gebiete der Indianer, die darauf Jagd machen und zum Theil davon leben. Auch der Schaguar und Kuguar, die in den Pampas ziemlich häufig zu treffen sind, fügen den Estancieros manchen Schaden zu, jedoch nie so beträchtlichen, daß man sich sonderlich viel daraus machte. Die Rinder und Pferde wissen sich gegen diese reißenden Thiere eben so gut zu vertheidigen, als sie es in Europa gegen die Wölfe zu thun pflegen, indem sie einen Kreis bilden und ihnen eine drohende Fronte von Hörnern oder Hufen entgegen halten. Manchmal findet man in den Pampas todte Schaguars, die bei einem solchen Angriffe das Opfer allzu großer Kühnheit wurden.

Da die Witterung in den Pampas, während des Winters, sehr gelind ist und nur höchst selten bis unter den Gefrierpunkt sinkt, so bringen die Heerden das ganze Jahr unter freiem Himmel zu. Doch sieht man sie unter der Kälte und Nässe, die in den Monaten Junius, Julius und August herrschen, nicht selten bedeutend abmagern und ihre volle Runde erst im Frühling wieder gewinnen, wenn der Boden sich mit üppigen und saftigen Kräutern bedeckt, die während der dürren Jahreszeit wieder verschwinden, und während des Herbstes noch einmal zum Vorschein kommen. Letztere Jahreszeit ist in Buenos-Ayres die schönste von allen, erst während derselben beginnen die Einwohner die Feldarbeiten wieder, die während der großen Hitze ausgesetzt worden.

Außer den gewöhnlichen Viehheerden befindet sich auf einer Estancia stets eine große Anzahl von Pferden sowohl zum Verkauf, als zum Gebrauch der Peons, die deren eine unglaubliche Menge bedürfen. Da sie nur im Galopp reiten, so ermüden sie die Pferde in wenigen Stunden so sehr, daß sie den Tag über zu verschiedenenmalen wechseln müssen. Ein Estanciero, wie der oben als Beispiel gewählte, muß daher immer einige hundert Pferde in seinem Corral oder in der Nähe desselben, zum Dienst bereit halten. Die Pferde ziehen übrigens frei wie die übrigen Thiere in kleinen Rudeln oder Manadas umher, die aus einem Hengst, seinen Stuten und deren Fohlen bestehen. Die so gebildeten Familien zählen gewöhnlich dreißig bis vierzig Stücke, die unablässig ihrem Anführer folgen, und sich nie unter die zunächst weidenden Manadas mischen, wie sie sich ohne menschliches Zuthun von selbst gebildet haben. Jeder Hengst versammelt um sich so viele Stuten, als er bespringen kann, und läßt keine mehr in seinem Rudel zu, wenn er die genügende Anzahl beisammen hat. Alle die sich nachher noch anschließen wollen, werden von dem Hengst und den übrigen Stuten mittelst Zähnen und Hufen weggejagt, und irren dann so lange umher, bis sie auf eine Familie stoßen, bei der sie Aufnahme finden. Wenn ein junger Hengst stark genug geworden ist, um der Anführer eines Rudels zu werden, so wird er gleichfalls von seinen bisherigen Gefährten ausgestoßen, und folgt dann seiner oder andern Manadas, indem er einige junge Stuten seines Alters an sich zu locken sucht. Bald sieht er sich von mehreren solchen umringt, die ihren Trupp verlassen, um sich ihm anzuschließen, und er wird nun gleichfalls der Stammherr einer zahlreichen Nachkommenschaft. Indeß behält man nur eine geringe Anzahl von Hengsten, die als Zuchthengste dienen; der größte Theil derselben ist zum gewöhnlichen Dienst bestimmt, und wird wie bei uns ausgeworfen. Bis zu einem Alter von zwei oder dritthalb Jahren lebt das Pferd in völliger Freiheit und von keines Menschen Hand berührt. Um diese Zeit aber wird auf folgende Art zu seiner Bändigung geschritten: die Peons beginnen damit die Manada, zu der es gehört, in dem Corral einzuschließen; dann wirft Einer von ihnen dem Thiere einen Lazo um den Hals und schleppt es so, alles Sträubens ungeachtet, hinaus; ein anderer Peon bindet ihm die beiden Hinterfüße zusammen, und beide ziehen nun in entgegengesetzten Richtungen hin so lange, bis das Pferd zu Boden stürzt. Der Domador legt ihm dann ein Gebiß ins Maul und befestigt auf dem Rücken des Thieres eine Haut, an der sich Steigbügel, wie an einem gewöhnlichen Sattel, befinden. Hierauf befreit man es von seinen Fesseln und läßt es aufstehen. Der Domador schwingt sich nun mit seinen ungeheuren Sporen, deren Räder oft drei Zoll im Durchmesser haben, auf das Pferd, das von Furcht und Wuth zitternd gewöhnlich mit ausgespreizten Beinen, schnaubenden Nüstern und stieren Augen einige Minuten lang bewegungslos stehen bleibt. Plötzlich aber macht es einige manneshohe Sprünge und fliegt dann in gerader Linie über das Blachfeld hin, indem es über jeden Gegenstand, der ihm in dem Wege liegt, wegsetzt; allein vergebens sucht es sich von seinem Reiter zu befreien, indem es bäumt, hinten und vorn ausschlägt und sich wälzt. Der Domador belauert alle Bewegungen des wüthenden Thieres und kommt ihnen rasch zuvor, bis es sich endlich gezwungen sieht, jede Richtung zu nehmen, die er ihm zu geben beliebt. Wenn die Kraft des Pferdes erschöpft ist, führt es der Domador zurück, nimmt ihm Zaum und Sattel ab und bindet es die Nacht über an einen Pfahl, der an einer von Gras entblößten Stelle in den Boden geschlagen ist, damit es sich nicht erholen und die verlornen Kräfte wieder gewinnen möge. Am nächsten Morgen und in den folgenden Tagen wird ihm von Neuem so lange zugesetzt, bis es gänzlich erschöpft ist, und nur einige Stunden zu weiden vergönnt; endlich nach Verlauf von vier oder fünf Tagen wird das Pferd als gebändigt und zum Dienste tauglich erachtet: Es un caballo — „es ist ein Pferd" — sagen dann die Gauchos. Wenn nach einigen Wochen sein wilder Ungestüm allmählich gebeugt ist, wird es ein Rodomon, den indeß noch wenige Europäer zu reiten im Stande seyn möchten; endlich wenn es ganz zahm geworden ist, erhält es den unedlen Namen Mancaron, was mit Schindmähre gleich bedeutend ist. Die Gauchos sagen dann verächtlich von ihm: „Es ist gut für die Gringos*). Ein Pferd, das durch so gewaltthätige Mittel gestirnt worden ist, kann begreiflicherweise nicht lange dauerhaft seyn. Eine der Haupteigenschaften, welche die Gauchos an ihren Pferden schätzen, besteht darin, mitten im schnellsten Fluge einzuhalten und stehen zu bleiben, was nicht geschehen kann, ohne daß das ganze Gewicht des Thieres einen Augenblick auf den Hinterfüßen ruht, wodurch diese sehr schwach werden, was auch der gewöhnliche Fehler der Pferde von Buenos-Ayres ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Schimpfname, den die Gauchos den Europäern beilegen. A. d. Verf.

Ein Ketzerprozeß in Schottland.

Das Presbyterium zu Annan (in Südschottland) war jüngst in der Kirche dieses Städtchens versammelt, um nach Beseitigung der schottischen Generalversammlung über den Prediger Eduard Irving wegen ketzerischer Lehrsätze Gericht zu halten. Die Anklage beschuldigte ihn, „durch Wort und Schrift, vorzüglich in Bezug auf den gefallenen Zustand und die Sündlichkeit der Natur Jesus Christus, Ketzereien verbreitet zu haben, die der heiligen Schrift und den Lehrsätzen der schottischen Kirchenhäupter zuwider seyen." Mit Begründung dieser Anklage war darauf angetragen, den Prediger Irving, im Falle er nicht widerrufe, seines Predigeramts

amtes zu entsetzen und ihm die Erlaubniß zu den Verrichtungen eines Dieners der schottischen Kirche zu entziehen. Irving vertheidigte sich mit großem Nachdruck in einer zwey Stunden langen Rede, in der er unter andern sagte: „Ich kam nicht hieher, um mich zu rechtfertigen. Das Presbyterium mag mit mir thun was es will. Ich übergehe es und sage nichts weiter darüber. Allein ich stehe hier als ein Zeuge für den Herrn Jesus, um den Menschen zu sagen, was er für sie that, und was er für sie that, war dieses: Er nahm eure Fleisch an und heiligte es, um euch zu heiligen, und deßhalb wird er Jeden heilig machen, der an ihn glaubt. Er kam, um für euch den Kampf zu kämpfen; er trat den Satan, die Welt, das Fleisch und alle Feinde der Menschen zu Boden, und sagt zu Jedem: Heiliget euch wie ich heilig bin. Glaubt ihr, daß er eine bessere Natur annahm, als die eurige? Nein, eure war es, die er annahm! O des niedrigen Undankes! Schande über euch, daß ihr andern Lehren Gehör gebet! Errröthet, errröthet über die Lehre, die ihr unter euch predigen ließet! Er kam, um den Teufel zu bekämpfen und alle seine Gesellen, und euch zu heiligen! Er legte eure Feinde auf dem Schlachtfelde zu Boden und sprach: Glaubet und folgt mir nach! Nun wißt ihr meine Lehre. Allein, werdet ihr einwenden, daß ihr mit dem Fleische zu kämpfen habt und Christus nicht? Wollt ihr Dieß sagen und zu Grunde gehen? Ihr Diener, Aelteste und Presbyterium! Kann man erwarten, daß ein Soldat, der krank, verwundet oder todt ist, seinen Feldherrn folge, der voll Kraft des Allmächtigen ist? Nein, aber wenn dieser Feldherr selbst krank, verwundet oder todt ist, kann er dann nicht verlangen, daß der Soldat deßgleichen thue? Nun, Jesus ist der Feldherr der Erlösung; er war krank für uns, kämpfte mit dem sündigen Fleisch für uns, und deßhalb kann er von uns verlangen, ihm zu folgen im Kampfe mit der Sünde, unsrer Krankheit, unserm Tode. Hier habt ihr meine Lehre. Soll ich sie zurücknehmen? Soll ich sie widerrufen? Nein, nicht ein Jota werde ich davon zurücknehmen.“ Nachdem er bemerkt hatte, daß seine Schriften von der schottischen Generalversammlung als ketzerisch erklärt worden seyen, fügte er noch hinzu: „Als ich fand, daß meine Bücher der Irrlehre bezüchtigt worden waren, entschloß ich mich, sie nochmals vor dem Herrn zu durchlesen; zu diesem Ende zog ich mich in die Einsamkeit zurück, und Tag für Tag durchlas ich das Buch, um zu sehen, ob sich ein Irrthum darin finde. Und nachdem ich Alles wohl erwogen und überdacht hatte, und nichts zu verändern fand, fiel ich auf meine Knie nieder und brachte dem Herrn meinen glühendsten Dank, daß er mich so denken und schreiben ließ. Kein Mensch weiß Dieß, aber der Herr weiß es. Meine Schriften enthalten Lehren, die dem Gaumen vielleicht nicht schmecken werden; allein ich versuchte sie für ihn genießbar zu machen. Und mögen sie es nun geworden seyn oder nicht, es sind Arzeneien, die für die Kirche gut und gesund sind; es sind starke Arzeneien für eine sterbende Kirche. Ja, es sind Arzeneien, die, wenn sie genommen werden, sie heilen und gesund machen können. Ich sage Dieß von dem Buche nicht um meinetwillen, sondern um der Wahrheiten willen, die darin enthalten sind. Möge das Buch verbrannt werden! Ja, jedes Exemplar desselben möge verbrannt werden! Ich kümmere mich nicht um das Buch! Hinweg mit ihm! Doch seine Lehre kann und wird nicht verloren gehen, bis der Herr wiederkommt.“ Nachdem er hierauf diese Lehre näher entwickelt hatte, fuhr er fort: „Dieß ist die Lehre, die ausgestoßen wurde. Die größte Gabe, die dem Volke Schottlands seit den Tagen Knox's verliehen wurde — ja eine größere als er — ich meine John Campbell, wurde auch ausgestoßen. Er war ein fleckenloser Mann Gottes. An ihm war kein Fehler, wenigstens kein Fehler, den ein Mensch ihm zur Last legen konnte. Er war ein Mann Gottes; doch auch ihn habt ihr ausgestoßen mit Verachtung, und soll ich nicht sein Loos wählen; soll ich erschrecken bei dem Namen Generalversammlung? Gottes Name ist ein größerer Name als der Name der Generalversammlung. Was ist sie, als eine Versammlung elender Sünder? Wenn Gottes Name im Spiele ist, soll ich die Generalversammlung nicht hassen? Ich hasse sie mit vollkommenem Hasse. Aber liebe ich sie darum desto weniger? Nein, nur um so mehr. Hasse ich mein Kind, wenn ich es züchtige? Nein, wer die Ruthe spart, haßt sein Kind. Mein Sendschreiben an die Generalversammlung war in Liebe, in aufrichtiger Liebe geschrieben. Kein Arges war darin. Ich wollte nur sehen, ob Einer von dieser Kirche Muth genug haben würde, zur Vertheidigung dieser Lehre hervorzutreten, und ich freue mich, daß mein Bruder hier zur Rechten aufstand gleich mir.“ Bei diesen Worten legte Irving seine Hand auf das Haupt des ehemaligen Predigers von Irongray. Herrn Dow, der neben ihm in dem Kirchenstuhl saß, von dem aus Herr Irving seine Rede hielt. Nachdem diese zu Ende war, wollte der Moderator (so heißt der Präsident des Presbyteriums in Schottland) zur Erfüllung des ihm gewordenen Auftrages schreiten, und ersuchte daher den Aeltesten des Presbyteriums zuvor ein Gebet zu sprechen; als sich aus dem Kirchenstuhle Irvings eine Stimme hören ließ, welche rief: „Auf und fort mit euch! — Auf und fort mit euch! — Fliehet hinaus aus ihr! Fliehet hinaus! — Ihr könnt nicht beten! Wie könntet ihr zu Christus beten, den ihr verläugnet? Ihr könnt nicht beten! Fort! Fort! Hinaus! Hinaus!“ — Aller Augen richteten sich auf den Kirchenstuhl, woher diese Stimme ertönte, und erblickten den oben erwähnten Prediger Dow, der sich neben Herrn Irving erhoben hatte und mit dem ganzen Ausdruck eines plötzlichen Wahnsinns in Gesicht und Stimme diese Worte ausließ. Vergebens rief man ihn wiederholt zur Ordnung; er fuhr fort in abgerissenen Sätzen zu schreien, bis er nicht mehr konnte. Die ganze Versammlung gerieth dadurch in Verwirrung, bis endlich Dow die Kirche verließ und sein Freund Irving ihm folgte, der zuvor mit aufgehobenen Händen ausrief: „Werdet ihr nicht der Stimme des heiligen Geistes gehorchen, die ihr so eben vernommen habt? Wer dem heiligen Geiste gehorchen will, folge mir!“ — Mit diesen Worten verließ er die Kirche, von einigen seiner Anhänger begleitet. Der Aelteste des Presbyteriums sprach nun ein Gebet und der Moderator die Absetzung Irvings aus, worauf die Versammlung, die mehr als 1800 Menschen herbeigezogen hatte, auseinander ging.

Vermischte Nachrichten.

Unter den kürzlich gedruckten Papieren des englischen Parlaments enthält auch eines die Angabe der Acres Landes, welche in Großbritannien im Jahre 1832 mit Hopfen bepflanzt waren, nämlich 47,101. Die davon erhobenen Abgaben betrugen 241,771 Pfd. Folglich kam auf den Acre mit Hopfen bebautes Land etwas über 5⅛ Pfd. oder ungefähr 61 fl. Der Acre enthält etwas mehr als zwei Drittheile eines großen berliner Morgens. Von denselben Papieren theilt eines die Zahl der Bierbräuer, Speisewirthe und Bierwirthe mit, woraus hervorgeht, daß England 1753 Bräuer, 50,796 Speisewirthe und 30,917 Bierschenken zählt. Die Zahl der Gastwirthe, die ihr eigenes Bier brauen, beträgt 24,295; die Zahl der Bierschenken, die es selbst brauen, ist 13,102. Die Anzahl der Buschel *) Malz, welche im vergangenen Jahre von Bräuern, Speisewirthen und Bierschenken verbraucht wurde, beträgt 13,891,851; 8,898,739 und 3,093,519. Die Zahl der Bräuer in Schottland ist 216, der Speisewirthe 17,070, die Quantität Malz, die von ihnen verbraucht wurde, beträgt 895,901 und 96,505 Buschel. In Ireland sind 216 **) Bräuer, und die Quantität Malz, die verbraucht wurde, beträgt 1,545,265 Buschel. Die gesammte Masse Malz, die im vergangenen Jahre in England, Schottland und Ireland verbraucht wurde, beträgt demnach 28,117,851 Buschel.

*

Ein englisches Blatt sagt: ein Schreiben aus Quilloto, einer kleinen Stadt in der Nähe von Valparaiso, schildert das inliegende Land und überhaupt ganz Chili als im Zustande raschen Fortschreitens begriffen. Seit 1818 wuchs die Bevölkerung Valparaiso's von 2000 auf 25,000 an, eine Vermehrung, wie sie nie in irgend einem Lande erhört wurde.

*

Nach einem englischen Blatt ist im Jahre 1815 in China eine Zählung der Bevölkerung vorgenommen worden, der zufolge die Seelenzahl des himmlischen Reiches in jenem Jahre 361,695,879 betrug.

---

*) Der Buschel ist ungefähr der dritte Theil eines frankfurter Malters und der zehnte eines münchner Schaff.

**) Wenn diese Zahl kein Druckfehler ist, so trifft die Zahl der Bräuer in England und Schottland wunderlich zusammen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 115. 25 April 1833.

Mississipifahrten.

(Fortsetzung.)

Wir hielten zu Memphis, an der Petite-Prairie und zu Neu-Madrid an. Dieser Weiler, wo wir uns zum letztenmal mit Holz versorgten, bevor wir zur Mündung des Ohio kamen, war einen Monat zuvor Zeuge der Explosion des Dampfschiffes Caledonia gewesen, bei der eine große Anzahl Menschen ums Leben kam. Die Todten waren auf der Anhöhe vor dem Dorf beerdigt worden, und man hatte ihnen ein Kreuz mit einer Inschrift gesetzt. Das Dampfboot mit seinen geborstenen Röhren, seinen zerrissenen Kesseln, seinem zerschmetterten Gebälk und zersplitterten Fenstern lag noch da; es war ein trauriger Anblick. Es ist auf den Dampfbooten übrigens nur für die Reisenden Gefahr zu besorgen, die das oberste Verdeck (upperdeck) bewohnen, das der Explosion der Maschine und dem Umherspritzen des siedenden Wassers ausgesetzt ist. Solche Unfälle waren zur Zeit meiner Reise sehr häufig: nicht Eine Woche verging, wo nicht der Kessel eines Dampfboots sprang, oder ein Schiff auf die Snags stieß, oder in Brand gerieth.

Unsre Gesellschaft an Bord war keine der angenehmsten: zehn oder zwölf Personen ausgenommen, denen wir von Zeit zu Zeit höchstens „a fine morning" und „a beautiful afternoon" sagten, waren die Uebrigen eine Gesellschaft amerikanischer Schauspieler von Neu-Orleans, die nach St. Louis ging, um dort einige Vorstellungen zu geben, und ich muß gestehen, daß sie für mich nichts hatten, was zu näherer Bekanntschaft einladen konnte. Der einzige Vorfall, der die Einförmigkeit unseres Reiselebens unterbrach, war, daß unserm mulattischen Steward (Proviantmeister) das Unglück begegnete aus Ungeschicklichkeit ins Wasser zu fallen. Zum Glück für ihn bemerkte ich von der äußern Galerie des Schiffes, wo ich mich gerade befand, um frische Luft zu schöpfen, seinen dicken Krauskopf über den Wellen emporragen. Der arme Teufel strengte sich in aller Stille gewaltig an, um das kaum fünfzig Schritte entfernte Land zu erreichen; der Kapitän wurde benachrichtigt, die Maschine angehalten, und nach einigen Minuten brachte ihn ein Kanot, dem Volksglauben zum Trotz, der da behauptet, daß jeder, der in den Mississipi falle, verloren sey, wieder an Bord. Ohne meine Dazwischenkunft wäre der arme Steward in den Wäldern ausgesetzt geblieben, und dort wahrscheinlich Hungers gestorben, denn es dürfte ihm fast unmöglich geworden seyn, dem uns folgenden Dampfboote sich durch sein Geschrei bemerklich zu machen.

Nachdem wir am weißen Flusse (rivière blanche) und dem Franziskusflusse vorüber waren, gelangten wir am 2 Junius Morgens zum Zusammenflusse des Mississipi und Ohio (vormals von den Franzosen Belle Rivière genannt), zwischen den drei Staaten Missouri zur Linken, Illinois gerade gegenüber und Kentucky zur Rechten. Die Verschiedenheit des Wassers beider Flüsse ist sehr augenfällig. Das des erstern ist gelb und lehmig, das blaue und klare des Ohio dagegen weist den Schlamm seines Nachbars lange Zeit zurück, und hält sich auf eine bedeutende Strecke abwärts am linken Ufer ganz unvermischt. Wir ließen den Ohio rechts und setzten unsre Fahrt den Mississipi aufwärts fort. Man trifft zuweilen von hier aus alte französische Niederlassungen und die hohen Felsen geben den Ufern des Flusses ein sehr malerisches Ansehen. Cap Girardeau und St. Geneviève, dem Flusse Kaskaskia gegenüber gelegen, sind die am mindesten verödeten französischen Dörfer. Im Jahre 1760 gegründet, ist das letztere der Hauptniederlagsort für die Bleiminen, die in der Nachbarschaft ausgebeutet werden. Die Franzosen von St. Louis nennen es Misère.

Als wir zu St. Geneviève anlegten, befanden sich viele Indianer, oder, wie die Franzosen des Westen sie nennen, Wilde am Ufer. Diese Indianer trugen Shawls um den Kopf gewunden, hatten die Wangen mit Zinnober geschminkt, Nasen und Ohren mit Ringen durchbohrt und über den Leib eine Decke geworfen; fast alle waren mit Flinten bewaffnet, und sprachen ziemlich gut französisch. Sie führten uns zu einem Greise, der ein geborner Franzose und dessen Haus der Sammelplatz aller Indianer ist. Ein noch älterer Landsmann, der sich gerade bei diesem zum Besuche befand, war sehr erfreut uns zu sehen. Er erzählte uns sein Seeleben, seine Feldzüge gegen die Maroguins und seine Gefangenschaft bei den Barbaresken sehr ausführlich. Die Indianer dagegen sprachen von ihren Bären-, Panther- und Bisongjagden, und versprachen uns, daß wir von den letztern erlegen sollten, so viel uns beliebte, wenn wir ihnen nur fünfhundert Meilen weiter ins Innere folgen wollten.

Sechs ihrer Häuptlinge, unter diesen ein Delaware und zwei Tschipewas, schifften sich mit uns nach St. Louis ein, um

dort das Geld für ihre den Vereinigten Staaten verkauften Ländereien in Empfang zu nehmen. Ein alter französischer Pelzhändler befand sich gleichfalls unter dem neuen Zuwachs unsrer Reisegesellschaft, dessen Erzählungen von seinen Reisen auf dem Columbiastrom, in Californien und andern Ländern, wohin ihn seine Geschäfte geführt hatten, viele Unterhaltung gewährten. Diese Reisen werden jetzt mit weit größerer Bequemlichkeit zurückgelegt, als sonst; denn man fährt in mit vier Pferden bespannten Waggons oder Bankwägen längs dem Missouri hinauf, bis zu den Felsengebirgen, was freilich Zeit kostet. Das Wild, das man antrifft, wird erlegt; die Hauptnahrung der Reisenden ist der Bisong, dessen Höcker ein leckeres Gericht gibt, dessen man nie überdrüssig wird. Die Gesellschaften, die nach Californien auf die Biberjagd gehen, reisen gleichfalls auf Bankwägen vom Fort Osage am Missouri aus. Des Nachmittags wird etwa drei oder vier Stunden lang angehalten, und während ein Theil der Gesellschaft das den Tag zuvor erlegte Wild zubereitet, oder Fuhrwerke und Geschirr ausbessert, zerstreut der andere sich in den Steppen, um Bisongs, Hirsche, Damhirsche, Rehe, wilde Ziegen, Rebhühner oder Haselhühner zu jagen. Die Pferde weiden frei um das Lager herum, und am andern Morgen pfeift man zur Abreise, ein Zeichen, auf das sie abgerichtet sind.

Am 4 Junius kam ich nach St. Louis, einer kleinen hübschen Stadt von acht bis neuntausend Einwohnern, die im Jahre 1664 von den Franzosen gegründet wurde, und etwa tausend bis eilfhundert Häuser zählt. Sie liegt am westlichen Ufer des Mississipi, auf einer kleinen Anhöhe, wodurch sie gegen die Ueberschwemmungen des Flusses geschützt wird. Die Häuser sind zur Hälfte aus Backsteinen, das Uebrige von Holz erbaut; die der Franzosen sind meist nur ein Stockwerk hoch und mit einer bedeckten Galerie umgeben. Am jenseitigen Ufer des Mississipi, wohin man in einem Teamboat *) gelangt, hat man eine sehr schöne Ansicht von St. Louis. Die rosenfarbenen und weißen Häuser dieser Stadt nehmen eine Strecke von zwei Meilen längs dem Flusse ein, und in dieser ganzen Ausdehnung liegen Dampfschiffe und Fahrzeuge aller Art am Gestade. St. Louis ist eine sehr betriebsame Stadt, die wunderbar schnell sich vergrößert und, vermöge ihrer Lage, vielleicht einst die Hauptstadt der Vereinigten Staaten werden könnte. Sie ist die Hauptniederlage alles Rauchwerks der „American Fur Company," das hier von allen Punkten Amerika's her eintrifft. Von hier aus geht es den Mississipi hinauf bis zur Prairie du chien, kommt dann auf den Fluß Wisconsin, nach einer Landfahrt von anderthalb Meilen auf den Fuchsfluß, und endlich auf dem See Michigan nach Greenbay, von wo aus es auf Dampfbooten nach Buffalo und von da auf dem Eriekanal nach Newyork geführt wird.

Den größten Theil der Reisen in den Vereinigten Staaten legt man zu Wasser auf Dampfbooten und mit einer Schnelligkeit wie wohl in keinem andern Lande zurück. So wenn man von Norden nach Süden, selbst von den englischen Provinzen aus, der Küste folgt, reist man von Annapolis nach Neuschottland den Fluß hinab auf dem Dampfboot; fährt dann über die Fundybai bis nach St. John, von St. John nach Eastport, von dieser Stadt aus zu Lande nach Hallowell, von Hallowell im Dampfboot auf dem Fluß Kennebeck nach Boston; von Boston legt man einige Meilen zu Lande bis nach Providence zurück und von dieser Stadt zur See nach New-York; von New-York nach Philadelphia; von da auf dem Delaware und Chesapeakekanal nach Baltimore; von Baltimore den Chesapeake abwärts nach Norfolk; von Norfolk, den Jamesfluß hinauf, nach Richmond. Mehrere Reisende bieten indeß dem Meere, dem Cap Lookout und dem gefährlichen Cap Hatteras Trotz und gehen von Norfolk nach Charleston, von hier aus entweder zur See oder durch das Innere des Landes, wo zur Zeit des hohen Wassers eine Menge kleiner Krihls für Dampfboote fahrbar sind, nach Savannah. Von Savannah aus fährt man den großen Fluß gleichen Namens aufwärts bis nach Augusta und von da zu Lande nach Montgomery. Von dieser Stadt aus geht es den Alabama hinab bis Mobile; von Mobile nach Blakeley, von Blakeley zu See und über die Balise nach Neu-Orleans und dann auf den See'n Borgne oder Pontchartrain oder auf der Eisenbahn, bis in die Stadt. Von da aus endlich kann man auf dem Bären- oder Mackenzie-Fluß in die Baffinsbai gelangen. Ein Kanal, der den Ohio bei Sandusky mit dem Eriesee verbinden wird, ist bald vollendet, und dann kann man durch eine Binnenschifffahrt, die nur während des Winters unterbrochen ist, von Quebec bis nach Neu-Orleans kommen. Der Niagarafall wird durch Schleußen umgangen, die bald fertig seyn werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine von Pferden gezogene Fähre.

Eine Estancia.

(Fortsetzung.)

Um die ihm zugehörigen Stücke zu erkennen, hat jeder Estanciero seine eigene Marke, die er auf der Polizei anzeigen und eintragen lassen muß. In einem Saale dieser Behörde zu Buenos-Ayres findet man alle diese Marken der Provinz abgebildet und öffentlich zur Schau gestellt, so daß Jedermann zu jeder Stunde davon Einsicht nehmen kann. Man brennt dergleichen Marken dem Thiere mit glühendem Eisen auf die Haut, und verkauft der Eigenthümer eines, so setzt er ein zweites Brandmal neben das erste, und der Käufer fügt das seinige bei. Freilich würde dazu auf der Haut des Thieres nicht mehr Platz seyn, wenn es häufig seinen Herrn wechselte; allein da man es nicht lange leben läßt, so kommt es selten in viele Hände. Jedermann hat das Recht, ein Thier, das seine Marke trägt, überall wo er es findet, ohne alle weiteren Umstände sich zuzueignen: der einstweilige Eigenthümer, auch wenn er ohne böswillige Absicht davon Besitz ergriffen hatte, würde sich bei dem geringsten Widerstande großen Unannehmlichkeiten aussetzen. Die Polizei hält auch über die zum Verkauf nach der Stadt geführten Häute strenge Aufsicht; die Marke läßt stets sogleich den ursprünglichen Eigenthümer erkennen, und jeder verdächtige Mensch, der Häute zu Markt

bringt, die einen fremden Stempel tragen, ist gehalten, sich auszuweisen, wie er in ihren Besitz gekommen ist. Dieß Gesetz ist eines von jenen, die mit der größten Strenge gehandhabt werden, da der persönliche Vortheil eines Jeden dabei ins Spiel kommt und so zu sagen auf gewissenhafter Beobachtung desselben die Wohlfahrt des Staates beruht. Indeß hindert Dieß doch nicht, daß Viehdiebstähle sehr häufig sind; der Gauchos, der ein einzelnes Thier trifft, wird sich selten ein Gewissen daraus machen, sich dessen zu bemächtigen und es abzuschlachten, um die Spur seines Eingriffes in das fremde Eigenthum zu vertilgen.

Die Marke wird dem jungen nachgewachsenen Vieh alle Jahr im Herbste, nämlich in den Monaten April oder Mai eingebrannt, was man die Hierra (von Hierro, Eisen) nennt, die dann auf den Estancias mit einer Reihe von festlichen Gelagen verbunden ist, wie etwa bei uns die Weinlese. Der Estanciero ladet seine Freunde dazu ein, und die Gauchos eilen von allen Seiten herbei, um ihre Dienste anzubieten, und Theil an den Vergnügungen zu nehmen, die dabei stattfinden und worin oft ihr einziger Lohn besteht. Mehrere Tage lang wird geschmaust und getanzt, und Pferderennen und andere Belustigungen jeder Art tragen zur Unterhaltung der Gäste bei. Die in der Steppe zerstreuten Thiere zusammenzutreiben und in den Corral zu bringen, ist allein schon ein ungemein ergötzliches Vergnügen für die Gauchos, die bei dieser Gelegenheit ihre ganze Geschicklichkeit im Wurf des Lazo und der Bolas, die nie von ihrer Seite kommen, an den Tag zu legen streben. Jedes Thier wird auf die oben bei den Wildfängen erwähnte Art zu Boden geworfen und wieder frei gelassen, sobald es gebrannt ist. Zu gleicher Zeit werden die jungen Stiere verschnitten, was wie in Europa geschieht, und man schreitet dazu, nicht sowohl um einem allzu großen Nachwuchse des Viehes vorzubeugen, als um bessere Häute zu erlangen, da die der Ochsen viel dünner und geschmeidiger und zu dem verschiedenen Verbrauch sachdienlicher sind, als die der Stiere. So lange die Hierra dauert, werden täglich mehrere Ochsen zu den Mahlzeiten geschlachtet, die ohne Unterbrechung aufeinander folgen und an die homerischen Gelage erinnern. Die Gauchos, in ihrem gewöhnlichen Leben zwar sehr mäßig, verschlingen an diesen Freudentagen wahrhaft ungeheure Stücke von Fleisch. Ueber einem im Freien lodernden Feuer werden ganze Viertheile von Ochsen, statt des Bratspießes der ganzen Länge nach mit einem Stück Holz durchbohrt, gebraten. Wenn sie gar sind, nimmt man sie von dem Gluthhaufen hinweg und steckt den Spieß senkrecht in den Boden, worauf dann jeder mit seinem Messer lange Streifen abschneidet, die er in den Mund schiebt und kurz vor den Lippen weg erst zerstückt. Kaum ist ein solcher riesenhafter Braten verschwunden, so hängt schon wieder ein frischer über dem Feuer, und so geht es fort, so lange das Fest dauert. Abends beschließen Tänze, die nach dem Klang einer mißgestimmten Guitarre aufgeführt werden und erst spät in der Nacht enden, die Vergnügungen eines solchen Tages.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pflanzer von Paramaribo. *)

Es war, so viel ich erfahren konnte, im Jahre 1772, einige Monate vor der Expedition des Obristen Fourgeoud gegen die rebellischen Neger von Surinam, als ein großes Schiff aus Amsterdam an dem Kai von Paramaribo seine Reisenden ans Land setzte, unter denen sich der junge Jansen Houtwyn befand. Arm und mittellos hatte er das Vaterland verlassen, um hier sein Glück zu suchen, mit dem festen Entschluß, es zu finden. In jener guten Zeit, die, will es Gott, wohl auf immer unwiederbringlich dahin gegangen ist, war es kein schweres Wagstück, in den Kolonien sein Glück zu machen, und jeder Sohn einer guten Mutter, der den Muth in sich fühlte, „nach den Inseln" zu reisen, oder den eine kluge Familie dahin schickte, um seine Jugendsünden abzubüßen, mußte ein großer Dummkopf seyn, wenn es ihm nicht früher oder später gelang, die Rolle eines Vetters aus Mexiko zu spielen. Heutzutage geht es freilich ganz anders zu.

Wer von diesem Augenblicke an Jansen Houtwyn nicht mehr sah, sondern erst zwölf Jahre später wieder traf, würde ihn schwerlich in dem reichen Plantagenbesitzer der Cottewine, dem Eigenthümer von fünfzehnhundert Sklaven, dem Mitgliede des Justizkollegiums der Kolonie wieder erkannt haben, der mit seinen prächtigen Pferden und Equipagen die stolzesten Pflanzer verdunkelte; er würde in diesem hochmüthigen Glücksritter nicht mehr den bescheidenen jungen Menschen erkannt haben, der sich damals glücklich schätzte, die Stelle eines Unteraufsehers in derselben Plantage zu erhalten, deren gegenwärtiger Besitzer er geworden war. Zwei Jahre lang war es ihm freilich hart ergangen in seinem Dienste, wenn er vom ersten Sonnenstrahle bis in die Nacht die Neger auf den Pflanzungen beaufsichtigen mußte, im Winter den fünfmonathlichen Regengüssen, im Sommer der brennenden Hitze ausgesetzt, vom Fieber oder den Muskitos gepeinigt, und noch dazu bei magerer Kost und geringem Lohn. Allein bald that er sich durch Diensteifer und Sachkenntniß hervor, wurde Aufseher, dann Buchhalter, dann Oberverwalter mit zehntausend Gulden Gehalt, zuletzt nach dem Tode seines Herrn Eigenthümer der Plantage.

So hatte Jansen Houtwyn mehr und mehr an Reichthum und Ehren zugenommen; aber zu gleicher Zeit war auch, wie er sich etwa ausgedrückt haben würde, seine Rechnung dort oben gewaltig angewachsen, und dem Engel, der über ihn das Buch zu führen hatte, war wohl in diesen zwölf Jahren kein Tag vergangen, wo er nicht die zu ihm aufsteigende Klage eines gepeitschten, gefolterten oder verstümmelten Sklaven einzutragen hatte, oder irgend eine Handlung des Frevelmuthes und der Ueppigkeit, bei deren Aufzeichnung er erröthen mußte. Das Blatt dieses Buches mit dem „Soll" war daher erbärmlich schwarz und voll geschrieben, während die andere Seite gar leer und weiß blieb. Allein das Leben des Pflanzers wurde hienieden ganz anders beurtheilt. Die Weißen beneideten seinen Reichthum, und schätzten es sich zur größten Ehre, zu seinen Festen geladen zu werden. Seine Stimme gab in den Berathungen stets den Ausschlag, und ein Kopfnicken von ihm war von großem Gewicht. Und wer sollte sich nicht auch hinzu gedrängt haben zu den Festen des reichen Jansen Houtwyn, die so glanzvoll und überschwenglich waren. In Krystall und Gold tranken seine Gäste die Kapweine, den Traubensaft Frankreichs, Griechenlands und der kanarischen Inseln; junge Sklavinnen, unter den schönsten und üppigst gebauten ausgesucht, deren halb durchsichtige Gewänder mehr dazu dienten, ihre Reize zu erhöhen als zu bergen, bedienten die Tafeln mit den leckersten Gerichten beider Welttheile, oder kühlten die Schläfe der Gäste mit kostbaren Fächern. So verstrichen die Tage des Pflanzers in der Stadt, und wenn er sich auf seine Plantagen begab, so fand er hier andere Mädchen um seine Tafel, andere Weine in seinen krystallenen und goldenen Bechern, und andere Nächte von Schwelgerei und Wollust. Dieses Glück dauerte viele Jahre.

*) Aus dem neuen französischen Journale „Europe littéraire." Die nachstehende Geschichte ist buchstäblich wahr und ereignete sich im Jahre 1786. Zur Ehre der Menschheit muß gesagt werden, daß seitdem das Loos der Sklaven in den holländischen Kolonien von Guyana um Vieles gelindert worden ist — allein doch immer bleibt es noch das Loos von Sklaven!

A. d. R.

An einem klaren lichtstrahlenden Oktobermorgen, zur Zeit der Zuckerrohrernte, zog eine schöne Barke, mit einem Verdeckgeländer von wunderlichem Schnitzwerk und in ihrem Spiegel mit einer Kajüte von vergoldetem Gitterwerke versehen, das Vorhänge von weißem ostindischem Musselin beschatteten, von acht kräftigen Negern gerudert, in der Rhede von Paramaribo dahin, indem sie sich zwischen den rechts und links vor Anker liegenden Schiffen hindurch wand, deren Matrosen, nachlässig an den Backbord gelehnt, dem leichtbeschwingten Boote nachschauten. Vier junge Neger, in reichen Livreen, saßen auf dem Dache der Kajüte und bliesen auf Waldhörnern Melodien, wie sie damals in den Konzerten in Holland Mode waren; und der Fluß und die Waldungen an seinen Ufern hallten weithin davon wider. Diese Barke hatte Mynder Jansen Houtwyn an Bord, der sich auf frisch mit Bananenblättern gefüllten und mit feinen Matten bedeckten Polstern in wollüstiger Ruhe wiegte. Die Barke ging quer über den Fluß und fuhr dann an dem der Stadt gegenüber liegenden Ufer hinauf, bis sie das Fort Amsterdam erreichte, worauf sie schnell rechts einbog und in die Cottica einlief, die an dieser Stelle ihre vom dichten Waldschatten gekühlten Gewässer mit den lauwarmen Wogen des Surinam vermischt.

Unter den verdoppelten Ruderschlägen der Neger flog die Barke dahin; die prächtigen Wohnungen, die Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwollenständen, Kaffeebäumen, die überschwemmten Gründe mit Wurzelträgern*) zogen eilends auf beiden Ufern dem Auge vorüber, wie ein bewegliches, unaufhörlich wechselndes Panorama. Bald fuhr die Barke in das klare Gewässer, in die lachenden Einöden der Comewine ein, und störte mit dem Schalle ihrer Waldhörner und dem Geplätscher der Pagaien die Wildniß auf aus ihrer Stille. Endlich wurden die Wohngebäude immer seltener, die Vegetation immer wilder, und am zweiten Tage landete das Schiff seinen Herrn an einer unermeßlichen, aber einsam in tiefem Urwalde gelegenen Plantage.

Jansen Houtwyn kam, wie gewöhnlich, um die Feldarbeiten der Zuckerrohrernte zu besichtigen. Sein Oberaufseher lief herbei, um ihn zu empfangen, half ihm ans Land steigen, begleitete ihn ehrfurchtsvoll, den Hut in der Hand, bis an ein prachtvolles Haus, das von weitläufigen Nebengebäuden umgeben war, und hinter dem man in einiger Entfernung die in dreifacher Reihe neben einander gelegenen Negerhütten erblickte, die zahlreich genug waren, um ein ansehnliches Dorf zu bilden. Rings um diese, ungeheuren Reichthum verrathenden Gebäude bewegte sich schweigend eine Menge beschäftigter Sklaven hin und her; während andere schwarze Gestalten sich an den Fenstern zeigten, und ein Theil von dem Harem des Pflanzers unter die Galerie eilte, die das Haus umgab, um den Herrn und Gebieter ankommen zu sehen. Schon seit mehrern Tagen hatte man ihn erwartet. Houtwyn betrat die Säulenhalle, während er sein Ohr dem langen Berichte des Aufsehers lieh, und nur bisweilen stehen blieb, um einen Blick auf seine Besitzungen zu werfen, auf denen Alles voll Leben und Bewegung war. In der Ferne sah man die hellgrünen Vierecke von Zuckerrohr eiligst von dem Säbel der Schwarzen gelichtet; schwer beladene Boote bewegten sich langsam auf den Kanälen, während andere schon an den Zuckermühlen ausgeladen wurden, vor denen Haufen von zerstampftem Rohr zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet lagen; während lange Reihen von Fässern, die schon voll von dem Ertrage der Ernte waren, unter bretternen Schupfen sich drängten. Houtwyn besah Alles mit dem Blick eines Mannes, der gewohnt ist, seines Reichthumes sich zu freuen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Rhizophora mangle.

Vermischte Nachrichten.

In Rußland ist das Gesetzbuch des russischen Reiches in 15 Bänden erschienen. Es umfaßt in 8 Büchern folgende Gegenstände: I. Organische Einrichtungen (3 Bände). A. Grundgesetze des Reiches. 1) Von den geheiligten Rechten und Privilegien der unumschränkten Regierung. 2) Bestimmungen über die kaiserliche Familie. B. Reichsinstitutionen. 1) Von dem Reichsrath und den ihm zustehenden Befugnissen. 2) Von dem Ministerrathe. 3) Von dem dirigirenden Senat und den ihm zustehenden Befugnissen. 4) Von den Ministerien. 5) Von den Kapiteln der kaiserlichen und königlichen Orden. 6) Von den Ordensstatuten. 7) Von den Ehrenzeichen für untadelhafte Dienste. C. Von der Verwaltung. a. Allgemeine Gouvernements-Einrichtung. 1) Allgemeine Einrichtung der Gouvernements-Verwaltung. 2) Einrichtung der Verwaltungs- und Gerichtsstellen in den Gouvernements. 3) Desgleichen in den Kreisen. 4) Desgleichen in den Städten. 5) Desgleichen in den Amts- und Landbezirken. 6) Besondere Gouvernements: für Sibirien, die kaukasische Provinz, die transkaukasische Gränze, die Provinz Bessarabien, die Stadtgouvernente, die verschiedenen Kosakenheere und die slawerospolischen Kalmücken, für die sibirischen und kaukasischen Eingebornen u. s. w. D. Von dem Civildienste. 1) Von dem Dienst auf Befehl der Regierung. 2) Von dem Dienste nach freier Wahl. 3) Von den Pensionen und lebenslänglichen Unterstützungen. II. Verfügungen über die Pflichtigkeit, Rekruten zu stellen, und von den Gerichtshaltern. III. Finanzverordnungen (4 Bände). A. Verordnungen über Abgaben, Zölle, Krankensteuer und Accis. B. Organisation und Verordnungen über die Zollhäuser. C. Verordnungen über Münze, Bergwesen und Salz. D. Verordnungen über die Wälder, über den Etat des Erbzinses, *) über die Pacht- und Staroste igüter. **) IV. Gesetze über die Stände. ***) A. Von den verschiedenen Arten der Stände, und den verschiedenen Rechten, die ihm zukommen. B. Von der gerichtlichen Vornahme in Bezug auf den Status. V. Kodex der bürgerlichen Gesetze und vom Kataster. VI. Verfügungen über die Ordnung im Reiche. A. Einrichtung und Verordnungen über die Kreditanstalten. B. Einrichtung und Verordnungen in Bezug auf den Handel. C. Verordnungen über Fabriken, Manufakturen und Gewerke. D. Einrichtungen und Verordnungen in Betreff der Wegeverbindungen, Bau- und Brandordnung. E. Verordnungen über die gute Ordnung in Städten und Dörfern. VII. Polizeikodex. A. Verordnung über die Sicherheit des allgemeinen Bedarfes, und Einrichtungen und Verordnungen über die allgemeine Versorge. B. Einrichtungen und Verordnungen in Betreff der Medicin im Civil. C. Verordnung über Pässe und Ausreißer. D. Verordnungen über die Art, wie man Verbrechen zuvorkommt und sie verhindert. E. Einrichtungen und Verordnungen in Betreff der Gefangenen und Verbannten. VIII. Kodex der peinlichen Gesetze. A. Von Verbrechen und Strafen im Allgemeinen. B. Von dem Gerichtsverfahren bei Verbrechen.

*) Obrok, die allgemeine Abgabe, die alle Bauern zahlen.
**) Staroštin heißt der Bauerälteste, dem als solchen große Güter überlassen sind, von denen er die Ausgaben der Gemeinde bestreiten muß.
***) Eigentlich Stand, Status im römischen Sinne.

*

Der Pascha von Aegypten läßt in seiner Druckerei in Bulak mehrere französische Werke über Kriegskunst und Marine ins Arabische übersetzt drucken, und einer der Effendis, welche er nach Paris geschickt hatte, ist im Begriffe mit Hülfe eines Franzosen das „Dictionnaire de l'Académie" ins Arabische übersetzt herauszugeben. Er sucht auf alle Art sich mit den Europäern, welche Aegypten besuchen, in gutes Verständniß zu setzen, ertheilt Reisenden stundenlange Audienzen, unterhält sich mit ihnen über Politik, europäische Sitten und Erfindungen, über seine Plane und die Schwierigkeiten, welche er dabei findet, und ist, wenn er will, ein sehr angenehmer Gesellschafter. Die aus Algier geflüchteten Türken, besonders die hohe Geistlichkeit, hatte eine Menge kostbare Manuskripte aus den Moscheen mitgebracht, und war durch Geldmangel genöthigt, sie zu verkaufen; es waren darunter Werke, welche für gänzlich verloren gegolten hatten, z. B. eine Sammlung von Liedern der Araber in Spanien, in 40 Bänden, wurde um 1700 Piaster (türkische) zum Verkauf angeboten. Man sagt, der französische Konsul, Hr. Mimault, erhielt von Paris den Befehl, sie für die pariser Bibliothek zu kaufen, aber der Pascha kam ihm zuvor, und nahm sie für die Bibliothek der Kinder von Tulsun Pascha, für welche er überhaupt alle Handschriften aufkauft, welche auf den Büchermarkt von Kairo kommen. Er ist freilich fast der einzige Käufer, außer einigen hohen Beamten, denn das Elend ist so groß im ganzen Lande, daß fast Niemand an dergleichen Luxusausgaben denkt. Der Pascha wird nächstens eine französische Zeitung herausgeben lassen, was zu seinem Systeme, sich in Europa zu popularisiren, gehört. (Aus Privatbriefen eines französischen Reisenden in Kairo.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 116. 26 April 1833.

Mississipifahrten.

(Fortsetzung.)

Wenn man von St. Louis im Dampfboot drei Tagreisen aufwärts fährt, so erreicht man die Prairie du Chien, ein kleines Dorf, mit einem kleinen Fort, Crawford genannt, wo eine Abtheilung regelmäßiger Truppen liegt. Dieses Dorf war im letzten Monat Junius der Schauplatz eines sehr ernsten Kampfes zwischen den Truppen der Vereinigten Staaten unter General Atkinson und mehreren indianischen Stämmen, unter dem bekannten Black Hawk oder schwarzen Falken. Anfangs erlitten die Kämpfenden einige Verluste durch die Cholera, besonders die Indianer; allein als das kleine Heer der letztern eines Tags über den Mississipi setzte, wurde es von einem Dampfboot überrascht, das mit Truppen und Kanonen an Bord den Fluß heraufkam. Die Indianer verloren bei dieser Gelegenheit viele Leute und erlitten bald darauf eine vollkommene Niederlage. — Der Fluß ist an dieser Stelle vollkommen schiffbar, die Strömung nicht zu stark, das Wasser rein und klar. Das Land zu beiden Seiten bietet einen immerwährenden Wechsel von Waldungen, unermeßlichen Steppen, Savannen und Bergen. Halbwegs von St. Louis bis zur Prairie du Chien aufwärts sieht man rechter Hand das Dorf Galena, Hauptniederlage der ungeheuer reichhaltigen Bleiminen in der Umgegend. Galena hat fast tausend Einwohner und dreihundert Häuser.

Nach meiner Ankunft in St. Louis war es mein sehnlichster Wunsch, auf die Bisongjagd zu gehen. Man hatte mir versichert, daß ich sehr nahe an der Stadt dergleichen Wild finden würde; allein, wie es nur zu oft in solchen Fällen zu gehen pflegt, an Ort und Stelle angekommen, war auch nicht eine Fährte davon zu entdecken. Schon seit fünfzig Jahren hatten diese Thiere jene Gegenden verlassen, und um sie zu finden, muß man jetzt mehr als sechshundert Meilen weit, westlich, längs dem Missouri hingehen; je näher ihnen die Civilisation rückt, desto weiter entfernen sie sich. In den unermeßlichen Steppen aber, in denen sie leben, findet man sie in Heerden zu Tausenden beisammen. Die Wilden jagen sie zu Pferde. Mit Bogen und Pfeilen bewaffnet stürzen sie sich kühn mitten unter sie, die Bisong sprengen auseinander und zerstreuen sich in wilder Flucht über die Steppe. Der Jäger jagt dann dem Thier nach, das ihm das fetteste zu seyn scheint, und sucht ihm einen Pfeilschuß unterhalb des Schulterblattes beizubringen. Ohne sich weiter um das verwundete Thier zu bekümmern, sprengt er sogleich einem andern nach, und verwundet so, immer auf demselben Pferde reitend, zehn oder zwölf Stücke. Die Bisongs laufen mit außerordentlicher Schnelligkeit, und nur wenige Pferde sind im Stande mehr als ein Duzend auf obige Weise einzuholen; und schon ein solches Pferd, das so lange aushält, gilt für einen ausgezeichneten Renner. Ist der Bisong verwundet, so greift er zuweilen den Jäger an, was er ungereizt nie zu thun pflegt. Die Indianer verschmähen jedes andere Fleisch, und haben sie eine gewisse Anzahl dieser Thiere erlegt, so ziehen sie ihnen die Haut ab, schaben die Haare mit den Zähnen ab, gerben die Haut und bringen sie nach St. Louis. Die Weißen bedienen sich auf dieser Jagd statt der Pfeile der Pistolen. — Wäre ich bei meiner Abreise von New-Orleans besser unterrichtet gewesen, so hätte ich, ohne so weit gehen zu dürfen, Bisongs genug sehen können, denn den Arkansas hinauf bis zum Fort Gibson findet sich eine große Menge, deren Jagd den dort in Garnison liegenden amerikanischen Offizieren einen angenehmen Zeitvertreib gewährt.

Vor meiner Ankunft zu St. Louis waren einige Dampfboote bis Council Bluff, fast sechshundert Meilen weit, auf dem Missouri gefahren, und doch ist dieser Fluß bei weitem nicht so schiffbar als der Mississipi; die Sandbänke, Snags und die Bäume, die auf ihm treiben, machen die Fahrt höchst gefährlich. Ueberdieß findet man in einer Ausdehnung von 2100 Meilen an seinen Ufern kein zubereitetes Holz, wie am Mississipi. Man muß anlegen, Bäume fällen, die Stämme sägen und spalten, was viele Zeit wegnimmt. — Im Mai vergangenen Jahres hat die American Fur Company *) ein Dampfboot nach der Mündung des gelben Flusses abgeschickt, wo sich die entlegenste der Niederlassungen am Missouri befindet. Sie ist 1900 Meilen von St. Louis und zu Wasser nur 600 Meilen, zu Lande aber noch um Vieles weniger vom Fuß der Felsengebirge entfernt. „Gelingt es der Kompagnie," bemerkte hierüber die Zeitung von St. Louis, „diesen entfernten Punkt zu erreichen, so sind wir überzeugt, daß sie für ihre Auslagen und Gefahren reichliche Entschädigung finden wird, und wir werden die Freude haben,

*) Amerikanische Pelzhandelskompagnie.

ausgeführt zu sehen, was erst einem künftigen Geschlechte vorbehalten zu seyn schien.“ Dieses Dampfboot hat seine Reise wirklich sehr glücklich vollendet, und die Wilden, die zum erstenmale ein Dampfboot erblickten, wurden mit Staunen und Bewunderung erfüllt.

Vor Zeiten war das Land hinter St. Louis nichts als eine Steppe, da es aber die Indianer verließen, ohne, wie sie jedes Jahr zu thun pflegen, das Gras abzubrennen, um das Wild in die Wälder zu treiben, so flog hier Gehölz an, das jedoch zu nicht sehr dichten Waldstrecken aufgewachsen ist. Ich durchreiste sie zu Wagen, um nach St. Charles, einem französischen Dorf am Missouri, zu gelangen. Diese Gegenden sind voll von Kaninchen und Rebhühnern, die der Kutscher kaum mit der Peitsche aufzujagen vermochte. *) Mehrere Wägen mit armen Auswanderern lagerten am Ufer des Missouri, als wir dort ankamen. Das Dampfboot kam vom jenseitigen Ufer herüber und holte uns ab, und eine halbe Stunde später befand ich mich, nachdem ich über den wildesten und schmutzigsten Fluß, den man sich nur denken kann, gefahren war, in St. Charles.

Der Missouri entspringt im Tschipewagebirge; sein Wasser ist lehmig und aschfarbig, und seine Strömung stärker als die des Mississipi oder jedes andern Flusses des Westlandes; sein Lauf macht gewöhnlich fünf Meilen in der Stunde, und man kann sich nicht mit Sicherheit an seinen Ufern niederlassen, denn oft überfluthet er Tausende von Morgen Landes, und reißt Häuser und Pflanzungen mit sich fort. Sein Wasser wächst vom März bis Ende Julius und steigt und fällt während dieser Zeit e nach der Wassermasse, die ihm seine Nebenflüsse zuführen. Im Monat August nimmt er ab, und Dieß dauert fort, bis er sich mit Eis belegt.

Ich brachte die Nacht in St. Charles zu, und besuchte am nächsten Morgen eine sechs Meilen von da liegende Merkwürdigkeit, die Mamelles (Brüste) genannt. Es sind Dieß zwei abgerundete Hügel von gleicher Höhe und Gestalt, die sich mitten auf einer Steppe dicht neben einander erheben. Von ihrer Höhe aus sieht man zugleich den Missouri, den Mississipi und den Illinois. Die Mounds oder Tumuli bei St. Louis sind an Gestalt denen von St. Charles vollkommen ähnlich. Es sind ihrer vierzig von verschiedener Größe, die um die Stadt, in einem Umkreis von vier bis fünf Meilen, zerstreut liegen; man weiß durchaus nichts über ihren Ursprung, wahrscheinlich wurden sie von Menschenhand aufgerichtet, allein zu welchem Zweck, ist unbekannt. Der größte unter diesen Mounds (Reichsäpfeln) wird Monk-Mound (Mönchsapfel) genannt, weil ehedem einige Trappisten auf ihm sich niedergelassen. Sein Umkreis beträgt 800 und seine Höhe 30 Metres. Die übrigen Tumuli sind nicht so hoch und in ungleichen Entfernungen über die Ebene zerstreut. In der Nähe dieser Mounds werden Scherben irdener Gefäße und menschliche Gebeine gefunden. Vergebens hat man indeß mehrere derselben aufgegraben, man konnte nichts finden, woraus sich auf ihre ursprüngliche Bestimmung hätte schließen lassen.

Der interessanteste unter meinen Besuchen in St. Louis war derjenige, den ich dem ehrwürdigen Gouverneur Clark, dem berühmten Reisenden, abstattete, der, der erste mit Lewis, von 1805 bis 1808 den amerikanischen Kontinent bis zum Columbiastrome durchreiste. Er besitzt eines der merkwürdigsten Museen. Ich muß indeß gestehen, daß meine Neugierde es zu sehen eben nicht besonders angeregt wurde, als er mir es zu zeigen sich erbot, denn ich wußte aus Erfahrung, was die Amerikaner gewöhnlich unter einem Museum zu verstehen pflegen. In den Vereinigten Staaten ist die Leidenschaft ein solches zu haben allgemein, jeder will sein eigenes besitzen, — eine Liebhaberei, die freilich mit geringen Kosten befriedigt werden kann. Ein ausgestopftes, an der Decke aufgehangenes Krokodil, eine alte Orgel in einem Winkel ist meist so ziemlich Alles, woraus ihre Raritätensammlung besteht, die mit der Inschrift Museum in goldenen Buchstaben über der Thüre prangt. Die Sammlung des General Clark ist indeß von großem Werth; sie enthält alle Gattungen des seltensten Pelzwerkes, Kleidungen und Waffen der Wilden, Abbildungen indianischer Häuptlinge, Mineralien, Fossilien u. s. w. Den größten Theil dieser Gegenstände hat der General auf seinen Reisen selbst gesammelt, das Uebrige erhielt er von mehreren indianischen Stämmen, die ihn sämmtlich in großer Verehrung halten, und ihren Vater nennen, zum Geschenk. — Ich besuchte auch die Jefferson's Barracks in der Nähe der Stadt, einen Posten, wo sich die meisten Truppen vereinigt finden. Damals waren 800 Mann beisammen.

(Schluß folgt.)

*) Die amerikanischen Rebhühner sitzen bekanntlich, den unsrigen ganz entgegen, auf. Die Woodenduck (Holzente) genannte Ente baut ebenfalls ihr Nest auf Bäume.

Eine Estancia.

(Fortsetzung.)

Eine Estancia ist die einträglichste Besitzung, die es gibt. Das Kapital vermehrt sich alle Jahre ungefähr um ein Viertheil, wenn sie anders gut verwaltet wird, und die früher erwähnten, zu ihrem Gedeihen erforderlichen Eigenschaften besitzt. Der Eigenthümer von zwölftausend Stücken Vieh kann jährlich zwei oder dreitausend davon schlachten oder verkaufen, je nachdem er dem Stand seiner Heerde eine größere oder geringere Ausdehnung geben will oder es der Umfang seiner Besitzungen erlaubt. Einige Jahre lang fanden es die Estancieros der Provinz Buenos-Ayres in ihrem Vortheil, in der Nähe der Stadt Schlachthäuser zu errichten, wo sie ihr Vieh auf eigene Rechnung schlachten und verkaufen ließen; aus verschiedenen Ursachen fanden sie sich aber am Ende bewogen, diesen Erwerbszweig aufzugeben, und gegenwärtig verkaufen sie ihr Schlachtvieh an die sogenannten Saladeros, von denen eine große Menge ihre Metzgereien vor den Thoren von Buenos-Ayres haben. In manchen dieser Schlachthäuser werden oft in einem Tage zweihundert Thiere geschlachtet. Die Blutlachen, die umherliegenden Knochen und Abfälle jeder Art, die diese Mördergruben bedecken, bieten einen scheußlichen Anblick und würden die Luft verpesten, wenn nicht zahllose Schwärme von Möven und Raubvögeln unaufhörlich Alles

was weggeworfen wird, aufräumten. Nirgends erkennt man so gut die Dienste, welche diese Vögel dem Menschen leisten, als in der Umgegend von Buenos-Ayres, denn ohne sie würden ungeachtet der außerordentlich gesunden Luft, die diesem Ort den Namen gab, die vielen thierischen Stoffe, auf die man bei jedem Schritte stößt, eine Menge von Krankheiten erzeugen. Die Art, wie man in diesen Saladeros und überhaupt im ganzen Lande die Ochsen schlachtet, ist weit schneller als die unsrige, allein sie empört zu sehr das Gefühl, als daß sich davon eine Beschreibung geben ließe, und trägt wahrscheinlich nicht wenig dazu bei, in den Gauchos jene Gleichgültigkeit, mit der sie Blut vergießen sehen, zu nähren. In wenigen Minuten ist dem Thiere die Haut abgezogen, die sie, am Rande auf dem Boden angepflöckt, im Schatten trocknen lassen; dann legt man sie der Länge nach einmal zusammen und bringt sie so in den Handel. Das Fleisch wird leicht gesalzen und an der Sonne gedörrt; es erhält dann den Namen Tasajo und bildet einen bedeutenden Ausfuhrartikel nach den tropischen Kolonien, wo man sich seiner als Nahrung für die Neger bedient. Oft schichtet man das Tasajo in den Kielraum der Schiffe, ohne es in Fässer einzuschlagen.

Die Häute, die nach Buenos-Ayres gebracht werden, bewahrt man, bis sie auf die Schiffe verladen werden können, in Magazinen, Barracas genannt, auf, die von so mächtigem Umfange sind, daß darin hunderttausend Stücke und darüber Platz finden. Man schichtet sie hier einen Fuß hoch über dem Boden, in abgesonderten Stößen auf, um sie vor Feuchtigkeit zu bewahren, die übrigens nicht allein zu fürchten ist; ein Insekt, die Polilla — von der Gattung der Dermesten — nistet sich in diesen Magazinen ein und würde in kurzer Zeit die ansehnlichsten Vorräthe von Häuten zu Grunde richten, wenn man nicht unablässig dagegen auf der Hut wäre. Die Häute müssen im Sommer alle vierzehn Tage und im Winter alle sechs Wochen in freier Luft ausgeklopft werden, um sie von diesen Insekten und vorzüglich von ihren Larven zu reinigen, die sich mittelst langer Haare, mit denen sie versehen sind, darin festhängen und noch größern Schaden anrichten würden, als die ausgewachsenen Insekten. Diese Arbeit, die den Preis der Häute ziemlich erhöht, reicht dennoch nicht immer hin, sie ganz zu säubern und die Schiffe, welche Ladungen davon nach Europa bringen, werden häufig von diesem Ungeziefer ganz überfüllt.

Die in den Pampas verbreitete Hornviehrace unterscheidet sich wenig von der europäischen, nur ist sie etwas kleiner, was man dem Umstande zuschreiben kann, daß die Thiere das ganze Jahr über jeder Witterung preisgegeben sind, und während der trockenen Jahrszeit lange nur sehr dürftige Nahrung finden. Aus derselben Ursache ist wohl auch ihr Fleisch nicht so gesund und nahrhaft wie unser Ochsenfleisch. Es gibt außerdem noch eine gewisse Spielart, die aber von gedrungenerem Baue ist, und eine ganz breitgedrückte Schnauze hat. Man nennt sie Miato, Stumpfnase, und wollte sie für eine besondere und dem Lande ursprünglich eigenthümliche Race halten; allein da man ganz genau die Zeit weiß, zu welcher das Hornvieh dort einheimisch gemacht wurde, und sogar die Namen der Männer kennt, die zuerst einige Stücke von Brasilien herüberbrachten, so läßt sich darüber kein Zweifel mehr erheben. *) Die Pferde, denen man gleichfalls wenig Sorgfalt zuwendet, sehen im Durchschnitt nicht so gut aus, als die unsrigen. Es sind Andalusier von Herkunft; da aber mit dieser Race seit ihrer Einführung in Südamerika keine Mischung vorgenommen worden ist, so hat sie die langgestreckte hagere Gestalt der Pferde des südlichen Spaniens verloren, jedoch immer noch etwas von ihrem Feuer und ihrer Dauerhaftigkeit in Beschwerden behalten. Sie werden frühzeitig unbrauchbar, was bei der Art, wie man mit ihnen umgeht, wenn man sie zureitet und bei den langen Galopläufen, die man sie machen läßt, nicht zu verwundern ist; so habe ich einige gesehen, die fünzig Stunden von einer „Sonne bis zur andern," wie man sich hier zu Lande ausdrückt, zurücklegten. Da der Boden in den Pampas fast nirgends steinig ist, so werden die Pferde, nur wenn sie als Reitpferde in der Stadt dienen, beschlagen.

(Schluß folgt.)

*) Funes in seinem Ensayo historico y politico etc. (Vol. II p. 153) sagt: „Mit diesen neuen Ansiedlern kamen mehrere Portugiesen, unter andern die zwei Brüder Goes, von edler Herkunft, deren Namen ewig in diesem Lande fortleben wird, da sie acht Kühe und einen Stier mit sich brachten und durch dieselben den Grund zu dem kolossalen Reichthum legten, durch den die Provinzen des Rio de la Plata den ersten Rang in Südamerika einnehmen. Der Führer dieser Thiere war ein Portugiese, Namens Gaete, der zum Lohn für die ungeheure Mühe, die er sich gegeben hatte, eine der überbrachten Kühe erhielt, eine Belohnung, die in den Augen der Einwohner so außerordentlich schien, daß sie zu einem noch heutzutage üblichen Sprüchworte Anlaß gab: „Es ist theurer, oder so theuer als die Kühe des Gaete."

Anm. d. Verf.

Der Pflanzer von Paramaribo.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen sah man den Pflanzer, nachdem er aufgestanden war, sich mit großer Wichtigkeit unter der Säulenhalle in einen Armstuhl niederlassen, um Gericht zu halten, sein hageres und gallsüchtiges Gesicht von einem Filzhute mit goldener Tresse beschattet, während er mit dem Ernst eines indischen Radscha seine Pfeife rauchte. Eine Schaar junger Neger mit baumwollenen Gesichtern und rundgewölbten Bäuchen trat von einer alten Negerin geführt herein und zog vor ihm vorüber, indem die kleinen Schwarzen dreimal in die Hände klatschten und ausriefen: „Guten Morgen, Gebieter!" Nun trat der Aufseher mit finsterem Gesicht ein.

„Die Ernte, sagte er, hat erst begonnen, und doch beklagen sich Ihre Neger, daß man sie von vier und zwanzig Stunden zwanzig arbeiten lassen will! Diese Nacht wagte Einer sogar, mir Vorstellungen darüber zu machen."

„Vorstellungen! schrie Houtwyn, indem er mit funkelnden Augen von seinem Stuhl aufsprang. Her mit ihm und laß ihn sogleich vor meinen Augen hundert Hiebe geben!"

Einige Augenblicke darauf erschien ein Neger von hohem stämmigem Wuchse, der mit einem einzigen Griffe seiner Faust den Pflanzer erdrückt haben würde. Allein der Zufall hatte die Rollen beider vertauscht. Der Neger stand vor dem Angesichte seines Herrn und betrachtete ihn mit ruhigem Blicke.

„Michael!" — „Die Weißen mich nennen Michael; in meinem Lande mich nennen Fablalah." — „Ich hatte gesagt hundert, nahm der Pflanzer, über diese Unverschämtheit des Negers ergrimmt, das Wort — man gebe ihm jetzt zweihundert. Michael" —

„Ich danke, Herr," unterbrach ihn Fablalah mit einem spöttischen Lächeln. — „Zweihundert und fünfzig, sage ich, gebt ihm! Michael,

Du warst schon Maron? *) Nicht wahr?" — Der Neger erhob den Kopf. — „Ja, Herr, ich war einmal gehen als Maron in die Wald; ich finden den Tiger in die Wald, ich ihn fassen in diese Arme und er fallen todt auf den Boden." Und mit diesen Worten streckte er zwei Hände aus, die erschrecken konnten. — „Dreihundert sollen es seyn! schrie Houtwyn wüthend. Du hast es so gewollt! Nieder mit Dir, Elender, und wenn Du noch ein Wort . . . ." Fadlalah stand unbeweglich. „Herr, Fadlalah stark sein und arbeiten können lange Zeit ohne schlafen. Aber Fadlalah haben Weib und kleine Kind, die nicht wachen können, wie er; laß sie ein wenig schlafen. Fadlalah wollen arbeiten statt ihrer und immer guter Neger bleiben."

„Dein Weib! Deine Kinder!" erwiderte Houtwyn mit bitterem Lachen, und indem er sich zu dem Aufseher wendete, fügte er hinzu: „Morgen laßt ihr ein Boot bemannen und sie nach Paramaribo führen und dort verkaufen, und sollte ich auch hundert Gulden daran verlieren."

„Gnade, Herr, Gnade," schrie der Neger, indem er auf die Kniee fiel und seine Hände nach dem Pflanzer ausstreckte. „Meine Kind haben nichts gethan! Meine Kind nicht strafen für Fadlalah! Gnade, Gnade, Herr!" — Da er aber sah, daß sein Flehen umsonst war, so stürzte er sich mit einem Sprunge, wie ein Schaguar, auf den Pflanzer; allein der Aufseher und drei handfeste Neger warfen sich auf ihn und rissen ihn zu Boden.

Houtwyn war erbleicht, sowohl aus Ueberraschung über eine so unerhörte Verwegenheit, als aus Schrecken. Es war das erstemal, daß Houtwyn, dessen Name nur ausgesprochen werden durfte, um die Neger zittern zu machen, von einem Sklaven sich Widerpart halten hörte. Er war aufgesprungen und ging mit großen Schritten in der Säulenhalle auf und nieder, die Lippen vor Wuth eingekniffen, indem er mit den Fingern das Rohr der Pfeife zerknitterte, deren Kopf auf den Boden gefallen und zerbrochen war. Zu jener Zeit bestrafte das Gesetz jeden Sklaven, der es gewagt hatte, eine Hand gegen einen Weißen aufzuheben, mit dem Verlust eines Gliedes, und Fadlalah, vor Gericht gestellt, durfte sich glücklich schätzen, wenn er sein Leben um den Preis eines Armes oder eines Beines, je nach der Wahl seines Herrn, erkaufen konnte. Fadlalah war in die Hand seines Gebieters gegeben; aber Houtwyn wollte an ihm eine ganz andere Rache nehmen . . . . .

Weib und Kind des Negers waren verkauft; er selbst, nachdem er unter den Händen seiner Henker Alles erlitten hatte, was ein Mensch ertragen kann, nur nicht den Gnadenstreich, wurde zu einer Qual verdammt, die der Hölle entliehen, mehr als Einmal in Surinam an den unglücklichen Negern ausgeübt wurde. Blutdürstig, mit Schwielen und Wunden bedeckt, fesselte man ihn an einen Ofen der Zuckersiederei, ohne ihm eine andere Nahrung als Wasser und rohe Bananen zu reichen, wovon der stärkste Mensch sein Leben nicht über einen Monat fristen kann. Hier einer versengenden Hitze des Ofens ausgesetzt, die Tag und Nacht mit ihrer rothen Gluth auf seine abgemagerten Glieder brannte, und sich windend und krümmend, ohne irgend einen Theil seines Körpers vor der langsam tödtenden, entsetzlichen Marter schützen zu können, fühlte Fadlalah seine Kraft unterliegen. Allein der Wahnsinn kam ihm zu Hülfe, und raubte ihm den letzten Funken des Bewußtseyns und der Empfindung.

Die Regenzeit trat in diesem Jahre spät ein. Die Ernte war herrlich gewesen, und dem Pflanzer war Zeit genug geblieben, sie ohne den geringsten Verlust zu beendigen. Seine Neger hatten freilich Tag und Nacht keine Ruhe gehabt, und einige waren unter der unablässigen Anstrengung erlegen; allein er hatte zweihundert Fässer Zucker mehr gewonnen als gewöhnlich, und alle Verluste eingerechnet blieb der Gewinn doch noch außerordentlich. Houtwyn reiste ab in voller Glorie und Freude, und befahl in einer Anwandlung von Menschlichkeit, den Neger in Freiheit zu setzen.

Ein Jahr verstrich; für den Pflanzer ein Jahr der Lust und des Glanzes; allein keinen dieser Tage sollte er wiedersehen. Das Maß war erfüllt und die Hand Belsazars ausgestreckt. Der Sklave war von seinen Ketten befreit worden. Unklug genug, warum hatte man ihn nicht vollends zu Grunde gehen lassen! Einer mehr würde nicht schwerer in der Wagschale gewogen haben! Fadlalah in Freiheit gesetzt und besser genährt, hatte bald seine alte Stärke wieder gewonnen. Die Spannadern an seinen athletischen Gliedern schwollen sich wieder auf, nur die Schwungfeder der Vernunft schien in seinem breiten Kopfe auf immer gebrochen. War es wirklicher Blödsinn oder nur Verstellung des Negers? Man erlangte darüber nie Gewißheit. Uebrigens wurde er ziemlich nachsichtig behandelt; auch dachte er, wie es schien, nicht mehr daran, zu entweichen. Er hatte angefangen, sich mit Fischfang für die Nachbarschaft abzugeben, und man ließ ihn gewähren; verdiente er sich doch wenigstens dadurch seinen Unterhalt. Was die Rache betrifft, so dachte der arme Narr gewiß nicht mehr daran. Seine schwarzen Brüder befanden sich nie in besserem Wohlseyn; *) kein Feuer verheerte die Pflanzungen; die Hausthiere liefen ruhig umher, ohne daß man eines aus unbekannter Ursache todt fand. Von Fadlalah war offenbar nichts zu befürchten.

(Schluß folgt.)

*) Entlaufener Sklave.

Vermischte Nachrichten.

Nach einer von Sir John C. Hobhouse dem englischen Unterhause vorgelegten Uebersicht ist das gegenwärtige Verhältniß des Heeresstandes der verschiedenen großen Staaten von Europa, und die Ausgaben dafür, zur Bevölkerung und den Einkünften folgendes:

Staaten.	Bevölkerung.	Gesammte Einkünfte.	Kosten d. Heeres.	Verhältniß d. Heeres zur Bevölkerung zum Heere.	Verhältniß zu den Staatseinkünften
		Pfd. St.	Pfd. St.		
Großbritannien	24,271,763	52,575,508	9,151,784	6 auf 265 Seel.	1/6
Frankreich	32,561,000	33,654,882	9,496,520	1 — 77 —	1/3
Oesterreich	52,500,000	12,200,000	8,000,000	1 — 116 —	2/3
Rußland	49,000,000	19,300,000	6,791,667	1 — 57 —	1/3
Preußen	15,400,000	7,695,050	5,119,715	1 — 115 —	1/2
Spanien	15,950,000	6,774,007	2,550,848	1 — 275 —	1/3
Holland	2,445,000	4,166,666	4,258,535	1 — 43 —	1/3
Belgien	5,585,558	5,750,000	2,880,000	1 — 42 —	1/2
Bayern	4,270,000	2,800,000	687,334	1 — 95 —	1/4
Ver. Staaten	13,100,000	5,572,827	1,411,535	1 — 1926 —	1/4

Folgendes ist die Anzahl der Schiffe, welche im Jahre 1832 unter den verschiedenen Flaggen in den Hafen von Odessa einliefen:

		ausgelaufen sind:
unter russischer Flagge	141	104
unter österreichischer Flagge	182	155
unter englischer Flagge	120	107
unter sardinischer Flagge	138	111
unter türkischer Flagge	9	5
unter französischer Flagge	11	10
unter neapolitanischer Flagge	7	7
unter griechischer Flagge	20	19
unter schwedischer Flagge	1	1
unter holländischer Flagge	2	—
unter toskanischer Flagge	5	5
unter amerikanischer Flagge	2	2
Summe	636	544

Ueberwintert haben darin 64 Schiffe.

*) Es ist nicht selten, daß Neger aus Rachsucht die Sklaven ihres Herrn vergiften.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 117. 27 April 1833.

Eine Estancia.

(Schluß.)

Alle Erzeugnisse der Viehzucht, wie Häute, Talajo, Haare, Hörner u. s. w., werden nach Buenos-Ayres gebracht, der einzige Hafen, den die Republik besitzt, seit Montevideo sich, in Folge des letzten Krieges, von Brasilien befreite und als unabhängigen Staat erklärte. Schaaren von Maulthieren und lange Züge schwerbeladener Karren bringen die Produkte des Innern vom Fuß der Andes und den Gränzen Oberperu's nach der Hauptstadt der Republik. Nur ein geringer Theil dieses Waarenzuges geht durch Chili über die Andes nach Valparaiso, wo der ganze auswärtige Handel des letztgenannten Staates seinen Mittelpunkt hat. Der Verbrauch dieser Erzeugnisse an Ort und Stelle selbst bleibt immer äußerst beträchtlich, da das Leder in einer Menge von Dingen, die wir aus Eisen oder Holz verfertigen, diese Stoffe ersetzt. Die Thüre an der Hütte eines Gaucho besteht aus einer Haut; die Dachsparren und Balken der Seitenwände sind statt mit Nägeln durch lederne Riemen verbunden, sein Bett ist eine auf vier Pfähle, zwei Fuß hoch über dem Boden, ausgespreitete und festgenagelte Ochsenhaut; sein Recado*) besteht ganz aus Leder; die Bodenerzeugnisse werden in ledernen Säcken aufbewahrt, kurz man kann kaum eine Geräthschaft des Landes nennen, wozu nicht Leder verwendet ist.

Es ist also nur das Gedeihen der Estancias, worauf im eigentlichen Sinne des Wortes die Existenz der argentinischen Republik beruht. Ohne Zweifel müßte dieser, schon so lange von Bürgerkrieg und Anarchie zerrüttete Staat zum tiefsten Elende herabgesunken seyn, wären Ackerbau oder Fabriken die Grundlagen seines Reichthums gewesen. Die ungemein schnelle Vermehrung seiner Heerden konnte ihn allein in den Stand setzen, so viele Stürme zu überstehen, und einige Jahre Ruhe und Sicherheit werden den Estancieros genügen, sich von ihren Verlusten wieder zu erholen, ungeachtet der ungeheuren Verheerungen, die während der letzten Bürgerkriege unter der Viehzucht des Landes angerichtet wurden. Man schätzt, um nur ein Beispiel anzuführen, die von dem föderirten Heere, das aus zehntausend Mann bestand und die Hauptstadt fünf Monate ungefähr belagerte, aufgezehrten Thiere auf sechzigtausend. Um Dieß zu begreifen, muß man die unordentliche und leichtfertige Lebensweise der Gauchos bei einer solchen Gelegenheit kennen, die, wenn sie einen Ochsen geschlachtet haben und ihn nicht nach ihrem Wunsche finden, ihn ohne Weiteres unbenutzt liegen lassen oder höchstens die leckersten Stücke daran aussuchen, und dann einen andern hernehmen, bis sie einen finden, der ihnen zusagt. Die Zahl der dabei in demselben Zeitverlauf umgekommenen Pferde war noch größer. Das Feld auf fünfzehn Stunden weit um die Stadt war von gefallenen Thieren bedeckt; mit jedem Schritte stieß man auf Pferde, die zu verenden im Begriffe waren, und nicht mehr so viel Kraft hatten, um an dem Grase zu nagen, in welchem sie niedergestürzt waren. Bei der geringen Sorge, die man auf die Pferde verwendet, kommen im Verlaufe eines noch so kurzen Feldzuges Tausende davon um, und die Heere müssen stets eine zahlreiche Heerde von Pferden bei sich führen, um die gefallenen zu ersetzen. Während des Krieges mit Brasilien führte das Heer der Republik, das ungefähr sechstausend Mann stark war, stets dreißigtausend Pferden mit sich, und doch wurde es oft in seinen Bewegungen gehindert, da die zum Dienst erforderlichen Pferde fehlten.

Diese Verheerungen, die während der letzten Jahre unaufhörlich fortdauerten, und der Mangel offizieller Nachweisungen machen es unmöglich, in dem Augenblick auch nur annäherungsweise die Zahl des Viehstandes anzugeben, den die Provinzen des R de la Plata besitzen. Ein statistischer Versuch, der im Jahre 1825 zu Buenos-Ayres herauskam, gab sie damals auf zwölf Millionen an — eine Zahl, die fast das Doppelte von Frankreichs Viehstand beträgt, und dem von Großbritannien gleichkommt; seitdem mußte aber hierin eine große Verminderung eingetreten seyn. Auch die Douanenverzeichnisse von Buenos-Ayres über die Ausfuhr der Häute können keine genügenden Aufschlüsse geben, da viel durch die Schmuggler hinaus geschwärzt wird und der sehr beträchtliche Verbrauch im Lande selbst dabei nicht in Berechnung kommt. Doch ergab sich nach zuverlässigen Mittheilungen in den letzten Jahren folgende Ausfuhr:

	1825	1829	1830	1831
Ochsenhäute	650,000 —	820,000 —	615,000 —	680,000.
Pferdshäute	80,000 —	112,000 —	68,000 —	72,000,

Da die Rhede während der Jahre 1826, 1827 und 1828 von

*) Ein Pferdgeschirr von sehr verwickelter Zusammensetzung, das die Stelle des europäischen Sattels vertritt. Anm. d. Verf.

dem brasilianischen Geschwader blokirt wurde; so war die Ausfuhr so gut wie nichts und konnte daher in die oben stehende Berechnung nicht aufgenommen werden. Auch die übrigen Landesprodukte führte ich dabei nicht auf, weil sie von sehr untergeordneter Bedeutung waren.

Ich erwähnte Anfangs nur beiläufig des Preises eines Rindes unter der spanischen Herrschaft. Als die Revolution den La Platastrom dem Handel aller Nationen eröffnete, stieg dieser Preis schnell und ging während der ersten Jahre, in dem Verhältnisse als die Einfuhren bedeutender wurden, immer mehr in die Höhe. Von 1825 bis 1829 blieb er sich gleich, oder erfuhr aus zufälligen Ursachen nur einen geringen Wechsel; die durch die letzte Dürre und die Bürgerkriege angerichteten Verheerungen trieben ihn damals in einem Betrage von zwanzig Prozent hinauf. Von einer assortirten, d. h. einer aus Thieren von jedem Alter gemischten Heerde kostet gegenwärtig das Stück zwei Piaster, vier Realen (13 Fr. 25 Ct.); ein Ochs, wie ihn der Saladero braucht, vier bis vier einen halben Piaster (21 Fr. 20 Ct. bis 23 Fr. 85 Ct.); ein Mastochs für den Matadero, d. h. für den eigentlichen Metzger, sechs bis sieben Piaster (31 Fr. 80 Ct. bis 37 Fr. 10 Ct.); ein Paar Zugochsen fünfzehn bis zwanzig Piaster (79 Fr. 50 Ct. bis 106 Fr.); eine Kuh, die gewöhnt ist, sich melken zu lassen, fünf bis sechs Piaster (26 Fr. 50 Ct. bis 21 Fr. 80 Ct.). Letztere sind sehr selten, woran die Trägheit der Gauchos schuld ist; die Milch ist deßhalb zu Buenos-Ayres sehr theuer und kostet gewöhnlich 45 bis 60 Centimes die Flasche. Butter ist noch theurer und kostet fast stets einen Piaster (5 Fr. 30 Ct.) das Pfund. Man ersetzt sie in der Küche durch die Mantequilla, geschmolzenes und geläutertes Ochsenmark.

Von truppweise gekauften Pferden wird das Stück gegenwärtig zu vier Piastern (21 Fr. 20 Ct.) verkauft, der doppelte und sogar dreifache Preis von dem, was sie noch vor einigen Jahren kosteten; ich sah oft bedeutende Heerden, Stück für Stück zu sechs oder sieben Franken verkaufen. Die Stuten sind stets wohlfeiler, weil man sich ihrer bloß zur Züchtung bedient; wer auf einer Stute reiten wollte, würde sich hier dem Gespötte des Pöbels aussetzen. Dieses sonderbare Vorurtheil hat seinen Grund darin, daß man Anfangs hiedurch die Pferdezucht begünstigen wollte; es hat sich aber bis auf diese Tage erhalten, wo es seine ganze Zweckmäßigkeit verloren hat; vorzüglich wird es aber auch noch dadurch genährt, daß man Uebelthäter, die öffentlich gestäupt werden, auf Stuten durch die Straßen führt. Die Luruspferde stehen in weit höherem Preise als die übrigen, vorzüglich seit einiger Zeit. Man bekömmt gegenwärtig ein schönes Pferd nicht unter 100 oder 150 Piaster (530 Fr. bis 795 Fr); doch ist dieser Preis bei weitem noch nicht so hoch, als in Chili, wo ich oft für ein Pferd erster Güte dreißig Quadruplen (2500 Fr.) bezahlen sah. *)

Der Fleischverbrauch unter allen Ständen der Bevölkerung ist wahrhaft ungeheuer. In der einzigen Stadt Buenos-Ayres, die höchstens 70,000 Seelen zählt, beträgt er täglich 400 Ochsen. Man verkauft das Fleisch nicht pfundweise, sondern nach der ganzen oder halben Aroba. *) Die Regierung setzt jede Woche den Preis fest, und das Volk klagt über Theurung, wenn die Aroba 3 Realen (1 Fr. 90 Ct.) kostet. Uebrigens gibt es keine Schlachtbänke wie bei uns: die Thiere werden, wie schon erwähnt, außerhalb der Stadt geschlachtet, und das Fleisch auf großen bedeckten Karren, deren unsaubrer Anblick allein schon den Magen empört, hereingeführt. Man bringt nur Rindfleisch zu Markte, Hammelfleisch findet man nur wenig und Kalbfleisch gar nicht. Um einen Begriff von der Menge Fleisch zu geben, die im Lande verzehrt wird, will ich hier nur noch erwähnen, daß im Felde auf eine Truppe von fünfzig Mann täglich ein Ochs kömmt; wenigstens sah ich dieß Verhältniß bei einer Abtheilung von achthundert Mann beobachten, die im Jahre 1827, während des Krieges mit Brasilien, in der Provinz Montevideo sich gelagert hatte.

*) Der hier zur Berechnung angeführte Piaster ist der Peso duro oder Silberpiaster, der 5 Fr. 30 Ct. gleichkommt. Der Papierpiaster von Buenos-Ayres ist so gefallen, daß man ihn gegenwärtig nicht um 15 Centimes mag. Anm. d. Verf.

Mississipifahrten.

(Schluß.)

Ich reiste am 11 Junius von St. Louis zu Lande durch die Staaten Illinois und Indiana, um die großen Steppen zu besuchen, von denen ich gehört hatte, nach Louisville im Staat Kentucky am Ohio. Bis zu der, wie schon ihr Name zeigt, von den Franzosen gegründeten Stadt Vincennes führt der Weg fast beständig über diese prachtvollen Steppen, von denen eine ein Dreieck bildet, das eine Grundlinie von hundert Meilen hat, und bis zu zwanzig, ja sogar bis zu zehn Meilen einläuft. Wenn der Wind über diese unermeßliche, mit hohem Graswuchs bedeckte Fläche hinstreicht, so wogt sie wie der Ocean, und ihre äußersten Umrisse verschwimmen mit der Luft. Sie war damals mit Blumen und Erdbeeren bedeckt, durch die viele Bären herbeigelockt wurden. Der Weg war sehr schlecht, und der Boden über den wir kamen, größtentheils sumpfig; Tausende von Bächen und kleinen Flüssen, die vom kürzlich gefallenen Regen angeschwollen, alle dem Mississipi zuflossen, durchschnitten unsern Weg in allen Richtungen und nöthigten uns oft, minder gefährliche Furten aufzusuchen, als jene, die man gewöhnlich wählt. Auf demselben Wege war kurz zuvor der Bischof von St. Louis, der mit der Briefpost über eine Brücke fuhr, beinahe ums Leben gekommen. Die Brücke brach zusammen, Pferde, Wagen und Bischof stürzten ins Wasser, und der letzte wurde nur wie durch ein Wunder gerettet. Es muß hier erwähnt werden, daß die Straßen in diesem Theile der Vereinigten Staaten nicht ohne Gefahr für die Reisenden sind. Die Brücken bestehen gewöhnlich nur aus sehr dünnen, neben einander gelegten, aber nicht zusammengefugten Balken ohne Geländer, und sind gerade so breit als ein Wagen. Dieß hindert indeß den verwegenen amerikanischen Driver (Kutscher) keineswegs, im Galop darüber hin zu jagen, da er sich wenig darum kümmert, ob die Reisenden wohl-

*) Die Aroba beträgt 25 Pfund.

behalten hinüber kommen, wenn nur das Felleisen, — ein großer lederner Sack, der die Briefe und Journale enthält, — glücklich an Ort und Stelle gelangt; alles Uebrige ist für ihn nur Nebensache.

Am zweiten Tage unsrer Reise, die wir ohne uns aufzuhalten fortsetzten, wurde es schon um acht Uhr Morgens sehr heiß. Nicht ein Lüftchen regte sich, die Grashalme standen unbeweglich, und die Steppe lag wie ein ruhiges Meer vor uns, als ich plötzlich am Horizont eine seltsame Bewegung wahrzunehmen glaubte. Ich nahm mein Fernrohr zur Hand, und entdeckte nun ein Rudel von ungefähr fünfzig liegenden Hirschen, die ihre großen Geweihe hin und her bewegten, wahrscheinlich um die Fliegen abzuwehren, von denen sie gepeinigt wurden. Zwei sah ich im vollen Lauf daherkommen, aber plötzlich sprangen alle auf, flogen über die unermeßlichen Steppen dahin und verschwanden. — Schwerlich dürfte irgend in der Welt ein so schönes Jagdrevier zu finden seyn, als diese Steppen; jeden Augenblick standen während unsrer Fahrt Steppenhühner (prairie hen) auf, die vor uns stehen blieben, den Hals aus dem Gras emporstreckten und uns dumm anstierten. Rebhühner gibt es im Ueberfluß, allein sie sind kaum größer als unsre Wachteln. Schnepfen und Wiesenläufer sind ebenfalls sehr häufig. — Um sechs Uhr Abends wurden wir umgeworfen, da etwas an unserm Wagen zerbrochen war, es wurde jedoch Niemand beschädigt. Glücklicherweise befanden wir uns in einem Wald, und da man dort zu Lande nie ohne Beil, Nägel und Stricke reist, um in solchen Fällen sich helfen zu können, so hielten einige von uns die vier fast unbändigen Pferde, die von den Fliegen noch toller gemacht wurden, während die andern einige Stangen abhieben, und sie statt der gebrochenen Federn unter den Kutschenkasten einschoben, wodurch unsre Fahrt auf dem abscheulichen Weg freilich nicht die sanfteste wurde. Mitten in der Nacht auf einem nichts weniger als festen Weg, einem sogenannten Knüppeldamm, der in dem sumpfigen Boden aus neben einander gelegten Baumstämmen angelegt war, allenthalben von Wasser umgeben, und jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, im Moraste stecken zu bleiben, sahen wir plötzlich rechter Hand zwei Augen aus dem Dickicht blitzen. Der Wagen hielt, die Pferde wieherten, der Kutscher schnalzte mit der Peitsche, und die Augen verschwanden, um in einiger Entfernung aufs Neue zu leuchten; ohne Zweifel war es ein Panther oder ein Wolf. Diese Thiere, wilde Katzen, Bären, Opossums, Hirsche und wilde Pferde sind im Staat Illinois sehr häufig. Die letztern sind meist klein, aber gut gebaut und voll Feuer. Sie lassen sich leicht zureiten; die Franzosen des Landes sind es, die sich fast ausschließlich damit beschäftigen, sie einzufangen und zu bändigen; sie verkaufen sie im Durchschnitt zu hundert bis zweihundert Franken. Die Indianer bedienen sich ihrer häufig, und deßhalb werden sie auch wohl indian ponies (indianische Klepper) genannt.

Am dritten Tage um 10 Uhr Morgens kamen wir nach Vincennes, wo man noch Spuren der von den Franzosen aufgeworfenen Verschanzungen sieht, und reisten um zwei Uhr wieder ab. Im Ganzen ist das Reisen in Illinois und Indiana sehr ermüdend; nicht genug, daß die Wege äußerst schlecht sind, so laufen auch die halbwilden Pferde, bis sie ermüdet sind, immer im Galop. Um fünf Uhr setzten wir in einer Fähre über den weißen Fluß (white river), und um neun Uhr bekamen wir im Dorfe Washington einen kleinen, muntern Kutscher, der halbbenebelt war, wie Dieß im westlichen Amerika fast immer der Fall ist. Der wackere Bursche fuhr mit seinem Wagen und seinen im Galop dahin rennenden Pferden durch die stockfinstere Nacht, bloß bei dem Licht einer trüben Laterne, als ob ein Hirsch oder Eber parforce gejagt werden sollte. Wir kamen indeß ohne Unfall um zehn Uhr nach Snake-Town (Schlangenstadt). In Amerika legt man dem unbedeutendsten Weiler den Namen Stadt bei: Snake-Town zählte nicht mehr als zwei Häuser. Die Umgegend wimmelt von Congos, Mocassins und Klapperschlangen; seit indeß die Wälder gelichtet und verbrannt worden, vermindern sie sich, wozu auch die Schweine beitragen, die sie ohne Schaden verzehren. *) Die Klapperschlange, die man von weitem hört, ist minder gefährlich, als die Congos und Mocassins, die leise dahin kriechen. Die Neger, die mit nackten Beinen in den Wäldern arbeiten, werden nur zu oft Opfer des Bisses dieser Thiere, die noch dazu so häufig sind, daß man Schuhe aus ihrer Haut macht. Der Mocassin hält sich meist in sumpfigem und feuchtem Boden auf.

Wir verweilten nicht lange in Snake-Town und fuhren nach eingenommenem Mittagessen mit unserm kleinen Kutscher wieder weiter, der, wahrscheinlich aus Besorgniß, seine gewöhnliche Verwegenheit möchte nicht Stich halten, für nöthig fand, seinen Muth noch durch einen tüchtigen Beisatz Whiskey anzufeuern. Um Mitternacht hielt er plötzlich an, und rief uns zu: „Oh Gentlemen, befehlen Sie Gott ihre Seelen, denn wir müssen jetzt über a damn'd frightful little old river" (über einen verflucht fürchterlichen kleinen alten Fluß)! Wir kamen auch wirklich an die steilen, düstern und bewaldeten Ufer eines Flusses, dessen schwarzes Gewässer blitzschnell dahin schoß und sich an einem Snag brach; ungeheure Fledermäuse umschwirrten sein Bett; es war der östliche Arm des White-River. Wir stiegen aus, zündeten einige Fackeln an, die jedoch der Wind bald wieder auslöschte und brachten die Pferde in die Fähre, worin gerade sie und der Wagen Raum fanden. Obschon der Fluß nicht breit war, so sahen wir uns doch genöthigt sehr weit aufwärts zu fahren, wobei wir die Fähre längs dem Wald anholten, indem wir uns an den überhängenden Aesten festhielten, um uns dann von der Strömung bis zum Landungsplatz hinabtragen zu lassen. Dieser Vorsicht und aller Anstrengung des Fährmanns ungeachtet, das Vordertheil der Fähre mit breiten Rudern nach der gehörigen Seite zu lenken, und es ans jenseitige Ufer zu bringen, wurden wir dennoch über den Landungsplatz hinausgetrieben; da wir uns indeß mit aller Kraft an den überhängenden Aesten festhielten, so gelang es uns endlich das Hintertheil ans Ufer zu bringen, und es mit Stricken zu befestigen. Die Pferde wurden ausgespannt und der Wagen rückwärts ans Land gezogen, was, der steilen Ufer wegen, viele Mühe kostete.

*) Man behauptet, daß den Schweinen ihr Fett als Schutzmittel gegen das Schlangengift diene.

Um drei Uhr Morgens befanden wir uns indeß wieder auf der Straße. Unser junger Kutscher wurde durch einen alten, aber nicht minder verwegenen und trinklustigen ersetzt, der mit vier raschen Ponies und mit wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit dahin flog. Wir glaubten schon alle Unfälle dieser Reise überstanden zu haben, als unser Kutscher, der am Ende eines Abhangs vergeblich sich bemühte seine Pferde einzuhalten, uns zurief, auf die Bedachung der Kutsche zu steigen. Wir hatten kaum Zeit die Köpfe zum Schlag heraus zu strecken, als auch schon alle vier Pferde gestreckten Laufs sich in einen reißenden Kribk stürzten, der unsern Weg durchschnitt. Glücklicherweise stieg das Wasser im Wagen nicht höher als sechs Zoll und lief durch die im Boden für solche, hier zu Lande sehr häufig vorkommende Fälle angebrachten Löcher sogleich wieder ab. — Die Wälder, durch die wir auf dieser Reise kamen, waren sehr schön, und ich maß Platanen, die dreißig Fuß im Durchmesser hielten. Am 14 Abends kamen wir auf stets gleich abscheulichen Wegen nach New-Albany am rechten Ufer des Ohio, über den wir auf einer Fähre setzten, und nachdem wir noch drei kleine Meilen zurückgelegt hatten, erreichten wir endlich den Turnpike-road (die Heerstraße), die nach Louisville führt, von wo wir am andern Morgen nach Pittsburgh abreisten.

Seltsamer Mord in der Gemeinde St. Jean le vieux.

Am 17 März d. J. pochte ein junger Mann, Namens Ubalde, um 11 Uhr des Abends, an dem Fenster eines Zimmers, das auf den Garten eines kleinen Hauses in der Gemeinde Sarrasquette ging. „Gracieuse, sprach er, stehe auf, ich bin es! Ich habe so eben den Handschuh versteckt, mit welchem ich einen Theil des Tages Ball gespielt habe, und ich wollte nicht weggehen, ohne Dich gesehen zu haben.“ Das junge Mädchen hatte gleich beim ersten Worte die Stimme ihres Verlobten erkannt, und sie sprang aus dem Bette, das sie mit ihrer Großmutter und ihrer Schwester theilte. Der Laden wurde alsbald geöffnet, und es entspann sich zwischen Ubalde und seiner schönen Braut durch die Fensterstangen hindurch ein Gespräch, das nicht anders als interessant seyn konnte. Beide kaum 18 Jahre alt, und ermächtigt durch den alten Landesgebrauch, der den jungen Mädchen erlaubt, ein oder zweimal in der Woche den nächtlichen Besuch Desjenigen zu empfangen, welchen sie gewählt haben, überließen sie sich all' dem Reiz einer langen Unterredung, und gaukelten sich in kindischer Freude Träume von Glück und Zukunft vor! ..... Da ließ sich eine Art von langem Knurren im Innern des Hauses vernehmen, wodurch das Gespräch der jungen Leute einen Augenblick unterbrochen wurde. „Es ist Azarca,“ sagte ganz ruhig das Mädchen. Azarca war ein alter Jäger von Gewerb, dürr wie eine Spindel und von riesenhaftem Gliederbau, der im Hause zur Miethe wohnte, und in dem nämlichen Zimmer schlief, in welchem auch Gracieuse, ihre Schwester und Großmutter ihr Lager hatten. Er war durch das vergnügte Lachen Ubalde's und seiner Braut geweckt worden, und äußerte seine Ungeduld in kräftigen Worten, ohne daß man darauf Rücksicht genommen hätte. Vielleicht hatten es die jungen Leute, die allzu sehr mit sich beschäftigt waren, gar nicht gehört. „Verfluchter Kerl, schrie endlich Azarca im Zorn, ich werde Dich geben machen.“ — „Was habt Ihr, Bruder?“ antwortete Ubalde lachend. „Du sollst es bald erfahren, wenn ich hinauskomme,“ erwiderte der alte Jäger außer sich. „Kommt,“ antwortete Ubalde, ohne sich im Geringsten zu bewegen .... Im nämlichen Augenblicke stand Azarca auf und ging in eine andere Kammer, Ubalde fuhr fort mit seiner Verlobten zu kosen. — „Was wollt Ihr denn machen?“ fragte die Großmutter der Gracieuse den Azarca, als dieser seine Flinte nahm. „Du wirst es gleich sehen,“ sagte dieser, und ging hinaus. Ubalde hatte endlich seine Geliebte verlassen. Er ging weg, in Gedanken ohne Zweifel mit den Dingen beschäftigt, welche allein das Herz eines jungen Basken schlagen machen; irgend ein großes Ballspiel für den nächsten Sonntag, seine schöne Braut, oder irgend ein Streit, dessen unvermeidliche Lösung ein Austausch tüchtiger Prügel seyn muß. Ein Flintenschuß fiel, dem bald ein klagendes Stöhnen folgte. „Azarca hat auf Ubalde geschossen,“ rief ein junges Mädchen. Man lief herbei und fand den unglücklichen Ubalde auf dem Wege liegend und in seinem Blute schwimmend. Seine Braut half ihn in sein Haus bringen. Er hatte einen ganzen Schuß dickes Blei in die Lenden bekommen, konnte kein Wort sprechen und starb am folgenden Morgen.

Azarca seinerseits war wieder in das Haus zurückgekehrt. „Was macht Ubalde?“ fragte er ruhig, seine Pfeife stopfend, die Mutter von Gracieuse, als sie zurückkam. „Elender, schrie diese Letztere, Du hast ihm den Tod gegeben!“ — Bei diesen Worten fuhr Azarca mit den Händen nach dem Kopfe, blieb einige Augenblicke nachdenkend, stand dann auf, nahm seine Schuhe und seine Jagdtasche, ergriff seine Flinte und entfernte sich; man hat ihn seitdem nicht wieder gesehen.

Azarca ist ein beinahe 70jähriger Greis; niemals hatte er eine Vorliebe für die älteste Tochter seiner Hausleute an den Tag gelegt. Keine Feindschaft zwischen ihm und Ubalde bestand; Alles läßt sonach schließen, daß er auf den unglücklichen jungen Mann nur darum geschossen, weil dieser ihn im Schlafe gestört hatte.

Eine Untersuchung ist gegen den alten Azarca eingeleitet. Man vermuthet, daß er sich in die Berge geflüchtet.

Handelsstatistik der nordamerikanischen Freistaaten.

Die Amerikaner hatten seit 1815 einen großen Theil des Seetransports, den ihnen ihre Neutralität während der europäischen Kriege gesichert hatte, behalten. Im Vertrauen auf ihre Ueberlegenheit in der Schifffahrt boten sie allen Nationen vollkommene gegenseitige Handelsfreiheit, so weit sie sich auf Schifffahrt bezieht, an. Sie haben diesen Grundsatz mit vieler Geschicklichkeit und Beharrlichkeit verfolgt, und nach und nach mit den meisten Handelsstaaten Verträge, auf denselben basirt, geschlossen. Einige der fremden Staaten willigten darein, weil sie hofften durch dieses Zugeständniß Vortheile von den Amerikanern für die Einführung ihrer Waaren in die Freistaaten zu erhalten, andere weil sie glaubten mit ihnen in der Schifffahrt wetteifern zu können. Der Erfolg hat gezeigt, daß diese letztere Hoffnung bei einigen nicht ungegründet war, denn während die amerikanische Schifffahrt sich in den letzten 10 Jahren von 1,601,000 Tonnen nur auf 1,895,000 erhob, stieg die fremde Schifffahrt von 198,000 auf 555,000 Tonnen. Dieser große Zuwachs der fremden Schifffahrt gehört größtentheils den Engländern zu, und kommt von der Wiederherstellung des Handels zwischen den Freistaaten und den britischen Kolonien in Amerika her, welche im Vertrage vom 29 Mai 1830 stipulirt worden war. Der ganze Handel der Freistaaten im Jahre 1831 betrug 2,448,000 Tonnen. Der Werth der eingeführten Waaren belief sich auf 100 Millionen Piaster, der Werth der Ausfuhr auf 80 Mill. Der Handel mit England betrug 94 Mill. Piaster, der mit Frankreich 21 Mill., der mit den Hansestädten 6 Mill. Die Einfuhr von Baumwollenwaaren belief sich auf 16 Mill., die von Seide auf 11, die von Wollenzeugen auf 12, von Linnen auf 7, von Eisenwaaren auf eben so viel. Die Hauptausfuhr bestand in roher Baumwolle 24 Mill., Mehl 10 Mill., Tabak 6 Mill. Die Zunahme der Einfuhr im Jahre 1831 gegen die von 1830 war 28 Mill., die Zunahme der Ausfuhr 5½ Mill. Piaster. Aus diesen Zahlenverhältnissen läßt sich der Grad von Interesse, welchen die verschiedenen Theile der Freistaaten an den gegenwärtigen Diskussionen über den Handelstarif nehmen, leicht erklären; die nördlichen Staaten sind die einzigen, welche Manufakturen von seinen wollenen, linnenen und baumwollenen Zeugen besitzen; wenn sie die Zölle auf diese Waaren erhalten oder erhöhen, so können sie nach und nach den ganzen Betrag dieses Verschlusses an sich ziehen, und die südlichen Staaten zwingen, ihre theurern Manufakturartikel statt der wohlfeilern englischen und französischen zu kaufen, während auf der andern Seite die Hauptausfuhr nur von den südlichen Staaten, welche Baumwolle und Tabak hervorbringen, geschieht, so daß diese den größten Theil des Ertrages der Douanen für Einfuhr bezahlen, während ihre Ausfuhr unter den Repressalien leidet, denen fremde Nationen amerikanische Produkte, wegen der Zölle auf ihre Fabrikate, unterwerfen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 118. 28 April 1833.

Rußland im Jahre 1833.

(Aus dem Monthly Magazine.)

Wenn wir die Bemühungen der russischen Regierung um die Civilisation ihres Volkes aufzählen, so dürfen wir die Militärkolonien nicht vergessen. Die Zwecke bei ihrer Einrichtung waren 1) die Vermehrung der einheimischen Bevölkerung in besondern Distrikten; 2) die Erweiterung der Kenntnisse und der Civilisation; 3) die Ersparung des größten Theils des Soldes der regulären Armee; 4) die Organisation einer unermeßlichen Armee, die im Frieden mit dem Ackerbau sich beschäftigen und im Kriege beinahe die ganze Landmacht des Reiches bilden sollte. Diese gigantische Idee, welche in zehn Jahren dem Reiche eine Armee von sechs Millionen gegeben haben würde, ward nur zum Theil ausgeführt, vermuthlich weil man wußte, daß sie bei allen Klassen des Volkes unpopulär sey, und den Samen der Zerstörung in sich trage. Diese Institution, welche eine Zeit lang ganz Europa beunruhigte, entsprang nicht bloß aus dem Geiste militärischer Vergrößerung, sondern auch in der edlern Absicht, Civilisation zu verbreiten. Alle Schriftsteller, welche die Frage von Rußlands militärischen Hülfsquellen in Erwägung zogen, haben die unbezweifelbare Macht Rußlands im Vertheidigungskriege zugegeben, dagegen aber bis zur Genüge die Ansicht dargethan, daß der Mangel an Geldmitteln Rußland unfähig mache, eine große Armee auch nur kurze Zeit jenseits seiner Gränzen zu unterhalten, seine militärische Macht nehme daher ab im Verhältniß mit der Länge seiner Operationslinie. Wir geben die Wahrheit dieser Behauptung zu; wenn wir aber gleich der Meinung sind, daß die finanziellen Hülfsmittel Rußlands in keinem Verhältniß zu seiner militärischen Macht stehen, so muß doch diese Meinung nur mit Vorsicht und unter Beschränkungen angenommen werden; da es bei der Schätzung seiner peluniären Hülfsmittel nur allzu sehr Mode war, die Berechnung auf den Zustand dieses Reiches vor einem halben Jahrhundert zu begründen, ohne auf die merkwürdige Entwicklung seiner Industrie und seines Handels, die seitdem statt fand, gehörig Rücksicht zu nehmen. Um mit einem Blicke das rasche Wachsthum dieser beiden Zweige der politischen Oekonomie zu überschauen, führen wir bloß an, daß die Ausfuhr des ganzen Reiches im Jahre 1789 nur 18,720,000, im Jahre 1827 aber 231,770,425 Silberrubeln (?) betrug. Die Manufakturen wuchsen fast in demselben Verhältniß so sehr, daß Rußland, welches noch im Jahre 1788 alle seine Wollenwaaren aus England einführte, jetzt hinreichend für seinen innern Verbrauch erzeugt. Die Zahl der Manufakturen im Reiche schätzt man auf nahe an 6000, und der Werth ihrer jährlichen Produktion belief sich im Jahre 1821 auf 117,625,734 Rubel, während der Werth der Einfuhr, der nur vier Jahre vorher, offiziellen Berichten zufolge, 58 Millionen Rubel betrug, in demselben Jahre auf 26 Millionen herabsank. Aber eine neue Quelle von Einkünften ward unerwartet entdeckt, nämlich die Gold- und Diamantgruben im Ural. Vor dem Jahre 1821 kannte man in Rußland nur zwei Goldminen (in dem Gouvernement Tobolsk), welche ungefähr 10 Pud (1600 Pf.) Gold lieferten, aber seit der Entdeckung der großen Minen im Ural, wo eine Masse von 25 Pf. gediegenen Goldes gefunden wurde, stieg diese Einnahme bedeutend. Dieß kostbare Metall findet sich in größter Menge in der Nachbarschaft von Katharinenburg (56° 10′ 38″ nördl. Br., 30° 20′ L. Merid. von Petersburg). Zwischen den Jahren 1823 und 27 lieferten diese Minen, 15 an der Zahl, 962 Pud 22 Pf., was geprägt eine Summe von 2,500,000 Pf. St. gibt. Dieß Ergebniß ist weit größer, als Alles, was die südamerikanischen Bergwerke geliefert haben, seit sie von englischen Kompagnien bearbeitet wurden; abgesehen von diesen gibt es noch einige Goldbergwerke auf verschiedenen Punkten außer den Silber- und Platinaminen, die täglich einen stärkern Ertrag liefern. *)

*) Die nordische Biene vom 1 April d. J. theilt nähere Angaben mit über die Menge Gold und Platina, die in der zweiten Hälfte des Jahres 1832 im Uralgebirge gewonnen wurde.

An Gold.

	Pud.	Pf.	Sol.	Gran.
In den kaiserlichen Bergwerken .	73	39	15	22
In den Privatbergwerken . .	94	28	82	48
Zusammen	168	28	29	70

An Platina.

In den kaiserlichen Bergwerken . .		8	6	58
In den Privatbergwerken . .	59	37	16	2
Zusammen	59	5	22	60

Merkwürdig ist, daß ein einziges, den Erben Demidoffs gehöriges Bergwerk Namens Nischnetagil beinahe die ganze Masse von Platina, nämlich 57 Pud 11 Pf. 67 Sol. 18 Chr. lieferte. A. d. R.

Das Auffinden von Diamanten ist von noch neuerm Datum. Der berühmte Humboldt, erstaunt über die Aehnlichkeit der geognostischen Formation des Ural mit dem Diamantdistrikt von Serra da Frio in Brasilien, und bekannt überdieß mit dem genauen Zusammentreffen gewisser Mineralien auf der ganzen Erde, drückte seine Ueberzeugung aus, der angeschwemmte Boden der uralischen Gebirgskette werde Diamanten enthalten. Um sich über diesen wichtigen Umstand Gewißheit zu verschaffen, rüstete die russische Regierung eine wissenschaftliche Expedition aus, und der Erfolg bewies die Richtigkeit der Hypothese: man fand Diamanten von so reinem Wasser als die brasilianischen. Sollten sie in eben so großer Menge gefunden werden, als in Brasilien selbst, so wird die russische Regierung keine Zeit verlieren, diese neue Quelle von Reichthümern rasch zu entwickeln, was sie in den Stand setzen würde, jene gigantischen Projekte des Ehrgeizes auszuführen, welche so lange im westlichen Europa ängstliche Besorgnisse rege erhielten. Die Richtung, der die Vergrößerungsplane dieser Macht zu folgen bestimmt scheinen, geht gegen Süden und Osten. Schon beherrscht sie die ganze Schifffahrt auf dem schwarzen und kaspischen Meere. Zwei der längsten Ströme des Reiches ergießen sich ins erstere, und ein ungeheures Gebiet ist auf diese Weise unmittelbar mit demselben verbunden. Die Fruchtbarkeit des Uferlandes ist so groß, daß die Produkte des Ackerbaues beinahe zehnfach die Konsumtion übersteigen. Um sich einen Begriff davon zu machen, darf man nur einen Blick auf die Einwohnerzahl werfen. Innerhalb 10 Jahren stieg die Bevölkerung Odessa's von 5000 auf 35,000 Seelen, jetzt beträgt sie über 45,000, und in der Stadt befindet sich ein französisches, ein griechisches und ein italienisches Theater, außer den Rechts-, Schifffahrts-, Handelsschulen, überhaupt alle Anstalten und Einrichtungen, wie im civilisirtesten Lande. Hier aber bietet sich eine große politische Schwierigkeit dar, von deren Lösung das künftige Schicksal Asiens und Europa's abhängt. Die türkische Regierung ist Herr des engen Kanals, der das schwarze mit dem Mittelmeere verbindet. Zwar ist durch den Vertrag zu Adrianopel die Durchfahrt durch die Dardanellen für frei erklärt, da er von dem bon plaisir eines barbarischen Staats abhängt, dessen Benehmen mehr durch Laune als durch feste Grundsätze geleitet wird. Je mehr die Bevölkerung und die Industrie der südlichen Provinzen wächst, je mannichfaltiger und zahlreicher seine Ausfuhren werden, um desto schwerer wird man diesen Nachtheil fühlen. Die Frage ist, ob die russische Regierung dulden wird, daß der Handel der südlichen Theile des Reiches von der Laune eines Barbaren abhängt, oder ob sie nicht Dieß zum Vorwand nehmen wird, um die ehrgeizigen Projekte der großen Katharina in Ausführung zu bringen. Die Stunde, wenn dieß Ereigniß eintritt, läßt sich nicht bestimmen, aber wir glauben fest, daß die Zeit nahe ist, wo die Prophezeihung, welche schon unter den Byzantinern herrschte, und sonderbar genug von den türkischen Eroberern beibehalten wurde, erfüllt werden wird. Die Kabinete Europa's mögen die gewandtesten Noten schreiben, die bewundernswerthesten Grundsätze vom Gleichgewicht der Macht aufstellen, ja selbst eine imponirende Stellung annehmen, vergebens werden sie versuchen, den Gang der Ereignisse aufzuhalten, wenn Rußland seine Plane zur Reife gebracht haben wird.

Ueber die drei Hauptreligionen in China.

Die Geschichte der menschlichen Irrthümer bildet einen wesentlichen Zweig der Geschichte des menschlichen Geistes. Jene großen und allgemeinen Irrthümer, die man mit dem ehrwürdigen Namen von Religionen belegt, die moralischen und theologischen Meinungen, die zu verschiedenen Perioden und unter verschiedenen Nationen mit mehr oder minder Gewalt und Dauer Wurzel faßten, bieten ein Feld, das der Aufmerksamkeit des Philosophen nicht unwürdig ist, welcher durch strenges Nachdenken den Hafen der Wahrheit erreicht hat, und mit einem Gefühle, das nicht ganz ohne Beimischung von Freude ist, auf die gewöhnlichen Menschen hinsieht, die noch auf dem Ocean des Irrthums umhergeschleudert werden. Diese Irrthümer sind zwar nicht so geistreich und gut kombinirt als manchmal geglaubt wird, sie haben aber mindestens ein eigenthümliches Interesse, und einen gewissen Grad von innerem Verdienst. Der Mensch ist zwar nicht immer so vernünftig als man glaubt, noch seltener aber so ein einfältiges Thier, als man sich ihn manchmal vorstellt. Ein Aberglaube, sey er auch anscheinend noch so kindisch und lächerlich, hat nicht selten eine Grundlage, die von tiefer Bedeutung ist. Die Zeit ist vorüber, wo fromme Europäer, in den allegorischen Darstellungen der Götter Indiens, mit Abscheu Satan und seine Gesellen erblickten, welche die dem Schöpfer gebührende Ehre usurpirten, während sie zugleich mit redlicher Herzenseinfalt die Blindheit dieser Götzendiener beklagten, die, wie sie meinten, einer so abscheulichen Verehrung sich hingeben konnten. Seit wir mit den vielköpfigen und vielarmigen Idolen näher bekannt wurden, betrachten wir sie nicht länger als monströse Abbildungen des Feindes der Menschheit, sondern als harmlose, wiewohl wunderliche Embleme, die dem Pöbel physisch oder moralische Wahrheiten, Meinungen einer erhabenen Theologie oder abstrakter Metaphysik verhüllen, dem Eingeweihten aber entschleiern.

Die chinesischen Schriftgelehrten haben, weil sie hierauf nicht gehörig achteten, sich fortwährend in heftige Deklamationen gegen die Anhänger Schakya's und Lao-tse's ergossen. Hätten sie sich in ihren zahlreichen Schriften begnügt, an den Sekten der Buddhisten und Lao-tse's Das zu tadeln, daß sie ein System der Moral und Theologie annahmen, das minder als das von Confu-tse zu der Konstitution des Reichs paßte, so hätte Niemand ihren Eifer getadelt, und jeder hätte bis zu einem gewissen Punkte ihre Meinungen getheilt. Die jesuitischen Missionäre in Peking, welche die Philosophie der Chinesen studirten, beschränkten sich fast ausschließlich auf die Lehre des Confu-tse, und ihre ganze Aufmerksamkeit war auf die Sekte der Schriftgelehrten gewendet, deren Vorurtheile sie einigermaßen theilten. Aber einige wenige besser unterrichtete Missionäre warfen einen raschen Blick auf die Schriften Lao-tse's, Hwai-nan-tse's, Tschang-tse's und anderer, theilten einige abgerissene Stücke aus denselben mit, und selbst diese erweckten die lebhafteste Neu-

gier. Da diese alten Schriftsteller, so wie die neuen, von denen ihre Lehren entwickelt wurden, von den Schriftgelehrten, die sie gar nicht oder falsch verstanden, ganz vernachlässigt wurden, so thaten die Europäer dasselbe, und schrieben ihnen ohne sie gelesen zu haben, keck die falschesten und ausschweifendsten Meinungen zu: sie mußten Materialisten, Atheisten, Nihilisten, Astrologen und Magier seyn. Welche Philosophie konnte man demnach von solchen Schriftstellern erwarten, und wenn ihre hinterlassenen Schriften dunkel sind, und viele Schwierigkeiten darbieten, war es nicht der kürzeste und einfachste Weg, sie ganz bei Seite zu legen? Das war bis auf unsere Zeit die beliebte Methode. Die philosophischen und theologischen Systeme, welche in China herrschten, verdienen indeß in mancher Hinsicht näher untersucht zu werden, und wir wollen versuchen, die drei hauptsächlichsten derselben, die von Lao-tse, Confu-tse und Schakya Muni in Kürze darzustellen.

Die Lehre des Lao-tse heißt in China Tao (Vernunft, Lehre, Weg). Was sie lehrt, heißt Tao-tao, die Lehre der Lehre. Lao-tse ward geboren im Jahr 565 v. Ch., und ist Verfasser mehrerer Werke, namentlich des Tao-tih-king, das sehr wichtig, aber ungemein schwer zu verstehen ist, und verschiedene Untersuchungen über Ethik und Metaphysik enthält. In diesem Werke findet sich die berühmte, von den Missionären so oft angeführte Stelle: „Tao (Vernunft) schuf Eins, Eins schuf Zwei, Zwei schuf Drei, und Drei alle Dinge.“ An einer andern Stelle heißt es: „Er, welcher gleichsam sichtbar ist, und doch nicht gesehen wird, heißt J; Er, welcher verstanden werden kann, und doch nicht zu den Ohren spricht, heißt Hi; Er, welcher fühlbar ist, und doch nicht berührt werden kann, heißt Wei: vergebens fragt ihr eure Sinne über diese drei. Euer Verstand allein kann diese Zweifel lösen, und ich will euch sagen, daß sie nur Eins ausmachen.“ Solche sonderbare Stellen lassen wünschen, mit dem Tao-tih-king näher bekannt zu werden, da schon das Alterthum der Schrift keine geringe Empfehlung für sie ist. Eine lateinische Uebersetzung befindet sich in der Bibliothek der königlichen Gesellschaft in London, und es wäre sehr zu wünschen, daß diese bekannt gemacht würde, da sie von einem Missionär herrührt, der sein ganzes Leben dem Studium der chinesischen Sprache und Literatur widmete, und diese Uebersetzung also Vorzüge vor jeder haben muß, die in Europa gefertigt werden könnte.

Lao-tse hatte mehrere Schüler, unter denen seine Anhänger gerne auch den Confu-tse aufzählen. Gewiß ist, daß der letztere nach einer Unterredung mit ihm seinen Schülern, die ihn dringend um seine Ansicht baten, erwiderte: „Lao-tse gleicht einem Drachen,“ durch welche zweideutige Antwort, die man indeß günstig auslegen muß, er einer deutlicheren Erklärung auswich. So schwer es ist, die Ansichten des Hauptes der Schriftgelehrten über Lao-tse selbst zu bestimmen, so gewiß ist man seiner Meinung über die Sekte selbst. In dem Lun-yu sagt er: „Es ist ein großes Unglück, falschen Sekten zu folgen.“ Sein Commentator Tschang sagt, Confu-tse meine hiemit die Yang-schi, welche gleich den Epikuräern, Tugend und Laster nach dem Privatvortheil oder Nachtheil schätzen und die Mi-schi, deren übermäßige Sittenstrenge nur Diejenigen als tugendhaft anerkennt, welche sich für das Glück anderer aufopfern. Aus den erstern, setzt der Commentator hinzu, entsprang die Sekte Tao-kih, — die Anhänger des Lao-tse — und aus den letztern die der Foh-kih, oder der Buddhisten, welche noch bestehen. Die Meinung der Schriftgelehrten ist deßhalb, Confu-tse habe in der angeführten Stelle die Sekte des Lao-tse gemeint, deren künftige Entartung er vorausgesehen habe, obgleich er in den Grundsätzen ihres Lehrers nichts zu tadeln fand. Die Stelle in dem Szi-ki-schi-kih, auf welche einige den Beweis gründen wollen, daß Confu-tse von Lao-tse Unterricht empfangen habe, scheint keineswegs beweisend zu seyn. Sie heißt: „Er (Confu-tse) kam nach dem Königreich Tschau, um Lao-tse wegen Ceremonien um Rath zu fragen.“ Da Confu-tse zur Zeit seines Besuchs noch jung war, und Lao-tse lange Zeit das Amt eines Großmeisters der Ceremonien verwaltet hatte, so scheint es ganz einfach, Dieß als einen bloßen Geschäftsbesuch zu betrachten, und es ist nicht wohl glaublich, daß Lao-tse in einer einzelnen Unterredung Zeit gehabt habe, seine Lehre auseinanderzusetzen, und Confu-tse zu seinem Schüler zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pflanzer von Paramaribo.

(Schluß.)

Das Zuckerrohr grünte wieder; die Barke des Pflanzers erschien wieder in dem Gewässer der Comewine. Vierzehn Tage verflossen auf der Plantage unter den gewöhnlichen Arbeiten. Eines Abends sah man Houtwyn nach Tische sein Gewehr nehmen und von Niemand als seinem kleinen Lieblingsneger begleitet an das Ufer des Flusses hinabgehen, wo in einer kleinen Bucht desselben die Kanots der Plantage lagen. Fadlalah kehrte eben, zur gewohnten Stunde, vom Fischfange zurück. Der Pflanzer befahl ihm, ihn auf einer Barke nach einer benachbarten Plantage zu führen. Sogleich sah man den Neger in ein Kanot springen, es von den übrigen losmachen und dicht ans Ufer lenken, um seinen Herrn ohne Beschwer einsteigen zu lassen. Houtwyn stieg in die Barke, streckte sich unter dem Zelte im Spiegel des Bootes aus, und zog einen der Vorhänge vor, um die Mondstrahlen abzuhalten, die ihm ins Gesicht fielen. Der kleine Neger setzte sich auf eine Bank nieder, und Fadlalah, der seine Pagaie gegen das Ufer stemmte, brachte die Barke durch einen einzigen Stoß in die Mitte der Comewine.

Es war eine von jenen Nächten, die keine menschliche Zunge schildern kann; es war eine Nacht in den Wildnissen von Guyana. Der Mond schweifte über die schlummernden Wälder hin, deren Spitzen er mit seinem Silberflimmer überzog, während er ihre hohen Stämme in allerlei fantastische Gestalten verwandelte. Alles ringsum war in tiefe Stille versunken; nur eine ferne Stimme, der leise hinsterbende Ton eines Vogels, das Geräusch einer Palmenkrone in den Lüften, der Flügelschlag eines Reihers in den Wurzelträgern allein unterbrachen von Zeit zu Zeit das erhabene Schweigen der Wildniß. Die Leuchtkäfer funkelten wie fallende Sterne in den Gebüschen, die Luft war lau und hatte einen Anhauch von Sumpfgeruch. Schon lagen die Wohngebäude der Plantage weit hinter ihnen. Eine Viertelstunde schon glitt die Barke schnell und leise, wie ein Nachtvogel, über die glatte Fläche des Flusses hin, als Fadlalah langsamer zu fahren begann; seine Pagaie tauchte sich nur in langen Zwischenräumen ins Wasser; von Zeit zu Zeit legte er sie sogar quer über die Knie und schien von ängstlicher Erwartung gepeinigt; oder er wendete auch wohl den Kopf um, und bückte sich, um einen Blick in das Zelt seines Herrn zu werfen. Sind seine Kräfte erschöpft oder hat er Lust noch einmal mit der Peitsche seines Gebieters Bekanntschaft zu machen? Einmal sogar stand er auf, steckte seinen Krauskopf ins Zelt und nahm etwas heraus, das er behutsam ins Wasser legte, wo es geräuschlos, nur mit einem kaum vernehmbaren Gurgeln, untersank.

Nach einer Krümmung um eine Waldspitze strömte die Cometwine in gerader Linie eine Zeit lang unter tiefdunklem Schatten dahin, außerhalb deren man sie wieder in silberklarer Helle schimmern sah. Hier schien Fadlalah seine ganze Kraft wieder erlangt zu haben; er verdoppelt die Ruderschläge seiner Pagaie, das Kanot fliegt einige Augenblicke in der Finsterniß dahin und schwebt dann wieder langsamer im vollen Mondlicht. Eine überschwemmte Savanne dehnt sich zur Rechten in unabsehbare Ferne aus; die Waldbäume werfen ihre großen Schatten darüber hin; hie und dort erhebt sich unbeweglich ein verworrener Büschel Bambusröhricht oder der schlanke Schaft einer Palme, auf dessen Krone ein Sapajou *) hockt und dem Monde Gesichter schneidet. Jetzt hatte Fadlalah seine Pagaie auf der Ruderbank der Barke niedergelegt und stand in seiner ganzen Größe aufgerichtet da. Doch scheint er noch unentschlossen: die Arme über einander geschlagen, betrachtet er schweigend das Zelt, worin sein Herr schläft. Plötzlich wendet er sich um nach der sumpfigen Niederung der Savanne und stößt einen sanften klagenden Schrei aus — dann horcht er. Alles umher bleibt still. Noch einmal ruft er mit noch sanfterem, noch klagenderem Schrei; dann horcht er wieder. Und fern in der Savanne läßt sich ein Geräusch vernehmen, wie von einem ins Wasser fallenden Körper, und ein ähnlicher Schrei antwortet dem des Negers. Fadlalah machte ein Zeichen der Freude: „Ha, der Kaiman kennt noch Fadlalah!"

Zehnmal noch wiederholt er seinen Schrei und zehnmal wird ihm geantwortet; allein es ist nicht mehr eine einzelne Stimme; zur Rechten, zur Linken, von der Ferne, in der Nähe erheben sich aus dem Röhricht bellende Stimmen, und vermehren und verstärken sich, je näher sie der Barke kommen. Die ganze Savanne ist lebendig geworden, mit großen Schuppen geharnischte Ungeheuer eilen von allen Seiten herbei, tauchen unter oder schwimmen; den grünen Rücken über der Oberfläche des Wassers erhoben. Fünf Minuten darauf sieht man zwei Schritte von der Barke zwanzig aufgesperrte Rachen aus dem Wasser klaffen. Da öffnet sich rasch der Vorhang des Zeltes: „Was gibt es da?" fuhr der Pflanzer auf, den der Stillstand der Barke und das Getöse umher aus seinem Schlafe geweckt hatte. „Still, Herr, dort in der Savanne der Kaiman seinen Kind rufen! Armer Kaiman! wie Fadlalah seine Kind verloren haben!" — „Willst Du rudern, Hund!" schrie der Pflanzer voll Wuth. — „Still, Herr, der Kaiman Fadlalah den Fischer kennen und Fadlalah keinen Herrn mehr kennen. Der Mond schweigen machen die Kaiman, aber Fadlalah wissen sie immer sprechen machen." — Der Pflanzer außer sich, wollte aus seinem Zelte hervorspringen, aber der Neger brauchte ihm bloß seine Hand entgegenzustrecken, und er taumelte zurück, wie ein schwaches Kind.

„Ha Böswicht, Du legst Hand an Deinen Herrn! Mein Gewehr, Quaco! Gib mir mein Gewehr! Du sollst frei seyn, guter Quaco, wenn Du mir augenblicklich mein Gewehr reichst." Quaco wollte aufspringen; allein als sein Auge dem Blicke Fadlalahs begegnete, verließ er zitternd seine Bank und kroch unter die Bühne, auf der das Zelt errichtet war. Der Pflanzer suchte nach seinem Gewehr, allein vergebens; es lag eine halbe Meile rückwärts in dem Flusse. Fadlalah sah ihm schweigend zu. Houtwyn wurde die schreckliche Gewißheit klar, daß seine Stunde gekommen und es um ihn geschehen sey; er warf einen halbwahnsinnigen Blick auf den Neger, der ihm wie eine zehn Fuß hohe schwarze Riesengestalt vorkam; eiskalter Schweiß rann von seiner Stirne, während das Auge des Negers auf ihn, wie der Blick der Klapperschlange auf einen kleinen Vogel, wirkte. An allen Gliedern zitternd, kroch er in das Zelt zurück und barg sich in einem Winkel, den Mund vor Entsetzen offen, die Augen wild im Kopfe rollend. Vielleicht dachte er an sein vergangenes Leben zurück, aber sicherlich nicht daran, seine Seele Gott zu empfehlen. Die Kaiman stießen ein gräßliches Geheul aus und schlugen ihre Kinnladen klappend zusammen. Fadlalah blieb noch einige Minuten unbeweglich stehen, dann streckte er seine Hand aus in das Zelt, zog den halb besinnungslosen Pflanzer ohne die geringste Anstrengung hervor, und nahm ihn, wie eine Mutter ihr Kind, auf die Arme. „Herr Houtwyn, Du immer guter Herr seyn! sagte der Neger wie im Wahnsinn. Du Fadlalah nicht seine Kinder genommen! Nicht wahr? Fadlalah sonst gut, jetzt Narr seyn! Fadlalah Narr seyn!" — Bei diesen Worten brach er in ein wildes Gelächter aus und ließ den Pflanzer ins Wasser fallen.

Es war nichts mehr zu unterscheiden: nur ein furchtbares Getümmel, ein Rasseln von Schuppen, ein Knirschen und Schnappen, ein brausender Wasserwirbel, von dem der Schaum hoch in die Luft spritzte, und die Barke, wie von einem Sturme gepeitscht, schütterte. Das Uebrige ging unter dem Wasser vor sich. Auf der Oberfläche war nichts mehr zu sehen als ein dunkler Blutfleck, den die friedliche Cometwine dahin trieb. Der Neger folgte ihm einen Augenblick mit dem Auge, setzte sich dann auf die Ruderbank, ergriff die Pagaie und hatte mit zwei oder drei Schlägen das entgegengesetzte Ufer erreicht. Hier sprang er ans Land und entfloh als Maron in die Wälder.

Acht Tage nachher sah man auf dem großen Platz und in allen Hauptstraßen von Paramaribo eine Bekanntmachung angeschlagen, worin es hieß: „Auf Befehl des obersten Justizrathes der Kolonie: Kund und zu wissen sey Jedermann, daß zweitausend Gulden jedem Weißen, tausend Gulden dem Mulatten oder freien Neger, die Freiheit jedem Sklaven zuerkannt sind, der den Neger Michael, genannt Fadlalah, Sklave des ehrenwerthen Herrn Jansen Houtwyn, bei seinen Lebzeiten Mitglied des Justizrathes, der von besagtem Michael, genannt Fadlalah, meuchelmörderisch ums Leben gebracht wurde, todt oder lebendig einliefern wird. (Hier folgte das Signalement des Verbrechers.) Die Befehlshaber der Militärstationen der Saramecca, der Cottica, des Maroni und der übrigen Flüsse werden diese Kundmachung an die Indianer ihrer resp. Bezirke gelangen lassen. Der Preis für besagte Indianer ist auf fünfhundert Gulden in Geld oder Waaren, nach ihrem Belieben, festgesetzt."

„Der Sekretär des Justizrathes: Daniel Vooryms."

Zwei Jahre vergingen, ohne daß sich Jemand um den Preis meldete. Dann erst, während der Regenzeit, ließ sich ein Indianer, Namens Arrowuka, der von dem Ufer der Saramecca kam, eines Morgens bei Herrn Daniel Vooryms melden. Bei dem Sekretär des obersten Justizrathes vorgelassen, entbot der Indianer nach der Sitte seiner Landsleute ihm seinen Gruß, ohne ein Wort zu sprechen, und indem er einen Binsenkorb öffnete, den er mit sich gebracht hatte, zog er an den Haaren einen schwarzen Kopf daraus hervor, der erst vor kurzer Zeit abgeschnitten zu seyn schien. Der Beamte der Kolonie bemerkte auf den ersten Blick, außer andern bekannten Zeichen, daß an diesem Kopf ein Ohr fehlte, und sogleich sagte er: „Dieß ist der Kopf des Negers Michael, genannt Fadlalah, des Mörders unseres Freundes und Kollegen, des vielbedauerten Herrn Jansen Houtwyn, seligen, man gebe diesem braven Indianer die zugesagte Belohnung!"

*) Eine Art kleiner Affen.

Neuentdeckte vulkanische Insel.

Der „Benares," ein Schiff der ostindischen Kompagnie, das gegenwärtig mit der Untersuchung des arabischen Golfes beschäftigt ist, hat im Februar vorigen Jahres, unter 15° 52′ 2″ N. B. eine vulkanische Insel entdeckt, von deren Daseyn bis jetzt noch wenig bekannt war. Eine Abtheilung der Schiffsmannschaft besuchte sie, und fand, daß sie ungefähr eine halbe Meile in der Länge mißt; ihre größte Erhöhung über der Meeresfläche beträgt hundert Fuß. Man fand Lava, verbrannte Erde, verkalkte Steine und zwei Krater; doch ergab eine nähere Untersuchung, daß schon seit mehreren Jahren kein Ausbruch stattgefunden haben konnte. Die Insel scheint den Arabern unter drei Namen bekannt zu seyn: nämlich Djebel Taier, Möwenberg, wegen der vielen Seevögel, die stets um sie her streichen; Dhakan, die rauchende, und Sabaun, ein Wort, das, wie man glaubt, die Abyssinier gebrauchen, um anzudeuten, daß man dort wegen der Tiefe des Meeres keinen Untergrund finde, selbst nicht ganz in der Nähe der Insel. Die Schiffsmannschaft des „Benares" hatte wegen der vulkanischen Asche, die unter ihren Füßen wich, große Mühe, eine Anhöhe zu ersteigen; die Beine sanken oft zwei bis drei Fuß tief ein. Als man Djebel Taier das erstemal erblickte, glaubte man einige Augenblicke lang Rauch daraus aufsteigen zu sehen. Als man ans Ufer kam, entdeckte man, daß mehrere Felsenspalten einen heißen Dunst, wie von siedendem Wasser, ausstießen, der einen Schwefelgeruch verbreitete. Man sammelte mehrere Stücke Schwefel mit erdpechartigem Thone vermischt, der noch warm anzufühlen war, woraus man schließ, daß das Feuer noch im Innern des Berges in Thätigkeit ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 119. 29 April 1833.

Ueber den gegenwärtigen Stand unserer Kenntniß von Brasilien.

Die nachstehenden Betrachtungen über Brasilien wurden durch die französische Akademie der Wissenschaften veranlaßt, die Herrn August Saint-Hilaire beauftragte, ihr einen Bericht über das Werk des Staatsministers von Brasilien: José Feliciano Fernandes Pinheiro: „Annaes da Provinca de S. Pedro" zu erstatten. Der Vortrag, den er darüber in der Akademie hielt, bildet den Inhalt des folgenden Artikels.

Jedermann weiß, daß vor der Ankunft König Johanns VI in Amerika der Eintritt in Brasilien allen Fremden streng untersagt war. Die Geographen, die ihren Lesern einige Begriffe über dieses Land geben wollten, waren darauf beschränkt, die Erzählungen Hans Stade's oder des Ministers Lery nachzuschreiben, welche im Laufe des 16ten Jahrhunderts über Brasilien geschrieben haben; oder sie kompilirten aus Markgraff und Pison, Zeitgenossen Moriz von Nassau's; oder nahmen endlich ihre Zuflucht zu der allerdings nützlichen Sammlung Johann van Laets, die im Jahre 1633 im Druck erschien. Das brasilische Reich war so wenig bekannt, daß in einem kaum vor zwölf Jahren erschienenen Werke man noch fragte, ob die Bai von Rio Janeiro nicht vielleicht die Mündung eines großen Flusses seyn könne.

Das Werk Mawe's „Travels in the interior of Brazil" das im Jahre 1815 die Presse verließ, wurde als ein Ereigniß angestaunt. Man hoffte vieles Neue von einer Reise ins Innere von Brasilien zu erfahren; aber nur zu bald wurde man über die vermeintlichen Verdienste des bezeichneten Werkes enttäuscht. Es finden sich zwar in demselben einige Details über die Sitten der Einwohner, die nicht ohne Genauigkeit und Interesse sind; aber alles Uebrige ist entstellt. Der Verfasser verwechselt alle Namen, verändert den Lauf der Flüsse, erdichtet in der einzigen Provinz Minas Geraes drei Städte, die niemals und nirgends existirten, stellt selbstgeschaffene historische Personen auf, und verlegt eine Insel auf das feste Land. Von den verschiedenen Abschnitten, aus denen Mawe's Werk besteht, handelt einer über Rio Grande, eine Provinz, welche uns hier näher beschäftigen wird, und es ist nicht zu läugnen, daß dieses Kapitel fünf Seiten enthaltend, richtiger, als manches andere ist, denn der Verfasser, begeht darin nur Einen Hauptfehler: nämlich den, die Bevölkerung eines Umkreises von drei Stunden um die Stadt S. Pedro auf 100,000 Seelen anzugeben, während die ganze Provinz nur 70,000 einschließt.

Obschon Brasilien den Fremden seit neun Jahren geöffnet ist, so machte doch die Geographie dieses schönen Himmelsstriches, wenige Fortschritte, bis endlich das Werk des Abbé's Manoel Ayres de Cazal: „Corographia brazilica" erschien. Es würde nicht in den Plan Cazal's gepaßt haben, sich allgemeinen und philosophischen Erörterungen zu überlassen, seinen Lesern weitschweifige und ethnographische Details zu liefern oder von den Ansichten des Volkes über naturwissenschaftliche Gegenstände zu sprechen. Der Schriftsteller setzte sich vielmehr die Aufgabe, nichts als Geograph zu seyn, und er hat diese Aufgabe auf eine würdige Weise zu lösen gewußt. Vor Cazal war nichts oder so viel wie nichts über mehrere Provinzen Brasiliens bekannt geworden, und was man über andere besaß, waren höchstens lang verjährte Dokumente. Cazal hat die Geographie Brasiliens erst erschaffen, und ein in unsern Tagen über Frankreich erschienes ähnliches Werk kann kaum richtiger seyn, als das seinige ist. Er durchwanderte einige Theile von Brasilien, verkehrte während seines Aufenthaltes zu Rio de Janeiro mit allen Fremden, die aus dem Innern in dieser Hauptstadt ankamen, bestürmte sie mit Fragen, verglich sorgfältig seine Notizen mit den Aufklärungen, die er von ihnen erhielt, und so wagte er es endlich, nach mehr als zwanzig Jahren, als er gewiß zu seyn glaubte über Alles richtig und wahr gesprochen zu haben, sein Werk herauszugeben. Zum Frommen seiner Arbeit scheute Cazal weder seine physischen Kräfte noch seine pekuniären Hülfsmittel, und endigte seine edle und nützliche Laufbahn in unsern Tagen in Dürftigkeit und Entbehrung, ohne eine zweite Auflage seines Werkes veranstalten zu können. Darum hätten namentlich diejenigen Gelehrten, deren Schriften eben so große Belohnungen verdienten, als sie ehrenvolle Aufnahme erhielten, und denen Cazals Forschungen nicht ganz unnütz waren, sich vielleicht weniger hart gegen diesen edlen Mann zeigen sollen. Wer wie Cazal von einer so außerordentlichen Liebe zur Wissenschaft hingezogen wird, daß er ihr seine Existenz aufzuopfern fähig ist, verdient wenigstens, daß man gerecht gegen ihn sey, und daß man ihm nicht alle Achtung versage.

Als Herr José Feliciano Fernandes Pinheiro seine „Annaes

da Provincia de S. Pedro" begann, das Werk, über welches die Akademie von mir mündlichen Vortrag verlangt, konnte er, wie es schien, keine Kenntniß von Cazals Schriften haben. Im zweiten Theile dieser Annaes, die lange nach dem ersten gedruckt wurden, wäre es jedoch angemessen gewesen, wenn er wenigstens in einer Anmerkung der Arbeiten des Vaters der brasilianischen Geographie erwähnt hätte, wäre es auch nur geschehen, um Irrthümer zu erörtern, die diesem entschlüpften, wenn ihm anders einige beigemessen werden sollten. Dieß sey wie ihm wolle, so ist Pinheiro doch als origineller Schriftsteller zu betrachten. Die Materialien, die ihm dienten, schöpfte er größtentheils aus den Resultaten eigener Beobachtungen und der langjährigen Forschungen, die er in den Archiven des Landes anstellte; der geschichtliche Theil unserer Zeit ist eine Frucht seiner Besprechungen mit Personen, die mit der Reihenfolge der Ereignisse und ihrer Grundursachen vollkommen bekannt waren. Im Jahre 1812 zum Militärrichter ernannt, durchwanderte er einen Theil der Provinz von Rio Grande, und die Amtsverrichtungen, die er später in der Hauptstadt dieser Provinz bekleidete und die ihn zu vielem Sitzen nöthigten, erlaubten ihm während sechs Jahren sich allen den Forschungen zu überlassen, zu welchen seine Liebe für die Wissenschaft und die Wahrheit ihn verpflichteten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die drei Hauptreligionen in China.

(Fortsetzung.)

Die Zauberer thun dem Lao-tse großes Unrecht, wenn sie ihn als ihr Haupt und den Urheber ihrer Abgeschmacktheiten ansehen. Sie behaupten, er habe sich mit Beschwörungen abgegeben, um Mittel gegen Krankheiten ausfindig zu machen, und er habe Vorschriften hierüber hinterlassen. Ihnen zufolge lehrte er, im menschlichen Körper seyen fünf Elemente: Feuer, Erde, Metall, Wasser und Holz; seine Biographie haben sie mit lächerlichen Fabeln angefüllt. Einige Schriftgelehrten sind indeß der Meinung, Lao-tse habe von der abgeschmackten Kunst der Zauberer nichts gewußt, einige Querköpfe aber, die nach ihm kamen, hätten in seine Werke hinein Stellen interpolirt, um ihre Thorheiten mit dem Gewichte seines Namens zu schützen. Ihrer Meinung nach würde Confu-tse, der Lao-tse um sechs Jahre überlebte, zu einer solchen offenbaren Abweichung von den Grundsätzen des weisen Alterthums nicht geschwiegen haben und gegen Magie und Magier aufgetreten seyn; denn einer strafbaren Nachsicht und Menschenfurcht hat man ihn nie beschuldigt.

Untersucht man die Sache genauer, so findet man leicht, daß Lao-tse nicht eigentlich der Gründer eines neuen philosophischen Systemes war, sondern nur die Lehren wiederherstellte, welche die Basis der alten chinesischen Mythologie ausmachten. Die Spuren eines feinen metaphysischen Systems sind in allen diesen alten Schriften zu erkennen, und der allegorische Schleier, der sie manchmal bedeckt, ist so leicht und dünn, daß man ihn kaum aufzuheben braucht. Der Ursprung der Welt und das große Schaffen der Natur sind darin auf vernünftige Gründe zurückgeführt. Die Sprache ist gewöhnlich mysteries und dunkel, aber ohne Beimischung fabelhafter Begriffe oder irgend einer Mythe, die im Glauben des Volks im mindesten festen Fuß gefaßt hätte; denn es ist nothwendig, die figürliche Redeweise, deren unvermeidlicher Gebrauch in solchen Dingen zu keinem bedeutenden Mißverstande Anlaß geben kann, von der absichtlichen Bemühung ein Dogma zu verschleiern oder eine Legende zu verzieren, sorgfältig zu unterscheiden. Die wahre Bedeutung von Allegorien gibt sich selbst kund, während oft die Hülfe der Tradition nöthig ist, um über den ächten Ursprung einer Mythe sich Gewißheit zu verschaffen.

Die Bildung des Alls wird von den Philosophen vor Confu-tse einstimmig einem vernünftigen und mächtigen Wesen zugeschrieben, das sie Tao oder „Vernunft" nennen. Obgleich selbst unkörperlich, bildete diese Vernunft doch die Welt aus Nichts, wie eine Quelle einen leeren Raum füllen kann. Sie war unermeßlich, ohne Anfang und ohne Ende, oder wie ein Schriftsteller sich ausdrückte, ohne Morgen und ohne Nacht. Dieß Wesen dehnte sich aus zwischen Himmel und Erde, und drang durch alle Theile des Raums, aber seine ungemeine Dünne machte es ungreifbar. Es umfaßte zwei Urdinge, das Kleine und das Große, Licht und Dunkel, Schwäche und Stärke. Die Sterne danken ihm ihren Glanz, die Berge ihre Höhe, der Abgrund seine Tiefe; es ist Das, was den vierfüßigen Thieren den Gang, den Vögeln den Flug, den himmlischen Körpern ihre Bewegung gibt. Es war seine eigene Grundlage und seine eigene Wurzel. Es ist die innere Natur oder das Wesen der Dinge, der große Gipfel oder die große Grundlage, der Herr, der Herrscher, der den ganzen Gang des Alls leitet. Es war Eins vor Erschaffung der Wesen, und enthält Drei in Einem. Einer der Namen des Herrn des Himmels ist der große Eine. Der große Gipfel ist einsichtsvoll und göttlich, wie der Heilige, der alle Dinge begreift, alle Dinge erleuchtet, alle Dinge sieht, alle Dinge vollbringen kann, alle Dinge denkt, alle Dinge bewegt. Die zwei Urdinge sind nicht geistig und intelligent, sondern die Vernunft, das unbegreifliche Wesen über den beiden Urdingen, ist es, welches Intelligenz und Geistigkeit hat. Die zwei Urdinge sind einer Menge gegenseitiger Einwirkungen unterworfen; aber wer ist das Wesen, das auf sie einwirkt? Das intelligente und geistige Wesen. Dieß ist der Fürst oder Herr der Schöpfung. Lao-tse sagt: „Vor dem Chaos, das der Geburt des Himmels und der Erde voranging, bestand ein einziges Wesen, unermeßlich, schweigend, unbeweglich, doch stets thätig, ohne je sich zu ändern. Dieß Wesen kann als die Mutter des Universums betrachtet werden. Ich kenne nicht den Namen des Wesens, aber ich bezeichne es mit dem Namen Vernunft." Derselbe Philosoph setzt hinzu: „Gezwungen ihm einen Namen zu geben, nenne ich es Groß." Die Vernunft ist das innere Wesen aller Dinge, sie ist ohne Anfang und ohne Ende. Das All neigt sich zu einem Ende, die Vernunft aber hat keines. Unveränderlich, der Geburt des Universums vorangegangen, war es ohne Namen, doch stets bestand es. Vernunft ist der einzige Name, den der Weise ihm geben kann; doch nennt er es Geist, weil es keinen Ort gibt, wo es ist, oder wo es nicht ist; Wahrheit, weil

nichts Falsches daran ist; Element im Gegensatze gegen alles Erzeugte oder Sekundäre. Dieß Wesen ist wahrhaft Eins. Es hält den Himmel und die Erde, und hat selbst keine durch die Sinne erkennbare Eigenschaft. Man nennt es rein in Bezug auf die Substanz, Vernunft in Bezug auf die Ordnung, die es einführte, Natur in Bezug auf die Kraft, die es dem Menschen gab, und die in ihm wohnt, Geist in Bezug auf die Art seiner Thätigkeit, ohne Gränze und ohne Ende. Es ist allein und durch sich selbst bestehend. Wenn wir es durch eine Zahl bezeichnen wollen, so nennen wir es Einheit; wenn durch die Substanz, Nichts; wenn wir von seiner Wirksamkeit auf Wesen sprechen, nennen wir es Vernunft; wenn wir seinen wunderbar feinen Stoff bedenken, dann nennen wir es Geist; wenn wir von seiner schaffenden und erzeugenden Kraft reden, nennen wir es Reinheit; und wenn wir diese fünf Ideen in einen einzigen Ausdruck zusammenfassen wollen, nennen wir es Vernunft. Was wir hören, sehen, mit Worten ausdrücken, ist es nicht; es hat keinen Stoff, den man festhalten, keine Form, die man auffassen könnte. Die Erzeugung aller Dinge vermindert es nicht, und es wächst nicht, indem es alle Dinge wieder in sich aufzehrt. Jedes Ding ist doppelt; jedes Ding hat seines Gleichen im Himmel und auf der Erde unter den Wesen, die Vernunft allein hat ihres Gleichen nicht. Ein einzelner Töpfer kann tausend Gefäße machen, nie aber konnte ein Gefäß den Töpfer machen oder zerstören. Eben so genügt die Vernunft zum Bilden aller Wesen, aber es gibt kein Wesen, das die Vernunft machen, oder ihr einen Nachtheil zufügen könnte.

Das Vorstehende ist ein genauer Ueberblick der Meinungen der alten Chinesen und Laotse's über Erste Ursache; die Wiederholungen darin sind deßhalb, weil wir die Worte der verschiedenen Schriftsteller beizubehalten suchten. Bei diesen Bemühungen, sich auf eine Höhe zu schwingen, die der menschliche Verstand nicht erreichen kann, ist es unmöglich eine richtig bestimmte, kräftig aufgefaßte und machtvoll ausgedrückte Idee, — die eines überaus mächtigen, verständigen, und schaffenden Wesens, — zu erkennen. Es bleibt indeß noch eine wichtige Frage übrig, nämlich ob die Philosophen, die sich so ausdrückten, eine genau bestimmte Idee von Gott, als einem von der Welt, die er bildete, und der Materie, die er schuf, verschiedenen Wesen hatten. Die Worte, welche man bei Begriffen wie Emanation und Erschaffung gebraucht, veranlassen immer eine Ungewißheit, und man würde in Verlegenheit seyn, wenn man genau bestimmen müßte, ob die Chinesen Deisten oder Spinozisten sind, obgleich man aus verschiedenen Umständen eher das Letztere vermuthen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine chinesische Elegie. *)

Kuan — Ju — Yuan.

Klage um eine verstorbene Gattin.

1.

Am ersten Tage des Jahres, um die fünfte Nachtwache, zur Zeit, wo der Winter seine ganze Strenge übt — starb meine geliebte Gattin! Gibt es einen unglücklichern Menschen in der Welt als mich? — Wenn Du noch lebtest, würde ich Dir zum Antritte des neuen Jahres einen andern Schmuck geschenkt haben. — Aber ach, schon bist Du hinabgestiegen in das dunkle Reich, das die gelbe Quelle bespült! Auf daß Gatte und Gattin sich wiedersehen könnten — komm' und besuche mich um Mitternacht, komm' um die dritte Nachtwache; — ich will dann die süßen Träume der Vergangenheit erneuern.

2.

Im zweiten Monde, bei dem Beginne des Frühlings, wo die Sonne längere Zeit am Himmel glänzt, — waschen alle Familien im klaren Wasser ihre Gewänder. — Der Gatte, der noch seine Gattin hat, findet eine Freude daran, sie mit neuen Kleidern zu schmücken. — Aber ich, der ich meine Gattin verloren, bin ein Raub des Schmerzes, der mich unterhöhlt und verzehrt. — Aus meinen Augen entfernte ich die kleinen Schuhe, die ihre niedlichen Füße umschlossen. — Zuweilen denke ich daran, eine zweite Lebensgefährtin zu wählen. — Allein wo sollte ich eine eben so schöne, so geistreiche, so zärtliche finden?

3.

Im dritten Monde kommt die Zeit, die man Tsing-ming nennt. — Der Pfirsichbaum entfaltet den Schmelz seiner Blüthe, die Weiden beginnen ihr grünes Haar auszubreiten. — Die Gatten, die noch ihre Frauen haben, besuchen mit ihnen die Gräber ihrer Verwandten. — Aber ich, der ich die meinige verloren habe, besuche allein ihr Grab. — Bei dem Anblick der Stelle, wo ihre Asche ruht, rieseln heiße Thränen über meine Wangen. — Ich bringe ihr die Todtenopfer, ich verbrenne für sie Bilder von vergoldetem Papier. — „Holde Gattin, rufe ich, mit einer thränenerstickten Stimme, wo bist Du? Holde Gattin, wo bist Du?" — Ach, sie ist taub gegen meinen Ruf! — Ich sehe ein einsames Grab, aber meine Gattin sehe ich nicht.

4.

Im vierten Monde, zur Zeit die man Mang-tschong nennt, ist die Luft reiner, die Sonne strahlt in ihrem vollen Glanze. — Wie viele undankbare Männer geben sich dem Vergnügen hin, und vergessen Die, welche sie verloren! — Der Mann und die Frau sind wie zwei Vögel in demselben Walde. — Wenn der traurige Augenblick der Trennung naht, fliegen sie davon, jedes nach einer Seite. — Diese vollendete Schönheit, diese gränzenlose Zärtlichkeit schwanden an Einem Morgen dahin. — Ach, warum konnten zwei Gatten, die so innig vereint waren, nicht mit einander leben und erbleichen? — Ich bin wie ein Mensch, den ein zaubervoller Traum in süße Täuschung gewiegt hat. — Bei seinem Erwachen sucht sein Auge die junge Unsterbliche, die seine Augen und Ohren entzückte, — und er findet nichts um sich her als Leere, Einsamkeit und Schweigen!

5.

Im fünften Monde, zur Zeit die man Tuan-yang nennt, durchfurchen die drachenköpfigen Barken fröhlich das Gewässer. — Man läßt die herrlichsten Weine wärmen, man häuft in Körben die köstlichsten Früchte auf. — Jedes Jahr pflegte ich mit meinem Weibe und meinen Kindern Theil zu nehmen an diesen niedlichen Festen. — Aber heute bin ich unruhvoll und bewegt und von dem grausamsten Kummer gequält. — Ich weine vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen; jeden Augenblick fühl' ich, daß mir das Herz von Leid zerspringen möchte. — Was seh' ich! schöne Kinder spielen fröhlich vor meiner Thüre. — Ich begreife ihr Vergnügen; sie haben eine Mutter, die sie oft an ihre Brust drückt! — Entfernt euch, ihr zarten Kinder; eure heitere Lust zerreißt mir das Herz.

6.

Im sechsten Monde, zur Zeit die man Gan-Fo nennt, kann man kaum die glühende Hitze des Tages ertragen. — Die Reichen und die Armen lassen ihre Gewänder trocknen. — Ich will meinen seidenen Rock nehmen und ihn in die Strahlen der Sonne ausbreiten. — Ich will auch die gestickten Schuhe meiner Gemahlin hinausstellen. — Siehe, hier ist das Gewand, mit dem sie sich an Festtagen schmückte; — hier der zierliche Schuh, der ihre schönen Füße umschloß. — Doch wo ist meine Gattin? Wo ist die Mutter meiner Kinder? — Mir ist als, ob eine eisfalte Klinge von Stahl mein Herz zerspaltet.

*) Gleich der S. 427 des Auslandes übertragenen Ballade von Herrn Stanislaus Julien in der „Europe littéraire" mitgetheilt. A. d. R.

7.

Im siebenten Monde, zur Zeit die man Kiu-kiao nennt, kann ich die Thränen nicht verhalten, die meine Augen überschwemmen. — Es ist die Zeit, wo Nienlan im Himmel ihren Gatten Tschi-niu besucht. — Auch ich hatte ein schönes Weib; allein ich bin auf ewig von ihr geschieden! — Unaufhörlich schwebt mir dies bezaubernde Antlitz vor Augen, das die Blumen verdunkelte. — Ich mag gehen oder laufen, oder sitzen oder liegen, der Gedanke an ihren Verlust zerreißt unablässig mein Herz. — Erschien ein Tag, wo ich nicht an meine zärtliche Gattin dachte; erschien eine Nacht, wo ich sie nicht bis zum Morgen beweinte?

8.

Am fünfzehnten Tage des achten Mondes, wenn seine Scheibe in ihrem ganzen Glanze strahlt, opfert man den Göttern Melonen und Kuchen, die gerundet sind, wie das Gestirn der Nächte. — Die Männer und Frauen lustwandeln paarweise auf den Auen und erfreuen sich der milden Klarheit des Mondes. — Aber die runde Scheibe des Mondes kann mich nur an die Gattin erinnern, die ich verlor. — Bald, um meine Langweile zu zerstreuen, füll' ich meinen Becher mit einem edlen Weine; — bald ergreif' ich meine Zither, aber sie gibt unter meiner matten Hand kaum einen Ton von sich. — Meine Verwandten und Freunde laden mich Einer nach dem Andern ein; — allein mein Herz, von bitterem Gram erfüllt, mag nicht ihr Vergnügen theilen.

9.

Im neunten Monde, zur Zeit die man Tschong-yang nennt, öffnen die Wucherblumen ihren goldenen Kelch, — und alle Gärten düften balsamische Gerüche. — Ich würde hinauswandeln und einen Strauß frisch erblühter Blumen sammeln, — wenn ich noch eine Gattin hätte, die damit ihre Haare schmücken könnte! — Meine Augen befeuchten sich mit Thränen, meine Hände ballen sich vor Schmerz und schlagen meine abgemagerte Brust. — Ich geh' in die glänzende Kammer, die meine Gemahlin bewohnte. — Meine zwei Kinder folgen mir und umschlingen trauernd meine Kniee. — Jedes von ihnen faßt mich bei der Hand und ruft mir mit erstickter Stimme. — Sie fordern von mir ihre Mutter durch ihre Thränen, ihre Gebärden, ihr Schluchzen.

10.

Am ersten Tage des zehnten Monats bieten die Reichen wie die Armen ihren Frauen Winterkleider. — Doch ich, der ich keine Gattin mehr habe, wem soll ich das Winterkleid bieten? — Wenn ich an sie denke, die mit mir mein Lager theilte, die mit mir auf demselben Polster ruhte, so verbrenn' ich für sie Bilder von vergoldetem Papier und meine Thränen strömen reichlich. — Ich sende diese Liebesgaben ihr, die am Rande der gelben Quelle wohnt. — Ich weiß nicht, ob diese Todtenopfer dem Schatten Jener nützlich seyn werden, die nicht mehr ist; — aber ihr Gatte hat ihr doch dadurch den Zoll der Liebe und des Schmerzes entrichtet.

11.

Im eilften Monde, wenn ich den Winter begrüßt habe, ruf' ich oftmals meine schöne Gattin. — In meinem kalten Bette krümm' ich meinen Körper zusammen; ich wage nicht mit ausgestreckten Beinen zu schlafen, — und die Hälfte der seidenen Decke breitet sich über eine leere Stelle. — Ich seufze und rufe den Himmel an; ich fleh' ihn an, Mitleid zu haben mit einem Gatten, der die Nächte einsam durchwacht. — Um die dritte Nachtwache steh' ich auf, ohne geschlafen zu haben, und weine bis zur Morgenröthe.

12.

Im zwölften Monde, mitten in den rauhen Tagen des Winters, — rief ich meine Gattin . . Wo bist Du? sagte ich. Ich denke alle Tage an Dich und kann Dein Antlitz nicht sehen. — Aber in der letzten Nacht des Jahres erschien sie mir im Traume. — Sie drückte meine Hand in der ihrigen, sie lächelte mich mit thränenfeuchtem Auge an, — sie umschloß mich mit ihren schmeichelnden Armen, und veranlaßte mich, wie früher, mit Entzücken und Glück. „Ich bitte Dich, sagte sie, quäle Dich nicht mehr mit meinem Andenken. — Fortan werde ich alle Nächte zurückkehren und Dich im Traume besuchen."

Der klassisch gebildete Stadttrommler von Dundee.

Dieser Mann starb vor kurzer Zeit und seine Bibliothek wurde nach Edinburg zum Verkaufe gebracht. Der Katalog seiner Bücher würde einem Bibliomanen von zweiter oder dritter Größe Ehre machen. Diese Büchersammlung besteht aus mehr als 1500 Bänden, und zwar nicht aus dem kleinen Däumlinge, dem Blaubarte und ähnlichen Geschichten, sondern es sind klassische und wissenschaftliche Werke in lebenden und todten Sprachen. Eine große Anzahl derselben ist lateinisch, nicht wenige darunter aber sind hebräisch, griechisch, arabisch, syrisch u. dgl. Und diese Bücher waren gar nicht bloß zur Schau da, denn D. M'Cormik, so hieß der Stadttrommler, las viel und war ein ausgezeichneter Sprachkenner, wie nachstehende Anekdote beweist. An dem College in Dundee (Schottland) war eine Professur der griechischen Sprache erledigt worden, ein Kandidat meldete sich bei dem Provost von Dundee, und bat ihn um seine Unterstützung. Der Provost, ein redlicher Mann, erwiderte ihm, er könne seine Fähigkeit nicht beurtheilen, da er wenig griechisch verstehe, er wolle aber den Stadttrommler holen lassen, damit er ihn examinire, und wenn dieser ihn tauglich finde, so solle er, der Kandidat, von ihm, dem Provost, bei seiner Bewerbung unterstützt werden. Daniel ward geholt, katechisirte den Kandidaten in Gegenwart des Propstes, und fand seine Kenntniß im Griechischen der Art, daß er ihn unfähig erklärte, die Professur der griechischen Sprache und Literatur zu übernehmen. Daniel war, wie die meisten Gelehrten, ein Pluralist, denn außer seinem Hauptamte als Stadttrommler war er auch Ausrufer, und belustigte die Bürger oft mit seinem übersprudelnden Humor. Die Lokalblätter sagen wenig von dem Leben dieses sonderbaren Mannes, und lassen uns unwissend über die Gründe, weßhalb er in der Stufenreihe bürgerlicher Ehren eine so niedere Stelle einnahm.

Vermischte Nachrichten.

Zu der S. 440 mitgetheilten Nachricht über die Hungersnoth auf den Inseln des grünen Vorgebirges findet man in englischen Blättern noch Folgendes: „Die Inseln des grünen Vorgebirges hatten drei Jahre keinen Regen mehr gehabt und die Vegetation war wie ausgestorben. Beträchtliche Zufuhren retteten endlich noch Tausenden das Leben, und vielleicht die ganze Bevölkerung. Die Hungersnoth scheint nach den neuesten Nachrichten zu Ende zu seyn. Heftige Regen hatten die Vegetation belebt, aber die Salzbereitung gehindert. Genaue Nachforschungen haben das fast unglaubliche Resultat geliefert, daß im vergangenen Jahre 30 bis 40.000 Menschen den Hungertod starben. Zu St. Antonio waren von 26.000 Seelen 11.000 durch Mangel und Krankheit umgekommen, in Fuego 12.000, in Brava 7000 und zu St. Nikolas 5000."

*

Nachrichten aus Canton zufolge ergreifen die Amerikaner energische Maßregeln, um den Handel zwischen den Vereinigten Staaten und dem himmlischen Reiche auszudehnen. Es fand sich eine größere Anzahl amerikanischer Schiffe als gewöhnlich ein, und das Kriegsschiff der Vereinigten Staaten „Peacock" war im Begriffe nach Cochinchina und Siam abzugehen, um Unterhandlungen über Ausdehnung des Verkehrs anzuknüpfen. — Das chinesische Reich befand sich denselben Nachrichten zufolge in einem sehr unruhigen Zustande, neue Aufstände waren ausgebrochen, und man glaubte, die Rebellen, welche eben unterdrückt worden waren, würden nicht mehr lange in Unterwürfigkeit gegen das Gesetz erhalten werden können. Zu Lihu Tschou waren die Westen der Regierung von den Bergvölkern zerstört worden.

*

Der französische Kapitän des Schiffes „Casimir," Herr Lecomte, der am 12 November 1832 Buenos-Ayres verließ, ist am 17 Januar 1833 zu Havre angekommen. Der Kapitän sah während seines Aufenthaltes zu Buenos-Ayres Herrn Bonpland öfters, der am 24 August vorigen Jahres in diese Stadt gekommen war und dort bis zum October verweilte, wo er wieder in das Innere des Landes abreiste. Herr Bonpland hat herrliche Sammlungen angelegt, und erwartet eine Korvette oder Gabarre der französischen Regierung, um diese naturgeschichtlichen Schätze in sein Vaterland abzusenden. Herr Bonpland selbst scheint noch nicht geneigt, nach Europa zurückzukehren; er genießt einer vollkommenen Gesundheit, und ist fortwährend eifrig beschäftigt, seine Sammlungen zu vermehren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautensacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 120. 30 April 1833.

Ueber den gegenwärtigen Stand unserer Kenntniß von Brasilien.

(Fortsetzung.)

Mit vollem Rechte hat Pinheiro geglaubt, sein Werk nicht systematisch in zwei verschiedene Theile zerlegen zu müssen, von welchen der eine nur die Topographie enthalte, und der andere lediglich der Geschichte gewidmet sey; er hat recht gut gefühlt, daß er seiner Arbeit weit mehr Interesse geben würde, wenn er seine historischen Schilderungen mit geographischen, statistischen und ethnographischen Beschreibungen vermische. Um indessen in diesen Bericht mehr Ordnung zu bringen, werde ich in demselben eine methodische Theilung einführen, und mit dem geographischen Theile beginnen, welcher sich auf eine mehr vollendete Weise an die Arbeiten der Akademie der Wissenschaften anknüpft.

Die Provinz von Rio-Grande do Sul liegt zwischen 28° 53′ und dem 33° s. Br. Sie stellt sich unter der Form eines Trapezes dar, und hat einen Umfang von beinahe 8230 Quadratlieues. Die Bergkette, welche in dem bei weitem größten Theile von Brasilien mit dem Meere parallel läuft, weicht bei ihrem Eintritte in die Provinz Rio-Grande schnell von dieser Richtung ab, wendet sich dann von Norden nach Süden und theilt so die Provinz in zwei sehr ungleiche Theile. Die Kette enthält hier keine hohen und malerischen Berge, ja sie hat so wenig Höhe, daß sie gegen Santa-Maria hin der Reisende überschreitet, ohne es kaum gewahr zu werden. Nichts desto weniger ist gerade dieser Theil der Bergkette, als Wasserleiter, von der höchsten Wichtigkeit, denn nach Westen entströmen ihm die hauptsächlichsten Zuflüsse des Uruguay, und nach Osten bildet die Vereinigung seiner entsendeten Flüsse den See dos Pathos. Eine Art von natürlichem Kanale, Rio de S. Gonçalo genannt, verbindet diesen See mit dem von Merim, und beide zusammen haben nicht weniger als 80 Lieues Länge. Zwischen diesen Seen befindet sich eine Menge anderer, die sich parallel mit dem Meere nördlich von dem dos-Pathos-See und südlich von dem Merim-See hinziehen, und allem Anscheine nach wäre hier sehr leicht eine Schifffahrtslinie für das Innere herzustellen, welche sich von der Stadt Laguna ungefähr unter 28° 25′ bis zur Mündung des Rio de la Plata erstrecken könnte. Heutzutage wäre diese ungeheure Wasserlinie zwar nutzlos, weil sie in langen Zwischenräumen nur Wüsteneien zu durchlaufen hätte; aber wenn einst das Küstenland, von welchem es sich hier handelt, von zahlreichen Bewohnern bedeckt seyn, und es nothwendig werden wird, die Verbindung unter ihnen herzustellen, welche beinahe allenthalben an der Meeresküste durch unersteigliche Ufer gehemmt ist, so wird man wohl daran denken, diesen Kanal zu bauen.

Das Klima von Rio-Grande ist im Allgemeinen angenehm, während des Sommers herrscht in den offenen Theilen der Provinz zwar große Hitze, und während des Winters, der kaum drei Monate dauert, sah ich das Thermometer auf den Nullpunkt herabsinken; indessen zertheilen die Winde, die hier ohne Unterlaß wehen, die schädlichen Ausdünstungen, welche aus den sumpfigen und stehenden Wassern und den über die Ufer getretenen Flüssen aufsteigen, und ich glaube nicht, daß man in der ganzen Welt ein Land finden könne, das gesünder ist als Rio-Grande.

Die Natur des Erdreichs wechselt in den verschiedenen Theilen der Provinz, nach der Lage, der Höhe oder der größern oder minderen Entfernung von dem Ocean. Die nahe am Meere gelegenen Ebenen haben nur eine dünne Erdkruste, welche, von Menschen und Thieren vielfältig aufgewühlt, einen feinen und beweglichen Sand bildet; im Innern ist dagegen die Schichte der Pflanzenerde dichter und zu einem hohen Grade von Kultur geeignet. Die nördlichen Theile der Provinz, woselbst der Boden nicht sehr erhaben ist, bringen Baumwolle, Zucker und Manioc hervor, und im Süden lassen sich mit dem besten Erfolge Weizen und alle Früchte Europa's gewinnen. Die Anhöhen, welche sich gegen Norden erheben, sind mit Waldungen bedeckt; gegen Süden breitet sich ein unermeßlicher Umfang natürlicher Weideplätze aus, auf denen unzählige Thiere leben. Der Pflanzer, welcher nicht wenigstens 500 Stück Hornvieh besitzt, wird als arm betrachtet, und ich kannte einen Eigenthümer, der auf seinen Ländereien (wie man mir sagte) wenigstens 40,000 Stück besaß. Die Heerden erfordern hier beinahe gar keine Vorsorge, man ist nicht einmal genöthigt, um das Vieh in gutem Stande zu erhalten, ihm von Zeit zu Zeit Salzfutter zu geben, wie es in Minas-Geraes und nach Roulins Versicherungen in Columbien geschehen muß.

Auf den 8230 Quadratlieues, welche Rio-Grande enthält und welche die alten Missionen von Uruguay in sich fassen, leben

ungefähr 70,000 Menschen, worunter 20,000 Sklaven und 8000 Indianer sich befinden. Bis jetzt haben sich auf dem weiten Gebiete der Provinz nur drei Städte erhoben. Der größte Theil der Bevölkerung lebt in Dörfern und hauptsächlich auf den sogenannten Estancias zerstreut. Das Küstenland ist natürlich mehr bevölkert, als die gegen Westen gelegenen Theile Rio-Grande's, und längs der Ufer des Uruguay befinden sich unermeßliche Ländereien, die gänzliche Wüsten sind. Die Städte, größentheils von Europäern und Kaufleuten von Bahia und Rio-Janeiro bewohnt, geben keinen vollkommenen Begriff von den der Provinz Rio-Grande eigenthümlichen Sitten. Diese muß man auf dem Lande beobachten, und selbst hier findet man keine völlige Uebereinstimmung. Die Pflanzer, die in der Nähe der Städte wohnen, mußten natürlich von den Städtern manche Gebräuche annehmen, während die von der Küste entfernten Niederlassungen, deren Bewohner oft mit den Indianern verkehren und an einem langen Parteikriege Antheil nahmen, natürlich unwissender als die ersteren und viel weiter von wahrer Civilisation entfernt sind. Die Landbewohner von Rio-Grande stehen sicherlich weit über den rohen Gauchos, die Azzara so schön gezeichnet, ja sie stehen sogar höher als die bequemen Eigenthümer der cisplatinischen Provinz; sie haben etwas in ihrem Benehmen und ihren Gebräuchen, welches an wackere Pächter erinnert, aber sie nähern sich doch noch mehr den Beduinen oder Tataren. Der Einwohner von Rio-Grande ist gut gebaut, stark, verschönert durch eine glänzende Gesundheitsfarbe und nur auf seinem Pferde glücklich, wenn er seine Kugel nach einer jungen wilden Kuh sendet, oder seine Schlinge nach einem flüchtigen Rosse wirft, einen Stier entmannt, welcher, indem sein Gebrüll weithin durch die Luft hallt, die ungeheure Heerde dadurch zusammenruft; hauptsächlich aber, wenn er eine eben geschlachtete Kuh zerstückt und seine Blicke auf die fastigen Theile heftet, aus welchen er sein Mahl bereitet. Er hat keine anderen Kenntnisse, als die, welche sich auf sein Handwerk als Jäger seiner Heerden beziehen; er besitzt Scharfsinn und Verstand, aber er bemüht sich nicht, sie anzuwenden.

Die militärische Gewalt ist die einzige, der er sich unterwirft; die Vollzieher der Gesetze erregen seine völlige Verachtung, und er sieht sich lieber durch seinen General ungerecht, aber schnell gerichtet, als nach langen Formalitäten durch das bürgerliche Gesetz einen gerechten Richterspruch zu erlangen. Er ergibt sich willig in den Despotismus eines Milizen oder Nationalgardisten, der sich ihm in Uniform vorstellt, und ihm seine Pferde und sein Vieh hinwegführt; aber er verlangt auch, daß man sich ihm gleichfalls unterwerfe, wenn er seinerseits militärisch gekleidet ist. Er ist gastfrei, sorglos und nicht sehr gefühlvoll; seine Leiden erträgt er mit Geduld, und sieht auch die Anderer ohne besonderes Mitgefühl. „Auf meinem Pferde, pflegt er zu sagen, bedarf ich nichts, ich führe das Nöthige mit, um mir mitten in der Wüste ein Lager zu bereiten und über die Ströme zu setzen. Ohne Säbel oder Flinte, habe ich dennoch Waffen, die mich zum Herrn der Thiere machen, von denen ich mich nähren will, und mein Küchengeschirr galoppirt mit mir!" — Wenn er schlafen will, legt er sich auf das rohe Leder, welches zusammengelegt die Decke seines Pferdes bildete, und stützt dann sein Haupt auf den schmalen und leichten Sattel, den er Lombilho nennt; das nämliche Leder wird, an den vier Ecken befestigt, auch sein Nachen; seine Schlinge und seine Kugeln, am Sattel hängend, dienen ihm sich der Thiere zu bemächtigen, deren er zur Nahrung bedarf, oder auch ein spitziger Stab, der leichter mitzuführen ist, als diese, und den er alsdann als Spieß gebraucht. Es ist begreiflich, daß unter einem solchen Volke und in einem solchen Lande, in dem man Tage lang reisen kann, ohne eine Wohnung oder eine Brücke über einen der zahlreichen Flüsse zu finden, die beinahe bei jedem Schritte den Weg des Wanderers hemmen, der Europäer, welcher gewohnt ist eine Menge Gepäck und die verschiedenartigsten Bedürfnisse mit sich zu nehmen, namentlich während der Regenzeit, den größten Verlegenheiten ausgesetzt seyn würde. Ich gestehe, daß ich auf meine Reisen verzichtet haben würde, wenn ich in der Provinz Rio-Grande dieselben hätte beginnen müssen. Indessen hat dieses unabhängige Leben in der Wüste, bei all den Entbehrungen welche es auferlegt, dennoch manchen Reiz, so verschieden es auch von dem unsrigen geregelten ist, und trotz dem daß seine Vergnügungen mit so vielen Widerwärtigkeiten erkauft werden müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die drei Hauptreligionen in China.

(Fortsetzung.)

Obgleich die Definition von einer höchsten Vernunft in den Schriften der alten Philosophen China's ausnehmend genau ist, so ist Dieß doch weit minder der Fall in Allem, was sich auf die menschliche Seele, ihre Haupteigenschaften und ihre Bestimmung bezieht. Der Mensch ist ein Mikrokosmus; das All ist ein Mensch in großem Maßstabe; das ist Alles, was bestimmt hierüber angegeben ist. Die menschliche Vernunft ist die Vernunft des Alls. Der Heilige, der Weise ist gleich dem „Großen Gipfel," und Geist wie er. Sein Geist ist Eins mit den Himmeln, das Meisterwerk der höchsten Vernunft, ein vollkommenes einiges Wesen. Diese Ausdrücke sind fortwährend in den heiligen Büchern gebraucht, lassen aber Zweifel darüber, was die Ansichten der Verfasser über die Immaterialität der Seele, ihren freien Willen und ihre Unsterblichkeit gewesen sind. Der Verstand war unkörperlich vor der Bildung der Himmel und der Erde, Niemand weiß, in welcher Beziehung er stand. Als die zwei Elemente, die der „Große Gipfel" erzeugte, in Wirkung kamen, erschienen körperliche Formen. Ein unreiner oder bekümmerter Geist erschuf die Thiere, ein reinerer bildete den Menschen. Die Seele des Menschen, mit Gefühl sowohl als mit Vernunft begabt, ist ein himmlisches Wesen. Die körperliche Hülle ist ein Erzeugniß der Erde. Die Seele tritt zurück in die Klasse, aus der sie entstand, und der Körper kehrt dahin zurück, woher er kam. Bei dieser Trennung, wie kann das Mi (die Identität) erhalten werden? Dieß ist eine Frage, die der chinesische Schriftsteller, dem diese Psychogonie entlehnt ist, sich selbst vorlegt. Der Heilige ahmt dem Himmel nach, bequemt sich den natür-

lichen Neigungen, läßt sich durch die Gewohnheiten der großen Menge nicht beschränken, noch durch andere Menschen verführen. Der Himmel ist sein Vater, die Erde seine Mutter. Diese zwei Urdinge sind der Stoff, aus dem er gebildet ist; die Zeit ist die Kette, durch die er genöthigt ist vorwärts zu gehen; seine Reinheit ist eine himmlische Stille, seine Ruhe eine himmlische Festigkeit. Wenn das All nicht mehr für ihn besteht, so ist es Tod. Wenn alle Dinge in Uebereinstimmung mit ihm sind, so ist es Leben. Ruhe ist die Wohnung der Seele, wie die Abwesenheit aller Eigenschaft das Eigenthum der Vernunft ist. Daher das berühmte Dogma von der philosophischen Unthätigkeit, das Lao-tse und seine nächsten Schüler so sehr empfahlen, und das neuere Schriftsteller so schlecht verstanden, welche darin den Grundsatz der Apathie, des mönchischen und beschaulichen Lebens und einer Menge Thorheiten zu entdecken glaubten.

Der Priestergeist, der im frühern Alterthume Meinungen in Glaubenssätze, und Philosophie in Theologie umschuf, hat nie in China Einfluß gehabt. Was man anderswo zum Gegenstande mystischer Ceremonien und symbolischer Darstellungen machte, in die man eingeweiht werden mußte, das wurde hier frei und ohne Geheimniß besprochen. Man muß daraus nicht schließen, als gäbe es in China keine Fabeln, und als bestände die ganze Nation aus lauter Weisen von gebildetem Verstande und frei von Leichtgläubigkeit. Dieselben Werke, aus denen wir so scharfsinnige, verständige Meinungen ausheben, enthalten auch hie und da, obgleich selten, abgeschmackte Begriffe über Zahlen, eingebildete Wirkungen physischer, siderischer und physiologischer Kräfte, die Wirkungen geheimer Künste, Alchymie, Astrologie, Weissagung, Magie u. s. w. Ein den Chinesen eigenthümlicher Zug ist aber, daß alle diese falschen Wissenschaften von ihnen auf die guten oder bösen Prinzipien ihrer Kosmogonie zurückgeführt sind. Wenn ein Mensch eindringt in die Geheimnisse der Vernunft, so kann er in die Luft fliegen, oder den Trank der Unsterblichkeit erringen. Genien, Dämonen, das Einhorn, der Phönix und Drachen, welche die emblematischen Geschöpfe der Vernunft sind, werden alle zurückgeführt auf die Theorie der aufeinander folgenden oder gegenseitigen Thätigkeit der zwei Prinzipien. Wenn dabei Symbole vorkommen, wenn Darstellungen mit einigen wenigen Fabeln gemischt sind, so können wir versichert seyn, die Fabeln sind ganz außerwesentlich, und die Symbole gehören fremden Systemen an.

Es ist sehr schwer, genau zu bestimmen, wann die rein philosophische Lehre von der höchsten Vernunft die Form eines Gottesdienstes anzunehmen begann. Jedenfalls muß man, ohne auf die fabelhaften zehn Perioden, die man gewöhnlich vor die Herrschaft des Fohi setzt, zurückzugehen, bemerken, daß unter der Regierung von Hwang-ti sich in dem Rebellen Tschi-ju ein Mann findet, welcher der Lehre von den Kweis und Schins, d. h. von den guten und bösen Genien, sehr zugethan ist. Shao hao, der dritte vor dem großen Yao, ist derselben Irrthümer sehr verdächtigt; die Schriftgelehrten ermangeln übrigens nicht zu behaupten, daß unter seiner Regierung Unschuld, Aufrichtigkeit und Redlichkeit in der Brust der meisten Menschen ausgeübt waren. Es ist nichts desto weniger klar, daß der Glaube an Genien gehemmt oder unterbrochen wurde während der Regierung von Tschuen-hio und Ti-ko. Während der Regierungen Yaos, Schuns und Yus wird davon keine Erwähnung gemacht, und in den ersten zwei Dynastien findet sich kaum eine Spur. Die Schriftgelehrten führen an, in den Schluchten der Berge hätten gewisse Anachoreten gewohnt, die abergläubische Gebräuche geübt, indem sie die guten Genien anriefen, mit den bösen stritten, und selbst Schins d. h. gute Genien zu werden suchten, wie die Tao-ßi noch bis auf den heutigen Tag thun. Es wird hinzugesetzt, mehrere schlechte Kaiser von den Dynastien Hih und Schang, namentlich Kei und Schin-hin, hätten sich der Magie ergeben, und abergläubische Gebräuche zu Ehren von Geistern geübt. Aber diese Anklagen, deren Beweise jetzt nicht geliefert werden können, scheinen einen Theil des großen Systemes der chinesischen Schriftgelehrten zu bilden, welches darin besteht, die Irrthümer des Verstandes als untrennbar von der Schwäche des Herzens zu betrachten, und zu glauben, oder sich zu stellen als glaubte man, daß Niemand lasterhaft und verdorben seyn könne, ohne ein Narr zu seyn. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß einige in Ausschweifung und Verbrechen versunkene Fürsten, müde der unablässigen Vorstellungen der Schriftgelehrten, ein Religionssystem annahmen, das von seinen Anhängern aus Politik den Neigungen der Fürsten angepaßt wurde. Die Geschichte lehrt uns, daß die schändlichsten Fürsten oft höchst leichtgläubig waren, und daß Magie der Lieblingsirrthum Derer ist, welche sich rühmen, keinen vernunftgemäßen Glauben zu haben; als ob die Schlechten allein ein Recht hätten mit der bestehenden Ordnung des Universums unzufrieden zu seyn, oder mindestens, als ob sie die Einzigen seyen, deren Interesse es wäre, das Universum in Verwirrung zu stürzen. Erwägt man die fortdauernden Bemühungen der herrschenden Schriftgelehrten China's, die nie ermangelten, das Andenken derjenigen Kaiser herabzusetzen, welche die von Yao, Schun und andern Heroen des mittlern Alterthums betretene Bahn verließen und die Irrthümer oder falschen Sekten begünstigten, dann ist es sehr sonderbar, daß sie mit den größten Fürsten in gleichen Rang den Wu wang setzen, jenen kriegerischen König, den Gründer der Tschou-Dynastie, welcher vielleicht im Herzen unbefleckt blieb von dem Aberglauben der Zauberer, aber doch den Anfang seiner Regierung mit einer Ceremonie bezeichnete, die gar wohl denselben hätte emporbringen können.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Gerichtsverhandlungen.

Mord in einem Dirnenhause.

Am 25 August 1851 ließ sich Walther Carawardine, Bewohner der kleinen Stadt Hereford, in ein einsam stehendes Haus einer Vorstadt locken, das durch Weiber von schlechter Aufführung und noch verdorbenere Männer besucht wird. Er wurde aller werthvollen Sachen beraubt, die er bei sich führte, und ermordet; seinen Leichnam warf man in den kleinen Fluß Wye, wo er einige Tage später gefunden ward. Dieser Mord, der mit jenem von Fualde's einige Aehnlichkeit hatte, machte großes Aufsehen im Lande; man schrieb ihn Beweggründen der Habsucht zu, und vermuthete allgemein, daß Walther Carawardine vor seinem Tode genöthigt worden sey, Handschriften für beträchtliche Summen auszustellen. Sein Bruder, John Carawardine, ließ folgende Nachricht in 200 Exemplaren drucken und von Hand zu Hand vertheilen:

„Zwanzig Pfund Sterling Belohnung für Denjenigen, der den Mörder oder die Mörder von Walther Carawardine entdecken und dem Gerichte überliefern wird; diese Summe ist zahlbar alsbald nach der Verurtheilung des Schuldigen oder der Schuldigen." Niemand schien diese Belohnung verdienen zu wollen. In Folge verschiedener Anzeigen und

Mittheilungen, welche die Justiz sich selbst verschaffte, wurden indeß als die Mörder zwei Personen verhaftet, welche das Unglück gehabt, in jener Zeit sich in dem Hause der kleinen Quäkerstraße (Quakers lane) befunden zu haben, in welchem man vermuthete, daß das Verbrechen begangen worden sey. Man vernahm als Zeugen die gewöhnlichen Dirnen jenes Hauses, und unter andern eine, Namens Williams, die eine unbedeutende Aussage machte. Die Angeklagten bewiesen ihre Unschuld auf eine unwiderlegliche Weise, und wurden freigesprochen.

Es schien, als ob die dichte Dunkelheit, die über dieser schrecklichen Begebenheit lag, niemals aufgeklärt werden sollte, als gegen das Ende des Monats Junius 1832 die genannte Williams, die im Hospitale an der Cholera daniederlag und am Tode lag, den Herrn Howels, Friedensrichter der Stadt Hereford und Municipalschreiber, rufen ließ, und ihm eine vollständige und umständliche Entdeckung über das Verbrechen vom 25 August 1831 machte. Sie erklärte, daß sie, auf dem Punkte vor Gott zu erscheinen und um ihr Gewissen zu erleichtern, die Individuen Williams, Pugh und Mathews als Thäter angebe. Eine Dirne hatte dem Waltyrr Carawardine ein Rendezvous in jenem infamen Orte gegeben; während sie zusammen waren, traten die drei Mörder, wovon der Eine sich für den Liebhaber ausgab, wie wüthend herein, und der Unglückliche sank unter zwei Schlägen auf den Kopf mit einer eisernen Stange tiefstöhnend todt zu Boden. Die Dirne, die erste Veranlassung dieses Auftrittes, sagte dabei mit der größten Kaltblütigkeit: „Was kümmert's mich, ich habe sein Geld erhalten, macht im Uebrigen, was Ihr wollt, ich habe ihn nicht in diesen Hinterhalt gelockt und habe mir nichts vorzuwerfen."

Auf die Erklärungen der Dirne Williams wurden ihr Vetter Williams, mit welchem sie als Frau zusammenlebte, und die beiden andern Individuen verhaftet; die stärksten Beweise wurden gegen sie vorgebracht, und sie am 25 August 1832, dem Jahrestage des Mordes in Quakerslane, von den Assisen zu Hereford schuldig erkannt. Ihre Hinrichtung folgte bald auf die Verurtheilung.

Der ganze Hergang der Sache war seitdem wieder längst schon vergessen, als die Civilassisen von Hereford vor Kurzem in einem Prozesse zwischen der Dirne Williams, die nicht an der Cholera gestorben war, und John Carawardine, Bruder des ermordeten jungen Mannes, zu entscheiden hatten. Wir haben oben erwähnt, daß John Carawardine 20 Pfund Sterling Belohnung versprochen hatte, um die Entdeckung der Mörder seines Bruders zu erhalten; die Dirne Williams behauptete, daß diese Belohnung ihr rechtmäßig zukomme. Mehrere Zeugen wurden vernommen, nach den Grundsätzen der englischen Gesetzgebung, die in Civilsachen den von dem Geschwornengericht unzertrennlichen Zeugenbeweis zuläßt. Aus den Verhandlungen ging hervor, daß die Dirne Williams diejenige war, die dem unglücklichen Carawardine das Rendezvous gegeben, und sich in Betreff des Mordes gerröstet hatte, weil sie im Voraus den Schandlohn für ihre Entehrung empfangen. Die Dirne hatte offenbar in dem ersten Prozeß einen Meineid begangen, indem sie angab, nichts von dem Morde zu wissen, und sie hatte es durch ihr Stillschweigen darauf ankommen lassen, daß Unschuldige verurtheilt wurden, indem sie die Wahrheit lediglich aus persönlicher Rachsucht entschleierte. In Folge einer heftigen Mißhandlung durch ihren Vetter Williams, und von der Cholera befallen, hatte diese Person keinen andern Gedanken, als ihren Tod zu rächen, den sie ganz nahe glaubte. Dieß waren die Gründe, welche der Sachwalter des Beklagten geltend machte.

Der Richter Parke sprach zu den Geschwornen in dem Resumé der wechselseitigen Gründe: „Es ist augenfällig, daß die Dirne Williams, als sie ihre Entdeckungen machte, nicht zum Zwecke hatte, die Belohnung der 20 Pfund Sterling zu gewinnen; es ist sogar möglich, daß sie vor dem am 25 August abgeurtheilten Prozesse gar keine Kenntniß von der gedruckten Anzeige erhalten habe; aber es ist nicht minder wahr, daß sie die Bedingungen dieser Art von Vertrag erfüllt hat, der zwischen John Carawardine und der Person geschlossen wurde, die im Stande seyn würde, die Mörder seines Bruders der Justiz zu überliefern."

Das Geschwornengericht erkannte zu Gunsten der Dirne Williams, und John Carawardine wurde verurtheilt, ihr 20 Pfund Sterling Schadloshaltung zu zahlen, außer den ursprünglichen 20 Pfund Sterling, und den Kosten, die wahrscheinlich eine noch größere Summe betragen.

Eine Sklavenversteigerung in Richmond.

Die Versteigerung der Hinterlassenschaft des Herrn Gordon, eines reichen schottischen Pflanzers zu Richmond, in Virginien, dauerte viele Tage nach einander. Nach dem Hausgeräthe, den Linnen, Vorräthen u. s. w. kam man an das Vieh, zuletzt an die Sklaven. Jeder derselben wurde einzeln den Käufern vorgestellt, unter denen sich einige Bürger von Richmond und viele Sklavenhändler befanden. Wenn ein Neger von einem Einwohner gekauft wurde, so schien er getröstet, und sein Gesicht heiterte sich wieder auf; allein wenn er einem Sklavenhändler zugeschlagen wurde, so sprach sich in seinen Gebärden und Worten die größte Verzweiflung aus. Der Ausrufer stellte zuerst einen jungen, hübschgewachsenen Neger zum Verkauf aus. „Meine Herren, rief er mit einer durch den häufigen Branntweingenuß rauh gewordenen Stimme, hier ist einmal ein rechter Bissen! Billy (Wilhelm) ein vortrefflicher Schreiner, 21 Jahre alt, gesund und ohne Fehler, arbeitet meisterhaft: 550 Dollars zum Ersten!" Die Umstehenden machten verschiedene Aufgebote, bis endlich ein Bürger von Richmond auf Zureden seiner Frau, die im nächsten Sommer sich in ihrem Garten ein Sommerhaus bauen lassen wollte, Billy um 425 Dollars (2125 Fr.) zugeschlagen erhielt. — „Ponto, fuhr der Ausrufer fort, ein guter Feldarbeiter, 52 Jahre alt!" — „Ponto 42 Jahre alt seyn," rief der Sklave dazwischen. — „Das muß ich besser wissen, erwiderte der Ausrufer. Lustig, meine Herren! Ponto, 100 Dollars! Es ist ein gesunder und starker Bursche!" — „Ponto viel stark seyn, erwiderte der Sklave, als Ponto in das Haus des Herrn Gordon kommen, jetzt ganz kraftlos seyn." — Auf dieses Geständniß, das in einem ganz kläglichen Tone vorgebracht wurde, verging Allen die Lust ein Aufgebot zu schlagen, und Ponto wurde beiseite gestellt. Hierauf wurde eine ganze Familie ausgerufen, die aus Vater, Mutter und drei Kindern bestand. „Es ist eine letztwillige Bestimmung des Herrn Gordon, sagte der Ausrufer, daß diese Familie nicht getrennt werden soll." Sie wurde um 840 Dollars (4200 Fr.) verkauft. — „Achtung, meine Herren, rief jetzt der Ausbieter, hier ist eine Mutter und ihre Tochter; jene 54 Jahre, diese 15 Jahre alt." — Sie konnten auch einzeln verkauft werden, doch bot man sie mit einander aus, um ihnen wo möglich den schrecklichen Augenblick der Trennung zu ersparen. Betty, die Tochter, hätte einem Bildhauer zum Modell dienen können; ihre Formen waren höchst reizvoll; ihr anmuthiger Mund ließ eine Reihe Zähne weiß wie Elfenbein erblicken, und ihre Haut glänzte wie Ebenholz. Allein ein Strom von Thränen quoll aus ihren großen feurigen Augen. Die Mutter war auch noch schön, hatte nur nicht die Lebhaftigkeit und Frische des Mädchens. Sie wurde von einer Frau in Richmond gekauft, der sich die unglückliche Mutter zu Füßen warf, indem sie unter Thränen und Wehklagen sie anflehte, auch ihre Tochter zu kaufen. Die Dame hob sie liebreich auf, sprach ihr Trost zu und legte auf Betty einige Aufgebote. Allein die Sklavenhändler, die eine so schöne Beute nicht aus den Klauen lassen wollten, sprachen sich Muth zu, und steigerten unter rohem Gelächter den Preis immer höher, während sie das unglückliche Geschöpf, das mit seinen kleinen Händen das Gesicht bedeckte, ohne die mindeste Schonung von allen Seiten betrachteten und betasteten. Endlich wurde sie um 970 Dollars (4850 Fr.) zugeschlagen. Bei dem Gedanken einer ewigen Trennung von ihrer Mutter schrie sie wie todt auf den Boden nieder; allein ihr neuer Herr gab ihr mit seiner Peitsche einige Hiebe über die Schultern, und als das Mädchen vor Schmerz die Augen wieder aufschlug, rief er unter lautem Gelächter: „Ja die Peitsche ist und bleibt doch der beste Arzt!"

Vermischte Nachrichten.

Die pariser Polizei hat im Jahre 1832 77,545 Individuen verhaftet, worunter sich 26,653 weiblichen Geschlechts befinden. 25,702 und unter ihnen 10,291 wurden wegen Trunkenheit eingezogen. 25,458 Individuen weiblichen Geschlechts wurden polizeilich abgestraft und 5656 an die zuständigen Gerichte überwiesen. Im Jahre 1832 wurden 4719 Personen mehr verhaftet als in dem vorausgegangenen Jahre.

*

Von 1810 bis 1829 wurden in England für 45,387,425 Pf. St. Goldmünzen und für 9,149,411 Pf. St. Silbermünzen geschlagen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 121. 1 Mai 1833.

Die Pairie in England.

(In dem „Metropolitan" von einem englischen Pair mitgetheilt.)

Man erzählt, daß der Minister, Lord Shelburne, zu sagen pflegte: „Der Adel von England sey noch verdorbener und unwissender als der französische" — eine Aeußerung, bei der er offenbar die Absicht hatte, seine tiefe Verachtung gegen den Stand, dem er angehörte, auszusprechen; wobei wir jedoch uns nicht der Ansicht entschlagen können, daß sein Urtheil, selbst für die Zeit, in der es gefällt wurde, zu streng gewesen sey und keineswegs in voller Ausdehnung auf den englischen Adel unsrer Tage Anwendung finden könne, dem gegenwärtig eine bedeutende Anzahl Männer von Geist und Bildung angehört. Ein Glück für sie und ihre Nation: für sie, weil sie dadurch, daß sie dem Lande Achtung einflößen, ihre Standeswürde auf eine um so festere Dauer begründen; für die Nation, weil, so lange eine erbliche Aristokratie für das Bestehen einer beschränkten Monarchie unentbehrlich erscheint, es nicht wahrscheinlich ist, daß sie wie in Frankreich durch einen Ausbruch der Entrüstung des Volkes gestürzt werden wird.

Das eigene Verdienst ist es, auf dem die englische Aristokratie beruht und beruhen muß: sie ist keine abgeschlossene Kaste, die wie in manchen andern Ländern, Privilegien zum Nachtheil der übrigen Stände genießt, sie gehört dem Volke an, aus dem sie täglich sich ergänzt, von dem sie nicht getrennt, sondern an dessen Spitze sie bloß gestellt ist. Noch einmal, der englische Adel braucht, zum Glück für ihn selbst, nicht auf seine Vorfahren zu pochen, oder um uns der körnigen Worte Boileau's zu bedienen: „se parer insolemment du mérite d'autrui," wie der in Deutschland und vielleicht im übrigen Europa; denn er besteht hauptsächlich aus Familien, die ihre Abstammung kaum auf einige Generationen zurückführen können, und wie vielen Seitenverzweigungen ihrer Verwandtschaft mit der Roture (dem Mittelstande) begegnet man, selbst nur in diesem kurzen Zeitraume. Allerdings gibt es unter der englischen Aristokratie einige Familien, deren Abstammung in ferne Jahrhunderte hinaufreicht, und deren Namen ehrenvoll auf den Blättern der Geschichte verzeichnet stehn; aber keine derselben würde den Heraldikern des Kontinentes genügen. Wir glauben behaupten zu können, daß sich in England nicht eine einzige Familie befindet, die in Deutschland sich als stiftsfähig geltend machen könnte, wozu dort früher ein unbefleckter Adel von sechzehn Ahnen gehörte. *) Um gleich bei den Familien vom höchsten Range anzufangen; so ist bekannt, daß die Guelphen, obgleich von dem alten Geschlecht der Herzoge von Este abstammend, doch nicht stiftsfähig wären, und zwar weil Einer ihrer Vorfahren sich mit einer Französin, Namens „Mademoiselle d'Olbreuse," vermählte. Man erzählt sich, daß die verstorbene Königin Karoline von England ihrem königlichen Gemahl zuweilen diese Mésalliance seines Hauses vorzurücken pflegte; wobei man auch folgender Anekdote erwähnt. Bei einer gewissen Gelegenheit gab die Königin ein Diner zu Frogmore, wo sich außer ihren eigenen Kindern auch einige auswärtige Mitglieder des Hauses Braunschweig befanden. Jemand von den Gästen bemerkte, daß jede Person an der Tafel von der Kurfürstin Sophia abstamme, als die Königin die Hand auf die Brust legte und stolz ausrief: „Non, Madame, il n'y-a pas de d'Olbreuse ici." Es freut uns, daß eine Frau, wie die verstorbene Königin, auch in solchen Kleinigkeiten eine Quelle des Vergnügens finden konnte; allein es freut uns eben so sehr, daß in unserm königlichen Hause eine solche Beimischung von niederem, wenn gleich deßhalb nicht schlechterem Blute obwaltet, wodurch es nur um so mehr zu dem gemischten Adel und der gemischten Regierung dieses Landes zu passen scheint.

Wenn wir sagen, daß es unter dem englischen Adel einige wahrhaft alte Familien gibt, so bitten wir die Heraldiker des Kontinentes, darüber nicht allzusehr in Harnisch zu gerathen; wir suchen diese glänzende Eigenschaft für unsre englischen Geschlechter keineswegs in jener grauen Vorzeit, die sie für das Alterthum eines Stammbaumes nöthig erachten; wir meinen es nur in jenem beschränkten Sinne des Wortes, wie er in England genommen wird, daß es nämlich hier Familien gibt, die ihre Abstammung bis zur Eroberung der Normannen hinaufführen können. Die gelehrtesten Genealogen Englands sind darüber einverstanden, daß kein adeliges Geschlecht mit seinem Stammbaum bis zu den Tagen der Sachsen hinaufreiche; wofür verschiedene Ursachen angeführt werden können, als da sind: die Barbarei jenes Zeitalters, der gänzliche Mangel an Familiennamen

*) In Frankreich wurde bei gewissen Gelegenheiten die Probe von zweiunddreißig und in Deutschland sogar von vierundsechzig Ahnen erfordert. Anm. d. Verf.

und der gänzliche Wechsel des Besitzes im Lande nach der Ankunft Wilhelms des Eroberers. Unwissende Personen wollten freilich bisweilen eine ältere Abkunft nachweisen, und Heraldiker kamen ihnen dabei für ihr gutes Geld zu Hülfe, allein stichhaltige Beweise konnten sie nie dafür aufbringen. Daß uns Allen Sachsenblut in den Adern fließt, ist außer Zweifel; allein das Verhältniß, in welchem der sächsische Bauer und der normännische Seeräuber in einander übergingen, läßt sich nicht mit Zuverlässigkeit herausstellen, womit am Ende nicht einmal Jedermann ein Gefallen geschehen möchte. Die untern Stände in England sind es wahrscheinlich, die am meisten auf ihr sächsisches Blut stolz seyn können, d. h. diejenigen von ihnen, die seit unvordenklichen Zeiten und von Geschlecht zu Geschlecht auf demselben Grund und Boden seßhaft blieben, den sie schon vor der normännischen Eroberung anbauten und die nachher die Leibeigenen der Normannen blieben, wie sie vorher die ihrer Landsleute gewesen waren.

Die zuverlässigsten Fälle von Abstammung aus der Zeit der Eroberung sind jene von Familien, die gegenwärtig noch gewisse Besitzungen inne haben, die sie laut des Doomesday-Book *) unter dem Eroberer schon besaßen. So z. B. die Ashburnham von Ashburnham in Sussex; die Kingscote von Kingscote in Gloucestershire; die Cholmondeley von Cholmondeley in Cheshire und wenige andere. Allein da der Mensch nie sich begnügt mit einem Vorzug, den er wirklich besitzt, so wurde von allen diesen Familien der Versuch gemacht, zu beweisen, daß sie schon vor der normännischen Eroberung in Besitz dieser Stammgüter waren. In den Ueberlieferungen der Familie Ashburnham hierüber wird behauptet, Bertram Ashburnham sey unter Harold Constable von Dover-Castle gewesen, das er mannhaft gegen Wilhelm vertheidigte, der dessen ungeachtet, obgleich er die ganze sächsische Bevölkerung aus ihrem Besitzthum verdrängte, gutherzig genug war, dem besagten Bertram seine weitläufigen Besitzungen zu lassen. Außerdem daß es dieser Geschichte an jedem sichern Beweis fehlt, trägt sie das Gepräge der Unwahrheit schon an der Stirne. Andere Familien gibt es, die sich gleichfalls darin gefallen, ihren Stammbaum aus der Sachsenzeit herzuleiten, während doch ihre Namen in der Battle-Abbey-Rolle unter den Lehensmännern Wilhelm's aufgeführt werden. Kurz jeder dieser Ansprüche auf sächsische Herkunft läßt sich mit gleich starken Gründen bestreiten und Niemand, der einer gesunden historischen Kritik Gehör gibt, kann dergleichen genealogischen Träumen nachhängen, die oft bis zur abgeschmacktesten Widersinnigkeit übertrieben worden sind. So war der lächerliche Versuch die Vere von einem jüngern Sohn Abraham's, oder den Stammbaum der Familie Bertie, die sich höchst ehrenvoll aus niederer Herkunft vor ungefähr drei Jahrhunderten durch eigenes Verdienst aufschwang, aus grauester Vorzeit von Bertieland in Preußen abzuleiten, oder das Geschlecht der Lumley gar in gerader Linie von Adam, was Jakob I, als er diese verrückte Genealogie in Lumley-Castle zu Gesicht bekam, veranlaßte in seiner guten schottischen Mundart zu sagen: „I never before ken'd what was Adam's surname, but I noo find it was Adam Loomley" — (Wußte ich doch vorher nicht, wie Adam mit seinem Zunamen hieß, und erfahre jetzt, daß er Adam Loomley hieß.) Doch man kann sich über dergleichen Unsinn nicht so sehr wundern, wenn man erst die alten heraldischen Bücher aufschlägt, wo z. B. von dem Waffenrock und Wappenschild unsres Erlösers die Rede ist, während man in einem Andern mit der größten Ernsthaftigkeit lesen kann: „Abel, der zweite Sohn Adams, führte das Wappen seines Vaters mit dem seiner Mutter Eva zusammengesetzt, die als eine Erbin Roth und Silber führte; und Joseph's Wappen war ein Querbalken in Roth und Silber."

*) Das unter Wilhelm dem Eroberer aufgenommene alte Lehenbuch.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die drei Hauptreligionen in China.

(Fortsetzung.)

Die Schang-Dynastie war in der Person Schin-sins gesunken, und das Volk, von der Tyrannei dieses Elenden befreit, freute sich, dem Joche der Kweis oder Dämonen entgangen zu seyn, die es in der Person dieses Fürsten und seiner Minister regierten. Wu-wang war der Meinung des Volkes nach einer der wohlthätigen Schins, emporgestiegen, um das Glück auf der Erde wieder herzustellen. Weit entfernt, das wachsende Vorurtheil zu bekämpfen, glaubte der Gründer der Tschous es vielmehr benutzen zu müssen, und eine der ersten Handlungen seiner neuen Regierung war, zu erklären, daß er die bösen Genien bekriegen wolle. Da diesen aber die Waffen der Menschen nichts anhaben können, so brachte er eine Armee von Schins oder wohlthätigen Geistern zusammen, deren Oberbefehl er seinem ersten Feldherrn Tße-ja auftrug. Dieser Tße-ja war ein Schin, der, um einen höhern Rang als den, welchen er in der Hierarchie der Geister einnahm, zu erreichen, sich nicht scheute, den mancherlei Schicksalen einer neuen Seelenwanderung, und den Gefahren einer schlechten Erziehung, und den von dem menschlichen Leben unzertrennlichen Wechselfällen sich auszusetzen. Durch ein großes Glück ward er von tugendhaften Eltern wieder geboren, welche in seiner Seele die Gefühle der Tugend erneuten, die er früher schon eingesogen hatte. Vierzig Jahre Studiums unter den Genien des Bergs Kwan-lun, hatten seine glücklichen Anlagen zur Vollkommenheit gebracht, und endlich hatte er als Befehlshaber der kaiserlichen Truppen die Herrschaft des Dämons Schin-sin angegriffen und gestürzt, und Niemand konnte geeigneter seyn, in der unsichtbaren Welt fortzusetzen, was er in der Sinnenwelt so gut begonnen hatte. Das ist es, was über den Feldherrn Tße-ja bekannt gemacht wurde, und Dieß waren die abergläubischen Begriffe, die Wu-wang selbst befördern zu müssen glaubte, und woraus die Tao-ßi nachher so wichtige Vortheile zogen.

Tße-ja wurde von Wu-wang abgesendet, um den alten Meister Juen-ßi-lien, der auf dem Berge Kwan-lun wohnte, zu besuchen, um von diesem heiligen Manne zwei Bücher zu erhalten, die in seinem Gewahrsam sich befanden. Das eine war der Codex der Gesetze, welche künftig im Reiche gelten sollten, das andere war die Liste der Genien, die zu Beschützern erwählt werden sollten an die Stelle derjenigen, welche unter der vorigen Herr-

schaft ihre Pflichten so schlecht erfüllt und geduldet hatten, daß die Dämonen die Macht usurpirten. Im Besitze dieser kostbaren Bücher begann Wu-wang damit, die in dem erstern enthaltenen Gesetze zu promulgiren; diese waren mit geringen Abänderungen denen, wie die des weißen Yao, des tugendhaften Schun, des großen Yu und des erlauchten Tschhing-tsang. Wu-wang nahm den Himmel zum Zeugen seines Versprechens, pünktlich diese neuen Gesetze auszuführen, wofür er ihm so verpflichtet war. Die Liste der Genien, welche unter der neuen Dynastie gewählt werden sollten, promulgirte Tsche-ja nach dem Befehle des alten Meisters auf dem Berge Ki. Die acht Kwa oder Trigrammen Fohi's, die zehn Kan oder „cyklischen Stämme," die zwölf Tschi oder „cyklischen Zweige," die fünf Urfarben, alle Hauptgegenstände der Philosophie der Schriftgelehrten selbst wurden auf den bei der Feierlichkeit gebrauchten Altären und Bannern abgebildet. Nach den Vorbereitungs-Ceremonien las Tsche-ja die Urkunde ab, welche der alte Meister ihm gegeben, und entließ die Genien der Schang-Dynastie, welche sich in äußerster Beschämung zurückzogen. Tsche-ja rief sodann den Pih-tsien auf, den großen Anführer der Heere Hwang-ti's vor mehr als 1500 Jahren. Dieser Pih-tsien war gegen den großen Rebellen Tschi-yu gezogen. Von seinem Muthe fortgerissen, hatte er die Trümmer einer geschlagenen Armee zu weit verfolgt, und war elend in den nördlichen Seen umgekommen. Von dieser Zeit an hatte er auf einer öden Insel gewohnt, brütend ohne Unterlaß über sein Unglück. Auf Anleitung des alten Meisters stellte ihn Tsche-ja an die Spitze von 365 Genien, mit denen er glänzende Siege gegen die Kweis erfocht, und endlich ihren unseligen Einfluß im ganzen Reiche zerstörte. Wu-wang verkündete diese Triumphe seinen Unterthanen, und eine ungeheure Menge Menschen widmete sich sodann der Lebensweise, welche die Anhänger dieser Sekte führten. Da ihre Zahl auf beunruhigende Weise wuchs, so fand der Kaiser sich bald genöthigt, einem religiösen Enthusiasmus Gränzen zu setzen, welcher den Staat mit unglücklichen Folgen bedrohte. Er befahl deßhalb, daß die Anhänger dieser Lehre von seinen übrigen Unterthanen getrennt leben sollten, um besser im Stande zu seyn sich ihren metaphysischen Spekulationen zu widmen. Viele wurden unter diesem Vorwand an einsame Orte in den Gebirgen verbannt. Alle, welche öffentlich sich zur Verehrung der Genien bekannten, mußten dem Beispiele dieser Asceten folgen, und die Wachsamkeit, mit der man unter Wu-wang's Regierung verhinderte, daß diese Anachoreten nicht von ihrer frommen Beschäftigung abgelenkt würden, veranlaßte eine ungeheure Verminderung ihrer Zahl, da nur wenige einen so mächtigen Ruf in sich fühlten, daß sie ihr Leben in einer Wüste und in Beschäftigungen hätten zubringen mögen, die nur so lange einen Reiz besitzen, als sie im Angesichte der Menschen geübt werden, und Bewunderer und Nachahmer anziehen. Unter den folgenden Kaisern begannen die Tao-sse unter allerlei Vorwänden allgemach in Städte und Dörfer herabzukommen, da die Regierung es vernachlässigte das ehrenvolle Exil zu erzwingen, das der politische Wu-wang gegen die Anhänger dieser Sekte ausgesprochen hatte. Ihre Anzahl wuchs also wieder, einige siedelten sich in der Nachbarschaft bewohnter Orte an, errichteten Bildnisse der Schins, deren Verehrer sie selbst waren, und zu deren Verehrung sie auch das Volk aufforderten. Da die Toleranz gegen sie die ganze Herrschaft der Tschou-Dynastie hindurch dauerte, wurden die meisten Fürsten und eine große Menge Menschen von jedem Rang und jeder Klasse ihren Glaubenssätzen zugethan. Selbst einige der Schriftgelehrten nahmen die Meinungen dieser Sekte ganz oder zum Theil an, und warfen dieses System und die confu-tse'sche Lehre des King durch einander, eine Mischung, welche nicht wenig dazu beitrug, die Begriffe zu verdunkeln und zu verwirren, welche über die chinesische Vorzeit zu uns gelangten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Asphalt-See auf Trinidad. *)

(Aus dem „Edinburgh New-Philosophical-Journal.")

Eine der größten Naturmerkwürdigkeiten ist der Erdharz- oder Asphalt-See auf der Insel Trinidad, der ungefähr 36 englische Meilen südlich von Puerta de Espana liegt. Das westliche Gestade der Insel ist auf eine Strecke von ungefähr 20 Meilen ganz flach und mit Waldung bedeckt, und obschon man von der See aus nur einen oder zwei Häuser erblickt, so ist das Innere doch gut angebaut, und auf mehrern kleinen Flüssen, die sich in den Paria-Golf ergießen, läßt sich der auf der Insel erzeugte Zucker bequem nach den Schiffen führen, die vor den Mündungen vor Anker liegen. Wenn man sich Naparima nähert, und der einschichtige Berg, an dessen Fuße San Fernandez liegt, ganz sichtbar wird, so gewinnt die Küste einen freundlichern Anblick: hier sieht man einen herrlichen Wald, dort leuchtet das glänzende Grün einer Zuckerrohrplantage hervor; Kokos- und andere Palmen, deren federartige Blätter in der Luft wogen, sind über die Landschaft ausgestreut, die und da begegnet dem Blicke dicht am Ufer ein hübsches Wohngebäude mit einem grünen bis zum Meer herablaufenden Vorplatz, und der Boden ist bald zu manchfachen Krümmungen ausgeschnitten, bald erhebt er sich in sanften Wellenlinien. So groß die Schönheit dieses Theiles von Trinidad ist, so verpesten doch auch mehrere stehende Sümpfe die Luft mit ihren giftigen Ausdünstungen.

Bei Point La Braye sieht man Massen von Pech, die wie schwarze Felsen zwischen dem Laube der Bäume hindurch sichtbar werden und sich bis an die See herabziehen. Bei dem kleinen Weiler La Braye ist eine große Strecke der Küste mit Pech bedeckt, das weit in die See hinein sich ergießt und eine Bank unter dem Wasser bildet. Der Asphalt-See liegt an der Seite eines Hügels, 80 Fuß über der Meeresfläche, von der er Dreiviertelsmeilen entfernt ist; ein allmählich aufwärts gehender Weg, mit gehärtetem Pech bedeckt, worauf Gras und Bäume grünen, führt dahin. Dieser Weg geht durch einen Wald, und so wie man aus diesem heraustritt, sieht man am Ufer des Sees, den man auf den ersten Blick mit kleinen waldbedeckten Eilanden bedeckt glaubt; doch bei näherer Besichtigung zeigt sich, daß man Schichten von Erdpech vor sich hat, die von drei bis vier Fuß tiefen und mit Wasser angefüllten Klüften durchschnitten sind. Das Pech am Rande des Sees ist ganz hart und kalt, geht man aber mit ausgezogenen Schuhen, um das Wasser zu durchwaten, nach der Mitte zu, so fühlt man, wie die Wärme zunimmt; das Pech wird immer weicher, bis man es endlich ganz flüssig aufsieden sieht und die Fußsohlen die Hitze fast nicht mehr ertragen können. Die Luft ist jetzt mit Erdharz und Schwefel geschwängert, und die Füße lassen ihre Spur im Peche zurück.

Während der Regenzeit ist es möglich, fast über den ganzen See zu gehen, allein während der dürren Jahreszeit ist ein großer Theil unzugänglich. Man hat mehrere Versuche gemacht, die Tiefe des Pechs zu messen, aber nie einen Grund gefunden. Der See hat ungefähr anderthalb (englische) Meilen im Umfang, und ein bemerkenswerther Umstand ist, daß er acht oder zehn kleine Inseln enthält, auf denen dicht neben dem siedenden Pech Bäume wachsen.

*) Von Kapitän J. E. Alexander, Mitglied der k. geogr. Gesellschaft, mitgetheilt, demselben, der im Jahre 1829 den Schauplatz des letzten russisch-türkischen Krieges und die Krimm bereiste. A. d. R.

Steht man eine Zeit lang im See, nahe am Mittelpunkte, still, so sinkt die Oberfläche nach und nach ein, bis sich ein Kessel bildet, und ist man so weit eingesunken, daß die Schultern auf gleicher Höhe mit der Oberfläche sind, so ist es hohe Zeit, sich herauszumachen. Vor nicht langer Zeit schickte man von einem Kriegsschiffe Fässer ans Land, um sie mit Pech zu füllen, das man mit nach England nehmen wollte; die Fässer wurden auf den See gerollt, und die Mannschaft fing an sie zu füllen; da aber bald darauf ein Seeräuberfahrzeug in offener See erschien, so eilte Alles an Bord, um darauf Jagd zu machen, und als man zurückkam, waren alle Fässer versunken.

Der Abfluß des Pechs aus dem See ist unermeßlich, das ganze Land umher, die durch einen Hügel geschützte Bai von Grapo ausgenommen, ist davon bedeckt. Merkwürdig ist es, daß man seit Menschengedenken von keinem vulkanischen Ausbruche weiß, während die ursprüngliche Quelle in der Mitte des Sees noch immerfort sich ergießt. Das hart gewordene Pech sieht aus, als ob die ganze Oberfläche in großen Blasen aufgekocht und dann plötzlich erkaltet wäre; wo aber das Asphalt noch flüssig ist, ist die Oberfläche vollkommen glatt.

Man hat viele Versuche gemacht, um zu finden, ob das Pech sich nicht zu einem nützlichen Gebrauche verwenden lasse. Admiral Cochrane schickte zwei damit beladene Schiffe nach England, wo man sich indeß nach wiederholten Versuchen überzeugte, daß man, um es brauchbar zu machen, eine solche Menge Oel darunter mischen müßte, daß das letztere allein den gewöhnlichen Preis des Pechs in England weit übersteigen würde. Einen zweiten Versuch machte eine Gesellschaft, die Pechgesellschaft (Pitch company) genannt, die einen Agenten von England aus abschickte; da sie aber von dem fehlgeschlagenen Versuche des Admirals Cochrane hörte, so ließ sie die Sache fallen.

Vierzig Meilen südlich vom Pech-See liegt Point du Cac, das die südwestliche Spitze der Insel bildet. Auf diesem Kap ist eine andere Naturmerkwürdigkeit, die ebenfalls gesehen zu werden verdient, obschon die Reise dahin, wegen der weiten Entfernung von Puerta de España, beschwerlich ist. Es findet sich hier nämlich eine Menge von Schlammvulkanen, von denen der größte etwa 150 Fuß im Durchmesser hat; sie liegen in einer Ebene und nur vier Fuß über dem Boden, doch wallt der Schlamm in ihrem Krater fortwährend auf. Zuweilen erlöschen ältere Krater, doch erscheinen dann in deren Nachbarschaft stets neue. Der Schlamm ist bodenlos, doch strömt er nie über den Rand des Kraters. Schließlich machen wir noch auf die merkwürdige Aehnlichkeit aufmerksam, die zwischen der Krimm und Trinidad besteht: beide haben Schlammvulkane und Erdharz-Seen, und beide werden oft von Erdbeben heimgesucht.

Alte Grabmäler in Kertsch.

Die nordische Biene meldet Nachstehendes aus Kertsch vom 15 (27) Februar d. J.: „Als man im vergangenen Jahre in der Umgegend unserer Stadt einige Hügel aufgrub, um darin nach Alterthümern zu forschen, fand man daselbst zwei uralte, sehr schöne Grabmäler. Das eine derselben, das man im goldenen Hügel auffand, zeichnete sich durch seine Größe, das andere durch vortreffliche Zeichnungen aus, mit denen sein Inneres verziert ist. Seit langer Zeit herrschte bei den Einwohnern von Kertsch-Jenikale die durch vielfache Ueberlieferung befestigte Meinung, in dem sogenannten goldenen Hügel seyen unermeßliche Schätze vergraben, eine Meinung, die um so mehr Wahrscheinlichkeit hatte, als man in der Nähe dieser Stelle im Anfange des vorigen Jahrhunderts Grabmäler aufgefunden hatte, die eine Menge goldener Geräthe enthielten. Der erwähnte Grabhügel, der von der Stadt ungefähr 4 Werste entfernt ist, zeichnet sich durch seinen großen Umfang aus. Wenn man von dem Berge des Mithridates gegen Westen geht, so beträgt dieser goldene Hügel jenen hohen Gebirgsrücken gleich einer mächtigen Kuppel. Seine Seiten, die mit gewaltigen, eine von unten bis oben gleich fortlaufende ohne Cement gebaute Mauer bildenden Felsen umlegt waren, wurden zur Zeit der Unterwerfung der Krimm durch die russischen Truppen zerstört, und nur ein kleiner Theil dieser Einfassung blieb ganz. Der Durchmesser des Hügels an seinem Fuße mißt 40 Saschenen (280 Fuß), die durch frühere Aufgrabungen etwas geminderte Höhe etwa den vierten Theil. Das Ganze ist aus zerbrochenen Steinen aufgeschüttet, weßhalb die Arbeit des Aufgrabens sehr langsam geht. Diese begann von der östlichen Seite, wo man eine Reihe stufenartig gelegter Steine bemerkte. Anfangs stieß man auf Steinschutt, dann auf Trümmer von Quadern aus einem weichen Steine, endlich zeigten sich Mauern, die eine Vorthüre oder Eingang in das Grabmal bildeten. Das Gewölbe, das nach zwei Seiten mit einem Vorsprunge gebaut ist, ist auf der nördlichen Seite ein wenig eingestürzt. Dieser Durchgang, der 9 Saschenen Länge, 1½ Breite und ungefähr 4 Saschenen Höhe hat, ist zur Hälfte mit Erde vollgeschüttet und oberhalb durch dicke Balken festgehalten, die aber durch die Länge der Zeit völlig vermodert sind. Weiterhin zeigt sich die Oeffnung in das Grabmal selbst, das wie ein runder Saal gebaut ist mit einem durch Vorsprünge gebildeten Gewölbe in konischer Form. Im Durchmesser hat es drei Saschenen, in der Höhe anderthalb, mit dem Gewölbe aber, das mit einer gewissen harzigen Substanz von dunkelvioletter Farbe bedeckt ist, sechs Saschenen. In dem Grabmale, dem Eingange gegenüber, dem Mittelpunkte des Hügels zu, sieht man eine Thüre, sie ist aber mit Steinen gebrochen zugeschüttet. Im Innern ist Alles umgewühlt. Steine, die aus dem Gewölbe gerissen sind, Stücke von halbverfaulten Särgen und Todtengebeine lagen allenthalben umher. Dieß ist ein klarer Beweis, daß das Grab schon in frühern Zeiten aufgegraben und seines Inhaltes beraubt worden war. Eine Kupfermünze von Mithridat III., die man an der Vorthüre fand, war die einzige Beute aus diesem ungeheuren Grabmal. Als man in demselben goldenen Hügel von der westlichen Seite her zu graben angefangen hatte, fand man nach einigen Tagen ein anderes Grabmal, sechs Saschenen tief unter der Oberfläche, übrigens aber von sehr gewöhnlicher Form, Maß und Bauart. Außer dem goldenen Hügel, der sich durch seine Größe und seinen gigantischen Bau vor allen in der Umgegend von Kertsch-Jenikale befindlichen Erdhügeln auszeichnet, liegt an dem Abhange des Berges Mithridates in der Nähe des Grabens, der die Königsstadt Panticapäum umschloß, ein breiter Hügel, der sich vor den andern durch Größe und seine regelmäßige konische Form auszeichnet. Die nördliche und südliche Seite bestehen aus mächtigen Felsen, die von dem Auswurfe noch allein übrig sind. Als man ungefähr zwei Saschenen tief gegraben hatte, zeigten sich Stücke zerbrochener Vasen, und dann sorgfältig gearbeitete Krüge von drei Fuß Höhe und seltsamer Form, die mit verbrannten Gebeinen, kleinen goldenen Reifen, Opfergeräthschaften und einigen andern unbedeutenden Dingen angefüllt waren. Halbsichtbare griechische Inschriften bezeichneten die Personen, deren Staub hier eingeschlossen war. Als man diesen Hügel von der einen Seite besichtigt hatte, richtete man die Nachforschungen südwestlich, wo eine bemerkliche Wölbung einen bedeutenden Fund versprach. Und in der That fand man bald zwei Quader von weichem Stein, auf denen menschliche Figuren ausgehauen waren und die Inschrift stand: ΕΡΜΙΣ ΦΑΝΝΑ ΧΑΙΡΕ (Ermis Phanna, lebe wohl) und ΦΙΛΟΤΗΑΣ ΚΑΙ ΥΙΟΣ ΦΙΛΟΝΑΗΣ ΧΑΙΡΕΤΕ (Philotas und Sohn Philondes, lebet wohl). Als man das Nachgraben ohne Unterlaß fortsetzte, fand man ein Grab mit einer Vorthüre. Leider war es früher schon aufgegraben und sogar der Boden zerstört. Das Grab, 1¾ Sasch. lang, kaum 1 Saschene breit und 1 Sasch. ¾ Arsch. (etwa über 9 Fuß) hoch, war aus weichen gesägten Steinen erbaut, mit einem Gewölbe, das nur auf zwei Seiten Vorsprünge hatte, mit Stukkatur verziert und bemalt war. Ueber der Thüre war eine männliche Figur abgebildet mit sehr schönen Umrissen, ein Körbchen mit Blumen in der Hand, und auf der gegenüber liegenden Mauer, auf gleicher Höhe mit dem Gewölbe zwei Pfauen, die aus einer Vase tranken. Weiter unten war der Kampf der Pygmäen mit den Kranichen dargestellt, an den Seitenmauern Vögel auf Zweigen, an den Vorsprüngen des Gewölbes Arabesken und Blumengewinde. Alles was sonst noch übrig war, war mit Rustiken bedeckt. Der größte Theil der Zeichnungen war erhalten, einige jedoch mit der herabfallenden Stukkatur zu Grunde gegangen. — Dieß sind die Nachgrabungen, die im vergangenen Jahre hier gemacht, und wodurch die Frage gelöst wurde, ob wirklich in diesen Grabmälern Schätze verborgen seyen, eine Vermuthung, welche theils durch die allgemeine Meinung, theils durch die gigantische Arbeit der Grabmäler selbst einige Wahrscheinlichkeit gewonnen hatte. Obgleich die gemachten Entdeckungen den Erwartungen nicht entsprachen, so bereicherte sich unsere Stadt doch durch die Kenntniß zweier seltener Denkmale des Alterthumes, deren gleichen man bis jetzt in Kertsch von vergleichungsweiser Wichtigkeit keine gefunden hatte."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

☞ Hiezu die besondere Beilage einer Ankündigung der sämmtlichen Werke Friedrich's von Schiller in Einem Bande.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 122. 2 Mai 1833.

Die Pairie in England.

(Fortsetzung.)

Da es unter dem britischen Adel leider noch Einzelne gibt — denn im Ganzen genommen ist er zu verständig und aufgeklärt, um an solchen Thorheiten zu hangen — die sich über andere Menschen erhaben dünken, nicht sowohl ihrer Verdienste oder vorzüglichern Eigenschaften wegen, als wegen ihrer alten Herkunft, so wollen wir uns hier die Mühe nehmen, die Wurzeln ihrer Stammbäume ein wenig näher zu besichtigen. Wären diese auch wirklich so alt und ehrwürdig, als sie vorgeben, so hätten sie dadurch allein nicht einmal ein Recht auf die öffentliche Achtung; finden sich aber ihre Ansprüche auch noch unbegründet, so wird ihre Anmaßung doppelt lächerlich. Hiebei soll im Vorbeigehen auch ein Blick auf den höhern Adel in Schottland und Ireland geworfen werden.

Die schottische Pairie war vor der Vereinigung mit England von der des übrigen britischen Reiches wesentlich verschieden. Die schottischen Pairs saßen in derselben Kammer mit den Gemeinen und das launenhafte Spiel, das die Souveräne dieses Landes mit der Verleihung von dergleichen Würden trieben, indem sie dieselben mit höchst verschwenderischen Händen vertheilten, war in England völlig unbekannt und ungebräuchlich. Sie verliehen den Adel, nahmen ihn wieder zurück und verliehen ihn von Neuem, ernannten dazu auf Lebenszeit oder übertrugen ihn auf die entferntesten Verzweigungen der Verwandtschaft. Von der Thronbesteigung König Jakobs I bis zur Union benützte man die schottische Pairie, wie später die irländische, als eine Würde, die man Engländern verlieh, welche in keiner Verbindung mit dem Norden der Insel standen und eines Sitzes im englischen Oberhause nicht würdig erachtet wurden. Von dieser Art waren die Ernennungen der Cary, der Viscount Falkland-Spencer, der Viscount Teviot, der Barone Churchill von Aymouth, der erste Titel, der dem Herzog John von Marlborough verliehen wurde, Viscount Dumblane, Lord Aston, Lord Fairfax und viele andere. Die schottische Pairie hat seit der Union durch die Verminderung ihrer Zahl und die Unmöglichkeit von Seite der Krone sie durch neue verdienstlose Ernennungen zu vermehren, sehr an Achtungswürdigkeit gewonnen. Allein dessenungeachtet erhält der Pair unter schottischem Titel durch denselben noch kein Recht, an den gesetzgebenden Versammlungen der Nation aktiven Antheil zu nehmen, wenn nicht die Krone ihn zuvor noch zum Pair von England ernannt hat, oder ihm erlaubt, unter die sechzehn repräsentativen Pairs gewählt zu werden. Es wurde schon oft bemerkt, es sey die schlechteste Stellung, in die ein Mensch versetzt werden könne, wenn er durch Geburt zu einer schottischen Pairie oder einer westindischen Gutsbesitzung berufen sey; da erstere nichts als einen leeren Rang ohne die damit verbundenen Vorrechte gewähre, und letztere statt des scheinbar verheißenen Vermögens nichts als Kosten und Bettelarmuth nach sich ziehe.

Es ist ein großer Mißgriff, daß kein Tribunal besteht, vor dem die Mitglieder der schottischen Pairie ihre Gerechtsame und Ansprüche auf die Würde, die sie sich beilegen, vorerst zu beweisen haben. Dieß ist nur der Fall, wenn sie ihre Stimmen zur Wahl der sechzehn Pairs für das englische Oberhaus abgeben wollen; wo sie ihre Pairieprobe ablegen müssen, oder ihr Votum nicht angenommen wird. Natürlich halten jene, deren Ansprüche nicht auf sehr festen Füßen stehen, sich der Abstimmung fern und vermeiden somit auch die unangenehme Nothwendigkeit einer näheren Prüfung ihrer Titel. Wenn aber die schottische Pairie wirklich einigen Werth hat, so wäre es nicht mehr als recht und billig, daß sie nur auf jene beschränkt würde, die darauf gegründete Ansprüche haben. Allein Dieß ist nicht der einzige Uebelstand, der daraus entsteht, daß man sich in Schottland Titel anmaßt, auf die man kein Recht besitzt. Zur Zeit Georgs I erschlug ein gewisser Knolles, der sich Earl von Banbury nennt, in einem Handgemeng einen Mann. Die Pairs weigerten sich ihn vor Gericht zu ziehen, weil er, wie sie sagten, kein Lord von Banbury sey; eben so wollte ihn auch nicht der Lordoberrichter Holt gerichtlich verfolgen, weil der Thäter Pair sey, und auf diese Weise entging der Verbrecher dem Arm der Gerechtigkeit. Wie dieser Fall sich damals ereignete, kann er sich auch noch öfters ereignen, weßhalb es bei diesen und andern gesetzlichen Hinderungen, welche die Folge davon sind, wenn man Jemand sich Pair nennen läßt, ohne daß er das Recht dazu hat, sehr angemessen wäre, wenn die schottischen Pairien eben so bewiesen würden, wie es die englischen thun müssen, bevor sie ihren Sitz im Oberhause einnehmen dürfen. Die langen Stammbäume, in die man in Schottland so verliebt ist, können hie-

bei nur mit der größten Vorsicht in Betracht gezogen werden. Allerdings gibt es in Schottland sehr alte Familien, wer aber möchte einem Geschlechtsregister unbedingten Glauben schenken, das in einem entlegenen und ungebildeten Winkel Schottlands entworfen, dennoch durch das Dunkel der Vorzeit und Barbarei bis in die fernste Vergangenheit zurückführen will? Es ist derselbe Fall mit den Stammbäumen der irelandischen Familien, die von den Ureinwohnern des Landes ihre Herkunft ableiten, und eben so fabelhaft sind, als die ihrer nordischen Brüder. Die irische Pairie wurde namentlich in dem letzten halben Jahrhundert vor Vereinigung der beiden Königreiche durch unedle Beimischung sehr entweiht, von Samson Gideon (Lord Eardley), dem jüdischen Wucherer und dem alten Vanneck (Lord Huntingfield) an, bis herab auf den ruinirten Abenteurer de Blaquière (Lord de Blaquière), der bei der Union zum Pair erhoben wurde, um dem Schuldgefängnisse zu entgehen, als das irelandische Parlament aufgehoben wurde und keinen Schutz mehr gegen Verhaftung gewährte.

Der humoristische Schriftsteller Paul Louis Courier sagt, indem er von dem Ursprung der großen Familien in Frankreich spricht: „Es gibt in Frankreich nicht eine einzige adelige Familie von alter Herkunft, die ihr Glück nicht Weibern verdankt: man versteht mich. Die Weiber haben alle großen Familien gemacht; und zwar nicht dadurch, daß sie die Hemden ihrer Männer flickten oder ihre Kinder säugten. Was wir ein tugendhaftes Weib, eine gute Mutter nennen, was für uns von so hohem Werthe, für uns ein Schatz ist, würde für einen Hofmann der Ruin seyn. Was sollte er mit einer ordentlichen Frau anfangen, die ohne Liebhaber, ohne Intriguen bliebe; die unter dem Vorwand der Tugendhaftigkeit sich in ihr Haus einsperrte, und nur an ihrem Gemahl hinge? Der arme Mann würde Gnaden und Ehren um sich her regnen sehen, und nie etwas davon erhaschen. Es gibt wohl auch noch andere Mittel edle Geschlechter emporzubringen, als da sind Plünderungen, Erpressungen, Mordthaten, Proscriptionen, vorzüglich Konfiskationen; allein näher bei Licht besehen, wird man finden, daß keines von diesen Mitteln nachhaltig wirksam seyn würde ohne die Gunst irgend eines Großen, den die Frau gewinnen mußte. Denn um zu plündern und zu erpressen muß man Stellen und Aemter haben, die bloß durch Einfluß der Weiber erlangt werden können; und es war nicht genug, einen Jacques Coeur oder Marschall d'Ancre umgebracht zu haben; um ihr Vermögen an sich zu ziehen, bedurfte man auch noch das bon plaisir und die Einwilligung des Königs, d. h. das bon plaisir und die Einwilligung der Weiber, die den König und seine Minister regierten. Die Ausplünderung der Hugenotten, der Frondeurs, der Traitants und andere fette Bissen flossen und vertheilten sich alle durch dieselben Kanäle, die so rein waren wie ihre Quelle. Mit einem Wort: wie wir Plebejer nie andere Mittel uns emporzubringen hatten und haben werden als unsern Fleiß; so haben die edlen Geschlechter auch nur Eines — die Prostitution; weil wir, meine Freunde, das Ding doch beim rechten Namen nennen müssen."

Wenn dieser bittere Vorwurf, mit nur geringen Ausnahmen, den französischen Adel trifft, so findet er auf den englischen keine so ausgedehnte Anwendung, obgleich auch in England ein großer Theil der Pairsfamilien nur aus dieser unreinen Quelle oder aus einem Favoritenwesen, das noch schlimmer ist, seine Herkunft ableiten kann. Pairien, die in letzterem ihren Ursprung haben, sind die der Familie Villiers, Herzog von Buckingham, namentlich die Erhebung seiner beiden Brüder, von denen der eine zum Earl von Anglesey, — der andere zum Viscount Purbeck ernannt wurde, wie Fielding, der die Schwester des Favoriten heirathete, zum Earl von Denbigh und sein Bruder zum Earl von Desmond in Irland. So wurde auch Cranfield zum Earl von Middlesex erhoben, weil er sich mit einer Verwandten des Marquis von Buckingham vermählte. Hieher gehören auch die jetzt ausgestorbenen Familien Hay's, des Earls von Carlisle, und Carr's, des Earls von Somerset, wie in späterer Zeit die Earls von Romney, von Pertland, von Albemarle. Der Weibergunst und ihrem Einfluß bei dem Könige hatten ihre Erhebung zur Pairie zu verdanken: Hamilton, Earl von Orkney; seine Frau war nämlich Maitresse Wilhelms III und machte auch ihren Bruder Sir Eduard Villiers zum Earl von Jersey; ferner Hobart, Earl von Buckinghamshire, der durch seine Schwester, Lady Suffolk, die Maitresse Georgs II, zum Pair erhoben wurde. Auch durch die außerehelichen Söhne der Könige erhielt die englische Pairie keinen unansehnlichen Zuschuß und viele der ersten Familien stammen davon her. Hiezu muß man noch die Pairs rechnen, die dazu erhoben wurden, weil sie die natürlichen Töchter der Könige heiratheten, wie Lord Waldegrave, Lord Lichfield, Lennard Earl von Sussex, Paston Earl von Yarmouth, der unglückliche Ratcliffe, Earl von Derwentwater u. a. m.; endlich die Pairien, die von den Maitressen der Könige unter verschiedenen Regierungen verkauft wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die drei Hauptreligionen in China.

(Fortsetzung.)

In dieser Periode erschien Lao-tse; seine Tugenden, seine Talente, seine tiefe Kenntniß der Gesetze und Gewohnheiten der Alten gaben ihm ein Anrecht, von den Tao-ßi zu ihrem Haupte gewählt zu werden, und seine Lehre mit ihren Meinungen identificirt zu sehen. Es wurde bereits bemerkt, daß wir nicht im Stande seyn werden, eine entschiedene Ansicht über die Lehrsätze Lao-tse's zu erlangen, bis wir eine genaue und wohl kommentirte Uebersetzung seines Tao-ti-king besitzen. Betrachten wir ihn für jetzt aus einem historischen Gesichtspunkte, so kann man behaupten, daß er der Lehre der Tao-Sekte einen außerordentlichen Impuls gab, indem er ihr die Sanktion eines erlauchten Namens und die Autorität eines Weisen von untadelhaftem Charakter lieh. Er blieb darum von dieser Zeit an der Meister der Tao-ßi, welche nur mit Verehrung von ihm sprechen, und ihn als Hien oder einen Unsterblichen ersten Grads betrachten. Nach seinem Tode fuhr die Tao-Sekte fort an Zahl zu wachsen, bis sie endlich vollständig über die der Schriftgelehrten triumphirte

unter Schi-hwang-ti, dem Gründer der Tsin-Dynastie, welcher die letzteren gänzlich auszurotten beschloß. Dieß ist nicht der geeignete Ort, um die Verfolgungen zu beschreiben, welche die Schriftgelehrten sowohl als ihre Bücher unter dieser Herrschaft erfuhren, die von den Philosophen der Schule Confu-tse's immer noch verflucht wird. Das Verbrennen der Bücher, und der Opfertod einer großen Menge Schriftgelehrten, welche der alten Einfachheit der Lehre treu blieben, besiegelte den Triumph der Tao-ßi. Dieser war aber von kurzer Dauer; Kao-hwang-ti, besser bekannt unter dem Namen Liu-pang, behandelte die Schriftgelehrten wieder mit Auszeichnung, die Tao-ßi mit Verachtung. Sein Beispiel veranlaßte die Großen und Staatsbeamten, die Tao-Sekte zu verlassen, und sich der Moralphilosophie des Confu-tse anzuschließen, so daß nur die niederen Klassen den Meinungen der Tao-ßi treu blieben. Aber diese Lehre erhielt noch einen schlimmern Stoß unter Ming-ti, gleichfalls von der Han-Dynastie, durch die Einführung des Buddhismus in China. Die Priester dieser Religion waren durch den Pomp ihrer Ceremonien, die Dunkelheit ihrer Glaubenssätze, und die Sonderbarkeit ihrer Lehren weit gefährlichere Nebenbuhler des Tao-ßi, als die Schriftgelehrten mit ihren King (heiligen Büchern), ihrer strengen und einfachen Moral, und ihrer Philosophie, die nichts Wunderbares an sich hatte. Die Priester beider Religionen suchten sich in Strenge zu überbieten, und wetteiferten mit einander in einem Kampf von Fiktionen, Wundern und Abgeschmacktheiten. Durch diese Mittel und durch die allmähliche Ausartung ihrer Institutionen von deren ursprünglichem Zwecke gelang es ihnen, die Verehrung der niedersten Klassen, und die Verachtung der Wohlunterrichteten im ziemlich gleichen Grade unter sich zu theilen. Unter dem Kaiser Ling-ti von derselben Dynastie, erlangten die Tao-ßi plötzlich eine große Celebrität, durch einen Aufstand, dessen Veranlassung und Opfer Tschang-Kio, zu einer Familie gehörte, die längst unter der Tao-Sekte berühmt war. Er stieß einst, als er durch die Berge wanderte und Heilkräuter suchte, auf einen Mann, der ihn bei seinem Namen nannte, ihn in ein Thal führte, und ihm ein magisches Buch gab, das die Heilung von Krankheiten lehrte und den Titel führte: „Geheimnisse für hohe Gesundheit.“ Tschang-Kio fragte ihn wer er sey. Der Unbekannte erwiderte, er sey der Meister Lao-tien, und verschwand. In den ersten Monaten des folgenden Jahres verheerte eine Pest das Land. Tschang-Kio, der die Kranken nach den Lehren seines Buchs behandelte, nämlich mit magischen Zeichen beschriebenes Papier verbrannte und die Asche mit Wasser angerührt, den Patienten zu trinken gab, heilte eine Menge Kranke. Diese priesen seine Heilung und verbreiteten seinen Ruhm unter dem Namen Tai hien liang schi, „der große Meister, der Leutselige und Gute,“ den er sich beigelegt hatte. Im neunten Jahre der Regierung Ling-ti's (176 n. Ch.) ergriff Tschang-Kio im Vertrauen auf die Zahl seiner Anhänger im Verein mit seinem Bruder Tschang-Liang die Waffen gegen den Kaiser, brachte eine große Menge von den niedern Ständen auf seine Seite, und entfaltete die Fahne des Aufruhrs. Aber beide, er und sein Bruder, kamen im Kriege um, der Kaiser ließ die Leiche Tschang-Kio's ausgraben, in Stücke hauen, und sandte seinen Kopf nach der Hauptstadt, wo er dem Pöbel zur Schau ausgestellt wurde. Diese Niederlage schwächte, aber vernichtete den Aufstand nicht, dessen Vorwand und Vereinigungspunkt die Tao-Sekte war, und dessen Theilnehmer sich den Namen der gelben Mützen gaben. Dieser Bürgerkrieg war der Anfang jener langen Reihe von Unfällen, welche die Han-Dynastie endlich ins Verderben stürzten.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Erinnerungen.

(Mitgetheilt in der Revue de Paris von dem Baron Duvergier.)

1. Die Spezialgerichte.

Der 18 Brumaire des Jahrs 8 schuf die provisorische Regierung; Bonaparte, Sieyes und Roger-Ducloß, drei Konsuln, dem Namen nach einander gleich, während der erstere Diktator war und die beiden andern — —

Diese provisorische Regierung legte allen französischen Bürgern eine Konstitution zur Unterschrift vor, die festgestellt und in Ausübung gebracht wurde, ohne daß je weder die Anerkennung dieser Unterschriften, noch eine Rechenschaft über dieselben öffentlich bekannt gemacht worden wären. Diese Konstitution führte einen Senat, ein Tribunat, einen gesetzgebenden Körper und einen Staatsrath ein. Die Mitglieder des Senats wurden gleich Anfangs von den drei Konsuln ernannt, und ich kann bezeugen, daß man Sieyes gestattete, deren zwölf zu ernennen. Das Tribunat bestand aus hundert Mitgliedern, die, so wie die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, auf Vorschlag der drei Konsuln vom Senat ernannt wurden. Man hatte es gleichfalls Sieyes überlassen eine kleine Anzahl derselben zu bestimmen, und so wurde ich denn auf seinen Vorschlag zum Mitgliede des Tribunats ernannt.

Der Staatsrath bildete das Konseil des ersten Konsuls, der allein alle Mitglieder desselben ernannte und sich, wie bekannt, von Niemand einen Rath geben ließ. Eine Stelle im Staatsrathe war sehr gesucht; 25.000 Franken Gehalt, Gnadengeschenke und die Gunst der Knechtschaft. Seine Wirksamkeit bei der Gesetzgebung war stets nur untergeordneter Art; er berieth und verfaßte die Gesetzesentwürfe; allein sie konnten nur dann erst dem gesetzgebenden Körper vorgelegt werden, wenn sie vorher von dem Tribunate, das für jeden Entwurf eine Kommission ernannte, deren Berichterstatter in öffentlicher Sitzung die Gründe zur Annahme oder Verwerfung auseinandersetzte, geprüft und oft auch verbessert worden waren.

Es braucht wohl nicht daran erinnert zu werden, wieviel darauf ankam, in diesen ersten Augenblicken den innern und äußern Feinden Frankreichs die ersten Staatsgewalten des Landes als in vollkommener Eintracht erscheinen zu lassen; auch zeigte sich, im Tribunate selbst, nur in den ersten Tagen des zweiten Jahres, im Frimaire des Jahres 9 (November 1801) eine Opposition gegen die Regierung, als ihm nämlich von den drei Staatsräthen Portalis Vater, Berlier und François von Nantes ein Gesetzentwurf zur Einführung von Spezialgerichten vorgelegt wurde. — Als Mitglied der Kommission, welcher der Entwurf zugewiesen wurde, war ich beauftragt worden, über denselben Bericht zu erstatten. Ich war damals, seit Jahresfrist, mit Bonaparte entzweit, oder, wenn dieser Ausdruck zu anmaßend erscheinen sollte, ich hatte den großen Mann seit einem Jahre nicht mehr besucht, und warum? weil er in einem seiner Ausbrüche von Zorn, die er so gern öffentlich zur Schau stellte, hinter meinem Rücken und in Gegenwart einer Menge von Generalen die niedrigsten Schmähungen gegen mich ausgestoßen und seinen Wortstrudel mit dem Ausrufe geschlossen hatte: „Dieser Schwätzer von einem Advokaten, ich werde ihn ins Wasser werfen lassen!“ Mich ins Wasser! und weßhalb? das ist eben das Lustige bei der Sache.

Zur Zeit der Einweisung des Tribunats, das, wie bekannt, seinen Sitz im Palais-Royal hatte, war die Rede davon, die hölzernen Buden zu beiden Seiten des Zuganges zur Haupttreppe, als der Würde des Lokals eines der ersten Staatskörper nicht angemessen, abbrechen zu lassen. Die bedrohten Kaufleute hatten sich meinem Schutz empfohlen, weil sie wußten, daß ich Tags vorher in unserm Regierungssaale diese unvolksthümliche Maßregel mit patriotischer Entrüstung und zwar aus

Digitized by Google

Gründen verworfen hatte, denen niemand zu widersprechen wagte. Am anderen Morgen in der dritten Sitzung des Tribunats waren diese Gründe der Text meiner sehr kurzen Gegenrede, von der ich, als ich die Treppe hinaufstieg, nur den Hauptgedanken und die kleine Fanfaronade vorbereitet hatte, mit der ich schloß: „Und was man auch von den Idolen von vierzehn Tagen sagen möge, so laßt uns doch nie vergessen, daß wir die Idole von vierzehn Jahrhunderten umgestürzt haben!" Dieß waren die Worte, mit denen ich auf der Tribune schloß; sie hatten den gewünschten Erfolg: Die Buden und die Kaufleute blieben an Ort und Stelle. Da mir gemeldet wurde, daß der General Leclerc mich erwarte, verließ ich den Saal. Der General, der Schwager Bonapartes, war gekommen mich abzuholen, um mit mir, wie wir Tags vorher verabredet hatten, bei Meot in einem Kabinette, neben dem Saal, wo Louis Bonaparte den Offizieren eines Regiments, zu dessen Obersten sein Bruder ihn ernannt hatte, ein Fest gab, unter vier Augen zu Mittag zu speisen. Beim Nachtisch traten wir in den Saal, um uns der Gesellschaft anzuschließen, wo wir mit einem allgemeinen Hurrah empfangen wurden, und Theil an allen Toasten nahmen, die man ausbrachte: Dem Befreier Italiens! Dem Friedensvermittler Europa's! Dem Besieger aller freiheitsmörderischen Faktionen! Dem Ruhme seiner Regierung! Die zerbrochenen Flaschen, die über den Kopf geworfenen Gläser, das Geschrei, das Toben, die Umarmungen, die Schwüre, die Flüche und die Thränen fast in Aller Augen entlockten auch mir, mit dem fünften oder sechsten Glas in der Hand, Zähren; es war eine doppelte Trunkenheit, von Champagner und Freude.

Endlich zwischen neun und zehn Uhr begleiteten der General Leclerc und Oberst Louis die Offiziere nach dem Luxembourg, und ich ging, sehr zufrieden meinen Tag so vergnügt zugebracht zu haben, nach Hause. Und wären mir Macbeths drei Hexen auf dem Weg erschienen, ich hätte ihnen nicht geglaubt, daß in demselben Augenblicke mein Leben vom Luxembourg aus bedroht sey. — Noch war ich nicht zu Bette, als man den General Leclerc meldete, der voll Bestürzung bei mir eintrat: „Sie schlafen nicht hier, sondern bei mir!" — „Warum denn?" — „Eben hat er gesagt, er wolle Sie ins Wasser werfen lassen. Beim Teufel, bei mir soll man Ihnen kein Haar krümmen!" — „Ins Wasser werfen, mich! und wer hat es gesagt? — „Er, Bonaparte! und er ist der Mann dazu." — „Ins Wasser werfen, und weßhalb denn?" — „Man hat ihm gesagt, daß Sie ihn heute im Tribunat das Idol von vierzehn Tagen genannt hätten." — „Zum Teufel, ja, ich habe den Idolen vor vierzehn Tagen gesprochen, aber ihn habe ich nicht gemeint." — „O mein Gott, Idol, durch dieses Wort ist er deutlich genug bezeichnet." — „Nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Idole: Necker, der Herzog von Orleans, Mirabeau, Lafayette, Petion oder der Tod, Robespierre der Unbestechliche, bis auf Marat, den Volksfreund, der seinen Altar und seine Kerze noch in einem und dem anderen Winkel einiger Bodenkammern hat." — Dieß mäßigte die Heftigkeit des Generals. „Es ist wahr, erwiderte er, ich werde ihn morgen darüber sprechen." Leclerc selbst war, beiläufig gesagt, gar nicht böse über meinen Ausfall.

Nachdem mein erster Unwille sich gelegt hatte, fuhr ich fort: „Es ist nichts als Spiegelfechterei, General. Diese kleinen Charlatanerien sind so in seiner Art. Erinnern Sie sich nur der Scene von Campo Formio mit Cobenzel, oder der von Mailand mit dem cisalpinischen Direktorium." —

Diese beiden Anekdoten waren charakteristisch, und es ist vielleicht nicht unangenehm, sie von einem Augenzeugen erzählt zu lesen. Während der Konferenzen von Campo Formio ließ eine der zornigen Aufwallungen des Generals en Chef den Bruch der Unterhandlungen befürchten. Madame Bonaparte, die uns Abends empfing, bat uns ihn zu besänftigen und zum Abschluß des Friedens zu bewegen, der am Tage vorher schon gewiß zu seyn schien. Allein bei der während des Tages gehaltenen Konferenz hatte sich Bonaparte, wie man glaubte, vom Zorne so hinreißen lassen, daß er, als er aufstand, seinen Stuhl dem Grafen Cobenzel zwischen die Füße warf, der ganz kaltblütig zu ihm sagte: „Geben Sie doch Acht General." Dieser aber erwiderte mit einem freundlichen Lächeln: „Ich wollte den Stuhl zerbrechen und nicht Ihre Beine." Dann nahm er seinen Hut und sagte, indem er mit großem Ernste vor die vier Bevollmächtigten Oesterreichs hintrat: „Meine Herren, in vierzehn Tagen sehen wir uns unter den Mauern von Wien!" Dieß Alles war nun eine bloße Komödie; denn noch an demselben Abend bewilligte er dem Marquis von Gallo eine geheime Zusammenkunft, und zwei Tage später wurde der Friede unterzeichnet.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Einer der berühmtesten Advokaten Frankreichs, Herr Tesie, der zugleich Deputirter ist, wurde ganz kürzlich mit einem wichtigen Rechtsstreite vor dem Gerichte von Rocroy (Departement der Ardennen) beauftragt. Dem alten Areopag ähnlich, von welchem alle Rednerkünste untersagt waren, sah dieses Gericht in dem wohlverdienten Rufe, in der anerkannten Geschicklichkeit des Vertheidigers nur einen Grund zum Mißtrauen gegen dessen Klienten, was es mit einer Einfalt aussprach, die wohl in der Geschichte der Prozesse nicht ihres Gleichen findet: „In Erwägung, daß man veranlaßt wird zu glauben, daß die Kläger selbst wenig Vertrauen in die Gerechtigkeit ihrer Klage hatten, wenn man sieht, daß sie, wahrscheinlich mit großen Kosten, und ohne Hoffnung der Wiedererstattung, von Paris einen der berühmtesten Advokaten kommen und ihn eine Reise von mehr als 130 Stunden machen ließen, und hiedurch die Deputirtenkammer während vierzehn Tagen des Talentes und der Einsicht eines seiner ausgezeichnetsten Mitglieder beraubten, während sie den einzigen Advokaten, der in dieser Eigenschaft bei dem Gerichte funktionirt, zur Hand hatten, und auf diese Weise dessen Talent gehemmt haben, indem dieser Advokat nur jene Prozesse plaidirt, die dem Anwalte*) der Kläger übertragen sind u. s. w."

*

Kürzlich wurde in England auf Befehl des Parlaments ein Bericht bekannt gemacht über die Menge geistiger Getränke, welche in dem vereinigten Königreiche im vergangenen Jahre fabricirt, konsumirt und ausgeführt wurden. In England wurden destillirt 5,788,063 Gallons, in Schottland 7,979,038 und in Irland 9,260,920, zusammen also 21,028,026 Gallons. Abgaben für die innere Konsumtion wurden bezahlt in England für 7,259,287 G., in Schottland 4,861,515 G., in Irland 8,657,756 G., zusammen 20,778,558 G. Die davon gezahlten Abgaben betrugen 4,975,444 Pfd., wobei in England 7 Sch., für irische und schottische gebrannte Wasser 5 Sch. 4 Pence für das Gallon bezahlt wurde. Schottland führte nach England 2,559,608 G., nach Irland 469,428 G. aus, während Irland nach England 1,062,198 G. und nach Schottland nichts ausführte. Aus dieser Berechnung geht hervor, daß die Quantität der in Irland konsumirten spirituösen Getränke die in England getrunkene Quantität um mehr als eine Million, die in Schottland beinahe um die Hälfte übersteigt. In diesem Bericht ist die Masse der konsumirten fremden geistigen Getränke nicht aufgeführt. **)

*

Als ein Beweis, welchen Anglaisfall das jetzige englische Ministerium zu räumen unternommen hat, indem es eine parlamentarische Untersuchung über den Zustand der städtischen Korporationen verordnete, mag Folgendes dienen: In dem londoner Kirchspiele, Marylebone, waren die Geldforderungen der nicht verantwortlichen Kirchspielsvorsteher endlich so groß geworden, daß die Bürger eine Kommission niedersetzten, um diese Angelegenheit zu untersuchen. Hier zeigte sich nun, daß die Vorsteher bei einem jährlichen Einkommen von 16,000 Pfd. doch noch die Kirchspielsmitglieder mit einer Schuld von 200,000 Pfd. belastet hatten. Die Komité ersparte im ersten Jahre gegen früher eine Summe von 3000 Pfd., und weit größere Ersparnisse hofft man in den nächsten Jahren zu machen.

---

*) Bekanntlich sind die Funktionen des Advokaten und jene des Anwalts in Frankreich in der Regel getrennt, und gewöhnlich erhält der Advokat von dem Anwalte, mit welchem er in Verbindung steht, die bis zum mündlichen Vortrage instruirten Sachen übertragen.

**) Und natürlich das heimlich fabricirte und heimlich von verschiedenen Orten eingeführte auch nicht mitgerechnet. Ein schottisches Blatt bemerkte über diese Berechnung, es scheine der Riesenschmuggler (giant smuggler) sey wieder auf den Beinen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 123. 3 Mai 1833.

Ueber die drei Hauptreligionen in China.

(Fortsetzung.)

Von diesem Zeitraume an wurde die Verehrung der Geister in China geduldet; obgleich aber die Anhänger dieser Lehre noch zahlreich sind, so haben sie doch keinen Einfluß, da die Masse derselben zu den niedersten Ständen gehört. Unter der jetzt herrschenden Mandschu-Dynastie haben die Tao-ßi nicht mehr das Recht sich dem Throne zu nähern; der Fürst, welcher als Kaiser von China den Titel „Sohn des Himmels" annimmt, und die Funktionen eines Hohenpriesters der philosophischen Sekte ausübt, ist in seiner persönlichen Eigenschaft als Mandschu dem Buddhismus zugethan. Schriftgelehrte von einem gewissen Range würden erröthen, mit den Anhängern von Lao-tse Verbindung zu unterhalten. So ist den letztern meist nur die niedrigste Klasse des Volks zugänglich, und auch diese verläßt sie oft, um den Bonzen Fohi's zu folgen. Nichts desto weniger glauben viele Leute, deren Rang und Erziehung sie über die Irrthümer des Pöbels erheben sollten, an Astrologie, Voraussagungen, Horoskope, glückliche und unglückliche Tage, was den Klöstern der Tao-ßi Almosen verschafft. Außerdem hat jeder Stand und jedes Gewerbe seinen besondern Geist, der alle Angelegenheiten desselben unter seine besondere Obhut nimmt. Jede Stadt, jeder Berg, jedes Haus steht unter dem Schutze eigener Genien, und in dieser Besonderheit liegt die Schwierigkeit, die eigentliche Meinung der Tao-ßi von dem Glauben des weisen Alterthums zu unterscheiden, denn auch dieser scheint Zwischenwesen zwischen dem Himmel und den Menschen, denen die Leitung der physischen Welt anvertraut war, angenommen zu haben. Dieß sind Hausgeister, an welche die Chinesen, selbst die von höherem Stande, Gebete und gewisse Ceremonien verrichten. Selbst die, welche nicht daran glauben, setzen diese Art von Gottesdienst aus Gewohnheit fort, und die geringen Einkünfte aus dieser Quelle lassen die Tao-ßi in genügender Wohlhabenheit leben. Der Gewinn, den man aus der menschlichen Schwäche zieht, ist eine unerschöpfliche Quelle von Einkommen für diejenigen, welche sie auszubeuten wissen.

Eines der Hauptkennzeichen der Sekte der Tao-ßi ist der Umstand, daß sie Krankheiten stets durch übernatürliche Mittel zu heilen suchen. Sie glauben, die Krankheiten kommen von der Bosheit der Dämonen und abgeschiedenen Seelen. Ihnen zufolge gibt es 24 Dämonen, unter denen fünf höher stehen, als die übrigen, aber Lao-tien und Yuh-wang (der „Kaiser des kostbaren Steins") lehren diejenigen, welche das Tao studiren, die Art, wie man Dämonen vertreibt, und sie am Bösesthun hindert. Die Hülfe, die sie den Kranken leisten, besteht daher in Ceremonien zur Austreibung der Dämonen; sie bieten ihnen Speisen dar, verbrennen Gold- oder Silberpapier zu ihrer Ehre, und bitten sie, den Kranken nicht mehr zu peinigen. Manchmal beginnen sie statt des Gebetes ein lautes Geschrei, entweder im Hause des Kranken selbst, oder am Ufer des nächsten Flusses, oder auch sonst wo, und suchen die bösen Geister zu erschrecken, indem sie solche hih-hu (schwarze Tiger) nennen; auch suchen sie solche durch Lärm zu betäuben, indem sie mit kleinen Stäben auf Kessel schlagen. Häufig machen sie aus Papier und Binsen ein kleines Boot mit Rudern und Segel, das sie auf einen Fluß oder See setzen, und dann zwingen sie durch ihre Beschwörungen den Dämon, der die Krankheit, die sie heilen wollen, veranlaßt hat, das Boot zu besteigen, und sich von der Strömung forttreiben zu lassen.

Eine andere ihrer gewöhnlichen Betrügereien besteht darin, daß sie irgend ein schädliches Insekt in eine gläserne Flasche einschließen, und es für den Geist ausgeben, der den Patienten peinigte. Durch ihre Beschwörungsformeln und das Geräusch, das sie machen, zwingen sie das Insekt, sich zu flüchten, und versichern dann den Patienten, daß es ihn nie wieder quälen werde. Kurz ihr Verfahren wechselt je nach den Umständen und den Mitteln Dessen, der ihre Hülfe anruft, oder ihrer eigenen Laune.

Die Tao-ßi kaufen, namentlich gegen den Anfang des Jahrs zu, mit magischen Charakteren beschriebene Papierstreifen, die von ihnen theuer bezahlt werden, weil sie, wenn um den Hals geschlungen oder im Hause aufgehangen, die Kraft besitzen Unglück abzuhalten und die Gesundheit zu bewahren. Sehr häufig erscheint auf diesen Streifen der Name Schin-tu, des Oberhaupts der bösen Geister, welcher sie im Zaume hält, und gegen ihre Bosheit schützt. Einige dieser Streifen werden an den Thüren der Viehställe aufgehangen, und Hirten und Pferdeknechte sind von ihrer Wirksamkeit so überzeugt, daß sie sich Vorwürfe machen würden, wenn den ihrer Obhut anvertrauten Schweinen ein

Unfall zustieße, und sie hätten versäumt sich mit solchen Streifen zu versehen. So sind Amulette, Beschwörungen, Liebestränke, und alle Abgeschmacktheiten der Magie, in China noch immer das Geschäft der Tao-ßi. Die Regierung hält es nicht der Mühe werth, ihren Thorheiten Einhalt zu thun, und mischt sich nie ein, wo die Sache innerhalb der Gränzen einer bloßen Thorheit bleibt. Sie verbietet und bestraft aber streng gewisse Zaubereien, wo die Tao-ßi vorgeben, ihren Kindern zu schaden, indem sie, wie unsere alten Magiker auf eine geheimnißvolle Weise deren Bilder besprechen. Es ist hier die Absicht, welche die Regierung im Auge hat, weit mehr als die Handlung selbst, die keine schlimmen Folgen haben kann. Es gehört selbst zu den Vortheilen abergläubischer Begriffe und des Glaubens an Magie, daß übelgesinnte Personen hiedurch in den Besitz illusorischer Mittel und eingebildeter Waffen kommen, wodurch ihre Aufmerksamkeit von dem wirklichen Bösen, das sie außerdem doch thun könnten, abgelenkt, und ihre Handlungen zwar nicht unschuldig, doch unschädlich gemacht werden; Das ist häufig alles, was man in Bezug auf öffentliche Moral thun kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pairie in England.

(Fortsetzung.)

Was den Ursprung der Pairserhebungen betrifft, so scheint derselbe desto gemeiner und unreiner zu seyn, je höher er in das Alterthum hinaufreicht. In die Zeiten der Plantagenets und Tudors soll hier gar nicht zurückgegangen werden, da es nur noch sehr wenige Pairien gibt, die von ihnen geschaffen wurden; aber wenn man mit Jakob I anfangen will, so ist bekannt, daß unter seiner Regierung alle Pairien entweder Favoriten oder Käufern verliehen wurden. Im Beginne seiner Herrschaft über England verkauften seine Favoriten, die er mit sich aus Schottland brachte, alle Ehrentitel, die verliehen wurden; nachher erhielten Carr, Earl von Somerset und Hay, Earl von Carlisle von Denen, die nach Erhebung lästern waren, große Geldsummen, und endlich nahm Villiers, Herzog von Buckingham und noch mehr seine schändliche Mutter, die Gräfin von Buckingham, für Pairsstellen sowohl, wie überhaupt für jede Hofgunst Geld. Schriftsteller aus jener Zeit berichten sogar, daß reichen Personen Pairien aufgedrungen wurden, um ihnen Geld abzupressen. Dieß war der Fall mit Richard Robartes, einem reichen Kaufmann von Truro in Cornwall, der von Buckingham gezwungen wurde, den Titel Lord Robartes von Truro anzunehmen und dafür zehntausend Pfund Sterling zu bezahlen. Die Würde eines Baronet wurde, wie wohl bekannt, nur darum eingeführt, um sie verkaufen zu können, und so tief sank endlich diese Würde, daß man die eines Ritters (knighthood), die von der Königin Elisabeth so sparsam vertheilt wurde, jedem Gentleman aufnöthigte, der ein bestimmtes Vermögen besaß, wenn er anders nicht vorzog eine Geldsumme zu erlegen, um sich von dieser zugedachten Ehre loszukaufen. Seit man so niederträchtig mit Verleihung dieser Ehre umgegangen, konnte sie sich nicht mehr zur öffentlichen Achtung erheben. Alle Titel aus jener Zeit, welche die Spencer's, Fane's, Peter's, Arundel's, Sackville's, Cavendishe's, Montagu's u. s. w. trugen, waren um gutes Gold erkauft, mit Ausnahme von jenen, die dem gemeinsten Favoritismus verliehen wurden. Dieser Unfug dauerte auch noch unter Karl I fort und wurde noch dazu noch öffentlicher getrieben, weil der König und seine Hofleute noch nothwendiger Geld brauchten. Unter den adeligen Familien, die ihre Würde diesem Ursprunge verdanken, können die Stanhopes, Tustons und viele andere angeführt werden. Wo dieser Handel so allgemein getrieben wurde, ist es schwer Beispiele zu wählen.

Der Verkauf der Pairien kam bei der Restauration von Neuem in Gang und während der Regierung Karls II wurde ein regelmäßiger Tarif entworfen, worin die Summen festgesetzt waren, um die man die verschiedenen Stufen der Pairswürden haben konnte. Es kam zuletzt so weit, daß man diesen niedrigen Handel wie eine Sache betrachtete, die sich von selbst versteht und als der Dechant Fell das große Portal und die Frontseite der Christuskirche baute, *) ertheilte ihm der König als Gnadenverleihung das Patent eines Earl's nicht, als hätte er dadurch den würdigen Geistlichen zum Earl erheben wollen, sondern er gab ihm dadurch nur die Erlaubniß eine Earlschaft zu verkaufen, was einer Schenkung von zwölftausend Pfund gleich war. Auch noch unter Jakob II dauerte Dieß fort. Unter Wilhelm III gelangte ein Schwarm holländischer Favoriten, die nicht das mindeste Verdienst auszeichnete, zur Pairswürde, die sie sofort wieder an Andere verkauften. Unter dieser Regierung wurden überhaupt Ehren an Menschen verliehen, von denen Einige ihrer unwürdiger waren, als nur irgend Jemand, dem sie je in der Welt zu Theil wurden. Hieher darf man das Herzogthum von Leeds rechnen, das dem Lord Danby verliehen wurde, des Earldom von Tankerville, das der berüchtigte Ford, Lord Grey, und das Marquisat von Warton, das der eben so berüchtigte Thomas Lord Warton erhielt.

Es ist außer Zweifel, daß unter der Königin Anna die Pairien größtentheils käuflich abgegeben wurden, wie denn ihre Regierung auch durch die verwerfliche Maßregel, zwölf Pairs auf Einmal zu ernennen, um den Ministern die Majorität zu verschaffen, bezeichnet ist. Von diesen sind noch einige übrig, wie Lord Hay von Pedwardine, die englische Pairie des Earls von Kinnoul, Lord Middleton, Lord Boyle von Marston (Earl von Cork in Ireland) und Lord Bathurst. Die Maitressen Georgs I und II trieben gleichfalls mit den Pairien Handel; und die letzten Würden dieser Art, die wahrscheinlich um Geld verliehen wurden, sind die vom Jahre 1747 und 1749 von Lady Yarmouth geschaffenen Viscounts Folkestone, **) Lord Ponsonby von Sysonby, Lord Archer und zwei oder drei andere. In Bezug

*) Wahrscheinlich ist hier die Christuskirche in Newgatestreet gemeint, die nach dem großen Brand von 1666, wodurch fünf Sechstheile von London in die Asche gelegt wurden, wieder erbaut und 1706 vollendet wurde. Anm. d. Red.

**) „Die Gräfin Yarmouth war ein argloses Geschöpf, das nur dem König zu gefallen suchte und Pairien verkaufte, wo sie nur immer Gelegenheit fand. Für den Pairshut des Sir Jakob Bouverie bezog sie zwölftausend Pfund." — Walpole. — Anm. d. Verf.

auf diese Pairien erzählt man sich folgende Anekdote: Die Gräfin Yarmouth hatte Sir Jakob Bouverie versprochen, daß er der Erste auf der neuen Pairsliste seyn sollte, allein der Minister hatte einem Andern dasselbe Versprechen gegeben. Man wußte diese Schwierigkeit nicht anders zu heben, als dadurch, daß man den Fr und des Ministers zum ersten Baron ernannte, während Sir Jakob zum ersten Viscount ernannt wurde, wofür er freilich zwölftausend Pfund statt der zehntausend bezahlen mußte, die alle übrigen dafür zu entrichten hatten. Einer der letzten Fälle von Pairienverkauf war die Erhebung des Sir Hugh Smithson, Earls von Northumberland, zum Herzog gleichen Namens. Man erzählt sich hievon nämlich, daß zwischen dem Minister Lord Bute und Lord Northumberland die Uebereinkunft getroffen wurde, daß der Sohn des Letztern die Tochter des Erstern heirathen und Northumberland dafür zum Herzog erhoben werden sollte. Wenigstens fand die Heirath statt und bald darauf erfolgte auch die Ernennung des Herzogs. Dieß war im Jahre 1766 und seitdem floß die Quelle der Ehre unstreitig ungetrübter und reiner als zu irgend einer Zeit der früheren Geschichte von England.

Die Entstehung der schottischen und irländischen Pairie ist hier nicht berührt worden: allein es kann kein Zweifel obwalten, daß in jenen Zeiten der Verderbtheit, die in beiden Ländern noch viel weiter um sich gegriffen hatte, als in England selbst, dort ähnliche Mißbräuche, und noch dazu in weit höherem Grade, eingerissen waren, obgleich der Ursprung des niedern Adels größtentheils so im Dunkeln liegt, daß man seine Spur nicht wohl verfolgen kann. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß Diejenigen, die auf ihren alten Adel stolz sind, auf Nichts weiter stolz sind, als auf Etwas, das durch Verkäuflichkeit, Favoritismus oder Prostitution erworben wurde; daß die Pairien, je älter sie sind, aus desto unreinerer Quelle ihren Ursprung ableiten, und daß die einzige Periode, in der Pairien für wirkliches Verdienst, dem Staat geleistete Dienste oder altes Geschlecht verliehen wurden, in die Regierung Georgs III fällt. Und selbst unter dieser wurde mit Verleihung der Pairie, namentlich während Pitt's Verwaltung, ein arger Mißbrauch getrieben, indeß können doch Alle, die in dieser Zeit ihre Würde erlangten, jedenfalls ohne Erröthen auf die Quelle zurückblicken, aus der sie abstammen.

Es bleibt uns noch übrig, einen flüchtigen Blick auf die Nachkommen der Familien zu werfen, die noch gegenwärtig im Genusse der Pairie stehen, wobei wir mit jenen beginnen wollen, die landkundigerweise so wenig auf eine alte Herkunft Anspruch zu machen haben, daß darüber nicht die mindeste Meinungsverschiedenheit obwaltet.

Die Pairs, die von Bastarden der Könige oder königlicher Personen abstammen, sind: die Herzoge von Richmond, Grafton, St. Albans, Buccleugh und Lord Southampton, Alle Nachkommen des würdigen Königs Karl II; der Earl von Rochfort ist der Abkömmling von einem unehelichen Sohn eines Prinzen von Oranien; der Earl von Moray stammt von einer Erbin dieses Titels, der auf sie von dem Regenten Muray, dem natürlichen Sohne Jakobs V, überging, und der Marquis von Bute und die Lords Wharncliffe und Stuart de Rothesay leiten ihre Abkunft von einem Bastard des schottischen Königs Roberts II her.

Von unehelichen Kindern englischer Unterthanen stammen: der Herzog von Beaufort, die Earls von Pembroke und Carnarvon, *) der Earl von Bridgewater (der Kanzler Ellesmere war der natürliche Sohn Sir John Egerton's von Ridley in Cheshire), der Earl von Hardwicke. Horaz Walpole behauptet, und seiner Behauptung ist nie widersprochen worden, daß der Kanzler Hardwicke der uneheliche Sohn eines Advokaten von Dover war. Hieher gehören auch noch: der Viscount Beresford, Lord Bolton, Stewart Earl von Traquair, der von einem Bastard des Earls von Buchan abstammt, der Earl von Dysart und Lord Waterpark.

(Schluß folgt.)

*) Die Somersets und Herberts sind allerdings, seit sie in den Adel erhoben wurden, sehr berühmt geworden; Dieß ändert aber nichts an ihrer Herkunft. Anm. d. Werf.

Geschichtliche Erinnerungen.

(Schluß.)

Ein ähnlicher Auftritt begab sich zu Mayland. Während Bonaparte mit den Konferenzen beschäftigt entfernt war, hatten die hitzköpfigen Jakobiner in Mayland mehrere Schmähschriften gegen den General en Chef, seine Gemahlin und gegen Frankreich verbreitet, die von den Behörden nicht unterdrückt worden waren. Nach dem Friedensschluß und am Tage nach der Ankunft Bonapartes in Mayland befand ich mich eben mit einigen andern Franzosen in seinem Kabinete, als man das Direktorium und die Minister der cisalpinischen Republik anmeldete. Wir wollten uns entfernen, allein er hieß uns bleiben. Mitten in der barschen, stolzen Strafpredigt, die er ihnen hielt, und in der er zuerst von seiner Gemahlin, als einer an Geburt und persönlichem Werthe weit über alle Mailänderinnen erhobenen Frau sprach; dann aber auch wiewohl nur leise darauf hindeutete, daß er ein Abkömmling der ersten Familien ihrer Republiken sey, erlauschte mein Ohr, dem kein Wort entfiel, folgende Stelle: „Ihr habt drucken lassen, daß ihr, wenn eure Angelegenheiten hier in Ordnung seyn werden, über die Alpen gehen wollt, um uns Füße zu machen. Elende Jakobiner! Habt ihr vergessen, daß ich nur vier Dragoner und die Schneeballen des Mont-Cenis brauche, um euch in die Flucht zu schlagen? Und Du Porro (Polizeiminister), wenn Du nur mucksst, so lasse ich Dich hängen!" Alles blieb beim Alten, keine Seele wurde gehangen und Porro behielt sein Portefeuille. Diese beiden Vorfälle, dem General Leclerc so gut bekannt als mir, reichten hin uns zu beruhigen.

„Gehen Sie General, sagte ich, indem ich ihm das Geleit gab, ich darf von ihm eine ehrenvolle Ausnahme erwarten; er kennt meine Freundschaft für Sie, für Pauline und für Josephine. Das wäre nicht übel! man läßt einen Tribunen nicht am dritten Tage nach seiner Einsetzung ins Wasser werfen. Ich werde nicht eher zu ihm gehen, bis er mich rufen läßt. Uebrigens schlafen Sie ruhig; ich habe meinen Neffen den Adjutanten Sprat bei mir, der eine gute Leibwache ist."

Am andern Morgen sah ich im Moniteur, daß der Redakteur so boshaft gewesen war, ein Idol von vierzehn Tagen, und so dumm ein Idol von vierzehn Jahrhunderten zu schreiben. Ich ging bei guter Zeit ins Tribunat, wo sich mehrere schon anwesende Kollegen höchlich über den „gewaltigen Zorn des Paters Duchêne" lustig machten. Einige waren der Meinung, daß ich so gesprochen habe, daß gewisse Ohren die vielfache Zahl leicht mit der einfachen hätten verwechseln können; andere dagegen hatten mein ausgesuchtes Gleichniß von den Idolen von vierzehn Tagen und vierzehn Jahrhunderten deutlich vernommen; alle aber waren einstimmig der Meinung, daß man den Moniteur nicht zur Anzeige des Druckfehlers auffordern solle, da der Ausdruck ein Idol von vierzehn

Tagen uneingeschränkt anwendbar sey, seit Bonaparte ihn selbst anwendbar gefunden habe.

Ich besuchte Cambacérès, der ganz friedfertig zu mir sagte: „Sie erklären uns also den Krieg?“ Ich erklärte mich näher; er schien befriedigt und lud mich, ohne von einem Druckfehler zu reden, nach wie vor zu seinen Diners.

Einige Tage später sagte mir der General Leclerc, daß meine Erklärung sehr übel aufgenommen worden sey. „Noch schlimmer,“ hatte der stolze Triumphator gesagt, „Necker und Bonaparte, Bonaparte und Marat! Welche Unverschämtheit! nein nein! Er hat mich allein auf sein Piedestal gestellt und ich bleibe da.“ Mirabeau und Lafayette ließ er unerwähnt.

Ich beharrte nun nur um so fester auf meinem Entschlusse, ihn nicht zu besuchen, trotz alles guten Raths meiner Freunde und selbst aller sehr verbindlichen Einladungen der wahrhaft guten und schönen Josephine, die mich schon seit dem Jahr 1789 kannte und mit ihrem Wohlwollen beehrte. Ich wartete auf alle Fälle die Gelegenheit ab, mich dem Löwen zu stellen, ohne den Schlag seines Schweifes zu fürchten.

Eine sehr günstige Gelegenheit dazu bot der Gesetzesentwurf wegen der Spezialgerichte, worüber ich Berichterstatter war. Alle Zeitgenossen können bezeugen, welche Wichtigkeit Bonaparte wegen Erweiterung seiner Gewalt auf dieses Gesetz legte. Gleich beim Beginne der Arbeit gerieth unsere Kommission, als sie den letzten Artikel dieses Entwurfs las, den Bonaparte unverkennbar selbst diktirt hatte, in das höchste Erstaunen. Durch ihn wollte er sich ganz unumwunden die willkürliche Macht anmaßen, Jeden, dessen Gegenwart er für die öffentliche Ruhe gefährlich hielt, ohne Verhör, Urtheil und Rekurs, sechzig Stunden weit von Paris zu verbannen. Es wurde augenblicklich einstimmig beschlossen, die Weglassung dieses Artikels zu verlangen und zu erklären, den Entwurf dem gesetzgebenden Körper nicht vorlegen zu lassen, wenn der fragliche Artikel nicht zurückgenommen würde. Ehe noch eine Antwort einlief, wollte der Zufall, daß mich die Reihe traf, mit vier oder fünf meiner Kollegen bei Cambacérès zu speisen, von denen Einer mich nach dem Essen wie beiläufig fragte: „Besuchst Du nicht Madame Bonaparte?“ Ich war zwar dazu entschlossen, allein ich hatte meine Gründe, allein hinzugehen. Doch zur Entwicklung.

Die Gemahlin des ersten Konsuls bewohnte damals in den Tuilerien das Erdgeschoß des Pavillons der Flora, zu dem acht oder zehn Stufen der nämlichen Treppe führten, auf der der Marschall Richelieu in seinem neunzigsten Jahr bis in den obersten Stock hinaufschlich, um seiner letzten Frau, Madame Routh, den Hof zu machen. Ein oder zwei Vorzimmer, zwei oder drei Salons und im letzten der offenen Thüre gegenüber sitzend, sah Madame Bonaparte jeden Besuch kommen, und jeder erblickte sogleich, noch ehe er eintrat, den Gegenstand, den er zu begrüßen hatte.

Durch einen Blick empfangen, hatte ich kaum meine Verbeugung gemacht, als ich auch schon die Worte hörte: „Ah, sieh da; gerade recht!“ Ich wendete mich um nach der wohlbekannten Stimme: es war Bonaparte, der auf mich wie auf eine Redoute losschritt. „Guten Tag Bürger Tribun, wie geht es?“ — „Tausend Dank, Bürger erster Konsul, ich sehe mit großem Vergnügen, daß Sie sich wohl befinden.“ — „Ja, recht wohl. Es ist schon einige Zeit her, daß wir uns nicht gesehen haben. Wie, was sagen Sie und unser Gesetz?“ — „Das Tribunat verlangt einige Aenderungen und vor Allem die Weglassung des letzten Artikels; ich erwarte die Antwort, um meinen Bericht zu erstatten oder nicht zu erstatten.“ — „Den letzten Artikel? Ah ja — ja so; er ist bereits zurückgenommen.“ — „Ich habe noch keine Antwort erhalten.“ — „Nicht wahr meine Herren, er ist zurückgenommen?“ — Hier wendete er sich zu dem Halbzirkel rechts, wo sich zwei oder drei Staatsräthe befanden, und nachdem einer von diesen eine bejahende Antwort gegeben hatte, kehrte er zu mir zurück. — „Er ist zurückgenommen; wie ich Ihnen sagte. Das Gesetz wird also durchgehen?“ — „Ich hoffe es.“ — „Das ist gut;“ und nun wendete er sich mit sichtlicher Heiterkeit zu dem Halbzirkel. „Aber,“ fuhr er fort, „wer ist denn der Dummkopf, der diesen Artikel ausdachte (Jedermann wußte recht gut, daß er selbst der Dummkopf war). Muß ich denn erst dazu bevollmächtigt werden, die Mittel anzuwenden, die ich in der Hand habe, um den öffentlichen Frieden zu schützen und zu erhalten? Wahrlich, wenn mir ein Narr unter die Hand läuft, der diesen Frieden stört oder bedroht, so lasse ich ihn in das finsterste Loch werfen! Sie werden sehen, ich müßte am Ende noch die Jesuskompagnie unter meinen Fenstern bilden sehen! Nein, nein!“ — Nun kam er zu mir zurück, und indem er mich mit dem Ellbogen stieß, gab er mir ein Zeichen mit ihm umzukehren, und so befanden wir uns, der ganzen Gesellschaft den Rücken zugewendet, vor dem Kamine. Ist die Festung eingeschlossen, so muß sie sich ergeben. Ich begann meine Erklärung; er unterbrach mich mit jenem Tone, dessen Zauber er kannte, und mit jener Festigkeit, durch die man sich sicherstellt, nicht unterbrochen zu werden. „Alles was sich hierüber sagen läßt, ist gesagt; nichts mehr davon. Aber weßhalb den Singular in den Plural verwandeln? Dazu ist's nicht mehr Zeit. Das Idol ist jetzt schon älter als vierzehn Tage und hat nicht im Sinne, seinen Platz einem andern einzuräumen. Das oder die, was kommt darauf an? Sie haben es gesagt — ja ja, Sie haben es gesagt! Ich war damals heftig — betrübt, nicht meinetwegen, sondern der Fremden wegen, die uns bespioniren, und hieraus gleich am ersten Tage auf einen Krieg zwischen meiner Regierung und dem gegen Mißbräuche der Gewalt eigens geschaffenen Körper hätten schließen können. Jetzt kenne ich Sie; Sie waren ein ausgezeichneter Advokat in den großen Sitzungen, dem das Wort immer zur Hand, eine lebhafte Einbildungskraft, heißer Südkopf, ein glühender Freund der Revolution. Ich habe Sie in Italien von den besten Grundsätzen beseelt gesehen. Alles nennt Sie den Freund meiner Familie; Josephine hegt Freundschaft für Sie; Sie sind stets um Leclerc und seine Frau; wir müssen stets einig seyn. Speisen Sie morgen mit Josephine.“

Ich nahm Dieß, ich muß es gestehen, mit einem Vergnügen an, daß er, als er mich verließ, mit jenem ihm so eigenen Lächeln belohnte, und im nämlichen Augenblicke fühlte ich meinen Finger von zwei niedlichen kleinen Fingern sanft gekneipt. Bis zu Thränen gerührt machte ich Madame Bonaparte eine tiefe Verbeugung, die mich mit den Worten anredete: „Es freut mich, wir sprechen morgen mehr,“ dann entfernte ich mich von einigen Kollegen, die eben so zufrieden als ich waren, und von meinem Freund von 1789, Regnault de Saint-Jean d'Angely begleitet, der mir die Hand drückte und ins Ohr flüsterte: „Muß ich Dir den Dummkopf erst noch nennen?“

Vermischte Nachrichten.

Vor dem obersten Kriminalgerichtshofe zu Calcutta wurde im Julius des vergangenen Jahres ein mohammedanischer Fakir, Namens Nyam Schah und ein Weib Messemat Ambika Deba angeklagt, den fünf und zwanzigjährigen Sohn derselben ermordet zu haben. Das Weib lebte nämlich schon seit geraumer Zeit in wilder Ehe mit dem Fakir, worüber der Sohn höchlich entrüstet, ihr öfters Vorwürfe machte und den Fakir aus dem Hause warf. Die Nachbarn der Ambika sahen eines Tages, daß ein Hund vor dem Hause derselben ein Stück von einem menschlichen Körper, wie es schien, verzehrte, und da sie den Sohn der Wittwe schon längere Zeit nicht gesehen hatten, so erwachte in ihnen Verdacht, und sie machten Anzeige bei der Tannah oder Polizeibehörde. Es wurde eine Haussuchung vorgenommen, wo man eine blutige Axt und in der Nähe der Wohnung Stücke von einem menschlichen Körper fand. Das Weib gestand, daß sie auf Antrieb des Fakirs ihren Sohn im Schlafe erschlagen, die Leiche zerstückt und einen Theil davon gekocht und dem Fakir zu essen gegeben habe; die übrige Leiche habe dieser hinter dem Hause eingescharrt. — Der Gerichtshof verurtheilte beide Verbrecher zu lebenslänglichem Gefängniß.

In der Nähe von Agra wollte sich ein Mohammedaner, der mit dem Aussatze behaftet war, lebendig verbrennen. Es besteht nämlich unter den Hindus ein Aberglaube, der auch auf die Mohammedaner übergegangen ist, daß durch einen solchen Tod der Aussatz, der oft in Familien sich vererbt, in denselben ausgerottet wird. Wahrscheinlich wirkt aber am meisten Lebensüberdruß zu solchen Selbstopferungen mit, die in Indien Samadh genannt werden. Sobald die Behörde von dem Entschlusse des Kranken in Kenntniß gesetzt wurde, untersagte sie den Verwandten des Kranken, ihm dazu behülflich zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 124. 4 Mai 1833.

Ueber die drei Hauptreligionen in China.

(Fortsetzung.)

So sahen wir in China, wie überall, die höchste Philosophie, sobald sie durch eine Form von Kultus verdunkelt wird, in Aberglauben und Abgeschmacktheit versinken. Wenn Lao-tse die höchsten Punkte in der Metaphysik erreichte, so sank seine Lehre um so viel tiefer durch die Dummheit, den Eigennutz und die Schlechtigkeit seiner Nachfolger. Confu-tse suchte nicht sich auf dieselbe Höhe zu stellen, und darum wurde uns seine Lehre weit reiner, als die seines berühmten Zeitgenossen überliefert, obgleich Diejenigen, welche Dieß thaten, meist Leute von sehr mittelmäßigen Fähigkeiten waren. Die Philosophie Confu-tse's hat bloß den Zweck, die Pflichten der Könige und Unterthanen, häusliche Verhältnisse und die Standpunkte der bürgerlichen Gesellschaft zu bestimmen. Seine Moral erfuhr ein glänzendes Loos, das uns in Erstaunen setzen muß, wenn wir sie ohne Vorurtheil untersuchen. Seine Metaphysik ist vag und unzusammenhängend, und was an Theologie und Psychologie in seinen Schriften sich findet, hat den Fehler, daß es die entgegengesetztesten Auslegungen zuläßt. Er erniedrigt die Idee der ersten Ursache, indem er den Namen Vernunft nicht nur einem Stoffe, dem Vater des Alls, sondern einer Eigenschaft, einer Folge und Wirkung (einer ἐντελεχεια) beilegte. Jedes Ding hat seine Vernunft oder seine Vollendung. Die erste ist die des Himmels, des wahren obersten Wesens nach Confu-tse. Der Himmel ist intelligent und Kräfte ertheilend. Der Himmel verleiht den Wesen ihre natürlichen Vermögen, und schreibt deren Gebrauch vor. Die Vernunft in dem Menschen ist die Handhabe, die zu diesem natürlichen Vermögen paßt. In einem Kommentar über eine alte Sammlung räthselhafter Symbole und unverständlicher Aussprüche, worin ein Heer von Träumern nach ihm die Geheimnisse aller Wissenschaften und die Grundlagen einer zweiten Cabbala zu entdecken sich mühte, sagt er, der große Gipfel habe zwei Grunddinge erzeugt, die er Bilder nennt. Aber er erwähnt des großen Gipfels nur gelegentlich, und versteigt sich gewöhnlich nicht höher als zu einer Anordnung, die er nirgends näher bestimmt, obgleich er sie ursprünglich und so zu sagen die normale Bedingung des Alls nennt. Der große Gipfel und die Welt sind Wesen, die der Verstand nicht durchdringen kann, deßgleichen die Genien und Dämonen, mögen wir sie nun als besondere mit individuellen Eigenschaften begabte Wesen betrachten, oder in ihnen die den Wesen inwohnenden Eigenschaften sehen, denn manche Stellen lassen auch eine solche Deutung zu.

Die Lehrer der Moral zu Confu-tse's Zeit stritten sich um den Grundsatz der Tugend, der nach Einigen im direkten persönlichen Interesse, nach Andern in einem Wohlwollen liegen soll, das die Quelle alles Ehrenwerthen ist; Andere suchten ihn im Schicksal, das den Menschen durch einen unwiderstehlichen Antrieb zum Guten oder Bösen führt. Confu-tse schob, wie seine Schüler uns versichern, alle diese schwierigen Fragen bei Seite, stellte allenthalben eine Art von idealer Vervollkommnung auf, deren Vorbild im All, deren Grundlage in uns, und deren Beispiel in alten Traditionen zu finden ist; so bot er der gelehrten Welt ein Moralsystem dar, das, man muß es bekennen, aller Begründung ermangelte. Der Himmel sendet Glück den Guten, Unglück den Bösen, aber wo und wann, das sagt er nicht, und die unglückliche Tugend mag sich dann selbst helfen.

Die Familie ist von Confu-tse als die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung angenommen. Sobald er auf den praktischen Theil seines Systems kommt, so kann man ihn als klar und verständlich betrachten. Er beweist, für einen verständigen Mann ganz genügend, daß es besser ist gegen Verwandte gehorsam, wohlwollend, gemäßigt, gerecht, aufrichtig und uneigennützig zu seyn. Er ist enthusiastisch bei dem bloßen Gedanken an die Vollkommenheit, welche ein weiser Mann erreichen kann, aber er ist schwach gegen einen unnatürlichen, unmenschlichen, ungerechten, schurkischen, habsüchtigen Menschen. Wenige Stellen ausgenommen, die gar keinen Sinn hätten, wenn man ihnen einen günstigen geben wollte, kommt es kaum vor, daß Confu-tse sich deutlich über die Immaterialität der Denkkraft, die Freiheit des Wollens und die Folgen von Tugend und Laster ausspricht.

Die Lehre Confu-tse's, mit Pomp gelehrt, mit Eifer den Fürsten und hohen Beamten gepredigt, gleichgültig über Glaubenssätze, weil sie keinen einschärft, die Ceremonien und den Naturdienst der Alten, selbst die Verehrung der Hausgötter annehmend, und jedem die Freiheit lassend, diesem öffentlichen oder Privatkultus jeden beliebigen Sinn beizulegen, hat das gewöhnliche Schicksal einer herrschenden Religion gehabt. Verfolgt von Tyrannen und unterstützt von den Freunden der Ordnung,

bildete dieß System die Grundlage der Institutionen, auf denen das gesellschaftliche Gebäude in China seit 1200 Jahren ruht; und da Diejenigen, welche sich daran hielten, im Besitze alles Dessen waren, was den Menschen Macht und Einfluß geben kann, so haben sie die alte Lehre beinahe ausgetilgt, ihre Hauptlehrsätze gestohlen und, es ist ihnen gelungen, die Chinesen, und somit auch die Fremden, welche die Sache zu erforschen strebten, zu überreden, ihre Meinungen seyen die ältesten und reinsten, sie bildeten den ursprünglichen Glauben der Chinesen unter den drei ersten Dynastien, sie seyen von Confutse gesammelt, und gewissermaßen neu herausgegeben worden. Zu derselben Zeit waren die Anhänger der Lehre von der „Vernunft" aus allen öffentlichen Stellen entfernt worden, und verloren Boden in demselben Verhältniß, als die Schriftgelehrten solchen gewannen.

(Schluß folgt.)

Die Pairie in England.

(Schluß.)

Zunächst den von Bastarden stammenden Familien kommen jene Geschlechter, deren Vorfahren Kaufleute oder sonst Leute von dunkler Herkunft waren. Die folgenden Namen mögen nur als gerade beifällige Auswahl dienen: Der Herzog von Leeds, dessen Abkunft von einem Weberlehrling allbekannt ist; der Herzog von Dorset stammt von mütterlicher Seite von den Cranfields, Earls von Middleser, deren Titel er führt, von väterlicher Seite von einem reichen Handelsmanne ab. Ein Gleiches ist mit folgenden Pairs der Fall: der Earl von Dartmouth, dessen Ahnherr ein Kürschner war; der Earl von Esser stammt von einem Tuchhändler; von nicht besserer Herkunft sind auch der Earl von Pomfret, Earl von Conventry, Earl von Radnor, Earl Bathurst, Earl Craven, Earl Romney, Earl Fitzwilliam, Earl Dudley, Lord Dormer und Lord Ducie. *) Die Marquise von Exeter und Salisbury stammen von dem großen Lord Burgleih, der in seiner früheren Zeit Dorfschulmeister war. Die Marquise von Lansdowne und Stafford, von weiblicher Seite Abkömmlinge von Petty und Leveson, von denen sie ihr Vermögen überkommen haben, und die dem Handelsstande angehörten, stammen dagegen von väterlicher Seite von den Fitzmaurices und Gowers, die zum ältesten Adel von England gehören und von denen namentlich die erstern in alter Zeit eine große Familie bildeten.

Hieher gehören auch die Earls von Lindsay und Abingdon, der Earl von Ilchester und Lord Holland, der Earl von Malmsbury, der Earl von Harrowby, der Earl von Eldon und Lord Stowell, der Earl von Harewood, der Earl von Morley, der Earl von Mulgrave, Viscount Sidmouth, Viscount Anson, Lord King, Lord Dundas, Lord Ellenborough, dessen Urgroßvater einen kleinen Krämerladen im Dorfe Ellenborough, im nördlichen England, hatte; Lord Carrington, Lord Gifford, der Marquis von Headfort und Lord Longford, Lord Feversham, der von einem Notar unter der Königin Anna herstammt, der Marquis von Londonderry, der Abkömmling eines irländischen Advokaten, welcher der Sohn eines schottischen Hausirers gewesen seyn soll, Viscount Melbourne, der Earl von Milltown, dessen Ahnherr ein Brauer, Viscount Allen, der Abkömmling eines Maurers, Viscount Castlemaine, Lord Cloncurry, Lord Rancliffe, Lord Huntingfield, Lord Ventry, Lord Rendlesham und Lord Bloomfield.

Die Familie Wellesley hat ihren höchsten und in unsern Tagen gewissermaßen beispiellosen Glanzpunkt erreicht, ohne daß wir sie deßhalb in dem eben vorgelegten Verzeichnisse mit Stillschweigen übergehen könnten, und es ist nur allzugewiß, daß die Herkunft der Wesley sich keiner sehr vornehmen Ahnen zu berühmen hat. *) Schon die vor etwa fünfzig Jahren vorgenommene Veränderung ihres Namens aus Wesley in Wellesley scheint darauf hinzuweisen; denn Niemand wird einen alten Namen, an den sich geschichtliche Erinnerungen knüpfen, gegen einen neuen austauschen mögen, auch wenn derselbe wohlklingender wäre, was hier nicht einmal der Fall ist, da Wellesley härter und bei weitem nicht so angenehm auszusprechen ist, als Wesley. Die Abkunft dieser Familie von Seite der Colleys oder Cooleys ist indeß ziemlich ansehnlich, wiewohl die Thaten des Herzogs von Wellington und die Talente des Lord Wellesley allein hingereicht hätten, den unbekanntesten Namen zu adeln. Der merkwürdigste Umstand in dieser Familie aber, der in eigentlicher Beziehung zu unsrer Untersuchung über die englische Pairie steht, ist der eigene Fall, daß gegenwärtig vier Brüder in den Personen des Herzogs von Wellington, des Marquis Wellesley und der Lords Maryborough und Cowley, im englischen Oberhause sitzen. Es scheint fast, als ob diese Namenmummerei der Schwesterinsel Ireland ganz besonders eigenthümlich sey: denn eine andere irische Familie, Namens Morres, Viscount Mountmorres, hat neulich erst in allen ihren Zweigen den glorreichen Namen der französischen Montmorency angenommen, von denen sie abstammen will. Um diese eitle und unwahrscheinliche Behauptung darzuthun, ließ diese Familie in ein neues englisches Werk über die Pairie in England (Debrett's Peerage) eine lange und verwickelte genealogische Abhandlung einrücken, die mit folgenden bescheidenen Worten beginnt: „Es ist aus unbestreitbaren Autoritäten, durch Geschichte, Urkunden und Denkmäler, wie durch das Zeugniß der berühmtesten französischen und englischen Genealogen erwiesen, daß diese Familie in gerader männlicher Linie von den alten Sires oder Baronen von Montmorency in Frankreich abstammt, während von einem älteren Sohne dieses Hauses auch die Herzoge von Montmorency, Luxemburg, Beaumont und Laval ihren Ursprung herleiten wollen" — d. h. daß die Abkunft der Laval u. s. w. nur vorgeblich ist, während eine obskure Familie aus Tiperary, Namens Morres, nach irischer Sitte von ihrem Wohnsitz Mount-Morres zubenannt, die unbestrittene Repräsentantin des besten Blutes von Frankreich ist.

Zunächst den hier berührten Familien stehen die von jenen

*) Ueber den Ursprung dieser Familien s. Pennant's London. Anm. d. Verf.

*) Sie sollen Spezereihändler in Dublin gewesen seyn. Anm. d. Verf.

Rechtsgelehrten entsproſſenen, die ſich durch ihre Talente zu hohen Stellen emporgeſchwungen und Stammväter adeliger Geſchlechter wurden. Ohne Zweifel iſt eine ſolche Abkunft, mit vernünftigen Augen betrachtet, die ehrenvollſte, obgleich die Heraldiker gewöhnlich etwas vornehm auf ſie herabzublicken belieben, und „une famille de la robe," wie man ſie in Frankreich zu nennen pflegte, eine tiefe Verachtung gegen ſolche Geſchlechter der Emporkömmlinge ausdrücken ſollte. In Deutſchland, von dem wir viele dergleichen alberne Familienvorurtheile entlichen haben, herrſcht dieſelbe Anſicht. Zuoberſt an die Spitze der engliſchen Pairsfamilien, die ſich auf dem Wege der Rechtsgelehrſamkeit emporſchwangen, muß wohl die ruhmreiche und hiſtoriſche Familie der Howard geſtellt werden, die von einem Oberrichter der Civilaſſiſen unter Eduard I und II abſtammen. Von dieſem edlen Stamm beſtehen gegenwärtig vier Zweige mit der erblichen Pairswürde: die Herzoge von Norfolk, die Earls von Suffolk und Carliſle und Lord Howard von Effingham. Der Titel eines Lord Howard de Walden iſt durch ſo vielerlei Familien gegangen, daß die Paar Tropfen Howardblut in den Adern des derweiligen Pairs von dieſem Namen, ihm kaum einen gegründeten Anſpruch geben, dieſer Familie beigezählt zu werden. Die Montagues, Herzoge von Mancheſter und Earls von Sandwich ſtammen von einem Oberrichter der King's Bench aus Heinrichs VIII Zeiten. Die Herzoge von Montagu und Earls von Halifax, die jetzt erloſchen ſind, hatten denſelben Ahnherrn zum Stammvater. Die Marquis Camden ſind, wie gar wohl bekannt, von einem Oberrichter unter der Regierung Georgs I entſproſſen. Die Earls von Winchilſea und Aylesford, die Earls von Coventry, Cowper, Macclesfield, Harcourt, Bathurſt, Shafteſbury, Forteſcue, Verulam, Bradford, Roßlyn, Harrowby, Brownlow, Somers, Bridgewater, Hardwicke, Buckinghamſhire, die Lords Montfort, Walſingham, King, Grantley, Kenyon, Ellenborough, Redesdale, Colcheſter, Gifford, Eldon und Stowell, Lyndhurſt, Tenterden, Plunkett, Wynford haben insgeſammt Advokatenblut in ihren Adern. In Schottland verdanken die Earls von Stair, Roſeberry, Aberdeen, Hopetoun, Balcarras, Elgin u. ſ. w. ihre Erhebung gleichfalls rechtsgelehrten Vorfahren, wie in Irland die Ely, Clonmell, Clare, Roden, Middleton, Lifford, Avonmore, Kilwarden, Norbury und Downes.

Von den übrigen Pairien ſtammen einige wenige unzweifelhaft von alten Namen, die in der Geſchichte Englands ſich ruhmvoll bekannt gemacht haben. So die ſchon erwähnten Howards, die Nevilles, die Grey's namentlich, wo dieſes große Geſchlecht in ſeiner vollen Reinheit bewahrt wurde, und in der männlichen Linie, ſo wie bei den Earls von Stamford, den Stanley's, Talbots, Cliffords und Sackvilles. So auch in Schottland die Hamiltons, Douglas, Campbells, Stuarts und Gordons, in Irland die Fitz-Geralds und Fitz-Maurices, das große Haus Butler und die O'Briens und O'Neills. Einige wenige andere ſind von unbefleckter alter Gentry. *) Andere ſind zu ihrem hohen Rang durch zufällige Umſtände emporgeſtiegen, wie die Seymours und Ruſſels; allein bei weitem der größte Theil kann ſeine Herkunft nur äußerſt mühſam auf einige zweifelhafte Generationen zurückführen, bis endlich Staatsdienſte, Kriegsthaten zu Waſſer oder Land, Hofgunſt oder Vermögen ſie bekannt werden ließen und aus der ahnenloſen Menge hervorzogen. Schlüßlich kehren wir daher zu dem Gedanken zurück, den wir zu Anfang dieſer Bemerkungen ausgeſprochen haben, nämlich, daß die britiſche Pairie am wenigſten von allem Adel in Europa auf das Alter ihrer Herkunft und ihrer Ahnen ſtolz ſeyn darf, daß ſie ihrem Urſprung und ihren Seitenverbindungen nach weſentlich plebejiſch iſt — während ſie zu gleicher Zeit, im Ganzen genommen und wahrſcheinlich aus eben dieſer Urſache, die aufgeklärteſte und am wenigſten mit Vorurtheilen behaftete Ariſtokratie iſt, von der man in der Geſchichte je gehört hat.

*) Der Landadel, die Knights, Esquires und Gentlemen werden hiezu gerechnet.

Die Malaria in der Campagna von Rom.

(Aus dem „Edinburg New-Philoſophical-Journal.")

Jedermann hat wohl von der ungeſunden Luft gehört, die gegen Ende des Sommers in Rom ihren verderblichen Einfluß übt und Stadt und Umgegend entvölkert. Die meiſten Schriftſteller, die über dieſen Gegenſtand Beobachtungen anſtellten, ſind der Meinung, daß Rom nicht immer ſo ungeſund war als gegenwärtig, und ſchreiben dieſen Wechſel dem beſſeren Anbaue des Bodens in früheren Zeiten zu. Dieſe Meinung iſt zwar nicht ohne Grund, aber natürlich nur in Rückſicht auf die Zeit gültig, wo Rom und die Campagna bevölkert und in blühendem Zuſtande waren. Gehen wir bis zu den früheſten Zeiten zurück, wo die erſten Bewohner ſich in dieſer Gegend anſiedelten, ſo läßt ſich vermuthen, daß das Land große Sümpfe und Niederungen enthielt; denn wir wiſſen, daß lange vor der Erbauung Roms bedeutende Sümpfe ſich zwiſchen den die Stadt umgebenden Hügeln, beſonders zwiſchen dem aventiniſchen und palatiniſchen Berg und zwiſchen dem letztern und dem capitoliniſchen befanden. Dionys von Halikarnaß ſagt, ſie ſeyen ſehr tief geweſen und Propertius zufolge fuhr man in Booten über ſie. Livius ſchildert das römiſche Land, zur Zeit der Erbauung der Stadt, als eine große Wüſte, und Ovid ſagt, daß es mit düſtern Waldungen bedeckt war.

Die Erfahrung lehrt, daß in allen ſumpfigen und unangebauten Gegenden die Luft ungeſund iſt, und da wir nun wiſſen, wie ſchnell die Bevölkerung Roms ſich vermehrte, zu welcher übermäßigen Höhe ſie dieſer mißgünſtigen Umſtände ungeachtet ſtieg, daß viele Städte, z. B. Gabi und andere, in der Nähe dieſer gifthauchenden Sümpfe entſtanden, daß ſogar Oſtia, von Ancus Martius auf einer Stelle gegründet, wo jetzt in der ungeſunden Jahreszeit nur ein Wirthshaus bewohnt iſt, aus dem die Hirten mit Wein und Brod verſehen werden, eben ſo wohl als Ardea, das jetzt 60 Einwohner zählt und daß Lavinium, wo man jetzt nichts als das elende Schloß Prattica ſieht, vor Zeiten blühende Städte waren, ſo drängt ſich natürlich die Frage auf: wie war es den Alten möglich ſich gegen den verderblichen Einfluß der ungeſunden Luft zu ſchützen?

Die Meinungen ſind darüber ſehr verſchieden. Viele Gelehrte glauben, das Klima der Campagna von Latium ſey früher nicht ſo heiß geweſen als jetzt, weil, Horaz zufolge, der Soracte mit Schnee und nach Livius die Tiber zuweilen mit Eis bedeckt war, woraus ſie den Schluß ziehen, daß die ſumpfigen Ausdünſtungen geringer und minder ſchädlich waren. Andere ſchreiben die Geſundheit der Bewohner, trotz der ſchädlichen Luft, der ſtärkeren Leibesbeſchaffenheit der Alten zu. Noch Andere dagegen behaupten, daß die Luft durch die Menge von Bäumen, die ſich innerhalb und außerhalb der Stadt befanden, gereinigt worden ſey, weil die Pflanzen bekanntlich das kohlenſaure Gas abſorbiren, es zerſetzen und Sauerſtoff ausdünſten. Wenn nun auch gewiß iſt, daß die Pflanzen einen ſolchen Einfluß üben, ſo läßt ſich dieſe Theorie doch nicht auf die Campagna von Rom anwenden, denn wenn Waldungen auf ſolche Weiſe zur Reinigung der Luft in der Ebene von Latium bei-

trugen, so müßte dieß auch dort noch der Fall seyn, wo die Vegetation so üppig wuchert als jemals. Nun findet sich aber im Gegentheile, daß die waldigen Distrikte, als z. B. die Umgebungen von Ardea, Prattica und Nettuno gerade die ungesundesten von allen nicht nur jetzt noch sind, sondern auch schon zu Tacitus Zeiten waren. Nach dieser Annahme müßten die Villen Medicis, Borghese u. a., denen es keineswegs an Bäumen fehlt, weit gesünder seyn als jene Gegenden, denen diese Zierde fehlt; allein dieß ist nicht der Fall, denn der Vatican, so wie die Janicula, die zum großen Theil mit Gärten und Hainen bedeckt sind, haben gerade die ungesundeste Luft. Hieraus ergibt sich, daß Waldungen den Gegenden, welche vermöge der physischen Beschaffenheit ihres Bodens an der Malaria leiden, wie z. B. die Campagna von Rom, nachtheilig sind, weil sie die Winde hemmen, welche die giftigen Dünste verwehen und die Luft erneuern.

Brocchi ist der Meinung (und wie es scheint mit Recht), daß das vorzüglichste Schutzmittel der alten Römer in ihrer wollenen Kleidung bestand, die den Körper in beständiger Ausdünstung erhielt, eine Meinung, die noch durch den Umstand an Bestand gewinnt, daß, seit wollene Kleidung aufs Neue in die Mode kam, die Wechselfieber zu Rom sich merkbar vermindert haben. Die Hirten der Campagna tragen, selbst bei der heißesten Witterung, ihre Schafpelze und zwar sicher nur deßhalb, um sich gegen die Einwirkung der ungesunden Luft zu schützen. Die Toga der Alten, deren Stoff und Schnitt dem Körper so angemessen waren, verschwand und an ihre Stelle trat, wie Brocchi sagt, jene aus leichten Stoffen so knapp zugeschnittene Kleidung, die durchaus nicht geeignet ist den Körper gegen den nachtheiligen Einfluß einer ungesunden Atmosphäre zu schützen. Es wäre der Mühe werth zu untersuchen, ob die Mönche in ihrer Kleidung weniger von der ungesunden Luft leiden als die übrigen Einwohner in und außerhalb Rom; ihre große Anzahl könnte wohl geneigt machen an die Richtigkeit dieses Schlusses zu glauben.

Aus den vorstehenden Bemerkungen ergeben sich folgende Resultate: Die ersten Bewohner von Latium, die sich an den Hügeln dieses wüsten und sumpfigen Landes niederließen und, um den Boden zu bebauen, mit mancherlei Hindernissen zu kämpfen hatten, waren durch ihre wollene Kleidung, die den Körper in immerwährender Ausdünstung erhielt, gegen den verderblichen Einfluß der Luft geschützt, während die Aemsigkeit, mit der sie den Boden bebauten, zur Verbesserung der Atmosphäre beitrug. Da aber, durch die Verwüstungen welche Rom und die Campagna erlitten, dieser Anbau wieder vernachlässigt wurde, so vermehrten sich die verderblichen Ausdünstungen aufs neue, und durch die Einführung leichterer Bekleidung erhielt die ungesunde Luft einen Einfluß, den sie vorher nicht gehabt hatte. Brocchi erzählt, daß im Jahre 1818 im Hospital zum heiligen Geist während der Monate Julius, August und September 6000 Kranke aufgenommen wurden, die in Folge der Malaria an Fiebern litten. Die Besatzungen in den Küstenforts mußten alle drei oder vier Tage abgelöst werden, und niemand wollte die auf den Feldern stehenden Früchte einernten.

Die Meinungen über diese ungesunde Luft waren sehr getheilt: Einige schrieben sie Ausdünstungen von geschwefeltem Wasserstoffgas, andere von kohlensaurem Gas zu, allein alle diese scheinen, wie Brocchi bemerkt, vergessen zu haben, daß in mehreren Gegenden von Italien und Sizilien, die als sehr gesund gelten, die Luft dennoch mit diesen Gasarten erfüllt ist.

Die Campagna von Rom ist ein ausgedehnter, von kleinen Hügeln durchschnittener und größtentheils unangebauter Landstrich. Während der Regenzeit sammelt sich das Wasser in den Thälern und bildet stehende Sümpfe, deren Wasser, da alle Arten von vegetabilischen Substanzen sowohl, als auch Unrath von Thieren in ihm zusammengeschwemmt liegen, bald in Fäulniß übergeht. Mit Eintritt der warmen Jahreszeit vermehrt sich die Fäulniß und diese Sümpfe hauchen ihre Dünste aus; da aber bei der noch mäßigen Wärme die Verdunstung langsam geht, so ändert sich die Atmosphäre nicht merklich, bis endlich die im Monat Julius eintretende Hitze die Verdünstung beschleunigt und Fieber herbeiführt, die so lange dauern als die große Hitze anhält, nämlich bis zum Monat September.

Wäre die Campagna allenthalben, so wie sie es früher war, gehörig angebaut, so würde die Luft keiner Veränderung unterworfen seyn, denn das Wasser der Winterregen könnte sich nicht sammeln, sondern würde von dem aufgelockerten Boden eingesaugt und von der Hitze verdunstet werden.

Man darf gegen die angeführte Meinung nicht etwa einwenden, daß in der Lombardey, besonders in den Ebenen zwischen Bologna und Ferrara, die großen Reißfelder doch auch den ganzen Winter unter Wasser stehen, und daß diese Gegend deßhalb nicht, oder doch wenigstens nicht in dem Grade, ungesund sey als Rom. Diese künstlichen Bewässerungen werden ihrer Ausdehnung wegen, gleich einem See, allenthalben sowohl vom Wind als auch von den Schleußen, durch die man sie zu- und ableitet, in Bewegung erhalten; das Wasser strömt fortwährend ab und zu und kann also nie faul werden.

Der gelehrte Moscati glaubt die Ursache der ungesunden Luft, welche jene epidemischen Fieber hervorbringt, in einer wässerigen Feuchtigkeit zu finden, die einen thierischen Schleim enthält, der das Gift in sich verschließt. Brocchi machte einige Versuche über die Natur der Malaria; er wählte zu diesem Zwecke die Gegend um die Basilica St. Laurentius, außerhalb der Mauern Roms die ungesundeste, und setzte seine Beobachtungen mehrere Nächte fort. Ein starker junger Mann, den er zu seinem Begleiter gewählt hatte, schlief während der ersten Nacht mehrere Stunden und wurde am folgenden Morgen von einem Wechselfieber befallen, das er einige Wochen behielt. Brocchi verdichtete aufgefangene Luft auf verschiedene Weise und erhielt stets eine bedeutende Menge fauligen Wassers.

Es bleibt jetzt noch einiges über die Art zu sagen übrig, in welcher diese verdorbene Luft auf den thierischen Organismus wirkt. Brocchi glaubt gegründete Ursache zu der Behauptung zu haben, daß sie mehr durch die Poren der Haut als durch Einathmen eindringe; haben die schädlichen Theile einmal Eingang gefunden, so vermischen sie sich mit den Säften; der allgemeine Organismus oder vielmehr die Kraft, die ihn belebt, widersetzt sich dieser Vereinigung, und so entsteht das Fieber.

Merkwürdig ist, daß diese verdorbene Luft auf die Heerden keinen nachtheiligen Einfluß übt, die Tag und Nacht über die Campagna von Rom ziehen; dieß scheint für die Behauptung, daß sie durch die Poren der Haut dringe, zu sprechen, wogegen die Thiere durch ihre Haare und Wolle geschützt sind, und es ist dieß zugleich ein neuer Beweis, daß das beste Schutzmittel, das die alten Bewohner von Latium gegen ihre ungesunde Atmosphäre hatten, in ihrer wollenen Kleidung bestand.

Vermischte Nachrichten.

Es ist neulich in diesen Blättern (S. 423), bei Gelegenheit der Reise des Judenbekehrers Wolff, eines Grafen Barowsky erwähnt worden, über den das „Asiatic Journal" aus indischen Zeitungen folgende nähere Nachrichten gibt: „Der Graf Barowsky, der sich für einen Polen von Geburt ausgibt, kam vor einigen Jahren nach Indien, wo er verschiedene Unternehmungen begann, im westlichen Mahrattenlande, in der Nähe von Punah, eine Pflanzung anlegte, diese aber schon nach einigen Wochen wieder aufgab und nach Arabien ging. Von dort begab er sich nach Mascate und Buschehr, und kam endlich nach Tauris, wo es ihm gelang, den persischen Hof zu bereden, zu Gunsten seiner Landsleute an der georgischen Gränze eine Diversion zu machen; allein Dieß schlug gänzlich fehl, wie sich wohl voraussehen ließ. Gegenwärtig befehligt Barowsky ein persisches Regiment, mit dem er nach Mesched marschirt ist, wo er den Missionär Wolff aus der Gefangenschaft der Turkomanen loskaufte. Briefe, die der Graf nach Indien schrieb, schildern die Perser als die größten Memmen auf der Welt; der geringste Lärm bringt sie in Unordnung und Flucht, und würden sie nicht von europäischen Offizieren kommandirt, die einige Gewalt über sie haben, so wäre es unmöglich, sie einem Feuergewehr gegenüber beisammen zu halten. Barowsky ist übrigens ein Mann von unternehmendem Geiste, vielem Talent und mannichfachen Kenntnissen."

*

Die chinesische Zeitung von Peking enthält verschiedene kaiserliche Verfügungen in Betreff der von Hungersnoth heimgesuchten Provinzen des Reiches, die im vergangenen Jahre durch Ueberschwemmungen und Dürre sehr gelitten hatten. Das öffentliche Elend wird nach chinesischen Gesetzen in vollständiges, theilweises, sehr schweres und prüfende Umstände eingetheilt. Die geleistete Hülfe besteht in Getreide, Geld und Steuernachlaß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 125. 5 Mai 1833.

Die ostindische Kompagnie.

Obgleich das Handelsmonopol der ostindischen Kompagnie, durch das alle andern englischen Unterthanen von dem Verkehre mit Indien ausgeschlossen werden, fortwährend zu Klagen und Einsprüchen Anlaß gegeben hat, so muß doch auf der andern Seite zugestanden werden, daß eben diese Beschränkung für England eine Hauptquelle des Reichthums und der Macht geworden ist. Wenn ganz Indien gegenwärtig als der englischen Herrschaft unterworfen betrachtet werden kann, so dankt man Dieß allein dem Monopole, das die Kompagnie dort ausübt. Wäre der Handel frei gewesen, so würde keiner der vielen Spekulanten, die sich dahin gewendet, bei dem besondern Interesse, das jeder Einzelne verfolgt hätte, auf den Gedanken gekommen seyn, oder auch Zeit und Mittel gehabt haben, bloße Faktoreien in Länderbesitz zu verwandeln, daraus nach und nach furchtbare Waffenplätze zu bilden und eine Streitmacht aufzustellen und zu unterhalten, durch die man im Stande war, zuletzt die Könige des Landes anzugreifen und zu unterwerfen. Die Kompagnie hingegen, die ungetheilt in ihrem Interesse, mit vereinten Kräften auf ein gemeinschaftliches Ziel losging, konnte ihre auf Vergrößerung und Herrschaft gerichteten Entwürfe zur Reife gedeihen lassen, bis günstige Verhältnisse, geschickt benutzt, sie auszuführen, und noch in weit größerem Sinne auszudehnen erlaubten, als es Anfangs selbst in ihrer Absicht gelegen seyn mochte. Als Handelsgesellschaft hatte sie natürlich zum Zweck, die Quellen und die Vortheile ihres Verkehres zu vervielfältigen und zu sichern, weßhalb sie allerdings Landgebiet an dem Meeresufer, wo ihre Faktoreien errichtet waren, zu gewinnen streben mußte, so wie es in ihrer Absicht liegen mußte, die Zahl und den Geschäftskreis ihrer Komtoirs zu vergrößern; allein es ist darum keineswegs wahrscheinlich, daß sie sich damals schon schmeicheln konnte, es werde einst der Tag kommen, wo sie die Fürsten des Landes, unter deren Schutz sie ihre ersten Niederlassungen gegründet hatte, unterjochen, oder ganz verdrängen und ihre Herrschaft vom persischen Golf bis China und von den Küsten des Ozeans bis an die Gränzen der großen Tatarei ausgedehnt sehen würde. Wenn diese unermeßliche Länderstrecke gegenwärtig das Gebiet des englischen Reiches in Indien bildet, so ist es keineswegs denkbar, daß die Kompagnie ohne jenes Privilegium, dessen sie seit zweihundert Jahren genießt, eine so ungeheure Aufgabe gelöst haben würde — ein Privilegium, das ihr vom Augenblick seiner Verleihung angestritten, mehr als einmal entzogen und wieder ertheilt wurde, und das ihr so wenig gesichert ist, daß sie sich mit dem Verluste desselben jedesmal bedroht sieht, so oft der ihr nur auf bestimmte Zeit verliehene Freibrief (Charter) zu Ende läuft. *)

Der erwähnte Freibrief wurde schon öfters erneuert. Der erste, den die Kompagnie erhielt, wurde unter der Regierung der Königin Elisabeth ausgestellt und ist vom 31 December 1600. Der Graf von Cumberland und zweihundertfünfzig andere Theilnehmer erhielten darin, unter dem Namen „eines Gouverneurs und der nach Ostindien handelnden Kompagnie der Londoner Kaufleute," auf fünfzehn Jahre das ausschließliche Handelsmonopol mit Indien. Die Gesellschaft brachte mittelst Aktien zu 50 Pf. St. ein Kapital von 72,000 Pf. zusammen, womit sie fünf Schiffe ausrüstete, und nach Indien schickte. Die Fahrt derselben dauerte fast drei Jahre und fiel über alle Erwartung vortheilhaft aus. Die durch den großen Profit ermunterten Aktienbesitzer gaben freudig ihre Einwilligung zu neuen Unternehmungen, welche die Kompagnie nach einander absendete. Freilich fielen nicht alle gleich günstig aus, doch schienen die Vortheile noch immer ansehnlich genug, um in der Kompagnie den Wunsch nach einer Verlängerung ihres Privilegiums rege zu machen. Schon vor Ablauf ihres Freibriefes erlangte sie am 1 Mai 1610 von König Jakob I einen neuen, durch den ihr ein immerwährendes Monopol gesichert wurde.

*) Dieß ist wieder im künftigen Jahre der Fall und aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie auch das Handelsmonopol mit Indien und China verlieren, dafür aber ihre politischen Funktionen behalten, und ihr für das an die Regierung abgetretene Handels- und Territorialvermögen, auf eine vom Parlament zu bestimmende Zahl von Jahren, jährlich 630,000 Pf. St. auf die Landeseinkünfte Englands angewiesen werden, um den Eigenthümern der ostindischen Fonds ihre Dividenden zu sichern. Diese Annuität soll erst nach dem Gutefinden des Parlamentes zu 100 Pf. für jedes 5 Pf. 5 Sch. abgelöst werden können. Dieß ist wenigstens die von der Regierung vorgeschlagene Grundlage, auf der die Entscheidung dieser hochwichtigen Handelsfrage, die man wohl eine Weltfrage nennen darf, in der nächstjährigen Parlamentssitzung begonnen werden kann. Anm. d. Red.

Bis zum Jahre 1613 trieb die Kompagnie den oſtindiſchen Handel mit Kapitalien, die verſchiedenen einzelnen Geſellſchaften gehörten, die ſich aber fortan vereinigten und nur ein Kapital bildeten. Die Handelsunternehmungen wurden ziemlich glücklich fortgeſetzt, ungeachtet der Eiferſucht, die in England dagegen ihre Stimme erhob und ungeachtet der Konkurrenz einer Menge Abenteurer, die dem Freibriefe der Kompagnie zum Trotz nach Indien gingen, um an dem Gewinn eines Handels Theil zu nehmen, der in den Augen des Publikums zwar weit größer erſchien als er es wirklich war, aber nach dem mäßigſten Anſchlag doch immer wenigſtens zwölf bis fünfzehn Prozente abwarf. Unter der Regierung Karl I waren die Geſchäfte der Kompagnie von einem nicht ſo glänzenden Erfolg begünſtigt und als Cromwell zu Macht gelangte, hielt er für zweckmäßig, den Freibrief aufzuheben, und den Handel mit Oſtindien freizugeben. Allein es zeigte ſich bald, daß daraus mehr Nachtheil als Nutzen erwuchs und drei Jahre ſpäter ertheilte er das Privilegium von Neuem. Die Geſellſchaft bildete ſich mit einem Kapital im Nominalwerthe von 740,000 Pf. St., von dem aber kaum die Hälfte flüſſig gemacht werden konnte. Nach der Reſtauration erneuerte Karl II das Monopol, aber nur unter der Bedingung, daß der König ſtets befugt ſeyn ſollte, es nach vorhergegangener dreijähriger Aufkündigung wieder einzuziehen. Um dieſe Zeit kamen allerlei ungünſtige Gerüchte über die finanzielle Lage der Kompagnie in Umlauf, die ihrem Kredit ſehr nachtheilig wurden, wodurch die Aktien 30 Prozent verloren. Allein das Parlament verfügte eine Unterſuchung über den Vermögensſtand der Kompagnie und der darüber erſtattete Bericht fiel ſo günſtig aus, daß die Aktien ſich ſogleich al pari erhoben. In den Jahren 1669 und 1676 beſtätigten neue Freibriefe die Privilegien der Kompagnie. Der Gewinn, den ihr Handel eintrug, war damals ſchon ſo anſehnlich, daß alle Aktionnäre ſich leicht dazu verſtanden, auf ihre künftige Dividende eine Summe zum Voraus zu erheben, durch die das wirkliche Kapital verdoppelt und zu 730,000 Pf. baares Geld erhoben wurde. Der Kredit, den die Geſellſchaft damals genoß, war ſo geſtiegen, daß ihre Aktien ſich um 280 bis 300 Prozent höher als der urſprüngliche Werth verkauften, und dann erſt noch ſehr geſucht waren; obgleich die Kompagnie durch die Schleichhändlerſchiffe und Schmuggler fortwährend bedeutenden Eintrag erlitt. Gegen dieſe Beeinträchtigung erhob ſofort auch die Kompagnie Klage bei der Regierung und verlangte Schutz und Waffen dagegen, bis ihr König Jakob II im Jahre 1683 einen neuen Freibrief ertheilte, durch den ſie ermächtigt wurde, die Schleichhändlerſchiffe und ihre Ladungen wegzunehmen, gegen ſie das Standrecht zu üben, und zu dieſem doppelten Zweck eine hinreichende bewaffnete Macht aufzubringen. Zugleich erhielt ſie auch die Befugniß, einen Gerichtshof zu gründen, der über alle Handelsſtreitigkeiten, die in den Bereich ihres Privilegiums gehörten, zu entſcheiden haben ſollte. Drei Jahre ſpäter wurden ihr neue Gerechtſame und eine noch größere Erweiterung ihrer Privilegien zu Theil; allein als die Revolution von 1688 ausbrach, erhob ſich von allen Seiten heftiges Geſchrei gegen dieſes Monopol, das Parlament trat ſeinen Gegnern bei, und das Haus der Gemeinen erließ an den König eine Adreſſe, in der es die Auflöſung der Kompagnie verlangte. Die Geſellſchaft wurde ſonach im Jahre 1693 aufgehoben, erhielt aber ſchon im folgenden Jahre einen neuen Freibrief, kraft deſſen ſie ſich gewiſſen ihr vorgeſchriebenen Bedingungen unterziehen mußte.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die drei Hauptreligionen in China.

(Schluß.)

Ungefähr im Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung wurde ein drittes religiöſes und philoſophiſches Syſtem, deſſen Urſprung und Geſchichte wohl bekannt ſind, in China eingeführt, wo es neue Ideen verbreitete, und Glaubenslehren belebte, die ſchon ſeit alter Zeit dort gehegt worden waren. Von religiöſen Formen umgeben, von einer Maſſe Ueberlieferungen und abergläubiſcher Ceremonien begleitet, zog es die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, weckte die Bewunderung der Einen, den Zorn der Andern, und ſpielte bald eine große Rolle in allen Ländern, in denen es Wurzel faßte. In dem Buddhismus, wie in allen andern Syſtemen, geht Religion mit Philoſophie Hand in Hand, und Götzendienſt dient als Schleier für metaphyſiſche Lehrſätze. Nur geringe Kenntniß iſt erforderlich, um hievon überzeugt zu werden; demnach dürfen wir uns nicht wundern, daß ganze Nationen hierüber getäuſcht wurden. Daß man die Bedeutung der indiſchen Symbole mißverſtand, darf uns nicht in Erſtaunen ſetzen, obgleich, offen geſagt, eben das Ausſchweifende dieſer Symbole, ſobald man ſie wörtlich nahm, ſchon darauf hätte führen können, ihre figürliche Bedeutung aufzuſuchen, in der myſtiſche Begriffe enthalten ſind, welche im Buddhismus die Grundlage ſeiner Geheimlehren bilden. Sehen wir die Sache anders an, ſo müſſen wir einer Menge Menſchen, darunter Leuten von großer Gelehrſamkeit und Urtheilskraft, einen Grad von Thorheit zuſchreiben, den man niemals ſeinen Mitmenſchen leichthin ſchuld geben ſollte. Wohl bekannt iſt die Rede, die dem Schakeia Muni kurz vor ſeinem Tode in den Mund gelegt wird: „es iſt ein Irrthum, aus dem Nichts die Urſtoffe der Dinge herausſuchen zu wollen; aus dieſem Nichts entſprang jedes Ding, und in dieß Nichts muß Alles zurückkehren; dieß iſt der Abgrund, der unſere Hoffnungen begränzt.“ Dieß iſt, wenn wir den chineſiſchen Schriftgelehrten trauen, die Grundlage der Meinungen dieſes Geſetzgebers, den die katholiſchen Miſſionäre mit noch weit maßloſerem Eifer verdammen, ohne ſeine Lehre ergründet zu haben.

Neuere Schriftſteller haben, obgleich mit geringerer Bitterkeit, doch kein günſtigeres Urtheil über ihn gefällt, da ſie auf chineſiſche Gewährsmänner hin behaupteten, die Lehre Buddha's ſey ein Geſetz der Vernichtung; Nichts ſey der Grund des Seyns, alle Weſen hätten nur ein ſcheinbares Daſeyn, kurz die Metaphyſik Schakeia Muni's ſey ein vollſtändiger Nihilismus. Alle dieſe Einwürfe ſind aber bloßer Wortſtreit, den das geringſte Nachdenken beſeitigt hätte; denn wer kann ſich überzeugen, daß ein vernünftiger Menſch mit klaren Worten, ohne figürlich zu ſprechen, habe ſagen wollen: Nichts habe das Seyn erſchaffen,

Nichts habe das All hervorgebracht, die absolute Leere sey der Grund aller Dinge? Liegt in dieser einfachen Behauptung nicht eine so offenbare Abgeschmacktheit, daß wir Den, der sie ernsthaft ausspricht, für sinnlos halten müßten? Und sind wir dadurch nicht aufgefordert, zu untersuchen, ob in den Worten dieses Satzes nicht ein Doppelsinn liege, dessen Auffindung diesen Satz, der beim ersten Anblick so abgeschmackt und unvernünftig scheint, in einem andern Licht erscheinen läßt? Die Ausdrücke, welche wir mit dem Worte Leere, Nichts wiedergeben, bedeuten freilich die Negative aller Materialität, Körperlichkeit und Ausdehnung. Wenn aber zugleich erklärt wird, daß dieß Leere kein Herz hat, von dem es bewegt wird, keine Betrachtung, die es quälen, keinen Verstand, mit dem es urtheilen könnte, daß es einfach, rein, subtil, unveränderlich, unverderblich, vollkommen und vernünftig sey, daß jedes Ding daraus hervorgeht, und zu ihm zurückkehrt, daß es das Urding und die allgemeine Ursache ist, dann kann man unmöglich verkennen, daß unter dieser Benennung das absolute Wesen der Pantheisten gemeint ist, im Gegensatz zu Dem was relativ ist, und von dem menschlichen Geiste gefaßt werden kann. Das Entgegengesetzte dieses Absoluten bei den Buddhisten ist die Ausdehnung des Individuums, die eine Folge der Täuschung (maya) ist: Alles, was auf solche Weise besteht, muß zum Absoluten zurückkehren, nachdem es eine gewisse Zahl von Metamorphosen erfahren hat.

Nicht eine von den drei Religionen und philosophischen Systemen, die in China herrschen, bietet ihren Anhängern eine Glaubensform dar. Unter der Sung-Dynastie namentlich gab es Leute, welche die Identität der Lehre aller drei Systeme zu erweisen suchten; und da in China durchaus kein Gewissenszwang herrscht, vorausgesetzt, daß der Glaube nicht seiner Natur nach die Grundsätze umstößt, worauf die Wohlfahrt des Staates beruht, so wurden im Laufe der Zeiten die drei herrschenden Religionen so zusammen geschmolzen, daß die Chinesen sprichwörtlich und ohne Uebertreibung sagen: san kiao pih kiao, „die drei Lehren bilden nur eine einzige."

Der Degen Napoleons.

Wem gebühren die Waffen Napoleons? — Eine Streitfrage, die sich in jüngster Zeit aufgeworfen hat und wahrscheinlich vor den Gerichten anhängig gemacht werden wird. Wem sollte es Wunder nehmen, daß man sich um einen solchen Nachlaß streite? Nur werde die Erörterung eines solchen Streites würdig und vor würdigen Richtern geführt. Die Griechen kämpften um die Waffen des Achilles; allein gewiß ließen sie nicht juristische Thersites die Entscheidung geben. Napoleon ist todt, sein Sohn ist todt, seine Wittwe ist Herzogin von Parma — fern von Frankreich, die Familie Bonaparte ist verbannt aus diesem Lande, das doch wohl auch ein Wort zu sprechen hat, wo es sich um den Nachlaß Napoleons handelt, — und die alte Mutter, die unglücklichste aller Mütter, lebt immer noch, als sollte sie den düstern Schicksalsglauben wahr machen, daß sie Abraxas keine Ruh' im Grabe finden werde, bis sie den letzten ihres Stammes erlöschen gesehen. Die Waffen Napoleons befinden sich in den Händen der treuen Diener, denen sie der sterbende Held anvertraute, und die bereit wären, sie mit Zustimmung der Mutter und der Brüder des Kaisers, der französischen Nation zu übergeben, um von ihr in das große Archiv des Nationalruhmes, an der Vendomesäule oder im Tempel der Invaliden niedergelegt zu werden. Und wenn die Wittwe Napoleons bei der öffentlichen Meinung, bei der sich unverfälscht in alle Dauer übertragenden geschichtlichen Gerechtigkeit Klage erheben und für sich jene Waffen des Kaisers ansprechen wollte, weil sie seine Gattin gewesen, die Erbin seines Sohnes geworden und nach dem Civilgesetzbuche zur Erbschaft seines Nachlasses berufen sey — Wem würde der Degen Napoleons zuerkannt werden? — Der französischen Nation oder Marie Louisen? — So gewiß es nur Eine Antwort auf diese Frage gibt, so gewiß ist auch die Frage nur aus dem einem Gesichtspunkte der Geschichte und des Nationalruhmes zu würdigen; aus ihm herausgerissen wird sie zum gemeinen Prozeß, zu einer gerichtlichen Streitfrage, nicht zu ihrem eigenen, wohl aber zum Nachtheile Derer, die sie auf ein so unwürdiges Feld versetzt haben.

Einstweilen, bis ein Gericht von drei obskuren Legisten, oder auch nicht, seine Rechtsgelahrtheit austramen wird, um den Gegenstand der Verhandlung nach Länge und Breite unter den Maßstab irgend eines Artikels des österreichischen oder französischen Gesetzbuches zu bringen, bei welchem man an alles Mögliche, aber fürwahr nicht an den Degen Napoleons gedacht hat, mag es für das Publikum interessant seyn, den bisherigen Stand des Streites und die darüber von mehrern Seiten geäußerten Ansichten kennen zu lernen. Jedermann ist hier kompetenter Richter, und Napoleon hat von seinen Feinden nichts mehr zu fürchten.

Auf dem Felsen von St. Helena schrieb Napoleon, kurz vor seinem Tode, in seinem Testamente folgende Worte:

„Ich wünsche, daß meine Asche an dem Ufer der Seine ruhe, inmitten des französischen Volkes, welches ich so sehr geliebt habe ..... Ich empfehle meinem Sohne, niemals zu vergessen, daß er französischer Prinz ist, und sich niemals zum Werkzeuge der Triumvirn hergeben, welche die Völker Europa's unterdrücken. Er soll niemals gegen Frankreich kämpfen, noch ihm auf irgend eine Weise schaden; er soll meinen Wahlspruch annehmen: Alles für das französische Volk."

Sodann vermachte er seinem Sohne seine Waffen, welche er also bezeichnet:

„Meine Waffen, nämlich: meinen Degen, jenen, welchen ich bei Austerlitz getragen habe; den Säbel des Sobieski, meinen Dolch, mein Schwert u. s. w. Ich wünsche, daß dieses schwache Legat ihm theuer seyn möge, als Erinnerung eines Vaters, von welchem die Welt ihn unterhalten wird."

Der Marschall Bertrand, Herr Marchand und andere Gefährten Napoleons in der Verbannung waren es, in deren Hände er dieses Vermächtniß niederlegte, das sie dem Sohne des Kaisers mit seinem 16ten Jahre überantworten sollten. Diese Uebergabe wurde nicht geduldet. Bei Eintritt in seine Volljährigkeit begann der König von Rom hinzusiechen, und bald darauf war der Erbe des Kaisers von Frankreich nicht mehr.

Im Monate November letzthin erhielt der vormalige König von Neapel und Spanien, Joseph Napoleon, in London folgenden Brief:

„Straßburg, 20 November 1832.

„Sire!

„Nach dem Tode des Herrn Herzogs von Reichstadt mußte ich auf die Art und Weise denken, das meinen Händen anvertraute Vermächtniß zu übergeben, das mir auf St. Helena von dem Kaiser für seinen Sohn anvertraut worden ist. Ich habe mich zu diesem Ende an den Herrn Präsidenten Lepoitevin in Paris und den Herrn Rath Raspiller in Colmar, beide ausgezeichnete Rechtsgelehrte und dem Andenken des Kaisers sehr ergeben, gewendet, um den Weg kennen zu lernen, den ich einzuschlagen hätte, um sowohl mein Depositum auszuhändigen, als mich auf eine für mich beruhigende Weise desselben zu entledigen. Nachdem ich diesen Herren, obschon beiden insbesondere, das Testament des Kaisers und das Verzeichniß der mir anvertrauten Gegenstände übergeben hatte, stimmten sie beide darin überein, daß der reine Mobiliarnachlaß des Prinzen, Ihres Neffen, lediglich nach dem Gesetze des Ortes seiner Eröffnung, d. h. Oesterreich, zu beurtheilen sey, und man hat mir den Text dieses Gesetzes mitgetheilt, wonach seine Mutter, die Kaiserin Marie Louise, als die einzige Ueberlebende, zur Erbschaft berufen ist. In dieser Lage der Sache glaube ich nicht entstehen zu können, das in meinen Händen befindliche Gut der Kaiserin Marie Louise zu übergeben, die mir bereits geschrieben hat, dasselbe an den österreichischen Gesandten in Baden auszuhändigen. Ehe ich indessen zu dieser Herausgabe schreite, wünschte ich

zu wissen, ob Ew. Majestät, als Haupt der väterlichen Familie des Herrn Herzogs von Reichstadt, keine Einwendung dagegen zu machen haben.

Unterzeichnet: „Marchand."

Hier die Antwort, welche sieben Tage darauf der ältere Bruder des Kaisers an Marchand ergehen ließ:

„London, 27 November 1832.

„Mein Herr!

. . . . . „Ich theile nicht die Ansicht der beiden Rechtsgelehrten, die Sie um Rath gefragt haben. Es scheint mir, daß das Ihnen anvertraute Depositum, da es sich noch in Ihren ganz französischen und treuen Händen befindet, daselbst verbleiben soll, bis der Tag der Gerechtigkeit, auch über die Familie des Kaisers — Opfer der europäischen Oligarchie — leuchtend, Ihnen gestatten wird, dasselbe an Wen Rechtens auszuliefern. Weder Sie selbst, noch Napoleon, noch seine Familie, noch Frankreich sind Schuld daran, wenn dieses für die Ehre Frankreichs so glorreiche Gut sich noch in Ihren Händen befindet. Der unglückliche Astyanax war nicht im Stande, diese letzten Beweise der väterlichen Zuneigung zu erhalten; ohne Zweifel würde er sie nicht zurück gewiesen haben, aber sicher bleibt es, daß er sie nicht erhalten. War es wohl die Absicht Napoleons, daß diese Waffen, diese Trophäen des französischen Ruhmes, in die Hände der Feinde Frankreichs übergeben sollen? Ich erinnere mich seiner letzten Worte, als er Paris verließ, seiner letzten Zeilen, als er sich von der Hauptstadt entfernte: „Vergesset nie, daß ich meinen Sohn lieber in der Seine wüßte, als in den Händen der Feinde Frankreichs. Das Schicksal des Astyanax, in griechischer Gefangenschaft, hat mir stets das unglücklichste Loos in der Geschichte geschienen."

„Napoleon hatte die Feinde Frankreichs gewürdigt; konnte es seiner Absicht entsprechen, daß sein Sohn, der in der Gefangenschaft gestorben ist, ohne ein Wort von irgend einem Gliede seiner Familie erhalten, noch sich mit dem Degen von Marengo und Austerlitz schmücken zu können, erst durch seinen Tod das Recht erhalten solle, an Fremde ein Gut zu übertragen, das seiner eigenen Familie gehört, und worüber die französische Nation allein wird verfügen können, wenn sie, sich selbst wiedergegeben, die abscheulichen Verträge brechen kann, die heute noch die Familie Napoleon zur Verbannung verdammen? Der Degen von Marengo und Austerlitz gehört eher in die Hand des französischen Generals, welcher den ersten entscheidenden Sieg über die Feinde unseres Landes davon tragen wird. Ich für meinen Theil werde ihm mit Vergnügen allem Anspruch, welchen ich darauf machen könnte, abtreten, und ich zweifle nicht, daß alle Glieder der Familie Napoleons die nämlichen Gesinnungen hegen; jeder von ihnen, so wie ich, könnte nur einen Stolz darein setzen, mit jedem Franzosen um eine so glorreiche Trophäe in Wettstreit zu treten.

„Ich bin daher der Meinung, daß man nicht nach den Civilgesetzen einen Streit entscheiden müsse, der in den Gesetzen der Politik und der gesunden Vernunft seine Lösung erhalten muß. Behalten Sie Ihr Depositum; Sie werden es der französischen Nationalbehörde übergeben, die das souveräne Volk ernennen wird, um es zu vertreten; bis dahin, wo kann es besser aufgehoben seyn, als in den reinen und biedern Händen, denen es der Kaiser selbst anvertraut hat.

„Erinnern Sie sich, mein Herr, daß er Sie am Rande des Grabes seinen Freund genannt hat. Handeln Sie so, wie ich an Ihrer Stelle handeln würde, und lassen Sie mich nie bereuen, Ihnen hier die Gefühle der tiefen Hochachtung und einer innigen Zuneigung ausgedrückt zu haben, mit welchen ich bin u. s. w.

Unterzeichnet: Joseph Napoleon Bonaparte,
Graf von Survilliers."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Am 10 Julius 1832 ließ der englische Gouverneur von Ceylan eine Versammlung buddhistischer Priester zu Candy berufen, und hielt eine Rede an sie, in der er ihnen ans Herz zu legen suchte, sie möchten bei den Einwohnern ihren ganzen Einfluß anwenden, um sie zu bewegen, die Pockenimpfung unter sich einführen zu lassen; da durch die Verheerungen der Blattern auf der Insel die Bevölkerung in ihrer Entwicklung aufgehalten werde. Die Priester erwiderten, es bestehe unter den Einwohnern allerdings eine große Abneigung gegen die Pockenimpfung, woran allein die Unwissenheit des armen Volkes schuld sey; weßhalb sie Alles aufbieten wollten, dieses Vorurtheil zu beseitigen. — Des auf Ceylan eingeführten Postwagens ist bereits in diesen Blättern schon Erwähnung geschehen. Das „Colombo Journal" vom 14 Julius 1832 kündigt an, daß gegenwärtig dreimal in der Woche ein Postwagen von Colombo nach Candy geht. Alle Hindernisse, die der Weg einer solchen Fahrt entgegensetzte, sind glücklich beseitigt, und die Verbindungen zwischen beiden Städten haben so zugenommen, daß der Wagen bald alle Tage wird gehen müssen. Man hat bereits auch begonnen, eine fahrbare Straße von Candy nach Trincomalie anzulegen, wodurch die von Colombo aus angefangene Verbindungslinie fortgesetzt werden würde. Man hofft, sie binnen zwei Jahren vollenden zu können. Es würde daraus ein gleich großer Vortheil für die Regierung, wie für die Landbebauer entspringen; erstere wird dadurch wohlfeiler ihre Sendungen an die verschiedenen Orte befördern können und große Kosten ersparen, da ein mit Ochsen bespannter Karren so viel trägt, als acht und zwanzig Kulis oder Lastträger. Auch wird es dann nicht nöthig seyn, die Bauern zu diesem Frohndienste anzuhalten, der für ihre Kaste etwas Entehrendes hat. — Am 25 Julius vorigen Jahres ist zu Colombo auch eine Sparkasse errichtet worden.

*

Die „Literary Gazette" enthält Folgendes: „Herr Jacob hat in seinem schätzbaren Werke über die kostbaren Metalle bedeutende Zweifel erhoben, ob künftig die Minen die gleiche Menge edler Metalle liefern, und die Konsumtion für Schmuck, Vergoldung u. dgl. ausgleichen werden. Wir können annehmen, daß in runder Zahl der Betrag der

im Jahre 1809 vorhandenen Münzen war	380,000,000 Pf. St.
Im Laufe von 20 Jahren, also bis 1829, sank diese Summe auf	315,000,000 —
In den 59 Jahren vor 1810 lieferten die Minen im Durchschnitte jährlich . . .	8,000,000 —
Von 1810 bis 1829 nur	5,000,000 —
Dagegen rechnet er den jährlichen Verbrauch von edlem Metall auf	6,000,000 —

Der unruhige Zustand der neuen Welt während der letztangegebenen Periode erklärt den großen Ausfall gar leicht; indeß einige Minen, die jetzt bearbeitet werden, lieferten große Massen Silber. Die große Menge Gold, welche jetzt die russischen Bergwerke liefern, und die im Jahre 1850 sich auf 700,000 Pf. St. belief, kann in künftiger Zeit den Werth von Gold und Silber ändern, und sollte die Thatsache, welche zuerst in kaiserlich brasilianischen Minen sich ergab, daß nämlich das Gold in Gängen existirt und ähnlichen Gesetzen wie die andern Metalle unterworfen ist, zu weitern Wirkungen und Folgen führen, können wir nicht in künftiger Zeit, in einer Tiefe, die bis jetzt noch nicht erreicht wurde, auf Gänge von größerer Mächtigkeit stoßen? Ein Klumpen von 25 Pfund wurde in Rußland gefunden, ein anderer von 21 Pfund erst noch im November 1832 in der Goldgrube der kaiserlich brasilianischen Kompagnie. In den letzten 4 Jahren lieferte diese Mine 14,000 Pfund Gold, die man auf mehr als 600,000 Pf. St. anschlagen kann. Ist die Thatsache einmal gehörig hergestellt, daß das Gold in Gängen sich findet, so ist die Möglichkeit, solche, vielleicht in großer Tiefe, von bedeutender Mächtigkeit zu finden, gegeben. Kupferminen liefern hunderte von Tonnen Erz; welch eine Entwerthung des Goldes würde eintreten, wenn je solche Massen gefunden würden, denn jede Tonne würde nach dem jetzigen Preise über 100,000 Pf. werth seyn."

*

In Palermo lebt gegenwärtig ein Knabe von drei Jahren und neun Monaten, der eine Größe von beinahe vier Schuh (4½ Palme) erreicht hat, und von so kräftigem und muskulösem Körperbau ist, daß man hoffen zu können glaubt, er werde einen riesenhaften Wuchs erreichen. Es ist der Sohn eines Müllers, Namens Aloysius Gonzaga von Palermo, und scheint die alten Fabeln von Riesenmenschen in Sicilien wahrmachen zu wollen. Sein Kopf ist der eines ausgewachsenen Mannes und hat alle Spuren der Mannbarkeit; sein Auge ist groß und lebhaft; sein Hals stark und sehnig, Brust und Schultern sind breit und der ganze Bau des Körpers und alle Gliedmaßen von regelmäßigen Verhältnissen; nur der Bauch ist etwas zu groß. Die Hautfarbe des Riesenknaben ist frisch und lebhaft, und sein Gesicht einnehmend. (La Ceres.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 126. 6 Mai 1833.

Die ostindische Kompagnie.

(Fortsetzung.)

Allein die Klagen und Beschwerden erneuerten sich. Das Haus der Gemeinen glaubte eine Bittschrift der englischen Seidenarbeiter in Erwägung ziehen zu müssen, worin sie der Kompagnie Schuld gaben, daß sie durch die Einfuhr indischer Seidenwaaren außer Arbeit und Verdienst gesetzt würden. Es wurde über den Grund dieser Beschwerden eine Untersuchung angeordnet, und die Gesellschaft, die ein Ungewitter beschören wollte, dessen Folgen ihr gefährlich zu werden drohten, bot der Regierung die Summe von 700,000 Pf. zu 3 Prozent an. Allein da auch andere Kapitalisten, von dem Kanzler der Schatzkammer unterstützt, sich bereitwillig erklärten 2,000,000 Pf. zu erlegen, wenn man ihnen das Privilegium ertheilen wolle, so wurde ihr Anerbieten angenommen, obgleich sie sich höhere Zinsen ausbedungen. Diese neue Kompagnie wurde durch eine Bill des Parlaments ins Leben gerufen, was bei der früheren nicht der Fall war. Allein sie konnte nicht festen Fuß fassen, ohne sich mit der ältern Gesellschaft, die sie zu ersetzen berufen war, bei jedem Schritte in Streitigkeiten zu verwickeln, die mehrere Jahre hindurch sich fortspannen, und wahrscheinlich nie ein Ende genommen haben würden, wenn nicht beide eingesehen hätten, daß ihnen nichts Besseres zu thun übrig bliebe, als sich zu vereinigen. Dieß geschah im Jahre 1702, wo sie sich unter dem Namen „Ostindische Handelskompagnie englischer Kaufleute" mit den Kapitalien, die eine jede besaß, in Eins verschmolzen.

Der Freibrief der gegenwärtigen Kompagnie ist, wie die früheren, nur auf bestimmte Zeit verliehen, und wurde seit ihrem Bestande schon mehrmals erneuert, wo sie dann für diese Vergünstigung der Regierung jederzeit große Geldvorschüsse machen mußte. So war diese im Jahre 1743, wo der Freibrief wieder bis 1780 verlängert wurde, der Kompagnie 4,200,000 Pf. St. oder 50,400,000 Gulden unsres Geldes schuldig. Bis dahin waren in der Kompagnie noch keine andern Absichten und Ansprüche laut geworden, als solche, die im Verhältnisse zu der Wichtigkeit eines Handels, wie der ihrige, standen und unter dem Schutze eines so unsichern Privilegiums gemacht werden konnten. Die Anstalten, die sie errichtet hatte, waren weiter nichts als bloße Faktoreien in den wichtigsten Häfen Indiens; allein sobald sie sich das Monopol auf eine längere Zeit hinaus gesichert sah, begann sie unter dem Vorwande, für die Sicherheit ihrer Agenten und Waaren sorgen zu müssen, ihre Faktoreien in Festungen zu verwandeln, und darin eine bewaffnete Macht aufzustellen, die nicht nur hinreichte, sie zu vertheidigen, sondern auch um einen Feind anzugreifen.

Die Franzosen hatten inzwischen auf diesen Küsten gleichfalls einige Niederlassungen gegründet und suchten ihrem Handel eine größere Ausdehnung zu verschaffen. Die Fortschritte, die sie machten, gaben der englischen Kompagnie Anlaß zu großer Eifersucht und zu noch größeren Besorgnissen für die Zukunft; und vorzüglich in der Absicht einer weitern Entwicklung des französischen Handels soviel als möglich Hindernisse in den Weg zu stellen, geschah es, daß sie beschloß, sich auf Kriegsfuß zu setzen. Die Franzosen durchschauten die Absicht der Kompagnie und suchten sich in einem Bündnisse mit den Fürsten, in deren Ländern sie ihren Handel trieben, einen Stützpunkt zu verschaffen. Nun erhob sich eine drohende Eifersucht zwischen den zwei Gesellschaften von Kaufleuten, von denen jede mit einem alle andern Angehörigen ihrer Nation ausschließenden Privilegium versehen war. Die Franzosen hatten sich im Jahre 1751 zu Gunsten des Subah von Dekan gegen den Nabab von Arkot erklärt, und die englische Kompagnie zur Unterstützung des letztern eine bedeutende Truppenmacht in Bewegung gesetzt. Der Kampf dauerte mehrere Jahre lang, und Franzosen und Engländer, die auf Seiten der feindlichen Fürsten fochten, versäumten keine Gelegenheit sich mit gewohnter Tapferkeit zu schlagen, bis endlich die Franzosen unterlagen und der Subah, dessen Sache sie verfochten hatten, sich genöthigt sah, der englischen Kompagnie den ganzen Bezirk von Massulapatam abzutreten.

Die Kompagnie fand indeß bis zum Jahre 1756 keinen Vorwand, ihre Hand nach Bengalen auszustrecken. Um diese Zeit aber war der Beherrscher dieses Landes, Ali Verdi Khan, gestorben, und sein Sohn, der den von seinem Vater auf dem Todbette erhaltenen Rath befolgen wollte, machte den Versuch, die Engländer in diesem Theile von Asien zu vernichten. Die Kompagnie leistete ihm kräftigen Widerstand, und es gelang ihr ihn gänzlich zu besiegen. Sie setzte einen ihr ergebenen indischen Fürsten an seine Stelle und ließ sich dafür als Eigenthum eine große Gebietsstrecke in der Nachbarschaft von Calcutta ab-

treten. Dieß waren die ersten Ländererwerbungen der Kompagnie, und fortan ergriff oder führte sie jede mögliche Gelegenheit herbei, ihre Macht zu vergrößern. Gegenwärtig sind alle Fürsten, deren Schutz und Bündniß sie einst suchte, von ihr unterjocht; und wenn sie einigen derselben noch den Schatten ihrer früheren Würde gelassen hat, so ist es nur ihr guter Wille, d. h. der gute Wille einer Gesellschaft von Kaufleuten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den gegenwärtigen Stand unserer Kenntniß von Brasilien.

(Fortsetzung.)

Ich habe bereits erwähnt, daß Pinheiro nicht allein Geograph war, sondern daß er auch der Geschichte der Provinz Rio-Grande seine Forschungen hauptsächlich gewidmet hat, von denen hier in Kürze nur folgende Andeutungen gegeben werden können.

Kaum hatten sich einige spanische Geistliche in die Provinz gewagt, um hier die Indianer zu bekehren, als im Jahre 1715 auch schon fünf Weiße, von den brasilianischen Behörden abgeschickt, sich erkühnten, Rio-Grande zu durchstreifen. Bald darauf machten muthige Paulaner der Regierung Brasiliens das Anerbieten, eine Verbindung zwischen diesem Lande und Rio-Grande zu eröffnen, und im Jahre 1735 nahm ein portugiesischer Befehlshaber im Namen seines Souveräns Besitz von dem nördlichen Theile der Provinz. Verbrecher, zur Verbannung verurtheilt, und Pflanzer die nach den Azoren geschickt worden waren, bildeten ihre ersten Bewohner. Man baute ein Fort gegen die Barre von Rio-Grande, welches der Verbindungspunkt des großen Sees dos Patos mit dem Ocean ist. An diesem Orte vereinigten sich bald einige Familien, und schon 1747 wurde Rio-Grande de S. Pedro do Sul zur Stadt erhoben. Die Provinz war hierauf lange Zeit der Schauplatz jener blutigen Kriege, welche die Ansprüche Portugals und Spaniens auf die Kolonie de St. Sacramento erzeugten, ein elender kleiner Marktflecken, welcher mehr Streitigkeiten und Unterhandlungen veranlaßte, als Städte von der höchsten Wichtigkeit. Der bekannte Friedensschluß von 1750 schien den Feindseligkeiten ein Ziel zu setzen; aber bald wurde er wieder gebrochen, und hatte keine andere Folge als die Ausrottung eines großen Theils civilisirter Indianer; denn der Krieg begann aufs Neue, und die Spanier nahmen die Stadt Rio-Grande. Aber bald darauf wurde sie von den portugiesischen Kriegern mit eben so viel Muth als Geschicklichkeit ihnen wieder entrissen. Neue Unfälle zwangen indessen Portugal den höchst nachtheiligen Frieden von 1777 anzunehmen. Es wurden Bevollmächtigte ernannt, um die Gränzen der Provinz zu bestimmen; die Verschlagenheit und Arglist derselben brachten lange Verzögerungen in dieses Werk, aber ihnen verdankt man die herrlichen Schriften Felix Azzara's, der, wenn er auch nicht in jedem historischen Punkte ganz genau ist, doch mit einer Vollkommenheit sonder gleichen Dasjenige schildert, was er selbst gesehen hat. Während die portugiesischen und spanischen Kommissarien alle Hülfsmittel ihres Scharfsinnes aufboten, die Gränzen Rio-Grande's hinauszudehnen, oder hereinzurücken, genoß die Provinz des Friedens, vermehrte ihre Reichthümer, versendete ihr Getreide zur See nach verschiedenen Häfen von Brasilien, und ließ zahlreiche Heerden nach den Provinzen S. Paul und S. Catharina treiben.

Dieser Zustand der Wohlfahrt dauerte nicht länger als 20 Jahre; da brach die französische Revolution aus, und Spanien und Frankreich, Alliirte geworden, erklärten Portugal den Krieg; beinahe gleichzeitig schlug man sich auch schon in Amerika wieder. Aber überall sind die Bewohner von Rio-Grande siegreich, allenthalben vertreiben sie die Spanier; ein gemeiner Soldat, als Deserteur begnadigt und ebenso muthig als verwegen, erobert mit 40 Männern die wichtige alte Mission von Uruguay. Ein neuer Friede sichert diese Eroberung, die untergeordnete Regierung von Rio-Grande wird zur Statthalterschaft erhoben, der Handel beginnt in diesem schönen Lande aufs Neue zu blühen. Aber die Interessen der Provinz sehen sich wieder durch die Ränke gefährdet, welche diejenigen Regierungen in Amerika anzettelten, mit welchen Spanien stritt, und bald brachen die Feindseligkeiten aufs Neue aus. — Hier endigt Pinheiro seine Erzählung und überläßt es Anderen, an sie die fernere Geschichte von Ereignissen anzuknüpfen, die noch zu neu sind, um sie mit völliger Unparteilichkeit zu schildern.

Was ich hier andeutete, ist kaum ein flüchtig gegebener Inhalt des Werkes in seinem historischen Theile; aber welch ein bewunderungswürdiges Gemälde ließe sich schaffen, wenn die Thaten, deren Schauplatz Rio-Grande länger als ein Jahrhundert war, mit Rücksicht auf Ortsbeschreibung und Schilderung der Sitten und Gebräuche, endlich mit Lebendigkeit und dichterischem Feuer uns erzählt würden; welches Interesse ließe sich der Geschichte dieser Provinz geben, wenn man die Charaktere der Spanier und Portugiesen, dieser zwei nachbarlichen und nebenbuhlerischen Nationen, die sich bis in die Wüsteneien von Amerika verfolgten, um sich wechselseitig zu verderben, einander gegenüber stellte; wenn man alsdann mitten unter ihnen die Indianer erscheinen ließe, bald wild, bald civilisirt, aber unter allen uns untergeordneten Formen, in ihrer ewigen Kindheit und beinahe immer von dem Geschicke zu Schlachtopfern bestimmt; wenn man die Paulaner, diese abenteuerlichen Riesen, in das Gemälde brächte, die, mit jeder Gefahr spielend, die Wüsten durchdrangen, wie wir ein mit allen Bequemlichkeiten des Lebens versehenes Land bereisen, und welche nicht allein der Durst nach Geld, die grausame Leidenschaft der Jagd auf die unglücklichen Indianer, sondern auch eine romantische Vorliebe für das Wundervolle hiezu antrieb, und der Wunsch, den Glanz ihres Vaterlandes und ihrer Familien zu erhöhen! Wie interessant müßte es seyn, die friedlichen Einwohner der Azoren in ihrer Gewohnheit durch die neuen sie umgebenden Einflüsse zerrüttet zu sehen, gezwungen, ihnen nach und nach zu entsagen und die des Tataren oder Beduinen anzunehmen, dessen Vorbild von dem ihrigen so weit entfernt liegt! Welch ein Reiz ließe sich in die Schilderung ihrer Kriege und ihrer Kriegslisten bringen, an denen lange alle unsere Theorien des Kampfes scheiterten, wo der Soldat nicht bloß bestimmt ist, in seiner Zahl erst eine wirkende

Masse zu bilden, sondern all seinen männlichen Muth, seinen ganzen Scharfsinn und seine physische Stärke entwickeln kann! Diese Kämpfe, so unbedeutend durch die Zahl der Streitenden, so groß durch die ausgeübte Tapferkeit, würden zu dem Gemälde der Mission von Uruguay einen merkwürdigen Kontrast bilden, der Oase des Friedens und Glücks, wo sich einen Augenblick die Träume verwirklichten, welche die Einbildungskraft der feurigsten Philanthropen sich kaum zu erdenken wagte. Einen andern glücklichen Gegensatz würde auch die Kühnheit der Krieger des halbcivilisirten Brasiliens und der Streiter Spaniens mit der tiefen Politik der Geistlichen bilden, welche eine Zeit lang den Sturm zu beschwören wußten, der den Indianern, den ihnen lieb gewordenen Kindern, drohte. Mitten unter so vielen, durch die Einfalt, wie durch die Verschiedenartigkeit ihrer Sitten gleich merkwürdigen Menschen treten überdieß große Charaktere hervor: Ceballos, von einem unversöhnlichen Hasse gegen die Portugiesen durchdrungen; Bohon, dem nichts mißlang, der alle seine Unternehmungen mit eben so vieler Geschicklichkeit als Schnelligkeit ausführte; Jose Borges do Canto, ein Deserteur, der um seine Ehre wieder herzustellen, mit einer Handvoll Tapfern ohne Waffen und ohne Munition eine Provinz eroberte, und durch seine ungeheure Tollkühnheit glauben machte, daß eine zahlreiche Armee ihm zur Unterstützung auf den Fersen folge; endlich Manoel Marques de Sousa, der seit seiner Kindheit Soldat, im Frieden wie im Kriege unermüdet daran arbeitete, die Besitzungen Portugals zu vergrößern, und welcher, als ich ihn kennen lernte, schon ein achtzigjähriger Greis, noch immer bereit war, die Waffen zu ergreifen, und den Castilianern *) Land und Heerden zu entziehen.

Würde die Geschichte von Rio-Grande nach dem eben angedeuteten Plane verfaßt, so böte sie ohne Zweifel tiefe Belehrung dar, und würde überdieß der Einbildungskraft des Lesers eben so viele Reize gewähren, wie die Dichtungen des berühmten Anglo-Amerikaners (Cooper), deren Schauplatz die Wüsteneien seines Vaterlandes sind. Aber diesen Plan konnte Pinheiro nicht verfolgen; nicht die Aufgabe des Geschichtschreibers war es, die er sich vorgesteckt: er wollte nur Jahrbücher schreiben, und sein Werk enthält die ausgezeichnetsten Vollkommenheiten dieser Art von Zusammenstellungen: Genauigkeit, Gediegenheit, Deutlichkeit und Eleganz der Schreibart.

(Schluß folgt.)

*) So nennen die Brasilianer von Rio-Grande ihre Nachbarn, die amerikanischen Spanier.

Die Journalliteratur in England.

In den frühern Jahrhunderten blieb der größte Theil der Menschen aus dem Mittelstande in völliger Unwissenheit über die Ereignisse seiner Zeit, und die arbeitenden Klassen kümmerten sich gar nicht darum, was außerhalb des beschränkten Kreises ihrer täglichen Beschäftigungen und Bedürfnisse vorging. Erst unter der Königin Elisabeth machte man in England den Versuch, eine periodische Schrift herauszugeben, die unter dem Namen „der englische Mertur" als Broschüre erschien. Die erste Nummer, die noch im britischen Museum aufbewahrt wird, hat die Jahreszahl 1588. Erst einige Jahre nachher sah man in England Zeitungen als einzelne Blätter erscheinen. Die ersten Tagsberichte von Neuigkeiten gab Sir Roger l'Estrange am 31 August 1661, unter dem Namen „Public Intelligencer" heraus. Die periodischen Flugschriften, die unter Karl I sehr häufig waren, wurden unter Jakob II seltener. Die Revolution von 1641 rief eine Menge heftiger und volksaufregender Flugschriften hervor. Viele derselben führten die Aufschrift: „Tageskalender des Parlaments." Die erste eigentliche Zeitung erschien am 7 November 1665 zu Oxford, wo sich damals der Hof aufhielt. Als dieser nach London zurückkehrte, nahm sie den Titel „London Gazette" an. Der „Orange Intelligencer" war das dritte Journal, das in England herauskam, und das erste nach der Revolution von 1688. Es blieb viele Jahre die einzige täglich erscheinende Zeitung. Im Jahre 1690 aber kamen bereits, wie es scheint, neun Wochenblätter heraus. Unter der Regierung der Königin Anna im Jahre 1709 hatte sich die Zahl der letztern bis zu sechzehn vermehrt; aber auch damals gab es nur Ein Tagblatt: „The London Courant." Unter Georg I erschienen drei Zeitungen alle Tage, sechs einmal in der Woche und zehn dreimal des Monats. Im Jahre 1755 belief sich die Zahl der in ganz England jährlich verbreiteten Exemplare auf 7,411,757; im Jahre 1760 waren es schon 9,404,190 und im Jahre 1850 50,495,941. Die nachstehende Uebersicht stellt den Fortschritt der Presse in England seit einem halben Jahrhunderte dar:

Zahl der Zeitungen im Jahre	1782	1790	1821	1835
In England	50	60	185	248
In Schottland	8	27	51	46
In Ireland	5	27	50	75
In den verein. Königreichen	61	114	216	369

Diese 369 Zeitungen, welche den gegenwärtigen Stand der Tagsliteratur bilden, erscheinen auf folgende Weise:

In England:	Zu London, täglich	15
	Zwei oder dreimal die Woche . . .	6
	Einmal die Woche	56
	In den Provinzen	130
	Auf den Inseln Guernsey, Jersey u. s. w.	15
In Schottland:	Zwei oder dreimal die Woche	15
	Einmal die Woche	31
In Irland:	In Dublin, täglich	18
	wovon 4 täglich, 7 dreimal und 7 einmal die Woche erscheinen.	
	Im übrigen Irland	57
	Von diesen erscheinen 36 zwei oder dreimal, 21 einmal die Woche.	

Der Degen Napoleons.

(Schluß.)

Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß auf diesen Brief jede verlangte Aushändigung von Herrn Marchand zurückgewiesen worden ist; nur die Gewalt — und welcher Art müßte sie seyn? — wird ihm das anvertraute Gut entreißen können. Seither hat man sich an verschiedene Notabilitäten der Rechtsgelehrtheit gewendet, und um ein Gutachten über die hochwichtige Frage angestanden. Wir theilen hier noch in Kürze mit, was von den Konsulenten geantwortet wurde.

Die „Gazette des Tribunaux" stellt die drei Fragen: 1) gehören die Waffen des Kaisers Napoleon Marie Louisen, d. h. Oesterreich? 2) gehören sie der väterlichen Familie des Königs von Rom? 3) gehören sie im Gegentheile der französischen Nation? — und erledigt sie durch folgende Betrachtungen:

„Abgesehen von allem Zauber, von allem Ruhme, die aus den Waffen des Kaisers etwas Anderes als gewöhnliche Mobilien machen, und dieselben einen Augenblick als solche gerichtlichen Entscheidungen unterstellen, ist es wahr, daß Marie Louise, als Erbin ihres Sohnes, heute darüber zu verfügen habe?

„Ja, wenn der König von Rom als Oesterreicher gestorben wäre — so schreibt es das österreichische Gesetz vor.

„Nein, wenn er als Franzose gestorben ist; denn in diesem Falle gehört die Hälfte seiner Succession der Mutter, und die andere Hälfte seiner väterlichen Großmutter, der Mutter des Kaisers.

„Nun aber, iſt der König von Rom als Oeſterreicher verſchieden?

„Alle Gefühle empören ſich bei einer ſolchen Idee. Der König von Rom war Gefangener in Oeſterreich; als franzöſiſcher Prinz geboren, wurde er ſchon in der Wiege durch ein Geſetz verbannt, aber ſeinen Geburtscharakter hat ihm daſſelbe nie genommen. Er hat ihn behalten, eben ſo gut als Louis Philipp, der gleichfalls lange verbannt von Frankreich, ſeit zwei Jahren den nämlichen Thron einnimmt, auf welchem der Sieger von Marengo und Auſterlitz während 15 Jahren ſo glorreich geſeſſen war. Der König von Rom konnte dieſe Eigenſchaft, insbeſondere Angeſichts des Teſtamentes ſeines Vaters, nicht verlieren, das ihm anempfahl, ſie niemals zu vergeſſen, niemals etwas gegen Frankreich zu unternehmen und den väterlichen Wahlſpruch zu adoptiren: Alles für das franzöſiſche Volk. Es iſt ſomit unnöthig, weiter bei dieſem Punkte zu verweilen; der König von Rom iſt als franzöſiſcher Prinz geſtorben. Dieſes vorausgeſchickt, iſt Marie Louiſe nur Erbin zur Hälfte, und man müßte, das Urtheil Salomo's erneuernd, jedes der Waffenſtücke Napoleons in zwei gleiche Theile brechen, und ihre koſtbaren Stücke nach Wien und nach Rom verſenden. Allein aus dieſem Geſichtspunkte kann die Frage nicht betrachtet noch entſchieden werden, und es kommt daher darauf an, ob die Waffen des Kaiſers Frankreich gehören? Der Degen Napoleons, dieſer Degen, der während 15 Jahren die Unabhängigkeit und den Ruhm unſeres Landes vertheidigte, der wie ein Blitz den herrlichen Bataillonen unſerer Soldaten vorleuchtete; dieſer Degen, der Italien von den öſterreichiſchen Schaaren reinigte, der den Halbmond Mohammeds in den Sandwüſten von Aegypten und Syrien erblaſſen machte, der Deutſchland und Preußen eroberte, England und Rußland in Schrecken ſetzte; dieſer Degen, der aus Frankreich das furchtbarſte Kaiſerthum der Welt machte, iſt heute das ſchönſte Nationaldenkmal, das Frankreich beſitzt, und auf welches es den größten Preis ſetzen muß. Als gewöhnlicher Mobiliargegenſtand wird ſein Werth durch einige Geldſtücke aufgewogen; aber der Degen Napoleons in die Wagſchale des Ruhmes geworfen, findet keine Aufwiegung in den Jahrbüchern der alten und neuen Geſchichte. Wie, in dem Augenblicke, wo die Bildſäule Napoleons von Neuem auf dem Gipfel der Säule erſtehen wird, die aus dem Erze der feindlichen Kanonen gegoſſen wurde, wollte Frankreich einwilligen, daß die Hände ſeiner alten Feinde jenes furchtbare Schwert berührten, das Kanonen, Fahnen, Provinzen und Hauptſtädte in unſern Beſitz brachte?

„Nein, nein, ein allgemeiner, ein einſtimmiger Schrei, ein Schrei der in jeder Bruſt widerhallen, welcher alle Herzen ſchlagen machen wird, wird dem Begehren von Marie Louiſe und Oeſterreich antworten. Nein! der Degen Napoleons wird nicht aus den treuen Händen kommen, die ihn bewahren, er wird der Gegenſtand einer Entſchließung der oberſten Staatsgewalt werden. Er wird in einem öffentlichen Orte hinterlegt werden, und wenn jemals neue Tage des Kampfes und der Gefahr für Frankreich anbrächen, ſo würde er aus der Scheide gezogen ein heiliges Palladium des Sieges der franzöſiſchen Nation zu neuem Ruhme voranleuchten.

„Es iſt ſomit nicht der trockne Buchſtabe der bürgerlichen Geſetze, der über eine Frage dieſer Natur entſcheiden kann; die Geſetze ſehen nur die gewöhnlichen Fälle vor; die Frage aber, die hier vorliegt, iſt ſicher die außerordentlichſte, die jemals zur Entſcheidung gekommen. Das hier anzurufende Geſetz ſind die Gefühle Frankreichs, die Gefühle der Ehre und des geſunden Menſchenverſtandes, die ohne Bedenken von allen Meinungsanhängern getheilt werden, wobei wir ohne Anſtand im erſten Range den König und die Staatsmänner nennen, welche ſeine Regierung bilden.“

Mehrere pariſer Advokaten, Paterni, Odilon-Barrot, Philippe Dupin und Pieughoulm, äußerten in ihren Gutachten im Weſentlichen die nämliche Meinung; wir wiederholen ſie daher nicht; nur einen Auszug aus der Konſultation von Odilon-Barrot glauben wir hier anführen zu müſſen. Er unterſucht zuerſt die beiden erſten Fragen, beſeitigt die Annahme, als habe der Herzog von Reichſtadt durch ſeinen Aufenthalt in Oeſterreich, während ſeiner Minderjährigkeit, ſeine Eigenſchaft als Franzoſe verlieren können, und fährt ſodann fort:

„Hier iſt der Fall, den Satz von Montesquieu anzuwenden: „Man muß niemals das bürgerliche Geſetz anrufen da, wo es ſich davon handelt, nach den Regeln des politiſchen Rechtes zu entſcheiden.“ Das politiſche Recht greift ſelbſt in manchen Fällen in die Privatſucceſſionen ein! — So reicht es hin, daß ein Mann während ſeines Lebens von der Regierung angeſtellt geweſen, damit nach ſeinem Tode der Staat das Recht habe, ſeine Papiere zu ergreifen, und daraus die Dokumente von allgemeinem Intereſſe zu nehmen, welche ſich darin finden können. Wie wollte man den Einfluß des politiſchen Rechtes in der Beſtimmung des Nachlaſſes eines Mannes läugnen, der über Frankreich geherrſcht hat, beſonders dann, wenn es ſich von Gegenſtänden handelt, die eher als eine Trophäe des Nationalruhmes, denn als Privateigenthum betrachtet werden können? Wir verwerfen allen Fanatismus; jener des Ruhmes hat auch ſeine Gefahr, denn er kann, wie uns die Geſchichte nur allzu ſehr beweiſen, ſogar die Grundſteine des Rechtes und der Freiheit zerſtören. Allein wer kann ſich der Heiligkeit großer Erinnerungen erwehren? — Wer wird ohne Erſchütterung die Waffen des Mannes berühren, der unſere Armeen bei Marengo, bei Auſterlitz befehligte? Wer möchte behaupten, daß dieſer Degen, Trophäe des außerordentlichſten Kriegsruhmes, den jemals ein Mann und ein Volk errungen haben, eine gewöhnliche Fahrniß ſey, die in einer Nachlaſſenſchaft verzeichnet, und nöthigenfalls auf Betreiben Dieſes oder Jenes auf dem Platze des Châtelet verſteigert werden könnte? Ja, wie poſitiv auch der Geiſt unſeres Jahrhunderts, wie entzaubert von allen Illuſionen er uns auch erſcheinen möge; — wie ſehr in materielle Intereſſen man uns auch vertieft glaube, — dennoch nehme man ohne Unterſchied in allen Klaſſen der Geſellſchaft, in der Armee wie im Barreau, in den höhern Cirkeln wie in den Werkſtätten, eine Jury von franzöſiſchen Bürgern, und ſtelle ihr die Frage: Wem gehört der Degen Napoleons? — Frankreich! Dieß wird die Antwort, oder vielmehr der Schrei aller Gewiſſen ſeyn. Nun, in dieſem Falle würde die Stimme des Volkes der Ausdruck der Gerechtigkeit und der Wahrheit ſeyn. Und wir Rechtsgelehrten, die nur das Recht ſuchen, wir haben keine andere Antwort zu geben, als jene, welche dieſer Schrei des öffentlichen Gewiſſens anzeigte. Alle Geſetze ſind nicht geſchrieben. — Unter dieſer Zahl ſind diejenigen, welche die Rechte eines Volkes auf die Denkmäler ſeines Ruhmes, ein mehr moraliſches als materielles Eigenthum, beſtimmen. Dieſe Geſetze haben ihren Urſprung und ihre Genehmigung in einem Gefühle von allgemeiner Gerechtigkeit, welche Niemanden noch eingefallen iſt in Artikel zu ſetzen, weil Niemand jemals bezweifelt hat, daß ſie einen Widerſpruch erleiden könnten. Der Nationalkonvent hat geglaubt, über das Herz des großen Turenne verfügen zu können; Wer hat ihm dieſes Recht beſtritten? Welche Familie wollte ſich über eine ſolche im Namen der Nationalehre erbuldete Entäußerung beklagen?

„Das Recht des Privateigenthumes iſt in ſolchen Fällen jenem der Nation untergeordnet. Napoleon würde ein ſolches Geſetz nicht verworfen haben. Er hat ſeine Waffen ſeinem Sohne vermacht; — allein er wollte nicht, daß ſie ihm vor dem Alter eingehändigt würden, in welchem er ſich ihrer perſönlich bedienen könnte; — er hat ſie ihm als eine Erinnerung des Ruhmes vermacht: — ſie werden ihm das Andenken eines Vaters zurückrufen, von welchem ihn die Welt unterhalten wird. — Und ehe er dieß Vermächtniß machte, hatte er ſeinem Sohn empfohlen, nicht zu vergeſſen, daß er als franzöſiſcher Prinz geboren ſey, und als Wahlſpruch anzunehmen: Alles für das franzöſiſche Volk. Die Zärtlichkeit des Vaters war in dieſem Vermächtniſſe mit ſeinen Pflichten gegen das Vaterland verſchmolzen ..... Heute, wo der König von Rom todt iſt, kann der Depoſitar einem Andern, als dem wirklich berufenen Legatar, die Waffen nicht aushändigen. Das Fideikommiß iſt verfallen, weil der Sohn Napoleons während ſeines Lebens nie in der Stellung war, das Schwert ſeines Vaters zu empfangen und es im Dienſte Frankreichs zu gebrauchen.

„Als wir, vom Rechte des Sieges Gebrauch machend, den Degen des großen Friedrich wegnahmen, haben wir ihn Preußen weggenommen, nicht einer einzelnen Familie; — und Preußen hat es wohl gefühlt! — Nun, der Degen Napoleons iſt um nichts mehr ein Familieneigenthum; — er gehört Frankreich, wie der Degen Friedrichs Preußen angehört. Niemand hat das Recht, zu veranlaſſen, daß dieſer Degen in irgend einer zu Ehren der fremden Legionen errichteten Trophäe erſcheine!“

Sollte dieſer außergewöhnliche Streit weitere Folgen haben, ſo werden wir die Verhandlungen mittheilen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 127. 7 Mai 1833.

Die ostindische Kompagnie.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1790 besaß die Kompagnie bereits die Provinzen Bengalen, Behar, Orissa und Benares, die zur Präsidentschaft Bengalen gehören; das Fort St. Georg, die Stadt Madras, Nagur, Negapatam, Gondelor und die fünf Sirars oder nördlichen Distrikte: Gantur, Condapilly, Ellur, Radschamundry und Schikakul, in der Präsidentschaft Madras; endlich die Insel und Stadt Bombay, die Insel Schaster (Salsette), das Fort Victoria und einige andere an der Küste von Malabar, in der Präsidentschaft Bombay. Außerdem bezog sie einen Theil der Einkünfte von Surate, da sie das Schloß dieser Stadt und die Flotte des Nababs unter ihrem Befehl hatte. Im Jahre 1790 hatte Tippu-Sahib, der Beherrscher von Maisur, die Kompagnie mit Krieg überzogen, wurde besiegt, und im März des Jahres 1792 gezwungen, einen Vertrag zu unterzeichnen, durch den er den Engländern einen Theil seiner Staaten abtrat. Die Kompagnie kam hiedurch in den Besitz von Calikut, der Provinzen von Barramahal und Dindiguel, der Gränzlande von Karnatik. Später, nach Tippu's Tod, im Jahre 1799, gelangte sie auch zu dem Gebiete von Malabar, Canara, Salem, Koimpatur und Seringapatam. Kraft des Vertrages, den sie dann mit dem neuen Radscha von Maisur schloß, machte sich dieser verbindlich, ihr für den Schutz und die Vertheidigung seiner Länder jährlich sieben Laks Pagoden (ungefähr 240,000 Pf. St.) zu bezahlen. Der Radscha von Tandschur hatte sich im Jahre 1799 dazu verstanden, der Kompagnie eine jährliche Hülfssteuer zu bezahlen und im Jahre 1809 übernahm die Kompagnie die Verwaltung seines Landes, und machte sich anheischig, dem Radscha einen jährlichen Gehalt von 100,000 Pagoden (ungefähr 36,000 Pf. St.) zu geben, und außerdem noch den fünften Theil von dem reinen Ertrage seines Gebietes. Auf gleiche Weise hatte der Nabab von Audh im Jahre 1801 eingewilligt, an die Kompagnie eine jährliche Subsidie zu entrichten, und im Jahre 1809 mußte er sich bequemen, als Ersatz dafür einen Landstrich abzutreten, der auf drei Seiten an das Königreich Audh stößt und gegen Süden, von Etawa bis Allahabad, wo sich der Dschemna in den Ganges ergießt, durch den erstern Fluß begränzt wird. In demselben Jahre ließ sich die Kompagnie von dem Nabab von Arkot, der ihr früher gleichfalls ein Schutzgeld bezahlt hatte, die Civil- und Militärverwaltung, so wie die aller Einkünfte des Landes für ein Fünftheil des reinen Ertrages abtreten, vorausgesetzt, daß dieses Fünftheil nicht eine gewisse Summe überstieg. Das Gebiet, das sie hiedurch erwarb, begreift den größten Theil des Landes, das sich zwischen der Küste von Koromandel und dem Theil des Karnatik, den man das unterhalb der Gahts gelegene nennt, und von da bis zum Kap Komorin und hinauf über Ongole zurück erstreckt. Der Nizam hatte als Antheil an dem Gebiete Tippu-Sahib's den Landstrich erhalten, welchen man den oberhalb der Gahts gelegenen nennt; ihn aber später der Kompagnie wieder abgetreten, die dort wieder zwei Gefällbezirke, den von Bellary und den von Kuddapah errichtete. Durch Vertrag vom Monat December 1802, der ein Jahr später einige Beschränkungen erhielt, überließ der Peischwah der Kompagnie in dem Mahrattenstaate die Provinz Bendelkand und machte sich auch anheischig ihr gewisse Gefälle und Zölle im Bezirke von Surate zu überlassen, wofür sie die Verbindlichkeit übernahm, in den Staaten des Peischwah eine bewaffnete Truppenmacht zu unterhalten.

Nachdem die Kompagnie dem Scindiah verschiedene Provinzen östlich und westlich vom Dschemna, wo sich Dehli und Agra befinden, abgewonnen hatte, wurde ihr der völlige Besitz derselben durch Friedensvertrag vom 30 December 1803 abgetreten; während ein anderer Vertrag, vom 17 December desselben Jahres, die Provinz Cuttak, im Königreich Orissa, im Golf von Bengalen, mit dem Hafen und Bezirke von Balassur unterwarf. Da im Jahre 1817 der Peischwah und Holkar den Engländern Krieg ankündigten, so verlor der erstere vollends seine übrigen Staaten und letzterer sein ganzes Gebiet von Khandih. Die so vereinigten Länder erstrecken sich von Maisur bis an die Sautpurahgebirge und von den Ländern des Nizams bis an's Meer. Das Nerbuddahgebiet, südlich und nördlich von dem Strome gleiches Namens, wo sich die Städte Dschubelpur, Husseinabad u. s. w. befinden, wurde im Jahre 1817 dem Radscha von Berar durch die Waffen entrissen, und im Januar 1818 durch Vertrag an die Kompagnie abgetreten. Mehrere andere weiter nördlich gelegene Landstriche, die sich bis in die Bundigebirge und noch darüber hinaus erstrecken, mußten in Folge desselben gleichfalls abgetreten werden, und bilden für die Kompagnie unschätzbare Besitzungen in Mittelindien. Der letzte Krieg endlich, den die

Kompagnie in Indien führen mußte, fügte ihrem bereits ungeheuren Gebiete auch noch die Provinzen des Königreichs Arrakan und das Königreich Ascham bei, deren Besitz ihr am 24 Februar 1826 ein von den Birmanen unterzeichneter Vertrag sicherte.

Die englische Regierung schien nur so lange gewartet zu haben, bis die Kompagnie ein so unermeßliches Ländergebiet sich unterworfen hatte, um für die Krone die Oberherrlichkeit desselben zu verlangen. Bedroht, den Besitz und die Einkünfte der eroberten Länder einzubüßen, fand sich die Kompagnie noch glücklich, eine Uebereinkunft treffen zu können, gemäß der sie im Jahre 1766 die Verbindlichkeit übernahm, dem Staate jährlich 400,000 Pf. St. zu entrichten; dafür wurde ihr erlaubt, in der bis dahin ausgeübten Gewalt und dem Genuß ihrer Rechte zu bleiben, wobei jedoch der Krone das Hoheitsrecht vorbehalten wurde. Kurze Zeit nach dieser getroffenen Ausgleichung entspann sich der Kampf mit dem berühmten Heider-Ali-Khan. Der Krieg der darauf erfolgte, und die schlechte Verwaltung und die Veruntreuungen der Agenten der Kompagnie hatten für sie die nachtheiligsten Folgen und aus dem blühendsten Zustande gerieth sie in die bedrängteste Lage. Das Parlament nahm es sich zu Herzen und gelangte durch die darüber eingeleitete Untersuchung zu der traurigen Gewißheit, daß sie nicht nur nicht außer Stande war, die bedungenen 400,000 Pf. St. zu entrichten, sondern äußerst dringend eine Unterstützung von Seite der Regierung bedurfte, die ihr auch sofort 1,400,000 Pf. St. vorschoß.

Um diese Zeit, von 1772 bis 1773, sanken die Aktien der Gesellschaft sehr in ihrem Werthe; doch hoben sie sich nachher wieder und da ihre Angelegenheiten wieder einen sehr glänzenden Aufschwung nahmen, so sah sie sich vom Jahre 1776 an in Stand gesetzt, das Anleihen der Regierung zurückzuzahlen und die Interessen ihrer Aktien auf acht Prozent zu erheben. Allein diese glückliche Umgestaltung ihrer Verhältnisse war nur von kurzer Dauer. Der lange und kostspielige Krieg, den sie in Indien unterhalten mußte, während zu gleicher Zeit ein hitziger Kampf zwischen England und Frankreich ausgebrochen war, führte abermals eine völlige Zerrüttung der Angelegenheiten der Kompagnie herbei, und die Darlegung ihrer Verhältnisse, welche die Direktoren dem Parlamente machten, war so wenig befriedigend, daß eine allgemeine Bestürzung daraus entstand und der Kredit, dessen sie bisher genossen hatte, einen solchen Stoß erlitt, daß die Aktien nur mit einem Verlust von 50 Prozent abgingen. Da sich zugleich damals die öffentliche Meinung sehr entschieden dagegen aussprach, daß die Kompagnie die Herrschaft über ein so unermeßliches Reich, wie sie es in Indien besaß, ausüben sollte, so gelangte man zu der Ansicht, daß der Krone allein das Recht zustehe, die Regierung über Länder zu führen, die eine Gesellschaft von Kaufleuten, als Unterthanen des britischen Reiches, nur unter dem Schutze und mit Anerkennung der Oberherrlichkeit der Krone hatte unterwerfen können. In Folge dieser Ansicht beschloß man, ein Kontrolbureau (Board of Control) zu errichten, dessen Mitglieder von dem Könige ernannt wurden, und nur von ihm ihres Dienstes enthoben werden konnten. Dieses Bureau wurde mit der Oberaufsicht und Kontrole der Civil- und Finanzverwaltung der Kompagnie beauftragt. Alle von den Direktoren an die verschiedenen Präsidentschaften in Indien erlassenen Depeschen mußten vorher seiner Einsicht unterstellt werden, und die Ernennung eines Generalgouverneurs, der Präsidenten und der Präsidentschaftsräthe erhielt nur erst durch die Genehmigung des Königs Gültigkeit, der dieselben auch wieder zurückrufen konnte. Diese und noch andere Maßregeln wurden getroffen, und die Kompagnie übte unter Aufsicht und Kontrole der Regierung nur noch die politische Gewalt aus, die sie bis dahin genossen hatte, und die, wie man ihr vorwarf, ihre Agenten sehr mißbraucht hatten.

Indeß fuhr sie fort, ununterbrochen ihre Handelsangelegenheiten zu betreiben, die eine solche Ausdehnung gewannen, daß sie im Jahre 1789 um die Erlaubniß nachsuchen zu müssen glaubte, ihr Kapital auf 5,000,000 Pf. St. zu erhöhen, was ihr auch bewilligt wurde. Allein ihr zunehmendes Gedeihen weckte von Neuem das Geschrei Aller, die ihr das Monopol mißgönnten, und als ihr Freibrief im Jahre 1793 zu Ende ging, war man nahe daran, den Handel mit Indien frei zu geben; nur scheute man noch vor den Gefahren und zahllosen Schwierigkeiten zurück, die damit verbunden waren, einen so unermeßlichen Verkehr den Händen Derer zu entreißen, die ihn gegründet hatten und eine so lange Erfahrung darin besaßen. Das Privilegium wurde demnach abermals erneuert, aber unter neuen Bedingnissen, von denen auch eine darin bestand, daß jeder Engländer befugt seyn sollte, Erzeugnisse des Bodens und der Manufakturen von Großbritannien und Irland auf Schiffen der Kompagnie nach Indien bringen zu lassen, und auf gleichem Wege von dort Waaren um die gewöhnliche Schiffsfracht zu beziehen.

Da sich die Kompagnie im Jahre 1795 wie in den folgenden Jahren genöthigt sah, ein zahlreiches Heer auf den Beinen zu erhalten, um den Krieg gegen Tippu-Sahib und die übrigen indischen Fürsten, und in der Folge gegen Scindiah und Holkar, wie ganz in der neuesten Zeit gegen den König von Ascham und die Birmanen zu führen, war sie oft gezwungen ihre Ausgaben über ihre Einkünfte steigen zu lassen; allein da all diese Kämpfe günstig für sie ausfielen, und der Erfolg davon stets ein Zuwachs von Gebiet und daher auch von Einkünften und größerer Erweiterung ihres Handelsbetriebes war, so mußte es ihr leicht werden, die nothgedrungen aufgenommene Schuld zu tragen, und es würde nur einige Jahre Friede und Sicherheit für den Handel in Europa und Indien bedürfen, um die Kompagnie in den Stand zu setzen, einen großen Theil ihrer Schuld zu tilgen.

(Schluß folgt.)

Ueber den gegenwärtigen Stand unserer Kenntniß von Brasilien.

(Schluß.)

Wie bereits erwähnt, hat Jose Feliciano Pinheiro seine Materialien aus den Archiven des Landes und aus den Schilderungen seiner Zeitgenossen hauptsächlich geschöpft. Aber wie er eine ansehnliche Büchersammlung für das Land zu bilden ver-

ſtand, das er bewohnte, ſo hat er die Bücher auch zu benutzen gewußt. Es iſt indeſſen zu bedauern, daß eine große Anzahl Werke nicht zu ſeiner Verfügung ſtand. So würde er z. B. in dem Leben des Joſe d'Almeida, von Pater Simao de Vasconcellos, einige Details über die urſprüngliche Bevölkerung gefunden haben. Hätte er andere Bücher benutzen können, als diejenigen, welche er über die Begebenheit des Friedensſchluſſes von 1750 anzieht, ſo würde er auch ohne Zweifel ſeine Meinungen in Beziehung auf dieſen ſo wichtigen hiſtoriſchen Punkt berichtigt haben.

Der gewiſſenhafte Verfaſſer des Werks: „History of Brazil," Robert Southey, deſſen Genauigkeit und tiefe Forſchungen nicht genug Lob verdienen, und deſſen Anſichten nirgends verdächtigt werden können, Southey weicht weſentlich von Pinheiro ab. Wenn endlich der Parteigeiſt noch ſo viel Dunkelheit über die Geſchichte der Kriege legt, welche von 1753 bis 1757 zwiſchen den Indianern von Uruguay und dem verbündeten Spanien und Portugal geführt wurden, ſo iſt es doch unmöglich über die Urſachen dieſes Krieges und die Meinungen zweifelhaft zu ſeyn, die in Europa auf verſchiedene Weiſe widerhallten.

Ein Artikel des Friedensſchluſſes vom 13 Januar 1750 beſtimmt, daß die civiliſirten Indianer von Uruguay ihre Wohnungen den Portugieſen überlaſſen, ihre Geräthſchaften und bewegliches Eigenthum mit ſich nehmen, und ſich ein anderes Aſyl ſuchen ſollen. Sicherlich kann der Reiſende, der Menſchenfreund, wie Pinheiro ſagt, nicht ohne Abſcheu und Schaudern dieſe Ebenen betrachten, die noch mit den Gebeinen ſo vieler unglücklichen Indianer überſäet ſind, und welche größtentheils waffenlos unter den Streichen der blutdürſtigen Spanier und Portugieſen fielen. Aber, ſo wage ich zu fragen, darf ſich dieſer Abſcheu gegen die Indianer erheben, oder gegen Diejenigen, welche ſie leiteten und alles vergebens aufgeboten hatten, die Unglücklichen zu retten, alle Hülfsmittel der Politik, ja der Intriguen ſelbſt, und welche ſie in ihren verzweifelnden Anſtrengungen unterſtützten, um ihre Wohnungen, ihre Tempel, ihre Werkſtätten und die Gräber ihrer Väter zu vertheidigen? Muß dieſer Abſcheu nicht vielmehr die Diplomaten treffen, die im Herzen von Europa, kalt vor einer geographiſchen Karte ſitzen und ein ganzes Volk, das glücklichſte der Erde, zur Vertreibung verurtheilten, ohne ihm nur einen Zufluchtsort anzuweiſen? — Ich erlaube mir noch eine Bemerkung. Pinheiro ſagt, daß das eigentliche Braſilien nicht ſehr ausgedehnt ſey, und daß der Rio-Paraguay ſeine natürliche Gränze bilde. Cazal, der übrigens, wie ich bereits erwähnt, das größte Lob verdient, hat die künſtlichen Gränzen viel weiter hinausgerückt; denn einerſeits vereinigt er das franzöſiſche Guyana noch mit dieſem Reiche, anderſeits zieht er Maldonado, Montevideo und beinahe alle jeſuitiſchen Niederlaſſungen von Paraguay, Aſſomption und Corrientes in ſeine Gränzen. Man wundert ſich, daß er bei dieſer Leidenſchaft für die Erweiterung der natürlichen Gränzen Braſiliens ſie nicht bis zur magellaniſchen Meerenge ausgedehnt hat. Die Gränzen der Provinz Rio-Grande laufen heutzutage durch unermeßliche Weideplätze, und wenige Punkte ausgenommen, zeigt nichts ſie an. Aber wenn ſie der Reiſende, ohne es zu wiſſen, überſchreitet und in die erſte jenſeitige Hütte tritt, wird er mit Bedauern ſagen: „Ich bin nicht mehr bei den Braſilianern." Die natürlichſten Gränzen eines Landes bilden der Unterſchied der Sprachen, Sitten und Gebräuche, endlich hauptſächlich der Haß, den ein Volk gegen das andere trägt. Die Braſilianer haben in unſern Tagen theuer gelernt, was es heiße, ſolche Gränzen nicht achten zu wollen.

Dieß ſind die kleinen kritiſchen Bemerkungen, die ſich mir über Pinheiro's Werk aufgedrungen haben, und es iſt vielleicht zu kühn von mir, ſie hier auseinandergeſetzt zu haben, denn es iſt ſchwer, das Land, das der Verfaſſer der Annaes beſchreibt, beſſer als er kennen zu wollen. Wenn ich Pinheiro großes Lob ertheile, bin ich nur gerecht. Aber diejenigen Europäer, welche die Wiſſenſchaften bereichern, und ihre Fortſchritte eifrig wünſchen, haben eine Verpflichtung zu erfüllen. Die gelehrten Amerikaner finden in ihrem eigenen Lande wenig Unterſtützung und Aufmunterung; entſchädigen wir ſie durch unſere innige Sympathie, zeigen wir ihnen, daß die europäiſchen Freunde der Wiſſenſchaft gegen die Kinder der neuen Welt nichts weniger, als das verachtungswürdige Vorurtheil hegen, deſſen man uns oft beſchuldigt hat. Knüpfen wir brüderliche Bande mit ihnen an, und erleichtern wir ihre Studien durch zweckmäßige Verbindungen. Auch von ihnen werden wir noch Manches lernen, Vieles verdanken wir ſchon Joſe Feliciano Pinheiro. Laden wir ihn ein, ſeine Forſchungen über die Geographie, Statiſtik und Geſchichte ſeines Vaterlandes fortzuſetzen, bezeugen wir ihm unſere Dankbarkeit, und ſein Werk erhalte einen Ehrenplatz in der Bibliothek des Inſtituts von Frankreich.

Hof und Staat des Löwen von Lahur.

Der Maharadſchah der Seikhs, den die Engländer zuweilen auch den König des Pendſchab oder der fünf Flüſſe nennen, Ranſchet Sing, iſt keiner von jenen morgenländiſchen Fürſten, die ſtets innerhalb ihrer Paläſte eingeſchloſſen, ihren Unterthanen nur bei gewiſſen Gelegenheiten das Glück ihres Anblickes ſchenken. Ranſchet Sing iſt alle Tage für Jedermann zugänglich, und an ſeinem Hofe geht es ungefähr wie an jedem europäiſchen zu, ſo daß darüber die engliſchen Journale in Indien oft nicht unintereſſante Berichte enthalten. Ranſchet Sing beſorgt ſo viel wie möglich die Staatsgeſchäfte ſelbſt, da er ſehr wohl weiß, wie ſchlimm es im Orient um einen Fürſten ſteht, der auf ſeinem Thron einſchläft und die öffentlichen Angelegenheiten den Händen eines Weſirs oder andern Staatsbeamten überläßt; gegen eine ſolche Sorgloſigkeit ſtehen ihm die warnenden Beiſpiele mächtiger Könige Perſiens und Hindoſtans vor Augen, die ein ſchreckliches Ende nahmen, weil ſie nicht ſelbſt die Herrſchaft ihres Reiches in Händen behielten.

Folgendes iſt eine Beſchreibung einer der letzten Audienzen am Hofe Ranſchet Sings, aus der man ſo ziemlich mit den Gebräuchen und Sitten jenes merkwürdigen Landes bekannt werden wird.

Nachdem die Serdars ſich in dem Garten des Dſchalamar verſammelt hatten, kündigte Einer von ihnen, Sultan Dſcheto, dem Maharadſchah an, daß der Oberintendant von Dſchellahabad geſchrieben habe, er ſey im Begriff aufzubrechen, um den Stamm Nur-Zellan zu züchtigen, der auf Anſtiften des Prinzen Comran ſich empört, einige Orte eingenommen und große Ausſchweifungen begangen hatte. Zu gleicher Zeit hatte der Intendant an den verſchiedenen Landungsplätzen, auf dem Ufer des Sindh, Truppen vertheilt, und Befehl erlaſſen, daß die königlichen Schiffer den Schiffen der Privatleute, die während der Nacht dort anländen und Anker werfen, Hülfe und Schutz ertheilten. Hierauf wurde dem Maharadſchah gemeldet, daß der Lehrer ſeiner Söhne ihm ſeine Auf-

wartung zu machen wünsche, und sogleich erhoben sich der Fürst und alle Serdars, um diesem ausgezeichneten Mann entgegenzugehen. Nachdem sie ihn in den Audienzsaal begleitet hatten, umarmte ihn der Radschah und fing mit ihm eine Unterredung an. Der Guruputr ergriff die Gelegenheit, dem Maharadschah bemerklich zu machen, daß er in kürzester Zeit nach Herdwar abzureisen und sich dabei von tausend Mann begleiten zu lassen gedenke. Der Radschah erwiderte hierauf, wahrscheinlich würde in diesem Jahre eine große Menge Pilgrime nach Herdwar zusammenströmen. Der Guruputr fragte ihn, ob er sich nicht auch dahin begeben werde, worauf der Radschah antwortete, er fühle sich zu schwach, um die Strapazen einer so langen Reise zu ertragen. Als endlich der ehrwürdige Guruputr sich verabschiedete, ließ ihm der Radschah tausend Rupien und fünf Paar lange Shawls zum Geschenke machen, und befahl, daß vier Herkarahs oder königliche Boten ihn begleiten sollten; auch ließ er ihm ein Empfehlungsschreiben an den britischen Residenten in Herdwar zustellen. — Ein Astrolog wurde hierauf vorgelassen, der dem Radschah Arzeneien überreichte, deren Gebrauch er als sehr heilsam für den König anpries; zugleich erklärte er, daß er die Absicht habe, mit seiner Familie nach Herdwar zu gehen. Auch ihm ließ der Radschah tausend Rupien, zwei Paar Shawls und ein Pferd schenken.

Ranschet Sing ist der Sohn Maha-Sings, aus dem Stamme Sabad. Der Löwe (Sing) von Lahur ist von mittlerer Größe, weder zu klein noch zu groß, und hat durch die Blattern ein Auge verloren. Sein Bart fällt lang und dicht auf die Brust herab; allein er läßt nicht auch die Nägel wachsen, was nach den Religionsvorschriften der Seiks eine schwere Sünde ist. Seine Kleidung ist weiß und besteht aus einem und demselben Stoffe; seinen Turban trägt er etwas schief auf der Stirne und tiefer auf die linke Seite herabgerückt, wo ihm das Auge fehlt, das hiedurch etwas verdeckt wird. Man sagt, er sey sehr gütiger Gemüthsart und von großer Gerechtigkeitsliebe. Früher hatte er die Gewohnheit, verkleidet das Land zu durchstreichen, um die Gesinnung des Volkes gegen die Regierung kennen zu lernen, wobei er die Leute über das Verfahren der Behörden, die Steuereinnehmer und um ihre Meinung über den Fürsten zu befragen pflegte. Wenn er Klagen oder Beschuldigungen gegen sich selbst vernahm, so forschte er dem Grunde der Beschwerden nach, hörte sie mit aller Ruhe an, und entschied dann, am gelegenen Orte angelangt, darüber unparteiisch, und oft zu großer Zufriedenheit seiner Unterthanen.

Ranschet Sing steht Morgens um drei Uhr auf, nimmt ein Bad und zieht sich dann in ein besonderes Gemach zurück, zu dem Niemandem, selbst seinen Dienern nicht, der Eintritt erlaubt ist. In dieser Einsamkeit betet er seinen Rosenkranz, und verrichtet die übrigen Gebete bis gegen Mittag, wo sein Hofprediger, der Pondit Maddhu, erscheint und ihm Stellen aus den Puranas vorliest. In diesem Augenblicke vertheilt er gewöhnlich Geschenke an die Brahmanen. Wenn das Wetter schön ist, begibt er sich hierauf nach dem Fort, um die Truppen ihre Waffenübungen machen zu sehen, oder hält bis zehn oder zwölf Uhr Staatsrath; dann entläßt er seinen Hof und nimmt seine Mahlzeit zu sich. Der Rest des Tages bis neun Uhr Abends wird mit den laufenden Geschäften jeder Art zugebracht; um neun Uhr legt er sich zur Ruhe.

Der Maharadschah hat drei Söhne: Kherga Sing, Schair Sing und Tara Sing; doch erkennt er die beiden letztern nicht als seine Kinder an, weßhalb sie auch nicht als Prinzen behandelt werden. Man sagt, sie seyen von seiner ersten Gemahlin an Kindesstatt angenommen worden. Als sie ihr mannbares Alter erreicht hatten, konnten sie zwar keine den Prinzen von Geblüt zuständige Gewalt ausüben, Schair Sing aber erbte von dem Bruder ihrer Mutter, der kinderlos verstarb, ein großes Vermögen. Schair Sing ist gegenwärtig General unter Kherga Sing; die drei Brüder sollen sich übrigens mit großer Liebe zugethan seyn. Ranschet Sing hat von seinem Sohne Kherga Sing einen Enkel, der den Namen Navenchal Sing führt; es ist ein Jüngling von großen Hoffnungen, den sein Großvater zärtlich liebt.

Ranschet Sing ist gegenwärtig der einzige von allen eingebornen Fürsten Hindustans, den man wirklich unabhängig nennen kann. Er ist mit einem sehr unternehmenden Geiste begabt, durch den es ihm nicht nur gelang, sich zum Souverän seiner Nation aufzuschwingen, denn die Seiks waren früher in verschiedene kleine, von einander unabhängige Staaten getheilt, sondern auch die benachbarten Mohammedaner mit Erfolg zu bekriegen. Maha Sing legte den Grundstein zur künftigen Größe seines Sohnes. Er erweiterte sein Gebiet durch glückliche Angriffe in die umliegenden Staaten, und endigte mit der Besitznahme von Lahur, bei dem Tode Khan Behadurs, des Nababs dieses Landes. Bald darauf starb er und hinterließ seine Gebietserwerbungen Ranschet Sing, der durch eine Mischung von Muth und Klugheit den sogenannten Bund der Seiks völlig vernichtete und bedeutende Eroberungen machte. Anfangs wurde sein Siegeslauf eine Zeit lang durch die Furcht vor einem Angriffe Sehman Schahs, des Königs von Kabul, aufgehalten, der den Entwurf hegte, seine Staaten nach dieser Seite des Indus hin auszudehnen; allein Ranschet Sing faßte bald neuen Muth, als er sah, daß der König von Kabul seinen Plan nicht verfolgte; er maß sich mit dessen Truppen und schlug sie. Gegenwärtig erstreckt sich sein Reich von Tatta im Süden bis nach Tübet im Norden, und von Kabul im Westen bis ein wenig über die Ufer des Sedledsch im Osten hinaus, was ein ungeheures Gebiet bildet. (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der geologischen Gesellschaft in London legte Hr. Mantell ein sehr schönes Exemplar von Ueberresten eines fossilen Reptiles von einer neuen Gattung vor, das in dem Kalkboden des Forstes von Tilgate aufgefunden wurde. Das Thier, dem diese fossilen Ueberreste angehörten, mußte von geringerer Größe gewesen seyn, als das vor einigen Jahren von demselben Gelehrten beschriebene Iguanodon. Die der geologischen Gesellschaft vorgetragene Abhandlung des Herrn Mantell enthielt eine ausführliche Beschreibung der Osteologie dieses neuen Reptiles, woraus hervorgeht, daß sein Skelett einen bemerkenswerthen Unterschied in der Organisation von dem Gerippe jeder andern bekannten Thiergattung wahrnehmen läßt. Ein Theil des Knochenbaues hat Aehnlichkeit mit dem des Krokodiles, ein anderer hat Analogie mit dem des Iguanodon und ein dritter nähert sich dem des Plesiosaurus. Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit dieses Thieres muß eine Reihe sechs bis sieben Zoll langer Schuppen gewesen seyn, die längs dem Rückgrat stehen und wahrscheinlich sich aufsträuben ließen, was dem Thiere Aehnlichkeit mit dem furchtbaren Drachen gegeben haben muß, dessen in den mythologischen Fabeln des Orientes so oft Erwähnung geschieht. Der große Iguanodon hatte 70 Fuß Länge; dieses neue Thier konnte nur die Hälfte dieser Größe erreichen. Um einen anschaulichen Begriff von der ungeheuren Größe dieser Reptilien zu geben, legte Herr Mantell eines der noch mit Fleisch und Schuppen bedeckten Beine des Ungeheuers vor, woran sich noch seine Krallen befanden. Es reichte von dem Fußboden bis fast an die Decke des Saales. Herr Mantell ist der Meinung, daß dem Zustande nach zu urtheilen, in welchem die Knochen gefunden wurden, das Thier aus einer fernen Gegend in einem großen Fluß, wie dem Ganges, herabgetrieben und stückweise verschwemmt worden seyn müsse, bevor es noch völlig in Fäulniß überging; denn wäre das Gerippe mit Felsentrümmern vermischt in einer großen Ueberfluthung daher gespült worden, so würden durch die hiedurch nothwendig entstandene Reibung merkliche Verletzungen an den Knochen hervorgebracht und die zusammenhängend gefundenen Theile von einander losgemacht worden seyn. Wenn anderseits das Thier in der Gegend von Tilgate selbst einheimisch gewesen wäre, so möchte man kaum begreifen, warum man in dem Boden noch kein vollständiges Gerippe dieser Thiere, sondern nur einzelne Theile derselben, gefunden hat.

Die Royal Society von Dublin ließ jüngst eine Abhandlung Davy's: „über eine neue Säure (die Knallsäure) und ihre Zusammensetzung" bekannt machen. Während Davy die Eigenschaften derselben untersuchte, entdeckte er ein neues Knallsilber, das außer der Beschaffenheit des gewöhnlichen Knallsilbers sich dadurch auszeichnet, daß es sich in Chloringas von selbst entladet. Ein einziger Gran von diesem Knallsilber reicht hin, um in diesem Gas hundert einzelne Explosionen hervorzubringen, und tausend Entladungen können in einer Phiole mit einer halben Unze von solchem Gas bewirkt werden. Dieses Knallsilber entladet sich auch, wenn es in Gasmischungen gebracht wird, die nur 1/100 Chloringas enthalten. Es kann daher als eine genaue Probe von der Anwesenheit dieses Gases dienen, und wird sich wahrscheinlich als ein Ersatz des bei Percussionsgewehren gewöhnlich angewendeten Knallsilbers benützen lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 128. 3 Mai 1833.

Benares.
Ein Ball bei dem Radschah.
(Aus dem „Asiatic Journal")

Die heilige Stadt Benares, der Sitz des indischen Aberglaubens, ist gleich merkwürdig wegen ihrer Alterthümer, wegen der Heiligkeit, die ihr von den Anbetern des Brama beigelegt wird, wegen ihrer sonderbaren Bauart, ihres ungemessenen Reichthums und ihrer zahllosen Bevölkerung. Sie liegt auf dem linken Ufer des Ganges, und dehnt sich mehrere Stunden lang an ihm hin; der Fluß ist etwa 30 Fuß tiefer als der Fuß der Häuser, und durch unzählige breite Treppen zugänglich, welche sich zwischen phantastischen Gebäuden der sonderbarsten Bauart ausbreiten. Die unordentliche Masse von Gemäuer, die sich in der enggebauten Stadt über einander erhebt, ist bisweilen so kahl und hoch, daß man sie für eine Festung halten möchte; oft ist sie durch kleine Pagoden durchbrochen, hinter denen siebenstöckige Wohnhäuser emporragen; oder mit gothischen Thorgängen, Thürmen und Schwibbogen unterbrochen, und mit Zierrathen, Balkonen, Verandahs, Balustraden, Kuppeln, nach dem Geschmack aller Zeitalter, bedeckt. Seit der Eroberung der Stadt durch Aurengzeb hat die mohammedanische Baukunst ihre leichten und eleganten Bauwerke unter den schweren und wenig geschmackvollen Hindu-Gebäuden errichtet. Die Minarets, die jetzt eines der Wunder dieser Stadt bilden, erheben sich auf einer Moschee, die auf den Ruinen eines Hindutempels erbaut wurde. Benares besitzt jedoch, trotz der großen Summen, welche an seine Gebäude von alter Zeit her verschwendet wurden, keinen der prachtvollen Tempel, wie man sie sonst in Indien sieht; aber das Ganze dieser großen Stadt besteht aus einer Masse von Details, welche ohne Plan zusammen geworfen sind, und dennoch ein architektonisches Ganzes von der imposantesten Art bilden. Unter vielem Sonderbaren und Phantastischen finden sich zahlreiche Beispiele des reinsten Geschmacks, und die kleinen alten Pagoden, welche man in jeder Richtung erblickt, sind von wunderbarer Schönheit. Die reichen Verzierungen aus gehauenem Stein, womit sie verschwenderisch bedeckt sind, bezeugen das Talent der Künstler, die sie gebaut haben, und in der ganzen Stadt sind die Häuser in besserem Geschmack aufgeführt, als in indischen Städten gewöhnlich zu sehen ist. Die Zierrathen von Holz und Stein, welche sich an den Façaden der Häuser hinaufziehen, erinnern das Auge an Venedig, mit dem Benares auch sonst einige Aehnlichkeiten hat.

Der Anblick von Benares von dem Flusse aus ist überaus schön, und bietet eine unendliche und nie ermüdende Verschiedenheit von Aussichten dar, deren Effekt durch die Massen Bäume erhöht wird, deren Laubwerk die Mauern der engliegenden Gebäude unterbricht. Man sieht in den Zwischenräumen Thürme und Paläste zwischen Tempeln und Serailen, Gaiken und Bazars, welche sich gegen das Innere der Stadt erstrecken. Hier läßt ein offenes Thor den Hof und die Terrassen der Wohnung eines Großen erblicken; dort öffnen sich lange, klosterartige Gänge, die zu den verschlossenen Geheimnissen der Sinana's führen, und kleine Erker, welche aus den hohen Brustwällen finsterer Gebäude hervorstehen, sehen aus wie Wachthürme auf ritterlichen Burgen. Die Flußtreppen sind zu jeder Tagesstunde mit Menschen überfüllt, und jeder Winkel des Ufers ist mit Booten aller Formen und Arten bedeckt. Keine Beschreibung kann einen Begriff von dem eigenthümlichen Anblick eines Orts geben, der im Orient kein Vorbild hat und, so orientalisch er auch ist, doch so verschieden von Allem ist, was Indien sonst darbietet; nur eine Reihe von Gemälden könnte ein hinreichendes Bild der Mischung des Schönen und Grotesken darbieten, welche zusammen die wunderbare Mauer bilden, die sich am Ganges hinzieht.

Wenige Europäer indeß haben sich versucht gefunden, in der engen und dicht bewohnten Stadt ihre Wohnung aufzuschlagen; einer derselben war Dr. C. Wilkins, der einen der alten Paläste am Flusse bewohnt, und hier zuerst den Gedanken faßte Sanskritlettern zu schneiden, und ihn auch ausführte. Es ist ein eigener Zufall, daß einer der ochsenverzehrenden Europäer, die dem gläubigen Braminen ein so großer Gräuel sind, in der heiligen Stadt selbst, die er durch seine Gegenwart entweihte, den Braminen und ihrer Literatur diesen großen Dienst leistete. Die Garnison und die Civilbeamten wohnen in Secrole, eine halbe Meile von den Thoren der Stadt; es liegen drei Regimenter Sipais, ein Regiment schwarze Kavallerie und eine Batterie dort. Unmittelbar von den Kasernen an wird der Weg zur Stadt interessant; eine Menge schöner mohammedanischer Mausoleen zeigen die Zunahme dieser fremden Bevölkerung.

und die Entweihung des heiligen Orts wird noch sichtbarer durch die in Fleischerbänken aufgehangenen Thiere. Nach der ersten Besetzung der Stadt durch die Engländer hielten sie es für nöthig, sich des Schlachtens von Ochsen und Kälbern zu enthalten, aber die Hindus sind jetzt an diesen ihnen so gräulichen Anblick gewöhnt. Eine lange Vorstadt, bestehend aus Gebäuden in jedem Grad von Zerfall und mit Bäumen und Gebüschen überwachsen, führt zum Thor, von wo man durch eine kurze und breite Straße zu dem Dschokey, einem weiten und unregelmäßigen Platze gelangt; von da an läßt sich kein europäischer Wagen mehr in der Stadt brauchen, man muß entweder auf Elephanten oder Pferden reiten, oder zu Fuße gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die ostindische Kompagnie.

(Schluß.)

Der Freibrief der Kompagnie, der im Jahre 1814 auf weitere zwanzig Jahre verlängert wurde, erlöscht mit dem Jahre 1831, und wenn er nicht erneuert wird, so wird dadurch der Handel mit Indien und China, dessen Monopol sie gleichfalls hat, freigegeben werden. Das Unterhaus, das in dieser wichtigen Frage zu entscheiden berufen ist, ließ, wie fast immer in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, um sich eine klare Einsicht in die Sache zu verschaffen, eine Untersuchung über die Lage der Handels- und Territorial-Verhältnisse der Kompagnie anstellen, so wie die Vortheile und Nachtheile der Handelsfreiheit und des Monopoles einer genauen Prüfung unterwerfen. Der Erfolg dieser Untersuchung sprach sehr zu Gunsten der Angelegenheiten der Kompagnie, und wie nun auch die Entscheidung des Parlaments in Betreff der Handelsfreiheit ausfallen möge, die Kompagnie wird in dieser Beziehung stets nur wenig verlieren, da sie bei ihren großen Mitteln und Erfahrungen in dem ostindischen Verkehre jede Konkurrenz aushalten kann und überdieß auch noch die Verwaltung der Territorialangelegenheiten in Indien behält, so daß sie immerhin noch die reichste und mächtigste Association bleiben wird, von der die Weltgeschichte zu erzählen weiß.

Die Leitung und Geschäftsführung der Kompagnie besorgt ein Komité, „der ehrenwerthe Rath der Direktoren der ostindischen Kompagnie" genannt, der aus vierundzwanzig Mitgliedern besteht, unter welche die verschiedenen Zweige einer so verwickelten Verwaltung, wie sie ein großes Reich nothwendig macht, vertheilt sind. Die Beschlüsse, die von diesem Direktorenrath gefaßt und durch die Beamten der Kompagnie nach Indien befördert werden, müssen zuvor bei dem Kontrolbureau der ostindischen Angelegenheiten zur Vorlage gebracht werden. Der Sitz dieses Rathes ist zu London, wo sich die Gebäude, Magazine und Schiffe der Kompagnie befinden, sowie überhaupt Alles was zur Leitung und Centralverwaltung ihres Handels und ihrer Territorialangelegenheiten gehört. Die Aktionäre werden bei gewissen Umständen zusammenberufen, um zu berathen, wobei dann die Stimmen nach der Zahl der mehr oder minder großen Aktien, die ein Jeder besitzt, gezählt werden.

Die Besitzungen der Kompagnie, die von Agenten verwaltet werden, die ihre Befehle von dem Rathe der Direktoren erhalten und diesem Rechenschaft ablegen müssen, sind in drei Präsidentschaften getheilt: die von Bengalen, deren Sitz zu Calcutta ist, die von Madras und die von Bombay. Die oberste Verwaltungsbehörde der Präsidentschaft von Bengalen besteht aus einem Generalgouverneur und einem Rathe von drei Personen; die von Madras aus einem Gouverneur und zwei Räthen; die von Bombay aus einem Gouverneur, einem ersten Rath, der den Titel Commandant en Chef führt, und zwei andern Räthen. Unter diesen Behörden stehen alle Beamten, die eine so ausgebreitete und vielverzweigte Geschäftsführung, wie die der ostindischen Kompagnie, nothwendig macht. Die Zahl aller im Dienste der Kompagnie angestellten Personen belief sich im Jahre 1829 auf 177,505, sowohl Europäer als Landeseingeborne, und ihre Besoldung kostete mehr als 3,410,000 Pf. St. Die Beamten der Kompagnie sind sehr gut bezahlt.

Der Generalgouverneur erhält eine Besoldung von	24,418	Pf.	St.
Der Gouverneur von Madras . . .	16,400	—	—
Der Gouverneur von Bombay . . .	14,350	—	—
Jeder von den Räthen der Präsidentschaft Bengalen	9,767	—	—
Jeder von den Räthen der Präsidentschaft Madras	6,800	—	—
Der Commandant en Chef von Bombay	8,380	—	—
Jeder von den zwei andern Räthen .	6,360	—	—
Der Bischof von Bengalen	5,100	—	—
Der Resident zu Dehli	7,400	—	—
Der Resident von Luknau	8,000	—	—
Der Oberrichter von Bengalen . . .	7,800	—	—
Zwei Richter von Bengalen	5,840	—	—
Der Generaladvokat	3,600	—	—
Der Oberrichter von Madras . . .	6,000	—	—

Nicht minder hohe Besoldungen haben auch die untergeordneten Stellen: so bezieht der Wundarzt des Generalgouverneurs 1,440 Pf. St., andere Chirurgen 400 Pf., ein Dolmetscher des Persischen in Madras 1,200 Pf., ein Uebersetzer der indischen Volkssprache 3,548 Pf., der Münzwardein zu Bombay 1,200 Pf. u. s. w.

Um so große Ausgaben zu bestreiten, hat die Kompagnie die Einkünfte von ihren Territorialbesitzungen und den Ertrag ihres Handels. Die Einkünfte für das Jahr 1829,30 beliefen sich:

Für Bengalen auf:
13,825,280 Pf. St. Brutto-Ertrag und 4,379,180 reiner Ertrag.
Für Madras auf:
5,415,560 Pf. St. — — — 161,480 — —
Für Bombay auf:
2,421,440 Pf. St. — — D:fizit.
21,662,280 — — 4,540,960

Diese Einkünfte bilden sich aus dem Ertrage des Münzrechtes, den Postgefällen, Stempelgebühren, Gerichtssporteln, Geldstrafen, Erlaubnißertheilungen zum Verkaufe geistiger Getränke, Douanen Territorialbezügen, Salz- und Opium-Monopol, Sub-

sidiengeldern der verschiedenen indischen Staaten und aus den Handelserträgnissen. Letztere gestalten sich aus den Einfuhren in Indien, welche die Kompagnie auf eigene Rechnung macht; aus den Frachtgeldern für die Handelswaaren, die sie auf ihren Schiffen für Privatkaufleute besorgt; aus den Bezügen für die an Schiffsrheder ertheilte Erlaubniß, eigene Schiffe nach Indien zu senden, und aus den Verkäufen der Waaren, die sie aus China und Indien ausführt. Die Hauptausfuhr aus Indien besteht in geläutertem oder ungeläutertem Borax, Kampher, Cassia lignea, Zimmetrinde, Gewürznelken, Kaffee, Wolle und Baumwolle, Kalikots und Musselinen, Nankins, Elephantenzähnen, Kopalgummi, arabischem Gummi, Gummilak u. s. w., Indigo, Muskatblüthe, Muskatnüssen, Pfeffer, Bibergeil, Rhabarber, Reis, Safflor, Sago, Salpeter, Rohseide und verarbeitete Seide, Rohzucker, Schildkrötenschalen, Thee und vielen andern Spezereiwaaren. Von diesen Artikeln wurden im Jahre 1829 ausgeführt 118,000 Pf. Zimmetrinde; 41,000 Pf. Gewürznelken, 153,000 Pf. Kaffee, 605,000 Pf. Wolle und Baumwolle, 111,000 Pf. gefärbte Wolle, 94,000 Pf. Gummilak, 10,000 Pf. Muskatnüsse, 80,000 Pf. Pfeffer, 105,000 Pf. Reis, 240,000 Pf. Rohseide, 188,000 Pf. verarbeitete Seide, 273,000 Pf. Rohzucker, 3,853,000 Pf. Thee. Ueber den Kaufs- und Verkaufspreis dieser Waaren wollen wir uns hier nicht in eine umständliche Ausführung einlassen und nur bemerken, daß der im Jahre 1829 von der Kompagnie verkaufte Thee geringster Sorte Bohe zu 1 Schilling 6 P., und bester Sorte, sogenanntes Kanonenpulver, zu 6 Sch. 6 P. verkauft wurde. Der Durchschnittspreis der Mittelsorten war ungefähr 2 Schilling.

Es ist weiter oben erwähnt worden, daß die reinen Einkünfte der drei Präsidentschaften sich auf 4,540,960 Pf. St. beliefen; wobei aber ein Defizit für Bombay und die Ausgaben der Kompagnie für St. Helena nicht in Anschlag gebracht wurden, die zusammen sich auf 1,392,509 Pf. beliefen, und, von dem obigen Reinertrag abgezogen, noch ein reines Einkommen von 3,148,451 Pf. St. geben. Hievon abgerechnet 2,007,693 Pf. St. für Interessen der Schuld, bleiben noch 1,140,758 Pf. St. reiner Ertrag. Da das Kapital der Kompagnie 5,000,000 Pf. St. beträgt, so belaufen sich die Interessen, zu 8 Prozent gerechnet, auf 480,000 Pf. St.; welche Summe die den Eigenthümern der fünf Millionen Pf. St. zuständige Rente bildet und nach Verhältniß der Aktienzahl vertheilt werden muß. Da jede Aktie 100 Pf. St. beträgt, so muß die Gesellschaft aus 50,000 Aktien bestehen, und wenn man 480,000 Pf. St. von 1,140,758 Pf. St. reinem Ertrag abzieht, so bleiben der Kasse der Kompagnie noch 660,758 Pf. St.

Die Aktien gehören einer großen Anzahl Theilnehmern, von denen jeder, welcher zehn Aktien besitzt, in den allgemeinen Versammlungen der Kompagnie Stimmrecht hat; wer dreißig Aktien besitzt, hat doppelte Stimme; wer sechzig besitzt, stimmt für drei, und der Inhaber von hundert Aktien für vier. Im Jahre 1800 hatten 2163 Personen Stimmrecht in den allgemeinen Versammlungen, die Zahl der Aktien belief sich auf 2832, und die 669 Stimmen mehr als die stimmhabenden Aktionäre gehörten denen, die dreißig bis sechzig oder hundert Aktien und darüber besaßen. Die 660,758 Pf. St., die im Jahre 1830, nach Ausbezahlung der Dividende an alle Aktionäre, in der Kasse der Kompagnie blieben, bilden einen Fonds, der ihnen gehört und über den in den Generalversammlungen verfügt wird, indem man ihn entweder unter die Aktionäre verhältnißmäßig vertheilt, oder damit nützliche Ausgaben bestreitet, indem man ihn z. B. zur Tilgung der Schuld, Erbauung neuer Schiffe und Befestigungen verwendet oder in Staatspapieren anlegt u. s. w.

Die Ausgaben der Präsidentschaft Bombay überstiegen, wie oben bemerkt wurde, die Einkünfte derselben um ein Bedeutendes, was seinen Grund darin hat, daß diese Präsidentschaft die Ausgaben für das Heer bestreiten muß, das aus europäischen Truppen und im Lande ausgehobenen Soldaten besteht, deren höhere Offiziere jedoch Engländer sind. Zu Bombay ist auch das Hauptquartier des Oberbefehlshabers aller dieser Truppen, der zugleich erster Rath der Präsidentschaft ist, und seine Weisungen von dem Generalgouverneur erhält, der sich zu Calcutta befindet, und an dessen Befehle er bei den Truppenverlegungen in dem britischen Indien sowohl als in den Schutzländern der Kompagnie gebunden ist. Bombay, das auf einer sehr kleinen, dem Festlande sehr nahen Insel liegt, war lange Zeit der einzige feste Punkt, den die Kompagnie in Indien besaß. Die Portugiesen, die es zuvor im Besitz hatten, traten es ihr ab, und sie hatte es seit den ersten Jahren, wo sie ihren Freibrief erhielt, inne. Dieser Freibrief ist, wie schon gesagt, dritthalb Jahrhunderte alt. In dem kurzen geschichtlichen Abriß, den wir hier gegeben haben, verfolgten wir alle glücklichen und unglücklichen Wechselfälle, die die Kompagnie in diesem langen Zeitraum erfuhr, wobei sie unaufhörlich mit zahllosen Hindernissen zu kämpfen hatte, die ihr die Feinde ihres Monopoles, Friedensverhältnisse eben so wie Kriege und Revolutionen, nicht minder auch ihre Agenten in den Weg thürmten, deren Habsucht oder Ungeschicklichkeit nicht selten die theuersten Interessen dieser merkwürdigen Association gefährdeten. Wir sahen sie bald nahe daran zu unterliegen, bald sie mit neuer Kraft sich erheben und nicht allein aus dem Kampfe mit ihren Feinden im eigenen Vaterlande, sondern auch mit den ihr weit gefährlicheren, die ihre Unersättlichkeit ihr in Indien erweckte, siegreich hervorgehen. Vergebens waffneten sich die mächtigsten Fürsten, die kriegerischsten Völker gegen sie; sie wußte überall einen glücklichen Widerstand zu leisten, und schloß endlich mit der Unterwerfung dieser unermeßlichen und reichen Länder, nach denen Anfangs bloße Handelsunternehmungen sie geführt hatten. Sie gründete eines der ungeheuersten Reiche des Erdkreises und verwaltete es sowohl in ihrem als in Englands Interesse, für das Indien eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums und der Macht ist, und noch mehr mit der Zeit werden kann, wenn man einst anfangen wird, nicht allein den Handelsgewinn, sondern auch die Civilisation des Landes ins Auge zu fassen. Jedenfalls hat diese bereits dort Wurzel gefaßt, und somit ist von diesem Punkte aus die Möglichkeit einer Wiedergeburt Hochasiens gegeben, die auf die Geschicke der Welt von unberechenbaren Folgen werden wird.

Das Magazin pittoresque.

Paris, den 25 April 1833.

Die unbegreifliche Ausdehnung, welche die Pennymagazine in England genommen, hat die Nacheiferung hier erweckt; es erscheint seit zwei Monaten ein Magazin pittoresque, ein Wochenblatt von Einem Bogen mit Holzschnitten und kurzen Notizen über Gegenstände von allgemeinem Interesse. Die Herausgeber haben mit dem Penny Magazine der englischen Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse einen Vertrag geschlossen, nach dem dieses ihnen Abgüsse aller Holzschnitte, die für jenes geschnitten werden, überläßt. Sie lassen zwar hier noch einen Theil der eingerückten Vignetten schneiden, aber die Holzschneiderei ist noch sehr zurück, und die französischen Vignetten sind sehr theuer und weit schlechter als die englischen. Das Journal ist von einigen ehemaligen Saintsimonianern redigirt, und steht dem englischen an Interesse sehr nach, dennoch hat es großen Verschluß gefunden. Es wird eine Auflage für Frankreich, eine für Leipzig und eine für Brüssel gemacht; es soll künftig auch holländisch und polnisch erscheinen. Der Verschluß in Frankreich beläuft sich bis jetzt auf 25.000 Exemplare, und wird sich im Laufe des Jahres auf 100.000 erheben. Es ist ein Zeichen des Bedürfnisses nach geistiger Beschäftigung in den Massen, das sich nicht verkennen läßt, und der Beachtung wohl werth ist. Die größte Schwierigkeit, welche sich seiner größern Verbreitung entgegensetzt, liegt in den Kosten des Stempels und der Post, welche für jeden Bogen 8 Centimes betragen, während der eigentliche Preis des Journals nur auf 10 Centimes festgesetzt ist. Das Journal ist keineswegs, was es seyn könnte, es enthält viel Unnützes, aber doch nichts Schädliches, und ist der abscheulichen Art von Büchern, mit welchen bisher die untern Klassen in Frankreich korrumpirt worden sind, unendlich vorzuziehen. Die Zunahme der Journalliteratur in Frankreich übersteigt allen Glauben; es vergeht keine Woche, in der nicht ein oder mehrere neue Journale entstehen, die zwar meistens eines frühzeitigen Todes sterben, aber durch immer zahlreichere wieder ersetzt werden; damit wird freilich der Seichtigkeit und der Charlatanerie Thür und Thor geöffnet, und ihr Einfluß im Allgemeinen ist verderblich für das Publikum, nicht sowohl durch den unmittelbaren Inhalt Dessen, was erscheint, sondern durch die Abneigung, welche es hervorbringt, sich einer ernsthaften Lektüre zu ergeben. Sie sind im Allgemeinen schlecht redigirt, von einer unwissenden und anmaßenden Klasse, welche sich dieser Industrie gewidmet hat, und sie ganz merkantilisch betreibt.

Hof und Staat des Löwen von Lahur.

(Schluß.)

Das Heer, welches Ranschet Sing auf den Beinen hält, gilt für sehr zahlreich. Außer einem ansehnlichen Korps Reiterei, worin die Hauptmacht eines asiatischen Fürsten besteht, hat er vier und zwanzig Regimenter Fußvolk, unter Leitung französischer Offiziere. Diese Truppen sind auf europäischen Fuß geübt, ausgerüstet und bewaffnet. Unter Aufsicht eben dieser französischen Offiziere hat Ranschet Sing auch große Verbesserungen in seinem Artilleriewesen vorgenommen, das aus einer großen Anzahl gleichfalls europäisch bestellter Geschütze besteht. Uebrigens sollen die Franzosen im Dienste des Radschah nichts mit dem Befehle der Truppenabtheilungen zu thun haben, denen sie zugetheilt sind. In Kriegszeit werden sie wie Gefangene gehalten, und in Friedenszeit verwendet, ihre verschiedenen Korps im Waffendienste zu üben; indeß besteht das Heer überhaupt doch noch größtentheils auf asiatischem Fuß. Es hat mehrere Befehlhaber, die in einer gewissen Unabhängigkeit stehen und von Ranschet Sing Ländereien angewiesen erhalten haben. Einer dieser kleinen Häuptlinge ist in diesem Betrachte sein Sohn Khera Sing, der ein in vielen Rücksichten von seinem Vater unabhängiges Gebiet unter seinem Befehle hat. Das Hauptarsenal des Maharadschah befindet sich zu Amartasar, das auch Amretsir genannt wird.

Seine größte Sorgfalt wendete er übrigens darauf, einen großen Schatz zu sammeln, der in Kriegszeiten so unentbehrlich ist. Sein größter Hort soll im Fort Gerind oder Govind Gärrah, wie es die Seiths nennen, in Amartasar, aufgehäuft liegen, und unermeßlich seyn; wiewohl die Meinungen über seinen Betrag verschieden sind; indeß wurde die ungeheure Beute, die Ranschet Sing in Kabul und Multan machte, dorthin gebracht. Außerdem wird alle Tage eine bestimmte Summe in jene Schatzkammer hinterlegt, die nie angegriffen wird, und nur auf die dringendsten Gelegenheiten verspart zu werden scheint. Die im Lande gangbare Münze ist vorzüglich der Nanakschahi, die ihren Namen von Nanak Schah, dem Stifter der Religion der Seiths, führt. Auch die Mohammedschahi sind im Lande des Sing im Umlauf. Es bestanden vordem zu Amartasar zwei Münzen, in denen man Nanakschahi und Mohammedschahi prägte; eine derselben, die von einer Maitresse des Sing gegründet seyn soll, ist seitdem eingegangen, und man schlägt gegenwärtig nur noch Nanakschahis in der einen.

Die Einkünfte des Maharadschah lassen sich nicht genau angeben. Die Grundsteuer von einem Getreidefelde besteht in der Hälfte des Ertrages; die Steuern von andern liegenden Gründen wechseln je nach der Verschiedenheit ihrer Frucht. An Orten, wo es keine Leben gibt, oder der Boden ohne vorausgängigt Bedingung verstiftet ist, wartet der Steuereinnehmer, bis die Ernte reif ist, nimmt dann einen Sachverständigen zu sich und vermißt mit einem Gehülfen und zwei Dienern das Grundstück, wenn es noch nicht geschehen ist, bestimmt den Ertrag der Ernte, und hiernach für die laufende Jahreszeit die Steueranlage nach einer bestimmten Vorschrift. Der Besitzer eines Grundstückes kann sein Eigenthum weder im Ganzen noch theilweise verkaufen, ohne vorher eingeholte Erlaubniß der Regierung; folglich hängt das Recht, die Ländereien zu kaufen oder zu verkaufen, bloß von dem willkürlichen Ermessen der Verwaltung ab.

Wisatha Sing ist das Oberhaupt der richterlichen Gewalt, und hat in jedem Bezirke einen oder zwei, oder auch gar drei Richter unter sich. Die Seiths haben keine geschriebenen Gesetze; die Entscheidung hängt einzig und allein von der Willkür des Richters ab. Wenn Jemand mit dem Bescheid eines untergeordneten Richters nicht zufrieden ist, so kann er seine Klage an Wisatha Sing, und wenn er auch über dessen Urtheil Beschwerde hat, an Ranschet Sing selbst bringen. In diesem Falle walten jedoch immer gewisse Bedenklichkeiten ob; denn wenn der Kläger seine Sache bei Wisatha Sing oder dem Maharadschah gleichfalls verliert, so hat er eine strenge Strafe zu erwarten, nicht bloß wegen des Ungrundes seiner Beschwerdeführung, sondern auch weil er sich herausnimmt, die Entscheidung und folglich den Charakter des Richters in Frage zu stellen. Indeß bleibt die Gewalt des Wisatha Sing nur auf bürgerliche Streitsachen beschränkt; weder ihm noch den untern Richtern steht der Blutbann zu. Das peinliche Strafrecht üben die Thanadars oder Steuereinnehmer, die zugleich auch Richter sind und deren Ausspruch ohne weitere Berufung vollzogen werden muß. Das größte Verbrechen in den Augen Ranschet Sings und aller Seiths ist die einem Brahmanen oder einer Kuh zugefügte Beleidigung. Letztere wird von den Seiths, wie von allen andern Hindusekten, mit der größten Verehrung behandelt, und eine Tödtung derselben würde mit dem Tode bestraft werden. Die Strenge, mit der Ranschet Sing dieß Gesetz aufrecht hält, machte ihn sowohl bei seinem Volke als bei den Hindus überhaupt höchst beliebt. Auch seine Freigebigkeit gegen die Brahmanen hat dazu nicht wenig beigetragen. Das Geschenk, das ein Brahmane an gewissen heiligen Tagen der Seiths erhält, besteht in einem goldenen Armbande von größerem oder geringerem Werthe. Hiebei darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß selten noch ein Hindufürst sich so freigebig gegen die Brahmanen bewiesen hat. Eine dritte Ursache, die zu der großen Popularität mitwirkt, deren der Radscha bei den Hindus genießt, ist die schlechte Behandlung, welche die Muselmänner in seinen Staaten erfahren. Zu den zahlreichen Beispielen von Grausamkeit und Bedrückung, die gegen sie geübt werden, gehört auch das Verbot, das den Moslimen untersagt, ihre Namas, oder Gebete, die sie Früh, Mittags und Abends zu verrichten haben, laut herzusagen, d. h. daß sie dieselben in ihren Wohnungen verrichten können, aber so, daß sie von keinem Seith gehört werden, und ohne den verschiedenen Wechsel der Stimme, dessen sie sich sonst dabei zu bedienen pflegen. Dieß Verbot der moslemitischen Gottesverehrung wird von allen Hindus als eine Handlung großer Frömmigkeit gepriesen; es war dasselbe auch eine Ursache des jüngst in Kabul ausgebrochenen Aufstandes, der nur erst gestillt werden konnte, nachdem auf beiden Seiten viel Blut geflossen war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 129. 9 Mai 1833.

Bilder und Skizzen aus Slade's Reisen.

(Travels in Turkey, Greece etc., by Adolphus Slade Esq. London 1833.)

Slade's Reisen zeichnen sich unter ähnlichen neuern Werken dieser Art höchst vortheilhaft aus; das Buch ist frei von der Lieblingssünde vieler Reisenden, die, Persönliches mit eigenliebiger und kleinlicher Ausführlichkeit abhandelnd, Gegenstände von allgemeinerem Interesse kurz oder achtlos abfertigen. Aus dieser Ursache ist auch Slade's Darstellungsweise einfach und natürlich; sie gibt die empfangenen Eindrücke und Anschauungen treu abspiegelnd wieder und spielt nicht mit Bildern individueller Gefühle und entzückten oder empörten Empfindungen. — Der Verfasser ist nebstdem kein überall und immer anbetungsfertiger Verehrer oder spählustiger Untersucher des Alterthums, sondern liebt es, das Land, wie es ist, sich zu beschauen und zu schildern, anstatt Betrachtungen über vergangene Herrlichkeiten anzustellen. So macht er denn einmal in Bezug auf das türkische Reich die richtige Bemerkung, „es sey jetzt, wo es mehr und mehr auseinander falle, und seiner Auflösung entgegengehe, noch eben so interessant, als im sechzehnten Jahrhundert, wo ein Tatar mit des Sultan's Ferman, auf seinem ganzen Reiseweg gleichsam heilig gehalten, unangetastet von den Ufern der Wolga bis zu den Gränzmarken Marokko's reiten mochte — wo die türkischen Heere Wien bedrohten, die türkischen Flotten die Küsten Italien's verheerten. Damals habe es die stete Furcht des gesitteten Europa's erregt, jetzt errege es dessen Länderlüsternheit."

Nachdem Slade einige der griechischen Inseln besucht hatte, erreichte er gerade zur Zeit des Ausbruchs des Kriegs zwischen Rußland und der Türkei, Konstantinopel (1828). Hier wurde er mit dem Kapitan Pascha bekannt und begleitete diesen auf einer Kreuzfahrt im schwarzen Meere. *) Sein Aufenthalt in Konstantinopel gab ihm mannichfache Gelegenheit, sich eine nähere und umfassende Kenntniß von der Staatskunst des Sultans und dem politischen Zustande der Dinge zu erwerben. Darauf schiffte er sich auf der großbritannischen Fregatte „Blonde" ein, und besuchte Sebastopol, Odessa, Varna und Burgas. Von da aus bereiste er den Kriegsschauplatz in Rumelien; besuchte Adrianopel, Philippopel u. s. w.; ging dann, durch die Winterquartiere des russischen Heeres, durch den Kasan-Paß über den Balkan nach Schumla; was ihn denn in den Stand setzte, dem Leser viele anziehende Einzelnheiten über jenen merkwürdigen Feldzug in seinem Buche mittzutheilen. Von Schumla reiste er zum zweitenmale durch die russischen Standquartiere, und kehrte nach Konstantinopel zurück, wo er drei Monate blieb. Im Sommer 1830 verließ er Konstantinopel, ging wieder nach Adrianopel und dann, die Marizza hinab, nach Demotika, Enos u. s. f. Von Enos schiffte er sich nach Samothraki ein, von wo er nach dem Berg Athos segelte. Darauf ging er nach Salonichi, von da nach Smyrna, wo er sich einige Monate aufhielt, und kehrte zu Anfang des Jahres 1831 nach Italien zurück. — Es mögen nun hier dieser kurzen Uebersicht des Reisewegs des Verfassers vorläufig einige kleine Umrisse und Bilder folgen, die als eine Probe seiner lebendigen, feinbeobachtenden und malerischen Gabe der Auffassung und Schilderung dienen mögen, bis wir umfassendere Auszüge aus seinem Werke folgen lassen können.

* * *

1. Ergreifender Auftritt auf Scio.

Eine ältliche Frau, die uns unsre Tschibuhls eifrig stopfen sah, brachte uns Kohlen und holte uns dann etwas mittelmäßigen Scherbet, während uns ein junges Mädchen, nach griechischer Landessitte, Rosen bot. Die ganze Erscheinung unsrer Wirthinnen, verbunden mit ihrer kunstlos freundlichen Höflichkeit, war höchst anziehend; durch das Gewand der Dürftigkeit blickten uns, bei der Aelteren, Wahrzeichen entgegen, daß sie schon bessere Tage gesehen hatte, und in den lieblichen Zügen der Jüngeren lasen wir das sprechende Zeugniß, daß sie zu Höherem und Besserem geboren gewesen war. Sie war sehr schön; hatte schwarze Augen, dunkelbraunes Haar, das in Flechten bis auf die Mitte des Körpers herabfiel, und die türkisch-griechische Tracht, die ihr, trotz dem groben Stoffe, äußerst zierlich und kleidsam stand, hob das Elastische und Anmuthige ihrer ganzen Gestalt aufs vortheilhafteste hervor. Die Geschichte der Beiden war bald erzählt — eine wie so viele ähnliche. In jener ewig

*) Siehe Ausland S. 257 d. Jahrg.

unvergeßlichen Nacht *) hatten sie Alles verloren, was das Leben theuer macht — Verwandte und Freunde — ihr Vermögen hatte ihre Würger bereichert, und in ihrer einst so glücklichen Heimath waren sie jetzt — Sklavinnen. „In diesem Himmelsgarten" rief die Aeltere aus, „lebte mein Gatte, blühten meine Kinder, war ich reich gesegnet; — Thoren wir! warum waren wir den Warnungen, die man uns gab, nicht gefolgt, nicht in Zeiten geflohen! O Jammernacht! welches grausame Mitleid verschonte mich, schonte dieser Unschuldigen, der ich mit eigenen Händen den Tod hätte geben sollen! Sie war so jung. Ich rettete ihr Leben — aber ach! wofür? . . . Ihr seht ihre Schönheit, verderbendrohendes Geschenk! Unser Herr hat sie gesehen; reißt sie vielleicht, hält ihn Mitleid nicht zurück, von mir!" Das Uebermaß des Wehs verschloß ihr den Mund, während ihre Tochter sich in ihre Arme stürzte, und mit der Kraft des festen Entschlusses ausrief: „Nimmermehr, Mutter; eher sterben!" Der ganze Auftritt war so ergreifend, daß selbst unser roher Bootsknecht sich mit dem Aermel über die Augen fuhr. Es wurde fast Mitternacht, ehe wir, um nach unsern hölzernen Schlafstätten zurückzukehren, von den beiden schieden, die eine Art wehmüthiges Vergnügen darin gefunden hatten, ihre traurigen Schicksale zu erzählen und zu bejammern.

* * *

2. Eine Nacht in Pera.

In der Stadt lag Alles in todtenstiller Ruhe, die nur von Zeit zu Zeit durch die Nachtwächter unterbrochen ward, wenn diese ihre eisenbeschlagenen Stäbe auf dem Pflaster aufstießen: bei alledem aber konnte ich nicht einschlafen, denn seit ich Genua verlassen hatte, war ich der Betten ganz entwöhnt worden. Die Nacht war indessen bald vorüber; als ich beim Frühstück auf die Uhr sah, fand ich, ganz entsetzt, daß es *erst* fünf Uhr war; Welche endlos lange Zeit bis Mittag, die Stunde, wo in *London* der Tag anfängt! Was für ein Schaden für Lichtzieher — diese Sitte des Morgenlandes, den Tag zu Geschäften, und zum Schlafen die Nacht zu nehmen! Kein Orientale wird erst *nach* Mittag an eine Arbeit oder auf eine Reise gehen; er sieht nach der Sonne und sagt entschuldigend: „Es ist Abend." Der Franke, namentlich der Engländer, murrt wohl Anfangs über diese neue Zeiteintheilung, gewöhnt sich aber bald daran und findet Gefallen an ihr, zumal wenn er, wie in und um Konstantinopel, die Sonne jeden Morgen über dem reizendsten Landschaftsgemälde der Welt aufgehen sieht.

* * *

3. Bestrafung der Bäcker in Konstantinopel.

Ich war, von einer Truppenmusterung angezogen, noch keine zwei von den engen Gassen nach dem Eski Serai zu hinaufgegangen, als mich eine sonderbare, nur türkischen Städten eigene, Schaustellung zum Stehenbleiben veranlaßte — man nagelte nämlich eben einen Bäcker mit dem Ohr an seine Thürpfoste. Das Glück wollte mir wohl, denn man bekommt dergleichen nicht so oft zu sehen, daß man es als etwas bloß Alltägliches zu betrachten hätte. Der Schelm machte eine höchst lächerliche Figur, deren Possierliches noch durch das unbefangene Wesen, mit dem er sich den Bart liebkosend strich, erhöht wurde. Die Operation soll, wie man sagt, nicht sehr wehe thun; wiewohl sie in dem gegenwärtigen Falle ziemlich unsanft vorgenommen wurde und der arme Sünder genöthigt war, auf den Zehen zu stehen, um sich das Ohr nicht auszureißen. „Das ist noch nichts," sagte mein Dragoman, als er meine Aufmerksamkeit sah; „vor ein paar Tagen wurden einem Bäckermeister, einem so hübschen jungen Kerl, als Sie nur Einen sehen können, Nase und Ohren abgeschnitten: er hielt sich tapfer dabei; an den Ohren wäre ihm nicht eben so viel gelegen, meinte er, sein Turban würde schon die Merkzeichen verdecken — aber seine Nase — er drückte dem Scharfrichter ein Geschenk in die Hand, damit er ihm die Nase, wenn er sie dem Kadi gezeigt habe, wieder brächte weil er sie sich wieder anzusetzen gedächte. — Uebrigens geschah ihm ganz recht," setzte mein Dragoman hinzu; „denn damals waren Brodlaibe seltener als Bäckersnasen." Das spartanische Aussehen des Brods in den Läden zeugt jetzt noch von dem fortherrschenden Mangel; kurz zuvor war es noch schwärzer gewesen und hatte besonders von Seiten der Weiber zu ernstlichen Ruhestörungen Anlaß gegeben, die die Regierung nur durch Brodaustheilungen zu stillen vermochte.

*) Das Blutbad auf Chios.

Benares.

(Fortsetzung.)

Benares ist bei Tagesanbruch stiller, als die meisten Städte dieser Größe, alle Häuser sind geschlossen, und die Buden mit Ketten verwahrt; die Straßen sind reinlich, und die Luft kühler als man in dieser Breite erwarten sollte. Die heiligen Stiere durchziehen die Straßen, die Affen springen von Balustrade zu Balustrade, und eine Menge von Tauben und Papagaien erheben sich in die Luft. Hierauf sieht man die Priester in ihre Tempel ziehen, und die Gläubigen heiliges Wasser aus dem Ganges in die verschiedenen Pagoden bringen. An allen Thoren der Tempel stehen Menschen, Blumen zum Verkaufe ausbietend, besonders lange Guirlanden von weißen, rothen und gelben Blumen werden von den Frommen für die Tempel gekauft, deren Boden davon bedeckt ist. Hierauf öffnen sich die Buden, und das Markten und der Lärm dieses großen Emporiums nimmt zu bis 10 Uhr, wo es seine höchste Stufe erreicht. Die reichen Waaren, mit denen die Stadt angefüllt ist, werden nach der Sitte von Hindustan nicht öffentlich ausgestellt, nur in den Schneidersbuden, sieht man reiche Produkte der Nachbarländer. Die Buden der Kupferschmiede sind mit Gefäßen aller Art ausgeziert, die theils zum Hausgebrauche, theils für die Tempel bestimmt sind; in jeder Straße sitzen Wechsler, vor ihnen Haufen von Kauris, neben ihnen Säcke mit Kupfer- und Silbermünze; daneben treiben Zuckerbäcker, Färber u. a. ihr Gewerbe offen auf den Straßen; die Häuser zeichnen sich durch lange Stücke gefärbter Stoffe, die über hervorstehende Stangen herabhängen, aus.

Gelehrsamkeit blüht noch in Benares, doch hat sie seit der

mohammedaniſchen Eroberung abgenommen; die Braminen in dem Hindukollegium ſind nicht ſo gelehrt im Sanskrit, als man von der großen Unterſtützung der Regierung erwarten ſollte. *) Das Obſervatorium beſteht noch, obgleich es von den Aſtronomen verlaſſen iſt, als ein gigantiſches Denkmal des wiſſenſchaftlichen Eifers früherer Tage. Die Erfindungen neuerer Zeit, welche die orientaliſchen Aſtronomen obgleich langſam angenommen, haben es unnöthig gemacht, und ſo iſt es in Zerfall gerathen, da der Radſchah von Benares ſeit einigen Jahren aufgehört hat, das Etabliſſement zu erhalten. Ein weiter Hof iſt in kleine Vierecke getheilt, welche von Zellen umgeben ſind, die kühle und ſchattige Wohnungen für die Aſtronomen bildeten. Eine breite Treppe führt von da auf die Plattform eines großen maſſiven Vierecks, das ehemals der Ort der Beobachtungen war. Benares enthält eine große Anzahl ſehr reicher Bewohner; eine Menge indiſcher Fürſten und Edelleute beſitzen Häuſer in der heiligen Stadt; ſie iſt das Aſyl entſetzter Könige, der Zufluchtsort von Empörern und Uſurpatoren, und reiche Frömmlinge entfernter Gegenden ziehen ſich in ſie zurück, um ihre letzte Lebenszeit in den geheiligten Mauern zuzubringen. Aermere Pilgrime von allen Theilen von Indien ſtrömen zuſammen, um ihre Abwaſchungen an einem Orte vorzunehmen, der von allen Sekten als eine beſondere Schöpfung der Götter verehrt wird, die von der übrigen Erde gänzlich verſchieden iſt. Früher wurden hier mehr Wittwen als in irgend einem Theil von Indien verbrannt, aber die engliſche Regierung hat es verboten, was zu großen Klagen von Seiten dieſer Damen Anlaß gibt; denn ſie ſind in einem unthätigen Luxus erzogen, der ihnen die Entbehrungen eines indiſchen Wittwenſtandes doppelt fühlbar machen muß. Es gilt nämlich für unanſtändig für eine Wittwe nach dem achten Trauerjahre in guter Geſundheit zu erſcheinen, ſie muß ſich durch beſtändige Faſten ein kränkliches Ausſehen, und ein frühzeitiges Alter geben; Luxus in Kleidung bleibt ihr unterſagt, und ſie iſt genöthigt Sklavendienſte zu leiſten, die einer Frau von hoher Kaſte, die gewöhnt war von einer Menge von Dienern umgeben zu ſeyn, unerträglich ſcheinen müſſen.

(Schluß folgt.)

*) Der Grund davon liegt wohl darin, weil die gelehrteſten derſelben nicht in Verbindung mit dem Hindukollegium ſtehen. Die wegen ihrer Kenntniſſe berühmteſten Braminen haben ſich immer geweigert, eine Beſoldung von der Kompagnie anzunehmen, ſie lehren nicht nur umſonſt, ſondern ſehen es für ihre Pflicht an, ihre ärmeren Schüler zu ernähren, und man hat einige von ihnen Jahre lang Indien durchziehen geſehen, um Almoſen für eine zu ſtiftende Schule zu ſammeln; die reicheren Hindu geben bedeutende Summen für die Ausſtattung dieſer Schulen, in welchen nach dem alten Syſtem ſehr langſam, aber ſehr ſolid gelehrt wird. Anm. d. Ueb.

Amerikaniſche Miszellen.

1. Der nordamerikaniſche Kongreß von 1832/33 und ſeine Mitglieder. *)

Am Sonnabend, den 14 April (1832), theilte der Sprecher dem Hauſe der Repräſentanten nachſtehendes Schreiben des ehrenwerthen Wilhelm Stanberry, aus Ohio, mit:

„An den ehrenwerthen Andreas Stevenſon, Sprecher des Hauſes der Repräſentanten:

„Sir! Verwichene Nacht um 8 Uhr wurde ich, nahe an meiner Wohnung, auf der Straße meuchelmörderiſch überfallen, angegriffen, mit einem Prügel zu Boden geſchlagen, bedeutend gequetſcht und verwundet von Samuel Houſton, vordem Gouverneur von Tenneſſee, um Worte willen, die ich als Volksabgeordneter im Hauſe der Repräſentanten geſprochen hatte; hiedurch bin ich beeinträchtigt geworden, und ſonach außer Stande, meinen Obliegenheiten im Hauſe nachzukommen und den Intereſſen meiner Konſtituenten abzuwarten. Ich theile Ihnen Gegenwärtiges mit der Bitte mit, es dem Hauſe vorzulegen. Mit aller Hochachtung Ihr

William Stanberry,

Mitglied des Hauſes der Repräſentanten von Ohio."

Ehe wir indeſſen eine Ueberſicht der durch dieſen Brief im Kongreſſe veranlaßten Verhandlungen geben, theilen wir aus dem, am Sitze des Kongreſſes, Waſhington, erſcheinenden „United-States-Telegraph," vom 16 April, einige erläuternde Notizen über die Urſache, welche Houſton zu ſeinem Angriffe bewog, mit, und welche zunächſt in den Bemerkungen zu liegen ſcheint, die Stanberry im Hauſe der Repräſentanten hinſichtlich des von General Houſton mit dem Major Eaton projektirten Vertrages zur Lieferung der den auswandernden Indianern zu verabreichenden Lebensmittel u. ſ. w. machte, indem nämlich Stanberry äußerte: „Der Oberintendant der Cumberlandſtraße iſt nicht der einzige Staatsbeamte, den man ſein Amt fortbekleiden ließ, nachdem dem Präſidenten die Beweiſe ſeiner Dienſtvergehen zu Handen gekommen waren. Wurde wohl der letzte Sekretär des Kriegsweſens in Folge ſeines Verſuches, dem General Houſton — betrüglicher Weiſe — die Lieferung der indianiſchen Rationen zuzuwenden, von ſeiner Stelle entfernt? Ich habe mein Wiſſen von dieſem unredlichen Handel keineswegs aus den Spalten des Telegraphen; die ganze Geſchichte wurde mir ſchon zur Zeit, wo ſie ſtattfand, bekannt. Der Herausgeber des Telegraphen maßt ſich ein zu großes Verdienſt in Vereitelung dieſes amtswidrigen und betrüglichen Handels bei. Der Vertrag kam, meines Wiſſens, hauptſächlich darum nicht zu Stande, weil der Abgeordnete *) von Arkanſas heftige Gegenvorſtellungen dawider erhoben hatte. Eine Thatſache habe ich indeſſen, wie ich anerkennen muß, aus dem Telegraphen erfahren, die nämlich, daß der Präſident volle Kenntniß von dem Geſchäfte hatte und keineswegs ſich mißbilligend darüber ausließ." — Herr Houſton hatte kaum den Bericht von Herrn Stanberrys Rede im „Intelligencer" geleſen, als er ihm eine ſchriftliche Aufforderung, ſich zu erklären, durch ein Kongreßmitglied aus Tenneſſee einhändigen ließ. Herr Stanberry gab dem Mitgliede, welches das Billet an ihn beſorgte, die Antwort, daß er Herrn Houſton ein Recht, ihn über dieſen Gegenſtand zur Rede zu ſtellen, nicht zuerkenne. Darauf drohte dann Houſton, ſich an der Perſon des Herrn Stanberry ſein Recht nehmen zu wollen, und wurde auch wirklich, von einem Diener begleitet, — Beide mit dicken Prügeln bewehrt — mehrere Tage lang an dem Kapitol herumſchlendernd geſehen, auch öfters auf den privilegirten Sitzen innerhalb der Hallen des Hauſes bemerkt. — Man verſichert, und unſeres Wiſſens nicht ohne Grund, daß mehrere Mitglieder um ſein Vorhaben, einen Angriff auf Herrn Stanberry ſelbſt zu machen, wußten; am Freitag 8 Uhr Abends ward dann Letzterer auf die von ihm angegebene Weiſe nahe an ſeiner Wohnung überfallen, zu Boden geſchlagen, und an vielen Stellen ſeines Körpers, und noch dazu bedeutend, verletzt — der rechte Arm wurde ihm beinahe lahm geſchlagen, die linke Hand gebrochen, und viele und ſchwere Beulen und Quetſchungen am Kopf und dem ganzen Leibe verurſacht." — So weit der, auch durch weitere Zeug-

*) Einen Maßſtab zur Beurtheilung des Bildungsgrades des einen und des andern Kongreßmitgliedes, einen Grund zu der Betrachtung, daß republikaniſche Ungebundenheit ſich zu weit verirren kann, und einen belehrenden Einblick in die Art und den Gang der Kongreßverhandlungen, gibt uns das zu Boſton erſcheinende New-England-Magazine in ſeinem ausführlichen Berichte über einen Vorfall, deſſen auch, ſeiner Zeit, europäiſche Zeitungen, nach nordamerikaniſchen Tagblättern, kurz gedachten. Wir geben jenen Bericht treu überſetzt, und, zur beſſern Anſchauung, unverkürzt.

*) Delegate — ſo heißen diejenigen Mitglieder des Kongreſſes, welche von Provinzen abgeordnet ſind, die noch nicht in den Rang von Staaten aufgenommen worden, wie z. B. Florida, Arkanſas, Michigan.

niß bestätigte Bericht des U. S. Telegraph; und nun wieder zum weitern Gange der Sache im Kongresse zurück.

Auf die Mittheilung des Stanberry'schen Schreibens brachte Herr Vane folgenden Beschluß in Antrag: „Beschlossen, daß der Sprecher einen Verhaftsbefehl erlasse, gerichtet an den dem Hause beigegebenen Sergeant-at-Arms, *) mit der Weisung, in Gewahrsam zu nehmen, wo er auch gefunden werden möge, den Körper Samuel Houstons, und selbigen in Gewahrsam zu behalten, bis auf weitern Befehl und Entscheid des Hauses."

Ueber diesen Antrag erhob sich eine lange und sehr interessante Verhandlung, welche damit schloß, daß der beantragte Beschluß mit 145 Stimmen gegen 25 angenommen wurde.

(Schluß folgt.)

Amerikanische Polyglotte, Champollions ägyptische Grammatik, Beschreibung von Angola.

Paris, 30 April.

Die Sprachen der amerikanischen Indianer sind seit der Eroberung von Amerika ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Missionen gewesen, und besonders der spanische Klerus in Südamerika hat nach und nach eine große Menge von Grammatiken, Wörterbüchern und andern Hülfsmitteln für die verschiedenen Dialekte der Stämme, welche er zu bekehren suchte, drucken lassen. Eine große Anzahl dieser Sprachen ist jetzt mit den Völkern, welche sie gesprochen hatten, erloschen, und die einzige Spur von ihnen, welche sich noch findet, ist in diesen Werken, da die Indianer es nie zu einer Literatur gebracht hatten. Die Ethnographie hat daher keine andern Hülfsmittel sich über die alte Bevölkerung der beiden Halbinseln, über ihren Ursprung, ihre Verwandtschaft oder Stammesverschiedenheit aufzuklären, als diese Denkmale der frommen Versuche der Missionen. Aber die meisten dieser Werke sind in Amerika gedruckt, oder wenn sie in Spanien gedruckt wurden, fast ohne Ausnahme nach Amerika geschickt worden, und sind in Europa fast gar nicht, in Amerika selbst nur schwer zu erhalten; andere sind nie gedruckt worden, sondern haben sich durch Abschriften im Innern der Missionen nach dem Bedürfnisse der Priester vermehrt. Der Fortschritt der historischen Wissenschaften und der zunehmende Eifer durch Erforschung der Sprachstämme in die Ursprünge der Völker und die Urgeschichte der Menschheit mehr und mehr Licht zu bringen, hat Hülfsmittel dieser Art zu einem Bedürfnisse gemacht, dem jedoch bis jetzt durch nichts entsprochen worden ist. Ein Sohn des berühmten Fabrikanten Ternaux hat einen mehrjährigen Aufenthalt in Mexico benützt, sich eine reiche Bibliothek von historischen Materialien über Amerika zu verschaffen, und den Entschluß gefaßt, unter dem Titel: „Amerikanische Polyglotte," eine Sammlung der Grammatiken und Wörterbücher der Sprachen der Eingebornen beider Halbinseln herauszugeben; er will sie in den Originalsprachen, in denen sie geschrieben sind, drucken lassen, und die Unternehmung verdient alle Unterstützung von Seite der Gelehrten von Europa. Er bittet Jedermann, der Werke dieser Art, gedruckt oder in Handschriften, besitzt, ihm davon Nachricht zu geben, damit er die Sammlung so vollständig als möglich machen könne, und ist selbst in diesem Augenblick in Spanien, um in den Bibliotheken von Sevilla u. s. w. Nachsuchungen über Materialien anzustellen, welche ihm entgangen seyn können. Das Werk soll in Bänden von 400 Seiten in 4° erscheinen, deren jeder 20 Franken kosten wird; der erste Band, enthaltend Hölguin Gramatica de la lengua del Inca, und desselben Wörterbuch derselben Sprache wird am Ende des Jahres erscheinen. Die übrigen, welche angekündigt worden, sind folgende: Molina mexikanische Grammatik und Wörterbuch, Grammatik der Sprache del rio Nayo (nie gedruckt), Grammatik der Sprache Xebera (nie gedruckt), Bertonio Grammatik der Aymara-Sprache, Lugo Grammatik der Muska-Sprache; diese Sprache ist vor etwa 20 Jahren ausgestorben; es existirt in Paris ein Wörterbuch in einer Handschrift, welche Ternaux vor seiner Abreise nicht gekannt zu haben scheint, das aber ohne Zweifel in den Druck aufgenommen werden wird. Figueira brasilianische Grammatik, Zenteno Grammatik der Huasteca-Sprache, Neve y Molina Sprache der Othomi, Mortoya Sprache der Guarani, Fabricius Dictionarium groenlandicum, Zambrillo Sprache der Totonaca's, Tellechea Tarahumara-Sprache, Larios Grammatik der Mames-Sprache, P. Breton karaibisches Wörterbuch, Valdivia Grammatik und Wörterbuch der Sprache von Chili, Bonaventura Grammatik der Maya's, A. de los Reyes Grammatik der Mineka's, Ortega Grammatik der Cora Sprache, Bagesis Noten über die kalifornische Sprache. Dieser Liste ließe sich noch Manches zufügen, besonders über die Sprachen der nordamerikanischen Indianer, über welche protestantische Missionen viele Arbeiten unternommen haben, die zum Theil in den Freistaaten gedruckt worden sind, zum Theil dort in Handschrift zu erhalten seyn würden, und es ist zu wünschen, daß der Verfasser hinlänglich unterstützt werden möchte, um seinen Plan mit der möglichsten Vollständigkeit auszuführen, und ihn noch dahin auszudehnen, daß er, wo es sich thun läßt, Sprachbeispiele von den Dialekten gibt, in welche die Missionen Bibeln oder Katechismen übersetzt haben, damit man sich von der Syntax und der innern Organisation der Sprachen einen deutlichern Begriff machen kann. Die tiefen Untersuchungen, welche Herr W. v. Humboldt seit vielen Jahren über diesen Gegenstand angestellt hat, und deren Bekanntmachung ein so großes Licht auf die alte Geschichte der Völker werfen wird, werden die Wichtigkeit und das Interesse einer solchen Sammlung deutlich machen.

Der Druck der ägyptischen Grammatik von Champollion ist endlich angefangen worden, und das Werk wird im Laufe des Jahres erscheinen. Die in Hieroglyphen geschriebenen Worte und Sätze werden auf Stein gezeichnet und eingedruckt, was jedoch keine gute Methode zu seyn scheint.

Die geographische Gesellschaft sucht sich von dem Skandal, zu dem sie aus Gelegenheit von Douville Anlaß gegeben hat, durch den Druck eines authentischern Werkes über die portugiesischen Kolonien in Westafrika zu reinigen. Es ist das Werk eines portugiesischen Offiziers aus dem 16ten Jahrhundert, der in den Kriegen der Portugiesen in Congo Dienste that, und eine Geschichte der Kolonie in 3 Bänden in Folio schrieb. Einer derselben enthält eine detaillirte und sehr interessante Beschreibung von Angola und Loando, welche von der Gesellschaft im Original, nach der in der königlichen Bibliothek befindlichen Handschrift, gedruckt werden soll.

Vermischte Nachrichten.

Bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Salzsteuer, in der französischen Deputirtenkammer, bemerkte Herr Arago, daß es im südlichen Frankreich gewisse Lagunen in der Nähe des Meeres gebe, in denen sich durch die Verdünstung des Wassers ein Salzniederschlag bilde, den die Einwohner der Umgegend heraus zu holen und statt ihres Salzbedarfes zu verbrauchen pflegten. Die Salzverwaltung, die hieraus einigen Verlust für den Fiskus befürchtete, kam auf den Gedanken, süßes Wasser in diese Lagunen leiten zu lassen und hierdurch die Bildung des Salzes unmöglich zu machen. Allein es entstand hierauf in der Gegend eine Seuche, die viele Aehnlichkeit mit der Cholera hatte. So außerordentlich diese Erscheinung ist, so unzweifelhaft ist sie; wie denn auch in einigen am Meere gelegenen Städten Italiens diese Wirkung von Vermischung des salzigen und süßen Wassers beobachtet wurde, weßhalb man dort Vorsorge traf, eine solche Vermischung zu hindern.

*

Vor nicht gar langer Zeit wurde in Brescia ein Tempel des Mars aufgefunden, und während man ihn unter dem Schutt und Erdreich, womit er bedeckt war, hervorgrub, stieß man auf die vergoldete Bronzebildsäule einer Viktoria, welche die Künstler für vollkommener halten, als alle Statuen, auf deren Besitz Mailand, Venedig und Neapel stolz sind. Indeß wurden die Ausgrabungen fortgesetzt, und der Tempel ist bereits ganz aufgedeckt. Man hofft auch noch auf andere Gebäude zu stoßen.

---

*) Sergeant-at-Arms — Stabträger: heißt im englischen Parlamente (und analog im amerikanischen Kongresse) derjenige Beamte, welcher das Wahlzeichen vor dem (Lord-Kanzler oder) Sprecher einherträgt und die Befehle des Parlaments vollstreckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 130. 10 Mai 1833.

Bilder und Skizzen aus Slade's Reisen.

4. Fische im Bosporus.

Auch vom materiellen Gesichtspunkte aus betrachtet hat die Natur den Bosporus wohlthätig bedacht, indem sie ihn mit Fischen aller Arten, weit über den täglichen Verbrauch der zahlreichen Bevölkerung Konstantinopels, versah. Unter ihnen ist vor allen der Schwertfisch zu nennen. Trotz seiner Größe ist er ein köstliches Essen und ein recht fashionables dazu, denn er ist Sultan Mahmuds Leibgericht. Er wird hauptsächlich im Bosporus und in der Propontis, seltener im Hellespont, und noch seltener im schwarzen Meere oder im Archipelagus gefangen; in dem letztern dieser Meere fand er sich indessen im Jahr 1812 in großer Menge, da eine allgemeine Auswanderung derselben, zum großen Schrecken der Gourmands von Konstantinopel, statt gehabt hatte, welche befürchteten, er möchte für immer ausbleiben; und im Divan wurde deßhalb im vollen Ernste der Vorschlag gemacht, ein Fahrzeug hinunter zu schicken, um ein Männchen und ein Weibchen lebendig zu fangen und nach dem Bosporus hinauf zu bugsiren; die freiwillige Rückkehr der Flüchtlinge ließ jedoch diesen Plan nicht zur Ausführung kommen. Wenn er hübsch angerichtet wird, das Schwert scharf hinausgestellt, ist er ein fürstlich aussehendes Gericht, wohl geeignet die Festtafel eines Bürgers zu krönen. Der Palamitha, ein großer und etwas rauhschuppiger Fisch, wird gleichermaßen sehr geschätzt. Er ist ein Zugfisch und findet sich in größter Menge im azow'schen Meer; die Kosaken salzen höchst bedeutende Vorräthe davon ein. Auch Meerbutten gibt es im Bosporus, die den englischen ähnlich, aber nicht so gut wie diese sind. Man muß sich übrigens erst an die höchst eckelhaft ins Gesicht fallenden, von den Eingebornen aber für einen Leckerbissen gehaltenen, schuppigen rothen Finnen, mit denen der Rücken des Turbot bedeckt ist, gewöhnen, um Geschmack an ihm zu finden. An Hummern fehlt es nicht, darum speis't man sie auch als ganz gewöhnliches Gericht. Die rothe Seebarbe, die Zunge *) und eine geringere Plattfischart **) findet sich in Fülle; eben so der Dintenfisch, so genannt wegen seines Säckchens mit schwarzer Flüssigkeit, mit der sich vollkommen gut schreiben läßt: schneidet man es aus, so kommt der Geschmack des Fisches dem der Glattroche *) ganz gleich; jene dintige Flüssigkeit wird übrigens gemeiniglich als Brühe mit ihm angerichtet, weßhalb nur wenige Fremde es über sich gewinnen können, ihn zu essen, auch ist das Gericht, hat man davon gekostet, nicht eben zu einem zweiten Versuche einladend. Bei den Griechen ist der Verbrauch dieses Fisches in ihren strengen Fasten sehr groß, da er nicht als Fisch gezählt wird.

* * *

5. Das Grab der armenischen Brüder.

Die Strömung ermüdete die sehnigen Arme unserer Ruderer und bog ihre eschenen Ruderblätter, doch standhaft durchschnitten wir sie bis nach Arnautki, wo wir anhielten, um uns mit Kaffee und Tschibuken zu erquicken. Zwei Bäume auf einem Hügel oder dem Dorfe bezeichneten die Stätte, wo die unglücklichen armenischen Brüder Touz-Oglu, vor wenigen Jahren noch die ersten Wechsler Konstantinopels, begraben liegen. Sie waren sehr reich, aber großmüthig, und darum wenig beneidet; Pracht liebend und zeigend, aber bescheiden in ihrem Benehmen, und darum bei Gläubigen und Ungläubigen beliebt; jung, aber reich, und darum ohne Aussicht, in Konstantinopel ein hohes Alter zu erreichen; Münzdirektoren dabei, eine zwar viel gesuchte, aber gefährliche Stelle in einem Lande, wo Herabwerthung der Münze ein oft angewendetes, schnell übliches Auskunftsmittel zur Aufhülfe des Staatseinkommens ist. Mahmud, der viel umgestaltende, rascherneuernde Sultan, der das staatskluge Verfahren seiner Vorgänger, den Werthgehalt des Geldes nur allmählich zu verringern, um nicht einen zu plötzlichen allgemeinen Schrecken hervorzurufen, als ein althergebrachtes Vorurtheil ansah und verachtete, ließ auf einmal einen Hattischeriff ergehen, der — bei Todesstrafe für jeden Widerspänstigen — seinen Unterthanen befahl, all ihr Gold und Silbergeld ihren betreffenden Vorgesetzten einzuliefern, wofür sie nur wenig mehr als die Hälfte des Werths wieder bekommen sollten. Unruhige Bewegungen waren die natürliche Folge dieses Gewaltstreiches, und in der Hauptstadt wurden sie so ernsthaft, daß man, um sie zu beschwichtigen und das Gehässige der Maßregel von der Regierung abzu-

*) Sole — eine Art Scholle oder Plattfisch.
**) White-bait, ebenfalls eine Plattfischart; jene die köstlichere, diese die geringere. D. Ueb.

*) Skait — auch Engelfisch genannt. D. Ueb.

wälzen, die Touz-Oglus, deren einziges Verbrechen darin bestand, ihrem Gebieter buchstäblich gehorcht zu haben, der Verschlechterung der Reichsmünze zu ihrem eigenen Vortheile anklagte. Ein Opfer, gleichgültig ob schuldig oder unschuldig, stellt den großen Haufen immer zufrieden, so lautet die vielleicht in allen Ländern anwendbare Lehre der türkischen Staatsweisheit, und so wurden denn die Touz-Oglus, deren Unschuld jedem Unterrichteten sonnenklar war, hingerichtet, ihr Vermögen eingezogen, ihre Angehörigen in die Verbannung geschickt, ihre Leichen aber durften — zum besondern Zeichen von des Sultans Milde — beerdigt, statt dem Herkommen gemäß, ins Meer geworfen zu werd u.

B e n a r e s.

(S c h l u ß.)

Der Handel von Benares ist sehr blühend, denn neben dem bedeutenden Verkehr, der mit Shwals, Diamanten und andern Edelsteinen getrieben wird, gibt es eine Menge von Manufakturen der berühmten Gold- und Silberbrokade, welche in Indien unter dem Namen K i n k o b bekannt sind. Diese kostbaren Stoffe werden von allen Klassen in Hindustan, sowohl Mohammedanern als Hindus bei feierlichen Gelegenheiten getragen, und sind nicht wie die Baumwollengewande von europäischen Produkten verdrängt worden. Halstücher von Gold und Silberstoffen mit breiten Franzen geziert und von wunderschöner Arbeit sind bisweilen nach London ausgeführt worden, wo sie wegen des besondern Glanzes ihrer Materialien sehr geschätzt werden; obgleich sie der glänzenden Stickerei der sammetnen Turbane, welche hier gemacht werden, nicht zu vergleichen sind. Die Goldzierrathen indischer Frauen sind gewöhnlich von reinem Geschmack, und ihre Formen oft von europäischen Goldschmieden nachgeahmt worden, ohne daß sie dieselbe Vortrefflichkeit erreicht hätten. Uebrigens ist Benares im Orient wegen der Verfertigung von Kinderspielsachen aus Holz und Thon so berühmt wie Nürnberg in Europa. Die hier gefertigten Puppen dienen jedoch zugleich auch als Votiv- und Götzenbilder in den Tempeln.

Der Radschah von Benares, ein Prinz, der alle Macht, welche seine Ahnherren besessen hatten, verloren hat, behält einen Titel und ein Einkommen, das seines Ranges würdig ist. Er bewohnt Ramnaghur, einen befestigten Palast in der Nähe von Benares; einen andern Palast in englischem Geschmacke erbaute er sich in der Nähe der englischen Kantonirungen, wo er die Europäer dieser Station während einiger der größern indischen Feste bewirthet. Bei einem dieser Feste, H u l i h genannt, besteht das größte Vergnügen darin, die Vorübergehenden mit einem rothen Staube zu pudern. Die Confetti eines italienischen Karnevals sind nichts gegen die Staubwolken bei solchen Gelegenheiten. Die weißen Gewänder der Eingebornen sind in kurzer Zeit umgefärbt, und wenn man sich am Ende auch gelegentlich noch mit Wasser bespritzt, so wird Alles von Kopf bis zu den Füßen roth. Auch die muselmännische Bevölkerung nimmt an dieser Lustbarkeit Antheil, bei der sich selbst die Europäer nicht von der allgemeinen Tollheit ausschließen, von der die Stadt in jenen Tagen befangen ist. Nicht selten erblickt man junge Offiziere wie roth angestrichen, und selbst Damen finden nicht Gnade für ihren Putz. Das schöne Geschlecht sah sich daher angenehm überrascht, als es bei dem Radschah eingeladen, statt des abscheulichen Staubes Körbe mit Rosenblättern fand, mit denen man es überschüttete — eine sehr kostspielige Galanterie in einem Lande, wo jedes Rosenblatt sorgfältig gesammelt wird, um jenes berühmte Oel daraus zu bereiten, von dem jede indische Familie eine unglaubliche Menge verbraucht. Die indischen Gärtner sind daher oft sehr ungehalten über die europäischen Damen, wenn sie dieselben nicht bloß völlig aufgeblühte Rosen, sondern auch sogar ganze Zweige mit Knospen abbrechen sehen. Bei den von dem Radschah gegebenen Festen werden Tänze (Notsch) von Bajaderen mit großer Vollkommenheit aufgeführt. Europäer werden dieses Schauspiels leicht satt, aber die Hindus sitzen mit großer Geduld vom Abend bis zum Tagesanbruch, und scheinen nie satt die Tänzerinnen zu sehen, welche sich die ganze Nacht hindurch in ihrem Spiel ablösen. Die Gesellschaft sitzt gewöhnlich an dem obern Ende eines glänzend beleuchteten Saals, die beiden Seiten sind mit Domestiken besetzt, welche das Schauspiel mit Begierde erwarten. Zwei Tänzerinnen erscheinen immer zugleich, begleitet von drei Musikanten und zwei Fackelträgern, welche sich auf beide Seiten stellen und ihre Fackeln je nach den Bewegungen des Tanzes erheben oder senken. Die Bajaderen sind sehr malerisch, obgleich etwas zu faltenreich gekleidet. Sie haben lange und weite seidene Hosen von heller Farbe, die mit Silber gestickt, und so lang sind, daß man kaum von Zeit zu Zeit die reichen Knöchelbänder sieht, die mit kleinen Schellen versehen sind. Die Zehen sind mit Ringen bedeckt, und eine breite flache silberne Kette läuft über den Rist des Fußes hin. Ueber den Hosen tragen sie einen weiten Rock von reichen Stoffen, der wenigstens zwölf Breiten weit, und mit goldenen und silbernen Franzen geziert ist, darüber einen Ueberrock von gewöhnlicher Weite, der aber fast unter dem weiten Schleier verschwindet, der mehrmals über die Brust geschlagen wird und hinten und vorn in großen Streifen hinabfällt. Ihre Hände und Arme sind mit Juwelen bedeckt, und ihre Haare über silberne Bänder geschlungen. Die Ohren sind ringsum durchstochen, und tragen eine Reihe von Ringen; an der Nase hängt ein weiter dünner Ring mit einer Perle, was jedoch das Gesicht keineswegs verunziert. Wenn die Tänzerinnen jung, hübsch und von schönem Wuchse sind, und noch nicht die Gewohnheit angenommen haben, ihre Zähne zu schwärzen, so ist ihre Tracht nicht nur prächtig, sondern elegant. Sie beginnen ihr Spiel mit Gesang, in einem hohen und kreischenden Tone, den sie so lange als möglich halten. Von einer Modulation der Stimme haben sie nicht den mindesten Begriff. Die Instrumente, deren sie sich zur Begleitung bedienen, sind nicht viel besser als dieser Gesang, und bestehen aus zwei Arten seltsam geformter Guitarren und zwei kleinen Tamtams, die von Zeit zu Zeit angeschlagen werden, und ihren Schall in die klagenden Stimmen mischen. Das Tanzen ist noch sonderbarer: sie heben ihre Füße nie vom Boden, sondern schleifen hin und her, heben ihre Arme auf, verschleiern und entschleiern sich, treten vor und zurück, und beschreiben Kreise. Dieß wiederholt sich in ewiger Einförmigkeit,

bis ein neues Paar eintritt, um dieſelben Bewegungen und Wendungen zu machen. Man ſagt, daß bisweilen die eingebornen Zuſchauer ſo bezaubert werden, daß ſie in der Entzückung ihre Kleider zerreißen, und ihre Bewunderung mit den lauten Ausrufen „Wah! Wah!“ äußern, aber gewöhnlich behalten ſie ihre eigenthümliche Gravität, und kompromittiren ſich nicht durch Zeichen von irgend einer Gemüthsbewegung. Die Verſammlung beobachtet meiſt eine tiefe Stille, und den Begleitern der Tänzerinnen, ihren Fackelträgern und Muſikanten bleibt es überlaſſen, das Entzücken der Zuſchauer gleichſam pantomimiſch auszudrücken, indem ſie Geſichter ſchneiden, die Augen verdrehen, ihre Fackeln ſchwingen und manchmal auch den unüberſetzlichen Ruf „Bhote! Bhote!“ hören laſſen, was das Uebermaß einer Sache bedeutet. Europäiſche Augen wiſſen an den verſchiedenen Tänzerinnen den eigenthümlichen Werth einer jeden nicht zu ſchätzen; aber die Eingebornen machen einen großen Unterſchied zwiſchen ihnen, und einige, wie z. B. die berühmte Bajadere Niky in Calcutta, die lange Zeit als die Prima Donna des Orientes galt, werden ſo ſehr bewundert, daß ſie je 10 Rupien (100 Pf. St.) für eine Aufführung ihres Tanzes erhielt. In Indien iſt ein einmal erlangter Ruf für allemal gegründet, und eine Künſtlerin dieſer Art hat nichts von einer Neuerung oder einem aufkeimenden Talente zu befahren. Die Mode wechſelt dort zu Lande nicht, Alles iſt althergekömmlich, und ein Engel, der nicht wie Niky ſänge, würde dort wenig Glück machen. Einige engliſche Sängerinnen, die ſich zu Calcutta hören ließen, hatten vernommen, daß der König von Audh ein großer Freund der Muſik ſey, und begaben ſich nach Luknau, in der Hoffnung dort Glück zu machen. Allein ſie fielen gänzlich durch, da ſie weder Kehlen noch Lungen dazu hatten, um durch ſchrillendes Geſchrei indiſche Ohren zu bezaubern. Ein Notſch ſchließt bei den vornehmen Hindus gewöhnlich mit einem prachtvollen Feuerwerk, worin die Künſtler des Landes es zu großer Vollkommenheit gebracht haben.

Die Feſte der Hindus werden nirgends mit größerer Pracht gefeiert als in Benares, beſonders das Feſt, genannt Duwalli; Abends werden dabei irdene Lampen, mit Oel gefüllt, auf alle Vorſprünge aller Gebäude ſo enge als möglich geſtellt. Paläſte, Tempel und Thürme ſcheinen von Sternen gebaut; die Europäer pflegen in Booten den Fluß an der Stadt hinab zu fahren, um den Anblick, der vollkommen unbeſchreiblich iſt, zu genießen. Die Linien aller Gebäude ſcheinen mit Feuer gezeichnet, und die Stadt bildet den Anblick einer Schöpfung des Feuerkönigs. Nach der Meinung der Hindus gelingt Alles, was an dem Abend dieſes Feſtes gelungen iſt; daher verſuchen Spieler an ihm ihr Glück, um hernach das ganze Jahr hindurch deſſelben gewiß zu ſeyn. Diebe arbeiten fleißig in ihrer Profeſſion, andere ſchmauſen und trinken, damit es das ganze Jahr ſo fortgehen möge.

Amerikaniſche Miszellen.

1. Der nordamerikaniſche Kongreß von 1832/33 und ſeine Mitglieder.

(Schluß.)

Montag, den 16 April, war die Galerie des Hauſes der Repräſentanten lange vor der gewöhnlichen Anfangsſtunde der Sitzung gedrängt voll. Auf die Eröffnung des Sprechers, daß Samuel Houſton in dem Gewahrſam des Hauſes ſey, trug Herr Davis aus Maſſachuſetts darauf an, den Beklagten erſt bis Donnerstag, weil der Kläger, Herr Stanberry, früher zu erſcheinen nicht im Stande ſeyn würde, vor die Schranken des Hauſes zu bringen. Herr Carſon aus Nord-Karolina war der Anſicht, man müſſe Herrn Houſton verſtatten, Bürgſchaft zu ſtellen. Herr Michell aus Süd-Karolina bemerkte, es gebühre ſich, die Frage mit großer Ruhe, Kälte u. ſ. w. zu behandeln, und ſchlug, zur Erleichterung dieſes Zweckes, Herrn Houſtons Freilaſſung vor! Nun erhob ſich Herr Hawes aus Kentucky und forderte mit großer Wärme die ungeſäumte Abhör des Beklagten, der, mit Verletzung der verfaſſungsmäßigen Gewalt des Hauſes, verhaftet worden ſey. Er behauptete, der von Herrn Davis beantragte Aufſchub gehe darauf aus, das dem Beklagten zur Laſt Gelegte zuvor noch recht allgemein bekannt werden und dadurch die gehörige Wirkung hervorbringen zu laſſen. Eben ſo warf er Herrn Doddridge aus Virginien, und ſeinem Amtsgenoſſen, Herrn Wickliffe, ihren Ruf und Antrag auf die vorläufige Frage mit der Behauptung vor, der Erſtere habe die Akte von Virginien ganz außer Acht gelaſſen, den Letztern aber müſſe ſein Appetit und die Sehnſucht nach ſeinem Mittageſſen geleitet haben. Er drang auf die augenblickliche Vornahme des Verhörs, wenn nicht der Beklagte ſelbſt es etwa verſchoben wünſchte, und wollte alle Bemerkungen über die innere Beſchaffenheit der Sache bis zu einer weitern Stufe des Verfahrens ausgeſetzt wiſſen. Nach einigen Gegenbemerkungen der Herren Doddridge und Wickliffe, die Herrn Hawes Anſchuldigungen zurückwieſen, ließ ſich Herr Fitzgerald aus Tenneſſee dahin vernehmen, daß Herr Stanberry Herrn Houſton durch ſeine Bemerkungen im Hauſe *) verläumdet, und gegen ihn, durch die Herausgabe dieſer Bemerkungen, in die Stellung eines Schmähſchriftlers ſich verſetzt habe, ſonach mit Recht jedweder Züchtigung verfallen ſey, welche der ſchwerbeleidigte Theil gegen ihn zu nehmen für gut finden möge; Herr Fitzgerald meinte weiter, Herr Houſton dürfe wegen ſeiner Verfahrensweiſe keineswegs als ein „meuchelmörderiſcher Schurke“ betrachtet werden, denn das könne ein ehemaliges Mitglied des Kongreſſes, der geweſene Gouverneur von Tenneſſee, mit einem Worte, ein Mann nicht ſeyn, den das Volk mit ſolchen und andern Ehren bekleidet und betraut gehabt habe; ein Mitglied des Kongreſſes müſſe, ſo gut wie ein jedes andere Mitglied des Gemeinweſens, dem Einzelnen für das, was es ſage, verantwortlich ſeyn, und es ſey, wahrhaftig, manchmal etwas (something) nöthig, um „dem Uebermaße der Redeluſt und Wortſtreitfertigkeit einen Zaum anzulegen.“ — Schließlich verbreitete ſich Herr Fitzgerald des Längern über die Gewalt, wann und in wie weit ſie dem Hauſe nach der Verfaſſung zuſtehe.

Darauf erhob ſich Herr Arnold aus Tenneſſee „in der Abſicht, Tenneſſee's Ehre zu retten.“ — „Tenneſſee fühle ſich in Staub und Aſche gedemüthigt über die Erniedrigung, die es einſt dadurch habe erleiden müſſen, daß Samuel Houſton ſein Staatsvorſtand geweſen ſey. Gouverneur Houſton er vermöge dieſe Worte kaum über die Lippen zu bringen.“ Herr Wickliffe wollte den Redner zur Ordnung gerufen wiſſen, allein das Haus entſchied, die ganze Sache ſtehe der allſeitigſten Erörterung und Beleuchtung offen. Herr Arnold nahm nun den Faden ſeiner Bemerkungen wieder auf, und ſetzte die „ganz eigene Stellung Tenneſſee's, wodurch eben Herr Houſton erwählt worden ſey,“ aus einander — gewirkt hätten hier nämlich „die Volksthümlichkeit General Jackſons, **) der Umſtand, daß Herr Houſton allgemein als ein Liebling des Präſidenten bekannt geweſen ſey, und Houſtons kluge Benützung jener Beliebtheit des Generals, um vermittelſt ihr zu Amt zu gelangen.“ — Herr Vance wollte hier den Redner ebenfalls zur Ordnung gerufen wiſſen, allein Herr Arnold wurde vielfach unterſtützt, und fuhr fort, das „unauslöſchliche Brandmal wegzuwiſchen,“ womit Tenneſſee gezeichnet worden ſey.

Herr Irvin aus Ohio unterbrach den Redner abermals mit dem Rufe zur Ordnung, indem er ausführte, das Haus dürfe bei der vorliegenden Unterſuchungsſache nicht die gewöhnlichen Vorſchriften der Legislatur, ſondern es müſſe ſich hier die Geſchäftsgeſetze eines Gerichtshofes zur Richtſchnur nehmen. Der Sprecher entgegnete, eine Entſcheidung darüber, daß das Haus jetzt nicht in ſeiner legislativen Eigenſchaft und Befugniß handle, ſtehe dem Sprecherſtuhle nicht zu.“

---

*) Die Beſchuldigungen, welche im Eingange dieſes Aufſatzes aus dem U. S. Telegraph angeführt worden ſind.

**) Des gegenwärtigen Präſidenten der Vereinigten Staaten.

Herr Davis führte hierauf zur Erläuterung seines Antrages, das Verhör erst am Donnerstag vorzunehmen, den Umstand an, daß einestheils Herr Stanberry früher nicht erscheinen könne, und daß anderntheils der Beklagte, da er an des Klägers Unfall schuld sey, sich über eine harte Behandlung nicht beklagen dürfe, wenn man ihn auf so lange in Haft behalte, bis Jener im Stande seyn würde, persönlich sich einzufinden. — „Er erlaube sich übrigens schließlich, seinen Antrag in der Art zu modificiren, daß Herr Houston jetzt gleich vor das Haus gebracht werden könne." — Nachdem das Haus, ohne besondere Abstimmung, dieser Modifikation beigepflichtet hatte, wurde dann Herr Houston vorgeführt, und vom Sprecher befragt, ob er einen Zeitaufschub, Vermehrung von Zeugen u. s. w. verlange, worauf er erklärte, daß er keinen Rechtsbeistand begehre, wohl aber eine Vermehrung von Zeugen, übrigens in etwa 24 Stunden zur Gerichtsverhandlung bereit seyn würde. — Herr Davis aus Massachusetts trug jetzt darauf an, einen Privilegienausschuß (committee of privileges) von sieben Mitgliedern zu bestellen, welcher das von dem Hause bei der Verhandlung dieser Sache zu beobachtende geeignete Verfahren in Erwägung ziehen und darüber dann Bericht erstatten solle. Dieser Antrag ging ohne Debatte durch.

Am 18 April wurde Houston vor die Schranken des Hauses gestellt, und ihm die Anschuldigung, wegen deren er verhaftet worden war, von dem Sprecher vorgehalten. Sein Anwalt, Francis Key Esq., begleitete ihn. *) Mehrere Tage nahm die Anhör von Zeugen über die Thatsache selbst. — den Angriff auf Herrn Stanberry — welche übrigens Houston im Wesentlichen zugestand, weg. Herr Key suchte in einer ausführlichen Rede Herrn Houston als in keinerlei Weise strafbar darzustellen, und die Strafgewalt des Hauses wegen Verletzung seiner Privilegien als nichtbestehend anzufechten. Auch Herr Houston hielt selbst eine Vertheidigungsrede. Eine mehrtägige fortgesetzte Debatte entspann sich darauf über den Antrag Herrn Harpers aus New-Hampshire auf Entlassung des Beklagten aus der gefänglichen Haft und über einen von Herrn Huntington aus Connecticut beantragten Zusatzbeschluß, wonach das Haus Herrn Houston als der gröblichen Nichtachtung seiner Privilegien schuldig erklären sollte. Dieser Zusatzvorschlag ging endlich durch, und Herr Houston ward demnach der gröblichen Nichtachtung und Verletzung der Privilegien des Hauses, mit 106 Stimmen gegen 89, schuldig erklärt. Darauf brachte Herr Clay aus Alabama folgenden Beschluß in Antrag: „Beschlossen, daß in der Sache des Samuel Houston nunmehr nicht weiter vorzuschreiten und derselbe aus dem Gewahrsam des Sergeant-at-Arms zu entlassen sey." Dagegen schlug Herr Huntington vor, Alles, mit Ausnahme des beschlossen, auszustreichen und dafür zu setzen: „Daß Samuel Houston nächsten Montag 12 Uhr vor die Schranken des Hauses zu bringen und ihm daselbst die gröbliche Nichtachtung und gewaltsame Verletzung der Privilegien des Hauses, deren er sich schuldig gemacht, von dem Sprecher ernstlichst zu verweisen, derselbe sodann aber aus dem Gewahrsam des Sergeant-at-Arms zu entlassen sey." Mit 106 gegen 89 Stimmen wurde diese Schlußfassung angenommen.

Herr Houston wurde demgemäß am 14 Mai 12 Uhr Mittags vor die Schranken des Hauses geführt. Der Sprecher eröffnete ihm, wenn er noch etwas vorzubringen habe, ehe das Urtheil gesprochen würde, so möge er solches thun. Herr Houston übergab darauf folgende schriftliche Erklärung, die nachher auf Herrn Archers Antrag in das Sitzungsjournal eingerückt ward.

„An das hochachtbare Haus der Repräsentanten der Vereinigten Staaten:

„Der Angeklagte, gegenwärtig vor den Schranken des Hauses, erlaubt sich ehrerbietig vorzutragen: Wie er hört, ist er jetzt vor das Haus gestellt, um von dem Sprecher einen Verweis zu erhalten, und Dieß in Vollziehung des über ihn gefällten Spruches. Würde er sich einem solchen Spruche schweigend unterwerfen, so möchte man daraus folgern, er erkenne die Machtvollkommenheit des Hauses zu dessen Ertheilung an. Eine solche Folgerung kann er nicht aufkommen lassen. Er betrachtet ihn als eine unsern Gesetzen unbekannte Strafe, eine Strafe, wo nicht durch das Verbot der Verfassung schon untersagt, doch immerhin unvereinbar mit dem Geiste unserer Staatseinrichtungen, und entgegen Dem, was dem freien Bürger auferlegt werden darf. Er findet es, indem er diese Erklärung macht, für angemessen, beizufügen, daß er den Willen und die Absicht nicht gehabt hat, das Haus zu stören (to trouble the house). Glaubt auch, daß zwar sowohl das ganze Verfahren gegen ihn, als auch der von ihm beanstandete Entscheid, durch die Verfassung seines Landes keine Gewähr und Rechtsgrundlage finden, daß es jedoch Umstände geben kann, die einen Bürger rechtfertigen oder entschuldigen, wenn er (wie hier von ihm geschah) sich bestimmt, in duldendem Schweigen zu leiden, was das Haus durchzusetzen für angemessen erachten mag."

„Samuel Houston."

Der Sprecher hielt nun folgende Anrede an ihn:

„Samuel Houston!

„Sie sind angeklagt worden einer Verletzung der Rechte und Privilegien des Hauses, indem Sie gegen eines seiner Mitglieder, um Worte willen, die in den Verhandlungen gesprochen wurden, persönliche Gewaltthat übten. In Ausübung der hohen und ihm verliehenen Machtbefugniß der Sicherstellung und abndenden Behauptung seiner Vorrechte hat das Haus diese Untersuchung eingeleitet und erledigt, und zwar hinsichtlich der Ihnen als Einzelnem zustehenden Rechte mit all der Ueberlegung und Vorsicht, wie sie die auf Würde und Sittengesetz gebaute Gerechtigkeit einer solchen Versammlung erheischt. Sie sind in Person bei Ihrer Verantwortung gehört, Sie sind geschickt und beredt von einem ausgezeichneten Rechtsanwalte vertheidigt, es ist Ihnen jede Erleichterung und Möglichkeit gegeben worden, Ihre Sache vollständig und offen dem Hause vorzulegen, und seiner Erwägung rechtliche sowohl wie thatsächliche Ausführungen zum Zwecke der Erläuterung und Rechtfertigung Ihres Benehmens zu unterlegen! Welche auch immer die Beweggründe oder Ursachen gewesen seyn mögen, die zu der von Ihnen begangenen gewaltthätigen Handlung Veranlassung gaben, jedenfalls bleibt Ihr Betragen, nach dem feierlichen Ausspruche des Hauses, eine schwere Verletzung seiner Rechte und Vorzugsfreiheiten, und verlangt dessen laute Mißbilligung und bestimmten Tadel. Hätte ich, als Vorsitzender des Hauses und in dieser Eigenschaft durch seinen Befehl dazu berufen, Jemand ohne Erziehung und Unterricht einen Verweis zu ertheilen, so würde man wohl von mir erwarten, daß ich ihm, so weit Dieß in meinen Kräften steht, zu Gemüthe führte, wie wichtig und angemessen es sey, sich sorgfältig vor jedweder Verletzung der den Mitgliedern des Hauses durch unsre unschätzbare Verfassung zugesicherten Rechte und Privilegien zu hüten; da ich jedoch zu einem Bürger von Ihrem Stande und Ihrer Geistesbildung, und zu Einem spreche, der selbst durch das Volk mit einem Sitze in diesem Hause beehrt und betraut gewesen ist, so wäre es wohl unnöthig, wenn ich die mir auferlegte Pflicht weiter ausdehnen und mich über die besondere Art oder die Folgen des Vergehens näher verbreiten wollte, dessen Sie angeklagt und schuldig befunden worden sind.

„Was immer dahin abzielt, die Freiheit des Wortes in diesem Hause zu beeinträchtigen — eine Freiheit, nicht minder heilig, als das Ansehen und die Macht der Verfassung selbst — oder der Unabhängigkeit der erwählten Vertreter des Volkes innerhalb dem Rechtskreise ihrer Amtshandlungen Abbruch zu thun, das muß, wie Sie zweifelsohne fühlen und erkennen, in demselben Verhältnisse den Gesetzgeber der Nation selbst, zusammt dem Geist und der Form unserer freien Staatseinrichtungen, schwächen und herabwürdigen. Ihre eigene Einsicht und Erkenntniß wird Ihnen wahrscheinlich angemessenere Betrachtungen an die Hand geben, als irgend Etwas, was ich zu sagen vermöchte. Auf diese Betrachtungen baue ich denn mit Zuversicht, und zweifle nicht, daß, hätten Sie seiner Zeit die Gewaltthat, die Sie begingen, in dem Lichte betrachtet, in welchem sie von dem Hause angesehen worden ist, Sie sich dessen Mißbilligung und Tadel, mir aber die Pflicht, sie bekannt zu machen, erspart haben würden. Ich habe Ihnen nunmehr das Urtheil des Hauses zu verkünden, dahin lautend, daß Sie sich einer schweren Verletzung seiner Vorrechte schuldig gemacht haben, und darum, vor dessen Schranken, von dem Sprecher einen ernstlichen Verweis erhalten sollen, als welches ich hiemit, dem Befehle des Hauses gemäß, thue, und demnach Ihnen einen ernstlichen Verweis ertheile. Sie werden nun von den Schranken des Hauses weggeführt und aus dem Gewahrsam des Sergeant-at-Arms entlassen werden."

*) Houston scheint sonach, seinem frühern Verzicht entgegen, einen Rechtsfreund angenommen zu haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 131. 11 Mai 1833.

Die Bevölkerung der Erde.

(Aus den „Nouvelles Annales des Voyages.")

Das Menschengeschlecht ist sehr ungleich über die Oberfläche der Erde vertheilt. In einigen Ländern leben die Menschen dicht auf einander gedrängt, ihre Anzahl vermehrt sich, und ganze Familien sind genöthigt auszuwandern, um sich anderswo niederzulassen; in andern dagegen lebt die Bevölkerung sehr verstreut, nimmt nur wenig zu, ja vermindert sich wohl zuweilen, und erhält sich in diesem Wechsel fast immer auf dem nämlichen Stand; endlich gibt es noch große Landstriche, die stets unbewohnt waren, und von den Menschen nur zu gewissen Jahreszeiten besucht werden, theils um längs ihren Küsten zu fischen, theils um den Sommer über dort zu jagen. Die Niederlassungen, die sie an solchen Orten anlegen, sind nur auf eine gewisse Zeit berechnet, und werden mit Eintritt des Winters etwa wieder verlassen. In mehreren Ländern, wo in früheren Zeiten die Bevölkerung sehr beträchtlich war, hat sie gegenwärtig sehr abgenommen. In andern wächst sie beständig mit größerer oder geringerer Schnelligkeit; in noch andern dagegen geht ihre Zunahme nur sehr langsam vor sich.

Alle diese Resultate liegen in verschiedenen und allgemein bekannten Ursachen begründet; allein man kann nicht umhin zu bemerken, daß dieselben nicht von allen Schriftstellern, die sich mit politischer Oekonomie oder Statistik beschäftigten, gehörig erkannt und gewürdigt worden sind. Die Einen glauben, daß die Bevölkerung früher in einigen Ländern stärker gewesen sey, als gegenwärtig; Andere wollen, bei Betrachtung ihrer fortschreitenden Vermehrung, hieraus den Schluß ziehen, daß Dieß immer und überall so gewesen sey, und daß die Zunahme der Menschenzahl in ihrer unendlichen Progression dergestalt anwachsen müsse, daß endlich die ganze Oberfläche der Erde von ihr bedeckt seyn werde.

Um Dieß im Lauf der Jahrhunderte möglich zu machen, müßten nothwendigerweise die Menschen auch allenthalben Mittel zu Unterhalt und Wohnung finden; denn ein Land ist nur dann erst bewohnbar zu nennen, wenn der Mensch sich dort Nahrung und Schutz gegen die klimatischen Einflüsse verschaffen kann, denen er bloßgestellt ist; allein die Erfahrung lehrt, daß mehrere Gegenden des Erdballs gerade aus der einen oder aus beiden Ursachen unbewohnbar sind, und daß folglich ein Theil der Erdoberfläche unbewohnt bleiben wird.

Der Beweis dieser Ansicht fällt nicht schwer:

Die Oberfläche der Erde wird auf 25,600,000 □Lieues (35 auf den Grad) angegeben

Hievon nimmt das Meer ein . . 18,865,000 —

Es bleiben folglich an Land nur . 6,825,000 —

Es ist nun zu untersuchen, wie diese Oberfläche sich auf die verschiedenen Welttheile vertheilt, wobei wir zugleich die einem jeden gegenwärtig zugeschriebene Bevölkerung anführen. Die angegebenen Zahlen sind, mit Ausnahme einiger Abweichungen, nach Balbi's neuestem „Abrégé de Géographie."

	□Lieues.	Einwohner.
Europa .	492,000	225,000,000
Asien . .	2,148,000	390,000,000
Afrika . .	1,496,000	70,000,000
Amerika .	2,197,000	40,500,000
Australien	532,000	20,300,000
	6,825,000	745,800,000

Es erhellt hieraus, daß Asien der größte und bevölkertste Welttheil ist; daß er aber, im Verhältniß seiner Oberfläche, dennoch minder bevölkert ist als Europa, dessen Einwohnerzahl sich zu 458 Individuen auf die Quadratlieue berechnet, während Asien nur 185 zählt. Europa ist also, im Verhältniß zu seinem Flächeninhalt, der bevölkertste Welttheil. Es ist nicht unsre Absicht hier auf die Untersuchung einzugehen, wie viele und mancherlei Ursachen zu diesem Resultate beigetragen haben, wir wollen nur eine einzige anführen, die der Zunahme der Bevölkerung am meisten förderlich, überdieß keinem von der Laune des Menschen abhängigen Wechsel unterworfen ist; nämlich: Europa ist, im Verhältniß zu seinem Flächeninhalt, der bevölkertste der fünf Welttheile, weil er die größte Menge bewohnbaren Landes bietet. Wirklich liegen auch zwischen dem 34° und 71° nördlicher Breite, nur ungefähr 21½° seines Flächenraumes unter der kalten und alles Uebrige unter der gemäßigten Zone. Und selbst der zunächst der kalten Zone gelegene Theil leidet von dem zerstörenden Einflusse der Kälte weit weniger als in den andern Welttheilen, besonders in den westlichen Regionen. Europa hat durch seine Lage, seine eigenthümliche Gestalt ein

Klima erhalten, das von dem unter gleichen Graden mit ihm liegender Länder sehr verschieden ist. Man kann es als den westlichen Vorsprung des alten Kontinents ansehen. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß die westlichen Theile aller Festländer nicht nur wärmer als die unter gleichen geographischen Breiten liegenden östlichen Theile, sondern daß auch unter Zonen von gleicher jährlicher Temperatur, auf den östlichen Küsten die Winter kälter und die Sommer heißer sind, als auf den westlichen Küsten beider Kontinente. Europa wird im Norden, Süden und Westen von Meeren umspült. Das mittelländische Meer trennt es im Süden von Afrika und einem Theile Asiens; der atlantische Ozean von Amerika, und nur im Osten hängt es mit dem alten Kontinent zusammen, während ein großer Meeresarm sich gegen die Mitte des nördlichen Theils der gemäßigten Zone in sein Inneres drängt. Das Klima von Europa hat daher im Ganzen mit dem der Inseln Aehnlichkeit, wo Hitze und Kälte gelinder sind als auf den Festländern. Da es dem Pol näher als dem Aequator liegt, so ist es auch nicht der versengenden Hitze Afrika's ausgesetzt; da aber zugleich sein nördlichster Auslauf 19° vom Nordpol entfernt ist, so wird es auch nicht von gleicher Kälte als andere, weiter nach Norden reichende Länder heimgesucht.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder und Skizzen aus Slade's Reisen.

6. Leben in Konstantinopel.

In gewöhnlichen Jahren ist die Gegend um Konstantinopel mit großem Ueberfluß gesegnet, und dabei Alles sehr wohlfeil, wiewohl zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes das Gegentheil statt fand. Die Gemahlin eines Gesandten sagte mir, daß vor dem Kriege die Ausgabe für ihren Familientisch in Bujukdere wenig mehr als einen Dollar *) täglich betragen habe. Ein fetter Welschhahn kostete gewöhnlich vier Pence; **) Geflügel u. s. w. im Verhältniß; Ochsen- und Hammelfleisch war eben so wohlfeil. Die gegenüberliegende asiatische Küste liefert das schönste Obst und Gemüse im Ueberflusse; eben so Wildpret, Trinkbaren Wein, besonders aus einer, Al-Tyn-Tach (oder goldener Stein) genannten Traube, bereiten und verkaufen die Griechen, die Maß zu einem Penny oder drei Halbpence. ***) In den Herbstmonaten kommen Wildschweine in die Rebgärten herab, um die Trauben zu fressen, wo man sie dann leicht schießen kann; in derselben Jahreszeit verdunkeln oft wolkendichte Flüge von Wachteln, die an der Küste des schwarzen Meeres nahe am Bosporus niederfallen, fast die Sonne und werden vermittelst Garnen gefangen, die man auf hohen am Felsenufer einige Ellen von seinem Rande aufgepflanzten Stangen ausspannt und gegen welche zum die von ihrer Reise über das Meer erschöpften Vögel anfliegen, und betäubt herab fallen. Durch diese einfache Vorrichtung kommen die Muselmänner zu einem Leckerbissen, der ihnen sonst versagt bliebe, da sie Alles, was an einer Schußwunde stirbt, weil das Blut dadurch nicht frei auslaufen kann, als unrein betrachten. Das ist die Hauptursache, weßhalb sie kein Wildpret essen; vor keinem Vogel haben sie einen heiligen Abscheu, außer vor dem Rebhuhn, weil eines von dieser Vogelgattung durch seinen Ruf den Versteck des heiligen Mustapha verrieth. Eine Vorstellung von der Art und Bedeutenheit dieser jährlichen Wachtelwanderung kann man aus dem Befehle abnehmen, den der Sultan im Jahr 1829 dem Kapitan Pascha zugehen ließ, vierhundert Dutzend Wachteln für das Serail fangen zu lassen; in drei Tagen waren sie beisammen, und gingen in kleinen Käfigen lebendig zu ihrer Bestimmung ab.

* * *

7. Empfang der britischen Gesandtschaft bei dem Sultan.

Der Sultan empfing die Gesandtschaft ohne das mindeste Gepränge; sein Seliktar und sein Serkiatib waren bei dem Empfang allein zugegen; so prunklos, wie dieser, war auch seine eigene Erscheinung. Statt goldbrokatener Gewänder und eines mit Edelsteinen übersäeten Kaschmirturbans trug er einen schlichten blauen militärischen Mantel und weite Beinkleider; von Schmuck nichts, als ein diamantenes Tschelenk an seinem Fes, und stählerne Sporen an seinen Wellingtonstiefeln. Der Dragoman übersetzte die in englischer Sprache gehaltene Rede des Gesandten, worauf der Sultan in eigener Person antwortete, indem er sein Vergnügen über die von dem englischen Könige getroffene einsichtsvolle und verständige Wahl eines Botschafters ausdrückte. Ich meine, es war Hr. Adair, der bei einer ähnlichen Gelegenheit, da ihm seine Rede entfallen war, das Vaterunser hersagte. Das herkömmliche Staatsgeschenk (der wichtigste Bestandtheil des Beglaubigungsschreibens, denn ohne ihn würde ein Gesandter schlecht willkommen seyn), das Sir Robert Gordon zu gleicher Zeit überreichte, bestand in Diamanten, im Werthe von ungefähr 3000 Pfd. Der Sultan ließ sich dann den Kapitän der englischen Fregatte *) zeigen; sagte übrigens nichts, wohl aber schickte er im Laufe des Tags einen seiner Adjutanten zu ihm, um zu erfahren, ob er auch von der Ehre, die ihm dadurch widerfahren, daß der Sultan seine Augen auf ihn zu werfen geruhte, gebührend durchdrungen sey. — Er war guter Laune und plauderte noch, nachdem die Vorstellungsfeierlichkeit vorüber war, mit seinen Günstlingen fort, offenbar um sich von uns bewundern zu lassen. Bald aber verfinsterten sich seine Züge, denn Einer von uns, der ein kurzes Gesicht hatte, vergaß sich und das der Audienz gebührende Decorum so weit, daß er ihn mit seinem Glase beäugelte, als ob er in jeder Hinsicht ein „Löwe" **) sey; sobald der Sultan es bemerkte, stand

*) 2 fl. 24 kr. rhein.
**) 12 kr. rhein.
***) 1 Kreuzer oder 4½ kr.

*) Der Blonde nämlich, welche den neuen britischen Gesandten Gordon nach Konstantinopel übergeführt hatte.
**) Lion — in der Bedeutung des Königs der wilden Thiere, und in der einer (Londoner) Schaumerwürdigkeit.

Digitized by Google

er auf und entfernte sich mit krauser Stirne, indem er sich auf seine Günstlinge stützte, gegen die er im Laufe des Gespräches, als etwas höchst Bedeutendes und Ueberraschendes, bemerkt hatte, daß der dienstthuende Dragoman der Gesandtschaft seinen Schnurrbart immer noch, à la Janissaire herabhängend, trage. Diese kleine Bemerkung bleibt immerhin beachtenswerth, da sie zeigt, wie groß sein Abscheu gegen jenes „Gezücht" seyn mußte, daß er nicht einmal die unbedeutendste, äußerlich mit ihm zusammentreffende, zufällige Aehnlichkeit ertragen konnte: lange Schnauzbärte waren deßhalb denn auch in Konstantinopel ganz außer Gunst, und viele Höflinge fanden es klug, eine zärtlich gepflegte Bartlocke, das Wachsthum von Jahren, mit raschem Schnitte zu opfern.

* * *

8. Feuersbrunst in einer der Vorstädte von Konstantinopel.

Während unser politischer Sehkreis voll finsterer Wolken hing, bekam unser natürlicher durch eine Feuersbrunst in Galata Leben und Helle. Der Anblick war prachtvoll. Als ich ihm vor Tagesanbruch zu Wasser näher fuhr, stand Alles in hellen Flammen, am hellsten und weithin sichtbarsten der hölzerne Gipfel des großen Thurms, dessen Gluthschein weite Wasserflächen zu beiden Seiten fernhin erleuchtete, und einen breiten Glast über Istambul hinwarf. Die schlanken weißen Minarete glichen mit ihren brennenden hölzernen Spitzen angezündeten Riesenwachskerzen. Es brannte viele Stunden lang fort, und noch nach mehreren Tagen rauchte ein glühender Aschenhaufen — ein Bild jammervoller Verwüstung — wo man Schaaren von Weibern mit ihren Kindern zwischen den Trümmern kauern sah, über ihr Schicksal jammernd, oder die Asche nach werthvollen Dingen durchstörend, wohl auch ein armseliges Mahl über der Dampfgluth kochend. Doch so gewöhnt sind die Leute an dergleichen Unglücksfälle, daß, ehe vierzehn Tage vergehen, sich schon wieder neue Straßen erheben, und man die alten in gleichem fortschreitenden Verhältnisse vergißt. Es ist ein eigenes Schauspiel, bei einer Wanderung durch eine brennende türkische Stadt die vollkommene Gleichgültigkeit der Männer zu beobachten. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sie, die Pfeife im Munde, auf dem Estrich sitzen blieben, bis sie die Flamme im eigentlichsten Sinne hinausjagte, dann die Schöße ihrer Pelzröcke ganz gleichmüthig zusammennahmen und ruhig fortwandelten, so ruhig, als ob sie bloß zu einem kleinen Spaziergange vor dem Essen aus dem Hause gingen. Was in der That Staunen erregt, ist, daß bei diesen großen Feuersbrünsten selten Jemand umkommt, oder auch nur beschädigt wird.

„Es war Mode, diese Feuersbrünste stets der Bosheit der Janitscharen zuzuschreiben. Daß sie zu dieser Maßregel ihre Zuflucht nahmen, wenn sie etwas haben wollten, wie z. B. den Kopf eines Wessir oder eine andere Kleinigkeit, ist allerdings wahr; daß sie aber immer dieses Unheil stifteten, ist eine irrige Vermuthung, die durch den gewöhnlich angeführten Beweisgrund, daß das Fortdauern der Feuersbrunst ja beweise, daß sie das Volk nicht löschen ließen, keineswegs unterstützt wird. Ein in Brand stehendes hölzernes Haus zu löschen, bleibt ein verliches Bemühen. Was hier allein hilft, ist am Winde weiter hinunter zu gehen, und durch das Abbrechen von drei bis vier Häusern einen breiten Einschnitt in die Straße zu machen; allein die Eigenthümer solcher, zum Abtragen verdammten Häuser widersetzen sich (wie ich selbst mit ansah) natürlich dieser heilsamen Maßregel in der Hoffnung, die Flammen würden nicht so weit reichen, und weichen immer nur der Gewalt; wird diese nun nicht angewendet, so schlagen die Flammen weiter, bis sie eine Moschee oder sonst ein steinernes Gebäude aufhält. Auch ist es keineswegs zu verwundern, daß eine hölzerne Stadt oft Feuer fängt. Im Winter 1829 auf 1830 fanden nicht weniger als sieben große Feuersbrünste in Konstantinopel statt.

Ibrahim Pascha.

Das „Hofjournal" theilt über diesen Fürsten, dessen Namen die jüngsten Ereigniss im Orient eine neue Bedeutung geben, folgende, dem Tagbuch eines französischen Offiziers, vom Generalstabe des Marschalls Maison, entlehnte Erzählung mit, wie sie von ihm, als Augenzeugen, niedergeschrieben wurde.

„Es war am 29 August 1828, wo wir im Golf von Koron, unfern von Kalamata, landeten. Am folgenden Morgen wurde unser Hauptquartier bis ungefähr auf zwei Stunden von Navarin vorwärts verlegt. Ibrahim Pascha hatte sein Hauptquartier zu Modon, und hielt die nahgelegenen Schlösser von Koron und Navarin, wie die ganze benachbarte Küste, besetzt. Marschall Maison ließ ihm sofort bedeuten, daß er sich mit seinen Arabern nach Aegypten einschiffen müsse, widrigenfalls man ihn mit gewaffneter Hand dazu zwingen würde, und da bei der Ueberlegenheit unserer Truppenmacht zu Wasser und zu Land jeder Widerstand von Seite der Aegyptier vergeblich gewesen wäre, so willigte Ibrahim unverzüglich darein, der Aufforderung sich zu fügen.

„Ich erhielt hierauf den Befehl, mich ins Hauptquartier des ägyptischen Generals zu verfügen, und von ihm die Freigebung aller griechischen Gefangenen und Sklaven, die sich in seinem Lager befanden, zu verlangen. Ich ging daher nach Modon ab, wo ich nach meiner Ankunft mich nach dem Gebäude begab, das Ibrahim bewohnte. Ich wurde hier von seinem Dragoman Abro, einem Armenier, der mehrerer europäischen, asiatischen und afrikanischen Sprachen kundig war, empfangen und in die Gemächer Sr. Hoheit eingeführt — wie man Ibrahim Pascha zu betiteln pflegte. Ich fand ihn in einem reichen Anzuge und wohlbewaffnet, von einer Menge schwarzer Sklaven umgeben. Er saß auf Polstern, und lud mich ein, an seiner Seite Platz zu nehmen; worauf der Dragoman Wort für Wort den mir von Marschall Maison gewordenen Auftrag übersetzte. Ibrahim erwiderte durch den Mund desselben Dolmetschers, daß er alle griechischen Männer und Kinder, die in seinen oder seiner Araber Händen befindlich seyen, auszuliefern bereit sey; was aber die Weiber betreffe, so seyen die meisten von ihnen schon mehrere Jahre lang mit seinen Soldaten verheirathet, und es werde daher nicht mehr als billig seyn, ihnen ihren eigenen freien Willen zu lassen, ob sie nämlich in Griechenland zurückbleiben oder ihren Männern, denen viele von ihnen schon Kinder geboren hätten, nach Aegypten folgen wollten.

„Mein Aufenthalt in dem Hauptquartier Ibrahims verzog sich neun Tage, bevor ich hinsichtlich der Befreiung der unglücklichen Gefangenen, deren Zahl durch die Dauer des Krieges sich in dem ägyptischen Lager sehr vermehrt hatte, zu Ende kommen konnte. Ich brachte täglich einige Stunden in der Nähe des Pascha zu, und hatte hier Gelegenheit zu bemerken, daß er sowohl Französisch als Italienisch verstand, obgleich ich nie ein Wort in diesen beiden Sprachen von seinen Lippen hörte. Ibrahim war um jene Zeit ungefähr vierzig Jahre alt; von mittlerer Größe und

sehr kräftigem Körperbau. Seine Augen waren voll Lebhaftigkeit, seine Gesichtszüge regelmäßig, aber finster, mit einem gewissen Ausdrucke von Wildheit bezeichnet und blatternarbig. Seine gewöhnliche Kleidung bestand aus weiten Hosen und einer Art Jacke von braunem Tuch. Auf dem Kopfe trug er ein rothes Käppchen ohne Turban und an den Füßen Pantoffeln von Saffian. Die einzige Waffe, die ich an ihm bemerken konnte, war ein mit Diamanten besetzter Dolch. In meiner Unterhaltung mit ihm bemerkte ich, nicht ohne große Ueberraschung, daß er vollkommen bewandert war in der Geschichte aller französischen Feldzüge, der Republik wie des Kaiserreiches, und daß er sogar die einzelnen Umstände eines jeden Treffens kannte. Von sich selbst sprach er stets mit Zurückhaltung und Bescheidenheit, und ohne den geringsten Anklang von Eitelkeit erzählte er mir seine Feldzüge gegen die Mameluken und Wechabiten, in denen er, wie mir wohl bekannt war, Beweise von großer Tapferkeit, Ausdauer und militärischen Talenten gegeben hatte. Aus seinem Munde selbst vernahm ich, daß er bloß der adoptirte Sohn Mehemed Ali's sey, der seine Mutter geheirathet habe, als er, Ibrahim, erst ein Kind von drei Jahren war. Es war zu bemerken, daß er sich aus einem Bruder, dem wirklichen Sohne Mehemeds, wenig machte.

„Ibrahim war von unermüdlicher Thätigkeit. Einen großen Theil des Tages brachte er im Lager zu, wo er durch seine Gegenwart, und man muß wohl auch sagen durch bedeutende Strenge, Ordnung hielt, was unter den damaligen Verhältnissen nicht leicht war. Seine unglücklichen Truppen wurden von Hunger fast aufgerieben; denn schon seit mehrern Monaten war ihnen durch die Flotten der verbündeten Mächte alle Zufuhr abgeschnitten; Griechenland war völlig ausgesaugt und konnte seine eigenen Bewohner nicht mehr unterhalten; kurz die ganze Vertheilung von Lebensmitteln bestand in einer Handvoll Mehl täglich.

„Als ich eines Tages dem Pascha meine Verwunderung über die vortreffliche Uebung und Haltung seiner regulären Truppen zu erkennen gab, gestand er unumwunden, daß er Dieß den ausländischen Offizieren zu verdanken habe, die sein Vater einige Jahre früher in seine Dienste nahm; namentlich dem Obristen Selves (gegenwärtig Suleiman beigenamt), der über die Infanterie gesetzt war, und einem polnischen Offizier, Namens Schulz, der früher im Dienste Napoleons, dem Kaiser nach der Insel Elba gefolgt war. Dieser Offizier organisirte Ibrahims leichte Reiterei. *)

„Nachdem meine Sendung beendigt war, nahm ich Abschied von dem Pascha, der nun gleichfalls Anstalten zum Aufbruche traf. Er bat mich, eines seiner arabischen Pferde anzunehmen, das ich mehrmals bestiegen hatte, wenn ich mit ihm ausritt; und er schien ein wenig gekränkt, als ich mir die Bemerkung erlaubte, es sey bei den französischen Offizieren nicht gebräuchlich, Geschenke anzunehmen.

„Einige Tage, bevor ich Ibrahim verließ, erhielt er von Marschall Maison eine Einladung zu einem Dejeuner im französischen Lager, die Ibrahim sogleich annahm, indem er offenherzig gestand, er wünschte einige unserer militärischen Gebräuche kennen zu lernen. Von Abro und einem einzigen Sklaven begleitet, der ein Fernrohr von ihm trug, das kostbarste, das mir noch zu Gesicht kam, langte er im französischen Lager an, wo er mit allen militärischen Ehrenbezeigungen empfangen wurde, und großes Gefallen an dem glänzenden Gefolge des Marschalls Maison zu finden schien, das für diese Gelegenheit beträchtlich vermehrt worden war. Eine Anzahl englischer und russischer Offiziere begleitete die Admirale dieser beiden Nationen, die gleichfalls Einladungen erhalten hatten. Ibrahim bat um die Erlaubniß, zu Fuß die Reihen eines der französischen Infanterieregimenter durchwandern zu dürfen, das er mit großer Aufmerksamkeit musterte. Einige Soldaten ersuchte er, ihre Tornister aufzuschnallen, um deren Inhalt zu besichtigen, und er lachte herzlich bei dem Anblicke der vielen kleinen Stücke eines europäischen Soldatengepäckes, die seinen Arabern ganz unbekannt und nutzlos waren. Vorzüglich gefielen dem Pascha die Jäger zu Pferd; er sagte, er werde bei seiner Rückkehr nach Alexandrien ein solches Regiment zu bilden versuchen; Obrist Fandois gab ihm als Muster hiezu zwei vollständige Uniformen.

„Nachdem die Heerschau zu Ende war, bei der wohl Ibrahim Pascha hinlänglich Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, wie klug er daran gethan, den Aufforderungen des Marschalls keinen Widerstand entgegengesetzt zu haben, geleitete man ihn nach dem Zelte, wo das Dejeuner aufgetragen war. Wahrscheinlich hatte Ibrahim Pascha sich noch nie in so guter Gesellschaft befunden. Es waren die Admirale der englischen, französischen und russischen Flotten, Marschall Maison und alle seine höhern Stabsoffiziere, Fürst Tolstoy, dem Pozzo di Borgo eine Sendung nach Griechenland aufgetragen hatte, und ein zahlreiches Gefolge von See- und Landoffizieren zugegen, welche die verschiedenen Admirale und Generale begleiteten. Ibrahim aß nach Herzenslust, und that auch den Gesetzen Mohammeds zum Trotze dem Weine die gebührende Ehre an; doch verlangte er immer nach Champagner, den die Moslemin, wie mir scheint, weniger streng durch den Koran verboten glauben, als den übrigen Traubensaft.

„Der Pascha nahm an der Unterhaltung mittelst seines Dolmetschers Theil, der hinter seinem Stuhle stand. Mehrere seiner Bemerkungen überraschten mich ungemein. Der englische Admiral Sir Pulteney Malcolm, stellte an ihn die Frage, was wohl Mehemed Ali veranlaßt haben könnte, nach der Schlacht von Navarin seine Truppen noch ferner in Morea zu lassen; es scheine, fügte er hinzu, eine unzweckmäßige Hartnäckigkeit, da doch die von den verbündeten Mächten genommenen Maßregeln ihn hätten überzeugen müssen, daß es seinem Sohne, nach der Zerstörung der türkisch-ägyptischen Flotte, nicht mehr möglich seyn würde, sich in Griechenland länger zu halten. Abro ließ kein Wort von den Lippen Sir Pulteney Malcolms dem Ohre Ibrahims verloren gehen. Der Pascha schien über die Bemerkung des Admirals etwas ungehalten, und sobald dieser gesprochen hatte, erwiderte er, Sir Pulteney Malcolm könnte gewiß über den längern Verzug der ägyptischen Truppen in Morea die beste Auskunft geben. Der Admiral entgegnete kein Wort, und dieses Stillschweigen schien Allen sehr bedeutsam.

„Admiral Heiden, der, seiner Gewohnheit gemäß, im Weine des Guten ein wenig zu Viel gethan hatte, und in dem Augenblicke, von den liberalen Jugenderinnerungen seiner belgischen Erziehung fortgerissen, ganz seine russische Uniform zu vergessen schien, öffnete einige Augenblicke später seinen Mund, und ließ über das künftige Schicksal Griechenlands folgende Prophezeihung ergehen: „Sie werden sehen, meine Herren, was Griechenland nach einigen Jahren Freiheit geworden seyn wird." Ibrahim wendete sich rasch zu seinem Dolmetscher, und verlangte zu wissen, was der Admiral gesagt habe; worauf er Abro befahl, in französischer Sprache der Gesellschaft zu erklären: „Wie er, Ibrahim, sich nicht genug verwundern könne, daß ein Offizier der knechtischsten Nation der Welt von Freiheit reden möge." Auf diese Worte schien Admiral Heiden vollends zu vergessen, wer und wo er war; und bezeigte nicht übel Lust, die Aeußerung des Aegyptiers mit einer jener bekanntlich unwiderstehlichen Kosakenentgegnungen widerlegen zu wollen. Sein zorniger Ungestüm wurde jedoch von den Gästen, die ihm zunächst saßen, gebändigt, indem man ihm zu Gemüth führte, daß Ibrahim hier unter dem Schutze des französischen Gastrechtes stehe.

„Nach dem Dejeuner unterhielt sich der Pascha mit mehrern französischen Offizieren. Als er einen Obrist bemerkte, der den Orden des Königs Ferdinand von Spanien trug, fragte er, was Dieß für eine Dekoration sey, in der er weder das Kreuz der Ehrenlegion, noch das des heiligen Ludwig erkenne. Der Obrist erwiderte, es sey ein spanischer Orden, den er im Feldzuge von 1823 erhalten habe. Hierauf machte Ibrahim Pascha, ohne sich zu besinnen, die folgende Bemerkung, die Alle höchlich überraschte: „Man kann euch Franzosen, sagte er, ohne ungerecht zu seyn, großer Inkonsequenz beschuldigen. Ihr seyd nach Griechenland gekommen, um diesem unglücklichen und unterdrückten Volke die Freiheit wieder zu geben, wie Ihr sagt; und es ist noch keine sechs Jahre her, als Ihr nach Spanien gingt, um die Verfassung einer Nation umzustürzen, welche die Nothwendigkeit fühlte, Institutionen zu besitzen, die mehr ihren Fortschritten in der Civilisation angemessen waren. Ich wünsche Euch Glück, meine Herren, zu Euren Unternehmungen; aber die Zeit wird lehren, ob es Euch besser gelang mit der Freiheit in Griechenland, oder mit dem Despotismus in Spanien."

*) Herr Schulz hat sich jetzt aus dem Dienste des Pascha's zurückgezogen und lebt zu Kairo. A. d. Verf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 132. 12 Mai 1833.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

(Hiezu die lithographirte Beilage von 13 bis 17.)

13. Die Aventuriera auf dem Spaziergang.

Das alte Sprüchwort: „Es ist nicht alles Gold was gleißt," ist bekannt genug, aber nicht genug beachtet. — Eine von jenen Damen, die überall auf Eroberungen ausgehen, sitzt nachlässig hingeworfen auf einer Rasenbank. Mit der Linken hält sie den geschlossenen Fächer, den man hier zu Lande noch zu viel Anderm, als Luft zu fächeln und Fliegen zu verjagen, zu gebrauchen weiß. Mit der Rechten grüßt sie mit Grazie, Anstand und doch Vertraulichkeit einen Standesgenossen, der ihr hier zum Erstenmale aufstößt. Dieser nähert sich mit einer ehrerbietigen Schüchternheit langsamen Schrittes, und sich verbeugend, sagt er ihr mit einer, tiefe Bewegung verrathenden Stimme und als wenn sein erdichtetes Erstaunen eben so groß als wahr wäre: „Signora Marchesa!" — Ein Gärtnerbursche, der sich indessen freundschaftlich mit dem für ein paar Stunden gemietheten Bedienten der vorgeblichen Marchesa unterhält, kann sich dabei des Lachens nicht enthalten. Ohne Worte nöthig zu haben, drückt er sich pantomimisch aus, und erklärt auf diese Weise den Hasenfuß für einen Dummkopf. Er macht daher ein Pinselgesicht, und Dieß wäre schon hinlänglich verständlich; aber er fügt noch mit den Händen das Abzeichen eines Esels bei, indem er sie über einander legt und mit den Daumen die Eselsohren nachbildet. — Der bei dieser Scene den Servitor nobile spielende Bediente, der befürchtet, die Gestikulation des Gärtners möchte die Komödie unterbrechen und den Spaß verderben, legt die Rechte auf den Mund, ihm Schweigen gebietend, und mit der Linken drückt er die so ausdrucksvoll gestellten Hände abwärts, damit sie Der, dem sie gelten, nicht bemerken möge.

* * *

14. Der Zorn des Landmanns.

Der Schein trügt, und der Unschuldige wird oft für den Schuldigen gehalten. — Ein solcher Fall ist auf der vierzehnten Federzeichnung vorgestellt. Ein Landmann macht die Runde auf seiner Meierei, um Diebereien zu verhüten, und stößt dabei auf ein junges Mädchen, von ihrer Mutter begleitet. Da er bemerkt, daß sie in ihrer Schürze eine Garbe verbirgt, so glaubt er, daß sie auf seinem Acker entwendet worden sey, wird zornig, schilt und droht ihr: „Birbona! te voglio accongià io;" „Spitzbübin! ich will dich züchtigen;" was auch seine Gebärden: ausgestreckter Arm mit senkrecht erhobener, gegen die bedrohte Person gekehrter Hand, zur Genüge ausdrücken. — Das arme Mädchen, ganz verdutzt über dieß unverhoffte Zusammentreffen, hat den Gegenstand ihres vermeintlichen Verbrechens auf die Erde fallen lassen, und mit der Linken darauf hinzeigend gibt sie ihn Preis. Mit der Rechten faßt sie die Schürze, und trocknet sich die, wenn es Noth thut, immer bereiten Thränen. Sich darauf ein wenig von ihrem Schreck erholend, vertheidigt sie sich mit zarten, überlegten und eindringlichen Redensarten, ihm sagend: Per carità non istrapassarmi, giachè tremo da capo a'piedi, e mi sento morire. Queste poccho spighe che vedi, le ho avato per caso dalla generosità di un buon uomo, di cui nè anche conoseo il nome. La masseria di cui mi parli, mi è affatto ignota! „Ums Himmelswillen! mißhandle mich nicht, Du siehst wie ich am ganzen Leibe zittre und der Ohnmacht nahe bin. Diese wenigen Aehren, die da liegen, hat mir ein braver Mann, dessen Namen ich nicht weiß, großmüthig geschenkt, Deine Meierei ist mir gänzlich unbekannt." — Die Mutter, bereit sie zu rechtfertigen und falls es nöthig seyn sollte zu beschützen, geht auf den Mann zu und schnell einfallend, spricht sie: Tu che dici? Niente affatto, Noi ignoriamo perfettamente dove sia il tuo podere. „Was sagst Du? Mit Nichten: Wir wissen gar nicht, wo dein Landgut liegt." — Und die Gebärde ihrer Hände soll ihr falsches Läugnen bestätigen.

Ein Bekannter des Grundbesitzers, der zugegen ist und Alles mit angesehen hat, sieht, daß der Zorn des Beleidigten sich zu legen anfängt. Er hat sich nicht von der Unschuld des Mädchens überzeugen können, und glaubt, daß sein Freund, gerührt von den Thränen und durch die süßen Worte bethört, sich anführen lassen wird. Er will es aus Rücksicht nicht gerade herausgesagen, aber er gibt es deutlich zu verstehen, indem er das Zeichen macht, welches das „Betrogen werden" ausdrückt. — Nämlich die Hand in das Halstuch oder, wo es fehlt wie hier, in den Hemdkragen steckend, welches so viel bedeutet als: „Dem wird man es bald hineinstecken, — Der wird es bald hinunterschlucken."

Die Bevölkerung der Erde.

(Fortsetzung.)

Den Beweis hiefür findet man durch Vergleichung der Breitegrade, unter denen die isothermen Linien in den nördlichen Gegenden verschiedener Welttheile durchgehen. Die westliche geht im Innern Lapplands zwischen Umeo (63° 50′), Enontekis (68° 30′ Br.) und der Tafelbai an der Küste von Labrador in Amerika (54° Br. 60° westl. Länge) durch.

Die Isothermlinie vom 5° läuft in der Nähe von Stockholm (60° Br. 15° östl. Länge) hin, und durch die Bai St. Georg, Küste von Neufundland (48° Br. 61° westl. Länge).

Betrachten wir jetzt die mittlere Temperatur verschiedener Orte.

	Breite.	
Fort Churchill (westl. Küste der Hudsonbai) .	59° 2′	— 3.7
Nain (Küste von Labrador)	57° 3′	— 3.1
Okak (Küste von Labrador)	57°20′	— 1.2
Enontekis (Lappland)	68°30′	— 2.8
Umeo (westl. Küste des bottnischen Meerbusens)	63°50′	+ 0.7
Upsala	59°51′	+ 5.5
Stockholm	59°20′	+ 5.7
Quebec (Canada)	46°47′	+ 5.5
Nantes (Frankreich)	47°13′	+12.0

Die mittlere Temperatur des wärmsten und kältesten Monats bietet nicht minder merkwürdige Verschiedenheiten.

	Breite.	kält. Monat.	wärm. Monat.
Cincinnati .	39°6′	— 0.8	+ 29.0
Peking . . .	39.56	— 4.0	. . 29.0
Philadelphia .	39.56	— 1.2	. . 25.
New-York . .	40.40	— 3.7	. . 27.
Rom . . .	41.53	+ 5.6	. . 25.
Mailand . .	45.28	+ 1.0	. . 24.
Baden . . .	47.29	— 2.4	. . 22.
Paris . . .	48.50	+ 1.7	. . 21.
Quebec . .	46.47	—00.0	. . 23.
Dublin . .	55.20	+ 3.1	. . 15.7
Edinburg . .	55.57	+ 3.5	. . 15.2
Warschau . .	52.14	— 3.7	. . 21.3
St. Petersburg	59.56	—13.0	. . 18.7

Werfen wir jetzt einen Blick auf die mittlere Temperatur des Jahres in einigen Orten des nördlichen Europa's.

Kopenhagen .	55°41	+ 6.2
Stockholm .	59.20	+ 5.7
Upsala . . .	59.51	+ 5.5
St. Petersburg	59.56	+ 3.8
Christiania .	59.58	+ 5.3
Umeo . . .	63.50	+ 0.7
Uleo . . .	65.00	+ 0.6
Enontekis .	68.30	— 2.8
Nordkap . .	71.00	—00.

Die hier angeführten Beobachtungen zeigen deutlich, daß die Gegenden des nördlichen Europa's, je nachdem sie östlich oder westlich vom bottnischen Meerbusen liegen, ein sehr verschiedenes Klima haben, und daß unter den letztern die Gegenden auf der westlichen Küste der skandinavischen Halbinsel sich einer milderen Temperatur zu erfreuen haben, als die an der östlichen Küste liegenden. Die Eiche kommt im Westen bis in die Gegend von Drontheim (63° 25′ Breite) fort, während sie im Osten schon unter 60° 40′ erstirbt. Auf der südlichen Küste von Finnland findet man sie kaum bis oberhalb Abo (60° 26′); auf der andern Seite des Golfs nicht einmal bis Narva (59° 22′), und im Innern Rußlands zeigt sich dieser Baum, wenn man östlich gegen den Ural vordringt, nicht bis über 57° 30′ hinaus; man hat den Versuch gemacht ihn weiter nach Norden hin anzupflanzen, allein er kommt nicht fort, bleibt schmächtig und erfordert sogar während der kältern Jahreszeit Schutz und Pflege. Dieser Umstand verdient vorzüglich Beachtung, weil die Gränze, wo die Eiche zu gedeihen aufhört, auch zugleich den Kirschbaum und andere Fruchtbäume, so wie den Weizen nicht mehr fortkommen läßt. Der Weizen, diese unschätzbare Pflanze, gedeiht also in Europa sehr weit nach Norden hinauf.

Was die übrigen Getreidearten betrifft, so weiß man aus des Herrn von Buch Reise in Lappland, daß bis zum siebzigsten Grade der Breite die Thäler nicht gänzlich dem Anbau widerstreben, denn man trifft dort Gemüsegärten und Gerstenfelder, und bis zu den Ausmündungen der Flüsse in das Meer findet man noch Dörfer und schöne Fichten- und Birkenwälder. So konnte der Mensch auch auf gewissen Punkten dieser Polargegenden Niederlassungen gründen; die entlegenste derselben ist zu Vardöhuus, auf der nördlichen Küste Lapplands, unter 70° 22′; sie liegen am Ufer des Meeres, weil man sich hier während des Sommers, wo die Schifffahrt möglich wird, die nöthigsten Lebensbedürfnisse am leichtesten verschaffen kann.

Alles deutet darauf hin, daß die Temperatur in diesen nördlichen Gegenden Europa's minder unerträglich ist, als die in den mehr gegen Osten oder in andern Welttheilen unter gleichen Graden der Breite gelegenen. Wahlenberg sagt, daß die Gerste in Lappland allenthalben, wo während der Sommermonate die mittlere Temperatur bis auf 8° 5′ oder 9° steigt, eine reiche Ernte liefere, weßhalb man auch diese Getreideart und die Kartoffeln bis unter 69° 30′ in den Ebenen von Lingen und bei Muonionisla unter 68° auf einer Höhe von 116 Toisen findet. Die Reisenden sprechen mit Staunen von der Schnelligkeit, mit der das Getreide in den nördlichen Ländern wächst und reift. Dieß gilt indeß nur von dem Haber und der Gerste; letztere bedarf, um eine gute Ernte zu liefern, neunzig Tage hindurch einer Temperatur von 8° 5′ bis 9°; indeß sind nicht alle Jahrgänge gleich ergiebig, und frühzeitige Fröste vernichten zuweilen die Hoffnung auf eine gute Ernte.

Der hochgelegene Boden im Innern des Landes erfährt dagegen die ganze Strenge des Klima's unter diesen Breiten; die Gebirgskette des Kölen, die sich unter dem 68° Breitegrad von Süden nach Norden ausdehnt, und dann nach Nordosten krümmt, ist auf den meisten ihrer Gipfel, obschon die höchsten derselben sich nur 500 Toisen über die Meeresfläche erheben, mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Die Hochebenen und höchlie-

genden Thäler können nicht angebaut werden; sie sind größtentheils mit einer Art Moos, der gewöhnlichen Nahrung der Rennthiere, bedeckt. Dieser Wiederkäuer ist das einzige Hausthier, das der Mensch dort als Zug- oder Lastthier verwendet. Ueberschwemmungen ausgesetzte Stellen bilden Sümpfe, die nur auf der Oberfläche aufthauen; der Grund bleibt stets festes Eis. Begreiflichermaßen sind diese hochgelegenen Gegenden nur schwach und zwar nur von nomadischen Lappen bevölkert.

Die Gebirgskette des Kölen schützt, durch ihre Lage an dem nördlichen Ende der skandinavischen Halbinsel, wo ihre am weitesten vorgeschobenen Vorgebirge von den Wogen bespült werden, die südlichen Ebenen, die sie beherrscht, gegen die schneidenden Nordwinde. Nach Osten hin, unterm 35 Meridian von Paris, wird sie um Vieles niedriger; hier sieht man keine Gletscher mehr, aber die Ebenen, in deren Niveau sie sich verliert, sind den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, und bis zum Uralgebirge, das Europa von Asien scheidet, ist die Temperatur dieser tiefergelegenen Gegenden weit geringer als auf der skandinavischen Halbinsel. Die Scheidelinie der Gewässer ist nicht mehr von hohen Bergen bezeichnet, sondern besteht nur in Erdbuckeln, die sich anfänglich gegen Südost durch Finnland und endlich zwischen der 60sten und 62sten Parallele durch Rußland hinziehen. Hieraus folgt, daß das Land gegen Norden, seines Abhangs wegen, der ganzen Strenge der Winde bloßgestellt ist, die von dieser Gegend des Horizonts her wehen. Dieser Theil des europäischen Rußlands ist, der Unfruchtbarkeit des Bodens und des strengen Klima's wegen, nur wenig bewohnt, sondern größtentheils mit Wäldern und Morästen bedeckt. Nördlich vom 67sten Grade ist der Boden, zehn Monate des Jahres hindurch, gefroren und mit nichts als Gesträuchen bedeckt. Dießseits ist der Boden noch einiges Anbaues von Gerste fähig, aber die Ernte sehr ungewiß; nur bis unter 65° Grad kann der Mensch fortwährend ausdauern; hier wachsen noch Bäume, aber nur langsam.

Die winterliche Temperatur auf der vom Eismeer bespülten Küste des europäischen Rußlands ist von der im Westen des Nordkaps an demselben Meere sehr verschieden, obschon sie südlicher liegt als die der skandinavischen Halbinsel; seine Ufer sind größtentheils sumpfig; es wird von dem weißen Meer durchschnitten: dieser große Golf, der sehr tief in das Land einschneidet, ist vom Monat September an mit Eis bedeckt, und thaut nur erst im Junius wieder auf. Dennoch reicht diese kurze Zeit zu einem lebhaften Handel durch den, unter 64° 31′ der Breite gelegenen Hafen von Archangel hin.

Die Bevölkerung ist im Verhältniß zur Größe des Landes nur sehr gering: außer den Russen und Finnen besteht sie, westlich am weißen Meer aus Lappen; östlich an diesem Meerarm aus Samojeden, Nomaden- oder Fischerstämmen, je nach der Oertlichkeit. Der Flächeninhalt der hier angeführten Länderstrecken kann auf 40,000 Quadratmeilen angeschlagen werden; sie sind der Vermehrung des Menschengeschlechts nicht günstig, aber doch auch nicht durchaus unbewohnbar und nur ein Theil ihrer Oberfläche kann, theils der Kälte theils der Unfruchtbarkeit des Bodens wegen, so genannt werden. Diese beiden Ursachen finden sich auch in verschiedenen Gegenden des übrigen Europa's, allein die mit Gletschern, Morästen, Seen, Felsen, Sand- und Salzsteppen bedeckten, kurz die für den Anbau durchaus nicht geeigneten Flächen sind im Verhältniß zu dem fruchtbaren Land hier nur unbedeutend zu nennen. Wenn man ein Sechstheil des gesammten Flächeninhalts von Europa, oder 82,000 Quadratlieues, als nicht zum Anbau geeignet annimmt, so dürfte man der Wahrheit so ziemlich nahe kommen und wir wollen jetzt sehen, ob dieser Raum in den übrigen Welttheilen bedeutender ist.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Miszellen.

2. Texas.

Ueber diese Provinz, welche durch die von einem Rittmeister von Racknitz (laut dessen Ankündigungen in badischen und würtembergischen Blättern) *) bezweckte Ueberführung einer großen süddeutschen Auswanderercolonie dorthin besondere Beachtung im Westen von Deutschland erregt und verdient, läßt sich eine Kritik des Muratischen Werkes über Amerika (im Foreign Quarterly Review Nro. XXI, 1833), die allem Anscheine nach von einem Bürger der Vereinigten Staaten herrührt, unter Anderm dahin vernehmen:

„Die Provinz Texas ist schon für mehr als Eine Nation zum Zankapfel oder vielmehr zum Gegenstande des Begehrs geworden, und allerdings, wenn die Schilderungen von ihr richtig sind, ein Land, nach dem man wohl begehren mag. Die größere Hälfte der südlichen Staaten der Union ist zu flach, als daß man sie, bei allem ihrem Reichthum an Naturerzeugnissen, schön nennen könnte. Texas dagegen hat die reichste Abwechslung von Berg und Thal, von Weideland und Hochwald, von Kalksteinfelsen und klaren Wassern, in Bächen, Quellen und Flüssen, die über Kiesel- und Sandgrund hinfließen, nebstdem einen herrlichen Himmel und gesunde Luft, und einen fruchtbaren Boden. Weizen, Wein, Südfrüchte lassen sich dort erzeugen, und eben so ist es zur Zucht von beinahe jeder Gattung Vieh geeignet. — Der Ursprung des Streites um diese Landschaft ist, unseres Wissens, dieser: Wenige zerstreute Hirtenleute trieben hier, noch vor der südamerikanischen Revolution, Viehzucht, und die Reiterei des Königs von Spanien hielt, unter beständigen Fehden, die Indianerhorden einigermaßen in Schach oder ab. Als die Revolution und mit ihr Unordnung und Verwirrung ausbrach, nahmen die Indianer die günstige Gelegenheit wahr, und ergriffen wiederum von dem Lande Besitz, aus welchem sie von den Spaniern vertrieben worden waren. Die Rothhäute sagten: „Es ist unser;" der König von Spanien sprach: „Es ist mein." Die Rothhäute hatten unzweifelhaft den ältern Rechtsanspruch; der spanische Herrscher dagegen die stärkere Macht, wodurch er den Besitz gewann. Dieser Besitz ging — so behauptete die Regierung des nunmehrigen Freistaates Mexiko — auf sie über; allein dießmal waren die Rothhäute die Stärkeren, sie verjagten die Viehzüchter und behielten das Land zum Jagdgrund. Unter diesen Verhältnissen war nun von einer der Regierungen, welche in Mexiko während seiner wechselreichen Staatsperiode geboten, einem gewissen Herrn Austin, einem unternehmenden Spekulanten, ein großer Strich Landes in der Provinz Texas zu dem Endzwecke verliehen oder verkauft worden, um eine Kolonie Amerikaner, unter der Obergewalt der mexikanischen Republik, hier anzusiedeln. Man ging dabei wahrscheinlich von der Ueberzeugung aus, daß die amerikanischen Waidmänner die besten Ansiedler und Säuberer des Landes von den Indianern seyn würden, und als solche erwiesen sie sich denn auch, dem Vernehmen nach, mit dem besten Erfolg. Unter diesen Verhältnissen mußten ganz natürlicherweise noch mehrere von ihren Landsleuten ihnen nachströmen; auch hat in der That die Zahl der Ansiedler so bedeutend zugenommen, daß jetzt — treten wir nicht — über 5000 Familien aus den westlichen Staaten der Union mit wohlgedeihendem Grundeigenthum in Texas angesessen sind. Das handelsgewandte Volk der Union brachte nun eine jährliche Karawane von Louisville und der

*) Vergleiche namentlich dessen dem schwäbischen Merkur vom 19 März 1833 beigelegte Ankündigung.

Umgegend in Gang, die einen einträglichen Handel trieb. Die mexikanische Regierung fand indessen, daß dieser Handelsverkehr ihre Zollgebühren beeinträchtige, verbot ihn, und verordnete, daß in Zukunft dieß auf dem Seewege Handel getrieben werden dürfe. Die Kolonisten kümmerten sich nichts um die Verordnung, denn sie wußten wohl, daß es an Mitteln fehlte, sie durchzusetzen; nun erging ein weiteres Gesetz, das alle fernere Einwanderung aus den Vereinigten Staaten verbietet, wahrscheinlich aber eben so wenig beachtet wird. Sollte die mexikanische Regierung auf irgend eine Weise den Versuch wagen, diese Leute aus ihrem Besitzthume zu treiben oder gewaltsame Maßregeln gegen sie zu ergreifen, so werden sie höchst wahrscheinlich den ohnehin nur mehr dem Namen nach bestehenden Unterthanengehorsam, den sie bis jetzt leisten, abwerfen und der Soldatenrepublik offen die Stirne bieten. Die Hoffnung auf einen vortheilhaften herrenlosen Ansiedlungsgrund (squatting ground) wird dann die westländischen Jäger anlocken, in noch weit größerer Menge dorthin zu strömen, und in kurzer Zeit werden zehntausend Büchsen alle Anstrengungen der bettelhaften Guerillareiterei *) Mexiko's, und seiner indianischen Bundesgenossen obendrein, zu nichte machen. Die Mexikaner erheben überall ein gewaltiges Geschrei über diese „Verletzung ihres Staatsgebietes;" allein nur mit Gewalt wird man den unberufenen Ansiedlern (squatters) begreiflich machen können, worin denn eigentlich das Verbrechen der Besitzergreifung von Land bestehe, das bisher wüste lag. Daß die Provinz Texas kein integrirender Theil der mexikanischen Republik ist, läßt sich schon aus einem vorhandenen Beschlusse des amerikanischen Kongresses abnehmen, wonach Texas „als Kolonie regiert werden solle." Da man übrigens vorher sah, daß Texas, seiner Zeit, wie vordem Florida, eine Quelle des Hasses werden würde, so geschahen bereits, jedoch bisher erfolglos, Schritte, es von der mexikanischen Regierung anzukaufen. Möglich — daß einmal, bei den beständigen Finanzverlegenheiten **) der Republik, eine ihrer kommenden Staatsführungen das Anbot von fünf Millionen Dollars ***) annimmt und dann dadurch der Stein des Anstoßes beseitigt wird. Zu wünschen wenigstens wäre Dieß sehr. Wie die Sache jetzt steht, ist der Streit nicht sowohl zwischen der mexikanischen Regierung und den Vereinigten Staaten, als vielmehr zwischen jener und Herrn Austins verbrieftem Ansiedelung zusammt den unberufenen Ansiedlern (squatters), die sich um die letztere gesammelt haben. Wenn die Macht der mexikanischen Regierung der neidischen Eifersucht der Gesammtzahl ihrer einzelnen Glieder gleichkäme, so würde sie sicherlich weder Klugheit noch Rechtsgefühl abhalten, die ganze Masse der Kolonisten zu verderben. Das sehen die Letztern auch gar wohl ein, und werden sich deßhalb mit der starken Hand und dem ausgestreckten Arme, die so trefflich die lange und schwere Büchse der westländischen Wildniß zu führen wissen, schützen und schirmen. Kann sich die Provinz Texas gegen die — weil uneinige, darum — unvollkommene Macht Mexiko's behaupten, so wird aus ihr ein unabhängiges Gemeinwesen werden, und ist sie das einmal, so wird sie auch berechtigt seyn, sich zu einem Mitgliede der Union zu erklären, insofern die Union den Bruderbund mit ihr schließen will." †)

5. Zeitungen in Südkarolina.

Im Jahre 1785, zu Ende des Krieges, wurden in diesem Staate nur drei Zeitblätter gedruckt, jetzt erscheinen deren drei und zwanzig, nämlich: In Charleston The Mercury (der Merkur), The Courier (der Schnellbote) und The Gazette (die Zeitung) täglich und als Morgenblätter; The Patriot (der Vaterlandsfreund) und The Post (die Post) täglich und als Abendblätter; The Irishman (der Irländer), The Southern Chronicle (die südliche Chronik), The Observer *) (der Bemerker) und The Miscellany (das Mancherlei). **) In Columbia The Telescope (das Fernrohr), The Times (die Zeiten) und The Hive (der Bienenstock). In Camden The Journal (das Wochenblatt) und The Beacon (die Hochwarte). In Georgetown The Intelligencer (der Korrespondent) und The Union (die Union). Und in den, schon durch den Titel bezeichneten, Orten The Beaufort Gazette (die Beauforter Zeitung), The Edgefield Carolinian, The Pentleton Messenger (der Bote von Pentleton), The Greenville Mountaineer (der Greenviller Gebirgsmann); The Yorkville Pioneer (der Yorkviller Ansiedler), The Cheraw Republican (der Cherawer Freisürger) und The Sueter Gazette. Außerdem kommen noch, vierteljährlich, das Southern Review, und, monatlich, The Southern Agriculturist (der Landwirth vom und im Süden) und The Gospel Messenger ***) (evangelische Bote) heraus.

*) Hier tritt wohl der Yankeehochmuth des Recensenten etwas zu stark hervor!

**) Der Verfasser war einmal in einer der südamerikanischen Republiken, als gerade ein englisches Anlehen, von dem bereits 40 Prozent in den unrechten Händen geblieben waren, ankam; dasselbe wurde jedoch, dessen ungeachtet im Namen des Staats angenommen und ein noch größerer Theil davon weggeraubt, und zwar von einer Regierung, deren Herrschaft den Tag darauf ihre Endschaft erreichte. D. Verf.

***) 12 Millionen Gulden rhein. Diese Hoffnung des Yankee wird schwerlich in Erfüllung gehen. Bekanntlich hat die Republik Mexiko, zu einer Zeit, wo ihre Finanzen eben nicht zum Besten standen, einen solchen schmählichen Krämerantrag mit gebührender Entrüstung verworfen. A. d. R.

†) Diese gegenständlichen und fast unwillkürlichen Herzensergießungen des amerikanischen Recensenten dürften ein, von diesem freilich schwerlich in der Art bezweckten, Licht über manche, bisher dunkle, Vorgänge der neuesten Zeit, welche in Mexiko in Bezug auf die Vereinigten Staaten und namentlich einige ihrer dortigen diplomatischen Agenten statt hatten, geben. A. d. R.

Nachgelassene Werke von Saint Martin.

Paris, Ende April.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat eine Kommission von Mitgliedern der Akademie niedergesetzt, um über die Herausgabe der nachgelassenen Werke von Saint Martin auf Staatskosten zu entscheiden, und es ist zu hoffen, daß dem vielverkannten Manne endlich nach seinem Tode Gerechtigkeit widerfahren wird. Er hatte den Fehler begangen, an der Redaktion des Univerſel Theil zu nehmen, was ihm von den politischen Parteien nicht verziehen wird, und die Journale haben sein Andenken bei jeder Gelegenheit mit dem bittersten Hasse verfolgt. Seine Arbeiten waren von großer Ausdehnung, und erstreckten sich über fast alle Theile der Geschichte, Chronologie und Geographie der alten Welt und des Orients. Viele sind unvollendet, da er im 42sten Jahre seines Alters in der Mitte seiner Arbeiten hingerafft wurde; aber die Theile, welche hinreichend gereift sind, um herausgegeben werden zu können, sind hinlänglich, um ihm eine ehrenvolle Stelle in der gelehrten Welt zu sichern. Darunter ist eine Geschichte der Arsaciden, in der er nicht nur die politische Geschichte aller Zweige dieser Dynastie aus einander setzt, sondern das politische und sociale System von Persien in jener Epoche in großem Detail entwickelt; diese Arbeit wurde von ihm in einer Abhandlung, die er in der Akademie las, angekündigt, und erregte damals große Erwartungen, welche sich durch die Bekanntmachung des Werkes nicht getäuscht sehen werden; es wird mehrere Bände bilden, und viele Aufschlüsse über die so dunkle Geschichte von Mittelasien in den Zeiten nach Alexander dem Großen geben. Eine Geschichte von Palmyra fing er vor mehrern Jahren an herauszugeben; ein großer Theil derselben ist gedruckt, aber es scheint nichts davon übrig zu seyn als die korrigirten Probebogen und ein Theil des Restes in Manuskript. Die Geschichte von Armenien von Johannes Katholicos ist vollständig übersetzt, und Theile von einer Menge armenischer Schriftsteller finden sich in Uebersetzungen vor. Sie waren zu Materialien eines Kommentars zu der Ausgabe von Moses von Chorene, welche Saint Martin veranstalten wollte, bestimmt. Diese Unternehmung soll jetzt von Florival de Levaillant ausgeführt werden. Von seinem großen Werke über Chronologie sind viele Theile völlig ausgearbeitet, z. B. Alles was sich auf die Kalender der Aegyptier, Griechen, Juden und Perser bezieht; die so verwickelte alte Chronologie der Perser, die Bestimmung der christlichen Aera, die Chronologie der Sassaniden, die Konkordanz der verschiedenen griechischen Chronologien und andere Kapitel des Werkes sind vollendet. Eben so Abhandlungen über persepolitanische Inschriften, über die Eroberungen der Perser in Nordafrika, über die Organisation der persischen Monarchie unter Cyrus, über cilicische Münzen, über verschiedene Theile der Geographie des alten Kleinasiens. Das Ganze wird 7 bis 8 Bände bilden.

*) Ein religiöses Blatt der presbyterischen Kirche.

**) Ein Blatt religiösen Inhaltes, für Katholiken.

***) Von und für Anhänger der Episkopalkirche, religiösen Inhaltes.
Anmerk. des New-England-Magazine.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.
(Beilage: Lithographische Zeichnungen zur Gebärdensprache der Neapolitaner.)

wenn.
mit beide
sachen. —

Google

ites.
agazine.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.
(Beilage: Lithographische Zeichnungen zur Gebärdensprache der Neapolitaner.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 133. 13 Mai 1833.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

15. Der Kastanien-Verkäufer.

Die Kastanien werden in Neapel auf verschiedene Art bereitet. Am beliebtesten sind sie mit der Schale am Feuer geröstet. Sie sind dort unter dem Namen Verole, wie in Rom unter dem von Calda-arrosti bekannt. Ein kleiner Zwischenfall beim Verkauf derselben ist hier vorgestellt. Eine Bäuerin, und zwar eine von denen, die Eier zum Verkauf nach der Stadt bringen, — wie man an ihrer Kopfbedeckung und an der Form ihres auf dem Boden stehenden Korbs erkennt, — nähert sich dem Verkäufer und fordert ein Maaß, d. h. $^1/_{24}$ eines Tomolo. Indem er ihr die Kastanien in die Schürze schüttet, preist er sie als köstlich, er habe ihr auch über das Maß gegeben, „und sie noch dazu ausgewählt:" To l'aggio tutte scevete (scelte). — Ein Handlanger, — Facchino, der zugegen ist und bemerkt, daß das arme Weib nicht viel Erfahrung hat, sich also leicht vom geschwätzigen Verkäufer betrügen lassen wird, will ihr bedeuten, auf ihrer Hut zu seyn. Sagen kann er es ihr nicht, ohne daß dieser es hören würde. Was thut er? Er nimmt zur Pantomime seine Zuflucht. Als er bemerkt, daß die Bäuerin ihn ansieht, thut er als ob er sich auf seinen Korb niedersetzen wollte, um jenem seine Gebärde zu verbergen. Mit der Rechten weis't er nach dem Manne und mit dem Zeigefinger der Linken unter das Auge greifend und das untere Augenlied herunterziehend, gibt er der unschuldigen Bäuerin zu verstehen: „Traue dem Schwätzer nicht, er schielt, d. h. er betrügt."

* * *

16. Der Fanfrelliccaro.

Ehe es Zucker gab, mußte der Honig seine Stelle vertreten. Die Fanfrellichi, d. h. Honigbissen, sind die ältesten von allen modernen Konfektarten. Aber nicht Jedermann liebt sie. Eine Frau, die sie eben auch nicht mag, figurirt in der Scene der gegenwärtigen Bambocciata. Ein galanter Lazzarone bietet mit der Rechten seiner Ehehälfte einen Fanfrellicco an, indem er mit der Linken auf die Tafel zeigt, wo deren mehrere bereit liegen, wenn sie ihr behagten. Die Frau tritt zurück, und wendet das Gesicht weg; nicht einmal sehen will sie sie, und mit beiden Händen drückt sie den Ekel aus, den sie ihr verursachen. — Der Mann lacht sie aus und macht sich über sie lustig. Der Fanfrelliccaro, der seine Waare eben knetet, um ihr die gehörige Vollkommenheit zu geben, hält damit inne, den Scherz zwischen Mann und Frau zusehend und sich daran ergötzend. An der gelenkigen Art, mit der er den Melazzo, — so genannt weil er die geringste Sorte von Honig ist, — behandelt, sieht man, daß er Meister in seinem Handwerk ist, und so hat er denn auch seine Schüler. Einer steht an der Tafel, des Winkes seines Meisters gewärtig, und den Mechanismus der Kunst, die er erlernen will, beobachtend. *) Dieß nimmt ihn aber nicht so ganz in Anspruch, daß er nicht auch dem Mädchen, das an ihm vorbeigeht, einen Blick nachsenden sollte. Dieses, mit dem Korbe auf den Markt gehend, möchte gern Fanfrellichi naschen, sie ruft also einem andern Knaben, einen zweiten Schüler unsers Meisters, der dessen Waare auf der Straße verkauft, und macht ihm mit der Hand das Zeichen, daß er sie erwarten solle, indem sie den Arm ausstreckt, und die Hand senkrecht in die Höhe hält.

Der Erklärer sagt in einer Note bei Gelegenheit der ausdrucksvollen Pantomime der Frau, die mit abgewandtem Gesicht, den Arm gegen den Gegenstand des Abscheus ausgestreckt, mit der Hand das Zeichen des Stillestehens, wie oben macht, das aber hier den Willen ausdrückt, eine Annäherung fern zu halten, daß diese Stellung die getreue Kopie einer Bachantin ist, die einem Satyr gegenüber dieselbe Gebärde annimmt, wie man es auf einer sizilianischen Vase abgebildet sieht. — Er konnte, dem Zwecke seines Buches gemäß, diese Uebereinstimmung des antiken Gestes mit dem noch gebräuchlichen nicht übergehen, glaubte aber zu einem Fanfrelliccaro seine Zuflucht nehmen zu müssen, um die unzüchtige antike Darstellung auf eine anständigere und unschuldigere Art, wie hier geschehen, auszudrücken.

* * *

*) Dieser Mechanismus besteht darin, daß, nachdem der Melazzo verdichtet und auf eine Marmortafel gelegt worden, man ihn mit ein wenig Oel aufrichtet, und auf folgende, hier vorgestellte Art, in Cylinderform lang ausdehnt. Man sieht nämlich auf dem Blatte einen langen Pfosten, an dem oben eine Haspel befestigt ist. An diese wird der Honigcylinder aufgehangen, den der Mann nun mit beiden Händen, bald dicker bald dünner zieht und gleichsam spinnt, bis er fein, weiß und hinlänglich konsistent geworden, um in kleine Stücke geschnitten zu werden, die man dann Fanfrellichi nennt.

17. Eine antike Vase.

Die hier dargestellte Gruppe, auf einer Vase, die schon von Millin (V. 1. tav. 66) aufgeführt wurde, schien uns so reich an mannichfaltigen und ausdrucksvollen Gesten, daß wir sie hier als einen Beleg unserer gegebenen Erläuterungen bezeichnen müssen. In der kurzen Beschreibung derselben wird sich besonders die praktische Anwendung des vorliegenden Werkes herausstellen, durch das viele Gruppen antiker Bildwerke erst ihr Verständniß erhalten werden, das in der vorgestellten Federzeichnung um so leichter ist, als die beiden Schwierigkeiten, die es oft am meisten erschweren, wegfallen: nämlich die Hauptperson, den Protagonista herauszufinden, und den Gegenstand der Darstellung zu errathen. Hier, wo Minerva in der Mitte steht, dringt sie sich gewissermaßen von selbst als Protagonista auf; und daß der Gegenstand der abgebildeten Versammlung eine Berathung ist, — (Millin sagt: „il paraissent tenir conseil." —) geht aus der Stellung der Figuren eben so deutlich hervor; endlich daß es sich um Krieg handelt, dafür sprechen die bewaffneten Krieger, und vorzüglich die ihre Lanze schwingende Minerva.

Dieß sind jedoch nur allgemeine Andeutungen. Es möge nun versucht werden, ob sich nicht durch die Anwendung der modernen Mimik auf die antike einiges Licht über den besondern Gedanken finden läßt, den der Künstler in der eben so einfachen als sprechenden Gruppe darstellen wollte. Wenn wir uns nicht irren, so waltet in der abgebildeten Versammlung ein Zwiespalt in den Meinungen ob, wofür wir folgende Gründe geltend machen. Minerva sieht man in lebhafter Bewegung. Sie blickt zur Rechten hin, den linken Arm erhebend und gegen dieselbe Seite hin mit „schneidender Hand" (mano di taglio) gekehrt. Die schreitende Stellung der Schenkel bezeichnet, daß sie nach derselben Gegend, die sie mit der Linken bezeichnet, aufzubrechen im Begriffe steht, und die geschwungene Lanze ist eben dahin gewendet. Das Zusammentreffen dieser Gebärden macht es deutlich, daß die Göttin denen zu ihrer Rechten, gegen die sie sich kehrt, die Nothwendigkeit zeigt, unverweilt nach der Linken zuzueilen, und sie geht ihnen, dorthin vorschreitend, mit ihrem Beispiele voran, dem sie ihnen mit Eifer zu folgen gebietet. — Die Antwort, die sie von Denen, an die sie ihre Pantomime richtet, erhält, besteht darin, daß der sitzende Alte die umgewandte Hand ein wenig über dem Knie erhoben hält — ein Gest, der verschiedene Bedeutungen hat, je nachdem die Hand entweder bewegt oder stille gehalten wird; in letzterem Falle kann er das Erstaunen ausdrücken. Im ersten Falle dagegen kann die Hand zwei verschiedene Bewegungen machen, einmal herauf und hinunter, welches „gemach, gemach," „sachte, sachte," oder auch eine Drohung bedeutet. (Gleichsam als ob der doppelte Gest des Stillestehens und Sachtegehens sagen wollte: „Warte nur! die Gelegenheit mich an dir zu rächen, wird schon mit der Zeit kommen.") — Die andere Bewegung ist ein mehrmaliges Umdrehen der Hand (moto barcollante), wie ein Schiff, das von einer Seite zur andern schwankt, und welches einen Vorschlag als zweifelhaft oder schwer zu entscheiden vorstellt. — Die Frau, zunächst dem Alten, von welchem die Rede ist, stehend, hat eben so wie er eine ruhige und feste Haltung, und streckt den linken Arm mit senkrecht in die Höhe ragender Hand gegen Minerva. Auch diese Bewegung hat von dem antiken Zeichner in dieser oder einer andern Bedeutung angewendet werden können, je nachdem die Hand unbeweglich bliebe, und also: „Wartet! Stehet still" ausdrückte, oder daß sie von oben nach unten leise bewegt gedacht würde, was alsdann hieße: „Handelt mit Bedacht!" — Diese Pantomime könnte zwar auch, wie oben, eine Drohung bedeuten, aber dazu würde die ruhige Positur der Schenkel und des rechten Armes der Figur nicht passen, zu geschweigen daß, da diese Pantomime augenscheinlich der Minerva und nicht Denen hinter ihr gilt, eine Drohung hier unpassend seyn würde. — Diese beiden Figuren also, in einer mehr oder weniger ruhigen Haltung, scheinen zu sagen: „Laßt uns noch warten; laßt uns bedächtig handeln; die Sache erscheint zweifelhaft." —

Wenden wir uns nun zu den zwei Personen, die zur Linken der Göttin sich befinden. — Der sitzende Krieger hält die offene Linke ein wenig in die Höhe. Diese Stellung der Hand, angenommen, daß sie von keiner Bewegung begleitet wird, würde so viel heißen als: „Etwas begehren;" er würde also den andern gegenüber sitzenden Alten fragen, aus welchen Gründen er zaudern — temporisiren — wolle. Nimmt man aber an, daß der Künstler — wie uns wahrscheinlich dünkt — sich diese Hand von unten nach oben bewegt gedacht hat, so würde dadurch die Idee des „vielen, überschwenglichen," und somit angedeutet werden, daß er sehr, daß er gänzlich die von den Andern vorgebrachte Meinung mißbillige. Der rechte Arm und die Hand in „schneidender" Richtung (ditaglio) der andern stehenden Figur, zusammengenommen mit der Lebhaftigkeit in der Bewegung des ganzen Körpers, zeigt die mißbilligende Ungeduld an, die ihr das, was sie anhört, verursacht, und ohne allen Zweifel ist es ein Vorwurf, den sie an ihre Mitstreiter richtet. Dieß wird durch den ganzen Zusammenhang dieses Gests mit der belebten Stellung der andern Glieder dieser Figur bestätigt.

Der Inbegriff also der verschiedenen hier durchgegangenen Gebärden zeigt uns an, daß Minerva irgend eine große Unternehmung in Vorschlag bringt, die man ins Werk richten und mit Eifer ausführen solle. Die zu ihrer Rechten sind die Gegner dieser Ansicht, welche sie mißbilligen, wenigstens Zeit gewinnen wollen, und daher rathen die Sache aufzuschieben. Die zur Linken sind im Gegentheil der entgegengesetzten Meinung und äußern sie mit Wärme, indem sie dem Vorschlag der Göttin blindlings beistimmen. Dieses geht auch daraus hervor, daß die Gebärden dieser zwei letztern Figuren gewissermaßen diejenigen der Minerva — der Hauptperson des ganzen Gemäldes — wiederholen. Besonders ist dieses der Fall bei der stehenden Figur, die in ihrer Stellung ganz das Gegenstück derjenigen der Minerva bildet.

Die Bevölkerung der Erde.

(Fortsetzung.)

Asien dehnt sich von Süden nach Norden, vom 1° bis zum 78° der Breite aus; es bildet, besonders im Norden, eine ununterbrochen zusammenhängende Ländermasse; nur unter der gemäßigten und unter der heißen Zone wird sein westlicher Theil vom Meer bespült und genießt der hieraus für die Temperatur entstehenden Vortheile. So haben alle nördlich von der 45sten Parallele gelegenen Gegenden dieses Festlandes ein weit kälteres Klima, als die in Europa unter denselben Breitegraden liegenden. Hiezu trägt noch eine andere Ursache bei: die unter dem 80sten östlichen Meridian von Paris beginnende Gebirgskette des Altai durchschneidet Asien unter 50° und 51° 30′ der Breite und zieht sich nach Osten; folglich stellt sie den unermeßlichen Flächenraum von ihrem Fuß an bis zum Eismeer den Nordwinden bloß, und somit unterliegt eine Strecke von 14 bis 16 Breitegraden der gänzlichen Einwirkung des nördlichen Klima's. Diese Gegend wird Sibirien genannt.

Ein Theil dieses Landes liegt unter der kalten und der andere unter der gemäßigten Zone, obgleich letztere noch immer sehr kalt ist. Alles was Georgi in seiner „Beschreibung Rußlands" und Reisende des neunzehnten Jahrhunderts sagen, stimmt darin überein, daß die unter der gemäßigten Zone gelegenen Provinzen Sibiriens ein weit rauheres Klima haben als die europäischen unter der nämlichen Breite, und daß die Kälte zunimmt, je weiter man nach Osten vordringt. Das Land, das sich von Norden nach Süden, von den Gebirgen bis zum Eismeer, abflacht, bildet eine von Hügeln und Vertiefungen durchschnittene, mit Steppen, Morästen, Sümpfen, Teichen, Seen, Bächen und Flüssen wechselnde Ebene. Der südliche Theil dieser gemäßigten Zone ist ein Hochland, wo sich Wälder von Tannen, Birken, Zitterpappeln, Lärchen und Fichten befinden; auch gibt es zur Viehzucht taugliche Weiden.

Zwischen dem 80sten östlichen Meridian von Paris und der Kette des Ural verschwinden die Gebirge, und ein Erdbuckel, der sich auf seinem höchsten Punkte nicht über 500 Toisen über die Meeresfläche erhebt, bildet die Wasserscheide. Diese Gegend ist reich an Steppen und von den Ufern der Seen Aral und Sihoun bis zum Eismeer herrscht hier eine traurige Eintönigkeit. Im Süden ist der Boden mager und salzig, und es gibt kein anderes Wasser als Brackwasser.

Jenseit des Jeniſſei und östlich vom Meridian des Sees Baikal hat Sibirien einen mehr gebirgigen Charakter als im Westen; allein der Boden flacht sich nach Norden hin ab, ist größtentheils kalt und feucht und keines Anbaues fähig; die Bäume nehmen nach und nach an Zahl und Größe ab, und verschwinden endlich unter der kalten Zone, wo verkümmertes Gesträuch und Gestripp ihre Stelle ersetzen, gänzlich. Torfhaltige Moräste werden häufig und der Boden endlich ganz kahl; man sieht viele Teiche und kleine Seen ohne Abfluß und das Eismeer ist oft von solchen Moorsümpfen umgränzt. Alle diese Wassersammlungen bilden kleine unterirdische, bis zur Mitte des Sommers dauernde Eisschichten und diese Masse so lange gefroren bleibenden Wassers trägt nicht wenig zu Vermehrung der Strenge des Klima's bei.

Die Gewässer des Eismeers bleiben längs der Küste von Ende Septembers bis Mitte Junius gefroren; in einigen Buchten schmilzt das Eis nie und der tiefe Einschnitt, den diese Baien in das Land machen, trägt, nebst den bereits angeführten Ursachen, ebenfalls viel zu der außerordentlichen Kälte bei.

Das Klima Sibiriens ist von einer wahrhaft furchtbaren Strenge. In der gemäßigten Zone sind die Steppe Baraba und andere westlich gelegene Niederungen den ganzen Sommer hindurch fast mit beständigem Nebel bedeckt. In Omsk (54° 58′) ist der Irtysch von Ende Oktobers bis Mitte Aprils mit Eis bedeckt. In Irkutsk (52° 18′) ist der Angara, seiner reißenden Strömung ungeachtet, vom 15 December bis zum 21 März zugefroren. Im Winter zeigt das reaumursche Thermometer gewöhnlich zwischen 22° und 32° unter Null. In Daurien und um den Baikalsee ist beständig Eis unter dem Moos; der Boden thaut an gewissen Stellen bis auf eine Tiefe von zwei Fuß niemals auf.

In Daurien pflanzen sich Hausthiere ohne große Schwierigkeit fort, weiter nach Nordost aber, und besonders in Kamtschatka, gedeiht die Viehzucht nur sehr kümmerlich. Im Süden bis an den Baikal ist die Getreideernte so ziemlich sicher und ergiebig; allein im Norden des Landes und im Osten dieses Sees fordert der Anbau große Vorsicht. Die ohnehin meist sehr kärgliche Ernte ist wegen der Frühlingsregen, der Ueberschwemmungen der Flüsse, der Nebel zur Zeit der Blüthe, der kalten Winde und der frühzeitigen Fröste, die sich von der Mitte des Monats August an einstellen, sehr unsicher.

Folgende sind die Gränzlinien des Getreidebaus: Winterweizen bis zu 57°; Roggen 60°; Haber 60°, Gerste 63° und 65° in Gegenden, die vor Kälte geschützt sind. Bis zu diesem Punkte geht auch der Anbau der Kartoffeln, deren Knollen über 60° hinaus nicht zahlreich und nicht größer als Erbsen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Miszellen.

4. Der verlorne Fluß in Virginien.

Eine der größten Naturmerkwürdigkeiten Virginiens ist wohl der verlorne Fluß (Lost River) im westlichen Theile dieses Staates. Dieser Fluß entspringt in dem Nord-Gebirge (North Mountain) in der Grafschaft Rockingham, strömt dann eine Strecke von etwa 25 Meilen durch ein fruchtbares aber enges Thal in der Grafschaft Hardy — das verlorne Flußthal genannt — bis er plötzlich in seinem Laufe durch eine schräg herüberliegende Bergkette, die Sandy-Ridge genannt, gehemmt wird. Als ob er nun selbst seine Unmacht, diese gewaltige Bergwand zu durchbrechen, fühlte, scheint er zur List seine Zuflucht zu nehmen; denn an ihrem Fuße anströmend bildet er einen Strudel, wühlt sich in den Boden und sucht einen Durchweg unter dem Gebirge hin. Von dieser Stelle her bekommt er den Namen des verlornen Flusses. Nachdem er so eine Strecke von ungefähr drei englischen Meilen unter dem Gebirge durchgeströmt ist, kommt er aus seiner unterirdischen Wasserbahn wieder ans Tageslicht, setzt seinen Lauf durch das Cacapon-Thal in den Grafschaften Hardy, Hampshire und Morgan fort, und ergießt sich endlich in den Potomak. Unterhalb seines Weges durch die Sandy-Ridge, oder von da an, wo er wieder auf die Oberfläche kommt, erhält und führt er den Namen des großen Cacapon; etwa zwei englische Meilen von da, weiter hinab, bei dem kleinen Dorfe Wardensville, ist

ein Hüttenwerk errichtet. Einen Begriff von der Bedeutenheit dieses Flusses mag die Thatsache geben, daß er von diesem Schmelzofen an bis in den Potomak Boote von 4½ Last *) zu tragen im Stande ist.

5. Arbeitslohn in den Vereinigten Staaten.

Der durchschnittliche Betrag des Feldbaulohnes ist — nach den von Herrn Holmes aus Maine in einer der Kongreßsitzungen im April 1852 gegebenen Daten — vom Junius 1818 bis zum Junius 1850 berechnet, im Jahre monatlich folgender, und zwar in:

Staaten.	1818.	1826.	1850.
Maine . . . . Dollars:	8,00	8,00	8,00
New-Hampshire à 2 fl. 24 kr. rh.	8,50	8,50	10,00
Massachusetts	10,00	10,00	8,50
Rhode-Island	10,00	10,00	10,00
Connecticut	10,00	8,50	8,50
Vermont	10,00	10,00	10,00
New-York	10,00	8,00	8,00
New-Jersey	8,50	8,50	8,50
Pennsylvania	11,00	9,00	9,50
Delaware	6,00	6,00	6,00
Maryland	12,00	10,00	10,00
Virginia	6,00	6,00	6,00
North-Carolina	6,00	6,00	6,00
South-Carolina	10,00	8,00	7,00
Georgia	14,00	12,00	12,00
Kentucky	11,00	10,00	10,00
Ohio	9,00	9,00	9,00
Tennessee	8,50	8,50	8,50
Louisiana	0,00	0,00	0,00
Indiana	8,00	8,00	8,00
Illinois	12,00	10,00	10,00
Alabama	11,00	9,00	9,00
Mississippi	15,00	10,00	10,00
Missouri	15,00	15,00	15,00
Total:	229,50	208,50	206,00
Durchschnitt:	9,99	9,06	8,95

Die Werthangabe in dieser Tabelle bezeichnet den Lohnbetrag per Monat, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Zeiten im Jahre, einschließlich der Verköstigung und ausschließlich der Kleidung. Es geht daraus hervor, daß der Arbeitslohn, welcher 1818 zehn Dollars beträgt, im Jahre 1850 sich auf neun Dollars stellte, somit nur eine Verringerung von 10 Prozent erlitt, während doch alle einer schätzenden Abgabe unterworfenen nothwendigen Verbrauchsartikel um die Hälfte, ja ein großer Theil von ihnen um zwei Drittel im Preise gefallen sind.

6. Die Indianerstämme im Westen und Südwesten.

Nach einem von dem Präsidenten dem Kongresse mitgetheilten Berichte des Sekretärs des Kriegswesens **) vom Jahre 1852 beträgt die Zahl der Indianer, die in das ihnen ausgemittelte Gebiet, westlich von dem Staate Missouri und dem Arkansas-Gebiete, übergewandert sind, 19,590, — wovon 6000 Cherokis, 5500 Tscherokihs, 2500 Krihks, 3000 Delawaren, 1500 Schanihs, 800 Kikapuhs sind, die Uebrigen aber kleineren Stämmen angehören. Die Zahl der Indianer, im Süden von Michigan, welche noch nicht ausgewandert sind, schlägt der Bericht zu 36,450 an, nämlich: Krihks 20,000, Tscherokihs 11,000, Floridas-Indianer 4000, Miamis 1000, und Weiandots 450. Das Landgebiet, das die Staatsregierung diesen Stämmen anzuweisen vorschlägt, wird auf 100 Millionen Morgen Bodenfläche geschätzt, von welchen bereits gegen 50 Millionen unter acht Indianerstämme verloost worden sind.

7. Die Finanzen von Süd-Karolina.

Aus dem zu Ende des Jahres 1851 von dem (damaligen) Gouverneur Hamilton der Legislatur von Süd-Karolina vorgelegten Finanzetat zeigt sich eine Besserung in den Finanzen dieses Staates; denn während im Jahre 1850 die Ausgaben die Einnahmen um 7468 Dollars überstiegen, beliefen sich für das Jahr 1851 die Einnahmen auf 276,856 Dollars, die Ausgaben aber nur auf 255,502 Dollars, also Ueberschuß: 21,354 Dollars. Die öffentliche Schuld beträgt 2,753,770 Dollars, und der Tilgungsfond einschließlich der Erträgnisse der Bank des Staates Süd-Karolina die Summe von 422,852 Dollars. Der reine Ertrag, welchen die Bank im laufenden Jahre (1851) bei einem Kapital von 1,456,518 Dollars abwarf, ist 120,000 Dollars. Dagegen haben sich die öffentlichen Arbeiten oder Staatsbauten nicht so einträglich erwiesen, weßhalb von Seite des Gouverneurs beantragt wird, die Chausseen und Kanäle an Gesellschaften um einen mäßigen Anschlag abzulassen.

*) „Nine tuns burden:" tun heißt in der Seefahrt eine halbe Last, eine halbe Last aber ist gleich 2000 Pfund, also hier nine tuns = 18,000 Pfund.

**) Damals Lewis Caß.

Vermischte Nachrichten.

Bei einer im Sommer 1852 zu New-York ausgebrochenen Feuersbrunst trug sich folgender, einen neuen Beleg zu der bekannten Klugheit und Treue des Hundes liefernder, verbürgter Vorfall zu. Ein junger Mann schlief in dem dritten Stockwerke des Hauses, in welchem das Feuer zuerst entstand. Sein neben seinem Bette liegender Hund roch das Feuer, das unten ausgebrochen war. Auf der Stelle bemühte er sich seinen Herrn aufzuwecken, indem er seine Vorderpfoten auf des Letztern Brust legte und sie sachte über seinen Körper hinzog. Der junge Mann erwachte, schlief aber, da er die Ursache dieser Handlungsweise des Thieres nicht entfernt ahnte, wieder ein. Nun faßte der Hund die Bettdecke und zog sie von seinem Herrn weg, dieser aber deckte sich wieder zu und schlief aufs Neue ein. Der Hund sah ein, daß keine Zeit zu verlieren war, packte deßhalb des jungen Mannes Hemd mit den Zähnen und zerrte es ihm vom Arm. In dem nämlichen Augenblicke schlugen die Flammen zum Zimmer herein, und nur, indem er an einem hastig zum Fenster hinausgeworfenen Seile sich hinabließ, rettete er sein Leben. In seiner verwirrten Hast, dem Flammentode zu entrinnen, hatte indessen der junge Mann nicht daran gedacht, daß sein Erhalter kein Mittel zum Herabkommen hatte, und weinte bitterlich über die Unmöglichkeit, durch die immer stärker wüthenden Flammen wieder hinaufzuklimmen und ihn zu retten. Das treue Geschöpf kam um! (New-England-Magazine.)

*

Der bekanntlich die nordamerikanische Station im Mittelmeere u. s. w. befehligende Kommodore Porter übersandte einem seiner Bekannten in Baltimore, J. S. Skinner, einem großen Garten- und Baumzucht-Freunde, Samen eines neuen Zierbaumes, mit nachstehendem, im New-England-Magazine mitgetheilten, Schreiben d. d. Konstantinopel, 16 Februar 1852:

„Ich schicke Ihnen hier Samen von dem Gunl-Aghad oder dem seltenen Baume. Dieser Baum ist das Schönste, was ich je der Art gesehen habe. Er erreicht die Größe eines gewöhnlichen Apfelbaumes, streckt seine zahlreichen Zweige in wagrechter Richtung aus und gewährt den köstlichsten Schatten. Er ist mit Blüthen von einem tiefen Rosenroth buchstäblich bedeckt, und nach dem Geruche, nicht aber nach irgend einer sonstigen Aehnlichkeit, scheint er mir zur Familie der Acacia, die von gleicher Beschaffenheit mit dem Lokustbaum *) ist, zu gehören. Dieser Baum gleicht übrigens, mit Ausnahme der Samenhülse und des Samens, dem Lokustbaum in nichts. Die Schote ist ganz dieselbe, wie die des Lokustbaumes; und die Art der Pflanzung und Behandlung des letztern auch auf den Gunl-Aghad anzuwenden, dürfte wohl das Zweckmäßigste seyn. Der Baum ist hier in Konstantinopel eine große Seltenheit, und eigentlich, wie mir der Armenier, von dem ich den Samen erhielt, sagte, in Persien heimisch. Sein Name kommt vom Türkischen Gunl (süß) und Aghad (Baum)."

*) Locust — der Lokust- oder Erbsenbaum (Gleditsia) wächst theils in feuchten Niederungen, wo er dann 3 Zoll lange harte, je zu drei beisammenstehende, Stacheln am Stamme hat und Schoten trägt, deren Frucht zu Viehfutter dient, theils auf höhem gutem Lande, wo er dann keine Stacheln und 12 bis 16 Zoll lange und 2 Zoll breite Schoten trägt, deren Frucht honigsüß schmeckt, daher auch sein Name — Honigerbsenbaum. Man bepflanzt ganze Plätze mit ihm, um aus den Schoten eine Art Meth zu sieden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 134. 14 Mai 1833.

Die Literatur Portugals. *)

1. Die portugiesischen Dichter.

Man täuscht sich, wenn man die portugiesische Sprache für eine verdorbene Mundart der spanischen hält; sie sind wie die beiden Zweige der griechischen Sprache, der attische und jonische, zwei gleich reiche und schöne Idiome. Die portugiesischen Gelehrten pflegen es mit Stolz zu rühmen, daß ihre Sprache die ältere Tochter der lateinischen ist; diese Tochter Rom's war die Sklavin der Gothen und Mauren geworden; doch blieb das Gepräge der Muttersprache in der portugiesischen bei weitem mehr vorherrschend, als in irgend einem andern Theile der Welt, wo sich aus dem Lateinischen eine neue Sprache bildete. Wenn das Portugiesische im gleichen Verhältniß wie das Spanische sich mit arabischen Worten vermischt hat: so gelang es ihm doch, sich von den Gutturallauten frei zu erhalten. Es würde Stoff zu einer merkwürdigen Untersuchung geben, wenn man nachforschen wollte, wie sich diese Laute in die spanische Aussprache einschlichen; so viel ist gewiß, daß sie im ersten Jahrhunderte der spanischen Literatur noch unbekannt waren. Der längere und genauere Verkehr mit den Castilianern und Mauren würde nicht hinreichen, es zu erklären; denn wenn gleich die Portugiesen ihr Land früher, als die Spanier das ihrige, von den mohammedanischen Eroberern befreiten, so blieben doch ihre Verbindungen mit ihnen in Afrika und im Orient noch immer sehr ausgebreitet, und sie bereicherten ihr Wörterbuch aus der Sprache ihrer Feinde, ohne dadurch dem Wohlklang der Aussprache zu schaden.

Wie überall ist auch in Portugal die Poesie der Prosa vorangegangen. Die ersten bekannten Dichtungen der Portugiesen sind in dem Cancioneiro de Resende enthalten, eine reichhaltige Sammlung von Gedichten, die größtentheils von den Dichtern unter Alphons V und seinem Sohne herrühren; einige dieser Poesien sind jedoch noch älter und werden dem durch seine unglückliche Liebe zu Ines de Castro berühmt gewordenen König Don Pedro zugeschrieben. Von dieser Gedichtsammlung erzählt die Geschichte, daß der erste Vertrag des Königs von Pegu mit einem europäischen Volke, statt auf der Bibel oder dem Brevier, auf dem Cancioneiro beschworen wurde. Das einzige Brevier, das sich am Bord des Schiffes befand, war alt und schmutzig, allein es fand sich ein Exemplar des Cancioneiro vor, der damals erst vor kurzer Zeit herausgekommen, schön gebunden und wohlerhalten war; der Gesandte, Joam Correa, ließ sich nun dieses Buch von seinem Kapellan unter allen üblichen religiösen Feierlichkeiten zum Schwure vorhalten, um den Heiden keinen schlechten Begriff von einem Buche beizubringen, das die Glaubenslehren der Christenheit enthielt. Nachdem der oberste Kaulin oder Kahan der Peguaner mit lauter Stimme eine Stelle aus seinen heiligen Büchern vorgelesen hatte, that Joam Correa dasselbe, und als er das Buch aufschlug, traf er zufällig die Paraphrase zu den Worten Salomo's: „Eitelkeit über Eitelkeit! Alles ist eitel!" Dieser Zufall machte auf die Gemüther der Portugiesen einen tiefen und feierlichen Eindruck und Joam Correa betheuerte, als er nach Lissabon zurückgekehrt war, daß er mit eben so vieler Andacht geschworen habe und seinen Eid für so heilig halte, als ob er ihn auf das Evangelium selbst abgelegt hätte. Der Cancioneiro ist übrigens eines der seltensten Werke der portugiesischen Literatur geworden. Mehrere Stellen in demselben wurden von der Inquisition sorgfältig gestrichen; allein glücklicherweise war die Dinte des heiligen Officiums nicht so dauerhaft als die Druckerschwärze, und ketzerischen Augen gelang es noch oft, manche dergleichen ausgemerzte Verse zu lesen und wieder herzustellen. Einige dieser Stellen tragen bloß das Gepräge des derben Geschmackes jener Zeit; andere dagegen enthalten Uebergriffe auf das religiöse Gebiet, die dem heil. Officium anstößig werden mußten, obgleich sich daraus keineswegs beweisen lassen möchte, daß es den Dichtern an wahrer und tiefer Frömmigkeit gefehlt habe. Eine solche Stelle findet sich in einem an die Königin von Castillen gerichteten Gedichte, dessen sinnreicher Verfasser darin behauptet, wenn die schöne Fürstin zu Zeiten der Jungfrau Maria gelebt hätte, würde es Christus vorgezogen haben, aus ihr seine Mutter zu machen. — Uebrigens enthält diese Sammlung keine Erzählungen, und besteht bloß aus satyrischen Versen, gereimten Huldigungen, Liedern, Liedchen, Elegien u. s. w.

*) Von dem englischen Dichter Robert Southey in der „Revue de Paris" mitgetheilt. Unter den lebenden Schriftstellern ist, wie der Herausgeber der „Revue" versichert, kaum Einer so tief in die spanische und portugiesische Literatur eingeweiht. Letzteres vorzüglich ist ein noch ziemlich unbekanntes Feld und Southey's Mittheilungen um so schätzbarer, als sie eine klare und kurze Uebersicht derselben gewähren. Anm. d. Red.

Die Volksromanzen der Portugiesen sind verloren gegangen. Brito hatte noch gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eine zahlreiche Sammlung derselben gesehen, die dem Marquis von Marialva zugehörte; allein sie fiel in böse Hände, und es ist von ihr nichts als einige unzusammenhängende Bruchstücke übrig geblieben. Spanien dagegen ist reich an Dichtungen dieser Art, die sich größtentheils auf die Kriege mit den Mauren im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert beziehen. Um diese Zeit waren die Portugiesen schon so lange von dem mohammedanischen Joche befreit, daß das Volk sich mit den Ueberlieferungen seiner Kämpfe und Siege eben so wenig mehr beschäftigte, als die Engländer mit dem Sagenkreise ihrer Bezwingung der Pikten oder die Franzosen mit den Thaten der Franken. Die Helden, deren Ruhm die Volksdichter am liebsten würden haben aufleben lassen, wären wohl jene gewesen, die sich in den neuesten Kämpfen gegen die Spanier hervorgethan hatten; allein dergleichen Gesänge waren natürlich in einem Lande, das unter das spanische Joch gebeugt war, verbotene Waare. Auch die Geistlichkeit hatte der Volkspoesie den Krieg erklärt, deren kräftige Jugendfülle in ihrem Uebermuthe, wie überall, nicht immer die frommen Väter mit körnigem Spott verschonte; endlich ist die portugiesische Sprache so überreich an Reimen wie die italienische, und alle Sprachen, die Ueberfluß an Reimen haben, haben ihn auch an Reimern; der Improvisator tritt an die Stelle des Balladensängers, ein Tausch, bei dem man viel verliert, ohne etwas zu gewinnen.

Die Spanier geben zu, daß sie die älteste Form ihrer Poesie aus Galizien und Portugal erhielten. Die gegenwärtige Form in beiden Königreichen ist italienischen Ursprungs. Es war der Venetianer Navagero, der diese Neuerung in ihrer Literatur veranlaßte. Während seiner Gesandtschaft in Spanien überredete er den Dichter Boscan die italienischen Formen den altnationalen vorzuziehen, und seit dieser Zeit sind die Oktavreime das Versmaß des Heldengedichtes und die Terzinen das der moralischen und satyrischen Poesie geworden; auch die Sonnette wurden in Spanien nicht minder zahlreich als in Italien. Boscan's Beispiel folgte in Portugal Francisco de Sa de Miranda, der im Jahre 1495, am Tage der Thronbesteigung Königs Emanuel, geboren wurde. Man erzählt von diesem Dichter mehrere interessante Anekdoten. Eine Stelle in seinen Eklogen hatte eine Dame von hohem Rang und großem Einfluß verletzt; der Dichter weigerte sich, eine entschuldigende Erklärung zu geben und den Verstoß wieder gut zu machen, und verlor die Gunst des Hofes auf so lang, als er sich nicht gerechtfertigt haben würde. Der Dichter war starrsinnig genug, auf Nichts einzugehen, was ihm eine Demüthigung schien, und zog sich ruhig auf sein Erbgut zurück, wo er einen Heirathsvertrag mit Doña Briolanja de Azevedo, die weder Jugend noch Schönheit für sich hatte, abschloß, ohne sie jemals gesehen zu haben. Die Brüder, durch deren Hände die ganze Sache ging, wollten durchaus nicht zum Schlusse kommen, bevor er ihre Schwester gesehen hätte. Sa de Miranda stellte sich Doña Briolanja auf eine sehr originelle Weise vor, indem er ihr seinen Stock überreichte, mit den Worten: „Strafen Sie mich, Senhora, mit diesem Rohr, weil ich zu spät komme.“ — Castigayme, senhora, con esse bordam porque vim tam tarde. — Allein seine Wahl war höchst glücklich, Doña Briolanja war eine ausgezeichnete Gattin und Mutter. Das Andenken an ihre Tugenden wurde noch über fünfzig Jahre nach ihrem Tode gefeiert, und Sa de Miranda blieb über ihren Verlust untröstlich. Er überlebte sie drei Jahre in einer Betrübniß und Schwermuth, die an Geistesverwirrung gränzte: denn vom Augenblicke ihres Todes an kämmte er seinen Bart nicht mehr, ließ sich die Nägel wachsen, antwortete auf keinen Brief mehr, ging nicht mehr aus dem Hause, außer in die Kirche und dichtete nichts mehr als ein Sonnett auf den Tod des geliebten Weibes.

(Fortsetzung folgt)

Die Bevölkerung der Erde.

(Fortsetzung.)

In dem kalten Theil der gemäßigten Zone tritt der Frühling spät ein und der Sommer ist von kurzer Dauer; der Herbst ist gewöhnlich kalt und feucht, der Winter aber lange anhaltend und sehr streng. Zu Beresow (61°) ist der Ob von Mitte Oktobers bis Ende Mai's zugefroren. Die Temperatur von Tobolsk (58° 12′) hat viel Aehnlichkeit mit der von St. Petersburg. Zu Narym am Ob, fast unter gleicher Parallele mit Tobolsk, ist das Klima weit rauher und die Ernte weit mehr gefährdet als in der Nähe der letztern Stadt; noch schlimmer ist es in Surgut (61°). In Jeniseisk (58° 26′) fiel das Thermometer bis 35° und der Jenisei bedeckt sich zu Ende Oktobers mit Eis. In den Steppen jenseits, unter 62°, bleibt der Boden zwölf bis fünfzehn Fuß tief gefroren. Die feuchte und gefrorne Erdschicht ist von kleinen Eisadern durchschnitten und umschließt, gleich einem Porphyrfelsen, Krystalldrusen von verdichtetem Wasser. Zu Jakutsk (62°) ist unterirdisches Eis, der hohen Lufttemperatur in den Monaten Julius und August ungeachtet, eine gewöhnliche und allgemeine Erscheinung; „es läßt sich deßhalb denken, sagt Herr von Humboldt, dem wir diese Beobachtung verdanken, wie schnell die Dicke dieser Eisschicht vom 62° bis zum 72° der Breite, von Jakutsk bis zur Mündung des Lena, zunehmen muß.“

Zu Turukensk (66°) am Jenisei liegt noch im Junius Schnee, im Herbst herrscht ein beständiger Nebel und im Winter wird man von Nordlichtern geblendet. Am Zusammenfluß des Wilui und der Lena (61°) blieb Quecksilber während des Winters vom Jahre 1787 mehrere Tage lang gefroren. Zu Okhotsk (59° 30′) am Gestade des Oceans, ist die Atmosphäre während des Sommers von einem dicken, warmen und stinkenden Nebel erfüllt, durch den man die Sonne mit unbewaffnetem Auge betrachten kann.

Unter dieser Zone kommen Bäume nur langsam fort; der Getreidebau, der im Westen des Jenisei, mit gehöriger Vorsicht betrieben, auf eine Ernte rechnen läßt, wird im Osten vom 60° an, höchst unsicher. Zu Beresow läßt die Ernte oft fehl; zu Jeniseisk, Kirensk (57° 46′) und Olekminsk (60° 23′) kommt das

Getreide oft zur Reife. In Jakutsk säet man Roggen und Haber auf Beete, und sie gedeihen oft. Zu Turukensk, Okhotsk und Ischighinsk ist die Temperatur für den Anbau und die Viehzucht zu streng; in Kamtschatka ist es, des nicht hohen Breitegrads dieser Halbinsel ungeachtet, fast derselbe Fall; nur auf einem schmalen Saum längs der Küsten ist es hier gelungen, den Boden zu bearbeiten, und einige Hausthiere zu züchten. In diesen unwirthlichen Gegenden kann der Mensch nur von den Rennthieren und Hunden Nutzen ziehen, mit welchen letztern er seine Schlitten bespannt.''

Die endlich unter der kalten Zone gelegenen und vom Eismeer begränzten Gegenden bieten den traurigsten und einförmigsten Anblick; vom Ural bis zur Mündung des Jenisei nichts als Sümpfe und Torfmoore; östlich von diesem Flusse und bis zur Beringsstraße jedoch ist die Küste felsig, aber allenthalben kahles, unbewohnbares Land und ewiges Eis; im Sommer fast beständiger Nebel, wiewohl im Winter das Wetter heiter, und Stürme selten sind. Einen ähnlichen Anblick bietet auch das, aus zwei großen, den Gränzen von Asien und Europa gegenüberliegenden, Inseln bestehende Novaja Semlia. Diese ganze Gegend ist nur von nomadischen Völkern als: Samojeden, Ostiaken, Tungusen, Jakuten, Jukaghiren, Tschuktschen, Koriaken, Kamtschadalen und Lamuten bewohnt, die Rennthiere und Hunde halten, und von Jagd und Fischfang leben.

Da die Küste des Eismeers fast stets von Eisschollen umlagert ist, die sogar in einigen Buchten niemals schmelzen, so ist hier die Schifffahrt sehr schwierig, und die Kürze des Sommers gestattet nicht, den Raum zwischen der Mündung des Ob und der Beringsstraße in einem einzigen Sommer zu durchschiffen. Nur durch wiederholte Versuche gelang es den Russen, die eigentliche Gestalt dieser Küsten kennen zu lernen. Bis auf unsere Tage stellten sehr geschickte Seefahrer in Frage, ob Asien und Amerika nicht im Norden verbunden seyen, bis endlich in den Jahren 1822 und 1823 den Bemühungen des Kapitäns Wrangel gelang, dieses Problem zu lösen, und wir wissen nun, daß diese beiden Kontinente getrennt sind.

Hieraus ergibt sich, daß der größte Theil Sibiriens jedem Anbau widerstrebt und folglich, der Unfruchtbarkeit oder der Kälte halber für den Menschen unbewohnbar ist. Der gesammte Flächeninhalt Sibiriens kann auf 600,000 Quadratlieues angeschlagen werden, wovon neun Zehntheile unbewohnbar sind; es bleiben also 540,000 Quadratlieues Landes, fast ein Viertheil des gesammten Flächeninhaltes des asiatischen Kontinents, die für bleibende Niederlassungen durchaus nicht geeignet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Miszellen.

8. Der versteinerte Wald.

Nachstehender Brief Herrn G. H. Crossmans an Lieutenant Walker in dem Heere der Vereinigten Staaten gibt einige Einzelnheiten über eine vielbesprochene, aber noch nie genauer erforschte merkwürdige Seltenheit:

„Garnison Jefferson, 1 Mai 1832.

„Werther Herr! Mit vielem Vergnügen entspreche ich Ihrem Wunsche hinsichtlich des versteinerten Waldes, wenn ich gleich Ihrem Verlangen nach einer umfassenden und wissenschaftlich einbringenden Beschreibung nicht nachzukommen im Stande bin und eine solche geschickteren Händen überlassen muß. Ich gebe Ihnen deßhalb einfach das Resultat eigener mehrfältiger Anschauung, und lege Ihnen hier ein Stück versteinertes Holz bei, das bereits im Jahre 1815 Einer der, bei der Expedition nach dem Yellow-Stone-River (Gelbsteinfluß) gewesenen Offiziere von den in der Nähe dieses Flusses sich vorfindenden großen Baumstümpfen und Baumstücken weggebrochen und mit sich genommen hatte.

„Das Merkwürdigste an diesen Versteinerungen dessen, was ehedem ein Hochwald war, ist ihre weitvertheilte Lage und ihr so äußerst häufiges Vorkommen; wie denn auf eine Strecke von zwanzig bis dreißig (englische) Meilen, über eine freie hochgelegene Steppenwiese hin, am westlichen Ufer des Missouri und ein paar (englische) Meilen unterhalb seines Zusammenflusses mit dem Yellow-Stone-River, fast unterm 48sten Breitengrade, diese versteinerten Holzreste besonders häufig zu finden sind.

„Dieser Abschnitt des Landes ist hügelig und stark mit tiefen Schluchten und Hohlwegen durchzogen. An den Halden und auf den Gipfeln der Berge, bei einer Erhebung von mehrern (der Schätzung nach 500) hundert Fuß über dem gegenwärtigen Flußspiegel, und einer, dem Augenmaße (denn wir haben hier keine Instrumente) nach, einige tausend Fuß betragenden Ansteigung über der Meeresfläche, ist die Erdoberfläche mit Stümpfen, Wurzeln und Stücken von versteinerten Bäumen im eigentlichen Sinne des Worts bedeckt, die ganz den Anblick eines in Stein verwandelten Hochwaldes darbieten, den irgend eine mächtige Naturgewalt gebrochen und zu Boden gerissen, und nach allen Seiten hin in zahllosen Trümmern verstreut hat. Einige von den Bäumen scheinen beim Umstürzen bis zu ihren Wurzeln heraus abgebrochen zu seyn, während andere mit ihren Stümpfen noch mehrere Fuß über der Bodenfläche emporstehen. Viele von den Stümpfen oder Stammresten sind von beträchtlicher Größe oder Dicke; ich maß einen von ihnen, in Gesellschaft des Militärwundarztes Gale, und fand, daß er über 15 Fuß im Umfange hielt.

9. Ein neues El Dorado.

Verbürgte Berichte aus dem Westen erzählen, daß die Ströme in dem Huronen-Lande über Kieselgrund von Karneol, Topas, Jaspis, Agat, Opal und Quarz fließen und krystallrein sind. Selbst am heißesten Augusttage sind sie noch kalt genug zum frischesten Trunke. In dem südlichen Theile dieses Landstriches befinden sich die großen Blei-Minen. Sie werden erst seit drei Jahren von verhältnißmäßig wenigen Personen und unter allen möglichen Uebelständen und Nachtheilen betrieben; und doch hat man hier bereits mehr als dreißig Millionen Pfund Blei gewonnen. Bis jetzt (Sommer 1831) ist erst eine Quadratmeile Bodenfläche aufgebrochen worden, und man könnte aus ihr noch einmal dreißig Millionen Pfund ziehen, ohne nur eine neue Mine zu öffnen. Der ganze Bleiminen-Distrikt *) begreift eine Bodenfläche von 100 Quadratmeilen, einschließlich übrigens eines gegen 20 (englische) Meilen langen und 4 bis 5 Meilen breiten Kupfererz-Distriktes. Luft und Himmel sind rein und schön, und der Boden der Steppenwiesen trefflich zum Anbau von Korn geeignet. Unter den Naturmerkwürdigkeiten findet sich eine Art von Pflanzen-Compaß, das „Harzkraut'' (rosin weed), indem sich nämlich, wie versichert wird, aus der Stellung seiner Blätter Norden und Süden genau ermitteln läßt. — Nach den neuesten Nachrichten (Galignani's Messenger vom 16 März 1832) dürfte diese Gegend wiederum der Schauplatz von Fehden zwischen den Stämmen der Winnebago's u. s. w. und den Vereinigten Staaten werden, da die Ersten, mit ihren halb gezwungenen Gebietsabtretungen unzufrieden, sich aufs Neue zum Kriege verbünden sollen.

10. Was der Prophet im Vaterlande gilt.

Das New-England-Magazine sagt über Audubon, den berühmten amerikanischen Ornithologen: „Aus einem der neuesten englischen Tagesblätter erfahren wir, daß Audubon im verwichenen Mai (1831) Edinburg verließ und nach Paris abreiste, von wo er, nach einem kurzdauernden Aufenthalte, im August sich nach New-Orleans einschiffen will. Er gedenkt achtzehn Monate oder zwei Jahre der nähern Erfor-

*) Bekanntlich eben der Landstrich, über dessen Besitz die erst kürzlich beendigte Fehde zwischen den Vereinigten Staaten und den Stämmen der Winnebago's ausgebrochen war. S. Ausl. vor. Jahrg. S. 1125.

sonung der Westseite des Mississippi, aufwärts bis zu den Felsengebirgen (Rocky Mountains) zu widmen. Bleibt er am Leben, so will er nach Edinburg zurückkehren und den Rest seiner Tage der Ordnung seiner Sammlungen und der Herausgabe einer Fortsetzung seiner „Ornithological Biography“ widmen. Johann Jakob Audubon ist in Nord-Amerika geboren — nachdem er seine Forschungen mit unermüdlichem Eifer verfolgt, und, jedoch vergebens, sich bemüht hatte, sein Werk in den Vereinigten Staaten in Druck zu bringen, sah er sich zuletzt genöthigt, nach Schottland zu gehen, wo es denn mit einer fast unübertroffenen Pracht der Ausstattung und mit einer beinahe beispiellosen günstigen Unterstützung und Aufnahme herauskam. — Seine „Ornithological Biography“ ist neuerlich auch in Philadelphia erschienen. *) In dieser Stadt wohnte Audubon lange Zeit, und doch ist in eben derselben Stadt, wie wir aus sicherer Quelle wissen, bisher noch nicht ein einziges Exemplar des Werkes abgesetzt worden. In New-York und Boston hat es inzwischen einigen, jedoch sehr mäßigen, Absatz gefunden.“

11. Afrikanische Kolonie.

Zu Anfang des Jahres 1830 wurde zu Wilberforce in Oberkanada eine Ansiedelung von Farbigen gegründet, Auswanderern aus Ohio, die sich, in Folge eines seitdem (im Junius 1831) in Wirksamkeit getretenen Gesetzes dieses Staates, wonach „jeder Farbige und jede Farbige in diesem Staate, der oder die nicht ein gewisses Vermögen zu dem nachbenannten Betrage besaß oder Bürgschaft stellte, den Staat zu räumen, oder andernfalls zu gewärtigen hatte, als Sklave oder Sklavin verkauft zu werden,“ anderswo Unterkunft und Niederlassungsplätze zu suchen genöthigt sahen. **) Die Kolonie bestand ursprünglich aus zweihundert Personen, die von der Kanada-Kompagnie 800 Morgen Land erkauften, auf dem dann die Niederlassung geschah und fünf und zwanzig Blockhäuser von ihnen errichtet wurden. Im Laufe des Jahres 1830 sind im Ganzen dreizehnhundert Personen der neuen Kolonie zugewandert; und im Frühlinge 1831 wanderten dorthin vierzig aus ungefähr 200 Köpfen bestehende Familien aus New-York, und außerdem noch andere aus verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten ein. Die Zahl der in der afrikanischen Niederlassung anlangenden Auswanderer nimmt täglich zu. Die Kolonie hat neuerdings weitere zweitausend Morgen Land von der Kanada-Kompagnie angekauft, um dem Bedarfe der wachsenden Bevölkerung zu begegnen. Die Anzahl der im Sommer 1831 in der Ansiedelung befindlichen Personen betrug über zweitausend, und Blockhäuser sind nun bereits 150 errichtet. Fünfhundert Morgen Land sind gelichtet und davon dreihundert und fünfzig im Anbau.

12. Die Mineralquellen in Arkansas.

Die heißen Quellen dieses Gebietes liegen in einer Gebirgsschlucht ungefähr sechzig (englische) Meilen südlich von Little-Rock und nur wenige Meilen von dem Washitaflusse. An 150 bis 160 Stellen sprudeln sie aus den Bergwänden und aus dem Grunde der Thalschlucht hervor. Ihre mineralische Beschaffenheit ist verschieden, indem einige einen schwarzen oder grünen, andere einen rothen und wieder andere einen weißen Niederschlag absetzen; eben so wechselt die Temperatur derselben von einer Hitze, in der man ein Ei sieden könnte, bis zur Eiskälte. Heiße und kalte Quellen finden sich an einigen Orten so nahe beisammen, daß man zu gleicher Zeit eine Hand in diese, die andere in jene legen kann. Die stärkste und wärmste dieser Quellen gibt so viel Wasser, daß sie eine oberschlächtige Mühle treibt. Den verwöhnten Leuten im wohlhäbigen und behaglichen Boston, New-York u. s. w. würde der Ort nicht eben besonders anziehend dünken. Die verbesserten Anstalten oder Anlagen in der Umgegend bestehen aus fünfzehn Hütten von behauenen Fichtenklötzen, mit Breiterdächern, losen Dielen- und Pfriemen-Böden, und — aber nur an einigen — hölzernen Kaminen. Eben so gibt es vier Schwitz- und fünf Bade-Häuser; die erstern sind entweder von Holz oder von Stein, mit eingefugten Brettern gedeckt und die Böden aus schmalen Stangen oder Pfählen bestehend, auf denen Sitze angebracht sind; verweilt man nun nur ein paar Minuten in einer dieser Schwitzstuben, so bringt die Hitze und der Dampf, die aus dem zwischen und an dem Pfahlboden hin sprudelnden Wasser aufsteigen, eine überreichliche Ausdünstung hervor, wo denn die Dauer dieses Schwitzbades je nach Erforderniß verlängert oder abgekürzt wird. Von den Bädern sind einige aus Brettern oder auch aus Balken gezimmert, andere in den Felsen da, wo die Quelle aus dem Berge hervorquillt, eingehauen, alle aber dadurch gehörig temperirt, daß man allemal einen mehr oder minder starken kalten oder warmen Wasserstrom zugleich hineinlaufen läßt. *) Ehedem warteten hier oft dreißig oder vierzig Badegäste auf ihr Frühstück, bis der Jäger hinausging und ihnen ihr Fleischgericht zum Morgenimbiß schoß, und hatten sie endlich den Wildbraten, so fehlte es nicht selten am Brod dazu, oder an irgend einer Zuspeise überhaupt; das Verhältniß der hier Geheilten von ehedem gegen jetzt ist wie drei zu eins, und wird sich, je mehr die Heilungsuchenden durch üppige Lebensweise und den Genuß hitziger Getränke zuvor schon zerrüttet sind, immer ungünstiger herausstellen. —

In nicht großer Entfernung von den ebenbeschriebenen Quellen finden sich auch viele Schwefelquellen.

13. Die gehörnte Schlange.

Vor einigen Jahren traf ein achtbarer junger Mann auf seinem Wege durch einen Wald in einem der südlichen Staaten (der Union) auf eine dieser Schlangen, die ihn, ohne irgend dazu gereizt worden zu seyn, sogleich angriff. Zum Glück fiel sein Blick zufällig gerade auf sie, wo sie sich schon in Reifform aufgebäumt hatte, so daß er den Angriff des Gewürms, wie es eben gegen ihn schoß, mit einem Steck, den er bei sich hatte, noch abschlug. Durch diesen mißlungenen Angriff keineswegs entmuthigt, erneuerte ihn die Schlange, während der junge Mann, mit seinem Stocke sich vertheidigend, zurück trat, denn vor dem Feinde davon zu laufen brachte, wie er gehört hatte, Gefahr. In dieser Weise vertheidigte er sich nach einander gegen acht verschiedene Anfälle; indem sich das hoch erboste Ungethüm allemal nach einem Fehlangriffe sogleich wieder in die vorige Biegung aufbäumte, und gegen ihn, den Schwanz voraus, anschoß. Nach dem achten Angriffsversuche war die Schlange, entweder aus Erschöpfung oder in Folge der Streiche, die sie erhalten hatte, nicht mehr im Stande, die Gestalt, in der sie bisher ihre Angriffe gemacht hatte, wieder anzunehmen, wiewohl sie Dieß mehreremale, jedoch immer erfolglos, versuchte; und wurde dann getödtet. Sie war zwischen achthalb und acht Fuß lang und sieben Zoll dick, von hellgrauer Farbe, mit dunkelgrauen Flecken auf dem Rücken, ihr Körper lief spitz zu, und am Ende des Schwanzes befand sich eine hornartige Substanz, die spitzig genug war, um damit eine Wunde beizubringen. Unter dem Schwanze und ungefähr ¼ Zoll von dem Spitzende befand sich ein ungefähr 1 Zoll langer Schlitz, aus dem, wenn man die Endspitze leicht aufwärts drückte, eine kleine glatte, ungefähr Strohhalmdicke, jedoch in eine Spitze zulaufende Röhre hervorsprang; durch diese Spitze wird dann höchst wahrscheinlich das Gift in die Wunde gespritzt, die das Horn gemacht hat, denn dieses drückt auf einen Giftsack oder Giftbeutel, der an dem Flecke liegt, wo das Horn dem Körper sich anfügt. Traf oder stach nun die Spitze des Horns irgend einen Gegenstand, so wurde sie leicht in die Höhe gerichtet, wo sie dann zu gleicher Zeit auf den Sack oder Beutel hinten drückte und die Röhre durch den Schlitz gerade nach der Wunde hervortrieb.

So weit sich ihr Erleger noch mit Bestimmtheit zu erinnern vermochte, that die Schlange bei jedem Versuche, den sie, ihn zu stechen, machte, einen Satz von ungefähr anderthalb Leibeslängen, oder von ungefähr zwölf Fuß, vorwärts. Die Bewegung geschah rasch und mit Kraft, und bestand darin, daß sich die Schlange von der reifartig gebogenen Gestalt in eine gerade Linie ausschnellte, wobei die Kraft, die sie anwendete, sie bei jedem Schneller um ungefähr vier Fuß vorwärts schleuderte.

*) Im Original „has lately been republished in Philadelphia.“ Aus dem republished geht nicht deutlich hervor, ob diese nordamerikanische Ausgabe der Orn. Biogr. mit Wissen und Willen des Verfassers veranstaltet worden oder nur ein Nachdruck der englischen Ausgabe ist; das Letztere ist, da man den Eifer und die Fertigkeit der amerikanischen Buchhandlungen im Nachdrucken britischer Werke kennt, das bei weitem Wahrscheinlichere.

**) Der freie Staat Ohio stößt eine Klasse brauchbarer und harmloser Menschen aus, die in den unfreien englischen Besitzungen Zuflucht suchen und unbeanstandete Aufnahme finden ....! A. d. R.

*) Diese Einrichtung hat Aehnlichkeit mit den Badestuben in dem Wildbade (im Königreiche Würtemberg), wo der Badende unmittelbar auf dem Felsgrunde sitzt, aus und zwischen welchem die bald wärmern bald kältern Quellen vereinigt hervorsprudeln und ihn wohlthuend umfluthen. A. d. R.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 135. 15 Mai 1833.

Die Bevölkerung der Erde.

(Fortsetzung.)

Die südlich von Sibirien gelegenen Theile Asiens enthalten gleichfalls große Strecken, wo die Bevölkerung nicht zunehmen kann. Das östlichste dieser Länder wird von den Mandschu's bewohnt, ein Volk von demselben Stamme wie die Tunguſen, das im Jahr 1641 China eroberte, dessen Gränzen seit jener Zeit weit nach Westen hin ausdehnte, und ihm seine jetzige Ausdehnung gab. Der Flächeninhalt des Mandschulandes beträgt ungefähr 95,000 Quadratlieues; zwischen den Parallelen des 38° 58′ und 55° 30′ N. B. gelegen, ist höchstens die Hälfte desselben, oder 47,500 Quadratlieues zum Anbau geeignet, und das Klima im Verhältniß des Breitegrads kalt; der Winter tritt mit Ende Septembers ein, und dauert bis zum Monat April. Die Meeresküsten sind wenig bevölkert, und nur längs der Flüsse trifft man fruchtbares Land, und eine zerstreut lebende Bevölkerung. Sonst ist allenthalben nichts als Felsen, Gries, Sandsteppen oder Moräste; der größte Theil der Bewohner führt auch ein nomadisches Leben, und Jagd und Fischfang liefern ihm den übrigen Unterhalt.

Die nördlichen, östlich von Peking bis zu den Küsten des gelben Meeres gelegenen Provinzen China's sind eben so unfruchtbar als das Land der Mandschu's, beinahe nichts als eine Einöde.

Westlich vom Lande der Mandschu's und von China liegt die Mongolei, eine im Süden an die Gebirge von Tübet (34° und 35° B.) und nördlich an die des Altai (50°) gelehnte Hochebene. Auf dem Flächeninhalt dieses Landes, der gegen 250,000 Quadratlieues beträgt, erblickt man nichts als Steppen ohne Waldungen und ohne feste Wohnsitze der Menschen. Nur längs der Flüsse und in den Thälern der Gebirge finden sich zum Anbau und zu Weideplätzen geeignete Stellen; die Gipfel der Berge sind mit Waldungen bedeckt, sonst aber ist der Boden kahl. Die Temperatur ist der hohen Lage des Bodens und des Ueberflusses an schwefelsaurem Natron wegen, womit der Boden an vielen Stellen bedeckt ist, kalt. Die französischen Jesuiten, die um das Jahr 1700 dieses Land auf Befehl des Kaisers Kang-hi durchreisten um es zu messen, waren sehr darüber erstaunt, das Klima der Hochebenen der Mongolei, zwischen 43° und 45° d. B., weit kälter zu finden, als das der unter denselben Parallelen liegenden französischen Provinzen. Die Mongolei wird von der Wüste Gobi in zwei Theile getheilt, ein Name, der im Mongolischen eine von Pflanzenwuchs und Wasser entblößte Steppe bedeutet. Im Osten ist diese Wüste steinig und mit Kies bedeckt, im Westen mehr sandig; der unbewohnbare Theil der Mongolei hält wenigstens 200.000 Quadratlieues.

Das zwischen der Mongolei, Sibirien, dem kaspischen Meer und Persien gelegene Turkestan hat einen Flächenraum von 105,000 Quadratlieues. Im Norden ist dieses Land meist eben und nur von Hügeln durchschnitten; des Mangels an Waldungen und seiner sehr niedrigen Anhöhen wegen hat man stets einen unermeßlichen Horizont vor sich; Dürre, Einförmigkeit und Oede sind der Charakter dieser unermeßlichen Steppen. Nur an den Ufern der Bäche sieht man Bäume, sonst allenthalben nichts als verkümmertes Gesträuch. Vom Ural bis zu den Ufern des Sir-deria lassen die Bäche sich durchwaten, und trocknen im Sommer und Herbst aus. Einige verwandeln sich in eine Kette von Seen, die bald durch kleine Kanäle zusammenhängen, bald unter sich nicht verbunden sind. Gegen Ende Mai's ist das Gras von der glühenden Sonnenhitze bereits verdorrt, und von diesem Augenblick an bekömmt und behält der Boden eine schmutziggelbe Farbe. Getreidebau ist nur in den Thälern, wo es schwarze und fruchtbare Erde gibt, möglich; hier weiden die Kirgisen auch ihre Heerden. Diese große Steppe der Kirgisen erstreckt sich im Norden bis über Turkestan hinaus; in dieser Richtung liegen, auf russischem Gebiet, die weit ausgedehnten Steppen Ischim und Baraba.

Je mehr man sich dem Süden nähert, desto unfruchtbarer wird das Land; anfangs ist es eben, man sieht nichts als kleine Pflanzen vom Geschlecht des Wermuths, fast immer von grauer oder schwarzer Farbe; dann kommt man in die Wüste Kizil Kum, die mit Flugsand bedeckt ist, der dann in ganz kahle Hügel von Thonerde übergeht, welche die von Salzseen unterbrochenen Ebenen durchschneiden. Der Flugsand bedeckt nach und nach den vom Aralsee eingenommenen Raum, dem man, seiner Größe wegen, den Namen eines Meers gegeben hat. Ein Brunnen, eine mit trinkbarem Wasser gefüllte Vertiefung, sind die Sammelplätze der Nomaden dieser Wüsten, die sich hier oft in Hinterhalt legen, um die vorüberziehenden Karawanen anzugrei-

fen und zu plündern. Man findet nicht eher wieder angebautes Land als in der Umgebung des Amu-deria, deſſen durch Kanäle vertheiltes Waſſer Mittel bietet, das Land zu bewäſſern. Der immer vorrückende Sand vermindert nach und nach den Raum des bewohnbaren Landes, und die in der Nähe der Städte und Flüſſe angebauten Stellen ſind in der That nichts als kleine Oaſen. Der größte Theil des Landes iſt Wüſte, und nur von einer geringen Anzahl nomadiſcher Stämme bevölkert, die Hitze des Sommers erſtickend, und im Winter die Kälte ſehr ſtreng. Höchſtens ein Sechstheil des Landes iſt bewohnbar, 88,000 Quadratlieues folglich unbewohnbar.

(Fortſetzung folgt.)

Die Literatur Portugals.

(Fortſetzung.)

Sa de Miranda kann in gewiſſer Beziehung als der Reformator der portugieſiſchen Sprache betrachtet werden: er trug viel dazu bei, ihr das lateiniſche Gepräge zu geben, indem er darin den regelmäßigen Superlativ und andere Neuerungen einführte, die den Beweis liefern, daß das Portugieſiſche vor ihm ſich noch nicht zu feſtbeſtimmten Formen abgeſchloſſen hatte. Was den geiſtigen Gehalt ſeiner Dichtungen betrifft, ſo wird die Moral darin für ſo rein gehalten, daß man Verſe daraus auf den Predigtſtühlen anführte. Man kann an ihm tadeln, daß er etwas zu froſtig iſt; er gefällt ohne hinzureißen, und erfüllt die Seele des Leſers mit einem gemüthlichen Vergnügen, ohne ſie heftig anzuregen; ſo wenig man ihm Zwang anmerkt, hat er doch die Trockenheit zu ſtrenger Arbeit und mühſamer Feile. Er ſelbſt ſagt in einem Sonnette an einen zeitgenöſſiſchen Dichter, daß er nicht aufhöre ſeine Verſe zu lecken, wie eine Bärin ihre ungefügen Jungen:

„Os meus se nunca acabo de os lambar
Como ussa aos filhos mal proporcionados.“

Die Handſchrift ſeiner Gedichte war überall mit Varianten durchſchrieben, von denen mehrere mit einem Fragzeichen verſehen in Ungewißheit ließen, welchen der Dichter ſelbſt den Vorzug gegeben haben mochte. Als ſeine Enkelin ſich einem galliziſchen Hidalgo, Don Fernando Coras Sotomayor, vermählte, wurde dieſe Handſchrift des Dichters ſehr hoch in dem Vermögen der Braut angeſetzt, und von Sotomayor als ein Theil der Mitgift ſeiner Frau angenommen, ein ehrenvolles Zeugniß für die Liebe der Portugieſen zur Literatur und für die Achtung, in welcher der Dichter ſtand.

Auf Sa de Miranda folgte Antonio Ferreira, der im Sonett, in der Elegie, im horaziſchen Brief ſein Nachahmer wurde, und ſich auch im Epigramm, in der Ode und im Epithalamium verſuchte. Allein er ſtrebte ſogar noch weiter. Triſſin's Sophonisbe war das erſte eigentliche Trauerſpiel der neueren Zeit; Ferreira's Ines de Caſtro war das zweite. Ferreira ſoll auch zuerſt den Verſo ſciolto des Triſſin nachgeahmt haben; einige ſeiner Chöre ſind im ſapphiſchen Versmaß. Allein er übertraf ſein Vorbild durch reineren, blühenderen, flüſſigeren und anmuthreicheren Styl. Horaz blieb indeß ſein Lieblingsdichter, womit denn auch die ganze Richtung ſeiner Denk- und Gedichtweiſe ausgeſprochen iſt. Ferreira iſt ein Horaz voll guter Sittenſprüche und Lehren, die er ganz einfach und ſchmucklos hinſtellte, wie er denn überhaupt unter allen Dichtern ſeines Landes am wenigſten durch glänzenden Gedankenprunk ausgezeichnet iſt.

Wenn dieſe Dichter, die man die Väter der portugieſiſchen Dichtkunſt nennen kann, nicht Dante oder Chaucer vergleichungsweiſe an die Seite geſtellt werden können, ſo muß man auch nicht vergeſſen, daß Dante in Italien noch immer nicht ſeines Gleichen hat, und daß England, mit Ausnahme Shakeſpeares und Miltons, kaum einen größeren Dichter als Chaucer hervorgebracht hat. Sa de Miranda und Ferreira erwarben ſich jedenfalls das nicht geringe Verdienſt, in ihrer Mutterſprache geſchrieben zu haben, zu einer Zeit, wo das Lateiniſche noch die Sprache der Gelehrten und Dichter war. Pedro de Andrade Caminha war der Freund des Sa de Miranda und Ferreira's; allein ſeine eigenen Gedichte tragen noch das rauhe Gepräge früherer Zeiten, bis auf einige Stellen, die durch die Berührung mit ſeinen Freunden einigen Schliff erhielten.

Eine höhere Richtung nahm das Talent eines Zeitgenoſſen dieſer Dichter, des Diego Bernardes. Don Francisco Manoel ſagt von ihm, es ſey der Dichter des verheißenen Landes, ganz Butter und Honig. Wenn Francisco Manoel in dieſen Worten nur eine witzige Ironie ausſprach, ſo kann man ſie auch buchſtäblich auf Diego Bernardes anwenden, deſſen Styl eben ſo mild als leicht iſt. Don Diego begleitete den König Sebaſtian auf ſeiner unglücklichen Heerfahrt nach Afrika. Vor ihrem Auszuge dichtete er ein Sonnett, worin er dem Könige unzweifelhaften Sieg weiſſagte, indem er betheuerte, daß ein ſolcher Fürſt, der mit dem Gekreuzigten im Banner ausziehe, unfehlbar Afrika unterwerfen müſſe. Zunächſt dem Blatte, das dieſe ſo ſchlecht in Erfüllung gegangene Prophezeiung enthält, beginnen die Elegien, die der Dichter als Gefangener in der Berberei ſchrieb und in denen er die thörichte Unternehmung Don Sebaſtians eben ſo ſehr als ſein Unglück beklagt, wobei er zugleich die Frage ſtellt, welche Verantwortlichkeit für ſo viel unſchuldig vergoſſenes Blut auf dem Könige laſte.

Allen dieſen Dichtern aber gereicht es zu nicht geringem Vorwurf, daß keiner, während ſie einander prieſen und an jeden Reimſchmied ihres Ranges Lobeserhebungen verſchwendeten, jemals des Camoens erwähnte. Reich und von edler Herkunft ſparten ſie ihr Lob nur für ſolche, die wie ſie ſelbſt reich und von Adel waren. Camoens war durch Natur und dichteriſchen Geiſt unendlich hoch über ſie hinausgeſtellt; aber er war erbärmlich arm, und im Bewußtſeyn ſeiner Ueberlegenheit, ſtellten ſie ſich, als vernachläſſigten oder verachteten ſie ihn, während ſie von Eiferſucht gepeinigt wurden. Sie wollten ſich nicht herablaſſen, das arme Genie zu erheben, und das Genie würdigte ſie keines Blickes. Des Dichters der Luſiade iſt hier nur im Vorbeigehen erwähnt worden: ihm gebührt eine eigene Abhandlung.

Das Heldengedicht war in jenem Jahrhundert in der Mode, vielleicht jedoch mehr unter den Dichtern als unter ihren Leſern. Die portugieſiſchen Helden hatten keinen Grund ſich zu beklagen

wie die griechischen vor Agamemnon. Kaum waren ihre Thaten vollbracht, als sie schon nicht bloß in Oden und Sonnetten besungen wurden, sondern auch in Gedichten so groß wie das vom Zorn des Achilles. Die portugiesischen Dichter ließen keine geschichtliche Erinnerung ihres Ruhmes unbesungen; der Stifter ihres Herrscherhauses, der Graf Heinrich und ihr erster König Alfonso Henriquez, ihre Befreiung vom portugiesischen Joche durch die Staatsklugheit Joams I, die ritterliche Tapferkeit des Nunalvares Pereira und die Begeisterung des Volkes für sein Vaterland; ihre Siege in Afrika und die Niederlage Don Sebastians; die Entdeckung Indiens; die Eroberung von Goa und Malaca; die zwei Belagerungen von Diu und die Abenteuer des ersten Ansiedlers von Bahia, — kurz es gibt kein politisches Ereigniß von geschichtlicher Bedeutung, das nicht von der portugiesischen Poesie gefeiert worden wäre. Die portugiesische Literatur hat sogar eine Epopöe auf die Vermählung der Katharina von Portugal mit Karl II von England und auf den Uebertritt dieses Fürsten zur katholischen Kirche; endlich auch eines aus unsern Tagen auf die Wiedererbauung Lissabon's nach dem Erdbeben von 1755. Aus dem mythischen Zeitalter wählten und behandelten die Portugiesen den Ulysses als Nationalhelden; aus der Geschichte des klassischen Alterthums den großen Viriatus, dessen Andenken zu feiern ihnen allerdings zusteht. Von diesen Gedichten sind die einen ängstliche Nachahmungen des Tasso; die andern, aus einer freieren Behandlung hervorgegangen, sind leider von Verfassern, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Indeß findet man in diesen epischen Gedichten Stellen von großer Schönheit, aber noch häufiger von der wunderlichsten Abgeschmacktheit. Es gibt kein Einziges, dessen Zergliederung nicht einen Stoff zu vergnüglicher Unterhaltung böte und Züge enthielte, die den Verfasser würdig machen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Die achtsylbige Stanze ist das gewöhnliche Versmaß aller dieser Gedichte. Jeronymo Cortereal schrieb im Verso solto. Kein Dichter häufte noch einen solchen Schwall von tautologischen Beiworten auf einander, wie er in seinem Naufragio de Sepulvada und in seinem Secundo Cerco de Diu. Francisco de Pina e de Mello bedient sich einer Art Nachahmung des französischen Alexandriner, wobei er sich die Freiheit nimmt, von Zeit zu Zeit einen ungereimten Vers einzumischen, wie in seiner Conquista de Goa und seinem, wie er es nennt, episch-polemischen Gedichte: „Triumpho da Religiam.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Miszellen.

14. Die alte Indianer-Stadt.

An den Ufern des Penobscot, 12 Meilen oberhalb Bangor (in Maine), liegt eine kleine indianische Ansiedelung, die seit langen Zeiten unter dem Namen der indianischen alten Stadt (Indian Old Town) bekannt ist. Eine hölzerne Kirche, ein nettes kleines Gebäude, vier bis fünf Häuschen, die von außen recht anständig aussehen, in ihrem Innern aber voll der gewöhnlichen indianischen Unsauberkeit sind, und ungefähr zwanzig erbärmliche mit Baumrinde gedeckte Wigwams, *) deren sämmtliches Geräth aus einem Kessel, in welchem alle ihre Speisen zubereitet werden, und einigen Schüsseln Stroh auf dem Boden, die zugleich als Stühle bei Tag und bei Nacht zu Betten dienen, besteht, bilden diese weitberühmte Stadt. — Hier sieht man den greisen Wilden, dessen Kraft die Elendthierhatze oder die Hirschjagd endlich erschöpft hat, und der nun seine todmüden Glieder auf dem kalten nassen Estrich ausreckt und seinem Priester dringend anliegt,

„in ein anderes Leben
Hund, Flasch' und Weib ihm mitzugeben."

Hier sieht man den jungen Indianer, dessen kraftvolle und sehnichte Gestalt ihm einen anständigen Lebensunterhalt verschaffen könnten, den lieben langen Tag im Sonnenscheine sich sömmern, keine Bedeckung über sich, als das blaue Himmelszelt; dort sieht man Männer, Weiber und Kinder in einem buntzusammengedrängten Knäuel den Tag in gänzlichem Nichtsthun hinbringen, ohne durch irgend eine Bewegung zu verrathen, daß sie am Leben sind, es sey denn, daß sie gelegentlich halb sich emporrichten, um den Leib und Seele verderbenden Feuertrank in einem Schlucke hinabzugießen, oder ihr Leben in dem betäubenden Qualm der Tabakspfeife hinzuwälzen. Hier leben sie beschäftigungslos, ihr Land, das sie mit den Nothwendigkeiten des Lebens reichlich versehen würde, vernachlässigend und sorgfältig das bebaute Feld vermeidend; ihr höchstes Behagen ist, ihr Leben ohne einen Wunsch nach Besserem und in Unthätigkeit zu verträumen. Ueber ihren sittlichen Zustand kann der Menschenfreund nur weinen; keine wohlwollende Hand beut ihnen die freundlichen Tröstungen christlicher Liebe; kein Bote des Wortes Gottes bemüht sich, ihren Geist aufzuklären; keine der zahlreichen religiösen Gesellschaften richtet ihre Bestrebungen auf die Verbesserung ihrer Lage; Niemand gibt sich die Mühe, Sinn und Gemüth bei ihnen auf eine höhere Stufe zu bringen, als worauf die Denkkräfte und die Naturanlagen ihres einzigen Freundes, des Hundes, stehen .....

*) Indianische Hütten.

15. Fossile Knochen.

Im Sommer 1831 wurde eine große Sammlung fossiler Thierreste, die man in Kentucky gefunden hat, in einem der Musen von New-York zur Schau ausgestellt. *) Dieselbe ist äußerst reichhaltig, und umfaßt eine sehr große Anzahl (mehrentheils noch gut erhaltener) Zähne, Hauer und großer Knochen von Elephanten, Mastodonten oder Mammuthen, Pferden, Ochsen, Elenthieren, Megalonyxen und andern. Die Ueberbleibsel des fossilen Elephanten sind besonders zahlreich, und zumal ein Kopf noch ganz vollständig. Die Reste des Mastodon oder amerikanischen Mammuths machen über die Hälfte der ganzen Sammlung aus. Unter ihnen ist der bis jetzt vollständigste Kopf dieses Thieres, der, wie man nun sieht, weit verschiedener von dem des Elephanten ist, als man bisher gedacht hatte. Unter den Hauern oder Fangzähnen sind einige beinahe zwölf Fuß lang, und von den über hundert betragenden Backen- oder Mahlzähnen mehrere von einer bisher noch nicht gesehenen Größe. Von den großen Schenkelknochen sind gegen vierzig, mehrere davon gut erhalten, vorhanden, außerdem noch eine große Menge anderer Knochen. Die Knochen und Zähne von Pferden, die man mit denen der ausgestorbenen Vierfüßler gefunden hat, und die dem Anschein nach der nämlichen Aera angehören, die übrigens weit hinter der Zeit der Entdeckung dieses Festlandes durch die Spanier zurückliegen muß, sind auffallend groß und unversehrt. Schädel, Kinnladen und Zähne von zwei Ochsenarten — eine davon des gemeinen Büffels — nebst einem Theile von einem Schädel des Elen- oder Mufethiers begleiten jene Reste. Auch bedeutende Stücke von dem Gerippe des Megalonyx sieht man, wie z. B. die rechte untere Kinnlade, das Schienbein und andere jetzt zum erstenmale aufgefundene Theile.

Ueberhaupt dürfte wohl diese Sammlung, nach dem übereinstimmenden Urtheil aller sachverständigen Männer, welche sie sahen und untersuchten, als die vollständigste und interessanteste der bisher bekannten zu betrachten seyn.

*) Nach der Angabe des New-England-Magazine beabsichtigten die Aussteller, sie späterhin auch in England und Frankreich sehen zu lassen.

16. Hüte aus Palmblättern.

Diese Art Hüte, die in neuester Zeit in Nordamerika sehr allgemein in Gebrauch gekommen sind, werden in wahrhaft erstaunlicher Menge in

Neu-England, vorzüglich in Massachusetts, verfertigt. Dieser neue Betriebs- und Erwerbszweig kam im Jahre 1826 und zwar in Folge der hiezu ermunternden Zölle auf, welche auf die Einfuhr der florentiner Strohgeflechte gelegt wurden. Nur im Jahre 1831 wurden, nach sicherer Berechnung, gegen zwei Millionen Stück Hüte verfertigt, die, den Durchschnittspreis eines Dutzends zu drei Dollars *) angenommen, an eine halbe Million Dollars abwerfen dürften. In der Grafschaft Worcester allein wird, wie man fast mit Gewißheit annehmen mag, die Hälfte der vorbingenannten zwei Millionen verfertigt.

Die Palmblätter werden aus der Insel Cuba bezogen; im Jahre 1830 wurden sechshundert Tonnen, **) im Werthbetrage von 50,000 Dollars, eingeführt. Die Hüte werden alle in den Wohnungen der Einwohner von Mädchen, im Alter von vier Jahren und weiter hinauf, verfertigt, dann an die Landkaufleute verkauft, und von diesen, wenn sie eine bedeutende Quantität solcher Hüte beisammen haben, nach Boston, New-York und andere Handelsplätze versendet. Man macht solche Hüte von jeder Qualität, und im Preise von 25 Cents ***) bis zu zwei Dollars, für den Mindesherrn wie für den Ackersmann. ****)

17. Indianische Ueberbleibsel.

Einem Reisenden aus Philadelphia, der im Frühjahre 1831 Columbia †) besuchte, fiel, während er in der Nähe der Kanal-Docke sich befand, das sonderbare Aussehen der Erdoberfläche auf, das ihn an einen indianischen Grabhügel gemahnte, wie er deren schon früher gesehen hatte. Die von ihm veranstalteten Nachgrabungen bestätigten seine Vermuthung; man fand drei Gerippe von Indianern — eines Mannes, einer Frau und eines Kindes, wie man nach dem Aussehen vermuthen durfte. Als man die Gebeine der Luft aussetzte, zerfielen sie, mit Ausnahme der Zähne und ein Paar der großen Knochen des männlichen Skelettes, in Staub. Sie waren sämmtlich in einer sitzenden Stellung begraben, und hatten auf ihren Köpfen ein irdenes Gefäß, an dessen Schnauze oder Rinne ein Menschengesicht ausgearbeitet war. Zwischen den Füßen des Einen, desjenigen den man für einen Mann hielt, fand man eine eiserne Axt, mehrere Pfeilspitzen, und sieben glatte, beinahe runde Steine, von denen der kleinste ungefähr ein Viertelpfund wog, die andern aber in gleichförmiger Gewichtszunahme bis zum siebenten anstiegen, welcher 2¼ Pfund wog. Diese Steine sollten, wie man vermuthete, die Zahl der Kinder anzeigen, welche der Verstorbene hatte. Zwischen den Füßen der Frau fand man zwei Steine von mittlerem Größenverhältniß zu den bei dem Manne gefundenen. Wie lange diese Reste hier begraben gelegen seyn mochten, läßt sich unmöglich bestimmen; aller Wahrscheinlichkeit nach jedoch nicht länger als zweihundert Jahre.

Vermischte Nachrichten.

Die sicilianische Zeitung „La Cerere" bemerkt über die klimatischen Veränderungen, die sich seit einigen Jahren in Sicilien bemerkbar gemacht haben, Folgendes: „Von allen Dingen, die sonst unser Sicilien eben so groß als schön gemacht haben, blieb nichts unversehrt als die Fruchtbarkeit des Bodens und die Milde des Klima's. Allein seit einigen Jahren war erstere, durch gewisse ungewöhnliche atmosphärische Veränderungen, weniger ergiebig als sonst, und auch letzteres scheint einem nachtheiligen Wechsel unterliegen zu seyn. Unsere Winter, die sonst dem anderswo gewöhnlichen Frühjahre glichen, haben einen nördlichen Character angenommen; unser Frühling, den man frühzeitig nannte, wenn er ein wenig nach der Mitte Februars eintrat, hat heuer um jene Zeit noch gar kein Lebenszeichen von sich gegeben, außer daß er das Streben verrieth, die ihm ungünstigen Einflüsse der Natur niederzukämpfen, und jetzt (Ende März), wo wir mitten in dem gewöhnlichen Frühlinge stehen, verrathen weder glänzendere Sonnenstrahlen noch eine größere Milde der Luft den eingetretenen Wechsel der Jahreszeit. Allerdings glauben wir nicht, daß diese ungünstige Veränderung fortdauernd bleiben werde, die wir bloß als eine vorübergehende Erscheinung betrachten, in der Hoffnung, daß sie endlich weichen und unserer Atmosphäre ihren natürlichen Zustand zurückgeben werde; dennoch konnten wir das Gefühl nicht bergen, das sich unserer bemächtigte, als wir uns auch mit dem Verluste des letzten Gutes, das uns noch blieb, bedroht sahen: fast unwillkürlich folgten wir daher allen meteorologischen Veränderungen, und sprachen davon mit demselben Interesse, wie Menschen, welche die letzten Ueberreste ihres Glückes vor Augen, sich darin gefallen, unaufhörlich von ihrem frühern Glanz und Wohlstand zu sprechen."

*

Der Zufall führte jüngst in Paris zur Entdeckung eines Verbrechens, das nach dem 637sten Artikel des französischen Strafgesetzbuches, im Verlaufe von wenigen Monaten, die zu seiner Verjährung festgesetzten zehn Jahre unbestraft erreicht haben würde. Eine Wittwe, Namens Houet, war im Jahre 1821 aus ihrem Hause zu Paris verschwunden, ohne daß man mehr eine Spur von ihr zu entdecken vermochte. Man hielt sie für 150 bis 200,000 Fr. reich, und beargwohnte Anfangs ihren Schwiegersohn, Namens Robert, der auch eingezogen, aber da sich kein näherer Verdacht gegen ihn begründen ließ, wieder freigelassen wurde. Dennoch im Jahre 1824 nochmals verhaftet, wurde er auf Entscheidung der Anklagekammer, aus Mangel genügender Anzeichten, wieder in Freiheit gesetzt. Robert hatte sich hierauf nach Bourbonne zurückgezogen; doch auch dahin folgte ihm der Verdacht, und man wollte wissen, daß er wiederholt von einem gewissen Bastien mit Forderungen angegangen wurde, den man eines Tages sagen hörte, er habe einen Brief auf der Post abgegeben, der nicht ohne Wirkung seyn werde. Die Polizei von dieser Aeußerung in Kenntniß gesetzt, ließ den Brief wegnehmen, und fand darin folgende Worte: „Erinnere Dich an den Garten der Straße Vaugirard Nr. 81 .. Du weißt es ... fünfzehn Fuß von der Mauer seitwärts ... die Todten stehen manchmal wieder auf." Hierauf wurde Robert zu Bourbonne und Bastien zu Paris verhaftet, und in dem Garten nachgegraben. Nach mehrern Versuchen stieß man endlich auf ein Gerippe, das einen Strick um den Hals hatte und mit ungelöschtem Kalk bedeckt war, den man jedoch nicht naß gemacht hatte, so daß er statt den Körper zu zerstören, wie beabsichtigt war, ihn vielmehr zu erhalten gedient hatte. Die beiden Verhafteten, die man abgesondert von einander den Nachgrabungen hatte beiwohnen lassen, läugneten Alles; als man von Gerichts wegen Herrn Dumoutier, einen ausgezeichneten Anatomen, in den Garten des Hauses in der Straße Vaugirard kommen ließ, um sein Gutachten über die aufgefundenen Knochen zu stellen. Da dem guten Professor zum Voraus nicht gesagt worden, was man von ihm wolle, so erstaunte er nicht wenig, als er sich auf einmal in einem Garten, dem Generalprokurator, den beiden Angeklagten, einer Menge Nachbarn, Munizipalgarden und Polizeiagenten gegenüber sah. Man stellte ihm die Frage, ob die ihm vorgelegten Gebeine alle einem menschlichen Geschöpf angehörten, von welchem Geschlecht und Alter dasselbe gewesen seyn möge und wie lange die Knochen in der Erde gelegen seyn könnten. Nachdem Herr Dumoutier die Gebeine untersucht hatte, sonderte er davon einige Thierknochen, die darunter gemischt waren, und entschied nach sorgfältiger Besichtigung des Schädels, daß er einer Frau, und nach den Suturen zu schließen, einer schon betagten Frau angehört haben müsse; zugleich fügte er hinzu, sie müßten eine geraume Anzahl von Jahren schon begraben liegen. Alle, die um die nähern Umstände wußten, fanden sich über diese Antworten des gelehrten Professors, die so gut zu dem gegenwohnten Thatbestande paßten, höchlich überrascht, noch mehr aber, als er hinzufügte, die Person, deren Kopf er in den Händen hielt, müsse zum Geiz und Jähzorn sehr geneigt gewesen seyn, Eigenschaften, welche die Wittwe Houet, wie Allen, die sie gekannt hatten, gar wohl bewußt war, in hohem Grade besaß. Die beiden Angeklagten selbst schienen ihre Ueberraschung kaum bergen zu können.

*) 7 fl. 12 kr. rhein. oder 4 Thlr. sächs.

**) Tuns, halbe Schiffslasten (eine halbe Last = 2000 Pfund, also 600 Tonnen gleich 1,200,000 Pfund.

***) ¼ Dollar.

****) Schon dieses eine Beispiel zeigt, wie sehr die Interessen der östlichen Staaten der Union bei einem hohen Zolltarife gewinnen, während der Karoliner, der vielleicht diese inländischen Palmblätterhüte nicht liebt und in seiner Eitelkeit und in seinem Hange zum Großthun die feinern ausländischen (florentinischen) Strohgeflechte vorzieht, den Zoll auf diese abgeschafft wünscht.

†) Den Distrikt Columbia in den Vereinigten Staaten nämlich.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 136. 16 Mai 1833.

Die Literatur Portugals.

(Fortsetzung.)

Schon von der ersten Morgenröthe ihrer Literatur an besaßen die Portugiesen einen ausgezeichneten dramatischen Dichter, Namens Gil-Vicente. Lope de Vega und Quevedo sollen seinen satyrischen Styl nachgeahmt haben, und man fügt hinzu, Erasmus, nachdem er das Portugiesische gelernt hatte, um seine Werke lesen zu können, habe erklärt, daß Gil-Vicente von allen Dichtern der neueren Zeit ihm Derjenige scheine, welcher dem Plautus am nächsten komme. Emanuel und Joam III wohnten oft mit ihrem Hofe den Vorstellungen seiner Stücke bei, und eine Tochter des Dichters, welche Hofdame bei der Infantin Donna Maria war, spielte darin Rollen. Diese Tochter schrieb selbst Komödien und verfaßte eine englische und holländische Sprachlehre. Von Gil-Vicente erzählt man sich, aus Eifersucht auf die dramatischen Versuche seines ältern Sohnes habe er diesen, um sich seiner zu entledigen, nach Indien geschickt, wo der junge Dichter das Leben einbüßte. Bemerkenswerth ist es, daß die Werke Gil-Vicente's nie eine zweite Auflage erlebten, obgleich sie sehr geschätzt und sehr selten sind.

Ungeachtet dieses vielversprechenden Anfanges, der für die Zukunft so große Hoffnungen blicken ließ, gelangte die dramatische Dichtkunst in Portugal doch nie zu einer eigentlichen Blüthe. Wahrscheinlich ist der Reichthum der spanischen Bühne Schuld an der Armuth der portugiesischen. Während der spanischen Gewaltherrschaft lag es in der Politik der Sieger, die Landessprache zu verdrängen, und in dieser Absicht ermunterten sie die portugiesischen Dichter, spanisch zu schreiben. Mehrere Schriftsteller begingen diese Ungerechtigkeit an ihrer Muttersprache schon vor der Niederlage Don Sebastian's. Man findet in den Werken des Sa de Miranda, Ferreira und selbst des Camoens spanische Gedichte; zum Glück für die vaterländische Dichtkunst hatten Barros, Moraes und Camoens ihre Sprache schon hinreichend gebildet, bereichert und zur Vollendung gebracht; es schmeichelte ihrer Eitelkeit eben so wohl als ihrer Vaterlandsliebe, die Nationalliteratur zu erhalten. Allein mehrere, die von nicht so guter portugiesischer Gesinnung waren, ließen sich irre führen, und kastilianisirten sich unter der Regierung Philipps, der Blüthezeit des spanischen Theaters, während der man zu Lissabon spanische Stücke aufführte, wie man heutzutage in Edinburg englische Vorstellungen auf der Bühne gibt. Dergleichen Stücke, obgleich nicht in der Landessprache geschrieben, wurden von den Zuschauern dennoch hinlänglich verstanden. Nach der durch das Haus Braganza bewirkten Revolution verdrängte die zunehmende katholische Unduldsamkeit die dramatische Dichtkunst, und seitdem mußte die Oper allein, zur Schmach der Nationalliteratur, alle Zweige der dramatischen Kunst ersetzen.

Von den portugiesischen Dichtern, welche in spanischer Sprache schrieben, ist der berühmteste Manoel de Faria e Sousa, ein Mann von weit umfassender Gelehrsamkeit und großem Talent, in dessen Schriften aber ein so verdorbener Geschmack herrscht, daß sie seiner Sprache mehr zur Schmach als zum Ruhm gereichen. Manuel de Faria e Sousa gab neun Bände Gedichte heraus, ungerechnet seine kritischen und historischen Arbeiten, durch die er vorzüglich bekannt geworden ist. Sonderbar ist es, daß nicht ein einziges Exemplar von seinen vollständigen Schriften zu finden ist. Das noch am wenigsten mangelhafte, das mir zu Gesicht kam, gehörte dem Bischofe von Beja, Don Fr. Manuel de Cenaculo Villas Boas, und bestand aus fünf Bänden. Faria e Sousa schrieb indeß nicht aus Mangel an Vaterlandsliebe in spanischer Sprache, sondern weil er diese für prächtiger, seiner prunkhaften Schreibart für angemessener und auch für allgemeiner verbreitet hielt, als die portugiesische. Es gibt unter seinen Zeitgenossen noch mehrere andere Schriftsteller, die den Namen literarischer Renegaten besser verdienen würden. Zur Zeit der portugiesischen Revolution hatte den literarischen Geist von ganz Europa eine große Verdorbenheit beschlichen, und bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts hat Portugal keinen Dichter aufzuweisen, der sich jenen aus dem Zeitalter Don Sebastians zur Seite stellen dürfte. Durch den Einfluß und die falsche Geistesrichtung schlechter Schriftsteller riß eine allgemeine Entartung des Styles ein, der durch Einmischung französischer Worte mit einer völligen Verwilderung bedroht wurde. Der erste Dichter, der sich wieder durch eine reine Schreibart hervorthat, war Pedro Antonio Correa Garçam, Mitglied der arkadischen Akademie; und ein anderes Mitglied dieser Gesellschaft, Antonio Diniz da Cruz e Silva, ist bis jetzt in der neuen Aera portugiesischer Dichtkunst unerreicht geblieben. Seine pindarischen Oden erschienen im Jahre 1811, nach dem

Tode des Verfassers, unter seinem arkadischen Namen Elpino Nonacrieuse. Seine Dithyramben, von denen einige von erhabenem Schwunge sind, harren noch der Herausgabe. Das Gedicht aber, auf dem seine eigenthümliche Volksthümlichkeit beruht, ist ein komisches Heldengedicht in acht Gesängen, in Verso solto, betitelt: Hyssopaida, „die Weihwedeliade." Joze Carlos de Lara, Dechant von Elvas, suchte sich bei seinem geistlichen Oberhirten in Gunst zu setzen, indem er ihn mit dem Weihwedel in der Hand an der Kirchenthüre der Metropolitane empfing, so oft der Bischof dort Gottesdienst hielt. In Folge einer Veruneinigung, die sich zwischen beiden entspann, hörte der Dechant auf, die bisher nur freiwillig dargebrachte Huldigung fortzusetzen; allein er hatte sich so lange Zeit hindurch dazu verstanden, daß der Bischof und dessen Partei im Domkapitel sie als ein Recht in Anspruch nahmen. Der Dechant ergriff die Berufung an den Erzbischof, verlor aber seinen Prozeß. Dieser wichtige Streit gab die Gelegenheit zu dem erwähnten Gedichte. Nach dem Tode des Dechantes erneuerte sein Nachfolger, ein Neffe von ihm, den Prozeß, und setzte eine Aufhebung der ersten richterlichen Entscheidung durch. Dieser endliche Triumph des Weihwedels wird in dem Gedichte vorausgesehen und geweissagt. Die Hyssopaida war lange Zeit als Handschrift in Umlauf gewesen, bis sie unter falscher Angabe des Druckorts London, im Jahre 1802, erschien. Man konnte nie von den geistlichen Behörden die Erlaubniß zum Druck dieser Satyre erhalten, was weniger zu verwundern ist, als daß man es wagen konnte sie nur zu verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung der Erde.

(Fortsetzung.)

Man würde sich von der Beschaffenheit des eben besprochenen Landes einen irrigen Begriff machen, wollte man die Ursache der strengen Kälte des Winters in einer hohen Lage des Bodens suchen. Dieser westliche Theil Asiens besteht im Gegentheil in einer bedeutenden Absenkung, von der die Spiegel des Aralsee's und des kaspischen Meers die tiefgelegensten Punkte sind. Diese beiden großen Wasserbehälter liegen, der erstere 32, die andere 50 Toisen über der Meeresfläche. Die Niederung dieses Erdstriches dehnt sich weit ins Innere bis nach Saratow an der Wolga (51° 31′ Br. 41° 20′ östl. Länge) und bis Oremburg am Jaik (51° 40′ Br. 52° 50′ östl. L.) aus; wahrscheinlich auch nach Südost bis zum untern Theile des Sihun oder Sir-deria und des Djihoun oder Amu-deria in den Wüsten Kara-kum und Kharism. Der Flächeninhalt dieser Vertiefung beträgt wahrscheinlich 50,000 Quadratlieues; sie breitet sich zwischen der Khuma, dem Don, der Wolga, dem Jaik, dem Obtschey-sirt, dem westlichen Zweig des Ural, dem See Alaksal, dem untern Theil des Sihun und dem Khanat Khiwa an den Ufern des Amu-deria aus; die westliche Verlängerung des Himalaya ist ihre Gränze.

In dem westlichen Theile Hindustans liegt die Wüste Adschmir, die sich gegen Westen bis über den Indus ausdehnt; ein Theil von Mekran, das Gedrosien der Alten, das wegen seiner außerordentlichen Unfruchtbarkeit bekannt ist, ist nichts als eine Wüste. Mehrere Provinzen von Afghanistan und Persien, unter andern Kerman, haben einen sandigen, mit Salz geschwängerten und unfruchtbaren Boden. Es sind Wüsten im eigentlichsten Sinne, wie man sie sogar auch am linken Ufer des Tigris und Euphrat und bis nach Kleinasien hin, westlich vom Taurus, findet. Die eigentliche große syrische Wüste aber beginnt am rechten Ufer des Euphrat und erstreckt sich bis zu den Ufern des Jordan und des todten Meeres, von dem aus sie bis an den Isthmus von Suez fortläuft. Drei Viertheile Arabiens, dessen Flächeninhalt 120,000 Quadratlieues beträgt, bestehen aus Wüsten, von denen die von Alhaf die größte ist. Dieser ungeheure Flächenraum kann also, wie Dieß zu allen Zeiten der Fall war, nur von nomadischen Stämmen bewohnt werden.

Alle diese Angaben geben den Beweis, daß man nicht sehr irren wird, wenn man annimmt, daß zwei und ein halbes Sechstheil von der Oberfläche Asiens einer Vermehrung der Bevölkerung nicht günstig sind, und zu den bereits aufgezählten unfruchtbaren Erdstrichen kommen nun auch noch die andrer Länder. Fast ganz Tübet besteht aus rauhen und unfruchtbaren Gebirgen; die zwischen diesem Lande und China gelegenen Gegenden sind von gleicher Beschaffenheit; in diesem Reich, so wie in Annam, Siam und Ava findet man unbewohnbare Strecken, folglich kann man annehmen, daß 877,250 Quadratlieues von dem Flächeninhalt Asiens keines Anbaues fähig sind.

Von Afrika, das größtentheils unter der heißen Zone liegt, und dessen beide äußerste Enden der gemäßigten angehören, ist kein Theil der Kälte wegen unbewohnbar; dagegen hindert Dürre den Menschen auf einem großen Theil seiner Oberfläche sich Niederlassungen zu gründen. An den Gränzen, die diesen Welttheil von Asien scheiden, beginnen sandige Wüsten, die einen bedeutenden Theil seines zwischen den Küsten des mittelländischen Meeres und dem 4° nördlicher Breite gelegenen Raumes einnehmen. Die Sahara, ein Wort, das Wüste bedeutet, ist die größte des Erdballs; rechnet man die libysche Wüste dazu, so hat sie von Osten nach Westen eine Länge von 1100 Stunden, von den Gränzen Aegyptens bis zum Gestade des atlantischen Ozeans; ihre größte Breite, gegen den fünften östlichen Meridian, beträgt 180 Stunden. Die gesammte Oberfläche derselben wird auf 230,000 Quadratlieues angegeben, und ist folglich achtmal größer als die von ganz Frankreich. Größtentheils mit Flugsand und kahlen Felsen bedeckt, bildet sie hie und da wellenförmig fortlaufende Sandhügel, und niedere Muschelberge, die bald vereinzelt stehen, bald in kleinen Ketten fortlaufen. Nur an einigen Stellen wachsen einige Bäume, Stachelgewächse und etwas Gras, und etliche oft von Sand verschüttete Brunnen, die aber der geübte Scharfsinn der Eingebornen immer wieder aufzufinden weiß, bieten denen, die sich in diese fürchterlichen Einöden wagen, das einzige Labsal, um sich und ihren Kameelen den Durst zu löschen, wenn ihr Wasservorrath zu Ende geht. Die über die Wüste hin zerstreuten Oxsen haben die Alten veranlaßt, die libysche Wüste, oder das nördliche Afrika, mit einer

Pantherhaut zu vergleichen, die bekanntlich mit andersfärbigen Haaren, als ihr Grund besprengt ist. Die Sahara nimmt mehr als den sechsten Theil von der Gesammtoberfläche Afrika's ein; andere minder große Wüsten breiten sich zwischen dem Nil und dem arabischen Golf aus und schließen sich in Norden an die syrische im Isthmus von Suez an; ihr Zusammenhang mit der Sahara wird nur durch das enge Thal unterbrochen, wo der Nil fließt, so daß man, wie Herr von Humboldt bemerkt, sagen kann, daß sie sich von den Küsten des atlantischen Ozeans bis an die östliche Spitze des Gobi auf einer Ausdehnung von 132 Längengraden, durch Nord-Afrika, Arabien, Persien, Afghanistan, Turkestan, Thian-chan-lu und die Mongolei erstrecken.

Der größte Theil des afrikanischen Küstenlandes am mittelländischen Meer, von der westlichen Mündung des Nils an, bis über den Golf der Syrte hinaus ist, mit Ausnahme der cyrenaischen Hochebene, dürr und unfruchtbar; ganz Nubien aber ist voll von Wüsten. Die Küste von Afrika bietet nirgends einen freundlicheren und einladenderen Anblick als auf dem vom arabischen Golf bespülten Gestade, und von der Meerenge von Bab-el-Mandeb bis zum Kap Guardafuy, und doch waren beide, zu allen Zeiten, nur von nomadischen oder Fischfang treibenden Arabern bewohnt. Ueber das Kap Guardafuy hinaus, und bis zum Vorgebirg der guten Hoffnung, wird die durchaus herrschende Unfruchtbarkeit nur an den Mündungen der Flüsse unterbrochen; bedeutende Strecken dieser unermeßlichen Fläche, unter andern die Küste von Ajan sind Wüsten.

Alle Reisenden wissen von den Karrus im Lande der Hottentoten zu erzählen; es sind Ebenen, die während der Regenzeit mit üppigem Grün und zahllosen Heerden bedeckt sind, während der heißen Jahreszeit aber sich in dürre Wüsten und traurige Einöden verwandeln. Mehrere Striche des Kaffernlandes und des Landes der Betschuanas, im Norden des Hottentotenlandes, bieten dieselbe Erscheinung.

Wendet man sich vom Vorgebirg der guten Hoffnung nordwärts, so findet sich längs des Meeres ebenfalls dürrer, unfruchtbarer Boden; auch wird dieser ganze, unter dem Namen Cimbebas bekannte Küstenstrich von den Seefahrern nur selten besucht. Die Vegetation und das Grün leben an den südlichen Gränzen von Congo wieder auf und dauern, wiewohl mit Unterbrechungen, bis zur Mündung des Senegal fort. Der Anblick einiger Vegetation an verschiedenen Stellen dieser Gegenden hatte die Reisenden auf die Vermuthung geführt, daß mehrere Theile des Küstenlandes von Senegambien außerordentlich fruchtbar seyen, und daß sich hier europäische Niederlassungen begründen ließen. Allein aus unglücklichen Versuchen geschöpfte Erfahrungen haben bewiesen, daß ein großer Theil jener Gegend zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt ist, und daß sich hier nicht mit Sicherheit auf eine Ernte rechnen läßt. Der mehr oder minder sandige, mehr oder minder mit Pflanzenwuchs bedeckte Boden hat an mehrern Stellen bedeutende Vertiefungen, die von der Natur bestimmt scheinen, das Regenwasser zu sammeln; an andern Orten besteht er aus Hochebenen, die gleichfalls Austiefungen, Moore und Sümpfe von süßem Wasser und verschiedener Größe enthalten, in letztern wachsen unzählige Palmbäume, die in Vereinigung mit andern Bäumen von ausgezeichneter Höhe, inmitten dieser dürren Ebenen eine Art von Oasen bilden. Die Gegenden an den Mündungen der Flüsse sind während der Regenzeit sehr ungesund; das Regenwasser, das sich in den oben erwähnten Vertiefungen ansammelt, wo es keinen Abfluß hat, verfault und verpestet die Luft mit schädlichen Ausdünstungen, unter denen der Neger wie der Weiße leidet, weßhalb auch beide in diesen Gegenden nur eine gewisse Zeit des Jahres über ausdauern können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nieder-Bretagne und ihre Bewohner.

(Aus der „Revue de l'Ouest.")

Der eigenthümlichste Charakterzug, der an dem Bewohner von Armorikum insbesondere und an dem Bretagner überhaupt hervortritt, ist seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Sitten und Gebräuche seiner Vorfahren. „Mein Vater hat es nicht so gemacht," — oder: „mein Vater hat auch ohne Dieß oder Jenes gelebt" — ist die gewöhnliche Antwort auf noch so klugen Rath, die Klippe, an der die wohlgemeintesten Verbesserungsversuche scheitern. Unter dem Landvolke von Armorikum haben sich daher nur so wenige Neuerungen eingefunden, daß ein Druide, wenn er den Staub abschüttlen könnte, der ihn seit zwölf oder vierzehnhundert Jahren deckt, und einige der entlegensten Theile des Landes besuchte, er noch ihre Sprache verstehen, ihre Sitten nicht fremd, ihre Tracht nicht unbekannt finden würde. Die alten Wälder sind freilich verschwunden; allein noch finden sich Halden und Felsen, mit Stachelginst und Haidekraut bedeckt, und er würde den Dolmen, den Cromelec'h, den Menhire wieder erkennen, und nur darüber erstaunt seyn, daß man die Bestimmung dieser heiligen Denkmäler so ganz vergessen kennte. Dagegen würde er auch mit Freuden wahrnehmen, daß das Eisenkraut und die Eichenmistel von dem Landmann Armorikums noch immer verehrt werden, und daß dort das Käuzlein, die Krähe und der Nachtrabe heute wie im Alterthum als unheilverkündende Vögel angesehen werden. Auch in der Nieder-Bretagne würde er das Volk so abergläubisch finden, als es zu seiner Zeit war; er würde dort noch den Glauben an Feen treffen, die des Nachts in die Hütte des Bauers kommen, um sich an seinem Herde zu wärmen, oder im Mondscheine tanzen, oder sinnend am Meeresufer sitzen. Man würde ihm dort sagen, daß man am Charfreitage den Schornstein fegen müsse, wenn man das Jahr über vor Feuersgefahr bewahrt bleiben wolle; daß man in der heiligen Nacht die Hausthiere fasten lassen müsse, um mit ihnen glücklich zu seyn; daß man am Vorabende des Allerseelenfestes das Haus nicht ausfehren dürfe, um nicht die Seelen des Fegfeuers zu verscheuchen, die in dieser Nacht im Hause umgehen, um ihre Verwandten und Freunde zu besuchen und sie um Gebete für ihre Ruhe anzusprechen. Ferner würde er eine abergläubische Furcht vor Donnerschlägen, Nordlichtern, Kometen, Erdbeben, Wasserhosen und andern Naturerscheinungen finden; man würde ihm mit unheimlichem Grauen erzählen von Gespensterercheinungen, Stigmen, Zauberern, Hexensabbathen, Geistern, ewigen Juden, vom Bugel Noz oder Nachtkind, feurigen Männern, Corriquets, Poulpiquets, Cornandos, schadhütenden Teufeln, Druden, Nachtwäscherinnen, Wahrwölfen, dem Todtenwagen, bösen Winden u. s. w.

Der Nieder-Bretagner ist offenherzig und heftig, obgleich dem Anscheine nach kalt und nicht leicht reizbar. Seine Starrköpfigkeit ist zum Sprüchwort geworden; er ist ein guter Soldat, ein ausgezeichneter Matrose, aber wenig zur Industrie geneigt. Die Bewohner der Nieder-Bretagne sind melancholischer Gemüthsart. Es fehlt ihnen nicht an Einbildungskraft, ihre stark accentuirte Sprache ist voll Bilder und Blumen, und die Menge Gebärden, mit denen sie ihre Worte zu begleiten pflegen, geben ihrer Rede noch mehr Nachdruck. Der Nieder-Bretagner ist von kurzer und gedrungener Gestalt; sein Haar schwarz, der Bart stark, die Hautfarbe braun, die Zähne weiß, die Gesichtszüge männlich kräftig, die Schultern breit. Die Brust ist gewölbt und offen, und der Blick scharf und sicher. In Leidenschaften heftig, entflammt er sich in den

oft unmäßig genossenen starken Getränken bis zur Wuth; weßhalb auch in Armorikum die Verbrechen, welche Rohheit zum Grunde haben, am häufigsten vorkommen. Einmal aufgebracht, schlägt der Nieder-Bretagner mit Allem darein, was er in den Händen hat, am liebsten nach dem Kopfe des Gegners, und ohne daran zu denken, was die Folge des Schlages seyn wird.

Die katholische Religion, die nur mit der größten Mühe in der Nieder-Bretagne Eingang fand, hat jetzt dort tief gewurzelt, und die Nieder-Bretagner hängen nun an dem Glauben ihrer Väter, wie man an Allem hängt, was in diesem Leben Trost und jenseits ewige Glückseligkeit verheißt. Diese frommen Gefühle erhalten täglich dadurch neue Bekräftigung, daß es auf dem Lande nicht eine einzige reiche Familie gibt, die nicht wenigstens einen Geistlichen hätte. Die Geistlichkeit steht daher auch in der Nieder-Bretagne in hohem Ansehen. Uebrigens spricht der Priester dieselbe Sprache, hat dieselben Lieblingsneigungen, und unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Landmanne nur dadurch, daß er mehr Kenntnisse besitzt; daher hat der Geistliche, wenn er bei seiner Gemeinde beliebt ist, einen Einfluß, dem nichts gleich kommt. Er beherrscht den Bauer in geistlichen Sachen unumschränkt, geht ihm in seinen weltlichen Angelegenheiten mit Rath an die Hand, segnet seine Ehe ein, taufft seine Kinder, begräbt seinen alten Vater, trocknet seine Thränen, theilt seine Vergnügungen und fehlt nicht bei seinen Festen. Man kann sich daher denken, was für eine Rolle der Maire einer Gemeinde spielt, wenn er sich mit dem Geistlichen überworfen hat.

Der Nieder-Bretagner ist mildthätig, redlich, ernsthaft und gastfreundlich. Der Fremde findet unter seinem niedern Dach eine freundliche Aufnahme, und der Ehrenplatz ist ihm vorbehalten. Selbst der Bettler hat stets Zutritt im Hause, und kommt er um die Stunde der Mahlzeit auf das Gehöft, so ist es nicht selten, daß man ihn mit an den Tisch des Landmannes sitzen läßt, wo er mit den Hausgenossen ißt, mit denen er nachher auch seine Pfeife raucht, und die ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuhören, wenn er ihnen erzählt, denn bei seinem landfahrenden Leben sammelt er alle politischen Neuigkeiten, nach denen der Pächter vorzüglich begierig ist, und trägt von Gehöft zu Gehöft, was er auf jedem gehört hat. „Was gibt es Neues?" — Dieß ist gewiß immer die erste Frage, die man an sich gerichtet hört, wenn man über die Schwelle tritt. Diese Neugier ist ein Zug des Nieder-Bretagners, den er, ohne daran zu denken, mit einem berühmten Volke des Alterthums gemein hat, und die ihre Erklärung darin findet, daß die Gehöfte alle vereinzelt und nicht in Dörfern beisammen liegen; woraus folgt, daß der Besitzer wenigstens sechs Tage in der Woche außer aller Verbindung mit seinen Nachbarn lebt. Nur am Sonntag trifft er mit ihnen zusammen, wenn er sich in den Bourg begibt, um das Hochamt und die Vesper zu hören, oder wenn er zum Feste des Kirchenpatrons geht, der im Lande Pardon genannt wird, oder wenn ihn seine Bedürfnisse auf den Jahrmarkt führen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Einer der berühmtesten Kupferstecher in Europa, Raphael Morghen, ist am 8 April d. J., in Folge langer Leiden an einer Herzkrankheit, im 75sten Jahre seines Alters mit Tod abgegangen. Raphael Morghen ist am 14 Junius 1761 in Portici, in der Nähe von Neapel, geboren, wohin sich sein Vater Filippo, auch ein tüchtiger Kupferstecher, begeben hatte, um die zur Beschreibung des Werkes über Herkulanum gehörigen Zeichnungen zu stechen. Seine Mutter war die Tochter Francesco Liani's, eines am Hofe Königs Karl III wohlbekannten Malers; auch sein Oheim Giovanni Elias erwarb sich in der Kunst einen nicht unbedeutenden Namen, wie die zu dem oben erwähnten Werke von ihm gefertigten Zeichnungen beweisen. So einer Künstlerfamilie entsprossen, auch sein Bruder hatte den Ruf eines guten Kupferstechers, wurde er von seinem Vater und Oheim frühzeitig zur Kunst angehalten, und stach schon in seinem zwölften Jahre die Propheten des Baccio Bandinelli nach einem Basrelief im Chore der Metropolitankirche zu Florenz. Sein Vater, der die Anlage seines Sohnes zur Entwicklung zu bringen bemüht war, führte ihn hierauf nach Rom, und gab ihn in die Schule des Wiederherstellers der Kupferstecherkunst in Italien, Giovanni Volpato, dessen Tochter später Raphael zum Weibe nahm. Nach ihrem Tode war der Künstler noch zweimal verheirathet, und erhielt von diesen Frauen eine zahlreiche Nachkommenschaft, ohne daß ihn deßhalb die häuslichen Sorgen von seiner Lieblingsbeschäftigung abziehen konnten, wie er denn auch in Gemeinschaft mit Volpato zu Rom eine große Anzahl der werthvollsten Kupferstiche herausgab. Von dem Großherzoge Ferdinand III im Jahre 1795 nach Florenz berufen, verdoppelte er dort seine Anstrengung, und brachte in wenigen Jahren ausgezeichnete Werke zur Vollendung; so die Madonna del Sacco von Andrea del Sarto, und Tizians Madonna mit dem Kinde. Allein den Künstler beschäftigte schon lange der Gedanke, eines der größten Wunderwerke der neuern Kunst, Leonardo da Vinci's Abendmahl, im Refektorium der Dominikaner zu Mailand, von dem jetzt keine Spur mehr vorhanden ist, durch den Kupferstich dem Untergange zu entreißen. Morghen arbeitete drei Jahre an diesem großen Werke, das er mit einer Vollendung ausführte, die Alles, was bisher in der Kupferstecherkunst geleistet worden, weit hinter sich zurückließ und unerreichbar schien. Morghen übertraf sich auch in allen seinen andern Werken nicht mehr, selbst nicht in der Transfiguration Raphaels, die er gleichfalls in Kupfer stach. Als Toscana unter die Herrschaft des Königs von Etrurien überging, wurde Morghen von ihm sowohl als von der Königin mit der größten Auszeichnung behandelt; nicht minder auch von der Fürstin Elisa Bacciochi, als sie zur Regierung dieses schönen Landes kam. Morghen begab sich mehrmals nach Paris, wo er mit aller seinem Verdienste gebührenden Auszeichnung aufgenommen wurde. Napoleon ertheilte ihm die Insignien des Ordens der Reunion, nach dessen Aufhebung er von Ludwig XVIII das Kreuz der Ehrenlegion und des Ordens vom heiligen Michael erhielt. Morghen war Mitglied verschiedener Akademien und korrespondirendes Mitglied des französischen Institutes. Ein Mann von stiller und freundlicher Gemüthsart lebte er einfach, bloß der Kunst und seinem häuslichen Glücke, das er im schönsten Maße genoß. Unter seinen zahlreichen Kupferstichen kann man außer den schon oben erwähnten als die vorzüglichsten nennen Guido's Aurora, den Parnaß und die Krippe von Mengs, die Jagd der Diana von Domenichino, die Madonna della Seggiola, die Jurisprudenz von Raphael, die Ruhe in Aegypten und die Reinigung von Nikolaus Poussin, das Bildniß Moncada's zu Pferd von Vandyk, die Bildnisse der vier Väter der italienischen Literatur, Lenonardo da Vinci's, Volpato's, des Bischofs von Parma Abeodato Turchi, der Fornarina und Vinto Alfovili's. (Gazetta di Firenze.)

•

Eine Viertelstunde von dem Dorfe Plombières-lès-Dijon liegt ein Berg, von den Einwohnern Contard geheißen, in welchem sich eine Menge Höhlen befinden, die noch nicht untersucht worden waren. Einige Naturforscher befuhren unlängst einige dieser Höhlen, und nachdem sie sich in eine beträchtliche Tiefe hinabgelassen hatten, fanden sie fossile Knochen von Megatherien, großen fleischfressenden Thieren, gigantischen Hirschen u. s. w. Eine noch größere Menge derselben scheint von den Stalagmiten der Höhlen bedeckt zu seyn, und man arbeitet jetzt daran, Nachgrabungen anzustellen. Alles deutet darauf hin, daß die geologischen Schätze dieser Höhlen nicht minder kostbar ausfallen werden, als die der Höhlen von Auxelle bei Besançon.

Karte von Griechenland.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Karte des Königreichs Griechenland nebst Theilen der angränzenden Länder des osmanischen Reichs in Europa und Asien; nach den neuesten Gränzbestimmungen herausgegeben. In Kupfer gestochen von C. Schleich und Seitz. Groß Landkarten-Format.

Preis schwarz . . . . . 3 fl. 48 kr.
— illuminirt . . . . . 5 fl. 24 kr.
— illuminirt und auf Leinwand gezogen . . . 4 fl.

München, den 1 April 1833.

Literarisch-Artistische Anstalt.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 137. 17 Mai 1833.

Die Literatur Portugals.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Mitglied der Arcadia von Portugal, das gleichfalls unter den portugiesischen Dichtern einen großen Ruf erworben hat, war Domingo dos Reis Quita; sein Trauerspiel „Ines de Castro" wurde in's Englische übersetzt und erschien vor fünf Jahren in einer: „das deutsche Theater" überschriebenen Sammlung von Schauspielen. Der arme Domingo dos Reis würde wahrlich nicht wenig erstaunen, könnte er sich unter deutsche Bühnendichter in Reih' und Glied gestellt sehen, noch mehr aber, wenn er vor seinem Namen das stolze Don erblickte, das man ihm dort beigelegt hat, und was eben so viel Sinn hat, als wenn ein Franzose den schottischen Dichter Burns übersetzen und als Mylord bezeichnen wollte. Domingo's Vater war ein Handelsmann, der sich durch Unglück gezwungen sah, Portugal zu verlassen, wo er ihn als siebenjährigen Knaben mit sechs andern Geschwistern in den Händen ihrer Mutter zurückließ, die ihm eine Erziehung gab, so gut es gehen wollte. Endlich hörte der Vater auf, Unterstützung zu senden und Domingo wurde in seinem dreizehnten Jahre zu einem Barbier in die Lehre gethan. Von seiner zartesten Jugend an fand er Freude und Gefallen an der Poesie; glücklicherweise fielen ihm die Werke Camoens und Francisco Rodriguez in die Hände; er lernte sie auswendig, durchdachte und ahmte ihre besten Stellen nach. Mehrere Jahre lang trieb er die Dichtkunst insgeheim, und nur als er so viel Selbstvertrauen gewonnen hatte, um seine Gedichte seinen Freunden zu zeigen, gab er sie erst heraus, jedoch nicht unter seinem Namen, sondern als die Poesien eines Mönchs auf den Azoren. Ein Liebessonnett jedoch verrieth ihn; er zog bald die Aufmerksamkeit der Schriftsteller seiner Zeit auf sich und wurde dem Grafen San Lourenzo vorgestellt, der stets einer seiner besten Freunde blieb. Nachdem er sich so eines Beschützers zu erfreuen hatte, lernte er Spanisch, Italienisch und Französisch, um so viel ihm möglich, was seine Erziehung versäumt, nachzuholen; er studirte die berühmtesten Schriftsteller, die in diesen Sprachen geschrieben, und las alle Uebersetzungen der griechischen, lateinischen, deutschen und englischen Dichter, deren er habhaft werden konnte. Um diese Zeit wurde die Gesellschaft der portugiesischen Arcadia gestiftet, mit dem Zwecke, den Geschmack an Literatur und namentlich an Dichtkunst wieder zu beleben, der so sehr entartet war. Domingo dos Reis wurde, ungeachtet seiner plebejischen Abkunft und einiger Epigramme, einstimmig zu ihrem Mitgliede ernannt. Weniger glücklich war der Dichter, als ihm der Erzbischof von Braga in seinem Hause eine Anstellung geben wollte, um die Domingo, der von sehr religiösen Gesinnungen war, sich eifrig bewarb; ein Frömmler, der bei dem Erzbischof Einfluß hatte, stellte diesem vor, wie wenig es sich schicken würde, einen Dichter und Mann von Geist in seine Nähe zu ziehen: das Verbrechen, ein Mensch von Geist zu seyn, vermochte Alles, was ein völlig tadelloses Leben und aufrichtige Frömmigkeit zu seinen Gunsten in die Wagschale legten, nicht aufzuwiegen. Der Dichter hatte auch einen Feind bei Hofe, als Pombal ihm einen Gehalt zu bewilligen gedachte; er wurde mit Höflichkeiten überschüttet, blieb aber nach wie vor in Armuth. Das Erdbeben von Lissabon stürzte ihn endlich in hülfloses Elend; wurde jedoch gerade Ursache, ihm in seinen spätern Tagen ein glücklicheres Verhältniß zu bereiten. Der Dichter hatte eine Gönnerin, Namens Theresa Theodora de Aloim, die Gemahlin des Arztes Balthasar Tara, die ihn in ihrem Hause aufnahm, als er nicht mehr wußte, wohin er sein Haupt legen sollte: er wurde ihr mehr durch Gefühle der Bruderliebe als der Dankbarkeit verbunden. Im Jahre 1761 befielen ihn die ersten Symptome eines Brustleidens, und er sah sich an den Rand des Grabes gebracht; allein die vereinte Pflege der Dona Theresa und ihres Gatten schenkten ihm die Gesundheit wieder. Sechs Jahre später entging er durch dieselben Bemühungen einem zweiten bedenklichen Anfall, in welchem ihn gleichfalls seine Freundin als Wärterin und Tara als Arzt pflegte. Domingo verließ seine gütigen Freunde nur erst, als ihn die Pflicht zu seiner alten und leidenden Mutter rief. Vergeblich stellte man ihm vor, daß diese kindliche Aufopferung von Seiten eines Mannes, der wie er nur auf die Hülfe der Vorsehung zählen konnte, eine große Unvorsichtigkeit sey. „Gerade diese Vorsehung," erwiderte er, „die für die Vögel in der Luft und für die Lilien auf dem Felde sorgt, die Vorsehung, deren ewige Weisheit ich in den Gestirnen des Himmels wie im Wachsthume des Baumes erkenne, wird mich nicht verlassen." Sein Glaube hielt ihm nicht Wort; schon sechs Wochen nachher fiel er in eine gefährlichere Krankheit als früher. Vergebens

ließ ihn der Doktor Tara in sein Haus bringen, weder seine ärztliche Kunst noch die liebreiche Sorgfalt der Dona Theresa konnten ihm zum drittenmal das Leben retten; nach einem sechstägigen Leiden starb er im Jahre 1770, in einem Alter von dreiundvierzig Jahren.

Ein noch unglücklicheres Beispiel von der Mißgunst des Glückes gegen die Dichter ist Francisco Dias Gomes, der Sohn eines Krämers von Lissabon. Seine rechtschaffene und ehrenwerthe Familie hatte ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt und Francisco erhielt seine erste Erziehung im Kollegium des Oratoriums, studirte Rhetorik und Poesie unter dem königlichen Professor Pedro Jose de Fonseca und wurde auf die Hochschule von Coimbra geschickt, wo er kaum angelangt war, als ein Oheim, von dem er den Namen trug, und der durch seinen Rath die Eltern des jungen Gomes leitete, seine Bestimmung änderte, da man in dem Stand eines Kaufmanns ein gesicherteres Auskommen für ihn zu erblicken glaubte, als in dem eines Gelehrten. Man brachte ihn in einen Laden, wo sein aufkeimendes Genie durch Rechnungen und kleine Geschäfte erstickt wurde. Von allen seinen glänzenden Geistesgaben konnte er hier keine als sein Gedächtniß durch eine ausgebreitete Lektüre üben; während die beständigen Zerstreuungen seines Geschäftes ihn hinderten, sein Talent auszubilden, wie die Zerstreuungen des Talentes ihn abhielten, seinem Gewerbe obzuliegen. Francisco machte unaufhörlich Verse, die sich jedoch nicht über die gepriesene horazische Mittelmäßigkeit erhoben. Mitten im Drucke seiner bewegten Lage von unabhängiger Gesinnung beseelt, vertraute er selbst seinen Freunden nicht an, wie wenig glücklich seine Geschäfte gingen, aus Furcht, es möchte den Anschein gewinnen, als wollte er sich ihre Hülfe erbetteln; Gomes wurde ein Opfer dieses falschen Ehrgefühles. Im Frühjahre 1795 wurde seine ganze Familie von einer damals herrschenden Seuche befallen, und Francisco Dias selbst, der den Arzt und Pfleger aller der Seinigen machte, blieb nicht verschont; er starb mit der Zuversicht und dem Muthe, den er allen Widerwärtigkeiten seines Lebens entgegengestellt hatte. Die königliche Akademie bewies sich bei dieser Gelegenheit ehrenvoll genug, indem sie auf ihre Kosten seine Gedichte drucken ließ, deren Ertrag der Wittwe und den Kindern des unglücklichen Dichters bestimmt blieb. Francisco Dias hinterließ ein unvollendetes Heldengedicht über die Eroberung von Ceuta und sechs Gesänge eines Gedichtes: „die Jahreszeiten," die noch nicht im Druck erschienen sind: gesunder Verstand, edle Gesinnungen, reine Sprache und erhebende Moral zeichnen diese Werke aus, und unter Begünstigung glücklicherer Verhältnisse würde das Talent ihres Verfassers ohne Zweifel einen höhern Aufschwung genommen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung der Erde.

(Fortsetzung.)

Die exotischen Pflanzen die man zu akklimatisiren versuchte, waren nicht im Stande, in der glühenden Atmosphäre, in die man sie versetzte, fortzukommen. Diese außerordentliche Hitze und die Seltenheit des Regens verursachen Unfruchtbarkeit des Bodens, der, wie sich annehmen läßt, ohne diese einwirkenden Ursachen fruchtbar seyn würde, denn die in dieser Hinsicht angestellte chemische Analyse hat erwiesen, daß er unter dem Einfluß eines der Entwicklung seiner Bestandtheile günstigen Klima's, zu Erzeugung einer mehr oder minder kräftigen Vegetation fähig seyn würde. Die künstliche Bewässerung, weit entfernt dieses Hinderniß zu heben, vergrößert es vielmehr, denn die auf solche Weise ausgelaugte Erde verliert durch die Auflösung ihrer integrirenden Theile die nährenden Stoffe, die darin enthalten sind. Weit entfernt, gleich dem Nil, durch eine Ueberschwemmung das Land zu befruchten, führt der Senegal auf die Ländereien, die er unter Wasser setzt, nichts als geschlemmten Thon und feinen Sand, die durchaus nicht geeignet sind die Vegetation zu fördern. Die Feuchtigkeit die dieser Fluß dem Boden mittheilt, wird von der ungemein austrocknenden Luft bald verdunstet, und der von dem Wasser abgesetzte erdige Niederschlag macht den ursprünglichen Boden durchaus fest und unfruchtbar, indem er ihn mit einer sehr harten Kruste überzieht, die nach Verdünstung des Wassers durch Einwirkung der heißen Luft, sich in Sprünge theilt, und tiefe, dem Wind und den Sonnenstrahlen geöffnete Risse bildet, wodurch er zu jeder Art von Anbau unfähig wird. Die grobe Hirse der Neger, eine Art Sorgho oder Moorhirse, die, was den Boden betrifft, nicht heiklich ist, ist die einzige Pflanze, die auf den vom Fluß überschwemmten Gegenden gedeiht, allein dennoch mangelt dem Boden oft die nöthige Feuchtigkeit und dann verdorrt die Pflanze und stirbt ab, bevor noch ihre Körner die nöthige Reife erlangt haben. Die Regenzeit ist die einzige, während welcher die Vegetation in Aequinoktialafrika eine natürliche Entwicklung gewinnt; allein in einigen Gegenden dieses Himmelsstriches hält sie höchstens nur 2 ½ bis 3 Monate an. In Senegambien stellt sie sich im Monat Julius ein, und dauert bis in die ersten Tage des Oktobers; zuweilen fällt der Regen nur in Zwischenräumen, und setzt 14 bis 40 Tage aus, eine Zeit, die hinreicht, die Fortschritte der Vegetation von Neuem zu unterbrechen, weßhalb sie auch sehr kümmerlich bleibt.

Ohne Zweifel gleichen nicht alle Gegenden des Innern von Aequinoktialafrika der eben von Senegambien entworfenen Schilderung: indeß stimmen die Berichte der Reisenden, die bis dorthin vorgedrungen, darin überein, daß in mehreren Landstrichen jener Gegenden durchgehends außerordentliche Dürre herrscht, und daß man dort ganz wüste Strecken findet. Unfruchtbare Sandsteppen zeigen sich auch längs der Küste, an der Mündung des Senegals und ziehen sich nordwärts bis zur Kette des Atlas. Rechnet man zu diesen Sandflächen noch die Gebirge, Felsen und Moräste, so kann man ohne Uebertreibung annehmen, daß die Hälfte von der Oberfläche Afrika's, d. h. 745 000 Quadratlieues, theils gänzlich unbewohnt, theils nur von einer sehr kleinen Anzahl Menschen bevölkert ist, die ein nomadisches Leben führen.

Was Australien betrifft, so kennen wir das Innere der großen Inseln und des Festlandes, aus denen es besteht, noch zu wenig; weßhalb sich auch keine genaue Uebersicht der auf ihnen be-

findlichen unbewohnbaren Landſtriche geben läßt. Man hat indeß auf den nördlichen Küſten von Neuholland dürre und unfruchtbare Strecken gefunden; auch gibt es auf mehreren der Inſeln Gegenden voll hoher Gebirge und rauher Felſen. Es läßt ſich alſo vermuthen, daß dieſer Welttheil um nichts mehr begünſtigt iſt als die übrigen, und daß ſich auch auf ihm große Strecken befinden, auf denen ein bleibender Aufenthalt für Menſchen unmöglich wird.

In Amerika vereinigen ſich dieſelben Urſachen, die mehrere Länder Aſiens und Afrika's unbewohnbar machten. Sein nördliches Ende reicht bis unter die kalte Zone, der mittlere Theil liegt unter dem heißen, und die ſüdliche Spitze dehnt ſich bis unter den gemäßigten Himmelsſtrich aus. Die längſte und eine der höchſten Gebirgeketten des Erdballs durchſchneidet es von Norden nach Süden und unermeßliche Ebenen, von großen Flüſſen bewäſſert, die einen ſehr langen Lauf haben, bilden ſeine Oberfläche. Alle dieſe Urſachen bringen in der neuen Welt eine große Verſchiedenheit der Temperatur hervor, wir werden jedoch nur jene einer genauern Prüfung unterwerfen, die hauptſächlich dazu beitragen, gewiſſe Gegenden dieſes Welttheils gänzlich unfruchtbar zu machen.

Die nördliche Halbinſel dieſes großen Feſtlandes iſt im Norden von dem Polarmeer begränzt, was durch die Unterſuchungen unſerer Tage dargethan wurde; es iſt ein Golf des arktiſchen oder Eismeers; die Küſte dieſer Seite liegt größtentheils unter dem 71° Breitegrad, reicht aber auf einigen Punkten bis unter die Eiszone, auf andern jedoch nicht ſo weit. Noch nicht genau bekannte Inſeln liegen nordwärts und nordöſtlich; dahin gehören auch Grönland und Island. Der atlantiſche Ocean, der Amerika im Oſten beſpült, bildet hier zwei große Golfe, die Baffins- und die Hudſonsbai, dann im Süden verſchiedene Buchten und endlich den Golf von Mexiko und das Meer der Antillen. Die weſtliche Küſte wird von dem großen Ocean begränzt, der hier mehrere minder bedeutende Einſchnitte macht, als das Meer auf der gegenüberliegenden Küſte. Unter der gemäßigten Zone ſind es der Golf von Californien, deſſen Einfahrt unter der heißen Zone liegt, und im Norden unzählige Meerarme, die den Archipel von Quadra und Vancouver durchſchneiden; endlich noch der Cook's-Golf. Zwiſchen Amerika, dem Archipel der aleutiſchen Inſeln und Aſien liegt das Beringsmeer, das durch die Meerenge gleichen Namens mit dem Eismeer zuſammenhängt und an der amerikaniſchen Küſte die Golfe Norton und Briſtol bildet.

(Fortſetzung folgt.)

Die Nieder-Bretagne und ihre Bewohner.

(Fortſetzung.)

Die Pardons oder Kirchenfeſte hatten früher nur einen gottesdienſtlichen Zweck, ſind aber gegenwärtig, wie unſere Kirchweihen, nur Zuſammenkünfte, wo die Jugend beider Geſchlechter nie verſäumt ſich einzufinden, um der dabei gewöhnlichen Vergnügungen zu genießen: man ſpielt mit Kegeln, ſpielt mit Würfeln oder ſonſtige Glücksſpiele, beſucht die Krämerbuden u. ſ. w. Die jungen Leute machen ihren Freundinnen kleine Geſchenke; man knackt Nüſſe auf, und ißt Weißbrod oder Kuchen; vorzüglich aber kommt man, um zu tanzen, ein Vergnügen, das der Nieder-Bretagner leidenſchaftlich liebt, und dem er ſich mit Entzücken überläßt, obgleich ſein Tanz nur in einem gemeſſenen Gange beſteht und eher ſchwermüthig anzuſehen iſt. Dazwiſchen hört man Bettler mit klägelicher Stimme in allen Tonarten ſchreien, indem ſie häßliche Schäden und Leibesgebrechen zur Schau legen. Dort umringt ein Haufe gaffender Bauern, mit angelweit aufgeſperrtem Mund, einen Marktſchreier, der mit den übertriebenſten Gebärden den Zahn einer alten Frau vorzeigt, die dazu ein erbärmliches Geſicht ſchneidet; hier ſieht man ein Zigeunerweib, das durch eine blecherne Röhre einem jungen Mädchen ihre Weiſſagung ins Ohr flüſtert, während dieſes lächelnd zuhört: wahrſcheinlich wird ihr bald ein hübſcher reicher Mann verſprochen. Hiezu denke man ſich die verſchiedenen dort und da zerſtreuten Gruppen, die Zelte, unter denen getrunken wird, die ſaubern und mannichfaltigen Anzüge, die durch einander lärmenden Töne und Stimmen, die laute und ungebundene Fröhlichkeit, die Betrunkenen, und die Püffe und Fauſtſchläge, die es dann und wann rechts und links abſetzt; hiezu denke man ſich auch noch ein großes Gaſtmahl, das der Pfarrer den angeſehenern Leuten gibt; die Pfeifen, Kuchen, Früchte, die man für die Kinder, für die Großeltern und für Alle, die dem Feſte nicht beiwohnen konnten, mit nach Hauſe nimmt — und man hat das Bild eines Pardons in der Nieder-Bretagne.

Wenn man einen Pardon geſchildert hat, ſo kann man ſich füglich die Beſchreibung eines Jahrmarktes erſparen, auf dem es ungefähr in derſelben Weiſe zugeht; nur daß hier gekauft und verkauft wird, und alle Geſchäfte nach vielem Hin- und Herreden und Handſchlägen in der Schenke beendigt werden. Die jungen Burſche und Mädchen ſchlendern herum oder machen ſich öffentliche Liebesgeſtändniſſe, indem ſie ſich zärtlich anblicken und einander in den Taſchen herumſuchen. Die reichen Hausfrauen nehmen auch wohl eine Taſſe Kaffee und ein Schlückchen Liqueur zu ſich, wenn ſie auf die Märkte kommen. Einige von ihnen rauchen auch, was jedoch eine Seltenheit iſt. Dagegen iſt dieſe Gewohnheit unter den Männern allgemein, und wird meiſt ſchon im dreizehnten oder vierzehnten Jahre angefangen. Der Verbrauch des Rauchtabaks iſt daher auf dem Lande außerordentlich groß; nicht ſo iſt es mit dem Schnupftabak, deſſen ſich nur einige alte Weiber bedienen.

Bei den Ehen hat die Liebe auf den Dörfern wenig darein zu reden, was auch die Romanſchreiber und Dichter dagegen ſagen mögen; iſt nur das Vermögen gleich, ſo iſt alles Uebrige in Ordnung. Eigenſchaften des Herzens und des Geiſtes, gleichgeſtimmte Gemüthsart, körperliche Reize, kurz nichts von Allem, was das Leben verſchönt und mit einigen Blumen beſtreut, kommt dabei in Betracht. Man rechnet, man wägt ſich; die Großeltern beſuchen ſich dann gegenſeitig, um ihre häusliche Einrichtung zu beſehen; man nennt Dieß die Beſchau: ar weladen. — Die Hochzeit geht in der Nieder-Bretagne unter einer Menge von eigenthümlichen Gebräuchen und Feierlichkeiten vor ſich, deren Urſprung ſich in das graue Alterthum verliert. So entführt der Bräutigam ſeine Braut, nachdem er ſie lange durch Vermittlung eines Barden oder Dichters, den man in der Nieder-Bretagne Discoureur zu nennen pflegt, zu bewegen geſucht hat, ihm freiwillig zu folgen. Der Bräutigam wartet bei dem Hochzeitmahle auf, und bei dem Nachtiſche füllt er einen Becher mit Wein, ſetzt ihn an die Lippen und läßt ihn dann in der Runde kreiſen. Es würde eine große Beleidigung ſeyn, wenn man daraus zu trinken ſich weigerte. Bei dieſen Hochzeiten wird gekochtes und im Backofen gebratenes Fleiſch, Fars von Haidekorn und Weizenmehl, Kuchen von ſchlecht gegangenem Teig, Torten mit Pflaumen und Roſinen aufgeſetzt. Der Wein fließt in Strömen, und jeder Gaſt nimmt einiges Naſchwerk für Diejenigen ſeiner Familie, die dem Feſte nicht beiwohnen konnten, mit nach Hauſe. Dergleichen Mahlzeiten ſind ſehr koſtſpielig, und wenn die Brautleute reich ſind, werden oft drei bis vierhundert Gäſte und zuweilen noch einmal ſo viel eingeladen. Ein rührender Gebrauch iſt es, daß man am Tage nach der Hochzeit nie verſäumt, für die durch den Tod entriſſenem Verwandten ein feierliches Seelenamt halten zu laſſen. Die Geiſtlichen eſſen nachher mit dem jungen Ehepaar und einigen angeſehenen Leuten des Ortes; die Ueberreſte der Mahlzeit werden an die Armen, die von allen Seiten her-

kriſtrömen, vertheilt. Ueberhaupt gibt es unter dem Landvolke der Nieder-Bretagne kein Feſt, wo nicht auch für den Dürftigen ſein Theil abfällt.

Uebrigens ſtehen die Weiber des Landvolkes in der Nieder-Bretagne in einem etwas untergeordneten Verhältniſſe zu ihren Männern; ſie bedienen ihren Gatten bei Tiſche und ſprechen nur in ehrerbietiger Weiſe mit ihm. In weniger wohlhabenden Familien verrichten ſie Feldarbeiten und eine Menge mühſeliger Geſchäfte. Sie ſind nicht ſchön, ihre Haltung iſt ohne Anmuth, ihr Geſicht ohne weiche Züge, ihre Tracht ungefällig und läßt keine ihrer Formen erkennen. Es gilt für eine Schönheit, eine friſche rothe Farbe zu haben. An einigen Orten ſchmieren ſich gefallſüchtige Mädchen die Stirn mit Fett ein, um ſie glänzend zu machen. Sonſt genießen die Mädchen in der Nieder-Bretagne, wie die in England, einer großen Freiheit. Sie können bei Tag und Nacht mit jungen Leuten Umgang pflegen, ohne daß man etwas an ihrem Lebenswandel auszuſetzen findet. Beim Flachsbrechen, in der Heuernte, bei dem Getreideſchnitt ſieht man ſie immer beiſammen. Auch Abends in den Rockenſtuben — Nozvezion genannt — und auf den Tennen finden ſie ſich zuſammen. Die Rockenſtuben werden gewöhnlich in den Ställen gehalten, wo ſich eine Anzahl Weiber und Mädchen verſammelt, um bis eilf Uhr oder Mitternacht zu arbeiten und zu ſpinnen. Die jungen Leute finden ſich dabei ein, ſingen und ſtoßen von Zeit zu Zeit ein lautes Geſchrei aus, das man im franzöſiſchen Theile des Departements houppées (Juchzen) nennt. In dieſen Rockenſtuben werden Geſpenſtergeſchichten erzählt; man ſingt mit Kehlſtimmen, in einer gezogenen und eintönigen Weiſe, Kriegs- oder Liebeslieder, deren Poeſie zwar nicht immer ſehr vorzüglich iſt, aber doch immer gut unterhält. Auf den Tennen tanzt oder übt man ſich im Ringen, eine Körperübung, in der die Bretagner ſtets nicht minder ausgezeichnet waren, als im Werfen der Soule und der Handhabung des an zwei Enden mit Eiſen beſchlagenen Stockes, der in ihren Händen eine der gefährlichſten Waffen wird.

In Armorikum findet man noch eine Menge von Sitten und Gebräuchen aus dem Alterthum und dem Mittelalter. Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, wohin der Urſprung der ſogenannten Soule zu verlegen iſt und was ſie zu bedeuten hat; wir beſchränken uns nur auf die Bemerkung, daß dieſes Spiel, ſo wie das Ringen und Stockſchlagen, von Tag zu Tag mehr außer Uebung kommt und in kurzer Zeit ganz verſchwunden ſeyn wird. Die Soule beſteht in einem Ballon, den die jungen Leute verſchiedener Kirchſpiele aufzuheben und in eine andere Gemeinde hinüberzurollen bemüht ſind. Wenn dieſes Spiel, ſo wie das Ringen und Stockſchlagen — Uebungen die zur Kräftigung des Körpers weſentlich beitragen, und zum Theil die Urſache ſind, daß der Bauer der Nieder-Bretagne ſtärker und gewandter iſt als die Bewohner der Städte — ſeltener wird, ſo iſt es von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet zu beklagen; dagegen ſollte man ein anderes Spiel verbieten, das ſo grauſamer Art iſt, daß es unter einem civiliſirten Volke nicht geduldet werden ſollte. Es iſt Dieß das ſogenannte Gansköpfen, das während des Faſchings und zwar auf folgende Weiſe angeſtellt wird. Man ſchlägt zwei Pfähle in einiger Entfernung von einander tief in den Boden, ſpannt dann von einem zum andern ein Seil, als ſollte darauf getanzt werden, und bindet in der Mitte deſſelben eine Gans mit den Füßen feſt, ſo daß ihr Kopf abwärts hängt. Nun ſprengen die jungen Burſche in vollem Galopp unter dem Seile weg, und verſuchen dabei mit dem Säbel der Gans den Kopf abzuhauen. Wenn das Thier verwundet wird, ſo erhebt es ſich und ſtreckt den Kopf in die Höhe; allein einige junge Leute, die neben den Pfählen ſtehen, ſchütteln das Seil heftig, und zwingen die Gans, wieder den Hals nach dem Boden hinabhängen zu laſſen. Dieß geht ſo lange fort, bis der Kopf abgehauen iſt. Ein noch ärgeres Spiel beſteht darin, dem Thiere den Kopf mit der Hand abzureißen. Man kann ſich denken, wie lange es leiden muß.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Zwiſchen der Schiffsmannſchaft eines Schooners aus Sidney und einem Stamme von Neuſeeländern kam es zu ernſten Auftritten, die für die Engländer gefährlich hätten ausfallen können, wenn nicht der Kapitän des Schooners alle Segel hätte aufſpannen laſſen, um die hohe See zu gewinnen. Die Veranlaſſung zu dieſem Kampfe wurde durch den ſeit einiger Zeit zwiſchen Sidney und den Inſulanern beſtehenden Handel mit neuſeeländiſchen Köpfen gegeben. Der Kapitän des Schooners hatte eine beträchtliche Anzahl derſelben eingehandelt, und war nach Sidney zurückgekehrt, wohin ihn ein Häuptling der Inſel begleitete. Während der Ueberfahrt beging er aber die Unvorſichtigkeit, ſeinen Vorrath von Köpfen dem Häuptlinge zu zeigen, der unter denſelben einige von ſeinen Verwandten erkannte, ohne jedoch darüber ſein Gefühl der Entrüſtung laut werden zu laſſen. Rache brütend kehrte er auf demſelben Schooner nach Neuſeeland zurück, wo er kaum angekommen war, als er die Krieger ſeines Stammes um ſich verſammelte, ſie aufforderte, die ihm widerfahrene Schmach zu rächen und mit ihnen den Schooner angriff. Es entſpann ſich ein Gefecht, und man beſchoß ſich gegenſeitig, bis der Kapitän es endlich für rathſam hielt, die Anker zu lichten, da außerdem er und ſeine Leute ſchwerlich dem Schickſal entgangen ſeyn würden, ihre Köpfe gleichfalls zu Markte tragen zu müſſen.

*

Die Ebene von Mitidjah, ſagt ein von dem Marſchall Clauſel im Moniteur mitgetheilter Artikel, war früher nicht ſo unfruchtbar und verödet, als ſie es gegenwärtig iſt. Aus den Nachrichten, die uns das Alterthum davon hinterließ, wiſſen wir, daß Nordafrika, und namentlich dieſer Landſtrich, unter der römiſchen Herrſchaft ungemein fruchtbar war. Die Urſachen, die den gegenwärtigen Zuſtand der Verödung herbeigeführt haben, ſind zufällig und können gehoben werden. Man gebe dem Waſſer Ablauf und die Sümpfe werden austrocknen, und der Theil des Bodens, der an ſich leicht und trocken, jetzt aus Mangel an Bearbeitung faſt verſandet iſt, wird durch Fleiß dem Ackerbau wieder gewonnen werden. Zucker, Indigo, Baumwolle und Kochenille können in dieſer Ebene gedeihen. Der Kaffeebaum würde auf der Südſeite, an gedeckten Orten, zur Reife kommen, da er auch zu Tripolis und ſelbſt zu Tunis fortkömmt. Durch die Verſumpfung und Verſandung des Bodens, die mit der Zeit überhand nahmen, hat ſich auch die Bevölkerung ſeit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts fortwährend vermindert. Im Jahre 1500 zählte man noch 800,000 Einwohner, im Jahre 1541 500,000, um das Jahr 1630 240,000, die Städte Blida, Coleah und Algier nicht mit eingerechnet; gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurde die einſt volksreiche Ebene nur noch von achthundert Familien bewohnt.

*

Einer von Herrn Marbe der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vorgelegten Denkſchrift zufolge beläuft ſich der Werth der im Jahre 1852 von den Vereinigten Staaten geſchlagenen Münzen auf 5,401,055 Dollars, und zwar 798,455 Dollars in Gold, 2,579,000 in Silber und 23,620 in Kupfer. Von den 678,000 Dollars in Gold, welche die Vereinigten Staaten aus ihren eigenen Bergwerken zur Münze lieferten, trug Virginien 54,000 Dollars, Süd-Carolina 15,000, Georgien 140,000 und Teneſſee 1000 bei. Folgendes gibt eine Ueberſicht des ſeit dem Jahre 1824 in der Goldregion der Vereinigten Staaten ausgebeuteten Goldes:

	Virginien.	Nord-Carolina.	Süd-Carolina.	Georgien.	Alabama u. Teneſſee.	Geſammtertrag.
1824	—	5000	—	—	—	5000 D.
1825	—	17,000	—	—	—	17,000 —
1826	—	20,000	—	—	—	20,000 —
1827	—	21,000	—	—	—	21,000 —
1828	—	46,000	—	—	—	46,000 —
1829	2500	434,000	5500	—	—	440,000 —
1830	24,000	204,000	26,000	212,000	—	466,000 —
1831	26,000	294,000	22,000	176,000	5000	520,000 —
1832	54,000	458,000	45,000	110,000	1000	673,000 —
	86,500	1,499,000	96,500	528,000	4000	1,915,000 —

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 138. 18 Mai 1833.

Die Bevölkerung der Erde.

(Fortsetzung.)

Eben so wie Sibirien hat auch das nördliche Amerika keine hohen, mit dem Aequator parallel laufenden Gebirgsketten, wodurch die Einwirkung der kalten Nordwinde aufgehalten werden könnte. Die großen Erhöhungen des Bodens liegen im westlichen Theil zunächst an der Küste, deren Krümmungen sie folgen, indem sie sich unter dem 60sten Breitegrad nach Westen wenden, und auf dem Kontinent mit der Halbinsel Alaska ihr Ende erreichen; dann erheben sie sich wieder auf dem Archipel der aleutischen Inseln, senken sich aber in ihrer nördlichen Verlängerung bald bis zum Niveau des Bodens. Der größte Theil von Nordamerika bildet also eine große Ebene, welche die vom Polarmeer und dem arktischen Ocean kommenden eisigen Winde ungehindert durchstreichen.

Es ist bereits oben gesagt worden, daß das Klima von Nordamerika unter gleichen Breiten kälter ist, als das von Europa, und daß die Lage der isothermen Linien, die durch die Punkte gehen, deren mittlere Temperatur Null ist, hier bis zu den 53° und 58° Parallele hinabfällt, während sie in Europa nur 63° und 68° erreicht. Diese Linie geht in Amerika im Süden des Sklavensees durch, und ist noch südlicher, wenn sie sich dem Erie- und Ontariosee nähert.

Zu Quebek (46° 47′ B.) ist die mittlere Temperatur des Winters — 10°. Der St. Lorenzo, der vor dieser Stadt sich zu einem mächtigen Wasserspiegel ausbreitet, ist alle Jahre mit Eis bedeckt; seine Mündung (49°) friert ebenfalls jedes Jahr zu. Derselbe Fall ist es mit dem Kanal von Belle-Isle (50°), der die Insel Neufundland von der Halbinsel Labrador trennt, während in Europa, unter den nämlichen Breiten, nämlich denen des Kanals und des Pas de Calais, das Meer beständig offen bleibt. Die Meerengen, die den atlantischen Ocean mit dem Hudsonsmeer verbinden, sind nur vom Julius bis zum September schiffbar. Die Seefahrer, welche die Baffinsbai des Wallfischfangs wegen besuchen, haben bemerkt, daß die Seevögel diese Striche mit Ende Julius verlassen, und durch ihren Abzug die Nähe des Winters verkünden. Während dieser Jahreszeit sind die Baffinsbai, das Polar- und das Hudsonsmeer ganz mit Eis bedeckt, und auch im Sommer nicht ganz davon frei. Der muthvolle und beharrliche Kapitän Parry versuchte zwei Winter nach einander, 1821 und 1822, durch einen der Kanäle, die das Hudsonsmeer mit dem Polarmeer vereinigen sollen, nach Norden vorzudringen; seine bewunderungswerthe Ausdauer mußte aber endlich der Macht des Eises weichen, denn aller Anstrengungen ungeachtet konnte er sich während der beiden kurzen Sommer, von denen er auch nicht einen einzigen Augenblick unbenutzt verlor, nur auf einer unbedeutenden Strecke einen Weg durch die aufgehäuften Eisschollen bahnen. Der Versuch, den er in den Jahren 1819 und 1820 gemacht hatte, um durch den Lancasterkanal in das Eismeer zu dringen, hatte keinen glücklichern Erfolg; derselbe Fall war es mit seiner zweiten Reise auf dem Hudsonsmeer im Jahr 1824. Aus den Berichten des Kapitäns Parry und seines Gefährten des Kapitäns Lyon kann man sich einen Begriff von der furchtbaren Strenge des Klima's in diesen nördlichen Gegenden machen, und aus den Berichten Hearne's, Mackenzie's und Franklin's kennen wir außerordentliche Kälte im Innern des Landes.

In allen über den 50° hinaus liegenden Ländern ist der Winter gewöhnlich lang und furchtbar streng; unter der 55sten Parallele fällt das Thermometer im Januar bis 30° und 32° unter Null, und über die 60ste hinaus findet man keine großen Bäume mehr. Weizen kann zwar noch bis unter der 53sten Parallele auf besonders dazu günstig gelegenen Stellen angebaut werden, allein eigentlich gedeiht er über die 50ste hinaus nicht mehr; die übrigen Getreidearten kommen noch vier Grade höher fort. Den mährischen Brüdern gelang es indeß zu Nain auf der Küste von Labrador (57° 8′), mit vieler Mühe und Sorgfalt, etwas Gerste und Küchengewächse zu bauen. Diese Halbinsel ist voller Gebirge, die fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind; große Bäume findet man nicht über den 56sten Breitegrad hinaus, und man sieht hier nichts als Staudenpflanzen und verkümmertes Gesträuch, und auch dieses verschwindet unter dem 60°. Das Land ist im Osten von herumziehenden Eskimos bewohnt und im Westen von Indianern; beide leben einzig von Jagd und Fischfang. Die von den Engländern auf den Küsten des Hudsonmeeres, an den Mündungen der Flüsse errichteten Komptoirs erhalten ihren jährlichen Bedarf an Mehl, Wein und anderen Gegenständen durch die Schiffe, welche Pelzwerkladungen einnehmen. Derselbe Fall ist es mit den übrigen Forts

oder Komptoirs, die im nördlichen Amerika zum Handel mit den wilden Stämmen hie und da angelegt worden sind. Mit allen Hülfsmitteln der Civilisation versehen, konnten die Menschen in diesen unwirthbaren Gegenden, wo der Winter in den ersten Tagen des Septembers sich einstellt und erst im Monat Mai endigt, keine anderen Niederlassungen gründen. Die Eskimos leben in der Nachbarschaft des Meeres, wo sie bald heißhungrig die Beute ihres Fischfangs verzehren, bald alle Schrecknisse der Hungersnoth erdulden. Mit den Indianern, deren Unterhalt ebenfalls sehr unsicher ist, leben sie in beständiger Feindschaft. Die Verwendung des Hundes als Saum- und Zugthier, wie in Sibirien, beginnt in der Nähe des Sklavensees (62°); diese Indianer sind wegen der Strenge des Klima's genöthigt, an den Ufern der Flüsse zu überwintern, wo sie Pappeln und Weiden finden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Literatur Portugals.

(Fortsetzung.)

Aus den vermischten Gedichten dieser Schriftsteller ließen sich sehr gut Auszüge zu einer portugiesischen Anthologie sammeln; wobei ihre größeren Werke allerdings unbeachtet bleiben könnten, mit Ausnahme etwa einer Lebensbeschreibung des Malers Vieira, die von ihm selbst in Versen abgefaßt wurde. Dieser Francisco Vieira bildete aus seinem Leben ein höchst merkwürdiges Gedicht, das wenig bekannt ist, aber es zu seyn sehr verdiente. Der größte Glanz des portugiesischen Dichterruhmes bleibt aber immerhin über die Lusiade verbreitet, weßhalb man auch in neuerer Zeit nicht wenig erstaunte, das Verdienst dieses Hauptwerkes des Camoens von der Kritik angefochten zu sehen, während zum Belege für ein so kühnes Urtheil ein von derselben Hand verfertigtes Heldengedicht über den gleichen Gegenstand zur Schau gestellt wurde. Dieses Heldengedicht erschien zuerst im Jahre 1811 unter dem Namen „Gama, *) ein Gedicht in zehn Gesängen von Jose Agostinho de Macedo." Der Verfasser fügte ihm nachher noch zwei Gesänge bei und veränderte den Titel in O Oriente, wobei er neben einer langen Zueignung an die portugiesische Nation eine Einleitung vorausgehen ließ, in der er die Fehler seines Vorgängers auseinander zu setzen versuchte. Nie wurde wohl in der Literatur ein kühnerer Versuch gewagt.

Jose Agostinho de Macedo schreibt wie ein ehrlicher Enthusiast und ächter Portugiese, in dessen Meinungen keine einzige Ketzerei als die über den Werth der Lusiade zu finden ist. Weniger von einem Gefühl der Eifersucht angeregt, als durch Gegner aufgebracht, die ihn geringschätzig behandelten, ging dieser neue Kritiker in seiner Herunterseßung des Camoens weiter, als andere in der Erhebung desselben. „Ich habe gefunden," sagt er, „daß Alles, was in der Lusiade gut ist, es nicht ist, weil es Camoens von Andern abgeschrieben, und daß Das, was schlecht ist, schlecht ist, weil es ohne Vorbild ausgearbeitet wurde" — ein Urtheil, das eben so hart als ungerecht ist. Weil Jose Agostinho den Camoens oft auf derselben Bahn traf wie andere Dichter, hält er für Nachahmungen, die keine sind; und wenn es wahr ist, was er behauptet, daß Camoens den Orlando Furioso und Bernard Tasso's Amadigi nie aus den Händen legte, so könnte Das, was er ihnen entlieh, der Lusiade wieder genommen werden, ohne daß sie dadurch sonderlich ärmer werden würde. Uebrigens verräth Jose Agostinho in seiner geharnischten Abhandlung mehr literarische Kenntniß und einen richtigeren Geschmack, als seine Landsleute im Allgemeinen. Unter Anderm behauptet er, daß der wahre Styl erhabener Poesie nur in den Schriften der Hebräer zu finden sey, und daß Niemand ein großer Dichter werden könne, der nicht die Bibel tief studirt habe: eine im Munde eines Portugiesen ganz fremd klingende Behauptung. Auch erkannte er, daß die Entdeckungsreise Gama's in jeder Beziehung am wenigsten für epische Poesie geeignet war: „Esta accame portentosa sendo grande em tudo, he pequena, he minima, em poezia. De todas as accoens epicas he a mas esterel," sagt er; allein wie konnte dann Jose Agostinho denselben Stoff wählen, der für ihn doppelt ungeeignet seyn mußte, da schon das Beste davon abgeschöpft war. Als Antwort auf diese Frage, die er voraussah, erwidert er: „Die Erkenntniß der Fehler des Camoens, der Wunsch Diejenigen Lügen zu strafen, die von ihm zu sagen pflegten: „Par nemo, nemo secundus erit" *); vor Allem aber die Hoffnung, das Vorurtheil meiner Landsleute zu überwinden und zu beweisen, daß man auch die Gränzen der Einbildungskraft wie die der Vernunft erweitern und hinausrücken könne: Dieß war es, was mich zu meinem Versuch ermuthigte." Wäre unsrem Jose Agostinho die englische Literatur nicht durchaus fremd gewesen, so würde er in Spencers „Feenkönigin" für sich eine sehr gute Lehre gefunden haben. „Und um sich her blickend gewahrte sie folgende Worte, die über der Pforte angeschrieben waren: Wage, wage, immer wage. Vergebens zerbrach sie sich den Kopf über den Sinn dieser räthselhaften Worte, als sie am andern Ende desselben Gemaches eine andere eiserne Pforte sah, über der geschrieben stand: Wage nicht zu viel!

Es ist ein merkwürdiges Beispiel von innerem Widerspruch, Jose Agostinho eine neue Lusiade verfertigen zu sehen, die ganz in derselben Art wie die des Camoens bleibt, und eine Menge Fehler enthält, gegen die eben der neue Dichter aufgestanden ist. Da es der Geschichte Gama's an interessanten Ereignissen gebricht, so suchte Jose Agostinho durch Erfindung nachzuhelfen, wie dadurch, daß er die übernatürliche Maschinerie ins Ungeheure trieb. Allein hiedurch begegnet es ihm, wie dem Camoens, daß er durch die Mischung bekannter Thatsachen und allzu handgreiflicher Erdichtungen den Unglauben des Lesers hervorruft und die poetische Täuschung zerstört. Das Gedicht beginnt mit der Beschreibung eines Thrones, der im Mittelpunkt der Schöpfung steht und „aus Uebermaß von Licht dunkel ist;" eine Stimme geht von

*) Vasco da Gama der Entdecker des Wegs nach Ostindien. Anm. d. Red.

* Niemand wird ihm gleich seyn, Niemand ihm nahe kommen.

ihm aus, die den Lauf der Sonne und des Mondes unterbricht, die Kometen aus ihrer Bahn schleudert, den Nil und Amazonenfluß zu ihrer Quelle zurückströmen macht, und die ganze Erde erschüttert. Die Stimme, die so das ganze Planetensystem über den Haufen wirft, hat keinen andern Zweck, als einem Seraphim zu befehlen, daß er hinabeile und dem König Emmanuel gebiete, eine Flotte auszurüsten und die Fahne des Kreuzes in Indien aufzupflanzen. Der König sieht in diesem Augenblick im Traume eine hohe wunderbare Frau, die auf einem weißen Elephanten reitet und ihm sagt, daß sie Asia heiße. Asia bietet ihm ihre Schätze, zeigt ihm den Tempel des Ruhmes, wo er neben dem König Heinrich seine Stelle finden werde und fordert ihn auf seine heldenmüthigen Seefahrer auszusenden, denen der Himmel die Pforte des Orientes öffnen werde. Der König erwacht, als das Traumgesicht verschwindet, aber er schlägt die Augen nur auf, um eine wirkliche Erscheinung vor sich zu sehen: den Seraphim, der sich seines Auftrages in einer langen weissagenden Rede entledigt. Der König versammelt dann seinen Staatsrath, dem er vorlegt, was ihm in der Nacht begegnet ist, und Vasco da Gama erbietet sich, das Abenteuer zu versuchen. Hier führt der Dichter in einer kurzen Schilderung die Gefährten Gama's dem Leser vor, er beschreibt die feierlichen Begängnisse, die der Einschiffung vorausgingen, als im Augenblicke, wo die Flotte unter Segel geht, eine Frau, die ihr Geliebter verläßt, um dem neuen Argonautenzuge beizuwohnen, auf der Spitze eines Felsen erscheint, dem Ungetreuen Flüche und Verwünschungen nachsendet und sich ins Meer stürzt. Satan säumt nicht, ein Ungewitter zu erregen, allein auf Gama's Gebet eilt ein Engel vom Himmel, schlägt den Teufel in die Flucht, und stillt Wind und Wellen. Jose Agostinho webt hier ein Nebenereigniß ein, das er der Chronica do Principe Don Joam, von Damiam de Goes, entnommen hat. Dieser wohlunterrichtete Chronist erzählt, daß man auf der kleinen Insel Corvo, der nördlichsten von den Azoren, welche die Seefahrer jener Zeit Ilha do Marco nannten, weil ihr hoher Berg ihnen als Sammelpunkt diente, ein merkwürdiges Denkmal fand. Auf der nordwestlichen Spitze dieses Berges stand nämlich die Bildsäule eines Mannes zu Pferd, mit einer Art mohrischem Mantel bekleidet, und mit entblößtem Haupt, die linke Hand an die Mähne des Pferdes gelegt und die Rechte ausgestreckt, mit dem Finger nach Westen zeigend. Statue und Fußgestell waren aus dem Felsen gehauen. König Emmanuel sendete den Duarte Darmas dahin, um eine Zeichnung davon zu entwerfen, und als ihm diese überreicht wurde, konnte er nicht dem Wunsche widerstehen, dieses Denkmal des Alterthums zu besitzen, und ertheilte sofort einem Einwohner von Porto, der viel in Frankreich und Italien gereist war, und für sehr geschickt galt, den Befehl, sich mit den nöthigen Werkzeugen nach Corvo zu begeben, und die Bildsäule nach Lissabon zu schaffen. Der Baumeister kam mit dem Kopf und rechten Arm des steinernen Mannes zurück, und berichtete, daß die Statue durch die Winterstürme des vergangenen Jahres umgestürzt und zertrümmert worden sey; wahrscheinlicher aber ist es, fügt Damiam de Goes hinzu, daß sie bei dem Versuche, sie herabzunehmen, durch Ungeschicklichkeit zu Boden geworfen und zerbrochen wurde. Die noch übrigen Trümmer wurden eine Zeit lang im königlichen Palaste aufbewahrt; was aber später daraus geworden ist, wußte Goes nicht zu sagen. Im Jahre 1529 besuchte Pero da Fonseca, der die Lehensherrlichkeit von Corvo und St. Antam ererbte, jene Insel, und da er hier von den Einwohnern hörte, daß auf dem Felsen, wo einst die Bildsäule stand, noch Buchstaben zu sehen seyen, so befahl er einen Mann an Seilen die Wand des Abgrundes hinabzulassen, um die Inschrift in Wachs abzudrücken; allein leider war diese Arbeit eine vergebliche, da Niemand die Buchstaben kannte, sey es weil sie im Laufe der Jahrhunderte verwischt und undeutlich geworden waren, oder weil die guten Insulaner von Corvo keine andern Buchstaben als die römischen kannten. Goes hält dafür, daß es das Werk skandinavischer Seeräuber gewesen sey, da er aus Saxo Grammatikus und von seinem eigenen Freund Johannes Magnus wußte, daß es bei ihnen Sitte war, Inschriften auf Felsen zu setzen, freilich vergaß er hiebei, daß es nicht ihre Sitte war, auch Reiterstatuen zu setzen. Uebrigens beruht diese Geschichte auf unverwerflichen Zeugen, und es bleibt einem wißbegierigen Reisenden, der die Azoren zu besuchen Gelegenheit findet, überlassen weitere Nachforschungen darüber anzustellen.

(Schluß folgt.)

Die Nieder-Bretagne und ihre Bewohner.

(Schluß.)

Die Gehöfte sind meist mit Stroh bedeckt. Vor dem Hause befindet sich eine stinkende Düngergrube, Maur genannt, in der man Stroh und Ginster faulen läßt. Die Stallung ist hinter dem Hause, und bei reichen Bauern durch eine Mauer geschieden, durch die eine Thüre von einem ins andere führt. Auf den minder wohlhabenden Gehöften sind die Thiere von ihrem Herrn nur durch einen schulterhohen Verschlag abgesondert, und in eigentlichen Hütten gar nicht; so daß hier, buchstäblich genommen, Menschen und Vieh durch einander leben; doch muß bemerkt werden, daß Dieß nur selten und nur bei sehr armen Leuten der Fall ist. Auf den großen Gehöften herrscht große Reinlichkeit. Die Möbeln sind häufig so glatt gehobelt, daß man sich wie in einem Spiegel darin sehen kann; unbequem aber sind die Betten, die aus einer Art von Schrank bestehen, in dem man ersticken möchte. Auf dem Boden steht immer ein Schemel daneben. Auf einem Geschirrbrette sieht man hölzerne oder grobe irdene Näpfe, einige Teller von Steingut, einen Löffelhalter, und sorgfältig gescheuerte kupferne Schüsseln, in die die Töchter des Hauses einen gewissen Stolz setzen; über dem Geschirrbrette, das in der Bretagne Vaisellier heißt, stehen die Butterfässer. Auf beiden Seiten des Herdes befinden sich zwei Mäuerchen (murettes), die als Sitze dienen, und von denen das eine gewöhnlich den Herd von dem Loche trennt, worin man den zur Feuerung aufgehäuften Ginster bewahrt. Im Kamine hängt ein ungeheurer Kesselhaken, Dreifüße und eine Pfanne zu Spritzgebackenem — poêle à crêpes genannt. Neben dem Herde trifft man fast immer einen alten hölzernen Lehnstuhl, der kaum aus dem Gehöfte gehauen und für den Aeltesten der Familie bestimmt ist, um den sich hier in den langen Winterabenden der Bauer und seine Kinder versammeln, beim Schein eines Harzlichtes, das in einem Winkel des Kamins von einem in der Mauer befestigten, schwarzgeräucherten Stück Holz getragen wird. Das Gespräch dreht sich um Regen und schönes Wetter, um die Feldarbeit, die Marktpreise, die letzte Sonntagspredigt, die Politik, die Ereignisse der ersten Revolution u. dgl.; ein Staatsmann würde sich oft über die Richtigkeit der Ansichten und die Schärfe der Begriffe verwundern; denn der Nieder-Bretagner zeichnet sich vorzüglich durch seinen gesunden Verstand aus. Der Tag wird auf jedem Gehöfte mit dem gemeinsam ge-

sprochenen Abendgebete beschlossen. Endlich zunächst dem einzigen Eingang ins Haus befindet sich ein Tisch, längs dem zwei, meistentheils schlecht auf den Füßen stehende Bänke sind; auf dem Tische liegt ein Brod und ein sichelförmiges Messer, mit einem Tischtuch und einem Deckel von Strohgeflecht bedeckt, den man mittelst einer Rolle nach Belieben aufhebt oder herablässt. Dieser Deckel dient das Brod gegen Rauch und Fliegen zu schützen, die bei der Nähe des Stalles im Sommer in dichten Schaaren die Stuben durchschwärmen.

Eine hölzerne Pendeluhr, eine Nische, in der gewöhnlich ein Marienbild von gebrannter Erde steht, das man an Festtagen mit Blumen schmückt, und an den Wänden daneben oder an der Bettstätte angeklebt zwei oder drei Bilder der heiligen Anna oder der heiligen Genofeva von Brabant vollenden sammt einem Stück Spiegelglas, das in der Mauer eingefugt ist, und in das gelegentlich der Bauer, seine Töchter und Mägde einen Blick werfen, die Ausschmückung einer Bauernstube der Nieder-Bretagne.

Die Ställe verschließt man mit einem Bindfaden, den man um einen in den Thürpfosten geschlagenen Nagel wickelt; daher geht auch keine Sitzung des Assisenhofes vorüber, wo die Geschwornen nicht sieben oder acht Kuhdiebstähle, die im Bereiche der Gehöfte der Nieder-Bretagne verübt worden sind, zu richten haben. Die Hausthüre selbst hat nur ein elendes Schloß, und wenn man sie inwärts nicht mit einem hölzernen Riegel versperren könnte, so würde man sie mit einem Faustschlag aufsprengen können. Die Gehöfte würden, der frischen Luft beraubt und eingeräuchert wie sie sind, eben so ungesund seyn, wie die Ställe, wenn nicht Menschen und Thiere den größten Theil des Tages in freier Luft zubrächten.

Wenn der Bauer einen Arm oder ein Bein gebrochen hat, nimmt er seine Zuflucht zu einem Einrichter (rebouteur, wie man dergleichen Quacksalber dort nennt), und wenn er auch dabei manchmal mit einem krummen Gliede davon kommt, so vermindert sich deßhalb doch sein Zutrauen nicht. Dagegen ist er gegen wirkliche Aerzte sehr mißtrauisch, da sie ihm, wie er sagt, zu theuer sind und eine ihm unverständliche Sprache reden. Man begnügt sich daher lieber, warmen Wein oder Branntwein, mit Pfeffer oder sonstigen Ingredienzien gemischt, zu nehmen, und hierin besteht das Heilmittel für alle Krankheiten. Will man ihnen beweisen, daß sie hierin große Mißgriffe begehen können, so erwidern sie: „Ihr Stadtleute, wenn euch nur das Mindeste fehlt, lauft gleich zu euren Doktoren, wie Ihr sie nennt; aber lebt Ihr deßwegen länger? Seyd Ihr weniger den Krankheiten unterworfen? Nein; so laßt uns also ungeschoren mit euren Aerzten.“ Um eine Antwort darauf braucht man nun freilich nicht verlegen zu seyn; allein wie soll man sich ihnen verständlich machen. Ein eben so schlimmer Brauch ist es, daß sie gegen gelernte Hebammen mit noch größerem Starrsinn eingenommen sind, als gegen Aerzte. In jeder Gemeinde gibt es zwei oder drei alte Weiber, die das Entbindungsgeschäft treiben, ohne auf eine obrigkeitliche Erlaubniß zu warten. Man zieht sie den Hebammen vor, weil man sie kennt, weil man ihnen nur neun oder zehn Sous und etwas Getreide zu geben braucht. Allein sobald eine Entbindung mit schwierigen Umständen verbunden ist, so ereignet sich nicht selten das größte Unglück; ich habe eine von diesen alten Weibern gesehen, die einer jungen Mutter die Eingeweide aus dem Leibe riß. Die meisten Krankheiten auf dem Lande der Nieder-Bretagne sind die Folge von Elend, Unreinlichkeit, Entbehrungen jeder Art und übermäßiger Arbeit. Auch dadurch zieht sich der Bauer manches Leiden zu, daß er sich auch noch so erhitzt auf das nasse Gras legt. Uebrigens stirbt der bretagnische Bauer mit wahrhaft stoischem Gleichmuth. Seine Ergebung in den letzten Augenblicken ist bewunderungswürdig; er verdankt Dieß seinem gläubigen Vertrauen auf Gott und die geistlichen Heilmittel seiner Kirche.

Der Tod ist wie die Hochzeit von verschiedenen Ceremonien begleitet. Man kann kurzweg sagen, daß das Bette eines Sterbenden in eine beleuchtete Todtenkapelle verwandelt wird, wo er unter zahllosen brennenden Kerzen verscheidet. Ein Kruzifix und ein Weihbrunnkessel stehen zu den Füßen des Sterbenden. Die Leiche wird mit Krausemünze, Thymian, Rosmarin und andern wohlriechenden Kräutern überdeckt. Bei der Beerdigung fehlt es nicht an einem Leichentrunke, bei dem es nicht immer ganz mäßig zugeht. Den Schmerz legt man durch Geschrei und Schluchzen an den Tag, und es ist Mode an dem Tage der Leichenbestattung so traurig als möglich zu scheinen; wenn man sich aber auf diese Art mit Schmerz vertraut gemacht hat, so verfällt man in eine stumpfsinnige Gelassenheit; nicht als ob man deßhalb theure Tode schnell vergessen hätte, im Gegentheile bewahrt kein Volk das Andenken seiner Verstorbenen mit größerer Liebe. Die Seelenruhe, die sich bei dem Landmanne bemerkbar macht, wenn er Freunde oder Verwandte verloren hat, rührt bloß davon her, daß er ganz von der traurigen Wahrheit durchdrungen ist, daß der Tod eine Bedingung des Lebens ist, und wenn man in der Nieder-Bretagne in Frieden unter seinem Weinstock und Feigenbaum gelebt hat, so legt man sich ruhig an der Seite seiner Väter zum ewigen Schlafe nieder. Während des Trauermonats tragen die Wittwen ein schwarzes oder blaues Mäntelchen; die Männer legen bei dem Tode ihrer Frauen keine Trauer an, eine Eigenthümlichkeit, die mit Einem Zuge das Land bezeichnet.

An den Gehöften in der Nieder-Bretagne bemerkt man eine Leiter, wenn sie eine Bodenkammer oder einen Kornspeicher haben, was nicht allgemein gebräuchlich ist; man bewahrt den Getreidevorrath gewöhnlich in einem großen Kasten auf. Auf den großen Höfen schlachtet man des Jahres einen Ochsen und ein Schwein. In der Fastnacht bewirthet man seine Freunde und Anverwandten; am heiligen Dreikönigtage ißt man den Bohnenkuchen; an Lichtmeß theilt man unter die Kinder kleine Kerzen aus; an Weihnachten hält man einen Nachtimbiß (réveilloner), und geht um Mitternacht in die Mette, was für die Mädchen nicht immer ohne Gefahr abläuft.

Der Nieder-Bretagner trägt lange Haare, die er an Festtagen oder in der Trauer auf die Schultern herabhängen läßt. Ueberhaupt hat er eine rauhe Schale, welchem Stande er auch angehören mag. Mit Leidenschaft liebt er seine Heimath, und sehnt sich schmerzlich danach zurück, wenn er von ihr entfernt ist. Keine noch so lockende Aussicht würde ihn vermögen, sein Vaterland ohne Hoffnung auf Rückkehr zu verlassen. Er ist nicht sehr gewerbfleißig und läßt sich leicht von den Normannen betrügen, einem listigen und gewandten Menschenschlage, der fast den ganzen Handel des Landes treibt, und von dem Bretagner eben so wenig wie von dem Engländer, und zwar aus gleicher Ursache, nämlich der Fehden und Streitigkeiten wegen von uralter Zeit her, gern gesehen wird. Dieses Widerwillens und Hasses aus Instinkt kann sich der Nieder-Bretagner nicht immer auch gegen Franzosen überhaupt, die nicht seine Sprache sprechen, erwehren. Kaum sieht er sie als seine Landsleute an, und ist mißtrauisch und ungefällig gegen sie; dagegen hängt der Nieder-Bretagner mit großer Liebe an seinen eigentlichen Landsleuten.

Vermischte Nachrichten.

Der französische Naturforscher, Victor Jacquemont, von dessen Reisen in Indien schon wiederholt in diesen Blättern Erwähnung geschah, ist am 7 December v. J. zu Bombay an einem Leberleiden, das ihn in Radschputana befiel, mit Tod abgegangen. Jacquemont hatte den Himalaya besucht, war durch das Pendschab gegangen und im Mai 1831 nach Kaschmir gekommen; er durchreiste später Tübet und drang eine kleine Strecke in der chinesischen Tatarei vor. Er war auf dem Wege nach den südlichen Theilen von Indien, als der Tod ihn ereilte. Der unermüdliche Reisende hinterläßt zahlreiche Sammlungen, und viele Bände von Schriften über Geologie, Botanik, Statistik u. s. w., die ohne Zweifel von großem Werthe für die Wissenschaft seyn werden, um so mehr ist zu bedauern, daß ein so frühzeitiger Tod — er starb in seinem 32sten Jahre — seinem thätigen Streben ein Ende machte. Als Mitglied der Ehrenlegion wurde er zu Bombay mit militärischen Ehrenbezeigungen zur Erde bestattet. So verlor die Wissenschaft in kurzer Zeit im Orient zwei ihrer eifrigsten Anhänger: Dr. Turnbull Christie, dessen weit aussehende Pläne an der Stelle, wo er seine Laufbahn beginnen wollte, durch den Tod vereitelt wurden, und Victor Jacquemont, der mitten im Verfolge der thätigsten Untersuchungen, um deren willen er nach Indien geschickt worden war, hinweggerafft wurde.

Die Zahl der Studenten auf der Hochschule von Cambridge beträgt 5344 Individuen, die von Oxford 5503.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 139. 19 Mai 1833.

Journalwesen und Unwesen in England.

(Aus dem Metropolitan.)

In England ist unter dem Schutze schlechter Gesetze, namentlich eines durch ungeheure Auflagen erzeugten Monopols, der Journalismus furchtbar entartet, und ein Werkzeug, das dem gemeinen Wesen zum größten Segen werden könnte, ein bloßer Handelsgegenstand geworden, um den sehr oft geizige, ungebildete und unredliche Menschen schachern. Das was die Engländer Taxes on Knowledge nennen, nämlich die ungeheuren Abgaben für Stempel *) und vom Papier, setzen die Presse allem Verderben aus, verschließen dem bloßen Talente den Markt, und nur Spekulanten oder Handelsgesellschaften gelangen zum Eigenthum von Zeitungen. Man verbindet sich um ein Journal zu gründen, um Geld und viel Geld zu gewinnen, wo dann Grundsätze natürlicher Weise eine Chimäre sind. Eines der berühmtesten Journale Europa's sind gewiß die Times: sein jetziger Radikalismus muß in Erstaunen setzen, wenn man weiß, daß es unter demselben Eigenthümer, demselben Redakteur den heftigsten Torismus, den wüthendsten Haß gegen Frankreich und seine freien Grundsätze, so wie einen blinden Respekt für alle Mißbräuche athmete. Als Lord Wellington sich in Spanien befand, bot es alle Rednerkünste auf, um ihn den größten Feldherren aller Zeiten gleichzustellen, und forderte seine Landsleute auf, diesem neuen Heros Millionen zu Füßen zu legen. Es beschwor sie im Namen alles Dessen, was ihnen theuer sey, das Ministerium zu unterstützen, und zu der unsinnigen Verschwendung behülflich zu seyn, die England an den Rand des Bankrottes brachte. Heute erhebt sich dieß Journal gegen solche Ausgaben mit wahrer Wuth, und schürt die revolutionäre Flamme, die England zu verzehren droht. Woher diese Aenderung in Sprache und Gesinnung? Weil die Times keine Grundsätze haben. Mit merkwürdigem Scharfsinn belauscht es die öffentliche Meinung und temporisirt, bis diese eine festere Richtung nimmt: dann wirft es sich in den Strom, sucht sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, und scheint die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten, während es sich in der That von der Volksansicht beherrschen läßt. Das ist das große Geheimniß, welches die Times an die Spitze der periodischen Presse stellt. Man könnte von diesem Machiavellismus im Kleinen mehr als ein Beispiel anführen, wir wollen uns auf nachstehende Thatsache beschränken, die Niemand bestreiten wird.

Als die Frage über die Emancipation der Katholiken furchtbar zu werden begann, war das Journal um so mehr in Verlegenheit, für welche Partei es sich entscheiden sollte, als die Parteien zum Theil selbst unter einander gemischt worden waren. Die Redakteure traten zu einer Besprechung zusammen, die sehr lebhaft wurde, aber kein Resultat lieferte, als daß man endlich übereinkam zu warten, und bis auf weiteren Befehl nur zweimal in der Woche von der Emancipationssache zu reden. Herr Barnes, der Hauptredakteur, reiste sodann nach Ireland, untersuchte den Stand der Dinge, entdeckte bei seiner großen Gewandtheit in diesen Gegenständen bald, daß der Vortheil unfehlbar auf Seite der Katholiken bleiben müsse, und schrieb in diesem Sinne an die Eigenthümer. Nun wurden alle Kräfte gegen diesen Angriffspunkt in Bewegung gesetzt, und das gewandte Journal schien eine Brustwehr niederzustürzen, weil es zuerst ihre Schwäche erkannt hatte. Das ist die fortwährende Taktik der Times und aller Journale, welche Einfluß und Macht erwerben wollen. Sie scheinen zu leiten. Sie haben große Aehnlichkeit mit den Rasirmessern des Satyrikers Peter Pindar, die nicht fabrizirt werden, damit sie schneiden, sondern damit sie sich verkaufen. Der Absatz eines Journals ist das Einzige, was seinen Gründer kümmert. Heute geschrieben, morgen ausgegeben, übermorgen vergessen, hat es kein eigentliches Daseyn. Man verzeiht ihm seine Fehler leicht, aber auch seine schönsten Seiten lassen keine lange Spur zurück. Darum weiß man aber auch bei seiner Abfassung nichts von Gewissen. Sobald eine Nachricht, wenn sie auch falsch ist, seiner Partei dient, theilt es sie ohne Umstände seinen Lesern als wahr mit, was bei den Times tausendmal im Jahre geschieht. Der Widerruf wird zwar aufgenommen, aber die Lüge hat schon gewirkt, sie gilt für Wahrheit, und selten findet der Widerruf dieselben Leser, wie die Lüge. „Aber, werden die Leichtgläubigen sagen, die Journale haben doch manche gerechte Sache unterstützt, nützliche Grundsätze vertheidigt. Die Times haben zuerst sich gegen die

*) Jedes der größern Blätter Londons, das einzeln 7 Pence (21 kr.) kostet, zahlt von diesen 7 Pence 4 an Stempel, wovon ihnen, wenn sie es auf eine gewisse Zeit vorauszahlen, 20 Proz. oder nicht ganz 1 Pence Vergütung bewilligt ist.

willkürlichen Maßregeln der Regierung in Betreff der Königin Karoline erhoben." Die Geschichte der Rolle, welche die Times in dieser Angelegenheit spielten, wird uns belehren, was wir davon zu halten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Literatur Portugals.

(Schluß.)

Jose Agostinho nimmt an, daß diese Bildsäule von dem Karthager Hanno errichtet worden sey, und setzt eine griechische Inschrift in bronzenen Buchstaben darunter, die Gama las und darin eine Weissagung auf die portugiesischen Entdeckungen und Eroberungen ausgesprochen fand. Die Gefährten Gama's setzen ihre Reise fort, leiden an Windstille und ansteckenden Krankheiten und landen endlich in Zaire, wo zwei Liebesepisoden sich einflechten. Der Teufel ruft hierauf noch einmal seinen hohen Rath zusammen, und schlägt dem Fürsten der Hölle als das beste Mittel die lusitanische Unternehmung zu vereiteln vor, sie nach einer wüsten Insel (eine der Falklandsinseln) zu führen, und diese der Insel Ceylan ähnlich zu machen. In Folge dieser außerordentlichen List machen sich die Teufel ans Geschäft und verwandeln die Insel, so daß die christlichen Seefahrer bei ihrer Landung Tempel, Paläste und ein Volk finden, das arabisch spricht, ihnen eine seltsame Geschichte vorlügt und sie einladet, ihre Schiffe in einem Flusse vor Anker gehen zu lassen, wo sie dazu eine herrliche Stelle finden würden. Glücklicherweise sieht Prinz Heinrich vom Himmel herab diese teuflische Falle und erhält Erlaubniß, sich in's Mittel zu legen, worauf er dem Gama erscheint, ihm die Gefahr entdeckt, ihn im Geist verzückt, durch die Luft entführt und ihm, den Erdball unter ihren Füßen, den Weg vorzeichnet, den er zu nehmen hat. Dann geleitet er ihn auch nach dem Tempel des Ruhmes, und zeigt ihm die Bildsäulen der großen Männer und ein Piedestal, auf dem bereits sein Name glänzt. Gama erzählt am nächsten Morgen seinen Gefährten sein Traumgesicht; es entdeckt sich, daß es die Absicht Satans war, sie in eine Brandung zu verlocken, die Tempel und Paläste verschwinden, und die Dämonen ergreifen unter den Donnerschlägen eines furchtbaren Ungewitters mit Geheul die Flucht. Allein Satan's List ist darum noch nicht erschöpft; obgleich er sich in einen Schwefelpfuhl gestürzt hat, so kommt er doch durch den Krater eines Vulkans von Java wieder ans Tageslicht, und nachdem er diesen sonderbaren Weg von den Falklandsinseln nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung zurückgelegt hat, läßt er die portugiesischen Schiffe von schwimmenden Eisbergen umringen. Im Augenblick dieser drohenden Gefahr bricht die Nacht herein, der Mond verfinstert sich, und am Horizont erhebt sich, von Blitzen umleuchtet, ein gigantisches Gespenst. Es ist die Idolatrie (das Heidenthum), deren Haupt die Wolken und deren Füße das Meer berühren; umgeben von Tempeln und dampfenden Altären ruft sie Gama mit furchtbarer Stimme zu, umzukehren, wenn er nicht ihrer Rache anheimfallen wolle: denn ihr gehöre der Orient, ihr auch Afrika. Diese abenteuerliche Erscheinung beschließt ihre Rede mit einem Donnerschlag, der die Erde erschüttert und Gama so erschreckt, daß er laut den Schutz des Himmels anruft. Der Allmächtige besänftigt mit einer Bewegung seines Hauptes die Wogen, die Eisberge schwimmen dem Pole zu, und die Portugiesen umsegeln das Vorgebirg der guten Hoffnung.

Jose Agostinho wie Camoens bezeichnen beide die Umschiffung des Kaps durch ein mächtiges Wundergebild; wie sie denn auch in der That ein großes Ereigniß ist, über das der Prediger Vieyra in einer seiner Reden eine Bemerkung macht, die so barok sie auch klingt, doch mehr als irgend eine Stelle in den literarischen Erzeugnissen einer Nation, eben so sehr die Kraft als die Schwachsinnigkeit des menschlichen Geistes beurkundet. „Nur Ein Mensch," sagt Vieyra, „umsegelte das Vorgebirg der guten Hoffnung vor den Portugiesen. Und wer war Dieß, Und wie machte er es? Es war Jonas im Bauche des Wallfisches. Der Wallfisch verließ das mittelländische Meer, denn er konnte keinen andern Weg nehmen, schwamm die Küste von Afrika zur Linken, an Aethiopien, Arabien vorbei, dann in den Euphrat, näherte sich dem Ufer von Ninive, machte aus seiner Zunge eine Brücke für den Propheten und ließ ihn ans Land steigen." Doch kehren wir zu Jose Agostinho's Heldengedicht zurück. Endlich langen die Portugiesen in Melinda an, wo Gama dem befreundeten König die Geschichte Portugals bis auf seine eigene Zeit erzählt. Von hier aus nimmt er einen andern Piloten mit, und erhält nach einer Fahrt von zweiundzwanzig Tagen einen abermaligen Besuch von dem Prinzen Heinrich, der ihm im Traum erscheint und ihm verkündet, daß die Stunde geschlagen, die Europa die Pforte des fünften Weltreiches öffnen wird. Und als die Morgenröthe aufgeht, liegt wirklich die Küste von Malabar vor ihren Augen. Die freudigen Stimmen des Dankes erheben sich aus den Schiffen zum Himmel; die Erde erbebt bis in ihr Innerstes hinein; die heidnischen Altäre, die Götzenbilder und Tempel vom rothen Meer bis nach China erzittern; die ewige Lampe am Grabe Mohammed's erlöscht und das Zeichen, das Constantin als tröstende Verheißung vorgeleuchtet hatte, erscheint auch Gama im Orient. Diese Wunder und Zeichen wiederholen sich, als er den Fuß ans Ufer setzt. Man hört furchtbare Stimmen aus dem Abgrund erschallen und die Natur befällt ein Schauder im Vorgefühl der Kriege und Revolutionen, welche die Folge der wichtigen Entdeckung seyn werden. Gama erscheint hierauf vor dem Zamorin, und berichtet die Geschichte der Schöpfung und des jüdischen Volkes, die Weissagungen Daniels, die Menschwerdung Christus und die Ereignisse Portugals bis auf die Zeit seiner Reise, deren Zweck ist, Indien die wahre Religion zu bringen. Auch Zamorin hatte die Nacht zuvor ein Traumgesicht, worin ihm der Sturz des Heidenthums und die neue Aera der Unschuld und Gerechtigkeit verkündigt wurde, die von dem Tage an über Indien aufgehen soll, wo Asien die mit Sternen gekrönte Jungfrau anerkennen wird. Satan hierüber beunruhigt, sendet die Dämonen des Neides und der Verläumdung, um die Minister des Zamorin zu bearbeiten, die dem Oberpriester rathen, den Göttern ein Menschenopfer darzubringen, und sie um ihren Willen zu befragen. So angerufen, erscheint Satan und prophezeit die Eroberungen der Portugie-

sen in Goa, Ormus und Malaca, so wie alle die zahllosen Uebel, die sie über Indien bringen würden. Der Beherrscher von Malabar darüber außer sich vor Schrecken, faßt den Entschluß, die Fremdlinge bis zur Rückkehr der Schiffe von Suez zurückzuhalten, und sie dann, durch deren Hülfe verstärkt, mit überlegener Macht anzugreifen und zu vernichten. Ein Engel benachrichtigt Gama von diesem Vorhaben. Die Feindseligkeiten beginnen und im Angesichte der Stadt entspinnt sich eine Schlacht mit Timoya, der in dem Gedichte als König von Onor auftritt, und von der Hand Vasco da Gama's erlegt wird. Durch diese Niederlage geschreckt, sucht der Zamorin sich zu entschuldigen, indem er Alles auf den todten Timoya schiebt und sendet einen von ihm unterzeichneten Friedensvertrag und eine Kiste voll kostbarer Steine, die Gama als den ersten Tribut, den der Orient an die Krone Portugals entrichtet, annimmt. Hier hätte das Gedicht schließen können; allein Satan ist es noch nicht müde geworden, Unheil anzurichten; es bleibt ihm noch eine Hoffnung; er erscheint Gama als der Schatten Alexanders des Großen und bringt in ihn, statt nach Lissabon zurückzukehren, wo er bloß Unterthan seyn würde, im Orient selbst ein Reich zu stiften. Als das Gespenst verschwindet, fühlt Gama wirklich eine leise Versuchung in sich aufsteigen: so groß ist die Gewalt des Ehrgeizes! Allein die in jedem portugiesischen Herzen unerlöschliche Treue siegt über alle Anfechtungen. Hierauf erscheint unserm Helden der h. Thomas, der ihn in die Lüfte entführt und als sie beide über dem rothen Meere schweben, ihm die künftigen Thaten des portugiesischen Muthes bis zu seinen letzten glänzenden Thaten enthüllt, wo sich Portugal gegen Bonaparte erhob und das Zeichen zur Befreiung der Welt gab.

Dieß die Fabel des Oriente von Jose Agostinho — ein epischer Versuch, der in Portugal als eine Anmaßung aufgenommen wurde, wie sie in England jedem Dichter Schuld gegeben werden würde, der es wagen sollte, ein neues verlornes Paradies zu schreiben. Außer dem daß der „Oriente" nicht die tadelnswerthe Mischung von christlicher und heidnischer Mythologie enthält, findet man in ihm alle Gebrechen, die der Verfasser an Camoens rügt: dieselben groben Wunder und geschichtwidrigen Erzählungen. Wie mehreren anderen Gedichten in derselben Sprache fehlt es ihm mehr an gesunder Beurtheilung als an Kraft; es ist, wie der alte englische Georges Gascoigne sagen würde, voll von jenen üppig wuchernden Schmarotzergewächsen, die von der Fruchtbarkeit des Bodens zeugen. Was die Sprache dieses Gedichtes anbelangt, so maßen wir uns kein Urtheil an, da es in allen Sprachen einen Zauber des Wortes gibt, der so unübersetzbar ist, als der Sesam in den arabischen Erzählungen. Man kann den Sinn davon fassen, aber ändert man das Wort, so ist der Zauber dahin und verloren.

Pariser Schattenrisse.

(Aus dem New-Monthly-Magazine.)

1. Ein ministerieller Salon.

Diesen Abend stattete ich den Herren Guizot, Thiers, d'Argout und Soult einen Besuch ab. Der Kontrast zwischen dem glänzenden Hotel des Ministers und den einfachen, zuweilen etwas ungeschliffenen Sitten des Mannes fällt nicht selten ins Lächerliche. Man sieht zwei verschiedene, schlecht zusammenpassende Stände der Gesellschaft mit einander verbunden; eines von den vielen Beispielen des Streites zwischen den Sitten und Ideen des Zeitalters. Nicht Einen Stuhl, auf dem jetzt ein Republikaner sitzt, gibt es, der nicht an den Luxus Ludwigs XV erinnert. Diese ministeriellen Soiréen werden von Diplomaten und Deputirten besucht, von denen Jeder, mehr oder weniger, in der Absicht kommt, zu sehen oder gesehen zu werden. Es ist immer derselbe Schwarm, der von Salon zu Salon eilt, ohne, wie es scheint, dem Herrn des Hauses auch nur ein Wort zu sagen zu haben. Dann und wann wird der große Mann bei Seite genommen, — er lächelt und verbeugt sich, — es ist ein Bittsteller, der um eine Stelle nachgesucht hat, der aber, trotz des eben erhaltenen Versprechens, seinem Ziel um nichts näher gerückt ist. Hier zu Lande, wo das Vermögen gering, das Gönnerwesen aber ins Ungeheure geht, sehen die Leute eine Stelle gerade so an, wie wir eine Erbschaft von einem Verwandten, die uns über kurz oder lang doch zufallen muß; sie rechnen darauf, leben auf diese Rechnung hin, und haben bei Freunden und Verwandten auf diesen Glückstreffer Kredit.

Die Leute, für die solche Besuchtage ein Bedürfniß sind, bestehen meist aus Provinzmenschen, die steif und fest glauben, es könne keine Regierung geben, die sie nicht vor Augen sehen, sprechen und der sie nicht den Hof machen können. Die Verbeugungen und das Lächeln, das sie gelegentlich erhaschen, sind für sie das lebendige Gesetz, und sie betreten die Vorzimmer des Präsidenten des Konseils mit demselben Gefühle von Vertrauen und Zufriedenheit, mit dem sie die Konstitution zur Hand nehmen.

Dieß ist es auch, was diese fürstlichen Salons in der Monarchie mit republikanischen Institutionen aufrecht erhält. Alles ist hier vergänglich und vergeht täglich; die Gesetzgebung, ein wahrer Proteus, kann sich in mannichfaltige Formen bequemen, und, nach deren verschiedenen Namen, monarchisch, legitim oder illegitim, republikanisch, kommunal oder direktorial genannt werden; allein so lange in Sitte und Sittlichkeit des Volkes keine Veränderung eintritt, wird unter den Regierungen selbst nur wenig Unterschied seyn; auch dürfte der Luxus und die Eleganz, auf den die alte Aristokratie noch hält, sich nicht leicht mit der Gleichheit vertragen, die von dem Geiste des Volkes in der gegenwärtigen Zeit gefordert wird. Diese Gleichmachungssucht, die nicht etwa in einem Gefühle persönlicher innerer Würde und Unabhängigkeit begründet ist, sondern nur in der unruhigen Eifersucht gegen Jeden, der eine Stufe höher steht, ist eine gehässige Leidenschaft, eine Leidenschaft, von der das französische Volk durchdrungen ist, die es bald anmaßend, bald servil erscheinen läßt, und die die Salons jedes Mannes von öffentlichem Einfluß, so übelberüchtigt er auch immer seyn mögt, mit Schaaren von Schmeichlern und Bittstellern füllt. Auch dem oberflächlichsten Beobachter wird sich die Bemerkung aufdringen, daß die Sitten sich dem Despotismus, die Ideen aber der Republik zuneigen, und daß nur jene Regierung Bestand haben wird, die beide zu vereinigen weiß. Eine Monarchie mit republikanischen Institutionen that Dieß dem Namen nach, und das Volk hing sich mit aller Zuneigung plötzlich an diesen Namen; allein eine Monarchie mit republikanischen Institutionen ist ein Unding, und so wird der nächste Versuch wahrscheinlich auf eine Republik, monarchisch in Geist und Institutionen, gerichtet seyn.

Als Charles Dupin im Jahre 1827 die einfache Thatsache bewies, daß der Kauf an Möbeln, Silbergeschirr und Juwelen in Einem Jahre um zwanzig Millionen Franken zugenommen habe, gab er jeder politischen Theorie, die man aufzustellen für gut finden mag, eine weit bestimmtere Unterlage, als es alle Flugschriften Chateaubriands und alle Deklamationen Manguins zu thun vermögen.

Was die jetzigen Minister betrifft, so kann man ihre Geschichte in der Gazette oder dem Debats lesen, und das eine enthält von ihnen vielleicht so viel Wahrheit als das andere. Es kommt wenig darauf an, daß der Herzog von Broglie ein Doctrinär ist, oder daß Herr Guizot ein Royalist war, oder daß Marschall Soult ein Heuchler, daß Herr d'Argout eine Windfahne oder Herr Thiers noch etwas Schlimmeres ist. Von den fähigsten Männern Frankreichs entgeht auch nicht Einer dem Vorwurfe, „keine Grundsätze zu haben;" der ausgenommen, über den man sich lustig

macht, daß er zu viele habe. *) Von ihrer Persönlichkeit ist fast nichts zu sagen, als daß sie so ziemlich den Vorstellungen entsprechen, die man sich von ihnen gemacht haben mag.

Herr Guizot, ein kleiner schwarzer Mann, von sanftem, pädagogischem Benehmen, physisch und moralisch abgelebt, nimmt sich, wenn er seine Salons öffnet, wie ein Schulmeister aus, der nach den Feiertagen Besuche empfängt. Seine Unterhaltung ist indeß geistreich und angenehm, und drängt Einem entschieden die Ueberzeugung auf, daß man, wenn nicht einen geschickten Minister, doch einen Mann von Verdienst vor sich hat.

Herrn d'Argout hatte ich nicht Gelegenheit zu sprechen; seine große, magere Figur besticht nicht zu seinen Gunsten; doch fand ich in seinem und Soults Salon weit bessere Gesellschaft als bei Thiers und Guizot. Soult ist jetzt schon ein sehr alter Mann, von kaltem und nichts weniger als höfischem Wesen, doch mit dem vornehmen Anstande des „Grand Seigneur," den er vor fünf Jahren noch nicht hatte, und der mit Peels Benehmen im Unterhause verglichen werden kann. Bei Beiden haben diese Manieren ihren Grund in dem Bewußtseyn, ihrer Umgebung überlegen zu seyn.

Thiers sprach ich nicht. Ich fand mich getäuscht in der Vorstellung, die ich mir von seinem Gesichte gemacht hatte; es war minder geistreich als ich erwartet hatte, und sein lauernder, umherschweifender Blick verrieth mehr einen falschen Spieler, als einen Mann, der mit Menschen zu spielen versteht.

Amerikanische Miszellen.

14. Michigan.

Ueber diesen noch wenig bekannten Gebietstheil der Vereinigten Staaten gibt der Detroit-Courier unter Andern folgende Notizen:

„Das eigentliche Michigan liegt zwischen dem 41sten Grade (58 Minuten 58 Sekunden) und dem 46sten Grade (15 Minuten) nördlicher Breite, und zwischen dem 82sten Grade (15 Minuten) und dem 87sten Grade (50 Minuten) westlicher Länge von Greenwich. Im Süden und Osten wird es von Ohio und Indiana begränzt, im Westen von einer Linie, die nordwärts mitten durch den Michigan-See bis zur großen Biber-Insel (Big Beaver Island) läuft, und von da in gerader Richtung nach Norden bis zur Landesgränze im Obern-See (Lake superior). Das von den ebenbeschriebenen Gränzen umschlossene Gebiet enthält ungefähr 60,500 (englische) Quadratmeilen Bodenfläche, wovon ein Drittel mit Wasser bedeckt seyn mag. Es besteht vorzüglich aus zwei Halbinseln — von denen die größere, die sogenannte michiganische Halbinsel, im Osten von den Seen Erie, St. Clair und Huron, im Westen von dem Michigan-See begränzt, gegen 56,000 (englische) Quadratmeilen — die kleinere, südlich von den Engen (straits) des Michillimackinac, östlich vom Sankt-Marien-Flusse (River St. Mary), nördlich vom Obern-See begränzte, aber gegen 2000 (englische) Quadratmeilen — enthält. Die Länge der peninsularischen Michigans beträgt von Norden nach Süden ungefähr 280 (englische) Meilen; die Breite von Osten nach Westen 180 bis 200 (englische) Meilen.

„Die Gerichtsbarkeit des Michigan-Gebietes erstreckt sich über alle Gebietstheile der Vereinigten Staaten im Osten vom Mississippi und im Norden von Illinois. Die ersten regelmäßigen Ansiedelungen geschahen zu Anfang des verwichenen Jahrhunderts. Zwar pflanzten die Jesuiten schon im Jahre 1620, demselben Jahre in welchem die Puritaner zu Plymouth in Neu-England ans Land stiegen, die Fahne des Kreuzes da, wo jetzt die Stadt Detroit steht, auf, allein nur die Missionäre dieses Ordens und ein paar Handelsleute (traders) waren damals die spärlichen Besucher dieser Gegenden. So lange das Land in dem Besitze der Franzosen blieb, blieb auch die Regierung unumschränkt oder willkürlich. Ein „Kommandant" vereinigte die bürgerliche und die militärische Gewalt in seiner Person. Landbesitz verlieh der König durch seinen Generalgouverneur, bald nur auf eine bestimmte Zeit, bald auf immer, wofür dann gewöhnlich ein Lehenszins entrichtet ward. Die Gesetze, welche die Vermögensrechte, besonders in Bezug auf Eheverhältnisse, Erbfolge und Vermächtnisse regelten, waren die des gemeinen französischen Rechtes, der sogenannten Coûtume de Paris, in so weit sie auf die Verhältnisse des Landes anwendbar waren. Im Jahre 1810 wurden diese Gesetze, jedoch ohne Rückwirkung auf die unter ihnen noch entstandenen Rechtsverhältnisse, für die Zukunft abgeschafft. *)

„Im Jahre 1765 wurden die französischen Besitzungen in Folge eines im Februar dieses Jahres unterzeichneten Vertrages an England abgetreten. Im Jahre 1783, am Schlusse des Revolutionskrieges, ging das Land an die Vereinigten Staaten über. Am 11 Julius 1796 wurde, in Gemäßheit der Bestimmung des Jay'schen Vertrages, der Besitz von Detroit und des obern Postens (upper post) **) den Vereinigten Staaten ausgefolgt. Virginien, Connecticut, Massachusetts und New-York traten den Vereinigten Staaten das Nordwestgebiet (North-Western-Territory) ab; im Jahre 1787 wurde im Kongreß eine eigene Verordnung über dessen Verwaltung erlassen, im Jahre 1789 aber bedeutend abgeändert, um sie mit der Staatsgrundverfassung in Einklang zu bringen.

„Durch einen Kongreßbeschluß vom Mai 1800 wurde Indiana mit Einschluß von Michigan zu einem besondern Gebiet (Territory) erhoben; durch einen weitern vom Januar 1805 getheilt und Michigan ausgeschieden. Durch Kongreßbeschluß vom April 1818 wurde der nördlich von Indiana gelegene und in dem frühern Indiana-Gebiet eingeschlossen gewesene Landstrich zusammt dem Theile des Illinois-Gebietes, der im Norden und außerhalb der Gränzen des Staates Illinois lag, zu Michigan geschlagen."

Vermischte Nachrichten.

In England fährt man jetzt mit Dampf-Omnibus und einen solchen Wagen, der nach einer neuen und sehr sinnreichen Erfindung gebaut ist, sah man jüngst auf der Paddington-Straße in Bewegung. Er faßt vierzehn Personen, und nimmt nicht mehr Raum ein, als ein gewöhnlicher Omnibus sammt Pferden. Die Passagiere sind weder durch Hitze noch durch Kohlendampf belästigt, da die Maschine sich zwischen dem eigentlichen Wagen und dem Ofen befindet und nur mit entschwefelter Kohle geheizt wird. Die Dampfmaschine wirkt auf eine Kurbel, nicht auf eine Axe, und die vorwärts bewegende Kraft wird den Rädern mittelst Ketten mitgetheilt. Vorzüglich empfehlenswerth macht es diesen Wagen, daß ein Zerspringen des Kessels unmöglich ist; die Bewegkraft ist nur 15 bis 20 englische Meilen auf die Stunde; allein wenn der Dampf auch bis zum höchsten Drucke verstärkt würde, so ist nichts zu befürchten, da das Wasser in mehrern eisernen Röhren, Kammerkessel genannt, eingeschlossen und eine Klappe angebracht ist, den überflüssigen Dampf hinaus zu lassen. Der Führer, der vorn im Wagen sitzt, hat die Leitung des Wagens ganz in seiner Gewalt und kann ihn augenblicklich halten lassen.

*

Die Königin von Spanien, die ihre Liebe für Kunst und Literatur durch zwei namhafte Unterzeichnungen für das Denkmal Walter Scotts und die Erhaltung von Abbotsford an den Tag gelegt hat, ist selbst Künstlerin, und hat der königlichen Akademie von San Fernando ein Oelgemälde, Amor und Psyche vorstellend, von ihrer eigenen Hand zum Geschenke gemacht.

*

Ein Orkan, wie noch selten einer mit gleicher Stärke in China gewüthet hat, verbreitete über eine Strecke von 200 Meilen seine Verheerungen, von denen vorzüglich Canton, Macao und die umliegenden Gegenden betroffen wurden. Man bemerkte während seines Ausbruches eine große Veränderung des Barometerstandes; viele Schiffe, größere und kleinere, gingen zu Grunde, und zu Canton allein wurden mehr als 1000 Häuser eingestürzt, von deren Trümmern gegen 400 Personen überschüttet wurden; auf dem Wasser kamen in der Nähe von Canton 250 Menschen um, zu Macao büßten 200 ihr Leben ein.

*) Talleyrand.

*) Also abgeschafft ungefähr um dieselbe Zeit, wo in mehrern Staaten des fernen Deutschlands u. s. w. auf Napoleons Machtgebot sein Code civil, dessen Hauptquelle eben die Coûtume de Paris war, eingeführt wurde?

**) Das bei Detroit befindliche jetzt verfallene Fort?

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 140. 20 Mai 1833.

Die Bevölkerung der Erde.

(Fortsetzung.)

Die unermeßliche Strecke zwischen dem Polarmeer im Norden, dem Hudsonsmeer im Osten, dem Mississippi im Süden, dem Sklaven- und Athapesko-See nebst ihren Zuflüssen und dem Kupferminenfluß im Westen, deren nördliche Gränze der 71ste Breitegrad und die südliche der 55° ist, wird durch den Namen „das kahle Land" bezeichnet, denn man sieht hier einigermaßen große Bäume nur an den Ufern der großen Flüsse und Seen. Die Felsenmassen sind hier nicht so hoch, daß sie Gebirge genannt werden könnten, sondern bilden nur eine Menge niederer Hügel mit abgerundeten Gipfeln und mehr oder minder steilen Abhängen. Der Boden der zwischen diesen Hügeln hinlaufenden engen Thäler besteht theils aus unausgebildeter Thonerde, auf der Zwergbirken, Weiden und verkrüppelte Tannen wachsen, theils meist aus einer Mischung großer Bruchstücke von Quarz und Sandstein, auf denen nur Moose fortkommen. Die Mitte dieser großen Thäler enthält Seen von klarem Wasser, die sehr fischreich sind, obschon viele keinen sichtbaren Abfluß haben. Gewöhnlich entsenden diese Seen ihre Wasser durch sehr enge Schluchten, wo sich eine reißende Strömung bildet, in andere. Man kann die meisten der kleinen Flüsse, die diese unfruchtbaren Gegenden bewässern, in der That eine Kette von engen Seen nennen. Das canadische Rennthier und der Bisamochs sind die vierfüßigen Thiere, die man in diesen unfruchtbaren Einöden, aus denen die Vertilgung der Thiere von kostbarem Pelzwerk die Pelzhändler verscheucht hat, am häufigsten findet. Im Süden trifft man nichts als einige ärmliche Familien der Tschippewas.

Im Westen des Kupferminenflusses bietet das Delta, das den Mackenziefluß bildet, einen lachenderen Anblick, als der des eben beschriebenen Landes ist; es besteht aus angeschwemmtem Boden, wo die Bäume außerordentlich kräftig treiben, was unter dieser Breite des nördlichen Amerika's ein wahres Naturwunder ist; man sieht hier unter dem 68° mehrere Gehölze von schönen Weißtannen (abies alba) und unter dem 69°, an den öden Ufern des Polarmeeres, sind die niedern Inseln mit Dickicht von ziemlich starken Weiden bedeckt, während auf den trockenern Hügeln Johannis- und Stachelbeersträuche, schöne Weidenröschen und Nirbluмen wachsen; so daß es im Vergleich zu den der östlichen Ebenen, in deren nördlichstem Theil man nichts als Moospflanzen sieht, das gelobte Land des Nordens genannt werden kann. Das Elen, der Biber und der amerikanische Hase, die hier ihren Unterhalt gesichert finden, werden dadurch herbeigezogen, und diesen Grasfressern folgten dann auch Wölfe, Füchse und andere fleischfressende Thiere.

Man kennt nur einen Theil der äußersten nordwestlichen Küsten von Nordamerika, die unter dem Namen von Russisch-Amerika bekannt sind, und deren größte Ausdehnung nach Norden bis zur 50sten Parallele reicht, während das Vorgebirge Alaska unter der 55sten ihre südliche Gränze bildet. Schwerlich kann man sich eine furchtbarere Gegend denken; sie ist beständig mit Reif bedeckt. In der Kotzebue's-Bai (66° 14′) stieg das reaumur'sche Thermometer am 3 August 1816 bis auf 9° 12′; aber die ungeheuren Eisblöcke an der Küste bewiesen, daß diese hohe Temperatur nicht stark genug war, um den Wirkungen des strengen und langen Winters das Gleichgewicht zu halten. Das Land ist kahl; indeß läßt die Menge von Pelzwerk, welche die russische Kompagnie sich verschafft, vermuthen, daß sich im Innern Waldungen befinden.

Die Kälte dieser Gegenden ist so heftig, daß Kapitän Beechey im Julius und August des Jahres 1827, der Nord- und Nordwestwinde wegen, die mittlere Temperatur kaum auf 4½° fand, ungeachtet einer südwestlichen Strömung, die Wasser von einer Temperatur von 5° 4′ bis 6° 6′ emitbrachte, während doch in Lappland, unter derselben Parallele, auf dem Nordkap der Insel Mageroe, die indeß auch im Sommer von dichten Nebeln eingehüllt ist, die die Wirkung der Sonnenstrahlen hemmen, die mittlere Wärme im Julius noch auf 8° steigt. Die Beobachtungen des Kapitäns Franklin im Innern des Kontinents zeigen, daß zu Cumberlandhouse (51° B. 104° 30′ westl. L.) die mittlere Temperatur des Jahres ungefähr — 1°, und zu Fort Entreprise (61° 30′ B., 115° 30′ westl. L.) ungefähr — 9° 2′ ist. Auf Winter-Island (im Norden des Hudsonmeeres 66° 12′ Br. 85° 30′ westl. L.) fand Kapitän Parry die mittlere Temperatur — 12° 5′; und zu Igolik, einer an der Einfahrt der Fury- und Hellastraße (69° 30′ B., 81° westliche L.) gelegenen Insel, — 13° 9′.

Im Innern des nordamerikanischen Kontinents, wie auch in Europa, tragen die waldigen Gegenden, wo der Schnee im

Schatten der Bäume aufgehäuft liegen bleibt, dazu bei, die Dauer des Winters zu verlängern; und ist der Boden sumpfig, was hier häufig der Fall zu seyn pflegt, so wird der Schutz, den die Bäume gegen die Sonnenstrahlen gewähren, dem Klima noch nachtheiliger, weil die mit Heidekraut und Moos bedeckten Moräste bis auf den Grund ausfrieren und kleine Eisschichten bilden, die der Einwirkung der Wärme der Atmosphäre lange Widerstand leisten.

Die westlichen Küsten sind, in der alten wie in der neuen Welt, wärmer als die östlichen, so daß westlich vom 125sten Meridian von Paris die isotherme Linie von 10° über Null hier durch den 50° der Breite geht. Zu Noutka, auf der Insel Quadra und Vancouver, fast unter der Breite von Labrador, frieren selbst die kleinsten Flüsse nicht vor dem Monat Januar, und Kapitän Lewis sah in der Nähe der Mündung des Columbia, unter der Parallele von 46°, erst am 25 Januar das erste Eis; allein über den 60sten Grad hinaus ist es nicht mehr so.

(Fortsetzung folgt.)

Journalwesen und Unwesen in England.

(Fortsetzung.)

Als die Königin zu Dover gelandet hatte, konnte man noch nicht wissen, ob die Masse des Volkes sich für oder gegen sie entscheiden würde. Herr Barns ward auf Rekognoscirung nach Dover geschickt, fand das Volk daselbst sehr gegen die Königin eingenommen, und schrieb eilends an die Herausgeber, daß es unmöglich sey, eine so verlorne Sache zu vertheidigen. Nach einer Reise von wenigen Tagen in Frankreich kehrte er nach England zurück und fand, daß sich der Stand der öffentlichen Meinung geändert hatte, und zur Parteisache geworden war. Dann erschien in den Times jener pomphafte Aufruf an die Nation, und die Beredsamkeit der gewandtesten Schriftsteller donnerte zu Gunsten einer beleidigten Frau. Ohne die Hülfe der Times wäre es der Königin vielleicht nicht gelungen, die gegen sie angeregte öffentliche Meinung zu besiegen, und einem mächtigen Ministerium zu trotzen, das über Millionen verfügte, um sie zu vernichten. Es ist überflüssig von den engen Verhältnissen zu reden, welche sich stets zwischen den Austheilern von Gnaden und den Redakteuren mächtiger Journale bilden. Als die Whigs im Jahre 1806 zur Macht gelangten, erhielt Herr Perry eine Stelle im Staatssekretariatsamt, eine Stelle, die etwa 800 Pf. jährlich eintrug. Er behielt sie nur kurze Zeit. — Im Jahre 1805 gaben die Minister dem Sohne des Eigenthümers der Times eine Stelle von 600 Pf. jährlich. Der Herausgeber eines gewissen Morgenblattes findet sich jeden Tag in dem Kabinette des Lord Brougham ein, und man sagt, daß sein Bruder, ein Advokat, in den neuen Bankerotgerichten sehr einträgliche Geschäfte macht.

Doch, treten wir etwas näher hinzu, und wir werden in diesem Journalwesen Dinge finden, von denen sich die Wenigsten etwas träumen lassen. Ein einziger Mensch läßt unter seinen Augen vier Journale von entgegengesetzter Farbe und Ansichten schreiben; ein Anderer, der Meister in seinem Metier, Herr Colbourn, gibt zugleich nachstehende Journale heraus: „the United Service Journal," das niemals vom reinsten Torysmus abwich; das „New Mounthly Magazine," dessen Doktrinen radical sind; die „Sunday Times," welche die Grundsätze der Whigs vertheidigen; die „Litterary Gazette," woran er Theil hat, ist auf Handelsgrundsätze, d. h. auf keine gebaut, und endlich das „Court Journal," das, wie Pope's Freidenker, alle Grundsätze hat, und wie eine Wetterfahne seine Sprache ändert.

Nirgends finden sich mehr Betrüger und Betrogene, als auf dem Markt der Presse. Die Eigenthümer schinden mit wenigen Ausnahmen ihre Berichterstatter, fallen aber dagegen den Lieferanten vermischter Nachrichten zur Beute. Ist ein Herausgeber unwissend, oder durch gemeine Sitten nicht im Stande richtigere Begriffe von der Lebensweise gebildeter Stände zu erwerben, dann kann er sicher seyn, daß man ihm alle Gemeinheiten und Verworfenheiten als wirklich in höheren Ständen vorgefallene Scenen, selbst als geheime Mittheilungen aus den ministeriellen Bureaus, zuschickt. Der Herausgeber eines der ersten Abendblätter handelte und handelt noch mit Neuigkeiten aus der Modewelt und vermischten Nachrichten. Er suchte sich den Eigenthümer des „Morning Chronicle" als den Mann aus, den er am leichtesten hinters Licht führen könne; da aber der unterrichtete Herausgeber dieses Blattes den Betrug sogleich entdeckt haben würde, so richtete er seine Batterie gegen die Sonntagsblätter „Observer" und „Englishman," die demselben Eigenthümer gehören und von einem unwissenden Drucker herausgegeben werden. Nichts machte dem Eigenthümer dieser Blätter mehr Vergnügen, als der geldstolze Patron der „Herren von der Presse" zu seyn. Der erwähnte Neuigkeitsverkäufer schrieb Sonnabends, wo die Sonntagsblätter Observer und Englishman für den Druck bereit gehalten wurden, an den Herausgeber; die Adressen enthielten jedesmal den Ehrentitel Esq. (Esquire) mit drei großen et cätera's, und unwandelbar standen in der Ecke des Briefs die Worte „ganz geheim und konfidentiell," gerade wie Minister an einander schreiben. Diese Briefe waren stets ungefähr nachfolgenden Inhalts: „Mein werther Herr! Ich erhielt eingeschlossene Nachricht vor ungefähr einer Stunde unter strengem Siegel des Geheimnisses von einem der Lords der Schatzkammer (oder einem andern Lord, je nachdem der Fall es ergab). Die Nachricht steht ausschließlich zu Ihren Diensten für den Observer und nur für eine halbe Guinee. Ich habe die Ehre u. s. w. Der Eigenthümer watschelte dann stolz auf sein gutes Glück, die Treppe hinauf und gab seinem Drucker und Herausgeber die Nachricht zum Einrücken in den Observer. Einer jener Berichterstatter setzte ihm einst die Sache folgendermaßen auseinander. „Dieser Mann gibt Ihnen entweder eine wahre oder falsche Nachricht; ist sie falsch, so entlassen Sie ihn als einen Lügner, ist sie wahr, als einen Spitzbuben, denn welcher Schurke müßte Derjenige seyn, der das in ihn gesetzte Vertrauen so verräth, und zwar für den jämmerlichen Lohn einer halben Guinee." „Ich sehe Dieß keineswegs ein," erwiderte der Eigenthümer. „Aber betrachten Sie nur," fuhr der Berichterstatter fort, diese geheime und konfidentielle Nachricht etwas

genauer. Es ist nichts als eine Stelle aus den Times von diesem Morgen, worin einige Sätze verschieden gesagt, und einige synonyme Worte statt anderer gebraucht worden sind.“ Das war oft der Fall, aber alle Beweise waren vergebens; Herr .... war stolz darauf, der Patron eines Mannes zu seyn, der mit Lords in Verbindung stand, und sein treuer Achates erklärte denselben für einen redlichen nützlichen Menschen, mit dem Beisatz, daß er ein andermal etwas Besseres senden könnte. Die Briefe wurden jedesmal gebracht, die halbe Guinee redlich bezahlt, und die Nachricht von dem Lord der Schatzkammer in den Observer eingerückt. Diese zahlreiche Klasse von Neuigkeitsverkäufern ist es auch, welche die Blätter mit ihren schändlichen Angriffen auf Frauen beschmutzen, Angriffe, die um so abscheulicher sind, als sie den Frieden der Familien stören, und Damen dem öffentlichen Gerede aussetzen, wenn auch der Verläumder gesetzlich der Verläumdung überwiesen und gestraft wird.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Schattenrisse.

2. Der junge Royalist.

Der junge Herr von ***, der kürzlich bei den Vorfällen in der Vendee mit ins Spiel verwickelt war, ist das leibhafte Bild eines jungen Royalisten mit liberalen Grundsätzen, aus Chateaubriands und Martignacs Schule.

Während der glücklichen Tage Karls X hatte er sich nie in den Tuilerien blicken lassen, eilte aber nach seiner Rückkehr von Algier sogleich nach Lulworth. Da er, wie er sagt, es verschmähte, ein Gefühl, das er für ritterlich und edel hält, durch engherzige Berechnung zu bemäkeln, so war er stets zu jeder, wenn auch der verzweifeltsten, Unternehmung bereit, in die die mißleitete Familie zu Holyrood einzuwilligen geneigt seyn mochte. Er will weder sich noch Andern erlauben, diesen Gegenstand bei kaltem Blute näher zu beleuchten; „wäre der Pöbel vernünftig gewesen, sagt er, so würde er es nie gewagt haben, die alte Dynastie zu Rambouillet mit einem Heer von Miethwagen zu stürzen.“

Man sieht an diesem jungen Manne deutlicher als bei jedem Andern, den ich noch kennen lernte, wie viel auf Verhältnisse ankömmt; wie erschlaffend und betäubend der Einfluß des Reichthums, und wie vortheilhaft das Unglück auf Entwicklung intellektueller Fähigkeiten und des Charakters wirkt. Vor vier Jahren war er ein pariser Stuzer, mit nichts als seinen Pferden, seinen Kravatten, seinen Westen und Beinkleidern beschäftigt. Von Vergnügen zu Vergnügen eilend, war der einzige Gedanke, der ihn zuweilen beschäftigte, Sinnengenuß zu befriedigen. Bei reichem Einkommen und einem der berühmtesten Namen Frankreichs (damals so viel als Vermögen), schön, liebenswürdig, und eben mit einer in jeder Hinsicht vollkommenen Gattin, der Enkelin des Herzogs von ***, einer reichen Erbin, vermählt, hatte er Alles, was er sich nur wünschen konnte. Dennoch läßt sich die Achtung, die er im Besitz aller dieser Vortheile von seinen damaligen Bekannten genoß, mit der ihm jetzt bewiesenen in keinen Vergleich stellen. Wenn man das Leben schildert, das er führt und geführt hat, so stellt man auch das Vieler, die sich in ähnlichen Verhältnissen befinden, dar. Während der letzten zwei Jahre brachte er acht Monate von jedem auf einem einsamen Schlosse auf dem Lande mit Büchern und Nachdenken beschäftigt zu. Sogar jeden Schein von Vergnügungssucht, Pferde, Equipagen u. s. w. hatte er entfernt. In Paris geht er nirgends hin als in den Club der Rue Grammont. In seinem Hause empfängt er keine andern Besuche als zwei oder drei Freunde, die er zuweilen zu Tisch ladet, wobei aber keineswegs um der Gäste willen in der gewöhnlichen Hausordnung eine Veränderung gemacht wird. Empfängt er ja zuweilen Gesellschaft, so sind es Künstler und Gelehrte, die, wie er sich aus einem gewissen dunklen Gefühle bewußt wird, seiner Stellung eine gewisse Würde und Poesie leihen. So sind die meisten gesellschaftlichen Kreise jener Klasse von Royalisten beschaffen, der er angehört; theils weil das Haupt dieser Partei selbst die errungene Auszeichnung seinem eigenen Talente verdankt, und dann auch, weil sie sich mit ihren Gefühlen und ihrer Politik in einer gewagten Stellung befinden, deren Charakter eine Mischung von Edelmuth, Abenteuerlichkeit und Gefahr ist, weshalb sie sich um höhere Meinungen und Sympathien als die des großen Haufens bewerben. Da er sich durch die „mauvaise compagnie“ bei Hofe zu erniedrigen glaubte, bat er mich, ihn bei den Soiréen eines Buchhändlers einzuführen.

Herr von *** besitzt ein kleines Haus in der Rue Blanche mit zwei Reihen von Gemächern; die eine zu ebener Erde, zum Empfange von Besuchen, aus der Flur, zwei Salons und einem Speisesaale bestehend; die andere im ersten Stock, wo er zu wohnen pflegt. Hier tritt man aus dem Vorzimmer in einen Salon, an dessen einer Seite sich das Schlafzimmer und Kabinet von Madame und an der andern Schlaf- und Studirzimmer ihres Gemahles befinden. Kinder- und Dienstbotenzimmer sind im zweiten Stock. Das ganze Haus ist mit jenem feinen, fast ausschließlich aristokratischen Tact möblirt der, ohne eben in Prunksucht auszuarten, doch auch nicht in jene noch gemeinere Affektation von Einfachheit verfällt. Der eine der Salons im Erdgeschoß ist mit Chints*), der andere mit altem Seidendamast aus den Zeiten Ludwigs XIV tapezirt, und an die alterthümlichen Aufsätze von Familienporzellan und die reichen Stühle mit Silberbrokat knüpfen sich Erinnerungen aus der Geschichte der Familie, die dieses Ziergeräth ehrwürdig machen. Sein eigenes Kabinet oder Studirzimmer ist mit breiten bequemen Armsesseln, vielen Bücherschränken von Mahagony und einem Secretär versehen. An der Wand, dem Kamine gegenüber, sind verschiedene Waffen von seltsamer und ausländischer Arbeit aufgehangen, die nicht von einem Alterthumshändler gekauft, sondern von denen jedes einzelne Stück bei besondern interessanten Gelegenheiten gewonnen wurde: Ein Beduinenmesser, ein Siegeszeigen aus der Eroberung von Algier, ein türkischer Säbel oder griechischer Jatagan, ein Andenken von der Expedition nach Morea, und ein spanischer Dolch, der Faust eines Meuchelmörders aus dem romantischen Cadix entwunden. Dieß, nebst zwei oder drei kleinern Gemälden und Skizzen von den besten neuen Meistern, geben dem kleinen Gemach ein klassisches und malerisches Aussehen. Seine, wie alle übrigen Familien dieser Partei, halten sich mit einer Art Abscheu von dem jetzigen König entfernt.

Die Leidenschaften der Parteien sind noch weit heftiger aufgeregt, als selbst in England in den Tagen der Reformbill. Herr von *** sieht keinen von den Verwandten seiner Gattin, und Madame, die die Gesinnungen ihres Gatten theilt, kennt nur zweierlei Menschen, die „bien ou mal pensants.“ Im ersten und zweiten Stocke hängt ein Portrait Heinrichs V, und Ludwig Philipp ist der schwarze Mann, mit dem man die Kinder schreckt.

Ich saß eben allein bei Herrn von ***, da seine Gemahlin uns nach Tisch verlassen hatte, um in die Oper zu fahren, als die Thüre rasch geöffnet wurde und Madame mit erhitztem Gesicht und in einer schwer zu beschreibenden Bewegung eintrat. „Madame est prise!“ (Madame [die Herzogin von Berry nämlich] ist gefangen!) waren die ersten Worte, die sie ausstieß; und wäre seines Vaters Tod ihm verkündet worden, schwerlich hätten Herrn von *** Züge größeres Entsetzen ausdrücken können. „Comment le savez vous?“ (Woher wissen Sie es?) erwiderte er mit einem Ton, als wünsche er die Nachricht bezweifeln zu können. „C'est vrai, c'est bien vrai; elle est prise, — tout le monde l'a sû à l'opera — et Mons. de Girardin est sorti de suite. D'ailleurs Le Nouvelliste l'a dit.“ (Es ist wahr, es ist nur zu wahr; sie ist gefangen, — alle Welt wußte es in der Oper und Herr v. Girardin ging sogleich hinaus. Ueberdieß hat es der Nouvelliste (ein ministerielles Abendblatt) gesagt.) — Herr von *** und ich gingen sogleich in den Club; die Gefangenschaft der Herzogin war in der That im Nouvelliste angezeigt, und Herr von *** verließ mich nun, um einige Freunde im Faubourg St. Germain zu besuchen.

Treue Anhänglichkeit an das königliche Haus war von jeher eine Tugend dieser Familie; wenn irgend Jemand dem Unglücke Karls X Achtung schuldig ist, so sind es die Nachkommen Jakobs II, und, läugnen wir es nicht, es liegt in diesen Tagen kalt berechnender Eigenliebe, in der edeln Hingebung für irgend ein politisches Prinzip, sey es Königthum oder Republikanismus, Etwas, das uns Achtung selbst für Jen

*) Indisches gedrucktes Baumwollenzeug.

abnöthigt, deren Theorien unausführbar oder deren irriger Glaube sich bereits als unhaltbar erwiesen hat.

Doch man muß die Meinungen wohl ausscheiden: unter der Klasse von Royalisten, der Herr von *** angehört, ist der Grundsatz des Erbfolgerechtes, obschon mit persönlicher Achtung und Zuneigung für den Prinzen verbunden, dennoch durchaus nicht auf die Idee gebaut, daß er ein göttliches Recht auf den Thron seiner Väter besitze. Heinrich V wird als Bürge der Stabilität und Dauer betrachtet, als ein Band, das Vergangenheit und Gegenwart verbindet; als die Verherrlichung und der Beweis des Systems, das den Namen einer Monarchie bewahren will. Es wäre eben so abgeschmackt, Herrn von Chateaubriand zu beschuldigen, er wünsche die Wiederherstellung des Systems Ludwigs XIV, als wenn man Herrn von Mauguin den Vorwurf machen wollte, er beabsichtige die Vernunftherrschaft wieder herzustellen und die schauderhaften Verbrechen Robespierres zu erneuern.

5. Die Herzogin aus dem Kaiserreiche.

Man kann es als eine der Sonderbarkeiten, worin gegenwärtig die gesellschaftlichen Verhältnisse in Frankreich befangen sind, betrachten, daß ein Buchhändler mich bei einer Herzogin aus dem Kaiserreich einführte, die in einem Kloster lebt. Man steigt rechter Hand eine enge Treppe hinan; die beiden möblirten Zimmer — das größere wartet vielleicht auf die zweite Auflage der Memoiren — sind hübsch, aber klein. Ungefähr zwanzig Personen befanden sich hier zusammengedrängt, und die Gesellschaft bestand aus jener bunten Mischung, welche die Bekanntschaft meines Begleiters mit der Frau vom Hause erklärlich machte.

Hier sah man einen General Napoleons, dort ein Mitglied des Institutes, — hier scherzte eine antike Schönheit aus den Zeiten des Directoriums mit einem jungen Dichter, und ein Stutzer des Tages, mit gewaltig hoher und steifer Halsbinde, kokettirte sehr ernstlich mit einer gelehrten Dame, die bereits unsterblicher war als ihre Werke. Mein Gönner, der wenigstens ein Dutzend Personen dieses Cirkels, die Werke schrieben, auf denen sie sich nicht nannten, oder ihren Namen Werken vorsetzten, die sie nicht geschrieben hatten, Leben, Seele, Brod, Suppe, Ruhm und Ehre lieferte, warf den Kopf in die Höhe und legte alle Großmuth eines Mäcenas in seine Miene; kurz er war das, was der Herzog von Choiseul vor 70 Jahren in einem ähnlichen Cirkel gewesen seyn würde.

Der Buchhandel ist eine der Aristokratien unserer Zeit, und ein Buchhändler von Talent und Ruf steht an Macht und Einfluß weit über einem Pair von Frankreich.

Madame Junot ist von kleiner Statur und einem Körperbau, der die Mitte zwischen Fette und Wohlbeleibtheit hält. Ihr Gesicht kann nie anmuthig oder schön, wohl aber anziehend, originell und wollüstig gewesen seyn. Ihre Augen sind dunkel und voll Feuer, und ihr Busen, obschon sie zwischen 50 und 60 seyn muß, fest und glatt wie Atlas. Trotz Falten, Schminke und einem gewissen verrätherischen Zug um den Mund, läßt sich recht gut begreifen, daß Herr Balzac noch vor zwei Jahren ihr Anbeter war, und daß selbst jetzt noch Mehrere ihr den Hof machen. Es liegt etwas Absprechendes, zuweilen Hartes in ihrer Art sich auszudrücken, das mehr an eine Marketenterin als an die Gemahlin eines Marschalls erinnert; allein sie ist geistvoll, lebhaft und voll jener Sprachfertigkeit, die auf der Stelle eine Unterhaltung in Gang zu bringen weiß.

4. Der Hofmann des alten Regime's.

Ich speiste mit Herrn von *** und einem Edelmanne, dem Marquis von ***, einem Modemann aus den Zeiten Ludwigs XVI, der noch Ludwig XV mit Madame Dubarry speisen gesehen. „Was halten Sie von der jetzigen und der damaligen Gesellschaft, Marquis?" — „Gegen die Gesellschaft zu meiner Zeit gehalten, gibt es jetzt gar keine; denn können Sie das wohl eine Gesellschaft nennen, wo z. B. mein junger Freund da mir während des Essens den Hals brechen wollte, weil wir nicht gleicher politischer Meinung sind? Als ich jung war, hatte keiner von uns einen andern Gedanken, als: wie wirst Du Dich heute am besten amusiren? Aller Witz und alle Talente, die sich jetzt nach so verschiedenen Richtungen hin Bahn brechen, waren damals einzig und allein darauf gerichtet, Vergnügungen zu ersinnen." — „Aber der Handelsstand war doch damals ganz anders beschaffen?" — O gewiß, sie lebten mäßig und legten ihr Geld nicht in der Absicht zurück, Edelleute zu werden, sondern in der Hoffnung, daß ihre Enkel dahin gelangen würden. Der Pöbel erhob sich nach und nach; der Sohn eines Krämers kaufte eine Stelle, sein Sohn eine noch höhere; so stieg die Familie nach und nach zu den höchsten Würden des Staates empor, und kam endlich, wohl vorbereitet, in jene Stellung, der sie sich stufenweise genähert hatte. Das gemeine Volk hatte geringere Bedürfnisse, und war folglich in seiner Armuth glücklicher und tugendhafter, weil es der Verführung minder ausgesetzt war. Dieß erinnerte mich an die alte Dame aus der Bretagne, die ich vor einigen Tagen traf. Was machen die Bauern in Ihrer Gegend? fragte ich. „Oh, Monsieur, sagte sie ganz naiv, ils sont les meilleurs gens du monde, car ils sont si ignorans." (Ach, mein Herr, es sind die besten Leute von der Welt, denn sie sind so unwissend.) — „Und was Luxus, Bequemlichkeit und dergleichen betrifft, Herr Marquis?" — „Damals herrschte ein großartigerer Luxus, — mehr Bediente, mehr Schüssein, mehr Pferde; — dagegen war aber das Tischtuch nicht so fein und sauber, die Zimmer waren nicht so glänzend beleuchtet, kurz mit allen jenen kleinen Luxusartikeln war man damals nicht so gut versehen. Doch wenn von Luxus die Rede ist, so müssen Sie bedenken, daß eine Klasse von Menschen, und zwar die prachtliebendste, gänzlich ausgestorben ist: Maitressen gibt es so wenig mehr als Mammuths. Zu meiner Zeit hatten sie ihre Equipagen, ihre schön eingerichteten Zimmer, machten ihr kleines Haus (petite maison), und gaben ihre Soireen, zu denen es weit schwerer war, Zutritt zu erlangen, als zu denen der Königin. Alles um sie her athmete jene Wollust und jenes Verlangen, denen sie sich geweiht hatten." — „Und wo nahmen sie die Mittel dazu her?" — „Ob sie lebten entweder mit einem Spieler oder einem Grand Seigneur. Ich erinnere mich noch immer Ihres Großvaters, Jacques, der, als er sein ganzes Vermögen verloren hatte, sagte: „Au moins puis-je garder Julie et un cabriolet!" (Mindestens bleibt mir noch Julie und ein Cabriolet!) Der Prinz Soubise hatte sieben „figurantes" und jede von ihnen ihre bestimmte Nacht; er gestattete ihnen Liebhaber, doch mußten sie von der „Noblesse" seyn. Graf Segur hatte auch wirklich ein sehr inniges Verhältniß mit Mademoisell Adele. „Ach, Prinz, sagte einst Eine von ihnen, wenn Sie wüßten, was für Kummer Sie jeden Dienstag dem armen Segur machen!" — „Warum denn? war die Antwort." — „Er liebt Mademoisell Adele." — „Quels enfans! pourquoi ne me l'ont-ils pas dit? Elle ne viendra donc plus, que jusque cela soit passé; — cela passera." (Wie kindisch! warum sagten sie mir denn nichts davon? Sie soll nicht mehr zu mir kommen, bis es vorüber ist; und vorübergehen wird es.)

Literarische Anzeige.

Es ist nun vollständig erschienen und an alle deutschen Buchhandlungen versendet:

Spanisch-Deutsches und Deutsch-Spanisches

Taschen-Wörterbuch.

Nach der neuesten seit 1815 von der spanischen Akademie sanctionirten Orthographie.

von C. F. Franceson.

2 Bände (102 Bogen) geheftet. Leipzig bei Friedrich Fleischer 1833. Preis 3 Thlr.

Obschon dieses Wörterbuch nur den bescheidenen Namen eines Taschenwörterbuches trägt, so kann man es doch unbedenklich als das neueste und vollständigste der existirenden spanischen Wörterbücher betrachten, welches dadurch, daß man darin zum erstenmale der neuen jetzt durchaus in Spanien gebräuchlichen Orthographie gefolgt ist, schon bedeutende Vorzüge vor allen andern hat, deren weitere zu erörtern man ruhig der strengsten Kritik überläßt. Der Verleger hofft, daß, da er das Seinige durch schönes Papier, Druck und sehr wohlfeilen Preis gewiß redlich erfüllt hat, man ihn auch gewiß für die sehr bedeutenden Kosten durch eine rege Theilnahme von Seiten des Publikums entschädigen wird. Ein Wörterbuch einer so klassischen Sprache, als die spanische ist, gehört in die Bibliothek eines jeden Gebildeten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 141. 21 Mai 1833.

Die Gebärdensprache der Neapolitaner.

(Hiezu die lithographirte Beilage von 18 bis 21.)

18. Noch eine Vase.

Die Darstellung auf dieser zweiten Vase, mit rothen Figuren auf schwarzem Grund, ist eben so deutlich und vielleicht noch bestimmter ausgesprochen, als auf der vorhergegangenen.*) Daß hier Bacchus die Hauptfigur der Gruppe bildet, ist augenfällig. Was den Gegenstand derselben betrifft, so glauben wir mit Hülfe der antiken und modernen Mimik, und in Bezug auf die schon vorausgesendeten Bemerkungen, mit großer Sicherheit nachweisen zu können, daß es sich um einen Wettstreit zwischen den beiden weiblichen Figuren handelt. Die zur Linken heftet ihre Augen auf ihre Gefährtin, und den Zeigefinger ihrer Rechten, in Uebereinstimmung mit ihren Blicken, gegen sie richtend, sagt sie mit diesem Gest „Du." Daß dieses Du im Sinne eines Vorwurfs gesagt ist, kann man aus dem Ausdruck des Gesichts schließen, aber noch mehr aus den übrigen Gebärden, sowohl den ihrigen als der ihr gegenüberstehenden Frauengestalt, die beide Arme zum Zeichen des Erstaunens und zugleich der Verneinung emporhebt, und in gleichem Sinn den Oberleib weit zurückbeugt. Wenn die Gestalt zur Linken durch ihre Augen, ihre rechte Hand und die entschlossene Stellung und Haltung ihres Körpers überhaupt zu erkennen gibt, daß sie ihrer Gefährtin einen Vorwurf macht; so bleibt auch ihre linke Hand nicht stumm, vielmehr ist es diese, welche die ganze Frage löst, und uns zur Verständigung des Ganzen verhilft. Auch diese linke Hand ist ein wenig, und so viel als nöthig, um sie zum Vorschein zu bringen, gegen ihre Nebenbuhlerin ausgestreckt, und man sieht, daß Daumen und Zeigefinger sich leise berühren. Dieß ist das Zeichen der Liebe, der Freundschaft, u. s. w., wie man in unserem Werke selbst nachsehen kann. *) — Doch nicht genug; selbst den Gegenstand der Nebenbuhlerschaft hat der Künstler deutlich angegeben, indem er ihm seine Stelle gerade in der Mitte zwischen beiden Frauen angewiesen. Und so fehlt nichts mehr zur vollkommnen Deutlichkeit. Die Eine von ihnen, die Eifersüchtige zur Linken, hat er so hingestellt, daß der Satyr ihr den Rücken kehrt, denn solche Scenen werden mehr hinterrücks als frei und offen gespielt.

* * *

19. 20. 21. Schlußübersicht.

Es bleibt uns noch als Schlußübersicht eine Zusammenstellung der Finger- und Gebärdensprache übrig, die auf den letzten drei Tafeln neben einander gestellt worden sind. Auf der neunzehnten Federzeichnung deutet die ausgestreckte Hand, Nr. 1 Adagio, sachte, oder auch Soprèsa Erstaunen, Ueberraschung und Mediocramente, mittelmäßig an; — Nr. 2. Mano cor-

*) Der berühmte Millin gibt von diesem Gemälde, — Vases de la collection de Sir John Coghill, Tav. XIX — folgende Erklärung, die aber der hier gegebenen gegenüber keineswegs genügend erscheinen dürfte: „Cette peinture est extrémement intéressante par rapport aux inscriptions qui indiquent les noms des divers personnages. Bacchus ΔΙΟΝΥΣΟΣ, est représenté avec une barbe; la tête ceinte du crédemnon; vêtu d'une longue tunique plissée, par-dessus la quelle est un ample pantalon, et tenant un thyrse. Sous la forme d'un Satyre, ΚΩΜΟΣ commessatio, ou le génie de la table, joue de la double flûte, et veut exciter à la danse deux Nymphes compagnes de Bacchus ΓΑΛΗΝΗ, la tranquillité, et ΕΥΝΟΙΑ, la Sérenité. La premiere est vêtue d'une tunique et d'un peplus sur lequel est une nebride ou peau de faon: elle tient un tympanum qu'elle s'apprête à frapper; tandisque sa compagne marque la mesure des pas par un claquement des doigts. En Italie cet usage s'est conserve encore aujourd'hui en dansant la tarentelle. — Cette composition peut être regardee comme allégorique. Les festins, la joie, et des plaisirs purs et sereins, sont considérés comme des bienfaits procurés par le Dieu du vin.

*) Bei Gelegenheit der Erklärung dieses Gestes im Werke selbst führt der Autor die interessante Vase an, die von Rafaello Politi in der Schrift: Esposizione di un vaso fittile agrigentino nella famosa Collezione di S. M. Ludovico Rè di Baviera, beschrieben, und später von andern commentirt worden ist, und fährt so fort: „Auf dieser Vase befinden sich unter den acht dargestellten Figuren, drei weibliche, welche mit lebhaften Bewegungen die rechte Hand in die Luft erheben und mit in die Höhe gekehrten und sich leise berührenden Daumen und Zeigefinger diesen nämlichen Gest machen. Unter den gelehrten und vortrefflichen Erläuterungen der übrigen Bewegungen dieser Figuren vermißt man aber leider die Andeutung dieser Gebärde, die, da der Künstler sie dreimal wiederholt hat, weder zufällig seyn, noch von einer Nachlässigkeit herrühren kann, da die Zeichnung mit dem größten Fleiß ausgeführt ist. Welker (Bulletin de l'Institut 1831. p. 152.), welcher unsers Wissens zuerst über diese Vase geschrieben hat, beginnt also: Le combat d'Hercule à Pylos. Un beau vase d'Agrigente, publié par Mr. Politi et dans les monumens de notre Institut n'a pas été jusqu'ici suffisamment expliqué."

Digitized by Google

nuto, das Horn durch die Hand ausgedrückt; — Nr. 3. Giustizia, Gerechtigkeit, auch Perfetto, vollkommen, und Minaccia Drohung bezeichnend; — Nr. 4., a und b: Poco, wenig; — Nr. 5. Additare, hinweisen auf Etwas mit dem Zeigefinger; — Nr. 6. Schioppetto, Schnippchen, in verschiedener Bedeutung; — Nr. 7. Ladro, Dieb; — Nr. 8. Bever trinken; auch Additare, auf Etwas hinweisen.

Die zwanzigste Tafel enthält unter Nr. 1: Mano in fica, für diese keineswegs anständige Gebärde läßt sich nicht wohl eine deutsche Uebersetzung geben; unter Nr. 2: Danaro, Geld; daher das Sprüchwort: „er kann den Daumen nicht rühren;" — Nr. 3 und 4, mit auf einander gelegten Händen, daß die Daumen Eselsohren bilden: Stupido, Dummheit; — Nr. 3. Amore Liebe oder Chiedere, etwas verlangen; — Nr. 6. Chiedere, Verlangen, auch Bacio, Kußwerfen; — Nr. 7. Condotto versipelle, Schelmerei und Betrug; — Nr. 8. Schioppetto, hier sieht man aber den Daumen nicht, der mit dem Mittelfinger den Knall hervorbringt; — Nr. 9 und 10 Dispreszo, Verachtung.

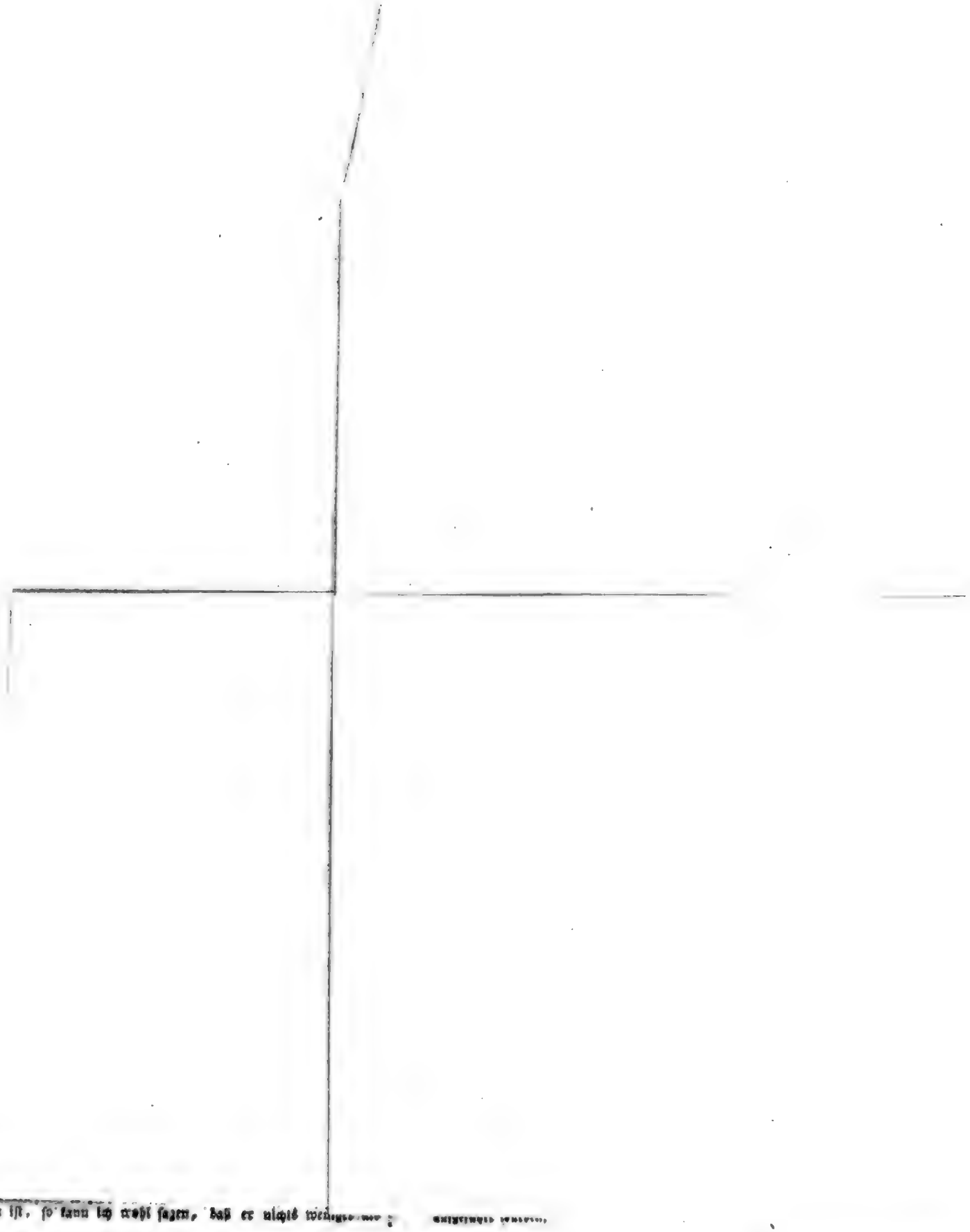
Endlich auf der einundzwanzigsten Abbildung findet man unter Nr. 1: Silenzio, Stillschweigen — dargestellt; — unter Nr. 2: Negativa, Läugnen, Verneinen; — Nr. 3: Bellezza, Schönheit; — Nr. 4: Fame, Hunger: Daumen und Zeigefinger werden nämlich bei dieser Gebärde im Kreise herumgedreht; — Nr. 5. Baffeggiare, Verspottung; — Nr. 6: Fatica, Mühe, Anstrengung, die den Schweiß hervorbringt, den man mit dem Daumen abzuwischen scheint; — Nr. 7. Stupido, Dummheit — Eselsohr; — Nr. 8: Guercio, Schielender, das gleichbedeutend mit Betrüger genommen wird; — Nr. 9. Ingannare — Betrügen, das Einstecken oder Einschieben bezeichnend, wie man im Deutschen etwa zu sagen pflegt: sich etwas aufbinden lassen; endlich Nr. 10, Astuto, Verschlagenheit.

Journalwesen und Unwesen in England.

(Fortsetzung.)

Ein komischer Betrug wurde kürzlich dem Herausgeber des „Morning Herald," Herr Thwaites, gespielt, der ein ehrlicher Mann ist, aber von gemeinen Formen und großem Respekt vor Allem, was die Aristokratie betrifft. Der Eigenthümer eines Sonntagsblattes stellte sich ihm als einen Mann aus der Modewelt dar, und versicherte ihm, alle seine Bekannten seyen „Lords, Edelleute und Männer von Rang." Herr Thwaites war sogleich bereit, ihm auf zwei Monate wöchentlich fünf Guineen zu geben, wenn er ihn mit Nachrichten über „Lords und Edelleute" in hinreichender Menge versehe. Der Kauf ward eingegangen, und der Morning Herald übertraf bald alle andern Blätter an Originalartikeln über Diners, Bälle, Livreen, Kleider u. drgl. bis auf die Schuhbänder herab. Das ganze Heer der Kammerkatzen und Lakaien schien dem Morning Herald Treue geschworen, und ihm alle seine Talente gewidmet zu haben. Der zweimonatliche Handel wäre erneuert worden, wenn nicht ein unglückliches Diner des Herzogs von . . . dazwischen gekommen wäre. Dieß war mit solchem Pomp, mit einer solchen Anhäufung von Modephrasen und mit einer solchen Genauigkeit, hinsichtlich der Schüsseln und Teller beschrieben worden, daß das Hofjournal den Herald wegen Plagiats hätten verklagen können. Doch zu seinem stummen Schrecken erhielt Herr Thwaites wenige Tage nachher ein Schreiben von dem Herzog, das ungefähr folgendermaßen lautete: „Der Herzog von . . . empfiehlt sich dem Herausgeber des Morning Herald, und bittet ihn versichert zu seyn, daß er nichts dagegen hat, wenn der Herausgeber seine Diners und übrigen Partien, der Zeitungstaktik gemäß, gehörig ausstaffirt; er kann aber dem Herausgeber des Herald keineswegs verpflichtet seyn, wenn er ihn am vergangenen Mittwoch ein prächtiges Diner in London geben läßt, da es allen Freunden des Herzogs wohl bekannt, daß er seit sechs Wochen sich auf seinem Landsitz in . . . befindet, und seit dieser Zeit nicht einmal in die Nähe Londons gekommen ist." Die Stacheln des Igels waren Flaum gegen die Haare auf Herrn Thwaites Kopf, als er diesen Brief las; er war ein gewissenhafter Mann, und fühlte sich tief beleidigt, daß er so zu einem Betrug, wenn auch unfreiwillig und über eine Kleinigkeit, verleitet worden war. Noch denselben Abend kam sein moderner Merkur und brachte ihm abermals die Beschreibung eines Gastmahls, das ein anderer Herzog gegeben hatte, denn die Manie, große Festins zu geben, schien plötzlich die ganze Aristokratie ergriffen zu haben. „Aber, mein Herr," begann Herr Thwaites mit seiner gewöhnlichen Milde, „woher erhielten Sie denn den langen Bericht von dem Diner des Herzogs von . . . am letzten Mittwoch?" „Wie — jenes Diner — jenes Gastmahl meinen Sie?" erwiderte der Merkur mit seiner gewöhnlichen Zungenfertigkeit; „jenen Bericht gab mir der Herzog selbst." — „Der Herzog selbst?" fragte erstaunt Herr Thwaites. „Allerdings. Sehen Sie, mein Freund, der Herzog, ist ein sehr eitler — ein schwacher, eingebildeter Mensch, aber im Grunde eine herzensgute Seele. Nichts gefällt ihm so sehr, als sich gedruckt zu sehen. Er ist der glücklichste Mann von der Welt, wenn seine Partien recht in den Zeitungen herausstaffirt werden. Er gab mir den Bericht und sagte: Ich weiß, Sie stehen mit den ersten Journalen in Verbindung, lassen Sie Dieß in eines derselben einrücken, ich werde Ihnen ungemein dafür verbunden seyn. Nichts leichter als Das, mein theurer Herzog, erwiderte ich, nahm das Manuscript, korrigirte bloß einige Schreib- und Sprachfehler, und ließ es für die Setzer kopiren." — „Das ist sehr sonderbar," entgegnete Herr Thwaites noch immer in mildem Tone, „lesen Sie doch diesen Brief;" hiemit händigte er ihm das Schreiben des Herzogs ein. Der Unverschämte, keineswegs außer Fassung gebracht durch die Entdeckung seines Betrugs, erwiderte mit jener gewohnten leichtfertigen Nonchalance: „Nun wenn der Herzog mir den Bericht nicht gab, so war es ein Herr im Klub, der sich für ihn ausgab." — „Nehmen Sie Dieß, sagte Herr Thwaites mit unterdrücktem Unwillen, und gab ihm eine Note von 40 Pf. „nehmen Sie Dieß, und lassen Sie sich nie wieder sehen." Der Spitzbube dankte ihm für das Geld, und wünschte ihm mit der größten Gleichgültigkeit guten Abend.

Oft werden aber auch auf diese Weise die schändlichsten per-



unglückliches Diner des Herzogs von . . . dazwischen

Abend.

Oft werden aber auch auf diese Weise die schändlichsten ver-

sönlichen Angriffe gemacht. Vor nicht sehr langer Zeit erhielt ein Mensch, der mit kleinen Artikeln und mehr oder minder skandalösen Neuigkeiten Handel trieb, eine bedeutende Summe Geld, um in das Hofjournal einen Schmähartikel gegen die Herzogin von Richmond einrücken zu lassen. Wahrheit und Schicklichkeit waren durch diese Schmähungen aufs Gröblichste verletzt. Der Schuldige wurde verfolgt, zum Gefängniß und zu einer Geldstrafe verurtheilt. Aber ehe er Hand ans Werk legte, kannte er das Loos, das ihn erwartete; er hatte als ein geschickter Mann den reinen Profit berechnet, den ihm seine Ehrlosigkeit tragen würde.

Einige Journale gründen ihren Erfolg auf die unredlichsten und schändlichsten Gewerbe. Der „Observer" und Bell's „Life in London" sind hauptsächlich für Boxer, Spieler u. drgl. geschrieben, für das was man in England den „Ring" und den „Rasen" (turf) nennt. Man muß wissen, welcher Klasse die Gesellschaft diese „Helden vom Ring und Rasen" angehören. Ehe zwei Boxer sich schlagen, wird eine „Börse" gemacht, um den Sieger zu belohnen. Dieser ersten Einleitung schließen sich dann die Liebhaber mit ihren Wetten an, welche die Summe verdoppeln, und manchmal verdreifachen. Man läßt sich kaum träumen, aus welcher unreinen Quelle dieß Geld fließt. Die Spitzbuben in London sind in Gesellschaften organisirt, von Wirthen und Polizeioffizianten beschützt, und sie versammeln sich in den Wirthshäusern, die man allgemein als „Flash houses" (Blitzhäuser) kennt. Die Eigenthümer dieser Orte des Lasters und Hehlens wissen, daß nach einem Kampfe zwischen zwei berühmten Boxern ihre gewöhnlichen Gäste mit Beute beladen zurückkehren, die sie aus den Taschen der Zuschauer geholt haben. Dieser ganze Gewinn wird in ihren Wirthshäusern verzehrt, und kehrt am Ende unfehlbar in ihren Taschen ein. Die Boxerkunst würde aus Mangel an Geld in Abgang kommen, wenn die große Korporation der londoner Diebe nicht deren Eifer aufrecht erhielte, und zwei oder drei Journale nicht die Interessen dieser ehrenwerthen Kompagnie mit vollen Kräften förderten. Hiezu kommt noch, daß nicht nur der Ausgang, sondern der ganze Verlauf des Kampfes zum Voraus abgeredet ist. Um den Wirthstisch versammelt, ordnen die Boxer und ihre Freunde scientifisch den ganzen Kampf. Wer sich der Niederlage unterwirft, erhält eine zum voraus bestimmte Summe Geldes. Vor einigen Jahren wollte ein Boxer, der auf seinen Ruhm hielt, sich der getroffenen Uebereinkunft nicht unterwerfen, und drohte den Andern das Geheimniß auszuplaudern. Man war übereingekommen, daß beide Boxer sich keinen Schlag auf den Kopf geben sollten: der arme Boxer ward aber todt niedergestreckt von seinem Gegner, der ihn mit dem Fechthandschuh mitten auf die Stirne traf.

(Schluß folgt.)

Der Kaschmir-Shawl.

Aus den Memoiren der Herzogin von Abrantes.

Der Prinz von Baden war zu seiner Vermählung mit Stephanie, der Nichte der Kaiserin Josephine, in Paris angekommen. Da er bereits gestorben ist, so kann ich wohl sagen, daß er nichts weniger als einnehmend, sondern in jeder Hinsicht das Widerspiel von Schön zu nennen war. Als ich ihn das erstemal sah, so konnte ich nicht umhin, meine Augen von ihm ab und unmittelbar auf das anmuthige Wesen zu wenden, das ihm verbunden werden sollte, und das neben ihm nur um so reizender erschien. Durch ihr Lächeln verschönerte sie zwar die ihr zu Ehren gegebenen Feste, allein dieses Lächeln war von einem leisen Kummer getrübt, der sich leicht erklären ließ.

Unter den glänzenden Feierlichkeiten, die bei Gelegenheit dieser ersten Vermählungsfeier in der kaiserlichen Familie auf einander folgten, zeichnete sich besonders eine als Wiedereinführung einer längst abgekommenen Unterhaltung aus. Es war Dieß eine Quadrille, *) die erste wieder, die man seit den Tagen der alten Monarchie in Paris gesehen hatte. Prinzessin Karoline, die eben zur Großherzogin von Berg und Cleve erhoben worden war, gab die Idee zu dieser wahrhaft königlichen Unterhaltung. Schon lange vorher hatte man die Wahl der Kleidung berathen, und am Ende, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn man zwanzigerlei Meinungen anhört, gerade die unvortheilhafteste und unkleidsamste gewählt.

Die Quadrille bestand aus vier verschiedenen Farben: Weiß, Grün, Roth und Blau. Die weißen Damen trugen Diamanten, die rothen Rubinen, die grünen Smaragde und die blauen Türkisse und Saphire. Die Kleidung war nach spanischem Schnitt und bestand aus Roben von weißem Krepp, mit Atlas von der Farbe der Quadrille aufgeschlagen, und der Aufschlag mit einer Bordure von Silber-Lama eingefaßt. Den Kopf zierte ein Baret von schwarzem Sammet mit zwei weißen Federn. Wir Damen sahen noch erträglich aus, obschon unsre Anzüge nichts weniger als geschmackvoll und kleidsam waren; aber die Herren machten die komischsten Figuren, die man sich nur denken kann. Ihre Röcke, den Schnitt will ich nicht beschreiben, waren von weißem Sammet; jeder trug eine Schärpe von der Farbe seiner Quadrille, und ihre Barets glichen denen der Damen. Ich kann nicht sagen, was mir an dieser Kleidung als so höchst lächerlich auffiel; allein ich brauchte lange, bis ich einem der Herren, die in unsrer Quadrille figurirten, mit dem schicklichen Ernst ins Gesicht sehen konnte. Was die Art, wie getanzt wurde, betrifft, so liefert sie noch Stoff genug zu belustigenden Erinnerungen, indeß muß man gestehen, daß unser erster Versuch von prachtvollen und großartigen Unterhaltungen, bei diesen und andern Anlässen, den Glanz der Höfe Franz I und Ludwigs XIV bei weitem überstrahlte.

Bei einer der Proben von diesen Quadrillen, unter Leitung Despréaux's, meines alten Tanzmeisters, die in der Galerie der Diana in den Tuilerien gehalten wurde, trug sich folgender seltsame Vorfall zu. Unter den Ehrendamen der Prinzessin Karoline befand sich eine piemontesische Dame, die Gemahlin des Grafen St. Martin, eine höchst liebenswürdige Frau und eine jener aufrichtigen herzlichen Seelen, die uns freundschaftliche Gefühle abnöthigen, weil sie uns die ihrigen ohne Rückhalt widmen. Besonders zeichnete sie sich durch den freimüthigen Ausdruck ihrer Gedanken aus, wovon sie bei dem Vorfalle, den ich eben erzählen will, einen Beweis gab. Die Prinzessin Karoline hatte ihr einen sehr schönen weißen Kaschmir-Shawl geschenkt, der dadurch noch einen besondern Werth erhielt, daß Gruppirungen von Papagaien die Palmblätter ersetzten, welche gewöhnlich die Bordure bilden. Freilich waren diese Papagaien so gemacht, wie man nun so etwas in Kaschmir machen kann, allein wenn auch die Zeichnung etwas unbehülflich erschien, so blieb die Bordure doch immerhin außerordentlich schön, und die Gräfin St. Martin hielt ihren Shawl sehr hoch. Wir gingen des Morgens zu unsern Proben in der Dianengalerie, und zwar, da eben herrliches Frühlingswetter war, stets sehr elegant gekleidet. Die Gräfin St. Martin trug gewöhnlich ihren schönen Kaschmir-Shawl, und wenn sie zum Tanz aufstand, so legte sie ihn, wie auch die andern Damen zu thun pflegten, auf einen Sessel. Eines Morgens, als sie und ich eben zusammen aus der Probe gehen wollten, wollte sie ihren Shawl dort holen, wo sie ihn hingelegt hatte, fand ihn aber zu ihrem großen Erstaunen nicht mehr.

*) Die Verfasserin meint hier die Quadrillen aus der Ritterzeit, die von einer Anzahl gleichgekleideter Ritter, wie bei Karrousels und Turnieren, aufgeführt wurden.

Fragen und Suchen, alles war vergebens, er war nirgends zu finden; die Gräfin betrübte sich sehr, denn ihr schöner Shawl, das Geschenk einer Prinzessin, war allem Anschein nach verloren; sie weinte, klagte, und war kaum zu bewegen in den Wagen zu steigen, ehe sie ihr Eigenthum wieder erhalten hätte. Endlich war sie indeß doch genöthigt zu gehen, doch geschah Dieß nicht eher, als bis sie jedem der Bedienten des Palastes, der ihr den Shawl wieder bringen würde, eine reiche Belohnung versprochen hatte. Die Proben gingen zu Ende, und noch immer war der Shawl nicht zum Vorschein gekommen; in der That war auch wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, ihn je wieder zu erhalten, denn während der Proben hatte man vielen Fremden den Zutritt auf der Galerie gestattet, und es war unmöglich Alle, die an dem Morgen, wo der Shawl abhanden gekommen war, der Probe beigewohnt hatten, auszumitteln. Es unterlag keinem Zweifel, die Gräfin St. Martin war bestohlen worden, und sie selbst nahm auch keinen Anstand Dieß laut zu sagen. Eines Abends, als wir uns bei dem Marineminister auf einem Balle befanden, kam sie mit einer Mischung von Freude und Ueberraschung auf mich zu und sagte: „Beste Junot, Sie wissen, wie sehr mich der Verlust meines Shawls betrübte." Dem war nun allerdings so, denn so oft ich mit ihr zusammenkam, war der Shawl der erste und letzte Gegenstand ihres Gesprächs. „Nun denn, fuhr sie fort, ich muß Ihnen sagen, daß ich ihn wiedergefunden habe." — „Ich wünsche von Herzen Glück, sagte ich, aber wo war er denn?" — „Er befindet sich in diesem Augenblick auf den Schultern der Dame, die ihn wahrscheinlich aus der Dianengalerie mitgehen ließ; da Sie aber meinen Shawl kennen und ihn so oft bewundert und genau betrachtet haben, so bitte ich Sie mit mir zu gehen und seine Identität zu bezeugen." — „Sachte, sachte, sagte ich, nehmen Sie sich in Acht, daß wir keinen Mißgriff begehen!" — „Wie; rief die Gräfin entrüstet aus, Sie werden doch nicht behaupten, daß irgend Jemand einen Shawl mit Papagaien haben könne, wie der meinige war?" — Ich erinnerte mich nun sogleich der seltsam gestalteten Papagaien und mußte der Gräfin Recht geben. — „Doch, erwiderte ich, Sie werden doch die Dame nicht hier vor der ganzen Gesellschaft anfordern?" — „Und warum nicht?" — „Da wären Sie sehr Unrecht thun; lassen Sie mich die Sache ausmachen."

Sie wollte Anfangs nicht einwilligen, ich bat, und endlich ließ sie sich bewegen, einige Schritte entfernt zu bleiben, während ich auf die junge Dame zuging, die sich eben in der Nähe der nach dem Vorzimmer führenden Thür befand und im Begriff war nach Hause zu gehen. Ich flüsterte ihr zu, wie ich glaube, daß sie sich vergriffen und den Shawl der Gräfin St. Martin statt ihres eigenen umgenommen habe. So sehr ich mich auch bemüht hatte, meine Bemerkung so zart als nur immer möglich einzukleiden, so hatte ich meine Absicht doch verfehlt, denn die junge Dame kehrte sich mit einem Blick voll Trotz zu mir und sagte: „Ich sollte denn doch meinen, daß Madame St. Martin alle Welt lange genug mit ihrem Shawl gequält hat, um zu wissen, daß der, den ich trage, nicht der ihrige ist." — Ihre Mutter, die nur wenige Schritte von uns mit einer andern Dame im Gespräch begriffen war, wendete sich, durch die lautgewordene Stimme ihrer Tochter aufmerksam gemacht, um, und die Gräfin, als sie sich beschuldigen hörte, „alle Welt mit ihrem Shawl gequält zu haben," trat vor, um ihre Sache selbst zu führen, worüber ich gar nicht böse war. — „Dieser Shawl ist mein," sagte sie mit bestimmtem Ton, indem sie die Hand darauf legte, die von ihrer Gegnerin ungestüm zurückgestoßen wurde, und ich fing nun an etwas Aergeres als einen Wortwechsel zu befürchten.

„Nichts leichter als diesem Streit ein Ende zu machen, sagte ich zur Gräfin St. Martin; möge die Dame nur so gefällig seyn und sagen, wo sie den Shawl gekauft hat; dann können Sie ihn nicht länger ansprechen, und der Irrthum ist auf Ihrer Seite." — Ich muthmaßte, die junge Dame werde nicht im Stande seyn, diese Frage zu beantworten, und wirklich erwies sich mein Verdacht als gegründet. Sie zeigte sich indeß sehr entrüstet über die Frage, und die Unverschämtheit, mit der sie sich benahm, setzte mich in nicht geringes Erstaunen.

„Ich fühle mich nicht berufen, Madame, sagte sie mit hohem zuversichtlichem Ton, Ihnen zu sagen, wo ich meinen Shawl kaufte. In der That der ganze Vorfall ist höchst lächerlich, und ich begreife nicht, wie Sie, Madame Junot, sich darein mischen mögen."

Es war mir in der That sehr leid, Dieß gethan zu haben; allein es that mir um ihrer selbst willen leid. War sie ihrer Unschuld sich bewußt, so mußte ein solcher Auftritt sie in Verwirrung setzen, aber nicht erzürnen. Ich warf einen bittenden Blick auf die Gräfin; wäre ich an ihrer Stelle gewesen, ich würde lieber fünfzig solcher Shawls verloren, als die Sache noch weiter getrieben haben. Diese wendete sich aber nochmals zu der jungen Dame und sagte: „Sie bestehen also darauf, daß Dieß Ihr Shawl sey?" Ihre Gegnerin antwortete nur mit einem verächtlichen Lächeln und zog den Shawl noch fester um sich. Mehrere Personen von der Gesellschaft hatten sich indeß um uns versammelt, und schienen neugierig, was die Sache für ein Ende nehmen werde. Die Gräfin sagte endlich sehr laut: „Wohlan, Madame, weil Sie denn darauf bestehen, daß dieser Shawl der ihrige sey, so werden Sie wohl die Güte haben zu erklären, wie es kommt, daß mein Name Christine mit rother Seide auf die schmale Bordure gestickt ist. Will Madame Junot die Güte haben nachzusehen, so wird sie den Namen finden."

Die junge Dame wurde bleich wie der Tod, und in meinem Leben werde ich den erloschenen Blick nicht vergessen, den sie auf mich warf, als sie mit zitternder Hand den Shawl herabnahm und der rechtmäßigen Eigenthümerin zurückgab. Madame St. Martin händigte ihn mir ein, und ich schickte mich an den Namen zu besichtigen, nicht ohne die Furcht, er könnte vielleicht ausgetrennt seyn. Allein die Verwirrung der Schuldigen sprach laut für das Gegentheil, und wirklich war der Name Christine das Erste, was mir in die Augen fiel, als ich den Shawl entfaltete.

„Ha!" rief Madame St. Martin mit triumphirendem Ton aus, hielt aber augenblicklich inne, als sie die Bewegung der unglücklichen jungen Dame bemerkte. Sie wurde tief bewegt, und gab bei dieser Gelegenheit den sprechendsten Beweis ihrer Herzensgüte. — „Es hat nichts zu sagen, rief sie aus, es ist eine jener Irrungen, die uns zuweilen begegnen. Ich werde Ihnen morgen Ihren Shawl schicken." — In diesem Augenblicke trat der Vater der jungen Dame aus einem anstoßenden Zimmer, und war natürlich sehr erstaunt, seine Tochter in solcher Verwirrung zu sehen. — „Wir haben zufällig unsere Shawls vertauscht, sagte die Gräfin zu dem alten Herrn, es war ein gegenseitiges Mißverständniß. Ich werde der jungen Dame morgen den ihrigen schicken." — Wir kehrten hierauf nach dem Ballsaale zurück.

Madame St. Martin benahm sich bei dieser Gelegenheit sehr schön. Ich bat sie, des Vorfalles gegen Niemand zu erwähnen, besonders der Mutter der jungen Dame wegen, die eine achtungswerthe, sehr von mir geschätzte Frau war. Madame St. Martin gelobte mir Schweigen und hielt Wort; und wenn schon einige Fremde etwas von dem Vorfall auf dem Balle hatten munkeln hören, so war doch der wahre Thatbestand Niemand als der Gräfin und mir bekannt.

Vermischte Nachrichten.

Die während des verflossenen Jahres vorgenommenen Verhaftungen beliefen sich auf die furchtbare Summe von 77,543, sonach auf 4719 mehr, als ein Jahr vorher. Bei diesen 77,543 Verhaftungen kommen 6500 auf jeden Monat, 1725 auf jede Woche, 247 auf den Tag und 9 auf jede Stunde. So wurde also, fügt der National hinzu, in einer Stadt, die höchstens 800,000 Einwohner zählt, nicht mehr als der zehnte Theil ihrer ganzen Bevölkerung verhaftet; was handgreiflicher als irgend Etwas den erfreulichen Zustand bezeichnet, unter dem wir leben und für den wir ein Budget von 1000 Millionen zahlen.

*

Horace Vernet hat von der französischen Regierung den Auftrag erhalten, einige Scenen aus den Kämpfen des französischen Heeres mit den Arabersstämmen des Atlas und der Ebenen in Gemälden darzustellen; zu diesem Zweck ist die Brigg „der Komet" zu seiner Verfügung bereit, um ihn von Civita Vecchia nach Algier und von dort wieder nach Italien zu bringen, wo er die ihm aufgetragenen Werke, namentlich auch ein Bild der letzten Belagerung von Antwerpen, vollenden wird.

*

Man hat berechnet, daß in London 40,000 Individuen an der Influenza erkrankt waren, der jedoch nur wenige Menschen unterlagen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.
(Beilage: Lithographische Zeichnungen zur Gebärdensprache der Neapolitaner.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 142. 22 Mai 1833.

Die Gesandtschaft des persischen Prinzen Khosrew Mirza nach Petersburg. *)

1. Die Ermordung der russischen Gesandtschaft in Teheran.

Durch den Frieden von Selwa waren dem russischen Reiche, seit dem Jahre 1814, außer einer Menge Begünstigungen seines Handels, auch alle Länder südlich vom Kaukasus, zwischen den zwei Meeren, welche die Küsten von diesem Theile Asiens bespülen, zugesichert worden. Der Friedensvertrag von Turkmantschaai vom 10 Februar 1828 vereinigte mit dem Gebiete des Czars auch noch die Khanate von Eriwan und jenseits des Araxes die zwei Berge Ararat, die wegen ihrer reichen Salinen berühmt sind. Die besiegten und tief gedemüthigten Perser hatten sich aber auch noch andere Opfer gefallen lassen müssen; unter Anderm war dem Schah ein ungeheurer Tribut auferlegt worden. Das russische Reich schien von dieser Seite her auf lange Zeit hinaus gegen jede Beunruhigung sicher gestellt, und Persien erfüllte getreulich die übernommenen lästigen Verbindlichkeiten. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die erste Bezahlung der Kriegskosten von persischer Seite in englischen Bankscheinen vor sich ging, wobei die ostindische Kompagnie, mit der die Perser ununterbrochen in Handelsverbindungen stehen, wahrscheinlich dem Schah ihre Dienste angeboten hatte, dem auf diesem Wege, wie behauptet wird, einige Vortheile zu Statten kamen. Wenn Dieß der Fall war, so erklärt sich nicht, warum die folgenden Zahlungen nicht auf gleiche Weise geschahen; vielleicht aber fürchtete England, man möchte seiner Gefälligkeit eine üble Deutung geben.

Inzwischen hatte der Feldzug von 1828 gegen die Türken den Erwartungen Rußland's und der zum Voraus über den Ausgang dieses Kampfes gehegten Meinung Europa's keineswegs entsprochen, und die Wendung, welche die Unterhandlungen nahmen, ließen bereits voraussehen, daß der Krieg mit neuem Eifer wieder beginnen würde. Zu Anfang dieses ersten Feldzuges war das Gerücht in Umlauf gekommen, die Perser wollten, um sich für die erst kurz zuvor erlittenen Verluste schadlos zu halten, das Gedräng, worin sich die ottomannische Pforte damals befand, benützen und erwarteten nur einen günstigen Augenblick, sich auf Bagdad zu stürzen, an dessen Gräber sich so heilige Erinnerungen für sie knüpfen. Allein Persien blieb ein ruhiger Zuschauer des Kampfes und die Anhänger Ali's machten mit den Christen nicht gemeinschaftliche Sache.

So war die Lage der Dinge, als man am 14 (26) März 1829 zu St. Petersburg die Nachricht erhielt, daß der russische Gesandte zu Teheran, Herr Griboiedoff, mit fünfzig Menschen von seinem Gefolge in seinem Palaste daselbst ermordet worden sey. Im ersten Augenblicke, wo diese traurige Nachricht eintraf, konnte man ungeachtet aller beruhigenden Zusicherungen, die sie begleiteten, sich doch nicht der Besorgnisse über die Gesinnung Persiens erwehren; aber nähere Berichte gaben von allen Seiten die Gewißheit, daß Politik bei diesem furchtbaren Ereigniß nicht die Hand im Spiel gehabt hatte. Die Ursache, die das tragische Ende des russischen Gesandten herbeiführte, war nach den zuverlässigsten Erkundigungen, die wir darüber einziehen konnten, folgende:

Herr Griboiedoff hatte aus schwer zu entschuldigender Nachsicht Personen seines Gefolges die strafbarsten Ausschweifungen hingehen lassen. Der größte Theil derselben hatte durch häufige Trunkenheit, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten gegen muselmännische Frauen schon lange die Bevölkerung von Teheran gegen sich aufgebracht, indem sie dadurch aller asiatischen Sitte geradezu vor den Kopf stießen. Ein unglücklicher Umstand mußte noch hinzu kommen, um die Gemüther auf das Aeußerste zu erbittern. Die russische Gesandtschaft hatte sich veranlaßt gesehen, von der persischen Regierung die Auslieferung mehrerer Frauen zu verlangen, die zu den neu eroberten Ländern Persiens gehörten, aus denen Rußland die Provinz Armenien gebildet hatte. Diese Frauen waren auch dem Gesandten des russischen Kaisers übergeben worden und wurden im Hotel desselben unter Aufsicht gehalten, um später in ihre Heimath gesendet zu werden. Weit entfernt denselben anständig zu begegnen und das Loos der Gefangenschaft durch eine freundliche Behandlung zu lindern, mißbrauchten vielmehr die Russen das Hausrecht auf eine unverzeihliche Weise. Das Volk war ohnehin schon darüber aufgebracht, daß man Töchter Mohammeds den Händen der Christen überliefern konnte, und die Entrüstung stieg, als man aus dem Innern des russischen Palastes Geschrei nach Hülfe vernahm und

*) Von einem Diplomaten in der „Revue de Paris" mitgetheilt.

daraus auf die Gefahr der mohammedanischen Frauen schloß. Es fanden Zusammenrottungen statt, und man erblickte auf der hohen Terrasse des Hauses der Gesandtschaft Frauen, die um Rettung zu flehen schienen. Nun kannte die Wuth des Volkes keine Schranken mehr; man brach die Thüren ein, befreite die Gefangenen, und ermordete nach einem verzweifelten Widerstand Herrn Griboiedoff und alle seine Leute, mit Ausnahme des Herrn Maltzoff, der allein dem Gemetzel entging. Sein gutes Gestirn wollte es nämlich, daß er sich in diesem Augenblicke gerade nicht im Gesandtschaftspalaste befand, und ein Perser hielt ihn drei Tage lang verborgen. Zum Glück war auch die Gemahlin des Ministers kurz zuvor nach Tauris abgereist, deßgleichen der englische Gesandte, Herr Macdonald, der von der ostindischen Kompagnie nach Teheran geschickt worden war. Diese junge Frau, die Tochter eines georgischen Fürsten, soll sehr interessant seyn, und man freute sich allgemein, daß sie dem schrecklichen Schicksal, das auch ihr bevorstand, wenn sie noch in Teheran verweilte, entronnen war. Herr Griboiedoff, noch in der vollen Kraft des Lebens, war als ein Mann von sehr aufgeklärtem Geiste und ausgezeichnet kaustischem Witz bekannt. Er war Dichter und ein Lustspiel von ihm, worinn die Sitten und vorzüglich die Lächerlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens in Moskau vortrefflich geschildert wurden, fand nach seinem Tode bei wiederholten Vorstellungen großen Beifall, wobei jedoch die russische Censur nicht versäumte, mit ihrer unerbittlichen Scheere die ihr anstößigen Stellen wegzuschneiden, bevor sie seine Aufführung auf dem Nationaltheater von Petersburg gestattete.

Sobald der Schah von dem Angriff des Volkes auf die russische Gesandtschaft in Kenntniß gesetzt wurde, bot er Alles auf, die öffentliche Entrüstung zu besänftigen; allein die Aufregung war so bedrohlicher Natur, daß er nicht wagte, mit Gewalt einzuschreiten, die bei der allgemeinen Wuth ohnehin nicht durchgedrungen und nur ihn selbst in die größte Gefahr gebracht haben würde. Es gibt Augenblicke, wo das Volk selbst in Asien souverän wird. Der persische Monarch beeilte sich übrigens, einen Kourier nach Tiflis zu schicken, um selbst zuerst diese traurige Nachricht dem General Paskewitsch anzuzeigen und seine Regierung von dem Verdachte zu reinigen, der sie natürlicher Weise treffen mußte. Er versprach alle Genugthuung, die man verlangen würde, und ließ zugleich melden, daß er eine eigene Gesandtschaft abordnen würde, um über die schreckliche Katastrophe jede mögliche Erklärung zu geben. Der Graf von Eriwan erstattete über alle Vorfälle sogleich Bericht an seinen Hof und auf diesem Wege gelangte die erste Nachricht von dem Tode Griboiedoffs nach Petersburg, wo man sich Anfangs nur auf die Aussage der Perser selbst beziehen konnte, bis man später die Mittheilungen des Herrn Maltzoff erhielt.

Der russische Kaiser war höchlich aufgebracht über die ihm in der Person seines Gesandten widerfahrene blutige Beleidigung und verlangte, daß die persische Gesandtschaft bis nach Petersburg kommen, und die Urheber einer so barbarischen Verletzung des Völkerrechtes mit dem Tode bestraft werden sollten. Der Schah ließ später wenn nicht den strafbarsten, doch wenigstens einigen der namenlosesten Bewohner von Teheran die Köpfe abschlagen; er mußte den Czar und sein Volk zu gleicher Zeit zufrieden stellen und wie immer zogen sich die Großen auf Kosten der Kleinen aus der Schlinge. Um aber seinen Schmerz über das Geschehene noch augenfälliger an den Tag zu legen, wählte er einen Prinzen seines Hauses, um dem General Paskewitsch den Ausdruck seines tiefen Bedauerns zu überbringen. Es war einer von seinen Enkeln, der Prinz Khosrew Mirza, der zu diesem Zweck nach Tiflis abgesendet wurde und dem man noch einige Männer von Bedeutung zum Gefolge gab, unter ihnen einige, die sich bis in die Hauptstadt des russischen Reiches begeben sollten, um die Vergebung des Kaisers zu erflehen.

Journalwesen und Unwesen in England.

(Schluß.)

Daß die Journale dem Boxen, dem unsinnigen Wetten u. dgl. durch Verbreitung aller Nachrichten darüber Vorschub leisten, ist schlecht, aber das Publikum, das solche Journale immer noch kauft, ist selbst schuld. Ueberhaupt ist die Presse, wie die Bühne, nur das Echo der öffentlichen Stimme, und hier muß man sagen, daß die Sonntagsblätter für die Mittelklassen moralisch und intellektuell betrachtet weit besser sind, als die für die höheren Klassen. Ein Beweis davon ist, daß das „Weekly Dispatch" 33,350 Abonnenten zählt, eine Cirkulation, die Alles übertrifft, was man in England und in Europa weiß. Die Times selbst haben nur 13,500. Das Hofjournal hat von allen Wochenblättern am wenigsten Abonnenten, was dem gesunden Verstande des Publikums allerdings zur Ehre gereicht. In einer großen Hauptstadt gibt es viele reiche Kaufleute, die sich zurückgezogen haben, Parvenus, Gemeinderaths-Damen, Ex-Scheriffs-Töchter und weibliche Verwandte von Ex-Lordmayors; diese Leute haben stets die Krankheit, nach allen Nachrichten aus der vornehmen Welt zu haschen, und stehen deßhalb jedem Betruge offen; je größer die Abgeschmacktheit ist, desto leichter lassen sie sich solche aufbinden. Ein Journal, das die Gewandtheit hat, sich an diese Klassen zu wenden, das einen modischen Titel annimmt, und sein Debit durch Zugabe von Zeichnungen unterstützt, kann auf einige Zeit und bis zu einer gewissen Ausdehnung mit Sicherheit auf Erfolg rechnen. Es geht gut, bis irgend eine reiche Bürgerdame durch ihre karikirte Nachahmung der Vornehmen sich zur Zielscheibe alles Spottes macht, und sie endlich findet, daß die Quelle, aus der sie ihre Modenachrichten schöpfte, lauter Lügen enthält. Dann zieht sie sich zornig und beschämt zurück, man lacht einige Tage über sie, und das modische Journal wird von ihr und ihrer ganzen Coterie verworfen.

Die Zahl der Stempel ist kein untrügliches Kennzeichen für die Größe der Abonnentenzahl eines Journals. Einige Eigenthümer bedienen sich des Kunstgriffes, weit mehr Stempel zu nehmen als sie brauchen, und sie mit einem kleinen Verluste an Provinzialjournale zu verkaufen, um sich das Ansehen zu geben, als hätte ihr Journal einen bedeutenden Leserkreis und sich dadurch Ankündigungen und Inseraten zu verschaffen. Vor nicht langer Zeit haben die Times die Möglichkeit eines solchen Kniffs geläugnet,

aber mit Gründen, welche seine Möglichkeit und Wirklichkeit klar bewiesen.

Das Schicksal des Morning Chronicle, einst des ersten Journals von Europa, zeigte, daß selbst unter dem gewandtesten Herausgeber ein Blatt nicht immer guten Fortgang hat, wenn es zum Theil von unwissenden, gemeindenkenden Menschen geleitet ist. Die Ausgaben für Nachrichten vom Ausland und für Estafetten sind so groß, daß die Hauptblätter gemeinschaftlich gleiche Summen zusammenschießen und alle Nachrichten, welche anlangen, gleichmäßig empfangen. Ermüdet durch das lange Ausbleiben wichtiger Nachrichten aus Frankreich zog sich das Morning Chronicle endlich von der Subscription zurück. Unglücklicher Weise geschah Dieß gerade vor dem Ausbruch der Julius-Revolution, und das Morning Chronicle erhielt diese Nachricht nicht, die wichtigste aus dem Auslande seit dem Frieden von 1814. Die Zeit zwischen zwei Parlamentssessionen ist immer die Unglückszeit für die Journale, und das Morning Chronicle, das außer seinen Berichten (reports) und raisonnirenden Artikeln nichts Anziehendes hat, fühlt die Leerheit der Zeit mehr als irgend ein anderes Blatt. Wenn der Glücksstern der Journale nicht einen Thurtell, Burke oder Bishop *) sendet, wenn die Assisen nicht einige Mord-, Raub- oder Verführungsprozesse liefern, wenn keine Metzelei, wie in Manchester, kein Brand, wie in Bristol vorfällt, dann sind die Journale äußerst dürr und ungenießbar. Die günstigen Götter haben im vorigen Jahre während der dürren Zeit einigemal wundervoll ausgeholfen, aber das Chronicle hat unglücklicher Weise die besten Gelegenheiten nicht benützt. Die Menge dürstete nach Neuigkeiten, wie ein dürres Land nach Regen, und Alles war auf das Schicksal Oporto's gespannt. Der Angriff geschah, er ward abgeschlagen, die Berichte erschienen in den Times und im Herald, aber im Chronicle erst am folgenden Tage. Ein zweites Beispiel: Kaufleute, Manufakturisten, Rheder, Politiker, kurz alle Welt erwartete mit der heftigsten Spannung die Rede des Königs von Holland an die Kammern. Sie kam an, und erschien in allen Tagsblättern, nur nicht im Chronicle. Kurz vor Perrys (des alten Eigenthümers und Redakteurs) Tode zeigte ein Bericht über die Stempelabgaben, daß das Chronicle weit minder Abonnenten hatte, als sich irgend Jemand hatte träumen lassen. Nicht allein war der Whiggismus damals im Sinken, sondern Reichthum und Alter hatten Herrn Perry nachlässig, indolent und furchtsam gemacht. Bei seinem Tode mußte das Blatt ohne weiteres verkauft werden, und wurde um die verhältnißmäßig unbedeutende Summe von 40,000 Pf. St. losgeschlagen.

Die Tyrannei, welche gegen die bei der Presse Angestellten ausgeübt wird, ist unglaublich. Eine vor wenigen Jahren erfolgte Scene der Art wird zeigen, daß der englische Land- und Seedienst selten oder beinahe nie eine solche Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten verlangt. Der Eigenthümer eines Journals schrieb an einen Berichterstatter, der ein verheiratheter Mann war: „Werther Sir, ich wünschte Sie diesen Abend um 6 Uhr auf dem Bureau zu sehen.“ Der Berichterstatter langt an, und wird folgendermaßen angeredet „Das Kriegsgericht über den Admiral Codrington wird zu Portsmouth statt finden. Wahrscheinlich dauert es vierzehn Tage oder drei Wochen. Ich habe für Sie einen Platz in der Postchaise genommen, die um 7 Uhr abgeht; Sie werden sich geradenwegs nach Portsmouth begeben, und über den Verlauf Bericht erstatten.“ — „Ich wünschte, Sie hätten Dieß in Ihrem Schreiben erwähnt, ich hätte dann von meinen Kindern Abschied genommen, einige kleine Familiensachen in Ordnung gebracht, und wenigstens Weißzeug mit mir genommen.“ — „O, Sie können Ihre Schlüssel durch den Portier nach Hause senden, und Ihre Familie wird Ihnen Kleider nachschicken.“ — „Aber, Sir, eine solche Eile ist gar nicht nöthig, und alle meine Papiere sind noch in Unordnung.“ — „Sprechen Sie mir von nichts, wenn Sie meinen Dienst nicht wollen, können Sie austreten.“ Diese stupide Paschaherrschaft setzt einen Mann in die Alternative, einen großen Verlust an seinem Einkommen zu erleiden, oder alle seine Neigungen und Bequemlichkeiten ganz ohne Noth und Nutzen aufzuopfern. Von allen Redakteuren Londons hat Hr. Black am meisten Philosophie und Tiefe. Der Herausgeber des Globe ist glätter, minder weitschweifig, aber darum nicht philosophischer. Der Redakteur der Times ist voll Vorurtheile, ohne alle Philosophie und Wissenschaft, aber bewandert in der Literatur und ein gewandter Wortfechter. Hrn. Blacks raisonnirende Artikel im Chronicle sind wahre Studien, und wenn Jemand das Chronicle allein lese, so würde er immer Stoff zum Denken genug finden. Hr. Black liest unglaublich viel, und dabei sind seine Studien aufs verständigste geordnet, so daß er sein Wissen zu jedem beliebigen Gebrauche beisammen hat; besonders groß ist seine Kunst, sein Wissen so zu combiniren, daß er schnell die allgemeinen Grundsätze aufstellt, auf denen die Gegenstände beruhen, und nach denen sie beurtheilt werden müssen. Nichts desto weniger ist das Chronicle aus früher schon erwähnten Gründen das schlechteste Blatt, das London seit vielen Jahren besaß. Ganz anderer Art sind die weitberühmten Redakteure der Times. Liest man einen raisonnirenden Artikel in diesem Blatt, so wird man darum um nichts klüger. Sie bieten wenig Stoff zum Denken, und weisen selten auf den rechten Weg. Die Redakteure wissen prächtige Phrasen zu machen, Meinungen auszusprechen, Leidenschaften zu erwecken, und sich an den Vorurtheilen der Welt festzuhalten; darin wurden sie nie übertroffen. Von Philosophie aber wissen sie nichts, und verrathen häufig die kläglichste Unkenntniß der allgemeinen Grundsätze und selbst der Elemente politischer Wissenschaft.

*) Bekanntlich drei große Verbrecher.

Neue Reise nach Japan. *)

Mitgetheilt von Herrn Klaproth in der „Europe littéraire.“

Die Sitten und Staatseinrichtungen Japans verdienten mehr gekannt zu seyn, als sie es sind; leider fehlten uns aber die Mittel zur nähern Forschung, und nur die Beamten der holländischen Handelsniederlassung zu Nangasaki sind in der Lage, uns genaue Aufschlüsse über jenes geheimnißvolle Land zu geben. Mit wahrem Vergnügen kann man daher der nahen Erscheinung der beiden Reisewerke des Herrn von Overmeer Fischer und des Herrn v. Siebold **) entgegensehen. Herr Fischer hat sich neun Jahre in Japan aufgehalten (1820 bis 1829), und namentlich im Jahre 1822 Jedo, die zweite Hauptstadt des Reiches, besucht. Seinem

*) Auszug aus dem handschriftlichen Tagebuche des Holländers van Overmeer Fischer.

**) Ueber W. Sieboldts Nippon-Archiv s. bereits Ausland S. 997 vorig. Jahrg.

Bucht werden mehrere Zeichnungen, namentlich auch Portraits, beigegeben werden; er wird sich darin über das Land, als solches, über den Zustand der Wissenschaften, über die Malerei, Alterthümer, Kriegsverfassung, die verschiedenen Glaubensmeinungen und Glaubenseinrichtungen, die Künste und Handwerke, die Lebensweise und die üppigen Lebensgenüsse der Einwohner, wie noch über mancherlei andere Dinge verbreiten; nebstdem die Geschichte der Niederlassung der Holländer in Japan und die Schilderung ihrer Faktorei zu Nangasaki, sammt einem Auszug aus dem Tagebuche seiner Reise an den Hof des Skogun oder Kubó geben, der der eigentliche Beherrscher von Japan ist, wenn er schon den Kaisertitel nicht führt.

Herr Fischer entwirft von dem Land und Volk im Allgemeinen das nachstehende Gemälde, indem er sagt:

„Die Mehrzahl der bewohnten Orte ist in diesem gebirgigen Land an den schönsten und zugleich für den Handelsverkehr äußerst bequemen Punkten — an den Küsten des Meeres, der Flüsse oder der Landseen und Buchten gelegen. Selbst die Gebirge sind eben so bevölkert wie die Städte, und selten sieht man in Japan eine nur irgend etwas ausgedehnte Ebene, auf der man nicht mehrere Städte, Dörfer und Weiler wahrnähme. Während in Europa die in die Luft ragenden Kirchthürme die Nähe einer Stadt verkündigen, zeigt sie Einem hier das Volksgedränge auf der Landstraße an, dessen Gewimmel den Reisenden glauben lassen sollte, die ganze Einwohnerschaft ziehe tagtäglich in Masse aus der Stadt, um sich im Genusse ihrer schönen Umgebungen zu freuen. Bis zu den steilsten Bergen hinauf sind die Wege mit bewundernswerther Sorgfalt unterhalten, und gewöhnlich so breit, daß das Gefolge mehrerer Fürsten oder Vasallen des Reiches auf der Reise ohne Schwierigkeit zu gleicher Zeit darauf hinziehen kann. Die Mehrzahl dieser Straßen ist mit sehr schönen Alleen von Tannen, Cedern, Kastanien- und Kirsch-Bäumen besetzt. Auf dem flachen Land erblickt man auf den Flüssen und Seen eine Unzahl von Fahrzeugen, die den volkreichen Städten zuschwimmen und gar viel zur Belebung der Landschaft beitragen. Was sich gewöhnlich am meisten vor den übrigen Gebäuden hervorhebt — sind die Tempel. Fast immer auf Hügeln und im Schatten erfrischender Baumgruppen gelegen, geben diese stattlichen Bauwerke einen vortheilhaften Begriff von dem Reichthum und der Bedeutsamkeit der Städte, zu denen sie gehören; denn die Japaner führen sie mit viel Kunst und reichem Zierrathenschmuck auf.

„Die Städte, wo Fürsten hofhalten, sind mit Gräben, Mauern und Wällen umgeben, mit drei bis fünf Stockwerk hohen Thürmen dazwischen. Die starkbefestigten Thore können recht gut einem unerwarteten feindlichen Angriffe widerstehen. Diese Orte sind nur an zwei oder drei Seiten zugänglich. So wie die verschiedenen Theile der Stadt, ist auch dort der Eingang mit einem einfachen Gitter geschlossen und von einem Piket Soldaten bewacht. Kanäle, über die sehr schöne Brücken von Mauersteinen führen, durchschneiden nicht selten die Städte. Die Straßen sind schnurgerade, und man sieht sorgfältig darauf, daß die Vorderseiten der Häuser nirgends vor einander hervortreten; die Häuser dürfen übrigens nur einstöckig gebaut werden, wogegen die Schlösser und Westen mehrere Stockwerke haben. Jeder Eigenthümer ist verpflichtet, den Fußweg vor seinem Hause in gutem Stande zu erhalten. Der ganze Boden der Stadt ist mit steinernen Platten oder tüchtig gestampften und dauerhaft zusammengerammten Kieseln gepflastert. Die Außenseite der Häuser ist im Allgemeinen sehr schmucklos, da die Japaner ihre Dienstboten vorn heraus wohnen lassen, während sie selbst in dem hintersten Theile des Hauses, der in den Garten geht und einen recht angenehmen Aufenthalt darbietet, zu wohnen pflegen.

„Ein Fremder kann sich kaum eine richtige Vorstellung von der Menge und Mannichfaltigkeit der Kaufbuden, so wie von der Zierlichkeit und dem Reichthume der Waarenläden machen, die überall der kauflustig zudrängenden Menge offen stehen. Die Handwerker, deren Werkstätten auf die Straße gehen, öffnen diese mit Tagesanbruch; sie verharren mit dem emsigsten Eifer bei ihrer Arbeit, während ihre Weiber die Haushaltung besorgen oder sich einen kleinen Erwerb aus ihrer Handarbeit zu verschaffen suchen. Die Privatwohnhäuser sind gut verwahrt; der untere Theil der Fenster ist gewöhnlich mit hölzernen Läden oder Jalousien geschlossen. Vor dem Hause befindet sich eine Art Thurm, um den eine Mauer oder Bretterwand herläuft, die ihn von der Straße trennt; dieser Vorhof ist gemeiniglich mit Kieselsteinen gepflastert, und dient zur Aufnahme des Gefolges hoher Staatsbeamten, wenn diese das Haus besuchen.

„Keiner Stadt, keinem Flecken in Japan, auch den kleinsten nicht, fehlen jene großen und schönen Gebäude, die man unter dem Namen der Tsiaya oder Theehäuser kennt. Es sind Dieß liederliche Häuser, deren Inneres mit Allem, was der Sinn begehren mag, aufs beste versehen ist, und wo ein Jeder, so lange und so weit seine Börse reicht, sich lustig machen kann. Das größte Vergnügen der Japaner besteht denn auch darin, hier die Abende in Gesellschaft junger Mädchen — Tekatie genannt — zuzubringen. Eine andere Klasse von Frauenzimmern sind die Gheko oder Sämsie-Spielerinnen. *) Es sind Dieß junge, gemeiniglich sehr hübsche und wohlerzogene Mädchen, die man in die Theehäuser kommen läßt, um die Gesellschaft mit Musik und Tanzen zu vergnügen.

(Schluß folgt.)

Pariser Schattenrisse.

5. Der Buchhändler.

Ich ging zum Buchhändler Herrn ***. Ich traf dort Janin, den Verfasser des „Ane mort, Barnave" u. s. w., ein kleiner brauner Mann von italienischen Zügen und stark olivenfarbenem Gesichte, zuthätig, lebhaft, und, wenn er nicht schielte, schön. Er lebt mit Mamsell *** und verdient sich etwa 2000 Napoleons jährlich. Man beschuldigt ihn, er habe keine Grundsätze, und schreibe für alle Zeitungen, für die des Juste milieu, für royalistische und republikanische. Er sprach folglich von nichts als von dem gegenwärtigen Mangel an Grundsätzen in Frankreich; doch bemerkte ich im Verlaufe des Gespräches gar bald, daß er selbst nicht recht wußte, was Grundsätze seyen. Ich machte diese Bemerkung gegen meinen Nachbar; „Sie haben Recht, sagte dieser, dem armen Jungen fehlt es an Gewissen; doch ist Dieß nicht seine Schuld; er kam ohne dasselbe zur Welt, wie etwa ein Anderer ohne Arm oder Fuß."

Was bei der gegenwärtigen Lage Frankreichs am meisten empört, ist nicht etwa der Umstand, daß das Talent einen überwiegenden Einfluß übt, denn dieses ist ja der einzig ächte Einfluß, sondern daß Talent ohne Ehre und Grundsätze diesen Einfluß besitzt! Dieß entkleidet die Herrschaft des Genie's ihrer Vorzüge: ihrer poetischen und ritterlichen Schönheit. Diese Vorzüge sind es, um deren willen wir der Intelligenz den Sieg wünschen, weil wir glauben, sie werde den Bewegungen der Weltereignisse jenen großartigen und erhabenen Aufschwung mittheilen, den man nur im Studirzimmer begreifen lernen kann, und daß sie in die kleinen Dinge und Menschen, die bisher nur von gemeinen Seelen geleitet wurden, Größe und Poesie bringen würde. Wenn aber das Talent, von glücklichem Erfolge getrennt, das Talent eines Crispin oder Scapin ist; wenn List und Intrite an die Stelle der stolzen Anmaßungen und Vorrechte des alten Adels treten; wenn Frankreich und die Welt von Menschen regiert werden sollen, die, wären sie nicht Minister und Gelehrte, Gauner aller Art im Palais Royal, Gauner mit Viel ausgegessenen Würfeln und falschen Karten seyn würden, so sind wir, statt vorwärts, rückwärts geschritten, und werden gezwungen seyn, zu noch etwas weit Schlimmerm zurückzugehen, als von wo wir ausgingen, um zum Bessern zu gelangen.

Zu Herrn *** Zimmer führen nur ein paar Treppen, aber diese paar Treppen sind schmutzig und dunkel. Seine Wohnung ist klein; drei kleine, artig und mit jenem Geschmacke möblirte Zimmer, den man in England weiblich nennen würde, und der beweist, daß hier die Männer mehr in Gesellschaft der Frauen leben als dort. Herr *** klagt indeß, daß seine Wohnung nicht schön genug, und ist im Begriff, eine andere zu miethen. „Zwei bis dreihundert Franken mehr für eine Soiree, sagte er, was liegt mir daran?" Dieß ist der Geist, der die jungen Leute aus der Handels- und Geschäftswelt unserer Zeit belebt. Geschmack und Sitten der Aristokratie haben sich auf dieselbe Weise vertheilt als der Reichthum. Der alte Adel ist nicht vernichtet, er ist nur in Stücke zerhauen worden; die Zeit hat das Hotel Montmorrency in Zimmer abgetheilt, und aus Einem großen Herrn eine Unzahl kleiner gemacht.

*) Samsie ist eine nur mit drei Saiten bezogene Guitarre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 143. 23 Mai 1833.

Die Gesandtschaft des persischen Prinzen Khosrew Mirza nach Petersburg.

2. Khosrew Mirza.

Der Prinz Khosrew Mirza *) ist der siebente Sohn des persischen Thronerben Abbas Mirza, der fünfundzwanzig Söhne und eben so viele Töchter hat, die zwar nicht alle aus rechtmäßiger Ehe erzeugt sind, aber auf die Erbschaft ihres Vaters Alle gleiche Rechte haben. Der ältere Bruder Khosrew's heißt Mohammed und hätte eigentlich zunächst Ansprüche auf den väterlichen Thron; allein obgleich das Recht der Erstgeburt in Persien gesetzlich ist, so wird es doch nicht immer beobachtet. Der König kann sich seinen Nachfolger nach Willkür wählen, und unter den Vornehmen des Landes wird zuweilen einer, den man seiner hohen Stelle unwürdig hielt, zu Gunsten eines jüngern Bruders oder eines nahen Anverwandten von derselben ausgeschlossen. Ein gleiches Verfahren bestand in Europa in den Zeiten der Lehensherrschaft und die Familie Douglas in Schottland, wie die der Lara in Spanien liefern mehrere Beispiele solcher Eingriffe in das Recht der Erstgeburt.

Abbas Mirza, obgleich nicht der älteste von den fünfzehn Söhnen des gegenwärtigen Schah von Persien, wurde von ihm dennoch zum Thronfolger bestimmt, und Rußland machte sich durch den Vertrag von Gulistan und zuletzt auch noch durch den von Turkmantschaai verbindlich, ihn bei den ihm gewordenen Ansprüchen zu sichern. Auf gleiche Weise haben ihn auch England und Frankreich anerkannt. Sein älterer Bruder Mohammed Ali Mirza, der seinen Wohnsitz in der Stadt Kermanschah als Statthalter aufgeschlagen hatte, kam in dem letzten Kriege der Perser mit den Türken ums Leben, hinterließ aber Söhne, die vielleicht in der Folge die Rechte ihres Vaters auf den Thron von Persien geltend machen werden. Sein Tod befreite Abbas Mirza von einem gefährlichen Nebenbuhler, der als Krieger berühmt, aber eben so wegen seiner wilden und grausamen Gemüthsart bekannt war, während jener sich unter seiner ganzen Nation durch aufgeklärten Geist und Herzensgüte auszeichnet. Doch können ihm auch noch die übrigen Brüder des Abbas Mirza viel zu schaffen machen: mehrere von ihnen sind Statthalter von Provinzen und schon einigemal haben einige von ihnen sich gegen ihren Vater empört oder unter einander selbst bekriegt. Selten hat sich daher Persien in allen Theilen einer vollkommenen Ruhe zu erfreuen, und auch diese Kämpfe zwischen den Fürsten und tributbaren Vasallen oder Khans erinnern an die Streitigkeiten der Feudalherrschaft und an die Fehden aus der Ritterzeit. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß Abbas Mirza, nach dem Tode seines Vaters, sich genöthigt sehen wird, den meisten seiner Brüder, die seine natürlichen Feinde sind, die Augen ausstechen zu lassen, um die verschiedenen Statthalterschaften, die sie jetzt in Händen haben, seinen eigenen Söhnen anzuvertrauen. Abbas Mirza ist dem Prinzen, den er damals nach Rußland sendete, und der am Hofe von Persien als sehr geistreich gilt, mit großer Liebe zugethan. Khosrew hatte sich schon vor seiner Reise mit Erlernung der französischen Sprache beschäftigt und es bereits bis zur Aussprache einiger Worte gebracht. Außerdem hat er eine Abhandlung über Beredsamkeit, in persischer Sprache verfaßt, worin er, wie man versichert, sehr geistreiche Gedanken ausgesprochen hat.

Khosrew Mirza reiste, mit einem Gefolge von vierzig bis fünfzig Personen, bis Tiflis zu Pferde. Die Perser wie die Türken haben sich in den Kopf gesetzt, daß schlechte Straßen wesentlich zur Sicherheit eines Staates beitragen, und deßhalb lassen sie auch die Heerstraßen, vorzüglich in der Nähe der Gränzen, so in Verfall gerathen, daß Reisende von beiden Geschlechtern ihren Weg zu Pferde oder auf Maulthieren zurückzulegen genöthigt sind; nur die Frauen des Königs und der Prinzen genießen das Vorrecht, sich in einer Art Palankin, Takht-revan *) genannt, der zwischen zwei Maulthieren hängt, tragen zu lassen. Auf den großen Straßen bestehen übrigens Tschappar-kaneh genannte Poststationen, wo man wie in Anatolien Pferde wechseln kann, die aber nur für die Kouriere der Regierung eingerichtet sind, von der jedoch Fremde leicht die Erlaubniß erhalten, sich ihrer zu bedienen. Die Tschappars oder Eilboten zu Pferde legen vier bis fünf englische Meilen in einer Stunde zurück.

*) Mirza heißt im Persischen soviel als Herr, und dient als Auszeichnung, wenn es vor dem Namen einer Person gesetzt wird, hinter demselben deutet es einen Prinzen von königlichem Geblüte an. Anm. d. Vers.

*) Die Beschreibung eines solchen Takht-revan einer persischen Prinzessin s. im Ausland vor. Jahrg. S. 1397.

Der Prinz hatte geglaubt, daß Tiflis das Ziel seiner Reise seyn würde, weßhalb er auch nur mit einem kleinen Gepäcke anlangte und seine übrigen Sachen, die er nachkommen ließ, ihn erst in Moskau einholten. Der Schah hatte nämlich geglaubt, es würde nicht nothwendig seyn, einen Prinzen von Geblüt bis Petersburg selbst zu senden, und es war ein vornehmer Perser in seinem Gefolge, der sich in der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten an den Hof des russischen Kaisers begeben sollte. Allein der Graf von Eriwan und der Fürst Nikolaus Dolgorucky, der sich mit einer Sendung des Kaisers nach Teheran auf dem Wege befand, mußten den Prinzen zu bestimmen, sich selbst nach Petersburg zu begeben, indem sie ihm zu verstehen gaben, nur durch einen solchen Beweis von Unterwürfigkeit würde Se. kaiserliche Majestät von dem aufrichtigen Bedauern des Schah hinlänglich überzeugt] und nach einer so schrecklichen Verletzung des Völkerrechts versöhnt werden können. Paskewitsch schärfte auch dem Prinzen ein, sich dem Kaiser nur dann erst zu nähern, nachdem er sich vor demselben auf die Knie geworfen; was er Khosrew Mirza auch noch bei dem Abschiede dringend empfahl, da er es für nothwendig hielt, das Gemüth dieses Prinzen mit Ehrerbietung und Furcht vor dem christlichen Monarchen zu erfüllen, an dessen Hof er sich begeben wollte; auch suchte er ihm fortwährend einzuprägen, daß seine Sendung durchaus eine Sühne zum Zweck habe. Paskewitsch schärfte dem Prinzen Dieß nicht umsonst ein, da er die Perser kannte und folglich wissen mußte, daß es kein Volk gibt, das so wie sie auf Ceremonien versessen ist. Da ein Gesandter bei den Persern nur in dem Maße die Würde seiner Nation vertritt, als er sich selbst in Ansehen zu setzen und Achtung zu gebieten weiß, so war es durchaus nöthig, bei dem Gesandten des Schah auf Aeußerungen der Ehrfurcht zu dringen, die bei ihnen als solche anerkannt werden. Und in der That, es mußte ein merkwürdiger Anblick seyn, und einen hohen Begriff von der moskowitischen Macht einflößen, wenn man einen Abkömmling der Afghanen im Palaste der Romanow anlangen sah, um dem Czar demüthig die Füße zu küssen, wenigstens bereitete Paskewitsch durch den tiefen Eindruck, mit dem er das Gemüth des Prinzen zu überraschen wußte, seinem Gebieter die Möglichkeit vor, dem russischen Volke und den Botschaftern Europa's solch ein triumphirendes Schauspiel zu geben. Bei den Russen herrscht immer ein wenig Charlatanerie.

Die Bevölkerung der Erde.

(Fortsetzung.)

Kehren wir nun zur östlichen Küste von Amerika zurück, wo Grönland, dessen bekannte Oberfläche 110,000 Quadratlieues beträgt, seine von Felsen und Eis umstarrten Küsten bietet. Das Innere ist voller Eisgebirge und von tiefen Schluchten durchschnitten, die mit ewigem Schnee gefüllt sind; hier findet man große ganz aus Eis bestehende Hochebenen. Der Winter dauert hier acht Monate; das Meer ist eine weite Strecke von der Küste aus, vom Januar bis zum Mai, mit Eis bedeckt. Die während des Sommers, den Tag über, beständig herrschenden Nebel, und der sehr seltene Regen sind dem Gedeihen der Vegetation höchst nachtheilig. Nur an den Ufern der Flüsse sieht man Grün, sonst allenthalben nichts als Moos. Den mährischen Brüdern, die ihr Eifer das Evangelium zu predigen, in diese unwirthbaren Gegenden führte, gelang es zwar, in Gärten, im südlichen Theil des Landes, Küchengewächse und Erdäpfel zu bauen; vergebens waren aber ihre Versuche mit der Gerste. Die Bevölkerung Grönlands besteht aus den Eskimos, die in allen nördlichen Gegenden der neuen Welt zerstreut leben; sie ist nur gering und beträgt höchstens 20,000 Seelen, die überdieß noch häufig von ansteckenden Krankheiten heimgesucht werden. Derselben grönländischen Familie gehören die Bewohner einer an dem nordöstlichen Ende des Baffinsmeeres, zwischen 76° und 77° 40′ Breite gelegenen und im Jahre 1819 von Kapitän Roß entdeckten Gegend an. Dieser Stamm, der am weitesten nach Norden vorgerückt, den man bis jetzt kennt, baut keine Kanots, eine Eigenheit die ihn von den übrigen Eskimos unterscheidet. Dieses Land, das man Arctic-Highland (Nordpol-Hochland) genannt hat, ist von Grönland durch eine unzugängliche Gebirgskette getrennt. Wallfische und Seekühe geben den Eingebornen den nöthigen Unterhalt; die Haut dieser Thiere und der schwarzen Füchse dient zu ihrer Bekleidung.

Alle zu Nordamerika gehörigen Länder, die der Strenge des Klima's, oder der Unfruchtbarkeit wegen, nicht angebaut werden können, machen ein Drittheil des Gesammtflächeninhalts aus, denn auch in den fruchtbaren Gegenden gibt es Felsen, Sandsteppen und Moräste, die allen Anstrengungen des Menschen trotzen. Da nun der ganze Flächeninhalt von Nordamerika 1,200,000 Quadratlieues beträgt, so kann man 400,000 Quadratlieues Land rechnen, die nur für umherziehende Stämme bewohnbar sind.

Südamerika erstreckt sich im Süden nicht über die gemäßigte Zone hinaus, die jedoch hier kälter als nördlich vom Aequator ist. Das aus mehreren Inseln bestehende Feuerland, das durch die magellanische Meerenge vom Festlande getrennt ist, liegt größtentheils nördlich von der 55sten Parallele, und dennoch gestattet die Temperatur nicht, irgend eine Getreidart anzubauen. Obschon die höchsten Gebirge sich nicht über 500 Klafter über die Meeresfläche erheben, so sind doch die Gipfel der meisten mit ewigem Schnee bedeckt, und ihre Seitenflächen steil und rauh. Die elenden Bewohner dieses traurigen Landes sind mit ihrem Unterhalt nur auf den Fischfang angewiesen; im westlichen Theile desselben gibt es jedoch Holz im Ueberfluß.

Nördlich von der magellanischen Meerenge erstreckt sich das große, Patagonien genannte Land, vom Kap Froward (53° 54′) bis zur Quelle des Cusu-Leuvu oder Rio Negro (35° 58′ s. Br.), der die Gränze der Republik Rio de la Plata bildet. Diese in den westlichen Theilen gebirgige Gegend, bietet in ihren östlichen eine größtentheils nackte Ebene, auf der es viele mit Salz geschwängerte Strecken und Haiden gibt. Das Klima ist rauh; die Lage dieses zwischen zwei Meeren eingeschlossenen Landes setzt es heftigen Windstößen und einem häufigen Temperaturwechsel aus. Die in verschiedenen unabhängigen Stämmen bei

sammen lebenden Bewohner, die sich unter sich selbst Tehueletz nennen, sind jene vielbesprochenen Patagonier, die unter den europäischen Gelehrten, von denen einige ihnen eine Riesengröße beilegten, andere Dieß widersprachen, so viele Streitigkeiten veranlaßt haben. Kapitän King, der sich von 1826 bis 1830 mit einer genauen Untersuchung der südlichen Spitze von Südamerika beschäftigte, *) belehrt uns, daß die Patagonier von sehr starkem Wuchse sind, aber sehr kurze Beine haben, so daß die Größe des Oberleibes mit der des untern Körpers in keinem Verhältniß steht, und man sie daher, wenn sie sitzen, leicht für Riesen halten kann. Das Land westlich von den Gebirgen ist nicht breit, steinig, von tiefen Buchten durchschnitten und bis nordwärts vom Chiloearchipel außerordentlich feucht. Der größte Theil dieses Landes, dessen Flächeninhalt 66,000 Quadratlieues beträgt, ist wenig zum Anbau von Getreide geeignet, und man muß es jenen Länderstrichen zuzählen, wo die Bevölkerung keine großen Fortschritte machen kann.

Die Ebenen von Patagonien sind eine Verlängerung der Pampas, die man die amerikanischen Steppen nennen könnte, und deren ununterbrochene Fläche sich vom Fuß der Andes bis ans Gestade des atlantischen Ozeans erstreckt; sie nehmen ihren Anfang in Norden am südwestlichen Abhang der Gebirge Brasiliens unter dem 20sten Grade der Breite. Der Theil der sich von der östlichen Küste gegen den Rio Paraguay hin ausdehnt, bietet keine so vollkommen ununterbrochene Ebene als der westlich und südwestlich vom Rio de la Plata gelegene; dieser ist es besonders, der seit Jahrhunderten unter dem Namen der Pampas bekannt ist, er umfaßt 145,000 Quadratlieues und ist ganz mit Graswuchs bedeckt, während vom rechten Ufer des Paraguay nach dem Parana und den Quellen des Urugay hin, dichte Waldungen sich ausbreiten. Unter 31° 32′ werden die Pampas von Buenos-Ayres durch ein Vorgebirg der Andes von Chili so sehr verengt, daß sie zwischen dem östlichen Ende der Sierra von Cordova und dem rechten Ufer des Paraguay nicht mehr als 51 Stunden breit sind.

Diese Pampas werden von mehreren Flüssen bewässert, von denen aber nur wenige den Rio de la Plata oder das Meer erreichen; die übrigen verlieren sich in Lagunen oder in Brackwasserseen, von denen mehrere ihr salziges Wasser auch während der trockenen Jahreszeit behalten. Der Boden bietet bald große mit Salz bedeckte Strecken, bald dürren Sand; hier Moräste und Sümpfe, dort fruchtbaren Boden, auf dem jedoch nichts als weniges, verkümmertes Gesträuch wächst; Bäume sieht man nur in der Nähe der Andes. Die West- und Südwestwinde, Pamperos genannt, wehen hier unaufhörlich und oft so heftig, daß sie den Schiffen auf dem Rio de la Plata gefährlich werden. Unzählige Pferde- und Hornviehheerden leben in gänzlicher Freiheit auf diesen kahlen Ebenen, deren geringe Bevölkerung aus wilden Indianern und Gauchos, Abkömmlingen von Spaniern, besteht, die das nomadische Leben ergriffen haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Ausland S. 755 ff.

Neueste Reise in Japan.

(Schluß.)

„Man macht sich in Europa gemeiniglich einen sehr falschen Begriff von der japanischen Staatsgewalt, insofern man sie als eine unumschränkte Willkürherrschaft ansieht, die die Unterthanen verhindert, glücklich und zufrieden zu leben. Eine unumschränkte Herrschaft ist sie allerdings; allein darum artet sie noch nicht in ungebundene Willkür aus. Die Gesetze sind freilich sehr streng, allein Jedermann ist bekannt mit ihnen, und weiß, was sie erlauben und was sie verbieten. Niemand, weß Ranges oder Standes er auch sey, kann durch ungesetzliche Handlungen einen Untergebenen oder Geringern einschüchtern, oder ihn zwingen, sich seinen Launen oder Wünschen willfährig zu erzeigen. Wie die Gesetze aller Länder — sind auch die japanischen nicht vollkommen; allein sie werden vollzogen, und wer sich gut aufführt und sich in seinem Gewissen nichts vorzuwerfen hat, braucht sie durchaus nicht zu fürchten. Kein Mensch in Japan steht über den Gesetzen, und alle Staatseinrichtungen zielen darauf ab, die Sicherheit der Person und des Eigenthums bis zu einem Grade festzustellen, wie man ihn in Europa kaum finden dürfte. Der Japaner ist vollkommen frei und unabhängig; das Wort „Sklaverei" ist ein in seinem Vaterlande unbekanntes, und nichts bindet oder verpflichtet ihn zu irgend einer Arbeit ohne Lohn oder Vergütung. Der fleißige Handwerksmann genießt einen hohen Grad der Achtung; die untern Volksklassen haben wenig Bedürfnisse. Der milde Himmel und der fruchtbare Boden gewähren Japan den Besitz aller Lebensbedürfnisse in so überreicher Fülle, daß sich das Doppelte der gegenwärtigen Bevölkerung davon ernähren könnte; darum sind auch Dürftigkeit und Armuth unbekannte Dinge, und die auf Herkommen und Schicklichkeit gegründeten Verhältnisse zwischen Höhern und Niedern bringen wahre Zufriedenheit und allgemeines Vertrauen hervor. Ein Jeder fühlt sich in seiner Lage glücklich; der Diener sucht sich nicht über den Herrn zu erheben, und der Jugend fällt nicht ein, ihre Gaben zur Schmälerung des Ansehens bejahrterer Männer zu mißbrauchen.

„So sehr man auch im Allgemeinen den japanischen Staatseinrichtungen Lob nicht versagen kann, so gibt es doch wieder dort zu Lande mancherlei Gebräuche, die wenigstens auf einen Europäer einen widerlichen Eindruck machen müssen. So z. B. wird man daran ein Aergerniß nehmen, wenn man ein junges Mädchen, das in sein sechzehntes Lebensjahr tritt und mit allen Gaben der Schönheit geschmückt ist, ihnen freiwillig entsagen sieht, nur um sich der Mode zu fügen. Ihre Zähne, die an Weiße mit dem Elfenbein wetteifern, werden schwarz gefärbt; sie läßt sich die Augenbrauen abscheeren, färbt sich die Lippen grün und überdeckt sich das Gesicht mit weißer Schminke. Um in der Gesellschaft für wohlerzogen zu gelten, muß sich eine Frau durchaus diese Verunstaltungen ihrer natürlichen Schönheit gefallen lassen. Fügt man zu diesem noch den unmäßigen Gebrauch, den die Japanerinnen zu allen Zeiten des Jahres von heißen Bädern machen, so kann man sich leicht denken, daß sie mit fünf und zwanzig wenigstens wie Fünfundreißigerinnen aussehen.

„Die japanischen Frauen sind treue Gattinnen und zärtliche Mütter. Es macht ihnen Freude, ihre häuslichen Pflichten zu erfüllen, und sie finden ihr Glück darin; allein ihre Gatten erwidern diesen musterhaften Wandel nicht immer mit einer gleichen Zärtlichkeit, und suchen häufig ihre Freuden auswärts in liederlichen Häusern, oder unterhalten Kebsweiber bei sich. Dieser letztere Hang findet eine Rechtfertigung im Gesetze. Bei alledem muß man es zum Lobe der Japanerinnen sagen: trotz der häufigen Anlässe, die sich darbieten, verfehlen sie sich selten gegen die Treue, die sie ihren Gatten schuldig sind, nicht einmal um sich für die Vernachlässigung der Letztern zu rächen.

„In den höhern Ständen finden die Verlobungen schon im zartesten Alter statt: denn oft rathen Staatskluge und andere Rücksichten den Familien, sich durch gegenseitige Heirathen zu verschwägern, und in dem Falle fragt man selten nach der gegenseitigen Neigung der Verlobten. Dieser Umstand ist vielleicht der Grund des Gesetzes, welches Kebsweiber zu halten gestattet. Die Zahl dieser Letztern ist nicht bestimmt, übersteigt aber selten zwei. Die erste und rechtmäßige Gemahlin leidet darunter nicht immer, und häufig sieht man sie recht freundschaftlich mit den andern Weibern ihres Gatten leben, die sie wie Schwestern behandelt. Der

Hausherr trägt übrigens immer Sorge, daß seiner Gattin von seinen Kebsweibern, über die sie eine entschiedene Obergewalt ausübt und die ihr zu dienen verpflichtet sind, mit gebührender Unterwürfigkeit begegnet werde. Die Kebsweiber scheeren sich die Augenbrauen nicht ab, dagegen findet sich die Gewohnheit, sich die Zähne schwarz zu machen, allgemein bei den Frauen und Mädchen, sobald sie das achtzehnte Lebensjahr erreicht haben. Bleibt die Ehe ohne Kinder, so kann der Mann es leicht erwirken, daß die Scheidung ausgesprochen wird, und dann ist die Lage seiner Frau bedauernswerth, da sie nach dem Gesetze nichts vom Mann anzusprechen hat.

„Die Art des Reisens in Japan ist nicht so schnellfördernd wie in Europa; indessen bestehen dort die Posten auf einen eben so regelmäßigen Fuß, wie alle andern Einrichtungen. Das Land ist zwar gebirgig, allein dessen ungeachtet ließe sich der Gebrauch der Wagen sehr leicht dort einführen. Man reist in Japan gewöhnlich in Tragsesseln, und das Gepäck der Reisenden wird von Menschen oder auf Pferden weiter geschafft. Die Japaner lieben diese langsame, aber sichere Reiseart, und finden ein Vergnügen daran, mit starkem Gefolge die schönen Gegenden ihres Vaterlandes zu bereisen. Die Posten sind öffentliche Anstalten, die ein jeder Fürst auf seinen Grundbesitzungen zu unterhalten verpflichtet ist, und die auf den Hauptstraßen von eigenen Beamten verwaltet werden. Je nach Beschaffenheit des Weges sind die Stationen 1½ bis 4 Stunden von einander entfernt; man wechselt hier gewöhnlich die Sesselträger und die Pferde, und kann, wenn man will, in wenigen Minuten seine Reise fortsetzen. Ist man von einem starken Gefolge begleitet, so pflegt man Läufer vorauszuschicken, die die erforderliche Anzahl Träger und Pferde bereit halten lassen; alles Das geht mit der größten Ordnung und ohne viel Lärmen vor sich. An den Küsten und auf den Seen findet ein regelmäßiger Verkehr durch Paketboote statt, die Reisende und Güter befördern. Diese Fahrzeuge bieten alle wünschenswerthen Bequemlichkeiten dar, und sind so eingerichtet, daß sie im Fall einer Windstille oder eines Gegenwindes gezogen werden können und die Reise nicht verzögert wird. Die Versendung der Briefe geschieht durch Fußboten, die auf der Achsel eine Stange tragen, an der der Briefkasten festgemacht ist. Sie laufen hinter einander und werden von einem Postbeamten begleitet, der bei seiner Ankunft auf der Station den Briefkasten einem Andern, der ganz abgangsfertig wartet, zustellt. In dieser Weise gehen die Briefe des Tages bis zu 20 Stunden weit. Ein Fähnchen mit dem kaiserlichen oder fürstlichen Wappen, das auf dem Briefkasten steckt, deutet allen Denen, die ihm begegnen, an, daß sie auszuweichen und den Weg frei zu lassen haben. Oft haben die Träger auch Glöckchen, deren Klang ihre Annäherung verkündet.“

Vermischte Nachrichten.

Mit welchem Scharfsinne der Mensch den Geschäftsbetrieb bis in seine winzigsten Theile hinein auszubeuten lernt, wo der Erwerb, wie in Paris, sich unter eine zu dem Raume, den sie bewohnt, unverhältnißmäßige Bevölkerung zersplittert, davon kann man sich kaum dort einen Begriff machen, wo Gewerbe und Hantierungen noch einen goldenen Boden haben und nicht fieberartig zerklüftet sind. In Städten wie London und Paris nährt sich die Bevölkerung nicht allein von den Früchten des großen Lebensbaumes der Industrie, sondern jedes Blatt und Blättchen desselben wird von einer ameisenartigen Betriebsamkeit benagt, und zwischen seiner Rinde und unter seinen Wurzeln treibt sich ein reges Gewimmel von Kerbthieren durch einander, das aus ihm, so gut es gehen will, saugt und lebt. Zwei Fälle dieser Gewürmindustrie kamen jüngst bei dem Zuchtpolizeigerichte von Paris vor. Ein gewisser Petit Robert, ein Bursche von siebzehn Jahren, wurde als Vagabund aufgegriffen und vor die Polizei gestellt, wo sich folgendes Verhör entspann. — Der Polizeibeamte: „Petit, Du bist als geschäftsloser Vagabund aufgegriffen worden, was kannst Du dagegen vorbringen? — Petit: Wie? Herr Polizeikommissär, ich muß sehr um Entschuldigung bitten; außer meinem Handel mit Kontremarken bin ich bei dem Theater der Folies Dramatiques angestellt. — Polizeibeamter: In welcher Eigenschaft? — Petit: Ich bin bei den Aepfeltrüpfen angestellt. (Allgemeines Gelächter.) — Polizeibeamter: Du scheinst die dem Tribunal schuldige Achtung zu vergessen. — Petit: Ich bitte um Entschuldigung, Herr Kommissär; ich erhalte jeden Abend 15 Sous, um Acht zu geben, daß von der letzten Galerie keine Aepfeltrüpfe in das Parterre hinabgeworfen werden. — Die Vertheidigung Petit Roberts, der übrigens als ein junger Taugenichts schon übel berüchtigt war, schien der Polizeibehörde so wenig zureichend, daß er zu drei Monat Gefängniß und 16 Fr. Geldstrafe verurtheilt wurde. — Vor demselben Gerichte kam auch noch folgender Fall vor: Die Wittwe Barbaroux, vormalige Marketenderin der großen Armee und gegenwärtig ambulante Liqueurverkäuferin, wurde wegen Beleidigung gegen die Polizeimannschaft vor Gericht gestellt. Auf die Frage, welches Geschäft sie treibe, stellt sie sich in ihren eben erwähnten Eigenschaften dar, und kündigt zugleich mit Stolz an, daß sie bei den Invaliden angestellt sey. — Der Polizeikommissär: In welcher Eigenschaft? — Frau Barbaroux: Herr Polizeikommissär, ich gebe den Einärmigen zu trinken. — Diese Antwort erregte allgemeines Gelächter, und da die ihr angeschuldigten Beleidigungen der Polizeidiener nicht genugsam erwiesen werden konnten, so wurde die Wittwe Barbaroux, in Betracht ihres philanthropischen Geschäftes, von der Klage entbunden.

Eine Menge Versuche waren von der britischen Regierung in Neufundland gemacht worden, die dortigen Indianer, die den weißen Eindringlingen unversöhnlichen Haß geschworen haben, zu gewinnen; allein man konnte nicht einmal einen einzigen dieser Wilden auch nur dahin bringen, die englischen Ansiedlungen zu besuchen. Die Regierung setzte daher einen Preis von 50 Pf. St. für Denjenigen aus, der einen neufundländischen Indianer lebendig nach St. Johns bringen würde. Endlich gelang es einem Fischer, einer jungen Indianerin, die in einem Kanot längs einer Bucht des Festlandes nach Vogeleiern suchte, habhaft zu werden. Er brachte sie nach St. Johns, der Hauptstadt Neufundlands, wo er den versprochenen Preis erhielt, und die indianische Gefangene mit aller Güte und Menschenfreundlichkeit behandelt wurde, um ihre Neigung zu gewinnen, und sie dann mit bessern Begriffen von den weißen Männern zu ihrem Stamme zurückkehren zu lassen. Die angesehensten Kaufleute und Damen von St. Johns wetteiferten mit einander, sich ihr gefällig zu machen, und überhäuften sie mit Geschenken. So lange sie von weiblichen Besuchen umgeben war, schien sie noch so ziemlich mit ihrer Lage zufrieden, und zeigte sich sanft und gutmüthig; in ungestüme Wildheit aber brach sie aus, so oft sich ihr ein Mann näherte. Nur gegen den Fischer, der sie gefangen hatte, erwies sie sich freundlich und gehorsam. Nachdem die Indianerin lange genug in St. Johns verweilt hatte, um die freundschaftliche Gesinnung der Europäer gegen die Indianer kennen zu lernen, wurde sie dem Fischer übergeben, um sie wieder dahin zurückzuführen, wo er sie eingefangen hatte. Dieser Mensch war aber Ungeheuer genug, die arme Wilde, die er ihrer Heimath, ihren Freunden und ihrer Freiheit entrissen hatte, der Geschenke wegen, die sie von den Einwohnern von St. Johns erhalten hatte, auch noch des Lebens zu berauben, worauf er sich mit seinem Raube, der ungefähr 100 Pf. St. im Werthe betragen mochte, nach England flüchtete.

Literarische Anzeige.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands ꝛc. zu haben:

Skizzen
aus den
Feldzügen der großen Armee
und der
Belagerung von Antwerpen
im Jahre 1832.
Aus dem Französischen
des
Kapitäns Louis Montigny.
8. elegant geheftet Preis 1 Thlr. — 1 Fl. 48 kr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 144. 24 Mai 1833.

Die franzbsischen Antillen.

1) Die Weißen.

Man hat selbst in Frankreich sehr wenig richtige Ansichten von den Kolonien. Der Grund davon ist nicht schwer zu finden. Die kleine Anzahl Franzosen, die nach den Antillen kommen, und nicht für immer daselbst bleiben, sind entweder Beamte, ein furchtsames Geschlecht von Maschinenmenschen, das nur schnellere Beförderung und besseren Gehalt zur Aussicht nimmt, kleine Kaufleute von zweifelhaftem Vermögen und noch zweifelhafterer Moralität, die man mit dem allgemeinen Namen Bündelmacher (pacotilleur) belegt, und die der aristokratische Stolz der Marineoffiziere Banianen nennt; endlich Seeleute und Infanterieoffiziere, von denen man keine genauen Beobachtungen erwarten darf, da sie in einem heißen Klima sich ungern mit einer anstrengenden Geistesbeschäftigung abgeben möchten, die der Dienst nicht erfordert.

In den Kolonien sind drei geschiedene, durch das alte Gesetz und Herkommen genau von einander getrennte Klassen, die sich aber in einiger Hinsicht vermengen; die Weißen, die freien Farbigen und die schwarzen Sklaven. Die Weißen waren bis jetzt die absoluten Herren der unter ihrer Leitung kolonisirten Inseln, und sie sind es noch jetzt; denn die neulich erlassenen Gesetze, wodurch die Ansprüche der Mulatten gesetzlich anerkannt werden, sind theils unvollständig, theils kaum aus den Bureaux der Deputirtenkammer gekommen, und selbst die Wirkung der bereits promulgirten konnte sich noch nicht sonderlich fühlbar machen. Die Weißen sind, was sie waren, die regierende Kaste. Wie bei allen solchen, findet es auch bei den Weißen statt, daß Leute, die an Glücksgütern, Verdienst, an Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes noch so tief stehen, sich ohne Weiteres den Mächtigsten, Verdientesten und Reichsten gleich stellen. Ein elender Europäer, der sich vielleicht nach den Antillen geflüchtet hat, aus Gründen, von denen der Bankerott noch der ehrenvollste war; ein Taugenichts, den man nicht zum Bedienten annehmen möchte, galopirt auf einem schlechten Pferde daher, und begegnet einem der großen Eigenthümer des Landes in seinem Palankin, dem zwölf schwarze Sklaven folgen. Der Europäer, der, von seiner weißen Farbe überzeugt, den Werth dieses Hautadels kennt, reitet an dem reichen Pflanzer, der vielleicht noch dazu ein Ehrenmann ist, vorbei, begrüßt ihn, ohne den Hut zu ziehen, mit der Hand und sagt: Salam. *) Diese Begrüßungsart zeigt eine größere Vertraulichkeit, als das gewöhnliche: guten Tag! Das Wort Monsieur ist aus den Unterhaltungen der Weißen fast verbannt, und es kann auch nicht wohl anders seyn, denn mit welchem Worte der Achtung sollte ein Mulatte einen Weißen anreden? Er müßte sich bis zum Monseigneur versteigen, und Dieß würde doch gar zu lächerlich lauten gegegen manchen Weißen, der vielleicht Cigarren- oder Stockfischhändler ist. Das Ceremoniell ist also sehr weislich geregelt, um zur Erhaltung der bestehenden Ordnung beizutragen; übrigens müssen die Weißen gegen den gemeinsamen Feind einig seyn, sie haben einander nöthig; nichts aber macht die Menschen vertrauter, und stellt sie mehr einander gleich.

Diese gezwungene politische Gleichheit steht Denen nicht recht an, die heruntersteigen müssen. Darum bemüht sich auch jeder, sich ihr in den Gesellschaften, in denen er Zutritt hat, zu entziehen. So oft ein solcher Mann genöthigt ist, öffentlich oder zu Hause mit Leuten zu reden, die er für untergeordnet hält, so spricht er mit ihnen, so weit es der menschliche Stolz erlaubt, auf dem Fuße der Gleichheit, den sie auch schon selbst in Anspruch nehmen würden; ist aber die Sache, worüber er sich mit ihnen zu verständigen hat, abgeschlossen, so wird er sie nicht mehr aufsuchen, sondern sich von der Welt, in der sie leben, entfernt halten. Unter den Kolonisten gibt es Coterien, wie in allen unsern kleinen Provinzialstädten.

Die erste Klasse unter den Weißen ist die der großen Plantagenbesitzer. Keine andere Klasse taugte mehr zum Schlußstein dieser Hierarchie bei einer gesellschaftlichen Organisation, die nicht bloß auf das Eigenthumsrecht an den Boden, sondern auf den Besitz von Menschen als Sache, d. h. auf Besitz von Sklaven gegründet ist. Indeß ist man gerade hinsichtlich dieser Klasse am wenigsten gewiß, einen in Bezug auf die Farbe ganz reinen Ursprung zu finden. Alle Abkömmlinge der alten Familien haben mehr oder minder afrikanisches Blut in den Adern. Die Insel Mauritus ist vielleicht die einzige Kolonie, wo ein Pflanzer

*) Diese arabische Begrüßung scheint durch Neger, die schon mehr mit den Mauren bekannt waren, nach den Antillen gekommen zu seyn.

sich rühmen kann, daß seine Familie seit langen Jahren Pflanzungen besaß, ohne daß man einen Augenblick vermuthet, er habe eine Negerin oder eine Karaibin unter seinen Ahnen. Der Grund hievon, den die Bewohner der Insel Mauritius nicht in Vergessenheit werden gerathen lassen, liegt darin, daß sie ziemlich spät zum Vortheil der indischen Kompagnie bevölkert wurde, als das Genie der Kreolen in dem Unterschiede der Racen bereits ein Regierungsmittel entdeckt, und dieß geheiligt hatte. Nun konnte und mußte man in allen weißen Familien gute Aufsicht halten, um Jeden zu entfernen, der, wenn auch nur im entferntesten Grade, verdächtig war, gemischtes Blut in den Adern zu haben. Anderwärts aber ward das Anathem der Farbe erst geschleudert, als die Niederlassungen schon Fortschritte gemacht hatten, und neben den Weißen eine freie, obgleich aus der Sklaverei hervorgehende Bevölkerung sich erhob, die eben darum um so gefährlicher und bestimmt schien, die weiße Klasse dereinst zu verdrängen und zu ersetzen, wenn man ihr nicht bei Zeiten Zaum und Zügel anlegte.

Die Insel Bourbon, obgleich ganz nahe bei Mauritius, ward früher bewohnt, und blieb Anfangs den großen Kolonialgrundsätzen, wie allem Andern, was sich fern von ihren Ufern ereignete, völlig fremd. Diese Vereinzelung gestattete ihren ursprünglichen Einwohnern, europäischen Flibustiern und Negerinnen, sich zu vermischen ohne auch nur daran zu denken, daß anderswo ein Adel der Hautfarbe sich erhebe. Als später jenes Fundamentalgesetz auch auf dieser Insel eingeführt wurde, ordneten Die, welche da waren, sich nach Gefallen in Klassen, denn Niemand konnte widersprechen; sie begründeten einen Stamm ehrlicher Leute und wahrer Weißen. Sie zogen später eine Linie, und erklärten, daß von nun an die Bastardpforte, durch die sie selbst hereingekommen, allen Denjenigen geschlossen sey, welche die Absicht haben sollten, „par contrebande" auch Weiße zu werden. Das war sehr klug von ihnen und sehr bequem für ihren Stolz sich so ganz still unter sich einzurichten. Unglücklicherweise aber gibt es auf der schönen Insel Mauritius, die auf ihren reinen europäischen Ursprung so stolz ist, erbarmungslose Alterthumskenner, welche die ganze Geschichte der Metamorphose dieser benachbarten Aristokratie ans Tageslicht brachten. Sie erfanden ein Wort der Verachtung, das sprüchwörtlich wurde: wenn sie von beschmutzten weißen Kleidern oder Pantalons sprechen, so sagen sie: „cela est blanc de Bourbon." Daher herrscht zwischen dem privilegirten Pöbel beider Inseln eine gegenseitige Abneigung, die nicht sobald verschwinden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gesandtschaft des persischen Prinzen Khosrew Mirza nach Petersburg.

3. Die Reise nach Rußland.

Der Graf von Eriwan gab dem persischen Prinzen eine Bedeckung mit, die ihn bis Moskau geleiten sollte. In dieser alten Hauptstadt des moskowitischen Reiches angekommen, war es das Erste, woran Khosrew dachte, daß er sich zu Frau von Griboiedoff, der Mutter des unglücklichen russischen Gesandten, begab, um ihr sein tiefes Beileid über das unglückliche Ereigniß zu bezeugen, das sie ihres Sohnes beraubt hatte. Er ließ ihr sagen, er begreife sehr wohl, wie schmerzlich ihr der Anblick eines Persers fallen müsse, allein sie würde ihn mit andern Empfindungen aufnehmen, wenn sie die volle Größe seines Schmerzes würdigen könnte. Der Prinz wohnte auch den großen Gesellschaften bei dem Fürsten Dmitri Galitzin, dem Militärgouverneur von Moskau, und bei dem Fürsten Jussupoff bei. Letzterer, der im Jahre 1831 starb, war allen Fremden bekannt, die den alten Herrschersitz der Czaren besuchten. Im Besitze eines unermeßlichen Vermögens übte dieser Fürst, einer von den Wenigen, die noch vom Hofe Katharina der II übrig geblieben waren, eine unbeschränkte Gastfreundschaft; er liebte es, seine Gärten und Paläste bewundern zu lassen, und von tatarischer Abkunft, war ihm in seinem Geschmack noch die ganze Prachtliebe und Ueppigkeit des Orientes geblieben. So erlöschen allmählich die eigenthümlichsten Züge und Spuren des alten russischen Charakters unter dem Einflusse einer Civilisation, die dem Freunde individueller Volksthümlichkeit dadurch widerlich fällt, daß sie allen Völkern eine und dieselbe Physiognomie aufprägen will.

In diesen verschiedenen Gesellschaften bewies Khosrew vielen Anstand; er nahm auf den Bällen an den Polonaisen Theil und schien an der europäischen Sitte, die ihm die Gesellschaft der Damen ungehindert zugänglich machte, großes Gefallen zu finden. Vor Allen zeichnete er die junge Fürsten T*** aus, und bei einem Feste zog er, um ihr einen Beweis zu geben, wie großen Werth er auf ein Andenken von ihr lege, seinen Dolch, schlich sich hinter dieses Fräulein und schnitt ihr unvermerkt ein Stückchen ihres Gürtels ab. Wahrscheinlich gab man ihm zu verstehen, daß die Galanterie keine so verstohlene Taschenspielerei nothwendig mache, wenigstens legte er seitdem keine Proben mehr davon an den Tag.

Die Gräfin P***, die gleichfalls sehr schön war und ihm zu gefallen wünschte, hatte einige persische Worte auswendig gelernt, die eine Artigkeit für den Prinzen enthielten, an den sie gerichtet waren. „In diesem Augenblick, erwiderte er mit vieler Anmuth, sind meine Ohren erstaunt über Das, was sie hören, meine Augen aber noch mehr über Das, was sie sehen." Bei einer andern Gelegenheit bewies er jedoch, daß er noch sehr verworrene Begriffe von unsern Sitten hatte. Als er zu Moskau das Institut der heiligen Katharina besuchte, in welchem adelige Fräulein erzogen werden, wurde er von der Schönheit einiger dieser Zöglinge so überrascht, daß er den Offizier, der ihn begleitete, fragte, ob man ihm nicht eine oder die andere schenken möchte. Der Offizier, der dem Prinzen nicht begreiflich machen wollte, wie sehr ein solcher Wunsch der Sitte des Landes zuwiderlaufe, begnügte sich ihm zu erwidern, daß er darüber nichts zu verfügen habe, und der Prinz sich deßhalb an den Kaiser wenden müsse.

Khosrew führte vom Antritt seiner Gesandtschaft an ein genaues Reisetagbuch. Als er von Moskau nach Petersburg unterwegs war, hörte er, daß sein Arzt Mirza Saleh, eine der vornehmsten Personen seines Gefolges, gleichfalls ein Tagbuch

halte, worüber der Prinz sehr ungehalten wurde, da er es für anmaßlich und vorlaut hielt, über sein Thun und Lassen Kontrole zu führen. Um den Doktor dafür zu bestrafen, wollte er ihm den Bart und Schnurrbart auf der rechten Seite des Gesichtes abscheeren lassen — eine am Hofe Persiens nicht ungewöhnliche Züchtigung. Zum Glück für den persischen Aeskulap machte der General, der bei Khosrew den Dienst hatte, dem Prinzen bemerklich, wie wenig es sich schicken würde, wenn Jemand von seinem Gefolge in der Hauptstadt mit so entstelltem Gesicht erschiene. Se. Hoheit gaben dieser Vorstellung, wie wohl nur ungern, Gehör. Endlich am 11 August (30 Julius) Abends langte Khosrew Mirza im Palaste von Tzarskoe-Selo an, wohin sich der Großceremonienmeister, Graf Potozki, begeben hatte, um ihn zu empfangen.

Am folgenden Tage begab sich der Prinz nach Peterhof, wo ihn der Reichsvicekanzler, Graf Nesselrode, erwartete. Khosrew Mirza stieg im Schlosse Monplaisir ab, das zu dem Palaste Peterhof gehört, und nach der Tafel fuhr er in einem reichgeschmückten Prachtwagen um dieses herrliche Lustschloß her spazieren. Am andern Morgen wollte der Kaiser, der im Palaste Peterhof seine Sommerresidenz genommen hatte, über mehrere Regimenter Revue halten, welcher der Prinz beiwohnte, den man aus einem Fenster zu ebener Erde, in einem Seitengebäude des Palastes, zusehen ließ. Er wußte, daß der mächtige Kaiser, von dem man ihm so viel gesagt hatte, zugegen sey, und seine Augen suchten ihn überall, da er glaubte, daß er ihn unter dem Generalstabe durch den Glanz von Gold und Edelsteinen herausfinden müsse; wie groß aber war sein Erstaunen, als man ihm den Monarchen eben so gekleidet wie die übrigen Offiziere zeigte! Der Kaiser, der sich, um die Truppen vorbeiziehen zu sehen, nach der Seite des Fensters zugewendet hatte, grüßte den Prinzen, der die Hände auf die Brust gelegt, sich tief verneigte und sehr betroffen schien, daß ihn der Kaiser zuerst gegrüßt hatte. Am folgenden Tage nahm er an einer Jagd Theil, eine der beliebtesten Vergnügungen der Perser, und traf hier abermals mit dem Kaiser zusammen, aber auch diese Begegnung blieb auf eine gegenseitige Begrüßung beschränkt.

Der wenige Prunk, von dem er den Kaiser umgeben sah, und die große Einfachheit desselben, überraschten den jungen Fürsten ungemein. Da er ihn in den Gärten in einem einspännigen Droschky ohne alle andere Begleitung als den Kutscher, umherfahren sah, bat er sogleich den Großstallmeister, Fürsten Basilius Dolgoruky, ihm einen ähnlichen Wagen zu verschaffen, und nun durchflog er wie ein losgelassenes Pferd den Park in allen Richtungen; so glücklich fühlte er sich, das erstemal in seinem Leben ohne Gefolge öffentlich erscheinen zu können!

Zug der Engländer gegen wechabitische Seeräuber im persischen Meere.

(In den Jahren 1819, 20 und 21, nach Fraser und dem Tagebuch eines englischen Offiziers bei der Expedition.)

Der persische Meerbusen war seit geraumer Zeit von kühnen Seeräubern heimgesucht, die in großen wohlbewaffneten Booten ohne Unterschied jedes Kauffahrteischiff, das ihnen aufstieß, angriffen, selten einen Gefangenen schonten, sondern unter schrecklichen Ceremonien beinahe jeden, der ihnen lebend in die Hände fiel, ermordeten. Es waren meist Araber, die, an oder in der Nähe der Seeküste wohnend, leicht mit dem Seeleben vertraut wurden, und, an ein Räuberleben unter sich selbst gewöhnt, gleiche Neigung mit auf das Element brachten, das ihre zweite Heimath wurde; sie plünderten, um sich zu bereichern, ohne Unterschied der Nationen, denn sie standen mit keiner in freundschaftlichem Verkehre. Man kann sich keine rechte Vorstellung machen, aus welchem Grunde sie ihre Gefangenen ermordeten, und man schrieb diese Sitte bald dem Wunsche zu, Schrecken einzuflößen und den Widerstand zu brechen, bald religiösem Fanatismus, bald der Schwierigkeit, bei der Armuth ihres Landes die Gefangenen zu ernähren oder sonst über sie zu verfügen; aber nichts von allem Dem löst die Frage auf eine genügende Weise. Wenn ihre Absicht war, Schrecken zu erregen, so konnte Dieß nur dahin führen, die Zahl der Kauffahrer, welche sich einer solchen Gefahr aussetzten, zu vermindern, oder die Schiffseigenthümer mußten veranlaßt werden, ihre Fahrzeuge gehörig zu bewaffnen; auch mußte nothwendig die Mannschaft verzweifelter fechten, da nur der Sieg eine Rettungshoffnung bot; alles Dieß war gegen das Interesse der Seeräuber. Der zweite Grund ist eben so ungenügend, denn die Seeräuber, obgleich meist Wechabiten, bestanden doch auch zum großen Theil aus Mohammedanern, und dennoch wurden alle Gefangenen ohne Unterschied der Religion, und ohne Versuch, Proselyten zu machen, ermordet. Auch der dritte Grund ist nicht haltbar, denn sie konnten über ihre Gefangenen auf mannichfache Art verfügen, ohne sie gerade abzuschlachten; sie hätten solche als Sklaven behalten können, wie die gebornen Afrikaner, die sie zu dem Ende einführen; sie hätten dieselben in den Booten der genommenen Schiffe den Wellen preisgeben oder am nächsten Gestade ans Land setzen können, wenn sie gegen das Schicksal derselben gleichgültig gewesen wären; aber die schreckliche Kaltblütigkeit, mit der sie nach einem Fange die Ueberliefernden nach dem Vordertheile des Schiffs schleppten, und ihnen unter Gebeten mit ihren krummen Messern die Kehlen abschnitten, endlich die förmliche nachher vorgenommene Reinigung des Schiffs beweisen einen ernstern Vorsatz; ja sie tragen den Charakter eines schrecklichen religiösen Gebrauchs, den man sicherlich dem Religionseifer zuschreiben würde, wären nicht starke Gründe für das Gegentheil vorhanden. Es möchte kaum zu bestimmen seyn, auf welche Art diese Sitte entstand, ihre Fortdauer aber muß wohl jener grausamen Gemüthsstimmung und der muthwilligen Nichtachtung von Menschenleben zugeschrieben werden, die aus der Gewohnheit des Mordes und der Gewaltthat entspringt, und bei Seeräubern aller Zeiten und Länder bemerkt wurde.

Die Kühnheit und Unerschrockenheit dieser Räuber war bewundernswerth. Nicht zufrieden die bewaffneten Kreuzer der ostindischen Kompagnie anzufallen, wagten sie sich sogar an die Fregatte Lyon von 80 Kanonen, ein Unternehmen, bei dem sie zwar eine bedeutende Niederlage erlitten, das aber nichtsdestoweniger zeigte, was ihr Muth zu unternehmen fähig war.

Der Handel des persischen Meerbusens litt durch sie bedeutend, und Dieß veranlaßte schon im Jahre 1810 die englische Regierung eine Fregatte mit Landungstruppen hinzusenden. Der unmittelbare Zweck, nämlich die Zerstörung von Ras-el-Kheimah und anderer Vesten der Räuber, so wie ihrer Boote und ihres Marinematerials, ward erreicht; da man aber keine Niederlassung im persischen Golf begründete, so begannen die Räubereien und Ermordungen bald von neuem. Politik und Menschlichkeit geboten Maßregeln zu ergreifen, um diesen Störungen des Handels ein Ende zu machen, und für die Zukunft die Sicherheit dieser Meere zu behaupten. Am 1 November 1819 segelte abermals eine Expedition von Bombay ab. Sie bestand aus mehreren Kriegsschiffen der englischen Regierung und einigen Kreuzern der ostindischen Kompagnie unter Kommando des Kapitäns Collier, und führte 5000 Mann Europäer und Sipais unter Befehl des Generalmajors Sir W. Keir Grant. Diese Expedition bezwang Ras-el-Kheimah, die wohlbefestigte und kraftvoll vertheidigte Burg der Seeräuber, so wie das Hügelfort Zeiah, das von einem alten Wechabiten vertheidigt ward, der die Kühnheit und Ausdauer dieser Sekte in hohem Grade besaß.

Während der Belagerungen von Ras-el-Kheimah und Zeiah zeigten die Araber einen Muth und eine Tapferkeit, die mehr als Einmal die Bewunderung ihrer Gegner erregte. Trotz der Blokade des Hafens durch die englischen Schiffe drangen sie mit ihren Schiffen hinein, und ihre nächtlichen Angriffe auf die englischen Laufgräben verdienten wegen Plan und Ausführung gleiche Bewunderung. Die unmittelbare Folge der Ein-

nahme von Ras-el-Kheimah und Zeiah war, daß die Piraten-Häuptlinge einwilligten, ihre übrigen Schiffe und Festungen zu übergeben. 204 der Erstern, einschließlich der bei Ras-el-Kheimah genommenen, fielen in die Hände der Engländer oder wurden verbrannt, und die Festungswerke von Dschezirat-el-Hemra, Umm-el-Gawin, Fosch, Schargah und Abu Heilh zersprengt oder niedergerissen, eine beträchtliche Anzahl indischer und anderer Gefangenen befreit.

Man scheint Anfangs nicht einig gewesen zu seyn, auf welche Weise man dahin wirken könne, dem Seeräuberleben, dem die arabischen Stämme sich hingegeben hatten, auf die Dauer ein Ende zu machen. Einige waren der Meinung, man müsse strenge Maßregeln der Wiedervergeltung gegen Leute anwenden, die, wie man glaubte, nicht durch Milde zu gewinnen seyen; andere dagegen glaubten, Menschlichkeit, wie Politik schrieben ein versöhnendes Verfahren vor: dieser letztere Weg ward eingeschlagen. So weit der Zweck der Unternehmung es gestattete, vermied man es sie zu reizen, und bahnte möglichst den Weg zu einem freundschaftlichen Verkehr mit gebildeten Nationen. Doch ward noch ein weiterer Schritt nöthig, und man benützte den Eindruck, den die Erfolge der britischen Waffen gehabt hatten, um die Räuber-Häuptlinge durch einen Vertrag zu binden, wodurch die arabischen Schiffe unter Anderm angehalten wurden, regelmäßige Schiffspapiere und Hafenscheine zu führen; auch wurde bestimmt, daß derjenige Stamm, der durchaus die Seeräuberei nicht aufgeben wolle, von den andern mit Gewalt dazu gezwungen werden solle.

Nachdem dieser Vertrag, in sofern er die Uebergabe der Schiffe und die Zerstörung der Festungswerke der verschiedenen Häuptlinge betraf, vollzogen war, kehrte die Expedition nach Bombay zurück, ließ jedoch 1200 Sipais und Artillerie zu Ras-el-Kheimah zurück. Dieß sollte aber nur eine temporäre Maßregel seyn, denn der Zweck der englischen Regierung war, sich eine starke Position im persischen Meerbusen zu verschaffen, und hiezu bot Ras-el-Kheimah nicht die nöthigen Vortheile dar; der Ort war ungesund, die Truppen litten bald, und es hielt sogar schwer, sie mit Trinkwasser in gehöriger Menge zu versehen; man verlegte demnach die Truppen nach Daristan auf der Insel Kischmi, eine der längsten in dem Meerbusen, nicht weit von seinem Eingange und von der persischen Küste nur durch einen schmalen Kanal getrennt. Aber auch zu Daristan fehlte es an Wasser, und man mußte die Truppen nach der Nordostseite der Insel verlegen, eine kleine halbe Stunde von dem gleichfalls Kischmi genannten arabischen Dorfe. Diese Position war hoch, schwer zugänglich, mit wenig Mannschaft zu vertheidigen, und wenn irgend ein Theil der Insel gesund war, so mußte man diesen dafür halten; es fanden sich übrigens einige Quellen hier, ein wichtiger Umstand in einem Lande, wo man auf die Segnung des Regens kaum ein- oder zweimal im Jahre rechnen kann; aber auch hier fehlte fast alles Erforderliche zu einer dauernden Niederlassung. Wasser war nicht in hinreichender Menge vorhanden, und der Boden wie das Klima schlecht. Der Imam von Maskate, der im Besitze der Insel war, gestattete den Engländern bereitwillig die Besetzung derselben.

Kurz nachdem man die Truppen nach Daristan verlegt hatte, ward es für nöthig erachtet, ein Detaschement von 5 bis 400 Mann gegen den arabischen Stamm Beni-bu-Ali zu senden. Das Daseyn dieses Stammes war erst kurz zuvor zur Kenntniß der englischen Regierung gelangt, und zwar hauptsächlich durch den Imam von Maskate, ihren Verbündeten. Da er außerhalb des persischen Meerbusens in der Nähe des Kaps Ras-el-Hud wohnte, so war er von der letzten Expedition nicht zugleich mit betroffen worden. Das erwähnte Detaschement landete unter Anführung des Kapitäns Thompson bei Suhr, in geringer Entfernung von Ras-el-Hud, wo einige Truppen des Imams von Maskate unter dessen eigener Anführung zu ihm stießen. Der ganze Zug war nämlich auf die Bitten dieses Fürsten unternommen worden. Am 5 November 1820 marschirten die britischen Truppen mit ihren Verbündeten von Suhr ab, gegen die Stadt der Beni-bu-Ali, und erfuhren bis zum Morgen des 9ten keinen Widerstand; aber im Angesichte der Stadt wurde das Detaschement von der gesammten Macht der Beni-bu-Ali wüthend angegriffen und vernichtet; von 311 Mann, die im Gefechte waren, fielen 7 Offiziere und 240 Unteroffiziere und Gemeine. Kaum Ein Verwundeter entrann, da der Handschar vollendete, was das Schwert begonnen hatte. Um diese Scharte auszuwetzen, wurde in Bombay in größter Eile eine Expedition ausgerüstet, die aus 16 Transportschiffen und 11 Pferdebooten bestand, und 1282 Europäer nebst 1718 Sipais führte. Generalmajor Sir Lionel Smith kommandirte das Ganze. Am 29 Januar begann die Landung in der Nähe von Suhr, sie ging aber wegen der Brandung zum Theil mit großer Schwierigkeit vor sich; sobald alle Truppen am Lande waren, wurde das Lager auf der südlichen Seite des Dorfes Suhr, ungefähr 5 Viertelstunden von der Bai aufgeschlagen. In der Nacht des 11 Februar wurde das Lager um 10½ Uhr Nachts angefallen. Der Feind rückte durch einen Hohlweg und ein Dattelwäldchen auf die Vorposten des linken Flügels an, trieb sie zurück, und drang unter dem Geschrei: „Allah ekber" (Gott ist groß)! zugleich mit ins Lager. Das europäische Regiment stand auf dem linken Flügel, und der Feind befand sich unter seinen Zelten, ehe es anrücken konnte; natürlicher Weise herrschte die größte Verwirrung. Viele wurden verwundet, wie sie heraustraten, denn die Feinde warteten mit dem Säbel in der Faust an dem Eingang und stießen gelegentlich mit den Speeren durch die Leinwand; endlich formirte sich ein Theil dieses Regiments, so wie die Sipais ein regelmäßiges Feuer begannen, und die Araber zogen sich zurück. Der Verlust der Engländer bestand aus 19 Todten und 26 Verwundeten. Viele Pferde und andere Thiere waren gleichfalls verwundet oder getödtet. Der Angriff geschah bloß mit Schwert und Speer, und man weiß nicht, soll man die Kühnheit des Plans mehr bewundern, oder die Tapferkeit, mit der er ausgeführt wurde. Die Ehre davon gebührte dem Bruder des Sheikh Kadmi-ben-Ali. Beide waren anwesend, Kadmi führte den Haufen an und entkam ohne Wunden. Sein Bruder, Mohammed, dagegen erhielt einen Schuß in den Arm. Die Angreifer mochten etwa 500 Mann stark seyn, und kamen auf Fußpfaden aus Balad-beni-bu-Ali, ihrer Stadt, über die Berge heran (die Entfernung beträgt ungefähr 10 bis 11 deutsche Meilen). Am Morgen sah man, daß fast allen Todten der Hals von einem Ohre zum andern durchschnitten war, was einen grausenhaften Anblick darbot.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Engländer, Herr John Hancock, will ein Feuer erfunden haben, das alle Eigenschaften des griechischen besitzen, unlöschbar seyn und auch unter dem Wasser fortbrennen soll. Der Erfinder hält es vorzüglich geeignet in den Bergwerken zum Sprengen des Gesteins benützt zu werden, da es weder durch Nässe, noch Schwaden und Wasser verlöscht werden kann.

*

In dem im Jahre 1657 wöchentlich einmal erscheinenden „Public Advertiser" in London las man am 16 Junius jenes Jahres folgende Anzeige: „In Bishopsgate-Street in Queens-Head-Alley, in dem Hause eines Franzosen, ist ein herrliches westindisches Getränke, Chokolade genannt, zu haben, wo man es zu jeder Stunde bereitet oder auch ungekocht zu billigen Preisen haben kann;" und in einer andern Numer des Advertisers vom 25 Mai 1657 liest man: „In Bartholomew-Lane, hinter der alten Bank, kann man das Getränke, Kaffee genannt, haben, und zwar Morgens und um drei Uhr Nachmittags."

Karte von Griechenland.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Karte des Königreichs Griechenland

nebst Theilen der angränzenden Länder des osmanischen Reichs in Europa und Asien; nach den neuesten Gränzbestimmungen herausgegeben. In Kupfer gestochen von C. Schleich und Seitz. Groß Landkarten-Format.

Preis schwarz . . . . . 2 fl. 48 kr.
— illuminirt . . . . . 3 fl. 24 kr.
— illuminirt und auf Leinwand gezogen . . . 4 fl.

München, den 1 April 1833.

Literarisch-Artistische Anstalt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

(Beilage: Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß vom Monat Julius bis December 1832.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 145. 25 Mai 1833.

Die französischen Antillen.
1. Die Weißen.
(Fortsetzung.)

In Frankreich scheint man allmählich von der Ansicht zurückzukommen, welche mit dem Namen eines Pflanzers stets die Idee von großem Vermögen verbindet, eine Ansicht, die lange Zeit von den reichen Onkeln unterhalten wurde, die in den Komödien eine Rolle spielen. Man weiß jetzt, daß die bedeutendsten Pflanzer der Antillen fast mehr Schulden als Vermögen besitzen. Die Handelsleute in Martinique, Guadeloupe und den französischen Häfen könnten etwas davon erzählen, denn sie würden bald Eigenthümer der großen Pflanzungen seyn, wenn nicht ein Herkommen, stärker als das Gesetz, auf den in jeder Beziehung privilegirten Inseln die Beschlagnahme der Güter verböte. Unter dem Schutze dieses Grundsatzes, woraus sie mit ihrer gewöhnlichen Geschicklichkeit sich einen Wall gegen ihre Gläubiger bilden, führen die Kreolen ein äußerst vergnügtes und unbesorgtes Leben auf einem Boden, der ihnen heute nicht mehr gehört, und auf dem morgen die Empörung auflodern, und sie verschlingen kann. Ein Orkan, oder sonst ein natürliches Ereigniß, vernichtet ihre Ernte; deßhalb machen sie aber nicht eine einzige Einschränkung, sondern sie fahren fort, Diners und Bälle zu geben, Luruspferde zu kaufen, und vornehme Freunde, namentlich aber Offiziere der königlichen Marine, bei sich zu empfangen, in welche die Weiber vernarrt sind. Wenn für solchen satrapenartigen Aufwand die nöthigen Summen fehlen, so sind sie gar nicht in Verlegenheit; sie verpfänden die nächste Ernte, wobei es freilich zum Erstaunen ist, daß sich noch immer Käufer dazu finden, da die Lage der Verkäufer einen solchen Kauf sehr gefährlich macht; es scheint aber immer Leute zu geben, welche einem bald ruinirten Verschwender vollends den Rest geben, auch mit Gefahr, selbst in den Sturz verwickelt zu werden.

Zu Bourbon und Mauritius stand das Vermögen der reichen Pflanzer lange Zeit weit sicherer; seit einigen Jahren aber haben auch sie sich unmäßig verschuldet, theils weil sie ihren Ackerbauarbeiten eine übermäßige Ausdehnung geben wollten, theils weil sie auf Einmal statt alles Andern nur Zucker bauen wollten, was zwar das Einträglichste, aber auch das Kostspieligste ist. Es fiel ihnen aber nicht ein, mit Beschränkung ihres Luxus und ihrer unnützen Ausgaben, ihre Dampfmühlen und andere neue Maschinen zu bezahlen. Das wäre gut für die Kaufleute des Mutterlandes, für arme Bürger mit mäßigen Hoffnungen und strengen Grundsätzen, die Kolonialaristokratie aber hat das Hülfsmittel der Anlehen, der Anticipationen. Ueber die Zeit der Rückzahlung macht man sich keine Sorge. Das ist Alles ganz wie bei der europäischen Aristokratie. Es fragt sich jedoch nur, wie lange in den Kolonien die Sachen noch so fortdauern werden. Der Stand der Dinge in den Kolonien hat die Moral, die gesunde Politik und die Lehre von der Handelsfreiheit gegen sich. Die Kolonisten sind mehr und mehr bemüht, auch das verletzte Interesse ihrer Gläubiger gegen ihn in die Schranken zu rufen. Wer weiß; vielleicht fehlte nur noch dieß kleine Gewicht in der Wagschale, um Alles dagegen aufzubringen. Wir werden sehen.

Einstweilen, bis das ganze System zusammenstürzt, macht man sich Illusionen über die wahrscheinlichen Fälle der Zukunft; jeden Tag wächst die weiße Bevölkerung und sucht sich zu verstärken, indem sie an ihr unsicheres Geschick eine ziemlich große Anzahl Europäer knüpft, von denen mehrere allenthalben eine nützliche und ausgezeichnete Laufbahn hätten verfolgen können. Man sieht noch ziemlich oft Marineoffiziere, selbst aus den höhern Graden, und Verwaltungsbeamte der Hoffnung auf weiteres Vorrücken entsagen, und sich in die großen Pflanzerfamilien zurückziehen, wo sie mit offenen Armen aufgenommen werden, sich verheirathen, und als beinahe einzige Mitgift ihre Thätigkeit, ihre Energie und eine bewunderungswerthe Leichtigkeit mitbringen, die etwas grausamen Sitten der alten Vertheidiger der Sklaverei anzunehmen. Ehe sie in eine so gewagte Lage, die nicht ewig dauern kann, für immer sich zurückzogen, hätten sie sich die Gefahren dieses, man kann sagen, verzweifelten Entschlusses recht lebendig vorstellen sollen. Nicht bloß ein Negeraufstand ist zu fürchten, dieß Unglück kann durch ein kluges Benehmen leicht hinausgeschoben werden, aber eine andere Gefahr wird mit jedem Tage drohender, die Sequestration der Güter, auf denen man sie jetzt noch leben läßt. In der That schützt sie nichts vor der Gefahr, daß die Sitte, seine Schulden zu bezahlen, wie anders wohin, so auch einmal nach den Kolonien komme. Sie wissen wohl, daß die reichen Zuckerpflanzungen, in deren Besitz sie durch eine Heirath kommen, sehr in Gefahr stehen, in die Hände eines Rheders von Nantes oder Havre überzugehen, sobald früh

oder spät das Gesetz über das Herkommen siegt. Das kümmert sie aber wenig, man sagt sich Das, und bleibt doch in Betreff der Zukunft in der alten Sorglosigkeit; man macht mit dem künftigen Schwiegervater Jagdpartien ohne Ende; man trinkt bei der Rückkehr Weine aus den vier Theilen der Welt: man tafelt lange auf londoner Silbergeschirr, auf chinesischem oder Sevresporzellan; man läßt sich einwiegen von den Annehmlichkeiten des friedlichen, sorglosen Kreolenlebens, man gewöhnt sich an die schöne Sonne, den reinen Himmel der Tropenländer; man sagt dem Vaterlande, den Künsten, einem edlen Streben Lebewohl, man wird Pflanzer, und ist in der Lage, gelegentlich Sklavenhändler zu werden, was dann die letzte Weihe ist.

Es ist ein Glück für die Kolonien, daß sie so leicht Rekruten bekommen, etwas junges Blut kommt dadurch in den alten Körper, der zwar erst von gestern ist, und doch schon auf dem Punkte steht, nur noch eine Leiche zu seyn. Die Türken in Algier, die Mameluken in Aegypten machten es eben so: sie erfrischten die Kraft ihrer regierenden Kasten durch Aushebungen an den Orten, von wo sie selbst nach Afrika gekommen waren. Ein Tag kommt aber, wo diese fortdauernde Verjüngung eines Herrenvolks, dieß stete Ausbessern des Netzes der Sklaverei mit einem Male ein Ende nehmen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung der Erde.

(Fortsetzung.)

Auf der andern äußersten Seite von Südamerika finden sich kahle Ebenen anderer Art; es sind Dieß die Llanos, die Herr von Humboldt in seinen „Ansichten der Natur" so malerisch beschrieben hat. Diese Llanos (Steppen, Savanen oder Prairien) breiten sich bogenförmig von den Mündungen des Orenoko, durch San Fernando de Apure bis jenseit des Zusammenflusses des Rio Cagnon mit dem Jupura, also in einer Länge von 380 Stunden aus. Ihre Gränze im Norden ist die vom Meer der Antillen bespülte Küstenkette von Venezuela, im Westen die Andes und im Süden die Sierra Parime; ihre Breite hält 100 bis 130 Stunden. Sie bilden eine nach Osten offene, und im Norden, Westen und Süden von Ketten hoher Urgebirge umschlossene Binnenvertiefung. Ihre 200 Fuß über den Meeresspiegel erhobene Fläche, ist so eben als ob sie von einem lange darauf gestandenen Wasser abgeglichen worden wäre. Unter der heißen Zone, in der Nähe des Aequators gelegen, haben sie in der Jahreszeit eine glühende Atmosphäre; die Hitze ist dann, wegen der Sonnenstrahlen, die von dem fast aller Vegetation entblößten, rissigen Boden zurückprallen, erstickend; so wie in den Sandwüsten Asiens und Afrika's, erscheint auch hier durch die Wirkung der Luftspiegelung die Ebene wogend. Von Hunger und brennendem Durst gepeinigte Pferde laufen unruhig und leidend allenthalben umher.

Tritt die Regenzeit ein, so ändert sich die Scene urplötzlich; die befeuchtete Erde bekleidet sich wieder mit frischem Grün; die Flüsse, von denen die Ebene im Süden begränzt ist, schwellen nach und nach an, und bald bietet ein Theil der Wüste den Anblick eines großen Binnenmeers. Die Thiere, die vorher auf dem ausgedorrten, staubigen Boden fast vor Durst starben, sind gezwungen Schutz auf den Felsenbänken zu suchen, die sich hie und da aus dem Wasserspiegel erheben. Dann können große Fahrzeuge das Land durchsegeln, und bis auf 10 oder 12 Stunden weit ins Innere der Steppen vordringen. Ihr Flächeninhalt beträgt 45,300 Quadratlieues.

Der größte Theil dieser Savanen des Südens bietet nicht die Vorzüge der von Nordamerika; diese letztern sind der Länge nach vom Missouri, dem Arkansas und dem rothen Fluß der Natches bewässert, während der östliche Theil der südlichen nur der Quere nach von den Zuflüssen des Orenoko durchschnitten wird, von denen die am weitesten nach Osten gelegenen in der trockenen Jahreszeit nur sehr wenig Wasser haben. Deßhalb herrscht auch im Mittelpunkt dieser Steppen eine entsetzliche Dürre; nur der westliche Theil ist des Anbaues fähiger.

Die Llanos laden zu einer umherziehenden Lebensart ein und erhalten den Geschmack an derselben selbst in Gegenden, wo es keine milchgebenden Heerden gibt. Als Herr von Humboldt sie im Jahre 1801 durchreiste, gab es dort eine Menge von Räubern. Diese entvölkerten, aber reich mit Wild versehenen Ebenen boten ihnen Schutz und Unterhalt; nach Art der Beduinen übten sie ihre Räubereien zu Pferde. Wenn in den friedlichen Zeiten, wo Herr von Humboldt die beiden Amerika besuchte, die Llanos schon Räubern als Schlupfwinkel dienten, um wie viel mehr muß Dieß jetzt nach den Bürgerkriegen der Fall seyn, die jene Länder verheerten!

Die beiden unermeßlichen, an den beiden Spitzen von Südamerika gelegenen Flächen sind mit Gras bedeckt; es sind Dieß Savanen ohne Bäume. Die dazwischen liegende aber, die am Amazonenfluß und Rio Negro nämlich, ist den Aequatorialregen ausgesetzt und fast ganz mit dichten Waldungen bedeckt; denn das zugleich warme und feuchte Klima entwickelt eine Vegetation, mit der keine auf beiden Kontinenten den Vergleich aushält.

Unter 70° 37′ westlicher Länge von Paris und zwischen 1° und 2° nördlicher Breite befindet sich eine von Norden nach Süden laufende Erdenge, durch welche die Llanos mit dem Bassin des Amazonenflusses und des Rio Negro zusammenhängen und sich bis über den Aequator hinaus verlängern. Eben so befindet sich zwischen 12° und 20° südl. Breite eine andere Erdenge, durch welche die Ebenen des Amazonenflusses mit den Pampas zusammenhängen.

„Wenn die Ebenen des Amazonenflusses," sagt Herr von Humboldt, sich im Ganzen durch ihre großen und dichten Waldungen von den Llanos und Pampas unterscheiden, so ist man um so mehr überrascht von dem Zusammenhang der Savanen an ihren beiden äußersten Enden. Ihr Flächeninhalt beträgt 260,400 Quadratmeilen (20 auf den Grad). Unsere Steppen und Haiden, fährt Herr von Humboldt fort, geben nur ein schwaches Bild von diesen unermeßlichen Savanen des neuen Kontinents. Man fragt sich bei ihrem Anblick, ob diese unabsehbaren Flächen von der Natur für immer zu Weideplätzen bestimmt wurden, oder ob der Pflug und der Spaten sie einst der Kultur unterwerfen werden. Diese Frage scheint um so wichtiger, als die an beiden Spitzen von Südame-

rika liegenden Llanos die politische Vereinigung der Völker, die sie von einander scheiden, hemmen. Zwischenliegende Steppen befördern nächst dem Hirtenleben auch eine gewisse Rohheit und Wildheit, die sie der Civilisation von jeher angebauter Länder entfremden."

Herr von Humboldt glaubt, daß die zunehmende Vegetation der Bäume und der Anbau dikotyledonischer Pflanzen, wie Dieß die Erfahrung bereits gelehrt habe, die Ausdehnung des unbebauten Theils der Llanos vermindern werde, aber seiner Meinung nach werden die Menschen die Savanen wohl nie gänzlich verschwinden machen können. Ihr Gesammtflächeninhalt, das Patagonenland mitbegriffen, beläuft sich auf 622,300 Quadratlieues; wenigstens ein Drittel hievon, oder 207,000 Quadratlieues, wird aller Wahrscheinlichkeit nach wohl für immer unangebaut bleiben.

Das südliche Amerika hat keine eigentlichen Wüsten als die von Atama und Sechura an der Küste des großen Ozeans, und die von Pernambuco im Innern Brasiliens. Allein zahlreiche Gebirge und Felsen, steiniger und griesiger Boden, bieten ebenfalls große Strecken, die der Vermehrung des Menschengeschlechts nicht günstig sind; die Gebirge allein nehmen einen ungeheuren Raum ein. Rechnet man also alle Theile der südlichen Halbinsel der neuen Welt zusammen, die als unwirthlich oder nur wenig bewohnbar gelten können, so ergeben sich 250,000 Quadratlieues oder ein Sechstheil der Gesammtoberfläche.

Das Resultat für den gesammten Erdball wäre demnach folgendes:

In Europa	80,000
— Asien	877,250
— Afrika	748,000
— Nordamerika . . .	400,000
— Südamerika	250,000
	2,355,250

Da nun die Gesammtoberfläche dieser Festländer 6,293,000 Quadratlieues hält, so ergibt sich, daß mehr als ein Drittel der Erde der Vermehrung des Menschengeschlechts nicht günstig ist, und daß unter dieser Masse sich große, durchaus unbewohnbare Strecken befinden.

(Fortsetzung folgt.)

Zug der Engländer gegen wechabitische Seeräuber im persischen Meere.

(Schluß.)

Am 31 Febr. kamen endlich die lange erwarteten, von dem Imam von Maskate versprochenen Transportmittel an; sie bestanden aus 800 Kameelen und 200 Eseln, wenig genug, wenn man erwägt, daß alle Vorräthe während der ganzen Zeit der Entfernung von der Flotte durch ein Land fortgeschafft werden mußten, das keine Hülfsmittel irgend einer Art darbot; mit den Kameelen und Eseln kamen auch 1100 Mann Truppen an. Am 1 März fanden sich die Engländer bei Balad-beni-bu-Hassan ein, wo sie alles schwere Gepäck stehen ließen, und am 2ten erreichten sie die Stadt der Beni-bu-Ali. Kurz darauf stießen sie auf den Ort, wo das unglückliche Gefecht am 9 November, die Ursache dieses Zugs, vorgefallen war; viele halbverfaulte Körper, Skelette und kleine Fetzen von Tuch bezeichneten die Stelle. Um die Ordnung zu erhalten, rückten sie nur langsam vor, da der Feind Miene zu machen schien, sie auf demselben Fleck anzugreifen, obgleich die Engländer dießmal in bedeutend größerer Anzahl heranrückten. Der Feind sammelte sich hinter einer kleinen Erhöhung, und man sah seine Säbel, als er aus der Stadt zog, im Sonnenschein erglänzen. Es lag etwas ungemein Ergreifendes in dem Marsche über die Stelle, wo die Gebeine so mancher ehemaligen Kameraden bleichten.

Die englischen Truppen marschirten links und besetzten ein Dattelwäldchen, während die Araber allmählich aus ihren Verschanzungen herausrückten und ein zweites Dattelwäldchen besetzten, das sich bis an die Verschanzungen hinzog. Der Marsch der Araber war so sonderbar, daß die Engländer anfangs glaubten, sie suchten zu entwischen. Da sie sich indeß auf der Flanke der Engländer mit Macht sammelten, so mußten diese ihre Stellung ändern, und vier Zwölfpfünder eröffneten nun ein Feuer, theils gegen die im Dattelwäldchen sich anhäufenden Feinde, theils gegen eines der Außenwerke, um deren Festigkeit zu erproben. Zugleich rückte die Infanterie an, ein Bataillon hinter dem andern, um den Feind aus seinem Dattelwäldchen zu vertreiben; nun aber kamen die Araber, ungefähr 800 bis 1000 Mann stark, dem Angriff zuvor. Ein wohlunterhaltenes Feuer streckte sie haufenweise nieder, hielt aber den Andrang der übrigen nicht auf. Sie stürzten sich auf die Reihen der Engländer, faßten ihre Waffen mit beiden Händen, um sie zu durchbrechen, und opferten sich selbst auf, um ihren Feind noch niederzuhauen, der ihnen das Bajonett in den Leib stieß. Daß ihnen dieser kühne Angriff zum Theil gelang, erhellt zur Genüge daraus, daß alle gefallenen englischen Soldaten mit dem Säbel niedergehauen waren. Als die Wuth des Angriffs erschöpft war, zog sich der Feind zurück, jedoch nicht in ungebührlicher Eile, sondern gemessenen Schrittes. Noch ehe das Feuer ganz aufgehört hatte, sah man Weiber unter den Todten und Sterbenden umhergehen, ohne auf die drohende Gefahr zu achten; sie führten ihre todten und verwundeten Freunde mit sich fort, ein Dienst, den stets die Araber sich gegenseitig leisten. Es scheint sogar wahrscheinlich, daß Weiber mit bei dem Angriff waren, denn man fand zwei oder drei unter den Todten, und viele waren verwundet.

Dieser glänzende Angriff war die letzte große Anstrengung der Beni-bu-Ali zur Vertheidigung ihrer Familien und ihrer Heimath; bald hatten die Engländer die Außenwerke in Besitz, und da man bemerkte, daß Einige aus dem hintern Theile des innern Forts zu entkommen suchten, so ward Dieß umringt, und das Feuer begann nah an den Mauern. Da keine Hoffnung auf Widerstand mehr vorhanden, so erhob sich nun ein durchdringendes Wehgeschrei der Weiber von Innen, und lautes Bitten um Aman (Gnade)! Diese ward augenblicklich gewährt, und man ließ, um alle Unordnung zu vermeiden, Niemand hinein, bis das vom Gefecht erhitzte Blut sich abgekühlt hatte. Einige wenige Offiziere gingen hinein, um die Männer zu entwaffnen. Mohammed ben Ali, der ältere Sheikh, kam hervor und übergab sein Schwert mit dem Ausdruck der unwandelbarsten Ruhe im Gesichte, den Arm trug er in einer Schlinge, wegen der Wunde, die er im Gefechte vom 10 Febr. erhalten hatte. Sein Bruder Kadmin lag neben ihm durch beide Beine geschossen und in großen Schmerzen; er scheint als Soldat der Liebling des Stammes gewesen zu seyn, denn stets war er voran im Kampfe; er hatte die beiden letzten Angriffe auf die Engländer angeführt, so wie den frühern vom 9 Novbr., worin das englische Detaschement vernichtet worden war. Im Fort fanden sich 256 Männer, wovon beinahe die Hälfte verwundet war. 561 Weiber und 447 Kinder; ungefähr 800 Mann mögen entkommen seyn. Die Beni-bu-Ali berechneten ihren Verlust auf 500 Todte, der Imam von Maskate aber, der die Todten zählen ließ, behauptete, es seyen nahe an 500 auf dem Schlachtfelde gelegen. Der Verlust der Engländer betrug 27 Todte und 169 Verwundete.

Auch die Weiber dieses bemerkenswerthen Stammes scheinen die Ausdauer und den Muth der Männer zu besitzen; Viele mußten ihre Gatten oder Kinder verloren haben, doch zeigte keine äußerlich ihren Kummer, und das Wehgeschrei abgerechnet, das sie erhoben, als sie den Augenblick ihres Todes nahe glaubten, ließen weder sie noch ihre Kinder eine Klage hören oder eine Thräne fallen. Die Männer verrichteten bei Sonnenuntergang, in Reihen niedergekniet, ihr Gebet wie gewöhnlich,

und schienen so darein versunken, als dächten sie gar nicht mehr an die umherliegenden Opfer des blutigen Kampfes. Die Leute aus Maskate und viele andere Unterthanen des Imams gehören zwar nach allen Kennzeichen ganz zu demselben Volke, haben dieselben Gewohnheiten, leben in demselben Klima und von derselben Nahrung, besitzen aber durchaus nicht den hohen Muth, der die Wechabiten von jeher, und selbst jetzt noch bei dem Sinken ihres Glaubens auszeichnet. Die Engländer selbst beklagten, daß sie bei der tief gesunkenen Sittlichkeit in Persien und den benachbarten Ländern selbst noch wesentlich zur Vernichtung solcher Reformatoren, wie die Wechabiten sind, mitwirken mußten. Die Beeinträchtigungen, über welche sich die Engländer von Seite der Wechabiten zu beklagen hatten, hatten aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Quelle bloß in ihrer Armuth, denn nie wollten sie einen Religionskrieg führen. Oft hörte man sie zu den Engländern sagen: „Wir können wohl in Frieden mit Euch bleiben, denn unser Krieg ist kein Religionskrieg, aber mit dem Imam von Maskate können wir nicht Frieden schließen, denn er bekriegt uns wegen unseres Glaubens."

Man verband die verwundeten Gefangenen, aber alle, selbst in den gefährlichsten Fällen, weigerten sich eine Amputation vornehmen zu lassen, indem sie erklärten, sie zögen den Tod dem Verlust eines Gliedes vor. Den Weibern ward bald bedeutet, daß sie gehen könnten, wohin sie wollten; sie zögerten Anfangs, in der Nacht vom 8ten entfernten sich aber alle. Ein Theil des zweiten Regiments ward nun abgesendet, um die Ueberreste der am 9 Novbr. vorigen Jahres Gefallenen zu beerdigen. Viele von den Schädeln hatten sehr tiefe Einschnitte, an andern waren beträchtliche Stücke weggehauen, was bewies, daß der Säbel seine Arbeit nur allzu gut verrichtet hatte. Vor dem Abmarsche wurden noch die Werke der Beni-bu-Ali gesprengt, und die schwer ins Gewicht fallenden Vorräthe, so wie die Kanonen vernichtet. Als man die Minen in Bereitschaft setzte, glaubten die Gefangenen und die Weiber, sie sollten in dem Werke der Zerstörung mitbegriffen werden, und Einige fragten, wann Dieß stattfinden würde. Am 7ten begann der Rückmarsch nach Suhr, der wegen Fortschaffung der Verwundeten höchst mühsam und beschwerlich war. Alle Weiber von Balad-beni-bu-Ali begaben sich nach Bu-Hassan, obgleich die beiden Stämme im Kriege zu seyn vorgaben, was wahrscheinlich bloß deßwegen geschah, weil sie als gute Freunde des Imams erscheinen wollten, der mit bedeutender Macht die Engländer begleitete. Auf dem Hinmarsch hatte sich dieß Dorf ziemlich feindselig gezeigt, jedoch keinen eigentlichen Angriff gewagt. Am 11ten trafen die Engländer wieder bei Suhr ein. Diejenigen Gefangenen, welche sehr jung oder alt, verwundet waren, und nicht gerade zu den Kühnsten gehörten, ließ man hier bei dem Imam von Maskate, der strenge Versicherungen geben mußte, daß sie nicht mißhandelt werden sollten. Die Verwegensten, nebst den beiden Anführern, ungefähr 150 an der Zahl, wurden nach Bombay geschickt.

Vermischte Nachrichten.

Vor Kurzem wurde bei nächtlicher Weile in den Straßen von Paris eine Weibsperson, Namens Gerbier, aufgegriffen und vor die Polizeibehörde gestellt, wo sich folgendes Verhör ergab: Der Polizeikommissär: „Sie ist eine Heimathlose? — Gerbier: Es ist wahr, Herr Kommissär, ich habe seit sieben Jahren keine Heimath. — Kommissär: Wie lebt Sie aber? — Gerbier, lebhaft: Et nun, man lebt wie man kann, wenn man nicht kann, wie man will. Mein Geschäft erlaubt mir nicht, einen festen Aufenthalt zu wählen; ich ziehe auf dem Lande herum, und verkaufe Nähnadeln, Stecknadeln, Bilder und gypsene Heilande. Ich bin bald da, bald dort; wenn ich verkauft habe, zahle ich mein Essen und Nachtlager im Wirthshause, und habe ich Nichts verkauft, so esse ich Nichts und schlafe unter freiem Himmel, wenn mir nicht eine gute Seele um Gotteswillen zu essen gibt und mich bei sich schlafen läßt. So lebe ich schon sieben Jahre, und wie Sie sehen, befinde ich mich dabei nicht so übel. — (Die fahrende Krämerin ist in der That keine üble Person.) — Kommissär: Was wollte Sie in Paris thun? — Gerbier: Mein Gott, ich wollte meine Boutique wieder vollständig machen, Nadeln, Bilder und Gypsheilande einkaufen. — Kommissär: Was machte Sie Morgens zwei Uhr in der Straße St. Honoré, wo Sie verhaftet wurde? — Gerbier: Ich schlief auf einer guten steinernen Bank im Mondscheine. — Kommissär: Sie konnte aber in einem Wirthshause übernachten, wo man um eine Kleinigkeit aufgenommen wird. — Gerbier: Aber mein Herr, Sie bedenken nicht, daß ich nur 30 Sous in der Tasche hatte, und wenn ich diese für ein Nachtlager aufgegeben hätte, womit hätte ich denn meinen Kram wieder vollständig machen sollen, sagen Sie? — (Allgemeines Gelächter.) — Ungeachtet dieser Einwendungen verurtheilte der Gerichtshof die Gerbier zu vierzehn Tagen Gefängniß und fünfjähriger Polizeiaufsicht.

*

Kapitän Hall erzählt in der unlängst erschienenen neuen Fortsetzung seiner Reise-Erinnerungen (Fragments of Voyages and Travels 3 Vols. 12. 1833), auf die wir demnächst zurückkommen werden, von einem Tiger, der in einer der englischen Residentschaften in Indien aufgezogen worden war, Folgendes: „Wir hatten sehr gute Gelegenheit, in der Nähe der Residentschaft unsere Beobachtungen an einem Tiger anzustellen, der eines der schönsten Thiere dieser Art war, die man sehen konnte. Man hatte ihn ein oder zwei Jahre vorher noch ganz klein in den Dschongeln eingefangen und hier in einem Käfig aufbewahrt, der so groß wie ein europäisches Wohnzimmer war, und dem Thiere Raum genug zu allen beliebigen Sprüngen ließ, wenn es sich an dem reichlichen Fraße, den es erhielt, gütlich that. Man gab ihm täglich ein Schaf, und außerdem noch manchen guten Bissen, der gerade übrig war. Ein Schaf in Indien aber ist um etwa zehn Prozent kleiner als ein englischer Hammel, und daher fein gar zu übermäßiges Futter für einen vier Fuß hohen Tiger. Die jungen Leute in der Residentschaft pflegten ihn gelegentlich so lang zu reizen, bis er in Wuth gerieth, und dann mit aller Gewalt an den eisernen Gittern hinauffuhr, wobei er ein so lautes Gebrüll ausstieß, daß die Pferde in den benachbarten Ställen voll Angst zu zittern und zu schnauben begannen. Und in der That selbst mit der vollen Zuversicht auf die Festigkeit des Gitters, hinter welchem der Tiger umhertobte, konnte man nicht ohne Entsetzen nahe dabei stehen, und zuverlässig würde er ein Halbdutzend von uns kurz und klein zerrissen haben, wäre die Thüre nur einen Augenblick offen gestanden. Was ihm aber mehr lästig fiel, als die Stöcke, mit denen wir ihn aus seiner Ruhe aufstörten, oder als die Hammelsknochen, mit denen wir ihm Tantalusqualen bereiteten, war eine Maus in seinen Käfig zu bringen. Keine nervenschwache Hofdame kann größern Schrecken bei dem Anblick einer Spinne empfinden, als dieser prächtige Königstiger verrieth, wenn er eine Maus zu Gesicht bekam. Wir kamen auf den boshaften Einfall, das kleine Thier mit einem Faden an das Ende eines langen Stabes zu binden und es so dem Tiger dicht vor die Nase zu halten. In dem Augenblick, als er die Maus erblickte, sprang er auf die entgegengesetzte Seite hinüber, und als man sie auf ihn zulaufen ließ, duckte er sich in eine Ecke, und begann dergestalt zu zittern und vor Angst zu brüllen, daß wir aus reinem Mitleide mit dem armen Thier unser grausames Spiel aufgaben. Lange gaben wir uns vergeblich die Mühe, ihn aus dem Winkel hervorzutreiben und von einem Ende des Käfigs nach dem andern über den Boden hinschreiten zu machen, auf welchem die Maus hin und her lief. Nur mit Hülfe einer Rakete gelang es uns endlich ihn aufzujagen; allein statt von einer Seite des Käfigs nach der andern zu gehen, oder den Gegenstand seiner Furcht durch eine Ausbeugung zu vermeiden, machte er lieber einen Sprung in die Höhe, daß sein Rücken fast an die Decke seines Gefängnisses stieß."

*

Dr. Civial, der Erfinder der Lithotritie, legte in einer der letzten Sitzungen der französischen Academie der Wissenschaften das Ergebniß seiner Heilmethode des Steines durch Zermalmung desselben in der Blase vor, woraus sich ergab, daß während der Jahre 1831 und 1832 in der unter seine Leitung gestellten Abtheilung des Hospitales Necker 55 mit Stein behaftete Kranke und 20 davon lithotritisch behandelt wurden, wovon keiner starb; an 4 wurde der Steinschnitt vorgenommen und nur zwei derselben kamen davon; von 11 endlich, die sich keiner Operation unterwerfen wollten, starben 6. Unter den Erstern befand sich eine Frau, die aus unbegreiflicher Verirrung der Einbildungskraft sich selbst eine große Menge kleiner Kiesel in die Blase gebracht hatte, und zwar glücklich wieder davon befreit wurde, aber nicht ohne mehrern sehr schmerzhaften Operationen sich unterwerfen zu müssen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 146. 26 Mai 1833.

Die Gesandtschaft des persischen Prinzen Khosrew Mirza nach Petersburg.

4. Ankunft in Petersburg.

Der 16 (4) August war zum Einzuge des Prinzen in Petersburg bestimmt. Er sollte sich von Peterhof zur See dahin begeben. Bekanntlich liegt dieser Palast am baltischen Meere, Kronstadt gegenüber, und hier war es, wo einst Peter III bei dem vergeblichen Versuche dem Schicksale zu entrinnen, das Katharina ihm bereitet hatte, sich einschiffte. Vom frühen Morgen an wogte eine unabsehbare Volksmenge an den Ufern der Newa; der englische Kai, die Isaakbrücke waren von einer Menschenmasse bedeckt, die dem Fremden schon durch die bunte Mannichfaltigkeit ihrer Trachten und die grelle Mischung von Barbarei und modernem Geschmack ein seltsames Schauspiel gewähren mußte: da sah man Bärte, Schaffelle, Kastane und Fräcke und reichgestickte Uniformen neben einander; Weiber, hohen und kräftigen Wuchses, mit Hauben von Sammet und Gold, oder die Haare mit den häßlichen kleinen Tüchern von rother, blauer oder grüner Seide bedeckt, oder lange und schmächtige Gestalten mit neuen Strohhüten, was oft auf einem einzigen Leibe eine wunderliche Mischung von zwei Jahrhunderten machte; endlich mitten unter diesem bunten Europa das der neuen Gesittung noch immer ferngebliebene Asien, das seine Kaschmirmagazine in der Newsky-Perspektive verlassen hatte, und mit unwandelbarem Ernst herbeigekommen war, die Demüthigung des Halbmondes mit anzusehen. Diese in Rußlands Hauptstadt verpflanzten Perser, die vom Vater auf den Sohn von ihren Königen hatten erzählen hören, wie wir von den Erzengeln, waren bei dem Schauspiele, das sich hier vorbereitete, nicht am wenigsten interessirt.

Und nun denke man sich diese Volksmenge längs einem Flusse hin ausgegossen, der so breit wie die Themse und wie sie mit einem Walde von Masten bedeckt ist, aber vor ihr sich dadurch auszeichnet, daß er seinen majestätischen Lauf und sein klares Gewässer zwischen prächtigen Kais von Granit hinwälzt. Zu beiden Seiten seiner Ufer erheben sich die prachtvollsten Paläste; dort das Roß Peter des Großen auf seinem Felsen sich bäumend, die schimmernden Säulen der Isaakskirche, die man unter die Weltwunder zählen will, noch weiter hin das Admiralitätsgebäude, dessen goldene Spitze am Himmel funkelt, der alte Winterpalast und dann wieder Paläste. Sicherlich mußte Khosrew auf dem Verdecke seines Schiffes von diesem zauberhaften Anblick hingerissen, geblendet werden, dem stolzen Ernst des Asiaten zum Trotz, der sich allen Wundern der Civilisation gegenüber den Schein gleichgültiger Unempfindlichkeit zu geben pflegt. Man glaubte, der Prinz würde um Ein Uhr ankommen; allein schlechtes Wetter ließ ihn erst um vier Uhr zu Peterhof sich einschiffen. Dieser Verschub ermüdete die Neugier der Bevölkerung keineswegs, die sich noch an den Ufern der Newa drängte, als man Abends gegen sieben Uhr an der Ecke des englischen Kai's die Rauchsäulen eines Dampfschiffes aufsteigen sah, das eine prächtige kaiserliche Yacht im Schlepptau führte, von deren drei Masten die gelbe persische Flagge wehte.

Khosrew Mirza und sein Gefolge saßen oder kauerten, wenn man will, auf dem Verdecke. Bei ihrer Annäherung bestiegen der Militärgouverneur von St. Petersburg, der Chef der Admiralität und der General-Polizeidirektor Barken, und umgaben die Yacht in dem Augenblick, wo sie vor der Isaakbrücke hielt. Hier befand sich eine prachtvolle Schaluppe, mit vierundzwanzig Ruderern bemannt; der Prinz bestieg sie, und in diesem Augenblick zog die Schaluppe die persische Flagge auf, und die Yacht, auf der der Löwe Persiens dem russischen Adler wieder gewichen war, grüßte die Schaluppe mit einundzwanzig Kanonenschüssen, während die Zöglinge der Marineschule, in dem Tauwerke hangend und von den Spitzen der Mastbäume, ein dreifaches Hurrah erschallen ließen. Als die Schaluppe an der Festung vorüberkam, wurde sie abermals von einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßt. Sie legte vor dem taurischen Palaste an, wo für den Prinzen Gemächer mit allem orientalischen Luxus eingerichtet worden waren. Man darf nicht vergessen, daß dieser wunderschöne Palast von dem Zauberer Potemkin in der einzigen Absicht erbaut wurde, der großen Katharina einen Ball zu geben. Alles ist dort noch von dem Zauber eines Festes überhaucht, und mitten in den Sälen blüht noch immer ein lieblicher Garten.

Als Khosrew ans Land stieg, fand er zwölf nach persischer Sitte reich angeschirrte Pferde. In dem Augenblicke aber, wo er sich auf das prächtigste derselben schwingen wollte, sah er auf der andern Seite des Flusses langsam einen Leichenwagen hinziehen, dem nach der Sitte einige zwanzig Männer in schwar-

zen Mänteln, mit Fackeln in den Händen folgten. Ueberrascht von diesem Anblick, fragte er, was Dieß zu bedeuten habe? General Graf Suchtelen, der vom Kaiser dem Prinzen beigegeben war, und der glücklicherweise die abergläubische Sinnesart der Perser kannte, erwiederte dem Prinzen, dieser Zug sey eines der zu Ehren seiner Ankunft angestellten öffentlichen Feste. Nachdem der Prinz das Pferd bestiegen hatte, ritt er mit all der Anmuth und Sicherheit, durch die sich seine Nation auszeichnet, durch das Spalier hin, das von den kaiserlichen Garderegimentern zwischen der Newa und dem Palaste gebildet worden war, indem er im Vorüberreiten an die Soldaten dieselben russischen Worte richtete, mit denen sie der Kaiser zu begrüßen pflegt. Der Großmarschall des Hofes, Cyrill Narischkin, empfing den Prinzen am Eingange des Palastes und geleitete ihn nach seinen Gemächern.

Die feierliche Audienz sollte erst sechs Tage später erfolgen. Während dieser Zeit suchte man den Prinzen durch alle möglichen Vergnügungen zu unterhalten. Man führte ihn auch in die vorzüglichsten öffentlichen Anstalten, unter denen ihn, da er weder ein sonderlicher Kunstfreund noch Kunstkenner war, das Arsenal am meisten entzückte. Je weniger der Mensch civilisirt ist, desto mehr freut er sich an den Zerstörungswerkzeugen des Krieges; es steht aber auch der Barbarei nichts so nahe als der Krieg. Man führte ihn auch in das schöne Theater von Kameni-Ostrow, eine der herrlichen Inseln, die von den Armen der Newa gebildet werden, und die, wie sie einst öder und unfruchtbarer Sumpfboden waren, jetzt mit Palästen, Lusthäusern, Dörfern und englischen Gärten bedeckt sind. Der Prinz wie sein ganzes Gefolge schienen an dieser Unterhaltung großes Vergnügen zu finden. Die Decoration, die Musik, die Tänze, Alles bezauberte ihn, obgleich Petersburg in keinem dieser Stücke etwas Ausgezeichnetes besitzt. Die russische Schauspielergesellschaft spielte zum erstenmal an dem Abende, wo Khosrew der Vorstellung beiwohnte, und sehr arm, vorzüglich an Sängern, wurde sie nur von einem sehr mittelmäßigen Ballet unterstützt; allein für Perser war es immer noch eine pariser Oper.

Am 19 (7) sollte eine Fregatte vom Stapel laufen. Da der Prinz vor seiner Auffahrt bei Hofe sich nicht in der Gesellschaft des Kaisers befinden konnte, so wurde zunächst dem Orte, wo Se. Majestät dieser Feierlichkeit beiwohnen wollte, ein Zelt aufgeschlagen, von dem aus Se. Hoheit dieses imposanten und ohne Zweifel ihm ganz neuen Schauspieles genießen konnte.

Man wird bemerken, daß man die persische Gesandtschaft erst von Stufe zu Stufe und gleichsam durch eine Menge von Vorhöfen führte, ehe die Anschauung des kaiserlichen Antlitzes ihr unmittelbar vergönnt wurde. Durch eine Menge von Wundern sollten erst ihre Augen geblendet werden, bevor man ihnen den Gebieter über alle diese Schätze, den Herrn so vieler Länder, den Gott, der über aller dieser Herrlichkeit waltete, erblicken ließ. Man wollte seinen Gästen Zeit lassen, erst gehörig von Ehrfurcht und Bewunderung durchdrungen zu werden, bevor man sie dem Kaiser nahen ließ. Für Den, der herrschen will, ist Alles Berechnung.

Die französischen Antillen.

1) Die Weißen.

(Fortsetzung.)

Nach der Klasse der großen Pflanzer, welche am Boden festhalten, und aus Mangel an Käufern nicht mehr loslassen können, auch wenn sie wollten, kommen die Leute, die in den Kolonien ihr Glück zu machen gedachten, und nicht allen Gedanken an Rückkehr in ihr Vaterland aufgegeben haben. Das sind entweder mittelmäßige Pflanzer, die nicht allzuviel Schwierigkeit fänden, ihre Güter los zu werden, oder Kaufleute, Aerzte, Advokaten, kurz alle Diejenigen, welche sich bemühen reich zu werden, gleichviel durch welche Industrie es sey, und die nicht zu viele Verhältnisse anknüpfen, um bei dem Tage der Abfahrt sie leichter abbrechen zu können. Sie haben indeß gut sich zur Abfahrt rüsten; gewöhnlich hält sie ein sehr ernstes Hinderniß ab, die falsche Scham, um, wie sie Europa verlassen hatten, dahin zurückzukehren. Sie waren abgereist, um ihr Glück zu suchen, Dieß war ihnen mißglückt, wie sollten sie sich nun ihren guten Eltern zeigen, die sich goldene Berge von ihnen versprochen hatten? ... Man muß sich überzeugen, daß es bei den Antipoden nicht leichter ist, Schätze aufzuhäufen, als in der alten Welt: die Revolutionen der letzten 40 Jahre haben nur allzuviele Menschen nach der neuen Welt getrieben. So wird begreiflich, was die Einwohner von Mauritius sagen wollen, wenn sie in einer etwas orientalischen Redefigur von einer magischen Kette sprechen, die ihre Rhede umschließe, um allen Denen, welche aus diesem jetzt beinahe verfluchten Lande fliehen wollen, den Ausgang zu versperren.

Die Wuth Geld aufzuhäufen, ist der besondere Charakterzug dieser widerwilligen Kolonisten, und diese Wuth verblendet sie nur allzuoft über die Mittel zum Erfolg. Man könnte ehrenvolle Ausnahmen anführen, aber der größere Theil rühmt sich mit allzuviel Naivetät, daß sie das atlantische Meer nicht bloß der Luftveränderung wegen überschritten haben. Gegen diese Leute ist wohl das Wort gerichtet, das ein redlicher Kreole im Unmuth aussprach, und das auf Mauritius sehr bekannt ist: „Es gibt keine ehrlichen Leute auf der Insel, als die zu Lande hergekommen sind.“ Diese Leute, die mit Allem, mit Prozessen und Medizinen, wie mit Wein und gesalzenen Fischen spekuliren, haben den Ruf der Kolonien verdorben, die sie stets nur als augenblickliche Aufenthaltsorte betrachten. Sie leben in den Häfen, und der Fremde stößt zuerst auf sie. Daher kommt die unvermeidliche Ungerechtigkeit, daß man den wahren, bleibenden Kolonisten die Eigenschaften abspricht, die ihnen wirklich zukommen, nämlich Gastfreundschaft gegen Neuangekommene, Einfachheit, Herzlichkeit und eine instinktartige Zufriedenheit mit einem auch untergeordneten Lebensverhältnisse, die ihnen die Erbschaft einer wenn auch kleinen Pflanzung unter einem so milden Himmel bietet. Diese Kolonialtugend, die schwerste und ausgezeichnetste unter allen, ist den eingedrungenen Kolonisten, welche nach den Worten des Sprüchworts nicht zu Lande gekommen sind, völlig fremd. Diese sprechen ohne Unterlaß davon, jetzt ihr Geld aus dem Spiele zurückzuziehen, kündigen jedes Jahr ihre Einschiffung

nach Europa an, und schiffen sich niemals ein. Auch prophezeihen sie gern den Sturz der auf Sklaverei gegründeten Niederlassungen, und weil sie sich den Unfällen der Zukunft zu entziehen hoffen, betrachten sie solche mit ungetrübterem Auge.

In die letzte Reihe dieser Klasse von Kolonisten, welche die Hoffnung auf Rückkehr noch bewahren, kann man die sogenannten Pacotilleurs setzen, die oft glücklicher sind, weil sie unaufhörlich kommen und gehen, und von Zeit zu Zeit wieder auf der Küste Europa's erscheinen. Dieß Geschlecht ist indeß ohne tiefere Liebe für irgend eine Heimath in der Welt; selbst ihr heimathliches Dorf würden sie nur dann gern wieder sehen, wenn sie großen Reichthum darin zur Schau tragen könnten: sie sind gewöhnlich schweigsam, gewandt, schlau und trotzen allen Gefahren, wenn sie auf beträchtlichen Gewinn rechnen können. Es sind die Zigeuner des Meeres.

Am äußersten Ende der Kolonialhierarchie stehen die sogenannten kleinen Weißen. Ihre niedern Beschäftigungen, ihre Sitten, ihr Patois, und selbst die Farbe ihres Gesichts, ihrer Hände und ihrer nackten Füße, die sie oft der Sonne aussetzen, nähern sie in der That sehr den Mulatten, so sehr sie sich auch durch ihren Stolz, ihren Uebermuth und ihre wüthenden Predigten über die Nothwendigkeit, die bestehende Classifikation beizubehalten, von ihnen trennen. Sie hängen an dem Boden, wie die großen Pflanzer, obgleich aus einem ganz andern Grunde, weil sie nämlich in der Regel nichts kennen als ihr Mutterland, oder die Kosten einer Reise nicht bestreiten könnten. Uebrigens sind sie gegen Hunger geschützt, wenn sie auch gar nichts arbeiten, der öffentliche Schatz deckt sie gegen äußerste Armuth; sie sind die Lazzaronis der Tropenländer.

(Schluß folgt.)

Französische Literatur.

Reisen in Kleinasien, Palästina und Aegypten, von Michaud.

Es ist ein sonderbares Ereigniß, einen alten Mann, nachdem er sein Leben im Studium einer geschichtlichen Epoche zugebracht und das Resultat seiner Arbeiten bekannt gemacht hat, plötzlich zum Wanderstabe greifen und die Orte bereisen zu sehen, die er beschrieben hatte, ohne sie gesehen zu haben; er endet, womit er beginnen sollte. Aber es ist ein nur allzu gewöhnliches Schicksal gelehrter Männer, daß sie erst dann in Besitz der Mittel zur Ausführung ihrer Plane gelangen, wenn es zu spät ist und ihre Kräfte ihnen versagen. Doch bleibt es immerhin ein ehrenwerther Beweis von wahrer Anhänglichkeit an die Wissenschaft, die so oft nur ein Mittel zu andern Zwecken ist, und was auch die Aufschlüsse seyn mögen, welche die Wissenschaft von den Reisen eines Mannes, dessen Laufbahn zu Ende geht, sich zu versprechen hat, so kann man seine Achtung einem Entschlusse nicht versagen, der für den Greis so schwer seyn mußte. Herr Michaud wollte die Gegenden besuchen, die in den Kreuzzügen den Schauplatz der Ereignisse bildeten, und reiste im Anfange des Jahres 1830 nach Kleinasien ab, von wo er Konstantinopel besuchte, und dann durch Anatolien und Caramanien nach Palästina wanderte; er schloß seine Reise mit Aegypten, von wo er nach zweijähriger Abwesenheit nach Paris zurückkehrte. Er gibt jetzt gemeinschaftlich mit Herrn Poujoulat, seinem Sekretär, der ihn auf seiner Wanderung begleitete, die Resultate seiner Beobachtungen in einer Reihe von Briefen heraus, welche der Anzeige nach von den Orten aus an ihre Freunde geschrieben sind, übrigens viele Spuren einer spätern Ueberarbeitung an sich tragen. Der erste Band des Werkes ist gerade unter dem Titel „Correspondance d'Orient" erschienen; er enthält die Reise im ägeischen Meere, den Aufenthalt in Smyrna, in Ephesus und Troja; der zweite Band soll die Korrespondenz von Konstantinopel, der dritte die Reise nach Jerusalem, der vierte bis sechste den Aufenthalt in Syrien, Palästina und Aegypten enthalten. Der bis jetzt erschienene Theil ist wahrscheinlich der unbedeutendste, weil er Gegenden betrifft, welche oft besucht worden sind, weil der Verfasser sich nicht lange genug in ihnen aufhielt, weil endlich seine Studien ihn weniger darauf vorbereitet hatten, als auf die übrigen Theile der Reise. Die Zeit, in der das Werk erscheint, ist ihm ungemein günstig, da die neuesten Ereignisse es eigentlich zu einer Gelegenheitsschrift machen. Denn Wen sollte es nicht interessiren, die Schilderung des Zustandes jener Länder, in der dem gegenwärtigen Krieg unmittelbar vorangegangenen Epoche, von der Feder eines kenntnißreichen und erfahrenen Mannes zu erhalten? Franzosen sind zwar im Allgemeinen schlechte Reisebeschreiber, ihre Eindrücke ermangeln der Naivetät und Lebhaftigkeit, und um diese zu ersetzen, ergießen sie sich in rhetorische Deklamationen. Sie haben nicht den Takt, das wahrhaft Interessante fremder Sitten und Meinungen aufzufassen, sind zu viel mit sich selbst und zu wenig mit den Dingen um sich her beschäftigt, und nehmen die Welt zu sehr wie ein Schauspiel, bei dem die Hauptsache die Empfindung ist, die es dem Zuschauer mittheilt, und das der Mühe nicht werth ist, daß man sich um die Ursachen und die tiefer liegenden Verhältnisse bekümmert, von denen jener oberflächliche Eindruck nur die unmittelbarste Außenseite anzeigt. Unsere beiden Reisenden theilen diese Fehler in gewissem Maße, dabei haben sie noch den besondern Nachtheil, daß sie die Sprachen der Länder, welche sie bereisten, nicht verstanden. Bei dem Allem ist es nicht ohne Interesse, ihre Bemerkungen über die Gegenden, welche sie gesehen haben, zu lesen, und das Neue, was sie enthalten, aufzuzeichnen.

Die Reisenden begannen ihre Wanderung mit Navarin und Modon, welche sie im elendesten Zustande fanden, von französischen Garnisonen besetzt, die aus langer Weile die umliegenden Felder bebauten. Die wenigen Einwohner, welche sie trafen, waren der Auswurf der Inseln, und mehr ein zusammengelaufenes Gesindel von Mätern, Krämern und Dieben, als eine eigentliche Bevölkerung; von da schifften sie an Morea hin, und geben einige interessante Nachrichten von den Sitten der mainotischen Seeräuber, die, auf einem undankbaren Boden wohnend, das Meer als ihr Feld, die Schiffe als ihre Aernte ansehen, und wenn sie eben nichts Besseres zu thun haben, sich unter einander selbst schlagen. Alle Häuser sind mit Schießscharten versehen, alle Bewohner gehen bewaffnet, den Kopf mit eisernen Sturmhauben bedeckt, und in erdfarbigen Kleidern, damit man sie nicht von den Felsen unterscheide. Die Priester machen die Seeräuberzüge mit, um den dem Herrn gebührigen Zehnten zu erheben. In Napoli di Romania trafen sie Capodistrias, mit dem Michaud eine Unterredung hatte, die ausführlich gegeben ist, aber seit dem Tode dieses Staatsmannes von keinem Interesse mehr seyn kann; sie besuchten die Ruinen von Argos, Mycene und Tyrinth, wo damals noch die cyclopischen Mauern standen, die aber seitdem durch die barbarische Aufklärerei des Direktors der Agrikulturschule, welche Capodistrias gestiftet hatte, niedergerissen und zu den Gebäuden des Institutes verwendet wurden; was die Griechen und Römer, die Kreuzfahrer, die Venetianer und die Türken respektirt hatten, wurde so von einem Neugriechen zerstört. Aehnliche Beispiele werden viele in diesem Lande aufgeführt, und der Handel, der mit den Fragmenten alter Gebäude in Smyrna getrieben wurde, lebhaft dargestellt. Hierauf begaben sie sich nach Athen, das sie in den Händen der Türken und im traurigsten Zustande fanden. Sie irrten einige Zeit in den Ruinen umher, befanden sich aber endlich in nicht geringer Verlegenheit, als sie in der zerstörten Stadt nirgend Etwas zu essen bekamen; sie standen auf dem alten Marktplatz, und sahen vor sich eine wohlerhaltene antike Marmortafel, die den Preis der Lebensmittel anzeigte; aber Käufer und Verkäufer waren verschwunden. Ihr Diener rieth ihnen endlich sich an den türkischen Kommandanten, einen gastfreien Mann, zu wenden; sie gingen zu ihm, fanden in ihm einen gutmüthigen kurdischen Obristen, der den historischen Fragen der Reisenden, die, im Vorbeigehn gesagt, absurd genug waren, wenig Gehör schenkte, ihnen aber dafür zu essen gab, so gut er es vermochte. Michaud wollte seine Meinung über die Reformen des Sultans kennen, der Türke antwortete, sie seyen wohl gut für die jungen Leute, aber nicht für die schon erwachsene Generation. Hierauf folgt eine Beschreibung der noch übrig ge-

stehenen Denkmäler des Parthenon, des Pnyx, des Thesenstempels u. s. w. Dann eine Beschreibung von Smyrna, mit seinem Gewimmel, seinen Karawanen von Kameelen, und seiner vielzüngigen Bevölkerung von Franken, Türken, Griechen, Armeniern und Juden, die sich nie vermischen, deren Sitten und Kultus sich abstoßen, und was nie ein Volk werden kann. „Ich habe hier keine Nation unter meinen Augen, sondern eine Karawane, die aus allen Theilen der Welt zusammengekommen ist und hier kampirt; wo jeder von Tag zu Tag lebt, jeder seinen eigenen Zweck hat, deren Ganzes keine Einheit und kein gemeinschaftliches Band haben kann. Ich sehe hier nur einen Pascha der befiehlt, und Menschen, die ihm mehr oder weniger gehorchen, Leute, welche Tribut fordern, und Andere, welche ihn bezahlen. Die Furcht ist das einzige Band dieser sonderbaren Gesellschaft, und sie hält nur durch eine Besatzung zusammen, welche sie Tag und Nacht beobachtet, und die Ordnung wird nur durch eine Polizei erhalten, welche ihr Schwert nie in der Scheide läßt. Ich habe diese Polizei bisweilen vorüberziehen sehen, und ich gestehe, daß sie mir zuerst einige Furcht einflößte. Es ist eine Schaar von etwa 200 Mann, aus allen Nationen, verschieden gekleidet und bewaffnet, das mehr herumläuft als geht. Ihr Chef ist Tag und Nacht auf den Beinen, man glaubt ihn an Einem Ort, und er erscheint in der entgegengesetzten Richtung, oder vielmehr er ist überall; er zeigt sich mit einem großen Stock, und wenn er ihn erhebt, so flieht Alles, denn die Legalität ist für ihn kein Hinderniß in seinen Expeditionen; er ist selbst das Gesetz, das sieht und hört, warnt und schlägt, er diktirt seine Urtheile und führt sie sogleich aus, bisweilen ehe er sie ausspricht. Das Sonderbarste ist, daß er bei diesem Metier sich beliebt zu machen gewußt hat; so sehr achtet man hier Alles, was sich furchtbar zu machen weiß." Der erste Eindruck von Smyrna ist nicht angenehm, die Straßen sind enge, nicht gepflastert, unreinlich, mit Menschen, Kameelen und Eseln angefüllt, nur zwei, die Straße der Franken und die der Rosen, sind einigermaßen bemerkenswerth, diese bieten ein eigenes Schauspiel dar, indem die griechischen Damen die Gewohnheit haben, sich mehrere Stunden lang in großem Putz auf eine Art von Balkons zu setzen, um zu sehen und gesehen zu werden; sie bleiben stumm und unbeweglich wie Statuen in dieser Art von gezierten Nischen, die besonders für diesen Gebrauch gebaut werden, und man könnte glauben in einer Gemäldegalerie zu seyn. Die Frauen sind ihrer Schönheit wegen berühmt und verdienen ihren Ruhm. Der Handel von Smyrna ist zwar gesunken, aber dennoch immer sehr bedeutend; die Züge von Kameelen, welche mit den Waaren von Syrien, Persien und Indien über die obere Stadt in die Karawanserais ziehen, scheinen sich nie zu unterbrechen, so wie der Hafen voll von Schiffen ist, welche die Ladungen jener Schiffe der Wüste empfangen, und sie mit den Waaren von Europa beladen wieder nach Aleppo, Tunis und Bagdad zurücksenden. Michaud lernte in Smyrna einen jungen Deutschen, Namens Cramer, kennen, der sich mit einem großen Werke über griechische Inschriften beschäftigt, er spricht mit großer Achtung von den Kenntnissen und dem Geiste dieses Gelehrten, und verspricht sich bedeutende Resultate von dieser Arbeit, welche bei der Leichtigkeit, welche Smyrna ihm darbietet, mit allen neuen Entdeckungen bekannt zu werden, viel Neues enthalten wird.

Von Smyrna ging einer der Reisenden nach Ephesus, dessen Ruinen er beschreibt, und Beide begaben sich dann nach Troas, dessen Oertlichkeiten zu einer weitläufigen Beschreibung Anlaß geben, über welche wir vielleicht später einige Bemerkungen machen werden, wie wir überhaupt diesem allgemeinen Ueberblicke des Werkes einzelne Schilderungen des gelehrten Reisenden bei nächster Gelegenheit folgen lassen werden.

Vermischte Nachrichten.

H. Heine hat in der zu Paris neu erschienenen Zeitschrift „L'Europe littéraire" in einer Reihe von Artikeln eine Uebersicht der deutschen Literatur bekannt gemacht, die sich eben so sehr durch Geist als treffende Bemerkungen auszeichnet. *) Kann man seiner darin ausgesprochenen Ansicht über das Mittelalter nicht in allen Stücken beipflichten, so kann man ihr doch auch nicht brillante Gedanken absprechen und muß sich, bei der dem Verfasser der Reisebilder eigenen Anmuth und Leichtigkeit der Behandlung, mit ihr zum Theil wieder aussöhnen. Die Charakteristik der romantischen Schule in Deutschland, der beiden Schlegel und Tiecks an ihrer Spitze, ist eben so lichtvoll als reich an treffenden Zügen und glänzendem Witze, der jedoch, besonders wo er seine Pfeile gegen August von Schlegel richtet, manche schmerzhafte Wunde schlagen wird. Herr von Broglie selbst fühlte sich über die Art, wie über diesen Schriftsteller abgesprochen wurde, sehr gekränkt, da Herr August von Schlegel ihm hauptsächlich das Kreuz der Ehrenlegion verdankt, das der König der Franzosen dem deutschen Gelehrten während seines letzten Aufenthaltes in Paris ertheilte. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten soll sogar Willens gewesen seyn, in einem literarischen Journale eine Entgegnung auf die kaustische Kritik Heine's einrücken zu lassen. Man darf dabei nicht vergessen, daß Herr von Broglie der Schwiegersohn der Frau von Staël ist, und daß die berühmte Tochter Neckers in sehr freundschaftlichen Verhältnissen zu August Wilhelm von Schlegel stand, woraus sich gleichfalls die gegen die eben besprochenen Artikel Heine's geäußerte Entrüstung des französischen Ministers und Heerführers der Doktrinäre erklären läßt.

*) Eine Uebersetzung davon ist seitdem in Paris bei Heideloff erschienen.

*

Die französische Deputirtenkammer hat den Ankauf der Bibliothek des verstorbenen Cuvier um 72.500 Franken und der der ägyptischen Manuskripte Champollions mit 50.000 Fr. genehmigt, und der Wittwe Cuviers eine Pension von 6000 Fr., und den Wittwen der im vorigen Jahre als Opfer der Cholera gefallenen gelehrten Orientalisten, Abel Remusat, Chezy und St. Martin, jeder einen Gehalt von 5000 Franken bewilligt.

*

Die zuletzt eingetroffenen Nachrichten aus Persien melden, daß der längst besprochene Feldzug des Prinzen Abbas Mirza nach Khorasan endlich unternommen worden ist. Diese Provinz hat nämlich seit geraumer Zeit die Oberherrlichkeit des Schah kaum noch dem Namen nach anerkannt, und es war der Zweck der Expedition des Prinzen, sie wieder zu unterwerfen. Seinen ersten Angriff richtete er gegen Reza Kouli Khan, einen mächtigen und widerspenstigen Vasallen, der sich mit 2000 Mann Infanterie und 400 Reitern in der wohlbefestigten Stadt Emiradab eingeschlossen hatte. Obgleich man erwartete, daß die Belagerung sich sehr in die Länge ziehen würde, da der Ort mit sehr starken Befestigungen umgeben worden war und das königliche Heer nur 5000 Mann zählte, so wurde er doch nach einer Einschließung von siebzehn Tagen am 18 Julius v. J. mit Sturm genommen. Der Eindruck, den diese Waffenthat in ganz Khorasan und Persien hervorbrachte, war für Abbas Mirza sehr günstig, und man glaubt, daß ihm die Thronfolge weniger streitig gemacht werden dürfte, als man bisher erwartete. Der Prinz ist nun zur Belagerung von Kuchan, einer andern Festung, die noch den königlichen Waffen trotzt, aufgebrochen.

*

Ueber die Entstehung und Fortdauer der feuerspeienden Berge bekanntlich von den Naturforschern verschiedene Hypothesen aufgestellt worden, ohne daß man zu einer genügenden Erklärung dieser gewaltigen Phänomene gelangt wäre. In der neuesten Zeit hat der französische Naturforscher Boussingault durch eine chemische Untersuchung des Rauches der Vulkane ein Resultat zu erzielen gesucht, und seine an den brennenden Bergen der Andes angestellten Beobachtungen der französischen Akademie in einer ihrer letzten Sitzungen mitgetheilt. Herr Boussingault besuchte die Vulkane von Talinsa, Curacé, Pasto, Tuqueros, Cumbal u. s. w., und stellt nach chemischer Untersuchung des von ihnen ausgestoßenen Rauches folgende Bemerkungen auf: 1) Die von den Vulkanen des Aequators ausgestoßenen Gasarten sind bei allen dieselben: Wasserdämpfe in großer Quantität, kohlensaures Gas, wasserstoffschwefelsaures Gas und manchmal Schwefeldämpfe. 2) Die schwefelichte Säure und der Stickstoff, die man in den Kratern dieser Vulkane trifft, können nur als zufällige Beimischungen betrachtet werden. 3) Die Hydrochlorsäure, das Wasserstoffgas und der Stickstoff bilden keine Bestandtheile der von Vulkanen unter dem Aequator ausgestoßenen Gase. Wenn diese Beobachtungen nicht geradezu einen Schlüssel zu den Wirkungen der unterirdischen Feuer bieten, so sind sie doch immer der Genauigkeit und des Muthes wegen, mit denen sie von dem erwähnten Naturforscher angestellt wurden, merkwürdig und beachtenswerth.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 147. 27 Mai 1833.

Die Gesandtschaft des persischen Prinzen Khosrew Mirza nach Petersburg.

5. Die Audienz bei dem Kaiser.

Zum feierlichen Empfang Khosrew Mirza's bei Hofe war der 20 (8) August bestimmt. In dem für diese Gelegenheit ausgegebenen Programme des Ceremoniels wurde dem Prinzen die Eigenschaft eines Botschafters beigelegt und als solcher wurde er auch empfangen. Man wollte hiedurch den Gegenstand seiner Sendung in ein noch augenfälligeres Licht setzen, und zugleich auf eine bestimmtere Art den ihm gebührenden Rang bezeichnen, denn wie bekannt lassen die Gesandten, die gleich nach den Prinzen von Geblüt kommen, den mit einer außerordentlichen Sendung beauftragten Botschaftern aus Höflichkeit den Vortritt.

Vom frühen Morgen an drängte sich das Volk vor dem Winterpalaste und füllte die Straßen, durch die der Zug seinen Weg nehmen mußte. Zwischen der Doppelreihe der Soldaten, die in dem langen Vestibule und auf den Stufen des Palastes Spalier bildeten, waren Teppiche von rothem Tuch ausgebreitet, da es im Orient gebräuchlich scheint, den Weg mohammedanischer Prinzen mit Tuch von dieser Farbe zu [illegible]en. Die Spaliere waren von den Garderegimentern zu Fuß und von der Adelsgarde gebildet, deren Uniformen höchst malerisch von dem Scharlach abstachen, womit die Marmortreppen überkleidet waren. Gegen ein Uhr wurde das diplomatische Korps in dem prachtvollen Saale des heil. Georgs eingeführt, wo das Kapitel dieses Ordens gehalten zu werden pflegt, und an dessen einem Ende der kaiserliche Thron errichtet war. Die Herren und Damen vom Hofe waren daselbst, in einer Anzahl von mehr als vierhundert Köpfen, schon versammelt; das Auge, wohin es sich wendete, wurde geblendet von dem Glanz des Goldes und der Edelsteine. Zwei Reihen der riesenhaften Gardegrenadiere des innern Palastes waren in der Mitte des Saales aufgestellt und bildeten von der Eingangsthüre bis auf zehn Schritte vom Throne zwei Flügel. Der versammelte Hof befand sich so zwischen den Wänden des Saales und den Soldaten eingeschlossen und man sah hier und dort Damen ihre allerliebsten Köpfchen, mit Federn, Diamanten und Blumen geschmückt, zwischen den Armen der Grenadiere hindurchdrängen, denen sie kaum bis an die Schultern reichten. Rechts und links vom Baldachine waren geräumige Tribunen aufgeschlagen, deren eine für den Erbgroßfürsten, die jungen Großfürstinnen, die Ehrendamen mit dem Portrait, *) und die Königinnen von Mingrelien und Georgien bestimmt war. Fragt man vielleicht was Dieß für Königinnen sind, so diene zur Antwort, daß es die unglücklichen Erbinnen jener kaukasischen Königreiche sind, die einst von den Persern geplündert und gegenwärtig von den Russen in Besitz genommen wurden. Nachdem diese beiden Fürstinnen, die nichts weniger als einen vortheilhaften Begriff von den georgischen Schönheiten geben, vom Throne gestürzt worden sind, führt man sie jetzt in alten Staatskarossen, mit sechs Pferden bespannt, dem letzten Zeichen ihrer gesunkenen Größe, in Petersburg herum.

Die andere Tribune war dem diplomatischen Korps eingeräumt, während die rings um den Saal laufenden oberen Galerien mit Zuschauern gefüllt waren. Der Kaiser war durch eine Thüre zur Linken des Thrones, von der Kaiserin begleitet und von den höchsten Würdeträgern des Hofes umgeben, eingetreten, und beide Majestäten blieben auf der letzten Stufe des Baldachins aufrecht stehen. Der persische Prinz trat durch die dem Throne gegenüber stehende Thüre ein, begleitet von dem Groß-Ceremonienmeister, und schritt zwischen den zwei Soldatenreihen vor, neben denen seine kleine, von weiten Gewändern niedergedrückte Gestalt noch mehr zusammen zu schrumpfen schien. Sein Anzug bestand aus einem langen Aermelrocke von Kaschmir, von einer ins Braune spielenden rothen Farbe; dieser Ueberrock, der mit einer schmalen Borte von hellerer Wolle eingefaßt war, stand vorn offen und ließ ein anderes, Arkalad genanntes, nicht so weites Kleid von weißem Kaschmir, der mit kleinen Palmen durchwirkt war, erblicken. Ein Shawl diente dem Prinzen als Gürtel und statt aller Waffen trug er einen reich mit Diamanten besetzten Dolch, da die Perser nur wenn sie zu Pferde steigen, sich mit dem Säbel umgürten. Auf dem Kopfe trug der Prinz die spitzige astralhanische Mütze, die für die Anhänger Ali's dasselbe ist, was für die Mohammeds der Kahuk oder das runde Käppchen. Dieser Anzug Khosrew's hatte weiter nichts Kostbares, als etwa die Stoffe,

*) Der Kaiserin nämlich, das sie als Auszeichnung auf der Brust trugen.

aus denen er verfertigt war, und die sehr sorgfältig gewebt schienen. Der Prinz war ungefähr zwanzig Jahre alt; seine regelmäßigen Züge hatten nichts besonders Auffallendes, allein seine schwarzen Augen waren voll Feuer und sein geistreiches Lächeln gab dem sehr braunen Gesichte vielen Ausdruck. Ein kleiner schmaler Schnurrbart von schwarzer Farbe umzog die Oberlippe. In den Händen trug er in einem großen Portefeuille von Kaschmir seine Beglaubigungsschreiben.

Der Kaiser war nach seiner Gewohnheit nur mit der einfachen Generalsuniform und darüber mit dem großen blauen Bande des St. Andreasordens bekleidet, und trug wie bei allen großen Hofaufwartungen weiße Beinkleider in hohen Stiefeln. Seine männliche und edle Schönheit ließ ihn leicht unter dem ganzen Hofe erkennen. Die Kaiserin war mit eben so viel Geschmack als Pracht gekleidet. Nachdem Khosrew, ohne sonderlich befangen zu seyn, die dreimalige Verbeugung gemacht hatte, las er von einem Pergamentblättchen, das auf den Schreiben lag, die er zu übergeben hatte, eine Rede mit ziemlicher Festigkeit der Stimme ab. Aber der eintönige Nasenlaut des Vortrages, der mit seinen bald gezogenen, bald anschwellenden Tönen ziemlich dem Gesang in einer Judenschule glich, und durch einen häufigen Gleichlaut der Worte wunderlich ins Ohr fiel, erregte durch seine Fremdartigkeit unwillkürlich ein leises Lächeln unter den Zuhörern und es war hohe Zeit, daß Se. Hoheit damit zu Ende kam, so sehr man auch den dieser Feierlichkeit gebührenden Ernst beizubehalten bemüht war.

Nachdem der Botschafter seine Rede beendigt hatte, las der Vorstand des asiatischen Institutes bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, Hr. Rodofinikin, eine Uebersetzung in russischer Sprache vor; worauf der Graf von Nesselrode dem Prinzen in russischer Sprache antwortete, was von einem Dolmetscher sofort ins Persische übersetzt wurde. Man bemerkte einen auffallenden Unterschied zwischen der Aussprache des Dolmetschers und der des Prinzen, der, während jener die persische Uebersetzung vorlas, sich dem Kaiser näherte und ihm mit einer Verbeugung drei Schreiben des Schah überreichte, die der Vicekanzler aus den Händen Sr. Maj. empfing und auf einem kleinen Tische niederlegte. Der Kaiser drückte dem Prinzen mit vieler Freundlichkeit die Hand und als auch die Kaiserin vortrat und ihm die Hand reichte, schüttelte er sie mit der größten Treuherzigkeit, da er in seiner Verwirrung die Vorschrift der Etikette, sie zu küssen, entweder vergessen hatte oder nicht zu befolgen wagte.

Das Programm hatte angekündigt, daß der Prinz zuerst dem Kaiser und dann besonders auch noch der Kaiserin vorgestellt werden sollte; allein da Ihre Majestät sich ein wenig unwohl befand, so wurde bestimmt, daß die beiden Vorstellungen zugleich statt finden sollten, um die Feierlichkeit abzukürzen. Die kaiserlichen Majestäten entfernten sich hierauf durch die Thüre zur Linken des Thrones, wobei Khosrew, entweder aus Verwirrung oder mit Fleiß sie begleiten wollte, indem er dicht hinter ihnen herging, so daß ihn der Groß-Ceremonienmeister beim Aermel fassen mußte, um zu verhindern, daß der Prinz nicht auf den Mantel der Kaiserin trat.

Nachdem sich Khosrew zurückgezogen hatte, führte man neun Personen seines Gefolges in den Saal, die alle gleichfalls in Kaschmir gekleidet waren, mit Ausnahme eines Adjutanten des Prinzen, der eine Phantasie-Uniform aus Blau und Silber, den Bart geschoren und auf dem Kopf eine astrakanische Mütze trug. Es war ein Franzose von Geburt, der sich in seinem sonderbaren Anzug und seiner Haltung nicht sehr heimisch fühlte. Vier von den Personen waren in lange rothe Ueberröcke gehüllt, und es befand sich unter ihnen, wie man glaubte, der Scharfrichter der Gesandtschaft; allein dieß war nicht der Fall, obgleich alle vier, nach ihrem Gesichte zu urtheilen, nicht viel besser aussahen. Die übrigen trugen wie der Prinz Gewänder von dunkelfarbiger Kaschmirwolle. Diese neun Personen waren die einzigen, die man bei Hofe vorstellen ließ, sieben andere Perser von dem Gefolge des Prinzen blieben in einem an den St. Georgensaal stoßenden Gemache. Als man jene abholte, um sie dem Kaiser und der Kaiserin vorzustellen, durchschritt auch Khosrew noch einmal den Saal, wobei man sein Gesicht über den Empfang, den er gefunden hatte, vor Freude strahlen sah. Vielleicht war er nicht minder entzückt darüber, daß er sich endlich so gut aus dieser Ceremonie gezogen hatte, die ihm schon lange als ein Bild des Schreckens vorschweben mußte. Endlich kehrte er nach dem taurischen Palaste zurück, von demselben Zuge begleitet, mit dem er sich nach dem Winterpalaste begeben hatte, und umringt von einer wogenden Volksmenge, die sich nicht satt sehen konnte an dem ersten Prinzen, der von dem alten Iran nach Europa gekommen war, um dem mächtigen Gebieter des russischen Reiches die Huldigungen des Perserkönigs darzubringen.

Die französischen Antillen.

1. Die Weißen.

(Schluß.)

Die Bettelei ist in den Kolonien unbekannt, es fragt sich aber sehr, ob dieß ein so großer Vorzug ist, als es einem Europäer scheinen möchte. Die Bettelei ist unmöglich bei den Negersklaven, denn ihre Herren müssen sie ernähren, und mindestens nothdürftig mit Wohnung und Kleidung versehen, was doch gewiß das Wenigste ist, was sie für Leute thun können, denen sie Alles verdanken, was sie besitzen. Aber die Neger werden alt, können nicht mehr arbeiten, und man fährt dennoch fort, für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen. Allerdings eine schöne Mildthätigkeit. Fürs erste aber ist zu bemerken, daß für den Neger die Arbeit selten aufhört: kann er nicht mehr die Hacke handhaben, oder den Wagen ziehen, so verwendet man ihn zu häuslichen Arbeiten. Wie viele Neger mögen wohl bis zu dem hohen Alter kommen, wo ihnen alle Kräfte ausgehen? Die Anstrengungen, die schlechte Behandlung, die Unmäßigkeit, die schlechte Pflege in Krankheiten, bewahren sie vor diesem Unheil, oder wenn sie es dennoch erreichen, so ist es ein Zustand, wo den Menschen, dem das Leben nichts gab, der durch kein Band seiner Wahl, seiner Vorliebe an das Leben geknüpft ist, eine tödtliche Traurigkeit befällt. Auch die Neger fühlen die Leere ihres verlornen Daseyns, und suchen gegen dieß peinigende Gefühl einen Trost in starken

Getränken. Der Arrak vollbringt, was alle Uebel der Sklaverei nicht zu thun im Stande waren, er tödtet sie, und bewahrt ihre Herren vor der Verbindlichkeit, sie zu ernähren und ihr kraftloses Alter zu pflegen. Die Neger also betteln nicht, was man dem Kolonialsystem nicht zur Ehre anrechnen wird.

Daß die Bettelei bei den Weißen eben so unmöglich ist, darf nicht in Verwunderung setzen. Wenn ein Weißer, ein Mitglied der herrschenden Kaste bettelte, so würde die Suprematie der Farbe bei den Sklaven gewaltig verlieren. Jede Kolonie hat also ihre Hülfsfonds für die kleinen Weißen, die weder Vermögen, noch sonstige Erwerbsmittel haben, und deren Rücksendung ins Mutterland sich nicht bewerkstelligen ließ. Es handelt sich also, wie man sieht, um eine Armentare, und da braucht man gar nicht zu erwähnen, daß der Mißbrauch auf den englischen Kolonien viel weiter getrieben wird, als auf den französischen. Auf der Insel Mauritius sah ich auf der Liste der eine Unterstützung beziehenden kleinen Weißen eine Menge Personen, die sich nicht hätten dahin bringen lassen sollen, vom öffentlichen Almosen zu leben, namentlich Weiber, alte Koketten, die willig dieß Mittel ergriffen, noch einmal aus aller Welt Börse zu schöpfen, um ihre verkümmerte Toilette herauszustaffiren. Dieß ist der unvermeidliche Nachtheil einer jeden Armentare. Anfangs wird sie erröthend von dem wahren Bedürftigen angenommen, aber bald dehnt sie sich aus, und erhält das Ansehen eines gesetzlichen Tributs, der auf die Reichen gelegt wird, einer Art agrarischer Theilung, an der Alle ohne Scham Antheil nehmen.

Die kleinen Weißen leben indessen nicht alle von Almosen, manche derselben würden die Erniedrigung nicht tragen wollen, und wissen der Almosen auf andere Art zu entbehren. Mit Wenigem zufrieden, leben sie in den entferntesten Bergen, oft ohne Beihülfe eines einzigen Sklaven, und ernähren eine zahlreiche Familie. Ich kann diese interessante Klasse von Kreolen, die wahrhaft frei und höchst ehrenwerth ist, nicht besser schildern, als indem ich die Art beschreibe, wie mich einer derselben aufnahm, ein getreues Bild des Pflanzers in der Kindheit der Kolonien. Diese Gattung von Kolonisten ist auf dem Punkte zu erlöschen, durch das Hereinbrechen einer bastardartigen, verdorbenen Civilisation. Ein Grund mehr, ihr die letzte Ehre zu erweisen, ehe sie ganz verschwindet.

Ich irrte seit 48 Stunden im Gebiete des Vulkans von Bourbon umher, und durchstrich in allen Richtungen das sogenannte pays brûlé, ein ungeheurer See von erkalteter Lava, der rechts und links von grünenden, mit Bäumen besetzten Felsen beherrscht wird. Das ruhige azurblaue Meer begränzt den untern Theil des Gemäldes, während der obere in einen grauen Schleier von Wolkendämpfen und Schwefelrauch sich verliert; das Auge kann diesen Schleier nicht durchdringen, der die beweglichen Kratermündungen verbirgt, und eine Menge Abgründe hemmen die Schritte des Menschen, der sich nähern will. Ich begriff endlich, daß ich nicht glücklicher seyn würde, als so viele andere vor mir, und ich wollte schon nach St. Denis, dem Hauptorte der Insel zurückkehren, als ich einige magere Hühner erblickte, die etliche wenige Körner in dem Sande eines ausgetrockneten Baches aufsuchten. Ich trieb sie vor mir her und sie führten mich, wie ich vermuthet hatte, zu einer Wohnung. Die Hütte, wohin sie sich flüchteten, lag wie ein Adlernest auf der Platte eines kahlen Felsens am Meer: sie konnte auf mehrere Meilen umher den Piroguen, die einen Landungsplatz suchten, zum Zielpunkte dienen; auf der andern Seite gegen das Land zu waren kleine Felder von Mais, Maniok und Patate; keine Luruspflanze, einige Kaffeestauden ausgenommen, und dieß mochte bei der wahrscheinlichen Langeweile eines solchen Aufenthalts ein sehr nothwendiger Luxus seyn. Zwei kleine Mädchen zogen sich bei meiner Ankunft in die Hütte zurück, eine junge Frau, die ein Kind in den Armen trug, trat heraus, rief ihrem Mann, und ging zurück: sie schien verwirrt, daß ich sie so im Negligé überrascht hatte. Der Mann kam heraus mit freundlicher Miene, hieß mich vor der Thüre niedersitzen, und bald schwatzten wir, wie alte Freunde.

Ich bemerkte bald, daß ich die einfache Familie bei ihrem Morgenimbiß gestört hatte, ich fürchtete sie zu belästigen, und in der That hatte meine Gegenwart Mutter und Kinder etwas in Verlegenheit gebracht, der Vater aber schien nicht einmal daran zu denken, daß wegen eines Gastes, der zu ihm kam, in seinen häuslichen Gewohnheiten etwas geändert werden müsse. Er machte ein Zeichen, sprach einige Worte, worauf das Tischtuch aus der Hütte heraus gebracht wurde: dieß bestand ganz einfach aus einer feinen Matte, die auf dem Boden ausgebreitet wurde. Man setzte rothe gekochte Erbsen, Bananen und, nach der Sitte in den Kolonien, statt des Brods ein Stück Reiß, das man im Wasser bis zum völligen Austrocknen gekocht hatte, auf. Dieß war unser Frühstück, denn ich nahm Antheil daran, und es ward mir hinreichend gewürzt durch die eben so angenehmen als verständigen Gespräche meines Wirths. Die junge Frau hörte uns schweigend zu: ich richtete mehrere Male das Wort an sie, da aber ihr Mann zu antworten sich beeilte, so öffnete sie nur den Mund, um durch ein Lächeln die Antwort zu billigen, womit ich mich dann begnügen mußte. Ich sah in der Nähe Materialien und die ersten Anfänge eines kleinen Hauses: „Das ist, sagte mir der gute Kreole, für meine älteste Tochter, wenn sie einmal heirathen wird, denn ich hoffe, mein Schwiegersohn soll bei mir bleiben."

Als unser Mahl beendigt war, mein Wirth seine Pfeife mit Bambusrohr, und ich eine mit seinem groben inländischen Tabak dick vollgestopfte Papiercigarre angezündet hatte, glaubte mein Neger, sey es aus Gewohnheit oder Dienstfertigkeit, vielleicht auch aus Spott über unser mageres Mahl, beim Abräumen hülfreiche Hand leisten zu müssen. Die Kinder zeigten bei seiner Annäherung Erstaunen, fast Furcht, was mir nicht wenig auffiel. Der Vater aber sagte: „Das kommt daher, daß wir selten Neger sehen, manchmal jedoch Marrons." Bei diesen Worten bemerkte ich einen sonderbaren Ausdruck von Verlegenheit auf seinem Gesicht; es war das erste Mal, daß er vor mir wegen seiner Armuth zu erröthen schien, so sehr ist die Sklaverei in den Augen jedes Kolonisten ein nothwendiger Grundsatz, und ein Sklave eine Sache erster Nothwendigkeit, die man nicht wohl entbehren kann.

Mein Wirth, der mich seit einigen Minuten lebhaft be-

stürmte, den Tag über bei ihm zu bleiben, verließ mich jetzt einen Augenblick, um mit seiner Frau zu reden, sogleich trat mein Neger aus der Hütte, und sagte mir ins Ohr: „Herr, wir müssen sogleich fort, wenn Sie nicht wollen, daß der arme Kreole sein Geflügel abschlachtet, um uns zu bewirthen.“ Da ich ihm nicht sogleich aufs Wort glauben wollte, setzte er mit einer komischen Wichtigkeit hinzu: „Herr, ich kenne diese kleinen Weißen wohl.“ Dieß charakteristische Wort, diese Verachtung des kleinen Weißen, der nicht einen einzigen Neger hatte, werde ich nie vergessen. Ich kündigte demnach meinen Entschluß an, abzureisen, ehe noch die Sonne zu hoch stand, und aus den Versuchen meines Wirths mich zurückzuhalten, glaubte ich zu erkennen, daß mein afrikanischer Führer ziemlich richtig gerathen hatte. Der arme Kreole wollte mich wenigstens begleiten, und auf den rechten Weg zurückführen; er ging eine Stunde lang mit mir und als wir uns endlich trennen mußten, sagte er: „Wenn Sie wieder in das verbrannte Land kommen, so vergessen Sie nicht den Weg nach der Hütte.“ Ich habe es schon gesagt, diese Klasse von Kolonisten geht rasch ihrem Ende entgegen, indem die Civilisation immer mächtiger vorrückt. Man hätte sich nur Glück dazu zu wünschen, wenn diese Civilisation nicht falsch, unvollständig und mit mehr Uebeln als Vortheilen gemischt wäre. Allerdings ist dieser Zustand nur vorübergehend, und er wird sich einst verbessern, wenn die Sklaverei nicht mehr Grundsatz in den Kolonien seyn wird.

In einem spätern Artikel werde ich die jetzige Lage, und die wahrscheinliche Zukunft der Farbigen untersuchen.

Die Meteore im Jahre 1832.

(Aus des Hrn. Gautier Vortrag in der naturhistorischen Gesellschaft von Genf.)

In der Nacht vom 12 auf den 13 November des vorigen Jahres wurden auf verschiedenen Punkten in Europa leuchtende Meteore gesehen, die sich in ihrer vollen Entwicklung von Morgens drei Uhr bis gegen sechs Uhr zeigten — eine Zeit, in der leider wissenschaftliche Beobachtungen am wenigsten zu erwarten waren, da die meisten Menschen, die sich mit dergleichen abzugeben pflegen, um diese Stunde selten noch auf den Beinen sind. Da aber diese Meteore auf einer weiten Länderstrecke sichtbar waren, so wurden sie doch von ziemlich vielen Menschen gesehen, und es dürfte nicht ohne Nutzen seyn, die verschiedenen Aussagen darüber mit einander zu vergleichen.

Drei Artilleristen und ein Sergent der Soldtruppen von Genf sahen gegen Mitternacht hinter Wolken einen blitzähnlichen Lichtschimmer. Gegen halb drei Uhr hatte sich der Himmel aufgehellt, und sie erblickten nun mehrere Stunden lang und bis gegen Tag eine Art Raketen, die von verschiedenen Punkten aufstiegen und hinter sich einen gerablinigen oder geschlängelten Feuerstreif nachzogen, der Anfangs von rother, dann grüner oder blauer und endlich von gelber Farbe war. Ein solcher Feuerstreif dauerte zehn bis fünfzehn Minuten und verlöschte sodann; man sah mehrere derselben zu gleicher Zeit und in verschiedenen Richtungen; die wenigsten an dem südwestlichen Theile des Horizonts. Geräusch war dabei nicht zu vernehmen. Gegen Anbruch des Tages, zwischen vier und sechs Uhr, waren diese Feuer seltener zu sehen, hatten aber einen stärkern Glanz. Andere Einwohner derselben Stadt fügten in einem von den hier gegebenen Aussagen wenig verschiedenen Berichte noch hinzu, daß mehrere der erwähnten Raketen an ihrem vordern Ende einen hellern Lichtpunkt hatten, der sich zuletzt in mehrere Theile zersplitterte. Die Raketen fielen nicht bis zur Erde herab, sondern schienen in der Luft zu zerplatzen und zu erlöschen.

Ein Pfarrer von Aubonne im Waadtlande, der Morgens um drei Uhr aufgestanden war, bemerkte im Verlaufe von wenigen Minuten eine Menge Sternschnuppen. Als er wieder in sein Zimmer zurückkam, sah er zweimal eine starke Helle wie von einer Fackel an seinem Fenster vorbeistreifen. Als er sich um vier Uhr Morgens zu Fuß nach Allaman begab, erblickte er nach einander mehrere Feuerkugeln, die in die Höhe stiegen, und nach und nach einen Lichtbüschel ausstrahlten, gleich einer Rakete, bis die Kugel erlosch und nur der Feuerstreif noch übrig blieb, der allmählich schwächer wurde und zuletzt sich in eine lichte Wolke verlor. Außer diesen Kugeln beobachtete er jeden Augenblick in allen Richtungen hin Sternschnuppen. Der Himmel war heiter, und es war Mondlicht. Von drei Kugeln, die der Pfarrer genau beobachtete, war eine in südlicher Richtung verzüglich durch ihren Glanz und die Länge ihrer Dauer Erstaunen erregend; sie hatte fast den Durchmesser des Mondes und ein röthliches Licht. Sie blieb anderthalb Minuten lang sichtbar. Der Flammenbüschel, den sie nach Oben ausstieß, und der mit ihr in die Höhe stieg, wurde in dem Maße breiter, als sein Glanz abnahm, und verwandelte sich zuletzt in eine blasse Wolke. Es war nun gegen fünf Uhr Morgens. Dieselbe Kugel wurde auch eine halbe Stunde weit davon zu Allaman gesehen. Man beobachtete sie dort, als sie bereits eine Höhe von ungefähr 45° erreicht hatte.

Fast ähnliche Beobachtungen wurden auf verschiedenen Punkten in der Umgegend von Genf zu Bolandes, Chenes-Thonex, Cengny, Vesenaz und Coligny gemacht. Fast überall sah man eine plötzliche und sehr starke Helle, verschiedenfärbige Lichter, schlangenförmige Strahlenbüschel; allein man erblickte keine Lichtkugeln.

Im untern Simmenthal wurde in derselben Nacht bei vollkommen heiterm Himmel in nordwestlicher Richtung eine Feuerkugel bemerkt, die ihren Weg gegen Südwest nahm und ein sehr lebhaftes Licht verbreitete. Von dieser Kugel strahlten nach allen Seiten Funken aus, die mit Sternschnuppen Aehnlichkeit hatten, gleichsam eine zusammenhängende Kette bildeten und das ganze Thal mit Helle überstrahlten. Sie platzte erst nach einer halben Stunde, und ließ hinter sich einen langen Lichtschweif wie eine Rakete zurück, der endlich auch verschwand und sich in eine dünne Wolke verwandelte. Kaum war diese erste Erscheinung vorüber, als auf derselben Stelle, wo sie niedergefallen war, sich eine zweite und später eine dritte erhob, die beide, wie die erste, viele Sterne aussprühten; eine von ihnen verschwand hinter den Bergen, bevor sie erlosch.

In der Nähe von Lausanne wollten Bauern gegen drei Uhr Morgens einen feurigen Balken von zwanzig Fuß Länge gesehen haben, der seine Richtung gegen Norden nahm. Zu Neufchatel sahen Soldaten, die auf der Wache standen, gegen fünf Uhr Morgens eine Feuersäule, die einige Minuten unbeweglich stehen blieb, dann sich hin und her schwang und erlosch, indem sie eine Helle zurückließ, die den ganzen See erleuchtete; zuletzt folgten ihr drei Blitze und drei Feuerkugeln. Bauern aus dem Dorfe Planchettes, das in den Gebirgen des Kantons Neufchatel liegt, sahen gleichfalls diese Meteore gegen halb drei Uhr Morgens, in südöstlicher Richtung, und beschrieben sie „als eine Flinte mit einem Bajonnette“ und einem Säbel, die über die Schweiz ausgestreckt waren.“

In Frankreich wurden dieselben Meteore auf verschiedenen Punkten beobachtet. So berichtete der Genieoffizier Petier de Valdivia, in einem an die Akademie gerichteten Schreiben, daß er in der erwähnten Nacht in der Umgegend von Grenoble einen Regen von Sternschnuppen sah, die ganz gerablinige Feuerstreifen hinter sich ließen. Zu Saint Lonthain, im Jura-Departement, erblickte eine Dame von halb eilf Uhr bis halb ein Uhr nach Mitternacht mehrere fallende Sterne, die alle ihre Richtung nach Westen nahmen, die einen in gerader Linie, die andern in geschlängeltem Fluge. Gegen Mitternacht glaubte sie eine zwei Fuß lange feurige Schaufel zu sehen, die in einem violetrothen Lichte schimmerte. Sie nahm dieselbe Richtung, stieß aber keine Seitenflammen aus. Der Himmel war klar und heiter, der Vollmond schien ganz hell, und man konnte daher die Stärke des Lichtes nicht genau bemessen; doch sagte ein Augenzeuge aus, daß man dabei leicht habe lesen können. In der Nähe von Dole wurde dasselbe Phänomen gegen sechs Uhr Morgens beobachtet; allein es war schon sehr erblaßt; in derselben Nacht sah man es auch zu Epinal, Besançon, Saint Claude, und überall nahm es seine Richtung von Osten nach Westen. Die Meteore vom 13 November wurden auch in der Umgegend von Nevers gesehen, wo man sie mit einem großen Brande, brennenden Flocken, die vom Himmel fielen, Sternen, die sich bekämpften und Feuer auswarfen u. s. w., verglich.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 148. 28 Mai 1833.

Englisches Leben in Indien.

Die Mofussilstationen.

2. Agra.

Bei dem Zugvogelsinn, der die Engländer jedes Jahr schaarenweise aus ihrer Nebelinsel nach den sonnigen Gegenden der südlichen Länder treibt, ist es sehr zu verwundern, daß ihre Wanderlust sich noch nicht dem Oriente zugewendet hat, wo Natur und Kunstdenkmäler, außer ihrer wunderbar großartigen Pracht, auch den Reiz einer völligen Neuheit haben, die der gelangweilte „Tourist" — wie die Engländer ihre reichen Zigeuner nennen — doch vor Allem sucht. Sehr wahrscheinlich wird der neue kürzere Verbindungsweg, den man nach Ostindien herzustellen sucht, früher oder später dem Storchenstriche langbeiniger Naturfreunde aus England eine andere Richtung geben. Die Stadt Agra allein verdiente eine Pilgerfahrt von dem äußersten Ende der Welt, obgleich selbst Leute, die viele Jahre in Hindustan verlebt haben, selten dazu kommen, es zu besuchen. Die englischen Civil- und Militärbeamten und dann und wann Reisende, die zufällig ihr Weg dahin führt, sind es allein, die diese Stadt kennen gelernt haben — eine Stadt, die mit aller jener orientalischen Pracht geschmückt ist, von der die Einbildungskraft aus morgenländischen Erzählungen sich ein Bild zusammensetzen kann.

Agra, obgleich ziemlich des Glanzes beraubt, in welchem es zur Zeit der moghulischen Kaiser prangte, ist doch weit entfernt nur noch ein Trümmerhaufen seiner alten Herrlichkeit zu seyn, wie man es sich, durch das Stillschweigen der Reisenden über diese Stadt verleitet, gewöhnlich vorzustellen pflegt; vielmehr ist es noch immer ein Ort von vielem Reichthum, ausgebreitetem Handel und großer Bedeutung. Es ist sogar kein Zweifel, daß Agra zu dieser oder der andern Zeit der Hauptsitz der Regierung werden wird, wenn dieselbe sich mehr nach dem Mittelpunkte verlegen muß, was der Fall seyn wird, sobald die beabsichtigte Dampfschifffahrt auf dem Ganges und Dschemna in Gang kommt. Dann werden die oberindischen Provinzen Verbesserungen in einem großen Maßstabe erfahren, und einen bis jetzt noch nicht geahnten Aufschwung nehmen. Die höher nach den Gebirgen zu gelegenen Orte namentlich werden unendlich durch vermehrten Besuch gewinnen, Straßen werden angelegt, Brücken erbaut, Anlagen geschaffen und öffentliche Gebäude errichtet werden, bis sie alle Bequemlichkeiten europäischer Badeorte erreicht haben, denen sie außerdem noch durch ihre größern Naturschönheiten den Vorzug streitig machen würden. Wer Cheltenham's, Baden's Spa's u. s. w. überdrüssig geworden ist, kann dann leicht einen Ausflug nach dem Himalaya machen, und zur Abwechslung die Quellen des Ganges besuchen. Schon jetzt könnte ein Tourist, dessen verwöhnter Gaumen nach neuen Genüssen lechzt, die Höhe Asiens bis zur Gränze, die ewiger Schnee dem Fuß des Menschen setzt, hinaufklimmen und nach England zurückkehren, ohne einen einzigen Tag von einer mehr als mäßigen Hitze belästigt worden zu seyn. Wer im Oktober zu Calcutta landet, kann vier Monate lang auf die mildeste Witterung zählen, und in dieser Zeit bequem über Benares, Luknau, Agra, Bhutpur, Delhi und Mirut die oberen Provinzen durchwandern, und von den letztgenannten Orten aus, mit Post, in drei Tagreisen nach Landour, einem seiner gesunden Lage wegen vielbesuchten Orte, auf den Himalaya gelangen. Landour und Mepuriſſe, ein anderer Gebirgsaufenthalt, können dann die acht Monate hindurch, wo in der Ebene die Hitze herrscht, als Standquartier dienen, und im folgenden Oktober mag der Reisende durch die mittelindischen Provinzen nach Bombay gehen, unterwegs Dscheipur, Nussirabad, Adschmir und Mhou besuchen, und dort noch immer frühzeitig genug ankommen, um vor Eintritt der Hitze wieder nach Hause zurückzukehren.

Einem Freunde malerischer Alterthümer bietet Agra einen köstlichen Aufenthalt; da aber die Zahl Derjenigen, die nach Indien kommen, um die prachtvollen Denkmäler der moghulischen Herrschaft zu bewundern, nur sehr gering ist, so findet man in der Regel einen Aufenthalt in Agra, sowohl der Hitze als des hohen Preises der Bungalos wegen, nicht sehr angenehm. Es liegt daselbst eine Garnison, die aus einem Regiment königlicher und drei Regimentern eingeborner Infanterie besteht, sammt dem dazu gehörigen Stabe, unter Befehl eines Brigadegenerals. Die Kasernen dieser Truppen haben die häßlichste Lage unter allen, die sich in Indien befinden, da sie außerhalb Agra, auf einer weiten kahlen Ebene erbaut sind, deren Einförmigkeit nur durch einige Parkinsoniabäume *) unterbrochen wird, und diese

*) Sie haben diesen Namen von dem Kapitän Parkinson, der sie vom Kap nach Indien brachte.

sind meist allzusehr mit gelben Blumen überladen, als daß sie, ohne mit anderm Laubwerk vermischt zu seyn, sich vortheilhaft ausnehmen könnten. Der Dschemna ist von dort aus dem Auge durch die dazwischen liegenden Sandbänke verdeckt, die auch das herrliche Taasche-Mahal — das prachtvolle Mausoleum der Gemahlin des Kaisers Schah Dschehan — bis auf seine silberglänzende Kuppel, in dieser Entfernung dem Blick entziehen. Die Bungalos sind mit wenigen Ausnahmen von Außen häßlich und gewöhnlich von Ziegelsteinen erbaut, von Denen man in den nahgelegenen Ruinen unerschöpfliche Vorräthe findet. Die Campanias, die weder mit Gittern noch Gehägen umgeben sind, sehen ziemlich verwahrlost aus, und eine schöne Kirche allein gewährt dem Auge einen etwas erfreulichen Ruhepunkt. Eine weit angenehmere Lage haben die Wohngebäude der Civilbeamten, die zwei englische Meilen davon entfernt, zwischen baumbewachsenen Vertiefungen erbaut sind, die während der Regenzeit ein Teppich üppigen Grünes bekleidet und zahlreiche Bäche bewässern. Die Straßen sind herrlich und werden von Sträflingen, die man in dem britischen Indien zu öffentlichen Arbeiten verwendet, in vortrefflichem Zustand erhalten. Viele den Civilbeamten gehörige Häuser sind im Geschmacke der Wohngebäude von Calcutta und einige gewähren sogar einen großartigen Anblick, da man verlassene Moscheen mit ihren Seitenflügeln dazu benützt hat. Diese Entfernung der Civil- und Militärstationen erschwert den geselligen Umgang bedeutend; wie denn überhaupt in ganz Indien das Militär gegen die Civilbeamten eine etwas eifersüchtige Haltung beobachtet und durchaus Alles zu vermeiden sucht, was den Anschein haben könnte, als beweise es gegen den größeren Reichthum der Justizbeamten und Steuereinnehmer zu viele Rücksichten. Allerdings gibt es auch einige hochangestellte Civilbeamte, die sich etwas zu vergeben glauben würden, wenn sie sich mit Militärpersonen von gleichem Range, aber weniger glänzenden Vermögensumständen auf gleichen Fuß stellen würden — man nennt dergleichen wichtige Menschen in Indien sehr bezeichnend Behadur, ein Name, den man der Landessprache entlieh, und unter dem die Eingebornen große Männer oder solche, die es zu seyn sich einbilden, zu verstehen pflegen. Aber im Allgemeinen machen sich die Civilbeamten, die ohnehin die Minderzahl bilden, ein Vergnügen daraus, den Militärpersonen in der Nachbarschaft alle mögliche Aufmerksamkeit zu beweisen; wenigstens fand ich in Agra, daß sie bei weitem weniger Schwierigkeiten machten, die Bälle zu besuchen, die in den Militärkantonirungen gegeben wurden, als die Offiziere, die in der Niederlassung der Civilisten, wahrscheinlich nicht sowohl der Entfernung wegen, als weil sie fürchteten, bei ihren reichen Landsleuten einen Empfang zu finden, den sie bei ihren schwächeren Mitteln nicht wett machen konnten. Dieser Stolz ist für das gesellschaftliche Leben der kleinen Einwohnerzahl einer Stadt immer nachtheilig und Agra steht deßhalb in Indien in dem Rufe, daß es dort der geselligen Unterhaltung an zwangloser und vergnüglicher Heiterkeit fehle.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gesandtschaft des persischen Prinzen Khosrew Mirza nach Petersburg.

6. Das Gefolge des Prinzen.

Von den fünfzig Personen, aus denen, wie schon gesagt, Khosrew's Gefolge bestand, verdienen nur einige wenige einer besonderen Erwähnung. Ein Scharfrichter befand sich allerdings unter der Gesandtschaft; allein zum Gefolge eines mohammedanischen Fürsten gehört ein so unheimlicher Diener, als das lebendige Emblem seines Rechtes über Leben und Tod. So war der Sitte des Orientes gemäß auch ein Dichter oder Erzähler unter Khosrew's Begleitern, dessen Geschäft es ist, die vorzüglichsten Ereignisse zu besingen oder dem Prinzen in seinen müßigen Stunden eine Geschichte zu erzählen, die immer wunderbar und neu seyn muß, wie die der Sultanin Scheherazade. Es ist allgemein bekannt, mit welcher erstaunlichen Leichtigkeit die orientalischen Erzähler aus dem Stegreif vortragen; diese Geschichten, die sich eben so sehr durch den Reichthum ihrer Ausstattung, als durch Abwechslung in der Erfindung auszeichnen, und von denen die Erzählungen in Tausend und Einer Nacht nur einen unvollkommenen Begriff geben — diese glänzenden Schöpfungen einer Einbildungskraft, die glühend wie die Sonne Asiens ist, dienen nicht bloß zur Unterhaltung im Palaste, sondern verkürzen auch dem nomadischen Araber seine Abende.

Der Prinz wurde in der Regel nur von fünf Personen seines Gefolges an den Hof und in die vornehmsten Gesellschaften der Hauptstadt begleitet; unter ihnen stand am höchsten im Range ein Khan oder persischer Fürst, einer der Oberbefehlshaber des Heeres. Er war ungefähr fünfzig Jahre alt und beobachtete einen hohen Ernst, der sich unwandelbar auf seinem schönen und geistreichen Gesichte aussprach; leider verstand er keine einzige europäische Sprache. Man hatte ihn der Gesandtschaft beigegeben, um ihr mit seinem Rathe und namentlich dem jungen Prinzen als Mentor zu dienen, wie ihn denn dieser auch mit großer Achtung behandelte. Ein anderer vornehmer Perser, der Khosrew als Rathgeber zur Seite gestellt war, hieß Mirza Babka, der nichts als einige Worte Englisch konnte, und bei einem übrigens unbedeutenden Gesichte, nur eine untergeordnete Rolle in der Welt zu spielen bestimmt schien. Die drei merkwürdigsten Männer von Khosrew's Gefolge waren jedoch Mirza Saleh, Mirza Massud und Kapitän Séminneau, der nämliche, der bei der feierlichen Vorstellung bei Hofe die Phantasieuniform und die spitzige Mütze getragen hatte.

Mirza Saleh war der Arzt des Prinzen, derselbe, dem Khosrew bei der Abreise von Moskau den halben Bart abscheeren lassen wollte. Er schien ungefähr vierzig Jahre alt, war von hohem Wuchs, harten Gesichtszügen und verrieth in seinem Benehmen einige Unbehülflichkeit, obgleich sich in seinen lebhaften Augen viel Verstand aussprach. Mirza Saleh war in seiner Jugend durch Vermittlung der ostindischen Kompagnie von der Regierung auf die Hochschule von Edinburg geschickt worden, um dort Arzneikunde zu studiren. Er brachte dort mit zwei oder drei andern Landsleuten vier Jahre zu, und lernte Englisch ziemlich geläufig sprechen. Allein bei aller europäischer Weisheit,

die er sich eigen gemacht haben mochte, würde man sich vielleicht doch nicht ohne Gefahr seiner Kunst anvertraut haben. Seinen Reisegefährten selbst flößte er eine gewisse ehrerbietige Furcht ein, doch muß er die Aerzte seines Landes, deren Kunst in nicht viel mehr als Astrologie besteht und denen jede Zergliederung des menschlichen Körpers ein Gräuel ist, weit übersehen haben.

Mirza Massud war einige fünfzig Jahre alt und von mittlerer Größe. Sein ausdrucksvolles Gesicht verrieth einen Geist von nicht gewöhnlicher Art. Sein ganzes Aeußeres hat etwas Einnehmendes, und in seinem Benehmen lag eine ungemeine Leutseligkeit; wenn man seinem Blick begegnete, so las man darin eine gewisse Sympathie oder vielmehr es sprach sich darin eine klare Verständigkeit aus, in der man eine lange Angewöhnung an gleichen Geschmack, gleiche Sitten und Gedanken empfand. Man hätte sich bei ihm in der Gesellschaft eines Mannes aus der großen Welt von Paris, Wien oder London glauben mögen, und diese Illusion wurde vollkommen, wenn man ihn mit einem freilich etwas ausländischen Accent Französisch sprechen, und in seine Antworten viel geistreiche Feinheit legen hörte. Ueberhaupt fällt an den Orientalen zuvörderst der ihrem Benehmen eigene Anstrich von gutem Ton auf: die Ruhe und der Ernst ihrer Bewegungen, die überdachte Haltung ihres Geistes, das innige Gefühl ihrer Würde, das sie gegen Niemand die schickliche Achtung verletzen läßt, die sie gegen sich selbst beobachtet wünschen, geben allen ihren Worten eine ungemeine Zurückhaltung, und man hat immer guten Ton, wenn man zurückhaltend ist.

Die Art, wie Mirza Massud das Französische erlernte, ist bemerkenswerth. Ohne daran zu denken, erfand er den wechselseitigen Unterricht in Jacotot's Methode. Ein französischer Offizier, der das Geschäft eines Kaufmannes ergriffen hatte, war durch einen Prozeß gegen einen Armenier nach Tauris geführt worden und hatte sich in der Nähe dieser Stadt ein Landhaus gemiethet, zunächst dem Mirza Massud's, der damals fern vom Hofe lebte, wo er eine hohe Stelle bekleidet hatte. Beide begegneten sich öfters auf ihren Spaziergängen und durch Einsamkeit und innere Neigung zu einander hingezogen, bedauerten sie nichts so sehr, als daß sie sich gegenseitig nicht verständlich machen konnten. Endlich führte sie die immer sinnreiche Noth auf den Gedanken, einander verschiedene Gegenstände zu zeigen und sich dieselben mit Namen zu nennen; jeder schrieb dann das so erhaltene Wort in seiner Sprache auf und durch Vergleichung der Töne und ihrer Schriftzeichen gelangten beide dahin, sowohl den Namen der Gegenstände als ihre Darstellung durch Buchstaben zu erlernen. In kurzer Zeit hatten sie es so weit gebracht, sich verständlich zu machen, worauf der gegenseitige Unterricht nun auch um so schnellere Fortschritte machen konnte. Beide lernten, der Eine Französisch und der Andere Persisch, wie das Kind seine Muttersprache. Später nahmen sie auch noch Bücher zu Hülfe und vervollkommneten ihre Sprachstudien. Massud hatte den Voltaire gelesen, und erhielt aus Tiflis französische Zeitungen; er konnte sich über Alles in Gespräch einlassen, nur war die Folge seines sonderbaren Unterrichtes, daß er leichter das gesprochene Französisch verstehen, als es lesen oder schreiben konnte.

(Schluß folgt.)

Die Meteore im Jahre 1832.

(Schluß.)

Der „Pilot von Calvados" erzählt in seinem Blatte vom 26 November von einer zahllosen Menge von Sternen, die zwei volle Stunden lang den völlig heitern Himmel in allen Richtungen durchkreuzten, so daß sie eine Art Feuerregen bildeten. Dieses Phänomen, das in seiner vollsten Entwicklung von vier bis fünf Uhr Morgens zu sehen war, wurde, dem erwähnten Journale zufolge, auch noch in mehrern Theilen des Departements von Calvados und in dem Orne-Departement in der Umgegend von Argentan beobachtet.

In Belgien sah man in der Umgegend von Brüssel, bei sehr heiterm Wetter, gegen zwei Uhr in der Nacht eine Menge kleiner Feuerkugeln, die in verschiedenen Zwischenräumen auf einander folgten und verschwanden, nachdem sie einen langen Lichtschweif hinter sich hergezogen hatten. In weniger als einer halben Stunde erschienen mehr als hundert solche Kugeln, von denen die meisten Sternschnuppen ähnlich, einige aber auch von größerm Umfange waren. Letztere schossen eine blitzähnliche Helle aus, und ließen hinter sich am Himmel einen Lichtstreif und eine Garbe von Sternen, die erst nach vier oder fünf Minuten erlosch. Alle ohne Unterschied nahmen ihren Weg von Osten nach Westen. Die ersten dieser Meteore erblickte man gegen ein Uhr in der Nacht, und sie dauerten noch bis sechs Uhr Morgens fort. Die Landleute, die sich erinnerten, daß sie einige Tage vor der Schlacht bei Waterloo ähnliche Erscheinungen am Himmel gesehen hatten, wurden darüber sehr beunruhigt, und weissagten sich daraus nicht viel Gutes.

Auch auf den britischen Inseln wurden diese Phänomene beobachtet. Zu Portsmouth sah man eine Menge fliegender Sterne, die sich in allen Richtungen durchkreuzten, und eine Helle verbreiteten, welche wiederholt die Pferde eines Nachtpostwagens von London scheu machte. Desselben Phänomens wird in der „Iris" von Sheffield erwähnt, wo man in der Umgegend dieser Stadt dieselben Erscheinungen beobachtete. Zu Glossop waren diese Feuerzeichen von so erschreckender Art, daß mehrere Leute, die am frühen Morgen an die Arbeit gehen wollten, von Furcht befallen wieder nach Hause zurückkehrten.

Aus der Zusammenstellung dieser und mehrerer andern Berichte ergibt sich, daß in der Nacht des 13 Novembers von neun Uhr Abends bis zu Tagesanbruch eine große Anzahl leuchtender Phänomene am Himmel erschienen, von denen einige aus einer Menge von gewöhnlichen Sternschnuppen, andere aus einer kleinern Anzahl feuriger Kugeln bestanden, die, mit Schweifen oder Säulen versehen, Funken und Feuergarben aussprühten; daß ferner diese Kugeln, die einen sehr hellen Glanz ausstrahlten, zum Theil mehrere Minuten lang mit verschiedenem Farbenwechsel sichtbar blieben. Man kann hiebei nicht umhin, die erstaunliche Aehnlichkeit zu bemerken, die zwischen den erwähnten Phänomenen in der Nacht des 13 Novembers 1832 und denen obwaltet, die Herr von Humboldt mit Herrn Bonpland am 12 November 1799 zu Cumana beobachtete. Der berühmte Reisende theilt den Bericht davon im zehnten Kapitel des vierten Buches seiner Reise in die Aequinoctialländer mit, wo es heißt: „Die Nacht vom 11 auf den 12 November war kühl und äußerst schön; von Morgens halb drei Uhr an erblickte man gegen Osten strahlende Meteore der ungewöhnlichsten Art; Herr Bonpland, der aufgestanden war, um auf der Galerie der Kühle der Nacht zu genießen, bemerkte sie zuerst. Vier Stunden lang folgten sich Tausende von Kugeln und fliegenden Sternen; ihre Richtung von Norden nach Süden war sehr regelmäßig, und sie füllten einen Raum des Himmels, der sich genau von Osten aus dreißig Grade nordwärts und südwärts erstreckte. Auf einer Ausdehnung von sechzig Graden also sah man in Ost-Nord-Ost und Ost am Horizonte die Meteore aufsteigen, mehr oder minder große Bögen beschreiben, und nachdem sie der Richtung des Meridians gefolgt waren, gegen Süden wieder niederfallen. Einige stiegen bis zu einer Höhe von vierzig Grad, alle aber über fünfundzwanzig bis dreißig. Der Wind war in den tiefern Regionen der Atmosphäre sehr schwach und

wehte aus Osten; nirgends war eine Spur von Wolken zu sehen. Herr Bonpland fügte hinzu, daß beim Beginne dieser Lufterscheinungen am Himmel kein Raum von drei Mondesdurchmessern Breite war, den man nicht jeden Augenblick mit Kugeln und Sternschnuppen erfüllt sah; erstere waren in geringerer Zahl zu bemerken; allein da sie von verschiedener Größe waren, so konnte man beide Arten von Phänomenen nicht genau von einander unterscheiden. Alle diese Meteore ließen leuchtende Streifen von acht bis zehn Grad Länge hinter sich zurück, wie es in den Aequinoctialgegenden häufig der Fall zu seyn pflegt. Die Phosphorescenz dieser Lichtstreifen dauerte sieben bis acht Sekunden. Mehrere der fliegenden Sterne hatten einen ganz deutlichen Kern, so groß wie die Scheibe des Jupiters, und Funken von einem äußerst lebhaften Lichte sprühten davon aus. Die Kugeln schienen wie durch eine Explosion zu platzen, aber die größten, die einen Durchmesser von einem Grad und fünfzehn Minuten hatten, verschwanden ohne Funken zu werfen, und ließen phosphorescirende Lichtstreifen zurück, deren Breite mehr als fünfzehn bis zwanzig Minuten betrug. Das Licht dieser Meteore war weiß und nicht röthlich, was man ohne Zweifel dem Mangel an Dünsten und der ungemeinen Durchsichtigkeit der Luft zuschreiben muß. Aus derselben Ursache haben die Sterne erster Größe am Tropenhimmel bei ihrem Aufgang ein merklich weißeres Licht als in Europa.

„Nach vier Uhr hörten die Lufterscheinungen nach und nach auf; die Kugeln und Sternschnuppen waren nicht mehr so häufig, doch konnte man noch einige an ihrem weißlichen Schimmer und an der Schnelligkeit ihrer Bewegung, gegen Nordost, eine Viertelstunde nach Sonnenaufgang unterscheiden. Die Fischer der indianischen Vorstadt von Cumana sagten aus: „das Feuerwerk" habe schon um ein Uhr in der Nacht angefangen, und als sie vom Fischfang im Golfe zurückgekehrt seyen, hätten sie schon im Osten fliegende Sterne, aber sehr kleine, wahrgenommen."

Diese Phänomene vom Jahre 1799 waren vom Lande der Eskimos, Labrador und Grönland, vom 64 und 82° der nördlichen Breite, bis nahe an den Aequator, an der Gränze von Brasilien und dem französischen Guyana hin sichtbar, wo man den nördlichen Theil des Himmels wie im Brande stehen sah. Anderthalb Stunden lang durchzogen zahllose fliegende Sterne den Himmel, und verbreiteten ein so helles Licht, daß man diese Meteore mit den Feuergarben eines Kunstfeuerwerkes vergleichen konnte. Herr Ellicot, ein Astronom aus den Vereinigten Staaten, beobachtete sie im Bahamakanal, und ein Pfarrer in der Gegend von Weimar bemerkte sie in demselben Augenblick in südlicher und südwestlicher Richtung, so daß diese Meteore auf einem Flächenraume von 921,000 Quadratlieues mit gleichem Glanze sichtbar waren. Die vom Jahre 1832 scheinen keine so weite Ausdehnung gehabt zu haben, wiewohl sie, nach der Uebereinstimmung der Beobachtungen zu schließen, die im südlichen Frankreich und im Norden von England gemacht wurden, ebenfalls nicht gering war. Wollte man annehmen, daß die von Herrn von Humboldt beobachteten Meteore dieselben waren, die auf den äußersten Punkten der verschiedenen Entfernungen gesehen wurden, so müßten sie in einer Höhe von nicht weniger als 410 Lieues vor sich gegangen seyn; allein Herr von Humboldt ist geneigt zu glauben, daß die Chaymas-Indianer von Cumana nicht dieselben Feuerkugeln, wie die Portugiesen in Brasilien und die Missionäre von Labrador gesehen haben.

„Es ist merkwürdig, bemerkt Herr Gautier in seiner Abhandlung, daß wir so auffallende, und im Verhältnisse zu den Himmelskörpern der Erde so nahe Phänomene noch so wenig ihrer Natur und Entstehung nach kennen, und daß man über die Sternschnuppen, mit denen diese Meteore die größte Analogie zu haben scheinen, noch in solcher Ungewißheit schwebt. Um zu einer genügenden Lösung dieser interessanten Frage zu gelangen, müßte man auch neben andern Hülfsmitteln die Beobachtung jener Meteore nicht vernachlässigen, die man oft bei Tage durch Fernröhre sehen kann. Ich will hier keineswegs von jenen großen Lichtmeteoren sprechen, die bisweilen am hellen Tage beobachtet wurden, sondern von jenen kleinen schimmernden Körpern von runder Gestalt, die, manchmal mit Schweifen oder Flämmchen versehen, schnell an dem Felde des Glases vorüberstreifen, das man bei Tage nach einer Gegend des Himmels gerichtet hat. Ich hatte oft Gelegenheit dergleichen Lichtkörper zu bemerken, und mehrere Astronomen sagten mir, daß sie dieselbe Erfahrung gemacht. Ein solches Phänomen kam mir in höchst überraschender Art, am 19 Mai 1830, gegen Ein Uhr Mittags, bei einer Temperatur von ungefähr 4° Reaumur, und nachdem einige Tage ein starker Nordostwind geweht hatte, vor. Man sah eine fast unglaubliche Menge kleiner Lichtausströmungen auf dem südlichen Felde des Fernrohres unserer Sternwarte, vorzüglich als man es südlich sechzig Grad über den Horizont empor richtete. Diese Lichtkörper schienen mir größtentheils von Westen nach Osten zu gehen, aber mit verschiedenen Neigungen und verschiedener Schnelligkeit und Größe. Die größten waren auch die schnellsten, und im Durchschnitte legten sie in zwei Sekunden einen Raum von ungefähr einem halben Grad im Winkel zurück. Gegen zwei Uhr schienen diese Meteore schon ziemlich abgenommen zu haben, und später waren sie nicht mehr zu bemerken. Ich habe noch nirgends gefunden, daß man sich mit Beobachtungen dieser Art von Tagessternschnuppen beschäftigte, und doch glaube ich, daß eine genauere Erforschung derselben, mit den Beobachtungen über die nächtlichen Sternschnuppen verbunden, zu einer künftigen Erklärung dieser Phänomene nähere Begründungen an die Hand geben würde."

Vermischte Nachrichten.

Das Unglück der Polen schien den Gaunern von Paris ein allzu dramatischer Stoff, als daß sie ihn unausgearbeitet hätten lassen sollen. In kürzester Zeit wurde mehrern wohlhabenden Bürgern in der Umgegend von Paris folgender oder ein ähnlicher Betrug gespielt: Ein reisender Kaufmann findet sich bei einem Spezerei- oder Weinhändler ein, um zu erfahren, wo er am besten und sichersten ein Waarenlager unterbringen könne, bis er in den umliegenden Ortschaften sein Geschäft gemacht habe. Während man sich noch hierüber bespricht, erscheint ein Pole, der sich über sein unglückliches Loos beklagt. Der angebliche reisende Kaufmann bietet ihm einige Unterstützung an, die jedoch der Pole ausschlägt, indem er bemerklich macht, daß er noch im Besitz eines Kleinodes sey, das Letzte, was er habe, und das er zu Geld zu machen wünsche, um nach Belgien zu gehen, wo er in Dienst treten zu können hoffe. Der fremde Kaufmann untersucht das Juwel, schätzt es auf 50,000 Fr., kann aber für den Augenblick dem Polen nur eine Handvoll Geld anbieten, die dieser ausschlägt, da sein Kleinod weit mehr werth sey. Endlich wendet sich der Reisende an den Weinhändler, mit der Bitte, ihm fünf oder sechstausend Franken zu leihen: der gute Mann geht in die Falle, und rückt, auf ein Versprechen von hundert Thalern Gewinnst, mit einer Summe von 4000 Fr. in Geld und Bankscheinen heraus, die der Pole in Empfang nimmt, und dafür mit Thränen im Auge sein letztes Kleinod überliefert. Die beiden Gauner entfernen sich endlich einer um den andern, und der ehrliche Bürger behält das Kleinod in Verwahrung, das wohl keiner von beiden auslösen wird, da es höchstens 5 Fr. werth ist.

*

Aus Teheran sind vom 31 Oktober v. J. Briefe von Kapitän Burnes eingetroffen, worin dieser Reisende einen kurzen Bericht seiner bisherigen Wanderungen im Oriente mittheilt. „Ich schreibe jetzt, heißt es darin, aus der Hauptstadt von Persien, wo ich nach einer Reise von zehn Monaten eben angelangt bin. Anfangs Januars verließ ich Delhi und ging im März durch eine Furt über den Indus. Dann durchreiste ich das Königreich Kabul, und stieg über die schneeigen Höhen des Hindu Kosch in das Thal des Orus hinab. Ich untersuchte diesen Fluß ungefähr 120 (englische) Meilen oder Balk, und ging dann zu Lande mehrere hundert Meilen weit denselben abwärts. Es ist ein schiffbarer Fluß, der dem Indus wenig nachgibt. Vom Orus begab ich mich nach dem Königreiche Bokhara und blieb zwei Monate in dieser Hauptstadt der Wüste. Dann ging ich die Steppe des alten Kharasm hinab, wo ich unter den herumziehenden Turkomanen zubrachte, bis ich das kaspische Meer bei Astrabad erreichte. Es war eine furchtbar gefahrvolle Unternehmung. Ich stehe jetzt im Begriff in aller Eile nach Indien zurückzukehren."

*

Im vergangenen Sommer unternahm, auf Befehl des Kaisers von Rußland, Herr Fedorow eine Reise durch die südöstlichen Theile von Sibirien, wozu ihm die Regierung eine Unterstützung von 12,000 Rubeln bewilligte. Noch wichtigere Resultate für die Wissenschaft verspricht man sich von einer auf drei Jahre bestimmten Reise des russischen Staatsrathes Faß, dem Sekretär der Akademie von St. Petersburg, der durch das östliche Sibirien bis Peking gehen wird.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 149. 29 Mai 1833.

Englisches Leben in Indien.

2. Agra.

(Fortsetzung.)

Abendgesellschaften werden in Indien mit Ausnahme von Calcutta, und auch hier nur selten, nicht gegeben. Dagegen sind Bälle und Soupers sehr häufig, da man minder glänzende Unterhaltungen für gemein hält, und solche von den geladenen Gästen als eine beleidigende Geringschätzung angesehen werden würden. Nur Fremde ladet man bisweilen aus freundschaftlichen Rücksichten zum Thee ein, und eine solche Gesellschaft bietet dem neuangekommenen Europäer einen wahrhaft ergötzlichen Anblick. Doch hier müssen wir überhaupt mit einem Paar Worten die Lebensweise der nach Indien gekommenen Europäer berühren. Die Stunde des Mittagessens macht einen wesentlichen Unterschied in der Vertheilung der übrigen Tageszeit. Diejenigen, welche erst nach Sonnenuntergang zu Mittag speisen, nehmen um zwei Uhr ein Dejeuner, das aus warmen Gerichten besteht, und von dem Zweck und Bestand eines eigentlichen Mittagsmahles in nichts verschieden ist. Nach beendigter Tafel entkleidet man sich gewöhnlich wieder und legt sich, bis die Sonne untergegangen ist, schlafen. Nach dem Abendspaziergange wird abermals ein Mittagessen aufgetragen, das aber häufig ganz unberührt gelassen wird; ja man sieht es sogar als einen Beweis von vorzüglicher Lebensart an, da zu sitzen, ohne einen Bissen anzurühren, obgleich die Gäste es sehr übel nehmen würden, wenn man nicht drei Gänge Speisen auftragen ließe. Wenn man eine solche Gesellschaft bei Tische sitzen sieht, so möchte man glauben, sie habe wie die Braut im arabischen Mährchen, die den Reiß körnerweise aß, mit den Gulen ihren Imbiß gehalten. *) Dieß heißt man zu Nacht essen. Andere treiben es anders und vielleicht auch vernünftiger, indem sie unter Tags keine Mahlzeit halten, und sich erst um vier Uhr Nachmittags zu Tische setzen, wo man so lange sitzen bleibt, bis es Zeit wird, auszugehen, oder die Sonne tief genug steht, um sich unter der Veranda aufzuhalten. Nach dem Abendspaziergange findet die Familie dann den Thee in Bereitschaft. Allein auch bei diesem läßt es sich die Dienerschaft, selbst wenn sie noch so gut gezogen und an europäische Sitte gewöhnt ist, nicht nehmen, den Tisch mit warmen Fleischspeisen, Früchten und Backwerk zu belasten, wobei sie zuweilen das Tafeltuch auflegt, öfters aber noch ihre heißen Schüsseln auf den bloßen Mahagoni setzt. Diese Thee's gleichen einigermaßen den amerikanischen Abendgesellschaften dieser Art, und würden nicht ohne vergnügliche Unterhaltung seyn, wenn nicht Stolz und Rangsucht es verhinderten. Es werden niemals mehr als zwei oder drei Personen zugleich eingeladen, und wenn dieß nicht vertraute Freunde sind, so kann man sich nichts Traurigeres denken. Man sieht sich gegenseitig an und langweilt sich fast zu Tode, bis endlich die Gäste einen schicklichen Vorwand finden, sich davon zu machen. Eine Reformbill aber wäre in Indien so nöthig wie in England, hinsichtlich der Art und Weise, wie die Visiten gemacht werden. Morgenbesuche sollten durch ein Staatsgesetz abgeschafft werden, denn in einem Lande, wo es acht Monate des Jahres hindurch gefährlich ist nach zehn Uhr im Freien zu seyn, und wäre es auch in einem Palankin oder in einem Wagen, können die Damen nur mit Lebensgefahr die nöthigen Besuche machen. Wenn das Thor einer Campania geschlossen ist, so gilt es als ein Zeichen, daß die Familie, die sich hier nicht so gut wie in England verläugnen lassen kann, nicht zu Hause ist oder keinen Besuch empfangen will. Es gibt in Agra keine öffentlichen Bälle, und die Tanzunterhaltungen hängen daher von der Gastfreiheit einzelner Familien ab. Im Theater, das von Außen sehr unansehnlich ist, wird nur gelegentlich gespielt, und Pferderennen sind zwar auch hier eingeführt, aber können keinen Vergleich mit denen von Mirut und Ghazipur aushalten.

Wer höhern Genuß sucht, muß ihn nicht in der englischen Station, sondern in Agra selbst und dessen Umgebungen suchen, wo dem Freunde des Alterthums und der Kunst als der anziehendste Gegenstand der Taasche Mahal oder Grabpalast, wie man ihn auch nennt, erscheinen wird — ein Mausoleum, das Seinesgleichen nicht in der Welt hat. Wer seine Einbildungskraft mit den farbeglühenden Schilderungen orientalischer Poesie genährt hat, kann hier mit eigenen Augen schauen, was er in den wundervollen Erzählungen von Tausend und Einer Nacht gelesen hat. Man denke sich eine Ebene, die von tiefen sandigen Schluchten zerrissen ist, das Bild der Oede und Wildniß, eine

*) Der Verfasser spielt auf die Erzählung in Tausend und Einer Nacht an, wo die gespenstige Braut Amina mit den Gulen oder Leichenfressern Nachts auf Gräbern schmaust, und dann bei Tag den Reiß mit dem Ohrlöffel ißt. Anm. d. Red.

so trostlose Gegend, wie sie Prinz Achmed durchirrte, als er seinen Pfeil suchte. Und inmitten dieser furchtbaren Einöde erhebt sich plötzlich ein Palast von dunkelrothem Gestein, mit weißem Marmor eingelegt, über dem sich Dome und Kuppeln erheben. Eine Flucht von Treppen führt hinauf zu einem kreisrunden Dom mit gewölbter Decke, um den rings eine Galerie läuft. Alles im schönsten Style orientalischer Baukunst. Dieß ist die Eingangspforte zu dem Taasche Mahal, ein Gebäude, das an jedem andern Orte den Besucher durch sein wundervolles Ebenmaß, seine Großartigkeit und die zierlichste Vollendung aller seiner einzelnen Theile entzücken würde; allein das Auge wird durch einen Blick in köstliche Gärten bezaubert und vergißt beinahe die Pracht dieses Einganges. Am Ende eines langen Baumganges von herrlichen Cypressen, deren reiches Laubwerk sich in marmornen Wasserbecken spiegelt, die von den zahlreichen Silberstrahlen springender Brunnen genährt werden, erhebt sich der Taasche selbst glänzend wie ein Feenpalast. Er besteht ganz aus polirtem Marmor von blendender Weiße, und wenn sich vielleicht ein Fehler an der Architektur selbst entdecken ließe, so vergißt man ihn sicherlich über dem Glanz des Materiales, das man Anfangs noch für etwas mehr als Marmor, für Perlenmutter oder Kalkspath halten möchte. Keine Beschreibung vermag dieses schimmernde Gebäude zu schildern, das eher der wunderbaren Schöpfung eines Traumes als der nüchternen Wirklichkeit anzugehören, und aus Mondscheinstrahlen oder Paradieslilien gewebt scheint.

Das Mausoleum ruht auf einem Würfel von weißem Marmor, der sich scheinbar von allen Seiten unzugänglich, zwölf oder fünfzehn Fuß hoch vom Boden erhebt; die Stiegen sind versteckt angebracht, was sich vielleicht allein tadeln ließe. Das eigentliche Begräbniß ist ein Gemach in diesem Würfel, das auf drei Seiten von zusammenhängenden Appartements umgeben ist, von denen jedes aus drei Gemächern besteht, die durch Gitterwerk von durchbrochenem Marmor Luft und Aussicht in die Gärten erhalten. An jeder Ecke des Würfels steigen schlanke Minarets empor, die sich wie vier hohe, niedlich gearbeitete Thürme auf den vier Ecken eines riesenhaften Schachbrettes ausnehmen, in der Mitte erhebt sich ein achteckiges Gebäude mit einem gewölbten Dome über sich, um den herum offene Kuppeln von geringerer Höhe angebracht sind. Man kann nichts Schöneres und Edleres sehen; selbst die Fensterrahmen sind von weißem Marmor, und es scheint, als wenn ein Stück von Aladdins Palast aus der allgemeinen Zertrümmerung gerettet und in die Orangenwälder von Agra versetzt worden wäre. Der Plan des Gebäudes, der rein asiatisch ist, soll von dem Erbauer selbst entworfen worden seyn, der die Ausführung den Händen ausgezeichneter ausländischer Baumeister anvertraute. Das Innere des Taasche ist mit köstlichen Mosaikarbeiten geschmückt, die aus reichen Blumengewinden bestehen, und von so zarter Ausführung sind, daß sie sich wie Seidenstickerei auf weißem Atlas ausnehmen: fünfunddreißig verschiedene Arten von Karneol sind auf einem einzigen Nelkenblatte zu zählen; und Agate, Lapis Lazuli, Türkisen und andere kostbare Steine sind verschwenderisch angebracht. Das Mausoleum, das von dem Dschemna bespült wird, hat die Aussicht nach diesem klaren schnellen Strom, und die Gärten umher, die einen Raum von vielen Morgen Landes bedecken, sind mit blumentragenden Waldbäumen besetzt, zwischen denen man Gebäude und Springbrunnen vertheilt findet, und erstrecken sich bis an den Uferrand des Flusses; Vögel von dem wunderschönsten Gefieder wiegen sich in den Zweigen und Blumen von allen Farben und Düften erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen; kurz, es ist ein Ort voll so viel Zauber und Anmuth, daß der gläubige Moslim sich daraus eine Vorstellung von dem ihm verheißenen Paradiese machen kann.

Der Taasche Mahal wurde von dem Kaiser Schah Dschehan, dem Sohne Dschehangir's und Aurengzeb's Vater, erbaut, der zwar in Erfüllung seiner kindlichen Pflichten es nicht sehr gewissenhaft nahm, aber als Gatte und Vater von Niemand übertroffen wird. Als sein geliebtes Weib, Muhm Taze Mhal im Sterben lag, tröstete er sie in ihren Todesnöthen mit dem Versprechen, sie solle, wie sie in ihrem Leben das liebenswürdigste und tugendhafteste Weib ihrer Zeit gewesen, nach ihrem Hintritt auch in einem Denkmale ruhen, das von keinem in der Welt übertroffen würde. Und Schah Dschehan hielt sein Wort. Es war seine Absicht, ein zweites Mausoleum von gleicher Pracht für sich selbst, jenseits auf dem andern Ufer des Dschemna zu erbauen und beide durch eine Marmorbrücke zu vereinigen; allein die Stürme, die seine Herrschaft beunruhigten, hinderten ihn, diesen großartigen Gedanken auszuführen, und seine Gebeine ruhen jetzt neben dem Theuersten, was er auf Erden besaß. Schah Dschehans Vaterliebe danken die Engländer auch ihre erste Niederlassung in Hindustan: der Kaiser gab einem englischen Arzte, dessen Kunst es gelang, eine seiner Töchter von einer gefährlichen Krankheit zu heilen, zum Lohne ein Stück Land in Bengalen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gesandtschaft des persischen Prinzen Khosrew Mirza nach Petersburg.

6. Das Gefolge des Prinzen.

(Schluß.)

Wie alle Asiaten war Mirza Massud äußerst stolz auf seine Herkunft, seine Heimath, seine Religion und seine vaterländischen Sitten; unsre Civilisation, auf die wir so eitel sind, schien er höchst geringschätzig zu nehmen, wiewohl diese scheinbare Gleichgültigkeit der Orientalen gegen die Vorzüge der europäischen Gesittung ohne Zweifel zum größten Theil affektirt und in Hochmuth, oder wenn man will, Eifersucht gegründet seyn mag. Als die schönsten russischen Regimenter in Erzerum, Varna oder Adrianopel einzogen, verschlossen sich die Türken in ihre Häuser, während andere, die vor ihrer Thüre sitzen geblieben waren und rauchten, mit auffallender Gleichgültigkeit den Kopf nach der entgegengesetzten Richtung wendeten, woher die Truppen kamen, als ob sie ihr ganzes Leben lang an diesem Schauspiel sich satt gesehen, während diese Städte doch seit Jahrhunderten schon keinen fremden Eroberer in ihren Mauern erblickt hatten. Uebrigens beruht

diese Selbstzufriedenheit der Mohammedaner auch auf ernstlich gemeinter Ueberzeugung, da sie weit entfernt sind, an die Vorzüge unsrer Einrichtungen und Sitten zu glauben. Im Allgemeinen halten sie sich für sittlicher als uns. Man äußerte in Gegenwart Mirza Massud's Erstaunen darüber, daß die Perser kein anderes Gesetzbuch als den Koran besäßen. Er antwortete: ein Gesetzbuch sey wie eine Apotheke, wo es für alle Krankheiten Heilmittel gebe, und wenn sie derselben entbehren könnten, so sey dieß nur ein Beweis, daß sie gesünder seyen, als wir. — „Allein, entgegnete man ihm, euer Koran ist ein Glaubensbuch, das nicht Alles vorausgesehen haben kann, was die außer der Religion sich entwickelnde Civilisation zur Folge haben konnte." — „Man gibt mir hier, erwiederte er, eine sehr geringe Meinung von eurer Civilisation oder eurem Evangelium. Jedes Glaubensbuch muß auch ein Buch der Moral seyn; es muß der Civilisation die Bahn vorzeichnen, die sie zu nehmen hat, wenn sie nicht unmoralisch werden will. Wenn das Evangelium den Christen lehrt, ein tugendhafter Mensch zu werden, so muß es auch wie der Koran hinreichen, diejenigen, die es nicht sind, zu richten. In einer Religion müssen alle Gesetze enthalten seyn, oder diese Religion taugt Nichts; kurz, wenn es wahr ist, daß die eurige nicht für eure Civilisation ausreicht, so sind wir mit unserer geringeren Bildung glücklicher und deßhalb auch mehr werth, als ihr." — Was ließ sich darauf antworten? —

Eines Tages sprach der englische Gesandte Lord H*** von dem traurigen Loose der Frauen im Morgenlande. „Warum glauben Sie, daß sie minder glücklich sind als die Ihrigen?" erwiderte Massud. — „Sie müssen doch zugeben, daß man ihnen nicht jene Achtung beweist, wie bei uns." — „Ich weiß nicht, wie Sie Dieß verstehen, Mylord, allein so viel bleibt wenigstens gewiß, daß man in Persien nie einen so außerordentlichen Prozeß wie den Georgs IV gegen die Königin Karoline gesehen haben würde." — Der Gesandte, so geistreich er sonst war, wußte hierauf Nichts zu erwidern und konnte sich nur durch Lächeln aus der Klemme helfen. Wie schon früher bemerkt wurde, war Massud Anfangs allein bestimmt, als außerordentlicher Botschafter des persischen Hofes nach Petersburg zu gehen.

Was den Kapitän Séminneau betrifft, so würde eine Erzählung der Abenteuer dieses Mannes allein hinlänglichen Stoff zu einem vielbändigen Romane liefern, dessen Held jedoch leider nicht sehr besonders interessant seyn würde. Obgleich ein ziemlich hübscher Mann, dem seine Uniform gar nicht übel stand, verrieth sein Gesicht doch den Mangel an Bildung, und selbst etwas beschränkten Verstand. Sein abgeborgtes Benehmen, eine Art Demuth in seinen Verlegenheiten ließen auf den ersten Blick erkennen, daß er nur eine sehr geringe Erziehung genossen hatte. Eine Unterhaltung von einer Viertelstunde genügte, seine geringen Geistesgaben zu beurtheilen, und doch bewies sein abenteuervolles Leben eine Entschlossenheit, die immer ein Beweis eines kraftvollen Charakters bleibt. Hier seine Geschichte:

Séminneau war als Unteroffizier in der Armee der Loire in Verdacht gekommen, in einer der Verschwörungen, die bei der zweiten Restauration ausbrachen, verwickelt zu seyn, und hatte sich zu Marseille auf einem Schiffe, das nach Alexandrien ging, eingeschifft, um unter den Truppen des Pascha von Aegypten Dienst zu nehmen. Er begleitete Ibrahim Pascha nach Morea, wo ihn einen Augenblick die Lust anwandelte, sich auf die Seite der Hellenen zu schlagen; allein da er gehört hatte, daß Mahmud überall Lehrmeister für sein Heer suche, so schloß er sich einigen Türken an, die nach Stambul zurückkehrten. In dieser Hauptstadt angelangt, fand er die Verhältnisse für sich nicht so günstig, als er sie sich vorgestellt hatte. Vielleicht fühlte er sich auch, einem französischen Gesandten so nahe, nicht recht behaglich, und er folgte daher dem Rathe eines armenischen Kaufmannes, der mit einer Karawane nach Persien zu gehen im Begriff stand und ihm vorstellte, daß man auch dort Lehrmeister für Truppen suche, und daß er dort keine so große Konkurrenz wie in Konstantinopel finden würde, wo die Franzosen sich mit Sardiniern und Oesterreichern um die Ehre stritten, den türkischen Nachfolgern der Janitscharen die Handgriffe der europäischen Taktik beizubringen. Séminneau war bei der Artillerie gewesen und trat zu Teheran als Offizier des Geniekorps auf. Zwar traf er dort einige englische Offiziere, denen die Leitung des Artillerieweſens übergeben war, indeß fand er doch eine gute Aufnahme. Er sprach schon ziemlich geläufig Arabisch, und Abbas Mirza nahm ihn mit dem Range eines Kapitäns unter seinen Generalstab auf. Schon vor seiner Ankunft in St. Petersburg hatte er den Orden der Sonne erhalten, und er verließ Rußland mit dem St. Anneukreuze auf der Brust. Seine Besoldung setzte ihn in den Stand, ziemlich bedeutende Ersparungen zu machen, und es war sein sehnlichster Wunsch, eines Tags wieder in sein Vaterland zurückkehren und das Erworbene dort genießen zu können. Und doch ist der Himmel Persiens so schön! Allein man muß lange fern von seiner Heimath gelebt haben, um zu begreifen, daß man seine Gedanken nie auf dem Felde der Hoffnung umherschweifen lassen kann, ohne stets am Horizont das Dach des väterlichen Hauses auftauchen zu sehen.

Tipu-Sahib's-Tiger in London.

Unter den Felisarten gibt es eine, die sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß sie fast gar nicht ihre Krallen einziehen, oder wie man sagt ein Sammtpfötchen machen kann. Es ist der Tigerwolf (Guépard oder Felis jubata). König Franz I von Frankreich besaß ein solches Thier, das zur Jagd abgerichtet war, und das einer der königlichen Jäger gewöhnlich auf der Kruppe seines Pferdes mitführte. Geßner, der Zeitgenosse dieses Königs, erwähnte dieses Thieres; man hielt aber seine Beschreibung für wenig mehr, als ein ihm aufgebundenes Mährchen, und obgleich spätere Reisende im Orient, wie Bernier, Tavernier u. a. gleichfalls von dem Tigerwolf sprachen und Alles bestätigten, was Geßner von ihm gesagt hatte, so beschäftigte die Aufmerksamkeit der Gelehrten sich doch erst wieder mit diesem Thiere, als nach der Eroberung von Seringapatam zwei solche Tiger, die Tipu-Sahib gehört hatten, nach England gebracht wurden. Diese beiden Thiere kamen von ihren beiden frühern Wärtern begleitet an, denen sie wie der beste abgerichtete Hund gehorchten. Man schickte sie nach Windsor, und die beiden Indier baten dringend, man möchte sie nicht in Käfige einsperren, sondern frei im Park jagen lassen, wie sie es zu thun gewohnt seyen; die Wärter setzten dabei ihren Kopf zum Pfande, daß die Thiere kein Unheil anrichten

würden. Georg III mochte den „gräulichen Katzen“ nicht wohl trauen, und befahl, daß die Tiger den gewöhnlichen Wärtern der königlichen Menagerie übergeben werden und die Indier wieder in ihre Heimath zurückkehren sollten. Nicht ohne tiefe Betrübniß konnten sich die guten Hindus von den beiden Thieren, die sie lange gepflegt hatten, trennen; sie behaupteten, die Wärter der königlichen Menagerie wüßten nicht sanft genug mit den Tigerwibsen umzugehen, und würden sie bald wieder verwildern machen.

Was sie vorausgesehen hatten, traf auch wirklich ein; die beiden in einem und demselben Käfig eingeschlossenen Thiere wurden in kurzer Zeit so wild, daß Niemand mehr ihnen nahe kommen durfte, und als an einem schönen Morgen ihre Thüre schlecht verschlossen wurde, so brachen sie aus, und schnitten, als man sie wieder in ihren Käfig treiben wollte, so bedrohliche Gesichter, daß Niemand sich ihnen zu nähern wagte. Nun befahl der König sie zu erschießen; allein zufällig erfuhren es die Hindus, die damals gerade sich einzuschiffen im Begriffe waren, und baten inständig, man möchte sie zuvor noch einen gütlichen Versuch mit ihren ehemaligen Zöglingen machen lassen. Man willigte ein, und die Hindu kamen auf einige Zeit wieder nach Windsor zurück. Als man die Pforte des Hofes öffnete, trat Einer von den Hindus ein und rief den ihm zunächst befindlichen Tiger bei seinem Namen. Allein das Thier wollte seinen alten Freund nicht mehr erkennen und knurrte mit grimmigem Gesicht. Der Hindu erschrack und kehrte sogleich um; allein bald sammelte er wieder Muth, trank ein Glas Branntwein, und ging dann von seinem Gefährten begleitet nochmals in den Hof. Jeder von ihnen hatte eine Kapuze in der Hand, womit man den Kopf der Tiger zu bedecken pflegte, etwa wie man dem Falken eine Kappe aufsetzt, bevor man ihm die Beute zeigt. Der Tigerwolf, der zuerst Zeichen seines Grimmes von sich gegeben hatte, knurrte noch mehr, als man auf ihn zuging, und als der Hindu, der vorausschritt, ihm nahe kam, stürzte er sich auf ihn, und umkrallte und zerfleischte ihm den Arm; allein im Augenblick, wo er den Kopf erhob, bedeckte ihn der andere Hindu mit der Kappe, und sogleich erinnerte sich das Thier seiner alten Gewohnheit, kauerte auf die Hinterfüße nieder und leckte seinem Wärter, den er eben voll Wuth angefallen hatte, die Hand. Dem andern Tiger brauchte man bloß die Kappe zu zeigen, als er sich auch sogleich unterwarf. Beide Thiere wurden nun wieder in ihre Käfige gebracht; allein man war hartherzig genug, die Hindus, die ihr Leben daran gewagt hatten, um das ihrer Pfleglinge zu retten, abermals von ihnen zu trennen.

Der Engländer in Bayern.

Von Herrn Inglis, dem Verfasser des Werkes „Spanien im Jahre 1830.“ das sich durch Scharfblick der Beobachtung, wie durch Gründlichkeit und geistreiche Darstellung einen ausgezeichneten Rang in der englischen Literatur erwarb, ist jüngst die Beschreibung einer Reise durch Tyrol *) herausgegeben worden, in der er im Vorbeigehen auch auf Bayern und dessen Hauptstadt zu sprechen kömmt. Mit großem Interesse verweilt Herr Inglis bei den verschiedenen öffentlichen Anstalten Münchens, den königlichen Bildergalerien, den Gemäldesammlungen des Herzogs von Leuchtenberg, des Grafen von Reeberg u. s. w., und äußert sich namentlich über die Glyptothek, die er nicht einmal noch ganz vollendet sah, mit folgenden Worten: „Dieses höchst edel gehaltene und schöne Gebäude, das die Bestimmung hat, die antiken Kunstschätze des Königs aufzunehmen, war während meines Aufenthaltes in München noch nicht vollendet; allein bereits so weit gediehen, daß man sich einen hinlänglichen Begriff von seiner ausgezeichneten Schönheit machen konnte. Ich nehme keinen Anstand zu sagen, daß sich eine Reise von England nach München durch den Besuch der Glyptothek allein verlohnen würde, die, was die Schönheit ihrer Marmore anbelangt, von keinem Gebäude in Europa übertroffen wird. Ich darf Dieß mit einiger Zuversicht behaupten, da ich den Escurial gesehen habe, von dem man bisher allgemein glaubte, daß er die schönsten Marmore enthalte. Doch Nichts, was ich im Escurial oder sonst in einem Gebäude je gesehen, läßt sich mit den Fußböden und Wänden der Glyptothek in Vergleich stellen. Man sagt, sie sey des Königs Steckenpferd — fürwahr ein wahrhaft königliches und prachtvolles Steckenpferd, die Erbauung und Vollendung eines so herrlichen Denkmales der schönen Künste zu betreiben, das nicht minder auch ein Denkmal von dem guten Geschmack und der weisen Sparsamkeit eines Fürsten ist und bleiben wird. Wohl und billig mag der König von Bayern, wenn er sich ergeht in den Hallen seiner Glyptothek, an dem Gedanken sich erfreuen, daß er, obgleich nur der Souverän eines kleinen Staates, ein Bauwerk vollenden lassen konnte, dessen kein Beherrscher des größten Reiches sich rühmen kann. Zwar sind die Statuen und antiken Bildwerke nicht zahlreich genug, um die Säle der Glyptothek zu füllen; allein die Sorgfalt des Königs ist fortwährend auf die Sammlung von Kunstgegenständen des klassischen Alterthums gerichtet, die in einem so schönen Tempel aufgestellt zu werden würdig sind; während kein Zweifel bleibt, daß auch der reichste Kunstschatz immer weniger bewunderungswürdig bleiben würde als das Gebäude selbst.“ Allein Herr Inglis ist nicht bloß reisender Kunstenthusiast; dem praktischen Blicke des Engländers entgehen nicht die wohlthätigen Anstalten, Spitäler, Gefängnißeinrichtungen u. s. w., die er nicht genug zu loben weiß. Namentlich findet er in der ausgezeichnet zweckmäßigen Einrichtung des Strafgefängnisses in der Vorstadt Au das Musterbild einer solchen Anstalt, an dem ihm Alles neu und bewunderungswürdig erscheint. Nachdem er die ganze Einrichtung derselben, „bis zu den groben und starken Handen herab, die des Nachts in den Hofräumen, die das Gefängniß umgeben, losgelassen Wache halten.“ genau beschrieben, und den Wunsch ausgesprochen hat, Einrichtungen dieser Art auch in seinem Vaterlande eingeführt zu sehen, fügt er hinzu: „Das münchner System scheint der Vollkommenheit so nahe zu kommen, als es menschlichen Einrichtungen möglich ist. Fehlerfrei zu seyn ist eitle Hoffnung; es so wenig als möglich zu seyn, ist Alles, was man vernünftigerweise verlangen kann. Es scheint Alles zu erfüllen, was in Bezug auf den Staat, den Sträfling und die bürgerliche Gesellschaft von der Gesetzgebung erzielt werden kann. Den Anforderungen der öffentlichen Gerechtigkeit wird genügt, ohne dem öffentlichen Einkommen Ausgaben zu verursachen; vielmehr einigermaßen noch zu dessen Vortheil. Die beständige Arbeit von sechs- oder achthundert Personen vermehrt das Produkt der Nationalindustrie, und bereichert also um so viel den Staat, der außerdem auch noch auf einer andern Seite gewinnt. Eine Menge Heerbedürfnisse, als Sättel, Tornister, Kasketts, Schuhe, Hufeisen, Tuch u. s. w., wird durch Gefängnißarbeit erzeugt, und es ist keine Ungerechtigkeit, wenn man diese Produkte etwas wohlfeiler kauft, als man sie auf freiem Markt erhalten kann. Der Unterhalt der Gefangenen, von dem alle geistigen Getränke ausgeschlossen sind, kostet verhältnißmäßig nur eine geringe Summe, so daß der Ueberschuß immer hinreicht, nach Verlauf der Strafzeit ein ansehnliches Kapital zu bilden. Wenden wir uns von dem Staate zu dem Sträfling selbst, so finden wir ein noch wichtigeres Resultat: Fleiß und Gewöhnung zur Arbeit wird wieder belebt oder erzeugt; der Wunsch nach redlichem Erwerbe wird geweckt, und die Hoffnung auf ein ehrbares Leben in der Zukunft genährt. Es gibt nur wenige Menschen, die aus freier Wahl Verbrecher sind: Trägheit und Armuth, welche Zwillingsschwestern sind, werden auch die fruchtbaren Mütter der Verbrechen; und wenn der Uebertreter des Gesetzes dafür gebüßt, und während der Strafzeit seine Gewohnheiten und sein Charakter eine Besserung erfahren haben, wird er der Welt zurückgegeben, mit dem Wunsch im Herzen, sein Brod auf ehrliche Weise zu verdienen, und aus dem Ueberschusse seines Arbeitslohnes leicht mit so viel Mitteln versehen, seinen Unterhalt zu bestreiten, bis er Beschäftigung findet, oder nach jenem Theile des Königreiches zu reisen, wo er Freunde hat. Allerdings ist es möglich, daß der freigewordene Sträfling den erübrigten Verdienst verschleudert und zu seiner alten Lebensart zurückkehrt; allein es ist noch wahrscheinlicher, daß er es nicht thun wird, und daß der Besitz einer Summe Geldes, die größer ist als je eine, die er in der Hand hatte, auch bei ihm die gewöhnliche Wirkung hervorbringt — den Wunsch, sie zu vermehren.“ *)

*) The Tyrol. By the Author of „Spain in 1830.“ 2 Vols. 12. London 1833.

*) Herr Inglis führt unter mehreren Beispielen einen Sträfling an, der bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse nicht weniger als 800 baare Gulden erübrigt hatte und ausbezahlt erhielt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 150. 30 Mai 1833.

Die Gesandtschaft des persischen Prinzen Khosrew Mirza nach Petersburg.

7. Aufenthalt des Prinzen in Petersburg.

Zwei Tage nach der Vorstellung bei Hofe sollte der Prinz bei dem Fürsten Peter Wolkonski, Minister des kaiserlichen Hauses, speisen und mit ihm die übrigen dem Kaiser und der Kaiserin vorgestellten Personen seines Gefolges, so wie die auswärtigen Gesandten. Bei dieser Einladung gab es große Schwierigkeiten zu heben, denn kein Perser, so vornehm er auch sey, darf sich in Gegenwart eines Mitgliedes des königlichen Hauses zu Tische setzen, wie man sich überhaupt nicht erlaubt, in seiner Anwesenheit sich niederzulassen. Es wird als eine besondere Gunst angesehen, wenn ein Prinz Einem seiner Umgebung durch einen Wink erlaubt, sich in einem anstoßenden Gemache niederzusetzen; und wenn er während des Mahles Jemand mit eigener Hand eine Frucht oder sonst Etwas überreicht, so muß der durch eine solche Huld hoch geehrte Unterthan das Zimmer verlassen, bevor er das Geschenk verkosten darf. Diese strenge Etikette fällt nicht in einem Lande auf, wo die Rangstufen mit einer solchen Genauigkeit festgestellt sind, daß der Sohn nie wagen würde in Gegenwart des Vaters oder auch nur der jüngere Bruder vor dem älteren sich niederzusetzen. Dergleichen kleine Huldbeweise geben sogar dem gegenwärtigen Schah Mittel an die Hand, seine unersättliche Habsucht zu befriedigen. Titus nannte jeden Tag einen verlornen, wo er nicht ein gutes Werk verrichtet hatte; in den Augen des Perserkönigs gilt jedoch der Tag für einen verlornen, wo er kein Geschenk erhalten hat. Wenn er daher bis zum Abend auf ein solches vergebens gewartet hat, so übersendet er mit großem Gepränge einem der Vornehmen von Teheran einen Pfirsich oder sonst eine Frucht von seiner Tafel. Zur Dankbarkeit für ein so huldreiches Geschenk, das übrigens auf sammtnen Kissen und einem goldenen Teller überbracht wird, die man jedoch, nebenbei gesagt, wieder mit zurückzunehmen nicht vergißt, muß der Vornehme nach Verhältniß seines Vermögens dem Schah eine Summe Geldes als Geschenk übersenden.

Doch um wieder auf die Einladung des Fürsten Wolkonsky zurückzukommen, so lag die Schwierigkeit nicht an Khosrew Mirza allein, sondern die Leute seines Gefolges befürchteten, durch eine Uebertretung der Landesgesetze, die ihnen nicht erlaubten an der Tafel des Enkels ihres Gebieters sich niederzulassen, sich der Gefahr auszusetzen, daß man ihnen nach der Heimkehr in Persien wenigstens die Augen ausstechen möchte. Anfangs gedachte man die Schwierigkeit dadurch zu beseitigen, daß man die Tafel in Hufeisenform aufstellte, wobei der Prinz so zu sitzen gekommen wäre, daß er den Leuten seines Gefolges den Rücken kehrte. Endlich nach vielem Hin- und Herreden gelang es doch, dem Prinzen begreiflich zu machen, daß er sich nach der Etikette des Hofes richten müsse, an den er gekommen sey. Die edlen Fremdlinge ließen sich endlich diese Gründe gefallen und fanden bald so viel Geschmack an der europäischen Sitte, daß sie bei allen Gesandten nach der Reihe in Gesellschaft speisten, und sogar moussirenden Champagner tranken, wenn man ihnen verbürgte, daß es Limonade sey. Ueberhaupt gab Khosrew während seines Aufenthaltes öfters Proben von vielem Takt, indem er, so viel in seinen Kräften stand, sich den europäischen Sitten anzuschmiegen, und die Fehler, die er aus Unerfahrenheit begangen hatte, wieder gut zu machen suchte. Eines Tages näherte er sich dem jungen Fürsten Dolgoruky, einem Offizier der kaiserlichen Garde zu Pferde, der sich bei dem Prinzen in Dienst befand, und steckte ihm eine Handvoll Dukaten zu. Der Offizier glaubte nichts Besseres damit anfangen zu können, als daß er sie unter die Wache habenden Soldaten vertheilte; da er jedoch glaubte, Khosrew könnte denken, er habe das Geld behalten, so bat er den General Suchtelen, dem Prinzen eine gleiche Summe zuzustellen, und ihm zu sagen, wie sein Geschenk verwendet worden sey. Khosrew, der sogleich begriff, was man damit sagen wollte, befürchtete, den Offizier durch sein Geschenk beleidigt zu haben, erwiderte sogleich, daß er die Summe bloß für die Soldaten bestimmt habe, und als er hörte, daß der Fürst Dolgoruky der Bruder von jenem sey, der sich damals auf einer außerordentlichen Sendung in Persien befand, so ließ er ihn auf der Stelle zu einem Mittagsmahle Tete a Tete einladen — die größte Ehre, die er ihm erweisen konnte. So sendete der Prinz auch, wie es bei Ankunft eines neuen Botschafters gebräuchlich ist, den fremden Gesandten und Ministern Karten, worauf das ganze diplomatische Korps sich nach Khosrews Palast begab, und ihm den ersten Besuch machte.

Die ersten Tage über machte wahrscheinlich das russische Mi-

nisterium sich nicht besonders viel daraus, wenn es die Perser sich auf einen allzu vertraulichen Fuß mit auswärtigen Gesandtschaften setzen sah. Indeß ließ es doch auch nachher jegliche Bearg-wöhnung fallen, nachdem es gleich bei Ankunft der Gesandtschaft Alles von ihr erfahren, was ihm zu wissen verlangte, und es ihr die Sprache, die sie führen sollte, in den Mund gelegt hatte. Doch kamen Mirza Massud und Mirza Babba eines Morgens zu dem englischen Botschafter und brachten ihm ein Schreiben, das der Schah ins Englische hatte übersetzen lassen, und worin Se. persische Majestät den Gesandten im Namen der Freundschaft, die zwischen Großbritannien und Persien bestand, ersuchte, Mirza Massud mit Rath und That an die Hand zu gehen. Hieraus ersah man auch, daß ursprünglich Mirza Massud und nicht der Prinz es war, den man zur Sendung nach Petersburg bestimmt hatte. Die Gesandtschaft hatte aber außer der Versöhnung des Kaisers einen nicht minder wichtigen Nebenzweck, der darin bestand, einen Nachlaß an der dritten und letzten Fristenzahlung zu erwirken, die Persien als Entschädigung für die Kriegskosten zu entrichten hatte, wobei der Schah die Pünktlichkeit, mit der die ersten Zahlungen geleistet worden waren, und die völlige Erschöpfung seines Schatzes geltend machte. Um diesem Vorwande größere Glaubhaftigkeit zu leihen, hatte man die zweite Fristenzahlung statt der Goldstangen, oder englischen Bankscheine, wie das erste Mal, in prächtigen Tapeten von Goldbrokat und köstlicher Arbeit geleistet. Die Russen hatten sie nach dem Gewichte angenommen, ungefähr wie ein Passamentier alte Borten kauft. Der arme Schah mußte die Façon unentgeltlich darein geben. Außerdem waren Khosrew und sein Gefolge angewiesen, in ihrer Kleidung die größte Einfachheit zu beobachten, um ihre Armuth noch glaubwürdiger zu machen; allein die Perser waren nicht Mannes genug, die Minister des Czaren hinters Licht zu führen, und ein Sprüchwort sagt: es braucht zwei Juden, um einen Griechen, und zwei Griechen, um einen Russen anzuführen. Rußland hatte schon früher dem Schah bloß bemerklich gemacht, wenn es ihm an Geld fehle, brauche er sich ja nur an seinen Sohn Abbas Mirza zu halten, von dem man wußte, daß er im Besitz eines gewaltigen Schatzes sey. Freilich hatte dieser darauf erwidert, es liege im Interesse Rußlands selbst, daß er seinen Reichthum zusammenhalte, da es wünsche, daß er wegen seiner Ergebenheit gegen den Czar zum Thron von Persien gelange, was sehr in Frage kommen würde, sobald er weniger reich und nicht mehr im Stande wäre, den Anhang, der ihm wegen seines Geldes zugethan sey, länger an sich zu fesseln.

Ungeachtet dieser ziemlich scheinbaren Gründe wollte die russische Regierung, die in einem zweiten Feldzug gegen die Türken begriffen war, und schon bei dem ersten ihren Schatz ziemlich gelichtet sehen mußte, sich doch zu keinem Nachlaß verstehen und schien zu glauben, daß im Schatzkasten des Schah noch immer genug vorhanden sey, seine Schulden zu bezahlen; so wie in dem seines Sohnes noch Geld genug, um sich seine Freunde zu erhalten, auch wenn er seinen Vater ausgelöst haben würde. Während man diese wichtige Frage verhandelte, eilte der junge Prinz von Vergnügen zu Vergnügen. Die Gesandten gaben ihm große Gastmähler, denen er mehr Geschmack abzugewinnen schien, als dem vaterländischen Pilaw, und bei denen er bewies, daß die Perser auch bisweilen an ihre Schirasweine nippen dürfen. Auch mehreren Bällen wohnte er bei, wo er mit vieler Anmuth der Kaiserin und den vornehmsten Damen bei Polonaisen die Hand bot. Endlich schien er sich auch über die Maßen wohl in der Gesellschaft der schönen jungen Frauen zu gefallen, mit denen der russische Hof, wie Mohammed's Paradies gepflastert ist. Allein so sehr er diesen Damen Gerechtigkeit widerfahren ließ, so konnte er doch nicht umhin, sie minder reizend zu finden, als seine Perserinnen. Letztere waren seinen Aeußerungen zufolge fetter und hatten größere und lebhaftere Augen. Anfangs glaubte man, diese Zurücksetzung der europäischen Schönheiten habe ihren Grund in einer eigenen Herzensangelegenheit des Prinzen, der, wie man behauptete, in eine seiner Muhmen verliebt sey, die alle jene gerühmten Reize besitze, die aber Se. Hoheit nie gesehen, aber doch anbete, und nach seiner Rückkehr heirathen zu dürfen hoffe; allein auch die übrigen Herren seines Gefolges zeigten dieselbe Gleichgültigkeit, und wir wagen es hier nicht auszuplaudern, zu welchen niedrigen Preisen diese unempfindlichen Perser russische Schönheiten auf dem Markte von Teheran kaufen zu können glaubten.

Indeß machte der junge Khosrew, vielleicht eben wegen seiner Gleichgültigkeit, überall Glück: man fand sein Auge bezaubernd und sein Benehmen sehr aufgeweckt, was es auch in der That war; denn wenn er Abends in seinen Palast zurückgekehrt war, legte er sich keineswegs zu Bette, sondern es mußte stets Einer von seinen geheimen Räthen einen Theil der Nacht hindurch mit ihm Schach spielen, wobei er voll Unwillen mit der Faust auf den Tisch schlug, wenn man seinen Zügen in die Quere kam, und Jeder, der ihn matt machte, in Ungnade fiel. Uebrigens war er ein sehr guter Prinz, nur hatte er ein wenig zu heftige Leidenschaften und konnte keinen Widerspruch leiden — eine Folge seiner Erziehung zum Despoten, die alle glücklichen Anlagen verderben muß.

Englisches Leben in Indien.

2. Agra.

(Fortsetzung.)

Ungefähr eine englische Meile von dem Grabpalaste liegt das Schloß von Agra, in frühern Zeiten, vor Erfindung der Feuerwaffen, ein sehr fester Platz, dessen eine Seite vom Strom gedeckt ist; auf der andern ist es von Mauern aus rothen Steinen, die mit Zinnen versehen sind, und von Thürmen mit Schießscharten umgeben. Außer mehreren Einlaßpforten hat es ein prachtvolles Bauwerk, das Thor von Dehli genannt. Vielleicht fühlte selbst Lord Byron sein Herz nicht so hoch schlagen bei den Erinnerungen an Venedigs gefallene Größe, als er auf der Seufzerbrücke stand, wie den Schreiber Dieses sein Gefühl überwältigte, als er zum ersten Mal den Halbmond der Moslemin, auf der höchsten Spitze dieses glänzenden Denkmales ihrer Größe und ihres Stolzes, im tiefblauen Himmelsgrunde erglänzen sah. Die zaubervollen Träume meiner Kindheit, jene magischen

Erzählungen, aus denen ich mehr als aus den Blättern der Geschichte meine Kenntniß von Kunst und Waffen des Orientes geschöpft hatte, erwachten in aller ihrer jugendlichen Frische und Lebendigkeit; ich fühlte, daß ich wirklich auf dem Boden des Landes der Genien stand, daß die riesenhaften Paläste, die Blumen-Labyrinthe, die edlen Gesteine des Morgenlandes nicht bloß erdichtete Träume des Romanes seyen. Europa besitzt kein so prachtvolles Denkmal aus den Zeiten seiner Feudalherrlichkeit, als dieses Fort von Agra aus den Tagen des Ruhmes der mohammedanischen Waffen. Es besteht im Innern aus mehrern sanft abschüssigen Flächen, die sich über einander erheben und so eingerichtet sind, daß man mit Roß und Wagen auf- und niederfahren kann. Der Umfang des Schlosses ist bedeutend und enthält mehrere merkwürdige Gebäude. Die Mutih Mesched oder Perlenmoschee macht dem Taasche Mahal den Preis der Schönheit streitig, und Einige wollen sie sogar diesem Wunderbau vorziehen. Weder Zeichnungen noch Beschreibungen vermögen von ihr einen vollkommenen Begriff zu geben, denn die Reinheit des Materiales und die Pracht der Architektur kann weder Pinsel noch Feder erreichen. Ein edles Viereck, von reich mit Bildhauerarbeit geschmückten Seitenhallen umgeben, über denen in bestimmten Zwischenräumen leichte zierliche Kuppeln, von schlanken Pfeilern getragen, emporschießen, ist auf einer Seite von einem Arkaden-Oblong umgeben. Das Ganze besteht aus polirtem weißen Marmor, der bis zur letzten Steinplatte des Fußbodens mit Bildhauerarbeit verziert ist. Von Mondschein beleuchtet, bringt dieses Gebäude eine magische Wirkung hervor.

Aber war der erste moghulische Kaiser, der Agra als Residenz dem benachbarten Dehli vorzog und die Stadt erweiterte und verschönerte. Sein Name: „der mächtige Herrscher" wird daher noch immer von den Einwohnern mit tiefer Verehrung genannt, und sein Grabmal, eine ungeheure Pyramide, ungefähr fünf englische Meilen von Agra, ist ein Gegenstand von kaum geringerer Bewunderung als der Taasche. Der Derbar oder die Audienzhalle in Agra, gleichfalls ein prachtvolles Gebäude, ist in ein Arsenal verwandelt; nur der marmorne Kaiserpalast befindet sich fast noch in demselben Zustande, wie er von den Dschauts verlassen wurde, als Lord Lake die Stadt eroberte. Neben den schon erwähnten zauberhaften Gebäuden tritt dieser Palast, obgleich ebenfalls ein prachtvolles und reich ausgestattetes Werk der Architektur, in den Hintergrund. Doch wenn er sich nicht mit seinen stolzen Nebenbuhlern an äußerer Pracht messen kann, so gewinnt er durch die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, nicht weniger an Bedeutung: in ihm verweilten die berühmtesten Eroberer des Morgenlandes. Seine Lage am Dschemna, dessen Lauf man von den Balkonen seiner Gemächer überschaut, ist anmuthig. Der Prunksaal, der früher mit Silber getäfelt war, ist noch immer sehr schön, obgleich die kleineren Nebengemächer den Fremden durch ihre ganz besondere Eigenthümlichkeit mehr anziehen. Sie sind meist achteckig, hangen durch kleine Vorzimmer oder Thüren zusammen und sind aus weißem Marmor erbaut. Wände, Fußböden und Decken bestehen aus demselben Material, nur sind erstere mit Mosaiken von roh ausgeführten Blumen, von vielfarbigen Agaten und Karneolen geschmückt. Die Fenster öffnen sich auf kleine Balkone mit niedren Geländern und ragen in den Dschemna hinein, der von Booten munter belebt wird, während die gegenüberliegenden Ufer mit schönen Anlagen bedeckt sind, in denen glänzende Pavillons zwischen den Bäumen hindurch oder von Erhöhungen, auf welchen sie erbaut sind, sichtbar werden. Aus diesen Gemächern führen Marmortreppen auf das flache Dach des Palast s, von dem aus man eine noch herrlichere Aussicht genießt. Von dieser Höhe aus überschaut man auch den ganzen Bau des Palastes, der mit Ausnahme einer Reihe Gebäude nach der Flußseite zu, in kleinen Vierecken angelegt ist, von denen jedes in der Mitte seinen Garten oder sein Bad hat. Eines dieser Quadrate, das zum Aufenthalte während der heißen Winde bestimmt war, fällt durch seine ganz eigenthümliche Einrichtung auf. Es ist ein viereckiger Saal von ziemlichem Umfang und ohne Fenster: die Wände sind mit phantastischen Ornamenten aus Kalkspath, Silber und anderm glitzernden Gestein bekleidet, worunter kleine seltsam zugeschnittene Stückchen Spiegelglas eingesetzt sind. Der Fußboden ist von Rinnen durchschnitten, in denen während der heißen Jahrszeit fortwährend frisches Wasser durch das Zimmer geleitet wurde. Hier verweilten die Kaiser während der schwülsten Stunden, und bei dem Fackelschein, der das Tageslicht ersetzte, vergnügten sie sich wahrscheinlich an dem Anblick des barbarischen Glanzes, der sie umschimmerte.

(Schluß folgt.)

Neue Reise in Japan.

(Zweiter Auszug aus dem Tagbuch van Overmeer Fischer's in der „Europe littéraire.")

Die Japanesen wollen behaupten, daß ihr Reich Anfangs von sieben auf einander folgenden Geistern oder Göttern beherrscht gewesen sey. Die drei ersten dieser himmlischen Wesen entsprangen aus ihrem eigenen Willen, die vier übrigen hatten Frauen. Auf die sieben Himmelsgeister folgten fünf Erdgeister, von denen der erste die Gottheit der Sonne war, und Ten sio dai sin oder der große Geist der himmlischen Klarheit genannt wurde. Es ist die oberste Gottheit, die in ganz Japan und hauptsächlich in dem Tempel von Ize verehrt wird, wo sie, wie man behauptet, gethront haben soll. Von diesem Ten sio dai sin sollen, nach dem Glauben der Japanesen, ihre Dairis oder Kaiser abstammen, die daher nicht von menschlicher Abkunft sind und nie erlöschen. Die Japanesen sind überzeugt, daß wenn ein Dairi keine Nachkommen hat, der Himmel ihm einen sendet, und noch bis auf den heutigen Tag pflegt für den Kaiser von Japan, der kinderlos sterben würde, unter dem Schatten der den Palast umgebenden Bäume ein Findelkind als sein Nachfolger hingelegt zu werden. Es ist gewöhnlich der von ihm selbst auserwählte Sohn einer vornehmen Familie seines Hofes, den man am bezeichneten Orte niederlegt. Der Seogun oder das Kriegsoberhaupt von Japan, in dessen Händen die ganze vollziehende Gewalt ruht, hat seit dem Jahre 1616 seine Residenz in Yedo aufgeschlagen, das deßhalb den Namen der östlichen Hauptstadt des Reiches führt. Der Dairi oder Kaiser hält sich zu Miyako auf, einer ungeheuren Stadt an einem schönen Flusse, der aus einem großen See im Innern des Landes seinen Ursprung hat und sich ins Meer ergießt.

Die lehentragenden Fürsten, wie jeder Japanese von Adel, haben ihre Wappen, die auf allen ihnen zugehörigen Gegenständen zu sehen sind und die sie gestickt auf ihren Kleidern tragen. Der Zug eines Fürsten, der von seinem ganzen Gefolge begleitet wird, geht in der schönsten Ordnung vor sich, und gewährt das schönste Schauspiel, das man sehen kann. Vor ihm her trägt man Fahnen und Standarten, auf die in verschiedenfarbigen Feldern seine Wappen in Gold gestickt zu sehen sind, desgleichen Lanzen, Hellebarten, Flinten in zierlichen Futteralen von Seide oder andern Stoffen, Federbüsche, Schweife von weißen Rossen an langen Stäben, die mit goldenen Knöpfen und Seidenquasten verziert sind; Bogen und Pfeile in reich lakirten Köchern; dann folgen gesattelte Pferde,

Hunde und Jagdfalken, eine Musikbande, Norimons oder prachtvolle Palankine, Truhen, worin sein Helm und Harnisch aufbewahrt sind u. s. w. Bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit beobachten die Japanesen sehr sorgfältig die Vorschriften der Etikette, und überhaupt wagt Niemand irgend Etwas zu thun, was seinem Range zuwider ist, oder einem Höhern die seiner Würde gebührende Achtung zu verweigern.

Die Klasse der Kaufleute, obgleich sie gewöhnlich sehr reich sind, genießt keiner besondern Achtung, weßhalb sie bemüht sind, sich die Fürsten und vornehmen Edelleute durch Geldvorschüsse u. dgl. verbindlich zu machen, und hiedurch die Erlaubniß zu erhalten, ihrem Gefolge sich anzuschließen, wodurch sie der Ehre, eine Auszeichnung zu tragen, theilhaftig werden. Die noch tiefer stehenden Klassen der Bevölkerung sind die Krämer, Handwerker, Taglöhner und Bauern; letztere sind die ärmsten. Der Bauer besitzt selten den Boden, den er bebaut, eigenthümlich; er hat ihn als Pacht, gewöhnlich unter der Bedingung, dem Grundherrn drei Fünftheile des Ertrages zu steuern, so daß diesem der größte Theil der Erzeugnisse heimfällt. Diese Grundholden leben meistens in elenden Hütten, die sie selbst erbauen; allein ungeachtet der Armuth, in der das Landvolk lebt, kann man doch sagen, daß es keine Bettler gibt. Die verachtetste Hanthierung ist die der Schinder, die auch die Verrichtungen der Henker und Gefängnißwärter zu besorgen haben. Sie bilden eine Art Zunft, und haben das Recht, an bestimmten Tagen des ersten und letzten Monats im Jahre zu betteln.

Die Gesetze sind streng, und die Polizei wird gut gehandhabt, da die Regierung eine große Anzahl Spione unterhält, die sie genau von Allem, was vorgeht, unterrichten. Die außerordentliche Strenge der Gesetze ist der Grund, weßhalb man eine Menge von Rechtshändeln, die unter gewissen Beziehungen strafbar wären, aber doch nicht peinlich behandelt werden würden, nicht vor Gericht bringt: man unterdrückt sie, was man Maibun nennt, von dem das Gegentheil Omite Mukt heißt — Prozesse, die wirkliche Verbrechen betreffen, öffentlich verhandelt werden und keine Strafumwandlung gestatten. In dem Gebiete, das dem Dairi unmittelbar unterworfen ist, besteht unter Vorsitz des Statthalters ein Gerichtshof, dessen Richter für ihre Urtheilssprüche verantwortlich sind; weßhalb sie nichts versäumen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, die übrigens selten nicht deutlich aus den Verhandlungen an den Tag gebracht wird; erst wenn Dieß erfolgt ist, spricht der Gerichtshof.

Vor dem Palaste des Seogun zu Yedo, so wie vor den Wohngebäuden der kaiserlichen Statthalter, sind zwei Fuß lange hölzerne Schalter angebracht, in die die Unterthanen Klagen gegen Beamte niederlegen können. Jeder, der sich in seinen Rechten gekränkt glaubt, kann auf diesem Wege seine Bittschrift einreichen. Zwei Beamte sind eigens dazu bestellt, an diesem Briefschalter, der sechsmal des Jahres geöffnet wird, Wache zu halten, und Diejenigen zu beobachten, die eine Schrift hineinlegen. Die auf diese Weise eingereichten Beschwerdeführungen müssen von dem Kläger versiegelt, mit Unterschrift seines Namens und Beifügung seines Aufenthaltes versehen seyn, und werden unmittelbar nach Yedo gesendet. Alle Klagschriften werden an bestimmten Tagen von dem Seogun selbst erbrochen, da es der Zweck dieser Einrichtung ist, durch sie die Unterschleife und Uebergriffe der untern Beamten kennen zu lernen. Die Untersuchungen, ob die Klagen gegründet sind, werden unverzüglich vorgenommen, und findet man, daß der Kläger falsche Angaben gemacht hat, so wird er auf einem Pferde durch die ganze Stadt geführt; vor ihm her trägt man eine Fahne von Papier von manchmal neun Fuß Länge, auf der sein Name, Alter und Vergehen geschrieben stehen. An allen Straßenecken, und an den Orten wo die kaiserlichen Verordnungen gewöhnlich angeschlagen werden, wird diese Aufschrift mit lauter Stimme vorgelesen, und der Schuldige zuletzt auf dem Hinrichtungsplatz enthauptet.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Chinchilla, deren Pelzwerk man längst schon kennt, ist hinsichtlich ihrer Lebensart noch wenig bekannt. Es ist eine Art Feldratte, deren Haare lang, dicht, seidenartig, ein wenig gekräuselt, auf dem Rücken mit etwas Aschgrau vermischt und am Bauche noch etwas dunkelfärbiger sind. Die Chinchilla ist ungefähr 9 Zoll lang, den Schweif ungerechnet, der die Hälfte des Körpers mißt, mit langen und buschigen Haaren behangen und gewöhnlich nach dem Rücken zu emporgekrümmt ist, doch nicht so sehr wie der des Eichhörnchens. Die Vorderfüße sind länger als die hintern, wodurch das Thier im Stande ist, eine sitzende Stellung anzunehmen und sich auf seinen Hinterpfoten aufrecht zu halten. Mit den gelenksamen, aber kurzen Zehen seiner Vorderfüße kann es seine Nahrung fassen und nach dem Munde führen. Es lebt in einer Art unterirdischem Bau in den Prairien der nördlichen Provinzen von Chili, nährt sich von den Zwiebelgewächsen, die dort im Ueberflusse wachsen, und wirft zweimal des Jahres fünf oder sechs Junge. Es ist so leicht zähmbar und harmlos, daß man es mit der Hand greifen kann, ohne daß es beißt oder zu entkommen sucht. Schiebt man es in den Busen, so bleibt es darin so ruhig sitzen, wie in seinem Bau. Da es äußerst reinlich ist, so kann man es liebkosen, ohne sich zu beschmutzen, oder den Händen jenen ekelhaften Geruch mitzutheilen, der den meisten Rattenarten eigen ist. Die alten Peruaner, die mehr Gewerbfleiß besaßen, als die gegenwärtig lebenden, wußten aus dem seidenartigen Haar der Chinchilla allerhand Decken und brauchbare Stoffe zu weben. Man findet diese Thiere in der größten Menge in der Umgegend von Coquimbo und Copiago. Die Jäger haben eigens darauf abgerichtete Hunde, welche die Chinchilla fangen, ohne ihr Fell zu beschädigen. Das Fleisch, das sehr zart ist, wird gegessen, und die Bälge werden nach St. Jago und Valparaiso und von da nach Europa versendet.

*

Das „Asiatic Journal" meldet von der malayischen Halbinsel: „Die Siamesen haben sich, nachdem sie ein bedeutendes Heer gegen Patani hatten aufbrechen lassen, aufs Neue in Besitz dieses Landes gesetzt, ohne eben großen Widerstand von Seite der Einwohner zu erfahren. Um dem Blutbade zu entgehen, das sie bedrohte, hatten schon vorher mehrere Tausende sich nach Calantan und Tringano geflüchtet; denn die Bevölkerung war durchaus nicht im Stande, den Horden barbarischer Sklaven zu widerstehen, die der König von Siam schon früher nach der Halbinsel geschickt hatte, um an Denen, die an dem letzten Aufstand auf der östlichen Küste hauptsächlichen Antheil genommen hatten, seine Rache zu sättigen. Man vermuthet, daß die Einwohnerzahl von Patani 50.000 nicht übersteige, während das siamesische Heer, das sich gegenwärtig im Lande befindet, 300 000 Mann stark seyn soll, was nichts weniger als unwahrscheinlich ist, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung von Siam auf sechs Millionen geschätzt wird, wovon ein Drittheil vielleicht Chinesen. Sobald die Angelegenheiten Patani's geordnet seyn werden, was sich bei der summarischen Verfahrungsweise der Siamesen, die sich hauptsächlich darauf beschränkt, daß sie die Unglücklichen, die sich das Mißfallen ihrer heiden Häuptlinge zugezogen haben, spießen, verbrennen, sieden oder zerstampfen, nicht lange verzögern dürfte, so haben sie den Plan, nach dem nur wenige Tagereisen südlich von Patani gelegenen Calantan zu ziehen; der Weg dorthin führt durch ein ebenes gut angebautes Land. Dann wird wohl zunächst Tringano ihre Aufmerksamkeit beschäftigen, da diesem Staate leicht beizukommen ist; und hemmten nicht schwer zu passirende Flüsse und Berge ihren Marsch, so dürfte auch Patang ihrem Besuche nicht entgehen. Die letzte Empörung, die sich auf Patani beschränkt zu haben scheint, wurde dadurch herbeigeführt, daß es den Einwohnern unmöglich war, die Bedrückungen der siamesischen Regierung länger zu ertragen. Jeder Einzelne mußte eine jährliche Kopfsteuer von zehn Piaster erlegen, eine für ein vergleichungsweise armes Land unerschwingliche Summe. Von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtigt, glaubten die Radschahs von Calantan, Tringano und selbst von Patang ihr nicht besser vorbeugen zu können, als wenn sie sich unter britischen Schutz stellten, den Djochor bereits offen genießt. Für die Handelsinteressen Großbritanniens wäre es von großem Vortheile, wenn die Staaten der östlichen Küste der Halbinsel den Einfällen der Siamesen versperrt würden, denn der Handel Singapurs mit diesen Ländern ist sehr blühend. Was das, von den stets zur Uebertreibung geneigten Malaien, auf 300.000 Mann geschätzte Heer der Siamesen betrifft, so kann man annehmen, daß es aus höchstens 40.000 Streitern besteht. Nach dem zwölften Artikel des vom Major Burney mit dem Könige von Siam geschlossenen Vertrages darf dieser Fürst den Handel der Engländer mit Tringano und Calantan nicht stören, und die Engländer ihrerseits haben sich verpflichtet, diese Staaten unter keinerlei Vorwand weder anzugreifen noch zu beunruhigen."

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 151. 31 Mai 1833.

Die Gesandtschaft des persischen Prinzen Khosrew Mirza nach Petersburg.

8. Abreise von Petersburg.

Zwei Monate schon hatte Khosrew Mirza in den Genüssen der Hauptstadt der Czaren hingebracht, was Rußland theuer genug zu stehen kam, da es ihn und sein Gefolge frei hielt. Nicht wohlfeilen Kaufes hatte sich der Kaiser die Genugthuung verschafft, einen Prinzen zu seinen Füßen liegen zu sehen. Dieser dagegen schien sich so wohl in seinem Aufenthalte zu gefallen, daß er ihn gar gern den ganzen Winter hindurch verlängert haben würde. Vielleicht sah er auch nicht ohne Unruhe dem Loose entgegen, das seiner bei seiner Rückkehr harren konnte. Die Politik des despotischen Hofes von Teheran war nie sonderlich menschenfreundlich und gewissenhaft. Wenn man diese großen, schwarzen, glänzenden Augen sah, stieg Einem unwillkürlich der Gedanke auf, wird nicht vielleicht eines Tags rothgeglühtes Eisen sie und das Licht, das sie aus Europa mit nach Persien zurückbringen werden, auf ewig auslöschen. Massud gestand vor seiner Abreise, er habe vor, um seinen Umgang mit den Christen in Vergessenheit zu bringen, eine fromme Pilgerfahrt nach Mekka zu machen.

Um sich dieser Gäste zu entledigen, gab es kein besseres Mittel, als ihnen einen Theil ihrer Forderungen zu bewilligen. Nach langen Unterhandlungen willigte endlich der russische Hof ein, die Hälfte der dritten und letzten Entschädigungssumme nachzulassen — ein Opfer, das sich ungefähr auf 2,500,000 Fr. belief. Der Kaiser verlieh überdieß dem persischen Prinzen das große Band des St. Andreas-Ordens. Auch den vornehmsten Personen seines Gefolges wurden Dekorationen, je nach ihrem Range zu Theil. Khosrew erhielt außerdem noch Geschenke, kostbare Erzeugnisse der kaiserlichen Manufakturen. Aber auch der Prinz ließ sich nicht unfreigebig finden; er vertheilte unter die Großen des Hofes die Sterne des Sonnen-Ordens, überreichte der Kaiserin Perlen, Edelsteine und Kaschmire von hohem Werthe, auch mehrere Damen erhielten Kaschmirshawle zum Andenken. Kaiser Nikolaus schickte zugleich dem Prinzen Abbas zwölf schöne Feldgeschütze mit Pulverwagen. Auf den Kanonenläufen war ein Schild mit dem persischen Wappen angebracht. Rußland hat nichts mehr von diesen armen Persern zu fürchten, es könnte ihnen unbedenklich seine Arsenale öffnen. Es wäre nicht viel mehr, als einem Kind einen Säbel in die Hand geben.

Die Gesandtschaft war abgereist, als man noch einen Nachzügler von ihr entdeckte: es war der unglückliche Dichter, dessen zu heiße Einbildungskraft sich von den Reizen des europäischen Lebens zu sehr hatte hinreißen lassen. War es nicht grausam, ihn an Händen und Füßen gebunden den Finsternissen seines Vaterlandes zu überantworten? Und doch geschah es so: man glaubte das Mißfallen des Schah's zu erregen, wenn man einem seiner flüchtigen Unterthanen den Aufenthalt vergönnte. Man führte ihn also zu seinem Herrn und Gebieter zurück, den er auf dem Wege noch traf und der ihm zum Willkommen in Persien, Gott weiß wie viel Hiebe auf die Fußsohlen versprach. So übel fährt man mit Genie!

Das überwundene und zinsbar gemachte Persien war gedemüthigt genug. Es lag am Tage, daß dieses Reich seine Unabhängigkeit verloren hatte, und daß fortan russischer Einfluß dort seinen Theil an der Regierung nehmen würde. England hatte in Persien seit 1812 fortwährend von seinem Kredit eingebüßt. Dieser unermeßliche Ausfuhrweg für seine Erzeugnisse in den ostindischen Besitzungen öffnete sich immer mehr der aufkeimenden Industrie des Norden, und so war einer der Gedanken Peters des Großen in die Wirklichkeit getreten, der für sein Reich alle Schritte in die Zukunft vorbereitet und geahnet, der mit einem Adlerblick alle Quellen seiner künftigen Wohlfahrt erspäht und zu Aschraff, an der Küste des kaspischen Meeres, eine Handelsniederlassung zu begründen versucht hatte. Ein wenig später kam die Reihe an die Osmanen. Ein türkischer Gesandter folgte dem persischen und auch dieser Botschafter wurde mit Gepränge in feierlicher Audienz empfangen. Der Halbmond der Pforte wie die Sonne Persiens waren an den Stufen des Czarenthrones erblichen. Jeder denkende Mensch mußte in jenem Augenblicke erkennen, daß es um Asien geschehen sey; man brauchte nicht erst eine russische Flotte vor Stambul Anker werfen zu sehen, um zu begreifen, daß die Despoten des Orientes fortan nur noch Vasallen Rußlands seyen, die der Czar gegen einander in Schutz nimmt und deren Streitigkeiten er als ihr Lehensherr entscheidet. Allein der russische Kaiser benahm sich großmüthiger als die römischen Triumphatoren, die die überwundenen Könige zu Fuß ihren Siegeswagen beg'eiten ließ. Nikolaus sendete dem Sultan

einen prächtigen, vergoldeten Wagen mit acht Pferden und einem russischen Kutscher, um die Schmach von Mohammed's Nachkommen spazieren zu fahren.

Englisches Leben in Indien.

2. Agra.

(Schluß.)

Der Palast von Agra wurde oft von dem „Lichte des Harems," der schönen Nurmahal, verherrlicht, deren abenteuervolles Leben allein ein großes Buch füllen wird. Schir Afkun, ihr Gemahl, der zwischen ihr und einem Throne stand, war einer von den Paladinen der morgenländischen Ritterschaft und den, von glaubwürdigen Berichten, ihm zugeschriebenen Thaten kommen nur die der Ritter von der Tafelrunde gleich; er schien sich Rustan Khan oder sonst einen andern berühmten Helden der Dichtkunst zum Vorbild genommen zu haben, und wenn nur die Hälfte der Erzählungen von ihm wahr ist, nicht hinter ihm zurückgeblieben zu seyn. So soll er unbewaffnet einen Löwen angegriffen und das Ungethüm mit bloßen Händen erwürgt haben, und wenn er endlich nach hundert siegreich bestandenen Abenteuern, in die sein grausamer Gebieter ihn mit der Absicht, ihn ums Leben zu bringen, verwickelte, in dem letzten Kampfe mit zwölf Meuchelmördern fiel, so unterlag er mehr dem unversöhnlichen Hasse des Königs, als den Waffen seiner Feinde, indem für ihn ein von Undank so schmählich verbittertes Leben keinen Werth mehr hatte. Nurmahal brachte durch ihre Ränke für die Erhebung ihrer Kinder, ihre Launen und ihre Rachsucht den Thron ihres kaiserlichen Gemahles in tausendfache Gefahren, wußte aber stets und bis zum letzten Augenblicke ihren Einfluß auf ihn zu behaupten. Einst war er durch die Vorstellungen eines treuen Freundes so weit gebracht worden, in ihren Tod zu willigen; konnte jedoch nicht abgehalten werden, sie zuvor noch einmal zu sehen. Die Folge davon war, wie man vorausgesehen hatte, sie gewann ihre Herrschaft über ihn wieder und stürzte das Reich von Neuem in Bürgerkrieg. Mit allen Vorzügen, die die Landessitte und das Jahrhundert, in welchem sie blühte, von einem vollkommenen Weibe verlangten, reich begabt, war Nurmahal wirklich „das Licht des Harems," wie sie genannt wurde. Ihre unerschöpfliche Phantasie wußte für jeden Tag und jede Stunde neue Vergnügungen zu ersinnen, und in ihrer bezaubernden Gesellschaft vergaß ein genußsüchtiger Monarch seine Pflichten wie seine Sorgen. Dagegen hat Nurmahal keinen Anspruch auf den Preis eines tugendhaften Weibes, denn wenn sie gleich nicht ausdrücklich mit den Verfolgungen ihres ersten Gemahles im Einverständnisse war, so billigte sie dieselben doch wenigstens schweigend, während sie ihrem zweiten Gatten Zwietracht und Verderben ins Haus brachte; doch war sie als Mutter, wie als Tochter musterhaft.

Auf dem andern Ufer des Dschemna, in der Nähe der herrlichen Gärten des kaiserlichen Palastes, die von Dschehangir angelegt worden seyn sollen, steht eines der prachtvollsten Denkmäler orientalischer Baukunst, deren Indien sich rühmen kann das Grabmal Utta ma Doulah's, des geliebten Vaters der Kaiserin Nurmahal. In dem Gedanken, ihm eine unvergängliche Dauer zu geben, hatte sie Anfangs im Sinne es von Silber zu erbauen, das sie weniger der Zerstörung der Zeit ausgesetzt glaubte, als Marmor; allein einige verständige Freunde stellten ihr vor, daß die räuberische Hand der Menschen des kostbaren Metalles weniger schonen würde, als die Zeit des Marmors, und so wurde es auch aufgeführt. Es ist zu bedauern, daß die englische Regierung nur für die Unterhaltung des Taasche Mahal eine Geldsumme bestimmt hat, und man dieses Juwel der Kunst aus Mangel nöthiger Ausbesserungen zerfallen läßt. Die umliegenden Gärten sind verwildert, die Einfriedungen niedergerissen, und das herrliche Monument einigen armen Eingebornen überlassen, welche die Vernachlässigung des Andenkens ihrer großen Vorfahren bejammern. Die fromme Sorgfalt für die Todten bildet einen der schönsten Züge des muselmännischen Charakters. Königreiche sind untergegangen und Dynastien erloschen, und während nichts mehr von den stummen Bewohnern der Gräber besteht, als ihre Namen, werden ihre Denkmäler doch noch mit heiliger Scheu verehrt; das Volk, das längst fremder Herrschaft anheimgefallen ist, bestreut sie noch mit Blumen und zündet Lampen in denselben an. Utta ma Doulah's Grabmal ist einer der anziehendsten Punkte in der Nähe von Agra. Ein Morgen- oder Abendspazierritt führt dahin, und die Gärten des kaiserlichen Palastes, die zunächst daran stoßen, sind von einer Herrlichkeit, wie man sie in den arabischen Erzählungen geschildert findet. Von dem Gewölbe dieses Denkmales hat man eine von jenen Aussichten, die einmal genossen nie mehr aus dem Gedächtnisse verschwindet. Die blauen Wasser des Dschemna winden sich durch eine reiche ländliche Gegend und auf seinen beiden Ufern liegen Gärten, die sich bis zu seinen gekräuselten Wellen herabziehen; gegenüber hat man die Stadt Agra mit ihrem umbollwerkten Schloß, ihrem Marmorpalast, glänzenden Kuppeln und Domen und breiten Ghats, zwischen denen sich eine Fülle üppigen Laubwerkes hervordrängt — kurz, die ganze Pracht orientalischer Architektur; weiterhin ist das silberglänzende Taasche Mahal zu sehen, und so weit das Auge reicht, erblickt es Landhäuser, mit leichten Pavillons geschmückt, die sich am Rande der Bäche und kleinen Flüsse erheben, und der Landschaft eine anmuthige Abwechslung geben.

Das Grabmal Akbers ist wie das Utta ma Doulah's seinem Verfalle nah. Der prachtvolle Eingang desselben droht den Einsturz und die einst üppig wuchernden Gärten sind verödet und verwildert. Auf der Straße zu diesem berühmten Mausoleum gewahrt man erst recht den Verfall der einst so herrlichen Stadt; bei jedem Schritt kommt man an Häuserruinen vorbei, an denen man sehen kann, welchen Umfang einst Agra hatte. Sikandra, ein Dorf ganz in der Nähe von Akber's Grab, ist gleichfalls in Verödung gefallen und bietet nichts als einen Haufen von Trümmern. Der Name dieses Dorfes gibt wie viele andere Zeugniß von dem Lieblingsglauben, den die Eingebornen von Hindustan hegen, daß nämlich Alexander der Große über den Indus gegangen sey. Da er Indien nur als Eroberer durchzog, so ist es um so auffallender, daß das Volk mit solcher Liebe

an seinem Andenken hangen kann; allein eine Menge Städte, die er gegründet oder besucht haben soll, sind nach ihm Sikandra benannt, und die Volkssage behauptet, daß Indien im Besitz seiner Gebeine sey; sie sollen in einem Grabmale ruhen, das sich auf der Spitze von Sikandermallih, einem Berge in Karnatik, befindet. Wahrscheinlich hat der Heereszug eines seiner Nachfolger zu dieser irrthümlichen Volkssage Anlaß gegeben; allein man liebt sie dessen ungeachtet allzusehr, als daß man sie aufgeben möchte, und alle Kasten verehren Alexanders Andenken und rühmen seine Heldenthaten, als ob sie selbst darauf stolz zu seyn Ursache hätten. Das Mausoleum Akber's entspricht ganz dem Charakter des prachtliebenden Barbarenfürsten, der unter ihm ruht. Herrliche Säulengänge von weißem Marmor ziehen sich zu beiden Seiten einer gigantischen Pyramide von rothem Stein hin. Unter ihr, in einem finstern Gewölbe, das nur von einer einzigen Lampe beleuchtet wird, ruht Akber; jedes von den vielen Stockwerken aber, die sich über einander erheben, enthält einen Sarkophag, der gerade über der Stelle angebracht ist, wo unten die irdische Hülle „des mächtigen Herrn" zur Erde bestattet liegt. Der hohe Prachtbau endigt in einem viereckigen Gemach von weißem Marmor ohne Decke, dessen Seitenwände, die den letzten und schönsten der Särge einschließen, mit höchst geschmackvoller Steinhauerarbeit durchbrochen sind. Schmale Treppen führen von da auf eine terrassenartige Plattform, die um enge Korridors herumläuft und an den Ecken mit offenen Kuppeln verziert ist, deren Gewölbe mit blauem Email und Gold bekleidet sind; eine zweite Treppe führt dann auf eine kleinere Plattform, und eben so auf eine dritte und vierte, die Alle von gleicher Bauart sind. Die Aussicht von jeder derselben ist prachtvoll, und obgleich der Plan des ganzen Gebäudes höchst grotesk ist, so macht es doch durch seine ungeheure Größe einen majestätischen Eindruck. Zu Futtihpur Sekri und zu Dihg, wenige Tagreisen von Agra, sind gleichfalls noch prachtvolle Denkmäler moslemitischer Größe und Herrlichkeit zu sehen. Auch Bhurtpur, das Bollwerk der Dschauts, und Gwalior, ein Schloß das für uneinnehmbar galt, bis ein junger britischer Offizier diesen Aufenthaltsort des Scindia erstürmte, liegen nur eine kleine Tagreise von Agra, desgleichen Muttra und Bindrabend, gefeierte Sitze des Hindu-Aberglaubens, wo sich mehrere sehr merkwürdige und alte Tempel befinden. Die Marmorverschwendung, die man an den Prachtbauten von Agra bewundert, lieferte Udipur, und das nahe gelegene Gebiet von Bendelkand *) gab dazu seine kostbarsten Steine her.

*) Der Diamantendistrikt Indiens.

Neue Reise in Japan.

(Schluß.)

Die mit der Verwaltung der Krongüter und Provinzen beauftragten Statthalter können keine Todesstrafe vollziehen lassen, ohne dazu von dem Kaiser die Genehmigung erhalten zu haben. Den lehensherrlichen Fürsten ist in dieser Beziehung größere Gewalt eingeräumt; allein sie fürchten von ihrem Recht über Leben und Tod Gebrauch zu machen, da eine Hinrichtung stets für eine Schande des Landes angesehen wird. Ueberdieß ziehen sie sich im Falle, wo ihre Unterthanen in Folge ihrer nachlässigen Verwaltung verbrecherische Handlungen begangen haben, das Mißfallen des Seogun und strenge Rüge zu.

Obgleich alle Japanesen nach gleichen Gesetzen regiert werden, so waltet doch in der Anwendung derselben zwischen den Unterthanen, die unmittelbar unter dem Kaiser stehen, und jenen, die den Reichsfürsten angehören, ein großer Unterschied ob. Die Ehre, ein Unterthan des Beherrschers von Japan zu seyn, oder eine von ihm übertragene Stelle zu bekleiden, wiegt bei Weitem nicht das Glück auf, dessen die Einwohner der kleinen Fürstenthümer unter einer milden und väterlichen Regierung genießen. Die Beamten des Seogun üben ihre Amtsgewalt viel strenger aus, werden fast alle Jahre gewechselt, und genießen keine viel größere Achtung, als man ihnen eben erweisen muß. Die untere Volksklasse ist auch zu allerhand Frohndiensten gehalten, die sie zwar ohne Murren leistet, für die sie aber keineswegs genügende Entschädigung erhält. Dem Lehensherrn dagegen muß daran gelegen seyn, sich die Anhänglichkeit und den guten Willen seiner Unterthanen zu erwerben, und sein Ansehen durch gegenseitiges Vertrauen aufrecht zu erhalten.

Der hervorstechendste Charakterzug der Japanesen ist ein bis zur Uebertreibung ausartendes Ehrgefühl, so daß die meisten von ihnen lieber den Tod wählen, als Etwas überleben, was sie für Schande halten. Das Mittel, zu dem sie hiebei greifen, ist der gesetzliche Selbstmord, der darin besteht, daß man sich den Bauch aufschlitzt. Es ist Dieß keine Strafe, die durch richterlichen Spruch verhängt wird, sondern jeder Mensch von guter Geburt greift zu dieser verzweifelten Aushunft, um einer öffentlichen Bestrafung oder sonst einem ähnlichen Uebel zu entgehen. Man hält es daher für eine verdienstliche Handlung, Verbrechern, die ihrer Verurtheilung entgegensehen, die Mittel, sich des Lebens zu berauben, zu verschaffen. Alle Civil- und Militärbeamten sind mit dem Gedanken, daß sie sich früher oder später genöthigt sehen könnten, sich den Bauch aufzuschlitzen, so vertraut, daß sie außer ihrem gewöhnlichen Anzuge stets auch noch mit einem versehen sind, dessen man sich bei dem Selbstmorde bedient, so wie mit den dazu erforderlichen Waffen, und diesen Apparat führen sie sogar auf Reisen mit sich. Das zum Selbstmorde gehörige Gewand besteht aus einem weißen Kleid und einem Festanzug, aber ohne Wappenstickerei. Die Außenwände des Hauses werden mit weißen Tapeten behangen, während die Wohnungen der Großen gewöhnlich mit farbigen Teppichen und den darauf gestickten Wappen geziert sind. Der Selbstmord mittelst Bauchaufschneiden ist etwas so Gewöhnliches, daß er meist wenig Aufsehen macht. Die Söhne vornehmer Leute lassen sich in den Handgriffen dazu Unterricht geben, um sich im Nothfalle mit Anstand und Geschick aus der Welt zu schaffen, und dadurch sich einen Namen zu machen. Die jungen Leute üben sich darin mit eben so viel Eifer, als bei uns etwa in der Fechtkunst, und hiedurch gelangen sie schon in früher Jugend zu einer tiefen Lebensverachtung; weßhalb sie den Tod auch der leichtesten Beschimpfung vorziehen.

Im Jahre 1808 lief der „Phaëton," ein englisches Kriegsschiff, in den Hafen von Nangasaki ein, und zwar durch einen, wegen seiner Klippen äußerst gefahrvollen Kanal, den die Japanesen, so wachsam sie auch gewöhnlich sind, deßhalb nicht bewacht hatten. Das Schiff wurde erst wahrgenommen, als es schon vor dem Papenberg, in der Bai selbst und ungefähr eine Stunde von Nangasaki Anker geworfen. Die Japanesen, die an nichts Arges dachten, hielten es Anfangs für ein holländisches, als sie aber die englische Flagge aufhissen sahen, machten sie Anstalten zu einem furchtbaren Angriffe. Die Engländer, die im ersten Augenblicke die Gefahr nicht bemerkten, die ihnen drohte, benützten aber alsbald die Fluth, um wieder die hohe See zu gewinnen, als sie wahrnahmen, welchen Empfang man ihnen bereitete. Und sie hatten es wirklich glücklich getroffen, denn am folgenden Tage standen über zehntausend Mann bereit sie anzugreifen, und am Eingange der Bai waren hundert japanische Schiffe aufgestellt, um das englische Schiff nicht auslaufen zu lassen und es in den Grund zu bohren. Nach unsern Ansichten dürfte der Statthalter von Nangasaki wegen dieses Vorfalles, den er durchaus nicht verhindern konnte, nicht wohl zur Verantwortlichkeit gezogen werden können; allein in Japan war es ihm nicht möglich, sich bei dem Kaiser zu rechtfertigen. Um daher der Strafe, die ihm erwartete, zu entgehen, entschloß er sich zum Selbstmorde. Nachdem er sich mit seinem Gotaro oder nächsten Unterbeamten berathen und sein Haus

bestellt hatte, verließ er den Palast des Statthalters, um ein Staatsgebäude nicht zu entweihen, und begab sich nach einem Pavillon seines Gartens, wo er nach japanischer Sitte den letzten Becher mit Wein leerte und sich dann mit einem Säbel den Bauch aufschnitt. Sein vertrauter Freund stand ihm in diesem letzten Augenblicke zur Seite und stieß ihm ein kleines Messer in den Hals, um sein Ende zu beschleunigen. Da die Bewachung der Bai von Nangasaki dem Fürsten von Tisen und Tsikuzen anvertraut ist, so wurde auch er wegen Vernachlässigung seiner Dienstpflicht strafbar erachtet; allein da schon ein Opfer gefallen war, so wurde seine Strafe in eine Haft von hundert Tagen verwandelt, die er in seinem Palaste zu erstehen hatte, den man zu diesem Ende mit einem Einschlusse von Planken umgab. Außerdem wurde er auch verurtheilt der Wittwe und den Kindern des Statthalters, der sich entleibt hatte, einen jährlichen Gehalt von 1000 Kobang (28,000 Fr.) zu bezahlen.

Oft sendet auch der Hof einem straffälligen Großen des Reiches den Befehl, sich den Bauch aufzuschlitzen. Ein solcher läßt dann auf den zur Entleibung festgesetzten Tag seine vertrautesten Freunde zu sich einladen, bewirthet sie und sagt ihnen, nachdem er eine Zeit lang mit ihnen getrunken hat, Lebewohl. Dann wird der kaiserliche Befehl nochmals verlesen. Der Unglückliche, der die Hauptrolle in diesem Trauerspiele zu spielen hat, hält dann eine Rede, neigt seine Stirne bis zur Matte, auf der er sitzt, zieht seinen Säbel und versetzt sich damit auf den Bauch einen Hieb, der bis in die Eingeweide dringt. Einer seiner vertrauten Diener, der hinter ihm steht, schneidet ihm dann vollends den Kopf ab. Diejenigen, die sich besonders muthvoll zeigen wollen, versetzen sich einen Hieb quer, dann einen zweiten längs des Bauches und einen dritten in die Kehle. Eine solche Bestrafung, an sich selbst vollzogen, hat keine Entehrung zur Folge, und der Sohn folgt gewöhnlich dem Vater in seiner Stelle.

Vermischte Nachrichten.

Ueber Neuseeland enthält das Journal der geographischen Gesellschaft von London folgende neueste Nachrichten: „Das Phormium, oder den neuseeländischen Flachs, kann man sich zu jeder beliebigen Menge verschaffen, auch gibt es herrliches Zimmer- und Bauholz von jeder Größe. Hunderte von Schiffen könnte allein der Flachshandel beschäftigen, und mit leichter Mühe lassen sich Ladungen von Baumstämmen einnehmen, die bei bedeutender Länge häufig bis zu sechs Fuß im Durchmesser halten. Die beiden Inseln, aus denen Neuseeland besteht, haben große Seen, und sind von vielen, größtentheils schiffbaren Flüssen bewässert, die meist von Norden nach Süden strömen, sich in mehrere Arme und diese wieder in Kanäle und Sümpfe vertheilen. Die Fluth schwillt, im Süden besonders, zu einer bedeutenden Höhe an, und zu Kotianga, im Norden, steigt sie zur Zeit des Neu- und Vollmondes auf 14 bis 15 Fuß. Die Buchten und Häfen sind vielleicht die schönsten der Welt, und nur wenige Länder haben so große, sichere und mit so bequemer Einfahrt versehene. Das Klima ist sehr gesund, und frei von jenen heißen und gifthauchenden Winden, die, wie zu Neu-Süd-Wales, die Ernten zerstören; auch unterliegt die Temperatur Neuseelands nicht dem schnellen Wechsel wie in jenem Lande. Allen Nachweisungen zufolge, die man bis jetzt einholen konnte, ist Neuseeland nur schwach bevölkert; es ist aber ein schönes, reiches und fruchtbares Land. Die Eingebornen hegen gegen die Engländer eine hohe, mit Furcht gemischte Achtung, und die meisten ihrer Häuptlinge haben den Wunsch geäußert, sich unter den Schutz Großbritanniens zu stellen. Sie sind nicht tapfer, aber verschlagen, gewandt, stark und fähig große Beschwerden zu ertragen; dabei begreifen sie leicht und sind sehr prunksüchtig. Am besten kommt man mit ihnen zurecht, wenn man sich gütig, aber fest gegen sie benimmt. Was die zum Behufe des Wallfischfanges auf Neuseeland angelegten Niederlassungen betrifft, so werden sie, da man sich ihrer nur vier Monate im Jahre bedient, sich keiner Dauer zu erfreuen haben, wofern man sie nicht auch für Beschäftigungen während des Sommers einrichtet. Da das Verfahren der Fischer ganz darauf abzweckt, diese Thiere auszurotten, weil man die Weibchen gerade zu der Zeit tödtet, wenn sie werfen, so wird dieser Handelszweig nicht viele Jahre mehr blühen, sondern, so wie der Robbenfang, mit der Ausrottung dieser Thiere, die sich bald von einer Küste entfernen werden, wo sie so sehr gefährdet sind, sein Ende erreichen. Der Wallfischfang wird nur bei den Middle- und Stewart-Inseln betrieben, denn im Norden der Cooksstraße findet man diese Cetaceen nicht. Die Niederlassungen zum Behufe des Flachshandels werden immer mehr Ständigkeit gewinnen, je mehr man sich von der bisherigen Verfahrungsweise entfernt, die durchaus nicht auf die Dauer berechnet ist; und diese Aenderung wird, wegen des immer mehr steigenden Widerwillens der Eingebornen gegen die Bereitung des Flachses und die Entwerthung, die dieser Artikel in England, der unsaubern Zurichtung halber, erfährt, unfehlbar eintreten müssen. Bis jetzt ist noch keine große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es gelingen werde, eine gewisse Anzahl Eingeborner unter einem Häuptlinge zu vereinigen. Sie sind in mehrere kleine Gemeinden oder Familien getheilt, ohne daß irgend eines ihrer Glieder im Besitz einer anerkannten Oberherrschaft wäre; im Gegentheil sind sie auf ihre Gleichheit unter sich sehr eifersüchtig. Die Sklaven ausgenommen, herrscht auch kein Unterschied des Ranges unter ihnen, und Jeder, der nicht Sklave, ist dem Andern vollkommen gleich. In Friedenszeiten genießt der Aelteste in jeder Familie eines unbedeutenden Vorranges; im Krieg aber stellt sich der Unternehmendste an die Spitze. Der Grundbesitz ist genau abgeschieden; das Recht wird allgemein geachtet, und den Strafen, die es ausspricht, unterwirft sich auch der Stärkere ohne Widerspruch. Man bemerkt an diesen Stämmen nicht jene Leichtfertigkeit der Gemüthsart, die die Insulaner der südlichern Breitegrade auszeichnet; es ist ein hochherziger, stolzer, die Unabhängigkeit liebender Menschenschlag, mit hellem Verstande, der Vergangenheit und Gegenwart vergleicht, auf die Zukunft vorausberechnet, und mitten in seinen Nebeln eben so freiheitliebend und beharrlich ist, als die Engländer auf ihrer Nebelinsel. Die vier Niederlassungen der Missionäre zu Rangbillona, Renten, Paibia und Onimate umfassen ungefähr 530 Eingeborne von meist 16 Jahren, die eine kurze regelmäßige Erziehung erhalten. Sind die dem Religionsunterrichte, dem Lesen, Schreiben und Rechnen gewidmeten Stunden vorüber, so werden die meisten dieser jungen Leute bei der Mission beschäftigt; die Einen bei der Maurer-, die Andern bei der Zimmer-Arbeit und die Uebrigen bei den allgemeinen Arbeiten. Drei steinerne Kapellen können ungefähr 200 bis 300 Personen fassen; Gottesdienst wird jeden Sonntag dreimal gehalten und ist stets sehr besucht. Die Eingebornen wünschen sehr unter den Schutz britischer Gesetze gestellt zu werden, und würden mit Vergnügen Jemand bei sich aufnehmen, der den Auftrag hätte, ihnen Achtung zu verschaffen."

*

Die verwittwete Rani von Nepal starb am 12 April 1832; sie war die Wittwe Badadurs. Alle Männer warfen sich sogleich in Trauer, die darin bestand, daß sie sich den Kopf schoren, den Knebelbart abschnitten und weder Turban noch Schuhe trugen. Die Brahminen, die es überall klüger anzugehen wissen als die Uebrigen, sind mit dem Abschneiden der Knebelbärte verschont. Die Heirathen mußten ohne Musik und Feuerwerk vollzogen werden; ferner wurde verboten, fünfzehn Tage lang Büffel oder Ziegen zu schlachten, Betel zu kauen und sich mit dem Aschenbom rothe Striche auf die Stirne zu malen. Zwei armen Weibern von Nevar, die aus Unwissenheit etwas auf ihre Stirnen gebracht hatten, wurden die Haare abgeschnitten und die bemalten Stellen mit einem Stück glühenden Eisen oder Kupfer aufgebrannt. Eine junge Sklavin verbrannte sich mit dem Körper der Maha Rani.

Karte von Griechenland.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Karte des Königreichs Griechenland nebst Theilen der angränzenden Länder des osmanischen Reichs in Europa und Asien; nach den neuesten Gränzbestimmungen herausgegeben. In Kupfer gestochen von C. Schleich und Seitz. Groß Landkarten-Format.

Preis schwarz . . . . . 2 fl. 48 kr.
— illuminirt . . . . . 5 fl. 24 kr.
— illuminirt und auf Leinwand gezogen . . . 4 fl.

München, den 1 April 1833.

Literarisch-Artistische Anstalt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 152. 1 Junius 1833.

Die Indianer im nördlichen Amerika.

Aus dem englischen Taschenbuche „Amulet" für 1829 und 1833, von Eduard Walsh.

Der Verfasser, britischer Militärarzt, war in dieser Eigenschaft viele Jahre in den beiden Kanada's stationirt und benützte seinen dortigen Aufenthalt zu fortgesetzten und eifrigen Forschungen über den Ursprung, die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der nordamerikanischen Indianer, wozu ihn gründliche Werkenntnisse sowohl, als auch seine Stellung besonders befähigten. Einen kleinen Theil des Ergebnisses jener Forschungen hat er in den nachfolgenden beiden Aufsätzen, welche er seinem Freunde Hall für dessen Taschenbuch „Amulet" schrieb, mitgetheilt, deren Inhalt und Darstellungsart innig bedauern lassen, daß der Tod dem Verfasser die Ausarbeitung eines größeren Werks über diesen Gegenstand nicht vergönnte, denn diese beiden Artikel sind die einzigen Erzeugnisse seines reichen Wissens, seines forschenden Geistes und seiner klaren kräftigen Schreibart.

Erster Artikel.

Die Veränderungen in dem Zustande der großen Menschenfamilie haben zu allen Zeiten dem Dichter und Philosophen den reichsten Stoff zu Gesängen und Forschungen geliefert. Staaten und Reiche sind über die rasch wechselnde Bühne des menschlichen Daseyns hingegangen, ohne auch nur eine Spur von sich zurückzulassen, kaum daß noch ihre Namen in der Geschichte uns melden, daß sie einst da gewesen; sinken sie aber auch, auf immer verschwindend, gleich den Eintagssonnen der Ureinwohner Amerika's, *) in das dunkle Meer der Vergessenheit — eine andere und doch wieder dieselbe, tritt aus ihren Kammern im Osten, ihre Strahlenbahn zu durchlaufen. Die Art geht unter, die Gattung bleibt. Wir leben in einer Aera, wo wir leicht Zeugen solcher Erscheinungen werden dürften.

Lassen Kriege und verheerende Naturübel, wie sie das Menschengeschlecht heimsuchen, große Lücken in der Bevölkerung der mittleren und südlichen Erdgegenden — schnell und stets war der „völkerreiche Norden" zur Hand, sie mit seinen überschwellenden Menschenströmen auszufüllen; zu keiner Zeit indessen stieg die Zunahme seiner Bevölkerung in einem so steten fortschreitenden Verhältnisse, wie gegenwärtig. Zu der Herbeiführung eines endlichen Guten leiten und wirken oft nur mittelbare, gleichsam untergeordnete Ursachen; diese aber treten jetzt für unsere Zeit sichtbar hervor. Das Fortschreiten des menschlichen Geistes hat Verbesserungen in Künsten und Wissenschaften erzeugt. Ackerbau und Handel reichen sich die Hand, dem Wachsthum der Bevölkerung den nöthigen Bedarf zu schaffen; droht in einem Lande ein schlechtes Jahr Mangel, so beugt die Ertragsüberfülle des andern dem Uebel vor. Die Kriege sind nicht mehr so blutig und verheerend, wie ehedem; und die Krankheiten, einst so furchtbar und verderblich, sind jetzt so umgewandelt und bewältigt, daß sie sich vergleichungsweise wenig verheerend zeigen, während geordnete und mäßige Lebensgewohnheiten unter allen Klassen einen festeren Gesundheitszustand begründet haben. Durch diese Ursachen sind die Hemmnisse und Nachtheile, die früher den Gang der Bevölkerung aufhielten oder unterbrachen, größtentheils weggeräumt; dadurch ist aber zugleich ein Zustand herbeigeführt, der ein allgemeines und größeres Uebel droht, als alle jene Hemmnisse und Nachtheile zusammengenommen. Ueberall, selbst in den größten Städten, übersteigen die jährlichen Geburten die Todesfälle, was zuletzt, wenn keine durch natürliche oder Staatsverhältnisse herbeigeführten Ursachen hindernd dazwischen treten, die Folge haben muß, daß die Menge der Verzehrenden größer wird, als die zu ihrem Lebensunterhalt aufzubringenden Mittel. Für viele Regierungen wurde Dieß ein Gegenstand sorgfältiger Beachtung. Die verschiedenartigsten Plane wurden auf die Bahn gebracht und vorgeschlagen; allein nur einen gibt es, auf den man irgend mit Aussicht auf günstigen Erfolg bauen kann, und das ist — Auswanderung. Allgemein gibt sich auch mehr und mehr die Lust, eine Art unbewußter Trieb kund, unabhängig von aller Mitwirkung oder Mithülfe der Regierung, nach Ländern auszuwandern, wo sich menschlicher Thätigkeit ein neuer weiter Spielraum und auf viele Generationen hinaus eine Aussicht in eine glücklichere Zukunft bietet. Von allen Erdgegenden scheinen es aber die beiden Kanada's zu seyn, die britischen Lebensgewohnheiten am meisten zusagen. Boden und Klima sind im höchsten Grade fruchtbar und gesund. Es gibt Länder, die in Folge einer noch unerklärlichen Beschaffenheit des Luftkreises von gewissen Krankheiten verschont bleiben, die verheerend ihre Nachbarn heimsuchen; so kennt Persien die Pest, Kanada das gelbe Fieber nicht.

*) Nach dem Glauben der amerikanischen Indianer verlöscht und zerfließt jeden Abend die alte Sonne im stillen Ocean und am nächsten Morgen steigt dafür eine neue aus dem atlantischen Meere.

Nur eine Folge, die das reißendschnelle Wachsthum der Bevölkerung des britischen Amerika nach sich zieht oder unvermeidlich nach sich ziehen wird, ist zu bedauern: die gänzliche Vertilgung oder Zerstreuung der Ureinwohner. Rothhäute und Weiße können auf derselben Stelle neben oder mit einander nicht bestehen. — Zu den Mittheilungen, die wir von wohlunterrichteten Männern über das Land und seine Einwohner, namentlich über die amerikanische Bevölkerung erhalten haben, gebe ich hier gern eine kleine Lese aus meinen, während eines mehr denn achtjährigen Aufenthalts unter ihr gesammelten Bemerkungen, zum Zeichen und Zeugniß, „bevor es von hinnen geht und nicht mehr gesehen wird," daß einst „ein rothes Volk," *) ein zwar ungelehrtes, aber anziehendes Geschlecht, lebte.

(Fortsetzung folgt.)

Missionen der mährischen Brüder in Labrador.

Unter allen Missionsanstalten christlicher Völker gibt es keine, welche eine größere Achtung verdiente, als die der mährischen Brüder, welche mit dem dieser Sekte eigenen Geiste von Milde, Beharrlichkeit und Demuth die ärmsten, am tiefsten in Barbarei versunkenen und scheinbar hoffnungslosesten Völker zum Gegenstand ihrer Bemühungen gemacht haben, und wahre Civilisation verdankt ihren fast unbekannten Arbeiten unter den Eskimos, den Kaffern und den Negersklaven mehr, als den Unternehmungen reicherer Gesellschaften, welche die Welt mit ihrem Ruf erfüllen.

Die Einführung des Christenthums in Labrador war eine der schwierigsten Unternehmungen, die je von christlichem Bekehrungseifer begonnen wurden; das Land ist das ärmste, das sich denken läßt; neun Monate von Schnee bedeckt, und während einiger Wochen von einer unerträglichen Hitze versengt, schien es vollkommen unfähig, zur Ernährung einer Bevölkerung und zu dem Grade von Sicherheit der physischen Existenz beizutragen, ohne den keine Kultur der Menschen denkbar ist. Die Bewohner waren zerstreute Eskimosstämme, die früher mit Europäern in keiner Berührung gestanden waren, als wenn etwa französische Jäger und Pelzhändler sich von Canada aus unter sie gewagt hatten; sie standen im Rufe der größten Barbarei, waren jähzornig und leicht zum Morde gereizt, gegen Fremde mißtrauisch, gegen Greise und Schwache grausam, ihr Unterhalt hing gänzlich von ihrer Jagd zur See und zu Lande ab, sie besaßen nicht einmal Rennthiere, und ihr ganzer Reichthum bestand in den Zügen von Wolfshunden, von denen sie ihre Schlitten ziehen ließen. Die mährischen Brüder hatten im Jahre 1733 Missionen in Grönland gegründet, und da sie einen günstigen Erfolg hatten, so beschlossen sie ihre Kenntniß der Eskimossprache und ihre Gewohnheit des Lebens in arktischen Ländern zu benützen, um ihre Anstalten auf die gegenüberliegenden Gestade von Labrador auszudehnen, und die armen und verlassenen Wilden dieser Küste zu bekehren. Im Jahre 1754 wurde der erste Versuch gemacht, und vier Missionäre mit einem deutschen Dolmetscher, Namens Erhard, dahin geschickt. Die Eskimos ermordeten Erhard und vier Matrosen bei der ersten Landung, und die Missionäre mußten die Stelle der Matrosen versehen, damit das Schiff nach Grönland zurückkehren konnte.

Die Brüder ließen sich dadurch nicht von ihrem Vorhaben abschrecken, aber sie fanden die größten Schwierigkeiten in ihrem Unternehmen, indem kein Schiff es unternehmen wollte, sich der Küste zu nähern, bis endlich im Jahre 1764 der englische Gouverneur von Newfoundland ein Schiff absendete, auf dem sich zwei deutsche Missionäre, Haven und Drachert, einschifften. Bei ihrer Landung waren die Eskimos sehr erfreut zu hören, daß sie ihre Sprache verstanden, und nahmen sie sehr freundlich auf, zeigten aber großes Mißtrauen gegen die Matrosen und wollten unter keiner Bedingung erlauben, daß Jemand bewaffnet ans Land stiege. Sie ernannten die Missionäre zu Schiedsrichtern zwischen ihnen und den Europäern, und im Ganzen schienen diese armen Menschen mehr von den Schiffsmannschaften, welche gelegentlich die Küste befuhren, mißhandelt gewesen zu seyn, als daß ihnen die Ursachen der beständigen Streitigkeiten zur Last gelegt werden durften, obgleich sie sich des Stehlens nicht enthalten konnten. Nach der Abreise der Missionäre brachen die Feindseligkeiten auf's Heftigste aus, eine Anzahl Eskimos wurde getödtet, und sieben Jahre lang war an keine Erneuerung der Bekehrungsversuche zu denken. Endlich wurde im Jahre 1771 eine Station gegründet, welcher der Name Nain beigelegt wurde; vierzehn Missionäre wurden hingeschickt, sie errichteten ein Haus, das sie stückweise mit sich gebracht hatten, die größte Schwierigkeit war aber die Eskimos an feste Wohnsitze zu gewöhnen, indem sie nach den Jahreszeiten ihren Aufenthaltsort veränderten, um ihren Unterhalt zu sichern, und sobald sie einige Monate von den Missionären entfernt waren, fielen sie wieder in ihre alten Gebräuche zurück, und vergaßen Alles, was man sie mit so vieler Mühe gelehrt hatte. Die Mission baute daher ein Magazin, in welchem sie Provisionen für die ihr angehörigen Eskimos hielt, um ihnen möglich zu machen, sich das ganze Jahr in der Nähe der Mission aufzuhalten. Sie wendete wie überall das vortreffliche System an, den Eingebornen nicht nur die Lehre zu predigen, sondern ihnen mit dem Beispiele der Arbeit voranzugehen; es ist eine bekannte Regel der Brüdergemeinde, daß sie alle Brüder, welche sich zu Missionären bestimmen, nöthigt ein Handwerk zu lernen, das in einem barbarischen Lande zugleich der Mission nützlich und den Eingebornen ein Vorbild seyn kann, um so zu gleicher Zeit das geistige und das physische Leben der Bekehrten zu verbessern. Sie hielten es daher nicht unter ihrer Würde Holz zu ihrem Hausbau zu fällen, eine Sägmühle zu errichten und zu betreiben, und beim Bau einer Kirche Hand anzulegen. Sie suchten in einem Klima, das nichts als Fichten und Rennthiermoos hervorbrachte, Gartenbau einzuführen, und erhielten bald

*) Die Benennung „Indianer" ist den amerikanischen Ureinwohnern sehr uneigentlich gegeben. Die ersten Entdecker der westlichen Halbkugel nannten, in der Meinung, daß das Festland und die Inseln von Amerika Theile von Indien jenseits des Ganges seyen, das Ganze Westindien und die Eingebornen Indier oder Indianer, ein Name, den man nun obenhin allen Wilden gibt, der jedoch am allerwenigsten auf die rothen Einwohner Amerika's paßt, die weder Indier noch Wilde sind. Anm. d. Verf.

eine hinlängliche Menge von Küchengewächsen, um das Jahr über damit auszureichen, und sich und ihre Angehörigen vor Scorbut zu bewahren. Eben so legten sie sich auf Schiffbau und errichteten Schmiedwerkstätten, von denen aus sie die Eskimos mit eisernen Werkzeugen, deren sie sehr bedurften, versahen. Die Brüdergemeinde beschloß jährlich ein Schiff an die Station zu schicken, um sie mit Dem zu versorgen, was das Land ihnen nicht darbot. Die materiellen Wohlthaten, welche sie auf diese Art um sich verbreiteten, trugen bald ihren Ruf durch ganz Labrador, und Hunderte von Eingebornen strömten ihnen zu, die neue Lehre zu hören, und die Wunder der neuen Einwanderer zu sehen. Dennoch ging die Bekehrung langsam von Statten: die Unstetigkeit des Aufenthalts der Eskimos, der große Einfluß, den ihre Zauberer auf sie hatten, und die gute Meinung, die sie von sich hatten, und die sie keineswegs geneigt machte, sich für so verdorben zu halten, als ihnen die Missionäre predigten, daß sie und alle Menschen seyen, machten sie sehr unaufmerksam gegen die neuen Dogmen. Die Brüder stifteten zwei neue Stationen höher im Norden, um sich den dortigen Stämmen zu nähern; sie nannten die Eine Hoffnungsthal, die Andere Okkak; aber ihre Arbeit war lange umsonst. Viele ließen sich taufen, aber Wenige zeigten wahren Eifer, und nach zwanzigjähriger Arbeit war so wenig geschehen, daß man daran dachte, einige der Stationen wieder aufzugeben. Dennoch beharrten die Missionäre in der festen Ueberzeugung eines endlichen Erfolges; sie sahen, daß Mord und Diebstahl seltener wurden, und daß sich allmählich auch unter den ganz heidnischen Stämmen sittliche Gefühle zeigten, die früher gänzlich unbekannt waren. Dennoch verging Jahr nach Jahr, ohne daß ein weiterer Erfolg sichtbar war.

(Schluß folgt.)

Die fischfangenden Kühe.

(Von Roulin in der „Revue des deux Mondes" mitgetheilt.)

In einer der staatswirthschaftlichen Novellen, welche die Engländerin Miß Martineau herausgab, um die wichtigsten Grundsätze der politischen Oekonomie unter dem Volke gangbar zu machen, in der Ella von Garveloch, findet sich eine sonderbare Gewohnheit berührt, die das Hornvieh in gewissen Gegenden annimmt, die an der See gelegen einen nur wenig fruchtbaren Boden haben. Garveloch ist ein Eiland, das zu einer an der Westküste von England gelegenen kleinen Inselgruppe gehört. Es ist nur von geringem Umfang, sehr gebirgig, und der Boden an sich könnte nur eine sehr geringe Anzahl von Menschen ernähren; allein die Einwohner haben sich einen kleinen Handel mit Barille eröffnet, die sie aus der Verbrennung von Seegewächsen gewinnen, die das Meer ans Ufer spült; ein Theil der kleinen Bevölkerung nähret sich vom Fischfang, und auch ihre Hausthiere leben zum Theil von Fischen.

Miß Martineau schildert uns im Eingang ihrer Novelle, wie der Eigenthümer der Insel, von einigen Freunden begleitet, dort ankommt, und Einer von ihnen die einzige Maierei besucht, die damals auf Garveloch zu sehen war. „Habt ihr sonst kein Vieh, fragt der Fremde, als diese zwei ungestriegelten Klepper und jene drei oder vier Kühe, die ich dort im Sumpfe weiden sehe?" „O, das wäre schön, erwidert der Pächter, wenn ich nicht mehr Vieh hätte; dort unten am Ufer ist noch eine Heerde Kühe, welche fischen." — „Kühe, welche fischen, sagt ihr? Wie meint ihr das?" — „Ich meine es nicht anders, als ich es sage: die Kühe sind dort unten am Ufer und fangen sich in den Untiefen Fische zum Futter." — Der Eigenthümer von Garveloch belehrt hierauf seinen Freund, daß alle Hausthiere, selbst die Pferde, gern Fische fressen, wenn an anderm Futter Mangel ist, und daß vorzüglich auf dieser Insel das Hornvieh gewöhnt sey, zur Zeit der Ebbe sich an das Meer zu begeben und die von dem zurücktretenden Gewässer in den Vertiefungen zurückgelassenen Fische aufzusuchen.

Wahrscheinlich hat mancher Leser bei dieser Stelle über die Leichtgläubigkeit der Miß Martineau gelächelt; allein dennoch ist die Sache vollkommen richtig, und durch das Zeugniß alter und neuer Schriftsteller außer allen Zweifel gesetzt. In einem See Päoniens, berichtet Aelian nach Zenothemis, gibt es gewisse Fische, welche das Rindvieh eben so gern frißt, als anderswo das Heu; nur muß man sie ihm lebendig und noch zappelnd vorschütten. Todte Fische läßt es unangerührt. Daß auch in den nördlichen und an der See gelegenen Gegenden von Europa, namentlich in Norwegen, Pferde und Ochsen mit Fischen gefüttert werden, bezeugt Thorm Torfäus. Aus Mangel an anderm Futter gewöhnen sich diese Thiere auch in heißen Ländern zu diesem Fraße, und auf gewissen Punkten der Küste von Indien gibt man, wie ein ausgezeichneter Ichthyologe, Hr. Valenciennes, bezeugt, den Pferden eine Art Saurus, der in großer Menge gefangen wird. In Ermanglung frischer Fische begnügen sich die Pferde sogar mit eingesalzenen, und jene, die Hr. Calonne im Jahre 1788 von Island nach Frankreich bringen ließ, hatten die ganze Dauer der Ueberfahrt hindurch keine andere Nahrung, die sie auch noch, während sie in Dünkirchen waren, zu sich nahmen. In einigen Theilen Asiens mischt man, wenn ich mich recht erinnere, unter das Pferdefutter eine Art Kuchen von gekochtem und gehacktem Fleische. Wenn Dieß wirklich der Fall ist, so konnte die Erzählung davon, bis sie von Mund zu Mund zu den Ohren der Griechen kam, sich leicht in die Fabel von den Menschenfleisch fressenden Rossen des Diomedes umgestalten. Fleischfressende Pferde sind mir noch nicht vorgekommen, allein ich erinnere mich sehr gut, vor fünfzehn Jahren bei einem Schlächter der Rue Croix-des-Petits-Champs einen ungeheuer großen Hammel gesehen zu haben, der sich gewöhnlich in der Fleischbank aufhielt, und der am fetten Rückenstücke eines Ochsen mit so großem Appetit wie an einem Büschel Gras nagte. Der englische Reisende W. Moorcroft sah in Ladak eine Race kleiner Hammel, die so zahm wie unsre Hunde häufig in die Häuser kamen, um sich Futter zu suchen. Da sie an den kahlen Granitfelsen, auf denen man sie weiden ließ, wenig zu nagen und zu beißen fanden, so verschlangen diese Thiere gierig Alles, was von der Mahlzeit ihrer Herren übrig gelassen wurde; leckten die Fleischtöpfe aus, lasen die Fleischabfälle auf und nagten einen Knochen so rein ab, wie nur ein Hund.

Wenn in Südamerika ein Heuschreckenschwarm sich auf eine Gegend niederläßt, so zehrt er in kurzer Zeit alles Grün mit Stumpf und Stiel auf, so zwar, daß auch nicht ein Blatt an einem Gewächs übrig bleibt, mit Ausnahme gewisser Pflanzen, die wie die Kürbisse mit rauhen Haaren besetzt sind. Dauert der verheerende Zug dieser Thiere länger fort, so verschlingt endlich das Vieh, aus Hunger zur Verzweiflung gebracht, in Ermanglung des gewöhnlichen Futters, die Heuschrecken selbst. Die Milch der Kühe erhält davon einen bisamartigen sehr widerlichen Geschmack, den auch die von den Hühnern gelegten Eier annehmen, während dieses Geflügel von dem Heuschreckenmanna ungemein fett wird.

Doch um wieder auf die Fische zurückzukommen, so begreift sich wohl leicht, daß wenn grasfressende Thiere sich an ein solches Futter gewöhnen können, es den fleischfressenden noch weniger Mühe kosten wird, im Nothfalle sich auf den Fischfang zu verlegen. In verschiedenen nördlichen Ländern, namentlich in Kamtschatka, werden die halbwilden Hunde, deren sich die Einwohner den Winter über zum Vorspann ihrer Schlitten bedienen, im Sommer, wo man sie nicht mehr brauchen kann, aus dem Hause gejagt und gezwungen, sich selbst ihren Unterhalt zu suchen. Die meisten von diesen Thieren begeben sich hierauf ans Meeresufer, wo man sie den ganzen langen Tag bis an den Bauch im Wasser die Bewegungen der Fische belauern sehen kann, wobei ihnen keiner entgeht, der in den Bereich ihrer Zähne kommt. Wenn der Herbst herannaht, kehren die Hunde dahin zurück, wo sie hergekommen sind, und finden stets die Wohnung ihrer alten Herren wieder.

Der Fuchs fischt auf dieselbe Weise wie der Hund, d. h. indem er den Fisch mit den Zähnen zu fassen sucht, selbst auf Gefahr in die Schnauze gebissen zu werden. Die Katze hingegen bedient sich ihrer Pfote, indem sie durch einen raschen Griff den Weißfisch oder Gründling, der sich dem Ufer zu sehr genähert hat, ans Land zu werfen sucht. Bei den Müllern findet man häufig Katzen, die darin eine große Geschicklichkeit besitzen. Zwar thun sie es nicht aus Noth, sondern wie der Kater des Marquis von Carabas sagte, als er ein großer Herr wurde, bloß

zum Vergnügen. Einige von ihnen bringen sogar ihre Beute nach Hause; im Allgemeinen aber scheuen die Katzen sich naß zu machen, und können sich bei ihrem Fischfang nicht entschließen mehr als die Pfote ins Wasser zu tauchen; indeß sah man auch welche, die in der Verfolgung der Fische untertauchten, und die Zeitung von Plymouth berichtet in einem Blatte vom Januar 1828 ein merkwürdiges Beispiel hievon: „In der Batterie von Devil's-Point befindet sich gegenwärtig eine Katze, die mit außerordentlichem Muth und Erfolg Fische fängt. Alle Tage taucht sie ins Meer und bringt im Maule lebendige Fische ans Land, die sie für die Soldaten in der Wachtstube niederlegt. Sie ist gegenwärtig sieben Jahre alt, und versieht diesen Dienst eines Fischlieferanten schon sehr lange. Wahrscheinlich hat die Jagd der Wasserratten dieses Thier gewöhnt, die den Katzen eigenthümliche Scheu vor Nässe zu überwinden; sie hat es darin so weit gebracht, daß sie sich im Wasser so sehr wie ein neufundländer Hund gefällt. Alle Tage streicht sie am Rande der Felsen hin, die das Meer bespült, und lauert auf Fische, jeden Augenblick bereit, sie bis auf den Grund zu verfolgen."

Es ist wahrscheinlich, daß alle Katzenarten, selbst die größten, es unter gleichen Umständen wie die eben erwähnten Katzen machen; wenigstens ist es bei dem amerikanischen Schaguar eine hergestellte Thatsache. *) Ueber denselben Gegenstand finde ich in meinem eigenen Tagebuche folgende Bemerkung aufgezeichnet: „Am 7 März 1824 langten wir im Dorfe San-Carlos, das am Zusammenflusse des Orenoko und Meta liegt, an; wir fanden am Ufer den Mestizen Cisiaco, den Gründer des Dorfes San-Simon, allein wir verweilten nur kurze Zeit bei ihm, weil wir noch vor Einbruch der Nacht das Dorf besehen wollten. Abends suchte uns Cisiaco wieder auf, um von uns zu erfahren, wie uns seine kleine Niederlassung gefallen habe; wir sprachen lange darüber und hatten oft Gelegenheit seinen Fleiß und seine Einsichten zu bewundern. Als das Feuer angezündet war, wechselte unsre Unterhaltung den Gegenstand bei der Ankunft des Piloten der „Lancha," des Supercargo und zweier Matrosen. Die Tiger, der ewige Stoff der Abendunterhaltung, kamen auch wieder an die Reihe. Der Pilot hatte an einer Schnellströhmung (Raudal) des Orenoko eine Tigerin gesehen, die von ihren Jungen begleitet Forellen fischte, indem sie dieselben im Sprung haschte, den sie machten, um über den Wasserfall wegzusetzen. Die Jungen, unter die sie ihre Beute vertheilte, hielten sich fern und unbeweglich, um die Fische nicht scheu zu machen; allein als sie gesättigt waren, näherten auch sie sich dem Wasser, bevor sie nach dem Gehölz zurückkehrten, und suchten es ihrer Mutter nachzumachen. Cisiaco erzählte hierauf den Zweikampf eines Tigers mit einem Krokodil, von dem er Augenzeuge war. Ich gebe seine Mittheilung hier wieder, ohne sie verbürgen zu wollen, obgleich ich beifügen kann, daß der Erzähler mir ein sehr wahrheitliebender Mann schien. Ich hielt mich, sagte er, am Ufer verborgen, indem ich lauerte, wenn eine Schildkröte ans Ufer käme, um ihre Eier zu legen. **) Plötzlich sah ich längs dem Ufer einen Tiger heranschleichen, der sich hervormachte, um einem Kaiman, der sich am Gestade sonnete, den Weg nach dem Fluß abzuschneiden. Wirklich erhaschte er ihn auch auf den ersten Sprung; allein der Kaiman stürzte sich mit ihm ins Wasser, und da der Tiger seine Beute nicht fahren lassen wollte, so verschwanden beide zugleich im Flusse. Es dauerte geraume Zeit, und ich glaubte den Tiger schon ertrunken, als ich ihn wieder auf der Oberfläche erscheinen sah, aber allein. Er wälzte sich auf dem Sande und stürzte sich dann wieder ins Wasser, wo er abermals lange nicht wieder zum Vorschein kam, bis er zum zweitenmal ohne seine Beute ans Land stieg. Erst nach dem dritten Untertauchen schleppte er den Kaiman erwürgt ans Ufer. ***)

Der Lauf des Indus und des Ganges.

Herr Burnes, der bekanntlich vom Generalgouverneur der englisch-ostindischen Besitzungen mit einer Mission an Ranschit Sing beauftragt war, hat folgende interessante Vergleichungen zwischen diesen beiden Flüssen bekannt gemacht. Er glaubt zuvörderst, daß die bei Tatta (Stadt am Indus) vorbeiströmende Wassermasse viermal größer sey, als die des Ganges bei Sidrigall, obschon beide Städte gleich weit vom Ocean entfernt liegen; die letztere Wassermasse schlägt er auf 21.000 Kubikfuß an, was er jedoch als eine Schätzung unter der Durchschnittszahl betrachtet. Herr Burnes hat ferner gefunden, daß der Indus bei Tatta im Monat April 2010 Fuß breit und 15 tief ist, und daß seine Geschwindigkeit 2¼ Meilen in der Stunde beträgt, was 110,500 Kubikfuß auf die Sekunde ergeben würde, die er jedoch, nach einem der Wassermasse im Monat April entsprechenden Anschlag, auf 80,000 herabsetzt. „Aus diesen Angaben, fährt Herr Burnes fort, stellt sich heraus, daß der Indus, mit der ungeheuren Wassermasse von 80,000 Kubikfuß, die er in jeder Sekunde fortbewegt, den Ganges viermal übertrifft und fast dem Missisipi in Amerika gleichkommt. Die unermeßliche Länge und der gekrümmte Lauf des Indus, dazu seine zahlreichen, aus hohen, mit Schnee bedeckten Gebirgen kommenden Beiflüsse, die ihm beständig bedeutende Wassermassen zuführen, deuten auf die Ursache eines solchen Ergebnisses hin, so daß es, wenn man das weite Flußgebiet einiger derselben und die hohe Lage ihrer Quellen in Anschlag bringt, nicht mehr als außerordentlich erscheint; der Setledsch z. B. entspringt aus dem in Tübet 17,000 Fuß über der Meeresfläche gelegenen heiligen See Manasarovara.

„Der Indus durchströmt ein, vergleichungsweise, unfruchtbares, ödes, schlecht bebautes und schwach bevölkertes Land; während der Ganges viele Bewässerungskanäle mit Wasser versieht und den Bewohnern seiner Ufer zu überreichen Ernten verhilft. Der Indus tritt, seiner festern und steilern Ufer wegen, selbst zur Ueberschwemmungszeit nicht weit aus seinem Bett, und wird selten breiter als eine halbe Meile; der Ganges dagegen gleicht an einigen Stellen ganz einem See, so daß man zuweilen kaum von einem Ufer das andere sehen kann, was natürlich der Wasserverdünstung ganz besonders günstig ist. Der dürre sandige Boden, den der Indus durchschneidet, hat die ausgetretenen Gewässer bald wieder eingesogen, wodurch natürlich der Fluß bald wieder in sein Bett zurückgedrängt wird. Ueberdieß erhalten der Ganges und seine Beiflüsse ihr Wasser vom südlichen Abhange des Himalaya, während der Indus durch Flüsse, die an den beiden Seiten dieser ungeheuren Gebirgskette entspringen, dann durch andere, die von dem Hindu-kuh und der im östlichen Afghanistan von Norden nach Süden ziehenden Gebirgskette herabkommen, vergrößert wird. Seine Gewässer steigen lange vor Eintritt der Regenzeit; berücksichtigt man nun die weite Entfernung seiner Quellen, so läßt sich dieses schnelle Anschwellen nur durch das Schmelzen des Schnees und Eises erklären.

„Die Neigung des Laufes des Indus gegen den Ocean scheint, wie die der meisten großen Flüsse, ziemlich gelind zu seyn. Seine Geschwindigkeit beträgt nicht über 2¼ Meilen in der Stunde, während die aller Flüsse im Pendschab, über die wir auf unserer Reise nach Lahor setzten, um eine Meile stärker ist. Diese größere Schnelligkeit hat ihren Grund darin, daß sie den Gebirgen näher sind; ein Umstand, der bei Schätzung des Falles des Hauptflusses zu berücksichtigen ist. Ein fernerer Beweis, daß der Indus bedeutender als der Ganges, besteht darin, daß der untere Theil des Flusses, bei einer durchschnittlichen Tiefe von 15 Fuß, eine Geschwindigkeit von 2¼ Meilen auf die Stunde behält, und das ganze Jahr hindurch, ohne sich zu theilen, majestätisch dem Ocean zuströmt während der Ganges mehr den Charakter eines Wallstromes hat, der zu gewissen Zeiten unbedeutend ist, zu andern aber aus seinen Ufern tritt."

Was die Wirkung der Ebbe und Fluth auf beide Flüsse betrifft, so sagt Herr Burnes, daß sie auf dem Ganges bis weit oberhalb Calcutta, auf dem Indus aber kaum bis 25 Meilen unterhalb Tatta, oder 75 Meilen vom Meere, bemerkbar ist. Die höchste Fluth scheint auf dem Ganges 12 Fuß zu seyn; auf dem Indus aber fand Herr Burnes, daß sie bei Vollmond nicht höher als 9 Fuß stieg; übrigens hatte er keine Gelegenheit Ebbe und Fluth dieses Flusses, so wie auf dem Ganges zu beobachten. „Bekanntlich, sagt er, ist Ebbe und Fluth im Westen Indiens stärker als im Osten, wie Dieß die Einrichtung der Docks von Bombay beweist, und ich bin sehr geneigt zu glauben, daß die Fluth in den Mündungen des Indus und des Ganges auf gleiche Höhe steigt."

*) Siehe Ausland S. 71.

**) Dieß thun die Schildkröten nur in der Nacht; wenn sie aber durch Etwas daran gehindert werden, so drängt es sie so sehr ihre Eier zu legen, daß sie auch in der größten Sonnenhitze ans Land steigen, und dann oft ersticken. A. d. Verf.

***) Eine ähnliche Geschichte erzählt Kapitän Alexander in seinen jüngst zu London erschienenen „transatlantischen Skizzen," auf die wir demnächst zurückkommen werden. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 153. 2 Junius 1833.

Die Indianer im nördlichen Amerika.

(Fortsetzung.)

Wer das Land bloß besucht, dem werden nicht leicht so vielerlei günstige Gelegenheiten, sich unter das Volk zu mischen und es genau kennen zu lernen, zu Theil werden, als Dieß bei mir der Fall war. Kurz nach meiner Ankunft bot sich eine solche, die ich mit Freuden benützte. Unter den mancherlei Uebeln, welche die Einwanderung der Europäer nach Amerika über die Eingebornen gebracht hat, sind die Blattern, von denen die letzteren vorher nichts wußten, keines der geringsten. Krankheiten sind immer am gefährlichsten und verderblichsten, wenn sie zum erstenmale frische Opfer ergreifen; so wüthete denn die obengenannte, mit unwiderstehlichem, einem allgemeinen Brande gleichem Grimme, in immer weitern Kreisen unter den rothen Menschen. Ein Beispiel ihrer verheerenden Wirkungen mag hier stehen. Ein mit den Tschippewahs verbündeter, entfernt wohnender Stamm war in blühendem Zustande, als ihn jene schreckliche Pest plötzlich befiel. Umsonst versuchten seine Priester, Wahrsager und Heilkundigen dem Fortschreiten des Uebels Einhalt zu thun; sie fielen selbst als seine Opfer. Die Ueberlebenden rückten eiligst mit ihren Lagerplätzen von Ort zu Ort; die unerbittliche Seuche verfolgte sie, bis der ganze Stamm ausstarb, mit Ausnahme einer Familie — eines Mannes, seines Weibes und Kindes. Dieser „letzte Mensch" flüchtete sich nach den britischen Ansiedelungen, wo man ihn seinen Wigwam am Saume des Waldes aufschlagen sah; allein auch hier wußte ihn sein Feind zu finden. Die Frau und das Kind erkrankten und starben. Der Verlassene grub ihnen ihr Grab und legte sie hinein; dann setzte er sich an dem Rande des Grabes nieder und wurde so von einem vorüberkommenden Handelsmann gefunden. Diesen bat er, ihn mit seinem Weib und Kinde zuzudecken, versetzte sich dann eine tödtliche Wunde und warf sich auf ihre Leichen. Ein Indianer begeht selten, wenn irgend, Selbstmord; allein Dieß war ein äußerster Fall, der selbst den Muthes „des Stoikers der Wälder — des Mannes ohne Thräne" *) auf eine zu harte Probe stellte.

Um den Fortschritten dieser Krankheit unter den Indianern entgegen zu arbeiten, oder wenigstens ihr den gefährlichen Charakter zu benehmen, waren einige wenige von ihnen, zu verschiedenen Zeiten, von europäischen Aerzten geimpft worden; allein an eine eigentliche förmliche Einführung der Kuhpockenimpfung bei ihnen hatte Niemand gedacht, bis diese nach einem bestimmten Befehle des letztverstorbenen Herzogs von York, des damaligen Oberbefehlshabers, in der Armee vorgenommen werden mußte, wo ich denn mit mehreren Andern mich aufmachte, sie auch unter den Indianern einzuführen. Es gibt gewisse feste Militärposten (stations), an denen sich alle, das ungeheure Festland nomadisch durchziehenden Stämme zu bestimmten Zeiten zusammen zu finden, und längere oder kürzere Zeit, in einem großen Volkslager bei einander zu bleiben pflegen. Einen dieser Anlässe benützte ich denn und begab mich mit einem kleinen, aus dem Hauptquartiere mit Jahresgeschenken abgeschickten Detachement dorthin. Die Indianer waren zu der Zeit an den Ufern des Grand-River *) gelagert. Wir trafen hier eine zahlreiche Versammlung von Männern, Weibern und Kindern von verschiedenen Stämmen, die sich aus sehr entfernten Gegenden hierher eingefunden hatten. Da sie unterrichtet waren, daß ich in der Absicht kam, ihnen ein Gegengift oder Verwahrungsmittel wider die Blattern, einen unerbittlichen Feind, der ihnen mit Recht größeren Schrecken, als alle ihre anderen Feinde einflößte, zu bringen, so fand ich die herzlichste und freundlichste Aufnahme. Sie errichteten für mich eigens einen bequemen und kühlen Wigwam, wozu lange biegsame Stangen mit den beiden Enden in die Erde gesteckt wurden, so daß sie ein kreisrundes Dach, hoch genug, um darunter aufrecht stehen, und gehen zu können, bildeten; das Dach wurde sodann mit Fellen bespannt und die Seiten mit Birkenrinde bekleidet, der Boden aber mit Matten belegt. Hieher kamen sie nun zu mir und ließen das einfache Geschäft des Impfens blindgläubig mit sich vornehmen und beobachteten seinen Fortgang mit der größten Aufmerksamkeit. Als sie fanden, daß Alles so zuging, wie man ihnen vorausgesagt hatte, und weder Schmerz noch Krankheit folgte, gewann ich ihr ganzes Vertrauen und ihre volle Zuneigung. Sie überzeugten sich bald von der Wirksamkeit dieses Verfahrens und trachten nachher fortwährend ihre Kinder zu diesem Endzweck nach jedem künftigen Militärposten sowohl wie nach dem Hauptquartiere.

*) Campbell's Gertrude of Wyoming.

*) Er ergießt sich nördlich in den Erieſee. D. Verf.

Wie ich einmal diese erste und angelegentlichste Obliegenheit abgethan hatte, machte ich mich mit Eifer an die Beobachtung und Erforschung der indianischen Sinnesweise und Lebensitte, wozu ich mir keine günstigere und gelegenere Stellung hätte wünschen können. Die meisten dieser Stämme hatten bis daher in geringem Verkehr mit europäischen Besuchern gestanden; Alles erschien und war bei ihnen darum noch in seiner vollen Urgestalt — Gewohnheiten, Sprache, Redeweise, Festkleidung, Tänze, Belustigungen, Glaubensgebräuche. Jeden Tag gingen sie für uns auf die Jagd, wobei wir uns ihnen dann und wann anschlossen. Unser Tisch war reichlich und verschwenderisch mit Wildpret, Fischen, wilden Putern, Fasanen und Rebhühnern bestellt; Tag für Tag führte man uns mit Bärenfleisch, Stachelschwein-, Waschbär-, Eichhörnchen-, Hundefleisch und Klapperschlangen-Suppe — denn Dieß sind die ausgewähltesten Leckergerichte einer indianischen Tafel — in Versuchung; und unaufhörlich gab es für mich bald diese außerordentliche Feierlichkeit, bald jenen seltsamen Gebrauch zu sehen.

Das Erste, worauf sich meine Aufmerksamkeit lenkte, spannte meine Neugierde ungemein, da ich schon oft davon gehört hatte, noch nie aber Augenzeuge hatte werden können: die Einweihung nämlich eines jungen Kriegers in die Gesellschaft oder das Kollegium der Zauberer. Die Feierlichkeit wird sehr geheimnißvoll behandelt und Niemand, außer angesehenen Häuptlingen, als Zuschauer zugelassen. Aus besonderer Gunst durfte ich mit im Kreise stehen. Der Neuaufzunehmende hatte vorher einige Zeit, in einer Art Noviziat, strenge Kasteiungen durchmachen müssen. Man hatte eine kleine bogenförmige Hütte errichtet, die sehr eng und kaum hoch genug war, um aufrecht darin zu sitzen. Ein Hund wurde als Opfer geschlachtet, die Knochen dann abgeschabt und in seine Haut gewickelt. Der Neophyte mußte sich vor die kleine Thüre hin setzen; er war ganz nackt, der Körper mit Fett eingerieben, und mit schwarzen, weißen und rothen Streifen bemalt, der Kopf mit Stachelschweinspulen verziert und mit Schwanenflaum bestreut. Als Alles fertig war, schritt die seltsamste Gestalt, die an wunderlichem Aussehen die Höllengeister unserer Schaubühnen fast übertraf, aus ihrem Wigwam hervor. Es war ein Miami-Häuptling, hager und grobknochig, und über sechs Fuß hoch. Sein Aeußeres war schreckenerregend. Buschige Brauen hingen über einem Paar scharfer, kleiner schwarzer Augen; die Nase stand groß und eckig hinaus, das Gesicht zog sich lang herunter; um das viereckige und hervorspringende Kinn starrte ein dichter Bart; und der Mund schien sich von einem Ohre bis zum andern zu spalten. Ein weißer Strich lief senkrecht mitten über sein Gesicht, dessen eine Hälfte schwarz, die andere roth bemalt war. Sein Kopfputz bestand aus dem rauhen Vorderhaupt eines Büffels, an dem noch die Ohren und Hörner waren. Ueber seine breiten Schultern hing eine Büffelhaut, deren innere Seite mit Sonne, Mond und Sternen und andern Bilderzeichen ausgestickt war. Der Okama-Paw-Waw oder Hauptwunderthäter wandte sich nun in einer kurzen Rede, die er im tiefsten Tone, wie aus der innersten Brust hervor sprach, an den Aufnahmlustigen. Dann schleuderte er mit einiger Gewalt einen kleinen Kieselstein nach ihm. Im Augenblick, wo er getroffen ward, fiel der junge Indianer, dem Anscheine nach ohnmächtig, rückwärts um. Zwei in Felle vermummte Männer schoben ihn nun in diesem sinnlosen Zustande, mit dem Kopf voran, in die Hütte, die zuvor mit heißen Steinen geheizt worden war, auf die man Wasser gegossen hatte, um einen starken Dampf hervorzubringen. Während Dieß geschah, warf sich der große Paw-Waw auf die Erde und murmelte vor sich hin, als wenn er mit Jemand spräche; wobei er sich herüber und hinüber wälzte und sich wie von heftigen Krämpfen befallen gebärdete. In diesem Zustande ward er in seinen Wigwam geschleppt, wo man ihn allein ließ, um zu träumen. Nach einer halben Stunde etwa trat er rasch heraus und gab ein Zeichen; worauf die beiden verkappten Männer den armen Kandidaten an den Fersen wieder aus seinem Ofen hervorzogen. Er war in einem klebrigen Schweiß gebadet, und sah aus, als ob er wirklich verschieden wäre, denn weder Athem noch Puls verriethen ein merkbares Zeichen von Leben. Der große Paw-Waw ließ sich indessen dadurch keineswegs irre machen, sondern beugte sich über ihn und sagte laut seine Zaubersprüche her. Die zwei Männer saßen zu beiden Seiten neben ihm, Jeder mit einem ledernen Beutel, in dem sich eine angezündete Substanz befand, deren Rauch sie ihm in die Ohren qualmen ließen. In ein paar Minuten holte er einen tiefen Seufzer und schlug die Augen auf. Der Hohepriester hielt ihm nun eine Kalabasse, in der sich etwas Flüssiges befand, an den Mund, worauf er sich bald vollends erholte. Die Zuschauer gaben darüber aufs Eifrigste ihren Beifall zu erkennen, indem sie Alle miteinander hu! hu! hu! hogh! hogh! mit lauter Stimme schrien.

(Fortsetzung folgt.)

Missionen der mährischen Brüder in Labrador.

(Schluß.)

Die Berichte vom Jahre 1805, 32 Jahre nach der Gründung der Mission, lauten fast hoffnungslos, dennoch kommen immer neue Brüder an, und ihre Bemühungen, durch Lehre, Beispiel und Wohlthaten einen bessern Geist um sich zu verbreiten, wurden immer ernstlicher und dringender. Man kann sich der Bewunderung nicht enthalten, wenn man die anspruchlosen und rührenden Berichte der Mission von jener Zeit liest: ganz Labrador war durch ansteckende Krankheiten und eine darauf folgende Hungersnoth verheert, aber nichts konnte den Muth dieser Apostel brechen, und sie waren auch der Erfüllung ihrer Wünsche näher, als sie selbst hofften. Vom nächsten Jahre an zeigte sich ein neuer Geist unter der Bevölkerung, viele bekehrten sich, und gaben deutliche Spuren der tiefen Erschütterung, welche die strenge Lehre der Brüder über Sünde und Versöhnung hervorzubringen geeignet war. Die Schulen, welche sie einrichteten, wurden von Kindern und Erwachsenen eifrig besucht, und man sah sie in ihren Hütten fleißig mit Schreiben, Lesen und Singen von Hymnen beschäftigt. Die Schulen wurden sehr regelmäßig gehalten, und Viele konnten fertig lesen und schreiben, und lernten

die Elemente des Rechnens. Die Bibelgesellschaft sandte nach und nach gedruckte Ausgaben der Hymnen, einzelne Theile der Bibel und endlich das ganze neue Testament in Eskimossprache. Die Freude und Dankbarkeit der Eskimos war unbegränzt; sie hielten unter sich Rath wie es komme, daß ihnen über das Meer her solche Geschenke gemacht würden, und da die Brüder ihnen die Natur der Bibelgesellschaft erklärten, so baten sie, daß auch ihre Geschenke dazu angenommen werden möchten; sie seyen zwar arm, aber doch könne jeder von Zeit zu Zeit etwas Fischthran beitragen, und jeder brachte seine kleine Gabe, der Eine einen Seehund, der andere ein Stück Fett, die Weiber ihre Ringe und Zierrathen; in Einer Sendung schickten sie 30 Gallonen Thran an die Bibelgesellschaft. Sie pflegten die Bücher immer mit sich zu führen, und im Schlitten, auf ihren Reisen oder in ihren Schneehütten zu lesen. Im Jahr 1817 betrug die Zahl der getauften und in den drei Niederlassungen ansässigen Eskimos sechshundert. Ihr Einfluß dehnte sich weit über das Land hin aus, und bewirkte auf allen Seiten hin eine außerordentliche moralische Bewegung unter den Stämmen. Freundschaft und Wohlwollen herrschten, wo bisher nur Feindseligkeit geherrscht hatte. Das Mißtrauen und der Haß gegen Europäer waren verschwunden, und sie fingen an, allgemein die Vortheile der Civilisation zu schätzen. Die allgemeine Verbreitung der Schreibkunst veranlaßte eine große Korrespondenz an der Küste hin, und ein einziges Boot brachte oft fünfzig Briefe von Eskimos an einander, die Kinder wetteiferten im Lernen, und es wurde als eine große Strafe angesehen, wenn sie auf Einen Tag aus der Schule ausgeschlossen wurden. Sie führten musikalische Instrumente ein; die Jüngeren lasen in den langen Winternächten vor, und die Aelteren begleiteten sie mit Singen von Psalmen und Instrumenten. Auch ihre äußeren Umstände verbesserten sich; sie lernten von den Missionären bessere Methoden ihren Unterhalt zu sichern. Die Einführung von Feuerwaffen verschaffte ihnen eine sichere Jagd. Die Verfertigung von Netzen erleichterte ihnen das Fangen der Seehunde, und vor Allem die größere Vorsicht, welche sie bei ihren verbesserten Umständen lernten, entfernte die sonst so häufige Hungersnoth. Früher hatten sie wie alle ganz rohen Völker sich, so oft sie Nahrung hatten, unmäßigem Schmausen überlassen, bis sie Alles verzehrt hatten, und dann wieder dem Zufall preisgegeben waren; jetzt nützten sie ihren Vorrath mit Mäßigung und lernten ihn für ihre Familien aufbewahren. Die Sorge für ihre Nahrung hörte auf, ihnen alle Zeit zu rauben, und sie fingen an, einen Theil ihres Lebens zu ihrer geistigen Bildung frei zu behalten. Im Jahr 1830 betrug die christliche Bevölkerung der drei Niederlassungen 814 Personen. Die Brüder hatten seit einiger Zeit die Ueberzeugung gewonnen, daß die nördlicheren Theile des Landes weit bewohnter seyen als die südlichen, in denen sie bis jetzt allein Niederlassungen gegründet hatten, und der zunehmende Zufluß vom Norden machte es ihnen längst wünschenswerth, eine Station dort zu errichten. Nach vielen Versuchen wurde endlich ein Platz dafür ausgefunden, und die Ankündigung ihres Entschlusses ward von den noch heidnischen Stämmen mit größter Freude aufgenommen. Sie beschlossen kein Holz in der dazu bestimmten Gegend zu fällen, damit die Mission keinen Mangel daran leiden möchte, und die dringendsten Einladungen erfolgten von allen Seiten, um die Ausführung des Plans zu beschleunigen. Die Brüder in London schickten eine Schiffladung mit Materialien für den Bau einer Kirche, eines Missionshauses und von Magazinen, und im Frühjahr 1831 wurde das neue Etablissement in Kangertlukfoak errichtet, ein Haus 40 Fuß lang und 28 breit gebaut, zwei deutsche Missionäre Kruth und Beck dahingeschickt, und die heidnischen Nachbarn fingen an in Menge zu kommen, theils sich bleibend anzusiedeln, theils die neuen Anstalten zu sehen, und Alles scheint bereit, nun in diesen Gegenden neuen Samen von Civilisation auszustreuen, und ein bisher gänzlich rohes Volk mit allen Wohlthaten eines bessern Glaubens und menschlicher Bildung bekannt zu machen. Das Werk könnte keinen bessern Händen anvertraut seyn, als in denen es sich befindet, und man kann mit Zuversicht aus diesem vernachlässigten Winkel der Welt auf Nachrichten hoffen, welche jedem Menschenfreunde herzliche Freude machen müssen.

Der Jesuitenschüler.

(Aus den Memoiren der Herzogin von Abrantes.)

Als Junot in Parma ankam, *) fand er, daß daselbst noch ein Jesuitenkollegium bestand, in welchem mehrere junge Leute aus verschiedenen Theilen Italiens und sogar aus Corfu erzogen wurden. Unter ihnen befand sich auch ein junger Mensch aus Bastia, der durch den General Casablanca oder den General Sebastiani an Junot empfohlen worden war. In Folge dieser Empfehlung begab Junot sich selbst in das Kollegium, ließ sich den jungen Korsen vorstellen, sprach mit dem Superier und ersuchte ihn, den korsischen Zögling alle Sonntage an seiner Tafel speisen zu lassen. Am nächsten Sonntage erschien der junge Korse auch wirklich an Junot's Tafel, aber begleitet von seinem Beichtvater, einem Manne, der in seinem Aeußern eine sehr große Strenge erkennen ließ, und auf seinen jungen Begleiter einen gebieterischen Einfluß zu üben schien. Der junge Mensch war düster und traurig, gab kaum eine Antwort, und aß nur sehr wenig; er war bleich, abgezehrt und schien auf Nichts zu achten, was um ihn her vorging oder gesprochen wurde. Vergebens bemühten sich Junot's Adjutanten, ihn aus seiner stummen Niedergeschlagenheit zu reißen und in ein Gespräch zu verflechten; allein er blieb die ganze Tafel über in sich gekehrt und stumm, und unterbrach sein Schweigen nur, wenn Junot ihn anredete. Am darauf folgenden Sonntage kam er abermals in den Palast des Gouverneurs; allein sein Gesicht war noch mehr verdüstert als zuvor, ja Junot konnte nicht umhin, manchmal über den wilden Ausdruck seiner Blicke zu erschrecken, wenn sie den seinigen begegneten. Er aß wenig und trank nichts als Wasser. Junot wollte ihm ein Glas Madera einschenken, allein der junge Korse schien durch einen Blick seinen Beichtvater zu befragen und schlug es dann aus.

„In der That, sagte Junot, Sie haben da einen sonderbaren Zögling, mein hochwürdiger Vater. Zu welcher Laufbahn ist er bestimmt?"

„Zu der des Himmels," erwiderte der junge Mensch mit tiefer und langsamer Stimme, ob der Alle ein heimliches Grauen anwandelte;

*) Er war von Napoleon zum Generalgouverneur dieses Fürstenthums ernannt worden. Die Herzogin von Abrantes bemerkt bei dieser Gelegenheit (im I Th. S. 118 ihrer Memoiren): „So oft der Kaiser Junot (den er später zur Gouverneurstelle von Paris zurückgerufen hatte) sah, erkundigte er sich mit der größten Umständlichkeit über dieses kleine Land Italiens, als hätte ein Ahnungsgefühl seinen Geist nach jenem letzten Zufluchtsorte der Cäsarentochter gelenkt, die mit ihm den ersten Thron der Welt getheilt hatte."

es war das erste Wort, das man von ihm an der Tafel gehört hatte, außer dem beständigen Nein, mit dem er jedesmal erwiderte, wenn man ihm etwas anbot. Junot schüttelte den Kopf und warf seinem Adjutanten, Obristen Grandsaigne, einen Blick zu.

„Dieser junge Mensch, sagte Junot, nachdem sich seine Gäste entfernt hatten, hat in seinem Blick einen höchst sonderbaren Ausdruck, man weiß nicht, soll man es Furcht oder Haß nennen."

Am nächsten Sonntage war der junge Korse unwohl. Der Jesuit kam allein. Junot, stets gut und ohne Argwohn, empfing ihn, ungeachtet er gegen diesen Menschen einen heimlichen Widerwillen empfand, mit aller Artigkeit und behielt ihn zur Tafel. Am folgenden Sonntage war der junge Korse noch immer krank, und der Jesuit kam stets allein. Dieß dauerte so fast zwei Monate fort, ohne daß man sich bestimmt über die Natur der Krankheit äußerte; man gab bloß an, er sey sehr leidend. Junot schickte seinen Arzt in das Jesuitenkollegium; allein man ließ höflichst danken, und die hochwürdigen Väter bemerkten mit einem halben Lächeln, sie bedürften zur Heilung einer solchen Krankheit seiner Kunst nicht; und sie hatten recht, wie man sehen wird.

Junot wurde über die Art, wie man seinen Arzt von der Hand gewiesen hatte, etwas ungehalten, blieb jedoch immer noch ohne Argwohn. Als er zwei Tage später auf einem Spazierritt an dem Kollegium vorüberkam, machte er ihm einen Besuch und verlangte den Jüngling zu sehen. Kaum hatte Junot den Hof des Kollegiums betreten, als er bemerkte, daß seine Ankunft eine ganz eigene Wirkung hervorbrachte; man lief in den Gängen hin und her, man kam und ging, Thüren wurden auf- und zugeschlagen; es war augenscheinlich, der unerwartete Besuch des Generalgouverneurs kam nicht sehr erwünscht. Junot bemerkte sogleich, daß etwas hinter dieser ungewöhnlichen Bewegung stecken müsse, und vermehrte mit Fleiß die allgemeine Unruhe, indem er mit gebieterischer Stimme den ihm empfohlenen Menschen augenblicklich zu sehen verlangte. In diesem Augenblick erschien der Superior, ihn zu empfangen, indem er sich mit dringenden Geschäften entschuldigte, die ihn abgehalten hätten, Sr. Excellenz sogleich seine Aufwartung zu machen; übrigens war der fromme Mann blaß und fast zitternd. Junot, dem es immer deutlicher wurde, daß hier ein Geheimniß zum Grunde liegen müsse, verlangte mit noch stärkerer und gebieterischerer Stimme den Kranken zu sehen. Er war in Uniform und bewaffnet, von vier Stabsoffizieren umgeben, und zwanzig Chasseurs standen an der Pforte des Kollegiums; Widerstand war also vergeblich, obgleich die Absicht dazu auf dem Gesichte des Superiors wie des Beichtvaters zu lesen stand.

„Der junge Mensch ist sehr krank, Ew. Excellenz, sagte der Superior. Wenn Sie Ihren Besuch bis auf Morgen verschieben wollten, möchte es, glaube ich, besser seyn."

„Wenn der junge Mensch heute so ernstlich krank ist, daß ich ihn nicht sehen kann, erwiderte Junot, sollte es wohl morgen besser seyn? Kommen Sie und führen Sie mich auf sein Zimmer."

Der Superior und der Beichtvater sahen sich mit allen Zeichen der größten Verlegenheit an, und Junot begann der Kopf warm zu werden.

„Wollen Sie wohl, meine Herren, der Sache ein Ende machen? sagte er endlich. Ich verlange, daß man mich in das Zimmer des jungen Menschen führe, der mir empfohlen ist; wenn ich wüßte, wo er sich befindet, so würde ich Ihnen die Mühe sparen, mich zu begleiten."

Der Superior näherte sich Junot und sagte mit gedämpfter Stimme: „Excellenz, Sie werden den Unglücklichen in einem furchtbaren Zustande finden; ein Fieber — ein bitziges Fieber — und ich fürchte —"

„Führen Sie mich zu ihm," herrschte ihn Junot mit gebieterischer Stimme an, indem er auf den Mönch einen Blick warf, der ihn erbleichen machte.

Der Beichtvater gab dem Superior einen Wink, und beide gingen Junot voran und führten ihn durch dunkle und feuchte Gänge in einen von allen übrigen Gebäuden entlegenen Seitenflügel. Obrist Grandsaigne, der seinen General in diese vielerlei Gänge, die kaum Jemand des Hauses bekannt seyn mochten, führen sah, gab den andern Offizieren einen Wink, worauf alle sich dicht an Junot anschlossen. Es ging lange in den Gängen fort, bis sie endlich in einen kleinen Hof gelangten, der mit hohen Mauern umschlossen war; hier hörten sie mit Schrecken ein furchtbares Geschrei oder vielmehr Geheul aus dem Erdgeschoß eines Gebäudes in diesem Hofe. Junot eilte der Thüre zu, riß sie auf und prallte zurück vor dem Anblicke, der sich jetzt seinem Auge bot.

Die Kammer oder vielmehr die Kelche, in der er sich befand, erhielt kaum einiges Licht durch ein kleines Gitterfenster; der Boden war von geschlagenem Lehm, die Mauern waren feucht, mit grünem Schimmel beschmutzt und ganz kahl. In einer Ecke dieses scheußlichen Loches befand sich ein Bette, oder vielmehr ein Kasten, auf dem man den unglücklichen Korsen festgebunden hatte; aber in welchem Zustand befand sich dieser! —

Als der junge Mensch Junot zum zweiten Male besuchte, war zwar die merkliche Veränderung in dem ganzen Wesen desselben Junot aufgefallen, allein er schauderte, als er ein Gerippe vor sich sah, dessen Auge heiß und roth glühte, während ihm die von Fieberhitze vertrocknete Zunge aus dem offenen Munde hing, und seine eingefallenen Wangen von dunkler Röthe brannten. Das Haar dieses Gespenstes hing verworren und voll Stroh, auf dem er sich gewälzt hatte, bevor man ihn festband, um seine Stirne; es schien, daß man den Unglücklichen erst kurz vorher mit Stricken auf seinem Lager angebunden hatte. In dem Augenblicke, wo die Thüre geöffnet wurde, hatte er gerade einen seiner fürchterlichsten Anfälle; er brüllte, und vom Fieber geschüttelt, das die Kraft der Jugend verstärkte, machte er Anstrengungen, mit denen er das elende Lager mit sich vom Boden emporriß. Als er Junot erblickte, heftete er sein fieberhaft rollendes Auge mit einem wilden Wahnsinn auf ihn, erkannte ihn aber dennoch sogleich.

„Ha, ha! rief er. Hier ist Se. Excellenz der Gouverneur! — Gebt mir das Messer! Halt! Halt! — Teufel! — Satan! — Bonaparte! — Er ist's der Satan! — Fort mit ihm! In die Hölle mit ihm! Ins ewige Feuer! — Ite, Ite maledetti!" — Junot stand wie versteinert vor dem Lager dieses Unglücklichen, oder vielmehr dieses Opfers. Endlich aber wendete er sich zu dem Superior, der mit einer Stellung, die allein schon sein ganzes Verbrechen verrieth, neben ihm stand, und sagte mit einer donnernden Stimme.

„Können Sie mir wohl die Ursache von Dem, was ich hier höre und sehe, angeben?"

Als der arme Kranke in seinem Fieberwahn diese Worte vernahm, fuhr er auf, wie wenn plötzlich eine Erinnerung in ihm wach geworden wäre. „Junot! Junot! schrie er — Bonaparte! Sie sind in der Hölle! Sie brennen! Bonaparte! — Bösewicht — Exkommunizirter! — Tödte ihn! Tödte ihn!" — Bei diesen Worten machte er mit der Faust, denn den abgemagerten Arm konnte er nicht aufheben, eine Bewegung, als führe er einen Stoß mit einem Messer. Dann trat wieder Geistesverwirrung und fast völlige Stumpfsinnigkeit ein. Die einzigen Worte, die man noch verstehen konnte, waren: Paris — Revue — Parade; doch wiederholte er noch öfters und deutlich seine Verwünschungen gegen den Kaiser. Junot verließ mit zerrissenem Herzen die Kammer und schritt einige Zeit schweigend auf und ab; dann aber wendete er sich zu den beiden Geistlichen, die mit gesenktem Haupt ihm folgten und wahrscheinlich darüber nachsannen, was sie der Sache für einen Anstrich geben sollten, und indem er einen strengen Blick auf sie geheftet hielt, sagte er mit einem Tone, der keinen Widerspruch erlaubte: „Meine Herren, lassen Sie eine Tragbahre herbeischaffen, um den Kranken auf der Stelle aus diesem Hause zu bringen. Beeilen Sie sich, denn ich werde hier warten, bis er weggetragen wird."

Hierauf gab er dem Obristen Grandsaigne ein Zeichen, sich zu dem kranken Jünglinge zu begeben, er selbst ging einstweilen in dem Hofe des Kollegiums auf und ab, und kaum waren einige Minuten verflossen, als der junge Korse von vier Chasseurs, die der Obrist dazu beordert hatte, weggetragen wurde. Der Kranke schien ruhig, sobald er aber Junot erblickte, wollte er aufspringen; die Soldaten hielten ihn jedoch fest und brachten ihn auf der Stelle nach der Citadelle. Junot folgte und übergab ihn der Pflege der Soldaten.

„Meine Freunde, sagte er, dieses Kind ist tödtlich krank, allein vielleicht vermag sorgfältige Pflege noch ihn zu retten. Ich vertraue ihn euren Händen an, und fünf und zwanzig Louis sollt ihr unter euch zu theilen haben, wenn er davon kömmt."

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 154. 3 Junius 1833.

Die heiligen und historischen Bücher von Ceylan.

Die buddhistische Religion ist seit einigen Jahren der Gegenstand des Studiums Gelehrter aller europäischen Nationen geworden, und die metaphysische Wichtigkeit der Lehre, ihr historischer Einfluß, und die Herrschaft, die sie noch heute über hundert Millionen Menschen ausübt, rechtfertigt die Aufmerksamkeit, welche sie auf sich zu ziehen angefangen hat. Ihre Geschichte ist eine der schwierigsten Aufgaben, theils wegen des hohen Alterthums, in dem sie sich verliert, theils wegen der unendlichen Masse der Werke, welche sie hervorgebracht hat, und am meisten wegen der Nothwendigkeit, ihre Quellen in den verschiedensten und am wenigsten bekannten Sprachen des Orients zu suchen. Die Bearbeiter dieses weitläufigen Feldes haben sich fast über seine ganze Oberfläche verbreitet, und seit einigen Jahren kommt uns Licht über diese Materie von allen Theilen des Orients und von Europa. Remusat erforschte die Geschichte und die Mysterien dieser Religion in den zahllosen Werken der chinesischen Buddhisten; Schmid in Petersburg verfolgte dieselben Studien durch die Schriften der Mongolen; Burnouf und Lasser entzifferten die heilige Sprache derselben in birmanischen Büchern; Hodgson erfragte die geheimen Lehren ihrer Priester von den Lamas in Nepal; Csomar de Körös studirte die Werke der tübetanischen Buddhisten in den Klöstern von Tübet; Colebrooke forschte nach den Resten ihrer Lehren im braminischen Indien. Noch ist Raum für viele Gelehrtenleben, ehe diese große Aufgabe völlig gelöst seyn wird, aber es vergeht kein Jahr, das uns nicht ein Werk von großer Wichtigkeit darüber bringt, und so eben erscheint in London eine längst versprochene Sammlung buddhistischer Schriften aus Ceylan, welche die Geschichte der Religion auf dieser Insel, einem der Hauptsitze derselben, in Uebersetzungen der geachtetsten Schriften der ceylanesischen Buddhisten gibt. Die Geschichte der Entstehung dieses Werkes ist nicht ohne Interesse. Nachdem die Insel unter britische Herrschaft gefallen, beschloß das Gouvernement der Kolonie auf Vorschlag des damaligen Lord Oberrichters von Ceylan, Sir Alexander Johnstone, ein neues Gesetzbuch für die Eingebornen zu entwerfen. Sir Alexander berief dazu die Häupter der buddhistischen Priester, und verlangte von ihnen die getreuste Darstellung ihrer Gesetze und Gebräuche, welche bei dem neuen Entwurfe beachtet werden mußten. Nach vielen Berathschlagungen brachten sie ihm Abschriften von drei historisch-dogmatischen Werken, in denen ihre Geschichte, ihre Lehren und ihre Gebräuche am authentischsten niedergelegt seyen. Sir Alexander ließ sie mit den ältesten der Abschriften, welche in den Tempeln aufbewahrt wurden, vergleichen, und die so beglaubigte Abschrift von den offiziellen Uebersetzern, unter Aufsicht eines der gelehrtesten Priester übersetzen. Diese Uebersetzung brachte er nach England, wo sie von For, einem Missionär, der lange Zeit in Ceylan gelebt, und mit der Landessprache und dem Pali, dem heiligen Dialekt aller buddhistischen Nationen, vertraut war, mit dem Original verglichen, und für getreu erklärt wurde. Hierauf übergab Sir Alexander diese Handschriften Hrn. Upham, dem Verfasser einer Geschichte des Buddhismus zur Herausgabe, und so ist das Werk nach einer langen Verzögerung vor wenigen Wochen in drei Bänden in London, unter dem Titel: „The sacred and historical books of Ceylan" erschienen. Der erste Band enthält das älteste dieser Werke, das den Titel Mahavarsa führt. Es ist im Pali geschrieben, und scheint eine Bearbeitung älterer Werke zu seyn. Es enthält eine Geschichte von Ceylan, welche mit Buddha beginnt, und nach manchen Legenden von ihm und seinen Nachfolgern, mit der Eroberung von Ceylan durch die Buddhisten im sechsten Jahrhundert v. Chr. anfängt ins Historische überzugehen. Von da an bis ins neunte Jahrhundert unserer Zeitrechnung folgt eine regelmäßige Geschichte, welche zwar vor Allem nur berichtet, was auf Buddhismus Bezug hatte, da aber dieser das eigentliche Lebenselement der Nation, da die ganze Form ihrer Civilisation von ihm bedingt war, und die Unternehmungen des Staats hauptsächlich auf ihn Bezug hatten, so ist der Gesichtspunkt der eigentliche und beste, von dem aus der Geschichtsschreiber die Ereignisse betrachten konnte. Es hat freilich nicht die Form europäischer pragmatischer Geschichte, und man findet manche Fragen, welche man am ehesten zu machen geneigt wäre, nicht beantwortet, aber dennoch gibt es gewiß im Ganzen ein wahres Bild der Triebfedern, welche den Ereignissen zum Grunde lagen, man findet die Spuren des Fortschrittes der Civilisation, die Gründung der Städte, die Erbauung der Tempel und der heiligen Seen, und der übrigen Institutionen, zu welchem Allen in der Religion das Motiv lag. Der zweite Band enthält die zwei übrigen historischen Bücher, den Radscha Ratnalari und Radscha

Wali, beides Werke aus einer spätern Zeit, in welcher die cingaleſiſche Sprache die Oberhand über das Pali gewonnen hatte, und die daher auch in ihr verfaßt ſind. Schon gegen das Ende des achten Jahrhunderts n. Chr. fingen die Könige an, die Religionsſchriften in die Landesſprache überſetzen zu laſſen, und dieſe beiden hiſtoriſchen Werke ſind Umarbeitungen und Supplemente des Mahavarſa, das wohl damals nicht mehr allgemein verſtanden wurde. Sie führen die Geſchichte des Landes, vermöge mehrerer neuerer Zuſätze, bis zur Vertreibung der Portugieſen durch die Holländer, und die Eroberung von Colombo durch die letztern herab. Der dritte Band enthält eine Anzahl kleinerer Schriften, welche ſich auf die buddhiſtiſche Dogmatik beziehen. Sie ſind zum Theil von den Prieſtern als Antwort auf die Fragen eines holländiſchen Gouverneurs verfaßt worden, zum Theil Ueberſetzungen von populären Darſtellungen der Lehre von Buddha. Eine dieſer Schriften enthält die Kataloge der Bibliotheken einiger der Haupttempel, und bei der Armuth unſerer bibliographiſchen Kenntniſſe der buddhiſtiſchen Literatur iſt dieß eine Zugabe von großem Intereſſe, beſonders da über einige der Bücher Notizen gegeben werden. Die letzte der Abhandlungen enthält eine Beſchreibung der 27 Kaſten, in welche die Einwohner getheilt ſind. Dieſe Bücher enthalten zwar nicht die eſoteriſche Lehre des Buddhismus, ſondern das was ſie ſelbſt die kleine Lehre nennen, d. h. den moraliſchen und populären Theil der Religion, und der Zweck, zu dem dieſe Materialien von den Braminen dem Gouvernement übergeben waren, macht es begreiflich, warum ſie nicht die Tiefen der metaphyſiſchen Lehre berührten. Sie haben daher für die tiefere Kenntniß der orientaliſchen Religionsphiloſophie nicht den Werth, welchen die Unterſuchungen von Hodgſon und Remuſat haben, aber ſie erweitern dennoch unſere Kenntniſſe über die Entwicklung, welche der Buddhismus genommen hat, und über die beſondere Form, die er in Ceylan annahm. Das Ganze iſt ein Werk von großem Intereſſe für Geſchichte und einer der wichtigſten Beiträge zur Kenntniß des Buddhismus, der bis jetzt erſchienen iſt; es iſt ein neuer Beweis, daß hiſtoriſche Bücher den indiſchen Nationen nicht ſo fremd ſind, als man früher geglaubt hat, und Sir Alexander Johnſtone verdient großen Dank, daß er dieſe werthvollen Materialien dem gelehrten Publikum übergeben läßt.

Die Indianer im nördlichen Amerika.

(Fortſetzung.)

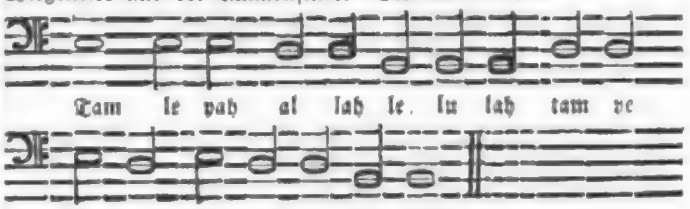
Man gab mir nun zu verſtehen, daß auch ich in dieſe Myſterien eingeweiht werden könnte; allein ich muß geſtehen, ich hatte keine Luſt, mich weiter mit dieſem indianiſchen Freimaurerweſen bekannt zu machen, wenn man mir gleich die Ausſicht eröffnete, ebenfalls Träume träumen, Ereigniſſe vorherſagen, Todte erwecken, Feuer eſſen, und Bayonnette verdauen zu können. Unſtreitig üben dieſe Gaukelpropheten durch ihre Kenntniß von Arzneikräutern, ihre liſtige Klugheit und ihre Erfahrung einen ſtarken, wiewohl nicht deſpotiſchen Einfluß auf den großen Haufen aus. Verdanken wir ja die en Naturforſchern der Wälder einige der ſchätzbarſten Artikel der Materia medica, wie Saſſaparill, Jalappe, Schlangenwurz, Ginſeng und Ipecacuanha. Mit vielem Geſchick wiſſen ſie auch eine Verrenkung wieder einzurichten oder einen Beinbruch zu behandeln; zur Ader zu laſſen aber verſtehen ſie nicht, wohl aber zu ſchröpfen — was ſie mit einer Kürbisflaſche vornehmen. Um unter ihnen ein ſo wichtiges Hülfsmittel der Wundarzneikunſt einzuführen, gab ich dem Paw-Waw ein Beſteck Lanzetten und unterrichtete ihn in ihrem Gebrauche; wogegen er mich zum Danke mit ſeiner Zauberkappe beſchenkte, die gleich dem Mantel des Propheten, ſeinen wunderthätigen Geiſt auf mich übertragen ſollte; da ich ſie indeſſen unwirkſam fand, ſo gab ich ſie ſpäterhin mit noch andern indianiſchen Merkwürdigkeiten in ein öffentliches Muſeum, wo ſie noch jetzt aufbewahrt wird.

Hier ſah ich auch ein Ballſpiel von zwei Stämmen, die ſich darin den Vorrang ſtreitig machen, mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit ſpielen. Es iſt eine Art Fangball, allein ganz einfach und roh, der auf und nieder dem Ballſchlagen der Irländer gleicht. Die Spielenden waren ganz nackt, und ihre Leiber beſalbt und bemalt. Einige dieſer Männergeſtalten waren von ſolchem Ebenmaß und ſolcher Körperſchönheit und entfalteten in ihren Bewegungen eine ſolche Anmuth, Kraft und Behendigkeit, daß man einen Jeden von ihnen für den kämpfenden Gladiator, der eben von ſeinem Fußgeſtell herabgeſtiegen, hätte halten mögen.

Auch die meiſten ihrer Tänze bekam ich hier zu ſehen. Unter den Alten verachteten die Römer das Tanzen, die Griechen dagegen und die Juden liebten es leidenſchaftlich. Es bildete einen großen Theil ihrer gottesdienſtlichen Feſtgebräuche, und Sokrates und König David tanzten. Die Indianer ſind für dieſe Leibesbewegung nicht minder eingenommen. Alle ihre wichtigen Lebensvorfälle ſtellen ſie im pantomimiſchen Tanze dar. Krieg, Heimkehr aus der Schlacht, Gefangene, Opfer, Tod, Hochzeiten, Kalumet oder Frieden, ein Jedes hat ſeinen eigenen Tanz. Eben ſo haben ſie einen Bären-, einen Adlertanz, in welchem ſie alle Bewegungen dieſer Thiere mit großer Treue darſtellen. Eine kurze Beſchreibung des Kalumet-Tanzes mag hier als Probe ſtehen. Um ein Feuer in der Mitte reiht ſich ein ſtattlich geputzter und geſchmückter Kreis von Kriegern, hinter ihnen und um ſie her ein Kreis von Weibern. Der Chor ſitzt vor dem Feuer, und die Muſik beſteht aus drei bis vier Trommeln, die mit nur Einem Schlägel gerührt werden, und einem oder zwei Büſcheln Hirſchklauen, die oben an das Ende einer kurzen Stange gebunden ſind, und klappernd aneinander geſchlagen werden; nebſtdem aus einer großen dicken Flöte mit nur drei Löchern und einem Mundſtück, die einen klagenden, übrigens nicht unangenehmen Ton gibt. Der Vormann oder Führer tritt nun mit dem Kalumet — einer langen Pfeife, deren Rohr mit Adlerfedern ausgeſchmückt, und deren Kopf wunderlich mit Schnitzarbeit verziert iſt — vor, hebt die Augen langſam gen Himmel und bläſt den Rauch nach den vier Himmelsgegenden; dann reicht er ſie, taktmäßig unter Begleitung der Trommeln fortſchreitend, jedem Krieger hin. Iſt er endlich im Kreiſe herum; ſo ſtellt er ſich an die Spitze des Zugs und macht den Vorſänger. Sie bewegen ſich rundum; die Weiber ſtimmen mit

ein, und vereint ſtimmen nun Alle den Feiergeſang „Yah-lah-leagh“ an.

Die Meinung, daß die indianiſchen Stämme von den zehn gefangenen Stämmen der Juden abſtammen, iſt von mehreren Schriftſtellern, namentlich von Adair verfochten worden, der viele Jahre lang unter den Indianern in der Eigenſchaft eines Agenten lebte. *) Um durch eigene Anſchauung die für dieſe Meinung angeführten einzelnen Thatſachen und Verhältniſſe kennen zu lernen, ging ich, bei einer andern Gelegenheit, mit einer Geſellſchaft vom Fort Erie nach der Shawoneſenſtadt (Shawonese Town) am Buffalo-Creek. **) Es war früh im Mai, wo das Land ſein weißes Kleid abgeſchüttelt hatte, und nun im ſchimmernd-grünen Frühlingsgewande prangte. Wir fanden das Dorf weit über den gewöhnlichen Indianerdörfern, die Häuſer gut gebaut und behaglich, und einige davon ſogar mit einem obern Stockwerke. Sie lagen um einen weiten grünen Platz, oder eine Gemeindewieſe, her, in deſſen Mittelpunkt das Rathhaus oder, wenn man will, der Tempel ſtand. Es war dieß ein großes länglich rundes, 32 Schritte langes und 24 Schritte breites, gegen 14 Fuß bis zum Dache hohes Gebäude. Das Licht fiel durch einige kleine, viereckige, hart unter den Dachſparren angebrachte Oeffnungen herein, durch die auch der Rauch hinauszog, was das Innere etwas dunkel machte. Die gegen Weſten gekehrte Thüre hatte eine rohe, aber geräumige Vorhalle. Die Decke war von vier ſtarken Pfoſten getragen, zwiſchen denen der Herd ſtand, über welchem ein großer Keſſel hing. Ringsum liefen Sitze, und Matten bekleideten halb hinauf die von geſpaltenen Bohlen aufgeführten Wände. Wir fanden hier eine bedeutende Anzahl Indianer verſammelt. Die Weiber ſtanden außen um die Hauswände her; um das Feuer innen waren die Männer gereiht, an ihrer Spitze der Oberprieſter im Feſtgewande. Sein Geſicht war, wie die Felder eines Wappenſchildes bemalt und von einem großen Barte beſchattet. Auf dem Kopfe trug er eine hohe Mütze von Biberfell, rundum mit gefärbten Stachelſchweinſpulen beſteckt. Auf ſeiner Bruſt hatte er — worin man eine Aehnlichkeit mit den Urim und Thummim der Juden finden will — eine Art von Latz oder Bruſttuch, mit Figuren durchwirkt und mit Wampum geſchmückt; nach dem Glauben der Indianer wohnt ein kleiner Geiſt in dieſem Schmucke, den ſie anſprechen und in zweifelhaften Fällen um Rath fragen. Während der gewöhnliche Tanz oder Chor ausgeführt ward, ſott ein zuvor dazu ausgewählter und gemäſteter Hund in dem Keſſel; als er gar gekocht war, wurde das Fleiſch von den Knochen geſchnitten, dieſe ſauber abgeſchabt und in ſeine Haut gewickelt. Das Fleiſch wurde dann in kleine Stücke zerſchnitten und auf einer hölzernen Platte allen denen, die um das Feuer her waren, herumgegeben: zu gleicher Zeit tauchte der Oberprieſter einen Schirlingsfichten-Zweig in die Brühe und beſprengte damit die Verſammlung und die Wände. Die Feier ſchloß mit dem Reigentanz und Chore, in den die Weiber mit einfielen. Dieſer Geſang, oder dieſe Hymne, wird von allen indianiſchen Völkerſchaften des nördlichen Amerika, wie verſchieden ſie auch ſonſt in Sitten und Sprache ſeyn mögen, geſungen; Humboldt hörte ihn ſelbſt in Mexiko, und man will in ihm einen gleichen Sinn oder Inhalt mit dem Hallelujah der Pſalmen finden. Einen von meinen Freunden, der Muſik gründlich kennt und übt, ſetzte mir damals die Weiſe in Noten; meinen Ohren klang ſie wie ein Wiegenlied aus der Ammenſtube. Sie lautet ſo:



Daß dieſe Feierlichkeit einige rohe Aehnlichkeit mit dem Paſſah *) hat, läßt ſich nicht läugnen, wenn man ſich den Hund an die Stelle des Lammes — denn Lämmer haben ſie keine, wogegen Hunde bei allen feierlichen Gelegenheiten als Opfer geſchlachtet werden — denken will. Uebrigens kann man auch ſonſt noch manche Aehnlichkeiten zwiſchen den Indianern und Juden auffinden. Wie dieſe ſind ſie in Stämme getheilt, die beſtimmte Feldzeichen oder Wappenfahnen führen — zum mindeſten bilden ſie die Geſtalten der Schildkröte, des Bären, des Adlers u. ſ. w. nach, um die Stämme von einander zu unterſcheiden; und auf dieſe Art hatte ja auch jeder von den jüdiſchen Stämmen ſein Banner. Sie ſetzen eben ſo großes Vertrauen auf ihre Propheten und ihre Träume, und erholen ſich bei ihnen in allen wichtigen Angelegenheiten Raths. **) Wenn ſie ein Thier ſchlachten, ſo laſſen ſie das Blut auf die Erde ablaufen, gerade wie Moſes den Juden gebot. Die Reinigung der Weiber kommt den Beſtimmungen des moſaiſchen Glaubensgeſetzes auffallend gleich.

(Fortſetzung folgt.)

*) Adair's History of the Indian Tribes.

**) Die Shawoneſenſtadt iſt ſeitdem (vor einigen Jahren) weggverlegt und die Indianer ſind von Quäcker-Miſſionären zum Chriſtenthum bekehrt worden. D. Verf.

*) Oſterfeſt der Juden.

**) Wie z. B. König Ahab (I Buch der Könige. Cap. 22; V. 6) that.

Der Jeſuitenſchüler.

(Schluß.)

Vier Tage nachher machten die vier Vorſteher des Kollegiums Junot ihre Aufwartung; denn da ſie vernommen hatten, daß der junge Korſe noch immer in Wahnſinn liege, ſo ſchöpften ſie wieder Muth und glaubten ſich geborgen. Allein nicht alle Mitglieder des Kollegiums hatten ſchweigen können.

„Meine Herren, ſagte Junot, ich kenne die ganze Abſcheulichkeit ihres Verfahrens; ſeit geſtern hat man mir Verbrechen hinterbracht, mit denen ſich zu beflecken der Namen deſſen ſie hätte zurückhalten ſollen, den ſie führen. Ich habe dieſen Morgen einen Kourier mit Depeſchen unmittelbar an den Kaiſer nach Frankreich abgehen laſſen. Halten Sie ſich gefaßt, Parma augenblicklich zu verlaſſen.“

Die frommen Väter wollten läugnen. „Stille, unterbrach ſie Junot, ich weiß Alles, was geſagt und gethan wurde. Gehen Sie, meine Herren, und flehen Sie die Vergebung Gottes an, wenn Sie anders noch einer Reue fähig ſind.“

Aus den eingezogenen Erkundigungen ergab sich, was auch später Bestätigung erhielt, daß der Superior des Jesuitenkollegiums die Mißhandlung rächen wollte, die dem Papste, wie er und viele Geistliche behaupteten, von dem Kaiser angethan worden seyn sollte. Die italienische Geistlichkeit sah eine große Demüthigung, die den Schlüsseln des heiligen Petrus widerfahren, darin, daß der heilige Vater über die Alpen gegangen war, und nicht die Erlaubniß erhalten konnte, zur Tiara der drei Legationen zurückzukehren, die er zu Tolentino abgetreten hatte. Italienische Gemüther aber dulden nicht in ruhiger Ergebung, sie dürsten nach Rache. Der Superior hatte seine Augen auf den jungen Korsen geworfen, der an Junot empfohlen war. Die furchtbarsten Mittel wurden angewendet. Die Geistlichen, deren Aussagen aufgenommen wurden, bekannten, daß man den jungen Menschen oft des Schlafes beraubte, ihn ganze Nächte allein in der Kirche am Fuße des Kreuzes zubringen ließ, daß er oft Tage lang keine Nahrung zu sich nahm, kurz in die höchste Ueberspannung versetzt wurde. So behandelte man ihn, als Junot in Parma ankam. Der junge Mensch, der nicht so viel Selbstbeherrschung besaß, die in seinem Gemüth angefachte Gluth zu bergen, empfand bei dem Anblick Junot's, des ersten Adjutanten Napoleon's, den er als den „Holofernes" unserer Zeit betrachtete, eine solche Erbitterung, daß dadurch der ganze Plan, den man mit ihm vorhatte, vereitelt wurde. Vergebens suchte ihn sein Beichtvater von diesem Gedanken abzubringen und ihn auf den ursprünglichen Gegenstand ihres gemeinschaftlichen Hasses zurückzuführen. Der gegen Napoleon geschleuderte Bannfluch schien ihm auch Alle zu treffen, die dessen Thron zur Stütze dienten, und dieser Gedanke wurde allmählich so gewaltig in der Seele des überspannten jungen Korsen, daß man nicht mehr wagte, ihn in die Nähe des Gouverneurs zu bringen; denn schon am ersten Sonntage, wo er bei Junot gespeist hatte, gestand er auf dem Rückweg nach dem Kollegium, daß er im Begriff gewesen sey, mit dem Gouverneur das Opfer zu beginnen. Man suchte nun ihm Mäßigung zu predigen, allein zu spät; es war nicht mehr möglich, dieses wilde und heiße Gemüth und ein durch Fasten und Kasteiungen aufgeregtes Blut zu besänftigen. Der junge Mensch besaß weder körperliche noch geistige Kraft genug, seiner fanatischen Anwandlungen Meister zu werden, seine ohnehin geschwächte Vernunft unterlag der furchtbaren Ueberspannung des Gemüthes, und der unglückliche Korse wurde ein Wahnsinniger, während man aus ihm bloß einen Fanatiker hatte machen wollen; von der Lehre, die man ihm beigebracht hatte, blieb seinem zerrütteten Geiste nur noch der tiefe Haß gegen den Kaiser und gegen Alles, was mit ihm in Verbindung stand. Nun fing man an, besorgt zu werden; nicht alle Geistlichen des Kollegiums hegten gleiche Gesinnungen, und man mußte das Opfer den Blicken jener entziehen, deren gerechte Mißbilligung man fürchten mußte. Der nun unnütz gewordene arme junge Mensch wurde daher in einen einsamen und entlegenen Hof gebracht und hier seinem Schicksal überlassen.

Als Junot die Ueberzeugung von diesem gräßlichen Verbrechen erhielt, empfand er den Zorn, den jeder rechtliche Mensch in sich aufsteigen fühlen muß, der berufen ist, an der Natur das Unglück zu strafen, solche Ungeheuer erzeugt zu haben. Allein er wollte dennoch nicht ohne genügende Beweise als Ankläger auftreten, und diejenigen, die ihm die ersten Entdeckungen gemacht hatten, unterzeichneten ein Protokoll, durch das die ganze verbrecherische Handlung außer Zweifel gesetzt wurde. Es ging daraus hervor, daß der fanatische Haß dieser Menschen den jungen Korsen zu einem Todesboten bestimmt hatte, daß man ihm allerlei Quälen angethan hatte, um ihn fähig zu machen, ein Verbrechen zu begehen, das man ihm als eine Tugend, als eine Krone des Ruhmes und ewigen Lohnes erblicken ließ, und daß der Unglückliche nicht Alles, was man mit ihm vornahm, auszustehen im Stande war.

In Folge dieser Untersuchung erhielt Junot von dem Kaiser den Befehl, die Jesuiten aus dem Gebiete von Parma und Piacenza auszuweisen und keinem Staate von Italien die Aufnahme derselben zu erlauben, was auch in Vollzug gesetzt wurde. Der unglückliche Korse starb, der brüderlichen Pflege ungeachtet, mit der die Soldaten sich seiner angenommen hatten, einige Wochen nachher, ohne wieder zur Besinnung zu kommen. Die zwei Aerzte, die Junot zur Behandlung des Kranken abgeschickt hatte, erklärten, durch die furchtbare Ueberspannung, zu der man die junge Einbildungskraft entflammt habe, seyen alle Quellen der Lebenskraft versiegt und keine Rettung mehr möglich.

Gelehrte Gesellschaften in Paris.

Paris, den 24 Mai.

Es ist von der Einrichtung einer neuen gelehrten Gesellschaft die Rede, deren Zweck die Herausgabe einer Sammlung von Quellen der französischen Geschichte ist. Guizot steht an der Spitze dieses Unternehmens, die Mitglieder sollen 50 Fr. jährlichen Beitrag bezahlen; dafür erhalten sie die von der Gesellschaft herauszugebenden Werke. Die Zahl der Mitglieder, welche sich schon zur Bildung der Gesellschaft gesammelt haben, ist sehr bedeutend. Der Prospektus wird in kurzer Zeit erscheinen und eine konstituirende Versammlung gehalten werden; der erste Schriftsteller, welcher erscheinen soll, ist Froissard; er wird mit einer großen Menge von Pièces justificatives begleitet werden. Die Ausgaben der Gesellschaft sollen in einem bescheidenen Format gedruckt werden, damit sie allgemein zugänglich werden. Der ganze Plan ist mit vieler Zweckmäßigkeit abgefaßt, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Sache gelingen wird. Die Akademie der Inschriften hat eine Kommission ernannt, um eine Sammlung der Geschichtschreiber der Kreuzzüge herauszugeben. Naudet und Guerard sollen die lateinischen, Reinaud die arabischen Quellen bearbeiten. Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften fängt an die Zwecklosigkeit ihrer Errichtung zu bestätigen, sie ist in sich schon vor ihrer Konstituirung so zerfallen, daß sie zu keiner Wahl eines Sekretärs kommen kann; sie füllt die Journale mit dem Skandal ihrer Streitigkeiten an, und man wird wohl lange nichts Anderes von ihr hören. — Die asiatische Gesellschaft hat vor einigen Tagen ihre eilfte jährliche Sitzung gehalten. Silvester de Sacy präsidirte, er hielt eine Rede, worin er mit sichtbarer Rührung den Tod der Gelehrten, welche die Stützen der Gesellschaft gewesen waren, beklagte, und die jüngere Generation aufforderte, den Muth nicht zu verlieren und das angefangene Werk fortzusetzen. Hierauf las der Sekretär E. Burnouf einen Bericht, in welchem er eine Uebersicht von der Wirksamkeit der asiatischen Gesellschaft in den beiden letzten Jahren, und von dem Zustande der orientalischen Literatur in Europa und im Oriente gab. Es ist nicht möglich einen Auszug daraus zu geben, da jeder Satz ein Faktum enthält, aber das Ganze ist ein höchst interessantes Bild der großen Thätigkeit, welche in diesem Zweige der Literatur in Frankreich, Deutschland, England, Rußland, Aegypten und Indien herrscht. Er wird im Journal der asiatischen Gesellschaft gedruckt werden. Die Sitzung ward mit einer Vorlesung von Klaproth über die Geschichte der Religion von Laotse, und einer von Garcin de Tassy über das hindustanische Gedicht Kamrup beschlossen. — Das archäologische Institut setzt seine Arbeiten mit großem Eifer fort. Das erste Heft des fünften Jahrgangs ist erschienen, und der Sekretär der französischen Sektion, Panofka, dessen unermüdlichem Eifer dieses schöne Institut so viel verdankt, ist mit dem Druck des zweiten Heftes beschäftigt. Der uneigennützige Eifer dieser Gesellschaften, welche mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und bei denen nichts ohne große persönliche Opfer der Mitglieder geschehen kann, beschämt die bezahlten und offiziellen Akademien, welche Hülfsmittel aller Art besitzen, und deren Arbeiten noch besonders vom Staate bezahlt werden. Wer kann ohne Lachen an das Wörterbuch der französischen Akademie denken, an dem seit 150 Jahren 40 Akademiker arbeiten, und das jährlich etwa 80.000 Fr. kostet, denn die französische Akademie hat keine andere Aufgabe als diese.

Vermischte Nachrichten.

Der englische Globe erzählt: In einem der westlichen Staaten Nordamerika's habe vor Kurzem ein Duell eigener Art stattgefunden; es seyen nämlich auf jeder Seite sechs Kämpfer erschienen, die, mit Säbeln, Pistolen und Dolchen bewaffnet, einander mit der furchtbarsten Wuth anfielen. Drei seyen todt auf dem Platze geblieben, die andern neun beinahe alle verwundet gewesen. Die schwächere Partei habe sich endlich zurückgezogen.

Der Ministerrath Louis Philipps hat beschlossen, daß die Waffen von Austerlitz in der Sammlung alter Rüstungen im Museum der Artillerie niedergelegt werden sollen — ein Juste-Milieu zwischen der Auslieferung an Marie Louise und der Aufbewahrung an der Vendomesäule.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 155. 4 Junius 1833.

Chinesisches Theater.

Si-Siang-Ki oder die Geschichte des westlichen Pavillons.

(Von Herrn Stanislaus Julien in der „Europe literaire“ mitgetheilt.)

Si-Siang-Ki oder die Geschichte des westlichen Pavillons wurde im Jahre 785, unter der Dynastie der Thang, von dem Doktor Li-Tscho-Ngu gedichtet, über dessen Leben und Schriften die Vorrede der chinesischen Ausgabe des Si-Siang-Ki, die der nachstehenden Uebersetzung zu Grund gelegt wurde, keine nähern Aufschlüsse enthält. Die Geschichte des westlichen Pavillons ist in einer Sammlung dramatischer Werke enthalten, die aus 102 Bänden in Quart besteht, und Lun-Chi-Tschong Kio überschrieben ist. Herr Francis Davis, in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des chinesischen Trauerspiels: „Die Verdrüßlichkeiten des Palastes Han,“ das im Jahre 1829 zu London im Druck erschien, zählt noch 35 Sammlungen von Theaterstücken auf, unter denen jedoch die oben erwähnte nicht mitbegriffen ist, woraus man auf die Reichhaltigkeit der chinesischen Literatur in diesem Zweige der Dichtkunst schließen kann.

Das Stück, von dem wir hier als Probe den ersten Akt mittheilen, wird in China als eines der größten Meisterwerke der dramatischen Dichtkunst verehrt. Die Gelehrten finden darin eine Quelle unerschöpflichen Vergnügens und Frauen von Geist und Bildung tragen es stets bei sich. Als einen Beweis der hohen Achtung, deren es in China genießt, kann noch beigefügt werden, daß es das einzige Schauspiel ist, dem bis jetzt die Ehre widerfuhr, ins Tatarische übersetzt zu werden. Die Ausgaben des Si-Siang-Ki sind sehr zahlreich. Man druckt es gewöhnlich mit einem andern Singspiel, in vierzig Aufzügen, das den Titel Pi-Pa-Ki oder Geschichte der Guitarre führt, und gleichfalls unter der Dynastie Thang verfaßt wurde.

Man möchte Anfangs versucht werden, zu glauben, die Geschichte des westlichen Pavillons sey bloß ein in dialogische Form eingekleideter Roman, der nicht zur Aufführung bestimmt gewesen sey. Allein dieser Zweifel hebt sich, sobald man findet, daß alle Arien, die den größten Theil des Stückes bilden, mit der Melodie bezeichnet sind, nach welcher sie gesungen wurden. Es läßt sich daraus mit Gewißheit folgern, daß das Stück, ungeachtet seiner Ausdehnung (es enthält 240 Seiten in Quart) dennoch aufgeführt wurde. Da aber die Bühne in China nur geduldet ist, und man sich dort nicht die Mühe nimmt, die öffentlichen Blätter mit kritischen Berichten über Theater zu füllen, so weiß man auch nicht, welche Stücke im Publikum den größten Beifall finden, und ob der Si-Siang-Ki, der sich übrigens in Jedermanns Händen befindet, noch auf den chinesischen Bühnen gegeben wird.

Folgendes ist der Inhalt der Geschichte des westlichen Pavillons, die übrigens in der Ausführung ziemlich an unsre alten Singspiele erinnert:

Ein junger Gelehrter, Namens Tschang, der sich nach der Hauptstadt begab, um dort seine Prüfung zu bestehen, erfuhr bei seiner Ankunft zu Ho-Nan-Fou, daß man dort auf Befehl des Kaisers den Bau eines prächtigen Tempels vollendet habe. Tschang begibt sich dahin, um ihn zu besehen. Zu derselben Zeit befindet sich eine vornehme chinesische Dame, Namens Tsoui, die Wittwe eines Staatsministers, mit ihrer Tochter und von einer Dienerin und einem Sklaven begleitet, auf dem Wege, um die Leiche ihres Gemahles nach Po-ling zu bringen, und dort zur Erde zu bestatten. Da aber die Straße, die sie zu nehmen hatte, gerade damals von Räubern unsicher gemacht wurde, so sah sie sich genöthigt ihre Reise zu unterbrechen und eine Zeit lang in einem Pavillon des neuen Tempels zu verweilen. Tschang erblickt bei dem Besuche des Tempels die Tochter der Wittwe, Namens Yng-Ing, ein Mädchen von der vollendetsten chinesischen Schönheit, und verliebt sich in sie. Er gewinnt Hong-Niang, die Dienerin der schönen Yng-Ing, und läßt durch sie ihrer Gebieterin, die jetzt auch die seinige geworden ist, die Gefühle, die sie ihm eingeflößt, zu wissen thun. Als Yng-Ing am fünfzehnten Tage des zweiten Monats ihrem Vater ein Todtenopfer bringt, strömt eine Menge von Menschen herbei, um sie zu sehen, und unter ihnen auch der Räuberhauptmann Sing-Fei-Hou, der an der Spitze von fünftausend Mann steht. Er umringt den Tempel und will die Wittwe zwingen, ihm Yng-Ing zur Frau zu geben. Da das versammelte Volk zu schwach ist, den Räubern Widerstand zu leisten, so wendet sich Tsoui an den Vorsteher des Tempels und erklärt ihm, daß sie Jedem, sey er geistlichen oder weltlichen Standes, ihre Tochter zur Ehe geben werde, der ein Mittel fände, sie aus den Händen der Räuber zu befreien. Tschang schreibt hierauf insge-

geheim einen Brief an einen seiner Freunde, Namens Tou-Kio, der ein Heer von hunderttausend Mann unter seinem Befehle hat, und auf die Nachricht von der Gefahr seines Freundes mit einer zahlreichen Schaar seiner Krieger herbeieilt und die Räuber, die den Tempel belagern, in die Flucht schlägt. Die Wittwe Tsoui voll Freuden über diese unverhoffte Rettung verspricht sogleich Tschang die Hand ihrer Tochter, mit der er sich auch bald nachher vermählt, nachdem er in der Hauptstadt die Würde, zu der er sich gemeldet, erlangt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indianer im nördlichen Amerika.

(Fortsetzung.)

Die Heirathsgebräuche gleichen in vielen Einzelnheiten denen der Hebräer. Sie kaufen ihre Weiber, indem sie Geschenke geben, ganz wie Abrahams Diener Rebekka für den Isaak kaufte, oder Jakob sich die Lea und Rahel verdiente. So spricht ein junger Krieger zu dem Vater seiner Auserwählten in kurzer Rede: — „Vater, ich liebe deine Tochter, willst du mir sie geben? lasse die kleinen Wurzeln ihres Herzens sich um das meine winden.“ Hat er die Erlaubniß erhalten, so bringt er seine Geschenke und legt sie vor der Thüre des Wohnzeltes oder Wigwam nieder; werden sie angenommen, so besucht er seine Geliebte und bleibt die ganze Nacht bei ihr; was er zwei bis drei Monate in dieser Art fortsetzt, *) bis die Hochzeit gefeiert wird. Nach Schmaus und Tanz beschließt der Priester oder Prophet die Feierlichkeit, bei der die Braut dem künftigen Gatten einen Kuchen darreicht, damit, daß er einen Mais-Kolben zwischen ihnen theilt. Die Braut wird dann in eine Büffelhaut gehüllt, von den Brautjungfern nach ihres Gatten Kabane geführt.

Polygamie und Ehescheidung kommen beide bei den Juden wie bei den Indianern vor, bei den Letztern jedoch seltener. Die Indianerinnen sind von Natur sanft, sittsam und schweigsam; — ihre Kinder lieben sie leidenschaftlich; gegen ihre Männer sind sie unterthänige Sklavinnen, zugleich aber ihnen äußerst zugethan. Dieß zeigen sie auch durch ihren freiwilligen Opfertod, nach der Sitte der ostindischen Wittwen. Unter den wenigen giftigen Gewächsen Canada's ist namentlich ein Strauch, der eine heilkräftige Frucht trägt, in seinen Wurzeln dagegen einen tödtlichen Saft enthält, den die Wittwe, die ihren Gatten nicht überleben will, trinkt. Ein Augenzeuge gibt davon folgende kurze Schilderung: Die zum Sterben entschlossene Frau sang mit feierlicher Stimme ihren Todesgesang und ihr Leichenlied, dann trank sie rasch den Giftsaft und verschied in wenigen Minuten auf der Leiche ihres Gatten. **) — Von Person sind sie klein und wohlgebaut; viele von ihnen würden unter europäischen Frauen, für recht hübsche Brünetten gelten können; sie sind nicht so dunkelfarbig, daß man nicht ihr Erröthen durchschimmern sehen könnte. Es ist ein ganz eigener Anblick, wenn man so die kleinen Frauengestalten hinter ihren hochgewachsenen Männern her trotteln sieht, beladen mit allerlei Geräth, wohl selbst einen Säugling oben auf dem Gepäck festgebunden. Für dieses untergeordnete Verhältniß werden sie übrigens entschädigt, wenn sie alt werden; denn dann gilt, wie bei den alten Germanen, ihr Ansehen und ihr Rath über Alles.

Auch in den Beerdigungsbräuchen der Indianer finden sich manche übereinstimmende Züge mit denen der Hebräer. Ernstlich gebot Jakob seinen Söhnen, ihn in der Familiengruft in Kanaan beizusetzen; und eben so läßt Joseph seine Brüder schwören, seine Gebeine, wenn sie Aegypten verlassen, mitzunehmen. Die Indianer verschwenden die eifrigste Sorge und zärtlichste Anhänglichkeit an die Ueberreste ihrer Angehörigen. Sie geben ihnen ihre Waffen, Hunde und alle ihre Habe in dem Glauben ins Grab mit, daß die Verstorbenen alles Dieß in der andern Welt nöthig haben werden. Drei Monate lang besuchen sie ihre Gräber und die Weiber jammern und weinen über ihnen ganz so, wie Dieß bei den untern Volksklassen in Irland geschieht. Oft sieht man eine Mutter bittere Thränen über dem Todtenhügel ihres Säuglings vergießen und die Erde mit der Milch, die sie aus ihren Brüsten drückt, befeuchten. Wie noch in Wales und Irland werden die Gräber mit Zweigen und Blumen geziert, die nach Ablauf der Trauerzeit weggenommen werden.

Der letzte Feierbrauch solcher Art ist bei ihnen das sogenannte Seelenfest. Alle drei oder vier Jahre graben sie, nach allgemeinem Uebereinkommen, die Leichname sämmtlicher in diesem Zeitraume Verstorbenen aus: finden sie dann die weicheren Theile verwest, so säubern sie die Gebeine aufs sorgsamste, und eine jede Familie wickelt die Reste ihrer hingeschiedenen Angehörigen in frische Felle. Dann werden sie alle zusammen in eine gemeinschaftliche Grabstätte gelegt, die einen Erdhügel, bisweilen von bedeutender Größe, bildet. Man kann deren viele in Obercanada sehen, die den Grabhügeln in Dorset und im Wiltshire in England auf und nieder gleichen; wie denn dergleichen Ueberbleibsel des Alterthums sich fast in allen Gegenden der Welt finden. Diese letzte große Feierlichkeit wird mit einem Schmause, mit Tänzen, Gesängen, Reden, Spielen und Scheingefechten beschlossen.

Zu der Vertilgungswuth, mit der die Indianer ihre Kriege führen, gibt die jüdische Geschichte ebenfalls ein Seitenstück; *) allein mit dem Unterschiede, daß die Einen es als eine Handlung des Gehorsams ansahen, gottlose und götzendienerische Völkerschaften mit der Schärfe des Schwertes auszurotten, während die Andern damit nur eine Handlung der Rache gegen ihre Feinde üben; dort — war es Pflichtgefühl, hier ist es Ehrensache, den Gegner zu erschlagen. — Wenn über das Schicksal zweier Gefangenen zu entscheiden ist, so pflegt der Eine als Ersatzmann für einen gefallenen Krieger in den Stamm aufgenom-

*) Die neuengländischen Puritaner lernten diese Art der Freierei von den Indianern, die sie Bundling (überhaupt Beisammenschlafen mehrerer Personen verschiedenen Geschlechts in Kleidern, dann insbesondere von zwei jungen Liebenden) nennen. D. Verf. — Der oben beschriebene Gebrauch erinnert an den Killgang in der Schweiz, an eine ähnliche Sitte in Wales u. s. w.

**) Lallopraine, Vol. 1, p. 251.

*) Vergl. z. B. Josua, Kap. 6, Vers 21 u. a. a. O.; I Samuelis, Kap. 15, V. 2.

men, der Andere dagegen zum Opfertod für die Manen des Gefallenen verurtheilt zu werden. Die Wahl geschieht durch die Familie, die einen Angehörigen verloren hat. Persönlicher Haß oder böser Wille kommt hierbei von keiner Seite ins Spiel. Der rothe Stoiker geht zum Marterpfahle, „gleichgültig ob's Leben gilt, ob's Sterben.“ Er singt seinen Todesgesang — eine Art von düsterem Recitativ, das beständig wiederholt wird. Die Worte weichen bei den verschiedenen Stämmen bisweilen von einander ab, allein der Sinn ist überall derselbe, das Folgende ist eine treue Uebersetzung:

Indianischer Todesgesang am Sterbepfahl:

„Großer Geist! — Herr und Geber des Lebens! sieh mich ja an! — Ich habe meinen Leib gegen den bösen Geist gesetzt. Ich gehe in das Feuer! meine Adern sind offen — ich gehe meinen Himmel zu wechseln.“

Dann erhebt er rühmend seine Heldenthaten und die Martern, die er seinen Feinden anthat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Scheikh Refaa in Paris.

Einer der ausgezeichnetsten unter den Arabern, die Mehemed Ali zu ihrer weitern Ausbildung nach Paris sandte, ist der Scheikh Refaa. Er hat eine Geschichte seiner Reise in Frankreich geschrieben, die in kurzer Zeit in Bulak gedruckt werden soll. Er theilte das Manuskript Hrn. Caussin de Perceval, Professor des Vulgairarabischen mit, und erlaubte diesem Auszüge zu machen. Eine Uebersicht dieser Reisebeschreibung, welche namentlich bestimmt scheint, viele Vorurtheile der Aegyptier zu zerstören, und einige freilich nicht immer gut gewählte Auszüge sind in dem „Journal asiatique“ mitgetheilt. Der Verfasser der Reise fängt die Sache so ziemlich vom Ei an, und beweist fürs erste seinen Landsleuten, wie wichtig es sey, Kenntnisse zu erwerben. Dann theilt er die Menschen in drei Kategorien ab; in wilde, welche in Unwissenheit und ohne Gesetze leben, wie die Thiere; in Barbaren, wie die Araber der Wüste, welche religiöse Einrichtungen haben, lesen und schreiben können, aber roh und ungebildet sind, und nur einen unvollkommenen Begriff von den Künsten haben, und drittens in gebildete Völker, wie die Europäer, Aegyptier, Syrer, Türken, Perser, die Einwohner von Nordafrika u. s. w. Diese Nationen haben eine Civilisation, Künste, Wissenschaften, Regierungen und eine Menge Bequemlichkeiten. Unter dieser letztern Klasse theilt er den Europäern den ersten Rang zu. Die Muselmänner treiben zwar noch mit Erfolg die kanonischen und philosophischen Studien, d. h. die religiöse und bürgerliche Staatswissenschaft, die Logik, Metaphysik und dergl.; seit langer Zeit haben sie aber die positiven Wissenschaften vernachlässigt, und müssen nun die Schüler der Europäer werden, wie sie früher ihre Lehrer waren. Die Civilisation der Christen, ihre Künste, ihre Taktik, ihre Erfindungen jeder Art haben ihren Reichthum und ihre Macht so vermehrt, daß die Mohammedaner wie Nichts vor ihnen seyn würden, ohne den besondern Schutz, den Gott dem Islam angedeihen läßt.

Diese Betrachtung machte Eindruck auf Mehemed Ali: er wollte Aegypten seinen alten Glanz zurückgeben und die Künste zur Blüthe bringen. Um diesen Zweck zu erreichen, berief er mehrere unterrichtete Franken zu sich und überhäufte sie mit Wohlthaten. Das unwissende Volk tadelt ihn wegen dieser Aufnahme von Feinden des Islam, und sieht nicht die wichtigen Dienste, welche diese Fremden Aegypten leisten, das ihnen seine Werkstätten, seine Fabriken, seine Schulen und eine zahlreiche disciplinirte Armee verdankt. Aus denselben Ansichten sandte Mehemed Ali junge Aegyptier nach Europa, um Kenntnisse zu erwerben und dieselben in ihr Vaterland zu verpflanzen. Um dem Tadel der Rigoristen zuvorzukommen, ermangelte Scheikh Refaa nicht, das bekannte Wort Mohammeds anzuführen: „Suche nach Wissenschaft, selbst bis nach China.“

Der Verfasser geht nun in Kürze nach den europäischen Geographen die verschiedenen Welttheile durch, und da er sie in religiöser Beziehung und mit den Augen eines frommen Muselmanns betrachtet, so gibt er Asien den Vorzug, dieser Wiege des Islams und aller Religionen, dem Vaterlande der Propheten und der vier Imams (Häupter der vier rechtgläubigen mohammedanischen Sekten), der Mutter der Araber, der edelsten unter den Nationen, dem Lande, wo Mekka und Medina liegen. Den zweiten Rang weist er Afrika an, wegen der Menge Muselmänner, die es bewohnen, der Heiligen, die es hervorbrachte, und wegen des Vorzuges, Aegypten unter seine Provinzen zu zählen. Den dritten Rang nimmt Europa ein, wo der Sultan, das Haupt des Islam, thront; endlich folgen die Inseln der Südsee, deren Bewohner zum Theil Mohammedaner sind; das ungläubige Amerika ist das letzte. Hinsichtlich der Kenntnisse aber gibt der Verfasser Europa den Vorzug vor allen andern Theilen der Welt, England und Frankreich vor allen Ländern Europa's. „Die Franzosen und Engländer, sagt er, sind in den positiven Wissenschaften am weitesten voran: sie haben in den physischen und mathematischen Wissenschaften, selbst in der Metaphysik und Philosophie die Alten übertroffen. Die beiden merkwürdigsten Städte der Christenheit sind London und Paris. Letzteres verdient aber den Vorzug vor dem ersten durch sein gesundes Klima, den umgänglichen Charakter seiner Bewohner, und die Wohlfeilheit der zum Leben nothwendigen Dinge. Die Polizei wird daselbst mit einer Sorgfalt gehandhabt, daß den Fremden die vollständigste Ruhe gesichert ist; diese werden auch allgemein mit Wohlwollen aufgenommen und mit Rücksicht behandelt, welches auch ihre Religion seyn mag. Die Franzosen sind in diesem Punkte vollkommen tolerant, alle Religionen sind bei ihnen gestattet. Sie würden einen Muselmann eben so wenig hindern eine Moschee zu bauen, als einen Juden eine Synagoge zu errichten. Sie sehen es sogar gerne, daß jeder bei der Religion bleibe, in der er geboren ist.“

Nachstehende Schilderung der Pariser und ihres Charakters wird einen vortheilhaften Schluß auf den Scharfblick des Arabers erlauben: „Die Pariser zeichnen sich unter den Christen durch die Feinheit ihres Verstandes, die Lebhaftigkeit und Tiefe ihres Geistes aus. Ganz verschieden von den Kopten, die von Natur zur Unwissenheit und Sorglosigkeit geneigt sind, sind sie nicht bloß sklavische Nachahmer. Sie lieben im Gegentheil eine Sache gründlich zu erforschen und sich durch Beweise zu überzeugen. Selbst die Leute vom Volke können lesen und schreiben; sie suchen durch Nachdenken die Gegenstände zu erforschen, so weit es ihre gesellschaftliche Stellung erlaubt. Man hat Werke über alle Wissenschaften, alle Künste, bis zur Kochkunst herab, was das Lesen für jeden Handwerker nothwendig macht, um eine vollständige Kenntniß seines Geschäftes zu gewinnen. Jeder, der eine Industrie betreibt, sucht etwas zu schaffen, woran vor ihm Niemand dachte, oder wenigstens Das, was ein Anderer erfand, zu vervollkommnen. Diese Neigung wird bei ihnen theils durch die Liebe zum Gewinn, theils durch Eitelkeit und das Bestreben, sich einen Namen zu machen, entwickelt. Die Pariser sind neugierig und auf alles Neue erpicht; sie lieben die Veränderung in allen Dingen, namentlich in der Art sich zu kleiden. Ihre Moden wechseln unaufhörlich, keine konnte sich bei ihnen bis auf den heutigen Tag erhalten. Ich will damit nicht sagen, daß sie ihr Kostüm völlig ändern, sondern nur, daß sie Modifikationen darin anbringen. So vertauschen sie nie den Hut mit dem Turban, sondern geben nur ihren Hüten verschiedene Formen. Sie sind thätig und munter; man sieht die bedeutendsten Personen mit raschen Schritten in den Straßen gehen, wie die geringsten Partikuliers. Sie lieben die Fremden und suchen ihre Gesellschaft auf, besonders wenn dieselben reich und sorgfältig gekleidet sind. Die Aufnahme, welche sie diesen Fremden gewähren, kommt zum Theil von ihrer natürlichen Neugierde und ihrer Neigung her, sich von dem Zustande der verschiedenen Länder und den Sitten anderer Völker zu unterrichten. Sie sind nur in Worten menschenfreundlich; sie verweigern ihren Freunden nicht, was diese als Anleihen von ihnen begehren, sie geben es aber nur, wenn sie gewiß sind, es wieder zu empfangen. Sie sind in Wahrheit eher habsüchtig als freigebig. Die Freigebigkeit ist das Erbtheil der Araber.“

Die Resignation, welche die Mohammedaner aus ihren religiösen Ansichten schöpfen, macht Selbstmorde unter ihnen äußerst selten. Scheikh Refaa ist deshalb auch erstaunt, daß Beispiele solcher Entleibungen unter den Parisern sehr häufig sind. Er schließt ihre Charakteristik damit,

daß er sie wegen der Zuverlässigkeit ihrer Zusagen wie ihrer Abneigung gegen ein Laster lobt, das unter den Mohammedanern nur allzugewöhnlich ist. Sein Urtheil über die Französinnen ist so, wie man es von einem strengen Anhänger des Islam erwarten kann, dem die Freiheit, welche die Damen in Paris genießen, gegen den Zwang im Oriente lebhaft auffallen muß. Man wird also nicht erstaunt seyn, wenn Scheikh Refaa die Pariserinnen nicht sehr züchtig findet, und ihre Männer wegen ihrer geringen Eifersucht tadelt. Dagegen rühmt er die Schönheit und die Anmuth der Damen, den Reiz ihrer Unterhaltung und ihres Benehmens. Die Einfachheit und Reinlichkeit unserer Kleidung, namentlich der allgemeine Gebrauch, Hemden zu tragen und sie mehrere Male in der Woche zu wechseln, scheint ihm sehr nachahmungswerth. Er beschreibt die Kleidung der Frauen, die Corsette, welche die Taille zusammenpressen, und setzt hinzu, sie besäßen viele Geheimnisse der Koketterie. Man kann indeß von den arabischen Frauen dasselbe sagen, obgleich die Mittel, welche sie anwenden ihre Schönheit zu erhöhen, unsern Begriffen nach sie mehr entstellen; der Wunsch zu gefallen, veranlaßt sie jedoch allein, die innere Hand, die Spitzen der Finger und die Nägel mit Henna roth zu färben, die Augenlieder, die Lippen und das Zahnfleisch schwarz, vermittelst einer Präparation von Antimonium, und sich verschiedene Theile ihres Körpers zu tatuiren; auch hat die arabische Sprache einen Ausdruck l'ischaset, der nichts mehr und nichts weniger als Cul de Paris bedeutet, und beweist, daß die beduinischen Koketten auch noch andere minder in die Augen fallende Kunststücke kennen.

Es ist den magern Auszügen des „Journal asiatique" beizumessen, wenn wir hier nicht die gewiß sehr interessante Beschreibung des Scheikh von einem Theater und die Art, wie ein Stück gespielt wurde, beifügen können; wir erfahren nur so viel, daß die Schauspieler und Schauspielerinnen den ägyptischen Almé's (Tänzerinnen), und das Schauspiel selbst einer im Orient bekannten Art von chinesischem Schattenspiel verglichen werden, daß er jedoch den erstern, so wie auch den Schauspielen selbst den Vorzug gibt. Von Bällen und Gesellschaften entwirft er nachstehende Beschreibung: „Ein Ball ist eine Vereinigung von Männern und Frauen in einem Saale, der von einer Menge Lichtern erleuchtet und mit Sitzen versehen ist, die namentlich für die Damen bestimmt sind. Die Männer setzen sich nur, wenn alle Frauen bereits Platz gewonnen. Tritt eine Frau ein, und es ist kein Sitz leer, so steht ein Mann auf und gibt ihr den seinigen. Die Frauen werden in allen Gesellschaften mit weit mehr Rücksichten behandelt als die Männer. Der Tanz ist bei den Franzosen nicht bloß auf die Frauenzimmer beschränkt; die Männer tanzen wie sie. Der Tanz ist bei ihnen eine Kunst, die gewissermaßen einen Theil der guten Lebensart ausmacht. Nach überschreitet er nie die Gränzen der Schicklichkeit. In Aegypten ist er ein Talent, das die Frauen allein üben, weil es den Zweck hat, Wünsche zu erwecken. Zu Paris dagegen ist der Tanz nur ein Springen gewisser Art, worein sich keine unkeusche Absicht mengt. Jeder Herr ladet eine Dame ein, mit ihm zu tanzen. Ist der Tanz vorüber, so ladet ein anderer Herr dieselbe Dame zu einem andern Tanze ein. Es ist unter diesen Tänzen eine besondere Art, wie der Herr den Arm um seine Tänzerin schlingt. Manchmal ist ihre Taille so dünn, daß er sie mit beiden Händen umspannt. Eine Frau zu berühren, wer sie auch sey, ist bei den Christen keine tadelnswerthe Sache. Je mehr ein Mann mit Anmuth zu Frauen spricht, und ihnen Lobsprüche ertheilen kann, desto mehr gilt er für fein und gut erzogen."

In der zehnten Abtheilung spricht der Scheikh von den Wohlthätigkeitsanstalten, dem Hôtel dieu, dem Findelhaus, der Blindenanstalt u. s. w. „Die große Anzahl von Spitälern und menschenfreundlichen Gesellschaften in Paris ergänzt gewissermaßen die individuelle Wohlthätigkeit, welche den Parisern fehlt, denn sie weisen oft den Bettler zurück und machen ihm Vorwürfe. Sie behaupten, der Arme solle nie betteln, weil er, wenn er arbeiten könne, Almosen nicht nothwendig habe, und wenn er durch Alter und Krankheit unfähig sey, ihm die Unterstützungshäuser offen stünden." Man sieht, daß Refaa, um mit seiner früher geäußerten Meinung, daß die Freigebigkeit eine den Arabern eigene Tugend sey, nicht in Widerspruch zu gerathen, einen sehr subtilen Unterschied zwischen den Einzelnen und dem Publikum macht. Deßhalb sagt er am Schlusse seiner Aufzählung der Wohlthätigkeitsanstalten: „Es geht daraus hervor, daß die Werke der Barmherzigkeit von Seite des Publikums oder des Staats, aber nicht von Seite des Einzelnen je nach seinem Vermögen, zahlreicher sind, als anderswo. Dieß kommt daher, daß bei den Parisern die Freigebigkeit nicht eine natürliche Eigenschaft des Herzens, sondern eine Maßregel der politischen Oekonomie ist, welche die Wohlfahrt des Landes zum Zweck hat."

Endlich gibt Scheikh Refaa auch eine kurze, jedoch sehr klare Uebersicht der französischen Konstitution, und theilt die Charte ins Arabische übersetzt mit. Er ist ein großer Bewunderer dieser Institutionen, und die Gleichheit Aller vor dem Gesetz scheint ihm ein offenbarer Beweis von der Herrschaft der Gerechtigkeit und dem Fortschritt der Civilisation. Die Sicherheit, welche die Gesetze den Regierten gegen die Erpressungen und die Willkür der Regierenden gewähren, betrachtet er als einen unschätzbaren Vortheil. Auch billigt er, daß die Journale alle Akte der Regierung und alle wichtigen Thatsachen öffentlich bekannt machen, und er preist diese Vortheile mit um so größerer Zuversicht an, als seiner Ansicht nach die mohammedanische Religion der Einführung ähnlicher Institutionen nicht entgegensteht.

Die Regierungsbank und die Privatbanken, die Assekuranzkompagnien, Manufakturen, Industrieausstellung und die Handelsschule ziehen nach einander seine Aufmerksamkeit auf sich. Als sehr vortheilhaft für die Entwicklung der Handelsverhältnisse erwähnt er die Briefpost, die gedruckten Ankündigungen, die Kanäle, die Dampfmaschinen, die Frachtwagen und Diligencen. Auch der Fiaker, Kabriolets und selbst der Omnibus erwähnt er; diese ersetzen, wie er meint, mit Vortheil die Esel, welche in Kairo und einigen andern Städten auf den öffentlichen Plätzen zum Vermiethen bereit stehen. Der Scheikh Refaa schreibt den Reichthum der Pariser zweierlei Ursachen zu; erstens der Thätigkeit, womit sie sich dem Handel widmen, ohne daß Regen und Wind sie hindern, ihren Beschäftigungen nachzugehen; dann der Sparsamkeit, aus der sie eine Wissenschaft gemacht, und über welche sie verschiedene Abhandlungen geschrieben haben. Ein Minister hat bei ihnen nicht mehr als 10 oder 12 Bedienten. Wenn er in der Straße geht, so unterscheidet man ihn nicht von einem einfachen Partikulier. Er schränkt so viel wie möglich seine Ausgaben und die Zahl seiner Leute ein, während bei den Mohammedanern ein Soldat oft mehrere Bedienten hat.

Als Anhänger des figürlichen und hyperbolischen Styles der arabischen Poesie, in der er sich selbst mit Glück versuchte, kann Scheikh Refaa nicht umhin, die französische Poesie kalt und ihre Literatur mittelmäßig zu finden. „Aber die Wissenschaften, sagt er, haben die höchste Stufe erreicht, und die Franzosen zeichnen sich aus in den praktischen Wissenschaften und kennen die Spekulation eben so gründlich. Indeß haben sie einige philosophische Meinungen, welche der Verstand anderer Völker nicht annehmen kann. Aber sie wissen solche so gut zu fügen, und mit so scheinbaren Farben zu schmücken, daß sie auf Wahrheit gegründet scheinen. In der Astronomie z. B. sind sie sehr gelehrt, und mit Hülfe der von ihnen erfundenen Instrumente haben sie die Alten weit übertroffen. Aber sie haben in diese Wissenschaft einige exzentrische Ideen gemischt, welche den heiligen Büchern entgegen sind, wie z. B. die Behauptung von der kreisförmigen Bewegung der Erde u. s. w. Sie unterstützen diese Meinungen mit Beweisen, deren Widerlegung schwer ist. Ich will hier bloß bemerken, daß ihre wissenschaftlichen Werke mit Paradoxen dieser Art angefüllt sind. Der Muselmann, der die französischen Bücher studiren will, muß sich streng deßhalb an den Koran und die heiligen Ueberlieferungen halten, um sich gegen Verführung zu sichern und seinen Glauben nicht erschüttern zu lassen." Ohne diese Vorsicht setzt er sich der Gefahr aus, seinen Glauben zu verlieren."

Diese Auszüge, so kurz und abgebrochen sie sind, zeigen hinlänglich den Zweck des Werks und die Art seiner Abfassung. Der Verfasser ist jetzt Direktor einer Spezialschule für Geographie, allgemeine Geschichte und Mathematik in der Umgegend von Kairo, welche mit der medicinischen Schule von Abusabel in Verbindung steht. Diese Schule gewährt jedenfalls den Vortheil, daß der Lehrer, als geborner Araber und als Mohammedaner, nothwendig moralisch und intellektuell einen größern Einfluß auf seine Schüler ausüben muß, als Dieß bei den fremden Lehrern der Fall war, die des Arabischen gar nicht oder nur sehr unvollkommen mächtig, alle möglichen Schwierigkeiten zu überwinden hatten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 156. 5 Junius 1833.

Chinesisches Theater.

Erster Akt.

Erfreuliches Zusammentreffen im Tempel des Fo.

Erste Scene.

Die Wittwe Tsoui, von Yng-Ing, Hong-Niang und ihrem Diener Houan-Lang begleitet.

Mein Familiennamen ist Tsching. Mein Gatte hieß Tsoui. Der vorige Kaiser hatte ihn zur Würde eines Staatsministers erhoben; aber ach, eine Krankheit entriß ihn unversehens meiner zärtlichen Liebe. Dieses junge Mädchen ist die einzige Frucht unsrer Vereinigung. Der Name seiner Kindheit ist Yng-Ing. Obgleich erst neunzehn Jahre alt, versteht sie doch das Nähen, Sticken und alle weiblichen Arbeiten; sie kann rechnen, und Verse und Reden aufsetzen. Als mein Gemahl noch lebte, versprach er sie meinem Neffen Tsching-Heng, dem ältesten Sohne Tsching's, der Präsident des Tribunales am Hofe ist, zur Gemahlin; allein da die Trauerzeit noch nicht zu Ende ist, konnte diese Verbindung bis jetzt nicht vollzogen werden. Diese junge Frau pflegt mit liebender Sorgfalt meine Tochter und dient ihr schon von frühester Kindheit auf; sie heißt Hong-Niang; dieser kleine Knabe, Namens Houan-Lang, war von meinem Gemahl an Sohnes Statt angenommen worden. Als mein Gatte aus dem Leben geschieden war, wollten wir den Sarg, der seine irdischen Ueberreste birgt, nach Po-ling bringen, um ihn dort mit der seinem Range gebührenden Pracht und Ehre zur Erde zu bestatten. Allein da wir auf unserm Wege Hindernisse trafen, konnten wir unsre Reise nicht fortsetzen, und in der Provinz Ho-Tschong-fu angelangt, brachten wir den Sarg in den Tempel der Pou-Kieou (in den Tempel der allgemeinen Hülfe) — ein Tempel, der auf Kosten meines Gemahles erbaut wurde, als er noch Staatsminister war. Dort befindet sich die Kapelle, wo man zu Ehren der Himmelskönigin Weihrauch spendet. Auch der Oberpriester des Tempels, Namens Fa-yen, verdankt der Empfehlung meines Gemahles die geistliche Würde, mit der er bekleidet ist. Aus diesen Gründen fand ich mich bewogen, für einen Augenblick hier in einem kleinen Gemache des Pavillons, der gegen Westen schaut, zu verweilen, während ich nach der Hauptstadt geschrieben, und Tsching-Heng ersucht habe, hieher zu eilen, und uns den Sarg nach Po-ling schaffen zu helfen. Ich kann mich nicht des Gedankens entschlagen, daß ich bei Lebzeiten meines Gemahles eine reichbesetzte Tafel und mehrere hundert Diener zu meinem Gefolge hatte; allein gegenwärtig umgeben mich drei oder vier Diener, und das ist Alles. Kann es eine traurigere Lage als die meinige geben?

(Sie singt nach der Arie des Chang-Hoa-Ssi.)

Mein Gemahl starb in der Hauptstadt, und seine reiche Besoldung ist mit ihm erloschen. — Seine verwaiste Tochter und seine trostlose Wittwe können nicht ihre Reise fortsetzen. — Und deßhalb brachten sie seinen Sarg in den Tempel der indischen Gottheit. — Mein Blick, ach, kann nicht bis zu den alten Grabmälern von Po-ling dringen. — Blutige Thränen rollen aus meinen Augen, die geröthet sind, wie die des Vogels Tou-kiouen. *)

Yng-Ing (nach der nämlichen Arie singend). So sind wir hier östlich von Pou-kiun angelangt, zur Zeit, wo der Lenz sich seines Schmuckes entkleidet. — Der majestätische Tempel des Fo (Buddha) ist mit einer ehernen Pforte geschlossen. — Die Blüthen des Birnbaums entblättern sich, und die rothen Wogen umwallen meinen Fuß. — Tausendfachem Kummer werde ich zur Beute. — Sprachlos von Schmerz verwünsche ich den Ostwind, der in meine Ohren saust.

Tsoui. Diese Jahreszeit, wo des Frühlings Reize sich verwischen, stimmt nur zu traurigen Gedanken. Hong-Niang, da in diesem Augenblicke Niemand im Tempel des Fo Rauchwerk opfert, wollen wir mit meiner Tochter ein wenig lustwandeln, um uns die Langeweile zu vertreiben. (Sie gehen ab.)

(Fortsetzung folgt.)

*) Um einen Begriff von dem chinesischen Versmaß und Reim zu geben, fügen wir hier die chinesische Stelle bei, die aus fünf Versen von ungleicher Länge besteht; zwei haben sieben Sylben, einer neun, einer sieben, und einer sechs:

Fou tschouking sse lou ming thong,
Tseu mou kou choang tou lou-khiong,
In-thye chang liu tsin tsai fan wang kong,
Hi pou ta Po ling kieou tschang
Hioue li si Tou kiouen hong.

Anm. d. Verf.

Die Indianer im nördlichen Amerika.

(Fortsetzung.)

In mehreren der bisher angeführten Einzelnheiten läßt sich wirklich eine Aehnlichkeit zwischen den Sitten und Gebräuchen der Indianer mit denen der Juden nicht verkennen; allein die wesentlichste und bezeichnendste Glaubenssitte findet sich bei den Ersteren nicht — die Beschneidung nämlich. Diese und überhaupt fast alle jüdischen Gebräuche und Feierlichkeiten trifft man dagegen bei den Afghanen, einem halb wilden Volke auf der persischen Seite des Indus, die weit eher jenen zehn zerstreuten Stämmen der Hebräer angehören dürften, welche Salmanassar zu Halah und Habor am Wasser Gosan, und in den Städten der Meder ansiedelte. — Die amerikanischen Indianer haben vielleicht ihre Glaubensweise von jener patriarchalischen Gottesverehrung überkommen, die in der Welt, lange vor Abraham's Ruf, *) vorherrschend war. Die Religion der Ureinwohner Amerika's ist in der That ein Theismus, der unter dem Namen des Manichäismus bekannte Theismus der alten Perser, der den Glauben an ein gutes und ein böses Prinzip lehrte. Alles Glückliche geht — nach der Meinung der Indianer — von dem erstern aus, das unfähig ist, seinen Geschöpfen wehe zu thun, alle Uebel dagegen, denen die Menschen unterworfen sind, werden von dem letztern zugefügt. Die indianischen Namen dieser zwei sich entgegengesetzten Mächte sprechen auffallend für die Bekräftigung dieser Ansicht. Der gute Geist heißt im Indianischen Kihtschih-man-i-tou, im Persischen Oras-man-es; im Indianischen lautet der Namen des bösen Geistes Matschih-man-i-tou, und im Persischen Aris-man-es; das Wurzelwort „man" herrscht in beiden vor, wie in dem Lateinischen „Manes." Die Juden scheinen während ihrer Gefangenschaft in Persien und Chaldäa gleiche Glaubensansichten eingesogen zu haben.

Die Indianer haben verschiedene Sagen, die sich auf die Sündfluth beziehen, und in denen sich die Arche, der Rabe und die Taube angedeutet finden. Das Land, wie es sich gegenwärtig zeigt, ist in der That selbst ein sichtbarer Kommentar über die Sündfluth. Der Boden des britischen Amerika ist ein offenbar angeschwemmtes Land; die Wasser der großen Seen setzen sich mehr und mehr; und die Becken vieler kleineren sind ganz trocken. Das Bett des großen St. Lorenzstroms hat sich augenfällig sehr bedeutend zu seinen früheren Gränzen verengt. Aus der Triebkraft und Frische des Pflanzenreichs darf man außerdem mit Grund schließen, daß der Boden zu einer weit späteren Periode, als in der alten Welt, vom Gewässer frei wurde.

Die Indianer haben auch eine Ueberlieferung, wonach einst die Welt durch Feuer untergehen solle. Für ein Volk, das nichts von der Himmelskunde weiß, läßt sich ihre Erklärungsart schon hören. Nach ihrer Meinung nähert sich die Sonne der Erde mehr und mehr, und alle fünfzig Jahre läßt sich die Wirkung dieser Näherung verspüren; — zu einer gewissen Zeit muß also einmal die Feuerkugel der Erde so nahe kommen, daß sie die letztere verzehrt. Möglich ist übrigens, daß sich diese Sage auch erst in neuerer Zeit in Folge der Bemerkungen, die sich ihnen über die fortschreitende Verbesserung des Klima's aufdrängen mußten, unter ihnen ausgebildet hat.

Mancherlei Ueberlieferungen wissen sie auch von der Schöpfung des Menschen und dessen Sündenfalle zu erzählen. Die eine dieser Sagen hat einige, freilich entstellte Aehnlichkeit mit der Erzählung der heiligen Schrift: „Im Anfange gab es nur einige wenige Männer, die aus dem Boden hervorkamen, aber keine Frau unter ihnen. Einer von ihnen fand einen Weg nach dem Himmel, wo er eine Frau traf; sie beleidigten den großen Geist, worauf sie beide hinausgetrieben wurden. Sie fielen auf den Rücken der Schildkröte; die Frau kam mit männlichen Zwillingen nieder; im Fortgange der Zeit erschlug der Eine dieser Zwillinge den Andern."

Die Götterlehre der indianischen Gaukler oder Priester ist, wenn auch nicht überfeinert, doch immerhin nicht so roh, als die der Griechen (wenigstens in so weit sie bei diesen für den großen Haufen berechnet war, und von diesem geglaubt ward), deren Gottheiten so grobstoffig wie Sterbliche waren: wo die Göttin der Weisheit ihren Helden, Diomed, die unsterblichen Götter mit sterblichen Waffen zu verwunden lehrt; wo die Seelen der Abgeschiedenen, einer Meute Hunde gleich, an eine Grube voll Milch und Blut zu trinken kommen. Die Indianer wissen wohl, daß die Lebensmittel, Waffen und Kleidung, die sie mit dem Todten begraben, von dem Geiste des Verstorbenen nicht benützt werden können, glauben dagegen, daß alles und jedes Ding das Einem gehört, wie er selbst einen Geist oder Schatten habe — sey Dieß nun sein Wildpret, sein Hund, seine Flinte, sein Tomahawk — und daß diese geistigen Wesenheiten ihm dann in der Welt der Geister zum Gebrauche dienlich werden. In dem frühesten Gesellschaftszustande der Griechen gibt ihr ältester Geschichtsdichter, Homer, eine Beschreibung der Unterwelt, die nicht sehr von dem Himmel der Indianer abweicht. Der in den Hades hinabgestiegene Odysseus erzählt, was er dort schaute:

„Jenem zunächst erblickt' ich den ungeheuren Orion,
Drängende Thier' hinscheuchend, hinab die Asphodeloswiese,
Die er selbst getödtet auf einsam bewanderten Bergen,
Seine Keul' in den Händen, von Erz unzerbrechlich geschmiedet.

und weiterhin:

„Jenem zunächst erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles —
Sein Gebild — ; denn er selber im Kreis der unsterblichen Götter
Freut sich der festlichen Wonn' u. s. w.
. . . . . er der düstern Nacht gleich,
Stand, den Bogen entblößt, und hielt den Pfeil auf der Sehne,
Schrecklichen Blicks umschauend, dem stets abschnellenden ähnlich."

Hier begleiten die Schattenbilder der Thiere und Waffen die Seelen der Helden, wie im Himmel der Indianer der Schatten des treuen Hundes dem Geist des abgeschiedenen Herrn folgt.

In den meisten Glaubensweisen findet sich eine Allegorie von einem Flusse, über den man bei dem Uebergange von dieser in die unsichtbare Welt hinüber muß; eine ähnliche finden wir denn auch bei den Indianern. Nach ihr können die Seelen der

*) Das Gebot Gottes — nach der hebräischen Ueberlieferung, das ihn bestimmte, sein väterliches Wohnland Chaldäa mit dem Lande Kanaan zu vertauschen.

Tapfern und Gerechten der Strömung Meister werden und das himmlische Land erreichen; die der Feiglinge, Lügner und Betrüger sind dieß aber nicht im Stande und werden von dem Strome — Niemand weiß wohin, fortgeführt. Von einem Tartarus oder einer Hölle weiß der indianische Glaube nichts. — Sie glauben an Schutzgeister, deren Amt und Wirken etwas an Sokrates guten Dämon erinnert; jedem neugebornen Kinde wird ein solcher Schutzgeist zugetheilt, der ihm sein ganzes Leben hindurch in Träumen lehrend und warnend sagt, wie er das Gute erlangen, das Böse meiden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm.

(Bruchstück aus einem Tagbuch in der nordischen Biene.)

Es war schon ganz dunkel, als wir von der nördlichen Seite her an das erste Piket der Quarantänelinie kamen, welche die Stadt Sebastopol umgibt. Ein mit einer Pike bewaffneter Tatar in einem groben Filzmantel vertrat uns den Weg. Mit Worten, die für uns völlig unverständlich waren, und mit drohenden Gebärden suchte er uns Etwas begreiflich zu machen, wir verstanden ihn aber nicht, und blieben im Zweifel. Endlich trat ein Kosak aus dem Piket hervor, und belehrte uns, daß wenn wir in die Stadt gingen, wir auf dem Rückweg unfehlbar Quarantäne halten, nicht bloß uns einer Räucherung unterwerfen müßten, wie Dieß sonst genügte, als Sebastopol noch nicht für verdächtig galt. Diese Nachricht veranlaßte mich, meinen Entschluß zu ändern, und statt, wie ich beabsichtigt hatte, gerade durch die Stadt nach der südlichen Zollstätte zu gehen, um die mir gegebenen Aufträge zu erfüllen, auf der nördlichen Zollstation zu übernachten, und dann längs der Umwallung, um alle Buchten von Sebastopol herum, weiter zu gehen. Da ich aber wußte, daß dieser mühsame Weg mich über die Berge führte, ziemlich lang und nicht allenthalben gefahrlos war, so wollte ich vorher mit dem Befehlshaber der hier stehenden Postenkette sprechen, um von ihm das Nähere über alle diese Punkte zu erfahren. Der dienstfertige Kosak führte uns ins Quartier des Fürsten ....., wo ich ein warmes Zimmer, freundliche Aufnahme und einen kochenden Theekessel fand. Man muß gestehen, daß alles Dieß große Reize hat für Den, der in einem stürmischen Herbstwetter mehrere Tage nicht aus dem Sattel kam. Der wohlriechende Rauch wirbelte aus langen türkischen Pfeifen empor, und wir, auf ein weiches Sopha hingestreckt, sprachen von den Mühseligkeiten des mir bevorstehenden Weges. Die Thüre öffnet sich, und herein tritt ein dicker bejahrter Mann von untersetztem Wuchse; es war Herr R., der Eigenthümer des Hauses. Er lud uns höflich ein, sein kärgliches Mahl, wie er sich ausdrückte, mit ihm zu theilen. Wir machten keine langen Komplimente, sondern folgten ihm in das Speisezimmer, wo uns eine schöne junge Dame in etwas phantastischer, halb orientalischer Kleidung bewillkommte: dieß war seine Tochter. Wir setzten uns an den Tisch, und das angeblich kärgliche Mahl begann mit einer Schüssel vorzüglicher, ganz frischer Austern, die noch vor zwei Stunden im Meeresgrunde gelegen hatten. Dann folgten schmackhafte Fische verschiedener Arten, vorzügliches Wildpret und Früchte, wie man sie im Norden selbst im Traume nicht sieht, dabei floß der belebende Saft der Trauben von Almin und Katschin reichlich in unsere Gläser, und weckte die Lebhaftigkeit unseres Gespräches. Zwei niedliche Mädchen bedienten uns am Tisch.

Am andern Tage wollte ich Morgens aufbrechen, aber die Anordnung verschiedener Papiere hielt mich beinahe bis 4 Uhr Nachmittags zurück. Endlich führte man zwei Kosakenpferde herbei; ich bestieg das eine derselben, das andere der Kosak, der mich hergeführt hatte, und dieser befestigte an seinen Sattel einen kleinen Sack mit meinen Reisegeräthschaften. Wer zu Pferde gereist ist, weiß, welcher Absprung es ist, aus dem warmen Zimmer in das kalte Wetter hinaus: der Wind blies stark, ein dichter Schnee verschüttete den Weg, aber ich mußte fort, und somit gab ich meinem Pferde die Sporen. Sebastopol liegt auf einer Anhöhe, ist von der nördlichen Zollinie durch einen Meerbusen getrennt, und bietet von hier aus einen wunderschönen Anblick dar, ich konnte aber wegen des schlechten Wetters nichts sehen. Der hiesige von der Natur selbst gebildete Hafen ist einer der größten in Europa. Er besteht aus einem Hauptmeerbusen, der sich einige Werste weit von Westen nach Osten ins Land hinein erstreckt, und zwischen den Bergen nach allen möglichen Richtungen eine Menge Nebenbuchten hat. Jede derselben hat ihren besondern Namen, und bietet zu jeder Zeit und für Schiffe jeder Größe einen sichern Ankergrund dar; ich selbst sah, daß die größten Kriegsschiffe ganz ruhig hart am Ufer vor Anker lagen, während auf dem Meere der Sturm tobte.

Anfangs ritten wir auf den Höhen fort, die sich in einiger Entfernung vom Ufer hinziehen, dann stiegen wir tiefer hinab, und bald befanden wir uns so nahe am Meere, daß die brausenden Wellen zu unsern Füßen anschlugen, und uns mit ihrem Schaume bespritzten. Schon begann es zu dunkeln, und das Unwetter hörte nicht auf. In den tiefen, gegen die Meeresbucht auslaufenden Thälern lagen schöne Sommerhäuser und Gärten der Einwohner von Sebastopol zerstreut, jetzt aber war kein lebendes Wesen darin, Alles war leer und öde. Wir kamen abermals auf die Höhe, jetzt aber stießen dem Blicke des Wanderers bereits einzelne wilde mit kleinem Gestrüppe bewachsene Felsen auf. Ein kaum bemerkbarer Pfad schlängelte sich um die Abgründe, und führte zu dem gegenüberliegenden Piketen der Quarantänewache. Mehr als einmal mußten wir Felsenvorsprünge, die über dem Meere hingen, ersteigen, und hart am Rande des Abschusses hinreiten; mehr als einmal hingen Felsen über uns, und der Abgrund brüllte unter unsern Füßen. Die armen Pferde schienen den ganzen Schrecken dieser Lage zu fühlen; sie zitterten am ganzen Körper, und setzten nur mit der größten Vorsicht einen Fuß vor den andern: trotz dem stolperten sie nicht selten über Steine oder glitten auf dem glatten Felsboden aus. Der Wind wurde kälter und heftiger, die Dunkelheit nahm zu, und mit ihr wuchs auch die Gefahr.

Ich hüllte mich in meinen Mantel, legte meinem sichern Pferde den Zügel auf den Hals, und folgte langsam meinem Führer, indem ich unfreiwillig bei dem Gedanken zitterte, daß ein einziger Windstoß vom Berge her, ein einziger falscher Schritt des Pferdes, eine unglückliche Bewegung des Reiters jede Rettung unmöglich mache. Schon seit einiger Zeit ritten wir eine Art Schlucht hinab, und bald bemerkten wir, daß wir vom Wege abgekommen seyn mußten, denn unsere Pferde bielten oft an, schnaubten und wollten nicht vorwärts gehen; wenn wir sie vorwärts trieben, glitten sie mit allen Füßen aus, und rutschten einen steinernen Vorsprung hinab, am Abhange des Berges, bis ein zweiter Vorsprung den weitern Sturz verhinderte. Da ich mir auf irgend eine Art helfen wollte, so beschloß ich vom Pferde zu springen, und paßte nur einen schicklichen Augenblick dazu ab, als plötzlich mein Pferd mit mir auf die Seite fiel, und wir mit einander hinabrollten. Als ich wieder zur Besinnung kam, standen mir die Haare zu Berge, und ein kalter Schweiß bedeckte meinen Körper; ich lag in einem Sumpfe neben meinem einsinkenden Pferde. Zum Glücke war der Vorsprung, von dem ich herabfiel, nahe am Fuße des Berges, und ich fiel in der Tiefe auf weichen Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Schreiben vom Schwanenfluß, vom 2 April 1832, gibt einiges Neue über Neuholland: „Sie erhalten hier einige Nachrichten über die Beschaffenheit des Bodens, die Oberfläche, die Gewässer, das Klima und die Erzeugnisse des einzigen bis jetzt noch nicht untersuchten oder durchforschten Theiles des westlichen Australiens. Die Küste von der Bai Gantheaume im Westen bis zur Bai von Doubtful-Island im Süden, mehrere Eilande und Felsen mitbegriffen, bietet eine merkwürdige kalkartige Substanz, die man noch nirgends fand, als an den Gestaden Neuhollands und Siciliens. Obschon sie diesem Theile des Kontinents größtentheils nur als eine Art von Vorsprung dient, so wird sie doch an mehrern Stellen von vorspringenden Granit- und Trappmassen unterbrochen, und an andern ist sie mit Sand bedeckt. Die offnen Flächen, welche diese Kalkerde hie und da bildet, eignen sich sehr zu Schafweiden, und brennt man sie, so gewinnt man herrlichen Kalk; im Ganzen aber ist der Boden der Oberfläche von keiner besondern Güte. Hinter diesen Küstengebirgen, von denen einige 800 Fuß Höhe haben,

und zwei bis drei (englische) Meilen breit sind, findet sich eine sandige Niederung, deren Ursprung sich von einer Ueberschwemmung herzuschreiben scheint, denn man sieht noch hie und da Geschiebe und abgerissene Stücke älterer Felsen; der Boden wechselt hier zwischen reinem Sande, rother Gartenerde und Thonerde. Diese Sandstrecke hat bedeutende Stellen, wo sich recht guter Boden findet. Übrigens ist sie nirgends gänzlich unfruchtbar. Die Ufer der Flüsse, die sie bewässern, sind sehr fruchtbar, und wenn auch ein großer Theil, bei dem jetzigen Arbeitspreise, die Kosten der Urbarmachung nicht eintragen würde, so ist er doch immer noch zu Weideplätzen für Hornvieh gut. Auf dieser Sandfläche erheben sich hie und da Hügelketten und einzelnstehende Berge von Urformation, von denen die längste jene ist, die diese große Fläche im Osten, oder von der Landseite her, umgränzt, und sich von der südlichen Küste zwischen dem Kap Entrecasteaux und der Einfahrt Wilson bis zum 50° der Breite nach Norden hin ausdehnt. Die höchsten dieser Urgebirge messen etwa 2500 Fuß; diese Höhe gibt man auch dem Rei Kyneriff hinter König Georgssund; allein die mittlere Höhe dieser Berge kann auf 1000 Fuß angenommen werden. Oestlich von der größten dieser Hügelketten ist ein Binnenland, dessen Formation von der der Küste sich unterscheidet, denn man findet hier rothe Gartenerde. Der niedrigste Theil seiner Oberfläche scheint ungefähr 500 Fuß über dem Meeresspiegel zu liegen; alle die Flüsse, die es bewässern, laufen von Westen nach Süden durch die eben erwähnte Hügelkette. Einige dieser Flüsse strömen beständig, und haben selbst in den trockensten Monaten Wasser; überhaupt ist sowohl das Innere als auch das Land an der Küste hinlänglich mit Wasser versehen. Dieß ist die freilich nur unvollkommene Skizze, die ich von der Oberfläche des Landes zu geben vermag. Die Beschaffenheit des Bodens wechselt häufig, doch stimmen Mehrere, die sie untersuchten, darin überein, daß es große mit herrlicher Erde versehene Strecken gibt. Nach ihren und meinen Erfahrungen kann ich daher versichern, daß hier das Verhältniß der Größe des fruchtbaren Bodens dasselbe ist, wie bei Ländern von gleicher Ausdehnung. Das bis jetzt einzige Erzeugniß des Landes, von Werth, ist das Zimmerholz, das sich hier von vorzüglicher Güte und in unerschöpflicher Menge vorfindet; auch die Weiden sind ausgezeichnet, weil sie den Schafen, Pferden und Hornvieh hinreichende Nahrung liefern. Noch findet man eine gute Gattung Tabak, und einen, dem europäischen ähnlichen, perennirenden Lein; allein diese Pflanzen haben gegenwärtig keinen andern Werth, als den, daß man an ihnen sehen kann, was sich aus diesem Boden machen ließe. Zu König Georgs-Sund und zu Perth hat man seit einiger Zeit meteorologische Tagebücher geführt, und es dürfte nun für die Zukunft möglich werden, den Wechsel der Temperatur, den barometrischen Druck und den Grad der Feuchtigkeit in der Atmosphäre dieser Bezirke mit denen anderer Gegenden zu vergleichen. Jetzt, da man nach dreijähriger Erfahrung zu einem richtigern Begriffe vom Klima am Schwanenflusse gelangt ist, kann man sagen, daß nur die Monate Januar, Februar und März höchst unangenehm, doch für die Gesundheit nicht nachtheilig sind. Der Bezirk König Georgs-Sund, der im Sommer den Südwinden ausgesetzt ist und sehr oft vom Regen bewässert wird, hat vielleicht das gleichförmigste und gemäßigtste Klima in der Welt. Auf der westlichen Küste ist es zwar sehr heiß, und die dort sehr häufigen Musquites sind in ihrer Art eine große Plage, die den Aufenthalt in diesem Lande verleiden; allein ungeachtet dieser und anderer örtlicher Unbequemlichkeiten, die von nur geringem Belange sind, eignen sich diese Länder durch Klima, Häfen, Lage und Größe gar sehr eine reiche, gut bevölkerte britische Besitzung zu werden, und ich bin sehr geneigt zu glauben, daß nach ihrem gegenwärtigen Zustande die schlechte Beschaffenheit des Bodens kein Hinderniß seyn wird, das zu werden, was sie versprechen."

*

Das „Canton Register", vom 10 December enthält Folgendes: „In Canton erregte das Gerücht eine große Sensation, daß zwei Engländer von einigen Chinesen in der Nachbarschaft von Macao angegriffen und äußerst mißhandelt worden seyen. Die Einzelnheiten des Vorfalles sind folgende: Herr Lindsay, Mitglied der Faktorei, ging mit einem Engländer, der kürzlich seiner Gesundheit wegen nach China gekommen war, auf der Insel Lappa auf die Schnepfenjagd, und kehrte dann ruhig nach Hause zurück, ohne mit irgend Jemand Streit gehabt zu haben. Als sie noch etwa 1000 Schritte von ihrem Boot entfernt waren, traten drei verdächtig aussehende Menschen, die mit mehrern Andern ihnen schon seit einiger Zeit gefolgt waren, näher, und begannen den chinesischen Bedienten, der die beiden Engländer begleitete, zu schimpfen. Herr Lindsay redete sie auf Chinesisch an, und fragte, was sie wollten, man habe sie in keiner Weise beleidigt. Statt der Antwort zogen sie aus ihren weiten Aermeln schwere Zimmeräxte und Prügel, die sie bisher verborgen hatten. Dieß schien zu beweisen, daß der Angriff beabsichtigt gewesen, und Herr Lindsay, der ohne Zweifel dieser Meinung war, schlug auf den ihm zunächst befindlichen an, und drohte, ihn zu erschießen, wenn er einen Schritt vorwärts thue: dieser aber schien nur allzu gut zu wissen, daß solche Drohungen in China nicht wohl auszuführen sind, und schlug mit einem Prügel dem Herrn Lindsay ins Gesicht, der sich vergeblich mit dem Gewehrkolben zu vertheidigen und seinen Gegner niederzustrecken suchte; bei einem Streich auf den Arm des Menschen sprang der Gewehrkolben ab, und da er nun vertheidigungslos war, rannte der Chinese auf ihn los, und schlug ihn mit der Axt dermaßen ins Gesicht, daß nicht nur Wange und Lippen durchschnitten, sondern auch mehrere Stockzähne eingeschlagen wurden; ein Anderer hieb ihn mit einem Knittel so über den Kopf, daß er betäubt wurde, und in diesem Zustande wurde ihm sein Gewehr und einiges Andere, das er bei sich hatte, abgenommen. Alles Dieß dauerte kaum eine Minute; Herrn Lindsay's Gefährte, der, als das Gefecht begann, etwas entfernt war, eilte herbei, wurde aber nun selbst auch angegriffen. Einer richtete mit einem großen Beil einen Schlag gegen ihn, der vermuthlich, wenn er ihn getroffen hätte, tödtlich geworden wäre; aber während er mit dem Kolben zuschlagen wollte, verlor er das Gleichgewicht und fiel: sein Gewehr ward ihm nun genommen und die Leute entfernten sich eilig. Als sich die beiden Engländer etwas erholt hatten, gingen sie nach ihrem Boot. Ihr chinesischer Bedienter leistete ihnen keinen Beistand bei dem Gefecht, und mischte sich nur einmal ein, indem er seine Landsleute aufforderte, den Entwaffneten weiter kein Leid zuzufügen. Obgleich schwer verwundet und noch leidend an den Folgen der erhaltenen Hiebe, ist doch für Herrn Lindsay's Leben nichts zu fürchten; die Zeichen der erlittenen Gewaltthat wird er indeß Zeitlebens an sich tragen." — Mit diesem Vorfalle gelangte auch die Nachricht von einem Aufstand auf der Insel Formosa — Tay-wan — nach England. Derselbe brach in der Nähe von Tschang-fu-hin, ungefähr 40 Li von Tai-wan-fu, der Hauptstadt der Insel, aus, und 26 Mandarinen nebst ungefähr 2000 Mann Truppen wurden getödtet. Unter den getödteten Offizieren befanden sich — (nun folgen 4 Zeilen lang chinesische Titel, die wir unsern Lesern erlassen). Die Einwohner des westlichen Theiles der Insel sind theils Eingeborne, Tschiatschiu's, theils Leute aus Canton, und der Streit begann wegen 5 Pikuls Yamswurzeln, welche von einigen Tschiatschiu-Vagabunden und einigen Cantonern weggenommen wurden. Diese wandten sich sogleich an die Vorsteher des Dorfes, wo die Räuber lebten, und erhielten Abhülfe. In der Meinung aber, die Wiederkehr ähnlicher Vorfälle zu verhindern, wandten sie sich an den Tschang-hwa-hin, der sogleich fünf Familienhäupter zu sich berief und von jedem die Bezahlung von 2000 Dollars verlangte, was sie verweigerten, indem die Sache bereits beigelegt sey. Davon wollte er nichts hören, und behielt sie im Gefängnisse, bis das Geld bezahlt sey. Als sie 7 oder 8 Tage im Gefängnisse gewesen waren, und er sie so unnachgiebig wie Anfangs fand, brachte er eine stärkere Beschuldigung gegen sie vor, und verlangte von ihnen, sie sollten einen Räuber herbeischaffen, der vor einiger Zeit sich aus dem Staube gemacht hatte und nicht mehr aufzufinden gewesen war. Die Gefangenen über diese unerwartete Forderung erbittert, sandten insgeheim Botschaft nach ihrem Dorfe, und boten Jedem, der den Tschang-hwa-hin tödten würde, eine Belohnung von 1000 Dollars an. Die Dorfbewohner fanden den Vorschlag annehmbar, griffen am dritten Tage das Haus des Offiziers an und tödteten ihn mit allen seinen Begleitern. Als der Tai-wan-fu Dieß hörte, kam er persönlich mit 500 Soldaten herbei, ward aber gleichfalls angegriffen, getödtet und seine ganze Truppenmacht vernichtet. Mehrere andere Schaaren erfuhren ein gleiches Schicksal. Nach den letzten Nachrichten war die Hauptstadt der Insel mit 50,000 zu dem Ende gemietheten Leuten besetzt, aber das Landvolk rückte 50,000 Mann stark unter den ehemaligen fünf Gefangenen dagegen an. Zu Amoy wurden 5000 Mann Truppen nach der Insel eingeschifft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 157. 6 Junius 1833.

Chinesisches Theater.

Zweite Scene.

(Tschang-Kong, von seinem Diener Kin-Tong begleitet, tritt auf.)

Mein Familiennamen ist Tschang, mein Zunamen Kong, mein Ehrennamen Kiun Choui. Ich stamme ursprünglich aus Si-lou. Mein Vater war Präsident des Ceremoniengerichtshofes, aber ach, er erkrankte und starb in seinem fünfzigsten Jahre! Ein Jahr darauf hatte ich auch noch das Unglück meine Mutter zu verlieren. Kaum weiß ich noch, welche Laufbahn ich betreten soll, und ich schwanke zwischen dem Pinsel*) und dem Degen. Da ich in der Wissenschaft noch nicht den Ruf erlangt habe, der das Ziel aller meiner Wünsche ist, so vertreibe ich mir die Zeit damit, die schönsten Gegenden des Reiches zu durchwandern. Gegenwärtig befinden wir uns im ersten Jahre der Regierung Te-tsong, aus der Dynastie der Thang, und ich stehe im Begriffe an den Hof zu gehen, und mich den Prüfungen zu unterwerfen. Da mein Weg mich durch die Provinz Ho-tschong-fu führt, so will ich einen meiner früheren Mitschüler, Namens Thou-Kio, besuchen, der zum Range eines Oberfeldherrn in den Kriegszügen gegen Westen erhoben worden ist, und die Gränze von Pou-kiun mit einem Heere von hundert tausend Kriegern bewacht. Dann werde ich mich nach der Hauptstadt begeben, um meine Anstellung zu betreiben. Obgleich ich Tag und Nacht über den Büchern liegend, mich bleich studirte, um den Rost der Unwissenheit wegzuschaffen, und jenen hellen Glanz zu erlangen, den das Wissen verleiht; obgleich ich meinen Geist sorgsam gebildet und mein Gedächtniß durch das Studium der großen Schriftsteller bereichert; so ziehe ich doch noch immer wie ein Abenteurer auf Seen und Meeren umher, ohne voraussehen zu können, wann ich endlich das edle Ziel erreichen werde, nach welchem mein Ehrgeiz entbrannt ist.

(Er spricht zwei Verse.)

Das reiche Schwert, das zehn tausend Unzen werth ist, schläft unter den Wogen des Herbstes begraben. —

Der edle Renner fühlt seinen gestickten Sattel sich biegen, unter der Last des Grams, der seinen Herrn drückt.

(Er singt nach der Arie des Tien-kiang-chun.)

Ich durchstreife das Reich in allen Richtungen, und meine Füße irren ohne Führer überall umher. Ich gleiche der runden Wurzel der Pflanze Pong, die sich stets in sich selbst aufrollt. — Meine ungeduldigen Augen heften sich auf den Horizont. — Ich sehe die Sonne langsam der Erde sich zuneigen, und die Stadt Tschang-gan allmählich sich entfernen.

(Er singt nach der Arie Hoen-kiang-long.)

Sonst studirte ich mit unermüdlichem Eifer die klassischen Schriftsteller und die Geschichtschreiber. — Ich war wie der Wurm, der mitten in den Büchern lebt, und es nie satt wird, sie zu verzehren. — In dem Gemach, das den Studien geweiht, würde ich durch mein vieles Schreiben ein eisernes Tintenfaß aufgerieben haben. — Ich wollte mich bis in den Himmel erheben, und einen Aufschwung so kühnen Fluges nehmen, wie der Vogel Peng, der in einem Fluge hunderttausend Li sich aufschwingt. — Seit zwanzig Jahren ahmte ich den Eifer jenes unermüdlichen Gelehrten nach, der des Nachts bei dem blassen Widerschein des Schnees oder bei dem Dämmerlichte des Glühwurmes las. — Die erhabene Gesinnung meines Geistes erlaubt mir nicht, mit gemeinem Volke in Berührung zu treten, und mich ihrer niedrigen Sinnesart zu fügen. — Aber, ach, in diesen schweren Zeiten, habe ich noch nicht das Ziel erreicht, nach dem mein Ehrgeiz strebt. Könnte ich meine unterbrochenen Arbeiten nicht wieder beginnen, und meine Studien vollenden?

(Er singt nach der Arie Yeou-hou-lou und beschreibt das großartige Schauspiel, das die Ufer des gelben Flusses bieten.)

In welcher Gegend des Reiches schimmert der neunfach gekrümmte Fluß in seinem schönsten Glanze? — Diese Gegend vorzüglich ist es, die seine Wogen in ihrer vollen Majestät sich ausbreiten sieht. — Dieser Fluß umschließt mit einem nassen Gürtel die Königreiche Thsi und Liang; — er theilt die blühenden Staaten von Thsin und Tsin und umgibt Yeou und Yen mit einem ewigen Bollwerk. — Die weißen Wogen blitzen wie der Schnee bis zum Himmel hinauf; — die Wolken des Herbstes, in tausendfältigen Farben spielend, ziehen am Horizonte auf; — schwimmende Brücken, mit Seilen von Bambusfasern angefesselt, wiegen sich sanft auf seinem Rücken; — die grüngeschuppten Drachen schlafen auf der Fläche seiner gelblichen Wogen. — Von Osten bis Westen durchwanderte ich die neun Tscheou (neun Theile des Kaiserthums); — von Süd bis Nord setzte ich über

*) Die Chinesen schreiben bekanntlich mit dem Pinsel.

hundert Flüsse; — Wer könnte die Schnelligkeit des Schiffes bemessen, das mich in mein Vaterland zurückführt? — Es fliegt dahin wie der Pfeil, der von der Sehne entsendet ist.

(Er singt nach der Arie Tsiang-hiang-yo und fährt in der Beschreibung des gelben Flusses fort.)

Man könnte ihn einen Silberstrom nennen, der aus dem neunten Himmel niederquillt. — Sein hoher Quell liegt über den Wolken. — Ich sehe von hier aus die Bahn, auf der er dem Meere des Morgenlandes zueilt; — die tausend Blumenbeete von Lo-yang entfalten von ihm benetzt ihre Kelche — und er bewässert und befruchtet die zehntausend Felder von Liang-Youen. — Ich will mich seinen Fluthen überlassen, und auf einer leichten Barke dahingetragen, die Gränze der Welt erreichen.

(Er spricht.)

Sieh da, so bin ich singend ganz in die Nähe der Stadt gekommen. King-tong, nimm mein Pferd; ich will hier in dieser kleinen Herberge absteigen. (Er ruft.) He da! Wo ist der Wirth?

* * *

Dritte Scene.

Der Wirth. Hier bin ich, es ist Dieß der Gasthof, wo alle jungen Gelehrten einsprechen, die den Grad eines Tschoang-youen (der erste Rang unter den Doktoren) erlangt haben. Wenn Euer Gnaden hier abzusteigen geruht, so kann ich Ihnen ein bequemes und reinliches Zimmer anbieten.

Tschang-Kong. Ich will dieses erste Gemach in Besitz nehmen. Sorgt zuerst für mein Pferd. Herr Wirth, hört einmal eine Frage. Gibt es hier in der Umgegend einen Ort, wohin man einen angenehmen Spaziergang machen kann, einen Tempel des Lao-tsee, oder der Buddhisten, eine schöne Gegend, einen heiligen Ort, gleich viel.

Der Wirth. Ganz in der Nähe befindet sich der Tempel der Pou-kieou (der allgemeinen Hülfe); dort ist die Kapelle, wo man zu Ehren der Himmelskönigin Weihrauch opfert. Sein Bau hat nichts Gemeines. Seine krystallene Kuppel berührt das azurne Gewölbe, und der Thurm der Pagode, wo Reliquien Buddha's aufbewahrt werden, steigt bis zum silbernen Strome (die Milchstraße) empor. Die Menschen der drei Religionen, die von Süd nach Norden wandern, die Reisenden, die alle Theile des Reiches durchziehen, versäumen nie, wenn sie hier vorbei kommen, diesen Tempel zu besuchen, der allgemeine Bewunderung erregt. Ich wüßte keinen Ort, der für einen Mann von Rang besser zu einem angenehmen Spaziergange geeignet wäre.

Tschang-Kong. King-tong, sorge für das Mittagessen. Ich werde nach dem Tempel gehn, und gleich nach diesem kleinen Ausflug zurück kommen. (Er geht ab.)

King-Tong. Ich will das Mittagessen bereiten, und die Rückkehr Seiner Gnaden erwarte. (Er geht ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Indianer im nördlichen Amerika.

(Fortsetzung.)

Das nachfolgende Vaterunser in Nadowessischer- oder Siour-sprache, mit der angehängten wörtlichen Uebersetzung ist, meines Wissens, das einzig vorhandene Gebet in jener Sprache, da die Siour, eine wilde kampflustige Völkerschaft, mehr als jede andere, den Lehren und Geboten des Christenthums abgeneigt und entgegen sind.

Das Vaterunser im Nadowessischen.

„Attai-wy-ambea, ukan yengash. Nye Chasseh wawndia. Mukka wawhin. Maukpia ukan eshenee. Onshimaunda tau go re-tauh ong koub. Taugo sijah etch'kung-koub, a keke tousha oh ou kish eshenee onkake toushab. Jnohan taugo sijah, a wauchin ong ayah yahbikee taugo sijah etang ochunda-koub. Maukotchic awaas natawah. Maukpia ukan nukung nitawah tohan ye-ye-genee."

Wörtliche Uebersetzung.

„Vater unser der ist oben, dein Name sey geehrt Erden auf, Himmel oben auch; erbarme dich unser, und was wir zu essen gewohnt waren, giv uns; was Böses wir gethan haben, vergiß, wie, was Böses uns gethan worden ist, wir vergessen, was schlecht ist, halte es ab von unsern Herzen, und hindere uns am Uebelthun. Erde ganz ist dein, Himmel ist auch dein, für immer und für immer. So es ist."

So viele Räthsel ihre Abstammung, so viele Räthsel gibt auch die Sprache der Indianer auf. Humboldt zählt 140 Sprachen, die auf dem amerikanischen Festlande geredet werden, ja Manche wollen deren gegen 2000 herausbringen. Die früheren französischen Ansiedler haben Wörterbücher der in Canada gesprochenen herausgegeben, die man gemeiniglich zu Grunde legt oder benützt; allein alle Welt weiß, wie die Franzosen fremde Wörter verändern oder verstümmeln, und die Namen von Personen und Orten sich mundgerecht machen. In den indianischen Dialekten kommen die Buchstaben k und w sehr häufig vor, während sie im französischen Alphabet fehlen, und durch andere Zusammensetzungen nur schlecht ersetzt werden. Die Rechtschreibung einer ungeschriebenen Sprache muß sich nach dem Ohr und nach dem Sprachklange der Buchstaben richten, in denen der Schreibende die Worte aus dem Munde der Landeseingebornen zu Papier bringt. *)

Von den drei Sprachen, die in Canada geredet werden, ist

*) Professor B. Smyth-Barton hat Wörtersammlungen von ungefähr 50 indianischen Mundarten oder Sprachen in der Absicht sich angelegt, sie mit einander sowohl als auch mit verschiedenen asiatischen Sprachen zu vergleichen und daraus ihre Identität nachzuweisen; allein der Versuch mißlang ihm, selbst nach seinem eigenen, von ihm hierüber herausgegebenen Buche (New Views of the Tribes, and Origin of the Natives of America, by B. S. Barton, 2. ed. Philadelphia, 1800); und Herr v. Humboldt bemerkt, daß „die Vergleichung zwischen den Idiomen zweier Kontinente bis daher zu keinem entscheidenden Resultate geführt habe, daß Sprachen nur ein schwacher Beweis einer zwischen den zwei Welten vor Alters bestandenen Verbindung liefern, und daß das Problem der frühen Wanderung des Menschengeschlechts noch zu lösen bleibe" (Humboldts Reise u. s. w. 5ter Band). D. Vers.

die tscherokisische am schwersten zu erlernen; sie ist höchst bilderreich und besteht fast aus lauter zusammengesetzten Epitheten; ein Grund, warum die Tscherokisen sich immer als Redner so ausgezeichnet haben; ein Grund aber auch von der endlosen Länge ihrer Wörter; so z. B. heißt die Sonne (selbst wieder ein Epithet) Lhadesham, die Nacht Assontelay, und der Mond, mit diesen beiden Wörtern zusammengesetzt, Assontelay-eway-Lhadesham, d. h. „Nachtwandelnde Sonne;" so lautet Gott im Tscherokisischen Yah wah-de-hu „Herr von Allem." — In der Tschippewah-Sprache heißt die Sonne Gibzis, der Mond Debikgibzis „Nachtsonne;" Gott Kitschih-manito, von Kitschik „Himmel." — Im Nadoweissischen, der einfachsten und kürzesten Sprache, heißt die Sonne Paptah „Feuer;" Gott Wakon „Geist." — Welche sanften oder zärtlichen Bilder oder Gedanken mag wohl das langathmige Nu-ho-mantam-monihkuan-nun-no-nash „unsere Lieben" enthalten und erwecken! Da klingt das mexikanische Tlazottle talittzle „ich liebe" weit nicht so lieblich! — Im Ganzen gleichen die indianischen Sprachen der hebräischen in der Wortfügung, indem sie nur wenige Wurzelwörter haben; dagegen scheint ihnen jede Bezeichnung des Kasus, der Zahl, des Geschlechts, die Wortbiegung sammt den Vergleichungsstufen durchaus zu mangeln.

Bereits im Jahre 1661 wurde die Bibel von Elliot, einem protestantischen Geistlichen, dessen mühevolles Wirken ihm den Beinamen des Indianerapostels erwarb, in eine Mundart der sechs Völkerschaften übersetzt; allein diese und andere Uebertragungen sind nun in Folge des gänzlichen Verschwindens dieser Stämme ein todter Buchstabe geworden. Als die indianische Bevölkerung um drei Viertheile eingeschmolzen war, ward der Versuch gemacht, sie zu bekehren — und zwar von den Puritanern Neu-Englands auf der einen und von den Jesuiten Neu-Frankreichs auf der andern Seite. An Geistesgaben, Gelehrsamkeit und Gewandtheit standen die Letzteren weit höher, da sie Männer, wie einen Vater Hennepen, Charlevoix, Babeuf (der von den Indianern verbrannt wurde), Lallemant u. s. w. unter ihnen zählten. Die Puritaner, die vor der Glaubensverfolgung geflohen waren, wurden selbst die grausamsten Glaubensverfolger. Die Indianer, die die weißen Ansiedelungen um sich her zunehmen und gedeihen sahen, ließen sich in großer Menge zum protestantischen sowohl wie zum katholischen Glauben bekehren. Die Sachems gestanden offen, ihr Glaube sey zwar eben so gut, als der christliche, aber freilich nicht so glücklich. Zwischen den Jahren 1660 und 1670 gab es in Neu-England mehr als 5000 bekehrte Indianer; diese sind seither ganz in der weißen Bevölkerung untergangen, und ihre Nachkommen unterscheiden sich von dieser in nichts mehr. Ihre bedrängte Lage allein veranlaßte sie zur Annahme des Christenthums, und kein Wunder ist es, daß sie in ihrer Wahl stutzig wurden, als sie die Hexenmanie und die Quäkerverfolgungen mit ansahen. Um's Jahr 1630 verbreitete sich diese Wuth der Hexenverfolgung wie eine ansteckende Krankheit über die ganze Christenheit; ihren Höhepunkt erreichte sie aber in Neu-England. Zu Boston erging ein Gesetz, nach welchem solche Personen, welche der Hexerei oder Zauberei verdächtig waren, zum Geständniß ihrer Frevel gebracht werden sollten, was die Einführung der Folter zur natürlichen Folge hatte. Das erste Opfer war eine Frau Greenwich, ein armes verrücktes Geschöpf; auf ihr Geständniß, daß sie mit dem Teufel Buhlschaft getrieben habe, wurde sie gehängt. Auf das Zeugniß eines Geistes hin wurden Gelasius Corry und sein Weib Martha angeklagt und verurtheilt. Martha litt den Henkertod, Gelasius aber, der sich nicht schuldig bekennen wollte, starb unter der Folter. — So grausam und hirnlos diese Bethörung war, so war es doch eine Bethörung, wogegen die mit kaltem Blut und Sinn geübte Quäkerverfolgung an Abscheulichkeit die Thaten der Inquisition hinter sich ließ. Man sperrte die Quäker, Männer und Weiber, ein, hielt sie in der Haft zu harter Arbeit an, peitschte sie zweimal in der Woche aus und verkaufte sie zuletzt als Sklaven. Wilhelm Ledrap, ein Quäker, wurde am 14 März 1660 zu Boston gehängt, weil er, als Landesverwiesener, wieder heimgekehrt war. Seine letzten Worte am Galgen waren: „Ich muß hier den Henkertod sterben, weil ich gegen die Betrüger und die Betrogenen Zeugniß abgelegt habe. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) S. Increase and Cotton Mather's Account of the New-England Witches, fl. 4to. Boston 1680. D. Verf.
Vergl. auch Lectures on Witchcraft; comprising a History of the Delusion in Salem, in 1692. By Ch. W. Upham, Boston 1831 (ein Buch, in dem sich äußerst merkwürdige Details über die Hexenverfolgungen in Neu-England und besonders in Salem mitgetheilt finden). D. Ueb.

Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise kamen wir in ein Thal hinab, das sich offenbar ziemlich weithin ausdehnte; allein die tiefe Dunkelheit ließ die Gegenstände nicht erkennen. Bei dem Geräusche meines Falles sah sich mein Führer um, und da er mich nicht sah, fing er an laut zu schreien, es war mir aber unmöglich ihm zu antworten. Nun gerieth er in Angst, und als ich mich mit Mühe aus dem Schlamme herausgearbeitet hatte, bekreuzte sich der gute Kerl und sagte: „Gott sey Dank, daß Sie keinen Schaden genommen haben." Als er sich versichert hatte, daß ich unbeschädigt geblieben war, fing er an mich treuherzig zu versichern, daß böse Geister hier die Vorübergehenden necken. „Hier, an der Meierei des Obristen, sagte er, ist es nicht gut bei Nacht zu reisen, da darf man zusehen, daß man nicht den Hals bricht. Kürzlich ging ich hier mit Papieren vorüber, und wurde so kopfüber hinabgeworfen, daß ich zwei Wochen lang nicht auf den Beinen stehen konnte." Ich stimmte ihm vom Herzen bei, daß hier bei Nacht schlecht zu reisen sey, und fragte: „Wie weit ist es denn noch bis zu der verfluchten Meierei?" — „Noch etwa zehn Werste," war die Antwort. „Wie weit haben wir noch bis zur südlichen Zollstätte?" — „Da haben wir ungefähr den halben Weg gemacht; bis Morgen früh können wir dort seyn." Trostliche Aussicht, aber was war zu thun? wir mußten vorwärts. Der Wind wehte im Thale nicht mehr so heftig, wie auf den Bergen; aber der dicht fallende Schnee verhüllte Alles, während eine Eisrinde unsere Kleider überzog, jede Bewegung erschwerte und die Kälte um so empfindlicher machte. Wir ritten auf gut Glück am Rande des Sumpfes hin, unsere ermatteten Pferde sanken häufig bis an den Bauch ein, und brachten nur mit Mühe die Füße wieder in die Höhe. Manchmal kamen wir an schlammige Bäche, über die wir setzen mußten, und empfahlen uns in den Willen Gottes, denn Keiner wußte, wie tief sie seyen. Endlich fühlten wir, daß der Boden unter unsern Füßen fester wurde, sprangen von den Pferden und gingen zu Fuße. Von Dunkelheit und Schneegewirbel umgeben, irrten wir lange von einer Seite zur andern, ob wir nicht in irgend einer Richtung wieder auf den Weg stoßen könnten. Nirgends war aber eine menschliche Spur, nirgends ein Zeichen von Leben zu entdecken. Von Zeit zu Zeit glaubten wir Stimmen zu vernehmen, blieben stehen, horchten aufmerksam nach allen Seiten, und immer vergebens: der Wind heulte in den Schluchten, die Bäume knarrten unter dem Anstoße der Gießbäche, in der Ferne brüllten die

Wellen des Meeres, und diese wilde, grauenhafte Musik füllte das Herz mit unfreiwilligem Schauder. Wir gingen langsam, ohne zu wissen wohin, und kaum konnten wir unsere vor Kälte und Mattigkeit erstarrten Füße noch bewegen. Die düstersten Gedanken stiegen in mir auf. Ist es beschlossen, dachte ich, daß ich in dieser Oede umkommen soll? Mit Schrecken warf ich meine Augen nach allen Seiten, aber nirgends Rettung, — ich war in Verzweiflung. Plötzlich blinkte ein Licht, und im Augenblicke flammte wieder die Hoffnung in unsern Herzen auf. Mit Entzücken eilten wir nach der Gegend, wo wir das Licht erblickt hatten, unsere Füße hatten wieder Kraft, und Muth füllte wieder unser Herz. Unsere Freude dauerte aber nicht lange, es schien, als wollte der Himmel unsere Geduld völlig erschöpfen. Das Pferd meines Führers scheute an einem dürren Aste, der auf dem Schnee hinrollte, riß sich mit Gewalt von ihm los und entfloh. Wir eilten ihm nach, traten aber in der Dunkelheit fehl, und fielen in einen mit Wasser angefüllten Graben. Hier verlor ich nun völlig die Geduld, überließ die Pferde mit dem Führer ihrem Schicksal, und wandte mich dahin, wo ich das Licht gesehen hatte, wo ich mich zu erwärmen, zu trocknen und dabei ein lebendes Wesen zu finden hoffte. Wer mahlt sich aber meine Verzweiflung, als das rettungverkündende Licht plötzlich erlosch. Tiefe Dunkelheit umgab mich; sie schien der Vorläufer der ewigen Nacht, die schon bereit war, ihr Opfer zu verschlingen. Doch in der höchsten Gefahr steht oft die Rettung nahe. Kurze Zeit, nachdem das Licht, und hiemit auch der letzte Hoffnungsstrahl in mir erloschen war, hörte ich plötzlich ganz deutlich und in geringer Entfernung Hundegebell. Keine Musik hat je meinen Ohren so angenehm getönt, als dieser wilde von den öden Felsen widerhallende Klang. Unter starkem Herzklopfen eilte ich gerade auf dieß Gebell zu; je mehr ich vorwärts ging, desto weiter entfernten sich die Hunde, aber ihre Stimme diente mir zum sichern Wegweiser.

Indem ich auf eine Felsenschlucht losging, sah ich mit Entzücken das Feuer wieder, das in einer Höhle brannte, und deutlich vernahm ich die ersehnten Laute menschlicher Stimmen. Obgleich ich durchaus nicht wußte, wohin und zu Wem mich das Schicksal führte, obgleich die tiefe Mitternacht und die Einsamkeit des Ortes gegründeten Argwohn erwecken konnte, so dachte ich mir doch im ersten Augenblicke nichts, als: vor dir ist Ungewißheit, hinter dir sicheres Verderben; mir schien es immer noch besser, mit bösen Menschen zu thun zu haben, als mit den feindlich empörten Elementen, und ohne Zaudern nahm ich meinen Weg gegen das Innere der Höhle.

In der einen Ecke war auf dem Boden ein großes Feuer angemacht, über dem ein Kessel hing. Zwölf bärtige Männer mit braunen asiatischen Gesichtern saßen um das Feuer und unterredeten sich ziemlich eifrig in einer fremden Mundart. Einige waren in Schafpelze gekleidet, Andere in eine Art von Soldatenmantel; Jeder hat im Gürtel ein Pistol und einen krummen türkischen Säbel; eine Anzahl langer albanesischer Gewehre lehnte in einer andern Ecke der Höhle. Ein großer hölzerner Krug ging rasch von Hand zu Hand; Jeder thatte einen herzhaften Zug daraus, und Keiner bemerkte es, als ich in die Höhle eintrat. Man muß gestehen, daß der seltsame und drohende Anblick dieser bewaffneten Schaar, die mitten in der stürmischen Nacht in einer Bergschlucht zechte, so wie alle Umstände meiner Hieherkunft nicht sehr geeignet waren, meine durch so mancherlei Gefahren aufgeregte Phantasie ruhiger zu stimmen. Unfreiwillig zweifelnd stand ich mitten in der Höhle, und suchte mir durch Vermuthungen klar zu machen, in welche Lage ich gerathen war; aber meine Unruhe stieg, als ich sah, daß der ganze bärtige Haufe bei meinem Anblicke zu den Waffen griff. Indessen trat Einer aus der Schaar hervor und ging auf mich zu. Es war ein Mann von mittlern Jahren und hohem Wuchse, seine gedrungenen Glieder verkündigten ihre herkulische Kraft, seine gebieterische Haltung zeigte den Anführer; ein langer Schnauzbart und ein dichter Backenbart gaben den scharfen Zügen seines Gesichtes ein ungewöhnliches Ansehen von Wildheit. Er hatte rothe Schifferhosen und eine grüne mit Tressen besetzte Kurtka an; auf dem Kopfe trug er Etwas, das an die alten Ritterhelme erinnerte. Säbel und Pistolen waren mit Silber eingelegt. Ich stand wie eingewurzelt, und erwartete die Entscheidung meines Schicksals, — wie groß war aber mein Erstaunen, als das furchtbare Wesen anfing, mir ganz demüthig in gebrochenem Russisch über den guten Stand seines Kommandos zu rapportiren! . . . Es kam heraus, daß es Griechen von dem balaklawischen Bataillone waren, die zur Verstärkung der Quarantänewachen nach Sebastopol zogen. Vom Unwetter überrascht, beschlossen sie, in den Höhlen von Inkerman zu übernachten, und meine unerwartete Erscheinung brachte unter ihnen denselben Schrecken hervor, der mich ergriffen hatte. Der Unteroffizier, der mich für den Befehlshaber der Postenkette hielt, begann mir seinen Rapport abzustatten, ehe ich mich besinnen konnte, wo ich war. Man muß Alles, was ich in dieser Nacht erduldete, erfahren haben, um sich eine Vorstellung machen zu können, mit welchem Vergnügen ich meine erstarrten Glieder am Feuer wärmte, mich in den Kreis der kriegerischen Albanesen setzte, und dem für mich jetzt gefahrlosen Toben des Unwetters zuhorchte. Indessen gingen einige Leute mit brennenden Kienspänen hinaus, um meinen armen Führer aufzusuchen; nach einiger Zeit hörte ich seine Stimme, und bald war er selbst da mit den ermatteten Pferden. Ich erstaunte über die Unermüdlichkeit des Kosaken; kaum hatte er Zuflucht unter einem Dache gefunden, als er auch schon alle Mühseligkeit vergessen hatte. Zahllose Gefahren, die so eben uns noch bedroht hatten, schienen ihm so gewöhnlich, daß er gar nicht daran dachte und sich nur mit seinen Pferden beschäftigte. Vergebens rieth ich ihm erst ein wenig für sich zu sorgen und sich etwas zu erwärmen, er erwiderte mir kaltblütig: „Das ist unsere gewöhnliche Arbeit; sein Vieh zu vergessen, das wäre eine Sünde vor Gott, da müßte sich ja ein Kosak vor seinem Bruder schämen; das gute Ding ist kein Mensch, und kann nicht sagen, was ihm fehlt.“ Inzwischen fuhr er fort, das Gepäcke abzuschnallen und die Pferde aufzugurten. Er suchte in einer der Seitenhöhlen einen Zufluchtsort für sie aus, und verschaffte ihnen sogar ein Bündel Heu. Als Alles fertig war, kam der Kosak fröhlich ans Feuer, und fing an, sich zu wärmen. Zum Glücke fand sich in meinem Reisevorrath etwas Branntwein, den ich brüderlich mit ihm theilte, und in Erwartung, daß mein Reisetheekessel siede, unterhielt ich mich mit den dienstfertigen Balaklawen, von denen einige sehr gut russisch sprachen.

Diese irregulären Truppen haben viel Originelles an sich. Zwei Generationen sind seit der Zeit verschwunden, seit die tapfern Albanesen zu dem blutigen Fest der Eroberung berufen, die Waffen in der Hand, und Haß gegen die Mohammedaner in der Seele, an den Ufern von Tauris landeten; dieser Stamm hat auch jetzt, mitten im friedlichen Leben, seinen kriegerischen Sinn noch nicht verloren; er hat die Sprache, die Kleidung und die Sitten der alten Besieger des bergigen Theiles der Krimm beibehalten; dort nennt man sie gewöhnlich Arnauten, und der Tatar schreckt noch jetzt mit dem Worte Arnaut seine Kinder, und bringt sie zum Schweigen, wenn sie weinen. (Schluß folgt.)

Ein Schachspiel mit lebenden Figuren.

Es ist bekannt, daß in den chinesischen Provinzen Schin-si und Schan-si einige der reichsten Leute Chinas wohnen. Die Eingebornen sagen, sie hätten Geld wie Berge aufgehäuft; die größten Kapitalisten in Canton sind auch aus diesen Provinzen. Während der letzten Jahre des verstorbenen Kaisers Kiring hatte eine reiche Wittwe, Namens Tschun, einen Sohn, der Alles trieb, was nur der ausschweifendste Luxus ersinnen kann. Unter andern müßigen Zeitvertreiben liebte er auch besonders das Schachspiel. Aber Schach auf einem Stück Pappendeckel oder Papier, wie die Chinesen es haben, ist ein gemeines, wenn auch interessantes Spiel. Herr Tschun kam auf einen neuen Gedanken. Er ließ ein großes Zimmer als Schachbrett bemahlen, mit Tischen für sich und einem Freund an den entgegengesetzten Seiten. Statt der Schachfiguren kaufte er eine Anzahl Sklavinnen, kleidete sie in verschiedene Farben, und ließ sie auf ein gegebenes Signal die Züge von Bauern, Läufern, Springern u. dgl. machen. Der kühne Schachspieler ersparte sich so die Mühe, die Figuren selbst in Bewegung zu setzen. Dieß erfuhr der Kaiser, und wahrscheinlich beleidigt, daß ein reicher Unterthan ihn in Schwelgerei übertreffe, stellte er sich schrecklich beleidigt bei dem Gedanken, Sklaven die Geschäfte von Schachfiguren versehen zu lassen. Er strafte den Herrn Tschun um drei Millionen Taels, und verbannte ihn auf Lebenszeit an das Ufer des Flusses, der schwarze Drache genannt, wobei er ihm bedeuten ließ, er müsse ihm, dem Kaiser, unendlich dankbar dafür seyn, daß er ihm nicht den Kopf vor die Füße legen lasse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 158. 7 Junius 1833.

Transatlantische Reisebilder. *)

Das Werk, aus dem wir hier einige Auszüge mittheilen, gewinnt dadurch noch ein besonderes Interesse, daß der Verfasser seine Reise mit einer Schnelligkeit zurücklegte, die selbst in einer Zeit, wo der menschliche Scharfsinn sich in Erfindungen überbietet, um in möglich größter Schnelligkeit die Erde von einem Ende bis zum andern zu durchfliegen, immer noch wahrhaft überraschend ist. Kapitän Alexander, der auf seiner frühern mazeppaartigen Reise in Rußland und der Krimm schon bewiesen hatte, wie schnell man mit Postpferden gefördert werden kann, leistet hier noch Außerordentlicheres: er erstattet Bericht über einen Weg von 16,000 (englischen, ungefähr 4000 deutschen Meilen), den er in dem kurzen Zeitraume von einem Jahr zurücklegte. Er hatte bereits einen guten Theil der alten Welt gesehen, als ihn auch die Lust anwandelte, die neue zu besuchen; er schiffte sich also nach Südamerika ein, brachte einige Zeit unter den Pflanzern von Guiana zu, befuhr den Essequibo, drang in Urwälder ein, verkehrte mit den Indianern und erzählt sehr ergötzlich von jener unermeßlichen waldbedeckten Welt mit ihren Kaimans, Affen, wilden Schweinen, Klapperschlangen, Leoparden, Vampyren und sonstigen Bewohnern. Von Guiana wendet er sich nach Barbados, besucht Tabago, Trinidad, Jamaika und noch ein halbes Dutzend anderer westindischer Inseln, schifft dann nach Cuba über, und nachdem er, wie er selbst sagt, „viele fremde Gesichter gesehen und manche seltsame Geschichte gehört hatte," segelt er nach Neu-Orleans, fährt den Mississippi hinauf, durchreist Tenessee und Kentucky, theils zu Fuß, theils zu Wagen, geht auf dem Ohio nach Wheeling in Virginien, dann über den Eriesee, besucht den Niagara, fährt über den Ontariesee nach York in Obercanada, von da nach Kingston, und auf dem Ottawa nach Bytown, schifft den letzten Fluß abwärts nach Montreal, geht hier nach Quebek unter Segel, wo er viele Erkundigungen über die Lage der canadischen Ansiedler einzieht, und manche interessante Gegend besucht, fährt dann auf dem See Champlain und dem Hudson nach New-York, reist über Philadelphia und Baltimore nach Washington und kehrt endlich nach New-York zurück, von wo er sich nach Liverpool einschifft.

Um sich gegen jedes Bedenken zu verwahren, das sich bei einer Vergleichung dieser Reiseroute mit dem dazu verwendeten kurzen Zeitraume erheben möchte, sagt der Verfasser: „Vielleicht hätte ich das Geständniß, daß diese beiden Bände und eine Reise von 16,000 Meilen, zu Wasser und zu Lande binnen einem Jahr geschrieben und vollendet wurden, zurückhalten sollen, denn Viele werden ausrufen: was für gründliche Angaben lassen sich von einem Manne erwarten, der eine so große Reise im Fluge zurücklegte! Diesen diene zur Antwort, daß ich nach der neuen Welt hin und wieder zurück eine sehr schnelle Fahrt hatte: nach Südamerika drei Wochen und von Nordamerika zurück 16 Tage; nicht minder glücklich war ich bei meinem Besuche der westindischen Inseln. Je nach den Umständen hielt ich mich an den verschiedenen Orten drei- bis vierzehn Tage, auch einen Monat auf, und stets bereit zu sehen und zu hören, bot ich Alles auf, um den Mangel längeren Aufenthalts bei den Menschen und in den Gegenden, die ich zu schildern versuchte, durch verdoppelte Aufmerksamkeit zu ersetzen." Mäßigkeit und geregelte Lebensweise erhielten seine Gesundheit, und machten ihn zu Ertragung großer Beschwerden geschickt. „Ich kann, sagt er, aus eigner Erfahrung behaupten, daß zwei kleine Schnitte Fleisch des Tags, nebst Milch, Brod und Gemüse unter allen Klimaten, selbst bei großen Anstrengungen, zur Leibesnothdurft hinreichen; denn selbst zu Zeiten, wo ich lange kein Fleisch gegessen hatte, legte ich in einem Tage 200 Meilen zu Pferde oder 50 zu Fuß zurück."

Wie es sich indessen auch mit den Bedenklichkeiten, die sich erheben ließen, verhalten mag, so muß man dem Verfasser doch zum mindesten das Verdienst zugestehen, daß er den Leser nicht langweilt, was die nachfolgenden Schilderungen und Anekdoten, die wir seinem Werke entnehmen, beweisen mögen.

1. Der Zitteraal. — Die Klapperschlangen.

Ich stand zu Stabroek in Guiana eben auf der Galerie eines Hauses, das einem auf halben Sold gesetzten Offizier (jetzt Pflanzer) gehörte, als ich im Garten einen großen Kübel gewahr wurde. Auf die Frage, was er enthalte, erhielt ich zur Antwort, einen elektrischen Aal; „allein, sagte mein Freund, ich habe ihn schon lange, er ist schwächlich und hat seine

*) Transatlantic Sketches; or a Visit to Scenes of Interest in North and South America and the West Indies etc. By Cptn J. E. Alexander. 2vls 8vo London 1833. Bentley.

elektrische Kraft gänzlich verloren." Ich ging hinab, um ihn näher zu betrachten und sah nun einen braunen, plattköpfigen Aal von vier bis fünf Fuß Länge, mit breitem Schweif, der gemächlich das Innere des Kübels umkreiste und ziemlich unheimlich aussah. Der Pflanzer hob jetzt ein Stück von einem alten eisernen Faßreif auf und sagte so ganz hin geworfen: „Wenn Sie ihn damit berühren, so werden Sie gleich sehen, daß er alle seine Kraft verloren hat." Ich that's und erhielt zu großer Belustigung meines Freundes einen solchen Stoß, daß ich fast rückwärts zu Boden geworfen wurde; obschon der Aal ganz unbeweglich schien. Diese Zitteraale geben oft zu belustigenden Auftritten mit den englischen Matrosen, die nach Stabroek kommen, Anlaß: man trägt ihnen nämlich auf, sie in die Küche zu tragen; Jack streift nun guten Muths seine Hemdärmel hinauf, fährt mit beiden Händen ins Wasser und erhält einen Schlag, der ihn ganz dämisch macht. Hat er sich von seinem Schrecken erholt, so blickt er starr vor Staunen, und den Ellbogen reibend, bald auf die Umstehenden, bald auf den Aal. „Versuch's noch einmal Jack, heißt es nun, es gilt eine Flasche Rum." Er thut's, packt seine Beute fest, grinst und flucht, erhält Schlag auf Schlag,, läßt in seiner Verzweiflung den Aal fallen, und rennt davon, als wäre ihm der Satan auf den Fersen. Ein kleiner Hund, den man in einen Kübel warf, in dem sich ein Zitteraal befand, wurde von dem Schlage so betäubt, daß er unterſank und nur mit Mühe gerettet werden konnte. Ein Pferd, das aus dem Kübel trinken wollte, wurde durch den Schlag beinahe bis auf die Hacken zurückgeworfen und sprengte, vor Entsetzen schnaubend, mit fliegenden Mähnen und ausgestrecktem Schweife davon.

Ein rüstiger, einem Freund in der Nähe von Stabroek gehöriger Neger brachte aus dem Walde zwei Klapperschlangen in einer Schachtel mit nach Hause, die er durch Einschüchterung seinem Willen gänzlich unterworfen zu haben schien, denn nach einiger Zeit ließ er sie in der Verandah aus ihrem Käfig, und auf seinen Ruf kehrten sie stets zu ihm zurück. Eines Tages vermißte man sie, und als der Herr des Negers eben in ein Nebengebäude gehen wollte, sah er sie unter der Thürschwelle zusammengeringelt liegen. Lange traute er sich nicht hinaus, endlich aber faßte er sich doch ein Herz und sprang über sie weg ins Freie. Der Neger ging nun mit seiner Schachtel hinaus, um sie wieder einzufangen. „Ihr Schelme, ihr wollt entlaufen?" sagte Quaco, „den Augenblick geht in eurem Käfig," und die Schlangen gehorchten. Zuweilen neckte er sie, und sie bissen ihn in die Hand, dann lief er aber nur schnell in das hohe Gras vor dem Hause und rieb die Wunde mit einem Kraut, das er jedoch Niemand zeigen wollte, denn bei seinen Kameraden stand er als Schlangenbeschwörer in großem Ansehen. Endlich wurde er, als er trunkenen Muthes seine Thiere einst reizte, von ihnen gebissen; er versäumte es, sein Gegengift anzuwenden, ging auf das Feld an die Arbeit und war binnen kurzer Zeit ein aufgeschwollener Leichnam. In einem Garten habe ich die ostindische Cobra di Capello, oder Hutschlange, fangen gesehen, und beobachtete dabei den Schlangenbeschwörer, der, seinen mit Federn geschmückten Turban auf dem Haupte, neben einer Höhle unter einer Hecke von Stachelbeerbüschen saß und auf einem Klumpen, aus einem Kürbis verfertigten, vorn mit einem Stück Spiegelglas versehenen Instrumente blies. Die Cobra hob den Kopf in die Höhe, als lauschte sie den wilden Tönen, und ihr Auge haftete wie festgezaubert an dem glänzenden Glase. Ein bereitstehender Gehülfe packte sie nun hinten im Genick, zog ihren gelben sich ringelnden Leib an sich und steckte sie, ohne ihr die Giftzähne auszubrechen, in einen bedeckten Korb, wobei er die übliche Beschwörung Hut Tereh murmelte. Den andern Tag kam der Schlangenbändiger wieder, stellte den Korb auf den Boden, hockte sich nieder und fing an zu blasen; der Deckel des Korbes that sich auf, die gezähmte Schlange kam heraus, ringelte sich zum Theil auf und wendete den Kopf der Musik zu, wobei sie fortwährend ihre bebrillte Haube aufblähte, oder zischte, wenn der Beschwörer ihr mit der Hand zu nahe kam. Der Gehülfe stand hinter ihr und hielt sie beim Schweif, und so konnte sie keinen Schaden thun; warf man ihr aber ein Stück Geflügel vor, so war es in wenig Minuten todt.

Chinesisches Theater.

Vierte Scene.

Fa-Tsong. Der Bonze hier nennt sich Fa-Tsong. Ich bin ein Schüler Fa-pen's, des Vorstehers in diesem Tempel der Pou-kieou. Heute hat unser Oberpriester sich nach einem Tempel in der Nachbarschaft begeben, um einer Feierlichkeit beizuwohnen, und gebeten, die Namen der Personen zu merken, die vielleicht kommen könnten, ihn zu besuchen. Wenn unser Vorsteher zurückkehrt, werde ich ihm darüber genauen Bericht erstatten. Inzwischen will ich einmal hier den kleinen Hügel besteigen, um zu sehen, ob Niemand kommt.

Tschang-Kong (tritt auf). Ha, da bin ich ja schon angekommen. (Er erblickt Fa-tsong.)

Fa-Tsong. Mein Herr, wo kommt ihr her?

Tschang-Kong. Der Student, den ihr vor euch seht, kommt von Si-Lou. Ich hörte von der Ruhe sprechen, die in diesem Tempel herrscht, und von seiner seltenen Pracht. Ich wünschte vor Allem das Bild des Fo zu sehen, und dann eurem ehrwürdigen Tempelvorsteher meine Verehrung zu bezeigen. Darf ich wohl fragen, ob er hier ist? —

Fa-Tsong. Unser Oberpriester ist nicht zu Hause. Der demüthige Bonze, den ihr vor euch seht, ist Fa-Tsong, sein Schüler. Ich bitte den Herrn Doktor, in dem Kloster einzusprechen und einen Thee zu sich zu nehmen.

Tschang-Kong. Da euer ehrwürdiger Oberpriester nicht zu Hause ist, so kann ich eure Einladung nicht annehmen. Allein ich bitte euch, mein Bruder, führt mich einen Augenblick in den Tempel, um ihn zu besehen und zu bewundern.

Fa-Tsong. Ich will nun hingehen, um die Schlüssel zu holen und euch dann den Tempel des Fo, den Thurm, den Hof der Pagode, das Refektorium und den Saal der achtzehn Schüler zu zeigen. Inzwischen hoffe ich, wird der Oberpriester zurückkehren.

(Er geht mit Tschang-Kong ab.)

Fünfte Scene.

Tschang-Kong. In der That, dieser Tempel ist ein wunderbares Gebäude.

(Er singt nach der Arie Tsienfiekao.)

Ich stieg hinauf bis zur Höhe des Tempels des Fo; ich stieg hinab bis in das Kloster der Bonzen. Ich näherte mich der Westseite des Refektoriums, ich sah die Façade des Thurms und den nördlichen Theil des Fa-Thang (des Saales des Gesetzes); ich erging mich im Heiligthum, ich erstieg den herrlichen Thurm, ich umwandelte seine bedeckten Galerien in ihrem ganzen Umfang, ich zählte die Bildsäulen des Fo, ich neigte meine Stirne vor den Pousa (den Göttern), ich grüßte ehrerbietig die Weisen und Heiligen.

* * *

Sechste Scene.

(Yng-Ing und Hong-Niang, mit Blumensträußen in den Händen.)

Yng-Ing. Hong-Niang, laß uns in den Tempel des Fo gehen.

Thang-Kong (erblickt Yng-Ing und singt).

Ich sah eines jener Ideale, die durch Anmuth und Hoheit bezaubern, — wie sie nur im Laufe von fünf Jahrhunderten einmal erscheinen.

(Er singt nach der Arie Yuanhoaling.)

Man sieht in der Welt tausenderlei und zehntausenderlei Schönheiten; — doch wie selten ein weibliches Wesen, das so würdig ist, Liebe einzuflößen! — Meine Augen sind außer sich vor Verwirrung, meine Zunge ist stumm, — meine Seele entweicht und erhebt sich bis in den Himmel. — Um alle Menschen zu verführen, braucht sie nichts als mit lächelndem Antlitz ihre duftige Schulter zu neigen, und in der Hand einen Blumenstrauß zu tragen.

(Er singt nach der Arie Ehangyma kiao.)

Hier ist Buddha's Palast, hier ist der Himmel, aus dem Gram und Kummer verbannt sind. — Ach, wie hätte ich ahnen können, daß ich in diesem Tempel einer jungen Unsterblichen begegnen würde? — Abwechselnd empfinde ich Verdruß und Freude, wenn ich dieß Antlitz betrachte, auf dem die Reize des Frühlings glänzen. — Ich möchte auf ihre Stirne einen Kranz von goldenen Blumen setzen.

(Er singt nach der Arie Ehenyzhenchou.)

Ihre edlen Augenbrauen wölben sich sanft wie die Sichel des Neumondes, und dehnen sich anmuthig bis zu dem duftigen Gewölk aus, das ihre Schläfe umwallt.

Yng-Ing. Hong-Niang, sieh!

(Sie spricht zwei Verse.)

Menschen betreten selten diesen Aufenthalt der Stille und der Einsamkeit. — Die Stufen sind mit Moos bekleidet; die Erde ist geröthet von entblätterten Blumen.

Tschang-Kong. Ich sterbe!

(Er singt nach derselben Arie.)

Bevor sie spricht, färben sich ihre jungfräulichen Wangen mit Röthe. — Sie öffnet ihre Lippen, die vom Purpur der Kirsche glühen; — die Zähne, die sie blicken läßt, sind weiß wie Reißkörner und glänzend wie der Thau, — und ihrem Munde entbauchen die melodievollsten Töne. — Man glaubt die klaren und mannichfaltigen Gesangesweisen des Vogels Ing zu hören, der hinter Blumen zwitschert. — Macht sie einen Schritt, so zieht mich unaufhaltsam eine zärtliche Sehnsucht zu ihr hin. — Ihr schlanker und leichter Wuchs, ihre geschmeidigen und anmuthvollen Glieder scheinen sich nach einer süßen Musik zu bewegen. — Ungezwungene Leichtigkeit und Harmonie herrschen in ihren wellenförmigen Bewegungen, — ein unaussprechlicher Zauber ist über ihre ganze Gestalt ausgegossen.

Hong-Niang. Fräulein, ich sehe hier Mäuner! Laßt uns gehen.

(Yng-Ing wendet sich um und wirft verstehend einen Blick auf Tschang-Kong.)

(Schluß folgt.)

Ein Nachtlager in den Höhlen von Inkerman in der Krimm.

(Schluß.)

Inzwischen bereitete mich der heiße Thee völlig, und versöhnte mich wieder mit meinem Schicksale; meine Pfeife rauchend, und sorglos auf meinem in einer Ecke der Höhle ausgebreiteten Mantel hingestreckt, pflegte ich der Ruhe mit einem Vergnügen, wie es der Reiche auf seinem weichen Pfühl unmöglich fühlen kann. Angenehm ist die Kühle nach der Hitze, aber die lebenschaffende Wärme nach einer heftigen, tödtlichen Kälte wirkt noch angenehmer auf unsern zerbrechlichen Körper: das fühlte ich jetzt in vollem Grade; in dem Maße, als meine Glieder sich erwärmten, beschlich mich eine wollüstige Ruhe, und Seele und Leib sanken allmählich in weichen Schlummer .... Plötzlich vernehme ich einen Grabgesang, ich trete hinaus, und zu meinem Erstaunen sehe ich eine Menge Mönche mit traurigen Gesichtern: die Einen trugen einen einfachen hölzernen Sarg auf ihren Schultern, der mit einem schwarzen Tuche bedeckt war, Andere begleiteten den Todten mit brennenden Lichtern in den Händen. Alle sangen ein Grablied, dessen gezogene Töne in der tiefdunkeln Höhle widerhallten. Die Neugierde ließ mich meine Müdigkeit vergessen, und ich folgte dem traurigen Zuge. Nachdem wir durch viele dunkle Gänge gezogen, gelangten wir endlich in eine Art Kirche *), wo die ganze Umgebung zur Andacht einlud. Der Sarg ward in der Mitte niedergesetzt, und die trauernden Mönche begannen die Begräbnißfeier. Da tönte plötzlich wilder Lärm von Außen, Waffen klirrten, die heilige Handlung ward unterbrochen. Die friedlichen Einsiedler verwandelten sich plötzlich in Krieger, und drängten muthig heran gegen die Schaar der Feinde, welche das Kloster zu überfallen und zu plündern gedachten; da sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sahen, entbrannte ein wilder Kampf ..... Hier erwachte ich, und nur mit Mühe gelang es mir meine Gedanken in Ordnung zu bringen. Der wunderliche Traum, und Alles was in der That mit mir vorgegangen war, verwirrte sich in meiner Einbildungskraft so durch einander, daß es lange währte, ehe ich Täuschung und Wahrheit unterscheiden konnte; das Eintreten meines Kosaken brachte mich endlich völlig zu mir selbst; ich befahl ihm, Alles zur Abreise in Bereitschaft zu setzen, und betrachtete indessen die Höhlen. Beim Anblicke dieser weiten, in den festen Stein gebauenen Gewölbe kann man nicht umhin, die Gewalt menschlicher Kunst zu bewundern, welche so über die Natur siegte; zugleich aber drängte sich mir der Gedanke auf, was wohl die alten Bewohner dieser Gegenden veranlaßt habe, solche mühselige, wahrhaft ägyptische Arbeiten zu unternehmen, und endlich im Innern der Berge zu wohnen, da es doch viel leichter und bequemer war, sich Wohnungen in freier Luft zu erbauen. Man quält sich ab in Vermuthungen, die aber alle höchst unwahrscheinlich sind, besonders wenn man bei

*) In diesen Kalkgebirgen findet sich in der That eine Menge Grotten und tiefer Höhlen, die in frühern Zeiten, während der Kriege, die so oft diese Insel verheerten, den alten Einwohnern von Chersonesus zur Zufluchtsstätte dienten. Auch findet sich in diesen Felsen eine Kirche von hohem Alterthume, die zum Theil noch erhalten ist.

einer aufmerksamen Betrachtung der hiesigen Berge entdeckt, daß sie beinahe alle zu künstlichen Höhlen ausgehauen sind, von denen zwar die allgewaltige Zeit schon viele wieder zerstörte, aber nach den Ueberbleibseln zu schließen, muß man glauben, daß nicht Hunderte und Tausende, sondern ganze Nationen hier arbeiteten und wohnten. Gewöhnlich schreibt man die Erbauung dieser Höhlen den ersten Christen zu, die sich darin gegen die Verfolgungen der Heiden verborgen haben sollen. Ohne diese Meinung ganz zu verwerfen, kann man doch aus mehrern Kennzeichen mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß der erste Gedanke an einen solchen Bau einem viel tiefern Alterthum angehört. Schließlich muß man aber vor Allem die Veranlassung zu diesem Gedanken in religiösen Ideen suchen, welche dem Geheimnißvollen und Wunderbaren so nahe stehen, dem freilich eine solche Lokalität überflüssige Nahrung darbietet. Indeß ist durchaus kein Zweifel, daß die Höhlen von Inkerman ehemals von Christen bewohnt wurden; Kirchen, die darin erbaut, und Kreuze, die an den Wänden ausgehauen sind, dienen zum unwiderleglichen Beweise; aber konnten sie als sichere Zufluchtsstätten gegen dauernde Verfolgungen von Völkern und Regierungen dienen? Ich glaube nicht, und mir scheint, daß man in diesen Höhlen kaum eine temporäre Zuflucht gegen Räubereinfälle finden konnte. Doch dem sey, wie ihm wolle, ich überlasse Andern, Vermuthungen über längst vergangene Zeiten aufzustellen, und sage bloß im Vorübergehen, wie Inkerman sich jetzt den Augen eines einfachen Reisenden darstellt, der kein Archäologe ist.

Der Stein, in welchen die Höhlen ausgehauen sind, besteht aus einem ziemlich festen Kalkstein; an vielen Orten ist er aber eingestürzt, und dadurch die Gänge zum Theil verschüttet, und ganze Abtheilungen dieses wunderbaren Baues völlig vernichtet; der Hauptgang ist aber noch ganz, und selbst eine hölzerne Treppe sehr gut erhalten. Diese Treppe ist unter einem ziemlich langen Gewölbe erbaut, das an einigen Stellen sich zu größern Plätzen erweitert, eine Krümmung macht und sachte aufwärts führt. An den Seiten sind Einsenkungen, die als Zellen dienten, Kreuze an den Mauern und menschliche Gebeine, die aus den finstern Ecken hervorsehen, beweisen, daß die hier lebendig begrabenen Einsiedler auch im Tode ihre Wohnung nicht wechselten. In dem obern Theile der Höhlen ist eine Kirche erbaut; man muß staunen, mit welcher Kunst sie in den Felsen gehauen ist, noch jetzt sieht man Gesimse und verschiedene Verzierungen, die mit dem ganzen Bau aus demselben Stein gehauen sind; die Malerei an den Mauern und an der Decke ist verlöscht, doch sieht man allenthalben noch Spuren. Der Vorsprung des Felsen, der die vordere Mauer der Kirche bildet, ist eingestürzt, und das Gewölbe derselben hängt nun beinahe in der Luft; aber eine der Seitenwände steht noch ganz, und kann einen richtigen Begriff von den übrigen Theilen dieses merkwürdigen Tempels geben. Sogar ein Fenster mit seiner gothischen Form ist hier noch erhalten, und auf dem Boden vor der Mauer, wo das Heiligenbild stand, kann man die Vertiefungen sehen, welche die Fußtritte der frommen Pilger austraten. In einer Ecke war nach unten zu eine Oeffnung, ich blickte hinaus, und sah zu meiner Verwunderung, daß dieser ganze Theil des Gebäudes nur mit Einer Seite an dem Felsen anklebte, also wie ein Schwalbennest in der Luft hing. Links von der Kirche geht ein zweiter Korridor, aber er läuft bald aus in eine Oeffnung über dem Felsen, und es ist zu vermuthen, daß hier ein zweiter Ausgang war, von dem keine Spur mehr übrig blieb.

Von hier aus kann man das ganze Thal übersehen, das von einem schwarzen Flüßchen bewässert wird, welches vor seinem Ausfluß in den Meerbusen von Sebastopol einen breiten, stark mit Schilf bedeckten Sumpf bildet. Indem ich von der Höhe aus mit aufmerksamem Auge die Gegend überblickte, wo wir in der vergangenen Nacht umher geirrt waren, konnte ich mich überzeugen, daß wir von feinen eingebildeten Gefahren umgeben waren, und daß der mit Schnee bedeckte Sumpf leicht für immer unserer Wanderung ein Ziel hätte stecken können.

Die Thürme der Festung auf dem hohen Felsen an dieser Seite des Thales lockten meine Neugierde, aber zu meinem Bedauern gestattete es meine Zeit nicht, diese denkwürdigen Trümmer zu besuchen und die darin befindlichen Höhlen zu betrachten. Als ich an den ersten Eingang zurückkehrte, waren die Pferde bereits gesattelt und Alles zur Abreise bereit; da ich mich aber nicht aufs Neue in den Bergen verirren wollte, nahm ich als Führer einen von den Bataklawen mit mir, der mich versicherte, er kenne hier alle Pfade auswendig. Dieser kleine Kerl ritt vor mir her auf einer sehr großen magern Schindmähre, und hüllte sich dabei in einen fuchsrothen Filz, der ehemals ein Mantel *) gewesen war. Zu Zeiten stieß er dichte Wolken von Rauch aus einer kurzen Pfeife, die ihm unter einem mächtigen Knebelbarte zwischen den Zähnen hervorsah. Von hinten sah diese Figur ganz kegelförmig aus, und glich einer Nomadenjurte mit der rauchenden Oeffnung oben. — Als wir Inkerman verließen, war die Erde noch mit Schnee bedeckt, als wir aber gegen das südliche Zollhaus kamen, war er bereits geschmolzen. Anfangs war das Wetter hell, dann blies der Wind stark vom Meere her, und Berge und Thäler bedeckten sich mit Nebel. Endlich als wir gegen Sebastopol kamen, zerriß der Wind aufs Neue den Nebelvorhang, und hell erleuchtete die Sonne die Ebene vor mir, wo einst die prächtige Chersonesus sich erhob.

*) Burka, ein Filzmantel, wie ihn die Kosaken tragen.

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie der Wissenschaften wurde eine Abhandlung des Herrn Leon Dufour über die Tarantel (Lycosa tarentula) vorgelesen, worin es unter Anderm, in Bezug auf die Oekonomie dieses merkwürdigen Thieres, heißt: „Die Tarantel bewohnt vorzugsweise offene, trockene, unangebaute, an der Sonne gelegene Stellen, und lebt in unterirdischen Gängen, die sie selbst ausgräbt, und die von den Naturforschern noch wenig beachtet wurden. Es sind cylinderförmige Aushöhlungen, oft von einem Zoll im Durchmesser, die sich einen Fuß tief in den Boden einsenken. Die Bewohnerin dieser Laufgräben zeigt sich dabei nicht nur als geschickte Jägerin, sondern auch als scharfsinnige Baumeisterin. Es mußte ihr nicht allein darum zu thun seyn, sich tief in der Erde einen Zufluchtsort gegen Verfolgungen zu erbauen, sondern sie mußte ihre Gänge auch so einrichten, daß sie aus der Tiefe derselben ihre Beute erspähen und pfeilschnell auf sie losstürzen konnte. Um Dieß zu erreichen, führt die Tarantel ihren Bau zuerst vier oder fünf Zoll tief senkrecht, dann aber horizontal in einen stumpfen Winkel und dann wieder senkrecht. Da, wo der Winkel beginnt, sitzt nun die Lycose, die Augen unverwandt auf den Eingang ihrer Höhle gerichtet. Wenn man auf sie Jagd macht, kann man aus dem Dunkel des Ganges ihre Augen wie zwei Diamanten hervorblitzen sehen, ungefähr wie die der Katzen im Finstern. Ueber den äußern Rand des Einganges erhebt sich gewöhnlich noch einen Zoll hoch eine Röhre, die gewöhnlich zwei Zoll im Durchmesser hat, folglich viel geräumiger ist, als die Höhle selbst, wahrscheinlich um den Beinen der Tarantel, wenn sie in diesem Verhef ihre Beute überfällt, größern Spielraum zu lassen. Dieser Vorbau besteht aus kleinen Holzspänen, die mittelst Lehm verbunden und so kunstreich in einander gefügt sind, daß sie eine gerade, innen ausgehöhlte Säule bilden. Dieses Vorwerk erhält aber hauptsächlich durch ein Gewebe von Fäden, mit denen es, so wie der ganze Höhlenbau, ausgeschlagen ist, erst die gehörige Festigkeit."

*

Ein englisches Blatt, die „Sun." bemerkt: „Heuer strömten wieder mehr bayerische Besenverkäufer (?) nach England, als je in einem frühern Jahre. Nicht weniger als 750 Männer, Weiber und Kinder wurden in Dover ans Land gesetzt, und außerdem noch 140 italienische Orgelspieler, Gypsfigurenhändler u. s. w., die ausgemacht als Bettler betrachtet werden können.

*

Die königliche dänische Fregatte „Galathea" wird diesen Sommer nach Livorno unter Segel gehen, um dort die von Thorwaldsen verfertigten zwölf Apostel abzuholen.

*

Herr Libri, der Verfasser der Artikel über den Zustand der Wissenschaften in Italien (s. Ausl. vor. Jahrg. S. 808 — 1058), ist an die Stelle des unlängst verstorbenen berühmten Scarpa, in der französischen Akademie der Wissenschaften, Section der Geometrie, aufgenommen worden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 159. 8 Junius 1833.

Transatlantische Reisebilder.

2. Merkwürdige Fische. Die Boa. Die Conacuschi. Die Labarri.

Der Perai oder Omah wird von den Schwimmern in den Gewässern von Guiana mit Recht sehr gefürchtet. Er ist zwei Fuß lang, und seine Zähne und Kinnladen sind so stark, daß er Nüsse aufbeißt, um die Kerne zu fressen.

Er ist sehr gefräßig, und die Indianer sagen, er sey im Stande mit der größten Leichtigkeit eine Weiberbrust oder ein anderes Glied abzubeißen. Der Silurus (Stör) ist ebenfalls ein merkwürdiger Fisch, denn seine Jungen schwimmen oft in Bruten zu 150 über dem Kopf der Mutter, die, sobald Gefahr vorhanden, den Rachen öffnet, ihre Nachkommenschaft hineinschlüpfen läßt, und nun an einen sichern Platz schwimmt. Der Loricaria callichthys oder Assa (Panzerfisch) baut ein Nest von dem schwimmenden Gras auf der Oberfläche der Sümpfe, in das er seinen Laich legt, der von der Sonne ausgebrütet wird. In der trockenen Jahreszeit wird, so unglaublich es auch scheinen mag, dieser Fisch in den großen Savanen oft aus dem Boden gegraben, denn da er am ganzen Leib mit festen Schilden versehen ist, so wühlt er sich zur Regenzeit mit seinen starken Rücken- und Seitenflossen in die Erde, wo er Feuchtigkeit genug findet, um so lange aushalten zu können, bis die Regen diese Flächen wieder in seichte Seen verwandeln. Der Wurwurihma (ein Tetrodon) genannte Fisch ist, obschon nur drei Zoll lang, doch der unter dem Namen „Waldmeister" bekannten Schlange zu vergleichen, denn er flieht nicht nur nicht vor den Menschen, sondern verwundet auch mit einem tödtlichen, höchst giftigen Biß. Nimmt man ihn aus dem Wasser, so bläst er sich wie eine Kugel auf. Noch ist der Rana Paradora (Froschfisch) bemerkenswerth, vielleicht das seltsamste Geschöpf in Guiana. Zuerst ist es ein Fisch von fünf Zoll Länge, dann bekommt es nach und nach Füße, verliert seinen Schweif und wird ein Frosch von erbsengrüner Farbe, der das Wasser verläßt und den Eintritt des Regens mit melancholischem Quacken verkündet.

Die gewaltige Camudi, Aboma oder Boa, lebt in heißen sumpfigen Gegenden, wo sie sich an den Rand des Morastes legt, und vorübergehende Thiere, oder auch den Indianer belauert. Plötzlich umschlingt sie ihr Opfer, zerbricht ihm die Knochen, begeifert es und schluckt den so zubereiteten Bissen allmählich hinab. Noch weit mehr aber wird die Conacuschi von den Indianern gefürchtet. Waterton sagt von dieser furchtbaren Schlange: „Unübertroffen in der Pracht ihrer Regenbogenfarben sowohl als in der Wirkung ihres Gifts, kriecht die Conacuschi furchtlos dahin; alleiniger Gebieter in diesen Wäldern, fliehen Menschen und Thiere vor ihr und lassen sie ungehindert ihres Wegs ziehen." Allgemeiner ist die Conacuschi unter dem Namen „Waldmeister" (bush-master) bekannt; ich sah eine von zwölf Fuß Länge, die ziemlich so aussah wie ein Schlangenleib mit dem Kopfe einer häßlichen Kröte. Die Indianer entgehen diesem Ungeheuer mit Hülfe ihrer Hunde, die sie voraus laufen lassen, damit sie ihre Herren warnen, wenn der Waldmeister etwa am Wege liegt. Durch den starken Bisamgeruch, den sie beim Fortkriechen durch das Gras verbreiten, wurde ich ebenfalls oft auf die Nähe einer giftigen Schlange aufmerksam gemacht. Die Labarri, die fast eben so giftig als die Conacuschi ist, wird zuweilen in Stabroek getödtet. Man kann sich kein scheußlicheres Reptil denken als diese Schlange; wird sie gereizt, so sträuben sich alle Schuppen empor wie die Federn bei einem Hahn, die Augen funkeln vor Wuth und der offene Rachen zeigt die großen Zähne, bereit ihr Gift zu ergießen.

* * *

3. Zusammenkunft mit Frazer. Kampf eines Schaguars mit einem Alligator.

Mit Frazer, einem Landsmanne, den ich unter den Ansiedlern in den Wäldern von Guiana fand, besuchte ich Wallabanari, einen Häuptling der Arrawak's, in seiner Wohnung, durchstrich mit ihm die düstern Wälder, oder fuhr mit ihm im Kanot auf den dunkeln Fluthen der Krihks. Zuweilen hallten die Wälder wider von den kriegerischen Tönen unserer Pfeifen, oder wir nahmen in irgend einer Wohnung Theil an den Leibesübungen der Indianer; dann veranlaßten wir sie auf ihren einfachen Flöten von Bambus oder ihren Violinen mit drei Saiten zu spielen und ergötzten uns an ihrem Tanz, der von drei oder vier Männern ausgeführt wurde, die mit den Händen zusammenschlugen, vor- und rückwärts gingen, sich drehten und unter dem Gesang: „Na, na, na!" den Boden mit den Fersen stampften. Wir kamen eines Tags zu einer hoch gelegenen, gelichte-

ten Stelle, auf der drei verlassene Wohnungen standen; hier hatte sich eine traurige Begebenheit ereignet, wodurch die Indianer vermocht worden waren, einen Platz bösen Anzeichens zu verlassen. Ein Arrawak war bei einem Pigwarrpfest in einer zornigen Aufwallung getödtet, und der Mörder, ein Pei-man (Zauberer) vom Stamm verurtheilt worden, sich sein Grab selbst zu graben, und dann von den nächsten Anverwandten des Erschlagenen erschossen zu werden. Mit dem ersten Theile des Urtheilsspruches war er einverstanden, und man führte ihn nun zur Vollstreckung. Kaum hatte man ihn aber losgelassen, als er schnell in den Wald entsprang; ein Mann, der nach ihm schoß, ihn aber fehlte, erkrankte aus Furcht vor den Zaubersprüchen des Entronnenen und starb. Unter dem Fußboden des einen dieser Häuser befanden sich die Gräber des erschlagenen Arrawak und des ungeschickten Schützen.

Als wir einst gemächlich flußabwärts fuhren, sagte ich zu Frazer: „Sie müssen auf ihren Wanderungen wohl manch seltsames Abenteuer bestanden und vieles Merkwürdige gesehen haben.“ — „Gewiß,“ war die Antwort, „besonders wenn ich den Oronoko besuchte, um mir das gegen chronische Rheumatismen so heilsame Lorberöl zu verschaffen. Gewöhnlich ging ich zu Wasser von Stabroek nach Angostura, nicht an der Küste, sondern auf den zahllosen Flüssen, von denen Columbia, südlich vom Oronoko, allenthalben durchschnitten ist. Wir machten kurze Landfahrten von einem Fluß zum andern, wobei die Indianer das Kanot und das Gepäck auf den Köpfen trugen. Ich wurde zweimal von Labarrischlangen gebissen; ich schnitt die Wunden rund herum aus und eine davon macht mir noch viel zu schaffen. Einer meiner Hunde wurde ebenfalls in den Kopf gebissen; die Labarripflanze war eben bei der Hand, ich rieb daher mit ihrer Wurzel die Wunde und der Hund lebt noch und befindet sich wohl. —

„Mit Antonio, einem spanischen Indianer, und noch einigen Andern, fuhr ich einst den Apuri, einen Arm des Oronoko, aufwärts, um Schildkröteneier zu suchen, und hier war ich Zeuge eines seltsamen Auftritts, dem man bei uns schwerlich Glauben schenken würde. Wir kamen nämlich zu einer Sandbank, wo die Nester waren; wo wir nur immer eine lockere Stelle ansichtig wurden, gruben wir acht oder neun Zoll tief und fanden meist 25 Eier mit einer weichen pergamentartigen Schale. Als wir so viel beisammen hatten als wir brauchten, fuhren wir den Apuri hinab und kamen wieder in den breiten, tiefen und von dichten Wäldern umgränzten Oronoko. Wir fuhren eben an einer Sandzunge vorüber, als wir hier nur wenige Schritte vom Ufer entfernt, einen großen Alligator von zehn Fuß Länge schlafend fanden. Wir ruderten dem Land zu, um das Ungeheuer ins Auge zu schießen, als wir aber näher kamen, wurde am Saum des Waldes ein gefleckter Schaguar sichtbar, der sich zu dem Alligator heranschlich, wobei er mit dem Bauch am Boden fortkroch, wie eine Katze die einen Vogel beschleicht. Wir zogen uns zurück, um zu sehen was geschehen würde. Der Tiger machte einen raschen Sprung auf den Kaiman und beide verschwanden unter dem Wasser in eine Wolke von Schaum und Gischt gehüllt. Der Alligator kam nicht wieder zum Vorschein, der flinke Schaguar aber wurde, vor Anstrengung schnaufend, bald sichtbar; wie ein Hund auf den Hinterfüßen am Ufer sitzend, beleckte er sich einige Augenblicke und nachdem er frischen Athem geschöpft, sprang er wie ein Newfoundländer Hund abermals ins Wasser. Er kam noch einmal heraus und noch immer ließ sich kein Kaiman sehen, doch war das Wasser sehr unruhig und die Oberfläche mit Luftblasen bedeckt. Nach einem dritten Sprunge schleppte er endlich den auf den Tod verwundeten Alligator auf den Sand. Wir wollten beide in unsre Gewalt bringen, und verschossen deßhalb all unsre Munition nach dem Schaguar, der sich hinsetzte, und knurrend und brummend nach uns herüber sah, bis wir endlich genöthigt waren weiter zu fahren. Am nächsten Tag fanden wir den todten Kaiman, von seinem Ueberwinder aber, war nichts zu sehen. Der Alligator war übrigens nicht angefressen; vielleicht hatte eine Kugel dem Schaguar den Appetit verdorben, oder er hatte den Kaiman nur aus instinktmäßiger Feindschaft angegriffen, wie der Ichneumon die Schlangen.“

Chinesisches Theater.

(Schluß.)

Tschang-Kong, zu dem Bonzen: Mein Bruder was sehe ich? Kouan-in (die indische Gottheit) erscheint an diesem Orte.

Fa-Tsong: Sprich nicht in solcher Uebertreibung! Dieß junge Mädchen ist die Tochter Tsoui's, des vormaligen Staatsministers der Provinz Ho-tschong-fu.

Tschang-Kong: Wenn es in der Welt ein so bezauberndes Geschöpf gibt, kann man nicht sagen, daß es eine himmlische Schönheit, daß es die Zierde und der Ruhm des Reiches ist? Nicht nur ihr huldvolles Gesicht, selbst ihre kleinen Füße sind mehr als tausend Unzen Silber werth.

Fa-Tsong: Ihr steht ihr sehr fern und sie trägt außerdem ein Schlepplleid; wie könnt ihr von hier aus sehen, daß sie kleine Füße hat?

Tschang-Kong: Hört, wie ich Dieß wahrnahm, und sehet selbst!

(Er singt nach der Arie Herrlichkeit.)

Ohne diesen Teppich abgefallener Blüthen, die sanft dem Fußtritte nachgeben, der sie berührt, — wie hätte ich da den balsamischen Staub entdecken können, der sich unter ihren Schritten erhebt, und die leichte Spur, die sie der Oberfläche des Bodens zurückgelassen hat? — Ich konnte nicht in den Winkeln ihres Auges die Wünsche lesen, von denen ihre Brust bewegt wird; aber der anmuthvolle Abdruck ihres Fußes, verrieth mir alle Gefühle ihres Herzens. — Sanft glitt sie über den Boden hin bis an die Schwelle der Pforte und entfernte sich einige Schritte. — Als sie ging, brauchte sie bloß ihr Antlitz mir zuzuwenden, um den Verstand des ersten Doktors in Verwirrung zu bringen. — Diese junge Unsterbliche ist wieder zu ihrem himmlischen Wohnsitz zurückgekehrt, — und hat nichts zurückgelassen, als einen leichten Duft, gleich dem, der um die Weidenbäume herum schlummert. — Man hört von fern nichts als ein Gezwitscher, wie das der Vögel.

(Er singt nach der Arie Liebesgefühl.)

Man hat das Thor des ſtillen Gartens geſchloſſen, wo die Blüthen der Birnbäume glänzen. — Dieſe blendend weiße Mauer erhebt ſich bis zum azurnen Gewölbe. — Der Himmel, ach, er zeigt ſich meinem Glücke feind. — Wie werde ich meine Langeweile tröſten, und hier meinen Aufenthalt nehmen können? —

(Er ſpricht:)

Fräulein, ihr habt mein Herz bezaubert und meine Gedanken unterjocht.

Fa-Tſong: Begeht keine Unbeſonnenheit. Die Tochter des Staatsminiſters hat ſich entfernt.

Tſchang-Kong: Gewiß, ſie iſt nicht weit von hier.

(Er ſingt nach der Arie Kiſing-tſao:)

Der Duft der Blume Lan, die ſie unter ihren Tritten zurückgelaſſen hat, berauſcht noch alle meine Sinne; — aber das harmoniſche Geräuſch der koſtbaren Steine, die an ihrem Gürtel hangen, entfernt ſich allmählich mehr. — Der Oſtwind liebkoſet ſchmeichelnd das wogende Haar der Weiden. — Die Seidenfäden, die durch die Luft wandern, ziehen die blaßrothen Blumenblätter der Pfirſichblüthe hinter ſich her. — Das perlengeſchmückte Gitterfenſter birgt bald und läßt bald meinen Blick das Antlitz ſchauen, das der Königin der Blumen gleicht. — Ihr ſagt, es iſt die Tochter Tſoui's, des Staatsminiſters der Provinz Ho-tſchong-fu! — ich aber ſage, es iſt der Mond, der im öſtlichen Meere glänzt, — oder vielmehr Kouan-in, die ſich den Sterblichen offenbarte.

(Er ſpricht zwei Verſe:)

Seit zehn Jahren ſah ich das Antlitz keines Königs und keines Kaiſers. — Man glaubt eine junge Unſterbliche zu ſehen, die ſich ihrer Göttlichkeit entkleidet, um die Menſchen zu bezaubern.

(Er ſpricht:)

In dieſem Augenblick verzichte ich, nach der Hauptſtadt zu gehen. (Er wendet ſich zu Fa-Tſong:) Ich bitte euch, mein Bruder, eurem ehrwürdigen Vorſteher zu ſagen, daß ich in dieſem Kloſter eine kleine Wohnung zu miethen wünſche, um die kanoniſchen und geſchichtlichen Bücher zu ſtudiren. Dieß wird beſſer ſeyn, als ſolch ein abenteuerliches Leben zu führen, und von Herberge zu Herberge umher zu irren, wie ich gethan. Lebt wohl, ich werde nicht verſäumen, morgen wieder zu kommen.

(Er ſingt nach der Arie Kiencha:)

Meine gierigen Augen brachen faſt aus ihren Höhlungen hervor, um ſie in der Ferne zu erſpähen. — Ich bin wie ein heißhungeriger Menſch, deſſen getäuſchte Gier ſich vergebens am eigenen Speichel labt. — Das Leiden der Liebe, das meine Seele befiel, iſt bis ins Mark meiner Gebeine eingedrungen. — Wie hätte ich, als ſie ging, dieſes Leidenſchaft glühende Auge ertragen können, das wie die Wogen des Herbſtes glänzt?

(Er ſpricht:)

Nicht nur ein Student, wie ich —

(Er ſingt:)

Selbſt ein Mann von eiſernem Herzen müßte ſich bei ihrem Anblick von unbezwinglicher Sehnſucht bezwungen fühlen. Die blühenden Weiden, die ſanft ſich wiegen am Geländergang, buhlen in Anmuth und Weiße unter ſich. — Die Mittagsſonne, die auf die Pagode fällt, ründet den von ihr geworfenen Schatten. — So ſtrahlend auch die Reize des Frühlings vor meinen Augen aufgehen, könnte ich ſie genießen, entfernt von jener Schönheit, die den Nephrit verdunkelt? Ja, dieſer Tempel des Buddha iſt für mich ein Paradies des Wonneling geworden.

Statiſtiſche Bemerkungen über den geſellſchaftlichen Zuſtand in Frankreich vor der Revolution.

(Von Moreau de Jonnès in der „Revue des Deux Mondes.“)

In der Geſchichte der civiliſirten Völker gibt es kein ſchlagenderes Beiſpiel von der Größe und Schnelligkeit des Umſchwungs menſchlicher Dinge, als die Schilderung des geſellſchaftlichen Zuſtandes vor der Revolution in Vergleich mit der jetzigen Zeit, alſo nach einem Zeitraume von noch nicht fünfzig Jahren. Will man ſich die Mühe geben, in den öffentlichen Archiven die Urkunden aus jener Zeit zu durchforſchen und die wenigen gleichzeitigen Publiziſten zu Rathe ziehen, ſo gelangt man dazu, auf eine authentiſche Weiſe die Fragen zu beantworten: 1) Was war im Jahre 1788 die Theilung der Geſellſchaft in Frankreich? 2) Wie waren damals Eigenthum, Einkommen, Auflagen, überhaupt die öffentlichen Laſten unter die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft ausgetheilt? Wir beſchränken uns hier auf die letztere Frage, und die Reſultate unſerer Unterſuchungen werden zur Genüge und mit Genauigkeit und Beſtimmtheit zeigen, welche unermeßlichen Veränderungen in der ganzen geſellſchaftlichen Ordnung in einer ſo kurzen Zeit bewirkt wurden.

Dupré de St. Maur ſchätzte gegen das Jahr 1760 vier Siebentheile, alſo mehr als die Hälfte des Bodens von Frankreich durch Pächter (métayers) bearbeitet. Alſo nur drei Siebentheile oder 22,290.000 Hektaren wurden von den Eigenthümern ſelbſt gebaut; der größere Theil des Gebietes 29,720.000 Hektaren gehörten der Geiſtlichkeit, dem Adel, der Krone oder der höhern Bürgerſchaft. Aber 20 Jahre ſpäter behauptete Turgot, der alle Mittel, über dieſen wichtigen Punkt genau unterrichtet zu ſeyn, in ſeinen Händen hatte, daß die von den Eigenthümern den Pächtern zur Bewirthſchaftung überlaſſenen Güter weit ausgedehnter ſeyen. Nach ſeinen Berechnungen machten ſie fünf Sechstheile der Oberfläche des Königreiches aus, d. h. 45,550.000 Hektaren gehörten den unproduktiven Klaſſen der Geſellſchaft, und nur 8,650.000 Hektaren derjenigen Klaſſe, welche ihren Grund und Boden ſelbſt anbaute.

Nach den Unterſuchungen, welche Lavoiſier im Jahre 1791 dem Finanzkomité der Conſtituante vorlegte, betrug das Territorialeinkommen des Königreiches 2,750.000.000 Fr. Die Koſten des Anbaues reducirten dieſe Summe um mehr als die Hälfte; ſämmtliche Arten von Ackerbauinduſtrie geben alſo ein reines Einkommen von ungefähr 1200 Millionen, was etwas mehr als 25 Fr. auf den Hektar ausmacht. Schließt man nach den Angaben Turgots und Lavoiſiers weiter, ſo findet man, daß das Einkommen der großen privilegirten Eigenthümer ſowohl als Anderer 1000.000,000 Fr.

das der kleinen Eigenthümer 200.000.000 Fr.

betrug. Von dieſem Totaleinkommen nahmen directe und indirecte Steuern über 600 Millionen weg. Wäre die Vertheilung derſelben nach Verhältniß des Einkommens vorgenommen worden, ſo würde Dieß für jeden Steuerbaren nur um die Hälfte etwa vermindert worden ſeyn, und jeder Hektar Landes hätte ſeinem Eigenthümer ohne Unterſchied der Klaſſe den vierten Theil des Bruttoertrages als Rente gelaſſen. Aber die Feudalinſtitutionen, nach denen noch im Jahre 1789 die Güter des Adels und der Geiſtlichkeit von den ſchwerſten Laſten frei waren, änderten die Sache. Fortonnais rechnet in ſeinen Unterſuchungen über die Finanzen, daß im Jahre 1760 höchſtens vier Fünftheile des Landes ſteuerbar waren. Nimmt man dieſe Grundlage an, ſo findet man, daß Zehnten und Lehenabgaben ungerechnet, die privilegirten Güter ein reines Einkommen von 240 Millionen abwarfen, wovon 70 auf die Geiſtlichkeit und 170 auf den Adel kamen. Die ſteuerbaren Güter trugen alſo 960 Millionen oder viermal ſo viel. Aber ſie hatten faſt ausſchließlich die 600 Millionen Steuern zu zahlen, und brachten ihren Eigenthümern nur 436 Millionen ein, welche durch geiſtliche und Feudalzehnten, Stolgebühren, Einquartirung und Auflagen für die Miliz auf 127 Millionen verringert wurden. Obwohl nun der Güterbeſitz ungleich vertheilt war, und die privilegirten Klaſſen nur etwa ein Fünftheil beſaßen, ſo änderten doch die Auflagen die Wirkungen dieſer Theilung völlig, und die Einkünfte des Adels und der Geiſtlichkeit betrugen beinahe das Doppelte aller unadeligen Güter zuſammen.

Wenn die Ausdehnung der privilegirten Güter mit ihrem Einkommen in Verhältniß steht, so kann man dieselbe auf nachstehende Art berechnen:

Kirchliche Domainen	3,051,000	Hektaren.
Adelige Güter	7,366,000	—
Ausdehnung der privilegirten Güter . .	10,400,000	—
Deßgleichen der steuerbaren Güter . .	41,600,000	—
Zusammen	52,000,000	—
Königliche Domainen	1,708,950	—
(Angebaute) Oberfläche des Königreiches	55,708,950	—

Expilly schätzte im Jahre 1762 das reine Einkommen der Geistlichkeit nach authentischen Urkunden auf 65,561,000 Fr. Im Jahre 1784 schlug es Necker auf 110, ja selbst auf 150 Millionen an, begriff aber darunter wahrscheinlich auch andere Einkünfte als die von Grund und Boden. Endlich im Jahre 1789 schlug es Herr von Talleyrand in seinem Bericht an die konstituirende Versammlung auf 70 Millionen an, worunter die von Geistlichen bewohnten oder für den Gottesdienst bestimmten Gebäude nicht mit inbegriffen waren. Dieß von Auflagen freie Einkommen betrug den neunten Theil des Gesammteinkommens des Königreiches; aber andere Quellen des Reichthumes, die wir alsbald anzeigen werden, vermehrten dasselbe noch ungeheuer.

Das reine und beinahe von Abgaben freie Einkommen des Adels betrug 170 Millionen, mehr als ein Drittheil von dem Einkommen von ganz Frankreich.

Die steuerbaren Güter, d. h. solche, die weder königliche Domainen waren, noch dem Adel oder der Geistlichkeit gehörten, verhielten sich zur Ausdehnung des ganzen Königreiches wie 7 : 9. Sie trugen jährlich, den Hektar zu 23 Fr. und einigen Centimen gerechnet, 960 Millionen Franken ein, oder mehr als drei Viertheile des reinen Einkommens von Frankreich; aber die Lasten, womit sie beschwert waren, nahmen nahe an 8 Neuntheile dieser Summe weg, und es blieben den unadeligen Eigenthümern nur wenig über 100 Millionen; Lavoisier setzt ihre Anzahl auf 450,000, wonach ihr mittleres Einkommen nicht 220 Fr. überstieg.

Man kann ein so schwaches Einkommen aus dem Grundeigenthum in dem von der Natur begünstigtsten Lande Europa's nur dann begreifen, wenn man berechnet, daß die Auflagen, die Zehnten, die Feudalabgaben und die Stolgebühren von dem Einkommen der nicht privilegirten Ländereien 20 Fr. 70 Cent. per Hektar wegnahmen und dem Eigenthümer nur 2 Fr. 50 Cent. ließen, so daß von zehn Garben, die auf dem Felde standen, der Taxeneinnehmer, der Dorfpfarrer und der Edelmann beinahe neun in Anspruch nehmen konnten. Nachstehende Details werden diese Behauptungen rechtfertigen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie las Herr Fabré Palaprat eine Abhandlung über eine neue Anwendung des Galvanismus in der Heilkunde vor, wobei er von der Thatsache ausging, daß die galvanischen Strömungen die Eigenschaft besitzen, Substanzen, mit denen man sie in Berührung bringt, und die sie zersetzen, in sich aufzunehmen, und durch andere Körper, die diesen Strömungen als Leiter dienen, hindurchzuführen. Herr Palaprat versuchte auf diese Weise, und wie er behauptet, mit Erfolg, verschiedene therapeutische Agentien in einzelne Theile des menschlichen Körpers gelangen zu lassen. Dieser Durchgang würde sich aber nicht bloß unsichtbarerweise bewerkstelligen, sondern Stoffe, die in dieser galvanischen Strömung begriffen sind, sich auch nicht mit verwandten Körpern verbinden, wie sie es außerdem thun würden, so daß also die Elektricität ihre ganze Eigenthümlichkeit aufhebt. So könnte eine sehr starke Säure, von der ein einziger Tropfen die Lakmusfarbe röthet, mittelst der galvanischen Strömung durch ein ganzes Gefäß voll Lakmus geleitet werden, ohne daß auf denselben nur im mindesten gewirkt würde. Herr Palaprat will mehrere glückliche Heilungen auf diesem Wege zu Stande gebracht haben, und namentlich die eines Kropfes, gegen den alle Mittel fruchtlos versucht worden waren, indem er eine mit Jodine geschwängerte elektrische Strömung in denselben hinein leitete; deßgleichen ein hartnäckiges Quartanfieber mittelst schwefelsaurer China. Die Prüfung dieser Beobachtungen und Erfahrungen ist von der Akademie den Herren Becquerel und Magendie übertragen worden, deren Entscheidung nun zu erwarten steht.

*

Die Menge der gegenwärtig in Paris zu Tage geförderten Unterhaltungslektüre ist so groß, daß man kaum weiß, ob man die Fertigkeit der Schriftsteller oder die unersättliche Lesegier des Publikums mehr bewundern soll. Den Titeln nach zu urtheilen, wie z. B. Contes immoraux u. s. w., sind sie für den haut goût übersättigter und überreizter Gaumen berechnet. Einer der gewandtesten Fabrikarbeiter dieser Art, der Baron de la Mothe Langon, dessen unerschöpflicher Feder man eine Reihe von Memoiren verdankt, die vor einiger Zeit noch das Publikum zu unterhalten im Stande waren, wie die Memoiren Ludwigs XVIII, die einer Femme de Qualité, der Madame du Barri und einer Menge anderer, hat eben jetzt, wo diese Waare nicht mehr recht gehen will, eine neue Ader aufgefunden, die für die Freunde des Gräßlichen eine reiche Ausbeute verspricht. Der Titel eines von ihm angekündigten Werkes allein schon ist geeignet, die Haut schaudern zu machen; er heißt: „Chronique du Crime et de l'Innocence, Recueil des Evenemens les plus tragiques, Empoissonnemens, Massacres, Assassinats, Paricides et autres Forfaits, commis en France depuis le commencement de Monarchie jusque à nos jours." — Was kann man mehr verlangen.

Neue Landkarten.

In der litterarisch-artistischen Anstalt in München sind erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Karte von Europa, zum Gebrauch für Schulen eingerichtet, 4 Blatt, kolorirt 2 fl. 48 kr.
— von Deutschland, zum Gebrauch für Schulen eingerichtet, 4 Blatt kolorirt 2 fl. 48 kr.
Uebersichtskarte v. Königr. Bayern, vom Major v. Pflummern, kolor. 36. kr.
Karte des Isarkreises 1 fl. 48 kr.
— zur Reise von München ins bayerische und salzburgische Hochgebirg, 2 Blatt, jedes 1 fl. 12 kr.
Landgerichtskärtchen v. Bayern, Subskriptionspreis für die ganze Sammlung per Blatt 15 kr.
Das einzelne Blatt 21 kr.
Bis jetzt sind erschienen: Beilngries, Weilheim, Kehlheim Riedenburg, Werdenfels, Ingolstadt, Landsberg, Stadtamhof, Eichstädt, Pappenheim, Schongau, Abensberg.
Karte von Schlesien, nebst Theilen der angränzenden Länder, von Macco 1 fl. 12 kr.
— von Frankreich, für den Hand- und Reisegebrauch, in Kupfer gestochen von Seitz, kolorirt 2 fl. 48 kr.
— von Italien nebst den nördlich angränzenden Ländern, zum Hand- und Reisegebrauch, kolor. 1 fl. 48 kr.
Reisekarte der Schweiz, schwarz 4 fl.
kolorirt 4 fl. 30 kr.
kolorirt auf Leinwand aufgezogen und in Etui 5 fl. 24 kr.
Karte von Ungarn und Siebenbürgen, nebst Theilen der angränzenden Länder 2 fl.
— des osmanischen Reichs in Europa und einem Theil desselben in Asien, 6 Blatt 4 fl.
Karte des osmanischen Reichs in Europa, 1 Blatt 1 fl. 36 kr.
— des Königreichs Griechenland, nach den neuesten Gränzbestimmungen, in Kupfer gestochen von Schleich und Seitz, groß Landkarten-Format, schwarz 2 fl. 48 kr.
kolor. 3 fl. 24 kr.
auf Leinwand gezogen und kolorirt 4 fl.
— von Georgien und des Hochlandes Armenien 2 fl.
Geschäfts- und Reise-Tableau für Deutschland und die angränzenden Länder, in Kupfer gestochen v. Seitz 2 fl. 42 kr.
auf Leinwand und in Etui 4 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 160. 9 Junius 1833.

Transatlantische Reisebilder.

4. Gebräuche der Arrawak-Indianer. Vielweiberei. Aberglaube. Abnahme der Bevölkerung im britischen Guiana.

Auf einer Fahrt nach dem Wasserfall Cumarow, erzählte mir ein Freund, hörten wir im Walde das Geheul eines Mannes. Wir stiegen ans Land und sahen einen Arrawak-Indianer in einer Hängematte, zwischen zwei ebenfalls in Hängematten liegenden Leichnamen sich schaukeln; durch sein Hin- und Herschwingen setzte er die beiden Körper mit in Bewegung, wobei er beständig ein klägliches Geheul hören ließ. Auf unsre Frage, was Dieß zu bedeuten habe, erzählte er, es seyen die Leichname seiner beiden Brüder, die von einem feindlichen Stamme, der bei Nacht den Kriek heraufgekommen sey, getödtet worden; Wunden waren indeß nicht zu sehen. Der Bruder nahm nun die Leichname aus den Hängematten, legte sie auf den Boden und schnitt Dornenzweige ab, mit denen er sie peitschte, wobei er heia, heia! schrie, als ob er selbst die Schmerzen dieser Geißelung empfände. Hierauf nahm er vom Fett eines eben geschlachteten Schweines, und rieb, immerfort weinend, Gesicht und Mund der Todten ein; als er endlich sah, daß nichts sie wieder zu erwecken vermochte, öffnete er ihnen die Augenlieder und stieß in die Augäpfel und das ganze Gesicht derselben Dornen. Es war ein furchtbarer Anblick, aber er zeigte deutlich, wie schmerzlich der arme Indianer den Verlust seiner Brüder empfand. Endlich ließ er sich bereden die Leichname zu begraben; eine Matte wurde über sie gebreitet, das Grab zugeworfen und mit Laub bestreut.

Bei den Arrawak-Indianern im britischen Guiana ist, so wie bei vielen andern Stämmen, die Vielweiberei üblich. Ich habe einen Mann mit zwei Schwestern und einen andern mit zwei Frauen von mittlerem Alter verheirathet gesehen, denen noch ein junges Mädchen folgen sollte, die dem Anscheine nach sämmtlich sehr einig lebten. Leute, die vertraut mit den Indianern sind, haben mich indeß versichert, daß der Mann in den westlichen Wäldern mit seinen vielen Weibern alle Unannehmlichkeiten habe, die der Orientale mit seinem Harem erfährt, nur mit dem Unterschied, daß letzterer sich eine Zeit lang entfernt, um seine „Geduldspfeife" zu schmauchen, bis die häuslichen Händel geschlichtet sind, während der erstere unbedenklich einen tüchtigen Stock abschneidet und die Ordnung herstellt.

Von dem Aberglauben der Arrawaks erzählte mir Frazer folgendes Beispiel: Er war veranlaßt worden einige Arrawaks zu beaufsichtigen, die sich herbeigelassen hatten, an dem Damm zu arbeiten, den der See Tapacuma bildet, dabei aber erklärten, sie würden ihr Werk nicht eher beginnen, als bis die Wassermamma besänftigt sey. Es ist dieß eine Art Meerfräulein, das nach dem Glauben der Indianer die süßen Gewässer von Guiana bewohnt, und dem sie einen bösen Einfluß zuschreiben. „Ich sagte den Indianern," erzählte Frazer, „statt die Wassermamma zu besänftigen, wüßte ich Mittel sie zu fangen; ich stopfte zu dem einen Ende eine Jacke von Bärenfell mit Stroh aus und steckte dann den Popanz in ein altes Wasserfaß, das in einem dunkeln Winkel stand. Drei von den Arrawaks ließen sich bereden, den Fang zu besehen, und kamen unter Furcht und Zittern herbei; allein kaum hatten sie einen Blick in das Faß geworfen, so liefen sie davon, wurden krank und starben sogar, ungeachtet wir ihnen den gespielten Streich erklärten."

Es ist traurig daß, ungeachtet die Kolonie ihren Schutzherren jährlich ungefähr 5000 Pf. St. für Statthalter und andere Rubriken bezahlt, damit die Indianer bewogen werden im britischen Guiana zu bleiben, das genannte Amt so schamlos mißbraucht worden ist, daß der Indianer mit jedem Jahr weniger werden. Bei dem Negeraufstand in Coromantyne in den Jahren 1793 und 1794 zogen achthundert karaibische Krieger ins Feld, um ihn zu unterdrücken; jetzt findet man kaum noch fünfzig in Demerara. Neun Zehntheile der Arrawaks von damals sind verschwunden und von den Accaways und Warrows ist kaum mehr die Hälfte übrig. Die Indianer haben der Kolonie die wichtigsten Dienste geleistet, aber nie hat man sich die Mühe genommen sie zu erhalten, oder für ihr Bestes zu sorgen. Den Schutzherren, die meist hochachtbare Männer sind, kann man zwar keine Bestechlichkeit vorwerfen, aber ihre Gleichgültigkeit gegen das Interesse des rothen Mannes läßt sich nicht entschuldigen, denn wahrlich, wenn man das vor vierzig Jahren rücksichtlich der Indianer im britischen Guiana befolgte System mit dem von Columbia vergleicht, so muß man im Namen seines Vaterlandes erröthen. Die hochwichtigen Ursachen, warum die

Verwaltung der indianischen Angelegenheiten ohne Aufschub geändert werden sollte, sind folgende: Erstens, im Interesse der Menschheit, denn die Indianer in der Nähe der Küste ahmen die Laster der Europäer nach und ziehen sich folglich auch ihre Krankheiten zu, und keine helfende Hand ist bereit, die körperliche und geistige Zerstörung abzuwenden, die sie bedroht. Zweitens, im eigenen Interesse; denn sollte die Kolonie abermals feindlich angegriffen werden, so würden die Neger sich unfehlbar empören, wenn es an einer gehörigen Anzahl Indianer fehlte, um sie im Schach zu halten; die regelmäßige Miliz würde dem angreifenden Feind unterliegen, der britische Waffenruhm wäre befleckt und die reichen südamerikanischen Kolonien gingen verloren. Die nöthige Aenderung wäre ganz kurz folgende: Statt der sechs unbezahlten Schutzherren sollte ein thätiger, rechtschaffener Oberaufseher über die Indianer, mit angemessenem Gehalt, und angesessene Offiziere auf halbem Sold als Statthalter angestellt werden; dazu wären indianische Jahrmärkte einzuführen und indianische Gemeinden zu bilden. Diese Mittel sind einfach und die Gefahr, der man entginge, ist groß.

Die Indianer im nördlichen Amerika.

(Fortsetzung.)

Der schlichte und kräftige natürliche Verstand der Indianer kam nicht wenig ins Gedränge bei den widersprechenden Glaubenslehren der an ihrem Seelenheile arbeitenden französischen und englischen Freunde. Die Ersteren predigten ihnen, die Jungfrau Maria sey eine Französin gewesen und die Engländer hätten den Heiland aus lauterem Haß gegen die Franzosen gekreuzigt; sie könnten demnach kein Gott gefälligeres Werk thun, als — diese Ketzer zu „tomahawkiren." *) Auf der andern Seite sagten ihnen die Puritaner, sie müßten durch den heiligen Geist beten, während ihnen die Anhänger der bischöflichen Kirche vorlehrten, nur durch die Bibel könnten sie den Weg zum Heile finden: kurz, sie waren in Allem uneins, nur in der Verfolgungswuth gegen die Quäcker nicht — die einzigen wahren Freunde, welche die Indianer je hatten. Diese ließen sich endlich in Pennsylvanien nieder, und Penn kaufte in ehrlichem Handel den Bodentheil, auf welchem er Philadelphia erbaute. Mit liebender Verehrung blickte das ganze Indianervolk zu diesem sittlich-großen Menschen auf. Ganz allein wanderte er oft durch die unbekannten Festlandswälder, ohne schützende Rettung oder Vertheidigungswaffe, als — seinen grauen Rock, seinen Schlapphut und seinen Biedermannssinn — überall die wilden kampfentbrannten Stämme mit der sanften Gewalt der Ueberredung bewegend, die Streitart zu begraben.

Den Missionären der Quäcker und mährischen Brüder allein ist es gelungen, die Indianer zu bereden, ihr unsicheres Jägerleben mit dem des Ackerbauers zu vertauschen. Sie lehrten zuerst die nothwendigen Künste und dann erst folgte der Glaubensunterricht. — Bekannt ist übrigens, wie schwer es für die verschiedenen Bundesregierungen der Union hielt, die Indianer in den einzelnen Staaten auf bestimmt abgegränzte Bodentheile bleibend einzuweisen. „Wir sehen," sagte ein abgeordneter indianischer Redner bei einer dieser Zusammenkünfte, „wir sehen unter euch ein Volk mit schwarzen Häuten. Wir sehen, wie ihr sie schlagen und gleich Pferden arbeiten lasset, ob sie wollen oder nicht, und Alles weil sie schwarze Häute haben. Wenn wir nun mit euch, wie ihr vorschlagt, in gemeinsamem Verbande leben sollen, so sehe ich keinen Grund, warum ihr uns nicht auf dieselbe Weise behandeln solltet, weil wir rothe Häute haben." Diese Logik blieb indessen ohne Wirkung auf die Beschlüsse der Staaten-Regierungen. Man verwirft alle und jede Ansprüche, welche die Ureinwohner auf die innerhalb der Staaten gelegenen Jagdgründe machen mögen, seyen nun diese in ihrem oder ihrer Vorfahren Besitz gewesen. Man zwingt sie, ihre Ländereien für einen, beliebig vom Staate zuzuerkennenden Ersatz abzutreten, und sich zu Bürgern desselben und unter seine Gesetze zu bequemen; woher es denn kommt, daß Viele unter den ehedem mächtigen Stämmen der Moskokwis oder Krihks, der Choktahs, Tschikesahs und Tscherokihs allmählich in die Hauptbevölkerung sich verschmelzen und so weiß wie die Angloamerikaner werden. Diese zum Theil noch volkreichen Stämme sind, mit Einem Worte, in die Gränzmarken der südlichen Staaten der Union gleichsam eingepfercht. Sie haben mit dem Verlust ihres Namens und ihrer Unabhängigkeit aufgehört, ein eigenes Volk zu bilden; wir wollen hoffen, daß sie, was sie an indianischen Tugenden verlieren, an Civilisation und Religion gewinnen. Es gibt wohl auch einige, gebrochene und verstreute, unabhängige Stämme am Mississippi hin; allein auch sie werden wohl bald zu Bürgern von Tennessee oder Kentucky gepreßt werden.

Es gibt drei in Canada wohnende Volksstämme, die sich entschieden von einander kenntlich machen: — die Tscherokisen oder sechs Völkerschaften, die Tschippewas und die Nadowessier oder Sioux. Die Sprachen dieser Volksstämme sind in ihren Wörtern und Mundarten so verschieden, daß sie einander völlig unverständlich sind. Die Nadowessier sind die entferntesten und am wenigsten durch Verkehr mit den Europäern verändert. Sie bewohnen die weiten Ebenen und Savanen westlich von den Seen und nördlich vom Missouri. Sie treiben Pferdezucht, wozu sie sich die Thiere ursprünglich aus den spanischen Kolonien von Neu-Mexiko holten, und sind treffliche Reiter geworden. Die Tschippewas, die bei weitem zahlreichste Völkerschaft, haben die Gegenden nördlich und südlich von den großen Seen inne. Sie zerfallen in viele, gewöhnlich mit einander in Fehde liegende Stämme, die sich jedoch, gleich den griechischen Staaten des Alterthums, gegen den gemeinsamen Feind zur Abwehr zusammen thun. Die vorzüglichsten Stämme sind die Illinihs, die auch Tschippewas heißen, im Norden und Süden der Seen; die Schawonis, Pottowatemis, Weiandotts, Munsihs, Miamihs, Ottowahs und Delawaren oder Lenni-Lennapihs, d. h. Freimänner. Diese Letzteren wurden von den Küsten des atlantischen Meers vertrieben und gelten für die civilisirtesten; wie denn ihre Mundart, als die Mustersprache — die attische — der Tschippewah-Zunge betrachtet wird. — Die Tscherokisen stammen zunächst von den Huronen ab. Sie wurden von den Algonkins,

*) Dr. Cotton Mather's Eccles. Hist. folio.

einem mächtigen und kriegerischen Stamme der Tschippewas, nach Osten und Norden gedrängt; nach einem langen, auf Leben und Tod geführten Kriege wurden indessen die Algonkins zuletzt aufs Haupt geschlagen und ausgerottet. Die Tscherokisen hatten ihre Wohnplätze am Mohawk-Flusse und um den Georgs- und Champlain-See, wie auch auf der Nordseite des St. Lorenzstromes. Sie zerfielen in fünf Stämme, zu denen später noch ein sechster hinzukam. — Die Mohawks (eigentlich Makwas), die sich selbst die „ältern Brüder" nennen; die Oneidas; die Kayugas, „Söhne" der Mohawks; die Onondagas; die Senekas, „Brüder" der Mohawks; und die Tuskaroras, „Neffen" der Mohawks. Diese zusammen bildeten einen mächtigen Bund, mit welchem die umwohnenden Völkerschaften sich in keine Fehde einzulassen getrauten. Sie machten bereits bedeutende Fortschritte in Künsten, kriegerischer Ausbildung und bürgerlicher Staatsordnung, als, zur bösen Stunde, zwei sich anneidende und befehdende weiße Völker, die Franzosen und Engländer, an ihren Gränzen erschienen. Zu ihrem Verderben ließen sie sich in die Fehden der Fremdlinge mit hineinziehen, und schlugen sich zudem auf verschiedene Seiten; so daß — bei den Geschenken von Schießbedarf und gebrannten Wassern einerseits und den Blattern und verfolgender Bekehrungswuth andrerseits — die heranblühenden Freistaaten nahezu in Nichts zerfielen. Ihr kriegerischer Muth und ihre Unabhängigkeit sind dahin; und wenig bleibt mehr von ihnen, außer ihres Namens Gedächtniß.

(Schluß folgt.)

Statistische Bemerkungen über den gesellschaftlichen Zustand in Frankreich vor der Revolution.

(Fortsetzung.)

1. Die Geistlichkeit.

Die Güter der Geistlichkeit waren ungefähr auf folgende Weise vertheilt:

	Einkünfte.	Kapital.
136 Erzbischöfe und Bischöfe besaßen	49.000.000 Fr.	980.000.000
622 bepfründete Aebte	4.442.000 —	88.840.000
280 Malteser-Ritter	1.748.000 —	34.960.000
515.000 Welt- und Klostergeistliche	14.810.000 —	296.200.000
	70.000.000 —	1400.000.000
Ferner besaßen sie an Gebäuden, die kein baares Einkommen abwarfen	35.000.000 —	700.000.000
An geistlichen Zehnten	90.000.000 —	1800.000.000
An Stolgebühren und frommen Schenkungen	210.000.000 —	4300.000.000
Gesammtsumme der Güter und Einkünfte der Geistlichkeit vor 1789:	405.000.000 —	8170.000.000

Der Zehnten wurde in natura und von dem Bruttoertrage der Feldfrüchte erhoben, welche einer Bevölkerung von 24 Millionen zum Unterhalte dienten. Zu einer Zeit, wo man noch wenig Hülsenfrüchte als Nahrung gebrauchte, und Erdäpfel nur in einigen Gegenden gekannt waren, mußte man jährlich 1½ Hektolitres Getreide auf die Person rechnen. Dieß macht 84 Millionen Hektolitres aus; rechnet man hiezu 17 Millionen für die nöthige Aussaat, so war der gesammte Getreideverbrauch 101 Million Hektolitres. Der Zehnten hievon beträgt über 10 Millionen Hektolitres, die, zu einem Mittelpreise von 9 Fr., 90 Millionen Franken werth sind. In einigen Theilen Frankreichs betrug der Zehnten allerdings nur den fünfzehnten Theil des Bruttoertrages der Feldfrüchte, dagegen war in den meisten Provinzen der Zehnten auch auf andere Produkte ausgedehnt, und wurde von Wein, von Heerden u. s. w. erhoben. In einer officiellen Mittheilung Ludwigs XVI an die Constituante wurde der Zehnten nur auf 60 bis 80 Millionen geschätzt, aber die Unbestimmtheit dieser Angabe beweist schon, daß man nur ein Minimum angeben wollte. Die Regierung behauptete, die Erhebung dieser Auflage koste, ein Kirchspiel ins andere gerechnet, 200 Fr., was die Erhebungskosten im ganzen Königreich auf 8 Millionen steigern würde. Nach Necker kostete die Erhebung der Abgaben überhaupt damals 58 Millionen oder etwas weniger als 10%. Nach diesem Anschlage würde der Zehnten 80 Millionen betragen haben, aber die Zehntenempfänger waren zur Stelle, und konnten ihn mit mindern Kosten erheben; diese Angabe nun trifft mit den andern zusammen, die ihn, wie wir, auf 90 Millionen schätzen.

Oft lastete der Zehnten schwerer als die Steuer. Vauban wollte beide Auflagen mit einander vergleichen, ließ deßhalb in 55 Gemeinden aus der Umgegend von Rouen den Werth beider berechnen, und fand, daß sie für die Steuer 46.370 Fr., für den Zehnten 73.080 Fr. bezahlten. Die Regierung gab an, in der Normandie seyen Pfarreien, denen der Zehnten 12 bis 15.000 Livres jährlich einbrächte; auch schätzte sie, daß mehr als die Hälfte der Zehnten nicht dem Pfarrer, sondern den Bischöfen, den Aebten, den Klöstern und den besondern Pfründen gehörten.

Die Stolgebühren sind schwerer zu berechnen. Im Jahre 1600 schätzte Sully sie auf 24 Mill. Livres tourneis, mit Ausnahme der frommen Stiftungen, der Almosen, Brüderschaftskosten u. dgl., die er auf 36 Millionen anschlug. Die Mark Silber galt damals nur 21 Fr., man kann also rechnen, daß die Stolgebühren mehr als 60 Millionen unsres Geldes, die frommen Stiftungen, Almosen u. dgl. 90 Millionen betrugen, zusammen 150 Millionen. Im Jahre 1785 aber war die Bevölkerung um ein Drittheil gestiegen, und wenn der fromme Eifer, an Kirchen und Klöster zu schenken, sich nicht vermindert hatte, so mußten diese Einkünfte 200 Millionen betragen.

Andere Grundlagen der Berechnung gaben ein ähnliches Resultat. Nach Necker fanden von 1789 in Frankreich jährlich statt:

965.000 Taufen		
820.000 Beerdigungen		
240.000 Heirathen		
2.023.000 Einsegnungen.		
Man rechnete damals:		
61.000 Pfarreien in Städten und auf dem Lande		
1.000 Abteien		
12.000 Prioreien		
15.000 Klöster		
92.000 Kirchen ohne die Kapellen.		
2.023.000 Einsegnungen zu 6 Fr. jede macht jährlich		12.138.000 Fr.
92.000 Kirchen zu 5 Messen täglich jede zu 1 Fr.		167.900.000 —
Predigten, Bettel, fromme Spenden, 65 Feste und Sonntage zu 5 Fr.		30.000.000 —
	Zusammen	210.000.000 —

Die Geistlichkeit in Frankreich besaß also im Jahre 1789 sowohl an liegenden Gründen, als an Zehnten, Stolgebühren und frommen Schenkungen ein jährliches Einkommen von 405 Millionen Fr. Dieß betrug nahe an 1500 Fr. für den Geistlichen jeden Ranges, und mehr als ein Drittheil des Territorialeinkommens von ganz Frankreich, ehe dasselbe durch die vom Staat erhobenen Abgaben vermindert war. Da diese Auflagen den Reinertrag des Grundeigenthums auf 600 Millionen reducirten, so ist nicht zu zweifeln, daß das Einkommen der Geistlichkeit mehr als zwei Drittheile des reinen Bodenertrages von ganz Frankreich betrug. Berechnet man bloß den Bodenertrag und den Zehnten, der nicht davon verschieden war, so betrugen die Einkünfte der Geistlichkeit nicht viel weniger als 200 Millionen. Da nun damals die Auflagen, wenn sie gleich vertheilt gewesen wären, die Hälfte des Grundeinkommens weggenommen hätten, so würde die Geistlichkeit 100 Millionen Taxen bezahlt haben; da aber ihre Güter frei von Auflagen waren, so standen durch dieß Privilegium ihre Einkünfte einem unprivilegirten Einkommen von 300 Millionen gleich, oder der Hälfte des Reinertrages alles Grundeigenthumes von Frankreich. Wenn man erstaunte, in der alten Geschichte Aegyptens zu lesen, daß die Priesterkaste den dritten Theil des Landes besaß, so ist Dieß nur deßhalb der Fall, weil man noch nicht durch Berechnungen, die auf authentische Grundlagen gestützt waren, bewiesen hatte, wie groß in Frankreich und in andern Staaten Europa's am

Ende des letzten Jahrhunderts der Antheil war, den die Geistlichkeit an dem Grundeigenthum und seinen Erzeugnissen hatte.

Amerikanische Miszellen.

18. Ein Eissturm in Pensylvanien.

Am Morgen des achten Februars fiel nach dem Aufthauen ein starker Regen und dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht mit zunehmender Heftigkeit fort; und nun trat die seltsamste und selbst erhabenste Witterungserscheinung ein, die ich je in dieser Erdgegend wahrgenommen habe. Dieses äußerst selten vorkommende Ereigniß dehnte sich über einen sehr bedeutenden Flächenraum in diesem und dem angränzenden Staate aus, und ist gewöhnlich unter dem Namen des „Eissturms (Ice-storm)" bekannt. Ich will die Sache, in soweit ich sie selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, etwas ausführlich zu beschreiben versuchen. Unmittelbar nach dem Regnen fror es, so daß die Bäume und die Erde sich mit einer dicken durchsichtigen Eisrinde überzogen und das Gehen auf dem spiegelglatten Boden äußerst mühsam war. Am folgenden Tage hatte sich auf den Aesten und Zweigen der hochstämmigen Bäume eine solche Anhäufung von Eis gebildet, daß diese das schönste und ungewöhnlichste Schauspiel darboten. Das kleine Unterholz oder Strauchwerk bog sich zu Böden, während überall die stattlichsten Hochstämme unter der ungeheuern Eislast, mit denen ihre Aeste und Zweige überzogen waren, und unter den Eiszapfen, die an jeder Spitze dicht gedrängt hingen, fast erlagen. Die starken Nadeln der Schierlingsfichte und Pechtanne waren buchstäblich eingehüllet oder bildeten vielmehr gediegene Eismassen, denn der kleinste Sproß oder Halm war mehr als zolldick mit Eis umgeben, und glichen den pflanzenähnlichen Krystallbildungen. Diesen ganzen Tag und den größten Theil der darauf folgenden Nacht hindurch fiel der Regen in Strömen, bis zuletzt der Boden vier Zoll dick mit einer klaren Eisdecke belegt war. Die durch diese Erscheinung in dem gewöhnlichen Aussehen der Wälder hervorgebrachte Veränderung war höchst auffallend. Die Gebüsche und kleineren Bäume, bis zu solchen von etwa 50 Fuß Höhe, waren jetzt ganz zur Erde gebogen und drückten aufeinander unter ihrer ungewohnten Bürde, wobei sie in mancher Hinsicht einem durch ein Gewitter umgelegten Maisfelde glichen. Die hochstämmigen Bäume beugten sich und schwankten in schwerfälligen Schwingungen herüber und hinüber; wobei ihre Aeste glitzerten, wie das reinste Krystall, und sie selbst bei dem leisesten Luftzuge an einander stießen und eine Lawine von Eis herabschütteten. In der Nacht vom 8ten und am folgenden Morgen fingen die Zweige der Bäume an, einer solchen ungewohnten Last nachzugeben. Ueberall sah und hörte man ringsum das Splittern und Krachen der obersten Aeste, die mit einem dem Zerbrechen des Glases ähnlichen, dabei aber so lauten Geräusche zur Erde fielen, daß die Wälder davon widerhallten. Mit dem weitern Verlaufe des Tages fingen, anstatt der Aeste, ganze Bäume zu brechen an; und 24 Stunden lang bot sich das erhabenste Schauspiel, das man sich nur denken kann. Es ließ sich kein Wind verspüren, allein trotz des luftstillen Tages schien doch der ganze Hochwald in steter Bewegung, niederstürzend, zersplitternd, zerberstend, gleichsam Stück vor Stück. Krach auf Krach folgte, und zwar zuletzt so reißend schnell auf einander, und dann mit solcher allmählich verstärkter Gewalt des Schalles, daß man das unaufhörliche Losschießen von Feuerwaffen zu hören glaubte, vom einzelnen und knatternden Feuer der Außenposten bis zu dem ununterbrochenen Gebrüll einer ganzen Kanonade. 150 bis 180 Fuß hohe Fichten stürzten, andere vor sich niederreißend, donnernd zu Boden; ganze Wäldchen von Schierlingsfichten bogen sich, wie Schilfrohr, zur Erde, und die weitwurzligen breitästigen Eichen und die hochragenden Zuckerahornbäume sanken plötzlich entwurzelt wie Halme dahin. Das Gewicht der Bäume war durch die Eislast mehr denn verzehnfacht, und wo sie hinstürzten, zermalmten sie Alles mit furchtbar heftiger Gewalt. Das Schauspiel war so unbeschreiblich großartig, daß ich mich von ihm, trotz des unaufhörlich gießenden Regens, trotz der verwüstungsreichen und entsetzlichen Wirkung dieser Naturerscheinung, nicht loszureißen vermochte. Man mußte übrigens Sorge tragen, sich in einer wohlberechneten Entfernung von den umfallenden Hochstämmen zu halten. Von allen Naturschauspielen, die ich noch in den amerikanischen Hochwäldern erlebte, war dieses das furchtbarste. Nie werde ich das Brüllen, das Krachen, das Zerbersten, den donnernden Fall der entwurzelten Bäume, nie die markdurchschütternden ungewöhnlichen Töne und Erscheinungen, die das Herabstürzen solcher Klumpen von gediegenem Eise hervorbrachte, nimmermehr das plötzliche weithin schallende Getöse, wenn so ein naher Baum unter seiner Eiswucht zusammenbrach, vergessen.....! Dabei herrschte, wie gesagt, eine völlige Windstille, nur daß von Zeit zu Zeit ein schwacher Luftzug aus Südosten die höchsten Fichten leicht bewegte. Hätte sich der Wind stärker erhoben, so würde die Verwüstung noch weit schrecklicher gewesen seyn. Es war furchtbar anzusehen, wenn die mächtig hohen riesenstarken Eichen umknackten und langhin zu Boden stürzten. Diese Bäume hatten am meisten zu leiden, wie denn hier überhaupt die sogenannten sommergrünen Baumarten weniger im Stande schienen, die Last zu tragen, als die verhältnißmäßig schwerer beladenen wintergrünen Hölzer. Die Aeste der Eichen gaben blitzschnell nach, während das dick eingefirnißte Nadellaub der Schierlingsfichten rings um die Stämme an ihren langen biegsamen Zweigen niederhing, daß sie zuletzt wie eine gediegene Masse von Eis oder eine Eissäule aussahen. Um einige Maßgaben zur Schätzung des verstärkten Gewichts, das die Bäume jetzt zu tragen hatten, zu erhalten, schnitt ich mehrere Zweige von verschiedenen Baumarten ab und wog sie, verglich sie dann, nachdem das Eis weggethaut war, und erhielt folgendes Ergebniß:

	Gew. im gefrorn. Zustande.	Gew. nach dem Aufthauen.
1) Ein Zweig von einer Weißfichte . .	15 Pfd.	— ¾ Pfd.
2) Ein anderer (Pinus Strobus) .	17 —	— 1 —
3) Schierlingsfichten- oder Pechtannen-Zweig	20 —	— 1 —
4) Ein anderer	17 —	— ¾ —

Woraus erhellt, daß die Nadelhölzer eine fast zwanzigmal größere Last, als ihre gewöhnliche, zu tragen hatten. Der Morgen des 10 Februars war klar und frostig; der Regen hatte aufgehört, und der Wind, wiewohl man ihn immer noch kaum spürte, sich nach Nordwesten umgesetzt. Es war, als ob dem Werke der Verheerung plötzlich einiger Einhalt gethan worden sey. Es fielen weniger Aeste herab; doch hörte man noch immer von allen Seiten das laute donnerähnliche Getrach stürzender Hochstämme weithin durch die Wälder hallen. Wer in der gefährlichen Nähe dieser Waldzerstörung wohnte, hatte zwei schlaflose Nächte. Auf einer Strecke von 15 Morgen Waldung, die ich selbst besitze, waren mir nicht weniger als 50 meiner größten Bäume auf diese Art gebrochen, und kein einziger Laubholzbaum auf derselben Fläche kam ganz davon. Dieser „Sturm" hat, wie man sich leicht denken kann, zahlreiche Unfälle und Uebelstände herbeigeführt. Nur wenige Reisende, die gerade am 9ten und 10ten auf dem Wege durch die Wälder waren, kamen ohne Aufenthalt und ohne daß ihre Fuhrwerke durch die umgestürzten Baumstämme gehemmt und eingeschlossen worden wären, davon. Wagen und Schlitten mußte man eben im Stiche lassen, und in einigen Fällen gelang es nur mit Mühe die Pferde zu retten. Mehrere Tage lang waren damals alle Wege dort herum von den gefallenen Baumstämmen und von den beladenen Wagen versperrt. Fast ein Jahr lang blieb die Mokhannoncreek-Schifffahrt von dort aus nach dem Susquehanna durch die damals in den letztgenannten Strom gestürzten Bäume behindert. Auf den obersten Kämmen der benachbarten Alleghany-Berge, wo die Harztanne (Pinus pungens, Lambert) fast die einzigen Bäume sind, die in dieser hochgelegenen und unfruchtbaren Region einige Höhe erreichen hatte dieser „Eissturm" eine erstaunliche Verheerung angerichtet, und an manchen Stellen nicht eine einzige Tanne stehen lassen. Besonders arg litten die Wäldchen von Weißeichen, die in zahlloser Menge entwurzelt wurden. Ueberall gingen Berichte über die Ausdehnung dieses Unwetters, das sich über Pensylvanien und einen Theil des Staates New-York erstreckte, und über die Reisenden ein, die sich, von den gefallenen Stämmen überall eingeschlossen, genöthigt sahen, die Nacht in den Wäldern zuzubringen. Monate darnach bemerkte ich noch seine Wirkungen in den Fichtenwaldungen, auf eine Entfernung von 40 bis 50 Stunden; und die ältesten Ansiedler wissen sich, ihrer Versicherung zufolge, keines Naturereignisses zu erinnern, das diesem an weiter Verbreitung und verheerender Wirkung gleichzusetzen wäre.

Am 12ten befreite ein mit dem Thauwetter eintretender starker Regen den Hochwald bald von der Last, unter der er fast erlag.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 161. 10 Junius 1833.

Transatlantische Reisebilder.

5. Die Negersklaven. Clapperton. Erinnerung an Robinson Crusoe.

Auf meiner Fahrt den Essequibo hinab besah ich die Pflanzung Meerzorg, die damals unter der Leitung des Herrn Pearson stand. Es war eben Sonntag und die Neger und Negerinnen gingen müßig in ihrer Festtagskleidung umher, ungeduldig den Abend und den Anfang ihrer Belustigungen im „großen Hause" erwartend. Die Männer trugen weiße Westen und Pluderhosen nebst tuchenen Jacken und die Weiber Röcke von gedrucktem Zeug und Strohhüte oder turbanartig um den Kopf gewundene Tücher. Bei Allen, an denen wir im Garten vorüber kamen, ließ der lächelnde Mund die weißen Zähne sehen und allenthalben hörte man: „Wie gehts Massa? zum Tanz bereit Massa?" Die schwarzen Kinder jagten sich, muthwillig wie die Affen, umher, liefen den Eltern zwischen den Füßen durch, lachten laut und schlugen Purzelbäume auf dem Gras. Endlich ließ sich auf der Galerie eine Trommel hören, und nun nahmen die Neger Besitz vom Hause; drei Musikanten saßen auf Stühlen und spielten mit Geige, Tambourin und Trommel muntre Tänze auf, zu denen sie den Takt mit den Füßen stampften. Alles war lustig; die Männer jauchzten wenn sie ihre Tänzerinnen aufforderten und wenn sie einander die Reihen des Contretanzes auf und ab führten, waren sie von einer Fröhlichkeit belebt, wie ich sie nur bei einer Hochzeit im schottischen Hochland sah. Die kleinen Schwarzen sind indeß nicht müßig, während ihre Eltern tanzen, ahmen sie ihnen auf ihre Weise nach, und nur die Mütter mit Säuglingen an der Brust sehen ruhig zu. Ein gemeiner, nur mit einem Hemd bekleideter Kerl der in den Saal schlüpfte und sich den zierlich gekleideten Tänzern anschließen wollte, wurde auf der Stelle hinausgejagt. Santa (süßer Punsch) und Kuchen wurden von Zeit zu Zeit herumgegeben. Mulattische Damen sahen durch die Fenster dem fröhlichen Schauspiel zu, weigerten sich aber näher zu treten, und ließen sich von einigen Aufsehern und Buchhaltern süßen Unsinn in die Ohren flüstern. Außerhalb des Hauses saß ein Neger im Mondschein, der mit seiner Trommel ein afrikanisches Lied begleitete, Männer und Weiber mit Schellennüssen an den Füßen drehten sich im Ringeltanz um ihn her und wiederholten den Refrain des Liedes im Chor.

Ich konnte mich bei diesem Anblick des Wunsches nicht erwehren, daß doch die menschenfreundlichen Damen von Peckham nur fünf Minuten lang Zeuge dieses fröhlichen Schauspiels seyn und mit eigenen Augen den „nackten, verschmachtenden und bedrückten Neger," wie sie zu sagen pflegen, gut gekleidet, wohl genährt und voll Muthwillen sehen möchten; daß sie das Jauchzen und Lachen und statt des Peitschenknalls die fröhliche Musik der Geigen und den muntern Gesang der kreolischen Tänzer hören könnten. Dann würden ihre fühlenden Herzen sie erinnern, daß es besser sey ihre Wohlthaten den ihnen näher stehenden Unglücklichen zu reichen und die Freilassung nach und nach und auf angemessene Weise zu bewerkstelligen, nicht aber darauf zu bestehen, daß die Pflanzer, die seit so langer Zeit sich ihrer Sklaven bedienten, diese plötzlich frei geben sollen. Wohl zu beachten bleibt hiebei noch, daß eine solche unvorbereitete Freilassung der Zügellosigkeit und dem Elend Thor und Thür öffnen würde.

Auf meiner Fahrt von Barbados nach Tabago machte de Patron des Schooners, auf dem ich mich eingeschifft hatte, mir folgende rohe, aber charakteristische Schilderung von Clapperton: „Er war ein munterer Bursche, der gut zeichnete, aber nicht besonders mit der Feder umzugehen wußte. Zu allererst diente er auf einem Kauffahrer, dann auf einem Kriegsschiff; er war noch nicht lange aufs Halbdeck gekommen, als er als Midschipman davon lief; einige Zeit später wurde er von einem Kauffahrer gepreßt und kam auf dasselbe Schiff, wo er früher gewesen war. Hier ward er zum zweitenmal Offizier, denn jeder Zoll von ihm war ein tüchtiger Seemann. Er war groß und stark wie ein junger Elephant; Herr, ich denke noch immer dran, wie er einmal durch die Verdeckthüre sprang, unsre zwei stärksten Matrosen, die eben mit einander zankten, packte und sie mit den Köpfen zusammenstieß; er hatte eine Faust, mit der er hätte einen Ochsen niederschlagen können! Halsstarrig war er zwar, aber bieder, großmüthig, tapfer und auf dem Schiff keck wie der Teufel. Einst lagen wir auf der Höhe von Macao in China vor Anker und der Kapitän war eben am Land als eine Wasserhose kam. Es blies als ob der Windsack des heiligen Antonius geplatzt wäre, und wir glaubten Alle die Fre-

gatte würde am Anker untergehen. Ich lag eben mit einer Dosis Kalomel im Leibe in der Hängematte, um mich von einem hartnäckigen Fieberanfall zu kuriren, als Clapperton zu mir hereinstürzte, nichts am Leibe als ein paar Nankinhosen, die er bis zu den Knien aufgerollt hatte. „Steh auf alter Junge," rief er mir zu, „ich komme Deinetwegen, es ist keine Zeit zu verlieren, wir müssen schwimmen. Wir sind alte Kameraden und ich möchte Dich lieber als jeden andern an Bord retten." — „Gleichviel," antwortete ich, „das Wasser wird mein Tod seyn, so oder so, ich liege gut da; nimm lieber des Kapitäns Patent, seinen Orden und seiner Mutter Portrait." Er band alles Dieß in ein Tuch um den Hals und wollte mich eben mit Gewalt aus der Kajüte ziehen, als der Sturm sich legte. Gott verdamm' mich, Clapperton war aus dem rechten Holz geschnitzt, darauf will ich schwören, und sein Tod ist ein großer Verlust für den Dienst."

Bei meinem Aufenthalt auf Tabago wurde ich lebhaft an Robinson Crusoe erinnert. Als dieser weltbekannte Einsiedler mit seinem Kanot in die See stach, um seine Insel zu verlassen, beschreibt er die Strömungen rings um sein wüstes Eiland, die sämmtlich mit einem großen Fluß, ohne Zweifel dem großen Orenoko, in Verbindung zu stehen scheinen, so genau, daß diese Beschreibung nur nach der Natur aufgenommen seyn kann. Sicher, rief ich hier aus, liegt Defoe's Werk eine wahre Geschichte zu Grunde; zudem findet sich in der Nähe von Sandy-point eine Höhle, die ganz der Beschreibung entspricht, die Robinson von jener macht, in der er das Ungeheuer fand, das ihn so erschreckte: den sterbenden Lamabock nämlich, der ihn anstarrte. Der Eingang zu dieser Höhle ist hinter Gebüsch versteckt, das man, um dahin zu gelangen, weghauen muß. Die Höhle ist hoch und trocken, besteht aus zwei Abtheilungen und der Boden ist mit Ziegengerippen bedeckt. Nicht weit davon ist die sandige Bucht wo Robinson von den Fußtapfen, die er dort eingedrückt fand, erschreckt wurde. An dieser Bucht spazieren gehend, dachte ich eben über die Aehnlichkeit zwischen Tabago und Robinsons Insel nach, als von den Strömungen von Trinidad oder des Meers getrieben, zwei Kanots mit Karaiben anlangten, nicht um, wie damals, ein blutiges Fest zu feiern, sondern um einen Tauschhandel mit Fischen, geflochtenen Körben, bunten Hölzern gegen Eßwaaren und Glaskorallen zu treiben. Diese Leute gingen fast nackt, waren dunkel olivenfarbig, hatten runde, dicke Gesichter, funkelnde Augen, gerade Nasen, kleinen Mund mit Zähnen wie Elfenbein, waren gut gewachsen und von starkem Gliederbau. Ich dachte an Freitag und war fest überzeugt, daß ich auf dem Boden stehe, den der Liebling der europäischen Jugend, Robinson Crusoe, bewohnt hatte.

Die Indianer im nördlichen Amerika.

(Schluß.)

Das Kriegsfeuer und die Tapferkeit der Sechs Völkerschaften, die sich im Allgemeinen, bei ihrem Widerstande gegen das feindliche Eindringen der Franzosen dem englischen Interesse geneigter erwiesen, suchten ihres Gleichen. Trotz der überlegenen Waffen und Kriegskunst des Feindes ließ sich ihr muthiger Sinn weder beugen noch unterdrücken. Zuletzt kam das Kreuz dem Schwert zu Hülfe. Die bekehrten Tscherokisen wurden gegen ihre heidnischen Brüder in den Kampf geführt. „Bringt euch das Kriegsloos," sagten die Proselytenmacher zu ihren Neubekehrten, an den Pfahl, so gewinnt ihr die Krone des Martyrthums; eure Feinde dagegen erwartet, in gleicher Lage, außer dem zeitlichen Holzstoß auch noch das ewige Feuer." Der immer hartnäckige Widerstand der Tscherokisen, nachdem selbst ihre Städte niedergebrannt, ihre Greise, Weiber und Kinder mit kaltem Blute hingeschlachtet worden waren, veranlaßte endlich Ludwig den Vierzehnten zu dem Befehle, die gefangenen Wilden sollten insgesammt, da sie ein kräftiger und körpergewandter Menschenschlag seyen, nach Frankreich geschickt und zum Dienst auf Sr. Majestät Galeeren verwendet werden.

Das Gerippe der Sechs Völkerschaften ist heutigen Tages folgendermaßen hin vertheilt: drei Dörfer französischer Katholiken zu Lorette bei Quebek, zu Cocknawaga, La Chin gegenüber, und in dem Dorfe Two Mountains am Ottawa; drei Dörfer englischer Protestanten, nämlich zwei an der Kwenty-Bai und eines an dem großen Fluß. Die Tuskaroras sind in dem Gebiete der Vereinigten Staaten eingewiesen. Ehedem konnten die Tscherokisen an die 20,000 Krieger aufstellen; jetzt könnten die sechs Dörfer zusammen keine 800 streitbare Männer aufbringen.

Daß die Tscherokisen, wäre das Land von den Europäern nicht besucht oder heimgesucht worden, in manchen Beziehungen den Republiken des alten Hellas gleich geworden seyn würden, ist wohl nicht zu viel gesagt. Sie hatten freilich keine Buchstabenschrift; allein auch Homer und seine Helden konnten, so viel wir wissen, weder lesen noch schreiben. Die Tscherokisen verbanden mit der Beredsamkeit der Athener den Muth, die Mäßigkeit, Seelenstärke und den Gleichheitssinn der Spartaner. Prachtvolle Tempel von Menschenhänden aufgerichtet, hatten sie freilich nicht; dafür aber den weiten Himmel zum Bethaus und ihren Gott in dem „großen Geiste." Sie lebten so einfach, wie die spartanischen Könige, die ihre schwarze Suppe an dem nämlichen Tische mit ihren Mitbürgern in einem Gebäude aßen, das wohl nicht besser als ein Berathungshaus der Mohawks war; sie wohnten in strohgedeckten Hütten, achtlos gegen Glanz und üppige Bequemlichkeit, wie vor Zeiten Phocion und Sokrates mitten zwischen den Prachtbauten Athens.

Unter den noch unabhängigen Stämmen der Illinesen, Pottowatamis und Miamihs kann man viele jener schlankgewachsenen, schöngliederigen, hochaufgerichteten Gestalten mit Römergesichtern sehen, die den indianischen Menschenschlag auszeichnen oder auszeichneten. Die Gestalt des indianischen Kriegers im Vorgrunde von West's bekanntem Gemälde „der Tod des Generals Wolff" gibt ein recht erfreuliches Bild von ihnen. *) Eine

*) Die Farbe des Kupferblechs kommt der Hautfarbe des jungen amerikanischen Indianers am Nächsten; mit dem zunehmenden Alter bekommt sie in Folge der Wirkungen des Wetters und der Sitte, sich zu bemalen, eine dunklere Färbung. Dieses Kupferbraun oder Roth bleibt sich unter allen Wechselabweichungen des Klima's auf der ganzen westlichen Halbkugel gleich. — Runzeln haben sie im

solche Gestalt war auch Tekumseh, der Schawani-Krieger, der mit einem Male auf dem Kriegsschauplatze in Canada auftrat und bewies, daß das indianische Feuer selbst jetzt noch nicht erloschen sey.

Tekumseh *) war nicht bloß Krieger, er war auch Redner und Staatsmann. Die feurige Volkskraft seines körperlichen — ward einzig durch den starken schaffenden Trieb seines geistigen Vermögens übertroffen. Er entwarf einen wohl ausführbaren Plan, die verschiedenen Stämme nach dem Lande westwärts von den Seen zur Gründung einer rothen Bundesrepublik zu vereinigen. Dort lebt noch das tapfere Volk der Nadowessier mit seinen ihm verwandten Stämmen. Sie sind kundige, wohlgeübte und kühne Reiter, und die ganze Hoffnung indianischer Unabhängigkeit stützt sich auf die Möglichkeit, daß dereinst ein indianischer Dschengis oder Tamerlan diese rothhäutigen Kosaken in Massen aufzubieten und ordnend anzuführen wüßte. Allein diese Hoffnungen werden wohl für alle Zeiten unerreichbar bleiben. Welle auf Welle strömte und strömt der Schwall der weißen Einwanderer von allen Seiten her so gewaltig herein, daß die Ureinwohner im eigentlichsten Sinne aus ihren väterlichen Jagdgründen weggespült und tiefer und tiefer in die Wildniß getrieben worden sind und werden. Ihre Geschichte ist so räthselhaft, wie ihr endliches Loos hart. Dem fallenden Herbstlaub in ihren gränzenlosen Urwäldern gleich, wirbelt sie der Sturm vor sich her — unstät und ruhlos irren sie über die Erde hin, und lassen zuletzt keine Spur, kein Denkzeichen, daß sie einst da waren, im Andenken der Menschen, auf den Blättern der Geschichte zurück. Ein schriftunkundiges Geschlecht — sind ihm Gesetze und Gebräuche, ihre Waffenthaten, ihre Reden, ihre Kriege und ihre Verträge einzig und allein in Wampumgürteln — ein versiegeltes Buch für alle Welt, außer für sie — aufbewahrt worden. Kein Homer, kein Ossian hat den kommenden Geschlechtern ihre Helden, Schlachten und Abenteuer in Liedersagen überliefert; unbekannt und unbeweint verschlingt sie ihr dunkles Verhängniß, kein Lied wird sie feiern, keine Geschichte sie nennen!

Alter nur wenige und graue Haare noch seltener. Ich sah unter ihnen nie eine alte Frau mit grauen Haaren, wohl aber mit einer Fülle schwarzer. Nach Humboldt's Berichten ist „ein Alter von hundert Jahren in Mexiko und Peru gar nichts Seltenes;" wie denn zur Zeit des Aufenthalts dieses Reisenden in Lima, seiner Erzählung zufolge ein Indianer, Hilario Pari, im Dorfe Chignata im 145sten Lebensjahr starb, während sein Weib, mit dem er 90 Jahre in der Ehe gelebt, ein Alter von 117 Jahren erreicht hatte. Noch in seinem 130sten Jahre machte Pari drei bis vier Stunden zu Fuße; von dreizehn Kindern überlebte ihn nur eine Tochter, die zur Zeit seines Todes 77 Jahre alt war.

*) Ueber Tekumseh und seinen Bruder Elskwatawa s. Ausland vor. Jahrg. S. 1055 u. ff.

Statistische Bemerkungen über den gesellschaftlichen Zustand in Frankreich vor der Revolution.

2. Der Adel.

Vor der Revolution war der Adel ungefähr 150,000 Köpfe stark. Diese besaßen:

	Einkommen.	Kapital.
An liegenden Gütern	170,000,000 Fr.	5,400,000,000
An Feudalgefällen . .	82,000,000 —	1,040,000,000
Von der Civilliste .	36,000,000 —	720,000,000
An Pensionen . . .	28,000,000 —	560,000,000
	286,000,000 —	6,720,000,000

Diese Einkünfte waren geschmälert:

1) Durch die Theilnahme einer kleinen Anzahl von Roturiers oder angeblicher Adeligen, theils an den Civil- und Militärpensionen, theils an den Gunstbezeugungen des Hofes.

2) Durch einen schwachen Beitrag zu den Territorialauflagen, nämlich 5 Millionen Kopfsteuer und 15,600,000 Fr. an sogenannten Vingtièmes von liegenden Gründen, zusammen 18,600,000 oder nicht ganz 10%. Taxen, während der dritte Stand nahe an 60% zahlte.

3) Durch Verbrauchssteuern, welche beinahe ohne Unterschied alle Einwohner des Königreiches trafen, und in Verhältniß zum Grundeinkommen der Geistlichkeit 12½ Million betragen mußten, oder ⅛ dieser Art von Taxen.

Diese Auflagen nahmen also von dem Einkommen des Adels 61,100,000 Franken weg, und ließen ihnen ungefähr 225 Millionen oder 1500 Fr. auf den Kopf. Ohne die Abgaben zu rechnen, hatte also jeder Adelige ein Einkommen:

Aus liegenden Gründen von . . .	1134 Fr.
An Feudalgefällen, Pensionen, Stellen	775 —
	1909 —

Der Adel hatte ferner beinahe alle Einkünfte der höhern Stellen im Civil, Militär und in der Marine. Er lieferte ferner: 1) Der Geistlichkeit 130 Bischöfe und Erzbischöfe, 1350 bepfründete Aebte, 550 Aebtissinnen, 12,000 Prioren, 12,000 Domherren, 14,000 Pfründner. 2) Der Verwaltung 30 Staatsminister, 42 Staatsräthe, 78 Requetenmeister, 34 Provinzintendanten, 500 Secretäre des Königs, die Mehrzahl der 52 Generalpächter u. dgl. 3) Der Magistratur 217 Mitglieder des Parlaments von Paris, die Räthe der 12 übrigen Parlamente. 4) Der Landarmee 1266 Generale, und ungefähr 24,000 höhere und Subalternoffiziere. 5) Der Marine 62 General- und 1000 Marineoffiziere. Nur die Anhäufung von Stellen in Einer Person und die Menge neuer Adeliger machte es möglich, daß der Adel alle diese ihm bestimmten Stellen besetzen konnte.

Die Geistlichkeit und der Adel, zusammen 466,000 Individuen, hatten

	Einkommen.	Kapital.
An productiven liegenden Gründen	240,000,000 Fr.	4,800,000,000
An unproductiven liegenden Gründen	35,000,000 —	700,000,000
Zehnten und Feudalgefälle . . .	142,000,000 —	2,840,000,000
Pensionen, Ehrenstellen . . .	64,000,000 —	1,280,000,000
Stolgebühren der Geistlichkeit und fromme Schenkungen . . .	210,000,000 —	4,200,000,000

Nachstehende Auflagen verminderten diesen ungeheuern Reichthum:

	Geistlichkeit.	Adel.	Total.
Territorialauflagen	10,000,000	18,600,000	28,600,000
Verbrauchssteuern	17,500,000	42,500,000	60,000,000
	27,500,000	61,100,000	88,600,000

Nach Abzug aller Lasten besaßen also noch die beiden privilegirten Stände ein reines Einkommen von 600 Millionen, also so viel, als die Hälfte des Nettoertrages alles Grundeigenthumes in Frankreich betrug. Dieß belief sich, die Mönchsorden, welche das Gelübde der Armuth abgelegt hatten, mit eingeschlossen, auf 1500 Fr. für den Kopf. Bei dieser Berechnung ist nur das Grundeigenthum und das durch Privilegien oder ohne besondern Grund erhaltene Einkommen mit einbegriffen. Die Einkünfte aus Verwaltungs-, Gerichts- und Militär-Stellen sind nicht dazu gerechnet, obgleich sie fast ganz dem Adel, mit Ausschluß des dritten Standes, zufielen, und den Antheil des Erstern an dem öffentlichen Reichthum ungeheuer vermehrten.

3. Der dritte Stand.

Der dritte Stand besaß von unbeweglichen Gütern auf dem Lande, und namentlich in den Städten, 960,000,000 Fr. Nettoertrag, was ein Kapital von 19,200,000,000 Fr. gibt. Davon hatte der höhere Bürgerstand 72,000,000 Einkünfte, die kleinen Eigenthümer 888,000,000. Hievon aber bezahlten sie:

296,100,000 Fr.	Grund- und andere Abgaben an den Staat.
240,000,000 Fr.	Konsumtionssteuern.
90,000,000 Fr.	Zehnten.
210,000,000 Fr.	Stolgebühren.
100,000,000 Fr.	an Lasten für Miliz, Einquartirung mit dem daraus entspringenden Schaden, Lotterie, Frohnen, königliche Octroi, Wildschaden u. s. w.
936,100,000 Fr.	

Wahrscheinlich betrugen indeß die Lasten des dritten Standes nicht unter einer Milliarde, und man kann rechnen, daß von 100 Fr., welche der dritte Stand durch Ackerbau und Industrie erwarb, 62 an den Staat, an den Adel und die Geistlichkeit fielen. Die nachstehenden Tabellen bilden eine allgemeine Uebersicht über die Vertheilung der Einkünfte und Auflagen unter den großen Abtheilungen der Gesellschaft, wie sie im Verlaufe der Jahrhunderte durch Feudalität und Priesterallmacht geworden war. Die einzigen hiebei willkürlich vorgenommenen Zahlen sind folgende: 1) Der Anschlag der Besoldungen der Civil- und Militär-Stellen, welche dem Adel allein zufielen, auf 100 Millionen. 2) Die Lasten der Milit. der Einquartirung, Frohnen, Lotterie und der Wildschaden gleichfalls auf 100 Millionen angeschlagen. 3) Der Nettoertrag der Industrie und der Gewerbe, der nach Dellay d'Agier und Arnoult auf 505 Millionen berechnet ist.

A. Einkommen.

Stände.	Anzahl der Individuen.	Grundeinkommen.	Andere Einkünfte.	Gesammteinkommen.	Einkommen auf den Kopf.
Geistlichkeit	516,000	70 Mill.	500 Mill.	570 Mill.	1200 Fr.
Adel	150,000	170 —	216 —	386 —	2580 Fr.
3ter Stand	24,000,000	960 —	505 —	1465 —	61 Fr.

B. Auflagen.

Stände.	Grundauflagen.	Verhältniß zum Einkommen.	Konsumtionssteuer.	Verhältniß zum Einkommen.	Andere Auflagen.
Geistlichkeit	10,000,000	1/7	17,500,000	1/4	—
Adel	18,600,000	1/10	42,500,000	1/4	—
3ter Stand	296,000,000	1/3	240,000,000	1/4	400,000,000

C. Einkünfte und Auflagen.

Stände.	Gesammtauflagen.	Verhältniß zum Einkommen.	Gesammteinkommen nach Abzug der Auflagen.	Auflagen auf den Kopf.	Freies Einkommen auf den Kopf.
Geistlichkeit	27,500,000	1/20	542,500,000	100	1100
Adel	61,000,000	1/6	524,900,000	420	2160
3ter Stand	936,000,000	1/3	529,000,000	39	22

Die Geistlichkeit besaß also ein jährliches Einkommen von 570 Mill., ein Sechstheil des Gesammteinkommens aus Grund und Boden und Industrie. Diese Summe gab jedem Geistlichen 1200 Fr. Rente. Die Grundeinkünfte lieferten hiezu ein Fünftheil, Zehnten, Stolgebühren und freiwillige Gaben vier Fünftheile. Die Summe, welche die Geistlichkeit zu den öffentlichen Abgaben beitrug, war wandelbar; die allgemeine Versammlung der Geistlichkeit bestimmte sie im Jahre 1784 auf 8,400,000 Franken, es kamen auch einige Zugaben hinzu, der Beitrag blieb aber stets unter 10 Millionen. Die Konsumtionssteuern, welche die Geistlichkeit erreichen konnten, sind auf ein Viertheil des Grundeinkommens angesetzt, und vermehren obige Summe um 17½ Millionen. Der ganze Beitrag zu den Staatslasten betrug also 27½ Millionen, was nur wenig mehr als 1/20 ihres Einkommens beträgt. Dieser Stand zahlte also um die Hälfte weniger Abgaben als der Adel, und fünfmal weniger als der dritte Stand; es blieb ihm ein reines Einkommen von 542 Millionen.

Der Adel war minder zahlreich als die Geistlichkeit, und besaß ein Einkommen von 586 Millionen. Er hatte 170 Millionen Grundeinkommen, die übrigen 216 Millionen bestanden in Feudalgefällen, Pensionen, Hofstellen und Besoldungen für Civil- und Militär-Stellen. Nach Abzug von 61 Millionen Taxen bleibt für jeden Kopf noch ein freies Einkommen von 2160 Fr., d. h. doppelt so viel als für jeden Geistlichen, und 100mal so viel als für jedes Individuum des dritten Standes.

Dieser hatte 1465 Millionen Einkünfte, nämlich 960 aus liegenden Gütern, und 505 aus Industrie, Handel und Gewerbe. Auf jeden Kopf kamen 61 Fr. des Jahres oder 16 bis 17 Centimen des Tages. Die Grundauflagen nehmen 296 Millionen oder ein Drittheil des Grundeinkommens weg; die Konsumtionssteuern 240 Millionen oder ¼ dieses Einkommens, und andere Taxen ungefähr 400 Millionen, im Ganzen 936 Millionen oder zwei Drittheile des Gesammteinkommens. Demnach verliert jeder Kopf, von dem ihm zukommenden 61 Fr., 39, und es bleiben ihm nur 22 Fr. jährlich, oder etwas mehr als 6 Centimen des Tages.

Bei diesem Zustande der Dinge zählte Frankreich gegen das Ende der Dynastie Valois nur eine Bevölkerung von 15 Millionen Seelen, und zwei Drittheile seines Gebietes waren unbebaut. Unter Ludwig XV, im Jahre 1760, zählte es 20 Millionen, und ungefähr die Hälfte seiner Oberfläche blieb brach liegen. Im Jahre 1792 endlich hatte Frankreich eine Bevölkerung von 26 Millionen, ein Viertheil seiner Oberfläche, oder 15 Millionen Hektaren (6700 Quadratlieues), war von Sümpfen, Haiden und Gestrüpp bedeckt. Diese Thatsachen erklären, weßhalb man unter drei Jahren immer ein Hungerjahr rechnete in einem der fruchtbarsten Länder Europa's. Dießmal haben wir gezeigt, was Frankreich unter der Feudalherrschaft und der weltlichen Priestermacht war, ein andermal werden wir untersuchen, was in dem neuen Frankreich die aus der Revolution hervorgegangenen Elemente sind.

Notiz über die Bevölkerung von Paris.

Ueber die Bewegung der Bevölkerung in den 12 Arrondissements von Paris im Jahre 1832 theilt der „Nouvelliste" folgende aus offiziellen Quellen geschöpfte Angaben mit: „Man zählte in jenem Jahre 45,675 Sterbfälle und 26,304 Geburten; unter denen 17,010 Sterbfälle und 4992 Geburten in den Hospitälern erfolgten. 28,665 Todesfälle und 21,312 Geburten aber in Privatwohnungen. Der fünfte Theil der Bevölkerung von Paris wird also in Hospitälern geboren, und mehr als ein Drittheil derselben stirbt darin — ein höchst trauriges Resultat, das die Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde verdient. — Unter den im Hause gebornen Kindern zählt man 16,553 eheliche und 4769 außereheliche; in den Hospitälern wurden nur 499 eheliche und 4495 uneheliche zur Welt gebracht. Von der Gesammtzahl der Geburten besteht also mehr als ein Drittheil aus unehelichen Kindern. — Die Sterbfälle betragen um 19,371 mehr als die der Geburten; zieht man davon aber ungefähr 19,000 Todte ab, die an der Cholera starben, so bleiben noch 25,000, die den Sterbfällen der vorhergegangenen Jahre gleich kommt; woraus hervorgeht, daß die gewöhnlichen Krankheiten durch die Epidemie in ihren Wirkungen nicht gehemmt wurden. Die Zahl der Sterbfälle vertheilt sich übrigens auf die verschiedenen Arrondissements nicht in gleichem Verhältniß, und es läßt sich unter denselben ein auffallender Unterschied bemerken, der alle Jahre wiederkehrt. Das 7, 8, 9, 10, 11 und 12 Arrondissement haben im Jahre 1832 den 22sten Theil ihrer Bevölkerung verloren, und zwar durch Todesfälle im Hause, das 1, 2, 3, 4, 5 und 6 aber nur den 34sten Theil. Dieses Mißverhältniß tritt noch um so stärker hervor, wenn man die in den Hospitälern erfolgten Todesfälle dazu vergleicht, unter denen man größtentheils Individuen aus den sechs letzten Arrondissements findet. Hiebei läßt sich bemerken, daß die Arrondissements, wo die Sterblichkeit am größten war, auch die ungesundesten Theile der Hauptstadt sind, sehr enge Straßen, sehr hohe Häuser und feuchte Wohnungen haben, in denen die ärmste Klasse der Bevölkerung oder Handarbeiter leben, und daß Letztere, namentlich in den ekelhaftesten Löchern auf einander gedrängt, sich häufig tödtliche Krankheiten zuziehen. So zählt das 1ste Arrondissement die wenigsten Todesfälle, wie es denn auch als das gesündeste der Stadt Paris gilt, während der Tod im stets, wo größtentheils Ouvriers wohnen und sich die ungesundesten Straßen und Wohnungen befinden, seine meisten Opfer hinwegraffte. — Auch die in den Häusern gebornen Kinder stehen nicht bei allen Arrondissements in gleichem Verhältniß. In den vier ersten, wo Rentiers, Kaufleute und höhere Stände wohnen, zählt man eine Geburt auf fünfzig Personen, während im 5, 6, 7 und 8, die von Ouviers, Handelsleuten und Gewerbtreibenden aller Art bevölkert sind, eine auf vierzig kommt. In den vier ersten Arrondissements, wo die Geburten nicht im Verhältnisse zur Bevölkerung stehen, wurden in den Ehen, obgleich dieselben zahlreicher als in andern Stadttheilen von Paris, doch weniger Kinder erzeugt, da auf 100 Ehen nur 204 Geburten kommen, während im 5, 6, 7 und 8 auf 100 Ehen 257 Kinder gezählt wurden."

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 162. 11 Junius 1833.

Englisches Leben in Indien.

Die Mofussilstationen.

3. Etawah.

In den Tagen der moghulischen Macht war Etawah eine blühende Stadt, der Wohnort der Omrahs und vieler Großen des Reiches, die zu dem Hofstaate der Kaiser gehörten; doch seit dem Untergange der moslemitischen Herrschaft sank es zur Unbedeutenheit herab, und bietet höchstens nur noch dem Künstler Anziehendes, der hier einen prachtvollen Gaht, eine der schönsten Wassertreppen am Dschemna, und verschiedene malerische Bauwerke bewundern wird, die jedoch fast ihrem gänzlichen Verfalle nahe sind. Die englischen Kantonnirungen in der Nähe liegen höchst verödet und stellen in den traurigsten Farben das vollendete Bild einer Station in den Dschongeln dar. Auf einer weiten Sandebene, die fast von allen Bäumen entblößt ist, liegt ein halbes Dutzend bewohnbarer Bungalos zerstreut, zwischen denen man die Ruinen anderer erblickt, die für eine stärkere Garnison erbaut wurden, und jetzt wo einige Kompagnien Sipais zur Bewachung dieses melancholischen Vorpostens hinlänglich erachtet werden, in Trümmer zerfallen. Die Civilbeamten, die aus einem Richter und einem Steuereinnehmer bestehen, sind selten anwesend und halten sich größtentheils lieber an einem andern Ort ihres Sprengels auf, und die wenigen Europäer, die verurtheilt sind, drei Jahre in diese Wildniß verbannt hinzuschmachten, haben Zeit genug zu erproben, wie reichhaltig die innern Quellen ihrer Unterhaltung sind, aus denen sie allein schöpfen können. Die Bungalos in Etawah sind noch immer von hinlänglich roher Bauart, um Jemand zu erschrecken, der Indien nur aus der Beschreibung „der Stadt der Paläste" kennt. Freilich sind sie jetzt über allen Vergleich besser als in ihrem ursprünglichen Zustande, wo in diesen entlegenen Dschongeln Thüren und Fenster als ein überflüssiger Luxus betrachtet wurden, und ein Bambusrohrgeflecht, mit Gras bedeckt, die Stelle beider vertrat; gegenwärtig sind die Wohngebäude zwar auch nur mit schweren schlechten Glasthüren versehen, die mit einem groben Farbenwurf übertüncht sind, doch schützen sie vor Hitze, Kälte und den nachtheiligen Einflüssen der Regenzeit. Die Wände sind schlecht und kahl oder von ungeschickter Hand so schlecht übertüncht, daß sie das Auge mehr beleidigen, als ein bloßer weißer Anwurf. In gleichem Verhältnisse sind die Geräthschaften, Thürschlösser u. s. w.

Die Berührungen zwischen der eingebornen Thierwelt und ihren menschlichen Nachbarn ist hier zu nahe, als daß sie angenehm zu nennen wäre. Wenn man in der Nacht der Hitze wegen die Thüren offen stehen lassen will, so muß man sie mit Gittern versehen, um die Wölfe und Hyänen abzuhalten, die sich die Freiheit nehmen, unter den Verandahs ihre nächtlichen Spaziergänge zu machen; in den Gärten tummeln sich Stachelschweine und Panther lungern nach Beute umher. Die Binsen- oder Strohdächer gewähren Ungeziefer jeder Art einen bequemen Aufenthalt und nur in größeren Stationen, wo die Europäer sich schon länger ansässig gemacht haben, zieht sich das wildere Gezücht tiefer in die Einöden zurück und wird selten sichtbar: Eichhörnchen oder Ratten und gelegentlich eine oder zwei Schlangen bilden die einzige Einwohnerschaft des Dachbodens und betragen sich dort als ziemlich ruhige Hintersassen. In den Dschongeln hingegen, wie in Etawah, ist diese Hausgenossenschaft schon zahlreicher und verschiedenartiger; wilde Katzen, Ghosaumps, eine Eidechsenart von der Größe eines Spanferkels, Copras und andere Schlangen haben hier unter den Dachsparren ihren Aufenthalt genommen und treiben in gegenseitigen Kämpfen und Beuteverfolgung einen heillosen Unfug. Die ungebetenen Gäste sind dabei von den menschlichen Einwohnern der Bungalos nur durch ein Tuch getrennt, das von Wand zu Wand über dem Zimmer ausgespannt und auf sehr sinnreiche Art mittelst Stricken hinter einer vorspringenden Kranzleiste befestigt ist. Dieses Tuch bildet die Stubendecke und verbirgt das ungeschlachte Sparrenwerk des Dachstuhles; allein nicht immer schützt es vor unwillkommenen Besuchen; ohnehin sieht man auf der Außenseite der elastischen Decke, die jedem Drucke von Innen nachgibt, die Verfolger und Verfolgten hin und her rennen, und die Umrisse der verschiedenen Füße auf der Leinwand deutlich abgedruckt. Wird das Tuch endlich alt und mürbe, so geschieht es nicht selten, daß hier und dort das Bein eines Thieres sich durchbohrt und zum Vorschein kommt, und geben vollends die Stricke, die es ausgespannt halten, nach, was bei der Regenzeit gewöhnlich der Fall ist, so kann man darauf zählen, daß dann und wann einer der verfolgten Dachbewohner, in der Angst seinem Feinde zu entrinnen, durch diese oder jene Oeffnung herabstürzt. Be-

vor man noch auf den sinnreichen Einfall kam, die Decke mit einem Tuch zu überspannen, war es ohnehin keine Seltenheit, daß Schlangen oder anderes Ungeziefer von den Bambus auf die Leute in der Stube unten herabfielen; jetzt können wenigstens solche beschwerliche Gäste nicht so ganz nach Belieben wie früher sich eindrängen, wiewohl sie noch immer den Einwohnern lästig genug fallen, da sie meistentheils die Nacht über sich herumtummeln, und wenig darnach fragen, ob ihre Hausgenossen unten bei dem Teufelslärm und Getöse oben ein Auge zuthun können oder nicht. Manchmal wird das Kampfgetümmel wahrhaft furchtbar und mit Angst und Zittern erwartet man jeden Augenblick, die Stubendecke mit der ganzen unruhigen Nachbarschaft, die auf ihr im wilden Gewühle durcheinander tummelt, sich auf den Kopf fallen zu sehen. Die Sperlinge, die unter dem Dachgebälke nisten, durch den Tumult aus ihrem Schlummer aufgescheucht, fangen an herumzuflattern und zu zirpen, und vermehren den unerträglichen Lärmen. Hiezu gesellen sich dann in diesen wilden Einöden auch noch Myriaden heilloser Insekten, die es gleichfalls nicht an Peinigungen jeder Art fehlen lassen. Mit Einbruch der Nacht beginnt gewöhnlich ein Konzert, worin die Grille, neben der das europäische Heimchen beschämt verstummen müßte, den Diskant singt, während der Baß von zahllosen Kröten gequackt wird. Dazu stößt der Muskito in sein schrillendes Hüfthorn und die gurgelnde Begleitung der Moschusratte füllt die Pausen. Sollte sich endlich mitten unter diesem furchtbaren Aufruhr der lang ersehnte Schlummer auf die müden Augenlieder herabsenken, so wird er nur zu häufig wieder von dem Geheule herumziehender Horden von Schakalen verscheucht, unter denen jedes Thier es darauf angelegt zu haben scheint, das andere zu überschreien. Ueberhaupt ist eine ruhige Nacht in ganz Indien eine wahre Seltenheit. Die Eingebornen, die während der Hitze am Tage schlafen, bleiben bis lang über Mitternacht hinaus wach, und so still sie bei Tage sind, so geräuschvoll geht es bei ihnen in der Nacht her. Von den umliegenden Dorfschaften ziehen singende Schaaren die Straßen hin, und bei religiösen Festen oder Hochzeiten werden alle Arten mißtöniger Instrumente, Schallhörner und sechs Fuß lange Trompeten zu Hülfe genommen, das Gejodle des Volks zu verstärken.

So ist gewöhnlich eine Nacht in den Dschongeln beschaffen, und man bedarf Nerven von keiner gewöhnlichen Art, um die mancherlei Peinigungen auszuhalten. Zum Glück sind die Betten in Indien so gestellt und eingerichtet, daß man vor unmittelbaren Berührungen mit den mancherlei vielfüßigen und vielbeschwingten Gästen, die einen nicht undeutlichen Begriff von den ägyptischen Plagen geben, noch so ziemlich geschützt bleibt. Die Bettstätte befindet sich in der Mitte der Stube, ziemlich hoch über dem Boden; durch die Muskitovorhänge, die sich über das ganze Bette ausspannen, obgleich sie aus den dünnsten und durchsichtigsten Stoffen gewebt sind, kann doch nicht leicht von Außen hereingebrochen werden, und wenn auch Fledermäuse daran herumflattern, zahllose Eidechsen an den Wänden auf und ab krabeln, und Moschusratten an den Bettpfosten herum rumoren, so bleibt es diesen Nachtschwärmern doch fast unmöglich, in das Innere einzudringen. Deßhalb und weil die Muskitonetze ein sicheres Verwahrungsmittel gegen die Malaria bilden, ist es rathsam, daß man das ganze Jahr unter denselben schlafe.

(Fortsetzung folgt.)

Transatlantische Reisebilder.

6. Unsicherheit des Aufenthalts in Havannah. Der Gastwirth Nic.

In einer Stadt, wo die Bevölkerung so gemischt ist, und die niedern Klassen, unter denen Spielsucht und deren Begleiterin die Trunkenheit herrschen, gänzlich entsittlicht sind, — in einer Stadt, wo es keine Polizei gibt und wo für die abscheulichsten Verbrechen Absolution zu erhalten ist, wenn man nur die Priester gut bezahlt, darf man sich nicht wundern, täglich von Räubereien und Mordthaten zu hören. Einige Zeit vor meiner Ankunft waren in verschiedenen Quartieren der Stadt sieben Weiße an einem Tage umgebracht worden.

Räubereien an hellem Tage werden häufig auf folgende Weise ausgeführt: Zwei Diebe nehmen einen Fußgänger in die Mitte, und lassen lange Messer unter den Armen sehen, während ein Dritter ihm ganz gemächlich Uhr, Börse, Hemdknöpfe u. s. w. abnimmt, und ihm dabei zuflüstert, daß, wofern er den geringsten Lärm mache, die Messer ihre Schuldigkeit thun würden. Wenn auch der Geplünderte die Räuber zufällig später wieder erkennt, so fürchtet er sich doch etwas gegen sie zu unternehmen, und so bleibt ihm nichts übrig als seinen Verlust geduldig zu tragen. Findet in irgend einer Straße nur der geringste Auflauf statt, so eilt die ganze Nachbarschaft Thür und Fenster zu schließen, so sehr fürchtet man eine Zeugenaussage im Falle eines Mordes.

Die Leichname der Ermordeten werden einen Tag lang in der Straße hinter dem Gefängnißgebäude ausgestellt, damit ihre Anverwandten sie abholen lassen können. Als ich eines Vormittags mit einem Freunde am Gouvernementshaus vorüber ging, sahen wir mehrere Menschen beisammen stehen; wir sahen ihnen über die Schultern und hatten einen fürchterlichen Anblick. Auf einer offenen Todtenbahre mit Trage und Handhabe lag der Leichnam eines weißen, gut aussehenden Mannes von ungefähr vierzig Jahren, den Mund zu grimmigem Lächeln verzogen. Er hatte eine fürchterlich klaffende Wunde in der Kehle, die Hände waren im Todeskampf ebenfalls zerschnitten worden; Beinkleider und Hemd waren zerrissen und buchstäblich in Blut getaucht. Er war ein gallizischer Krämer, der etwa zwei oder drei Stunden früher in seinem eigenen Laden getödtet worden war. Alles dieß geschah wenige Schritte von der Zollhauswache, und die Mörder entkamen ungestraft.

Einer der merkwürdigsten Charaktere zur Zeit meines Aufenthalts in Havannah war Nic, der Eigenthümer eines Gasthauses, das vorzüglich von englischen und amerikanischen Schiffskapitäns und Superkargos besucht wird. Er war aus Yorkshire gebürtig, von niederer Herkunft, gemeinem Aussehen und Sprache, und ein feiler hinterlistiger Mensch. Nic war nicht nu Gasthalter, sondern auch Lieferant, und hatte eine

Niederlage, wie er es nannte, von fertigen Särgen, jeder Größe, mit denen er seine Gäste aufs schnellste bedienen konnte; auch hatte er einen eigenen Begräbnißplatz. „Nehmt euch in Acht vor Nic's Stock," war in Havannah zum Sprüchwort geworden; denn sobald ein Fremder ankam und Nic sprach mit ihm, so nahm er ihm unvermerkt mit einem kurzen Stock das Maß, im Fall etwa ein Sarg gebraucht würde. — Ein Bekannter erzählte mir, daß er eine Zeit lang in Nic's Haus gelebt, und dort die Bekanntschaft eines sehr unterhaltenden jungen Mannes, eines englischen Superkargo, gemacht, der von Lebenslust und Gesundheit strotzte, und schon auf Rechnung des glücklichen Erfolgs eines kaufmännischen Unternehmens sich habe wohl seyn lassen. Als mein Bekannter ihn eines Tags vermißte und den Hausherrn fragte, wo er denn bleibe, sagte Nic ganz kalt: „Er ist im nächsten Zimmer, nach dem Essen können Sie ihn besuchen." Als der Kaffee getrunken und die Cigarren angezündet waren, forderte Nic die Gesellschaft auf, ihm zu folgen; sie that es, und sah den gelben Leichnam des Superkargo, zum Begräbniß ausgestellt, auf seinem Bett liegen. Mein Freund war über dieses unvorhergesehene traurige Ereigniß außerordentlich betroffen, denn er hatte den jungen Mann hochgeachtet; Nic hingegen machte einen Scherz daraus, und sagte spöttisch, indem er sich die Hände rieb: „Nun, wer mag einen Robber Whist spielen?"

Tod des Fürsten Trazas Moctar.

(In der „Revue des Deux Mondes" von Herrn C. Marchal mitgetheilt.)

Unter den afrikanischen Völkerstämmen, mit denen man in neuerer Zeit bekannt geworden ist, findet sich Einer, über den bis jetzt noch sehr unzuverlässige Nachrichten bestanden. Es sind Dieß die Mauren, welche die große Wüste zwischen Senegambien und den Reichen Algier und Marokko bewohnen, und über die afrikanischen Stämme, denen sie ihre Sprache und Religion mitgetheilt haben, eine ausgedehnte Herrschaft besitzen, indem sie ganz allein den Binnenhandel treiben. Jene im westlichen Theile dieser großen Wüste (Sahara) theilen sich in drei Stämme: die Trazas, die Braknas und die Aulede-el-Hagy.

Die Trazas, mächtiger als die übrigen, bewohnen das Land zwischen Arguin, dem Flusse St. Johann und dem Senegal, und leiten ihren Ursprung von den beiden Brüdern Teruze ab, Fürsten aus dem kaiserlichen Gebiete von Marokko. Man erzählt, daß Einer dieser beiden Brüder, den die Reize der Sultanin bezaubert hatten, zu einer Zusammenkunft mit ihr eingeladen wurde, eine im Lande der Moslim nicht selten mit großer Gefahr verbundene Gunst. Der Kaiser war eben im Begriff eine Jagdpartie von einigen Tagen anzustellen; die Gelegenheit schien günstig, und schon der Abend seines Auszuges wurde zur Zusammenkunft der beiden Liebenden bestimmt. Teruze, der mit der Oertlichkeit des kaiserlichen Palastes wohl bekannt war, eilte zur bestimmten Stunde dem Orte zu, wo ihn der längstersehnte Genuß zu erwarten schien, als er sich plötzlich im Dunkeln von einer kräftigen Hand festgehalten fühlte. Teruze zwang zwar seinen Gegner ihn wieder fahren zu lassen, allein dieser versetzte ihm mit den Nägeln einen tiefen Riß in die Wange, und rief ihm zugleich nach, daß Dieß das Wahrzeichen seines Todesurtheiles seyn solle. Es war der Kaiser selbst gewesen, der unerwartet die Jagd aufgegeben hatte und plötzlich in den Palast zurückgekehrt war. Teruze suchte voll Schrecken seinen Bruder auf, um ihn von dem Schicksale zu unterrichten, das seiner harrte, zugleich aber auch mit ihm über die Mittel zu berathen, wie der Rache des Kaisers zu entgehen sey. „Machen wir uns sogleich auf den Weg, erwiderte dieser, um die grimmige Löwin, den Schrecken des Landes, zu verfolgen, und morgen, nachdem Salam der Frühstunde, begeben wir uns zum Kaiser, um ihn zu fragen, welcher von uns beiden der Muthvollste sey, ob Jener der die Löwin erlegt, oder der, der es gewagt habe, während der Nacht Hand an den Kaiser zu legen." Die beiden Brüder traten wirklich am andern Morgen vor den Kaiser, und erklärten ihm, daß sie ihn zum Schiedsrichter ihres Zwistes ausersehen hätten. Von so viel Kühnheit überrascht, sagte der Sultan: „Ihr habt beide Muth, allein ich könnte in der Nähe so verwegener Männer nicht ruhig leben; daß die nächste Morgensonne euch nicht mehr in der Stadt finde, sonst müßt ihr sterben!" Die beiden Brüder flüchteten nun in die Wüste, wo sie die Häuptlinge der von ihnen stammenden Trazas wurden, ein kriegerisches Volk, das durch seine Betriebsamkeit und seine zahlreichen Verbindungen einen großen Einfluß auf die afrikanischen Völkerschaften übt. Die Trazas leben in mehrere Stämme getheilt, unter Zelten, zu denen sie den Stoff aus Kameelhaaren bereiten. Ihre Lager, von ihnen Adnar genannt, bilden einen Kreis, der mit Seilen umgeben ist, die, an Pfählen befestigt, die zahlreichen Heerden von Hornvieh, Schafen und Kameelen, von deren Fleisch und Milch die Stämme leben, von den Zelten abhalten. Ich besuchte ein solches Lager, und werde die Aufnahme, die ich dort fand, nie vergessen. Gastfreundschaft, diese patriarchalische Tugend, wurde da mit einem Edelmuthe geübt, der mir bis dahin noch nicht vorgekommen war, und nie noch hat das Gebet mich so feierlich gestimmt, als hier unter dem freien Himmel der Wüste. Sobald der Tag anbricht, schütten die Sklaven und die jungen schön gebauten Maurinnen den Hirse in die vor jedem Zelte stehenden hölzernen Mörser und zerreiben ihn zu Mehl, wobei sie jedesmal, nach zwei Stößen mit der Keule, nach dem Takt in die Hände schlagen. Sobald die Sonne aufgeht, tritt Alles aus den Zelten, und stellt sich schaarweise, die Häuptlinge an der Spitze, das Gesicht gegen Morgen gekehrt, auf; der Marabut ist der Einzige, der abgesondert vor denselben steht; er verrichtet die Gebete, und so oft er niederkniet oder aufsteht, wiederholt das Volk seine Bewegungen. Nach dem Gebete geht Jeder an sein Geschäft: die Einen flechten Matten oder beschicken die Heerden, Andere arbeiten in Gold oder Eisen, worin sie eine ausgezeichnete Geschicklichkeit besitzen, und die Fürsten versammeln sich zum Palaver oder zur Berathung. Die Mauren bedienen sich ganz derselben Waffen wie die Europäer. Da sie, um ihre Kriegs- oder Handelsentwürfe auszuführen, große Strecken durchziehen müssen, so spielt bei ihnen die Reiterei natürlich die Hauptrolle; auch haben die meisten von ihnen Pferde von außerordentlicher Schnelligkeit; die Kamele tragen das Gepäck, die Zelte und Waaren. Auf dem Rücken dieser Thiere führen sie auch den Gummi, den sie in den Wäldern sammeln, wo er aus dem Stamm und den Aesten des Gummibaumes träuft, nach den Handelsplätzen an den Ufern des Senegal. Die Marabuts genießen das ausschließende Vorrecht, ihn einzusammeln; da sie keinen Theil von der Kriegsbeute nehmen, so ist ihnen der Ertrag des Bodens überlassen. Der Abscheu dieser mohammedanischen Priester gegen alle Waffen ist so groß, daß sie sich nicht einmal eines Messers bedienen würden, das einem Dolch ähnlich ist.

Obschon bei den Trazas die Stammherrschaft vom Vater auf den Sohn übergeht, so wird doch der rechtmäßige Erbe der Nachfolge verlustig, wenn er derselben unfähig erklärt wird, und nur der Fürst, der am meisten durch Fähigkeiten und Muth sich auszeichnet, wird als Herrscher ausgerufen. So wurde vor dreißig Jahren Amar Moctar dem Ali Kuri vorgezogen, dessen Anhänger ihm treu blieben, und sich bei seinem Tode zu Gunsten seines Sohnes Moctar, eines eben so schönen als tapfern Prinzen, noch vermehrten. Dennoch drang der Sohn Ali Kuri's beim Tode Amar Moctars mit seinen Ansprüchen nicht durch, sondern der Sohn dieses Letztern, Mohammed-el-Habyb, wurde, der Legitimität seines Nebenbuhlers ungeachtet, als König anerkannt. Solche Zwiste werden gewöhnlich mit den Waffen entschieden, und man gedenkt im Senegal noch des langwierigen Krieges zwischen Amar Moctar und seinem Nebenbuhler, in dessen Folge der Letztere geschlagen, und flüchtig seine sterbende Gattin der Großmuth des Ueberwinders überließ, der sie mit folgenden Worten anredete: „Du siehst, daß Gott die Empörung Deines Gatten gestraft hat, indem er ihm den Sieg wieder entriß, den er schon erkämpft hatte; komm in mein Zelt und vergiß den schuldbeladenen Gatten auf ewig." — „Mein Mann, erwiderte die Fürstin, ist nichts weniger als gänzlich besiegt; zittere Du selbst Verräther! Binnen Kurzem wird er Tod und Schrecken in Deinem Lager verbreiten, und die Rechte er

kämpfen, die Du anzuerkennen Dich weigerst.“ In der That nahm auch der Ueberwundene, da er mit offener Gewalt nichts ausrichten konnte, seine Zuflucht zur List, und so kann man sich die Rache erklären, welche die Partei des jungen Moctar im Monat Julius 1831 an Jean Malywuare, einem freien Neger und Anhänger Mohammed-el-Habybs, nahm. Dieser Neger fuhr unbesorgt auf seinem mit Gummi, Federn und Töpferwaaren von Fulah beladenen Schiffe den Senegal herab, als ihn auf der Höhe der Kaimansinsel *) mehrere im Schatten eines Hains von Gummi- und Tamarinden-Bäumen auf dem rechten Ufer des Flusses ruhende Mauren zu einem Tauschhandel gegen Matten und getrocknetes Fleisch einluden. Jean Malywuare hatte kaum das Ufer betreten, als er auch schon, von einem Flintenschusse getroffen, sein unbedachtsames Vertrauen mit dem Leben bezahlte. Mehrere Schwarze wurden bei dem Kampfe, der sich nun entspann, verwundet, und die Uebrigen brachten die Nachricht von diesem traurigen Ereignisse nach St. Louis, das dort unter den französischen Kaufleuten nicht geringe Bestürzung verbreitete.

Im ersten Augenblicke der durch diese Nachricht erregten Gährung ließ man alle auf dem Gebiete von St. Louis befindlichen Mauren verhaften. Da man am andern Morgen von den Stämmen, zu denen die Gefangenen gehörten, einen Angriff auf die Stadt befürchtete, so griffen die Schwarzen zu den Waffen, und gingen unter Anführung zweier Krieger, Biram Tuth und Biram Cossu, über den Fluß. Statt eines Heeres, das, wie man glaubte, die Auslieferung der Gefangenen verlangen würde, stießen die Neger indeß nur auf eine maurische Karawane, die, von einem Getreidemarkte kommend, friedlich am Ufer des Gandiole hinzog, und in ihrer Arglosigkeit in den Hinterhalt der Neger fiel. Bald sah man von St. Louis aus, in einer Staubwolke und über die Wurzelbäume hinaus, von denen das linke Ufer des Senegal bekränzt ist, die Köpfe einer Menge von Kamelen, deren wiederholtes Wiegen auf schnellen Lauf deutete; es war die Beute der Sieger, die im Triumphe davon geführt wurde. Die Schwarzen stießen ein Freudengeschrei aus und schossen siegestrunken ihre Gewehre ab. Biram Tuth war der Erste, der an der Spitze seiner Abtheilung, unter Vortritt von Tamtams und Griots, die seine Tugenden, seinen Edelmuth und seine Tapferkeit besangen, seinen Einzug in St. Louis hielt. Seine Stirne war mit dem Gris-Gris der Schlacht, einer Krone von roth lackirtem Leder, geziert; ihm folgte eine doppelte Reihe Schwarzer mit Doppelflinten, Sagaien und Bogen bewaffnet. Die Mauren gingen zwischen dieser Doppelreihe; voraus die ältern, dann die jüngern paarweise, und wie es bei ihnen gebräuchlich, Einer die Arme um die Schultern des Andern geschlagen. Der Gang dieser Kinder der Wüste, ihr ernstes Gesicht, stach seltsam gegen die Lustigkeit der Schwarzen ab; man hätte sie fast für Menschen halten sollen, die im Triumph eingeholt worden waren. Man sperrte sie Alle mit einander im Fort von St. Louis ein, und vier Tage später sah man sie in Ketten und eine Kugel an den Füßen nachschleppend, den Sand auf den Straßen wegschaffen. Diese Gefangenschaft mußte ihnen höchst grausam und ungerecht erscheinen, und dennoch waren sie ruhig und bewahrten ihren stolzen Blick. Die Hoffnung auf eine frühere oder spätere Rache linderte bei diesen Menschen den Schmerz um den Verlust der Freiheit; je mehr sie zu leiden schienen, um so weniger sprachen sie unter sich, weil sie fürchteten der Wuth Luft zu machen, die an ihrem Herzen nagte.

In Folge aller dieser Verhaftungen, durch die man Stämme mißvergnügt machte, die man im Interesse des französischen Handels hätte mit Schonung behandeln sollen, wurde der junge Moctar, der Nebenbuhler Mohammed-el-Habybs, des Mordes an Malywuare bezüchtigt. Am 5 Januar war Moctar nach Guett-Andar gekommen, um von da nach St. Louis zu gehen, wo er die von der französischen Regierung ihm jährlich zu entrichtende Abgabe holen wollte, als er von einer Abtheilung Soldaten aufgehoben wurde. Die Zuversicht, die er zeigte, schien jeden Gedanken an Schuld oder Theilnahme an dem Verbrechen zu widerlegen; der überdieß ganz politische Beweggrund, der Malywuare's Tod herbeigeführt hatte, schien das, auf fremdem Gebiet, an einem Nebenbuhler um die Herrschaft begangene Verbrechen zu mildern, und zudem konnte man annehmen, daß es in Mohammed-el-Habybs Interesse lag, durch seine Agenten in St. Louis einen Fürsten des Verbrechens bezüchtigen zu lassen, dessen Untergang er wünschte. Alle diese Umstände fanden jedoch keine Rücksicht; — Moctar wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, bei dem ein Kapitän des 16ten leichten Regiments den Vorsitz führte, und zum Tode verurtheilt. Malywuare war schon seit zwei Jahren todt, und binnen einer Stunde war Moctars Urtheil gesprochen! Aus dem Verhöre, das den Stab über ihn gebrochen hatte, wurde er in den an die Wohnung des Gouverneurs stoßenden Kasernenhof geführt, und hier, einem Peloton gegenübergestellt, fiel der Fürst von Trazas von mehrern Kugeln durchbohrt.

Ein solches Verfahren beweist von Seite der französischen Verwaltung große Unerfahrenheit und gänzlichen Mangel von Einsicht in die wahren Interessen der Kolonie. Glaubte man vielleicht mit einem einzigen Hauptschlag Alles beendigt zu haben, oder hoffte man der Anhänger Moctars, die den Tod ihres Fürsten gewiß nicht ungerächt lassen werden, eben so leicht habhaft werden zu können, wenn sie sich zur Rache erheben werden? Man hätte bedenken sollen, daß es unmöglich ist, ihnen in der Wüste beizukommen, daß dort, wo die Herrschaft der Mauren beginnt, die Macht der Europäer ein Ende hat, und daß der Samum minder heiß ist als der Rachedurst der Mauren. Es ist sehr zu befürchten, daß diese Katastrophe den afrikanischen Kontinent den Forschungen der Reisenden noch unzugänglicher machen, und daß man lange keine sichern Verbindungen mehr mit Menschen anknüpfen können wird, die mit den drohenden Worten von der Kolonie sich entfernten: „Zwischen ihnen und uns ist Blut.“ *) Ein maurischer Fürst ist für die Franzosen von St. Louis freilich ein Gegenstand des Spottes, **) gegen den sie sich unbedenklich die gröbsten Beleidigungen erlauben. Diese Fürsten prunken auch allerdings nicht mit goldenen Epauletten und Schnüren; sie kommen zu Fuß nach St. Louis, setzen sich in den Straßen nieder, und verkaufen die Waaren, die sie zu Markte bringen, selbst; allein man vergißt nur zu oft, daß Millionen von Menschen hinter ihnen stehen, die durch die mächtigsten aller Bande, die der Religion und der Sitten, an sie geknüpft sind.

*) Nicht weit von Richard Tol, dem Seite 285 dieser Blätter von diesem Jahre erwähnten Pflanzengarten.

Vermischte Nachrichten.

Die verschiedenen Staaten, mit denen die englische Regierung durch ihre Besitzungen in Indien in unmittelbare Berührung kommt, sind folgende: 1) Unabhängige Staaten außerhalb Indiens: China, Annam, Siam, Ava, Persien, Afghanistan, Maskate. 2) Unabhängige Staaten der indischen Halbinsel: Nepal, Lahor, Königreich Runschet Sings, Sindhy an der Mündung des Indus und Scindia. 3) Staaten der Halbinsel, mit denen Subsidienverträge bestehen: Der König von Aud, Buslah oder der Radscha von Nagpur, Nizam, der König von Golkonda (Hauptstadt Heiderabad), Holkar (Hauptstadt Indur), Meissur, Travankor (Hauptstadt Trivanderam), Cochin, Guikowar (Hauptstadt Baroda), Kotsch (Hauptstadt Bhudsche). 4) Staaten der Halbinsel unter britischem Schutz ohne Subsidienvertrag: Sicckim, Dschat und andere Fürstenthümer auf dem rechten Ufer des Dschemna, dann die Fürstenthümer Bundela, Malwa, Gusserat, die Küste von Malabar, die Gränzlande von Ava oder die Birmanen. 5) Pensionirte Fürsten: Der König von Delhi, ehemals moghulischer Kaiser, der Nabab von Bengalen, der Nabab von Karnatik, der Radscha von Tandschaur, der Peischwa, die Fürsten aus dem Hause Tippu u. s. w.

*

Im Jahre 1833 wurden in England 116,651,186 Pfund Seife verfertigt.

*) Wörtliche Redensart der Mauren.

**) Während meines Aufenthaltes in der Kolonie führte mir der Maire von St. Louis einen jungen maurischen Fürsten von 14 Jahren vor, den ein Kaufmann gröblich geschlagen hatte. Das Kind hatte Thränen der Entrüstung im Auge, und dankte mir mit einem Handschlag, als ich ihm versicherte, daß ihm so Etwas nie mehr widerfahren solle. — Ein anderer Häuptling eines maurischen Stammes beklagte sich ebenfalls über schlechte Behandlung bei mir; ein hoher Beamter hatte sich bei Gelegenheit eines Handels so weit vergessen, daß er den Mauren ins Gesicht schlug. — Sidi Ahmet, der durch die Wüste von Marokko nach Senegal gereist war, um gegen einen Juden von Jerusalem, den er des Meuchelmordes anklagte, Gerechtigkeit zu suchen, war nicht glücklicher, und erhielt statt dessen, was er verlangte, eine ähnliche Beschimpfung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 163. 12 Junius 1833.

Transatlantische Reisebilder.

7. Die vornehme Welt in Havannah.

Die Art, wie die reichen Einwohner von Havannah ihre Zeit hinbringen, ist kürzlich folgende: sie stehen früh auf, und nehmen einen Becher Chokolade; die Männer zünden ihre Cigarren an, und gehen auf den Balkonen auf und ab; die Frauen hören gewöhnlich die Messe. Dann wird ein Frühstück von Fleisch, Fischen, Eiern, Schinken, Wein und Kaffee aufgetragen; ist Dieß verzehrt, so werden die Cigarren an einer mitten auf der Tafel stehenden Pfanne mit Holzkohlen nochmals angezündet, wobei die ältlichen Damen sich der Cigaritto oder der kleinen Cigarre in Papier bedienen. Später lassen die Männer ihre Volanten anspannen oder gehen aus, und die Frauen machen Höflichkeitsbesuche, oder bleiben zu Hause und empfangen deren in ihren Schaukelstühlen sitzend. Um drei Uhr wird das Mittagessen aufgetragen, das bei reichen Leuten eine Stunde dauert; dann wird die Kohlenpfanne wieder hereingebracht, Kaffee herumgegeben, und ist dieser getrunken, so entfernt sich Alles, um Siesta zu halten. Eine Stunde später wird der Pasao besucht, wo das Amphitheater für die Corridas de toros (Stiergefechte) steht, und finden deren statt, so ist der Zudrang so groß, daß es sehr schwer hält, Platz zu bekommen. Vom Pasao aus geht man ins Theater, ein großes schwerfälliges Gebäude mit einem bombenfesten Dach. Die Vorstellungen sind gut, und der Dialog der spanischen Stücke geistvoll, doch werden die Schauspiele hier, wie in London, durch pantomimische Vorstellungen und Puppenspiele verunziert, denen gleich, unter denen Don Quixote eine solche Niederlage anrichtete.

Ich wohnte mehreren öffentlichen Bällen bei, die von Spielern gegeben wurden; die Gesellschaft aus Senoras in weißen Kleidern, und Dons in Röcken von gestreiftem Gingham bestehend, kam in ihren Volanten an, denen Fackeln vorgetragen wurden. In einem äußern Saal waren Spieltische hergerichtet, an denen die Monte-Spieler saßen, mit Stößen von Gold-Unzen und Silber-Dollars vor sich. Damen und Herren standen um die Spieler her, begierig auf das Abziehen der Karten wartend, und Viele setzten große Summen. Ich beobachtete einige von jenen Menschen, wie man sie in Havannah allenthalben trifft: Spieler mit Leib und Seele, athletische, sonnenverbrannte Gestalten, mit Backenbärten und aller Verwegenheit eines Seeräubers im Gesicht, die, so oft sie verloren, feindselige Blicke rings auf die Gesellschaft schießen ließen.

Der Ballsaal war stets prächtig beleuchtet; die Damen saßen wie gewöhnlich in Reihen rings umher, und die Herren standen in Gruppen beisammen, oder schauten rauchend von den Galerien herab. Das Orchester bestand aus neun Personen, die auf drei Violinen, zwei Violoncellos, Hautbois und Waldhörnern herrliche Walzer, Fandangos oder Contretänze spielten; letztere sind eine Mischung von Walzer und Quadrille. Im anmuthigen und zierlichen Tanz sind die Havannerinnen unübertrefflich. Anfänglich wagte ich es nicht, so ausgezeichnete Priesterinnen Terpsichorens aufzufordern, da ich aber fürchtete, die schönen Cubanerinnen, die unter sich alle die abgeschmackten Förmlichkeiten der alten Schule des guten Tons verbannt haben, möchten mich, wenn ich es nicht thäte, für steif und geziert halten, so faßte ich mir ein Herz und führte eine Senoritta mit schwarzem Haar und blitzenden Augen, ohne Handschuh, denn diese werden in Havannah weder von Damen noch Herren getragen, zum Tanz. Als Beweis ihrer Aufmerksamkeit für den Fremdling kam sie bei der Tafel mit einem Teller voll Süßigkeiten in Begleitung einiger ihrer Freundinnen, zu mir, und überreichte mir einige Leckereien mit ihrer schönen Hand. Mir fiel hier die persische Sitte ein, nach der dem Dichter der Mund von schönen Händen mit Candiszucker voll gestopft wird.

Auf einem freundschaftlichen ländlichen Ball belustigte mich das Blindekuhspiel nicht wenig, das hier als Tanz behandelt wurde. Damen und Herren tanzten im Kreis um den Don mit verbundenen Augen in der Mitte, der einen Stock in der Hand hatte; mit dem er Einen von der Gesellschaft berührte; die Musik mußte schweigen, die bezeichnete Person das Ende des Stocks fassen und mit verstellter quickender Stimme irgend einen Spruch sagen. Errieth der Blinde den Namen des Sprechenden, so durfte er die Binde abnehmen, wo nicht, so fingen Musik und Tanz von vorn an. Zuweilen verließen alle Tanzenden ihren Platz und ließen den Blinden, der vergeblich mit seinem Stock umhertappte, um Jemand von der Gesellschaft, die kaum das Lachen unterdrücken konnte, zu berühren, mitten im Saal in einer lächerlichen Stellung zurück.

Englisches Leben in Indien.

3. Etawah.

(Fortsetzung.)

Wenn das häßliche Gelichter schädlicher und ekelhafter Thiere noch nicht aus der verödeten Nachbarschaft von Etawah verdrängt worden ist, so besuchen zur Entschädigung dafür auch die schöneren Bewohner der Dschongeln furchtlos die einzeln gelegenen Bungalos. Mit Ausnahme der Gebirgsbezirke findet man in keiner Gegend von Indien prachtvollere Arten von Vögeln und Insekten, als eben hier: außerordentlich kleine braune Tauben, mit nelkenfarbiger Brust, blaue Elstern, Spechte mit glänzenden Federhauben, und eine Unzahl reichgefiederter Vögel von purpurglühender, scharlachrother, brennendgelber Farbe, schwärmen schaarenweise umher. Ein Naturforscher würde hier alle Hände voll zu thun finden, ohne daß er weiter als in seinen Garten hinabzugehen brauchte; und doch sind die Wunder der indischen Ornithologie noch sehr mangelhaft beschrieben. Hier näht der liebliche kleine Schneidervogel zwei Baumblätter zusammen und hängt sein duftiges Nest zu äußerst an die Spitze des schwankenden Zweiges eines Gebüsches. Auch der Fliegenschnepper, ein kleiner niedlicher Vogel von glänzendem Grün, hält sich in den Gärten auf, die auch von Paradiesvogelähnlichen, weißen und blaßbraunen Vögeln, mit zwei langen Federn im Schweife, besucht werden. Man kann sich keinen prachtvolleren Anblick denken, als die glänzenden Farben dieser schaarenweise versammelten Vögel. Die Papagaien mit dem Federring um den Hals gleichen in ihrem Abendfluge, wenn die Sonne untergeht, einem dichten fliegenden Gebüsch von dem feurigsten Smaragdgrün und die Beiahs oder behaubten Sperlinge, deren Brust von dem hellsten Gelb schimmert, sind wie eine goldene Wolke anzusehen. Eine Menge Wasservögel halten sich an dem Ufer des nahen Dschemna auf und das gewaltige Geräusch ihres Flügelschlages und ihr seltsames und wildes Geschrei erinnert den Fremden, der an das Stillleben und die Waldeinsamkeit europäischer Landschaften gewöhnt ist, daß er ein Land betreten hat, wo die Wildniß noch von keines Menschen Hand bezwungen, rings um ihn her gelagert ist. Was aber mehr als Alles das Ohr ermüdet, ist das unaufhörliche Girren der Tauben, das weit geräuschvoller als bei uns, den ganzen Tag über nicht einen Augenblick verstummt; alle Bäume sind voll von diesen Vögeln und mein Ohr wenigstens konnte sich nie an dieses unaufhörliche Stöhnen und Gurukn gewöhnen. Mit Sonnenuntergang verstummt es endlich zwar; allein dann beginnt erst das schon oben beschriebene Nachtkonzert.

So schön das Erwachen der Natur irgendwo in der Welt seyn mag, so kann man doch die balsamische Frische eines Morgens nirgends köstlicher finden, als im Walde unter einem orientalischen Himmel, wo der Morgen, gegen die erstickende Hitze des übrigen Tages gehalten, ein Genuß von unschätzbarem Werthe bleibt. Die Kühle der Morgenluft, das wechselvolle Spiel von Licht und Schatten, das dem Auge so wohl thut, der frische Glanz des Laubes, der saftige Farbenschmelz der Blumen, die ihre Kelche für den kurzen Traum ihres Daseyns öffnen, denn der Abend findet sie schon wieder verwelkt, die fröhlichen Stimmen der Vögel und die lustigen Sprünge der wilden Thiere, die aus ihren bethauten Lagern dahin eilen, erheitern Sinn und Gemüth des Freundes der Waldschönheit. Jeder Baum erglänzt dann von dem wunderherrlichsten Gefieder zahlloser Vögel; stolze Falken schauen von ihren luftigen Horsten herab, wilde Pfauen wiegen sich, in allen Regenbogenfarben auf niedrigerem Strauchwerk, wo gewöhnlich zehn bis zwölf zusammen auf demselben Busche sitzen. Kleinere Vögel, wie Sperber, grüne Papagaien, blaue Elstern u. s. w. drängen sich, buchstäblich genommen, auf den Zweigen, während der Fasan, wenn Fußtritte nahen, aufschwirrt und tiefer in die Einsamkeit der Wildniß entflieht, oder Schaaren von Papagaien bei dem leisesten Geräusche aus ihrem Waldverstecke kreischend aufwirbeln, bis sie sich mit ihrem smaragdgrünen Gefieder in dem goldenen Wolkenhimmel verlieren. Mit Tagesanbruch kann man dort auch den Panther und die Hyäne ihren Höhlen zuschleichen sehen; die Antilope springt auf und setzt im Fluge über den Weg; das Stachelschwein trollt grunzend dahin, oder sträubt, von den Hunden gestellt, zornig seine Stacheln auf und zahllose kleinere Thiere, wie der niedliche Blaufuchs, die Zibetkatze mit ihrem prächtigen Wedel und das schlanke Mungose (röthlichgraue indische Wiesel) erfüllen jeden Winkel mit Regsamkeit und Leben. Riesenhafte Reiger stolziren indeß am Ufer des Flusses umher, die Brahminenente wiegt sich schnatternd in den Wellen und scheußliche Alligators sonnen sich auf den Sandbänken oder lauern, regungslos ausgestreckt, auf Beute.

Je weiter sich die Dschongeln von den menschlichen Wohnsitzen entfernen, desto wilder und verödeter werden sie; breite Sumpfwasser bedecken das Marschland und sind der Aufenthalt von Millionen lebender Geschöpfe. Während der kalten Jahreszeit schlagen kleine Jagdpartien am Rande dieser Sumpfflächen ihr Lager auf, wo außer kleinerem Wild von jeder Art vorzüglich auf Eber Jagd gemacht wird, die man zu Pferde einholt und mit Spießen erlegt. Die eingebornen Jäger — Schikarrihs genannt — gehen zu jeder Jahreszeit auf die Jagd und werden bei europäischen Niederlassungen häufig in Dienst genommen, um den Tisch regelmäßig mit frischem Wildpret zu versehen. Ein europäischer Waidmann würde einen solchen Hindujäger freilich nur mitleidig belächeln: ein altes Gewehr mit einem verrosteten Luntenschloß ist seine Waffe, die er jedoch nie abfeuert, wenn er nicht seines Schusses gewiß ist; Geduld und List ersetzt ihm, was ihm an Bewaffnung abgeht. Junge Engländer, die eine gute Jagd machen, und die scheueren und wilderen Thiere auftreiben wollen, schließen sich gewöhnlich lieber einem Schikarrih als größeren Jagdpartien an, die sich mit geringerem Wildpret begnügen müssen.

Uebrigens fühlt man sich in Etawah zu Abendausflügen im Wagen — gewöhnliche Art in Indien sich frische Luft und Körperbewegung zu verschaffen — wenig eingeladen. Die Wege umher, wenn man sie anders so nennen kann, sind die schlechtesten in der Welt und bieten auf eine Tagreise in die Runde keine malerische Aussicht. Einige Mangelbäume um die Dörfer herum, die von hohen Lehmmauern umgeben sind, wahrscheinlich um die wilden

Thiere abzuhalten, geben der kahlen verbrannten Ebene allein einige Abwechslung, während das tiefe Geleise jeden Augenblick Umsturz droht, und der Staub, diese Plage von Hindustan, zum Ersticken ist. Auf vergnüglichere Art kann man die wenigen Stunden des Tages, welche die Hitze im Freien zuzubringen erlaubt, in den Gärten verleben; sie sind weitläufig und wohlangelegt, obgleich die Mallihs oder Gärtner von europäischen Anlagen und Gewächsen nicht die fernste Ahnung haben. Der Granatapfelbaum ist mit Ausnahme seiner prachtvollen rothen Blumen wenig werth; denn da er schlecht oder gar nicht okulirt wird, so ist die Frucht rauh und bitter; doch wird sie von den Eingebornen sehr geschätzt, die dieselbe, wenn sie noch grün ist, mit Lehm umschlagen, um sie gegen die Schnäbel der Vögel zu verwahren. Süße Limonen, Orangen und Citronen erfreuen den Gaumen mit köstlichen Früchten, wie Augen und Geruch durch ihre prächtigen Blüthen und Düfte. Weinstöcke, die in üppig wuchernden Gewinden sich zu schattigen Gängen verschlingen, bieten höchst erfrischende Trauben, zumal zur Zeit wo die heißen Winde wehen. Unter den in den Dschongeln wildwachsenden Obstbäumen gibt es eine Pflaumenart, die auch in den Gärten aufgenommen wurde und hier sorgfältiger gepflegt eine köstliche Frucht geben würde; so aber hat sie für den Gaumen, der nicht daran gewöhnt ist, einen unangenehmen Harzgeschmack. Melonen, die zu einer riesenhaften Größe anwachsen, findet man häufig in den Gärten der Eingebornen am Dschemna, wo sie auf den sandigen Stellen an diesem Flusse gezogen werden. Die Mangelbäume wachsen außerhalb den Gärten, und werden sammt den Flaschenbäumen, Pisang und Gujavas der Zucht der Hindus überlassen, da der zunächst den Bungalos gelegene Gartenboden meist mit europäischen Gewächsen angebaut wird. Man säet dieselben nach der Regenzeit, und sie kommen während der kalten Jahreszeit zur Reife; grüne Erbsen, Blumenkohl, Kopfsalat wachsen zu Weihnachten, ungeachtet der Nachtfröste, die ihnen in ihrer Heimath verderblich werden würden.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Jacquemonts Reisen und Ende.

Der zu Bombay erfolgte Tod des französischen Reisenden, Victor Jacquemont, ist bereits in diesen Blättern erwähnt worden. Der Freund des Verstorbenen, der Dichter Prosper Merimée, theilt in der „Revue de Paris" einige Nachrichten über Jacquemonts Reisen in Indien mit, indem er mit ausführlichern Nachrichten über dieselben auf die Herausgabe der Korrespondenz seines abgeschiedenen Freundes verweist, die dessen Familie demnächst veranstalten wird. Die kurzen Andeutungen, die Merimée über das Leben Jacquemonts gibt, sind in Folgendem enthalten:

„Im Jahre 1828 war Victor Jacquemont bei dem Jardin des Plantes als reisender Naturforscher angestellt und nach dem Orient entsendet worden, mit dem Auftrage, für die erwähnte Anstalt Sammlungen naturhistorischer Gegenstände, namentlich im Fache der Botanik und Geologie, anzustellen. Wäre seine Reise nur auf Delhi oder selbst auch nur auf Calcutta beschränkt geblieben, und hätte er seine wissenschaftlichen Untersuchungen auch nicht über diesen Bereich hinaus ausgedehnt, so würden seine Bemühungen immerhin verdienstvoll genug gewesen seyn; allein Jacquemont wollte mehr thun, als Dieses; der Norden Indiens war es, den er zum Ziele seiner Reise gemacht hatte. Die Schwierigkeiten einer solchen hatten selbst die unternehmendsten Reisenden entmuthigt; allein er fühlte in sich jene Ausdauer und Entschlossenheit, denen alle Hindernisse weichen müssen.

„Indien ist, ungeachtet die Europäer dort schon so lange Zeit ein ungeheures Ländergebiet besitzen, verhältnißmäßig noch wenig bekannt, und unsere Kenntnisse seiner Naturgeschichte sind, mit Ausnahme der den Engländern unterworfenen Länder, noch sehr beschränkt. Das nördliche Indien ist uns in dieser Beziehung noch völlig unbekanntes Land; denn wenn gleich einige Reisende, größtentheils Militärbeamte im Dienste der ostindischen Kompagnie, in verschiedenen Richtungen nördlich von den englischen Besitzungen vorgedrungen sind, so blieben ihre Reisen doch ohne Frucht für die Wissenschaft, theils weil ihnen die zu wissenschaftlichen Beobachtungen erforderlichen Kenntnisse fehlten, theils wegen der Kürze ihrer nur in Geschäftssachen unternommenen Ausflüge.

„Die Besitzungen der ostindischen Kompagnie sind gegen Norden von dem chinesischen Reiche begränzt, wo jedem Fremden der Eintritt untersagt ist, nordwestlich vom Pendschab. Das Himalayagebirge, das Tübet und die Tatarei von Indien scheidet, und das sich bis in das Pendschab erstreckt, ist von Barbarenstämmen bewohnt, die mit ihren Nachbarn in beständigem Kriege leben. Und vorzüglich die Gebirgsformationen und Naturprodukte des Himalaya waren es, die Jacquemont untersuchen wollte.

„Bei seiner Abreise erhielt er so widersprechende Andeutungen über die Möglichkeit, sein Unternehmen auszuführen, daß nur der größte Eifer für die Wissenschaften den Entschluß des jungen Reisenden aufrecht erhalten konnte. Die Einen verzweifelten, daß ihm sein Vorhaben gelingen könnte, und riethen ihm, davon abzustehen; Andere gaben ihm Rathschläge, deren Ausführbarkeit er, an Ort und Stelle angelangt, völlig unmöglich fand.

„Es wäre für einen Europäer, der mit einer Aufgabe beschäftigt ist wie ich, schrieb Jacquemont selbst, rein unmöglich in diesem Lande anders zu reisen, als ich es begonnen habe. Ich erinnere mich sehr gut gewisser wohlgemeinter Rathschläge von Männern, die eine kleine Strecke des Orientes gesehen hatten, und nach deren Aussage nichts leichter wäre, als ganz Asien mit einem schweren Gepäcke zu durchwandern: man braucht sich nur Handelskarawanen anzuschließen u. s. w. Alles Dieß ist Roman. Allerdings gehen Reisende fast nach allen Richtungen hin (von Kaschmir nach Teheran und selbst nach Masched, sie gehen über Lahur, Delhi, Bombay, Buschehr, Schiras u. s. w., ohne durch Kabulistan zu gehen, und zwar aus guten Gründen). Die kleinen orientalischen Fürsten plündern sie auf dem Durchzuge nur mit Schonung, weil sie wissen, daß sie wieder zurückkehren müssen, und wenn man den Karawanen einigen Gewinn von ihrem Handel läßt, so geschieht es nur wie in der Fabel mit der Henne, die ein goldenes Ei legt. Wer aber durch das Gebiet dieser Häuptlinge zieht und nicht mehr zurückkehrt, wird bis auf den letzten Faden ausgeplündert, und europäische Reisende haben natürlich kein Mittel, das Geraubte wieder zu erlangen. Gerechtigkeit wird bei Dem, der die Gewalt hat, Ungerechtigkeit zu verüben, in diesem Lande als ein Wunder angestaunt. In dem ganzen Vicekönigthume von Kaschmir gibt es nichts, was irgend einem Gerichtshofe gleich sähe, wo man Klage stellen könnte; allein seit einem Monate begegnete es mir mehrmals, daß Leute mich angingen, ihren Schiedsrichter zu machen. Man spricht von meiner Adaolut, Gerechtigkeit, was mir großes Vergnügen macht."

„Jacquemont schrieb diesen Brief in den Gebirgen von Kaschmir, wohin er nach unglaublichen Mühseligkeiten gekommen war. Von Frankreich im Jahre 1828 abgereist, hatte er sich zuerst nach Calcutta begeben, wo er von dem Generalgouverneur, Lord William Bentinck, dessen mächtige Freundschaft ihm oft nützlich war, mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen wurde. Er hielt sich in Calcutta so lange auf, als er bedurfte, um sich die nöthige Kenntniß der persischen und hindustanischen Sprache eigen zu machen, ohne die seine Reise in Bezug auf die Sitten und Gebräuche der Länder, die er zu durchreisen vorhatte, fruchtlos geblieben seyn würde. Hierauf begab er sich nach Delhi, und von da nach dem Himalaya und nach Tübet, wo seine Untersuchungen zu großer Bereicherung der Wissenschaft dienten. Die geologische Formation des Himalaya war eine Frage, deren Lösung noch in weiter Ferne zu stehen schien; aber Jacquemonts darüber angestellte Sammlungen werden viele Zweifel lösen und viele Hypothesen entkräften.

„Nachdem Jacquemont einige Tagereisen weit auf chinesischem Gebiete vorgedrungen war, kehrte er nach Delhi zurück, um dort seine Sammlungen zu ordnen, reiste aber bald wieder ab, um sich in das Pendschab

zu begeben. Ranschet Sing, der einzige noch von den Engländern unabhängige Fürst Indiens, nahm ihn auf, wie etwa Karl der Große die von dem Kalifen Harun-Al-Raschid an ihn abgesendeten Gelehrten aufgenommen haben mag. Jacquemont fand hier zwei französische Offiziere, Allard und Ventura, die nach Napoleons Sturz Frankreich mit mehrern Andern verlassen und bei dem Beherrscher des Pendschab Dienst genommen hatten, dessen Heer sie auf europäischen Fuß einrichteten. Ranschet Sing behandelte Jacquemont mit der größten Güte, machte ihm reiche Geschenke und versah ihn mit Firmans an die verschiedenen kleinen Fürsten des Pendschab. Ein unten angefügter Auszug aus einem Briefe Jacquements enthält einige Bemerkungen über die Bevölkerung dieses Landes.

„Nach einem langen Aufenthalt in Lahor und Kaschmir, und nach mehrern ausgedehnten Wanderungen in den Gebirgen und Thälern dieses Reiches, kehrte Jacquemont in die Besitzungen der ostindischen Kompagnie zurück, und verweilte Anfangs zu Punah, wo er einige Zeit krank lag. Indeß genaß er doch in so weit wieder, um seine Reise fortsetzen zu können; allein seine Gesundheit hatte unter den großen Anstrengungen merklich gelitten. Der schnelle Wechsel des Klima's hatte in ihm die Keime der für die Europäer so gefährlichen Leberkrankheit entwickelt; seine körperlichen Kräfte waren bereits sehr erschöpft, und nur die außerordentliche Energie seines Geistes hielt ihn noch aufrecht.

„Als er Punah verließ, wollte er auch die Insel Salsette besuchen, wo eine versengende Hitze und die giftigen Ausdünstungen der Wälder die Zerrüttung seiner ohnehin geschwächten Gesundheit vollendeten. Jacquemont erkannte, wiewohl zu spät, daß die Hand des Todes ihn berührt habe. Gegen Ende Oktobers 1832 kam er zu Bombay an, wo ihn die Krankheit gleich am folgenden Tage zu Bette warf. Mit dem ihm eigenen Gleichmuth bereitete er sich zum Tode vor. Seine erste Sorge war auf die Erhaltung seiner Sammlungen und Handschriften gerichtet, dann sagte er in einem Briefe seiner Familie Lebewohl, indem er seine Leiden zu vergessen schien, um Die zu trösten, die sein Verlust in die tiefste Betrübniß stürzen mußte. Nach einem Leiden von dreißig Tagen unterlag er endlich am 7 December 1832 im ein und dreißigsten Jahre seines Lebens, nachdem die freundschaftlichste Pflege und Theilnahme der Aerzte und Engländer in Bombay Alles aufgeboten hatte, ihn zu retten.

„Selten war ein Mann so ganz wie Jacquemont dazu geschaffen, sich einer so gefährlichen Sendung zu unterziehen; er besaß ausgebreitete und vielseitige Kenntnisse, einen unermüdlichen Eifer der Thätigkeit, eine glühende Liebe für die Wissenschaft, und eine unerschütterliche Geistesgegenwart und Beherztheit in den mißlichsten Lagen — Eigenschaften, die einem Reisenden, wie ihm, unentbehrlich sind.

„Der nachstehende Auszug ist aus einem Schreiben, das Jacquemont in der Pergunnah von Cannerabsch, in den Gebirgen von Kaschmir, am Ufer des Pohur, vom 6 September 1831, erließ:

„Während ich zu Bondepur mit der Zergliederung großer Thiere aus dem Luft-, Erd- und Wasserreiche beschäftigt war, kündigte man mir in meinem Lager die Ankunft eines Wakils oder Gesandten des Königs von Klein-Tübet und eines Gebirgshäuptlings der Umgegend an, der mit der Regierung von Kaschmir in offener Fehde stand. Der Erstere sollte, wie man mir sagte, Geschenke des Königs Ahmed Schah, seines Gebieters, mir überreichen; der Andere kam bloß, um meiner Hoheit seine Huldigung darzubringen. Er hatte zweihundert Gebirgsbewohner um sich, was mir nicht sonderlich gefallen wollte. Indeß machte ich zu bösem Spiel ein gutes Gesicht, und befahl, daß man sie außerhalb meines Lagers warten lassen sollte, bis ich mich in Bereitschaft gesetzt hatte, dem tübetanischen Wessir und dem kaschmirischen Bergshäuptling Audienz zu geben. Ich zog meine europäische Kleidung an, und ließ mich majestätisch auf einem Stuhl unter einer Art in Eile aufgerichtetem Baldachin nieder. Man breitete Decken auf der Erde aus, und mir zur Seite einen Teppich als Ehrensitz. Alle unsere Leute bildeten ein Spalier, die meisten von ihnen aber waren so abgelumpt, daß nichts dergleichen in den Straßen von Paris zu finden seyn möchte. Als ich so meinen Hofstaat eingerichtet hatte, entfernte sich der muselmännische Offizier meiner Bedeckung, um den Tübetaner vorzuführen.

„Der Botschafter war in Gesicht und Anzug einem Straßenräuber in einem pariser Melodrame zu vergleichen; er gab mir im Namen seines Herrn alle Salams zurück, die ich früher dem Großmogul hatte machen lassen, und überreichte mir auf den Knien das Schreiben seines Königs, das in persischer Sprache abgefaßt, und voll Rosen, Narcissen und Basilikum war, die unverwelklich in dem Garten der Freundschaft blühten, von der das Herz Sr. Majestät gegen mich erfüllt war. Ahmed Schah schrieb mir außerdem, daß er mir zu Gefallen in allen Bergen habe jagen lassen, und obgleich die Zeit der Jagd nicht günstig sey, zwei und vierzig lebendige Thiere eingefangen, von denen jedoch die meisten verwundet seyen. Unglücklicherweise waren alle einige Tage nach ihrer Gefangenschaft gefallen, und nur zwei überbrachte man mir lebendig. Das Schreiben zählte auch die Gegenstände auf, die mir der König als Kelah oder Ehrenkleid übersandte. Dieses Ehrenkleid bestand aus großen Blöcken von Felskrystall, acht ungeheuren Säcken voll getrockneter Früchte, zwei jungen lebendigen Antilopen und einem Stücke Zeug, das aus dem Wollenflaum dieser Antilopenart verfertigt wird, und mit dem der König selbst sich zu bekleiden pflegt. Der Botschafter wurde in dem Brief als sein Vertrauter, sein zweites Ich, bezeichnet, der schon seit dreißig Jahren sein Wessir sey. Aga Schiragh-Ali-Schah, — um keinen Titel dieses wunderlichen Botschafters zu vergessen — säumte nicht, mir bemerklich zu machen, daß er mit einer geheimen Sendung an mich beauftragt sey, und da er mich von lästigen Zeugen umgeben sah, so sagte er, daß er mich über eine Krankheit des Radschah zu befragen habe. Ich wünschte darüber sogleich die nöthigen Angaben von ihm zu erfahren, um mir desto mehr Muße über ein Heilmittel nachdenken zu können; allein er entgegnete, es sey eine Krankheit, über die er nur hinter Verhängen mit mir sprechen könne. Der Wink, daß er eine geheime Unterredung mit mir wünsche, war nicht übel ausgedacht; allein als ich ihm nachher eine solche bewilligte, hatte er so viel Opium gegessen, daß er mir nichts zu sagen wußte, als daß sein Gebieter die Engländer leidenschaftlich liebe (obgleich er noch keinen gesehen und dieselben dreihundert Stunden noch von seinem baufälligen Königreich entfernt sind), daß er ihr unterthänigster Knecht, daß sein Land auch das ihrige sey u. s. w., und ich antwortete ihm, daß ich für Ahmed Schah alle Tulpen, Narcissen und Rosen der Welt im Herzen hege. Zwei Mann von dem Gefolge meines Botschafters waren auf der Reise erfroren, ein Dritter hatte den Arm gebrochen und ein Pferd war in einen Abgrund gestürzt; allein Schiragh-Ali-Schah war so entzückt von der Sonne meiner Gegenwart, daß er nicht zweifelte, seine Todten würden wieder zum Leben erweckt worden seyn, wenn er sie mit sich hätte bringen können.

„Nach dem tübetanischen Gesandten wurde der Gebirgshäuptling vorgeführt: es war ein Mann von meinem Alter, sehr schön gebaut und von einem sanften und lachenden Gesichte; ich würde ihn ohne seine zweihundert bedenklichen Begleiter höchst liebenswürdig gefunden haben. Ich beeilte mich jedoch klüglich, meine wohlwollenden Gesinnungen gegen ihn an den Tag zu legen, und sagte ihm, daß ich der Freund des Friedens und aller Unterdrückten sey, daß ich die beständige Fehde, in der er leben müsse, bedauere, und daß ich mich, wenn er verspreche, künftig den Frieden zu halten, bei Ranschet Sing für die Freilassung einer seiner Frauen und seiner Töchter, die zu Kaschmir gefangen gehalten wurden, verwenden wolle. Er erzählte mir seine Geschichte, die mich sehr rührte, und ich werde ihm Wort halten, wenn ich Ranschet Sing wieder sehe; allein ich bin überzeugt, das beste Mittel, sein Weib und seine Töchter in Freiheit zu setzen, bestände darin, daß er mich gefangen in seine Festung schleppte, weßhalb ich ihm nicht genug Dank weiß, daß er aus mir lieber seinen Fürsprecher, als einen Geisel machen wollte. Anfangs wollte ich ihn in seinen Bergen besuchen; allein ich hielt es für unklug, auf die Länge seiner Gerechtigkeit zu vertrauen, und beschloß, meinen Weg längs des Sees fortzusetzen, ohne in die Thäler einzudringen, die in denselben münden. Dellavär-Mallik ist der Name meines neuen Freundes, der mich bis an den Rand eines breiten Bergstromes begleitete, der die Gränze seines angefochtenen Gebietes bildet. Ich gab nicht zu, daß er mich weiter begleitete, und ließ ihn nicht vom Pferde steigen, um von mir Abschied zu nehmen. Lächelnd sagte er mir, es gebe keine zuverlässigeren und weiter tragenden Gewehre, als die der zwei Bergbewohner, die stets an seiner Seite waren, auch keinen besser geschliffenen Säbel oder ein lebhafteres Pferd, als das seinige. Ich werde nie seine Gestalt vergessen, an der Alles schön und malerisch war. Walter Scott hätte keine bessere erfinden können."

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 164. 13 Junius 1833.

Irland vor der Emancipation.

(Von Miß Martineau.)

Das Thal der Echos, ein kleiner Kanton einer der entlegensten Grafschaften Irlands, verdankt seinen Namen der Nachbarschaft des Meeres, dessen stürmische Wogen nach und nach die ganze Küste zu einer tiefen Bai ausgruben, welche zu allen Jahreszeiten Tag und Nacht von dem Rauschen der vom Winde gepeitschten Wogen widerhallt. Dieß Thal scheint keine andere Bestimmung zu haben, als das Toben des Kampfes der Elemente zu wiederholen. Es ist eine ziemlich ausgedehnte Strecke Landes zwischen Bergen und steilen Felsen eingeschlossen, wo gefahrvolle Sümpfe und schlecht gebaute Felder mit einander abwechseln. Ein Grundeigenthümer, Herr Rosso, umgab allein sein Haus mit jungen Bäumen; da es aber an dem äußern Abhang des Berges lag, so änderte dieß den Anblick des Thales nicht. Die Jagd- und Fischereipartien, so wie die Spaziergänge der jungen Rosso und ihrer Freunde, gaben indeß den Umgebungen ihres Hauses ein munteres Ansehen. Der schöne Wuchs der Bäume, die wohlunterhaltenen Mauern und die reichen Ernten zeigten, daß der Eigenthümer ein aufgeklärter und thätiger Mann sey. Die katholische Kapelle, die von Herrn Rosso gegründete Schule und das Haus seines Pächters erhoben sich allein im Innern des Thals, und der Reisende, der zufälliger Weise vorüberzog, suchte mit einer gewissen Unruhe die Wohnungen der Arbeiter, die er auf den Feldern, oder in den Torflagern erblickte; nur Augen, die schon an das Land mehr gewöhnt waren, bemerkten eine Anzahl kleiner Hütten am Fuße des Berges. Man könnte sie leicht für Torfhaufen nehmen, wenn nicht ein flüchtiger Strauch, eine in der Nähe weidende Ziege, und hie und da eine magere Kuh andeuteten, daß hier die Wohnungen der Thalleute sind, deren Lage indeß weder besser noch schlimmer als die der meisten Bauern der Insel ist.

Das Schulhaus war, wie schon gesagt, durch Herrn Rosso erbaut worden, der, obgleich Protestant, dennoch wünschte, daß seine armen Nachbarn den Religionsunterricht ihres Glaubens bekämen, wenn gleich derselbe, seiner Ansicht nach, mit widerlichem Aberglauben vermischt war. Zum großen Erstaunen der Gegenstände seiner Mildthätigkeit und zum großen Scandal seiner protestantischen Freunde setzte er einen katholischen Priester an die Spitze dieser Schule, und mischte sich in die Verwaltung nur in so weit, als er die Aufsicht führte, ob der Schulmeister fleißig und alle Kinder der Nachbarschaft gleiche Freiheit hätten, am Unterrichte Theil zu nehmen. Herr Rosso erwiderte, auf die ihm deßhalb gemachten Vorwürfe, daß auf mehrere Stunden in der Runde nur er und seine Familie protestantisch seyen, und er keinen Nachtheil darin sehe, daß Leute, die nun einmal Katholiken seyen, außer dem religiösen Unterricht des eifrigen Paters Glenny, auch Lesen, Schreiben und Rechnen bei ihm lernten. Diese Gründe vermochten seine Tadler nicht zu überzeugen, die ihm seine angebliche Thorheit gern verziehen hätten, hätte es sich nur um den Vortheil seiner Pächter, und also um seinen eigenen gehandelt. Sie fingen aber an, in die Güte seiner politischen und religiösen Meinungen Zweifel zu setzen, als sie ihn beschäftigt sahen mit dem Unterrichte und der Wohlfahrt „von Elenden, die durch die Abgeschmacktheit ihres Glaubens und die Gefahr ihrer Meinungen alles Mitleids unwürdig seyen."

Herr Rosso verfolgte ruhig sein Liebeswerk, und die armen Thalbewohner zeigten sich um so eifriger, sich die Güte des Herrn Rosso zu Nutzen zu machen, als die Anwesenheit von Kindern in einer irischen Hütte etwas ganz Unnützes ist. Ein englischer Taglöhner verwendet seine Knaben und Mädchen, sobald sie zum Arbeiten stark genug sind, der irische Bauer hingegen, der sein Tagwerk geendet hat, wenn er seine Kartoffeln pflanzte und bis zur Ernte nur noch einige Taglöhne bei den benachbarten Pächtern zu gewinnen sucht, braucht seine Kinder nur, um seinen Vorrath von Torf zu erneuern, den alle sumpfigen Theile der Insel im Ueberfluß liefern. Die Schule des Herrn Rosso war sonach immer gefüllt, und hätte in der Gesinnung der jetzigen Generation eine bedeutende Verbesserung hervorbringen können. Unglücklicher Weise ging es aber mit den Zöglingen des Paters Glenny wie mit allen irischen Schülern, die immer lesen und nie etwas lernen. Sie verschlingen die alten Legenden, anstatt zu studiren, und rufen das heilige Blut Abels an, statt daß sie die ihnen vom Himmel verliehenen Mittel zur Verbesserung ihrer Lage benützen.

Dora Sullivan war eine der gelehrigsten Schülerinnen, darum lobte auch der Schullehrer die Klugheit ihrer Eltern und ihre eigene Gelehrigkeit, da sie genau alle seine Lehren befolgte,

obgleich sie schon 16 Jahre alt war. Dan Mahony, der Nachbar des alten Sullivan, war seit geraumer Zeit in Dora verliebt und sie selbst hätte recht gern ihn augenblicklich geheirathet, wenn ihr Vater nicht vorher verlangt hätte, daß Dan wenigstens ein Haus besitze, in das er seine junge Frau führen könne. Die Eltern der beiden jungen Leute, hierüber einverstanden, hatten Dan aufgefordert, sich auf einige Zeit zu entfernen, um die zur Erfüllung seiner Wünsche nöthige Summe zu erwerben. Er willigte ein, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die beiden Väter sich eidlich verpflichten sollten, während seiner Abwesenheit keinen Streit mit einander anzufangen, ein Versprechen, in Betreff dessen sie bald erklärten, daß sie es allzuleicht hingegeben hätten, und das sie auch unmöglich hätten halten können, wenn ihnen nicht die Gelegenheit geboten worden wäre, ihre üble Laune über ihren gemeinsamen Associé Tim Blayney auszulassen, welcher vor Verfall der Pachtrente entflohen war, zu deren Bezahlung sie solidarisch für ihre kleine Pachtung verpflichtet waren.

Diese Pachtverbindungen sind in Irland fast allgemein im Gebrauch; es gibt selbst Ländereien, die unter 15 bis 16 Bauern vertheilt sind. Jeder derselben baut kaum einen Acre Land an, und alle sind für die volle Zahlung der Rente verantwortlich. Sullivan war verhältnißmäßig glücklich, da er nur in den Fall kommen konnte, dreimal die Summe zu zahlen, für die er persönlich verpflichtet war. Was die Renteneinnehmer betraf, von denen er abhing, so war unter diesen die Wahl schwer; alle sagten, sie seyen verpflichtet, den Hauptagenten oder den Eigenthümer zu bezahlen; alle waren allzu beschäftigt, um eine Entschuldigung anzuhören, allzu eilig um eine Beschlagnahme zu verschieben, und allzu gewohnt Unglückliche zu sehen, um die geringste Rücksicht zu nehmen, wenn diese ihre Gerechtigkeit oder ihre Menschlichkeit in Anspruch nahmen. Aber nicht alle waren gleich dringend hinsichtlich der Zeit der Zahlung, sie zogen ihr persönliches Vermögen und die Zahlfähigkeit ihrer Schuldner zu Rathe, deren Rückstände sie gern bis zu gelegener Zeit aufwachsen ließen, um sich dann ihres Eigenthums zu bemächtigen, wenn ihnen kein anderes Mittel mehr blieb, um die aufgehäuften Interessen zu bezahlen.

An einem schönen Herbsttage kam Dora freudig aus der Schule und sah das Pferd des Renteneinnehmers an der Hütte ihres Vaters angebunden. Herr Teale war augenscheinlich ganz guter Laune, und sagte zu Sullivan, als Dora näher trat: „Da ist ja eure hübsche Dora, die Perle des Kantons!"

„Laßt die Schönheit," sagte der entzückte Vater; „sie ist gut, das ist das Wahre, und noch mehr, sie versteht etwas. Sie sollen sehen, wie sie die Note, die Sie von mir verlangen, schreiben und unterzeichnen wird. Komm, mein Kind, nimm die Feder, und zeige, welche gute Schülerin der Peter Glenny an dir hat."

Dora, die äußerst bedachtsam für ihr Alter war, bereitete sich ganz ruhig, dem Befehle ihres Vaters Folge zu leisten. Sie nahm den Schemel ihrer Mutter zum Tisch, ergriff die Feder, die Herr Teale ihr bot, und wartete, daß man ihr diktire, was sie schreiben solle.

„Du hast nur zu unterzeichnen, mein artiges Mädchen," sagte der Renteneinnehmer, „Dora Sullivan für John Sullivan das ist Alles." „Halt, halt," rief der Vater, „ihr habt lange genug Versprechungen für mich geschrieben, Herr Teale, nun da ich eine Gelehrte bei mir habe, will ich nicht mehr der Narr seyn, und unterzeichnen, was ich nicht kenne, also, diktirt, und Dora schreibt, wenn ich es für gut finde." — „Bah! bah! Sullivan; wem mißtraut ihr, und weßhalb? Miß Dora wird artiger seyn, gewiß." Dora's Artigkeit ging nicht so weit, etwas Anderes zu thun, als ihr Vater wünschte. Sie schrieb, wie Teale diktirte, und ehe sie unterzeichnete, fragte sie ihren Vater, ob er auch wohl verstanden habe, daß er sich verpflichte, gleich nach der Ernte unter Strafe der Auspfändung Alles zu zahlen, was er oder seine Pachtgenossen schuldig seyn möchten. „Was ist zu machen, mein Kind? ich kann nicht anders, Blayney ist fort, möge der Teufel seine Seele holen. Mahony läßt mir die ganze Last, und Du wirst doch gewiß nicht wollen, daß ich mich mit ihm zanken soll. Ich muß also das Billet unterzeichnen, oder mein armes Vieh wird weggeführt, und das willst Du doch gewiß nicht, meine kleine Dora?" — „Unterzeichne doch mein Schätzchen," sagte der ungeduldige Renteneinnehmer, Du siehst, ich habe große Eile."

(Fortsetzung folgt.)

Transatlantische Reisebilder.

8. Duelle in Neu-Orleans und Kentucky. Die Bettlerin.

„Sind in den westlichen Staaten die Duelle noch üblich?" fragte ich einen achtbaren Mann, den ich eines Tags an der Mittagstafel kennen lernte. „Allerdings, war die Antwort, und zwar geben meist Streitigkeiten bei den Wahlen die Veranlassung dazu; die Leute schmähen sich gegenseitig in den Zeitungen, die zuweilen wenig mehr enthalten als persönliche Ausfälle und Ankündigungen. Obschon Schlägereien, an denen mehrere zu gleicher Zeit Theil nehmen, jetzt seltner sind, so fand doch vor noch nicht langer Zeit in einem Staate, nach einer Wahl bei der es heiß herging, eine solche statt. Auf jeder Seite standen sechs Kämpfer, die einander mit Degen, Pistolen und Dolchen wüthend angriffen. Drei blieben auf dem Platze, und fast alle übrigen waren verwundet; die schwächere Partei ergriff die Flucht."

In Kentucky that ich die nämliche Frage und erhielt folgende Antwort: „Bei uns setzt es wohl zu Zeiten ein kleines Halsbrechen ab, doch bei weitem nicht mehr so oft als ich mich aus meiner Jugendzeit erinnere. In unsrer Stadt fiel indeß vor nicht gar langer Zeit ein Duell vor, das uns viel zu lachen gab. Die Parteien waren ein Doktor und ein Advokat, die bei einem Pferdrennen Streit bekamen. Sie wurden einig sich am nächsten Morgen auf einem mit Bäumen und Gebüsch bedeckten Platz von 30 Morgen auf Feuergewehr zu schlagen, und gleich den Indianern, alle Vortheile gelten zu lassen. Der Advokat machte sich, um seinen Mann recht sicher zu haben, noch bei Nacht aus der Stadt auf den Weg nach dem Gehölz, wo er, die

Flinte auf einem Baumstamm aufgelegt, und nach der Gegend gerichtet, woher er seinen Gegner erwartete, sich in den Hinterhalt legte. Der Tag dämmerte, die Sonne ging auf, aber noch immer wollte der Doktor nicht zum Vorschein kommen; der Advokat kam endlich auf den Gedanken, sein Gegner sey zu feig sich zu stellen, und war eben im Begriff nach der Stadt zurückzukehren, und den Hasenfuß zu beschämen, als er hinter sich dürres Holz brechen hörte; er wendete sich um, und sah nun die Mündung von des Doktors Flinte zehn Schuh weit von seinem Kopf. Der Advokat bat um Waffenstillstand, und es ward ihm gestattet, tiefer in den Wald zu gehen, und einen neuen Versuch zu machen. Er ging und fand einen hohlen Baum, in den er sich versteckte und eine Zeit lang ruhig hielt; als er kein Geräusch hörte, wagte er es endlich mit einem Auge aus seinem Schlupfwinkel herauszuschielen, als plötzlich ein Schuß fiel, und die Kugel einen oder zwei Zoll über seinem Kopf in den Baum schlug. Er sah wohl Rauch aber keinen Doktor, und konnte daher den Schuß nicht erwidern, er bat daher abermals um Waffenstillstand. Der Doktor, der die Indianer oft auf ihren Zügen begleitet hatte, kam nun zum Vorschein und willigte in die Beendigung des Kampfes. Sie kehrten nach der Stadt zurück, und der Advokat wurde ausgelacht."

In Wheeling sah ich den ersten und letzten Bettler, der mir in den Vereinigten Staaten zu Gesicht kam; braucht es mehr um den Ueberfluß an Unterhalt und Arbeit in diesem gesegneten Lande zu bezeugen? Der Bettler, von dem hier die Rede ist, war ein starkes, gut gekleidetes Weib. Sie trat ohne Scheu ins Zimmer, und zeigte ihre Hand, die in einer Baumwollenmühle zerquetscht worden war. „Sehen Sie das;" sagte sie ungeschliffen. — „Ich sehe es." — „Und werden mir, wie ich hoffe, etwas schenken?" — „Das will ich, wenn Sie nichts fordert." — „Topp," sagte sie, ohne für meine Gabe zu danken, und blieb stehen." — „Nun, worauf wartet sie noch? Hat Sie noch nicht genug?" — „Nein, haben Sie nicht auch Etwas für mich in der Tasche?" sagte sie, sich zu einer andern Person wendend. Ich war so entrüstet über ihre Unverschämtheit, und die ganz ungewöhnliche Art das Mitleid anzurufen, daß ich sie bei der Schulter faßte und auf die Thüre zeigte. In den Vereinigten Staaten verstehen die Leute noch nicht zu betteln.

Die Armee des Pascha von Aegypten.

Nach der Entscheidung des letzten außerordentlichen Feldzugs im Oriente werden einige nähere Angaben über die Zusammensetzung der ägyptischen Armee nicht ohne Interesse seyn.

Die Infanterie besteht aus 15 regulären Regimentern, worunter eines der Garde, welche aus 3 bis 5 Bataillons, jedes in einer Stärke von 800 Mann, zusammengesetzt sind. Vor dem letzten Kriege standen diese Truppen in Kordofan, Kandia und Mekka. Die Kavallerie zählte bloß 8 reguläre Regimenter zu 6 Eskadrons, deren Stärke 140 Mann betrug. Es gab auch noch einige Kadres der alten Orta's, welche den Dienst der Gendarmen verrichteten; desgleichen ein Korps berittener Araber von 2000 Mann, außer der regulären Kavallerie von Sennaar, die vortrefflich ist. Die Artillerie besteht aus 3 regulären Bataillons zu 800 Mann und aus einem Regiment Fuhrwesen, 800 Mann stark. So schnell sie in ihren Bewegungen ist, so ist ihre Fertigkeit, ungeachtet ihres europäischen Unterrichts, dennoch sehr gering. Im Arsenal von Kairo sind zwei vollständige Batterien Feldartillerie, zu 8 Geschützen jede, nach französischem Modell; drei Bataillons Sappeurs und Mineurs zu 800 Mann, und vier Bataillons junger Türken zu einer Pflanzschule für Infanterieoffiziere bestimmt, 2400 Mann, und die Schule des Generalstabs für die besonderen Waffengattungen: 1200 Mann stark. Die wirkliche Stärke des ägyptischen Heeres kann im Nothfall auf das Doppelte seines gegenwärtigen Standes gebracht werden. Kandia allein bietet eine kriegerische Bevölkerung dar, aus welcher der Pascha während des letzten Kampfes seine besten Aushebungen nahm. Ein kandiotisches Regiment hat die Bresche von Acre gestürmt, während Ibrahims prahlendes Regiment der ägyptischen Garde, von einem französischen Obrist geführt, durch das wohlgerichtete Feuer der Türken entmuthigt, vorzurücken sich weigerte.

Nichts kann unkriegerischer und weniger für die Gesundheit des Soldaten geeigneter seyn, als die Uniform der regulären Truppen in Aegypten. Die Infanterie hat rothe Jacken mit weiten herabfallenden Pluderhosen, die am Knie gebunden werden, und einer Art Pantoffel, welche den Fuß bloß lassen; der malerische Turban ist durch eine rothe geschmacklose Kappe verdrängt. Waffen und Ausrüstung sind mangelhaft, und das Ganze hat ein ekelhaft schmutziges Aussehen. Einige Offiziere der irregulären Reiterei tragen noch immer die Mamlukenkleidung, welche außerordentlich prachtvoll ist. Der Anzug der Sennaar-Kavallerie ist stattlich: er besteht in einem hellrothen Turban, der sehr von dem pechschwarzen Gesicht des Soldaten absticht, und einer weiten Tunika, von einem rothen breiten Gürtel zusammengehalten. Sie reiten nubische Pferde vom reinsten Blute, und führen eine zwölf Fuß lange Lanze, die sie mit wunderbarer Geschicklichkeit handhaben. Diese Kavallerie hat bei Konieh den glänzendsten Angriff ausgeführt, und zwei Karré's türkischen Fußvolkes vernichtet. Ihr Anzug wie ihre Bewaffnung sind vielleicht noch jetzt ihrem Aeußern zur Zeit Sesostris ähnlich. Außer den Gauchos und den Llaneros Südamerika's wird man schwerlich irgendwo solche vorzügliche Reiter finden.

Die Schule des Generalstabes ist vier Meilen von Kairo, an demselben Orte errichtet, wo der Großwessir in der Schlacht von Heliopolis sich aufgestellt hatte. Mehr als 120 Zöglinge zeichnen sich durch ihre höheren Talente aus; eine ärztliche Schule ist mit dem Hospital von Abusabel vereint, das auf 1500 Betten eingerichtet ist.

Die Türken sind die privilegirte Klasse; sie befehlen allenthalben, während die Araber noch immer zu einem Leben voll Beschwerden und Dienstbarkeit verurtheilt sind; nicht daß sie geringere Verstandeskräfte als ihre türkischen Herren besäßen, oder als ein erobertes Volk angesehen würden, sondern Mehemed Ali war bloß bedacht, dadurch dem Stolz der Osmanli's in Konstantinopel zu schmeicheln. Die Feinde der militärischen Reform in dem türkischen Reiche können diese Ungerechtigkeit Mehemeds nicht genug preisen. Sie behaupten, nur die Araber allein habe er bewegen können, die enganliegende Tracht der Franken anzunehmen und ihre Taktik zu erlernen, da sie zu den Rasa's gehörten. Doch soll gegenwärtig ein liberaleres System befolgt werden.

Die wirkliche Stärke der ägyptischen Armee, welche sich jetzt unter den Waffen befindet, übersteigt 150.000 Mann. Die Seemacht besteht aus 30 bis 40 Kriegsschiffen; und die größte Thätigkeit herrscht im Arsenal von Alexandrien. Aus dieser Skizze kann man auf die Hülfsmittel des ägyptischen Pascha's schließen, als er die Fahne der Empörung aufpflanzte, und einen Krieg unternahm, welcher ohne fremde Dazwischenkunft den Sultan von seinem Thron gestürzt und ganz Europa zerrüttet haben würde.

Seebilder.

Das Nebelgespenst. *)

In einem Kaffeehause von London hatte ich die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, dessen an Schicksalen und abenteuerlichen Begebenheiten reiches Leben wohl beschrieben zu werden verdiente. Im fühlte mich vom ersten Augenblick an zu dem Fremden hingezogen: die Seeuniform und sein sonnenverbranntes Gesicht ließen vermuthen, daß er unter fremden

*) Aus dem United Service Journal.

Himmelsstrichen gelebt hatte. Gewöhnlich speisten wir an demselben Tisch; allein selten kamen wir in ein gegenseitiges Gespräch. Ein zufälliger Umstand brachte uns mit einem Male näher. Eine Unpäßlichkeit hielt mich einige Zeit auf das Zimmer gebannt, und als ich das Kaffeehaus wieder besuchte, fand ich meinen Freund auf seinem gewöhnlichen Platz. Er grüßte mich mit ungemein wohlwollendem Lächeln und sagte: „Sie waren lange nicht mehr hier, und ich fürchte, vielleicht krank; ihrem blassen Aussehen nach zu schließen, leiden Sie vielleicht noch?“ — Nachdem die Scheidewand der Zurückhaltung, die zwischen uns bestand, einmal beseitigt war, so wurden wir bald vertraut, und je mehr ich meinen neuen Freund kennen lernte, desto mehr mußte ich die vorzüglichen Eigenschaften seines Kopfes und Herzens schätzen. Eines Tages lud er mich ein, mit ihm eine Wasserfahrt nach Greenwich zu machen, und wir hatten bald dieses herrliche Hospital, das mehr als zweitausend dienstuntauglich gewordenen Seemännern als Zufluchtsort dient, erreicht. Kaum hatten wir den Hof betreten, als ich bemerkte, daß die Augen meines Freundes unruhig nach Jemand umher blickten. Endlich eilte er hastigen Schrittes auf einen alten Matrosen mit schneeweißen Haaren und verwittertem Gesichte zu, der auf einer Bank saß und sich an der Sonne wärmte. In dem Augenblicke, wo der alte Mann den Kapitän erkannte, stand er auf und legte die Hand an seinen Hut. „Nun, mein alter Schiffskamerad, sagte der Kapitän, Du scheinst hier ruhig vor Anker zu liegen, und hast nach den Stürmen des Lebens in einem sichern und friedlichen Hafen beigelegt?“ „Dank sey meinem König und Ihnen, Sir,“ erwiderte der alte Mann mit vergnügtem Lächeln, während er sich wieder auf seiner Bank niederließ; „ich fahre noch so ziemlich mit gutem Wind, und hoffe noch einige Jahre in diesem ruhigen Hafen zu verleben. Heute vor fünf und zwanzig Jahren, fuhr er mit einem bedeutsamen Winke fort, dachten wir schwerlich diesen Tag zu erleben, oder einen so sichern Port zu finden; und der Gedanke, daß ich noch mit so gutem Winde segle, und hier in diesem guten Hafen vor Anker liege, um auszuruhen von allen Sorgen und Mühseligkeiten, Sir, ist mehr als ich je erwartet hätte. Nehmen Sie es nicht übel, Sir, daß ich so gerade heraus spreche; aber daß ich Sie heute gerade wieder sehe, weckt in mir manche alte Erinnerung auf.“ — „Ja, ja, Tomkins, sagte der Kapitän, heute vor fünf und zwanzig Jahren war ein schrecklicher Tag, und ich hätte keinen Heller für unser beider Leben gegeben; doch Muth und Ausdauer werden mancher Gefahr Herr, wie auch das Gespenst erfuhr, das durchaus mit uns Brüderschaft machen wollte.“ Tomkins nickte zur Antwort bedeutungsvoll; und nachdem mein Freund mit dem alten Seemann einige Worte leise gesprochen hatte, drückte er ihm einiges Geld in die Hand, und wir entfernten uns.

Auf dem Rückwege erzählte mir mein Freund, daß Tomkins viele Jahre stets wacker und treu unter ihm gedient, und daß er ihm sein Leben zu verdanken habe. Diese Erzählung erregte in mir den Wunsch, mehr von seiner Geschichte zu hören, und ich bat meinen Freund um nähere Mittheilungen darüber. „Es ist allerdings eine wunderbare Geschichte, von der ich nie gesprochen habe, erwiderte der Kapitän mit einem nachdenklichen Blick; allein Ihnen, mein junger Freund, will ich vertrauen, was nie über meine Lippen kam.“

„Es sind jetzt fünf und zwanzig Jahre her, daß ich als Lieutenant am Bord der Minerva diente. Unser Schiff sollte einigen Handelsschiffen, die nach Canton unter Segel waren, das Geleit geben, und es war unsere Absicht, sobald sie dort ihre Ladung eingenommen, mit ihnen auf demselben Wege zurückzukehren. Die Jahreszeit war schon etwas vorgerückt, und wir durften uns auf viele Gefahren gefaßt machen. Der Kapitän der Minerva war von einem finstern und entschlossenen Charakter, und so starrsinnig, daß er nie von Jemand einen Rath annahm. Geiz war dabei seine herrschende Leidenschaft, und das Schiffsvolk hatte daher oft große Entbehrungen zu dulden, da er sich nie für eine Reise mit hinlänglichen Lebensmitteln versah, in dem Vertrauen, wenn sie ihm ausgingen, von den Handelsschiffen den nöthigen Bedarf erhalten zu können, ohne daß er bedachte, in welche furchtbare Lage wir gerathen konnten, wenn ein Zufall uns von ihnen trennte. Als wir vor Java vor Anker lagen, hielt ich es für meine Pflicht, den Kapitän vor der Möglichkeit dieses Unglückes zu warnen; allein er antwortete, ich hätte mich nicht in Sachen zu mischen, die mich nichts angingen und durchaus jede anmaßliche Vorstellung dieser Art zu unterlassen, wenn ich nicht der gebührenden Strafe verfallen wolle. Ich schwieg also, und obgleich wir die fruchtbare Küste von Java vor Augen hatten, so wagte doch Niemand sich der Insel zu nähern. Endlich gingen wir wieder unter Segel, und schlugen die gefahrvollen Straßen zwischen Sumatra und Malacca ein. Hier war es aber auch, wo unser Kapitän seinen Muth und seine Geschicklichkeit im vortheilhaftesten Lichte zeigte. Mit der größten Gewandtheit führte er uns durch die zahlreichen Felsen und Sandbänke, von denen wir umgeben waren, während die Handelsschiffe unserm Laufe folgten. Glücklich hatten wir den gefährlichen Sund zurückgelegt, aber kaum die hohe See erreicht, als ein furchtbarer Sturm ausbrach, der die ganze Nacht hindurch wüthete. Unser Schiff, obgleich gut und stark gebaut, erlitt dennoch einige Beschädigungen, die jedoch glücklicher Weise von keiner Bedeutung waren. Aber wer beschreibt unsern Schrecken, als wir bei Tagesanbruch fanden, daß alle Handelsschiffe verschwunden waren? Nicht Ein Segel war zu sehen. Zum erstenmale sah man den Kapitän beunruhigt und verlegen. Jedermann an Bord wußte, daß der Kutter nur noch für einige Tage Lebensmittel vorräthig hatte; das Unglück, das ich vorausgesehen, war eingetroffen, und einstimmig verlangte die Schiffsmannschaft, umzukehren und im ersten Hafen Lebensmittel einzunehmen. Eine solche Anforderung brachte den Kapitän wieder zu sich selbst. Eine düstere Wolke lagerte sich auf seinem Gesicht, und mit einer Donnerstimme schrie er: „Still! — Jedermann still und kein Wort mehr! — Den Ersten, der noch zu murren wagt, lasse ich an der nächsten besten Segelstange aufknüpfen. Ich kenne meine Pflicht; ich habe hier zu befehlen, und meinem Befehle muß gehorcht werden, und sollte darüber Alles zu Grunde gehen.“ Niemand hatte den Muth zu antworten, und ich selbst konnte mich über eine so kühne Sprache nur verwundern.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen des Fürsten von Neuwied in Nordamerika.

Das neueste Heft der „Nouvelles Annales des Voyages“ enthält Auszüge aus einem Sendschreiben des Fürsten Maximilian von Neuwied, dessen Reise nach Nordamerika in diesen Blättern schon erwähnt wurde, an Herrn August de St. Hilaire, aus der Kolonie der mährischen Brüder, Bethlehem in Pennsylvanien, vom 11 September v. J., worin es heißt: „Ich befand mich zwei Monate in Nordamerika, ohne mein Gepäcke von Ort und Stelle schaffen zu können, weil die Schiffskapitäne aus Furcht vor der Cholera sich weigerten, von Boston nach New-York unter Segel zu gehen. Endlich langte ich in Pennsylvanien an. Die Waldungen sind in dieser Provinz nicht sehr dicht, da man das Vieh darin herumlaufen läßt, das die jungen Baumschößlinge zerstört. Doch findet man mitten in einigen Bergen noch dichtbewaldete Strecken von verschiedenen Pinusarten (Pinus canadensis, strobus und rigida) mit andern Bäumen vermischt... Mit ungemeinem Vergnügen streifte ich an den Ufern des Lehigh oder Lecha umher, wo man unter majestätischen Eichen und wilden Kastanienbäumen die Kalmia latifolia und das Rhododendrum maximum findet, das in diesen Gegenden eine riesenhafte Größe erlangt, und Stämme von der Dicke eines Armes treibt... Die Flüsse und Sümpfe sind voll Schildkröten, und ich habe bis jetzt sieben verschiedene Arten von diesen Thieren gefunden. Auch eine sehr merkwürdige Sammlung von Amphibien habe ich veranstaltet, und deren wenigstens hundert Stück in meine Heimath gesendet... Sie würden entzückt seyn über die schönen Eichen dieses Landes, von denen mein Herbarium 11 bis 15 Arten enthält. Michaux hat in seinem schönen Werk einen Theil davon dargestellt, aber einige weggelassen. Eine der merkwürdigsten ist die Quercus ferruginea, die ich in der Provinz New-Jersey fand... Mein Zeichner hat einige Skizzen von der Besitzung des Grafen Survillier (Joseph Bonaparte) zu Bordentown aufgenommen, und ich botanisirte in den dem Grafen zugehörigen Wäldern... Uebermorgen werde ich von Bethlehem nach Pittsburgh am Ohio abreisen. Die Diligencen legen diesen Weg von 280 (englischen) Meilen in vier Tagen zurück. Zu Pittsburgh schifft man sich auf dem Dampfschiff ein, und gelangt in sechs oder acht Tagen nach St. Louis am Missisippi. Ich gedenke einen Theil des Winters in dieser Stadt zuzubringen, und will hier die Indianer studiren; dann aber den Fluß hinabgehen.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 165. 14 Junius 1833.

Englisches Leben in Indien.

3. Etawah.

(Fortsetzung.)

Die Oleander, die in ganz Indien einheimisch sind, bilden den Stolz der Dschongeln: sie breiten sich zu mächtigen Gebüschen aus und hauchen ihren köstlichen Duft aus weißen und braunen Blumenbüscheln aus. Auch der Babuhl durchdüftet aus seinen goldnen Blumenkelchen die Luft mit balsamischen Wohlgerüchen; Jasmin und andere Blumen, die bei den Eingebornen beliebt sind, betäuben den Europäer durch ihren starken Geruch. Die Sinnpflanze (Noli me tangere) wächst in den Gärten von Etawah in großer Ueppigkeit und überwuchert ganze Strecken des Bodens; man kann nirgends besser erproben, wie sehr diese keusche Pflanze ihren Namen verdient, als wenn man hier ein einziges Blatt berührt, und sogleich die Blätter eines ganzen Beetes zusammenschrumpfen und erst nach mehreren Stunden sich wieder von ihrem Schrecken, wenn man so sagen darf, erholen sieht. Eben so merkwürdig, aber weniger bekannt ist die Eigenschaft eines andern Gewächses dieses Himmelsstriches. Die Blumen eines Baumes, die an Größe einer Päonie gleich kommen, entfalten sich Morgens im schönsten Weiß und durchlaufen dann stufenweise alle Schattirungen von Roth, bis sie mit Annäherung des Abends in ein dunkles Karmoisin übergehen, und bei Anbruch der Nacht abfallen, um am folgenden Tag sich wieder in ihrer bräutlichen Reinheit zu erneuern. Auch wenn man sie in einem Gefäße sammelt, geht mit ihnen dieselbe Metamorphose vor sich, und man unterhält sich Stunden lang damit zu beobachten, wie sie von dem ersten leisesten Anhauch in eine immer tiefere Färbung übergehen.

Um jedes Blumengebüsch buhlen und flattern Schmetterlinge von den mannichfaltigsten Farben, und jede Art scheint vorzugsweise eine besondere Staude sich ausgewählt zu haben, so daß man eben so viele fliegende Blumen zu sehen vermeinen möchte: ein Gesträuch ist von einer Wolke himmelblau beschwingter Sommerfalter umschwebt, während die nächsten von bernsteingelben oder scharlachrothen erglänzen. Ungeheure beflügelte Heuschrecken, deren ganzer Leib mit Smaragden besetzt ist, wie sie keines Goldschmiedes Hand kunstreicher fassen könnte, schimmernde Käfer, die mit Harnischen von Topasen und Amethysten bedeckt scheinen und andere, die wie Stücke karmoisinrother Sammt anzusehen sind, funkeln und strahlen in zahlloser Menge, weit und breit. Dieser lebendige Diamantenschmuck verschwindet mit den letzten Sonnenstrahlen, worauf denn ein anderes minder angenehmes Völkchen heranzieht. Große Vampir-Fledermäuse, die von Spitze zu Spitze ihrer lederartigen Flügel vier Fuß messen, schwingen sich in trägen Kreisen umher, Eulen schwirren auf, und die abscheuliche Moschusratte kommt aus ihren Löchern zum Vorschein.

Die kurze Abenddämmerung wird meist auf einer Terrasse zugebracht, von der aus man gewöhnlich eine ausgedehnte Aussicht genießt. Die Frauen und ihre Besuche finden hier Stühle, und die unten vorbeiführenden Wege bieten oft sehr lebendige Scenen. Hindufuhrwerke aller Art, manche von höchst wunderlichem Aussehen, gehen ab und zu: Fakire lassen sich aus der Stadt nach ihren Wohnungen in den umliegenden Dörfern in einer Art Käfig tragen, der nicht viel größer ist als die Hutschachtel einer unsrer Damen, so daß man sich nicht genug darüber wundern kann, wie es den frommen Männern nur möglich wird, sich hineinzupacken. Diese Miniaturfänsten werden an einem Bambusstocke von zwei Männern getragen, wie die Traube aus dem gelobten Lande; dann knarren bedeckte Wagen von Büffeln gezogen, vorüber; Kamele und Lastochsen, die nach Hause zurückkehren, und dann und wann ein Elephant, der majestätisch dahin schreitet, sind am häufigsten zu sehen; manchmal auch vornehme Hindus mit einem langen Nachtrabe von wohl bewaffneten Vasallen, Hochzeitzüge oder Prozessionen, die höchst phantastische Gruppen bilden, und das Auge durch ihre Neuheit überraschen.

Wenn die Nacht tiefer herabdunkelt, kann man auch Schakalhorden, wie schwarze Gespenster, den Weg herschreiten sehen, und bei dem Feuerscheine, der in den Bungalos aufleuchtet, wird man oft eines Wolfes gewahr, der in geringer Entfernung das Haus umschleicht und vielleicht auf einen günstigen Augenblick lauert, einer Mutter das Kind vom Schoße wegzuholen. Solche Unglücksfälle ereignen sich nicht selten, und eine Gesellschaft, die beim Thee sitzt, wird häufig durch das Zetergeschrei der Diener aufgeschreckt, denen ein solches Ungethüm unversehens über den Hals gekommen ist. Mit Geschrei und aneinander geschlagenen Bambusrohren verfolgt, läßt es oft seine Beute wieder fallen; meistentheils aber gelingt es ihm, sie an irgend einen unzugäng-

lichen Ort zu schleppen. Dergleichen Vorfälle ereignen sich meist gerade bei Einbruch der Nacht, wenn man nicht an den Wolf denkt, und ihn vielleicht Anfangs für den Hund eines Paria hält. Wenn die Eingebornen sich in ihre Wohnungen zurückziehen, so wird jede Oeffnung des Hauses durch starke Gitter verwahrt, und Niemand würde im Freien zu schlafen wagen, der nicht hinlänglich zu seiner Vertheidigung gerüstet ist. Die Europäer halten es nicht der Mühe werth, auf Wölfe Jagd zu machen; läßt sich aber ein Tiger in der Nachbarschaft der Kantonnirungen blicken, so greift Alles, Civil- wie Militärpersonen, zu den Waffen, und selten entgeht er einem solchen Kreuzzug. Die minder edleren Thiere werden den Eingebornen zur Jagd überlassen, die jedoch selten den von der Regierung für einen Wolf ausgesetzten Preis von fünf Rupien verdienen wollen, weil unter ihnen der Aberglaube herrscht, daß der Boden, wo Wolfsblut vergossen wird, unfruchtbar werde. Wenn daher dieses reißende Thier noch nicht ausgerottet ist, so liegt es nicht etwa daran, daß es den Hindus an Muth fehlt, denn größeren Raubthieren gehen sie mit der größten Entschlossenheit zu Leibe. In der Nähe von Etawah hatte man eines Abends nicht sobald das Geheul zweier Hyänen vernommen, als eine Schaar halbnackter Männer, bloß mit Bambusstöcken bewaffnet, auszog, die Bestien in ihrem Versteck aufsuchte, und nach wüthendem Kampf lebendig gefangen nahm. Die Sieger banden die gräulichen Ungethüme mit den Füßen an Bambusstangen und trugen sie von Bungalo zu Bungalo, wo man ihnen natürlich außer dem von der Regierung ausgesetzten Preis auch sonst eine kleine Gabe reichte. Die Hyänen einer Menagerie geben jedoch nur einen schwachen Begriff von diesem Thiere in den Dschongeln. Wenn auch schwer verstümmelt, behält es selbst nach langem Hunger und vielen Schlägen immer noch seine angeborne Wildheit. Ein Engländer wollte einer jener gefangenen Hyänen mit einem Säbel den Kopf abhauen, allein diese fing das Schwert mit dem Rachen auf, riß es ihm aus der Hand und hatte es im nächsten Augenblick in tausend Stücke zerbrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Ireland vor der Emancipation.

(Fortsetzung.)

Dora war unschlüssig; sie hätte gewünscht, daß Dan zur Stelle wäre, um die Verpflichtung seines Vaters zu erfüllen. Sullivan drängte sie seinerseits, ein Ende zu machen; sie wollte indeß das Billet noch einmal lesen; endlich da nichts mehr zu machen war, unterzeichnete sie seufzend, und seufzte noch, als sie nach der Abreise des Herrn Teale ihren Vater über die Leichtigkeit, eine Menschen mit einem Stück Papier statt Geld abzufertigen, scherzen hörte.

„Nun, Kind," sagte die Mutter, „sey munter und laß das Seufzen. Wenn ich so bald zu seufzen angefangen hätte, wie Du, so wäre kein Athem mehr in meinem armen alten Körper. Morgen oder übermorgen magst Du Dich grämen, heute sey munter und hole uns Milch."

Dora lächelte sanft, und begab sich in die Milchkammer, während ihr Vater ausging, um Torf in dem Sumpfe zu holen. Sullivan betrachtete sein und seiner Pachtgenossen Feld nicht lange, denn das war ein trauriger Anblick. Es wäre schwer zu sagen, welches von den dreien das schlechteste war, und doch hätten sie in andern Händen alle sehr fruchtbar seyn können. Die benachbarte Küste lieferte Kalk in Menge, was ein sehr gutes Düngungsmittel gewesen wäre, und durch Abzugsgruben in den niedrigen Theilen hätte man vortreffliche künstliche Wiesen gewonnen. Aber weit entfernt von diesem verständigen Betrieb, hatten die drei Pachtgenossen von Anfang des Pachtes an, jeder eine Bauart gewählt, und war nicht davon abgegangen. Mahony säete Gerste, die im ersten Jahre recht ordentlich gerieth, in den folgenden Jahren aber aus Mangel an gehöriger Pflege kaum mehr zum Schweinefutter taugte. Blayney baute Haber mit Erfolg und Sullivan pflanzte Kartoffeln, welche während der ersten zwei oder drei Jahre reichlich wuchsen, als aber der Boden erschöpft war, reichte der Ertrag kaum mehr für die Familie hin. Auf den Ertrag der Ernte konnte er also nicht rechnen, um seine Schuld an Herrn Teale abzutragen, und indem er alle Jahre einen neuen Schuldschein unterzeichnete, suchte er nur den voraus gesehenen und unvermeidlichen Augenblick hinauszuschieben, wo man ihm seine Schweine und Kühe wegnehmen würde. Hätte freilich Herr Tracey, einer der reichsten Eigenthümer des Thals, dem auch die Pachtung Sullivans gehörte, auf seinen Gütern gewohnt, so würde der größte Theil der Last gehoben worden seyn, unter welcher Sullivan und die meisten Bewohner des Thals seufzten, denn er hätte ohne Zweifel seinen Pächtern gute Rathschläge gegeben, und niemals daran gedacht, ihnen für einen Acre von solchem Lande 12 Pf. abzuverlangen; aber der Hauptagent, der an den Eigenthümer nur eine schwache Rente bezahlte, forderte eine weit stärkere von Teale, der denn seinerseits von Sullivan und seinen Pachtgenossen möglichst viel erpreßte, so daß diese ärmliche kleine Pachtung drei Pächter ernähren und drei Herren bezahlen mußte.

Als Dan Mahony aus dem Lande sich entfernt hatte, gestatteten die Eltern, daß Dora die Schule verließ; alsbald verwandte sie den größten Theil ihrer Zeit zum Spinnen und that Dieß mit solchem Eifer, daß die Mutter gleichfalls dazu aufgemuntert wurde. Diese Arbeit setzte sie in den Stand, am Ende des Jahres eine ziemlich beträchtliche Summe zu den wenigen Schillingen hinzuzufügen, welche Sullivan gesammelt hatte. Das folgende Jahr war den Kartoffeln günstig, man konnte davon verkaufen, und anfangen, an den Rückständen abzuzahlen; auch lächelte jetzt die artige Dora, statt zu seufzen, wenn ihr Vater sie fragte, was ihre ernsten Blicke und ihre schweren Seufzer genützt hätten. Der Verkauf eines einzigen Schweines genügte, um die dringendsten Ausgaben zu befriedigen, und Dora's Herz hüpfte vor Freude, als sie erfuhr, daß Dan dem alten Mahony Geld geschickt habe, um seinen Antheil an dem Pachtschilling zu bezahlen. Das arme Kind wußte nicht, denn ihr Vater hatte stets vergessen es ihr zu sagen, daß der Zehnten seit zwei Jahren nicht bezahlt war, und daß der Zehntensammler eingewilligt hatte zu warten, als er einen Schein er-

hielt, wodurch der wirkliche Betrag durch ungeheure Interessen vermehrt worden war.

Das erstemal, als sie den Pater Glenny besuchte, kehrte sie mit leichtem Schritt und freudigem Herzen zur Hütte zurück, denn der gute Pater hatte sie ohne Schwierigkeit absolvirt, daß sie an der Güte des Himmels und der Treue Dans gezweifelt hatte; um einer zweiten Versuchung zu begegnen, ermahnte er sie, oft die Worte des Eides zu wiederholen, den er ihr geleistet, und sich alle begleitenden Umstände ins Gedächtniß zurückzurufen. Den guten Rathschlägen ihres Beichtigers gehorsam, rief sich Dora auf dem Wege die geringsten Einzelnheiten ihres gegenseitigen Treugelübdes ins Gedächtniß zurück, ihre Blicke hafteten vergnügt auf der Stelle der Straße, wo der junge Mahony sie zum letztenmal verlassen hatte, auf dem großen Stein, wo sie hingekniet waren, um ihre Kreuze auszuwechseln. Während sie aber in ihre zärtlichen Erinnerungen versunken, sich ohne Rückhalt den süßen Gefühlen hingab, die daraus für sie entsprangen, führten einige Leute zwei Kühe an ihr vorbei, die nur ungern den Weg einzuschlagen schienen, auf dem man sie trieb. Dora's Heiterkeit verschwand bei diesem Anblick, denn sie sah wohl, daß diese armen Thiere bei einem Pächter des Thals weggenommen worden waren, und eine geheime Unruhe schien ihr zu sagen, daß sie wohl ihrem Vater gehört haben mochten. Bei der Hütte angekommen sah das junge Mädchen die Kühe nicht; sie konnten aber wohl hinter dem Hause seyn; übrigens schien ihr Vater zufrieden, sie begriff aber sein Thun nicht, denn er warf Steine nach den Schweinen, um sie gegen den Sumpf zu treiben. Kaum hatte sie den Fuß auf die Schwelle gesetzt, als Alles sich aufklärte, ihre Mutter zerbrach die Milcheimer und warf sie ins Feuer, in dem sie nichts mehr unter den Augen haben wollte, was sie an den erlittenen Verlust erinnern konnte, wobei sie den Elenden fluchte, welche ihr die Kühe gestohlen hätten.

„Kann man denn nicht hoffen, sie wieder zu bekommen?" schrie Dora.

„Um Gotteswillen, Kind, wann hast Du je gehört, daß der Renteneinnehmer etwas herausgegeben hätte, was er einmal wegnahm."

„Aber hat denn der Vater Herrn Teale nicht erst vor wenigen Tagen bezahlt?"

„Ja freilich, da aber Herr Teale gegen den Hauptagenten im Rückstande ist, so läßt dieser, statt den Wagen, die Pferde, und das schöne Hausgeräth seines Schuldners in Beschlag zu nehmen, armen Leuten, wie wir, die ihren Pacht schon bezahlt haben, das Vieh rauben."

(Fortsetzung folgt.)

Seebilde

(Fortsetzung.)

„Einige Tage fuhren wir fort im östlichen Ocean zu kreuzen, ohne auch nur auf ein einziges Segel zu treffen, und entfernten uns so immer mehr von der Küste. Die täglichen Rationen wurden am Ende so vermindert, daß die Schiffsmannschaft aus Erschöpfung nicht mehr den Dienst verrichten konnte. Ich bemerkte an dem Kapitän, daß er äußerst reizbar geworden war; auf seinem Gesichte wechselte oft eine heiße Fieberröthe mit Todesblässe. Seine Befehle, die er früher mit gemessener Bestimmtheit gegeben hatte, ertheilte er jetzt mit Ungestüm und Heftigkeit, und wenn nicht augenblicklich gehorcht wurde, strafte er die Mannschaft mit äußerster Strenge. Unter Anderm war Tomkins wegen eines unbedeutenden Versehens unbarmherzig gezüchtigt worden; allein da ich ihm vorstellte, die Strenge des Kapitäns sey nur die Wirkung des Fiebers, so dachte er nicht weiter daran. An demselben Tage noch starb der Kapitän. Sein Leib war der erste auf dem Schiffe, der den Fischen zur Speise werden mußte; allein noch Viele waren bestimmt, ihm zu folgen.

„Nach dem Tode des Kapitäns übernahm ich das Kommando, und da ich es für wahrscheinlich hielt, daß die zerstreuten Schiffe der Küste von Sumatra zugetrieben worden seyen, so beschloß ich, unsern Lauf dahin zu richten, und dieser Entschluß erhielt den Beifall des ganzen Schiffsvolkes. Allein wir waren durch Hunger so entkräftet, daß die Möglichkeit, die Küste zu erreichen, immer unwahrscheinlicher wurde, und ein Gefühl der Verzweiflung sich Aller bemächtigte. Aller Sparsamkeit und Vorsicht bei Vertheilung des geringen Vorrathes ungeachtet fanden wir zu unserm größten Schrecken, daß wir höchstens noch für einen Tag Lebensmittel an Bord hatten; und selbst bei dem günstigsten Winde durften wir nicht hoffen, die nächste Küste vor fünf oder sechs Tagen zu erreichen. Mit schwerem Herzen beobachtete ich den Lauf des Schiffes, das bei einem leisen Winde langsam über das Meer hinglitt. Die Hitze wurde jetzt erstickend. Ich war der Einzige, der sich noch auf dem Verdecke befand. Als das Zwielicht hereinbrach, näherte Tomkins sich mir mit geheimnißvollem Gesicht, und sagte leise flüsternd: „Lieutenant, es geht schlecht mit uns; die Minerva wird in kurzer Zeit in die offene See hinausgetrieben werden. Haben Sie die erstickende Hitze bemerkt? Sehen Sie wie die Segel zusammenfallen! Alle Hoffnung ist dahin, es wird eine völlige Windstille eintreten und viele Tage anhalten." — „Tomkins, erwiderte ich, schon gestern hast Du stilles Wetter prophezeiht; es mag seyn; aber sollte es uns nicht glücken, einen Fisch oder Seevogel zu fangen? Vielleicht stoßen wir auch auf ein Schiff, das uns aus der Noth hilft?" — „Sir, entgegnete Tomkins mit trübem Blicke, nehmen Sie es nicht übel, wenn ich frei von der Brust weg spreche. Ich bin nicht der Mann, der über Mangel an Vorrath murren sollte. Glauben Sie, daß eine leere Speisekammer mich entmuthigen könnte? Nein, nein, der alte Tomkins hat dergleichen Entbehrungen schon allzuoft ausgestanden, als daß ihn so Etwas niederschlagen sollte. Aber, fuhr er fort, es ist ein Gespenst an Bord gekommen, das allzeit der Vorbote sichern Verderbens ist. Sehen Sie nichts, Sir? — Bemerken Sie nichts auf dem Verdecke, was nicht darauf gehört? Sir! — Es bewegt sich!" — Und nun sah ich, daß der Abendnebel, seltsam geformt, sich auf einer Stelle des Verdeckes zusammengezogen hatte. „Wie, Tomkins, sagte ich, etwas spöttisch, hast Du keinen andern Grund für Deine Befürchtungen als die Phantome des Abendnebels? Als alter Seemann solltest Du doch wohl wissen, daß so Etwas häufig vorkommt, ohne eben eine böse Vorbedeutung zu seyn." — „Ei freilich, murmelte der alte Matrose in sich hinein, müßte es da nicht jeder Kajütenjunge mir unter die Nase lachen, wenn ich so was nicht wüßte? Aber es ist ein Unterschied zwischen Nebel und Nebel, und ein Nebel auf diesem Meer und in einer solchen Gestalt ist etwas ganz Anderes als ein gewöhnlicher Abendnebel. Haben Sie nie von dem Seegespenst gehört, Lieutenant?" — Ich schüttelte den Kopf. — „Gut, fuhr er fort, ich will Ihnen sagen, was ich über dieses Gespenst von alten Seeleuten gehört habe, die auf diesem Meere gewesen sind. Ueber die Winde und Mundvorräthe hat dieß Gespenst keine Gewalt, sondern nur über die Mannschaft. Es nimmt seinen Platz am Steuerruder, und führt das Schiff wohin es will. Ein solches Gespenst scheint mit jedem Augenblicke zu wachsen, und entfernt sich Anfangs nur einige Schritte vom Steuer, worauf es wieder dahin zurückkehrt, und mit jedem Schritte vorwärts, weiht es ein neues Opfer dem Tode; hat es aber das andere Ende des Schiffes erreicht, so ist Alles verloren, und das Gespenst führt das Schiff auf einen Felsen oder versenkt es in die Tiefe."

„Die Geschichte des alten Tomkins kam mir so abgeschmackt vor, daß ich ohne die traurige Lage, in der wir uns befanden, herzlich darüber gelacht haben würde. „Tomkins, sagte ich, indem ich mich nach der Kajüte begab, ich habe keine Furcht vor Deinem Gespenst; es bedrohen uns so viel wirkliche Uebel, ohne daß es nöthig wäre, uns noch mit

einem alten Mährchen zu ängstigen." — „Wir werden schon nach und nach mehr davon zu sehen kriegen," brummte der alte Seemann, als ich ihn verließ.

„Mangel an Nahrung und die Anstrengung des Wachens auf dem Verdecke hatten mich so erschöpft, daß ich bald in tiefen Schlaf versank. Gegen Mitternacht wurde ich durch ein furchtbares Getümmel auf dem Verdeck aufgeweckt; — ich hörte ein wildes Geschrei, Schwertgeklirr und Pistolenschüsse. Ich stürzte nach der Thüre, und fand zu meiner höchsten Bestürzung, daß sie verschlossen war. Es ist Meuterei, war mein erster Gedanke. Ich rief den Hochbootsmann, den Steuermann, den alten Tomkins, Niemand gab mir eine Antwort. Ich lief ans Kajütenfenster und horchte: der Tumult schien auf der Fallreepstreppe zu seyn. Ich schoß mein Pistol ab, allein Niemand schien sich um mich zu kümmern. Es dauerte nahe an eine Stunde, bevor das Getümmel sich legte. Da hörte ich den Hochbootsmann rufen: „Ergebt euch, Schurken, oder so wahr Gott lebt, ihr Teufelsbrut, ich schieße in die Pulverkammer und sprenge uns insgesammt in die Luft." Diese Drohung schien zu wirken, denn gleich darauf hörte ich den Bootsmann sagen: „Ha, so recht, mein alter Junge, und nun will ich euch binden, daß euch das Blut aus den Fingernägeln spritzen soll. Und nun, Tomkins, fügte er hinzu, kannst Du gehen und den Lieutenant loslassen, den sie eingesperrt haben."

„Einige Augenblicke danach flog die Kajütenthüre auf und der alte Tomkins trat herein; er meldete mir, daß die Schiffsmannschaft die Vorrathskammer erbrochen, und Alles, was sich noch dort fand, weggenommen habe; Einige von ihnen hätten sich sodann verabredet, die Kajütenthüre zu versperren und das Schiff seinem Schicksale zu überlassen. Die geplünderten Lebensmittel hatten sie auf das Verdeck gebracht, wo sie es jedoch ganz Anders fanden, als sie erwartet hatten. Ein Theil der Schiffsmannschaft, der an dieser Meuterei nicht Theil nehmen wollte, griff sie an, und ein hartnäckiger Kampf erfolgte. In der Zwischenzeit hatten einige von den Aufrührern unvermerkt die Lebensmittel in das Boot geschafft, das sie in das Meer hinabließen und besetzten, worauf ihnen auch diejenigen von ihren Kameraden folgten, denen es noch gelang, sich durch die treu gebliebene Schiffsmannschaft einen Weg zu bahnen. Alle waren so entkommen, bis auf vier der Meuterer, die vor der Kajütenthüre als Wache aufgestellt waren. Ich ließ sogleich Lichter aushängen und den feigen Schurken einige Schüsse nachfeuern, die sie unglücklicher Weise verfehlten, worauf sie bald nachher in der Dunkelheit verschwanden. Auf der Fallreepstreppe fanden wir einige Todte und schwer Verwundete; jene versenkten wir ins Meer, diese verbanden wir. Unsere Lage war jetzt wirklich beklagenswerth geworden.

„Als ich mit Tagesanbruch kummervoll auf dem Verdecke stand und in die von keinem Lüftchen bewegte See hinausstarrte, näherte sich mir der alte Tomkins wieder und sagte: „Nun, Sir, Sie lachten gestern, als ich sagte, das Nebelgespenst werde der Minerva einen Besuch machen; allein ich sollte denken, Sie werden jetzt den alten Matrosen Tomkins nicht mehr für einen Mann halten, der den Kopf von Altenweibermährchen voll hat." — In der That sah ich abermals Etwas unbeweglich am Steuerruder stehen, das wie ein großer starker Mann aussah. Ohne Tomkins eine Antwort zu geben, schritt ich rasch auf die sonderbare Erscheinung zu, je mehr ich aber mich ihr näherte, desto undeutlicher und nebelhafter wurde sie. Als ich die Stelle erreichte, wo das Phantom gestanden, war es verschwunden; sobald ich mich aber entfernte, erschien es wieder, und nahm die Gestalt eines alten Matrosen in gebückter Stellung an. „Sehen Sie, Lieutenant, sagte Tomkins, das Gespenst weiß sich einer guten Beute für den Abend gewiß, weil es so deutlich zu sehen ist. Es wird nun den Befehl im Schiffe übernehmen, und Dieß vielleicht auf viele Tage hinaus." — Ich wußte nicht, was ich von der Sache denken sollte, da ich aber in die Kajüte hinabgerufen wurde, wo zwei Matrosen auf dem Tod verwundet lagen, so schärfte ich Tomkins ein, Niemand Etwas davon zu sagen, da sonst Keiner von der Schiffsmannschaft mehr ans Steuerruder zu bringen seyn würde. Ich fand beide Verwundete in den letzten Zügen. An demselben Tage starben noch vier Matrosen, und um Mitternacht befanden sich nur noch zwölf Mann am Bord der Minerva.

„Als wir die letzte Leiche ins Meer hinabsenkten, warf ich einen Blick nach dem Steuerruder, das Gespenst war nicht zu sehen. Tomkins, der mir zur Seite stand, flüsterte mir zu, es würde Abends wieder erscheinen und noch deutlicher als bisher zu sehen seyn. Als wir den Todten die letzte Ehre erwiesen und meine unglücklichen Leute das Verdeck geräumt hatten, um gegen die erstickende Schwüle Schutz zu suchen, blieb ich, in die traurigsten Gedanken über unsere Lage versunken, noch zurück; nicht der leiseste Hauch der Luft kühlte die glühende Hitze, kein Stern flimmerte weit und breit am Himmelsgewölbe. Unser Schiff schwankte von einer Seite auf die andere, das Steuerruder hatte alle Gewalt über dasselbe verloren. Ich vertheilte, was noch an Lebensmitteln übrig war, und behielt für mich selbst Nichts. Tomkins war von Allen noch am rüstigsten und unverdrossensten geblieben.

„Sobald ich die äußerst schmalen Rationen vertheilt hatte, kehrte ich auf das Verdeck zurück. Hier fand ich meinen Hund Cynthio, der meiner kaum ansichtig wurde, als er langsam nach dem Steuerruder hinschlich, unverwandten Auges auf eine Stelle hinblickte und zu heulen anfing. Bekümmerten Herzens rief ich das treue Thier zu mir. „Cynthio, sagte ich, Du hast viele Jahre Deinem Herrn treu gedient und mußt jetzt von seiner Hand den Tod erleiden." Ich kann unmöglich beschreiben, was ich empfand; ich zog mein Pistol und ein tiefes Röcheln folgte dem Schusse; dann war Alles wieder still. Der Schuß brachte die ganze Schiffsmannschaft auf das Verdeck. Mit einem tiefen Seufzer übergab ich den Hund den armen Burschen. Bald war eine Mahlzeit daraus bereitet, und Alle dankten mir für das Opfer, das ich ihnen gebracht hatte. Als Tomkins wieder auf das Verdeck kam, näherte er sich mir und sagte: „Lieutenant, Sie sind ein edelmüthiger Mann und sparen Nichts für ihre Leute." — „Bis jetzt, erwiderte ich, hatte ich noch keine Gelegenheit dazu; ich habe nichts gethan, was Du nicht auch an meiner Stelle gethan haben würdest, Tomkins, denn ich glaube Du hast das Herz auf dem rechten Fleck." — „Aber ich hätte doch, entgegnete Tomkins, den Hund für eine andere und schlimmere Zeit gespart, die uns noch bevorstehen kann."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Abschaffung der Haus- und Fenster-Taxe ist gegenwärtig in England gerade so zum Losungswort geworden, wie früher die Emancipation und einige Jahre später die Reformbill, was nicht Wunder nehmen wird, wenn man den Betrag dieser Abgabe in den verschiedenen Grafschaften kennt. Auf der andern Seite aber wird daraus auch erklärlich, warum die Minister so ängstlich auf Beibehaltung derselben bestehen, da nicht wohl abzusehen ist, wie sie den hiedurch entstandenen Ausfall decken sollen. Nach einer über diesen Gegenstand vom Unterhaus in Druck gegebenen Uebersicht zahlt z. B. die Grafschaft Middlesex 1,039,857 Pfd. St. 12 Sch. 10½ P.; Norfolk 331,570 Pf.; Lancaster 355,056 Pf.; Sommerset 109,241 Pf.; York 100,549 Pf.; Surrey 191,344 Pf.; Sussex 64,952 Pf.; Gloucester 61,591 Pf.; Devon 48,892 Pf.; Essex 42,754 Pf.; Southampton 53,220 Pf.; Warwick 44,594 Pf. und keine unter 10,000 Pf., bis auf Westmoorland mit 6065 Pf., Hutington mit 5218 Pf. und Rutland mit 2250 Pfd. St. Die Städte, die am höchsten in dieser Taxe stehen, sind Westminster, London, Bath, Liverpool, Southwark, Brighton, Bristol, Manchester, Birmigham, Cheltenham, Hull, Newcastle, Norwich und Leeds, von denen jede über 10,000 Pf. entrichtet.

*

Rauschet Sing hat, indischen Blättern zufolge, eine berühmte Tänzerin, Namens Gulbahar, geheirathet. Die Hochzeit wurde mit aller Verschwendung orientalischer Pracht gefeiert; die Schönheit der Braut aber soll alle Schilderung übertreffen.

*

Nach jüngst bekannt gemachten officiellen Papieren beläuft sich die ganze Schuld der ostindischen Kompagnie auf 30,774,092 Pf. St., wovon 22,913,990 Pf. St. Europäer und 7,860,102 Pf. Eingeborne zu fordern haben.

*

Die Zahl der Bankerotte war in England im Jahre 1822: 1419; 1823: 1250; 1824: 1240; 1825: 1475; 1826: 5307; 1827: 1688; 1828: 1519; 1829: 2150; 1830: 1720; 1831: 1886; 1832: 1722; also in elf Jahren 19,576.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Laulenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 166. 15 Junius 1833.

Englisches Leben in Indien.

3. Etawah.

(Fortsetzung.)

In der kalten Jahrszeit sieht man große Züge von Kamelen, mit den Produkten Tübet's und Persien's beladen, auf ihrem Wege nach Benares und Patna, vor Etawah vorbeikommen. Einige sind mit theuren Handelswaaren beladen, wie mit Shawls, Teppichen und Edelsteinen; andere mit minder kostbaren, als Aepfeln, Rosinen, getrockneten Aprikosen, Granatäpfeln, Trauben und Pistaziennüssen. Auf den Hälsen dieser Kamele sieht man gewöhnlich sehr schöne kleine persische Katzen sitzen, von denen die Verkäufer einen auch noch so großen Vorrath ohne Mühe bei Europäern wie bei Eingebornen an Mann bringen. Diese seidenhaarigen Katzen mit buschigen Schweifen bilden die hübschesten und nützlichsten Schoßthiere eines indischen Hauses; es sind vorzügliche Mauskatzen, die auch Schlangen und Eidechsen jeder Art zu Leibe gehen; ein Bungalo, das eine solche langhaarige Katze und einen Dachshund besitzt, wird bald von dem verschiedenen Ungeziefer gereinigt seyn. Dergleichen Thiere sind im ganzen Lande sehr geschätzt, und man verkauft sie im Preise von acht bis zu fünfzig Rupien, namentlich in Calcutta, wo man sich dieselben nicht so leicht wie in den oberen Gegenden von Indien verschaffen kann. Die gewöhnliche hindustanische Katze ist, wenn nicht mit fremden Racen vermischt, ungemein häßlich; nur auf den indischen Inseln findet man eine sehr niedliche und eigenthümliche Varietät mit glatter Haut und einem kurzen flachen Schweif, der am Ende viereckig abgestumpft ist. Die persischen Kaufleute bringen auch sehr schöne Jagdhunde mit nach Indien, die sehr gesucht und daher auch sehr theuer sind. Die inländischen oder Pariashunde bestehen aus entarteten und nutzlosen Blendlingen, und man gibt sich unendliche Mühe, fremde Racen zu erhalten, was große Sorgfalt erfordert, da das Klima, die härteste Art von Dachshunden ausgenommen, allen übrigen sehr ungünstig ist.

Die von keinen Bergen geschirmte Lage von Etawah bietet alle mögliche Gelegenheit, den Wechsel in der Atmosphäre zu beobachten: in keinem Theile Indiens wehen die heißen Winde mit größerer Wuth. Diese furchtbare Landplage stellt sich im März ein und dauert den ganzen April und Mai hindurch. Der Wind erhebt sich gewöhnlich Morgens um acht Uhr, und wenn er von der rechten Himmelsgegend — aus Westen — weht, so setzt man alsbald in Fenster und Thüren die Tatties ein — dicke Matten, die aus den Wurzelfasern eines wohlriechenden Grases (Cuscus) verfertigt und über Rahmen von Bambus ausgespannt sind. Alle Oeffnungen auf der entgegengesetzten Seite werden verschlossen und diese Tatties nun fortwährend naß erhalten, wozu Männer gedungen werden, die von Außen die Schirme beständig mit Wasser begießen. Der Wind, der durch diese nassen Flechtwerke streicht, wird dadurch in einen kühlen Luftzug verwandelt, der oft so kalt wird, daß man genöthigt ist, eine dichtere Kleidung anzulegen. Weht so der Wind ohne Wechsel fort, so ist die einzige Unannehmlichkeit, die man auszustehen hat, die immerwährende Dunkelheit — die zweite ägyptische Plage, die eine Zubehör aller indischen Häuser bildet — und die diese Zeit über andauernde Gefangenschaft; denn wer auszugehen wagte, würde seine Verwegenheit theuer büßen müssen. Eben so gut würde er die glühende Luft eines Hochofens aushalten; es erfolgt schnell Erschöpfung, Athem und Glieder versagen, und setzt man sich lange der sengenden Luft aus, so springt die Haut auf. Und doch wählen die Eingebornen gerade diese Zeit zu ihren Reisen und Lustbarkeiten; sie bedecken das Gesicht mit einem Tuche und trotzen mit dieser einfachen Vorkehrung dem furchtbarsten Seimom. Mit Sonnenuntergang legen sich gewöhnlich diese Winde, obgleich es oft auch geschieht, daß sie die ganze Nacht hindurch anhalten. Setzen sie nach Osten um, so werden die Tatties nutzlos, da aus dem aufgegossenen Wasser dann nur ein heißer schwüler Dampf sich entwickelt. In diesem Falle bleibt kein anderes Mittel die Hitze zu mildern, als daß man den Wind so viel als möglich abzuhalten sucht, indem man alle Ritzen verstopft, dicke Vorhänge (Purdahs) vor die Thüren hängt und alle Läden schließt — was jedoch Alles nicht viel hilft, da die Atmosphäre kaum zu ertragen ist. Der heftigste und unlöschbarste Durst, eine Ermattung höchst schmerzlicher Natur und eine durch die peinigende Hitze erzeugte Reizbarkeit stellt sich ein, und macht das Leben fast unerträglich. Jedes Hausgeräth ist glühendheiß anzufühlen; das härteste Holz, wenn nicht mit Tüchern bedeckt, springt mit Schlägen wie von Pistolenschüssen, und Leinwand, die man aus den Schränken nimmt, ist gerade, als ob sie am Küchenfeuer gewärmt worden wäre.

Die Nächte sind furchtbar, jedes Zimmer ist wie ein stark geheizter Backofen, in welchem nur ein Chabert aushalten könnte. Gewöhnlich läßt man sich dann sein Bette unter den Verandas oder auf den Terrassen aufschlagen, was man um so besser kann, da das Schlafen unter freiem Himmel, in einer Jahreszeit wo kein Tropfen Thau fällt, und in der Temperatur kaum der leiseste Wechsel bemerklich wird, ohne Gefahr ist. Während der heißen Winde sind auch Tornados häufig, während deren der Himmel, wenn auch ganz wolkenlos, von Staub verdüstert und die Sonne ärger als von einem londoner Nebel verdunkelt wird. Die Vögel leiden in dieser Jahrszeit furchtbar; man sieht sie mit hängenden Flügeln und aufgerissenen Schnäbeln nach Luft schnappen, wie denn alle Thiere, vorzüglich aber die ausländischen, mehr oder minder leiden.

(Schluß folgt.)

Ireland vor der Emancipation.

(Fortsetzung.)

Das Unglück der Familie Sullivan sollte aber hiemit noch nicht enden. Am folgenden Morgen wurden die Kartoffeln, die man eben einheimsen wollte, herausgerissen und auf Wagen geladen; das Geflügel und die Schweine verschwanden zu gleicher Zeit, und auf den Lärmen des Morgens, die kräftigen Flüche Sullivans, das Geschrei der Mutter, das Grunzen der Schweine und das Gekreisch des erschreckten Geflügels folgte eine Stille, die nur das Spinnrad Doras unterbrach. Sullivan lag auf dem Boden, lehnte sich gegen die Thüre seiner Hütte, und betrachtete mit einem wilden Blick sein zerstörtes Feld und seinen leeren Stall, als seine Frau aus der Ecke, in der sie saß, aufsprang, ihn heftig anstieß und schrie: „Steh auf, steh auf! Mensch, schämst Du dich nicht, hier müßig zu liegen, nachdem man unser Vieh weggeführt, und uns Alles, was wir besaßen, genommen hat?"

„Schweig Frau, oder es geht Dir schlecht," antwortete Sullivan, „ich bin an meinem Platze, nur ist die Aussicht nicht so angenehm, wie sonst."

„Um so mehr Grund, hier wegzugehen, und das Wenige, was wir noch haben, zu verbergen, wenn Du es vor dem Zehenteinnehmer retten willst. Steh' auf, schrie sie dann der armen Dora zu, welche zu errathen suchte, welch neues Unheil ihnen drohte: „steh auf, und ans Werk."

Vater und Tochter suchten in dem Sumpf ein Versteck, wo sie die wenigen ihnen übrigen Möbel aufheben könnten, dann räumten sie die Hütte mit so viel Eifer aus, als hätte es sich darum gehandelt, sich in einer bessern Wohnung einzurichten. Während sie mit einer Truhe beladen waren, die ihre Leinwand und ihre Kleider enthielt, gab die Mutter das verabredete Signal, daß der Feind sich nähere; sie versenkten sogleich die Truhe und Sullivan, der eine Handvoll Rohr abgeschnitten hatte, ging den Ankommenden heiter und ruhig entgegen.

„Gott segne Euch, Herr Schehan," sagte er; „Ihr kommt gerade recht, um zu sehen, wie ich eine neue Art, meine Hütte zu decken, erprobe; Dora, mein Kind, gib mir die Rohre, die Du hast, und schneide etwas weiter drinnen noch stärkere."

„Einer meiner Leute wird mit ihr gehen," sagte der Zehntensammler; „denn im Röhricht gibt es manchmal Dinge, die ein Haus besser ausfüllen als bedecken."

Dora nahm ihren Weg nach einem Orte, der dem Versteck entgegengesetzt war. Statt aber ihr zu folgen, gingen die Beistände des Zehntensammlers in die Hütte. „Ihr fürchtet sehr das schlechte Wetter, Sullivan," sagte der erste Gerichtsdiener, „da ihr eure Hütte ausbessern wollt, wo es nichts mehr zu schützen gibt."

Die Gründe, welche Sullivan anführte, machten keinen großen Eindruck auf den Gerichtsdiener, der das Röhricht durchsuchen, und alle Effekten, die er versteckt fand, fortschaffen ließ, ohne sich um die Verzweiflung der unglücklichen Familie zu kümmern. Er wünschte sich nur Glück von der ersten Beschlagnahme bald genug benachrichtigt worden zu seyn, um sich des Ueberrestes zu bemächtigen. Nach diesem Vorfall nahm Sullivan wieder seinen Platz in der Thüre der Hütte ein, und erklärte, er könne jetzt nichts mehr, weder für sich selbst noch für seine Familie thun. Seine Frau ging bei den Nachbarn herum, um von diesen einige Hülfe zu erhalten, und Dora kniete weinend in der finstersten Ecke ihrer zerstörten Hütte.

Nach einigen Stunden des düstersten Schweigens erhob sich der Vater, und rief einem, den er von Außen kommen hörte, zu: „Wollt Ihr noch etwas von mir für Pacht, Zehenten oder der Teufel weiß was? Ihr könnt eintreten, aber der Zehenteinnehmer hat so viel mitgenommen, daß Ihr nur noch mich findet um mich ins Gefängniß zu führen, und ehe Ihr mich zum Gehen bringt, könnt Ihr erfahren, wie schwer mein Arm ist."

Dora glaubte, ihr Vater erwarte noch einen Gläubiger, und eilte ins Mittel zu treten, als sie bei dem schwachen Schein der Abendröthe Dan Mahony erkannte, der sich mit eiligen Schritten näherte. Sie stürzte in seine Arme, und sagte: „Dan, kommst Du treu zurück? Antworte mir nur auf diese Frage, ich beschwöre Dich."

„Treu, wie die Heiligen im Himmel," meine Geliebte."

„Dann ist Gott barmherzig, daß er Dich jetzt zu uns sendet, wo wir einen wahren Freund so nöthig haben!

„Seyd Ihr denn wirklich so unglücklich?" rief Dan, indem er vergebens in der Hütte nach einem Stuhl suchte, um die schluchzende Dora, die noch immer an seinem Halse hing, darauf niederzulassen. „Sie waren sehr hart gegen Euch, aber vertraue auf mich, Seele meiner Seele, ich werde euch wieder auf guten Weg bringen."

Dora drückte mit Blicken ihr Vertrauen auf die Treue ihres Geliebten aus, und überließ es ihrem Vater, ihm die Geschichte ihres Unglücks zu erzählen, worauf sie ihn mit der größten Hingebung fragte, was sie nun machen sollten. „Uns heirathen, gleich morgen früh," erwiderte Dan voll Eifer, ich habe zwei Guineen, um die Gebühren zu bezahlen, und dann werden wir sehen, wie es geht."

Sullivan machte einige vorsichtige Einwendungen gegen ei-

gen so übereilten Beschluß, ließ sie aber fallen, als er sah, daß seine kleine Dora gegen ihn war. Dan benachrichtigte sie, daß morgen in der Nachbarschaft eine Güterverleihung statt finden werde, und da er nun sicher sey, Dora zur Hausfrau zu bekommen, so würde er einen Acker oder zwei pachten, und es müsse ihm doch wohl gelingen, wie so Vielen, die mit nichts Anderm angefangen hätten. Die Mutter, so vertrauensvoll in die Verdienste des jungen Mannes, vergaß all ihren Kummer, und bedauerte nur, nicht bis zur Kirche gehen zu können, um ihre liebe Dora trauen zu sehen. Ehe man sich trennte, bestimmte man die Stunde der Abreise für den folgenden Morgen, dann begab sich Dan zu seinem Vater, um ihn mit seinen Absichten bekannt zu machen, und seine Einwilligung zu verlangen. Dora hatte zwei Stunden vorher nicht entfernt daran gedacht, daß sie sich mit so freudigem Herzen auf dem Boden ihrer geplünderten Hütte zur Ruhe legen würde, Dan's Frau zu seyn, war für sie Alles, keine Furcht für die Zukunft; wie sollten sie bei einem solchen Beistande nicht alle glücklich seyn? Der Pater Glenny war erstaunt, zu so früher Tageszeit und vor so wenigen Zeugen eine Trauung vornehmen zu sollen; er versicherte sich indeß, daß die Eltern beider Theile der Verbindung ihre Zustimmung gaben, und ermahnte sie, all ihr Vertrauen auf den Herrn zu setzen, der sie segnen würde, wenn sie ihm mit Eifer und Frömmigkeit dienten.

Die Nothwendigkeit, sich bei der Verleihung einzufinden, nöthigte Dan seine Frau beinahe sogleich nach Einsegnung seiner Ehe zu verlassen, um sich mit Sullivan an Ort und Stelle zu begeben, wo sie kaum noch zur rechten Zeit ankamen, um Einsicht von den einzelnen Aeckern zu nehmen. Die Menge drängte sich um den Agenten, um ihm die verschiedenen Ansprüche auseinander zu setzen, die jeder zu haben glaubte, um dem andern vorgezogen zu werden. Der eine hatte den Erben des Eigenthümers aus einem Graben gezogen, in den er als Kind gefallen war; der andere hatte die Ehre gehabt, Herrn Flanagan selbst *) zu beherbergen, als er in einer Nacht vom Unwetter überrascht worden war. Ein Dritter stellte sich, als hinke er, und gab an, er sey einmal von den Mauern des Schlosses herabgefallen u. s. w.

Herr Flanagan antwortete auf dieß Alles nicht, sondern gab Befehl ihm den Weg frei zu lassen, damit er zur Verleihung schreiten könne. Herr Alexander Rosso und sein Bruder Heinrich, von der lärmenden Freude der Dorfbewohner angezogen, blieben lange Zuschauer dieser komischen Debatten. „Ist nicht der erste Gutstheil schon zugeschlagen?" fragte Alexander, „und hat ihn nicht der halbnackte Bursche da, der vor lauter Freude springt, erhalten?" „Ja," sagte Heinrich, „sieht er nicht so lustig aus, als wären ihm die Minen von Peru zugeschlagen worden? Flanagan, sagt uns doch, wie hoch wurde der erste Gutsantheil abgegeben?" — „Neun Pfund auf den Acre und hier ist der Pächter." Dieser näherte sich lächelnd, und sich am Kopfe kratzend, ohne an seine nackten Kniee zu denken, die aus den Lumpen, mit denen er bedeckt war, herausſahen. Heinrich fragte ihn, ob er nicht glaube, eine Thorheit begangen zu haben, indem er sich verpflichtete, eine so starke Summe zu bezahlen?

„Aber, Euer Gnaden, meine Mutter ist vor wenigen Tagen aus ihrem Häuschen weggejagt worden, und ich muß wohl Mittel finden, der armen alten Frau ein anderes zu verschaffen." Pat (das war der Name des Pächters) bat dann die Herren, seiner Unternehmung ihren Segen zu geben. Alexander, der lange Zeit in London gewohnt hatte, lachte laut, als er sah, daß in Irland der Segen aus der Tasche, nicht von den Lippen kam; die Worte wurden nur als eine Zugabe zu etwas Reellerem angesehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Name des Agenten.

Seebilder.

(Schluß.)

„Abends berührte mich Jemand an der Schulter, rasch wendete ich mich um — es war Tomkins. „Unser Steuermann ist wieder da," sagte er. „Sehen Sie nur wie geschäftig er ist und wie er hin und her streicht. Muth hilft uns hier Nichts; Alle sind ihm verfallen, über deren Köpfe er hinschreitet, und auch auf uns scheint er es schon abgesehen zu haben." Ich blickte nun nach dem Steuerruder hin, und sah das Gespenst viel deutlicher noch als am Morgen. Als ich näher trat, bemerkte ich mit Entsetzen zwei augenlose Höhlen, und das finstere und runzliche Gesicht war hager und todtenblaß. Mit über einander geschlagenen Armen und gemessenen Schritten wandelte es zwischen dem Steuerruder und Maste auf und nieder. Ich faßte Muth, schritt darauf los und rief es an: schweigend setzte es seinen Weg fort, und schien mich nicht bemerkt zu haben. Ich zog jetzt meinen Säbel und führte einen Hieb nach dem ungebetenen Gast, allein ich traf bloß die Luft und das Gespenst schritt dahin. „Du hast recht, Tomkins, sagte ich zu dem alten Manne gewendet, der Teufel hat sich bei uns einquartirt, und es steht nicht in meiner Macht, ihn zu vertreiben." Mit einem haarsträubenden Grauen, wie ich es nie empfunden, ging ich nach dem Vordertheile des Schiffes und ließ das Gespenst seine Wanderung fortsetzen. Der Mond war aufgegangen, der Himmel erglänzte von Gestirnen, Tomkins und ich saßen, in Gedanken verloren, auf dem Verdeck — als sich plötzlich aus der Kammer vor der großen Kajüte ein wilder Gesang vernehmen ließ; die armen Leute wollten sich wahrscheinlich dadurch ermuthigen. Da ich noch immer hoffte, das Gespenst würde verschwinden, so blickte ich unverwandt nach dem Steuerruder, aber zu meinem größten Entsetzen sah ich es noch immer auf und nieder wandeln. Seit Anbruch der Nacht hatte ich alle Arbeiten am Schiff einstellen lassen, da die ausgehungerte Mannschaft kaum noch den Dienst versehen konnte, und alle Anstrengungen von unserer Seite nutzlos blieben. Alles war jetzt unten im Schiffe ruhig. Die Ruhe der Verzweiflung, dachte ich, und da Niemand auf das Verdeck kam, um die Abendkühle zu genießen, so stieg ich hinab, um nach der Ursache zu fragen, und fand zu meinem größten Erstaunen sie Alle in einem Zustande von Bewußtlosigkeit. Sie hatten das letzte Fäßchen Rum geleert; das leere Thonchen stand auf dem Tisch und die Mannschaft lag ohne Lebenszeichen auf dem Boden ausgestreckt. Anfangs glaubte ich, es sey die Berauschung, als ich aber neben dem Fäßchen auch eine leere Flasche „Opium" überschrieben fand, fürchtete ich nicht ohne Grund, daß die Unglücklichen, um sich für die erlittenen Entbehrungen zu trösten, zu diesem betäubenden, aber tödtlichen Gifte gegriffen hatten. Schnell rief ich Tomkins und theilte ihm meinen Verdacht mit: wir boten Alles auf, sie wieder zur Besinnung zu bringen; allein vergebens. „Ich fürchte, Sir, sagte Tomkins, daß Keiner von diesen armen Jungen wieder zum Leben erwachen wird: merken Sie wohl, das Gespenst geht nicht ohne Ursache über ihre Köpfe hin." Tomkins hatte Recht. Noch in derselben Nacht starben acht von den Unglücklichen unter den furchtbarsten Zuckungen; nur ein Bootsmann und der Kajütenjunge gelangten am folgenden Morgen wieder zum Bewußtseyn. Nun erfuhren wir von ihnen, daß sie insgesammt das Opium genommen, um sich aus ihrem qualvollen

Zustande zu befreien. Da beide öfters schon Opium genossen hatten, so ging bei ihnen die tödtliche Wirkung nicht so schnell vor sich; allein endlich erlagen auch sie, und Mittags war Alles vorüber.

„Von der tiefsten Betrübniß erschüttert, hatten wir den Todten die letzte Ehre erwiesen. Tomkins schien noch immer bei Kräften und guten Muthes, während ich mich, obgleich viel jünger als er, bei der traurigen Verrichtung, als wir die Leichen dem Meere übergaben, kaum noch auf den Beinen hatten konnte. Als Alles vorüber war, fühlte ich mich unendlich schwach. Ich warf mich auf dem Verdecke nieder; Alles schien sich mit mir zu drehen, und ich fiel bald in eine ohnmachtähnliche Betäubung. Meine Gedanken schweiften irre durch einander, und ich träumte, ich befinde mich an einer schönen Küste, und verschiedene Menschen brächten mir die köstlichsten Früchte. Eine Menge Sclaven kamen heran und trugen in ihren Händen goldene Schalen, aus denen die lieblichsten Gerichte dufteten. Plötzlich erwachte ich aus diesem angenehmen Traum, und als ich die Augen aufschlug, glaubte ich noch immer zu träumen, denn Tomkins stand vor mir und hielt einige von den Früchten, die ich im Traume gesehen, in der Hand. Ohne weiter zu fragen, nahm ich eine und fühlte mich durch sie außerordentlich erquickt. „Wie kommst Du zu diesen Früchten, guter Tomkins?" sagte ich endlich. „Hast Du sie aus dem Wasser heraufgeholt, so müssen wir ja nahe an der Küste seyn." — „Heute nicht, erwiderte Tomkins, aber ich holte sie mir schwimmend vom Lande, als wir vor Java lagen." — „Es ist nicht möglich, Tomkins, rief ich, und sprang unwillig auf. Sicherlich hättest Du nicht diese erquickenden Früchte zurückbehalten, während so viele von Deinen Kameraden aus Mangel an Nahrung verschmachteten!" — „Bei meiner Seele, erwiderte Tomkins, ich habe allzeit meine Rationen mit ihnen getheilt; jetzt sind die armen Jungen todt, aber nicht vor Hunger, sondern von ihren Wunden und dem Opium." Dann erzählte er mir, wie er mein Gespräch mit dem Kapitän in Betreff der Lebensmittel belauscht, und Nachts, wenn er auf der Wache stand, heimlich nach der Küste geschwommen, dort die Früchte geholt und wieder im Schiff angekommen, ohne daß man ihn vermißte. Er pries sich glücklich, daß ihm jetzt eine Gelegenheit geworden sey, mir seine Dankbarkeit zu beweisen, da ich ihm früher einmal den Nachlaß einer schweren Strafe, mit der ihn der Kapitän bedroht hatte, ausgewirkt. Dann gingen wir in den Kielraum hinab, wo er mir die Stelle zeigte, wo er seine Früchte und einige Kokosnüsse verborgen hatte.

„Unser gespenstiger Freund erschien Abends wieder, und war geschäftiger als je. Mit raschen Schritten näherte er sich der Bank, auf der wir saßen, und streckte gebieterisch die Hand aus. In seinem tief durchfurchten Gesichte lag der Grimm eines Todfeindes. Beim Himmel, mein junger Freund, ich stand schon in manchem Schlachtendonner, ohne das Gefühl des Schreckens zu empfinden, das mich bei dem Anblicke des Gespenstes ergriff. Mein Haar sträubte sich zu Berge, und das Blut gerann in meinen Adern, so oft es sich uns näherte. Endlich von Entsetzen übermannt, zog ich mein Pistol aus dem Gürtel und schoß es auf das Gespenst ab, das dahin schritt, wie es gekommen war. „Was hilft es, Sir, sagte Tomkins, als ich in der tiefsten Verzweiflung ihn anblickte, keine Menschenhand kann es verletzen. Auch wir sind ihm zum Opfer bestimmt, und so lange wird es seine Wanderung über das Verdeck fortsetzen. Schreitet es noch einmal an uns vorbei, so sind wir verloren. Es wäre am besten, Sie brächten es zu Papier, wie die Minerva und ihre Mannschaft elend zu Grunde gingen."

„Abends zeigte sich das Gespenst abermals am Steuerruder, und schritt auf und ab bis gegen Tagesanbruch. Wir hatten eben die letzte Kokosnuß getheilt, als ich zu Tomkins sagte: „Ich verdanke Dir mein Leben, und der Dienst, den Du mir erwiesen hast, ist um so größer, als Du wahrscheinlich einige Tage länger leben wirst als ich und nichts für Dich aufbehalten hast. Laß uns, guter Tomkins, dem Tode beherzt ins Auge sehen als wackere Seemänner, und das Gespenst mit allen seinen Drohungen furchtlos verachten." Mit diesen Worten stieg ich in die Kajüte hinab, und schrieb einen Bericht über den Untergang der Minerva und ihrer Mannschaft nieder. Ich war damit fertig, und verschloß das Papier in eine Flasche, um es später in die See zu werfen; dann legte ich mich in meine Hängematte, überzeugt, daß mein Ende nicht mehr fern sey, als ich aus meinem unruhigen und fieberhaften Schlummer durch ein Freudengeschrei Tomkins aufgeschreckt wurde, der in die Kajüte stürzte und ausrief: „Hurrah, Sir, unsere Errettung ist nahe! Das Gespenst ist verschwunden und die Segel füllen sich mit kräftigem Wind." — Ich eilte auf das Verdeck, und fand zu meinem Troste, daß das Nebelgespenst wirklich nicht mehr zu sehen war; allein ich konnte mich über den Verlust unserer Mannschaft eines tiefen Seufzers nicht erwehren, da wir jetzt, aus Mangel an Händen den frischen Wind nur wenig benützen und nur langsam unsern Weg fortsetzen konnten. „Muth gefaßt, Lieutenant, sagte Tomkins, wenn uns dieser Wind nicht einem oder dem andern Schiffe zuführt, so kann er ein solches uns zuführen. Das Gespenst hat sich davon gemacht, und ich bin fest überzeugt, daß uns Hülfe nahe ist." Tomkins fühlte sich von dieser Hoffnung so erstarkt, daß er Abends Lichter aushing und eine Kanone als Nothschuß abfeuerte. Allein als der Morgen dämmerte, war auf der weiten Wasserwüste nirgends ein Segel zu erspähen. Ich ergab mich nun ganz der Verzweiflung, doch Nichts konnte Tomkins Zuversicht erschüttern. Er kletterte in den Mastkorb hinauf, indem er sagte, dort wolle er bleiben, bis er ein Segel gewahre, oder wie ein braver Seemann sterben. Es rührte mich tief, und mir selbst überlassen, warf ich mich nun auf dem Verdecke nieder und erwartete die Entscheidung unseres Schicksales. Bald wurde ich durch Tomkins Ruf: „Ein Segel! Ein Segel! Ein Segel vor dem Wind!" — aus meinen schmerzlich hinbrütenden Gedanken gerissen. Die Freudenbotschaft gab mir augenblicklich Muth und Kraft zurück. Während Tomkins eine Kanone abfeuerte, klomm ich den Mast hinauf, und erblickte jetzt nicht ein, sondern zwei, drei und vier Segel. Es waren unsere Kauffahrteischiffe, die wir nach Canton geleiten sollten, und zu meiner größten Freude sah ich sie ihren Lauf auf uns zunehmen.

„Bald lag ich in Freundesarmen. Einige alte Matrosen am Bord der Kauffahrer betheuerten uns, die Erscheinung sey das Gespenst eines portugiesischen Korsaren, der vor zweihundert Jahren sich in die Wogen des östlichen Oceans gestürzt habe, und zwar aus Gewissensbissen, weil er seine Mannschaft auf die grausamste Art hatte Hungers sterben lassen. Wir kehrten später nach England zurück. Tomkins machte mit mir noch einige andere Reisen, worauf wir nach Greenwich gingen. Er ist gegenwärtig nahe an neunzig Jahre alt, und wir hatten uns ein ganzes Jahr nicht gesehen. Heute jährte sich der Tag, wo das Gespenst verschwand, das uns damals so großen Schrecken eingejagt hatte."

Vermischte Nachrichten.

Ein französischer Arzt, der vieljährige Beobachtungen über die Scorpionen angestellt hat, behauptet, daß das Weibchen dieses Thieres seine Jungen nach und nach in der Art sich eine Höhle auszugraben, unterrichtet. Er ließ sich vielmals von Scorpionen stechen und fand, daß die Wirkung des Giftes desto schwächer wurde, je öfter er sich verwunden ließ, bis er endlich fast gar keine Wirkung mehr verspürte. Die verwundeten Theile schwellen sehr auf und verursachen unmittelbar nach dem Stiche heftige Schmerzen, die nach der Körperbeschaffenheit des Individuums 24 bis 48, bisweilen 72 Stunden anhielten. Die hauptsächlichste Wirkung des Scorpionenstiches aber ist ein völliger Kraftnachlaß und eine solche Ermattung, daß der Kranke auf einmal sich nicht mehr aufrecht erhalten kann. Dieses merkwürdige Symptom veranlaßte den Arzt, den Scorpionenstich in der Heilkunde in Fällen vorzuschlagen, wo es nothwendig wird, plötzlich der Pulsirung des Herzens Einhalt zu thun.

*

England und Wales ernähren 36,000,000 Schafe, von denen jedes vier Pfund oder im Ganzen 144 Millionen Pfund Wolle gibt, was, das Pfund zu einem Schilling gerechnet, 7,400,000 Pfd. St. ausmacht. Diese Wolle gibt, in den Manufakturen verarbeitet, ein Produkt von 20,000,000 Pfd. St. im Werth, wovon den Manufakturbesitzern ein Ertrag von 12,000,000 Pfd. St. bleibt.

*

Die aus verschiedenen Ländern wegen politischer Verfolgungen nach Frankreich geflüchteten Individuen belaufen sich auf 8 bis 10,000, für deren Unterstützung die Deputirtenkammer eine Summe von 6,000,000 Fr. bewilligt hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 167. 16 Junius 1833.

Irland vor der Emancipation.

(Fortsetzung.)

Der zweite Gutstheil wurde Dan zugeschlagen, der durch Pats Glück gelockt, sich mit seinem Schwiegervater näherte. „Habt Ihr auch für die Wohnung einer alten Mutter zu sorgen?" fragte Alexander. „Für Mutter und Vater," erwiderte Dan, indem er Sullivan vorstellte. „Und für die Tochter obendrein" setzte der Vater hinzu. „Dan hat bei Sonnenaufgang den Segen des Priesters erhalten, und gewiß wird der von Euer Gnaden ihm nicht fehlen." „Ich hätte mich an seiner Stelle lieber am Abend verheurathet," sagte Heinrich; „zuerst das Land, dann die Tochter, denn sagt mir Dan, was hättet Ihr gemacht, wenn Ihr das Land ohne die Frau gehabt hättet?" Dan entgegnete, er vermöge nicht zu errathen, was dann die Vorsehung für ihn und für Dan gethan hätte, denn seiner Ansicht nach müsse sich ein verständiger Mensch stets nur mit dem gegenwärtigen Augenblick beschäftigen. Dieß Raisonnement wurde durch eine reichliche Segnung der jungen Leute belohnt; diese entfernten sich hierauf sogleich, trotz des Geschreies der Menge, die sie bat, zu bleiben, bis der dritte und letzte Antheil zugeschlagen sey.

Die unerwartete Güte des Herrn Rosso lieferte Dan die Mittel, die wenigen nöthigen Geräthschaften zum Beginne des Feldbaus, so wie ein Spinnrad für seine Frau, und einen kleinen Vorrath Hanf zu kaufen. Die Kleider, die sie hatten, mußten sie Tag und Nacht tragen, denn sie hatten keine, mit denen sie wechseln konnten, und auch kein Bett, das deren Gebrauch entbehrlich gemacht hätte. Aber kaum konnten sie sich mitten unter den großen Arbeiten, die sie beschäftigten, um eine solche Kleinigkeit kümmern; sie hatten neuen Muth gefaßt, und ließen den in Irland so gewöhnlichen Unternehmungsgeist frei walten. Sullivan arbeitete unter Leitung seines Schwiegersohnes mit Eifer und vor Ende des Jahres konnten sie eine Kuh kaufen. Als der Winter herankam, schlug Dan seinem Schwiegervater vor, die Hütte zu erweitern, und noch eine Kammer hinter der jetzigen anzulegen. Dieser willigte ein, und machte sich an die Arbeit, obgleich er seufzte, daß sein Schwiegersohn so hoch hinauswolle, denn die neue Kammer wurde größer als die alte, und er machte eine Oeffnung in die Mauer, um als Fenster zu dienen.

Ein Jahr war vorüber, und Dan, der die Hoffnung hatte bald Vater zu werden, war weggegangen, um den Pachtschilling zu bezahlen, den zusammenzubringen sie glücklich genug gewesen waren, als der Pater Glenny zu einem Besuche vor dem Häuschen hielt. Die Frauen beeilten sich ihn zu empfangen, und baten ihn die Männer abzuwarten, die bald heimkehren würden. Der Priester, ernster als gewöhnlich, versicherte sie, daß er keine Eile habe, lobte sie, wegen der Verbesserung ihrer Wohnung, und fragte sie über ihre jetzige Lage. Mit Vergnügen hörte er den freudigen Bericht Dora's; dann fragte er, ob Dan Sorge getragen habe, seinen Pachtbrief regelmäßig ausstellen zu lassen? „Ich glaube Euch sagen zu können, daß er jetzt in der Tasche meines Mannes ist," erwiderte Dora, „denn Dan ist zu dem Agenten gegangen, um diese Sache zu Ende zu bringen." Während sie noch sprach, stürzte Sullivan in die Hütte, und schrie: „Gott steh uns bei! Welches neue Unglück kann uns bedrohen? Da kommt Dan den Berg herab und gebärdet sich wie ein Rasender: ich sah, wie er dem Agenten die Faust zeigte, und sie sind doch sonst immer so gut mit einander gestanden!"

Die junge Frau fragte zitternd den Pater Glenny, was sie denn zu fürchten hätten? Der Priester sagte ihnen nun, Herr Tracey habe an seinen Agenten geschrieben, und ihm den Befehl gegeben, keine kleinen Stücke mehr zu verpachten, denn seine Absicht sey, alle diese Pachtungen in eine einzige zusammenzuwerfen, da er die Ueberzeugung hege, daß die unendliche Theilung des Bodens seinen Interessen nachtheilig sey, und zugleich großes Elend im Lande erzeuge. In Folge dieses Befehls hatte der eifrige Flanagan untersucht, welche Pächter er aus ihrem Pacht vertreiben könne; unglücklicher Weise habe Dan es vernachlässigt, seinen Pacht in Ordnung zu bringen, und so befinde er sich unter der Zahl der vertriebenen Pächter.

Sullivan, der während dieser Erklärung an der Thüre der Hütte stehen geblieben war, trat herein, um die Ankunft Dans zu verkündigen. Der Priester ging dem unglücklichen jungen Menschen entgegen, dessen heftige Aufregung sich beugte vor dem sanften und ernsten Blick des Paters Glenny. Dora benützte diesen Augenblick der Ruhe, um ihren Gatten zu fragen, worin ihre Lage schrecklicher sey, als im Augenblick ihrer Heirath, und warum er nicht, wie im vorigen Jahre, sich eine neue Wohnung verschaffen könne? Dan antwortete ungeduldig, daß es

für sie keine Wohnung mehr im Thale gebe, und, des Priesters Anwesenheit vergessend, rief er den Fluch des Himmels auf Tracey und seine ganze Familie bis ins letzte Glied herab. „Stille, mein Sohn, sagte der Pater Glenny, „das heißt Gott lästern, wenn man die Geschöpfe, die Werkzeuge seines Willens, verflucht, um so mehr als Tracey weder ein Protestant, noch ein Fremder, sondern ein Mitglied der wahren Kirche, und ein Abkömmling der alten Häuptlinge des Landes ist, woraus er nur durch die Verfolgungen gegen die Katholiken verjagt wurde."

Der Priester fragte sodann, ob sie nicht einige Ersparnisse hätten, um sich über die ersten Bedürfnisse hinwegzuhelfen. Dora beeilte sich, von dem Pachtschilling zu sprechen, den Dan, wie sie glaubte, nicht bezahlt hatte; aber die Festigkeit, die sie früher gezeigt hatte, verließ sie, als Dan ihr sagte, daß Flanagan erst, nachdem er das Geld eingenommen, den Pacht, statt ihn zu unterzeichnen, wie es den Anschein hatte, zerriß. „Dann bleibt uns nichts übrig," sagte sie und zerfloß in Thränen. „Nichts," sagte Dan mit einem wilden Blicke; „wir sind jetzt Bettler."

(Fortsetzung folgt.)

Englisches Leben in Indien.

3. Etawah.

(Schluß.)

Das Aufhören der heißen Winde ist von einem großartigen Naturschauspiel begleitet; sie endigen mit einem furchtbaren Kampf und scheinen nur durch einen Aufruhr aller Elemente vertrieben werden zu können. Gegen Ende Mai's sieht man einen Wolkenstreif oder vielmehr eine Mauer von Staub, die immer höher wird, je näher sie kömmt, am äußersten Horizont aufsteigen. Die Luft ist noch schwül und regungslos, denn der Wind, der im Vorrücken Sandwolken aufwirbelt, ist vor den gewaltigen Staubmassen, die sich immer mehr verdichten, nicht zu spüren. Endlich ist die ganze Ebene davon bedeckt, und es wird so finster, wie um Mitternacht. Nun bricht der Donner los, aber sein furchtbares Gebrüll hört man kaum bei dem wüthenden Geheul des Sturms; Schlag folgt auf Schlag, immer einer furchtbarer als der andere, aber die zweizinkigen Blitze flammen vergebens, denn der Staub, der so dicht wie Schnee ist, umhüllt sie mit einem undurchdringlichen Schleier. Endlich nachdem der Wind seine letzte Kraft aufgeboten hat, legt er sich mit einem Mal, und eben so schnell wird der Staub durch die Regengüsse gedämpft, die nun herabstürzen und in kurzer Zeit das ganze Land überschwemmen. Sogleich nimmt man die Tatties weg, und wenn sie die Zimmer gewöhnlich so kühl hielten, daß man einen Shawl umlegen mußte, so läßt sich doch die Erquickung, welche die frische Luft gewährt, mit der künstlich erzeugten nicht vergleichen. Alle Thiere scheinen neu belebt und gestärkt, indem sie den erfrischenden Luftstrom einathmen; die Vögel lassen wieder ihre Stimme erschallen, und die Heerden von großem und kleinem Vieh kommen voll Lust und Leben zum Vorschein. Noch hat die Erde nicht Zeit gehabt, die Wassergüsse einzusaugen, von denen sie überschwemmt wurde, als auch schon in der Ebene große grüne Strecken sichtbar werden, und wer eine oder zwei Stunden unter der Veranda Acht geben will, kann wörtlich genommen das Gras wachsen sehen. In einem einzigen Tag bedecken sich die sandigen Hügel mit Grün und in kürzester Zeit ist das Gras hoch und üppig aufgeschossen. Uebrigens ist die Zeit, wo die Wolken ihre sündfluthähnlichen Güsse herabströmen, nicht unangenehm; man kann die Läden und Jalousien ohne Gefahr, durch den hellen Sonnenglanz zu erblinden, wegnehmen; allein zwischen den Regenschauern tritt wieder eine außerordentliche Hitze ein, und die häufigen Wechsel in der Atmosphäre und die Malaria, die aus den nahgelegenen Sümpfen aufsteigt, macht diese Jahrszeit furchtbar ungesund. Hitzige und kalte Fieber stellen sich ein, erstere werden häufig tödtlich, und Eingeborne und Europäer müssen die größte Vorsicht anwenden, um die Gefahr, davon befallen zu werden, zu vermeiden, da durch die Luftströmungen schädliche Ausdünstungen oft aus fernen Gegenden herbeigeführt werden.

Die Wirkung der gewaltigen Tornados ist sehr merkwürdig: man kann sie in der Ebene vorrücken sehen, da ihr Lauf einem angeschwollenen Flusse oder einer Lavaströmung gleicht. In geringer Entfernung davon läßt sich ganz ungestört der Aufruhr der Elemente beobachten und die von ihnen angerichtete Verwüstung sehen, wie sie Bäume entwurzeln, Dächer abdecken oder ganze Giebel fortführen, während die Vordedachungen der Häuser gleich Riesenvögeln dahinsausen und weite Strecken fortgeschleudert werden. Ich war eines Tages Zeuge eines sehr ergötzlichen Schauspieles solcher Art: die Dienerschaft meines Nachbars, die sehr darauf bedacht war, das Eigenthum ihres Herrn zu wahren, sah daß der Sturm das Dach des Küchenhauses mit sich fortführte, als Alle herausstürzten, mit großer Kraftanstrengung die davon fliegenden Bambussparren ergriffen, ehe sie auf den Boden geschmettert wurden, und so lange darunter fortliefen, bis die größte Wuth des Sturmes nachließ und sie das Dach wieder an seine alte Stelle zurückbringen konnten.

Die Regen dauern gewöhnlich von der ersten oder zweiten Woche des Junius bis Mitte Oktobers, und sind in manchen Jahren ungemein heftig. Die Verwüstungen an den Ufern der großen Flüsse, wie hier am Dschemna, sind furchtbar; ganze Dörfer werden unter Wasser gesetzt, wobei jedoch selten Menschenleben eingebüßt werden, da die Einwohner gleichzeitig gewarnt, sich mit ihrer beweglichen Habe und ihren Hausthieren auf höher gelegene Punkte flüchten, ohne daß sie deßhalb, gleich den Sizilianern in der Nachbarschaft des Aetna, dadurch abgeschreckt würden, ihre Wohnungen an denselben der Verwüstung ausgesetzten Orten wieder zu erbauen. Die Bungalos erleiden während einer recht nassen Jahreszeit häufig große Beschädigungen, die Pfeiler der Verandas sinken und verlieren ihre senkrechte Stellung, und die schlecht gebauten Dienstbotenwohnungen werden häufig ganz weggewaschen, so daß nichts als zerfallene Lehmwände übrig bleibt. Die Donnerschläge und Blitze, die diese Regenkatarakte begleiten, sind höchst furchtbar, füllen den Himmel mit einem blauen und karmoisinrothen Feuer und

verbreiten Tod und Verderben in den Ebenen, wo nicht selten Heerden und Hirten erschlagen werden. Am Ende der Regenzeit sind sie am heftigsten, dauern drei oder vier Tage unausgesetzt und bringen meist Kälte mit sich. Nach Ablauf der Regenzeit aber tritt mit einemmale höchst angenehmes Wetter ein; die Sonne hat ihre zerstörende Gluth verloren und bestrahlt den Himmel mit einem wunderbaren Glanze; man kann bis zehn Uhr Morgens sich im Freien aufhalten und bewegen, und zu Wagen bei jeder Tageszeit. Hat sich der Himmel mit Wolken bedeckt, was gewöhnlich einige Tage im December geschieht, so kann man zu Etawah am vollen Mittag ganz unbelästigt ausgehen und noch höher hinauf, wie zu Kernal, kann man dieser Wohlthat zwei Monate hindurch genießen. Ueberhaupt ist das Klima vom Oktober bis März, in ganz Indien, selbst in Bengalen, köstlich; Alles außer dem Hause ist Glanz und Schönheit. Sommergärten glühen von Myriaden Blumen, inländischen und exotischen, während man Abends ein munteres Feuer sehr gut vertragen kann und wollene Bettdecken wegen der rauhen Nächte unentbehrlich sind. Dieß ist die Wonnezeit Indiens und selbst Etawah verliert seine langweilige Verdüsterung, da es von Regimentern besucht wird, die auf dem Marsch nach ihren Stationen begriffen sind und hier oft einige Tage Halt machen. Dann erhebt sich, wie auf einen Zauberschlag, auf der kahlen Ebene plötzlich eine Stadt von Leinwand; zwischen den Zelten sieht man Gruppen von Menschen, Kamelen, Pferden, Büffeln und Elephanten; Ziegen, Kühe, Schafe und Geflügel, die ihren Eigenthümern gefolgt sind, bewegen sich in den für den kurzen Aufenthalt schnell geschaffenen Höfen umher und Bazars für den Verkauf von Bedürfnissen jeder Art werden aufgeschlagen. Mit Tagesanbruch verkündet das Schlagen an den Zeltpflöcken, das Wiehern der Pferde, das Geblöcke der Heerden und das Grunzen der Kamele, mit Trommelwirbel und Hörnerschall vermischt, daß der Marsch beginnt, und wenn die Sonne aufgegangen ist, erblickt man Schwärme häßlicher weißer Geier, die an den Abfällen nagen, wo Tags vorher noch Alles voll Lärm und Bewegung war.

Ein Ausflug nach den weißen Schwefelquellen in Virginien.

(Aus einem Briefe an die Herausgeber des New-England-Magazine.)

In Gesellschaft eines mir sehr theuern kranken Freundes aus Louisiana reiste ich am 10 Julius 1832 von Cincinnati *) nach den weißen Schwefelquellen (The White Sulphur Springs) in Virginien ab. Ein kurzer Bericht über meinen Ausflug nach diesem Saratoga des Südens und, nächst diesem, besuchtesten und fashionablesten Badeorte in den Vereinigten Staaten dürfte vielleicht Ihren Lesern nicht unwillkommen seyn. **)

Die erste Station geht auf dem Ohio, ungefähr 150 englische Meilen bis zur Mündung des Guyandotte, eines kleinen Flusses, der sich nach einem nicht großen Laufe von Virginien her in den Ohio ergießt. Wir legten sie in dem Dampfboot Guyandotte, und zwar in der gewöhnlichen Gesellschaft von Ohio-Wasserreisenden zurück. Das Westland, im Ganzen genommen, ist die romantischste Gegend, die ich noch sah. Sein fruchtbarer Boden, seine reizenden Landschaften, seine anmuthigen Berge und lieblichen heimlichen Thäler, sein schimmerndes Grün, seine Erde und sein Himmel verheißen eine fruchtreiche Blüthe der Dicht- und Sangkunst bei seinen Bewohnern. Allein nach meinen vielfältigen Erfahrungen, die mir die Gunst des Zufalls neben eifriger Beobachtungslust auf den großen Strömen des Westens sammeln ließ, darf ich mit Zuversicht behaupten, daß das Volk hier, wenigstens die Leute, die in Dampfbooten reisen, weder aus der Luft, die sie athmen, noch aus dem Zauberanblick ihres Landes auch nur den leisesten Sinn für das Romantische und Dichterische geschöpft haben.

Kartenspiel und politische Kannengießereien, Gevatterngewäsch über Geldgeschäfte und Erzählungen von Liebes- und Heirathsgeschichten bilden den immer und ewig wiederkehrenden Schluß- und Endreim aller gesellschaftlichen Unterhaltung. Die Dampfbootreisenden besitzen so wenig Sinn für das Höhere, Freude an erhebendem Gesange, oder Lust und Geschick zu irgend etwas, außer zum Geldererwerb oder zum Geplauder über den letzten Roman und die Provinzialschaubühnen des Westens, wie nur der allerprosaischste Mensch wünschen könnte. Doch die reizenden Ufer des schönen Stroms mit ihren schwellenden Hügeln und ihrem üppigen Grün schlugen uns immerfort ein Buch auf, in dem man zu lesen nie müde wird. Das wonnige träumerische Sinnen, das Einen befällt und befängt, wenn man so von Punkt zu Punkt, von den frischen wechselnden Landschaftsbildern rundum bis zu den am tiefblauen Sommerhimmel oben hinziehenden weißen Wölkchen, schauend aufsteigt, gibt eine Reihe heiterer Empfindungen, die auf Geist und Körper gleich wohlthätig wirken, und über die man wohl das Bedürfniß und den Mangel angemessener gesellschaftlicher Mittheilung vergessen mag.

Von dem Landungsplatze bei Guyandotte ist es nach den weißen Schwefelquellen ungefähr 150 Meilen. Auf dieser ganzen Strecke kommt man nur durch vier Gruppen von Wohnhäusern, die den Namen von Dörfern verdienen. Das Dorf am Landungsplatze ist, obschon auf dem fruchtbarsten angeschwemmten Boden gelegen, eines der unbedeutendsten am Ohio. Der nächste Ort, Barboursville, die Grafschaftsstadt der Grafschaft, ist so unbedeutend wie Guyandotte. Was den Reisenden aber in dieser wilden und wenig besiedelten Gegend überrascht, ist die vortreffliche Landstraße, die so sanft bergab und bergauf führt, so wohl geebnet und beschlagen ist, daß wir den größeren Theil der Nacht hindurch mit unserem keineswegs gut eingefahrenen Rossegespann unbesorgt in vollem Galopp Höh' auf, Höh' ab fuhren; obschon unser Weg über zwei bedeutende, die Wasserscheide des Guyandotte und des Kenhawa bildende Berghöhen ging.

Als wir den zweiten Berg herunter waren, kamen wir in das Stromthal des Kenhawa. Von allen Nebenflüssen des Ohio betrachtete ich diesen entschieden als den schönsten. An hellen Ufern wälzt er eine breite gleichförmige ruhige und prachtvolle Wassermasse durch ein weites höchst prunkhaftes angeschwemmtes Geländ und zwischen zwei Bergreihen, die, erfrischende Kühle verströmend, dem Auge überall das erquicklichste Grün bieten, und, da und dort ihre Seiten öffnend, einen reichen Einblick in die wechselvollsten und reizendsten Landschaftsbilder gewähren. Charlestown, am westlichen Ufer des Kenhawa, ist ein netter und bedeutender Flecken, etwa sechzig englische Meilen oberhalb der Mündung des Flusses. Es ist bekanntlich die bedeutendste Saline im Mississippithal, denn es liefert in gewöhnlichen Jahren, meines Wissens, mehr als eine Million Schäffel (bushels) Salz. Das Verfahren bei der Salzgewinnung ist das einfachste und kunstloseste von der Welt. Als Hauptgeschirre dienen Tröge oder Mulden, die aus mächtigen Baumklötzen ausgehöhlt sind. Die Salzsoole findet sich immer hart am Rande des Flusses hin, und wird durch die 6 bis vierhundert Fuß tief gebohrten Löcher gewonnen. Sie wird durch Pumpen, die von Pferde- und Dampfkraft getrieben werden, in Kufen heraufgefördert und von da in Verdampfbehälter vertheilt, wo die Abdampfung der wässerigen Theile durch Gluthöfen bewirkt wird, die man mit

*) Im Staate Ohio und Wohnort des Verfassers. D. Ueb.

**) Die Einrichtungen und das Leben in nordamerikanischen Brunnen- oder Bade-Orten sind minder oft geschildert und allgemein bekannt, und deshalb dürfte auch deutschen Lesern obige Skizze neu und unterhaltend seyn. — Saratoga, das berühmteste Bad in den Vereinigten Staaten, liegt im Staate New-York; bekannt ist auch der Badeort Ballstown, von dem W. Irving im Salmigondi (s. dessen sämmtliche Werke, übers. und herausg. von Chr. A. Fischer, Frankfurt a. M., 19tes Bändchen S. 57 bis 62) eine burleske Beschreibung gegeben hat. D. Ueb.

Kohlen feuert, welche in den, in nicht großer Entfernung zu beiden Seiten des Flusses sich erhebenden Gebirgen gegraben werden.*)

Man sieht die Salzwerke in kurzen Zwischenräumen wohl gegen zehn englische Meilen weit an beiden Ufern des Flusses von Charlestown aufwärts hin liegen. Die Luft selbst ist in dieser ganzen Strecke durch die Dämpfe der verflüchtigten Soole und der Steinkohlenfeuer geschwärzt und für die Lunge und Sinne beschwerlich und widerwärtig.

Auf dieser Strecke läuft die Landstraße immer an den Ufern des Kenhawa hin, durch ein ebenes fruchtbares angeschwemmtes Gelände, das, außer seinen Salinen, die schönsten Maisfelder und Wiesengründe zeigt; dann aber, aus diesem reichen gutbevölkerten, mehrentheils drei englische Meilen breiten Thale heraus, mehr und mehr bergan in eine wildere und schroffere Gegend, wo der Kenhawa tief unten an der Straße hin über Felsgrund reißend strömt. Etwa 27 bis 28 englische Meilen oberhalb Charlestown erreicht man die Fälle des Kenhawa, einen jener romantischen Erdflecke, die Aug' und Herz entzückend füllen und sich im Nu dem Gedächtniß so lebhaft und tief einprägen, daß ihr Bild und dessen Eindruck nie mehr sich verlöschen. Dieses abgeschiedene Thal, das etwa vier englische Meilen im Umfang halten mag, ist von allen Seiten von Bergen tief umschlossen, außer da, wo sich der Kenhawa in seinem Kessel Bahn gebrochen hat, und selbst diesen Bergriß oder diese Oeffnung scheint ein dem Einsturz drohender überhangender Felsgipfel ausfüllen zu wollen. Es steht hier ein Wirthshaus, in dessen Eigenthümer wir ein äußerst gutmüthiges Männchen fanden. Die kleine stumpfe Gestalt war über die Maßen, ja fast lästig, gefällig und dienstfertig, wie denn Dieß, im Vorbeigehen gesagt, alle die Wirthe auf diesen neuen Straßen sind.

Die Fälle werden durch eine abgeplattete Felswand von bedeutender Ausdehnung gebildet, über die der Fluß in einem unregelmäßigen Sturz an die fünfzig Fuß senkrecht hinabfällt. Aus dem weißen Gischt des Sturzbeckens unten steigt ein beständiger Dampfnebel auf. Der Wasserschwall der Fälle treibt, etwas weiter unten, einige Mühlen, und weit mehrere noch ließen sich hier anlegen. Wenn der Wasserstand des Flusses bedeutend ist, kann man ihn mit Dampfbooten bis in den Ohio befahren; und ich wüßte keinen Ort, der sich leichter und besser zur Anlegung von Fabriken eignete. In den Spalten der mächtigen Felsplatte, die diesen seltsamen Damm wider den Fluß bildet, sammelte ich nicht weniger als elf Varietäten von Blumen, wovon einige von der erlesensten Schönheit. Am Ufer bei unserem Wirthshause befand sich in einem See oberhalb der Fälle eine kleine Insel, zu der man wegen der zerrissenen Beschaffenheit des Ufers nur mit Mühe gelangen konnte. Sie war mit dem Strauche bedeckt, der auch die meisten neuenglandischen Flüsse besäumt, dem sogenannten Knopfbaume (button-wood), dessen köstlich duftende Blüthen die Luft durchwürzten. Hier haben die rothgeflügelten Amseln, im unbewußten, vom Naturtrieb eingegebenen Gefühle der Sicherheit des Orts, ihre Jungen zu Hunderten im wohlgeborgenen Neste aufgezogen.

Einer Naturmerkwürdigkeit, die mitten in den Salinen auf dem Wege nach dem Wasserfalle zu sehen ist, muß ich hier noch nachträglich gedenken; es ist Dieß die berühmte brennende Quelle (The burning spring). Etwa 40 Schritte vom Flusse ab entspringt sie auf einer Ebene, aus einem kleinen kreisrunden Becken, wo das schmutzige Wasser, wie von einem starken Feuer unten gekocht, aufbrodelt. Eine Schaufel Kohlen, gerade über das Wasser hingehalten, entzündet ein Feuer, das im Ansehen dem gleicht, das von brennendem Fett aufflammt. Es entwickelt eine große Menge Wasserstoffgas und brennt fort, bis man es ausbläst.

Oberhalb der Fälle, wo wir die zweite Nacht unserer Badereise zubrachten, dehnt sich der beschriebenermaßen von der mächtigen Felsplatte gedämmte Fluß in einen schönen See aus. Oberhalb dieses See's spaltet sich der Kenhawa, offenbar nun ein Waldstrom, in den Neuen-Fluß (New River) und den Gauley (Gauley River). Ueber letzteren führt eine Brücke, wo, zu unserem nicht geringen Erstaunen von dem großen Staate Virginien neben der festgesetzten Passagiertaxe auch noch ein besonderes Straßen- oder Brücken-Geld, 6¼ Cent. von jedem Postwagenreisenden, gefordert wird. Einige der Letzteren, reinblütige Abkömmlinge der alten Kolonie, weigerten sich anfänglich höchst starrköpfig und aufrührerisch diesen „Zehenten" zu entrichten. Doch fügten wir uns endlich dem starken Arme des Gesetzes und fuhren über die Brücke, wobei unsre Reisegefährten gar spöttisch das bekannte Negerlied „Alt-Virginien nimmer müd seyn u. s. w." mit heller Stimme zu singen anhuben.

Bald oberhalb der Fälle begannen wir die Kette der Lorbeerberge (Laurel Mountains) bergan zu fahren. Zu unseren Füßen, 6 bis 700 Fuß senkrecht unter uns, wälzte der New-River seine wilden Wasser zwischen zwängenden Felswänden hin, in denen sein gewundenes Stromband bald in schäumendem Weiß, bald im tiefsten Blau zu uns heraufschien, während das tosende Rauschen seines wilden Laufs dumpf an unser Ohr schlug. Bergadler, vom luftigen Horste auf den einsamen Strom unten hinabschauend, waren die einzigen lebenden Bewohner dieser Bergeinöden. Wir hatten uns bereits einige englische Meilen am Rande dieser Kluft hingewunden, als der Postillon plötzlich hielt und uns darauf aufmerksam machte, daß wir „das Habichtsnest (The Hawk's Nest)" sehen müßten. Wir stiegen aus und folgten ihm ein paar Schritte auf einem ziemlich betretenen Fußpfade, bis an den äußersten Rand des Abgrundes, und standen nun auf einer Art vorspringender Brustwehr der Klippe, die gegen 15 bis 20 Fuß wie eine Kanzel über den in seinem tiefen Felsenbette unten hintobenden Waldstrom heraustritt. Unwillkürlich faßt die Hand, wenn man so über die von der Natur gebildete Brustwehr hinübergelehnt, in die Donnerwirbel dieses Abgrundes hinabschaut, das nahe Strauchwerk, und der schwindelnde Sinn weiß nicht, ob Grausen, ob staunendes Entzücken über das Schauerlich-schöne des Anblicks ihn so mächtig ergreift, den nur das Auge des Adlers, dem hier der Fels einen Riesenhorst gebaut zu haben scheint, auf die Dauer fest und kühn zu ertragen vermöchte.

Der ganze Weg von diesem Punkte bis nach Lewisburg (Louisburg), eine Strecke von etwa 40 bis 50 englische Meilen, ist ein stetes Bergauf oder Bergab. Durch die wachsende Lebhaftigkeit dieser neuen Straße angelockt, haben sich längs ihr viele Bergbewohner angesiedelt, die entweder selbst Wirthschaft treiben oder die Wirthe mit ihrem Bedarf versehen. Die kümmerlichen Maisfelder, der harte steinige Boden und das dürftige Aussehen der Landschaft überhaupt erinnern Einen lebhaft, daß man sich mit jedem Schritte immer mehr von dem fruchtbaren Westen entfernt, dessen letzte Spuren man noch in dem reichen Kenhawathale sieht. An Wildpret dagegen, an Klapperschlangen und an einer Lorbeerart, die damals gerade in voller Blüthe stand, und die schönsten Blüthenbüschel, die man in den amerikanischen Wäldern sehen kann, zeigt, hat diese Gegend keinen Mangel. Die Bergwirthe sind übrigens ausnehmend gastfrei und aufmerksam, neben einem reichen Maße Yankee-Neugier und Fragelust.

(Schluß folgt.)

*) Daß diese Art der Gewinnung des Salzes eine der kostspieligsten und unanwendbarsten unter Allen sey, und die Soole wenigstens neungrädig und das Feuerungsmaterial noch dazu wohlfeil seyn müsse, wenn man sie wählen will, gilt namentlich in und für Deutschland; ein Anderes ist es in den holzreichen Staaten der Union. D. Ueb.

Vermischte Nachrichten.

Die Baumwolleneinfuhr in England betrug im Jahre 1781 nicht mehr als 5,000,000 Pfund, im Jahre 1800 war sie zu 56,000,000 Pfd. gestiegen, im Jahre 1820 auf 147,000,000 Pfd., im Jahre 1830 auf 250,000,000 Pfd., was einen Kapitalwerth von 56,000,000 Pfd. St. ausmacht. Mit der Verarbeitung der Baumwolle und dem Handel in Baumwollenwaaren sind gegenwärtig 1,250,000 Menschen, oder fünfundzwanzigmal mehr als vor fünfzig Jahren beschäftigt. Für Arbeitslohn werden in diesem Zweige der Industrie jährlich 22,000,000 Pfd. St. ausgegeben.

*

In dem Kastelle Carnphilly in Glamorganshire befindet sich ein Thurm, der bei einer Höhe von 70 bis 80 Fuß eine Neigung von 11 Fuß über die senkrechte Linie hinaus hat. Das Schloß, worin dieser hängende Thurm steht, wurde im Jahre 1221 erbaut.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Laukenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 168. 17 Junius 1833.

Transatlantische Reisebilder.

9. Fahrt den Essequibo hinauf.

Meine Absicht war, den Essequibo, diesen herrlichen Strom hinauf, nach dem El Dorado des Sir Walter Raleigh mich zu wenden, und die mächtigen Urwälder des Innern sammt den verschiedenen, durch Wohlgestalt ausgezeichneten Stämmen, die dort wohnen, zu suchen. Unser Aufenthalt auf der Insel Makenaam hatte uns in vollem Maße das Leben und Weben der Natur in den Wendekreisen vorgeführt. Die Nacht über ließen sich die Baumfrösche, die Heimchen, die Messerwetzer, kriechendes und fliegendes Gezieser jeder Art in einem unaufhörlichen Quodlibet von Tönen hören. Mit Sonnenaufgang, wenn die Blumen sich erschlossen, schossen die Kolibris, mit dem glitzernden Metallglanz auf den kleinen Schwingen, pfeilschnell von Blüthe zu Blüthe. Die hellgelben und schwarzen Spottvögel flogen — begleitet von ihren Nachbarn, den wilden Bienen, die ihre erdenen Stöcke auf den nämlichen Bäumen bauen — von ihren hangenden Nestern. Die unaufhörlichen Regengüsse hatten die Schlangen aus ihren Löchern getrieben, und auf dem Fußpfade sah man den Buschmeister, dessen Farbenschimmer so unvergleichlich wie die tödtliche Natur seines Gifts ist, sah man — die ebenfalls giftige Labari, die, wird sie gereizt, ihre Schuppen furchtbar aufsträubt. Auch die Klapperschlange traf man, und unschädliche Baumschlangen aller Art. Unter dem Uferhang lagen riesenlange Kaimans oder Alligatoren — ein jüngst erlegter maß 22 Fuß. Rothwild und das Peccarieschwein erblickte man auf den Waldblößen der Insel; und vom festen Lande herüber schwamm gelegentlich der Schaguar und Kuguar.

Den Essequibo hinauf segelten wir — an die 100 englischen Meilen — in einem kleinen Schooner, gelegentlich auch ein Kanoe besteigend, um die Strombuchten zu besuchen. Dann fuhren wir einen Theil des Mazaroony Flusses hinauf und besuchten auch den bisher unerforschten Coioony: etwa hundert Meilen von der Mündung des Essequibo landaufwärts vereinigen diese drei Flüsse ihre Gewässer. Segelt oder rudert man den Strom hinauf, so meint man einen großen See zu befahren, so breit ist er, und so zahlreich sind seine waldbewachsenen Inseln. In früheren Zeiten hatten die Holländer den Essequibo hinaufwärts, über ihren Hauptort Kykoveral hinaus, auf einer Insel an dem Zusammenflusse der drei Ströme Baumwolle-, Indigo- und Cacao-Pflanzungen. Jetzt sieht man nirgends mehr, ist man die am Ausflusse des Essequibo gelegenen Inseln vorüber, Pflanzungen und der mächtige Hochwald hat jede Spur früheren Anbaus überwachsen. An beiden Ufern walten Einsamkeit und Schweigen, nicht eine Spur der holländischen Wohnungen erblickt man mehr; und nur dann und wann stolpert man, auf einer Streifwanderung durch das verwachsene Gesträpp, über einen marmornen Grabstein, hergebracht von den Küsten der Zuydersee.

Bei jeder Krümmung des Flusses fanden wir Neues und Merkwürdiges zu beachten. Unser Hauptaugenmerk fesselte der dichte, fast undurchdringliche Hochwald, prachtvolle, uns ganz neue Bäume waren von den zahllosesten, mannichfaltigsten Schling- und Schmarotzerpflanzen, deren Blüthen den Waldungen das Ansehen geben, als wären sie mit den schönsten Gewinden behangen, an den Boden gleichsam angeankert. Unter allen stattlich und stolz ragte der Mora, dessen Stamm sich zu den Wurzeln hinab in mächtige Strebepfeiler ausbreitet, in die Lüfte, und auf seinem höchsten Wipfel sah man dann wohl den König der Geyer die gewaltigen Schwingen ausspannen, um sie von dem netzenden Nachtthau zu trocknen. Von Zeit zu Zeit hörte man wohl auch den ganz eigenthümlichen und wundersamklingenden Ruf des Glockenvogels (Campanero); er ist weiß, von der Größe einer Taube, mit einem lederartigen Auswuchs am Vorderkopfe, und der Ton, den er in den einsamen Wäldern hervorbringt, gemahnt ganz an das Läuten einer Klosterglocke.

Hier knittert und kracht das Gesträpp und Schilfrohr am Uferhang und heraus schreitet zum Strome hinab, um zu trinken und sich im Schlamme zu wälzen, der Tapir, der Elephant des Westens; dort hebt die Manati *) oder Flußkuh ihr schwarzes Haupt und ihr kleines durchdringendes Auge aus dem Wasser empor, um die Blätter des Coridore-Baums abzuweiden. Man schießt sie von einem in dem Wasser angebrachten, mit Zweigen von ihrem Lieblingsfutter behangenen Gerüste aus; nicht lange her war eine erlegt worden, die zweiundzwanzig Centner wog. Den Fluß weit hinauf, da wo an die Stelle des

*) Auch Lamentin oder Meerochse genannt.

angeschwemmten Uferbodens der Strommündung weißer Sandstein, hier und da mit schwarzem Braunsteinoxyd, tritt, sind die Fische von köstlichem Geschmack; namentlich der Pacoo, nahe an den Fällen oder Stromschnellen — ein platter, etwa 20 Zoll langer und vier Pfund schwerer Fisch, der sich von dem Samen des Arum arborescens nährt und von den Indianern, wenn er sich diese Nahrung sucht, mit Pfeilen geschossen wird; von ähnlicher Gattung sind der Cartuback, Waboory und Amah.

(Schluß folgt.)

Ireland vor der Emancipation.

(Fortsetzung.)

Der Pater Glenny richtete einige Worte des Trostes an sie, gab Dora einige Geldstücke, und verließ sie mit der Aufforderung, sich morgen bei der Messe einzufinden, nach welcher er sich mit ihnen besprechen würde, was zu thun sey. Dan blieb auf der Schwelle stehen, bis er ihn aus dem Gesicht verloren hatte, während Dora weinte, und ihren Kopf zwischen den Knien ihrer Mutter verbarg, aber sie zitterte, als sie ihren Gatten rufen hörte: „Steh auf Frau, und mache Dich fertig, mit Einbruch der Nacht abzureisen.“ Alle fragten ihn, wie mit Einem Munde, was er denn thun wolle, Dan aber antwortete nur mit Befehlen, die er in einem so herrischen Tone gab, daß Niemand ungehorsam zu seyn wagte. Sullivan mußte eine Hacke ergreifen, und er machte sich mit ihm an die Arbeit, das Kartoffelfeld zu zerstören. Er befahl Dora die Säcke und die Torfkörbe mit allen ihren Habseligkeiten zu füllen, und sobald die Nacht hereinbrach, bemächtigte er sich eines in der Nähe weidenden Pferdes, belud es mit den Körben, und hieß die zitternde Dora hinaufsteigen. Die arme Frau schlug die Hände zusammen und rief: „Dan, wo willst Du uns mitten in der Nacht hinführen?“ Statt aller Antwort setzte er sie aufs Pferd. — „Meine Mutter! meine Mutter! Du wirst sie doch nicht allein hier lassen?“

Dieß Geschrei änderte Dans Entschluß, und nach kurzem Nachdenken ließ er Dora absteigen, befahl ihr zu warten, und setzte ihre alte Mutter zwischen die Körbe, aber Dora war viel zu unruhig, um zu warten. Sie folgte ihnen in einer kleinen Entfernung, um zu wissen, wohin man ihre Mutter führe. Es war ein beinahe unmögliches Unternehmen, anderthalb bis zwei Stunden zu Fuße zu machen über ein sumpfiges Land und bei dem furchtbarsten Wetter! . . . Ein feuchtkalter Wind erstarrte bei ihrer ärmlichen Kleidung ihre Glieder durch und durch, Regengüsse schlugen ihr ins Gesicht und blendeten sie, bei jedem Schritte ward sie durch Gräben aufgehalten. Sie hätte auch unfehlbar die Spur der vor ihr Herziehenden verloren, wenn diese nicht selbst mehrmals hätten Halt machen müssen, um dem wüthenden Sturme zu widerstehen. Glücklicher Weise verrieth ein Blitz ihre Gegenwart. „Wie?“ rief Dan erzürnt, „Du hier, Dora?“ Sie antwortete nichts, um seinen Zorn nicht noch mehr zu steigern, sondern nahm furchtsam seinen Arm, und verließ ihn nicht mehr bis sie auf der Höhe des Berges angekommen waren. So ward diese mühselige Auswanderung vollbracht, die so traurige Folgen haben sollte.

Dan führte seine ermattete Familie in eine jämmerliche Hütte, deren Dach halb vom Sturm abgedeckt war; sie lag auf dem Abhang des Berges gegen das Meer zu und war für die, welche aus dem Thale kamen, nicht sehr sichtbar. Hierauf bestieg er das Pferd und sagte den beiden Frauen, er würde bald mit Sullivan wiederkommen. In der That kamen auch beide nach Verlauf von drei Stunden mit einem zweiten Pferd an, das mit Allem beladen war, was man aus der Hütte im Thal fortschaffen konnte, um die neue Wohnung erträglicher zu machen; zum großen Kummer Dora's aber entfernte sich Dan abermals, ohne die Stunde seiner Rückkehr anzugeben. Nun stieg sie bald hinauf auf die Felsen, um zu spähen, ob ihr Gatte nicht zurückkehre, bald eilte sie wieder mit schnellen Schritten in die Hütte, um ihre arme Mutter zu trösten, welche herzzerreißende Klagen ausstieß. So viele Liebe, so viel Hingebung waren eines bessern Looses werth! Gegen Morgen endlich entdeckte sie ein großes Feuer in der Richtung ihrer alten Wohnung; sie rief ihren Vater herbei, der aber warf seinen Hut in die Luft und rief: „Bravo! Bravo! Dan ist der Bursche, wie ihn Flanagan braucht. Die Hütte brennt, mein Kind, und der Torfvorrath auch; der Anblick erwärmt mir das Herz.

„Aber Dan, wo ist Dan, mein Vater?“ fragte Dora.

„Ich wollte wetten, mein Kind, er ist am Graben, wo er den Schweinen den Hals abschneidet, und sie in den Sumpf wirft, so wie die Kuh, die wir gestern Abend getödtet haben; wenn Alles abgemacht ist, wird er auf einem Seitenwege zu uns kommen.“

Alles geschah genau, wie Sullivan gesagt hatte, und dieß Verfahren fand so viel Beifall, daß in den drei folgenden Nächten in der ganzen Ausdehnung des Thales Feuer brannten. Am Tage fand man in den Feldern und auf den Wegen getödtete Schweine, deren Fetzen man im Kothe herumgeschleppt hatte, den Pferden waren die Kniekehlen durchgeschnitten, und die Kühe halb verbrannt. Flanagan war in Verzweiflung, er sandte nach allen Seiten Boten ab, um Truppen zu erhalten, er rief die treuen Pächter zusammen, und hätte gern das ganze Land gegen die Empörer unter die Waffen gebracht. Aber umsonst, alle seine Schritte waren vergeblich. Die Behörden sandten nur spät Truppen herbei, und der Egoismus der Nachbarn blieb bei seinen Klagen taub. Der Brand hatte begonnen, und sollte nicht verlöschen, als bis Alles, was ihn nähren konnte, verzehrt war. Vierzehn Tage lang waren die Güter des Herrn Tracey der Schauplatz furchtbarer Scenen; alle Feldfrüchte waren ausgerissen, die Dämme durchstochen, und die Häuser verbrannt. Die Familie Rosso konnte trotz ihres Einflusses und ihres guten Benehmens die Erbitterung der durch ihre Verzweiflung verblendeten Bauern nicht beruhigen, und doch reichte diese Familie ihnen selbst mitten unter ihren Verirrungen hülfreiche Hand. Die in dieser Familie herrschenden Ansichten geben Aufschluß über den Zustand des Landes.

„Ist es Ihre Absicht, mein Vater, unsern Pächtern zu verbieten, den Unglücklichen keine Zuflucht zu gewähren,“ sagte der jüngste Sohn Herrn Rosso's nach seiner Rückkehr von einem Ausfluge im Thale.

„Gewiß nicht,“ erwiderte Herr Rosso.

„Ich dachte es wohl, mein Vater, aber Flanagan hat vor meinen Augen einige dieser Unglücklichen aus einer Herrn Tracey gehörigen Scheune gejagt, und ihnen erklärt: sie würden weder von Ihnen noch von Ihren Pächtern aufgenommen werden.

„Die Armen wissen das besser, mein Sohn, sie sehen, daß ich so viele aufnehme, als ich unterhalten kann, und ich möchte sie wohl alle aufnehmen, denn was ich höre bricht mir das Herz."

„Was wird denn aber aus den Unglücklichen, die keine Zuflucht finden?"

„Die einen begeben sich in die Städte, wo Elend und Krankheiten ihre Zahl bald vermindern werden; andere durchziehen als Bettler das Land. Die muthigsten, die welche zu stolz zum Betteln sind, werden Whiteboys und sterben mit den Waffen in der Hand oder am Galgen, und alles Das wegen des unbesonnenen Benehmens der Eigenthümer, welche ihren Agenten unbeschränkte Freiheit ließen, Afterverleihungen vorzunehmen, und jetzt plötzlich ein anderes System wählen, ohne für die Existenz derer zu sorgen, die sie ins Land gezogen haben."

„Glauben Sie nicht, mein Vater, daß die Einführung einer Armentaxe diesen Uebeln zum Theil abhelfen würde?"

„Nein, mein Sohn, ich bin überzeugt, daß dieses gesetzliche Almosen nur das Uebel, unter dem wir seufzen, vermehren würde. Der Wohlstand der untern Klassen hängt hauptsächlich von ihren Gewohnheiten und ihrem Charakter ab; diese müssen wir zu verbessern suchen. Es gibt eine Erziehung, die ohne Unterlaß fortschreitet, und zwar viel schneller, als die, welche man in den Schulen erhält, das ist die der Ereignisse. Ich wünschte Institutionen, welche der Arbeit einen Lohn sichern, statt dem Mangel an Voraussicht und der Trägheit eine Prämie zu bieten."

„Das gesetzliche Almosen," sagte Alexander, „zerstört bei dem Armen alle häusliche Tugend. Unsere Bauern betrachten die Pflichten der Verwandtschaft und Nachbarschaft als heilig; gebt uns Armengesetze und in Irland wie in England wird man die Greise der achtlosen Pflege fremder Hände überlassen, die Kinder werden fern von den Eltern erzogen, und die sanften Familienbande auf immer zerrissen werden."

„Aber," sagte Heinrich, „was haben diese Bande hervorgebracht, und warum sehen wir so viel Elend? bis jetzt haben sie indeß in ihrer ganzen Stärke bestanden."

„Sie wurden unmächtig durch die Gewalt schlechter Institutionen, mein Sohn; sie leben und wirken, denn sie sind ihres Lohnes beraubt durch die Ungerechtigkeit der Gesetze und die falsche Politik unserer Regierung. Die Kinder ehren ihre Eltern, die Armen haben Mitleiden mit ihres Gleichen, so lange aber Arbeit und Industrie durch ungerechte Beschränkungen gefesselt seyn werden, ist alle Hülfe, die sie sich leisten können, ungenügend gegen die gemeinsame Armuth."

„Was ist denn aber zu thun, mein Vater," fuhr Heinrich fort, „sie wollen doch gewiß nicht, daß die Sachen bleiben, wie sie sind?"

„Keineswegs, ich wollte, daß viel geschehe, und zwar ohne Zeitverlust, denn wir sind verantwortlich für das Leben der Unglücklichen, die in unserer Nähe sind. Das irische Volk wird zu fernen Zügen fortgestoßen; ihr wißt, wie viele Auswanderer schon den Gefahren und den unerhörten Anstrengungen getrotzt haben, um sich allein, ohne Vermögen und ohne Hülfe in Amerika anzusiedeln. Wenn sich die Grundeigenthümer verständen, so würde ein großer Theil der Schwierigkeiten durch die Vorsicht und den Rath verständiger Menschen verschwinden, die im Stande sind eine größere und eben darum vortheilhaftere Auswanderung zu leiten. Die im Lande Bleibenden würden, von der allzugroßen Konkurrenz befreit, direkt mit den Grundeigenthümern um den Pacht unterhandeln, so zu einem Wohlstande gelangen, der jetzt unmöglich ist, und die Arbeiter, die kein eigenes oder gepachtetes Land anzubauen haben, beschäftigen können."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach den weißen Schwefelquellen in Virginien.

(Schluß.)

Lewisburg, die Grafschaftstadt der Grafschaft Alleghany, neun englische Meilen von den weißen Schwefelquellen gelegen, ist ein bedeutender Flecken und eine Art Hauptstadt der Post- oder Landkutschen-Unternehmer auf dieser Fahrstraße. Einige Meilen östlich von diesem Orte kamen wir über den Greenbriar, einem Flußarme des Kenhawa, an dessen angeschwemmtem Uferland man eine Anzahl ziemlich fruchtbarer Feldstücke mit artigen Gehöften liegen sieht. Auf dem ganzen Wege, von den Fällen des Kenhawa bis hieher, fiel uns die höchst bedeutende Verschiedenheit der Temperatur, die in diesen Gebirgsgegenden im Vergleiche gegen die Temperatur des Ohiothales in dieser Jahreszeit, Mitte Julius, herrschte, nicht wenig auf. Am Morgen unserer Abreise von Lewisburg nach den Quellen war es sogar empfindlich kalt.

Die Quellen liegen in einem engen Thale zwischen den Ausläufern der Lorbeerberge. Sie entspringen an der sanften Anschwellung eines Hügels, die hier eine mit den stattlichen einheimischen Eichen reizend beschattete, sich nur mählig absenkende Bodenfläche von einigen Morgen läßt. Am westlichen Ende dieser schattigen Ebene eilt über Kieselgrund ein klarer Bach, in den das Wasser der weißen Schwefelquellen, nachdem es unterwegs eine Reihe von Badgemächern mit dem nöthigen Bedarf versehen hat, abfließt. Für die Gäste findet man ein Haus, in dem gespeist, ein anderes, in dem Bälle u. s. w. gehalten werden, und noch einige Nebengebäude an dem südlichen Ende des Vierecks, das auf zwei Seiten von Häuschen gebildet wird, die, zum Theil an einander gebaut und von Backsteinen aufgeführt, recht nett und freundlich unter dem Schatten der Eichen sich ausnehmen. Andere sind bloß von Holz und weiß angestrichen, und nicht wenig ächt westländische Blockhütten (log cabins), auf's Rohseste zusammengezimmert. Die ganze Anzahl mag sich auf ungefähr fünfzig belaufen. Das Geräth dieser Häuschen ist äußerst einfach, denn es besteht bloß aus zwei bis drei plumpen Stühlen und eben so vielen Matratzen. Selbst die beiden größeren (als zum Speisesaal und zum Ballsaal gebrauchten) Gebäude sind ganz einfach von gemeinem Holz, die weiter nichts Ansehnliches oder besondere Ausschmückungen haben. Ueber der Hauptquelle erhebt sich eine von einfachen Säulen getragene hohe kreisrunde Kuppel in schlichter Erhabenheit. Das Wasser steigt in einer Art länglichten Bogens in die Höhe, ist so durchsichtig wie die Luft, und riecht so stark nach Schwefelwasserstoffgas, daß ich in der Abendluft den abscheulichen Geruch oft bis in mein Häuschen herüber spürte; auch sein Geschmack widerte mich anfänglich nicht wenig an, später aber gewöhnte ich mich daran. Seine Heilkräfte sollen sich besonders wirksam in Hautkrankheiten, Rheumatismen, Verdauungsschwäche und Uebeln ähnlicher Art erweisen. Es hat einen starken süßlichen Mineralgeschmack, und scheint durchaus nichts von dem Sprudelnden des kohlensauren Gases zu haben. Das bestwirkende Heilmittel des Orts besteht aber wohl, meines Bedünkens, in der reinen kühlen Bergluft (ich wenigstens athmete meines Wissens nie eine reinere als hier) und in der vorangehenden tüchtig rüttelnden und schüttelnden Bewegung auf der langen Fahrt über das Gebirge bis hieher. Die Temperatur war in der That so kühl oder vielmehr kalt, daß ich in dieser, in den Niederlanden so drückend heißen Jah-

reßzeit, während der ganzen Dauer meines Aufenthalts, Nachts und Morgens meine Stube einfeuern zu lassen für nothwendig fand. Die Gäste waren hauptsächlich aus dem Süden und Südwesten; die Meisten Virginier, nächst ihnen Karolinier und dann Louisianer. Ein großer Theil schien wirklich der Kur wegen hieher gekommen zu seyn und sie nöthig zu haben, obwohl es auch nicht an den gewöhnlichen Flittererscheinungen von Modeherrchen und Modedamen, von Gigot-Aermeln und Riesenhüten und kostbarem Damenputz fehlte. Unter den weißlichen Badegästen fielen mir besonders zwei in tiefe Trauer gekleidete Damen, die sich dem Anschein nach von dem übrigen Gewühl fern zu halten und wenig für einen näheren gesellschaftlichen Verkehr gestimmt zu seyn schienen, durch ihre seltene Schönheit und ihre interessanten Züge auf.

Jeden Abend war der Ballsaal erleuchtet und eine Musikbande zur Hand. Einige Modesterne aus Washington und eine große Menge Kongreßmitglieder waren bereits hier, und andere Berühmtheiten, wie Hr. Clay, Livingston, General Jackson, wurden noch erwartet. Ganz dasselbe Putzwesen, Modetreiben und dünkelhafte Auftreten, wie in Saratoga, machte sich auch hier, nur nach einem verkleinerten Maßstabe, geltend und kund.

Die einzeln gelegenen Häuschen und die überall in und um diese ländliche Badeanstalt herrschende Freiheit und Ungezwungenheit, die hochmüthige und stolzaufgerichtete Haltung der Männer und die überdemüthige geschmeidige Bückfertigkeit der Dienenden. Dieß Alles bildete einen, mit Worten nicht wohl zu beschreibenden, aber vom Auge im Nu aufgefaßten und erkannten Gegensatz zwischen den Sitten und Einrichtungen des Südens und des Nordens, in sofern er sich mir aus meinen Beobachtungen und Erinnerungen aus Saratoga zur vergleichenden Betrachtung darbot. Die Tafel war so einfach und spartanisch bestellt, wie nur der sorgsamste Arzt seinem an Verdauungsschwäche leidenden Patienten eine würde empfehlen können, und so stark die von der Bergluft erhöhte Eßlust, daß der Gast, wenn er nicht einen eigenen Bedienten oder einen mit einer Spende gewonnenen Aufwärter der Anstalt zur Hülfe hatte, sehr leicht Gefahr lief, hungrig wieder aufzustehen. Der Preis des Kostisches war acht Dollars *) die Woche. Was mir auffiel, war die abstoßende, um nicht zu sagen rohe Weise, mit der mehr als einmal einige südländische Gentlemen, wenn sie die eben durch die Post erhaltenen Zeitungen oder Briefe lasen und von anderen Gästen um Mittheilung etwaiger Nachrichten über die Fortschritte der Cholera in New-York u. a. O. angegangen wurden, die dringenden Erkundigungen Jener zurückwiesen, ein Mangel an Lebensart, den ich von Virginiern der höhern Klasse kaum erwartet hatte. Auch einige junge Herren, mit ganzen Koppeln von Hunden hinter ihnen drein (Einer von ihnen hatte deren nicht weniger denn zweiundfünfzig im Gefolge) gaben mir einigen leitenden Aufschluß hinsichtlich der Ursachen des auf Virginien lastenden Drucks des Tarifes.

Wäre Gesundheit immer der einzige Zweck eines Badeaufenthalts, so wüßte ich im Ganzen einem Kranken keinen geeigneteren Ort im Vaterlande zu empfehlen, als eben die weißen Schwefelquellen. Ueber die heißen Schwefelquellen (Hot sulphur springs), die rothen Schwefelquellen (Red sulphur springs), die Salzschwefelquellen (Salt sulphur springs), die insgesammt in der Nachbarschaft liegen und ebenfalls theils um Abwechslung in die Oertlichkeit des Aufenthalts zu bringen, theils um durch den verschiedenen Gebrauch dieser Wasser die Wirksamkeit der Kur zu erhöhen, besucht werden, kann ich nichts Näheres berichten, da ich sie nicht besucht habe. Jede dieser Quellen hat übrigens wie gewöhnlich ihre Bürgen und Verehrer, ihre Listen von vielfachen Heilungen, und ihre Empfehlungszeugnisse. Auch kann es gar leicht einmal kommen, daß die Mode in einer ihrer wechselluftigen Launen den überwiegenden Einfluß der weißen Schwefelquellen auf die eine oder andere der übrigen überträgt. Der Ruf dieses Bades ist übrigens gegenwärtig so groß, und die jährliche Besucherzahl steigt so bedeutend, daß dem Eigenthümer der Anstalt, Herrn Caldwell, bereits 260,000 Dollars dafür geboten worden sind, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen. Zur Zeit unserer Ankunft belief sich die noch immer zunehmende Zahl der Gäste auf ungefähr zweihundert.

*) 19 fl. 12 kr. rhein.

Literarische Anzeige.

Stuttgart. In dem unterzeichneten Verlage erscheint und kann auch für die zweite Hälfte dieses Jahres bei allen Postämtern und Buchhandlungen darauf abonnirt werden:

Der Unparteiische.

Ein encyclopädisches Zeitblatt für Deutschland.

Redigirt

von

Dr. Fr. Notter.

Preis eines Jahrgangs von 313 Nummern fl. 12. — Rthlr. 7. 12 ggr.

Inhalt des Monats Mai.

Korrespondenz: a) vom Fuß des Kaukasus. b) Berlin: Tagsblätter, Judenordnung, Handel und Gewerbe, neue Behandlung der Wahnsinnigen. c) Gnesen: Zustand der Provinz Posen. d) Leipzig: landständische Verhandlungen. e) Rheinbayern: die Vorfälle zu Norheim, Bobenheim, und zu Neustadt a. H. f) Elsaß: die Kirche des Abbé Chatel. g) Speier: Zustand von Rheinbayern. — Literatur: a) der kanonische Wächter, herausg. von Alex. Müller. b) Das Vaterland, Blätter für deutsches Volks- und Staatsleben. Leipzig. Barth. c) Althochdeutscher Sprachschatz ꝛc. von Dr. C. G. Graff. d) Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur. e) Geographisch-statistisch-topographisches Lexikon von Würtemberg. f) der Papst und die Freiheit. Zweibrücken 1832. g) Sendschreiben an Freiherrn von Reichlin-Meldegg ꝛc. 1832. h) Gedichte von Ludwig Uhland. Sechste Auflage. 1833. i) Anselms von Feuerbach kleine Schriften. k) Gregor, ein Gespräch über das Papstthum und die Monarchie. l) De Apostasia, liber singularis. Scripsit Dr. G. M. Amthor. Coburgi 1833; oder: das Buch vom Abfall. — Handel: a) Ueber die Regulirung der Rheinschifffahrtsangelegenheiten. b) Ueber den Anschluß des Königreichs Sachsen an den preußischen Zollverband. — Staatsrechtliche Betrachtungen: a) die würtembergische Regierung und die aufgelösten Kammern. b) Für die konstitutionellen Regierungen und die Ständeversammlungen Deutschlands. c) Gedanken über Volk, Regent und Zeitgeist. d) die beste Staatsverfassung. — Staatspolizei: a) Ueber das zu frühzeitige Taufen der Kinder. b) Fürsorge für Gemüthskranke, oder das Irrendorf in Belgien. — Staatenkunde: Preußen und Frankreich. — Kirche: a) Gesangbuch für die evangelisch-reformirte Gemeinde in Lübeck. b) Kirchliches Leben in Oestreich. c) Wie denken Katholiken unserer Zeit, selbst Geistliche, über den Cölibat? — Kulturgeschichte: a) Onirus als Schutzpatron der Träumer. b) Bücherverbote, Lesegebote. c) Auch die romantische Behandlung der Geschichte kann Gefahren bringen. Von Dr. Paulus. d) Ueber Gedächtnißmale. e) Minister werden in Staatsräthe verwandelt. f) Zur Charakteristik Goethe's. g) Die drei auseinander folgenden Weltreligionen, von C. W. Carové. h) Ueber stehende Heere. i) Gift gegen Rationalismus. (Aus dem Preußischen.) k) Die öffentliche Meinung. — Kunst und Alterthum: a) Charakteristik der Wohnhäuser in Pompeji. b) Neuaufgefundene etruskische Spiegelzeichnung. c) Was soll das Streben der bildenden Kunst für unsre Zeit seyn? d) Ueber die Erhaltung vaterländischer Alterthümer. e) Das archäologische Institut in Rom. — Heerwesen. Hat das würtembergische Armeekorps einen zu hohen Offiziersstand? — Allgemeine Völkerkunde: Verhältniß der Bevölkerung nach der Abstammung. — Zur Biographie ausgezeichneter Deutschen: Graf von Benzel-Sternau. — Die Unparteilichkeit: Wiederholte Erklärung über die Tendenz gegenwärtiger Blätter.

E. Schweizerbart's Verlagshandlung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 169. 18 Junius 1833.

Ireland vor der Emancipation.

(Fortsetzung.)

Trotz der thätigen Maßregeln, welche Flanagan ergriffen hatte, um den Brandstiftungen zu steuern, wurden Sullivan und Dan Mahony doch nicht sogleich verfolgt; sie hatten das Häuschen am Berge den Tag nach ihrer Ankunft daselbst verlassen, seit dieser Zeit hatten sie zwei oder drei Besuche bei Nacht und einen bei Tagesanbruch abgestattet, was zu beweisen schien, daß ihr Versteck nicht sehr entfernt war. Sullivan brachte jedesmal Whiskey für seine Frau mit, welche sichtbar abnahm, und diese Geschenke ließen Dora glauben, daß ihr Vater bei einer heimlichen Branntweinbrennerei betheiligt sey, denn sie konnte nie eine bestimmte Antwort weder über seine Beschäftigungen, noch über seinen Aufenthaltsort von ihm erhalten. Dan war eben so geheimnißvoll als sein Schwiegervater, seine Zärtlichkeit gegen seine Frau, die seit ihrer Auswanderung in diese Zufluchtsstätte in ihrer ganzen Stärke wieder aufzuleben schien, war von keinem Zeichen von Mißtrauen begleitet. Er kam und ging, ohne zu sagen, wo er gewesen war, oder wie lange er abwesend seyn würde, aber jedesmal wenn er zu den Verbannten in die Hütte zurückkehrte, bewies er ihnen durch die Gegenstände, die er mitbrachte, daß er lebhaften Antheil an ihrem Schicksal nehme: bald war es ein Mantel, um den Dora's zu ersetzen, der in Fetzen zerfiel, bald ein Vorrath von Thee und Zucker für die alte Mutter, dann ein Stück Leinwand zu den Windeln des Kindes, das bald das Tageslicht erblicken sollte. Dan erwartete für dieß letztere Geschenk lebhaften Dank, denn er wußte, daß seine Frau sehr bekümmert war über den Zustand von Entblößung, in dem sie den Neugebornen empfangen sollte; aber Dora blickte ihren Gatten mit unaussprechlicher Angst an, und sagte unter Strömen von Thränen: „O Dan, willst Du, daß unser Kind vor seiner Geburt verdammt sey? Diese Leinwand ist nicht ehrlich erworben, sie gehört nicht Dein, und ich schwöre, daß mein Kind nicht mit einer geraubten Sache befleckt werden soll.“ — „Frau, wenn die Gerechtigkeit ein Ende hat, dann ist es auch mit den Pflichten aus; wenn es nicht mehr erlaubt ist, ehrlich zu erwerben, was man braucht, dann ist man ermächtigt, es zu nehmen, wo man es findet. Uebrigens können die Soldaten kommen, wenn sie wollen, man ist bereit, ihnen zu antworten.“

Dan war nicht im Stande, seiner Frau gleiche Unbesorgtheit einzuflößen; sie ward immer düsterer, je gleichgültiger er gegen die Gefahr wurde, die ihn bedrohte. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich ihrer. Bald setzte sie sich auf eine schroffe Felsenspitze, und brachte ihre Zeit damit zu, dem Lärm der Wogen zuzuhören; bald vertiefte sie sich in eine Höhle, die unterhalb ihrer Hütte sich öffnete, und wartete dort Tage lang auf die Rückkehr ihres Gatten. Ihre Tage verflossen damit, ihre arme Mutter zu trösten, und über ihr eigenes Unglück zu weinen.

Mitten in einer der Decembernächte, deren tiefe Dunkelheit wie ein schwarzer Mantel die Erde einhüllt, scheiterte ein Schiff beinahe am Fuße des Felsen, an den Dora's Hütte sich lehnte. Wie kam Das? Die an Bord wußten es selbst am wenigsten. Sie glaubten die Küsten zu kennen, und das schwankende Feuer einer Art von Leuchtthurm gegen Südwesten beruhigte sie zum Theil, aber der Nebel war so dicht, daß sie hätten erstaunt seyn sollen, es noch zu erblicken. Der Wind trieb das Schiff nach der Küste, und es war zu spät, die Richtung zu ändern, als sie erkannten, daß sie mitten in die Brandung hineingeriethen; es wurde an die Felsen geworfen, und mit dem ersten Schrei, den die Mannschaft ausstieß, verschwand auch der trügerische Leuchtthurm. *) Der erste, der das Ufer erreichte, suchte eine Wohnung zu entdecken, ein schwacher Schimmer aus Dora's Hütte lockte ihn nach dieser Seite. Er stolperte, kletterte, fiel, schrie immer fort, und verfolgte seinen Weg in gerader Linie gegen das Licht, das er jeden Augenblick verschwinden zu sehen befürchtete, wie den Leuchtthurm. Plötzlich antworteten eine Menge Stimmen auf sein Geschrei, Lichter zeigten sich an dem Berge, die Menschen schienen neben dem erstaunten Matrosen aus der Erde zu steigen, und sie sagten ihm, er habe einen schlechten Weg eingeschlagen, um Hülfe zu finden. Der Schiffbrüchige antwortete ihnen nur mit Flüchen über ihr spätes Erscheinen und ihre Hinterlist, womit sie, wie er mit nur allzuviel Recht argwohnte, das Schiff an dieß gefahrvolle Ufer gelockt hatten.

Ein scharfes Pfeifen vereinigte bald alle Lichter, welche ihren

*) Die irischen Bauern wenden häufig diese List an, um vom Sturm verschlagene Schiffe in die Klippen zu locken.

Weg nach dem Ufer nahmen. Zwei Leute bemächtigten sich des Matrosen, und führten ihn schnell nach dem Berge, ohne ihm zu gestatten, sich dem verunglückten Schiffe zu nähern, wie er es gewollt hatte. Man brachte ihn in die Höhle unter Dora's Hütte, wo fünf seiner Gefährten zu ihm stießen, begleitet, wie er, von Leuten, die über ihren Kleidern eine Art von Blouse trugen, welche um die Hüften mit einem Strick von Heu festgehalten war, in welchem Pistolen und ein Dolch staken.*) Diese Unglücklichen, bis auf die Haut durchnäßt, vor Kälte erstarrt, von Anstrengung erschöpft, und von Ungewißheit gequält, blieben die ganze Nacht in diesem Zustande, ohne daß ihre Wachen von ihrer Lage gerührt schienen. Während dessen schritt das Werk der Zerstörung rasch fort, Alles was das Schiff enthielt, wurde weggetragen, und das Schiff selbst endlich versenkt.

So lange es sich nur darum handelte, Steuereinnehmer zu plündern, Agenten in Furcht und Schrecken zu setzen, und Zehntensammler zu schlagen, hatte Dan das Seinige mit Freuden gethan, aber er konnte sich nicht entschließen, Fremde in eine Schlinge zu locken, um sie zu berauben. Dringend verlangte er daher, man solle ihn mit dieser Expedition verschonen; er war aber nicht mehr frei; man rief ihm seinen Eid ins Gedächtniß und zum Zeichen des Gehorsams befahl man ihm einen den Schiffbrüchigen gehörigen Waarenballen in seinem Hause aufzubewahren. Kummervoll gehorchte er, fürchtete aber vor Dora zu treten, obgleich er dießmal länger abwesend gewesen als je, seitdem sie auf dem Berge war. Uebrigens hatte sie ihn nie im Kostüme der Whiteboys gesehen, und niemals hatte er ihr gestanden, daß er zu dieser furchtbaren Verbindung gehöre. Von diesem peinlichen Gedanken gequält näherte er sich der Hütte. Zuerst legte er seinen Ballen neben der Thüre nieder, dann wollte er, ehe er öffnete, durch die Zwischenräume der Bretter sehen, was im Innern vorging. Ein furchtbares Schauspiel bot sich seinen Augen dar. Anfangs glaubte er, es sey ein Traumbild seines kranken Gehirns, aber ach! es war die reine Wahrheit. Im Innern der Hütte war Dora beschäftigt, den Körper ihrer Mutter einzuhüllen, der auf dem Boden ausgestreckt lag; ihre Bewegungen waren rasch und konvulsivisch. An dem Leichnam knieend, versuchte sie, die Glieder mit einem Stück Leinwand zu bedecken, das zu diesem Gebrauche viel zu kurz war. Dann ließ sie nach irischer Sitte das durchdringende Trauergeschrei ertönen, und zwar mit einer Heftigkeit, die einen Schein von Farbe auf ihrem todtenbleichen Gesichte hervorrief; nachdem sie einen Augenblick gehorcht, sagte sie mit Ungeduld: „Ich habe den Schrei des Todes ausgestoßen, niemand kömmt, der Pater Glenny hat mich längst vergessen, mein eigener Vater hat uns verlassen, und Dan, ich weiß nicht, was ihm zugestoßen ist, aber ich glaube nicht, daß er mich so lang vergessen könnte."

„Dich vergessen, Dora," schrie Dan, und warf sich in ihre Arme, „hab ich meinen Eid, als Du noch in der Hütte Deines Vaters warst, darum so lange gehalten, um Dich jetzt zu vergessen, wo Du niemand mehr hast, als mich?"

(Fortsetzung folgt.)

*) Diß ist die Uniform der Whiteboys.

Transatlantische Reisebilder.

9. Fahrt den Essequibo hinauf.

(Schluß.)

Wir sahen eine Indianerfamilie in ihrem Baumstammkanot über den Fluß fahren und unter den Gebüschen des gegenüberliegenden Ufers verschwinden; meine Reisegefährten und ich ruderten ihnen nach, landeten unter einigen Akazienbäumen und fanden hier eine indianische Ansiedelung. Ihre Wohnungen waren eine Art Schuppen, rundum offen und mit den Blättern der Toolypalme, von denen einige eine Länge von 24 Fuß hatten, gedeckt; an dem Bambusgebälk des Daches hingen Hängematten von Netzwerk, in denen sich die Männer schläfrig hin und her schaukelten. Einer oder zwei von ihnen, welche wach waren, schnitzten Pfeilspitzen aus hartem Holze. Männer und Kinder waren mit Ausnahme des kleinen Zeuglappens um die Lenden ganz nackt; die Weiber, mit ihren blauen kurzen Röckchen und geflochtenem Haare waren beschäftigt, die Wurzel der Kassava in einen Trog von Rinde zu schaben, worauf sie in eine lange Presse von Mattenwerk gelegt wurde, die den giftigen Saft ausdrückt; das getrocknete Mehl wird dann auf einer eisernen Platte gebacken. Die alten Weiber woben an dem viereckigen Coëoo oder Glasperlenschürzchen, das sie bisweilen ohne ihren kurzen Rock tragen; auch Armbänder und Knöchelzierrathen verfertigen sie aus Glasperlen. Sie boten uns ein Getränk von rother Farbe, das sie Caseeren nennen und aus der süßen Patate bereiten, ingleichem Piwarry, das starkberauschende Getränk, das aus der Cassava-Wurzel, die man kaut und dann gähren läßt, gewonnen wird. Bei ihren Piwarrygelagen bereiten die Indianer einen kleinen Nachen voll von diesem Taumelsaft, neben dem dann die Wirthe und ihre Gäste zwei oder drei Tage betrunken miteinander sich herumwälzen. Ihre Ehehälften haben wohl auf sie Acht und tragen Sorge, daß sie nicht an dem Sande, den sie in den Mund bekommen, ersticken. Piwarry ist übrigens insofern ein unschädliches Getränk, als es kein Uebelbefinden und auch sonst nicht die verderblichen Wirkungen hitziger Getränke zur Folge hat, denn nach einem tüchtigen Schlafe stehen die Indianer frisch und gesund auf, und überlassen sich überhaupt nur dann und wann einer Ausschweifung dieser Art. Fische, die die Männer mit ihren Pfeilen geschossen hatten, und Vögel wurden aus dem Kanot herbeigebracht und auf einem Bambusroste über einem Feuer geräuchert; wir begleiteten auch einen alten Mann mit einem Messer auf ihre kleinen Wurzelbrodfelder, die sie sich lichten, indem sie einen Theil des Waldes hinter ihren Hütten beringeln, d. h. Einschnitte in die Rinde der Bäume machen, damit sie absterben, und verbrennen. Diese Indianer waren von der Völkerschaft der Arrawaks; späterhin sahen wir auch Karaiben, Accaways u. s. f.

Die Flüsse und Strombuchten und das Binnenland des britischen Guiana überhaupt sind, schon in einiger Entfernung von dem Meere, unbekannt und unerforscht. Der Oktober und der November sind die trockensten Monate im Jahre und darum die geeignetsten zu Entdeckungsunternehmungen ins Innere.

Es war mir wegen der großen Oberwasser *) nicht möglich, den Fluß so weit hinaufzugehen als ich wünschte; es regnete alle Tage, doch drang ich in allen Richtungen so weit ich konnte vor und ich verhoffe in einer günstigeren Jahreszeit im Stande zu seyn, zu diesem interessanten Lande zurückzukehren.

Vor zwei Jahren schloß sich ein britischer Schiffslieutenant, Gulliser, in Georgetown an einen Herrn Smith, einen Handelsmann aus Caraccas, als Reisegesellschafter an. Sie fuhren den Pomeroonfluß hinab, dann die Wpeenabucht hinauf, reisten hinüber nach dem Coroony, segelten diesen herunter, und gingen dann den Essequibo aufwärts bis zum Rio Negro, der, scheint es, **) den Amazonen- mit dem Orenoko-Strome verbindet. In Bara, am Rio Negro, erkrankte Smith von dem langen zusammengepreßten Sitzen in den Koorials oder Kanots an der Wassersucht, ließ sich zu seinem Unglück von einem unwissenden Quacksalber anzapfen und starb nach vierzehntägigem Kranksein. Lieutenant Gulliser fuhr den Rio Negro herunter nach dem Amazonendistrikte und verweilte einige Monate in Para, bis er Nachrichten aus England erhielt, die in Bezug auf häusliche Verhältnisse so unerfreulicher Art waren, daß er darüber in Schwermuth verfiel, nach Trinidad ging und hier eines Morgens an einem Balken unter dem Thurm der protestantischen Kirche erhenkt gefunden wurde! Seine und Smiths Papiere, die aus Tagebüchern ihrer Reisen bestanden, wurden Gullisers Bruder, auf der Marokkoküste von Essequibo, übermacht, wo ich hinreiste und sie sah; meine Bemühungen, sie für die geographische Gesellschaft zu erhalten, blieben jedoch vor der Hand ohne Erfolg, da Herr Gulliser erklärte, daß er zuvor mit den übrigen Verwandten die Sache berathen müsse.

---

*) Freshes — das einen Hafen oder Fluß vom Lande her anschwellende Regenwasser. D. Ueb.

**) Aus A. Humboldt's Reisen und Forschungen ist bekannt, daß diese Verbindung wirklich statt hat; hiernach ist es ein Arm des Orenoko (der Cassiaquari), der diesen mit dem Rio Negro verbindet, welcher wieder selbst in den Maranon- oder Amazonenstrom sich ergießt. D. Uebers.

Neuester Zustand von Macao.

Es ist im vergangenen Jahre in Macao ein kleines englisches Buch unter dem Titel „Historical Sketch of Macao etc." erschienen. (172 S. 12.) Es ist eine literarische Kuriosität, nur in 100 Exemplaren auf chinesisches Papier gedruckt, sichtbar nicht von einem Engländer, sondern von einem der fremden Konsuln geschrieben, und enthält in einem höchst barbarischen Englisch manche nicht uninteressante Nachrichten von diesem vielberühmten Ort. Es ist ein allgemein verbreiteter Irrthum, daß Macao den Portugiesen zu völligem Besitze für ihre, den Chinesen in der Vertilgung von Seeräubern, geleistete Hülfe abgetreten worden sey, und daß sie die politischen Herren der Stadt und Halbinsel seyen. Dieß ist jedoch eine von den Portugiesen aus Eitelkeit erfundene Angabe, und das sogenannte „goldene Tittr," worin diese Abtretung enthalten seyn soll, existirt nicht; man sagt in Macao es sey verloren gegangen, als aber die Portugiesen im Jahre 1810 von den Chinesen für damals wirklich geleistete Dienste gegen Seeräuber das Versprechen erhielten, in alle alten Rechte, die sie anzusprechen hätten, wieder eingesetzt zu werden, so kannten sie weder in Macao, noch in den Kanzleien von Canton eine Spur dieser Urkunde finden, und die Sammlung von Dokumenten, welche im Jahre 1744 von den Jesuiten in Goa, auf Befehl des Generalgouverneurs Alorna übersetzt wurden, enthält auch nicht eine Anspielung auf eine so wichtige Akte; dagegen erkannte im Jahre 1777 Guimaraens, Gouverneur von Macao, in einer Denkschrift an den Senat der Stadt an, daß die Portugiesen gegen Bezahlung einer Rente den temporären Besitz der Stadt dem guten Willen der chinesischen Regierung verdankten. Diese Rente wurde in geographischen Werken lächerlicher Weise auf 100.000 Dukaten angegeben. Anfangs betrug sie 1000 Unzen Silber, von 1691 bis 1740 600 Unzen, gegenwärtig 500, welche im Anfange jedes Jahres an den kaiserlichen Schatz in Canton bezahlt werden. Die Engländer schickten in den Jahren 1802 und 1808 eine Flotte nach Macao, um es in Besitz zu nehmen und gegen die Franzosen zu vertheidigen, aber die Chinesen erklärten, daß Macao ihnen gehöre, und daß Niemand wagen solle, sich an dem Territorium zu vergreifen, das sie selbst zu vertheidigen wissen würden, weßhalb die englische Flotte, welche schon drei Forts besetzt und in Vertheidigungsstand gesetzt hatte, die Stadt wieder verlassen mußte. Ebenso wird von den Chinesen die Gerichtsbarkeit in der Stadt nicht nur in allen Streitigkeiten zwischen Chinesen, sondern auch in allen zwischen Europäern und Chinesen ausgeübt; das Tribunal in Canton spricht das Urtheil. Die Chinesen haben Douanen im Hafen von Macao, kurz sie üben alle Arten von Oberherrlichkeit aus, in denen überall in der Welt der Beweis des Besitzes liegt. Dagegen haben sie den Portugiesen die innere Administration der europäischen Bevölkerung der Stadt überlassen. Diese ist in den Händen eines Senates, welcher auf eine sehr verwickelte Art von den portugiesischen Einwohnern, unter Bestätigung des Generalgouverneurs von Goa, auf Ein Jahr gewählt wird. Er besteht aus zwei Richtern, drei Bürgermeistern und einem Prokurator. Der Generalgouverneur von Goa ernennt einen Gouverneur für Macao, welcher anfänglich nur das Kommando der Truppen hatte, aber seit 1784 die Versammlungen des Senates präsidirt. Die portugiesische Regierung ernennt auch den Präsidenten des Tribunals, von dessen Spruch an den Kassationshof in Goa appellirt werden kann. Der Gouverneur hat 2000 Unzen Silber jährlich (etwa 1000 Pf. St.); seine Truppen bestehen aus 400 Mann, welche theils aus indischen Sipais aus Goa bestehen, theils in Macao angeworben werden. Der Bischof von Macao hat in gewissen Fällen Sitz und Stimme im Senat; er bewohnt einen schönen Palast und ist bezahlt wie der Gouverneur. Der Hafen von Macao war lange Zeit das große Emporium des Handels mit China und Japan, hat aber seit einem Jahrhundert in demselben Maße abgenommen, als der Handel der Engländer, Holländer und Amerikaner mit Canton zunahm. Gegenwärtig besitzt der Hafen 16 Schiffe mit 5550 Tonnen, welche größtentheils von den Chinesen mit ihrer Ausfuhr nach den Molukken befrachtet werden, indem sie für besser und sicherer gelten als chinesische Junken. Die Haupteinfuhr besteht in Opium, welches zwar bekanntlich in China verboten ist, aber dennoch in großen Quantitäten eingeführt wird. Die erste Einfuhr geschah im Jahre 1820, seitdem hat sich der Verbrauch desselben so vermehrt, daß im Jahre 1851 trotz aller Verbote 29.000 Kisten davon eingeführt wurden, wovon jedoch nur 1800 nach Macao kamen, indem die Habsucht der portugiesischen Regierung die fremden Opiumhändler nöthigte, einen Stapelort zu finden, wo sie weniger Erpressungen ausgesetzt waren, den sie auch in der Insel Zintin am Ausflusse des Stromes von Canton gefunden haben. Die Einkünfte der Stadt bestehen hauptsächlich in den Zöllen, welche sie neben den chinesischen erhebt. Sie betrugen im Jahre 1851 vom Opium 50,152 Unzen, vom übrigen Handel 59,051, im Ganzen 69,183. Die Ausgaben bestanden in 109.451 Unzen, die Schulden der Stadt belaufen sich auf 122.000 Unzen. Die portugiesische Bevölkerung besteht größtentheils aus Mestizen und zählt etwa 8500 Seelen, worunter nur 62 geborne Portugiesen; sie haben 1150 Sklaven, die größtentheils aus Timor und Java kommen. Die chinesische Bevölkerung besteht aus etwa 50.000 Seelen. Die Konsuln der fremden Staaten in China und die Mitglieder der englischen Faktorei in Canton halten sich sechs Monate des Jahres in Macao auf, so wie ihre Familien das ganze Jahr, da die Chinesen den Aufenthalt fremder Frauen in Canton nicht erlauben. Diese fremden Bewohner haben erst einige Kultur nach Macao gebracht; die Engländer haben eine Druckerei, eine Bibliothek von 4000 Bänden und ein naturhistorisches Museum angelegt. Die Portugiesen

haben zwei Schulen, in denen aber nichts als Lateinisch und Portugiesisch gelehrt wird.

Dieser Zustand von Macao ist ein sprechendes Beispiel von dem gänzlichen Mangel an Energie, der die Portugiesen seit zwei Jahrhunderten um alle Früchte ihrer frühern Eroberungen gebracht hat. Sie hatten an Macao einen Stapelort, wie ihn kein europäischer Staat besaß, der im natürlichen Gange der Dinge der Mittelpunkt des chinesischen Handels mit Europa, Indien und den Molukken werden mußte, der aber unter den Händen einer indolenten und gesunkenen Nation fast zu Nichts geworden ist. Eben so wenig als sie diese einzige Lage für die Ausdehnung ihres Handels zu benützen wußten, eben so wenig haben sie sich ihrer bedient unsere Kenntniß von China zu vermehren, und das einzige portugiesische Buch über chinesische Sprache, das in Macao erschienen ist, mußte in der englischen Druckerei der ostindischen Kompagnie gedruckt werden.

Vermischte Nachrichten.

Während der englische Kapitän Wade am Hofe von Lahur verweilte, wohnte er daselbst dem Feste des Bessent bei, das mit einer Pracht begangen wurde, wie sie vielleicht nie auf dem ganzen indischen Kontinente stattfand. Wenn der Maharadschah, Runschet Sing, in Lahur anwesend ist, wird die Ceremonie in einem, zwei und eine halbe englische Meile von der Stadt entfernten Tempel verrichtet. Mit Tagesanbruch setzten sich Fußvolk und Reiterei in Bewegung, um sich längs dem Wege aufzustellen, den der Fürst des Pendschab nehmen mußte, um sich in den Tempel zu begeben. Gegen ein Uhr Nachmittags wurde Kapitän Wade und sein Gefolge eingeladen, sich dem Zuge Runschet Sings anzuschließen. Sie trafen den Maharadschah am Thore von Delhi, umgeben von einem glänzenden Gefolge von Serdars und andern Offizieren, die auf Elephanten ritten. Sobald der Kapitän den Fürsten begrüßt hatte, setzte sich der Zug in Bewegung. Die Truppen, welche sich zu beiden Seiten der Straße aufgestellt hatten, waren alle in Gelb gekleidet. Als der König an ihnen vorüberkam, erwiesen sie ihm die bei uns üblichen militärischen Ehrenbezeigungen, und die Genauigkeit und Ordnung, die in allen ihren Bewegungen herrschte, ließen eher auf eine Heerschau als auf ein religiöses Fest der Glaubensanhänger des Baba Nanek schließen. Als der Maharadscha im Tempel angekommen war, ließ er sich unter einem Baldachin nieder, worauf die Priester ihm einige Stellen aus dem Granth oder heiligen Buche vorlasen; dann empfing er die Huldigungen seines Hofes, seiner Minister und der auswärtigen Gesandten. Letztere bildeten einen ziemlich starken diplomatischen Körper, was keinen geringen Begriff von der Macht und dem Einflusse Runschet Sings gab. Außer den Frenghis waren hier auch Gesandte von Kabul, Kandahar und Sindhy, und die Söhne der verbannten oder vom Throne gestoßenen Fürsten. Letztere scheinen im Pendschab so zahlreich als in der abendländischen Welt. Abends war Kapitän Wade und sein Gefolge zu einem Feste eingeladen, das der Maharadschah in dem Semman-Burdisch — einem Flügel des Palastes — gab, der von den mogholischen Kaisern erbaut wurde. Der Hof, in welchem Runschet Sing seine Säfte empfing, war prachtvoll beleuchtet; die Säle sind sehr hoch und von ungeheurer Ausdehnung, die Wände mit Gold und einigen Spiegeln bedeckt. Man trank bei dieser Gelegenheit sehr stark, der Maharadschah war ungemein guter Laune, und erinnerte sich mit Vergnügen ähnlicher Feste, denen er beigewohnt hatte.

*

Vor dem Lord Mayor in London kam jüngst eine Klage ganz eigener Art. Ein armes Weib zu Exeter kam mit zwei todtgebornen Kindern nieder, die wie die siamesischen Zwillinge am Rücken zusammengewachsen waren. Die Eltern der Zwillinge waren einem Wundarzt 17 Pfd. St. schuldig und übergaben die Mißgeburt dem Doktor als Faustpfand, um dieselbe unter seinen übrigen Kuriositäten aufzustellen. Bald darauf aber verkaufte der Wundarzt die Zwillinge, die viel Aufsehen zu erregen anfingen, um eine weit höhere Summe, als die von ihm dargeliehene, an einen andern Doktor, der die Spekulation mit den kleinen Doppelgängern noch weiter trieb, und sie nach London brachte, um sie hier für Geld sehen zu lassen oder an eine der großen Anstalten der Hauptstadt zu verkaufen. Auf die Nachricht von dem bevorstehenden Schicksal ihrer Kinder machten sich sogleich Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, mit einem hinlänglichen Gefolge von Vettern und Basen auf den Weg, um ihre Nachkommenschaft aus unberufenen Händen zu reklamiren. In dieser Absicht wendeten sie sich an den Lord Mayor, um seine Einschreitung anzurufen. Der Bescheid, den der neue Salomo hierüber ertheilte, ist vielleicht eben so seltsam als der ganze Handel: die Sache falle weit über den Umkreis seiner richterlichen Befugniß hinaus, sagte er; allein wenn ihm ein Urtheil darüber zustehe, so glaube er sich dahin erklären zu müssen, daß derjenige, der die Zwillinge durch die daran vorgenommene Präparation zu einem verkäuflich gangbaren Gegenstand gemacht habe, es allein sey, der gesetzliche Ansprüche darauf zu machen habe, und daher auch das Recht, über sie als Eigenthum zu verfügen; doch werde derselbe sich von wegen der Billigkeit bereit finden lassen, den höheren Erbs, nach Abzug der gehabten Auslagen, den Eltern der fraglichen Mißgeburt zu erstatten. Letztere bezeigten jedoch über diese Weisung große Unzufriedenheit.

*

Als die erste bekannte Urkunde, die in englischer Sprache abgefaßt wurde, bezeichnet man einen Vertrag zwischen dem Abt und Konvent von Whitby und Robert, dem Sohn John Bustards, York im Jahre 1345.

*

Folgendes ist die auf offizielle Berichte gegründete Angabe der Bevölkerung, der Erzeugnisse und der Ein- und Ausfuhr des britischen Westindiens.

	Weiße.	Freie Farbige.	Schwarze.	Zucker. Centner.	Kaffee. Pfd.	Rum. Gallon.	Ausfuhr nach England.	Einfuhr aus England.
Antigua	2000	5000	30 000	169,000	—	160.000	270.000 Pf.	115.000 Pf.
Bahamainseln	4200	5000	9560	—	82.5	—	21.000 —	59.000 —
Barbadoes	15000	5100	82.000	322 000	—	27.000	542.000 —	360.000 —
Berbice	550	1150	21.300	122.000	1,585.000	220.000	571.000 —	74.000 —
Bermuda	5900	740	4500	—	—	—	4000 —	60.000 —
Demerara	3000	5400	70.000	757.000	1,490,000	2,520 000	1.627.000 —	450.000 —
Dominica	850	5600	15,400	561.000	615.000	65.000	150.000 —	16.000 —
Grenada	800	2800	24 000	186,000	6000	550,000	558.000 —	79.000 —
Honduras	250	2500	2100	—	—	—	224.000 —	572 000 —
Jamaika	37000	55.000	323 000	1.396.000	15,460,000	5.506.000	3.653.000 —	1.800.000 —
Montserrat	550	800	6500	26.000	—	41 000	53.000 —	8000 —
Nevis	700	2000	6500	50.000	—	150.000	80.000 —	14.000 —
St. Kitts	1600	5000	19.200	102,000	—	257.000	205.000 —	70.000 —
St. Lucia	980	5700	15.600	50.000	85.000	12.000	149.000 —	32.000 —
St. Vincents	1500	2800	25 600	222 000	—	161.000	395.000 —	82.000 —
Tabago	520	1300	12,500	121.000	—	500.000	165.000 —	41.000 —
Tortola	480	1500	5400	16.000	—	—	25 000 —	5000 —
Trinidad	4700	16.000	24,000	241 000	—	62.000	555.000 —	200.000 —
Summa	77,460.	115,890	691,700	5.816.000	19.709.500	7.808.000	8.605.000 Pf.	4.035.000 Pf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 170. 19 Junius 1833.

Die Indianer im nördlichen Amerika.
Zweiter Artikel.

Das Verschwinden und völlige Erlöschen einer ganzen eigenen Volksart muß wohl unsere Forschbegier wie unsere Theilnahme anziehen und beschäftigen. Die Geschichte des Menschengeschlechts hat uns freilich mit dessen Wechselschicksalen und endlichem Verhängniß zur Genüge bekannt gemacht; allein ich wüßte kein Volk der alten Welt, dessen selbstständiger Zustand oder vorherrschende Staatsmacht früher oder später wieder unterging, das nicht irgend Spuren oder Erinnerungen an Eigenthümlichkeiten der Züge, der Farbe, der Sitten oder der Sprache zurückgelassen hätte, die sich bis auf den heutigen Tag in den Einwohnern des Landes wahrnehmen oder herausfinden lassen. Einige Völker haben sich gar nicht verändert. — Die Tataren, Araber und Hindus sind noch immer ein- und dieselben, wie sie vor 2000 Jahren waren. Die Juden haben wohl ihr Vaterland, nicht aber ihre eigenthümliche Sitte und Denkweise verloren; sie sind noch immer so in sich abgeschlossen und zahlreich, wie zu König David's Zeiten; ja selbst die alten Aegypter lassen sich noch aus der Aehnlichkeit der Gestalt und der Namen in dem heutigen Landvolk — der Kopten, d. h. Gypten, erkennen. Denkweise und äußere Erscheinung der heutigen Bewohner Italiens und Griechenlands tragen freilich nur noch in schwachen Zügen das Gepräge ihrer Vorfahren — denn bei Griechen und Römern zerfloß und verwischte es sich fast in den Wogen der einströmenden Barbarenschwärme; dafür aber blühen sie prangend in immerwährender Frische in den Ueberbleibseln der Künste des Alterthums, in ihren unsterblichen Werken und in ihren unvergänglichen Sprachen.

Daß die Entvölkerung Amerika's einzig und allein der Einführung europäischer Krankheiten, hitziger Getränke oder europäischer Fehden zuzuschreiben sey, wäre zu viel behauptet; die Hauptursache dürfte wohl in der allmählichen und unmerklichen Verschmelzung der eingebornen Indianer in die stets wachsende gewaltige Masse der weißen Ansiedler zu suchen seyn. Penere, ein französischer Ausgewanderter, der vier Jahre unter den Indianern in Louisiana lebte, empfiehlt dringend Wechselheirathen. Die zweite Geschlechtsfolge sey dann, sagt er, vollkommen hellfarbig und schön. Die Indianer seyen, setzt er hinzu, im Allgemeinen von größerer Wohlgestalt und kräftigerem Körperbau, als die Weißen. Unter Mestizen *) oder Mischblütigen findet man keine Mulatten **) — sie gehen sogleich in ganz Weiße über. Was allein eine indianische Abkunft verräth, ist ein gewisses Etwas im Blicke. Viele Familien in Virginien, die von den Kindern des Königs Powhatan ***) weiblicherseits, abstammen, haben diesen eigenthümlichen Ausdruck des Auges; zu diesen gehörte auch der berühmte Washington, dessen Gesicht, Temperament und kräftiges Gemüth das anererbte indianische Blut nicht verläugneten. — Sir William Johnson war ein Irelander von riesiger Gestalt und höchst thatkräftiger Natur. Kurz vor dem Ausbruche der amerikanischen Revolution ließ er sich am Mohawk-Flusse nieder und machte sich bei den Ueberbleibseln der Sechs Völkerschaften so beliebt, daß ihn diese zu ihrem Häuptling erwählten. Während des Kriegs zeichnete er sich mit seinen Indianern als ein rüstiger und treuer Kämpe für seinen König aus; und als im Frieden von 1783 jener ganze schöne Landstrich den Vereinigten Staaten abgetreten wurde, führte Sir William seine Indianer auf das britisch gebliebene Gebiet herüber und siedelte sie in den ihnen angewiesenen Ländereien in Oberkanada an; das Opfer war groß von ihrer Seite, denn sie verließen ihre fruchtbaren Gründe gegen eine Wildniß, nur um ihrem „guten Vater," König Georg, dessen Sohn sie verfochten hatten, treu bleiben zu können. Sir William Johnson hatte in früherer Zeit eine Engländerin geheirathet, von der er einen einzigen Sohn, den gegenwärtigen Baronet Sir John Johnson, Oberintendanten der indianischen Angelegenheiten hatte. Mehrere seiner natürlichen, mit Indianerinnen erzeugte Kinder sind in den beiden Kanada's glücklich angesiedelt und von den europäischen Ansiedlern — jenen eigenen Blick des Auges vielleicht ausgenommen — in nichts zu unterscheiden. Eine treue und gelungene Zeichnung von Sir William's Leben und Thaten fin-

*) Métif-Mestize: ein von einem Europäer mit einer Indianerin oder seltener von einem Indianer mit einer Europäerin erzeugtes Kind. D. Ueb.

**) Kinder von Europäern und Negerinnen oder umgekehrt, bei denen eine schwarzbraune Zwischenfarbe entsteht. D. Ueb.

***) Von ihm ist in den „Skizzenzeichnungen über einzelne Staaten der Union, Virginien" (s. Ausland 1833. S. 522 u. d. ff.) Näheres zu finden. D. Ueb.

det man in „Chrysal oder die Abenteuer einer Guinee (Chrysal, or the Adventures of a Guinea)."

(Fortsetzung folgt.)

Irland vor der Emancipation.

(Fortsetzung.)

Dora betrachtete ihn mit Erstaunen. — „Hast Du also ein Leichentuch gebracht," sagte sie nach einem Augenblick düstern Schweigens; „ich habe es sehr nöthig, aber wo sind die Lichter? Auch habe ich keinen Sarg, um den Körper darein niederzulegen."

„Soll ich die Nachbarn rufen, daß sie hier wachen?" sagte Dan, der es für das beste Mittel hielt, um ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, wenn er ihr behülflich war, die Pflichten der Beerdigung zu erfüllen, welche in Irland aufs Heiligste gehalten werden. Sie machte ein Zeichen der Einwilligung und er kehrte ans Ufer zurück, von wo er ein Brett, Lichter und Branntwein für die, welche wachen sollten, mitbrachte; auch benachrichtigte er seinen Kapitän und seine Gefährten von dem Verluste, den er erlitten, und sagte ihnen, es sey Alles bereit zu ihrer Aufnahme in der Hütte, wenn sie den Weheruf hören würden. Bei seiner Rückkehr erschrack Dan noch mehr über das bleiche, geisterhafte Aussehen seiner Frau, das er sich durchaus nicht erklären konnte. „Nimm das Bett weg," sagte sie; und deutete auf den Strohsack, auf dem ihre Mutter gestorben war, „und zünde es an, während ich die andern Zurüstungen mache."

Dan hob etwas auf, das auf dem Stroh lag, ließ es aber wieder fallen, als er den schwachen Schrei eines Kindes hörte. Nun enträthselte sich ihm Alles; er hob das Kind auf und legte es an Dora's Busen, ohne ein Wort zu sprechen. „Oh, mein Sohn, sagte sie, ich habe ihn vergessen, wie ich vergaß für meine Mutter zu beten. Doch hoffe ich, daß er nicht zu lange Hunger gelitten hat. Halte ihn, während ich meinen Mantel abnehme, der mich brennt, als stünde er in Feuer." Und nachlässig warf sie das Kind in die Arme ihres Gatten. „Ach Dora," schrie dieser im Tone der Verzweiflung, „mußte ich so unsern Erstgebornen von Dir empfangen?"

Sie betrachtete ihn mit irren Blicken, steckte dann das Stroh in Brand, und stieß den Wehruf mit einer unglaublichen Stärke aus. Die Whiteboys kamen sogleich, und ihr auffallender Anzug erregte Dora's Aufmerksamkeit. Dann betrachtete sie die Kleider Dans und sagte: „So bist Du also von ihnen angeworben, Dan, sie können jetzt mit Dir machen, was sie wollen, sie werden Dich in Sümpfe und auf Felsen führen; sie werden Dich den Kugeln bloßstellen, und was noch schrecklicher ist als Felsen, Abgründe, und Soldaten, sie werden Dich vor den Richter bringen, der Dir Gnade versagen wird, und dann —"

„Um Gotteswillen, Dora, schweige," sagte Dan, bot ihr seine Hand, und liebkoste sie zärtlich.

Der Kapitän benützte diesen Augenblick der Herzensergießungen, um den Körper fortschaffen zu lassen, er befahl den Boys, die Leichenfeier am Ufer zu halten, und eine der Frauen der Schaar holen zu lassen, um für Dora zu sorgen, welche ein herzzerschneidendes Geschrei ausstieß. Durch die emsige Pflege der Frau, die man herbeirief, erholte sich die junge Mutter nach und nach, aber nie ward sie wieder die artige, glückliche Dora von ehedem. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich ihrer, kein Zeichen von Fröhlichkeit erschien mehr auf ihrer abgemagerten Gestalt; alle Umstände in Bezug auf den Tod ihrer Mutter und die Geburt ihres Kindes waren aus ihrem Gedächtnisse verwischt. Sie vermuthete bloß, daß die Hülfe, welche ihre Mutter ihr in ihren Schmerzen geleistet, derselben ohnehin geschwundenen Kräfte vollends erschöpft, und ihren Tod herbeigeführt hatte.

Inzwischen wurden die Nachforschungen nach den Whiteboys mit jedem Tage thätiger betrieben. Die Schiffbrüchigen, welche auf eine gewisse Entfernung von dem Orte ihres Unfalls geführt und dann entlassen worden waren, erzählten auf ihrem Wege alle Umstände des Verbrechens, dessen Opfer sie geworden waren, und die übertriebensten Gerüchte darüber erfüllten die Städte Rallina und Killala. Der erste Grundeigenthümer, der den Whiteboys kraftvoll den Krieg erklärte, war ein Friedensrichter, dem sie eine Allee, den Stolz und den Schmuck seines Landhauses, umgehauen hatten. Noch den Tag vorher hatte er die prächtigen Bäume bewundert, am Morgen fiel sein erster Blick auf sie, und am Abend lagen sie alle auf dem Boden, wie eben so viele Denkmale gefallener Größe. Voll Zorn stieg er, begleitet von einem Reitknecht, zu Pferde, und eilte zu seinen Kollegen, um sie aufzufordern, thätige Maßregeln gegen die Uebelthäter zu ergreifen. Aber die Abreise Herrn Cosmars — so hieß der Friedensrichter — die Schritte, die er that, alles ward dem Kapitän der Whiteboys zeitig genug hinterbracht, um auf der Hut zu seyn.

Soldaten marschirten in mehreren Richtungen, aber allenthalben fanden sie die Whiteboys bereit, sie zu empfangen, und Dora hatte wider Willen bei diesen feindlichen Zurüstungen auch einen Antheil. Sie war die einzige, die schreiben konnte, und Dan ward beauftragt, ihr einen Brief zu diktiren, um den Befehlshaber der bewaffneten Macht einzuschüchtern. Der unglückliche Brief lautete folgendermaßen: „Major Greaves! Geht nicht weiter, als bis zu den großen Ulmen der Domaine des Herrn Rosso, oder es widerfährt Euch ein Unglück. Was Ihr von uns verlangt, ist eine Kleinigkeit, und Leute von Ehre würden erröthen, arme Menschen wie wir deßhalb zu beunruhigen, selbst wenn das Schiff noch vorhanden wäre. Uebrigens war dieß Schiff, von dem man so viel spricht, niemals etwas Anderes als ein verbranntes, zerstörtes Boot, so daß nichts davon übrig blieb als das Schiffszeichen (the arms, ein Wortspiel, weil Dieß auch Waffen heißt), welches wir Ew. Gnaden zeigen werden, aber wohl auf eine andere Weise als Ihr erwartet, wenn ein Mann von Eurer Truppe einen Schritt über die Ulmen hinaus thut. Es gibt Schlangen im Sumpfe, die Eurer Hand entschlüpfen, wenn Ihr sie zu fassen glaubt, und Ew. Gnaden werden uns finden, statt der Schlangen, mit dem Unterschiede, daß Ihr werdet gehangen werden statt zu hängen. Noch ein Wort in guter Freundschaft, wenn nur ein einziger Feind

den Fuß in das Sumpfland setzt, so kommt er nicht lebend heraus; wenn also Ew. Gnaden nicht ein Grab im Thale suchen, so rathen wir Euch keinen Schritt über die großen Bäume hinaus zu thun, oder Ihr werdet finden, was Ihr nicht sucht."

Dan erstaunte, daß Dora sich nicht weigerte, bei der Sache mitzuwirken, einige Augenblicke hielt er sie für schwach genug, daß sie sich durch die Lobreden habe verblenden lassen, die man ihrer Gelehrsamkeit ertheilte. Der schweigende Gehorsam der armen Frau kam aber daher, daß sie die Nutzlosigkeit ihrer Gegenbemerkungen nur allzuwohl kannte, und als ihr Gatte ihr Lebewohl sagte, und zur Abreise mit seinen Kameraden sich anschickte, um das gefährliche Sendschreiben an seine Bestimmung abzugeben, zeigten ihre Verzweiflung und ihr Geschrei deutlich genug, welche Furcht ihr diese gewagte Unternehmung einflößte. Dan suchte sie zu beruhigen, indem er ihr vorstellte, daß seine Sicherheit sowohl als seine Pflicht ihn nöthige, sich aus der Hütte zu entfernen, dann setzte er ganz leise hinzu, jeder einzelne von ihnen habe einen sichern Versteck in dem Sumpfstande; der seinige und Sullivan's seyen in einem Hollunderbusch, den sie vom Berge aus sehen könne. Von diesem Augenblick an konnte weder Frost, noch Nebel, noch Regen die unglückliche Dora abhalten, den ganzen Tag zu beobachten, was in der Niederung vorging. Genau kannte sie jeden einzelnen Punkt, und Abends, wenn der Tag sich neigte, näherte sie sich dem Versteck, sie blieb in der Nähe des Busches sitzen, so lange immer ihr Kind ihrer Sorge entbehren konnte, und kehrte endlich zurück mit erleichtertem Herzen, wenn sie keine Anzeige von Gefahr bemerkt hatte. An einem neblichen Januarmorgen bemerkte sie, daß Jemand bei dem geheimen Versteck hineinschlüpfte; Dora eilte dahin und fand ihren Vater: „Und Dan? wo ist Dan?" war ihr erstes Wort.

„Nicht weit von hier," erwiderte Sullivan, „und er wird wo möglich in der Nacht auf dem Weg um die Küste hin nach Deiner Wohnung kommen, um uns von Dem, was den Tag über vorfiel, zu unterrichten. Und Du, mein Kind, mußt nicht erschrecken, wenn die Soldaten zu Dir kommen; ich würde Dich nicht mehr für meine Tochter anerkennen, wenn Du nicht ein Mittel ausfändest, diese Spitzbuben zu täuschen, und uns alle aus ihren Händen zu retten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Samun-Grotte.

(Bruchstück aus dem Reisetagbuch der Herren Cadalvène und Breuvery in der „Europe littéraire" mitgetheilt.)

Zu El-Mahabdeh, einem eine halbe Stunde vom Fluß und drei Stunden über Manfalut hinaus gelegenen Dorfe angekommen, begaben wir uns zu dem Kaschef, der uns mit ausnehmender Freundlichkeit empfing, und sich alle Mühe gab, für uns einen Führer in die Samungrotte ausfindig zu machen. Ein Fellah, der schon mehrere Wanderungen in dieselbe unternommen hatte, war uns als der einzige Mensch empfohlen worden, dessen Leitung wir uns in jenem Labyrinthe anvertrauen könnten. Unglücklicher Weise aber saß er gerade in diesem Augenblick im Gefängnisse, wo er so lang festgehalten werden sollte, bis er das rückständige Miri bezahlt haben würde. Auf unsere Bitten erlaubte jedoch der Kaschef, daß er uns begleiten durfte, aber unter der Bedingung, sich bei seiner Rückkehr wieder zur Haft zu stellen, und dem Kaschef den von uns erhaltenen Betrieben zu überlassen, und zwar nicht auf Abschlag seiner Schuld, sondern als bloßes Geschenk. Da er über den Gefangenen nach Gutdünken verfügen konnte, und er ihn uns geliehen hatte, so war es wohl auch nicht mehr als recht und billig, daß die Frucht seiner Gefälligkeit ihm in die Tasche fiel und nicht dem armen Fellah.

Das Dorf El-Mahabdeh liegt ungefähr etwas mehr als eine Viertelstunde von der arabischen Gebirgskette, und die Niederung, die den größten Theil dieses ganzen Raumes einnimmt, war durch einige Dämme in Teiche verwandelt worden, in denen sich fast das ganze Jahr Wasser erhält. Das ganze Gebirge aber ist furchtbar dürr und unfruchtbar, und wir brauchten länger als eine Stunde, mühsam die eine Seite desselben hinanzuklettern, immer am Fuße senkrecht aufsteigender Felsen hin, die uns große Umwege zu machen nöthigten. Als wir auf dem Rücken des Berges angekommen waren, schlugen wir eine nordöstliche Richtung ein, und brauchten eben so lange, bis wir zu einem unregelmäßigen Loche gelangten, das sich auf flachem Boden befindet und den Eingang in die Grotte bildet. Der sehr harte Kalkfelsen, den die Masse dieser Bergkette bildet, enthält in diesem Theile des Gebirgszuges vollkommen gerundete Brocken von schwärzlicher Kieselerde, die einen Durchmesser von 20 bis 60 Centimetres haben, zum Theil sich nach und nach aus den Seiten der Felswände abgelöst haben, und nun, ungeheuern Kanonenkugeln ähnlich, auf großen Haufen in den Schluchten des Berges zusammengerollt liegen. Auf dem Bergrücken findet man über die Bodenfläche zerstreut, oder zu mehr oder minder großen Stücken angehäuft, schöne durchsichtige Krystallrhomboide, die dem isländischen Spath gleichen, wie er eine doppelte Refraktion haben und in Sonnenglanz von tausendfachem Feuer funkeln. Die Menge dieser Krystalle vermehrt sich, je weiter man sich von dem Flusse entfernt.

Der Eingang dieser von der Natur allein ausgehöhlten Grotte, den einige Steine zu verstopfen hinreichten, wird von einer ungefähr drei Ellen senkrecht in den Boden gehenden Vertiefung gebildet, in der man sich, auf dem Boden angelangt, in eine natürliche Höhle versetzt findet, von der aus man in ein verworrenes Labyrinth von Grotten und Gängen gelangen kann; die meisten der letztern sind sehr niedrig und durchkreuzen sich in allen Richtungen und Höhen. Um tiefer einzudringen, muß man sich aller seiner Kleidungsstücke entledigen, um nicht an irgend einem Felsenzacken hängen zu bleiben, wenn man sich, oft auf dem Bauche fortkriechend, von Gang zu Gang durchwinden muß. So gelangt man durch eine Reihe unregelmäßiger, mehr oder minder großer und hoher Höhlen, die durch Stalaktitenwände, denen der Höhle von Antiparos ähnlich, von einander getrennt sind. Diese Stalaktiten, einst von einem nassen Schimmer strahlend, wie alles Gestein dieser Art, sind jetzt mit einem dicken glänzenden Ruße bedeckt, der allein schon hinreichend bezeugen würde, daß in dieser Grotte einst ein ungeheurer Brand gewüthet habe, wenn nicht auch die verkohlten Knochen, über die man hinschreitet, und ein Brandgeruch, der noch immer fortdauert, und mit dem noch häßlichern der hier wohnenden Myriaden Fledermäuse gemischt ist, den Beweis verstärkten. Mit diesen Spuren stimmen auch die Sagen des Landes umher überein, und lassen keinen Zweifel, daß das Innere der Samungrotte, ob aus Unachtsamkeit oder mit Fleiß bleibt ungewiß, einmal in Brand gesteckt worden sey, und daß mehrere Jahre lang das Feuer darin fortgewüthet haben muß. Diesem Brande verdankt man übrigens, daß man in diese unermeßlichen Katakomben hinabsteigen kann, und es bedürfte einer neuen Feuersbrunst, um noch weiter einzudringen, denn nach einer viertelstündigen Wanderung stößt man Anfangs auf die verkohlten Knochen halbverbrannter Mumienreste, denen, je weiter man vorwärts gelangt besser erhaltene folgen. Es gewährt einen traurigen und seltsamen Anblick, diese durch das Feuer verwandelten Ueberreste, diese verkohlten Leichname zu sehen, die ein Stoß mit dem Fuße vollends in Staub verwandelt, oder die auf einem erhöhten Felsenvorsprunge liegend, ihre entfleischten Glieder oder Fetzen ihrer Einwindelungen herabhängen lassen. Mit diesem Entsetzen sieht man die Fackeln diesen harzgetränkten Leinwandlappen sich nähern, wenn man bedenkt, daß ein einziger Funke einen neuen Brand erzeugen könnte, dem der Unbesonnene, der ihn entzündete, unrettbar zum Opfer werden müßte. Um das Grauenvolle dieser Höhlen zu vollenden, stößt man in einem schmalen Gange, der keinen Ausgang

hat, auf die Gerippe einiger Unglücklichen, die Habsucht oder das Bedürfniß, ein Obdach zu suchen, in dieses Labyrinth geführt haben mochte, wo sie sich nicht mehr zurecht finden konnten, und unter den furchtbarsten Qualen des Hungers und der Verzweiflung umkommen mußten. Der Gedanke an die vielverschlungenen Gänge, die man durchwandelt und durchkrochen hat, erwecken bei diesem Anblicke natürlich die entsetzlichen Gedanken, daß man selbst sich verirrt haben und keinen Ausgang mehr finden könne; dann fühlt man sich schrecklich von einem Gefühle beängstigt, als wollten diese Todtengrüfte sich niedersenken, und den kühnen Frevler, der sich in ihre Tiefen gewagt, nicht mehr entrinnen lassen — eine Beängstigung, die sich nur verliert, wenn man von fern den Tageschein wieder am Ausgange der Höhle herein dämmern sieht.

Die meisten Mumien, die man in der Samungrotte findet, sind Menschen- und Krokodil-Mumien; doch gibt es dort auch noch einige andere und Knochen verschiedener Thiere, unter denen Cuvier auch die Wirbelsäule eines Haifisches erkannte, ohne daß sich denken ließe, durch welche sonderbare Verkettung von Zufälligkeiten dieser ungeheure Fisch, der über hundert Stunden weit von dieser Grotte im mittelländischen Meere gefunden wird, sich hieher verirrt haben konnte. Die Menschenmumien sind regelmäßig schichtenweise und zwar im Kreuze über einander gelagert; alle sorgfältig in Leintücher und Bänder eingewickelt, aber ohne Malereien, wie ohne Särge. Einige haben kleine Goldplättchen, die vor der Stirne, auf der Brust, und auf Hände und Füße angeklebt sind. Die größern Krokodile — und es gibt deren in diesen Katakomben von zehn Ellen Länge — sind eben so Stück für Stück mit einer festen Masse von Leinwand umwickelt, daß man davon mehrere Schiffe beladen könnte, während die kleinern Thiere dieser Art in längliche Ballen von fünfzehn bis zwanzig Stück zusammengebunden und mit Palmblättern umwickelt sind. Noch kleinere Krokodile bis zu den Eiern herab sind gleichfalls in ähnliche Ballen zusammengepackt und mit einer Harzrinde überzogen, an welche Dattelkerne, unbekannte Früchte, Sykomorenblätter, Schlangen von jeder Größe, Frösche, Eidechsen und Schwalben, in wenigstens gleicher Zahl mit den Eiern, festgeklebt sind. Die Zahl dieser Mumien läßt sich nicht berechnen; die Höhlen sind davon erfüllt, und man kann sich eine Zeit lang nur mit der größten Mühe in dem zwischen den Gewölben und diesen ungeheuren Leichenschichten gelassenen Raume durchzwängen; endlich aber sieht man sich jeden Weg versperrt, und man kann nicht weiter vordringen. Man darf, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, die Masse von Mumien, die man gegenwärtig sehen kann, auf mehrere hunderttausend anschlagen, und eine noch größere Menge mag in dem Höhlenbrande vom Feuer verzehrt worden seyn. Vor der Hand kennt man die ganze Tiefe der Höhle noch nicht, und der Raum, den man durchwandern kann, beträgt ungefähr eine halbe Stunde in den Berg einwärts.

Auf dem Rückwege nach dem Dorfe erzählte uns der Führer die Geschichte von dem Ursprunge dieser Höhle, und das Ende jener Unglücklichen, deren Gerippe wir gesehen hatten. Es ist lange her, so lautet die Volkssage, die wir aus seinem Munde vernahmen, daß ein berühmter moghrebinischer Zauberer mit sieben Kameelen ins Land kam, und sechs Fellahs beredete, ihm zu folgen, um einen Schatz zu heben, den er hier herum vergraben mußte, indem er jedem von ihnen ein mit Gold beladenes Kamel für die geleistete Hülfe als Lohn versprach, er selbst wollte sich mit dem siebenten begnügen. So führte er sie nun in die Wüste, und als er an der Stelle ankam, wo jetzt der Eingang zur Höhle ist, gebot er dem Felsen, sich zu öffnen, und schickte dann die armen Fellahs hinab, das Gold des unermeßlichen Hortes herauszufassen. Schon waren sechs Kamele beladen, und die betrogenen Leute stiegen nochmals hinab, um auch die Ladung für das siebente herauf zu holen, als der ruchlose Magier durch seine Zauberssprüche hinter ihnen einen ungeheuren Brand anfachte, sie zu Grunde gehen ließ, und den Schatz allein davon führte. Seit der Zeit hat man nichts mehr von ihm gehört oder gesehen; aber vier Jahre lang stieg eine dichte Rauchsäule aus der Grotte auf und erhob sich bis zum Himmel. Endlich, als man wieder hineingehen konnte, fand man nichts mehr als die Leichen der Unglücklichen, die vom Feuer ausgezehrt waren.

Vermischte Nachrichten.

In dem „American Journal of Science" ist ein Schreiben des Richters Samuel Woodruff an Professor Silliman enthalten, worin folgende merkwürdige, mit einer Klapperschlange angestellte Versuche berichtet werden: „Am vergangenen Monat August ging ich mit einigen Freunden auf den Anstand am Mahoning, um einige Hirsche zu schießen, die gewöhnlich an den Fluß kommen, um das an den Steinen wachsende Moos zu äsen. Wir nahmen unsern Stand fünfzig bis sechzig Schritte weit vom Flusse und waren eine Stunde etwa auf der Lauer, als sich statt eines Hirsches eine Klapperschlange blicken ließ, die ihre Höhle in den Felsen neben uns verlassen zu haben schien, und über das flache Sandufer dem Wasser zukroch. Sie mochte unsre Stimme oder sonst etwas gehört haben, und legte sich in gestreckter Länge, den Kopf nach dem Wasser zu, am Ufer nieder. Es fiel mir ein, daß sich jetzt eine Gelegenheit biete, die vielbesprochenen Wirkungen des Weißeschenlaubes auf die Klapperschlange zu erproben, weßhalb ich meinen Freunden empfahl, die Schlange im Auge zu behalten, während ich mich aufmachte, eine Weißesche zu suchen, die ich auch einige hundert Schritte vom Flusse fand, worauf ich mir einen acht bis zehn Fuß langen Schößling dieses Baumes mit meinem Waidmesser abschnitt. Auch einen Zweig von Zuckerahorn nahm ich zu mir und begab mich dann nach der Stelle zurück, wo ich die Schlange verlassen hatte, der ich mich nun von hinten näherte. Sobald ich ihr auf acht oder zehn Fuß nahe gekommen war, flocht sie sich sogleich in einen Knoten zusammen, hob den Kopf acht oder zehn Zoll vom Boden empor und streckte mit funkelnden Augen zischend ihre Zunge aus. Ich berührte sie zuerst mit dem Weißeschenzweige, indem ich die Blätter desselben auf ihren Leib legte. Sogleich senkte sie den Kopf zu Boden, rollte ihren Knoten auf, wälzte und krümmte sich und schien in großer Beängstigung. Zufrieden mit diesem Versuche, legte ich den Weißeschenzweig bei Seite und nahm den Zuckerahorn zur Hand. Die Klapperschlange erholte sich sogleich wieder und nahm ihre vorige drohende Stellung an. Ich streckte ihr den Ahornzweig entgegen, auf den sie augenblicklich losstürzte, indem sie voll der grimmigsten Wuth in die Blätter biß, dann sich wieder zu einem Knoten aufringelte und mit der Schnelligkeit eines Pfeiles einen zweiten Anfall auf den Zweig machte. Nachdem ich sie Dieß mehrmals hatte wiederholen lassen, berührte ich sie wieder mit der Weißesche, worauf ihr sogleich der Zorn verging und sie sich der Länge nach auf den Boden ausstreckte, ganz wie das erstemal. Meine Freunde wollten dann versuchen, welche Wirkung es hervorbringe, wenn man sie ein wenig mit dem Zweig peitschte, was auch geschah, aber keineswegs ihre Wuth erregte, sondern sie vielmehr mit noch größerer Angst erfüllte; und als ich etwas stärker auf sie loshieb, wühlte sie sich mit dem Kopf wiederholt tief in den Sand, als wollte sie sich einen Weg zur Flucht in die Erde bohren. Da wir uns durch diese Versuche hinlänglich befriedigt glaubten, so hielten wir es für unnöthig dem Thiere das Leben zu nehmen, und wir verließen sie, nachdem unsre Neugier gestillt war, wie wir sie gefunden hatten.

*

Ueber die auffallende Veränderung in dem Wasserstande des kaspischen Meeres enthält ein englisches Blatt Folgendes: „Das Buchtwasser von Gemischawan bei Lankeran ist jetzt so seicht geworden, daß es eine Furth bildet, was im Jahre 1812 noch nicht der Fall war. Im Jahre 1826 wurde die Stadt, die gegen die Seeseite zu keine Mauern hatte, fast von den Persern eingenommen, gegenwärtig liegt sie eine Viertelstunde vom Wasser. Hanway erwähnt, daß im Jahre 1746 die See weit höher war, als zur Zeit der Expedition Peter des Großen im Jahre 1722, wo die Schiffe im Bette der Wolga nur 6 Fuß Tiefe fanden, während man zu Hanway's Zeiten 12 Fuß maß. Im Jahre 1784 bemerkte Forster, daß das Wasser so hoch gestiegen war, daß es fast den Seedamm von Baku überschwemmte, während im Jahre 1828 die See von den äußersten Gebäuden von Baku wenigstens eine Viertelstunde entfernt war. Seit dem Jahre 1811 sind drei neue Inseln im See oder Buchtwasser von Enzili erschienen, und gegenwärtig mit Gras bedeckt, auf welchem Vieh weidet; selbst einige Weidenbüsche wachsen dort schon."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 171. 20 Junius 1833.

Die Indianer im nördlichen Amerika.

(Fortsetzung.)

Joseph Brandt, der berühmte Mohawk-Krieger, war ein Zögling von Sir William Johnson; Brandt hieß er nach einem holländischen Pflegevater, der sich des kleinen Wilden, als dieser noch ein Kind war, angenommen gehabt hatte. Als er erwachsen war, wurde er das Haupt einer Schaar unerschrockener Mohawks und der Schrecken der „langen Messer," wie sie die Amerikaner nennen, und als ihn der Friede die Waffen niederzulegen zwang, nahm er die Kriegsart neuerdings auf und kehrte sie gegen die Indianer, die auf der feindlichen Seite gestritten hatten. Der verstorbene Marquis von Hastings, *) Carl Moira, zollte Brandt's Gewandtheit und Muth seine volle Bewunderung und wurde sein eifriger Gönner. Mehr als einmal nahm er ihn mit nach England und führte ihn bei der vornehmen Welt ein. Einstmals nahm er unsern Indianer auf einen Maskenball mit — bemalt, befedert, bewaffnet und herausgeputzt ganz in der ächten Tracht eines indianischen Kriegers. Brandt verdunkelte mit seiner Erscheinung überall die buntscheckigen Gruppen und wurde das neugierig umdrängte Wunderthier der Salons. Ein stattlicher, von zwei Houris begleiteter Türke **) wollte sich wahrscheinlich überzeugen, ob denn der Sachem, dessen eine Gesichtshälfte roth, die andere schwarz bemalt war, wirklich eine Maske trage; vorsichtig berührte er deßhalb die Nasenspitze, um dabei die Maske ein wenig aufzuheben. Kein Mensch läßt sich aber weniger irgend eine persönliche Frechheit gefallen, als ein amerikanischer Indianer. Brandt fing im Nu Feuer, und zwar in vollem Ernste; er meinte, sie wollten ihn zur Zielscheibe ihrer Possen machen. Kampffertig den Tomahawk schwingend, stieß er das Kriegsgeschrei mit einem so fürchterlichen Geheul aus, daß die ganze Versammlung in einen panischen Schrecken und in die tollste Verwirrung gerieth. Türken, Juden und Zigeuner; Bärenführer und ihre Bären; Falstaffs, Klosterbrüder und Wahrsager; Sultaninnen, Nonnen und Columbinen — huschten und drängten, in wilder Flucht übereinander herpurzelnd, hinweg, um dem Mohawk offenes Feld zu lassen. Ein solcher Auftritt war nicht mehr erlebt worden seit jener denkwürdigen Großthat des Ritters von der Mancha, als dieser, mit dem Schwert in der Faust, in der Puppenkomödie des Meister Peter oder Gine von Passamonte das fliehende Liebespaar errettete. — Von König Georg III erhielt Brandt den Rang und Gehalt eines Kapitäns. Er trug stets den Ringkragen mit dem königlichen Wappen, unter dem eine große Denkmünze seines Gönners, Lord Moira, hing. Er war übrigens durchaus kein empfehlendes Muster indianischer Sinnes- und Denkweise; seine Leidenschaften kannten keinen Zügel; und in seinen dienstlichen Geschäftsverhältnissen — man hatte ihn bei den indianischen Angelegenheiten als Agenten verwendet — ließ er sich Veruntreuungen zu Schulden kommen, für die ihn sein eigener Stamm zur Rechenschaft zog. Ein indianischer Kongreß versammelte sich am großen Flusse, wo Brandt ein Haus und Ländereien hatte. Die indianische Beredtsamkeit — Brandt selbst war ein ausgezeichneter Redner — glänzte dort in vollem Lichte; allein die öffentliche Meinung sprach sich nun einmal aufs Stärkste *gegen* ihn aus, worauf er mir nachfolgenden Brief nach Fort George schrieb: „Sir, — Meine Bekanntschaft mit Ihnen ist zwar noch nicht von lange her, da ich Sie indeß immer freundschaftlich gesinnt gefunden habe, so oft ich Anlaß hatte, nach Fort George zu gehen, so dacht' ich, Sie mit diesen Zeilen zu belästigen. Man hat mir gesagt, mein öffentlicher Ruf sey mit den härtesten Worten bei der letzten, zu Niagara gehaltenen, indianischen Rathsversammlung angetastet worden, während ich doch nicht zugegen und außer Stande war, zu meiner Vertheidigung zu sprechen. Man hat mir gesagt, die Offiziere aus Fort Georg seyen dort gewesen. Es würde mir äußerst lieb seyn, wenn beide Seiten der Frage bekannt würden; und so überschicke ich Ihnen mit diesem Briefe sämmtliche Verhandlungen und Reden der Mohawks und der anderen Stämme, welche an dem genannten Orte Rath hielten, heben Sie sie gefälligst wohl für mich auf."

(Schluß folgt.)

*) Starb i. J. 1826 als Gouverneur von Malta; er hatte im nordamerikanischen Revolutionskriege mit solcher Auszeichnung gegen die Amerikaner gedient, daß er, erst 25 Jahre alt, bereits zum Obristlieutenant ernannt wurde. D. Red.

**) Die Wahrheit der Erzählung ist dem Verfasser von einem Augenzeugen des komischen Auftritts verbürgt. D. Verf.

Irland vor der Emancipation.

(Fortsetzung.)

Dora kehrte zurück, heftiger als jemals beunruhigt, sie erwartete ihren Gatten, und sann auf eine List, um die Soldaten zu entfernen, im Falle sie ausgefragt würde, ohne jedoch ihr Gewissen durch eine Lüge zu belästigen. Sie dachte nicht einen Augenblick an die Gefahr, die ihr persönlich drohte, weil sie den oben erwähnten Brief geschrieben hatte; ganz mit ihrem Gatten und ihrem Vater beschäftigt, war ihr völlig entfallen, was sie selbst betraf; aber Dan dachte desto mehr daran, und der Zweck seines Besuches war, sie an einen sichern Ort zu führen.

Dora's Nachdenken ward bald unterbrochen, als eine Abtheilung Soldaten auf dem Wege erschien, der sich durch die Niederung zog. An einem Kreuzwege hielten sie an, und theilten sich in kleinere Abtheilungen, um das Land umher zu durchsuchen; die schwächste nahm den Weg, der am Hollundergebüsch vorbeiführte. In diesem Augenblick fühlte sich Dora einer Ohnmacht nahe, sie raffte aber alle Kraft zusammen, und setzte sich an eine solche Stelle des Bergs, daß sie die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich ziehen mußte. Diese riefen sie an, sie antwortete, und schien während sie herankamen, sich gleich einem Kind an dem Anblick der sechs Soldaten und des sie begleitenden Offiziers zu ergötzen.

„Wo wohnt Ihr?" fragte der Offizier; sie wies auf die Hütte.

„Wer wohnt bei Euch?" — „Mein Kind, früher auch meine Mutter, die ist aber seit einigen Wochen gestorben."

„Und Euer Vater?" — „Ich hatte auch einen Vater, aber der ist nun unter dem Boden, möge der Regen sanft herab fallen, und die Sonne scheinen auf den Rasen, der ihn deckt."

„Heißt Ihr nicht Dora Mahony? Ich weiß, daß Euer Vater lebt, und zu einer Schmugglerbande gehört."

„Er hat mir, wenn er mich besuchte, nie etwas von der Art seiner Beschäftigungen gesagt."

„Wo ist Euer Gatte? Es ist schlecht von ihm, Euch hier so allein zu lassen."

„Er hat mich schon lange verlassen, ich weiß nicht mehr genau, wann. Der Kummer hat mich beinahe geistesschwach gemacht. Alles ist meinem Gedächtniß entfallen, außer meinem Geschrei auf dem Berge und meiner Einsamkeit bei der Leichenfeier meiner Mutter."

Der Offizier fragte sie sodann über den Schiffbruch, und sie fühlte sich erleichtert, denn sie wußte nichts davon; dann wollte er wissen, wo ihr Gatte hingegangen sey, sie wußte es nicht. „Wißt Ihr, wann er wiederkommen wird?"

„Ich habe mir oft beim Aufgange der Sonne gesagt, daß sie seine Rückkehr beleuchten werde, und beim Untergang der Sonne war ich eben so verlassen als vorher."

„Könnt Ihr darauf schwören," fragte der Offizier, „daß Euer Gatte weder im Hause noch in der Nachbarschaft verborgen ist?"

„Dora erklärte, sie fürchte allzusehr einen Meineid zu schwören, als daß sie endlich betheuern könne, ihr Gatte sey nicht in der Nachbarschaft, da sie durchaus nicht wisse, wo er sey; sie setzte aber hinzu, sie wolle schwören, wenn man es verlange, daß er nicht im Hause sey, und daß sie weder Waffen noch Munition in Verwahrung habe. Der Offizier willigte in diesen beschränkten Eid, den Dora mit Zuversicht leistete; die Soldaten gingen dann in das Haus, während sie ihr Kind in den Armen wiegte, und verstohlen nach dem Weg an der Küste hinblickte, wo sie ihren Gatten herkommen zu sehen fürchtete. Nach einigen Minuten kamen die Soldaten mit einem Dutzend Piken, einen Musqueton und drei Paar Pistolen aus dem Hause.

„Ihr habt die Waffen selbst mitgebracht," schrie Dora erstaunt, „denn ich schwöre, es waren vor Eurer Ankunft keine darin." — „Stille, stille," sagte der Offizier, „ein Meineid an einem Morgen ist mehr, als es bedarf, um Euch in Verlegenheit zu setzen."

Die Betheuerungen der jungen Frau, und ihr unschuldiges Aussehen schienen indeß den Offizier zu rühren, der ihr den Antrag machte, sie im Hause zu lassen, wenn sie ihm ein schriftliches Versprechen einhändige, daß sie auf die erste Aufforderung eines Friedensrichters sich stellen wolle. Lebhaft erfreut, so wohlfeilen Kaufes los zu kommen, schrieb die leichtgläubige Dora, was man von ihr verlangte, kaum hatte aber der Offizier ihre Schrift erblickt, als er ausrief: „Ergreift sie, sie ist unsere Gefangene!"

„Gefangene?" wiederholte Dora zitternd.

„Ja, und auf eine viel ernstere Klage, als die erstere, denn Ihr habt den Brief an Major Greaves geschrieben."

Niedergedrückt vom Unglück, und doch fast unbekümmert um die Uebel, die nur auf ihr selbst lasteten, dachte Dora nur noch daran, den Abmarsch der Soldaten zu beschleunigen. Sie zauderte und schien verlegen, als der Offizier sie über den Weg befragte, den sie so aufmerksam betrachtete, was ihn bestimmte denselben Weg einzuschlagen, den er am Morgen gemacht hatte, aus Furcht an der Küste erwarte ihn ein Hinterhalt. Die Gefangene mit ihrem Kinde auf dem Arm wurde von einem der Reiter hinten aufs Pferd genommen, und man machte sich auf den Weg. Ihre Aengstlichkeit stieg aufs Höchste, als sie neben dem Hollundergebüsch vorüberzogen, so sehr fürchtete sie, ihr Vater möchte einen Versuch machen, sie zu befreien; aber von der Nutzlosigkeit jeder Bemühung der Art überzeugt, hielt Sullivan es für das Klügste, sich gar nicht zu zeigen, um desto leichter Dan von dem Schicksale seiner Frau benachrichtigen zu können, und ihm den Schmerz zu ersparen, sein Haus leer zu finden, ohne zu wissen, was aus den Bewohnern desselben geworden sey.

Dora ertrug die ermüdende Reise mit Muth und beinahe mit Freudigkeit, da der tröstende Gedanke sie stärkte, daß Dan am Morgen nicht auf den Berg gekommen sey.

Ungefähr um diese Zeit, bald nach der Annahme der Bill, wodurch die irischen Katholiken emanzipirt wurden, kam Herr Tracey mit seiner Familie aus Frankreich zurück. Bei der Ankunft auf seinen Gütern befiel ihn Schrecken und Kummer, als er den Zustand sah, in welchem sich der größte Theil der Thalbewohner befand. Als er Befehle gab, die kleinen Pachtungen zu

vereinigen, glaubte er Alles gethan zu haben, was für die Wohlfahrt des Landes nöthig war; und da Flanagan ihm nie die Klagen mittheilte, welche diese Maßregel erweckt hatte, so glaubte er, Alles stehe aufs Beste. Als er den Bericht über das Unheil und die Verbrechen vernahm, welche die Folge dieser Maßregel gewesen waren, als er Zeuge des erbitterten Krieges zwischen den Reichen und Armen war, als er Gefangene wegführen, Todte und Verwundete fortschaffen sah, und erfuhr, welcher unermeßliche Theil an diesem Unheil auf ihn selbst zurückfiel, war sein erster Gedanke auf den Kontinent zurückzukehren, um sich einem so herzzerreißenden Anblick zu entziehen; sein Freund Rosso aber sprach ihm Muth ein, auf eine seiner würdigere Art zu handeln. Gemeinschaftlich suchten sie nun Mittel, den dringendsten Uebeln abzuhelfen. Die Sachen auf den alten Fuß zurückbringen, war unmöglich; auf der andern Seite konnten sie nicht allen diesen Unglücklichen die Mittel liefern mit Vortheil auszuwandern; aber es war leicht, sie das nöthige Geld gewinnen zu lassen, um ihre Ueberfahrt zu bezahlen, wenn man ihnen irgend eine dem Lande nützliche Arbeit gab, die viele Arme beschäftigte. Die beiden Freunde waren nicht lange ungewiß über das Werk, das unternommen werden sollte. Nur wenige Stunden von den Besitzungen des Herrn Tracey lag ein beträchtliches Dorf, das den Erzeugnissen des Thals einen vortheilhaften Absatz gewähren konnte, aber ein dazwischenliegender Sumpf hinderte jede Verbindung und hauchte während des Sommers pestilenzialische Miasmen aus, welche das Land sehr ungesund machten. Ein mäßiger Damm, und eine wohlgebaute Straße konnten das Ansehen des Landes völlig ändern. Herr Tracey stellte sich an die Spitze des Unternehmens, für das er mehrere Grundeigenthümer gewann. Er gab Allen Arbeit, die sich meldeten, ohne nach ihrem frühern Benehmen zu fragen; denn sein Hauptzweck war, so viele Leute wie möglich dem herumziehenden Leben und dem Verbrechen zu entreißen, und sie einem thätigen und fleißigen Leben wiederzugeben. Der Plan gelang vortrefflich. Von Woche zu Woche nahmen die Räubereien und Mordbrennereien ab, das Thal ward ruhiger, und Herr Tracey selbst erhielt die Gewißheit, daß mehrere Arbeiter den Versprechungen und Drohungen der Whiteboys, welche sie in ihre Bande ziehen wollten, widerstanden hatten. Jeder Arbeiter erhielt alle Sonnabende die zu seinem Unterhalte durchaus nothwendige Summe, der Rest seines Taglohnes kam in die Emigrantenkasse, die rasch anwuchs, und bald die Mittel zu liefern versprach, eine große Anzahl Familien in Amerika anzusiedeln.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Herzog von Orleans besuchte während seines jüngsten Aufenthaltes in England auch die Liverpool-Manchester-Eisenbahn, und der „Moniteur" enthält in einem Schreiben darüber folgende Bemerkungen über diese bewunderungswürdige Einrichtung: „Die Reise von Liverpool nach Manchester auf dem Railroad ist die interessanteste, die man machen kann, und wir konnten nicht genug erstaunen über die unerhörten Schwierigkeiten, die bei der Ausführung dieses herrlichen Werkes überwunden werden mußten. Die größte von allen bestand darin, die Waaren bis an den Kai von Liverpool zu schaffen, ohne den Verkehr in den Straßen zu stören, oder ein unglückliches Ereigniß in dieser volkreichen Stadt zu verursachen. Um Dieß zu erzielen, wurde ein Tunnel oder unterirdischer Gang von anderthalb Meilen Länge unter der ganzen Stadt Liverpool weg durch Felsen gebrochen, mit einer Neigung, die darauf berechnet ist, daß die Dampfmaschine bei dem Eingang in den Tunnel anhält, und der Wagenzug durch seine eigene Schwere sich bis an die Ufer des Mersey hinabbewegt. Den Tunnel aufwärts werden die Wägen durch eine feststehende Dampfmaschine gezogen, an der ein zwei (engl.) Meilen langes Tau befestigt ist, an deren anderem Ende der Zug der Waggons oder Eisenbahnkarren eingehangen wird. Auf ein gegebenes Zeichen beginnt die Maschine zu arbeiten, und zieht mit einer Schnelligkeit von 26 Meilen in einer Stunde die an dem Tau befestigten Wägen aufwärts, die, an der Einfahrt des Tunnels angelangt, eine bereit stehende Dampfmaschine finden, von der sie in anderthalb Stunden nach Manchester gelangen, das 32 englische Meilen davon entfernt liegt. Die Schnelligkeit dieses Zuges ist so groß, daß man berechnet hat, die rohe Baumwolle, die Montag Morgens zu Liverpool ankommt, könne Mittwoch Morgens gesponnen, gewebt und als Manufakturartikel zubereitet ins Ausland geschickt werden. Eier und Milch, die Abends zehn Uhr von Dublin abgingen, kamen zu Manchester am folgenden Morgen um zehn Uhr an. Doch nicht in dem Waarentransporte liegt der eigentliche Ertrag der Eisenbahn, sondern vielmehr in der ungeheuren Zahl der Reisenden; regelmäßig legen des Tages 500 Menschen den Weg von Liverpool nach Manchester auf der Eisenbahn zurück, und manchmal sogar 2000 bis 2500. Die Waggons werden von den Reisenden an der Einfahrt des Tunnels bestiegen, und bestehen aus kleinen, sehr bequemen Wägen, die im Sommer offen, im Winter geschlossen sind, und bequem sechs Menschen fassen. Den meisten Wagenzügen dieser Art schließt sich eine sogenannte „Royal mail coach" an, die eine Miniatur der großen Postwägen ist, die auf den Heerstraßen fahren. Der Herzog von Orleans ließ sich am Tau den Tunnel von Liverpool heraufziehen, und bestieg, nachdem er, an der Einfahrt angelangt, drei Wagenzüge, den einen mit Vieh, den andern mit Reisenden und einen dritten mit schweren Frachtgütern beladen, abgehen gesehen hatte, seine Kalesche, und neben ihm nahm der „Chairman of the rail road" — der Präsident der Eisenbahnkompagnie — Platz, während der Mayor, die Aldermänner und die Deputationen der Gewerke von Liverpool, die den Prinzen alle begleiten wollten, zwei andere von seinen Wägen bestiegen; hierauf wurden diese drei Wägen auf eine Art von Schlitten gestellt, dieser an eine Dampfmaschine befestigt, und fort ging es in den ersten 10 Meilen mit einer Geschwindigkeit von 30 (engl.) Meilen in einer Stunde. Die Eisenbahnwägen durchschnitten mehrere Hochstraßen unter Brücken weg, die von der Eisenbahngesellschaft angelegt wurden, um jede Berührung mit den gewöhnlichen Straßenfuhrwerken zu vermeiden. Diese Brücken sind von einer sehr merkwürdigen schrägen Bauart. Der Prinz und seine Begleiter hielten an verschiedenen Punkten, um diese Bauwerke und die mit bewunderungswürdiger Genauigkeit ausgehauenen Felsen zu besichtigen; holten aber ungeachtet dieses Verzuges die zuletzt abgegangenen Wägen wieder ein, die einige Minuten voraus hatten. Die Frachtgüter, die auf diesem Wagenzuge fortgeschafft wurden, waren so schwer, daß man noch eine zweite Dampfmaschine zu Hülfe nehmen mußte, um sie einen Hügel, der auf halbem Wege liegt, hinaufzuarbeiten. Die ganze Eisenbahn entlang findet man in bestimmten Zwischenräumen Maschinen in Bereitschaft, um im Nothfalle nachhelfen zu können. Bald darauf hielt der Prinz mit seinem Gefolge nochmals an, um den Bau von zwölf Bögen zu bewundern, die über ein sumpfiges Thal, 80 Fuß vom Boden, gesprengt sind. Von da langte man in 24 Minuten in Manchester an, indem die Wägen 11 Stunden in einer zurücklegten, was eine weit größere Schnelligkeit ist, als mit Rennpferden zu machen wäre. Der Wind schnitt ins Gesicht, aber nur daran konnte man die Schnelligkeit der Fahrt abnehmen, da außerdem die Bewegung so sanft war, daß jeder Reisende bequem in seiner Schreibtafel schreiben konnte."

*

Man pflegt gewöhnlich zu sagen, daß man Geist und Geschmack von Jemand nach den Zeitungen beurtheilen könne, die er hält und liest; allein wenn Dieß bei civilisirten Völkern seine Anwendung findet, so ist es keineswegs derselbe Fall in Indien, wo die strenggläubige Bevölkerung

sich wenig um Zeitungen kümmert, und wo selbst ein Blatt, das ihren religiösen Ansichten in jeder Art durch seine orthodoxe Richtung entgegenkommt, nur einen verhältnißmäßig kleinen Leserkreis hat. Die gegenwärtig im Bengalischen geschriebenen Zeitungen sind folgende: „Der Gyannanechun besteht seit einem Jahre, und gibt sich viel Mühe, Aufklärung zu verbreiten, und das Dunkel der Unwissenheit und des Aberglaubens zu lichten. Er hat nur wenige Abonnenten unter den Eingebornen, allein da die Eigenthümer eine gewisse Anzahl Exemplare unentgeltlich vertheilen lassen, so wird er doch von Vielen gelesen, denen er nützlich werden kann. — Der Tschenndrika ist ein orthodoxes Blatt, mit dem ausgesprochenen Zwecke, die brahmanische Religion zu vertheidigen. Es wird von Bhobany Banerdschia, dem Sekretäre des Dharma Schaba, herausgegeben, und findet in den Vorurtheilen des Landes ziemlich viel Unterstützung. Mit Ausnahme einiger der jüngst erschienenen Numern war der Tschenndrika immer bemüht, den religiösen Irrthümern und Vorurtheilen des Volkes zu schmeicheln. Die Abschaffung der Sorties (Sutties) von Lord Bentinck hat das Glück dieses Blattes gemacht, da es sich mit der bittersten Heftigkeit gegen diese Maßregel aussprach, wodurch es unter den Hindus zahlreiche Abnehmer fand. Der Tschenndrika richtete auch an Dharma Schaba eine Bittschrift gegen Lord Bentincks Verfügung; indeß wird er von den Hindus doch nur wenig gelesen. — Der Caumudy wurde von dem Brahminen Ramohun Roy gegründet, um dem Tschenndrika entgegen zu arbeiten, und handelt nur von allgemeinen Gegenständen, die er unter einem liberalen Lichte betrachtet; doch bleibt er in Religion wie in Politik nur auf halbem Wege stehen. Der Caumudy hat nur wenig Abonnenten unter den Eingebornen. — Der Subhaker ist gut redigirt, und wußte sich bis jetzt in einem Just-Milieu zu halten, ohne geradezu die Ansichten des Publikums vor den Kopf zu stoßen, noch auch einem allzu strengen Bigotismus zu fröhnen. Er hat unter den Eingebornen eine ziemliche Anzahl Leser, und seine Freunde hegen eine sehr hohe Meinung von ihm. — Der Bengodut, der aus der Presse der indischen Reformatoren hervorgeht, gleicht seinem Zwecke nach dem Caumudy, ist übrigens nicht geradezu den religiösen Vorurtheilen des Volkes entgegen, noch hängt er ihnen ganz blindlings an. — Der Timur Nasenk ist in einer sehr schwerfälligen Manier redigirt und wird nur wenig gelesen; er sucht der strenggläubigen Masse zu gefallen, läßt sich aber in seinen Ansichten so tief herab, daß er meist seinen Zweck verfehlt, ungeachtet aller seiner Schmähungen gegen die Aufklärer. — Der Cyanody ist eine periodische Schrift, und enthält Uebersetzungen aus englischen vielgelesenen Büchern, mit dem Zweck, ein Taschenbuch für die Schulen in Bengalen zu werden. Die erste Numer dieses Blattes ist die beste von allen, die seit langer Zeit erschienen sind. — Der Bighyana Sebádhi ist gleichfalls ein periodisches Blatt, und enthält größtentheils Uebersetzungen aus gelehrten Werken. — Was den Senmatschar Derpun betrifft, so kann man ihn eigentlich kein indisches Journal nennen, da er von Europäern herausgegeben wird und im Bengalischen und Englischen erscheint. — Aus diesen Andeutungen mag wohl zur Genüge hervorgehen, daß die Hindus noch keine Zeitungsleser im eigentlichen Sinne geworden sind. Der Tschenndrika wird zwar von ihnen am meisten gesucht, hat jedoch nur wenige Abonnenten und noch weniger Leser. Die meisten halten ihn bloß, weil der Herausgeber Sekretär des Dharma Schaba ist, geben sich aber nicht die Mühe, ihn zu lesen. Aus diesem wenigen Geschmack an Lektüre erklärt sich denn auch, daß in Bengalen nur ein einziges Blatt besteht, das im Geiste der Bevölkerung geschrieben ist, und daß selbst dieses, ungeachtet der geringen Postgebühren, die nur die Hälfte Dessen betragen, was die Versendung der englisch geschriebenen Blätter kostet, eine so geringe Verbreitung hat.

*

Das Reuth Dschatra, dieses zu Ehren des Gottes Dschagbernath jährlich begangene Fest, wurde auch heuer unter dem gewöhnlichen Zulauf einer unermeßlichen Volksmenge und mit den herkömmlichen Bräuchen gefeiert. Das Elend, das einige Monate zuvor schon in Kottek und Balasor, in Folge der durch den furchtbaren Orkan vom Oktober vorigen Jahres angerichteten Verwüstungen und der dadurch verunglückten Ernte, geherrscht hatte, ließ muthmaßen, daß die Zahl der Gläubigen, die dieses Jahr dem Dschatra beiwohnen würden, minder beträchtlich als sonst werden dürfte. Allein am ersten Tage des Festes, wo der Wagen des Dschagbernat herumgefahren wird, schätzte man die versammelte Volksmenge bereits auf 50 bis 60.000 Köpfe. Der Wagen des Dschagbernat, so wie die seines Bruders und seiner Schwester, waren mit rother und gelber Leinwand und verschiedenen Zierrathen geschmückt. Das vornehmste Götzenbild zeichnete sich durch sein schwarzes Gesicht aus, und war von einer Menge sehr ehrwürdig aussehender Hindus umgeben, die auf dem Wagen standen und die gewöhnliche Musik bei sich hatten, die übrigens einem fremden Ohr höchst wild und unmelodisch vorkommen muß. Es lag etwas Kriegerisches in diesem musikalischen Lärm und in diesem Getümmel einer zahllosen Volksmenge, und die unendlich mannichfaltigen Sprachidiome, die man hier hören konnte, machten einen höchst eigenthümlichen Eindruck. Die Wägen wurden von ungefähr 4000 Menschen gezogen, dem Aussehen nach Leute vom gemeinsten Volke. Die Seile, deren man sich hiezu bediente, glichen Tauen eines großen Kriegsschiffes. Die Entfernung des Tempels bis zu dem Orte, wohin der Gott alle Jahre gezogen wird, beträgt ungefähr anderthalb Meilen; allein der Zug bewegt sich so langsam, daß man drei bis vier Tage dahin braucht. Ungefähr zwei Tage vor dem Dschatra brach die Cholera unter der Volksmenge aus und richtete große Verheerungen an. Während einer Stunde, wo wir an einer und derselben Stelle saßen, konnten wir auf einem Raume von wenigen Schritten ein halbes Dutzend solcher unglücklicher Menschen als Opfer dieser Krankheit fallen sehen. Uebrigens soll die Pilgertaxe, die jeder bei dem Eintritt in die Stadt bezahlt, nicht so bedeutend wie sonst ausgefallen seyn. Eine Menge Menschen, die sie nicht entrichten konnte und außerhalb des Haupttheres harren mußte, wurde endlich am zweiten Tage des Dschatra unentgeldlich eingelassen. Uebrigens ging Alles ohne Unordnung oder die einst gewöhnlichen Selbstopferungen vorüber.

*

Ueber die Fortschritte des Christenthums in dem Königreiche Travancor enthält das „Missionary Register" folgenden Bericht: „Das Königreich Travancor liegt auf der Westküste des südlichsten Theiles der indischen Halbinsel, zwischen dem 8 und 10 Grad nördlicher Breite. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts wurde es von einer Rani oder Königin beherrscht, die als Regentin für den damals noch minderjährigen Neffen des gegenwärtigen Fürsten die höchste Gewalt ausübte. Die Einwohnerzahl dieses Königreiches ist noch nicht mit Gewißheit ermittelt, doch schlägt man sie auf 1.500.000 Seelen an, unter denen sich gegen 10.000 syrische Christen befinden; die Protestanten belaufen sich auf 4 bis 5000, die Zahl der Katholiken und der Juden ist nicht bekannt. Die übrige Bevölkerung wird von Hindus gebildet, deren Religion nicht wesentlich von der anderer Gegenden Indiens verschieden ist; allein da Travancor der einzige Theil von Hindustan ist, der von den Muselmännern nie unterjocht wurde, so haben sich dort Mythologie, Sitten und Gebräuche, Baukunst, kurz die ganze altindische Eigenthümlichkeit besser erhalten, als irgend anderswo. Die Hauptstadt des Königreiches ist Trivanderam. Die londoner Missionsgesellschaft begann dort ihre Bekehrungsversuche im Jahre 1806 durch den Missionär Ringeltaube, unter dem Schutze des englischen Residenten, Obristen, jetzt Generals Macaulay. Im Jahre 1818 folgte Herrn Ringeltaube der Missionär Charles Mead, und Anderer, deren Bemühungen durch zahlreiche eingeborne Lehrer und Gehülfen erfolgreich unterstützt wurden. Im Jahre 1812 zählte man bereits 677 Personen, die dem Heidenthum entsagt hatten und zum Christenthume übergetreten waren. Im Jahre 1818 bezeigten viele Hindus, die sich von dem Götzendienst offen losgesagt hatten, ein lebhaftes Verlangen, in den Lehren des Christenthums unterrichtet zu werden. In diesem und dem folgenden Jahre stellten sich mit diesem Wunsche gegen 5900 Hindus unter die Leitung der Missionäre. Auch mit den folgenden Jahren nahm die Zahl der Bekehrten zu. Im Jahre 1829 hatten die eingebornen Christen von ihren Landsleuten eine furchtbare Verfolgung zu bestehen, dennoch vermehrte sich ihre Zahl bis auf 4000. Die von Herrn Ringeltaube begonnenen Schulen belaufen sich gegenwärtig auf 97, die Schüler auf 5100, die Mädchen mit eingerechnet; die Meldungen um Aufnahme von Seite der Letztern waren manchmal zahlreicher, als es die Fonds erlaubten. Mit der Mission sind zwei Druckereien verbunden, in denen außer den Elementar- und Schulbüchern, Erbauungsschriften und ein beträchtlicher Theil des neuen Testamentes in Tamulsprache gedruckt worden ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 172. 21 Junius 1833.

Die Indianer im nördlichen Amerika.

(Schluß.)

Diesem Briefe lagen Abschriften der Verhandlungen und von Brandt's Reden bei; so anziehend sie in mancher Hinsicht seyn dürften, so sind sie doch zur Mittheilung für die Gränzen dieses Aufsatzes zu weitläufig. Brandt beschloß seine Laufbahn auf eine elende Art. Er war mit einem guten liebenswürdigen Weibe, einer Halbindianerin verheirathet, von der er zwei Söhne hatte; mit diesen lebte er jedoch in stetem Hader. Bei einem seiner wilden Trinkgelage kam er mit seinem ältesten Sohn in einen heftigen Wortstreit; dieser erhitzte sich zuletzt so, daß der erbitterte Sohn sich an dem Vater vergriff; sie rangen mit einander, stürzten, und beide rollten nun mit gezogenen Dolchen, fortkämpfend auf dem Boden hin; und ehe man sie aus einander bringen konnte, hatte der Vater, zu seiner eigenen Vertheidigung, dem Sohne eine tödtliche Wunde beigebracht. Brandt überlebte dieses unglückliche Ereigniß nicht lange, sondern beschleunigte seinen Tod durch das maßloseste Trinken. *)

Wir dürfen die Eigenschaften, die Sinnesweise und Handlungsart dieses Volks in dessen früherem Zustande nicht nach seiner jetzigen gesunkenen sittlichen und leiblichen Beschaffenheit beurtheilen. Die spanisch-mexikanischen Landleute haben Montezuma's Zwingherrschaft und Aberglauben lediglich um der Spanier Gewaltdruck und blindes Glaubenswesen getauscht. In Kanada finden viele umherziehende Haufen bei der Pelzhandelsschifffahrt auf den Seen gelegentliche Beschäftigung und Verdienst; Andere, von den Stämmen der Messuagen und Mukmaks wandern ganz wie die Zigeuner umher, und suchen sich ihr kümmerliches Daseyn zu fristen: alle diese sind Mestizen oder solche Indianer, die zu einer Art von Christenthum halb herangebildet, in Dörfern zusammenwohnen und Ackerbau zu treiben pflegen. — In den entlegeneren Theilen des nördlichen Festlands trifft man indessen noch jetzt einige Indianerstämme, die das Gepräge ihres ursprünglichen Charakters an sich tragen. Von diesen hat namentlich Kapitän Franklin in seiner äußerst anziehenden Beschreibung seiner Reise nach dem Eismeere eine günstige Schilderung gegeben; allein selbst diese schmelzen in den weiten Länderstrecken um die Hudsonsbay und westwärts den Felsenbergen zu, ihrem eigenen Schnee gleich, schneller und schneller hinweg. Jene Urwohnerstämme, die Krihs, die Kupferminen- und die Hundsrippen-Indianer könnten — mit Mann, Weib und Kind — keine tausend Köpfe mehr zusammenbringen.

Von den furchtbaren Martern, welche die verschiedenen Stämme ihren Kriegsgefangenen anzuthun pflegten, hört man nichts mehr — und diese günstige Veränderung muß man ganz allein der Ausbreitung des Christenthums zuschreiben, das, wenn es gleich noch manche unbekehrte Stämme gibt, doch seinen milden Geist und wohlthätigen Einfluß unter dem rothen Volke so verbreitet hat, daß, so viel ich weiß, jene Grausamkeiten überall außer Gebrauch gekommen sind. Dieß veranlaßt mich, hier noch die Schilderung eines solchen Auftritts, wie er mir von einem Augenzeugen, einem kanadischen Franzosen, erzählt wurde, mitzutheilen. Das schauderhafte Schauspiel fand zwar schon vor längerer Zeit statt, dürfte aber wohl das letzte dieser Art gewesen seyn, und schon in dieser Hinsicht ein besonderes Interesse erre-

*) Aus einer andern Quelle geben wir hier noch Einiges über diesen merkwürdigen Mann zur Erläuterung oder Vergleichung: „Joseph Brandt, ein Mohawk, ward in seiner ersten Jugend in eine Schule von Neuengland geschickt. Er zeigte viele Fähigkeiten und machte beträchtliche Fortschritte im Lateinischen und Griechischen. Man brachte ihm auch die Grundsätze der christlichen Religion bei; und er bewies sich als ein warmer Verehrer des Christenthums, übersetzte auch, in der Hoffnung, dereinst seine Nation zu bekehren, das Evangelium Matthäi und die Liturgie der englischen Kirche in die Mohawksprache. In seinen Sitten zeigte er vielen Anstand, und selbst viel Sanftes (?). Brandt hatte seine Studien noch nicht völlig beendet, als der englisch-amerikanische Krieg ausbrach. Die ihm angeborne Ruhmbegierde machte, daß er die Schule sogleich verließ; und er stieß mit einem Korps Mohawks zu den englisch-königlichen Truppen. Er that sich bald durch Tapferkeit und Klugheit hervor, und stieg daher zum Kapitän in königlichen Diensten und zum Oberhaupte seiner Nation. — Brandt benahm sich fast bei jeder Gelegenheit (?) als ein sehr anständiger Mann. Er wußte die Mohawks nach Endigung des Kriegs zu überreden, daß sie New-York, wo sie am Mohawkflusse wohnten, verließen und sich nebst ihm in Kanada, in der Gegend des Grand-River, der in den See Erie fließt, ansiedelten. Er selbst bezieht eine ansehnliche königliche Pension, und stand als ein eben so gesch[illegible]ter als tapferer Mann bei den Wilden und auch bei den Europäern in keinem geringen Ansehen. Die bekannte Reisende, Frau von Riedesel, fand in ihm einen sehr gebildeten und vorzüglich sanften Mann. Indessen ließ sich dieser sonst so schätzbare, ausgebildete, wohlunterrichtete Brandt dennoch zu Zeiten von jener furchtbaren Hauptleidenschaft seiner Nation, Rachsucht, zu manchen Gräßlichkeiten hinreißen."

gen. Die Tscherokisen oder Sechs Völkerschaften lagen, von den Engländern unterstützt, mit den indianischen Bundesgenossen der Franzosen zu Michillimakinak in Fehde. Ein berühmter tscherokisischer Krieger wurde in einem Scharmützel gefangen genommen und zum Pfahl verurtheilt. Die Hinrichtung fand dem Fort gegenüber statt, und die Utiaken, ein verbündeter Stamm, wurden von dem Befehlshaber eingeladen, „die Fleischbrühe ihrer Feinde zu trinken." Ein starker Pfosten wurde fest in die Erde eingeschlagen, ein tüchtiges Feuer angemacht und alte Ladstöcke und Flintenläufe geglüht. Nackt und schwarz bemalt und seinen Todesgesang anstimmend, ward nun der tscherokisische Häuptling langsam mitten in den Kreis geführt und dann an Händen und Füßen, jedoch so, daß er sich immer noch dabei herumbewegen konnte, an den Pfahl fest angebunden; worauf die Martern begannen. Ein französischer Händler ergriff einen an dem einen Ende glühend heiß gemachten Ladstock, ein Utiakenhäuptling einen andern und Beide fuhren nun mit dem Eisen quer über die Füße und langsam an der innern Seite der Beine und Schenkel des Schlachtopfers hinauf, das während dem, ohne zu zittern oder zu zucken, seinen Sterbegesang fortsang, plötzlich aber warfen sie die Ladstöcke weg und fuhren jetzt mit der rothgeglühten Bodenplatte einer Messingpfanne über seine Schenkel und rieben sie an seinen Hüften und Lenden. Da schrie er laut auf, das Feuer sey „mächtig," worauf die ganze Versammlung ein Siegsjauchzen ausstieß: „Du bist ein schöner Kriegerhäuptling;" schrie Alles — „du schrickst vor dem Feuer zurück, wie ein Kind — du bist kein Mann!" Ein Utiake machte hierauf einen langen Schnitt oder Schlitz in seine Seite, stopfte Pulver in die Wunde, und zündete es an. Zur verglühenden Holzkohle gedörrt und versengt — schrie der Gefangene nach Wasser, das man ihm auch gab, nicht zur Schmerzenlinderung, sondern um ihn in den Stand zu setzen, noch ärgere Qualen auszuhalten. Mit dem Skalpirmesser in der Faust trat ein Indianer vor und zog ihm die Kopfhaut ab, die nun hinten hinabhing, während ein Anderer ein Pflaster von heißgeglühtem grobem Sande um die bloßliegende Hirnschale schlug. Der Gefolterte verlor jetzt alle seine Standhaftigkeit, überließ sich der wildesten Verzweiflung, und versuchte sich das Hirn an dem Pfosten einzuschlagen. Die ganze Zeit über dauerte das Jubeln und Jauchzen seiner Peiniger, die ihn zugleich mit den beißendsten Hohnworten überschütteten. Zwei volle Stunden dauerte so, ohne Nachlaß oder Milderung, seine Folterung! Zuletzt, als er schwach und todmatt wurde, banden sie ihn los und riefen: „Jetzt lauf' zu, wir schenken dir das Leben!" Blutend und an jeder Pore und Fiber verbrannt, taumelte er nun herum, stürzend und sich wieder aufraffend, wie ein Trunkener. Sie trieben ihn nach der untergehenden Sonne, auf dem Wege zu dem Schatten hin, indem sie ihn mit Steinen warfen, wobei er noch so viel Muth und Lebenskraft zeigte, daß er seinen Verfolgern ihre Steinwürfe zurückgab. Endlich wurde er unter dem Steinhaufen zu Tode gequetscht, und ein Jeder schnitt sich nun ein kleines Stückchen Fleisch von ihm ab, um es zu braten und damit das gräßliche Fest zu beschließen.

Ireland vor der Emancipation.

(Schluß.)

Während dieser Zeit seufzte die arme Dora im Gefängniß, wo sie lange sich befand, ohne über die Gefahren, die ihr drohten, sich Rechenschaft geben zu können. Ihr Kind, das sie unter ihren Augen hinschmachten sah, weil es die irische Luft nicht mehr genoß, die es auf dem Berge eingeathmet hatte, nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Tag und Nacht hielt sie es in ihren Armen, und suchte sein Geschrei zu stillen, das ihr von Seite der in dem Gefängniß aufgehäuften Elenden Vorwürfe und Beleidigungen zuzog. In einer Nacht war die Hitze übermäßig, das Kind, kränker als je, ließ sich durch die Liebkosungen seiner Mutter nicht beruhigen, und das Geschrei und die Verwünschungen ihrer Unglücksgefährten, welche durch das Aechzen des armen Kleinen ihres Schlafes beraubt wurden, ward so heftig, daß Dora endlich den Entschluß faßte, sich von ihrem Kinde zu trennen. Die Verlegenheit war nur, wem sie es anvertrauen solle, denn sie wußte durchaus nicht, was aus ihrem Vater und ihrem Gatten geworden war. Sie dachte an den Pater Glenny, und verlangte dringend, man möchte ihn benachrichtigen, daß sie ihn zu sehen wünsche. Der ehrwürdige Greis ließ nicht lange auf sich warten, aber betroffen über die Aenderung, die mit ihr vorgegangen war, konnte er lange Zeit kein Wort hervorbringen. Auch Dora drückte Anfangs nur mit Thränen die Bitterkeit ihres Herzens aus, endlich bat sie den Priester, die Sorge für ihr Kind zu übernehmen. Der Pater Glenny versprach ihr mehr, als sie zu hoffen gewagt hatte. Er nahm es über sich, dasselbe in Sullivans Hände zu übergeben, dessen Versteck ihm unter dem Siegel der Beichte anvertraut worden war.

Nachdem er sie über das Schicksal ihres Sohnes beruhigt, wollte er auch mit Dora über ihre eigene Lage und die Mittel zur Vertheidigung sprechen, die sie geltend machen konnte; fand aber, daß sie in dieser Hinsicht in eine Apathie verfallen sey, die er nicht besiegen konnte. Sie war überzeugt, daß alle Bemühungen zu ihren Gunsten unnütz seyn würden, auch dankte sie dem Pater Glenny für seine Güte, und bat ihn nur, ihr Kind, dessen Geschrei sie von Sinnen bringe, fortzunehmen. Kaum hatte sich der Pater mit demselben entfernt, so fiel sie erschöpft auf ihr Bett nieder, wo sie seit langer Zeit keine Ruhe mehr gefunden hatte. Ein Schlummer von 48 Stunden, den erst die Wachen unterbrachen, die sie vor das Tribunal führen sollten, gab endlich der Gefangenen das Gefühl ihrer Gefahr und ihrer Verlassenheit wieder.

Niemals lag auf dem Gesichte eines Angeklagten der Ausdruck eines so tiefen Schmerzes, niemals wurde ein Urtheilsspruch mit so viel Ruhe und Resignation aufgenommen. Dora erhielt Alles, was das Gesetz und die Menschen ihr gewähren konnten: einen guten Anwalt, eine unparteiische Jury und mitleidige Richter, aber ihre Schuld war so offenbar, und sie selbst that auch so wenig, um den Wunsch, sie unschuldig zu finden, zu unterstützen, daß die Verurtheilung zu lebenslänglicher Deportation einstimmig ausgesprochen wurde.

Durch die Jagd, welche die Soldaten an dem Tage von Dora's Verhaftung auf die Whiteboys gemacht hatten, war Dan verhindert worden, sich in die Hütte zu begeben, und Sullivan wieder zu sehen, der einen andern Zufluchtsort gesucht hatte. So erfuhr er das Schicksal seiner Frau erst wenige Tage vor dem Urtheilsspruch, der sie ihm auf immer entriß. Sobald er den Spruch erfuhr, schwur er sie zu befreien, aber seine Gefährten, deren Anzahl durch Verhaftungen und Abfall mit jedem Tage schmolz, fanden das Unternehmen über ihre Kräfte. Uebrigens wäre bei den von den Magistratspersonen ergriffenen Maßregeln auch der bestentworfene Plan gescheitert. Ein kleines Fahrzeug warf in einer der Stadt nahe gelegenen Bucht Anker, und die Verurtheilten wurden dahin geführt, ohne daß irgend Jemand zuvor von ihrer Abreise unterrichtet gewesen wäre. Der Pater Glenny, dessen Christenliebe sich niemals verläugnete, fand sich allein auf der Stelle ein, um den Unglücklichen, welche nun ihr Vaterland verlassen mußten, seinen Segen zu geben. Dora schien ihn gar nicht zu erkennen, so sehr hatte sie der Schmerz vernichtet; nur der Name ihres Kindes entschlüpfte ihrem Munde, als sie in die Schaluppe stieg.

Auf dem Rückweg nach Hause begegnete der Priester Herrn Tracey, der die Arbeiten beaufsichtigte. Er sprach ihm von dem zerreißenden Schauspiel, dessen Zeuge er gewesen war, und erneuerte den Kummer des rechtschaffenen Mannes durch die Mittheilung von Dora's Verurtheilung. Als sie längs der Küste hingingen, bemerkten sie in einiger Entfernung einen Greis, der ein Kind auf seinen Armen wiegte: „Das ist Sullivan," sagte der Pater Glenny, „und das Kind der armen Dora, ich hoffe, daß Sie den Zufall nicht mißbrauchen werden, um ihn der Gerechtigkeit zu überliefern.

„Gott möge mich bewahren," rief Tracey, „ich scheue mich selbst, ihn zu erschrecken, und mag mich ihm deßhalb nicht nähern."

Als er diese Worte kaum gesprochen hatte, fuhr ein Schiff hinter dem Felsen hervor, der die Aussicht aufs offene Meer verbarg; es war das Schiff, welches die Verurtheilten führte. Dora war auf dem Verdeck, Sullivan erblickte sie, und beide stießen zu gleicher Zeit ein durchdringendes Geschrei aus. Die beiden Spaziergänger entfernten sich, um den Schmerz des Greises nicht zu stören; als sie sich aber umwandten, um das Schiff noch einmal zu sehen, erblickten sie neben Sullivan einen Menschen, der sich der schrecklichsten Verzweiflung überließ. „Das ist Dan!" rief der Pater Glenny; „erlauben Sie, daß ich versuche, diesen beiden Unglücklichen einigen Trost einzuflößen." Er trat näher, kaum hatte ihn aber Dan erblickt, als er schnell in die Felsen sich entfernte, und verschwand.

„Ihr werdet Dan nun nicht mehr sehen," sagte Sullivan zu dem Priester, der fragte, was aus seinem Schwiegersohn geworden; „leider aber werdet Ihr noch oft von ihm hören. Nur in der Finsterniß und begleitet von dem Schrecken, den er einflößt, wird er sich zeigen; mögen die, die ihn wahnsinnig gemacht, die Thaten seines Wahnsinns verantworten!"

Der Pater Glenny that einige Fragen, auf die der Greis nur die Worte erwiderte: „Ich bin jetzt allein auf der Erde, und ohne dieß arme Kind stünde ich in keiner Verbindung mehr mit den Menschen: das ist das Gesicht eines Teufels, das uns so eben erschien. Gott bewahre uns lange vor einem solchen Anblick!"

Die Prophezeiung Sullivan's traf ein. Die Opfer der Gewaltthätigkeiten Dans konnten von diesem Tage an allein die Versicherung geben, daß er noch lebe, und er, der der Stolz und die Liebe des Thals gewesen war, wurde dessen Geißel. *)

*) Der vorliegende Artikel, der den „Illustrations of Political Occonomy" der M.ß Martineau entnommen ist, mag den Lesern anschaulich machen, wie diese junge Schriftstellerin die verschiedenen Materien der politischen Oekonomie, vorzüglich mit Bezugnahme auf die Verhältnisse von England, abgehandelt. Bis jetzt hat Miß Martineau neun solcher Erzählungen herausgegeben, von denen jede gleichsam die dramatische Bearbeitung eines Satzes der politischen Oekonomisten Malthus, M'Culloch, Senior und Mill ist. Die erste dieser Erzählungen ist Life in the Wilds — Leben in der Wildniß, und hat zum Zwecke die Elemente des Reichthums und die Vortheile der Vertheilung und Oekonomie der Arbeit darzuthun. Die zweite beleuchtet den Nutzen des Kapitals und namentlich der Maschinerie und ist „The Hill and the Valley" — der Hügel und das Thal überschrieben. Die vierte hat ein beliebtes Prinzip der politischen Oekonomisten zum Texte: die Vereinigung der kleinen Pachtgüter in große Pachthöfe und trägt die Ueberschrift Brooke and the Farm of Brooke — Brooke und Brooke's Pachtgut. — Die vierte „Demerara" ist gegen die Kolonialsklaverei gerichtet. Die fünfte, „Ella von Garveloch" soll das Verhältniß des Bodenertrages und der davon dem Eigenthümer zu entrichtenden Zinsen auseinander setzen. Die sechste, „Garveloch's Unglück und Mißgeschick" ist ganz in malthusischem Geiste gegen allzugroße Zunahme der Bevölkerung gerichtet. Das malthusische Prinzip, der Zunahme der Bevölkerung möglichst Einhalt zu thun, erscheint in diesem politischen Roman in seiner idealen Verklärung in der Person Ronald's, der in die Wittwe Katie verliebt und von ihr wieder geliebt, seine Pflichten gegen die Gesellschaft allzu gut kennt, als daß er nicht bei der reißenden Zunahme der Bevölkerung von Garveloch auf das Glück der Ehe verzichten sollte. Mit gebrochenem Herzen begnügt er sich eine Familie von Neffen und Nichten zu erziehen und stirbt als Junggesell in einem Geruch von Heiligkeit. Die siebente Erzählung: „Manchester Strike" — der Bund der Handwerker zu Manchester, enthält einige gelungene Gemälde von dem Zustande der Handwerksbevölkerung in den englischen Manufakturstädten und mehrere heilsame Lehren an dieselbe über die Nutzlosigkeit ihrer Verbindungen und Versammlungen. In der achten: „Cousin Marshall" — Vetter Marschall — verfolgt Miß Martineau ihre Lieblingsidee: Abschaffung der Armengesetze und aller öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten überhaupt. — So wenig man Miß Martineau Geist, Kenntniß und Geschicklichkeit in der Behandlung ihrer Gegenstände absprechen kann; so sehr muß man bedauern, daß sie den Ruhm einer politischen Schriftstellerin nur auf Kosten ihrer Weiblichkeit erwerben konnte; denn welches Gemüth möchte sich mit einem weiblichen Wesen befreunden, das Wohlthätigkeit und Fürsorge für die Armuth als fluchwürdig verdammt, gegen die Ehe predigt und Mutter zu werden, für ein Verbrechen gegen die Gesellschaft erklärt? —

Vermischte Nachrichten.

Vor dem Lord-Mayor trat neulich der Marktschreiber Goldham gegen einen Bummaree oder Fischhöcker in Billingsgate, Namens Thomas Gilson, der ihn mit einem großen Prügel unter furchtbaren Drohungen verfolgt hatte, klagend auf, und brachte vor: „Unaufhörlich sehe ich mich zu Einschreitungen gegen diesen Menschen veranlaßt, der das Publikum durch zahllose Kniffe und Betrügereien zu übervortheilen sucht. Eines seiner gewöhnlichen Kunststücke ist, daß er die Kiemen lebendiger Fische solchen einsetzt, die schon lange todt sind, oder die Köpfe stinkender Fische mit frischen Augen ausstaffirt. Manchmal besprengt er die alten Kiemen eines Fisches mit etwas Blut, als ob derselbe erst frisch abgeschlagen worden, und alte Weiber lassen sich hiedurch hinters Licht führen. So verkaufte er einer Frau eine Steinbutte, die schon so lange gelegen, daß sie ganz schwabbelich geworden war; um nun den Fisch wieder steif zu machen, füllte er ihn mit einem Stück Holz aus, und fand bald einen Käufer dafür; aber am folgenden Tage kam die Frau, die er damit angeführt hatte, wieder auf den Fischmarkt, und sagte: Guter Mann, ich will euch keine Schuld geben, aber wir konnten von dem Fische keinen Bissen essen. Es muß wohl recht gelitten haben, das arme Thier, denn als wir es gekocht hatten, fanden wir, daß es ein Stück Holz verschlackt hatte, so groß wie der ganze Fisch." — Der erfindungsreiche Fischhöcker läugnete keineswegs die ihm zur Schuld gelegten Betrügereien, und meinte bloß, es seyen Handwerksvortheile, und die Käufer wollten es selbst nicht anders: „Denn, sagte er, sie wollen keinen Fisch kaufen, wenn er nicht so steif ist, wie ein Schüreisen, und was war es denn, wenn ich deßwegen ein sauberes Stück Holz hineinschob, um meine Waare an Mann zu bringen." — Der Lord-Mayor theilte diese Ansicht nicht, und verurtheilte den ehrlichen Mann, Bürgschaft zu leisten, oder mit andern Worten, er verwies ihn an die zuständigen Gerichte.

•

In der königlichen Gesellschaft zu London trug Herr Th. J. Pettigrew eine Abhandlung über einen merkwürdigen Fall von ungewöhnlicher Fettleibigkeit vor, der an einem Knaben, Namens Thomas Hardy Kirman, beobachtet wurde. Th. Hardy Kirman ist im April 1821 auf der Barrow-Mühle in Lincolnshire geboren. Sein Vater, ein Müller, ist ein Mann von mittlerer Größe, aber mit einiger Anlage zur Wohlbeleibtheit; seine Mutter ist eine große und starke Frau. Bei der Geburt des Knaben war keine ungewöhnliche Größe und Dicke an ihm zu bemerken, und er genoß bis in sein sechstes Jahr einer vollkommenen Gesundheit. Um diese Zeit wurde er durch einen Schenkelbruch genöthigt, fünf Wochen das Bett zu hüten, von dem er kaum wieder aufgestanden war, als eine unvorsichtige Anstrengung ihm eine Knieverrenkung zuzog, die ihn von Neuem eben so lange ans Bett fesselte. Während das Kind diese Zeit über genöthigt war, sich unthätig zu verhalten, ging eine äußerst schnelle Entwicklung seiner Größe und Dicke vor sich, die immer mehr zunahm, und vorzüglich in den letzten zwölf Monaten bemerkbar wurde. Zur Zeit, wo der Knabe Herrn Pettigrew vorgestellt wurde, war er erst 11 Jahre und 10 Monate alt; hatte eine Größe von 5 Fuß 1 Zoll, englisches Maß, und wog 198 englische Pfund. Seine Brustwölbung maß 42½ Zoll, sein Bauch 44 Zoll; sein Becken 43½ Zoll. Der Schenkel hatte einen Umfang von 27 Zoll, die Wade 18½ Zoll, der Arm 13 Zoll, der Vorderarm 11, das Handgelenk 7. Von einer Schulter bis zur andern maß er 19 Zoll. Das Fett des Knaben ist fest und seine Muskulatur stark ausgebildet. Seine Dicke scheint ihm bis jetzt noch nicht lästig zu fallen; er ist und schläft mäßig, hat seine volle Thätigkeit, und ist in seinen Beschäftigungen und Spielen wie jedes Kind seines Alters. Spuren von Mannbarkeit waren noch nicht an ihm bemerklich geworden. Kirman hat einen Bruder und zwei Schwestern, die an Größe und Dicke nichts Ungewöhnliches verrathen. Herr Pettigrew schloß seinen Vortrag mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Entwicklung übermäßiger Fettleibigkeit. In sumpfigen und nassen Gegenden kommt dieselbe häufiger vor, als anderswo; man findet häufigere Beispiele davon in England als in Frankreich, und überhaupt im Süden von Europa. Oft ist eine erbliche Anlage dazu da, die jedoch immer durch Mitwirkung günstiger Umstände zur Entwicklung gebracht werden muß; die hauptsächlichsten sind Ruhe des Geistes, ein gleichmüthiger Charakter, überflüssige Nahrung, Genuß gewisser Speisen und Getränke, die viel Nahrungsstoff enthalten, endlich geringe Körperbewegung, die entweder in phlegmatischer Anlage oder in zufälligen Umständen, wie bei dem jungen Kirman, ihren Grund hat.

•

Die petersburger Handelszeitung enthält einen Auszug aus dem Berichte der russisch-amerikanischen Kompagnie, welcher am 20 December 1832 (1 Januar 1833) in der Versammlung der Actionäre vorgelesen worden war. Man ersieht daraus, daß im Laufe des Jahres, vom Mai 1831 bis Mai 1832, in den Kolonien Alles zum Besten ging, und die Verhältnisse mit den Wilden auf dem vorigen Fuße blieben. In dieser Zeit wurde die zweite Expedition nach dem nördlichen Meere zum Behufe des Handels mit den Eingebornen vollzogen, und dabei die Insel Stuart in Augenschein genommen, wohin man wegen des Handels mit dem Innern Amerika's eine Niederlassung zu führen gedenkt; man fand daselbst einen Hafen und eine zur Anlegung einer Pflanzstadt wohlgelegene Stelle. Auf der kurilischen Insel Sjemissur wurde bei dem bronowischen Hafen eine neue Niederlassung gegründet. Nach dem Ufer des amerikanischen Kontinentes wurde ein Schiff gesendet zur Wiederaufnahme des früher in den Meerbusen Jakutat und L'una betriebenen Biberfanges, wo sie früher beinahe völlig ausgerottet worden waren, jetzt aber wieder sich sehr vermehrt haben. Zum Behufe des Handels mit den Eingebornen, welche auf dem nördlichen Theile des Rußland gehörigen amerikanischen Kontinentes wohnen, gedenkt man gleichfalls eine Kolonie an den Fluß Kwikpacha zu führen. Der Handel mit den Koloschen, welche auf dem nordwestlichen Ufer Amerika's leben, befand sich fast ausschließlich in den Händen der Vereinigten Staaten. In der letzten Zeit wurde die englische Hudsonskompagnie eine bedeutende Nebenbuhlerin der Amerikaner bei diesem Handel. In Erwartung der Folgen dieser Rivalität und des Ablaufes der Konvention, der zufolge die Amerikaner das Recht des Handels mit diesen Gegenden in Anspruch nehmen, macht die russisch-amerikanische Kompagnie Vorbereitungen den Handel daselbst von Seite jener Kompagnie in Aufnahme zu bringen. Dieser Unternehmung kann der besondere Umstand sehr zu statten kommen, welcher in dem Berichte des Obergouverneurs der Kolonie erwähnt ist. Einer der vornehmsten und unruhigsten Häuptlinge (Tojen) der Koloschen, Namens Nauschkeil, besuchte häufig Sitcha, wurde von unserm Gottesdienste gefesselt, und erklärte endlich dem Gouverneur seinen festen Entschluß, den christlichen Glauben anzunehmen; dann bereitete er sich unter Leitung des ersten Geistlichen einen ganzen Monat lang zur Taufe vor, und wurde endlich am 5 April in der Kirche zu Sitcha getauft. Dieß Ereigniß machte einen tiefen Eindruck auf die Koloschen, und viele der ersten Tojens ließen dem Gouverneur sagen, daß sie erst jetzt überzeugt seyen, daß die Russen ihnen nichts Böses thun, sondern in Frieden mit ihnen leben wollen da sie ihren Häuptling unter die Rechtgläubigen aufnähmen. Bald darauf erschienen die Häuptlinge aus den Dörfern Kenu und Kunzowa in Sitcha, und erklärten, da sie jetzt unsere freundliche Gesinnung gegen die Koloschen gesehen hätten, so wären sie, daß die Russen zum bequemen Betrieb ihrer Geschäfte sich in den erwähnten Orten niederlassen möchten, und sie versicherten, daß die Russen nicht das mindeste zu befürchten hätten, daß es jetzt Zeit sey, frühere Streitigkeiten zu vergessen und immer mit einander in Eintracht zu leben. Der Obergouverneur glaubt, daß durch diese von den Koloschen selbst beantragte Ansiedlung unsere Absichten auf den Handel mit den westlichen Ufern Amerika's am besten befördert würden, und daß wir bei der jetzigen Stimmung der Koloschen, trotz ihrer Unbeständigkeit, nicht nur Kenu und Kunzowa, sondern auch andere Punkte an der Meerenge besetzen, auf diese Art auf dem amerikanischen Kontinente festen Fuß fassen, und den Handel des ganzen uns gehörigen Ufers dahin ziehen könnten.

•

Der König von Spanien, der erfuhr, daß man das Haus des unsterblichen Verfassers des Don Quixotte, Michael Cervantes de Saavedra, in der Straße Francos Nr. 20 in Madrid, wegen Baufälligkeit abbrechen wolle, ließ das Gebäude seinem Besitzer abkaufen, mit dem Befehle, es auszubessern und über dem Eingange die Büste des großen Dichters aufzustellen. Mit der Ausführung dieser Büste wurde der Director der königlichen Akademie von San Fernando, Don Esteban de Agreda, beauftragt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 173. 22 Junius 1833.

Skizzen aus Südamerika.

(Aus Waterton's, besonders in naturgeschichtlicher Hinsicht schätzbaren Reisen in Südamerika.)

1) Der Essequibo.

Hat man sich dem Essequibo bis auf eine halbe Stunde genähert, so verwandelt sich der Boden, der bis dahin zu drei Viertheilen mit Sand gemischt war, in rothen Kies und Felsen. In diesen einsamen, entlegenen Gegenden wurde allem Anscheine nach die Bekleidung der Erde noch nie durch Feuer verletzt, noch ihre Erzeugnisse von der zerstörenden Hand des Menschen angetastet. Hier wächst das herrlichste Grünholz, *) und im reichsten Ueberfluß findet sich der Rothholzbaum, **) der Wallaba, ***) der Siloabali, der Sawari, ****) der Buletre, der Taurorura †) und der Mora, ††) deren säulengerade Stämme bis zu einer Höhe von 60 bis 70 Fuß, ohne alle Knorren und Aeste aufsteigen.

Unwillkürlich hemmt hier der Wanderer seine Schritte und verliert sich im Anschauen dieser großartigen Vegetation. Allenthalben, wohin der Blick sich wendet, die mannichfaltigsten Erzeugnisse der Natur in unzählbarer Menge, in Ueberfülle der Lebenskraft allerwärts sich hervordrängend, aus Verwesung und Moder immer neu sich erzeugend, ein unaufhörlicher, ununterbrochener Uebergang von Zerstörung und Wiedergeburt. Vom Samenkorn an, das auf der Fläche des Bodens sich öffnet, um Wurzeln zu schlagen, bis zu den höchsten, stärksten Bäumen, die himmelan streben und in wilder Ueppigkeit wuchernd, hier dicht beisammen, dort vereinzelt stehen, einige gekrümmt und knorrig, andere glatt und gerade wie Lanzenschäfte, vereinigt sich hier Alles in bewunderungswerthem Verhältniß zu Erfüllung der von der Natur angewiesenen Bestimmung.

Die großen fruchtbaren Strecken von Demerary wären der Untersuchung kundiger Reisenden vorzüglich zu empfehlen. Was für ungeheure Waldungen dehnen sich nicht von den Felsen von Saba (einem englischen Posten am Demerary) bis zum großen Wasserfall aus, und welch unermeßliches Feld bietet sich nicht von dort dem forschbegierigen Wanderer bis zu den Ufern des Essequibo. Ohne Zweifel gibt es hier noch eine Menge von bis jetzt unbekannten Balsamen, Arzneikräutern, Harzen, Gummis und Oelen, deren Entdeckung dem Reisenden Mühe und Beschwerden reichlich lohnen würde. Das Klima ist auf diesen Bergen außerordentlich gesund, und der Boden wäre wohl geeignet, eine gewisse Anzahl von Ansiedlern zu ernähren. Die Indianer dieser Gegend wären bei zweckmäßiger Behandlung leicht zu vermögen, die neuen Niederlassungen zu unterstützen; würden sie für ihre Arbeiten gehörig belohnt, so wäre bald eine dauernde Verbindung hergestellt, und ein sicherer Weg zu ihrer Bekehrung zum Christenthum gebahnt. Es sind arme, gutherzige und friedliche Menschen, die bei ihrer elenden umherziehenden Lebensart eher Mitleid als Furcht einflößen.

Auf meiner Reise von Stabroeck bis zum Felsen Saba, und von da bis zu den Ufern des Essequibo, hatte ich Niemand als einen Dolmetscher bei mir: zwei und ein halber Tag waren, seit ich den Fußpfad am westlichen Ufer des Demerary betreten hatte, verflossen, bis Alles bereit war, und das Kanot auf dem Essequibo schwamm. Noch einen Tag bedurfte es dann, um es völlig zur Fahrt einzurichten, und Alles darin an Ort und Stelle zu bringen. Nachdem man die Tage und Nächte in einem für die Strahlen der Sonne und des Mondes undurchdringlichen Walde zugebracht hat, fühlt man sich plötzlich wieder ans Licht hervortretend zu lebhafter Freude aufgeregt. So wie man den Wald verläßt, hat man das niedrige und flache westliche Ufer des Essequibo vor sich; der Fluß ist hier zwei Drittel breiter als der Demerary bei Stabroeck.

(Schluß folgt.)

*) Greenheart — der indianische Name dieses Baums ist Accorabrod. Sein Holz ist von gelbgrüner Farbe, sehr hart und als Bauholz sehr geschätzt.

**) Purple heart. Der indianische Name dieses Baumes ist Pascuni; die Eingebornen schälen seine Rinde in Einem Stück ab, und verfertigen kleine Kanots daraus, die sie auf den Schultern mit sich tragen, wenn sie über Wasserfälle oder reißende Stellen setzen wollen.

***) Er hat ein sehr hartes Holz von dunkelrother Farbe, aus dem eine Art Theer bereitet wird.

****) Ist ein majestätischer Waldbaum von ungeheurer Größe; er trägt eine sehr schmackhafte Nuß von der Größe eines abgeplatteten Hühnereies.

†) Ein großer Baum, der wenig benutzt wird, dessen Rinde aber sehr wohlriechend ist.

††) Ein ungeheurer Baum von sehr hartem Holz.

Rom im Jahre 1833. *)

1. Geſtaltung der Stadt.

Auf den ungeſunden und ungewiſſen Gränzmarken der Latiner, Etrusker und Sabiner bildete ſich einſt eine Art Nordamerika's im Kleinen, deſſen Aneignungsgabe, Jugendkraft und Kühnheit ſich auf ſpätere Geſchlechter fortpflanzte. Alles raubten die erſten Römer, ſogar ihre Frauen, und beſtändige Uebung gab ihnen bald gewonnenes Spiel gegen die verknöcherten Etrusker. So mehrte ſich ihre Stadt, welche zwiſchen vielleicht bereits verfallenen Gränzflecken ſich geſtaltet hatte, und ſtreckte lange Arme durch die weite Ebene. Als ihr Verfall begann und ſie vor den Deutſchen zittern mußte, die von ihr die Kriegskunſt erlernt hatten, wurde ſie zuerſt von Aurelian befeſtigt, wie es ſcheint, mit Benützung ſchon vorhandener Gartenmauern, Verbindung derſelben und Aufwürfen von Bollwerken an der Einmündung der Landſtraßen. Die jetzige Ummauerung ſcheint aus der Zeit zwiſchen Aurelian und Beliſar herzuſtammen, iſt ungleichförmig und obgleich die Bewegung des Bodens meiſt glücklich benützt wurde, von der Oſtſeite ſchwach; daher ſie oft von der Via ſalara her eingenommen wurde. Dieſe Begränzung iſt ungefähr noch die der jetzigen Stadt. Sie könnte immerhin eine halbe Million Einwohner bequem faſſen; denn es finden neben unglaublich großen, von Klöſtern eingenommenen Strecken, Weingärten und Villen nicht nur die Bewohner, ſondern auch alle Vorräthe der weiten Campagna mehr als genügenden Raum.

Wenn man zur Porta del popolo eintritt, ſo hat man links eine Art Badeort vor ſich, an welchen ſich vom Platze Barberini an ländliche Beſchäftigung ſchließt, die um die ganze gewerbliche Stadt herum bis wieder an die Piazza del popolo eine Art ländlicher Vorſtadt bildet, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht außerhalb, ſondern zum Theil ſehr weit innerhalb der alten Einfaſſung als Zeuge des Verfalls ſich ausdehnt. Die eigentliche Stadt begreift den Corſo links bis zum ſpaniſchen Platz, Quirinale St. Apoſtoli, rechts bis zur Engelsbrücke, Platz Farneſe und das Marcellustheater. Jenſeits dieſer Linie iſt keine wohlbeſtellte Bude, kein ordentliches Kaffeehaus, kein lebhaftes Gewerbe zu finden, außer wenn die Schiffe an Ripa grande anlegen; die Quartiere jenſeits dieſer Linie koſten kaum ein Drittel des Mittelpreiſes der innern Stadt. Dieſe hat vorzugsweiſe wieder die Gegend des Pantheons, den Platz Navona, die Magazine im Theater des Pompejus, die Gerbereien und das Judenquartier zum Mittelpunkte des gewerblichen Lebens. Der Corſo gehört der vornehmen Welt zu Fuß und im Wagen. Die Buden an demſelben ſind meiſt auf ſie berechnet; Via Condotti, Babuina, der ſpaniſche Platz und ein Theil der Via Siſtina auf die Fremden. Gedränge iſt im gewöhnlichen Leben nirgends, die Lebhaftigkeit des Verkehrs ungefähr dem des Quartiers des Pantheons zu Paris gleich. Miethwagen halten nur bei Monte Citorio und ſeit kurzem auch auf dem ſpaniſchen Platze, ihre Nummern gehen einſchließlich der Landkutſchen bis ſiebenhundert. Omnibus fahren noch nicht in der Stadt.

Wer vom Norden kommt, wundert ſich anfänglich über das ganz moderne Ausſehen der bewohnten Stadt, welches daher kommt, daß dieſe von Südoſt nach Nordweſt gerückt iſt. Was früher bewohnt war, iſt nun Kloſtergarten oder Vigne; was früher Exerzierplatz oder Spaziergang war, iſt nun bewohnt. Nur die Strecke vom Marcellustheater bis Ponte Siſto hörte nie auf bewohnt zu ſeyn, und dorthin vorzüglich mag ſich auch die Bevölkerung zurückgezogen haben, als ſie durch das Unglück der Zeiten im vierzehnten Jahrhunderte bis auf zwanzigtauſend Menſchen herabgekommen, und aller Waſſerleitungen beraubt war.

Als Julius der Zweite Straßen durchbrechen ließ, als die Florentiner ſich zwiſchen Ponte Siſto und der Engelsbrücke anbauten, wurde dieſe Gegend; — als der Quirinal zum Sommeraufenthalt der Päpſte gewählt wurde, deſſen Umgebungen das modiſche Quartier. Nun drängt ſich alles Leben ſichtlich gegen den Corſo zuſammen, und man kann den Platz Colonna als Mittelpunkt des jetzigen Roms annehmen. Hier vermitteln Börſe, Poſt, die Wechſel- und Getreidemäkler, die Gerichte, die Mauth ꝛc. die täglichen Intereſſen, und von hier aus kann man nach allen Richtungen ein allmähliches Abnehmen des gewerblichen Lebens bemerken.

Wenige Straßen des neuen Roms folgen noch der alten Richtung, ſogar der Corſo läuft weſtlich von der alten Flaminia. Wie Rom zwiſchen ſeinem tiefſten Verfalle und ſeiner Wiederherſtellung ausgeſehen haben mag, davon kann Oſtia mit ſeinen Trümmerhügeln ein Bild geben. Im bewohnten Rom finden ſich wohl zwanzig noch jetzt merkbare Hügel, welche von zuſammengeſtürzten großen Gebäuden herrühren, z. B. Monte Cenci, Monte Citorio, in der Straße de' Ceſarini, am Fiſchmarkte u. drgl.. Wer das Werk Duperras beſitzt oder die alten Städte der Campagna beſucht hat, kann allein ſich ein deutliches Bild davon machen, wie Rom aus ſeltſamen, an Trümmer angelehnten Hütten, Thürmen des Adels, Klöſtern und Buden ſich zuſammenbaute. Selbſt zur Zeit Sixtus V mag die Stadt noch abenteuerlich genug ausgeſehen haben, nach den Bildern im Saale der vatikaniſchen Bibliothek zu urtheilen. Dem venetianiſchen von Paul II erbauten Palaſte liegt noch die Idee einer Burg zum Grunde. Am unbegreiflichſten ſcheint, daß das dringende Bedürfniß des römiſchen Klima's nicht wenigſtens Einen Portikus zu retten vermochte. Die Schönheit der neuen öffentlichen Gebäude beginnt auch hier, wie in Venedig, Augsburg, ja wie im alten Rom ſelbſt, mit dem Anfange des politiſchen Verfalls.

Im Mittelalter wohnten hier, wie in Konſtantinopel verſchiedene Nationen in abgeſonderten Quartieren: die Genueſer als Seefahrer hatten die Gegend um den Hafen, die Florentiner die der Banken, die Deutſchen die Vorſtadt um St. Peter, die Slavonier die Gegend um Rippetta inne. In andere Straßen waren gewiſſe Handwerke gebannt. Von dieſem Allen ſind nur noch Spuren zurückgeblieben in den Benennungen der Straßen und einigen Stiftungen. Nur die Gerber und Juden haben noch abgeſonderte Quartiere.

*) Aus einem demnächſt in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden Werke.

Denkwürdigkeiten einer Hundertjährigen.

Die „Europe littéraire" hat die Memoiren der Marquise von Créquy, einer zu ihrer Zeit sehr berühmten Frau, an sich gebracht, und theilt in einigen ihrer neuesten Blätter Auszüge aus denselben mit, die in mancher Beziehung es verdienen, aus dem großen Schwall erdichteter oder gehaltloser Autobiographien hervorgehoben zu werden. Es schrieb sie eine geistvolle, den ausgezeichnetsten Männern zweier Jahrhunderte wohlbekannte Frau, die aus einer der ältesten Familien des französischen Adels entsprossen, die Monarchie in einer fast abgöttischen Verklärung unter Ludwig XIV, und in der tiefsten Erniedrigung auf das Schaffot schleppen gesehen, — die in ihrer Jugend in den höchsten Kreisen der Gesellschaft glänzte, selbst bei einer Papstwahl ihre Hand ins Spiel mischte, um am Ende ihrer Tage dem ersten Konsul der Franzosen als — „Citoyenne Créquy" vorgestellt zu werden.

Irenée Charlotte Victoire de Froulay de Tessé, Marquise de Créquy u. s. w. starb über hundert Jahre alt zu Paris, wo sie allen Gefahren der Revolution und allen Anforderungen der Emigrantenpartei zu trotzen gewagt hatte. Sie bewohnte dort ein prächtiges Hotel in der Straße Grenelle-Saint-Germain, das sie dem Marschall Fenquières für eine Leibrente von vierzigtausend Franken abgekauft hatte, die sie jedoch nur einmal zu bezahlen brauchte, da der Marschall siebzig Jahre vor ihr starb. Die Marquise war von schwächlicher Gesundheit, weßhalb auch wahrscheinlich der Marschall ihr, in Erwartung des baldigen Heimfalles, das Hotel um eine verhältnißmäßig so unbedeutende Summe abgetreten haben mochte. Der bekannte Abbé Delille sagt von ihr in einem Brief an den Vicomte de Vintimille, im Jahre 1788: „Sie ist mit einem so lebhaften und durchdringenden Geiste begabt, daß ich nie dergleichen etwas gesehen oder mir träumen lassen. Ihr Urtheil über alle Gegenstände ist gründlich und gewissenhaft. Sie ist mit einem Scharfblicke der Beobachtung ausgestattet, welcher Menschen, die eine lächerliche Seite bieten oder sonst anrüchig sind, furchtbar seyn muß; hieraus erkläre ich mir auch den Ruf boshafter Strenge, der sie umgibt. Endlich scheint sie mir das Talent ohne Weitschweifigkeit und Uebereilung zu erzählen — ein Talent, das sich allmählich mehr verliert, und das Privilegium des vergangenen Jahrhunderts gewesen zu seyn scheint, im höchsten Grade zu besitzen." — Jean Jaques Rousseau sagt von ihr, sie sey: „le catholicisme en cornette et la haute noblesse en déshabillé."

Die ausgezeichnete Frau stand auch mit Voltaire in vertrautem Briefwechsel, und in ihren Denkwürdigkeiten findet sich eine merkwürdige Korrespondenz des Verfassers des Oedipus und des Dictionnaire philosophique, in Bezug auf das schwarze Band des St. Michaelsorden und die Erhebung seines Landgutes Ferney zum Marquisate, was, wie er sagt, „la gloire et la joie de sa triste vie" ausmachen würde.

Auch Napoleon schien begierig, die Marquise kennen zu lernen. Sie hatte sich durch ihren nächsten Verwandten und Erben, den Baron von Breteuil, bewegen lassen, an Bonaparte zu schreiben, um gleich einigen andern Adeligen, die sich so weit vergessen konnten, um die Huld des ersten Konsuls zu buhlen, einige während der Revolution entrissene Familienbesitzungen wieder zu erlangen. „Es ist unmöglich sich zu denken oder auszusprechen, sagt die Marquise, welche Ueberwindung mir dieser Schritt kostete!" — Allein sie that ihn, und die Erzählung davon ist in vieler Beziehung merkwürdig, da sie sowohl die Bemühungen des ersten Konsuls, den Adel der alten Monarchie an sich zu ziehen, so wie die Verlegenheit des letztern in der Wahl zwischen der Demüthigung vor dem Sohne der Revolution und der Wiedererlangung ihrer Güter, in ein höchst seltsames Licht stellt.

„Zwei Tage nachher, erzählt sie, meldete man mir den Obristen — ich habe seinen Namen vergessen — den Adjutanten des ersten Konsuls, und ich sehe einen großen jungen Mann bei mir eintreten, der mir drei Verbeugungen bis auf die Erde macht, und im ehrerbietigsten Tone mir sagt, daß der Konsul mich zu sehen wünsche, und zwei Tage später Nachmittags zwei Uhr erwarte. Ich stand wie versteinert. Ich erwiderte, ich sey sehr alt, sehr leidend, würde aber in jedem Falle mein Möglichstes thun. Sogleich ließ ich auch in größter Eile den Baron von Breteuil holen, um mir seinen Rath in diesem bedenklichen Fall auszubitten. Der Baron war der Meinung, daß ich die Einladung des Oberhauptes der Republik nicht ausschlagen dürfe, da sich hoffen ließe, von ihm die vom Staat eingezogenen Waldungen wieder zu erhalten. Herr von Breteuil fügte hinzu, daß der erste Konsul auch Frau von Colbin zu sehen verlangt und sehr gütig aufgenommen, daß er die Fürstin Guémenée „Eure Hoheit" genannt, und sich noch verbindlicher gegen sie bewiesen habe, indem er ihr ihren Wald von Lorient zurückgegeben. Es ist aber zu bemerken, daß diese Damen große Sorge getragen hatten, ihren Besuch bei dem ersten Konsul so geheim als möglich zu halten; es hinderte uns nichts, mit gleich vorsichtiger Benützung der Verhältnisse zu Werke zu gehen. Auch gestehe ich, daß zuletzt die Neugier mich überwannte, kurz wir kamen überein, daß ich zur Audienz des Generals Bonaparte gehen, aber davon Niemand etwas gesagt werden sollte, selbst nicht den Frauen von Matignon und Montmorency.

„Es war der 12 November, und das Konsulat hatte sich eben in den Tuilerien niedergelassen; das arme Schloß schien mir furchtbar abgeliedert (dépainellé). Ich hatte mich in einer Sänfte hintragen lassen, und stieg am Thore des letzten Salons aus, wie der Maskarille in Molière's Komödie, oder wenn man lieber will, wie die Gräfin Saints Florentin bei der Königin Marie Leczinska. Ich muß noch erwähnen, daß ich in Ermanglung eines Anzuges, wie man ihn sonst trug und wie er damals an der Mode war, in meiner gewöhnlichen Kleidung erschien, d. h. im Rock und dem Casaquin von Karmelitentaffet darüber, sammt Kappe und Mantel von gleichem Stoffe. Man meldete dem ersten Konsul „die Bürgerin Créquy." und so sah ich mich dem Helden von Arcole und dem Beherrscher der Pyramiden gegenüber. Sein Auge ruhte eine oder zwei Minuten nachdenklich auf mir, dann gab er seinem Gesichte den Schein einer Anwandlung von Rührung, und mit einem Ausdruck in seiner Stimme, den ich fast kindlich nennen möchte, sagte er zu mir: „Ich wünschte Sie zu sehen, Frau Marschallin . . . ja, fuhr er fort, indem er mit einer selbst genügsamen und ziemlich anmaßenden Miene sich verbesserte: „ich wollte Sie sehen. Sie sind hundert Jahre alt?" — „Nicht ganz, General, war meine Antwort, aber ich bin nahe daran." — „Wie alt sind Sie also?" — Es wandelte mich fast die Lust zum Lachen an über ein solches Verhör, das noch dazu in einer so gebieterischen und ceremoniellen Form mit mir angestellt wurde. — „Mein Herr, erwiderte ich mit einem Lächeln — wenn man, ach, in meinem Alter lächeln kann, und vielleicht bemerkte er gar nicht, daß ich lächelte — „Mein Herr, ich kann es ihnen nicht genau angeben. Ich bin auf einem Schlosse von Maine geboren." — „Ah ja, sagte er, mir jäh ins Wort fallend, zu Ihrer Zeit wurden die Geburtsregister schlecht geführt, oder es gab gar keine. — Sie haben Ludwig XIV gesehen?" fuhr er mit gesteigertem und fast hochgespanntem Tone fort. „Haben Sie auch Peter den Großen gesehen, Frau Marschallin?" — „Ich hatte diese Ehre nicht, ich befand mich damals in meiner Provinz." — „Ich weiß es. Sie waren die Freundin des Kardinals Fleury; ist es wahr, daß er sich Hoffnung machte die Kaiserkrone auf Ludwig XV zu bringen? Hatte Ludwig XV wirklich Aussichten, zum Kaiser gewählt zu werden." — „Mein General, man glaubte, der Plan würde durchgesetzt worden seyn, wenn der König von Preußen Wort gehalten hätte, dem der Kardinal Fleury Dieß auch nie mehr verzieh." — „Friedrich war gewandter als Fleury, aber nicht so schlau. Es war ein Schlaukopf der alte Fleury!" — (Hier findet sich in der Handschrift eine Lücke von einigen Zeilen, die durch Beschädigung des Papieres unleserlich geworden ist.) Oder vielleicht im Jahre 1718 . . . „Es war das Jahr, erwiderte Bonaparte, wo d'Aguesseau verbannt wurde. Kannten Sie den Kanzler d'Aguesseau?" — „Ich sah ihn oft, General, er war der vertraute Freund meines Schwiegervaters." — „Kannten Sie Dubois und Cartouche?" — Ich sah ihn an, ohne eine Antwort zu geben, und mit einem Blicke, daß ich jetzt noch zittere, wenn ich daran denke. Auch fühlte er unverkennbar, wie wenig es im Gefühle der Schicklichkeit lag, die verwittwete Marquise zu sich beschieden zu haben, um sie über Cartouche zu fragen; er gab Dieß durch ein so feines, so naives und so mildes Lächeln zu erkennen, daß ich darüber ganz außer Fassung kam. „Lassen Sie mich Ihre Hand küssen, sagte er." Ich wollte meinen Handschuh, so schnell, als es unter solchen Umständen nöthig ist, ausziehen. „Lassen Sie das, meine gute Mutter," fügte er mit einem Ausdrucke der freundlichsten Zuvorkommenheit hinzu, und nun drückte er seine Lippen fest auf die Spitzen meiner armen abgemagerten hundertjährigen Finger, die entblößt waren. Mit der größten Güte bewilligte er mir die Rückgabe unserer Waldungen, und sprach dann von

dem schönen und edlen Benehmen des Herzogs von Crequy-Lesdiguières zu Rom, indem er hinzufügte, Frankreich habe großes Unrecht gethan, daß es die Zerstörung jener Pyramide des Vatikans habe geschehen lassen, auf der die diesem Gesandten von dem römischen Hofe gegebene Genugthuung zu lesen gewesen sey. Der Konsul wußte nicht oder erinnerte sich vielleicht nicht, daß auf dem Denkmale, dessen Zerstörung er bedauerte, die Korsen als eine stets ruchlose, den Völkern verhaßte und fortan den Königen zu dienen unwürdige Nation erklärt waren. Ich kann mir nicht erklären, warum er mich Frau Marschallin nannte. Allein da ich seitdem erfahren habe, daß er immer Herr Admiral zu jenem armen La Galissonière sagte, der nie in seinem Leben mehr zur See gewesen war, als von Calais nach Dover, so glaubte ich deutlich zu erkennen, daß er sich über die Entstehung und die Natur seiner Konsulargewalt eine Täuschung vorspiegeln wollte."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zu Mekka waren vor dem Monat Moharrem (Junius) über die politischen Ereignisse in Syrien verschiedene Gerüchte in Umlauf gekommen, worauf die Türken, die Ibrahim Pascha nach Bezwingung der Wechabiten in der Nähe der heiligen Stadt gelassen hatte, sehr unruhig zu werden anfingen, und Turki-Bilmas, ein militärischer Häuptling, der sich durch seine Intriken in den Besitz der Regierung von Djedda gesetzt und den Scherif gezwungen hatte, ihm die Civilverwaltung von Mekka zu überlassen, laut erklärte, Ibrahim Pascha und sein Vater, der Wessir Mehemed Ali, seyen beide Verräther an dem Sultan und hätten ihre von ihm übertragene Stelle verwirkt. Indeß blieb das Nizam-Djedid oder reguläre Militär, das Mehemed aus eingebornen Arabern gebildet und auf europäischem Kriegsfuß eingerichtet hatte, dem Scherif treu, und erklärte, daß es bereit sey, die heilige Stadt gegen jede Gewaltthätigkeit von Seite der Türken zu vertheidigen. Endlich zu Anfang des Moharrem verbreitete sich die Nachricht, Ibrahim Pascha sey in Syrien geschlagen worden und Mehemed Ali ums Leben gekommen, worauf die Türken den Entschluß faßten, Mekka zu plündern und dann die Stadt zu verlassen und sich den Truppen des Großherren in Syrien anzuschließen, was sie auch in so weit ausführten, daß sie in der Nacht des 2 Moharrem die Vorstädte, die ohne Vertheidigung waren, plünderten, und am 3ten Morgens sich anschickten, mit ihrer Beute wieder abzuziehen, als der Scherif und der Befehlshaber des Nizam-Djedid einen Abgeordneten an sie sendeten und von ihnen die Zurückerstattung der Plünderung verlangen ließen, mit der Drohung, im Weigerungsfalle sie anzugreifen. Turki-Bilmas und die Türken erwiderten, sie hätten keinen andern Herrn als den Sultan, und würden keinen andern Befehlen als den seinigen gehorchen. Eine zweite Botschaft an sie erwiderten sie mit noch größerem Trotz, so daß der Scherif einen Angriff auf sie zu machen befahl. Das Fort, das die Stadt beherrscht, begann zu feuern und richtete in den Reihen der Türken große Verheerung an. Zwar suchten sie sich durch das Feuer hindurch einen Weg zu bahnen, allein sie wurden nun von einer Abtheilung der Nizam-Djedid angegriffen, die ein lebhaftes Feuer auf sie eröffnete, und nachdem sie ihre Munition verschossen hatte, die Türken mit dem Bajonett angriff, und nach einem kurzen Kampf unter einem furchtbaren Blutbad in die Stadt zurückwarf. Die Türken, die den Bajonetten entgingen, flüchteten sich in die große Moschee; allein die Batterien des Forts richteten auch dahin ihr Feuer, und zwar mit einem solchen Erfolge, daß eine Säule und ein Stück Mauer einstürzte, und Türken und arme schuldlose Pilgrimme, die sich in dem heiligen Orte befanden, unter dem Schutte begraben wurden. Endlich stellte die Batterie ihr Feuer ein, und die Nizam-Djedid stürzten nun in den Tempel, schleppten die Türken, die sich dahin geflüchtet hatten, heraus und spießten sie auf der Straße mit den Bajonetten oder hieben ihnen die Köpfe ab. Man rechnet, daß 1500 Türken in diesem Kampf ihr Leben eingebüßt. Einige, die so glücklich waren, nach Djedda zu entkommen, schifften sich auf einem dem Pascha gehörigen Schiffe ein und flohen nach Mekka. Mehemed Ali erließ auf die Nachricht von diesen Vorfällen ein Danksagungsschreiben an den Scherif von Mekka und die Offiziere des Nizam-Djedid, schickte eine Truppenverstärkung nach der heiligen Stadt und befahl Alle, die auf Bilmas Seite waren, zu verhaften und nach Kairo bringen zu lassen.

Unter den verschiedenen alterthümlichen Gegenständen, die das in Frankreich mit dem Obelisk aus Aegypten angekommene Schiff „Luxor" mitgebracht hat, ist ein prachtvoller Sarkophag von schönem schwarzem Granit zu bemerken, der zu Alexandrien auf 15.000 Fr. geschätzt wurde; desgleichen hat der Luxor zwei Krokodile, eines dreizehn, das andere neun und einen halben Fuß lang, an Bord.

Literarische Anzeige.

Wichtige politische Schrift!

Memoiren eines deutschen Staatsmannes

aus den Jahren 1788 bis 1816.

Leipzig, 1833, bei Friedr. Fleischer, 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser, gegenwärtig und mitwirkend bei den in diese interessante Zeitperiode fallenden wichtigsten Ambassaden und Kongressen, gibt hier eine sehr anziehende Schilderung der dabei vorgekommenen interessantesten Ereignisse. Diplomaten und an Höfen lebende Männer, welche zu jener Zeit wirksam waren, werden bald daraus den hochgestellten und feingebildeten Verfasser erkennen, und gern bezeugen, daß sein Werk keiner besondern Empfehlung bei einem gebildeten Publikum bedarf.

Neue Landkarten.

In der litterarisch-artistischen Anstalt in München sind erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Karte von Europa, zum Gebrauch für Schulen eingerichtet, 4 Blatt, kolorirt 2 fl. 48 kr.
— von Deutschland, zum Gebrauch für Schulen eingerichtet, 4 Blatt, kolorirt 2 fl. 48 kr.
Uebersichtskarte v. Königr. Bayern, vom Major v. Pflummern, kolor. 36 kr.
Karte des Isarkreises 1 fl. 48 kr.
— zur Reise von München ins bayerische und salzburgische Hochgebirg, 2 Blatt, jedes 1 fl. 12 kr.
Landgerichtskärtchen v. Bayern, Subskriptionspreis für die ganze Sammlung per Blatt 15 kr.
Das einzelne Blatt 24 kr.

Bis jetzt sind erschienen: Beilngries, Weilheim, Kelheim Riedenburg, Werdenfels, Ingolstadt, Landsberg, Stadtamhof, Eichstädt, Pappenheim, Schongau, Abensberg.

Karte von Schlesien, nebst Theilen der angränzenden Länder, von Macco 1 fl. 12 kr.
— von Frankreich, für den Hand- und Reisegebrauch, in Kupfer gestochen von Seitz, kolorirt 2 fl. 48 kr.
— von Italien nebst den nördlich angränzenden Ländern, zum Hand- und Reisegebrauch, kolor. 1 fl. 48 kr.
Reisekarte der Schweiz, schwarz 4 fl.
kolorirt 4 fl. 30 kr.
kolorirt auf Leinwand aufgezogen und in Etui 5 fl. 24 kr.
Karte von Ungarn und Siebenbürgen, nebst Theilen der angränzenden Länder 2 fl.
— des osmanischen Reichs in Europa und einem Theil desselben in Asien, 6 Blatt 4 fl.
Karte des osmanischen Reichs in Europa, 1 Blatt 1 fl. 36 kr.
— des Königreichs Griechenland, nach den neuesten Gränzbestimmungen, in Kupfer gestochen von Schleich und Seitz, groß Landkarten-Format, schwarz 2 fl. 48 kr.
kolor. 3 fl. 24 kr.
auf Leinwand gezogen und kolorirt 4 fl.
— von Georgien und des Hochlandes Armenien 2 fl.
Geschäfts- und Reise-Tableau für Deutschland und die angränzenden Länder, in Kupfer gestochen v. Seitz 2 fl. 42 kr.
auf Leinwand und in Etui 4 fl.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 174. 23 Junius 1833.

Rom im Jahre 1833.

2. Einwohner.

Die Hauptstadt der Christenheit öffnete von jeher ihre Thore gastfrei Jedem, welcher sich in ihr niederlassen wollte. Wenn sie darin einzig blieb oder vielmehr wurde, daß sie ganz ohne städtische Verwaltung besteht, so wurde es dagegen nirgends leichter gemacht, ein Gewerbe zu beginnen und sich häuslich niederzulassen, wenn nicht Zeiten, wie die jetzigen ausnahmsweise zu strengerer Aufsicht trieben. Es gibt sogar viele protestantische Gewerbtreibende, welche man unbehelligt läßt, bis allenfalls von einer Heirath mit einer Katholikin die Rede ist. Rom kennt eigentlich keinen Zunftzwang, kein Bürger- und Beisitzergesetz, aber auch kein Gemeindegut. Eine Bürgerschaft konnte sich daher in Rom nicht bilden, weil Alles mit der größten Feinheit und Standhaftigkeit von der Regierung beseitigt wurde, was einen Munizipalgeist erhalten oder ihn entstehen machen konnte. Es ist daher leicht zu ermessen, daß das altrömische Blut auf einen Indefinitesimaltheil zusammengegangen seyn müsse. Ein Römer, welcher auch nur vier in Rom geborne Ahnen zählt, gehört zu den Ausnahmen.

Vom hohen Adel sind nur wenige, vom niedern mehrere, vom mittlern Bürgerstande sehr wenige alte Geschlechter vorhanden, desto mehr unter den Kärnern, Fürkäufern (Bagarini) und Gerbern. Bei diesen hört man noch zuweilen vom trojanischen Blute sprechen, besonders zeichnen die Kärner, welche von den nahen Ortschaften den Wein nach Rom holen, und die Detailverkäufer der Lebensmittel sich durch ein höchst sonderbares Gemisch von der größten Gleichgültigkeit gegen sittliche Grundsätze und von Gutmüthigkeit, durch blutdürstige Rohheit neben feiner Auffassungsgabe aus. Die Mehrzahl der Einwohner aber ist eingewandert, oder wenigstens fremder Herkunft, und bleibt auch mit der ursprünglichen Heimath durch die sogenannten Nationalkirchen in Verbindung, deren Stiftungen Almosen, Ausstattungen u. s. w. vertheilen, und bei welchen in Besetzung des Verwaltungsausschusses und der untergeordneten Stellen Rücksicht auf die Herkunft genommen wird.

Die zahlreichste dieser Landsmannschaften ist die neapolitanische; dann folgen die piemontesisch-genuesische, die lombardische, toskanische, französische, deutsche und englisch-irische. Spanier, Portugiesen, Slaven und Levantiner sind so wenige hier, daß sie keiner besondern Erwähnung bedürfen.

Aus dem Königreiche Neapel, besonders aus den nahen Abbruzzen kommen Gärtner, Winzer, Diener ꝛc., namentlich Stalljungen, meist flüchtige Konskribirte; Ischia und Puzzolo senden Fisch- und Orangenverkäufer; Piemont und besonders Genua zählt sehr viele Kaufleute, Kohlenhändler und Träger; Oberitalien Krämer, vorzüglich die mit den Hausbedürfnissen des gemeinen Volkes (Arte bianca) handeln, Lastträger und Weinhändler; Bergamo namentlich versieht die Mauth ausschließlich mit Lastträgern. Toskana versah ehemals Rom beinahe allein mit Geldwechslern und Goldschmieden, auch jetzt noch leben viele Toskaner hier in allen Gewerben vertheilt. Die Franzosen besaßen sich ehemals, mit Ausschluß der andern Nationen, mit dem sehr einträglichen Gewerbe der Perückenmacher. Ihrem Schutzheiligen zu Ehren sind daher noch jetzt alle Barbierbuden weiß und blau mit Lilien eingerahmt. Von der Zeit der französischen Besetzung her sind manche französische Kaufleute, Wirthe u. s. w. zurückgeblieben. Der deutschen Nation war früher das anstrengende, aber gewinnreiche Bäckerhandwerk anheim gefallen. Viele Landpächter stammen von ihnen ab, die Kleter, Brinker, Fischer, Libert, und Lais und Rusiner sind noch im Besitze von Oefen. Seit einem halben Jahrhundert ist dieses Gewerbe meist in italienische Familien übergegangen. Tischler, Schlosser, Zuckerbäcker deutschen Bluts sind mehrere hier, Handelshäuser weniger.

Die reichsten Stiftungen besitzen die Toskaner, die Franzosen, Spanier, Genueser und Lombarden; zuweilen wird die geographische Eintheilung des fünfzehnten Jahrhunderts noch jetzt bei den Stiftungen zum Grunde gelegt, und die Spanier müssen Niederländer und Bewohner der Freigrafschaft, die Lombarden diejenigen zum Mitgenusse zulassen, deren Heimath in jener Zeit zur Lombardei gerechnet wurde. Die Toskaner genießen die Auszeichnung, daß ihr Konsul, wenn er am Johannisfeste auffährt, von der Engelsburg mit Kanonenschüssen begrüßt wird. Die Brüderschaft, welche die zum Tode Verurtheilten begleitet, die Hingerichteten begräbt und für ihre Verwandten Sorge trägt (San Giovanni decollato) nimmt blos Römer von toskanischer Herkunft auf. Die Franzosen haben für ihre Nationalkirche zum heil. Ludwig das Privilegium erlangt, daß

alle, wo immer in der Stadt wohnenden Franzosen in sie eingepfarrt sind. Auch tragen ihre Priester hier ausschließlich das schwarze Beffchen. Die Spanier hatten sonst eine kastilische und arragonische Nationalkirche, seit kurzem sind beide in der arragonischen Kirche del Monserrato vereinigt. Die Portugiesen und die Fläminger haben ebenfalls Kirche und Pilgerhospital; die Lombarden besitzen die schöne Kirche S. Carlo Borromäo am Corso; die Genuesen haben ihre Stiftungen bis jetzt noch nicht wieder geordnet. Auffallend ist, daß weder Venedig noch die Schweiz jemals hier Nationalkirchen hatten, während Schweden die kleine Kirche Santa Brigitta besitzt, und sogar Dänemark statt einer abgetragenen Kirche zum heil. Kanut eine Kapelle in der S. Maria Traspontina. Auch England hatte keine Nationalkirche hier, desto mehr Kollegien und Klöster seit der Reformation. Deutschland stiftete im fünfzehnten Jahrhundert die Kirche und ein Hospital San Maria dell' anima, und das Hospital für Pilgerinnen mit Kirche und Gottesacker bei S. Peter; später kam noch die Kirche della Visitatione hinzu bei dem Zunfthospitale der deutschen Bäcker. Bei der Restauration wurde die Kirche dell' anima von und für Oesterreich ausschließlich in Besitz genommen, wie auch Santa Maria in Campo Santo. Das Bäckerhospital war zur Franzosenzeit verkauft worden.

Zum Schlusse mögen die Kinder Israels erwähnt werden. Ihrer sind ungefähr 4000. Sie werden durch die Gesetze ungemein eingeschränkt und dürfen nicht mehr außerhalb eines engen ungesunden Quartiers wohnen. Sie mögen zwar nie ganz in Rom ausgegangen seyn. Ihr jetziger Hauptstamm scheint aus Spanien geflüchtet zu seyn, sie gleichen in Allem ihren Brüdern zu Livorno und Ancona. Ihre Physiognomie ist ägyptisch, mehr abgerundet als bei unsern Juden. Es sind einige Wohlhabende unter ihnen, die Mehrzahl ist arm, nährt sich mit Flickarbeit und Schacher, und ist oft ehrlicher, immer billiger, als der christliche Mitwerber. Der alte Druck hat sich ihren Gesichtszügen tief eingeprägt. Sie sind vom Pöbel oft mißhandelt worden, daher das Haus der Fürsten Mattei von alten Zeiten her die Verpflichtung hatte, während jedes Conclaves das seinem Palaste nahe Ghetto durch seine Lehnleute bewachen zu lassen. Die römischen Juden lassen sich selten taufen, wie Dieß überall der Fall zu seyn scheint, wo diese Nation gedrückt ist. Doch hat sich durch die bedeutenden Privilegien der Bekehrten in der Länge der Zeit eine namhafte Anzahl von Familien gebildet, welche von Catechumeni abstammen. Man behauptet sogar, ein römisches Fürstengeschlecht habe diesen Ursprung. Man bemerkt, daß die jüdische Physiognomie in diesen Familien sich noch lange forterbt.

Die Mehrzahl der römischen Familiengeschichten lautet ungefähr so: Unser Urgroßvater ist eingewandert, hat gespart und ist reich geworden. Der Großvater hat den Stutzer (Paino) machen wollen, und Alles verthan, der Oheim Kanonikus hat der Mutter beigesteuert. Jetzt bringen wir uns durch, so gut es gehen will.

Skizzen aus Südamerika.

1. Der Essequibo.

(Schluß.)

Gegen Norden erhebt sich ein höheres Gebirg als die von Demerary, und im Südsüdwesten breitet sich ein anderes Gebirg aus, das in seiner großen Entfernung wie ein bläuliches Gewölk am Horizont erscheint. Nirgendswo sieht man auch nur die kleinste Strecke offenes Feld; Gebirge, Thäler und Ebenen sind durch eine ununterbrochene Kette von Waldungen verbunden. Ersteigt man auch die höchste Bergspitze, erklimmt man den höchsten Baum, allenthalben gewahrt das Auge nichts als herrliche ununterbrochene Waldungen.

Wenn man neun oder zehn Stunden zurückgelegt hat, trifft man eine aus drei Hütten bestehende Ansiedlung am äußersten Ende einer Insel. Hier soll ehedem ein holländischer Posten gewesen seyn, von dem sich jedoch jetzt keine Spur mehr findet, wenn man anders den jüngern Baumwuchs dieser Insel, der auf ein früher urbar gemachtes Land schließen läßt, nicht als Beweis für eine vormals hier bestandene Niederlassung annehmen will. Die Menge von Inseln, auf die man stößt, erheitern und beleben die Scenerie. Die Kanäle, die sie hier bilden, sehen aus wie Mündungen anderer Flüsse und bringen Abwechselung in den einförmigen Anblick, der auf dem Demerary ermüdet.

Im Weiterfahren stößt man auf Fälle und Strudel, die während der Regenzeit sehr schwer zu passiren sind und die Fahrt oft unterbrechen. Bei trockner Jahreszeit hingegen ziehen die Indianer, von Felsen zu Felsen kletternd, leicht ein Kanot nach sich, was indeß, wenn der Fluß so angeschwollen ist, ein beschwerliches und oft gefahrvolles Wagstück ist. Zu jener Zeit waren mehrere Inseln und die Felsen überschwemmt, und die tiefsten Zweige der Bäume berührten das Wasser. Die Indianer waren an manchen Stellen genöthigt das Kanot auszuladen, die in das Wasser herabhängenden Zweige abzuhauen, um sich das Fahrwasser frei zu machen, und das Fahrzeug mit Aufwand aller Kräfte zu ziehen.

An einer Stelle bildet der Fall eine schräge Linie quer über den Fluß; aufwärts kann hier das Kanot nicht fortkommen, sondern man muß es drei- bis vierhundert Schritte weit zu Lande fortschaffen. Von der letzten indianischen Pflanzung, an dem äußersten Ende der Insel, bis zum letzten dieser Wasserfälle ist eine Entfernung von fünf Tagreisen. Auf diesem ganzen Wege findet man keine Hütte; man muß sein Kassavabrod mit sich führen, im Walde jagen und sich ein Obdach für die Nacht aufschlagen.

Am letzten Wasserfall angekommen, findet man eine Reihe herrlicher, mit den schönsten Bäumen bedeckter Berge, die am westlichen Ufer, einer über den andern sich erhebend, dem Auge den üppigsten Anblick bieten, den man sich nur vorstellen kann. In der Pflanzenwelt kann man sich nichts Größeres, Schöneres und Erhabeneres denken; es schwillt das Herz, wenn man diese herrliche Landschaft bei heiterm Himmel und frischer Luft, zur Zeit wo die Sonne sich hinter dem Gebirge hinabsinkt, betrachtet. Der Hayawa *) durchduftet die am Ufer liegenden Wälder und

*) Ein Baum von weichem Holz, das ein köstliches Harz erzeugt, dessen man sich als Weihrauch bedient.

der scharlachrothe Ara fliegt über den Fluß hin; der Tinamus läßt seine klagende Stimme hören; der Trupiale, die Nachtigall Guyana's genannt, mit seinem orangegelben und schwarzglänzenden Gefieder, singt sein schmelzendes Abendlied, der Ziegenmelker umkreist raschen Flugs das Kanot, während der Whip-poor-will *) sich auf einen Baumstrunk am Ufer des Flusses setzt und mit seinen wehmüthigen Tönen die einbrechende Nacht begrüßt.

*) Eine Art Ziegenmelker, die von ihrem so lautenden Geschrei, das auf deutsch: „Peitsche den armen Wilhelm" lauten würde, ihren Namen erhalten hat. Eine andere Art schreit: Willy come go, willy, willy, willy come go. Die Negersklaven halten diese Vögel heilig, und tödten nie einen derselben.

Abergläubische Gebräuche in Indien.

So unumschränkt auch die Gewalt ist, mit der die ostindische Kompagnie ihre Herrschaft über Indien ausübt, so gibt es dort unter den Eingebornen doch Vorurtheile, die sie nur mit der größten Vorsicht und Schonung anzugreifen wagt. Die Hindus, die ziemlich gleichgültig die alten Herrscherfamilien ihrer Könige in den Staub sinken sahen, und sich bereitwillig genug dem fremden Joche beugten, würden nicht so gleichmüthig eine offenbare Verletzung ihrer religiösen Vorurtheile hinnehmen. Wenn es dem Obristen Walter gelang, dem in Indien einst so häufigen Kindermord Einhalt zu thun, so ging er dabei mehr mit vorsichtiger Benützung der Umstände als kräftigen Einschreitungen zu Werke, und Lord Bentinck entschloß sich nicht eher zu einem Verbote der schrecklichen Sotics (Suttics), als bis er bemerkte, daß dieselben unter den Hindus selbst außer Brauch zu kommen anfingen. Zur Zeit, wo dieser Gouverneur sein Verbot ergehen ließ (4 December 1829), sah man bereits selten mehr Wittwen den Scheiterhaufen besteigen.

Zu den entsetzlichen Gebräuchen, die man unter den Hindus noch nicht abzuschaffen vermochte, gehören auch die zu Ehren der Götter unternommenen, freiwilligen Selbstpeinigungen. Kapitän Hall erzählt, in dem neuesten dritten Theile seiner Reiseerinnerungen, ein Beispiel davon, dem er als Augenzeuge beiwohnte, in Folgendem:

„Die Töne eines Tamtam erschollen in einiger Entfernung aus einem Gehölz, und bald gelangte ich auf eine gelichtete Waldstelle, wo sich tausend bis zweihundert Hindus versammelt hatten. In der Mitte der Lichtung erhob sich ein 50 bis 40 Fuß hoher Mast, auf dessen Spitze eine lange Stange in ihrer Mitte befestigt war, so daß sie zu beiden Seiten ungefähr 50 Fuß hinausragte. Einige Männer hingen an dem einen Ende dieser biegsamen Stange und bogen sie so tief als möglich auf den Boden herab, während das andere Ende verhältnißmäßig in die Höhe stand. Zu meiner größten Ueberraschung bemerkte ich, daß an demselben, unter einem Baldachin von Blumen und Tüchern, ein menschlicher Leib aufgehangen war, der aber nicht senkrecht wie ein gehenkter Verbrecher herabhing, sondern in der Luft zu schwimmen schien, in der er sich frei mit Armen und Beinen herumbewegte. An seinem Gürtel hing ein Körbchen voll Blumen und Früchte, die er von Zeit zu Zeit unter die staunende Volksmenge auswarf, die dann jedesmal den Wald mit lautem Freudengeschrei erfüllte.

„Als ich mich dem Kreise näherte, den die Zuschauer gebildet hatten, konnte ich bemerken, daß der arme Mensch, der in der Luft hing, durch zwei eiserne Haken in der Schwebe gehalten wurde, die in seinem Fleisch eingeschlagen waren. Weder in seinem Gesichte noch in seinen Bewegungen verrieth sich der leiseste Schmerz, obgleich er ungeheuer leiden mußte, da nicht etwa ein um den Leib geschlungener Strick das Gewicht desselben minderte, das ganz in den Haken ruhte. Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück, allein die anwesenden Zuschauer, die eine große Freude an diesen frommen Peinigungen zu finden schienen, baten mich verbindlichst, vorzutreten.

„Nachdem der Mensch, den ich in der Luft schwimmen gesehen hatte, herabgelassen und von den Haken befreit worden war, trat ein anderer Sunnyas — denn so nennt man diese Fanatiker — an seine Stelle. Weit entfernt, daß man etwa Gewalt angewendet hätte, um ihn zur Peinigung zu führen, oder daß er Zeichen von Furcht an den Tag gelegt hätte, erhob er sich vielmehr mit der größten Freude von dem Boden der Pagode, wo er sich, mit dem Gesicht auf der Erde, zur Anbetung niedergeworfen hatte. Während er so sein Gebet verrichtete, näherte sich ihm ein Priester, und bezeichnete mit dem Finger die Stelle am Rücken, wo der Haken durchgezogen werden sollte. Ein anderer diensthabender Priester hatte hierauf den Rücken des Selbstopferers stark geschlagen und gekneipt, worauf ein Dritter sehr geschickt die Haken unter der Haut und dem Zellgewebe, gerade über dem Schulterblatte, einschob. Als Dieß geschehen war, sprang der Sunnyas, wie gesagt, voller Freuden auf, und als er aufrecht dastand, sprengte man ihm Wasser, das zuvor dem Schiwa geweiht war, ins Gesicht. Dann wurde er feierlich auf eine kleine Estrade geführt, wohin man die Stange auf dem Maste gerichtet hatte; freudiger Zuruf und der Schall der Tamtams und Trompeten, die sich ins Geschrei des Volkes mischten, begleiteten ihn dahin. Während der Sunnyas die Bühne bestieg, zerriß er die Blumengewinde und Kränze, mit denen er geschmückt war, und streute sie unter das Volk aus, das sich darum stritt. Seine Kleidung, wenn man es so nennen kann, beschränkte sich auf ein paar Zeughosen und ein gestricktes Leibchen, dessen Maschen einen Zoll breit von einander stehen mochten; außerdem trug er die bei allen Hindus übliche gestreifte Leibbinde.

„Da die Zuschauer keineswegs Aergerniß an meiner Gegenwart nahmen, sondern mich vielmehr ermunterten, näher zu treten, so stieg ich auf die Bühne, und stellte mich so, daß ich es ganz genau sehen konnte, wenn irgend eine Spiegelfechterei stattfinden sollte. Die Haken waren von sehr gut geschliffenem Stahle, so stark wie eine Haifischangel, aber ohne Widerhaken, und so dick wie der kleine Finger eines Mannes. Die Spitzen waren sehr scharf, und die Einhakung ging ohne Quetschung und so geschickt vor sich, daß kein Tropfen Blut nachquoll. Der Sunnyas schien nicht den mindesten Schmerz zu verspüren, und sprach fortwährend mit den Umstehenden. Ich muß noch, den oft gemachten Behauptungen entgegen, hinzufügen, daß an ihm nicht die mindeste Spur von Trunkenheit zu bemerken war. An den Haken befanden sich starke baumwollene Stricke, mit denen man den frommen Büßer an dem einen Ende der Stange aufhängen konnte; diese wurde zu dem Ende mit daran befestigten Stricken zu Boden gezogen, und als nun die auf der andern Seite angestellten Leute gleichfalls anzogen, so schwebte der Sunnyas bald fünfzig bis sechzig Fuß hoch über unsern Köpfen.

„Zum Beweis, daß er ganz seiner mächtig blieb, nahm er aus einer Tasche, die um seinen Körper befestigt war, händevoll Blumen, die er unter die Volksmenge ausstreute, indem er mit freudigem Geschrei und sehr belebtem Gebärdenspiele herabgrüßte. Die Zuschauer stürzten mit dem größten Eifer über die herabgeworfenen heiligen Gaben her, und damit Niemand leer ausginge, so drehten die Leute, welche die Stange hielten, dieselbe langsam herum, so daß der Sunnyas über den ganzen Umkreis der Versammlung zu schweben kam. Die Stange war nämlich in der Mitte an einem Zapfen befestigt, in welchem sie sich nach Belieben im Kreise herumdrehen oder gerade hinaushalten ließ. Der Fanatiker, der vor Freuden im Himmel zu schweben schien, machte im Verlaufe von fünf Minuten dreimal die Runde, worauf man ihn wieder herunterließ, von den Stricken losknüpfte, und unter dem Schalle der Tamtams, von Priestern begleitet, nach dem Tempel führte. Hier nahm man ihm die Haken aus dem Fleisch, und aus dem Schauspieler wurde nun ein Zuschauer, der sich unter den Zug mischte, der einen dritten armen Sünder zur Schwebestange geleitete. Während einer Stunde, die ich unter den Zuschauern zubrachte, wurden vier Sunnyas aufgehangen, und nicht ein Einziger gab ein Zeichen des Schmerzes oder auch nur der Ungeduld von sich; nur der Letzte, der, an der Stange schwebend, die Rundbewegung ein wenig zu langsam fand, rief den Leuten, welche die Stange handhabten, zu, sich etwas zu eilen. Allein Dieß wurde ohne Ungestüm oder eine Bewegung der Stimme, welche einen Schmerz verrathen hätte, herabgerufen.

„Der Europäer, der zum erstenmale diesen Selbstpeinigungen beiwohnt, fühlt sich Anfangs von Ueberraschung und Neugier ergriffen, aber wenn sich dieses Schauspiel öfters und in noch größerm Maßstabe vor

seinen Augen wiederholt, wenn er unglückliche Thoren, in der Meinung, sich den Göttern wohlgefällig zu machen, Schwertern, Geißeln und dem Feuer sich preisgeben sieht, so empfindet er nichts mehr als Traurigkeit und Ekel. Wenn über Tausende von Menschen dergleichen Folterqualen durch eine tyrannische Gewalt verhängt würden, so würde ein solches Schauspiel den tiefsten Abscheu erregen; allein wenn es ein ganzes Volk ist, das diese Peinigungen verlangt, wenn Tausende von hirnverbrannten Narren sich um die Ehre streiten, in Stücke gehauen, gespießt, mit glühenden Eisen gebrannt zu werden, oder von einer Bühne herab sich in entblößte Degen zu stürzen, so weicht die Entrüstung dem Mitleid. Unwillkürlich vergießt man Thränen bei dem Anblick eines so tief gesunkenen Volkes, und wünscht aus aufrichtigem Herzen den Tag herbei, wo es vergönnt seyn wird, diese unwissende Menge aufzuklären und aus dem traurigen Zustande des schauderhaftesten Aberglaubens zu befreien."

Vermischte Nachrichten.

Der Nachlaß eines zu Venedig im Jahre 1776 verstorbenen Franzosen, Namens Jean Thierry, liegt noch immer im Streite, was nicht Wunder nehmen wird, wenn man die ungeheure Erbschaft kennt, die unter die Nachkommen des Erblassers vertheilt werden soll. Sie besteht aus drei Häusern in der Nähe des Degenpalastes, in einem Anschlage von 1,800.000 Fr.; zwei Häusern auf der Insel Korfu 800,000 Fr.; einem Landhaus am Kanale Mussador 200.000 Fr.; einem Sack von vier Fuß Länge und eben so viel Breite, voll massiver Goldstangen, in einem Werthe von 51.000.000 Fr.; 80,000 Silberdukaten, das Stück zu 3 Fr., 240,000 Fr.; 51,000 Louisdor auf das Hotel de Ville von Paris, die 1.200.000 Fr. Zinsen tragen; sechs Goldbarren 1,900,000 Fr.; sechs Karossen auf der Insel Korfu 9000 Fr.; sechs Kassetten mit silbernen Vasen, jede 200 Pfund schwer, 40.000 Fr.; sechs Kassetten mit silbernen Leuchtern, jede 300 Pfund schwer, 190,000 Fr.; zwei kleine Säcke mit Edelsteinen 5,000,000 Fr.; zwei neue Schiffe, die mit Edelsteinen befrachtet nach dem Tode Thierry's ankamen, 6,000.000 Fr.; siebzehn gerichtete Betten von verschiedenen Stoffen, andere Möbel, 41 Spiegel große und kleine, 100 mit Gold- und Silberstickereien verzierte Stühle und anderes Hausgeräthe 400,000 Fr.; 800,000 Kreuzthaler, im Werthe von 9,079.000 Fr.; hiezu die jährlichen Interessen zu 3 Prozent gibt einen Schatz von 56.018.000 Fr. Es läßt sich denken, daß auf die Nachricht von dieser Hinterlassenschaft alle Thierry, von denen es in der Champagne, in Lothringen und im Kanton Basel wimmelt, in Aufruhr kamen, und ihre Familienpapiere durchwühlten, um ihre Verwandtschaftsansprüche geltend zu machen. Erst vor wenigen Tagen noch hatte der Civilgerichtshof erster Instanz von Paris über die Erbschaftsfähigkeit von zwei Verwandten, die in gerader Linie von Jean Thierry's Bruder abstammen wollen, zu entscheiden; beide, Namens Maucorps und Chabannes, wurden in dieser Eigenschaft von dem Gerichtshof anerkannt. So oft ein Fall dieser Art vor den Gerichten verhandelt wird, fehlt sich nie, daß der Saal gedrängt voll von Leuten ist, die bei dieser Sache interessirt sind, und von denen der größte Theil in Blousen und Holzschuhen zu erscheinen pflegt. Bei der eben erwähnten letzten Verhandlung erhielt die abermals zahlreich versammelte Anverwandtschaft Thierry's einen schlimmen Trost aus dem Mund eines der anwesenden Advokaten, welcher sagte: „Diese Erbschaft ist nichts als eine Chimäre, es hat noch Niemand davon etwas gezogen und Niemand wird davon jemals einen Vortheil beziehen, als der Fiskus, der das mühsam erworbene Geld armer Leute verschlingt, um sie sich in endlose Prozesse verwickeln zu lassen."

*

Zu Paris hat die Ermordung eines Spielers, die von sehr geheimnißvollen Umständen begleitet war, großes Aufsehen erregt. Der Mann war in allen Spielhäusern von Paris wohlbekannt, ohne daß Jemand seinen Namen oder seine Wohnung kannte. Man bezeichnete ihn bloß mit dem Spitznamen: „Der Advokat," weil man glaubte, daß er früher diesem Stande angehört hatte, auch schien sein Benehmen und seine Art sich auszudrücken einen Rechtsgelehrten zu verrathen. Man sah ihn oft mit Summen von 300,000 Fr. in Bankscheinen, und selten mit weniger als 15.000 Fr. zum Spieltische gehen, wo er sich sehr schweigsam benahm, und wegen seines kalten und berechneten Spieles bekannt war. Man sah ihn fast täglich an einem Trente et un Tisch tief in seine Spielberechnungen vertieft, und bemerkte, daß er, so oft Jemand seinem Spielplane folgte, sehr übelgelaunt den Tisch verließ und oft mehrere Tage das Haus nicht wieder besuchte. Eines Morgens fand man ihn in einem finstern Winkel, in der Nähe des Saales Ventadour, neben der Passage Choiseul, todt auf dem Pflaster. Ein Dolchstich in der Seite hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Man hatte in der Nacht ein Geschrei in dieser Gegend gehört, und man vermuthet, der Mörder sey hiedurch abgeschreckt worden, den Ermordeten zu plündern, da man bei diesem eine ansehnliche Summe in Banknoten fand. Die Leiche wurde lange Zeit in der Morgue ausgestellt, aber Niemand erschien, um die Identität der Person herzustellen. Man weiß nur so viel, daß er in einem sehr volkreichen Stadtviertel von Paris wohnte, wo wahrscheinlich auch große Geldsummen von ihm liegen, die von Jenen, die davon wissen, stillschweigend beiseite geschafft worden seyn mögen. Man vermuthet, der Mörder sey einer der Spieler gewesen, der seinem Opfer, als es das Spielhaus verließ, folgte und es dann in einem dunklen Winkel niederstieß.

*

Zu Calcutta erregte vor einiger Zeit ein sehr merkwürdiges Buch die öffentliche Neugier im höchsten Grade. Der Umfang desselben hat sicherlich nicht seines Gleichen. Es ist eine Abschrift des Korans, die von einem frommen Hindu, aus dem nordwestlichen Indien, Namens Golam Magudin und seinen beiden Söhnen verfertigt worden ist. Diese guten Leute waren auf der Pilgerfahrt nach Mekka begriffen, um dieses fromme Geschenk am Grabe des Propheten niederzulegen. Die Buchstaben dieser Schrift haben 3 Zoll Höhe, und das Buch selbst einen Fuß Dicke, 4 Fuß 8 Zoll Länge und 2 Fuß 8 Zoll Breite. Der Text der Abschrift wurde von der Hand des Vaters allein in sechs Jahren gefertigt; einer der Söhne schrieb zwischen die Zeilen eine persische Uebersetzung. Der Einband dieses Buches besteht aus Brettern, im eigentlichen Sinne des Worts genommen. Es wird an den Ort seiner Bestimmung auf einem Kamele unter einem karmoisinrothen Baldachin gebracht, und ist mit einer gewaltigen Schließe versehen. Ueberall, wo die drei frommen Hindus Rast halten, wird das Buch den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt.

*

Die französische Regierung hat im Verlaufe der Cholera eine Ausgabe von 1,277,860 Fr. 46 Cent. für Hospitäler, Unterstützungen u. s. w. gehabt; 229,554 Personen wurden befallen und 94,665 starben. Im Departement der Seine war die Sterblichkeit furchtbar, von 44,811 Krankheitsfällen waren 21,551 tödtlich. In Paris starb von der ganzen Bevölkerung unter 55 Einer.

An die verehrlichen Leser des Unparteiischen.

Um das Verhältniß, worin sich der „Unparteiische" an das gesammte Gebiet der Kultur anzuschließen bemüht, mehr hervorzuheben, erscheint von künftigem ersten Julius an unter dem Namen „Sonntagsblatt" eine wöchentliche Beilage desselben, welche eine gedrängte Zusammenstellung aller wichtigeren Vorkommenheiten, sowohl im Gange der äußern Weltbegebenheiten, als in Wissenschaft, Literatur, Kirche, Handel, Kunst ꝛc. liefern, und so den Wurzelstock für die in dem eigentlichen Blatt weiter auszuführenden Abhandlungen geben: als encyklopädische Wochenzeitung aber auch ein für sich selbst bestehendes Ganzes bilden wird.

Die Redaktion.

Die Abonnenten des Unparteiischen beziehen dieses Sonntagsblatt als unentgeldliche Zugabe; für Solche, welche bloß auf das letztere zu abonniren wünschen, haben wir den Preis auf 2 fl. — oder 1 Rthlr. 8 ggr. für den Jahrgang festgesetzt, so daß also das halbe Jahr vom 1 Julius bis 31 December nur auf 1 fl. oder 16 ggr. zu stehen kommt. Alle Postämter und soliden Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Stuttgart, den 10 Junius 1833.

E. Schweitzerbart's
Verlagshandlung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 175. 24 Junius 1833.

Rom im Jahre 1833.

3. Häuser.

In keiner Lebensfunktion geht die Verähnlichung Roms m andern europäischen Städten schneller vor sich als in Hinsicht auf die Häuser, und nirgends ist die Modernisirung bedauerlicher als in dieser Beziehung, da das Neue in jeder Hinsicht schlechter zu seyn pflegt als das Alte. Alte Kupferstiche und Gemälde beweisen zur Genüge, wie malerisch Rom noch im sechzehnten Jahrhundert war. Auch was die Florentiner in ihrem Quartier bauten, war charakteristisch, tüchtig, und zum Theil musterhaft. Sixtus V brach die großen Straßen in der obern Stadt durch Weinberge und Ruinen; sie wurden mit Häusern besetzt, weil er wieder für Wasser in jener Gegend durch die Wiederherstellung der Wasserleitung gesorgt hatte; es ist aber an den Häusern schon etwas Eile, etwas was an deutsche Residenzen mahnt, bemerklich. Von seiner Zeit bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts hat beinahe jedes Jahrzehent einen Palast oder sonst ein öffentliches Gebäude hervorgebracht. Viele sind halb vollendet stehen geblieben, was am meisten bei den Gefängnissen in der Via Giulia und einem Palaste zu bedauern ist, dessen Anfang am Platz Navona in einem Hofe steht. Je neuer, desto ärmlicher die Bauart. Gräuelhafter als die Facciate des Palastes Doria kann man sich schwerlich etwas denken; auch hat das Innere durch ein Erdbeben bedeutender gelitten, als die meisten übrigen römischen Paläste. Zur Franzosenzeit wurde nichts gebaut, vieles eingerissen. Aus dem laufenden Jahrhundert sind nur zwei bedeutende Bauwerke, der neue Flügel der Antikengalerie des Vatikans und das Schlachthaus, Palast keiner, zu Kirchen einige Facciaten, S. Paul ist noch unvollendet. — Palast nennen die Römer ein Haus mit einer Durchfahrt und einem Hofe, in welchem ein Wagen umkehren kann. Die meisten haben eine mehr für Repräsentation als für Wohnlichkeit berechnete Eintheilung. Eine geheime Treppe fehlt nie. Daß die Zimmer rechtwinklicht seyen, daß die innern Wände auf beiden Seiten gleich weit von den Fenstern abstehen, wird nicht beachtet. Dreißig Paläste wären fähig eine königliche Hofhaltung würdig zu beherbergen, kaum drei bieten zugleich eine komfortable Wohnung. Daß Paläste und Wohnungen alle massiv gebaut sind, versteht sich von selbst. Puzzuolane, vulkanischer Tuff und Travertin prädestinirten ganz eigentlich die dürre Ebene Roms eine Weltstadt zu tragen. Die gewöhnlichen Wohngebäude haben über dem Erdgeschosse meist zwei, selten vier Stockwerke. Ein Gang führt zur Treppe und hat gewöhnlich die Aussicht auf einen Brunnen im Höfchen, wo ein antiker Sarkophag zum Brunnentroge dient. Die Treppe ist von der Wohnung durch eine sehr massive Thüre mit gewaltigen Schlössern und Riegeln getrennt. Auf Klingeln wird ein kleines Fensterchen n der Thüre geöffnet, die Thüre aber oft erst nach langem Examen. Wenn die Treppen beleuchtet sind, so schützt gewöhnlich eine Madonna die Laterne vor Diebstahl. Weniger sichern Kreuze, welche man auf die Mauer mahlt, vor Verunreinigung. Der Römer meint, wer die Hausflur rein erhalten wolle, möge einen Thürsteher halten, oder wenigstens einem Schuhflicker den Sitz darin anweisen.

Eine ganz eigene Einrichtung haben die Buden und Zwischengeschosse der Paläste und größern Häuser. Sie haben vollkommen abgeschlossene innere Einrichtung, eigene Treppe und Küche. Sie entstanden dadurch, daß man gewissermaßen über sie wegbaute. Manche zahlen auch besondere Laudemien noch von daher. Unter dem riesenmäßigen Kloster S. Augustin ist Dasselbe zu bemerken, und Fremde, welche die innere Eintheilung der römischen Gebäude noch nicht kennen, wundern sich höchlich hierüber. Die angesehensten Paläste haben übrigens keine dergleichen Buden, sie sind eine Art Schandfleck für einen Palast, selbst wenn sie, wie bei Pamfili und Braschi, nicht vermieden werden konnten. Fürst Chigi ist der lockenden Versuchung bis jetzt widerstanden, durch Errichtung eines Bazars im Erdgeschosse seines Palasts seinen zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen. Hier bemerke ich noch im Vorbeigehen, daß der Römer die Paläste immer mit Recht nach dem Erbauer nennt, nur den Palast Ruspoli ausgenommen, welcher früher Gaetani hieß, aber zur Vermeidung der Verwechslung mit zwei andern Palästen Gaetani den Namen des neuen Besitzers erhielt. In den bürgerlichen Wohnungen ist es weit leichter, sich bequem einzurichten als in Palästen. Manche haben eine musterhafte Eintheilung, viele auch Logen auf dem Dache, um frische Luft schöpfen zu können, ohne auszugehen. Brunnen fehlen ordentlichen Häusern nie, mit Eisendrathen, an welchen die Wassereimer auf und ab laufen. Die Keller sind seinern Weinen wegen der Hitze des Bodens und der beständigen Erschütterung nachtheilig, auch

bei Ueberschwemmungen in dem größern Theile der bewohnten Stadt wenigstens mit Horizontalwasser heimgesucht. Die Fußböden sind gewöhnlich von Backsteinen, in guten Häusern bisweilen von Estrich. Die Wände werden lieber gemalt als tapezirt, wegen des Ungeziefers; die Decken sind durch Rahmschenkel und Bretter, welche mit Leimfarbe gemalt sind, vor Erdbeben besser versehen als mit unsern Gypsdecken. Der Hausrath ist sehr einfach, doch ist auch auf der Kommode des Aermsten einige Zierde, welche an ein Altärchen mahnt. Gepolsterte Stühle liebt man nicht wegen Hitze und Motten. Kamine sind in alten Häusern selten, aber alsdann riesenmäßig. Oefen werden wenige getroffen, es ist bei den klimatischen Verhältnissen auch besser, deren keine zu haben; desto mehr wird auf sonnige Lage gesehen.

Die Materialien zum Bauwesen, namentlich der Mörtel aus Kalk und Puzzuolane, und die Backsteine, waren ehemals vortrefflich, sind aber durch die Nachlässigkeit der Ziegler und Maurer und die Verkäuflichkeit der Baumeister in neuerer Zeit sehr verschlechtert. Viele Gebäude sind während des Baues wieder eingefallen, besonders von denen, welche Ritter Valadier erbaute. Man zieht die Bruchstücke alter Ziegelsteine (Mattonella) den neuern schlecht gebrannten vor.

Geflickt und zusammengebaut wird Vieles, gebaut wenig. Wenn ein Haus die Straße verengt, so muß es, wenn ein Hauptbauwesen vorgenommen wird, gegen Entschädigung zurückgebaut werden. In dieser Beziehung ist noch ein weites Feld zur Enthäßlichung der gangbarsten Straßen offen.

Die Gesetze verbieten die eigenen Wappen über die Thüre zu setzen. Daher haben viele Baumeister sich abmartern müssen, diese in den Ornamenten anzubringen, wodurch natürlich oft ganz geschmackloses Zeug entstand, wenn das Wappen einen Aeolus (Braschi), eine Taube (Pamfili) oder Falken (Falconieri) enthält. Die Vormerkung der unablässlichen Grundzinse, das vorbehaltene Grundeigenthum, sind auf Marmortäfelchen außen eingemauert. Oft ist sogar bemerkt, bei welchem Notar die hierauf bezüglichen Urkunden niedergelegt seyen. Wer die Grundzinse abgelöst hat (und Dieß geschah zur Franzosenzeit häufig), setzt auf ein Täfelchen „libera di Canone.“ Auch die Wasserstuben der Vertheilungskanäle und die Höhe derselben über den Boden sind auf ähnliche Weise bemerkt.

Damit aber die alte Hof- und Kirchensprache doch auch hier ihr Recht behalte, wird an die zu vermiethenden Häuser oder Buden ein Zettel geklebt, auf welchen mit gothischen Buchstaben gedruckt steht: „Est locanda.“

Skizzen aus Südamerika.

2. Der Kampf mit einer Schlange.

Die Sonne hatte den Meridian an einem wolkenlosen Himmel überschritten, man sah kaum einen Vogel, denn die geflügelten Bewohner des Waldes hatten sich, vor Hitze erdrückt, in die dunkelsten Schatten geflüchtet und eine Stille so tief wie um Mitternacht herrschte rings umher, und wurde nur durch die schrillende Stimme des Pi-Pi-po unterbrochen. Ich saß eben, meinen Horaz in der Hand, auf den Stufen, die zu den Ruinen einer verlassenen Wohnung am Flusse Mibiri führten, als ein Neger mit seinem kleinen Hund eilig das Gebirg herabkam und mir erzählte, daß er eine der seltenen und giftigen Schlangen entdeckt habe, die man gewöhnlich die „Herren des Dickichts“ nennt. Ich stand sogleich auf, ergriff eine neben mir liegende, acht Fuß lange Lanze und sagte: „Wohlan denn Daddy, wir wollen diese Schlange betrachten.“ Ich war barfuß, und hatte nichts als eine Blouse und Pantalons an, und einen alten Hut auf dem Kopf. Der Neger war mit einem kurzen Säbel bewaffnet, und während wir den Berg hinanklimmten, stieß noch ein anderer mit gleicher Waffe versehener Neger zu uns, der aus unsrer Eile geschlossen hatte, daß etwas im Werke sey. Der kleine Hund war uns gefolgt, und nachdem wir etwa eine halbe (englische) Meile im Walde fortgegangen waren, blieb der Neger stehen, und deutete auf einen umgefallenen Baum. Alles war still und ruhig; ich bedeutete die Neger, nicht von der Stelle zu gehen, den kleinen Hund zu halten, und schritt nun vorwärts, um die Oertlichkeit zu untersuchen. Langsam und mit Vorsicht näherte ich mich der bezeichneten Stelle; die Schlange hatte sich gut versteckt, aber endlich entdeckte ich sie doch. Es war eine Culacanara, nicht giftig zwar, aber doch groß genug einen von uns zu ersticken, und ihm alle Knochen im Leibe zu zerquetschen. Als wir sie später maßen, fand sich, daß sie etwas über vierzehn Fuß lang war. Diese Schlangenart ist sehr selten, und im Verhältniß zu ihrer Länge weit dicker als irgend eine andere Waldschlange. Eine Culacanara von 14 Fuß ist eben so dick als eine gemeine Boa von 24 Fuß. Als ich nachher diese Schlange abgehäutet hatte, konnte ich meinen Kopf bequem in ihren Rachen stecken; denn die ganz eigene Beschaffenheit der Kinnladen gestattet eine ungewöhnliche Erweiterung derselben. Einer meiner Freunde, ein Holländer, erlegte eine Boa von 22 Fuß, in deren Rachen er beide Geweihe eines Hirsches fand. Sie hatte das Thier verschlungen ohne der Hörner sich entledigen zu können, und so mußte sie dann den lästigen Bissen so lange im Maule behalten, bis ihr Magen den Körper verdaut hatte und die Hörner von selbst abfielen. In dieser Verdauungsruhe war sie von dem Holländer, der eben den Fluß hinauffuhr, bemerkt und mit einer Kugel durch den Kopf getödtet worden.

Nachdem ich mich von der Größe der von dem Neger entdeckten Schlange überzeugt hatte, schlich ich mich leise wieder fort, und versprach dem Entdecker vier, dem andern Neger aber einen Dollar, wenn sie mir behülflich seyn wollten, die Schlange zu fangen. Da sich der Tag bereits neigte, und bei eindrechender Nacht von der Zergliederung kein Vortheil zu erwarten war, so war ich entschlossen die Schlange lebendig zu fangen. Dieses Vorhaben gedachte ich dadurch auszuführen, daß ich sie von hinten unterhalb des Kopfes mit der Lanze auf den Boden festzuspießen suchte. Als ich den Negern meinen Angriffsplan mittheilte, beschworen sie mich ihnen zu gestatten, daß sie erst eine Flinte und noch einige Gehülfen holen dürften, weil sie fest überzeugt seyen, die Schlange werde einen von uns ums Leben bringen. Hiezu

gab ich jedoch durchaus nicht meine Einwilligung, sondern nahm einem der Neger seinen Säbel aus der Hand, befahl ihnen mir zu folgen, und drohte den ersten, der es versuchen würde zu entfliehen, niederzuhauen. Ich sagte Dieß mit lachender Miene, allein sie schüttelten schweigend die Köpfe, als ahnete ihnen nichts Gutes. Als wir an Ort und Stelle kamen, lag die Schlange noch an demselben Flecke, aber ich konnte ihren Kopf nicht entdecken und schloß aus den Knotenwindungen ihres Körpers, daß sie ihn auf der andern Seite ihres Lagers haben müsse. Eine Art Geißblatt, das sich um die Aeste des umgefallenen Baumes geschlungen hatte, bildete ein für Regen und Sonnenstrahlen fast undurchdringliches Dach, und wahrscheinlich war Dieß schon seit längerer Zeit ihr Aufenthaltsort.

Ich griff nach meinem Messer, um damit die Geißblattlaube und die Aeste so geräuschlos als möglich bei Seite zu schaffen, bis ich den Kopf der Schlange entdecken konnte. Der eine Neger stand hinter mir mit der Lanze, und der andere mit dem Säbel bewaffnet: das andere Seitengewehr, das ich dem erstern abgenommen hatte, lag für den Nothfall neben mir am Boden. Nachdem ich so eine Viertelstunde mit der größten Stille, das eine Knie am Boden, fortgearbeitet hatte, war Raum genug um den Kopf zu erblicken; er schien zwischen dem ersten und zweiten Ring des Körpers durchgeschoben zu seyn, und lag flach auf dem Boden, befand sich also ganz in einer mir erwünschten Stellung. Ich stand nun schweigend auf und zog mich leise zurück, indem ich den Negern winkte ein Gleiches zu thun; der Hund wurde fern gehalten und stand auf der Lauer. Auf den Gesichtern der Neger las ich, wie höchst ungelegen ihnen diese Jagd kam, und sie machten auch wirklich abermals einen Versuch, mich zu bewegen, ihnen zu gestatten, daß sie eine Flinte holen dürften. Ich lächelte und that als wolle ich sie mit dem Säbel hauen; das war die ganze Antwort, die ich ihnen gab, und über die sie sehr bestürzt schienen.

Es muß bemerkt werden, daß wir uns in diesem Augenblicke etwa zwanzig Schritte vom Lager der Schlange befanden; ich befahl den Negern hinter mir zu gehen, und trug dem, der mir zunächst ging, auf, die Lanze in dem Augenblick zu ergreifen, wo ich die Schlange getroffen haben würde, und dem andern, auf alle meine Bewegungen genau Acht zu haben. Es blieb mir jetzt nichts mehr übrig, als beiden ihre Säbel abzunehmen, denn ich war überzeugt, daß sie, thäte ich Dieß nicht, im Augenblick der Gefahr nach der Schlange hauen, und ihre Haut verderben würden. So viel ich aus ihren Gesichtern schließen konnte, erschien ihnen diese Entwaffnung als eine Handlung der unerträglichsten Tyrannei, und wahrscheinlich fanden sie nur darin noch einigen Trost, daß ich mich zwischen ihnen und der Schlange befand. Die Wahrheit zu gestehen, schlug auch mir das Herz stärker als gewöhnlich, und es war mir ungefähr so zu Muthe, wie dem Passagier auf einem Kauffahrer in Kriegszeiten, wenn sich ein Schiff mit verdächtiger Flagge nähert und der Kapitän Alles aufs Verdeck ruft, um sich zum Kampfe zu rüsten.

(Schluß folgt.)

Napoleon auf der Vendomesäule.

In den Monaten Mai und Junius 1851 war ein Konkurs für die Statue Napoleons eröffnet worden, die auf dem Gipfel der Vendomesäule aufgestellt werden soll. Das Muster, das die zur Ertheilung des Preises ernannte Kommission angenommen hat, ist von Herrn Seurre, welcher sich mit künstlerischer und richtiger Auffassung bestrebt hat, genau den populären Napoleon darzustellen, wie er allbekannt ist, mit seinem ganz besondern Aussehen, mit dem grauen Ueberrock und dem dreispitzigen Hute, mit seinen gewöhnten Bewegungen, so daß das Volk, wenn es die Statue auf der Höhe der Säule betrachtet, ausrufen könnte: „Ja, er ist's!"

Die Säule auf dem Vendomeplatze wurde aus 1200 russischen und österreichischen Kanonen gegossen, die im Feldzuge des Jahres 1805 erobert worden waren. Das Erz, welches zu dieser Säule verwendet wurde, wiegt 1,800.000 Pfund; sie wurde nach dem Muster der berühmten Antoninsäule in Rom ausgeführt. Sie sollte ein Denkmal des Ruhmes der großen Armee seyn; im Jahre 1806 wurde der Grund gelegt, und im Jahre 1810 wurde sie beendigt. Ihre Höhe ist 118 Fuß, das Piedestal nicht mitgerechnet; ihr Durchmesser ist 12 Fuß; ihre Grundlage hat 50 Fuß Tiefe. Sie wurde auf den Grundpfählen errichtet, die der Reiterstatue von Ludwig XIV zur Basis dienen sollten. Das Fußgestell der Säule hat ein und zwanzig Fuß und einen halben Höhe; seine vier Seiten zeigen Basreliefs von Kriegstrophäen, bestehend aus Kanonen, Mörsern, Haubitzen, Kugeln, Flinten, Trommeln, Fahnen, Helmen und Uniformen. Ueber dem Säulenstuhl und auf einer Art Attika sind Eichenkränze angebracht, die an den vier Ecken durch eben so viele Adler, jeder 500 Pfund schwer, getragen werden. Der Schaft der Säule ist mit einer Reihe Basrelief in Erz bedeckt, die ihn spiralförmig umwinden, und die vorzüglichsten Thaten des Feldzuges von 1805, von dem Abzuge der Truppen aus dem Lager von Boulogne bis zum Friedensschlusse nach der Schlacht von Austerlitz, darstellen. Die Erzwände, auf welchen diese Abbildungen in Basrelief angebracht sind, haben 5 Fuß 8 Zoll Höhe, und sind unter sich durch einen Streif getrennt, auf welchem die oberhalb dargestellte Handlung eingeschrieben steht. In dem Innern der Säule hat man eine Wendeltreppe von 176 Staffeln angebracht, auf denen man zu der Galerie gelangt, die auf dem Kapitale der Säule steht. Oberhalb dieses Kapitales erhebt sich in Kreisform eine Art Lanterne, die in einer Kuppel endigt. Auf dem Theile dieser Lanterne, der den Tuilerien zugewendet ist, liest man folgende Inschrift:

„Denkmal, errichtet zum Ruhme der großen Armee, begonnen am 25 August 1806, beendigt am 25 August 1810, unter der Leitung von Herrn Denon, Generaldirektor, von Herrn G. B. Lepère und Herrn Gondouin, Architekten."

Auf dem Gipfel dieses Domes stand die frühere Bildsäule Bonaparte's; sie war von Chaudet, Bildhauer Napoleons, hatte 10 Fuß in der Höhe und wog 5112 Pfund; Bonaparte war als römischer Kaiser vorgestellt, mit dem Mantel und dem Lorbeerkranz. Sie blieb nur fünf Jahre auf dem Gipfel der Säule; im Monat Mai 1814 ließen die Royalisten und die verbündeten Mächte sie herunternehmen. Späterhin wurde sie eingeschmolzen. Endlich soll an der Stelle der weißen und dreifarbigen Fahne, welche abwechselnd die große Figur Napoleons ersetzt haben, eine Statue erscheinen, die mit dem Charakter des Monumentes in Einklang steht. Herr Seurre hat das Aeußere von Bonaparte mit der größten und gewissenhaftesten historischen Wahrheit ausgeführt. Der General Bertrand lieferte ihm hiezu den Anzug des Kaisers, und man kann den Hut, den Militärfrack, die Epauletten, den Ueberrock mit Aufschlägen, die hohen Stiefel, die goldenen Sporen und selbst das Fernglas bewundern, wie sie Napoleon am Tage der Schlacht von Austerlitz getragen hat. Herr Seurre konnte selbst den Degen abbilden, den Napoleon an diesem denkwürdigen Tage an der Seite trug, und wenn je der Degen von Austerlitz verloren gehen sollte, so kann man ihn auf der Spitze der Vendomesäule in Erz wieder finden.

Seit dem Konkurs im Jahre 1851 sah Herr Seurre sich veranlaßt, eine bedeutende Aenderung in den einzelnen Theilen seiner Arbeit vorzunehmen: in dem Modelle war eine Art Baumstamm, der das linke Bein

Napoleons verstecke, und ihm, in der Ferne und von hinten gesehen, das Ansehen eines Invaliden mit einem hölzernen Beine gab; Herr Seurre hat die glückliche Idee gehabt, diesen Baumstamm durch drei Kugeln und eine Bombe zu ersetzen; diese Kugeln wurden deßhalb nöthig befunden, weil die Luft, die bei der frühern Bildsäule zwischen den Beinen derselben durchschien, letztere beinahe unsichtbar machte, und der Bildsäule das Ansehen eines an zwei Schnüren aufgehangenen Drachen gab; um diesen störenden Effekt zu beseitigen, war Herr Seurre genöthigt, den leeren Raum zwischen den Beinen so natürlich als möglich auszufüllen.

Zu dem Gusse der Bildsäule wurden 16 Stück Kanonen aus dem Arsenale von Metz bestimmt, die, wie das Erz der Säule, von den Siegen über die Russen und Oestreicher im Jahre 1805 stammen. Der Fuß der Statue, die 11 Fuß Höhe hat — die frühere hatte, wie erwähnt, nur 10 und schien zu mager und zu klein — ist vollständig gelungen. Es ist die Sprache davon, den 29 Julius d. J. durch Aufrichtung der Bildsäule Napoleons zu feiern. Ohne Zweifel wird der Augenblick dieser feierlichen Einweihung von dem Volke mit tiefem Antheil und Stolz begangen werden; nicht als ob die jetzige Generation das System des Kaiserthumes zum thatsächlichen Bestande zurückwünsche, im Gegentheile, nichts hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit mehr seinen Zauber und seine Gewalt über die Gemüther des Volkes verloren, als das System der Eroberungskriege und des Militärruhmes. Eine Partei, die der Nation die Wiederkehr solcher Unternehmungen verspräche, würde wenig Anklang finden; die Ideen wechseln, jene der Trophäen ist vorüber, und zu Darbringung großer Opfer und Anstrengungen bedarf es einen andern, eines neuen, eines tiefer eingreifenden und umfassendern, eines insbesondere die moralischen Güter der Massen belebenden und erhebenden Hebels. Darum gehen auch alle bisherigen Versuche, Projekte und Entwürfe der Bonaparte'schen Familie ziemlich spurlos an dem französischen Volke vorüber.

Die arabischen Pferde.

Eines der schönsten und nützlichsten Thiere, das der Mensch zu bewältigen und sich unterthan zu machen wußte, ist unstreitig das Pferd, das seine meisten Arbeiten und Gefahren bis in Kampf und Tod hinein theilt. Aber keine Nation wußte diesem edlen Thier einen so hohen Werth beizulegen, als die Beduinen. Man muß die Wildnisse Nedschedes, das Geburtsland des Pferdes, und die Wüsten von Hedschas und Yemen besuchen, um zu sehen, wie hoch diese Völker das Pferd achten, und die verschiedenen Racen desselben kennen zu lernen, die alle Fürsten Asiens und Europa's von jeher in ihren Ländern einheimisch zu machen und fortzupflanzen trachteten. Die fast brüderliche Liebe, mit der die Araber ihren Pferden zugethan sind, hat nicht sowohl ihren Grund in der Nutzbarkeit dieses Thieres, das ihnen bei ihrer unstäten und kriegerischen Lebensart höchst unentbehrlich und wichtig ist, als vielmehr in der althergebrachten Ansicht, daß die Pferde mit edlen und hochherzigen Gesinnungen begabt und eines höhern Verstandes fähig sind, als die übrigen Thiere. Deßhalb pflegen die Araber auch zu sagen: „Nach dem Menschen ist das herrlichste Geschöpf das Pferd; die ehrenvollste Beschäftigung besteht in seiner Erziehung; die anmuthigste Haltung ist die eines Reiters zu Pferde; die verdienstvollste Handlung ist dem Thiere Nahrung zu geben." Hiezu fügen sie auch das Wort des Propheten: „So viel Gerstenkörner Du täglich Deinem Pferde gibst, so viele Ablässe wirst Du dafür Dir erwerben." Auch sagte Mohammed zu seinen Schülern: „Vorzüglich lege ich euch die Sorge für die Zuchtstuten ans Herz; ihr Rücken ist ein Ehrensitz und ihr Bauch ein unerschöpflicher Schatz." Die Schöpfung des Pferdes erzählt der Prophet so: „Als Gott das Pferd schaffen wollte, rief er den Südwind und sprach zu ihm: Ich will aus Dir ein neues Wesen gestalten; verdichte Deinen Körper und lege ab Deine Flüssigkeit. Und der Wind gehorchte. Dann nahm Gott eine Handvoll von diesem nun greifbar gewordenen Stoffe, hauchte ihn an und das Pferd ging daraus hervor. Und der Herr sprach: Du wirst für den Menschen eine Quelle des Vergnügens und des Reichthums seyn, und er wird Dich herrlich vor allen Thieren machen, indem er Deinen Rücken besteigt."

Das Wort, mit dem die Araber das Pferd überhaupt bezeichnen, heißt Khayl. Sie unterscheiden aber fünf große Racen dieser Thiere, die insgesammt aus Nedscheb stammen, und seit unvordenklichen Zeiten her wendeten sie Alles auf, diese Racen in ihrer Reinheit zu erhalten. Einige Schriftsteller leiten ihren Ursprung bis zum Heidenthume hinauf, und bezeichnen als ihren gemeinschaftlichen Stammvater den berühmten Hengst Maschur, der dem Okrar, dem Häuptlinge des Stammes Beni-Obeida, gehörte. Andere begnügen sich mit der Versicherung, daß diese fünf Racen von den fünf Lieblingsstuten des Propheten herstammen, die den Namen führten Rabdha, Noama, Wajzah, Gabha und Hezma. Wie dem auch sey, die Namen der nach allgemeiner Meinung aus den verschiedenen Bezirken von Nedscheb stammenden Racen sind: Saffa-Wayeh, Kohayleh, Manakieh, Jelfiyeh, Thueyfieh. Erstere hat als Seitenzweige die Jebran, Abriveh und Neschm el Subh genannten; die zweite theilt sich in Ajooz, Kerda, Seytha, Dabbah, Elen Guevscheh, Khumeyseh und Abu Marraf; die dritte theilt sich in zwei Arme, Semaytha und Ashayr; die vierte hat nur Einen Seitenzweig, Estemlath, und die fünfte gar keinen. Außer diesen Hauptstämmen kennen die Araber noch einige untergeordnete, aber minder geachtete. Es gibt keine besondern Kennzeichen, nach denen man die verschiedenen Racen äußerlich von einander unterscheiden könnte; Dieß geschieht nur mittelst der genealogischen Urkunden, die von den Eigenthümern ausgestellt werden und gesetzliche Bekräftigung haben müssen. In diesen Stammbäumen findet man mit der größten Genauigkeit die Voreltern des Pferdes von männlicher und weiblicher Seite aufgezeichnet.

Die arabischen Pferde sind im Allgemeinen von zartem Bau, aber an lange Ausdauer im Laufe gewöhnt, leicht, feurig und von einer erstaunlichen Schnelligkeit. Sie haben einen schmalen Leib, kleine Ohren und einen kurzen dünn behaarten Schweif. Dieß sind die Merkmale, woran man sie auf den ersten Blick erkennen kann. Man kann noch hinzufügen, daß sie frei von aller sichtbaren Mißbildung, und so sanft und gelehrig sind, daß sie sich von den Weibern und Kindern, mit denen sie unter einem und demselben Zelte zusammenwohnen, streicheln und reiten lassen. Bis zu ihrem vierten Jahre reitet man sie ohne Sattel und läßt sie nicht beschlagen. Sie können mehrere Tage hinter einander Durst leiden, und man zieht sie ausschließlich mit Kamelmilch auf.

Die Araber wollen an den Pferden gewisse Vorzeichen erkennen, die für ihren Besitzer von guter oder schlimmer Vorbedeutung sind. Die Farbe der arabischen Pferde ist hellbraun (Ahmar), braunroth (Edhem), weiß (Abiah), ganz grau (Ajrah), apfelgrau (Raktha) und blaugrau (Kedhar). Rappen und Füchse sind in Arabien unbekannt; man findet dergleichen nur in Persien, in der Tatarei und Türkei. Die Pferde aus Nedscheb sind die edelsten, wie man zu sagen pflegt, die aus Hedschas die schönsten, die aus Yemen die dauerhaftesten; die syrischen haben die schönste Haut, die mesopotamischen sind die frömmsten, die ägyptischen die schnellsten, die aus der Berberei die zeugungsreichsten, die aus Persien und Kurdistan die kriegerischsten.

Pferderennen waren bei den alten Arabern sehr im Schwang und sind es auch jetzt noch bei ihren Nachkommen. Aber die eigentlich nationalen und feierlichen Uebungen zu Pferde, Messabeka genannt, haben zu allen Zeiten unter den verschiedenen Stämmen, deren Häuptlinge dabei sich den Vorrang streitig machten, zu blutigen Fehden Anlaß gegeben. Diese Art von Wettrennen besteht auch in Persien noch unter dem Namen Asb-Divani. Der gegenwärtige Schah, der ein zahlreiches Gestüte besitzt, wohnt ihm gewöhnlich bei, und seine Lieblingspferde stehen auf dem Verzeichnisse der Rennpferde oben an, und werden von jungen und zierlich gekleideten Jokeys geritten. Der Schah bestimmt die Namen der Sieger und vertheilt selbst die üblichen Preise. Die persischen und turkomanischen Pferde haben unter sich Aehnlichkeit, sind aber von den arabischen dadurch unterschieden, daß sie mehr Körper und feineres Haar haben. Auch ist es eine im ganzen Oriente verbreitete Meinung, daß diese Thiere sich vor den andern Racen vorzüglich durch ihren Widerwillen gegen klares Wasser auszeichnen. Sie haben das trübe Wasser so gern, sagt man, daß sie es stets mit den Hufen aufwühlen, wenn man sie durch einen Fluß reitet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 176. 25 Junius 1833.

Rom im Jahre 1833.

4. Anmahnungen an das alte Rom.

Der Charakter des gemeinen Volkes der ewigen Stadt mag füglich mit einem der vielen Weinberghäuser verglichen werden, welche Rom umgeben. Die Hauptmasse dieser bildet ein Thurm aus den Zeiten des Faustrechts, in welchem einst der Winzer wohnte, und Nachts die Leiter aufzog. An dieser ist eine neuere Wohnung für seine Nachfolger und sind einige Zimmer für den Eigenthümer angebaut. Ueberall sind antike Reste schonungslos benützt, das Ganze ist nicht ebenmäßig, nicht alt, nicht neu, aber malerisch selbst durch Schmutz und Verfall.

In der Schule, von der Schaubühne herab und auf allen seinen Wegen tritt dem Römer die Größe seiner Vorfahren entgegen. Noch stehen die Zauberbuchstaben S. P. Q. R. auf seinen Fahnen und auf den Schilden über den Thüren der Adeligen. Noch ist Rom dem Kunstfreunde, dem Alterthumsforscher, dem katholischen Geistlichen, der Mittelpunkt seiner Welt. Was Wunders, wenn sich sein Bewohner fühlt, wenn er sich von vorn herein zu etwas Ausgezeichnetem berufen glaubt, wenn seine Tochter es für eine Art Verweisung hält, einem wohlhabenden und vorwurfsfreien Manne dahin zu folgen, wo man die Petersluppel nicht mehr erblickt?

Ungeachtet in Verfassung und Verwaltung hier nur mittelalterliche Formen sich vorfinden, welche freilich durch Zeit und Umstände gewaltig modifizirt wurden, so ist dennoch die römische Gesetzgebung und die römische Sprache als Kirchensprache noch ein gewaltiges Bindungsmittel zwischen dem kaiserlichen Rom und dem jetzigen. Daß das, was bis auf unsere Zeiten überliefert wurde, nur höchst selten Folge der Abstammung seyn könne, ist begreiflich, wenn man bedenkt, wie einst Pest, Kriege, schlechte Luft, die Auswanderung nach Avignon u. s. w. in eine Bevölkerung hinein gearbeitet haben, welche selbst in ruhigen Zeiten einen bedeutenden Ausfall jährlich durch Einwanderung ersetzen muß. Aber dennoch hat sich sehr viel Altrömisches traditionell im Volke erhalten. Hieher gehört zuerst der Begriff von öffentlichem Eigenthume. Straßen, Kirchen, den Thorweg des Palasts, die Villa des Reichen, sieht jeder Römer als Gesammtgut an, dessen er sich nach Belieben bedienen darf. Wer dem Volke drei Jahre hintereinander ein kostbares Fest geben, und dieses im vierten unterlassen wollte, würde ganz bestimmt ausgepfiffen werden. Alsdann ist dem täglichen Leben doch noch Manches übrig geblieben, was ununterbrochen bis auf uns gekommen seyn mag. Feuer und Wasser versagen gehört noch unter die ärgsten Beleidigungen. Die Buden werden noch ganz auf alte Weise ausgeschmückt, wovon Pompeji unzählige Beispiele liefert. Seltsam zusammengesetzte Speisen, wo Fleisch mit Zucker und Zimmt, Süßigkeit und Parmesankäse sich gatten müssen, können nur von der alten Küche herüber gekommen seyn. Wie in Frankreich, so auch in Rom singt ein Lehrbursche den Feierabend der Bauarbeiter an. Man nennt ihn den Merlo. Die Melodie ist bestimmt uralt. Das Tragen der Lasten auf Hinterkopf und Schultern zugleich, die Kunst große Massen durch eine Anzahl Träger gleichförmig fortzuschaffen, die Zusammensetzung der Gerüste, vielleicht auch die Verfertigung der Mosaikarbeiten mögen eben daher stammen.

Was aber am nächsten an das alte Rom mahnt, sind die Klöster. Sie sind ganz eigentlich altrömische Häuser und hievon kann sich jeder schon durch die Vergleichung der Grundrisse überzeugen. Den Mantel trägt der neue Römer wie der alte. Er ist wie der des Spaniers, wie der Pelz des Magyaren durch das Klima nothwendig geworden. Sonst möchten die Sandalen tragenden Einwohner der Campagna mehr Altrömisches in der Kleidung haben als der Römer selbst. Dasselbe gilt von ihrer Physiognomie, ihrer Küche, ja ihrem Charakter.

Züge von Blutdurst und Grausamkeit, von Todesverachtung und jenem höhnenden Uebermuthe, welcher zum Triumphzuge der Feldherren Spottlieder sang, findet man in und um Rom noch jetzt zur Genüge. Es fehlt nur jene ungeheure Vereinigung aller Kräfte für Einen Zweck, jene eiserne Gewalt des Vaters, jene Erregung der Einbildungskraft, um auch aus den heutigen Römern treffliche Krieger zu bilden. Die Franzosen fanden sie sehr tauglich und anstellig, besonders für leichtes Fußvolk und Artillerie; dabei aber raubsüchtig und grausam und schwer an militärischen Gehorsam zu gewöhnen. Ein Hauptzug des altrömischen Charakters, der Aberglaube, lebt in den Nachkommen noch fort, verändert, aber keineswegs vermindert durch die Alles umbildende Zeit. Mancher, welcher kaum an Gott glaubt, schlägt sein Traumbuch auf oder punktirt Stunden lang kabbalistische Pyramiden, wie im Lotto zu gewinnen. Gute und böse Zeichen, besonders aber das böse Auge

können bei den alten Etruskern in keinen größern Ehren gewesen seyn, als sie es noch jetzt hier sind. Gewisse Handlungen, z. B. Loben der Schönheit eines Kindes, Anwünschen einer glücklichen Jagd, bringen Unheil. Auch darf man auf der Straße keinen Mönch an der rechten Seite vorübergehen lassen, wenn man nicht den Zweck des Ausgehens verfehlen will. Andere Personen bringen schon durch ihre Gegenwart Unglück, sind Jettatori wie das Volk sagt. Bleiche, unheimlich stille Gesichter sind vorzugsweise mit diesem furchtbaren Fluche beladen, welcher das Motiv zu mehreren Schauspielen und zum Harfner in Wilhelm Meister abgegeben hat. Gegen dieses Occhio cattivo trägt der Römer so pflichtlich wie der Neapolitaner das Horn und macht die bekannte Figur mit den Daumen zwischen dem Zeige- und Mittelfinger. Diese beiden Zeichen fehlen den Haarnadeln der Weiber nie. Geisterseher- und Ahnungsglauben hat dagegen hier nie Platz gegriffen, und auch die Hexen führen sich sehr manierlich auf.

Skizzen aus Südamerika.

2. Der Kampf mit einer Schlange.

(Schluß.)

Um die Schlange nicht zu verscheuchen oder zum Angriff zu reizen, rückten wir, ohne Kopf oder Arme zu bewegen, und alles Geräusch vermeidend, so still als möglich vor. Ich trug die Lanze senkrecht vor mir, die Spitze ungefähr einen Fuß hoch vom Boden, die Schlange lag unverrückt; ich stieß und traf sie auf der linken Seite, gerade hinter dem Halse, und spießte sie am Boden fest. In diesem Augenblicke ergriff der mir zunächst stehende Neger die Lanze und hielt sie fest eingebohrt, während ich über Hals und Kopf in das Lager der Schlange stürzte, um mich ihres Schweifes zu bemächtigen, und sie außer Stand zu setzen, uns zu beschädigen.

Als ich sie am Boden festspießte, ließ sie ein furchtbares Zischen hören, und der kleine Hund lief heulend davon. Die Schlange und ich bestanden jetzt einen hartnäckigen Kampf; abgerissene Zweige flogen nach allen Seiten umher, und jeder Theil suchte einen Vortheil zu gewinnen. Ich rief dem zweiten Neger zu, sich auf mich zu werfen, weil ich mich nicht schwer genug fühlte; er that es, und die Vermehrung des Gewichts kam uns gut zu Statten. Ich bemächtigte mich nun mit Gewalt ihres Schweifes, was sie nach einem oder zwei gewaltigen Stößen geschehen ließ, und sich überwunden gab. Dieß war der Augenblick sich ihrer zu bemächtigen; während der eine Neger sich bemühte die Lanze am Boden festzuhalten und der andere mich unterstützte, gelang es mir meinen Hosenträger los zu machen, und ihr den Rachen zuzubinden.

Die Schlange, die sich hierdurch in einer unangenehmen Lage befand, versuchte sich zu befreien und bot Alles auf, unsrer los zu werden, allein wir waren die Stärkern. Es gelang uns, sie um den Schaft der Lanze zu wickeln, und wir machten uns nun fertig sie aus dem Wald hinaus zu tragen. Ich stellte mich zum Kopf, den ich fest unter den Arm preßte, der eine Neger hielt den Bauch und der andere den Schweif. So traten wir unsern Marsch nach Hause an, wo wir endlich, nachdem wir mehr als zehnmal ausgeruht hatten, anlangten; denn die Schlange war zu schwer, als daß wir sie ohne anzuhalten hätten tragen können.

Auf dem Weg tobte sie nicht wenig, um sich loszumachen, Dieß war jedoch vergebliche Mühe. Der Tag war bereits zu weit vorgerückt, als daß ich noch eine Zergliederung des Thieres hätte vornehmen können, und tödtete ich es, so war es bis zum andern Morgen, zum Theil wenigstens, in Fäulniß übergegangen. Ich hatte einen starken Sack bei mir, der groß genug war, um jedes Thier darin aufzubewahren, das ich zergliedern wollte. Es schien mir Dieß das beste Mittel, wilde Thiere lebendig für den folgenden Tag aufzuheben, wenn es schon spät wurde und ich nicht mehr meine anatomischen Untersuchungen an ihnen anstellen konnte; denn da der Sack allen Bewegungen nachgab, so fanden sie keinen Widerstand, konnten folglich auch kein Loch hineinreißen. Der Sack wurde nämlich nirgends festgebunden, bewegte sich also mit dem eingeschlossenen Thier nach allen Richtungen hin.

Nachdem wir den Rachen unsrer Schlange so fest zugeschnürt hatten, daß sie ihn nicht öffnen konnte, steckten wir sie in den Sack und überließen sie bis zum Morgen ihrem Schicksal. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich eine ruhige Nacht gehabt hätte: meine Hängematte befand sich ein Stockwerk über der Schlange, und die Diele, die uns trennte, war so schadhaft, daß an manchen Stellen zwischen ihrem und meinem Gemach kein Brett sich befand. Die Culacanara war sehr unruhig und gebärdete sich so grimmig, daß, wäre auch Medusa meine Gattin gewesen, ich während dieser Nacht schwerlich ein lästigeres und anhaltenderes Zischen in meinem Zimmer gehört hätte. Mit Anbruch des Tages ließ ich zehn Neger zu mir entbieten, die in einiger Entfernung Holz fällten. Zwar hätte ich an der Hälfte genug gehabt, allein ich sah mich auf den Fall vor, daß vielleicht mehrere die Flucht ergreifen könnten, wenn der Sack geöffnet würde. Es lief indeß Alles glücklich ab. Nachdem der Sack geöffnet worden war, hielt man die Schlange am Boden fest, und ich schnitt ihr die Kehle ab, wobei sie so viel Blut verlor als ein Ochse. Bis um 6 Uhr Abends desselben Tages war sie vollständig zergliedert. Als ich ihre Zähne untersuchte fand ich, daß alle gekrümmt wie Hakennägel, die Spitze nach dem Schlund gerichtet, aber weder so groß noch so stark waren, als ich erwartet hatte. Sie sind indeß ganz für die ihnen von der Natur angewiesenen Verrichtungen geeignet; denn da die Schlange ihren Fraß nicht kaut, so dienen die Zähne nur dazu, die Beute zu fassen und festzuhalten, bis sie sie ganz verschlungen hat.

Die Schlangenhäute werden gewöhnlich ohne die dazu gehörigen Köpfe in die Naturalienkabinette abgeliefert, denn die Neger und Indianer verfehlen nie ihnen den Kopf abzuschneiden, weil sie dann nichts mehr von ihren Zähnen zu fürchten haben. Stopft man nun solche Häute aus, so wird gewöhnlich ein hölzerner Kopf mit Zähnen angefügt, die groß genug für einen Tiger wären. Solche Ergänzungen täuschen den Beschauer und bringen ihm irrige Begriffe bei.

3. Das Wuraligift.

Obschon das Wuraligift allen Wilden des südlichen Amerika's, die zwischen dem Amazonenfluß und dem Orenoko wohnen, bekannt ist, so versteht sich doch der die großen Wildnisse am Demerary und Essequibo bewohnende Stamm der Makuschis ganz besonders auf dessen Bereitung, und bedient sich desselben auch weit häufiger als die übrigen Stämme. Die Indianer am Rio Negro wissen Dieß auch recht gut, denn sie besuchen das Land der Makuschis, um dort ihren Bedarf zu kaufen.

Man hat sehr viel über dieses starke und ganz ungewöhnliche Gift gestritten; Einige haben versichert, die Wirkung erfolge augenblicklich, sobald sich auch nur der geringste Theil mit dem Blut mische; Andere dagegen behaupteten, es sey nicht stark genug, um ein Thier von der Größe und Stärke eines Menschen zu tödten. Die erstern wurden getäuscht, weil sie, vielleicht aus Vorliebe für das Wunderbare, Behauptungen Glauben schenkten, ohne sich durch Versuche zu überzeugen, und wie nöthig diese sind, möge die folgende Anekdote beweisen. Ich fragte einst einen Indianer, ob er glaube, daß dieses Gift einen Menschen tödten könne. Seine Antwort war, daß seine Landsleute es in ihren Kriegen stets mit sich führten und daß er einst einen von einem vergifteten Pfeil getroffenen Indianer augenblicklich habe verscheiden sehen. Da ich diese dem Anschein nach zuverlässige Erzählung nicht bestreiten wollte, so ließ ich die Sache auf sich beruhen; da ich ihn indeß eine Stunde später absichtlich fragte, in welchen Theil des Körpers der Indianer verwundet worden sey, so antwortete er ohne Anstand, der Pfeil sey zwischen den Schultern eingedrungen und habe das Herz durchbohrt. Hatte nun hier der Pfeil oder die Wirkung des Giftes den plötzlichen Tod herbeigeführt? Offenbar der Pfeil.

Die Andern dagegen wurden durch den schlechten Erfolg ihrer Versuche irre geführt, die entweder durch nachlässige Aufbewahrung der vergifteten Pfeile, oder aus Mangel an Kenntniß ihres Gebrauchs oder wegen Anwendung zu schwachen Gifts fehlschlugen. Werden die Pfeile nicht sehr trocken gehalten, so verliert das Gift bei nassem Wetter seine Kraft, es schimmelt und erweicht sich. Schießt man nun einen solchen Pfeil ab, so wird man bei Untersuchung der Wunde finden, daß der größte Theil des Gifts, wenn auch der Pfeil tief eingedrungen ist, sich abgestreift hat, und statt mit der Waffe ins Fleisch einzudringen, an der Oeffnung der Wunde hängen blieb, was dann eben so viel ist, als wäre der Pfeil gar nicht vergiftet gewesen. Dieser Fall trat wahrscheinlich bei einem Versuch ein, den Jemand in der Stadt Stabroek mit einem Pferd vornahm, das nach der Verwundung mit dem vergifteten Pfeile nicht das geringste Zeichen von Uebelbefinden gab.

(Schluß folgt.)

Denkwürdigkeiten einer Hundertjährigen.

(Fortsetzung.)

Die Schreckenszeit.

Ich hatte mich wohl gehütet, Paris zu verlassen, wo ich unsern unglücklichen Souveränen noch einige Dienste erweisen konnte, und überdieß berechnete ich, daß eine Veränderung meines Aufenthaltes nach dem 10 August mich nur von der Scylla in die Charybdis führen würde, weßhalb ich denn auch fünf bis sechs Monate in meinem Hotel eingemauert blieb. Um diese Zeit war es, wo mein Kapellan, der Abbé Desmarets, mich verließ, ohne mir ein Wort davon zu sagen; aber als ich späterhin erfuhr, daß er geheirathet und bei der Polizei eine Stelle angenommen habe, so kann man sich wohl denken, daß ich dem Himmel dafür gedankt haben werde. Ich sah Desmarets nur ein einziges Mal wieder; es war bei der Kommission, die sich mit der Löschung der Emigrantenliste beschäftigte, auf die man mich gleichfalls gesetzt hatte, obgleich ich seit fünf oder sechs Jahren Paris nicht verlassen hatte. Wir thaten beide, als ob wir uns nicht kennten. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß ich in seinem Vorzimmer einen Tapfern von der Armee Conté traf, der mich mit seiner Unterhaltung ins Feuer nahm und mir die ärgstlichsten und erfreulichsten Neuigkeiten von der Welt erzählte: es sey ein Apotheker aus der Straße St. Denis gewesen, sagte er mir, der Ludwig XVI täuschend ähnlich gesehen und sich für den König habe den Kopf abschlagen lassen; er versicherte mir, er habe diesen würdigen Apotheker sehr gut gekannt, es sey derselbe aber eine Art Simpel gewesen. „Wahrscheinlich hat man ihm eine Leibrente zugesagt, um ihn zu bewegen, sich köpfen zu lassen," sagte ich. „O nein, erwiderte mein Emigrant, sicher hat man ihm lieber eine gute Pension auf die Salzsteuer oder die zufälligen Einkünfte *) nach der Rückkehr der Prinzen versprochen." Man wird daraus zur Genüge entnehmen können, daß mein Emigrant ein feiner Pfiffikus war. So erzählte er mir auch, er habe vor einigen Tagen auf einer Tribüne den Sitzungen des gesetzgebenden Körpers beigewohnt, wo der Leichnam des Generals Duphot, den man zu Rom ermordet hatte, ausgestellt gewesen sey. Der Sarg stand auf einer Estrade mitten im Saale, der ganz mit dreifarbigen Fahnen behangen war; man hielt eine endlose Lobrede zum Preise des Verstorbenen, und alle Mitglieder des gesetzgebenden Körpers gingen einzeln an dem Sarge des Generals Duphot vorbei, streckten die rechte Hand aus und sagten, natürlich jeder mit dem Accent seiner Provinz: „Il sera vengé." — Höre ich recht, sagte eine alte Dame, die gleichfalls auf der Tribüne war, oder sagt man wirklich da unten: „Il sera mangé." — „Ei wo denkst Du hin, Citoyenne, sagte ein junger republikanischer Offizier, wer wird von der Leiche eines Generals essen mögen, der schon vor länger als drei Monaten in Italien ermordet worden ist. Wie kannst Du unsere Repräsentanten einer solchen Abscheulichkeit fähig halten?" — „Mein Herr, sagte unsere Emigrantin mit Blitz und Donner in Aug' und Stimme, diese Menschen sind Alles fähig." — Sie wünschte sich Glück zu dieser beißenden Replik, und ich mußte stets darüber lachen, so oft sie mir einfiel.

Von meiner Schwägerin **) erhielt ich einigemal Briefe aus der Umgegend von Freiburg, wohin sie sich geflüchtet hatte; sie schrieb mir unter andern Neuigkeiten, sie habe dort den Baron von Breteuil getroffen, der ihr erzählte, es befinde sich in Deutschland, und in dem Augenblick in Preußen, ein Individuum, das sich für einen Emigranten ausgebe und den Namen Herr von Bourbon-Montmorency Crequy führe. Einige Zeit darauf ließ mir die Aebtissin von Saint-Antoine ***) sagen, ich möchte gegen die Umtriebe eines Abenteurers auf der Hut seyn, der aus dem deutschen Reiche verwiesen worden sey, wo er den Emigranten gespielt, und jetzt im Sinne habe nach Paris zu kommen, um gegen uns eine Anklage zu erheben und auf Herausgabe aller unserer Güter zu dringen, namentlich auf die der herzoglichen Domäne von Crequy, die freilich nicht weniger als hunderttausend Thaler Renten trug. Zu bemerken ist aber, daß unser Haus dieses große Lehen gar nicht mehr besaß, da es nicht als Mannslehen betrachtet wurde, und durch die Erbin unseres ältern Zweiges in das Haus Blanchefort und von da in die Erbschaft der Herzoge von Bouillon übergegangen war. In Gottes Namen, möge er kommen, erwiderte ich der Aebtissin von St. Antoine, ich glaube nicht, daß ein Gericht so einfältig oder ehrlos seyn könne, ihm einen solchen Prozeß gewinnen zu lassen. Man wird finden, ob ich recht hatte, mich auf den Verstand oder die Ehrlichkeit eines Revolutionsgerichtes zu verlassen.

Unser Gegner, dem ich gar keinen Namen geben kann, denn man konnte nie in Erfahrung bringen, wie er eigentlich hieß, noch woher er

*) Parties casuelles, die königlichen Einkünfte aus den Stellenverkäufen und Titelverleihungen.

**) Die Nichte des Kriegsministers, Marschalls Du Muy, Maria Anna Du Muy, Gräfin von Grignan.

***) Gabriele Fürstin von Beauvau, Schwester des Marschalls gleiches Namens und Aebtissin der königlichen Benediktiner der Straße St. Antoine in Paris.

war, unser Gegner, sage ich, fing damit an, daß er der Nationalversammlung eine Bittschrift übergab, worin er sich den legitimen Sohn Ludwigs XV und einer natürlichen Tochter Ludwigs XIV nannte, der er die lächerlichen Titel einer Fürstin von Montmorency, von Scholzberg, von Freyberg und dem heiligen römischen Reich andichtete. Diese Prinzessin nun sollte Staaten besessen haben und eine souveräne Fürstin in Deutschland gewesen seyn, was mit nur einem wenig gesunden Menschenverstande sich ins Klare setzen und widerlegen ließ. Unser Mann klagte nun, er sey auf Befehl meines Schwiegervaters gefangen gehalten worden und zwar volle sechs und vierzig Jahre lang. Mich namentlich klagte er an, von Ludwig XVI den Befehl ausgewirkt zu haben, ‚ihm an den vier Gliedern des Leibes Ader zu lassen‘, was er auf folgende Art erzählte:

„Die Herren Blanchefort und Davaud, beide Prevotalrichter, waren mit der Dame von Crequy in meinem Kerker zugegen, als man mich ganz nackt auszog und auf einen hölzernen Stuhl band, worauf die Frau und der Herr von Crequy den mitgebrachten Befehl vorzeigten und ihrem Wundarzte befahlen, mir vier Adern zu öffnen. Dieser Mann ließ mir, voll Bestürzung, wirklich an beiden Armen zur Ader, wovon ich noch die Spuren aufzeigen kann; allein er wollte Dieß nicht auch an den Füßen thun, indem er sagte, es reiche schon so hin, wie er denn auch, von Schrecken erfüllt, mich bereits dem Tode nahe hielt. Als meine Verfolger und Vermögensräuber sich entfernt hatten, verband mir der Wundarzt, der leicht ihre ruchlosen Absichten durchschaute, die Adern, und wendete Alles an, um mich wieder ins Leben zu rufen, obgleich ich wegen des großen Blutverlustes schon in den letzten Zügen lag, wie denn auch seit dieser Zeit meine Gesundheit sehr zerrüttet ist. Aus dieser Ursache nun fordere ich von der erhabenen Nationalversammlung: erstens die exemplarische Bestrafung der vormaligen und sogenannten Crequy, dann die Wiedererstattung aller mir gebührigen Güter, die sie unrechtmäßig besitzen, endlich Nationalgarden, die für die Sicherheit meiner Person wachen; ich fordere die Wiedereinsetzung in die Domänen, Landgüter und Schlösser von Chambord, Bellevue, Plessis-Piquet und andere Lustschlösser, deren Namen mir entfallen, und von dem Könige, meinem Vater, sammt mehrern Millionen spanischer Piaster und andern unermeßlichen Schätzen mir als Apanage gegeben worden sind; wobei ich die Absicht habe, ein Drittheil dieser Güter zur Bezahlung der Staatsschulden, und ein anderes um der patriotischen Gesellschaft junger Franzosen, die in der Priorei der Straße St. Martin von Herrn Leonard Bourbon gestiftet wurde, und die so unschätzbar ist für die Wiedergeburt der Sitten und die Befestigung der Freiheit und Gleichheit, alle mögliche Entwicklung zu geben. Hiedurch wird Gerechtigkeit werden dem unglücklichen Bittsteller:

„Karl von Bourbon-Montmorency-Crequy, Opfer des königlichen Despotismus, des Priesterfanatismus und der Adelstyrannei. Straße Richelieu, Marinehotel zu Paris. Am 13 September 1791.“

Man möchte vielleicht denken, daß die Nationalversammlung gesunden Menschenverstand genug gehabt habe, zur Tagesordnung überzugehen, nachdem sie eine solche Litanei von Unsinn und Lügengewebe geduldig angehört hatte. Keineswegs. Herr von Bourbon-Montmorency-Crequy — ich möchte mir hier nur die Frage erlauben, wie sich diese drei Namen gesetzlich zusammen finden konnten — wurde höchst ehrenvoll und günstig aufgenommen. Die Herren Bailly, Vaublanc, Brissot, Lafayette, und vorzüglich der Abbé Lamourette, konstitutioneller Bischof des Rhone-Departements, glaubten für dieses schuldlose und interessante Opfer der Unmenschlichkeit des Adels den Schild erheben zu müssen, und unser Mann versäumte nicht, es zu seinem Vortheile zu benützen, indem er ihre Briefe drucken ließ, wie aus den Zeitungen jener Tage zu ersehen ist; endlich baute er auf seine Beschützer so sehr, daß er den Unsinn so weit trieb, mich vor der legislativen Versammlung anzuklagen, ich hätte ihm nach Art der Schullehrer oder der Theaterdirektoren des alten Roms insidiiren lassen, was aber von meiner Seite nicht geschehen sey, um ihn, wie die Zöglinge und römischen Histrionen, zur Enthaltsamkeit zu zwingen, sondern um ihn keine Kinder erzeugen zu lassen, auf daß mein Sohn, wie er sagte, ungestört im Besitze des alten Herzogthums Crequy bliebe, wovon er aber, beiläufig gesagt, keinen Zoll breit Erde besaß. Diese Insibulation, von der hier die Rede ist, hatte aber nicht, wie die, von der Sueton spricht, mit einem eisernen, sondern mit einem goldenen Ringe stattgefunden, der in der Form von Ohrringen an zwei goldene Ketten stark befestigt war, die sich auf dem Heiligenbeine kreuzten und mit einem gleichfalls goldenen Vorlegschloß in einander gefügt waren, und dabei verlangte er, daß mich die legislative Versammlung verurtheilen solle, ihm den Schlüssel dazu herauszugeben, was mich in nicht geringe Verlegenheit gesetzt haben würde. Eben so fälschlich, wie man mir wohl glauben darf, klagte er mich an, ich hätte ihm den Mund mit einem eisenbeschlagenen Stock aufbrechen und einen entmannenden Trank eingießen lassen, der aus seinem eigenen Blute, dem Blut eines jungen unschuldigen Mädchens, das auch unter den Zeugen aufgeführt wurde, und andern Beimischungen bereitet war, die das Schamgefühl, wie sie sagten, ihnen vor der gesetzgebenden Versammlung nicht zu nennen erlaube. Auf Letztere machte dieser Theil der Anklage insbesondere einen höchst schmerzlichen Eindruck, der sich in dem schrecklichsten Ausbruche der Entrüstung gegen diese gränelvollen Crequy Luft machte, wie Herr Roland, der einfältige Mensch, der nie an Etwas zweifelte, wenn es nur eine Anklage gegen ein Mitglied des Adels oder der Geistlichkeit enthielt, sich gegen meinen Advokaten äußerte.

Alles, was ich hier erzähle, war in einer Folge von so gut als möglich abgefaßten Protokollen niedergelegt, und von vier patriotischen Chirurgen unterzeichnet, welche die Erklärung gaben, daß sie den Herrn von Bourbon-Crequy von dieser schändlichen Infibulation befreit, welche sechzig Zeugen mir als Verbrechen aufzubürden kein Bedenken trugen. Dieselben Zeugen sagten auch aus, der unschuldig Verfolgte trage als Wahrzeichen unten am Rücken eine Art siebenarmigen Leuchters, was man Créquier de gueules *) nenne, und die erfahrnen Chirurgen, von einem heraldischen Kommissär begleitet, machten die Aussage, daß Herr von Bourbon-Crequy dieses Muttermahl des Hauptheiles aus den Wappen der Crequy mit auf die Welt gebracht habe. Allerdings ein wundervolles Privilegium, und ein ganz eigener Grund, mir das Besitzthum meiner Güter in Maine und meines Hotels in der Straße Grenelle in Paris zu entreißen.

Was mir aber am meisten bei dieser unglaublichen Verfolgung ärgerlich wurde, war die Dummheit und Feigheit meiner Advokaten, die in mich drangen meine Wohnung und Paris zu verlassen, denn das Volk versicherten sie mir, würde mich erwürgen; doch ich wies sie ab, und sagte ihnen, sie seyen Hasenfüße. — „Allein, Madame, es ist schon ein Spruch ergangen, der sie des Besitzes ihres Hotels verlustig erklärt, das er als einen Theil der Erbschaft von seinem Vater dem Könige in Anspruch nimmt.“ — „Sagen Sie den Einfaltspinseln von Richtern, daß ich dieses Haus hier von dem Marquis von Fenquières auf Lebenszeit gekauft habe, und daß ich es nicht lebend, oder wenigstens nicht freiwillig verlassen werde!“

Die Folge bewies, daß ich Recht hatte, nicht zu wanken und zu weichen; nach drei Jahren unglaublicher Betrügereien und Verfolgungen von einer und fortgesetzten Widerstandes von anderer Seite, endigte der Elende damit, daß er zur Guillotine verurtheilt und hingerichtet wurde, um ihn zu lehren, was es heiße, der Sohn von Ludwig XV und von Mademoiselle Montmorency, der natürlichen Tochter Ludwigs XIV, zu seyn; dann auch als wollte man ihm dafür den Lohn geben, daß er der Schwiegersohn und Erbe eines Grafen Charles de Crequy gewesen war, der nie existirte. Kurz der Betrüger starb am 7 Thermidor des zweiten Jahres der Republik an der Barriere du Trône, als Aristokrat, auf dem Schaffot, wie in den damaligen Zeitungen erzählt wird. In seiner Verurtheilungsakte wird er Karl Alexander von Bourbon-Crequy genannt. Man will glauben, er sey ein Kalbaunen- und Fettdarmverkäufer aus dem Stadtviertel Saint Denis, Namens Nikolaus Bezuchet, gewesen; allein man konnte sich darüber nie Gewißheit verschaffen, und ich weiß durchaus nicht, welches der eigentliche Name dieses Betrügers war, dessen Spiegelfechtereien ihn endlich auf das Blutgerüste führten. Uebrigens bereitete er mir und meinem Sohne während unserer Gefangenschaft und meiner gerichtlichen Verfolgung vor dem Revolutionstribunale große Verlegenheiten, wie man aus dem Folgenden ersehen wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wahrscheinlich einen siebenarmigen Zweig mit aufgesperrten Rachen an den Enden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 177. 26 Junius 1833.

Rom im Jahre 1833.

5. Gewerbe.

Wenn gleich ein altes Sprüchwort sagt, daß eine Hälfte der Römer von der Vergangenheit, den Alterthümern, lebe, und die andere von der Zukunft, d. h. von der katholischen Religion, so ist dennoch das Gewerbe lange nicht so unbedeutend, als viele glauben. Im Ganzen ist freilich alle Arbeit, welche körperliche Anstrengung fordert, theuer und unter einer mittelmäßigen Güte, dabei meist von Ausländern verrichtet. Vielleicht wäre die Einführung von Innungen in Rom noch ein Vorschritt zum Bessern und Pius VII hatte Recht, wenn er während seiner Gefangenschaft voraussagte, daß im Gewerblichen den Franzosen eine Umbildung der Römer sobald nicht gelingen werde.

Rom versieht einen bedeutenden Umkreis mit Gewerbartikeln: Kleidern, Schuhen, gewöhnlichem Hausgeräthe, Modewaaren und Silbergeschirr, was, wie in Spanien, den Hauptluxus des Mittelstandes ausmacht. Dieser Umkreis erstreckt sich bis Terracina, Frosinone, die ganze dichtbevölkerte Sabina, Terni, Viterbo, sogar Civita Vecchia. Man braucht nur die Waaren der Boten oder die Körbe der Saumthiere zu betrachten, um sich hievon zu überzeugen. Außer diesem werden aber auch einige Artikel verfertigt, welche in weitern Kreisen Absatz finden und von diesen soll hier vorzugsweise die Rede seyn.

Gerberei. Das römische Sohlenleder ist berühmt und vortrefflich. Die größern Gerbereien arbeiten mit bedeutenden Kapitalien, machen ruhige sichere Geschäfte und ein ganzes Quartier (La regola) wird durch sie belebt. Die andern Arten der Gerberei stehen gegen diese zurück. Man hält die Lohe nicht zu Rath, und unbegreiflich scheint, daß die Saffiangerberei so wie die Verfertigung von Handschuhen nicht lebhafter betrieben wird. Saiten. Die Menge von Kitzlein, welche im Frühlinge hier geschlachtet werden, liefert den Stoff zu den berühmten romanischen Saiten. Zwei Fabriken, von welchen die von Ruffini die berühmtere ist, fertigen den Bedarf der geigenden Welt. Hüte. Ehemals sehr berühmt, jetzt durch Herabdrücken der Preise, Einfuhrverbote, und zu leichte Waare verschlechtert. Doch werden ganz feine Hüte in großer Vortrefflichkeit verfertigt. Seide. Die sonst so berühmten rothen seidenen Tapeten werden nicht mehr verfertigt. Das Hospiz von S. Michaele scheint die Seidenfabrikation wieder in Aufnahme bringen zu wollen. Bis jetzt fertigen einzelne Arbeiter, was man für die kirchlichen Kostüme bedarf, und im Uebrigen meist mittelmäßige Waare, welche trotz der hohen Zollsätze mit der des Auslandes nicht konkurriren kann. Wolle. Durch übelverstandene Einfuhrverbote ist die naturgemäße Entwicklung der Wollengewerbe gestört worden. Es wird gewöhnliches sehr festes, aber schweres Tuch aus der Wolle der schwarzen Schafe und eine Art Biber, hier Borgonzo (Bergen op Zoom) genannt, und einiges, wiewohl sehr ungleich gearbeitetes Mitteltuch verfertigt. Gold- und Silberarbeit. Für das gemeine Volk, welches unglaublich große Schnallen, Ohrgehänge und Ringe liebt, wird mit vieler Legirung sein Bedarf in alt hergebrachten Formen von einer großen Anzahl Gold- und Silberarbeiter geliefert, welche in der Straße Pelegrino und in der Umgebung des Palasts Braschi ihre Buden haben. Jene bestehen schon seit Jahrhunderten und wer Benvenuto Cellini's Leben las, wird die vorzüglich alterthümliche Straße nicht unbesucht lassen. Feinere und sehr geschmackvolle Silberarbeit, besonders für Kirchengeräthe, ist in Belli's Bude bei dem Theater Valle ausgestellt. Mosaik. Nicht nur ist die Hervorbringung dem Bedarf zuvorgeeilt, was die Preise sehr herabdrückt, sondern es ist auch wirklich eine unbegreifliche Nachlässigkeit in der Auswahl unverkennbar. Statt sinniger Ornamente werden Pantheon und S. Peter, Ponte Lucano und Cecilia Metella zum Schmucke der Schönen gewählt, welche nur zu bald selbst Ruinen werden. An diese Beschäftigung schließt sich die Arbeit in Muscheln, Purpurin und Marmor an. Letzterer beschäftigt sehr viele Hände, auch werden viele falsche Alterthümer oft mit bewundernswürdiger Feinheit gefertigt. Rosenkränze und anderes Kirchengeräthe gehören auch hieher. Perlen. Die römischen Perlen werden bekanntlich von Fischschuppen verfertigt, und zwar über einen Kern von Alabaster. Sie beschäftigen viele Mädchen und Weiber. Eine Fabrik Via della Croce rühmt sich sie wasserdicht zu verfertigen. Feuerwerk berühmt wegen der Canna (Arundo donax), in welche die Raketen getrieben werden, sehr wohlfeil, und eines bedeutenden Verschlusses ins Ausland, bei größerer Betriebsamkeit gewiß. Wachskerzen. Mehrere Fabriken, wo auch die riesenmäßigen gemalten Kerzen für Kirchenfeste verfertigt werden. Gewehre. Ehemals sehr berühmt, jetzt durch Einführung französischer und englischer Jagdgewehre verdrängt.

Bedeutenden Vertrieb ins Ausland haben auch die unbeschuhten Karmeliter mit der Acqua della Scala, und neuerlich die Apotheke Peretti mit den aus Chinarinde bereiteten Pulvern, deren Zusammensetzung noch ein Geheimniß ist, deren Wirkung aber von allen Aerzten anerkannt wird. Einiges wird nur in Rom verfertigt, wie Saiten, Mosaik, und die Scarpello-Arbeiten, welche die Ueberreste des alten Roms täglich zersägen und zermeißeln. Anderes, und besonders Gegenstände der leichten schweißlosen Arbeit könnten leicht eingeführt, vervollkommnet und erweitert werden. Pinelli's — Motive kommen auf französischen Tabaksdosen nach Rom zurück, und der deutlichste Beweis, wie es um die Gewerbe steht, ist der, daß man überall liest: „All uso inglese, francese, sogar Napolitano."

Skizzen aus Südamerika.

3. Das Wuraligift.

(Schluß.)

Da mir sehr daran gelegen war, genauere Erkundigungen über dieses Gift einzuziehen und da ich sah, daß wiederholte Versuche statt die Ungewißheit darüber zu heben, sie nur noch vermehrten, so entschloß ich mich, das Land zu besuchen, wo die giftigen Stoffe wachsen, aus denen jene furchtbare Mischung bereitet wird, und wo man sich ihrer beständig bedient. Der Erfolg krönte mein Unternehmen; die Nachrichten, die ich erhielt, entschädigten mich für 120 in den Wildnissen Guyana's zugebrachte Tage und legten Balsam auf die Wunden, auf die jeder Reisende sich gefaßt machen muß, der sich durch diese dichtverwachsenen Urwälder voll Stachelgewächse einen Weg suchen will.

Obschon über die Art, wie das Wuraligift auf den thierischen Organismus wirkt, eine Abhandlung geschrieben worden ist, so bleibt dieser Gegenstand nichts desto weniger doch noch sehr im Dunkeln. Man vermuthet, daß es das Nervensystem angreife und folglich die Lebensverrichtungen zerstöre. Auch sagt man, daß es, nicht mit dem Blut vermischt, vollkommen unschädlich sey. Gewiß ist, daß es, wenn eine hinreichende Menge davon sich dem Blute mittheilt, unvermeidlich den Tod herbeiführt; doch erfolgt dieser, ohne daß sich in der Farbe des Blutes auch nur die mindeste Veränderung zeigte, und man kann dieses nebst dem Fleisch ohne alle Gefahr essen. Das Wuraligift hebt die Lebensthätigkeit so sanft auf, daß das Opfer nicht den geringsten Schmerz zu leiden scheint und den ausgenommen, den das Eindringen des Pfeils verursacht, wahrscheinlich auch keinen empfindet.

Einen oder zwei Tage früher, bevor der Makuschi-Indianer sein Gift bereiten will, geht er in die Wälder, um das Zubehör zu suchen. Eine Liane, Wurali genannt, wächst in diesen Wildnissen und von diesen trägt das Gift, da sie den Hauptbestandtheil liefert, den Namen. Hat er von diesem genug gesammelt, so gräbt er eine sehr bittere Wurzel, die er dazu legt, und sucht dann noch zwei Gattungen einer zwiebelartigen Pflanze, die einen grünen klebrigen Saft enthalten. Mit den Stengeln dieser Pflanze füllt er ein Gefäß, das er auf dem Rücken trägt, und läuft dann allenthalben so lange umher, bis er zwei Gattungen von Ameisen gefunden hat. Die eine derselben ist sehr dick, schwarz und so giftig, daß ihr Biß Fieber verursacht; man findet sie am häufigsten unter dem Boden; die andere Ameise aber ist klein, roth, sticht wie eine Brennnessel und baut ihr Nest gewöhnlich unter den Blättern eines Strauchs. Zu den gesammelten Gegenständen fügt er eine gewisse Menge des stärksten Capennepfeffers, den er zu diesem Zweck um seine Hütte herum anbaut und die zerstoßenen Giftzähne der Labarri und Cunacuschischlangen, die er ebenfalls vorräthig hat; denn so oft er eine Schlange erlegt, reißt er die Zähne aus und bewahrt sie auf.

Hat er nun Alles beisammen, was er bedarf, so reißt er den Wurali und die bittere Wurzel in kleine Stücke und legt sie in eine Art aus Blättern verfertigtes Sieb, das er über einen irdenen Topf hält und dann Wasser darein gießt. Die ablaufende Flüssigkeit sieht aus wie Kaffee; hat er hievon eine hinreichende Menge erhalten, so wirft er den Rückstand weg, zerquetscht dann die Stengel des zwiebelartigen Gewächses und preßt eine zu dem Abguß in gewissem Verhältniß stehende Menge Saft daraus in den Topf; dann zerstößt er die Schlangenzähne, die Ameisen und den Pfeffer und wirft Alles in den Topf, den er an ein mäßiges Feuer stellt. Ist die Masse im Sud, so fügt er noch so viel Wuralisaft bei, als er für nöthig findet. Der aufsiedende Schaum wird mit einem Blatt abgeschöpft, und die Masse bleibt so lange am Feuer, bis sie sich in einen dicken, dunkelbraunen Syrup verwandelt hat. Ist dieß geschehen, so bestreicht man einige Pfeile, um die Stärke des Gifts zu erproben; entspricht diese der Erwartung, so wird die Masse in eine Kalebasse oder einen kleinen Topf gegossen, sorgfältig mit Blättern bedeckt und über diese ein Stück Damhirschleder rings um den Rand mit einer Schnur befestigt. Die Kalebasse wird dann am trockensten Ort der Hütte aufbewahrt, und von Zeit zu Zeit am Feuer aufgehangen, um den Wirkungen der Feuchtigkeit vorzubeugen.

Die Bereitung dieses Gifts wird von den Indianern nicht zu den gewöhnlichen Arbeiten gezählt. Der Wilde kann in seiner Hängematte liegend, oder im Kreis seiner Familie sitzend, seinen Bogen schnitzen, seine Pfeile befiedern, oder seine übrigen Waffen verfertigen; will er aber Wuraligift bereiten, so geht er dabei mit größerer Vorsicht zu Werke. Man erlaubt weder den Weibern noch den Mädchen gegenwärtig zu seyn, aus Furcht Yabahu, oder der böse Geist, möchte ihnen Schaden zufügen. Das Dach, unter dem das Gift gekocht wurde, wird als unrein betrachtet, und für immer verlassen; Derjenige, der das Gift bereitet, darf an demselben Morgen noch nichts gegessen haben, und muß fasten, so lange seine Arbeit dauert. Der Topf, in dem es gesotten wird, muß neu, und vorher nichts darin gewesen seyn, sonst würde das Gift seine Kraft verlieren. Hiezu kommt noch, daß der Verfertiger wohl Acht zu geben hat, daß er von dem Dampf, der während des Suds aufsteigt, nichts einathmet. Dieser und anderer Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, als z. B. das öftere Waschen des Gesichts und der Hände, sind die Indianer dennoch der Meinung, daß es die Gesundheit angreife, und der Verfertiger ist, oder, was wahrscheinlicher,

glaubt, stets einige Tage krank zu seyn. Es läßt sich demnach vermuthen, daß die Bereitung des Wuraligiftes als ein finsteres, geheimnißvolles Werk betrachtet wird; auch scheinen die Wilden zu glauben, daß es Andere eben so wie Den angreife, der es bereitet; denn ein Indianer versprach eines Abends mir ein wenig von diesem Gift zu bereiten, schlug es aber am andern Morgen ab, weil seine Frau schwanger sey.

Man könnte allerdings fragen, ob denn alle aufgezählten Bestandtheile zu Bereitung des Wuraligiftes wesentlich nothwendig seyen. Allein obschon sich die unumgängliche Nothwendigkeit einiger derselben, unsern Begriffen zufolge, allerdings bestreiten ließe, so wäre es dennoch Unrecht, sie, ohne vorherige Versuche als abergläubisch zu verwerfen.

Die in London mit dem Wuraligift angestellten Versuche ergaben folgende Resultate: Ein Esel starb binnen zwölf Minuten; an dem Bein eines andern impfte man etwas von dem Gift ein, nachdem man vorher die Stelle, wo die Impfung vorgenommen wurde, unterbunden hatte. Das Thier ging wie gewöhnlich und fraß, ohne daß man ihm etwas anmerkte; nach Verlauf einer Stunde nahm man die Binde ab, und zehn Minuten später war es todt. Einer Eselin impfte man das Gift in der Schulter ein und nach zehn Minuten war sie dem Anschein nach todt. Man machte hierauf einen Einschnitt in die Luftröhre und blies ihr zwei Stunden lang regelmäßig mit einem Blasbalg die Lungen auf. Die unterbrochene Lebenskraft kehrte zurück; das Thier hob den Kopf und blickte um sich, allein so wie man das Einblasen aussetzte, fiel es in seinen Scheintod zurück. Man setzte die unterbrochene Respiration sogleich abermals zwei Stunden lang fort, und Dieß rettete die Eselin vom Tod; sie stand auf und ging umher, ohne Schmerz zu verrathen. Die Wunde, durch die man das Gift beigebracht hatte, heilte leicht, indeß war die ganze Organisation des Thieres so erschüttert, daß man lange an seinem Aufkommen zweifelte; es blieb ein ganzes Jahr lang krank und abgemagert, nahm aber im nächsten Frühjahr wieder zu und wurde gegen die Mitte des Sommers fett und munter.

Der Kronprinz der Franzosen.

(Aus dem Hofjournal.)

Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich Joseph von Orleans wurde geboren zu Palermo am 3 September 1810. Nach dem Geburtsrechte führte er, als der älteste Sohn des gegenwärtigen Königs der Franzosen (frühern Herzogs von Orleans), den Titel eines Herzogs von Chartres, den er bei der Ernennung seines Vaters zum Könige der Franzosen im August 1830 mit seinem jetzigen vertauschte.

Die behutsame, aber kluge Politik, welche sich Ludwig Philipp von Orleans, bei seiner Rückkehr nach Frankreich mit den wiedereingesetzten Bourbonen, vorgezeichnet hatte, und welche er fest verfolgte, veranlaßte ihn, seine Söhne in eine öffentliche Schule zu schicken, anstatt den, sonst immer in Bezug auf die mit der königlichen Familie durch Verwandtschaft verbundenen Prinzen befolgten Richtweg einzuschlagen, der darin bestand, ihnen durch das Medium eines Hofmeisters und von Lehrern, unter dem väterlichen Dache, eine Palasterziehung zu geben. In dem üblichen Alter wurde dann der Herzog von Chartres in das berühmte Kollegium der Hauptstadt, genannt Heinrichs des Vierten, geschickt, wo er, in pekuniärer wie in jeder andern Beziehung, seinen an Rang und glänzenden Aussichten unter ihm stehenden Schulgenossen durchaus gleichgestellt und gehalten wurde. Wenn auch die Fortschritte des jungen Prinzen nicht durch eine meteorähnliche Frühreife im Erwerbe von Kenntnissen bezeichnet waren, so blieb er hinwiederum eben so von Schulunarten und Schuluntugenden jeder Art rein und frei. In seinem Benehmen war er verständig, wohlachtsam und artig, in seinen Studien wohlbeflissen. Wen ihm, wäre er auch nur der Sohn eines schlichten Bürgermannes gewesen, hätte man nicht sagen können, daß sein Vater sein Geld an seine Erziehung weggeworfen habe, denn nie versäumte es der junge Fürstensohn, so weit es in seinen Kräften stand, die Vortheile, welche dieses gefeierte Kollegium in Unterricht und sonstiger Ausbildung bot, sich zu Nutze zu machen; Vortheile, die vielleicht in späterer Zeit erst in ihrer vollen Wirkung sich zeigen dürften.

Der Hauptlehrer des Herzogs von Chartres war Herr G., ein ausgezeichneter Professor der Mathematik, für welche Wissenschaft der Prinz, hierin vielleicht von der Erinnerung an Napoleons jugendlichen Hang angetrieben, eine ungewöhnliche Vorliebe an den Tag legte: wie denn mehrere Offiziere, welche den Prinzen auf seinen drei Kriegszügen nach Brüssel, Lyon und zur Belagerung von Antwerpen begleiteten, übereinstimmend erzählten, daß Se. k. Hoheit in seinen Gesprächen über Kriegsgegenstände häufige Beweise davon gab, wie gut er noch die im Kollegium erworbenen theoretischen Kenntnisse in der Mathematik inne habe und auf die Kriegskunst anzuwenden wisse. — Der junge Herzog war bei seinen Schulgenossen, von denen viele die Söhne oder Neffen von Männern derjenigen Partei waren, welche 15 Jahre die liberale genannt wurde, und während dieser Zeit die beständige und stets wohlempfangene Gesellschaft des Palais Royal bildete, äußerst beliebt.

Als die Revolution ausbrach, befand sich der Herzog von Chartres mit seinem, nach ihm genannten, Husarenregimente nicht in der Nähe der Hauptstadt. Depeschen wurden an ihn so heimlich und schnell als möglich abgefertigt. Sie enthielten die dringendsten Befehle, mit seinen Soldaten eiligst nach Paris zu kommen; nachdem er zuvor bei der ersten recht günstigen Gelegenheit, die sich darbiete, die dreifarbige statt der weißen Kokarde aufgesteckt haben würde. Gehorsam gegen die „Gewalten, welche sind," ist des Kriegers, sey er Fürstenkind oder Bauer, höchste Pflicht; demgemäß zog der erlauchte Obrist mit seinen Reitern nach der Hauptstadt. Während seine Leute in einer Stadt auf dem Wege Rast hielten, empfing er eine gemessene Botschaft von der Herzogin von Angoulême, die in höchster Eile auf ihrer schnellbeschlossenen Rückreise aus den Bädern von Vichy, wo sie die Bekanntmachung der thörichten und verhängnißvollen Ordonnanzen erfahren hatte, das Land durcheilte, um zu Karl X zu kommen. Ehrfurchtsvoll Folge leistend, rückte der Herzog nach dem von der Dauphine bezeichneten Orte vor, wo er — so sagen die Royalisten — für sich und seine Familie die Versicherung ewiger Treue gegen die fallende Dynastie erneuerte. — Zu Jory, wohin der Prinz mit nur einem kleinen Reitergeleit, im Vorsprung, angekommen war, ward er von dem Maire aufgehalten, bis das Züngiein an der Wage der Ereignisse sich entschieden zu Gunsten der Partei seines königlichen Vaters geneigt hatte.

Zu Paris wurde der Sohn und Erbe des Generallieutenants des noch unentschiedenen Königthumes mit lauten Jubelrufen, von seinen Schulkameraden insbesondere, empfangen. Als sein Vater als König ausgerufen wurde, ward natürlich aus dem Herzoge von Chartres ein Herzog von Orleans. Seine königliche Hoheit trat als gemeiner Kanonier in das Artilleriekorps der Nationalgarde, und wurde verdientermaßen der „Duzbruder" seiner alten und neuen Kameraden. Es konnte nichts über die entgegenkommende Freundlichkeit und Herzlichkeit des gutgearteten Prinzen, zu jener immer noch kritischen Epoche, gehen.

Als man die Kanoniere, als des Konspirirens verdächtig, rechtsumkehrt machen hieß; als Cavaignac und der junge F. E. aufhörten länger die Kameraden der zweiten Person in der neugeschaffenen Monarchie zu seyn; als die Handschläge der Freundschaft lau und die Bruderküsse „ennuyeux" wurden; als Lafayette mit lauem Lobe abgespeist, entfernt, und Laffitte aus dem Kabinet eskamotirt wurde, da begann das Königthum (senior und junior) sein gesenktes Haupt zu erheben. Da da, wo der Republikanismus zu den Hofthüren hinausgeworfen ward, die Volksthümlichkeit sich ihren Weg durch die Fenster hinein hätte erzwingen sollen,

lag nicht in der Verkettung der Dinge. Die Folge war, daß Se. k. Hoheit sich jetzt nicht mehr so von dem souveränen Volk als Abgott betrachtet sah, als Dieß während des großen Wirrwarrs der Fall gewesen war; obschon er vielleicht jetzt gegründetern Anspruch auf ihr Lob hatte. Die von dem Herzoge von Orleans befolgte Richtschnur in der Politik ist ganz dieselbe, wie die seines erlauchten Vaters, dem er auch in vielen andern Seiten der Denkweise und Gemüthsart gleicht. Der Prinz ist klug und vorsichtig, haushälterisch in Geldsachen, in Geschäften des häuslichen Lebens nicht leicht zu hintergehen; eben so wenig läßt er sich leicht durch das Grandiose in Literatur, Kunst oder Wissenschaft hinreißen oder blenden. Was immer von tüchtigem nachhaltigem Nutzen, ertragreich und vernünftig ist, das erfaßt und macht er sich mit seinem gesunden natürlichen Verstande — im Grunde genommen die nutzbarste Gabe — gern zu eigen. Daher kommt es, daß das ganze Geschlecht der Schriftsteller, Künstler, Maler, Poeten über die Abnahme aufmunternder Gönnerschaft seit der Gründung der besten aller Republiken laute Klage erhebt, aber ganz vergißt, daß wie aristokratische Institutionen den demokratischen — also auch aristokratisches Feingefühl für die schönern Künste und die Belletristik dem weniger verfeinerten Geschmacke der neuen goldenen Zeitrechnung weichen müsse. Napoleon war der reichspendende Mäcen des Genies und Talentes. Die ältern Bourbonen, wenn gleich durch die Emigrantenpensionen u. s. w. fast aufgezehrt, begünstigten geistiges Verdienst, sofern es nicht wider ihr politisches System anstieß. Karl X besaß in sehr hohem Grade jene Vollendung des hof- und weltgebildeten Mannes in der Art, wie er stets die gefälligste Anmuth und nieverwundende Herablassung gegen die Kinder des geistigen Reiches entfaltete. Doch Napoleon fiel, und Karl ist in weiter Ferne. Das Wahre an der Sache ist — die geordnete, sparsame, aller Prunkentfaltung abgeneigte Haushaltung der jetzt regierenden Familie, ihr strenges Vermeiden aller nutzlosen Vergeudung, ihre Genauigkeit in Erfüllung ihrer Hofhaltsverbindlichkeiten, ihre Pünktlichkeit in Bezahlung ihrer Lieferanten, Handwerksleute und Dienerschaft, ihr genaues Daraufsehen beim Geben sowohl wie beim Empfangen, kleß Alles sind Eigenschaften, die von den lebendigen ritterlichen Franzosen noch nicht verstanden oder mißverstanden werden.

Der Herzog von Chartres stand in großer Gunst bei der Herzogin von Berry. Ich erinnere mich, wie ich einmal bei einem, von dieser unglücklichen Prinzessin im Frühlinge des Jahres 1829 veranstalteten, Kostumes- oder historischen Balle zugegen war. Der von der Herzogin gewählte geschichtliche Stoff war die Heirath der Maria Stuart mit dem Dauphin, nachmaligem Franz dem Zweiten. Die Herzogin stellte die Maria Stuart vor, der Herzog von Chartres den Dauphin Franz, und der Herzog von Nemours machte einen Pagen des Letztern. Mehrere damals ebenfalls anwesende ausgezeichnete Britten werden sich gewiß noch der zartfühlenden Bescheidenheit erinnern, mit der der Herzog von Chartres es ablehnte, neben der Herzogin von Berry auf dem Throne Platz zu nehmen!

Wie alle Franzosen — ist der Prinz gegen das schöne Geschlecht sehr galant. Leontine Fay, die bezaubernde Bühnenkünstlerin, die seitdem mit einer fürstlichen Aussteuer sich verheirathet hat, beweist des jungen Fürstensohnes Liebe für das Erhabene, oder mindestens das Schöne der Bühne. Zu Pferde ist der Prinz „jeder Zoll" ein ächter Ritter; im Tanze ist er ohne gleichen, unermüdlich und nie fehlend. Englisch spricht er, — er genoß darin den vortrefflichen Unterricht Herrn M — y's. — mit Eleganz; und besitzt viele ruhige anspruchlose Eigenschaften, wie sie namentlich der Britte schätzt und liebt.

Vermischte Nachrichten.

Die chinesischen Matrosen beobachten auf ihren Schiffen eine Menge abergläubischer Gebräuche, die gewissenhaft genau vollzogen werden. Die Göttin des Meeres heißt bei den Chinesen Ma-tsu-po, doch hat sie auch den Namen Tin-hao, Königin des Himmels; sie wird als eine Jungfrau verehrt, die mehrere Jahrhunderte in der Stadt Fu-Kien, im Bezirke Fu-tchao, gelebt haben soll. Mit heldenmüthiger Anstrengung und durch eine Art von Wunder rettete sie ihren Bruder, der dem Ertrinken nahe war, aus dem Wasser, und seitdem wurde sie von den Chinesen vergöttert, und unter Benennungen verehrt, wie etwa die Jungfrau Maria bei den Christen. In jedem Schiffe befindet sich eine Abbildung dieser Schutzheiligen, vor der Tag und Nacht eine Lampe brennt. Andere untergeordnete Gottheiten, von scheußlicher Frauenhaftigkeit, umgeben die hohe Himmelskönigin, die stets sitzend dargestellt ist. Tassen mit Thee werden ihr als Opfer zu Füßen gestellt, und ihre Nische ist mit allerhand Flitterstaat verziert. Wenn ein Schiff in Bereitschaft steht, unter Segel zu gehen, wird das Götzenbild in den nächsten Tempel getragen; dort legt man ihm Opfergaben zu Füßen, der Priester spricht Gebete, der Schiffslieutenant wirft sich wiederholt zu Boden und der Kapitän erscheint vor dem heiligen Bild in voller Uniform. Diese Feierlichkeit wird mit einem Feste beschlossen, wobei man um die Wette das Fleisch, das geopfert wurde, verschlingt. Die gute Göttin, die kein sonderliches Gelüste nach irdischer Nahrung hat und Alles ihren Verehrern überläßt, wird sodann auf eine Schaubühne gestellt, um den Spielen und Leistungen der chinesischen Bänkelsänger und Komödianten zuzusehen. Endlich wird sie unter Musik nach dem Schiffe zurückgebracht, und unter dem Freudengeschrei der Matrosen, denen man die Ueberreste des heiligen Mahles überläßt, wieder in ihrer Nische aufgestellt. Der Dienst bei dem Heiligenbild ist einem Priester anvertraut, der nie vor der Himmelskönigin zu erscheinen wagen würde, ohne sich das Gesicht gewaschen zu haben. Alle Morgen wirft er einige Finger voll Weihrauch in ein Rauchfaß, das er durch das ganze Schiff und selbst in die Küche trägt. Wenn die Junke ein Vorgebirge umsegelt oder ungünstigen Wind hat, bringt der Priester den Geistern der Berge und der Luft Opfer, die dann, aber nur in diesem Fall, aus Schweinen und Geflügel bestehen. Wenn das Opfer bereitet ist, fügt der Priester noch etwas gebranntes Wasser und Früchte hinzu, verbrennt Goldpapier, wirft sich mehrmals auf den Boden und ruft endlich den Matrosen zu: „Gehorcht den Geistern." Die Matrosen, die bis dahin auf den Knien gelegen sind, springen bei diesen Worten auf und verschlingen hastig die Opfergaben. Wenn man in der Mündung eines Flusses einläuft, werden fortwährend am Steuerruder Stückchen Papier ins Wasser geworfen. Die meisten Opfer werden aber am Kompaß gebracht, der mit einem Stück rothen Zeug bedeckt wird, wie man es auch ans Steuerruder und das Ankertau bindet. Außerdem verbrennt man neben der Bussole eine Menge Weihrauch und Stückchen Papier, die als Junken ausgeschnitten sind; dann findet man auch neben dem Kompasse stets Tabak, eine Pfeife und eine brennende Lampe, deren sich die ganze Schiffsmannschaft nach Belieben bedienen kann. Tritt Windstille ein, so werfen die Matrosen gemeinschaftlich Goldpapier, das zu Junken ausgeschnitten ist, ins Meer. Will sich der Wind nicht gleich einstellen, so glaubt man, daß die Göttin des Meeres übel gelaunt ist, und man ruft nun die Dämonen der Luft an; ist aber auch Dieß vergebens, so hören die Matrosen auf zu opfern und zu beten, und erwarten in sorgloser Geduld was da kommen mag.

In keinem Theile der Vereinigten Staaten, sagt Stuart in seinen „Drei Jahren in Nordamerika," habe ich, so weit ich sie bis jetzt zu besuchen Gelegenheit fand, die von englischen Schriftstellern so oft aufgestellte Bemerkung bestätigt gefunden, nämlich daß es schwer sey, die Sprache, deren sich die Amerikaner bedienen, zu verstehen, und umgekehrt, daß ein Amerikaner nicht gleich verstehe, was ein Engländer sagt. Im Gegentheil sollte ich meinen, daß es für einen in England Reisenden weit schwerer sey, die mancherlei Mundarten, wie sie hier in verschiedenen Theilen des Landes bei den untern Klassen gang und gebe sind, zu verstehen. Selbst in London ist die Sprache sehr verschieden in der City und in dem Westende der Stadt. In den Vereinigten Staaten bedient man sich so ziemlich im ganzen Lande derselben Ausdrücke und Redewendungen. Der einzige wirkliche Unterschied scheint mir in der verschiedenen Bedeutung zu liegen, die man in Amerika manchen Worten gibt, wie z. B. in Folgendem: Eine Dame besuchte uns, als eben einige in Stücke geschnittene Melonen auf dem Tische standen; wir baten sie davon zu kosten, sobald die Aufwärterin einen Teller gebracht haben würde. Sie konnte sich indessen nicht lange verweilen, nahm einen Melonenschnitt in die Hand und sagte: „Erlauben Sie mir es freundschaftlich (friendly) zu nehmen," womit sie meinte, „ohne Umstände" (unceremoniously). Solcher Worte gibt es noch ziemlich viele; allein im Allgemeinen hält es nicht schwer, den Sinn, in welchem sie gebraucht werden, herauszubringen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 178. 27 Junius 1833.

Rom im Jahre 1833.

6. Buden.

Durch Beobachtung der Feilschaften, ihrer Menge, der Art ihrer Aufstellung wird man am schnellsten mit dem innern Leben einer Stadt bekannt, und dieses ist in Rom um so leichter, da die Buden gegen die Straße möglichst offen gehalten werden.

Gemüse und Fische werden auf eigenen Märkten, jene offen, diese unter Dach feilgeboten. Von jenen wird eine unglaubliche Menge herumgebracht und verkauft. Mittwochs ist der große Gemüsemarkt auf Platz Navona. Unterkäufer vertheuern die Waare oft ungebührlich. Geflügel, Wildpret u. s. w. wird an der Rotunda vorzüglich verkauft. Kleinere Märkte befinden sich an der Fontana di Trevi u. s. w., eigentliche Hallen, wie Paris sie hat und die Franzosen auch in Rom einrichten wollten, fehlen ganz. Bei jedem Pizzicarolo hat sich in der Regel ein Gärtner hingepflanzt. Seine Bude ist beinahe ganz in der Straße. Er begießt seine Gemüse beständig, was sie eben nicht schmackhafter macht. Der Pizzicarolo hält eigentlich die Speisekammer für das ganze Quartier, verkauft Schmalz, Butter, Käse, Würste, eingesalzene und gebratene Fische, Eier, Früchte in Essig u. s. w. Der Artebianca handelt mit Mehl, Brod, Reiß, Grütze, Töpfen, Zunder, kurz mit den kleinen täglichen Bedürfnissen, der Friggitore versieht den Hungrigen mit gebackenen Fischen oder Artischoken, Pastinaken, Broccoli ꝛc., auch seine Buden sind mehr vor als in dem Hause, eine Plage der Nachbarn wegen des Fettgeruchs, welcher die Miethpreise in der Nähe herabdrückt. Der Fleischer muß seit Leo XII im großen Schlachthause schlachten. Seine Buden sind hiedurch etwas reinlicher geworden, lassen aber noch viel zu wünschen übrig. Die Händler mit Nudeln und Maccaroni zieren nebst den Gärtnern und den Friggitori ihre Buden am geschmackvollsten; am reichlichsten sind die Pizzicarie in den heiligen Wochen geschmückt. Die Tabakshändler, der Kommissionär des Lotto und des Pfandhauses halten ihre Buden sehr einfach. Desto mehr wetteifern die Barbiere, welche hier sehr viel zu thun haben, da nur wenige Römer sich die Mühe nehmen mögen, sich selbst ihres Bartes zu entledigen. Besonders haben sie Sonnabends Nachts vollauf zu thun. Gefäße, Servietten und anderes Geräthe sind sehr geschmackvoll geordnet; sie bedienen schneller, besser und wohlfeiler, als alle übrigen Professionisten. Ihre Buden sind zu Ehren ihres Schutzpatrons des heil. Ludwigs mit Lilien und blau und weißen Rauten ausgezeichnet. Die Schuster suchen durch sehr einfältig gemalte Schilde, auf welchen oft allerlei Ungethüm, warum weiß Niemand — abgebildet ist, anzulocken. Die Tuchladen sind mit geschmackvoll gestickten Tüchern, die Wollenhändler durch eine herabhängende Flocke Wolle, die Hutmacher durch einen kolossalen Kardinalshut angekündigt. Branntwein und Wein verkaufen sich ohne Abzeichen. Die Apotheken sind sehr zierlich gehalten, waren ehemals wahre Goldgruben, und sind noch das Etapenquartier der Aerzte und Wundärzte. Jeder hat seine Apotheke, wo er mehrmals des Tages einspricht, und wo man Aufträge für ihn besorgt.

Eine Bude zu halten, ist die Lieblingsbeschäftigung des Italieners, besonders des Lombarden, deren man auch hier unglaublich viele trifft. Er weiß, was er hat, auf das vortheilhafteste zu zeigen und geltend zu machen. Viel Kapital ist selten in den Handlungen, am Wenigsten in den glänzenden Quincaillerie-Buden, welche auf langen Kredit kaufen, und oft unter verlegener Waare ersticken. Die Buden der Juden sind unscheinbar, aber sehr reichlich versehen.

Einen eigenen Eindruck gewähren die Rosenkranzbuden zwischen Platz Navona und der Engelsbrücke; die Buden mit den Riesenschnallen und dem Geschmeide für das Landvolk in der Goldschmiedgasse und bei Pasquino und die Buden der Mosailisten und Kunsthändler auf dem spanischen Platze, in der Straße Condotti und Cruce. Der Trödelhandel ist auf das Ghetto und den Platz Navona beschränkt. An der Universität ist eine Kette vorgezogen, damit das Gerassel der Wagen die Vorlesungen nicht störe. Da haben sich nun die Stuhlmacher angesiedelt, die ganze Straße zur Bude gemacht, und ihr Klopfen möchte zusammen dem Gerassel mehrerer Wagen wohl gleichkommen. Die Firnisser müssen außer den bewohnten Quartieren arbeiten, eben so darf auch kein Cypressenholz gearbeitet werden, des Geruches wegen. Dagegen werden Seifensiedereien sogar im Corso geduldet. Wo keine Wagen fahren, werden Nudeln auf der Straße getrocknet, Felle ausgespannt, Lumpen sortirt u. drgl. m. Zu dieser ungeheuren Zahl von Buden, deren man wenigstens zwei auf ein Gebäude annehmen kann, kommt noch die halbfeste und wandernde Straßenbude. Jene haben die Limonen-, Eis- und Branntweinverkäufer, die Kupferstich- und kleinen Buchhändler;

diese die Verkäufer von ächten Lottoerie- und Lederwaaren, Schuhen, gebratenen Birnen, Kichererbsen, Schreibpapier, Schuhwichse, Glas, Geschirren, Kuchen, Preßkopf (Cappa), Obst, Fischen, Gypsfiguren u. a. m. Von diesen Verkäufern, wie von den Kindern Israels, welche sich zum Einkaufe aller Waaren und zu Flickarbeit erbieten, wird die Stille der Straßen beständig unterbrochen, und es gehört lange Uebung dazu, die Rufe zu verstehen, welche an jedem Mittwoch den Platz Navona zu einem wahren Babel machen.

Wie sehr das Budenhalten der Eigenthümlichkeit des Volkes zusage, konnte man bei den österreichischen Durchmärschen nach und von Neapel sehen. Es bildete sich sogleich vor dem Quartier der Oesterreicher links vor der Porta del Popolo ein improvisirter Markt von Rosenkränzen, Würsten, schlechtem Mosait, Kupferstichen ꝛc. Schneller Gewinn und schneller Umtrieb eines kleinen Kapitals mit wenig Mühe, und besonders im Schatten und freier Luft sagt jedem südlichen Volke zu, am meisten dem Römer, welcher Alles nur in Erwartung etwas Bessern zu treiben pflegt.

* * *

7. Orientalismen.

Das untere Italien kann in vieler Beziehung die Nähe des Morgenlandes nicht verläugnen. Daß schon Venedig so sehr an dasselbe mahnt, ist dem Handel zuzuschreiben, welchen diese Stadt früher vorzüglich dahin führte. Von Venedig bis Rom bemerkt man wenige Anmahnungen, in Neapel aber deren noch weit mehr als in Rom.

Einem Fremden fällt sogleich auf, daß hier der Hut eine Art Turbans ist, daß nämlich der Kopf in freier Luft und auch im kühlen Zimmer, wenn man von der Straße kömmt, möglichst wenig entblößt wird. Man behilft sich im Zimmer mit dem orientalischen Feß, in den Kirchen mit Seidenmützchen und im Theater zuweilen mit seidenen Perücken. Gewöhnlich grüßt man sich ohne den Hut zu lüften mit der schnellen und graziösen Bewegung der Hand und der Finger, welche nichts Anderes als ein eilig ausgeführter morgenländischer Gruß zu seyn scheint. Wie im Morgenlande wird das Pferd des Landbauers ganz leicht gegürtet, Brust- und Schwanzzeug halten den Sattel, in welchen man ebenfalls auf morgenländische Weise sich mit gewaltigem Schwunge setzt. Die Zeichnungen der Zeuge, welche die Weiber der Provinz Maritima und Campagna tragen, sind ganz morgenländisch, denen der Shawls ähnlich und wahrscheinlich eben so alt als diese. Die wenigen Römer, welche im Morgenlande gereiset haben, fanden sich dort bald heimisch, mehrere kehrten für immer dahin zurück, sogar Sklaven, welche Lord Ermouth befreit hatte, nach Algier im Jahre 1817. Die Wohlbeleibtheit der Frauen, und die Vorliebe der Männer für etwas mehr als das nothwendige Fleisch bei Frauen, mahnt ebenfalls an den Orient. Wenn der Römer auch nicht so eifersüchtig ist, wie der Türke, und sein Weib nicht einschließen darf, so hält er doch so viel wie jene auf die Ehre, wenigstens die erste Blume zu pflücken. Das Betragen der Gemeinsten gegen die Vornehmsten hat ganz die eigenthümliche Farbe des Verhältnisses, in welchem der morgenländische Sklave zu seinem Herrn steht. Ein gerechter Sultan ist dem italienischen Volke ebenfalls das Ideal einer Regierung und Sixtus V eben wegen seines Sultanismus nie vergessen bei den Römern. Die nomadischen Hindu waren hier noch vor einigen Jahren sehr zahlreich, wie sie es noch in Konstantinopel sind, hatten ihre bestimmten Lagerplätze, und wenn man ihnen auch kein Brod austheilt, wie in Stambul geschieht, so that man ihnen doch Jahrhunderte hindurch nichts zu Leide, und noch jetzt gibt es deren sehr viele, trotz aller Polizeiverordnung.

Es herrscht in Rom ungefähr derselbe Begriff von Reinlichkeit, wie im Morgenlande. Er ist von dem des Nordens himmelweit verschieden. Fußboden, Treppe und Straßen werden nicht beachtet, dagegen aber auf dem Leibe, besonders bei Weibern, sehr auf Reinlichkeit gesehen. Besonders gilt das Schneuzen ohne Nastuch, welches allgemein und oft des Schweißes wegen getragen wird, für die höchste Unhöflichkeit und Pöbelhaftigkeit. Man verkümmert sich zwar das Leben nicht mit ewigem Scheuern, hat aber in anderer Hinsicht mehr Barmherzigkeit mit den Nasen, als im Norden, vorzüglich wird auf Erneuerung der Luft gehalten.

Wenn im Morgenlande das Schweinefleisch ganz verboten ist, so besteht in Rom das polizeiliche Verbot, während der heißen Monate frisches Schweinefleisch zu essen, vielfältige Erfahrung hat dieses als höchst schädlich gezeigt. Schinken und geräucherte Würste aber dürfen durch das ganze Jahr öffentlich verkauft werden.

Skizzen aus Südamerika.

1. Das Faulthier.

Die naturgeschichtlichen Beschreibungen, die wir von diesem seltsamen Thier besitzen, schildern es als so träge, daß die Langsamkeit seiner Bewegungen zum Sprüchwort wurde. Man sagt von ihm, es sey gleichsam der Gefangene des Raumes, den es eben einnehme, und habe es alle Blätter des Baums verzehrt, den es erstiegen, so kugele es sich zusammen, und stürze sich herab: alle diese Angaben sind unrichtig. Hätten die Naturforscher, welche die Geschichte dieses Thieres geschrieben, seinen Aufenthalt und seine Lebensweise in den Wildnissen der Urwälder beobachtet, so würden sie es wahrscheinlich ganz anders geschildert und sich überzeugt haben, daß man zwar alle übrigen Thiere beschreiben kann, wenn man sie auf dem Boden vor sich hat, das Faulthier aber dann erst schildern könne, wenn man es auf den Bäumen beobachtet hat. Dieses seltsame Geschöpf ist von der Natur angewiesen auf den Bäumen geboren zu werden, zu leben und zu sterben; es ist ein selten vorkommendes einsam lebendes Thier, und da sein Fleisch ein wohlschmeckendes Nahrungsmittel gibt, so läßt man es nicht leicht unangefochten. Es bewohnt düstre, unbesuchte Wälder, wo Schlangen, Scorpionen und Ameisen hausen, und wo Moräste, Gestrüpp und Dornendüsche den Schritt des civilisirten Menschen hemmen. Hier wird es meist von den Indianern und Negern gefangen, und den Weißen gebracht; es läßt sich deßhalb vermuthen, daß die fehlerhaften Be-

schreibungen, die wir von ihm haben, nicht in der Absicht gegeben wurden, um den Leser zu täuschen, oder ihn mit mährchenhaften Uebertreibungen zu unterhalten, sondern daß der Irrthum vielmehr daraus entstand, daß man das Faulthier auf einem Terrain beobachtete, für das es die Natur nicht geschaffen hatte.

Wenn man seinen Körperbau genau betrachtet, so wird die Langsamkeit seiner Bewegungen erklärlich: seine Vorderbeine, oder eigentlicher seine Arme, sind dem Anschein nach viel zu lang und die Hinterbeine, die fast wie ein Korkzieher gedreht zu seyn scheinen, sehr kurz. Die Vorder- sowohl als die Hinterfüße sind, in der Art wie sie dem Körper angefügt erscheinen, nicht geeignet sich in senkrechter Richtung zu bewegen, oder den Körper auf ebenem Boden gleich andern vierfüßigen Thieren zu tragen, denn der Bauch des Faulthiers berührt, wenn man es auf den Boden setzt, die Erde. Wollte man nun auch annehmen, es könne gleich andern vierfüßigen Thieren stehen, so würde es dennoch sehr viel zu leiden haben, denn seine Füße haben keine Sohle und da die Nägel an denselben sehr lang, gekrümmt und spitzig sind, so könnte es sich nur auf den äußersten Spitzen derselben, also genau in derselben Lage stehend erhalten, als ein Mensch, der es versuchen wollte, auf allen Vieren zu gehen und dabei sich auf den Nägeln der Füße und Hände halten wollte. Wäre der Boden eine geglättete Fläche, so würde das Faulthier nicht von der Stelle kommen können; allein so benützt es die kleinen hervorragenden Gegenstände, wie Steine, Wurzeln u. s. w., mit denen die Erde allenthalben bedeckt ist. Es streckt seine Vorderfüße nach allen Richtungen hin aus, um etwas zu finden, in das es seine Klauen einhäckeln kann. Ist ihm Dieß gelungen, so schiebt es sich vorwärts und bewegt sich hiedurch ein wenig von der Stelle, aber so langsam und ungeschickt, daß man ihm den Namen des Faulthieres beigelegt hat. Seine Blicke und Bewegungen verrathen aber deutlich, daß es sich in einer peinlichen Lage befindet, und da es von Zeit zu Zeit einen kläglichen Seufzer ausstößt, so kann man mit allem Rechte glauben, daß es wirklich leide.

Vor einigen Jahren unterhielt ich ein Faulthier mehrere Monate hindurch in meinem Zimmer, das ich oft mit aus dem Hause nahm, um seine Bewegungen zu beobachten. War der Boden holperig, so bewegte es sich auf seinen Vorderfüßen in ziemlich gutem Schritt vorwärts, und nahm seinen Weg stets in geradester Richtung auf den nächsten Baum zu; stellte ich es aber auf eine ganz ebene, fest gestampfte Fläche, so wurde es unruhig und angstvoll. Sein Lieblingsaufenthalt war eine Stuhllehne; nachdem es seine vier Füße an der obersten Kante derselben festgeklammert hatte, blieb es oft ganze Stunden so hängen, und schien durch einen tiefen, dumpfen Ton, den es zuweilen hören ließ, meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen.

(Schluß folgt.)

Die Altai-Gebirge und die Quellen des Ob.

Nach geographischen Grundsätzen ist die wahre Quelle eines Flusses diejenige, welche am weitesten von seiner Mündung entfernt ist. Doch gibt es manche Fälle, wo man von dieser allgemeinen Regel abweicht. So soll der Ob, den man gewöhnlich irriger Weise Oby nennt, durch die Vereinigung der Flüsse Bija und Katunja gebildet werden, die ihre Vereinigung unterhalb Bisk in Sibirien bewerkstelligen. Die Katunja (eigentlich Katun-gol, Prinzessin-Fluß) entspringt in den hohen Alpen des Gouvernements Tomsk durch die Vereinigung des Ketsen (eigentlich Kuksusun, blaues Wasser), welcher von Westen nach Osten, und der Tschuja (eigentlich Tschui), welcher von Osten nach Westen fließt. Die Bija strömt aus einem See, den die Russen Teletskoi nennen, dessen eigentlicher Name aber Altan-kol oder Al-al-ko (der goldene See) ist. Dieser See liegt nördlich von der hohen Kette des Altai oder Altan Tau; *) er empfängt eine ungeheure Menge Flüsse von verschiedener Größe, unter denen der Baschkusch und die Tscholosha (gewöhnlich Tschuleischman genannt) die beträchtlichsten sind. Die Quellen der beiden letztern und die des Tschui sind nicht weit von einander in dem höchsten Theile der schneeigen Alpenkette des Altai, welche das Gouvernement Tomsk von dem chinesischen Reiche trennt. Dr. Bunge, Mitglied der Akademie von St. Petersburg, der schon früher mehrere Reisen in diesen Theil von Sibirien gemacht hatte, wurde im Jahre 1852 von der Akademie abermals dahin gesendet. Im Julius besuchte er die Quellen des Tschui, des Baschkusch und der Tscholosha, welche die von der Mündung des Ob entferntesten Zuflüsse desselben sind; er hat in einem Schreiben an die Akademie einige Einzelnheiten über seine Reise mitgetheilt, wovon das Asiatic Journal einen Auszug gibt.

„Ich verließ unser Lager an den Ufern des kleinen Flusses Kara Dyrgdun, umging eine Hügelgruppe auf dem linken Ufer der Tschuja, und verfolgte meinen Weg über die Ebene, die allmählich aufsteigt, und rechts an der Tschuja, links durch eine schroffe Kette schneebedeckter Berge begränzt ist. Nach einem Marsche von beinahe drei deutschen Meilen über die Steppe, die sehr dürr und nur schwächlig mit Vegetation bedeckt ist, setzten wir zu Pferde über die Tschuja. Der Fluß ist hier nicht tief, aber sehr reißend, wir stiegen längs einem seiner Hauptzuflüsse den Berlughem aufwärts. Spät am Abend erreichten wir die Filzzelte Demischei Tschuthun, des unabhängigen Häuptlings eines Kalmükenlagers, das nahe an einer Quelle in einer Schlucht der Alpen aufgeschlagen war. Ich hatte unter diesen gutmüthigen Gränzbewohnern den zu Ausführung meines Planes, so weit als möglich in die hohen Berge einzudringen, nöthigen Beistand zu finden gehofft. Sie gaben mir auch in der That die nöthigen Anweisungen hinsichtlich der Oertlichkeiten, und versorgten mich gegen eine geringe Belohnung mit Pferden und Führern für einige Tage. Ich ließ Alles zurück, was ich nicht zur Reise unumgänglich nothwendig hatte, und verließ die Ufer des Berlughem am folgenden Tage. Wir zogen über die steilen Berge gegen die Tschuja, und erreichten ihre Quellen kurz nach Mittag. Etwa eine halbe Stunde links von diesen Quellen steht auf dem Kamm einer hohen Kette schneebedeckter Berge ein Obo, d. h. eine Säule, welche die Gränze zwischen dem russischen Gebiet und dem chinesischen Reiche bezeichnet. Diese Säule trägt eine Inschrift in mongolischer Sprache, des Inhalts, daß an dieser Stelle, wo auf beiden Seiten die Quellen nach verschiedenen Richtungen fließen, die Wohnungen der Kalmüken, welche beiden Reichen Abgaben zahlen, enden, und die des mongolischen Stammes der Sujun beginnen.

„Nachdem wir eine Zeit lang auf diesem hohen Punkte Halt gemacht hatten, stiegen wir in das tiefe, weit ausgedehnte Alpenthal hinab. Es bildet eine unermeßliche sumpfige Ebene, die mit zahllosen Seen von verschiedener Größe bedeckt ist. Mehrere Klumpen von Schneegipfeln erheben sich mitten in dieser Ebene, und das Wasser, das von ihnen abfließt, nährt die Seen, aus denen mehrere beträchtliche Flüsse entspringen. Das Thal ist von Westen nach Osten über sieben deutsche Meilen breit, und mit Hirschen, Rehen, Steinböcken, Wölfen, Füchsen u. dgl. angefüllt. Das Wild liebt diesen Ort, weil er selten besucht wird, außer von einigen kalmükischen Jägern, die indessen nur kurze Zeit hier bleiben, weil es

*) Tau heißt im mongolischen Berg, Gebirg, im tatarischen und türkischen Tagh.

ihnen streng verboten ist, hier ihre Wohnung aufzuschlagen, was sie trotz der strengen Kälte, wegen der schönen Weiden im Thale gern thun würden.

„Wir gingen an demselben Tage noch etwa vier deutsche Meilen weit, überschritten die Quellen des Baschkan, eines Nebenflusses des Asakan, und machten die Nacht über an einem kleinen See Halt. Obgleich es in der Mitte Julius war, und wir warme Kleider anhatten, so litten wir doch bedeutend von der Kälte, denn nirgends fand sich Brennholz irgend einer Art. Am folgenden Tage verhüllte ein dichter Nebel die vor uns liegenden Berge, die der wahre Altan Tau, der große Altai, der Kimschan der Chinesen, und das Ziel meiner Reise waren. Glücklicher Weise zerstreute sich der Nebel bei Sonnenaufgang, und wir begannen unsern Marsch nach dem Passe des Berges Tschaptschal, der einzigen praktikabeln Straße nach dem Altan Tau. Nach ungefähr zwei deutschen Meilen kamen wir an einen schönen See, Namens Yblis-kol (See des bösen Genius), der sich gegen zwei Meilen lang an dem Fuße des Altan Tau hinzieht; seine Breite beträgt eine bis anderthalb Stunden. Seinem Nordwestende entfließt der Fluß Tschuleischman, jenseits dessen die gigantischen Massen des Altan Tau sich erheben, gleich einer schroffen Mauer von N. N. W. gegen S. S. O. sich ausdehnen, und das Thal, in welchem der Fluß strömt, einschließen. Nur mit großer Schwierigkeit gelang es uns, die vorliegenden Berge der Kette zu erklettern. Wir durchzogen unermeßliche Schneefelder, und befanden uns endlich auf einem engen Wege, der das wahre Defilé des Tschaptschal ist, welches dem ganzen Berge den Namen gab. Dieser schreckliche Weg hängt gleichsam an dem südlichen Abhang, und man blickt in Abgründe hinab, die aus massiven Felsen gebildet sind. Er geht über lose Bruchstücke von Glimmerschiefer hin, aus dem der ganze Berg besteht. Der Goldglanz, den dieser Felsen von sich strahlt, wenn die Sonne darauf scheint, gab der ganzen Kette den Namen Altan Tau, d. h. goldener Berg. *) Als wir den Pfad hinanstiegen, erblickten wir in der Schlucht unten eine Menge Gebeine von Pferden und Menschen, die hinabgestürzt waren, was uns an das Gefahrvolle unserer Unternehmung erinnerte. Endlich erreichten wir den Gipfel, wo ich die ausgedehnteste Aussicht genoß. Westlich erblickten wir das weite Thal, das wir kürzlich durchzogen hatten, voll von Seen, unter denen wir den Yblis-kol unterschieden, der zu unsern Füßen lag; links war ein größerer, Namens Kyadiktu-kol, noch zum Theil mit Eis bedeckt. Nordöstlich zeigte sich eine tiefe Schlucht, von schroffen schneebedeckten Gipfeln umschlossen, wo der Tschui entspringt, der in den Kim Tschug, einen der Hauptflüsse des Jenisei, fällt. Man sagte uns, ungefähr neun deutsche Meilen von dem Platze, wo wir uns befanden, liege eine Stadt der Suyun-Mongolen an seinen Ufern, gleichfalls Kim Tschug genannt. In botanischer Hinsicht bieten diese Berge wenig Neues dar. Die Vegetation ist dieselbe, wie an den Ufern des Kurai. Der Gebirgsrücken ist ohne alle Vegetation und mit ewigem Schnee bedeckt."

Vermischte Nachrichten.

Zu Paris befinden sich gegenwärtig vier Churruas-Indianer, die unlängst von Brasilien nach Frankreich gebracht worden sind. Es sind drei Männer und eine Frau, von kupferrother Farbe, fast rundem Kopf und sehr dunkelschwarzen Haaren. Der Kazike Peru ist 50 Jahre alt, und hat am Leibe eine sehr tiefe Narbe von einem Säbelhiebe, den er im Kampf erhielt. Ungeachtet seines ernsten und mürrischen Gesichtes konnte er sich doch eines Lächelns nicht erwehren, als er unter einer Gesellschaft von Parisern, die ihn besuchte, einige junge Frauenzimmer bemerkte. Tacuabe, der jüngste der Männer, hat ein ziemlich hübsches Gesicht, und war in seiner Heimath wegen seiner Geschicklichkeit in der Bändigung wilder Pferde und Stiere berühmt. Er gab in Gegenwart der Gesellschaft Beweise von seiner Kraft und Geschicklichkeit im Wurfe mit den Kugeln und dem Laso. Die junge Indianerin heißt Guyunusa, ist nicht schön, hat aber keine so tiefe Kupferfarbe als ihre Landsleute. Sie ist gegenwärtig die Frau des Tacuabe, der mit ihr von gleichem Alter ist und zwanzig Jahre zählt. Früher hatte sie dem Kaziken Peru gehört; allein es ist so bei ihnen Sitte: man nimmt sich und verläßt sich, wenn man sich nicht mehr will, und darin besteht der ganze Vollzug der Ehe. Der vierte Churruas heißt Senaque, ein treuer Gefährte des Kaziken, und in den letzten Kriegen gegen Brasilien durch seine Tapferkeit ausgezeichnet. Auf seiner Brust sieht man noch die Narbe eines Lanzenstiches, den er im Kampf erhielt. Diese vier Wilden sind fast nackt, und Dr. Virey, der Verfasser einer Naturgeschichte des menschlichen Geschlechtes, der sie besuchte, fand sie um einen Herd versammelt, und beschäftigt, sich nach ihrer Landessitte frisches Fleisch zu rösten. Anfangs schienen sie etwas bestürzt über den Anblick von fünfzehn bis zwanzig fremden Gesichtern, die sie besuchten; allein bald wurden sie vertrauter, und da sie ziemlich gut Spanisch und Portugiesisch sprechen, so konnte man auch einige Fragen an sie stellen.

*

Mancher wohlhabende Bürger bei uns würde sich wohl nicht schämen, bei einem newyorker Stiefelputzer zu Mittag geladen zu werden. „Kurz nach meiner Ankunft in Hoboken, erzählt Stuart in seinen „Drei Jahren in Nordamerika," wurde ich von einem Bekannten eingeladen, mit ihm in einem Kosthaus in New-York zu Mittag zu speisen, und da ich mir, seiner Einladung folgend, unterwegs die Schuhe sehr staubig gemacht hatte, so trat ich in der Stadt zuvor noch in eine Schuhputzerstube (Nr. 52 Leonhardsstraße), um mir die Schuhe reinigen zu lassen, wo ich denn den Schuhputzer und seine Frau, beide farbige Leute, gerade über dem Mittagessen traf, das aus einer der fettesten gebratenen Gänse, die ich noch meiner Lebtage gesehen, mit Kartoffeln und einer Aepfeltorte bestand."

*

In einer Versorgungsanstalt zu Brüssel starb am 29 Mai d. J. eine Frau, Namens Katharine Brouwer, verwittwete Claes, in einem Alter von 107 Jahren. Im Jahre 1726, unter der Regierung des deutschen Kaisers, Karl VI, geboren, wußte sie sich bei einem eisenfesten Gedächtniß aller Begebenheiten zu erinnern, die sich unter seiner Regierung, wie unter der von Maria Theresia, Joseph II und während der belgischen Revolution von 1789 in Brüssel zugetragen, womit sie die merkwürdigsten Anekdoten zu verbinden wußte. Diese seltene Frau hinterläßt eine Nachkommenschaft von Söhnen, Enkeln und Urenkeln, 195 an der Zahl. Ihr vor ihr verstorbener ältester Sohn besuchte sie zum letztenmale vor einigen Jahren in seinem 80sten Jahre; so oft Dieß geschah, bat er seine ehrwürdige Mutter um ihren Segen.

*

Der englische Admiral Sir Sidney Smith hat der philanthropischen Gesellschaft zu Boulogne-sur-Mer einen im Wasser unversinkbaren Apparat von seiner Erfindung zustellen lassen, der bestimmt ist, die Mannschaft gescheiterter Schiffe oder in Gefahr gekommene Schwimmer zu retten. Dieser Apparat besteht in einem Rettungsflosse, der ziemliche Aehnlichkeit mit einem Bräuerwagen auf Rädern hat; dasselbe wird von unten durch Fässer von verschiedener Größe, von der Pipe bis zur Tonne getragen, die mit Dauben am Flosse befestigt und nach Abstufung ihrer Größe auf einander gereiht sind. Dieser Floß wird mittelst Rädern bewegt, an deren Speichen gleichfalls Dauben als Ruderblätter befestigt sind. Der Admiral versichert, daß man auf diesem Flosse der wüthendsten See und den heftigsten Strömungen trotzen könne; er selbst machte den Versuch damit an der Küste von Holland, wobei ihm nicht einmal die Füße naß wurden, obgleich die See sehr hoch ging.

*

Die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg hat im Jahre 1832 dreizehn verschiedene Werke herausgegeben, fünf andere ungerechnet, die auf eigne Kosten einzelner Mitglieder gedruckt wurden. Nebstdem, daß sie die Bearbeitung einer vollständigen russischen Flora veranlaßte, mit der sie die ausgezeichnetsten Botaniker Rußlands beauftragte, hat sie auch eine andere wissenschaftliche Untersuchung von hoher Wichtigkeit vollenden lassen, nämlich die Ermittlung der barometrischen Höhen an den Ufern des baltischen Meeres, durch die Herren Kupffer und Lenz.

*

Der jüngst verstorbene Herzog von Rovigo hat seinem Sohn unter Anderm eine Uhr vermacht, die er einst vom Kaiser Napoleon zum Geschenk erhalten hatte, und die zu einem Werthe von 5000 Fr. angeschlagen ist. Der letzte Wille des Verstorbenen erklärt dieses Erbstück als ein unveräußerliches Fideikommiß der Familie.

*) Der chinesische Name Kin-schan bedeutet dasselbe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 179. 28 Junius 1833.

Gerard's und Burne's Reise nach Kabul. *)

(Aus den Nouvelles Annales des Voyages.)

Ehe die Reisenden die letzte Hauptstadt eines civilisirten Landes und die entlegenste im Nordwesten, die herrliche, wegen ihrer Paläste, Gärten, Moscheen, ihrer zahlreichen, gewerbthätigen und lebenslustigen Bevölkerung so berühmte Stadt Lahur verließen, wollte ihnen Ranschit Singh noch ein Fest geben, das ihnen eine lebhafte Erinnerung an die Pracht seines Hofes zurückließe. „Dieses Fest," sagt Doktor Gerard, in einem Schreiben, „kann mit den glänzendsten verglichen werden, deren Beschreibung wir in Tausend und Einer Nacht lesen. Wir wurden in ein Paradies von Wonne versetzt; der Maharadscha nahm mit mehr als Einem Sinne Theil an dem berauschenden Schauspiel, und noch ehe der Morgen anbrach, waren mehrere seiner Feldhauptleute und Gäste kampfunfähig."

Nachdem sie sich mit Empfehlungsschreiben an die verschiedenen Häuptlinge am westlichen Ufer des Indus, und mit Wechselbriefen auf eine beträchtliche Summe auf Handelshäuser zu Peschaur und Kabul versehen hatten, reisten die Herren Burnes und Gerard Anfangs März 1832 von Lahur ab. Auf ihrem Weg nach dem Indus besuchten sie die große salzhaltige Gebirgskette, die sich von diesem Fluß bis zum Dscheylom ausdehnt und machten einen bedeutenden Umweg, um Dadan Khan zu sehen, wo sich die bedeutendsten Anstalten zu Gewinnung des Salzes befinden.

An den Ufern des Dscheylom waren sie höchlich erstaunt über die ungeheure Größe der Fichten, die auf diesem Fluß flößten; diese Bäume werden zur Bedachung der am Fluß erbauten Häuser verwendet. Auch sahen sie riesenhafte Cedernstämme von den Gipfeln der Berge herabrollen; diese Wälder waren es, in denen Alexander das Holz zu Erbauung seiner Flotte schlagen ließ. Einer dieser Bäume hatte dreizehn Fuß im Umfang; man kann sich hieraus einen Begriff von ihrer Nutzbarkeit für den Schiffbau machen.

Von Dadan Khan gingen die Reisenden nach Darapur am Dscheylom, allein ungeachtet ihrer unermüdlichen Nachforschungen gelang es ihnen dennoch nicht, die Ruinen der von dem macedonischen Eroberer zu Ehren seines berühmten Pferdes Bucephalus gegründeten Stadt aufzufinden. Die berühmte Festung Rotas liegt in geringer Entfernung westlich von Darapur und vom Dscheylom, an einem breiten, sandigen Waldstrom, der nur wenig Wasser führt. Sie wurde von dem berühmten persischen Kaiser Scherschap erbaut, der Homayon, den Sohn Baba Schah's, vom Thron von Delhi vertrieb. Die Reisenden widmeten der genauern Besichtigung dieser schönen Festung, deren Bau ihnen, trotz der gewaltigen Ausdehnung, als ein thörichtes Unternehmen erschien, einen ganzen Tag.

Sie besuchten hierauf den Topeh oder die Kuppel von Manykiala, die im Jahre 1809 von Elphinstone entdeckt, im Jahre 1829 von Ventura ausgegraben wurde, und deren alterthümliche Bauart bis jetzt noch ein Räthsel ist. Von Landleuten der Umgegend erhielten sie eine ziemliche Anzahl Münzen mit Umschriften, die griechisch zu seyn schienen. Ungeachtet der wahrscheinlichen Folgerung, die man hieraus ziehen könnte, und der in der Umgegend aufgefundenen Anzeichen, daß dieser Topeh die Stelle der alten Stadt Taxila bezeichne, glaubt Dr. Gerard dennoch, daß das Aussehen der Gebäude einem so fernen Alterthum nicht entspreche. Ein Zeitraum von zweitausend Jahren richtet große Verwüstungen an, er ist daher der Meinung, daß dieses Monument der baktrianschen Dynastie angehöre. Die Bauart, Gestalt und vereinzelte Lage des Topeh von Manykiala ist ohne Zweifel ein der Aufmerksamkeit der Reisenden würdiger Gegenstand, allein rücksichtlich der Kunst bietet er durchaus nichts, was die Vermuthung rechtfertigen könnte, er sey nicht, von den Bewohnern des Bezirks erbaut. Für diese Meinung spricht zu Dem noch das Vorhandenseyn mehrerer Baudenkmale von ähnlicher Gestalt im Westen und endlich die Vergleichung des Topeh mit einem alten Gebäude in der Nachbarschaft. Dieses ungefähr eine Meile südlich vom Topeh gelegene Gebäude ist das mit einer steinernen Mauer umgebene Grab eines Heiligen; das Material ist ganz dasselbe, nämlich ein poröser Kalkstein, der in geringer Tiefe gebrochen wird, und den man an verschiedenen Stellen zwischen dem Dschemnah und dem Ganges häufig findet. Am Paß Khaiber auf der Straße von Peschaur nach Kabul, stößt man auf einen andern Topeh von gleicher Bauart; eben so zu Balabagh über Dschelalabad hinaus, auf der nämlichen

*) Eine vorläufige Notiz von dieser merkwürdigen Reise enthielt das Ausland bereits S. 425.

Straße. Ohne sie mit einander zu vergleichen, läßt sich über diese Gebäude kaum eine genügende Erklärung geben; zudem ist sehr daran zu zweifeln, ob irgend eines der römischen oder griechischen Gebäude, die den Verwüstungen der Zeit entgangen sind, einige Aehnlichkeit mit dem Topeh von Manykiala habe, und begründet sich dieser Zweifel, so ist es so gut als erwiesen, daß die Einwohner des Landes dieses Mausoleum errichteten, denn als ein solches müssen wir es betrachten, da es in keinem seiner Theile irgend Etwas bietet, was für lebende Wesen brauchbar gedacht werden könnte.

Von hier aus kamen die Reisenden nach Raval Pindi, eine große gut bevölkerte Stadt, in der Schah Sudschah lange Zeit lebte, nachdem er aus seinem Lande vertrieben worden war; sie liegt nahe an den Gebirgen und ihr Klima ist herrlich. In der Umgegend gibt es mehrere schöne Thäler; was aber die Reisenden am meisten ergötzte, war der prachtvolle, in einer wild romantischen Gegend am Fuß eines Berges gelegene, von wasserreichen krystallhellen Bächen bewässerte, und mit allen Arten exotischer Blumen, Sträucher und Pflanzen prangende Garten von Hossein Abdali. In diesem entzückenden, friedlichen Aufenthalt, der sie an die schöne Schilderung in dem Gedicht Lalla Rukh erinnerte, fanden die Reisenden Erquickung und Ruhe und sie bedauerten nur das Werk selbst nicht bei sich zu haben, um die Beschreibung mit dem Original vergleichen zu können. Von der Menge und Mannichfaltigkeit der Bäume, dem romantischen Charakter der Anlage und dem üppigen Grün wurden sie so überrascht, daß sie sich nach England versetzt glaubten; was indeß hier Werk von Menschenhänden war, trug den Stempel der Verwüstung: auf den Beeten wucherte Unkraut und die Lusthäuser, einst der Sitz des Vergnügens, zerfielen in Trümmer. Sogar die Bäume waren nicht verschont geblieben, ein heftiger Sturm hatte, vor wenigen Tagen erst, mehrere der schönsten entwurzelt; sie lagen hingestreckt auf dem Boden, den sie noch vor kurzem beschatteten, und ihre Wipfel wurden vom Wasser benetzt.

In der Stadt Hossein Abdali befindet sich das von einem fischreichen Bach umflossene Grab des Heiligen. Eine der nach Kaschmir führenden Hauptstraßen geht durch diesen Ort, wendet sich von da aus ins Gebirg und am siebenten Tage kömmt man nach Kaschmir.

Von Raval Pindi aus kommt man auf eine von einem Gebirg quer durchschnittene Kunststraße, die zwar sehr schön ist, von deren Nützlichkeit sich aber die auf ihr Reisenden nicht überzeugen konnten. Eine in der Mitte der Seitenfläche eines Felsen angebrachte persische Inschrift, von der jedoch mehrere Buchstaben bereits zerstört sind, sagt dem Wanderer, daß sie zur Zeit Schah Dschehan's gebaut wurde.

Nachdem die Reisenden Hossein Abdali verlassen hatten, nahmen sie ihren Weg nach dem Indus. Seit dieser Zeit ist die Nachricht eingelaufen, daß Herr Burnes von Peschaur am 19 April abgereist war, und sich nach Kabul gewendet hatte, wo er von dem Sultan Mohammed Khan, dem Häuptling von Peschaur ungemein gütig und gastfreundlich aufgenommen wurde, und bei dem er sich einen Monat aufhielt, bis durch das Thauwetter die mit Schnee bedeckten Gebirgspässe und Straßen wieder frei geworden seyn würden.

Herr Burnes berichtet, daß man in der Nähe von Kabul, in einer zwanzig Meilen südlich von Peschaur gelegenen Gebirgskette ein unermeßliches Steinkohlenlager entdeckt habe. Die Muster, die er davon gesehen hatte, waren zwar sehr geringhaltig, da man sie indeß von der Oberfläche abgenommen hatte, so ließ sich vermuthen, daß die Qualität sich verbessern würde, je näher man den tiefer liegenden Schichten käme. Ein anderes Lager ist kürzlich im Kotsch entdeckt worden, und so können nun die den Indus befahrenden Dampfschiffe, von dem Punkt an, wo er schiffbar zu werden beginnt, bis zu seiner Mündung, sich mit Brennmaterial versehen. Es ist seltsam, daß diese so lange verborgen gebliebenen Steinkohlenadern gerade in dem Augenblick entdeckt werden, wo man sich ernstlich mit der Beschiffung des Indus beschäftigt.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Südamerika.

4. Das Faulthier.

(Schluß.)

Das Faulthier bringt sein ganzes Leben auf den Bäumen hin, die es nur gezwungen oder zufällig verläßt, und hält sich hier nicht etwa, wie der Affe oder das Eichhörnchen, auf den Zweigen sitzend, sondern unter denselben hängend fest. In dieser Lage bewegt es sich vorwärts, in dieser Lage ruht und schläft es sogar. Um zu dieser Lebensart geeignet zu seyn, bedurfte es natürlich eine von der der übrigen vierfüßigen Thiere sehr verschiedene Körperbildung, und hiedurch erklärt sich sein dem Anschein nach unvollkommener Körperbau, ungeachtet dessen, da derselbe seiner Lebensweise angemessen ist, es sein Daseyn eben so gut genießt als jedes andere Geschöpf. Zu bemerken ist, daß das Faulthier in seiner hängenden Lage den Kopf nicht, wie der Vampyr herabhängen läßt. Wenn es schlafen will, so sucht es sich einen mit dem Boden parallel laufenden Ast aus, klammert sich zuerst mit dem einen, dann mit dem andern Arm an, zieht dann die Hinterfüße, einen nach dem andern nach, so daß alle vier sich in einer Linie befinden, und scheint in dieser Stellung gemächlich zu ruhen. Hätte es statt seines nur anderthalb Zoll großen einen langen Schweif, so würde es ihn in solcher Lage nicht unterbringen können: denn wollte es ihn zwischen die Füße nehmen, so wäre er ihm hinderlich, und ließe es ihn herabhängen, so wäre er ein Spiel der Winde; was also ein Mangel zu seyn scheint, ist in der That eine Wohlthat für das Thier. Wenn es kletterte, so beobachtete ich, daß es seine beiden Vorderfüße nie zugleich, sondern immer einen um den andern ausstreckte. Sein Haar bietet eine Eigenheit, die es von dem aller übrigen Thiere auszeichnet und die, so viel mir bekannt ist, noch von keinem Naturforscher beobachtet wurde: es ist nämlich auf der Oberfläche dicht und borstenartig, und wird gegen die Wurzel zu immer dünner, und zuletzt so dünn wie Spinnenfaden. Die Farbe desselben gleicht der Baumflechte

so sehr, daß man es, wenn es sich ruhig hält, nur mit Mühe entdecken kann. Das Männchen des Faulthiers mit drei Zehen (Ai), hat ein wenig unterhalb der Schulterblätter einen länglichen Streif von sehr feinen schwarzen Haaren auf dem Rücken; auf jeder Seite dieses Streifs befindet sich ein anderer von ebenfalls sehr feinem gelben Haar, was ihm das Ansehen gibt, als ob es gesengt worden sey. Betrachtet man den Bau seiner Vorderfüße, so sieht man bald, daß sie vermöge ihres festen, muskulösen Baues gar wohl das Gewicht des hängenden Körpers beim Klettern und Schlafen zu tragen im Stande sind, und statt sie, wie ein berühmter Naturforscher gethan, verkrüppelt zu nennen, muß man sie als auf ihre Verrichtungen sehr weise berechnet erkennen.

Da das Faulthier ein Bewohner der tropischen Wälder ist, wo die Bäume sehr dicht stehen, so ließe sich nicht erklären, warum es sich darauf beschränken sollte, seine Nahrung nur auf einem einzigen Baum zu suchen, und diesen aller seiner Blätter zu berauben. Während der vielen Jahre, die ich in diesen Wäldern zugebracht, sah ich auch in der That niemals einen solchen kahlen Baum, ja ich möchte sogar behaupten, daß, ehe noch das Thier das letzte der alten Blätter verzehrt hätte, bereits ein neuer Trieb auf der zuerst abgeblätterten Stelle hervorgekeimt seyn würde, so schnell ist das Wachsthum in jenen Gegenden.

Es ist eine sprüchwörtliche Redensart bei den Indianern, daß, sobald der Wind weht, das Faulthier seine Reise antrete. Bei windstillem Wetter hält es sich ruhig, weil es sich wahrscheinlich nicht gern bis auf die äußersten Spitzen der Zweige hinauswagt, aus Furcht sie möchten, wenn es von einem Baum zum andern klettert, unter seinem Gewichte brechen; erhebt sich dagegen der Wind, so verschlingen sich die Zweige der neben einander stehenden Bäume, das Faulthier ergreift sie dann und setzt seinen Weg mit Sicherheit fort. In diesen Wäldern gibt es selten einen ganz windstillen Tag; die Passatwinde fangen gewöhnlich gegen zehn Uhr Morgens zu wehen an, und so kann sich das Faulthier nach dem Frühstück auf den Weg machen, und bis zum Mittagessen eine ziemliche Strecke zurücklegen. Es geht in ziemlich gutem Schritt, und sähe man es so von einem Baum zum andern wandern, so würde man wohl schwerlich daran denken, es ein Faulthier zu schelten. Die mancherlei Beschreibungen, die wir von diesem Thiere haben, sind also unrichtig.

Als ich eines Tages über den Essequibo fuhr, sah ich ein großes Faulthier mit zwei Zehen (Unau) am Ufer auf dem Boden; wie es dahin gekommen, wußte sich Niemand zu erklären und ein Indianer versicherte mich, daß er noch nie zuvor ein solches Thier in dieser Stellung gesehen habe. Daß es herabgestiegen sey um zu trinken, ließ sich nicht vermuthen, denn auf und ab neigten Zweige von Bäumen sich bis ins Wasser herab, auf denen es mit geringerer Mühe zum Zweck gelangt wäre. Wie dem auch sey obschon die Bäume kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt waren, so konnte es doch nicht schnell genug laufen, um uns zu entkommen, bevor wir ausgestiegen waren; kaum hatten wir es aber erreicht, so legte es sich auf den Rücken und wehrte sich tapfer mit den Vorderfüßen. Nicht Willens ihm etwas zu Leide zu thun, nahm ich eine lange Stange, die eben in der Nähe lag, hielt sie ihm vor, daß es sich daran festklammern konnte, und trug es zu einer großen Mora. Hier klomm es nun so überraschend schnell empor, daß es binnen einer Minute beinahe den Gipfel erreicht hatte, dann schlug es eine schräge Richtung ein, faßte den Ast eines nebenstehenden Baumes und entfernte sich ins Innere des Waldes. Staunend sah ich diese sonderbare Art zu wandern mit an; wobei ich noch bemerken muß, daß ich noch nie ein Faulthier die Hacken so schnell bewegen sah. Was die Naturforscher von dem zähen Leben dieses Thieres sagen, ist ganz richtig; ich sah das Herz eines derselben noch eine halbe Stunde schlagen, nachdem es aus dem Körper genommen war; das Gift Wurali allein scheint es schnell zu tödten, denn eines, das man mit einem vergifteten Pfeil verwundete, starb nach zehn Minuten.

Eroberungen der Russen in Armenien.

(Aus dem „Asiatic Journal.")

Ein Theil der weiten Provinzen um den Kaukasus, welche die Russen in neuerer Zeit unter dem Namen Provinz Armenien begriffen, fiel an Rußland schon zur Zeit Erekli Khans, der seine theils in Georgien, theils in Großarmenien gelegenen Staaten dem russischen Kaiser abtrat. Der übrige Theil ward im letzten Kriege gegen die Perser erobert. Diese beiden Theile, jetzt unter dem Namen von Armenien vereinigt, bilden eine Halbinsel, die östlich durch den Fluß Kur, südlich durch den Araxes beschränkt ist. Dieß Gebiet dehnt sich aus bis dahin, wo unterhalb der Stadt Berdé, ganz nahe an der Stadt Dschawad, diese beiden Flüsse zusammentreffen, und dadurch die Halbinsel bilden. Auf der ganzen Ausdehnung dieses Gebietes sind nur drei Seen, der Paravan, der Palat und der Liwan, welcher letztere die beiden erstern an Größe übertrifft, und eine Insel gleiches Namens umschließt. Es finden sich hier zwei beträchtliche Städte: Tiflis am Kur und Eriwan nahe am Araxes, ehemals die Residenz der persischen Khans. Außerdem gibt es hier noch einige andere bemerkenswerthe Städte, wie Schaki, Schirwan, Schamachi, Nachitschewan, Asdabad, Kuri, Kanzassar, Gwendsche, Berdé; die beträchtlichste Feste nach Eriwan ist das uneinnehmbare Tschentschi südlich vom Kur in einer bergigen Gegend, die weit minder durch Kunst als durch die Natur eine Gesammtfestung bildet. Dahin zogen sich in frühern Zeiten die armenischen Fürsten zurück, wenn Perser oder Araber ins Land fielen.

Die Halbinsel enthielt ehemals nachstehende Provinzen von Großarmenien: Dalk und Kufark im Norden am Kur; Ararat und ein Theil von Waspurakan am Araxes, Sunik und Artzakh in der Mitte. In der letztern Provinz lagen die eben erwähnten unzugänglichen Festen, die in der alten Geschichte Armeniens so sehr gepriesen werden. Am Zusammenflusse des Araxes und Kur lag die Provinz Audi, von Plinius Otene, von Ptolemäus Motene genannt. In dieser Provinz lag der Distrikt Sagassene, den Strabo so hoch preist, und die Stadt Bardan, jetzt Berdé. In diesem Lande liegen drei bei den Armeniern sehr berühmte Klöster. Das erste ist Etschmiatzin oder die drei Kirchen, gegründet zur Zeit des heiligen Gregorius, des Bekehrers der Armenier im vierten Jahrhundert, und der Sitz des Katholikos oder großen Patriarchen von Armenien; die zwei andern sind Hagbyad und Sanahine, welche in alten Zeiten aufgebaut, aber im Jahre 961 auf Befehl der armenischen Königin Khosrovanowitsch umgebaut und erweitert wurden. Obgleich diese Halbinsel schon allein sehr ausgedehnt ist, so gehen doch die Eroberungen des Kaisers viel weiter; sie erstrecken sich südlich über den Araxes hinaus, und umfassen einen Theil der Provinzen Ararat und Waspurakan, welche früher dem Khan von Eriwan gehörten; östlich gehen die Gränzen durch die Steppen von Mugan und verlieren sich ins kaspische Meer. Die alten Gränzen von Großarmenien gingen gleichfalls bis an dieß Meer

nach dem Zeugniſſe nicht bloß von Moſes von Chorene, ſondern auch von Plinius. Die Provinz, welche von dem Zuſammenfluſſe des Kur bis ans kaſpiſche Meer ſich erſtreckte, hieß Paidagaran.

Dieſe neueroberten Länder verdienen in vieler Hinſicht, namentlich auch wegen ihrer Alterthümer, die Aufmerkſamkeit der Welt. Unglücklicher Weiſe waren ſie für die Nachforſchungen des gelehrten Europa's beinahe unzugänglich, und ſie blieben vernachläſſigt, weil Niemand das Publikum damit bekannt machte. Unter die Alterthümer gehört die Stadt Artaxata, berühmt in der alten Geſchichte: Griechen und Römer erwähnen ihrer häufig; der römiſche Feldherr Corbulo nahm ſie im Jahre 58 nach Chriſto ein. Die jetzigen Einwohner nennen die Stadt Khur Virab, d. i. der „Abgrund" oder der unterirdiſche See, in den der heilige Gregor geſtürzt wurde. Die Armenier betrachten Nachitſchewan als die älteſte Stadt der Welt und die erſte Wohnung des Menſchengeſchlechtes: der Patriarch Noah und ſeine Kinder ſollen ſie nach der Sündfluth, als ſie die Arche auf dem Berg Ararat, den ſie Maſſis nennen, verlaſſen hatten, gegründet und bewohnt haben. Eine Spur dieſer Sage findet ſich in dem jüdiſchen Geſchichtſchreiber Joſephus, welcher ſagt, die Stelle, wo Noah nach ſeinem Ausgang aus der Arche ſich niedergelaſſen, werde von den Einwohnern Aposaterion genannt, was, wie das armeniſche Wort Nachitſchewan, einen Landungsplatz bedeutet. Auch die Gründung einiger andern Städte, wie Erivan, Marand, Aguri, verſetzt die Landesſage in die Zeit Noahs.

Wenn der Hauptnutzen eines Landes in der Fruchtbarkeit ſeines Bodens beſteht, als der erſten und unerſchöpflichen Quelle vieler andern Vortheile, ſo verdient Armenien unzweifelhaft den Vorzug vor den meiſten andern Ländern. Seine erſtaunenswerthe Fruchtbarkeit wird von vielen alten und neuen Schriftſtellern geprieſen, und einzelne Provinzen, wie Aſchoreguel, ſind noch beſonders ausgezeichnet. Armenien verdient in gleichem Grade die Aufmerkſamkeit der kaiſerlichen Regierung, wie die der gelehrten Welt: es iſt zu hoffen, daß die Akademie von St. Petersburg geſchickte Reiſende hinſenden wird, um das Land kennen zu lernen. Der Botaniker wird hier eine neue Wunderwelt finden, und auch in andern Zweigen der Naturgeſchichte wird ſich die Mühe, die man anwendet, reichlich lohnen. Die Höhe des Ararat iſt noch immer nicht genau beſtimmt, und nach Tournefort finden ſich, wenn man hinaufſteigt, in der Vegetation alle Abwechslungen der heißen, gemäßigten und kalten Zone. Der Kaufmann wird ſchnell mit den Produkten dieſes Landes ſich bekannt machen, unter denen einige von großem Werthe ſind, z. B. Cochenille, das ſich, nach dem Zeugniſſe inländiſcher Schriftſteller, unter dem Röhricht in den Marſchen der unermeßlichen Ebenen findet. Auch iſt zu hoffen, daß man die Straße wieder entdeckt, auf der die Römer die indiſchen Waaren von dem kaſpiſchen Meere durch Armenien an das ſchwarze Meer brachten, wobei ſie wahrſcheinlich, ſo weit die Flüſſe ſchiffbar waren, den Kur hinauf- und den Phaſis hinabfuhren.

Vermiſchte Nachrichten.

In einigen Landſtrichen des Königreiches Murcia ſind die Saatfelder durch die ſogenannte Paulinafliege verwüſtet worden. Dieſes Inſekt iſt von weißer Farbe, auf dem Rücken und den Flügeln mit leichten ſchwarzen Streifen gezeichnet, und größer als eine Wanze, mit der es übrigens viele Aehnlichkeit hat. Die Paulinafliege erſcheint in ungeheuren Schwärmen, die, gleich den Heuſchreckenzügen, zuweilen die Sonne verfinſtern, ſich auf den Getreidefeldern niederlaſſen, und 24 Stunden auf denſelben verweilen, bevor ſie wieder aufbrechen. Während dieſer Zeit hängen ſie ſich an die Aehren, benagen dieſelben und befeuchten ſie mit einem giftigen Safte, wodurch in einer Minute der Halm abgetödtet und die Körner in einen kleiſterähnlichen Teig verwandelt werden. Man glaubt, daß die ſo verderbte Frucht zur Nahrung verwendet, für die Geſundheit höchſt nachtheilige Folgen haben könne. Glücklicher Weiſe ſcheint die Natur dieſem ſchädlichen Inſekte den Trieb der Selbſterhaltung verſagt zu haben. Es läßt ſich ergreifen, ohne daß es einen Verſuch zur Flucht macht, weßhalb das Landvolk, unter der Leitung der Behörden, dieſe Fliegen auf den Feldern in Säcken ſammelt und tödtet, worauf die von der Regierung dazu beorderten Soldaten die verdorbenen Feldfrüchte in Brand ſtecken, um die Landſeuche zu verhindern, ſich derſelben etwa als Nahrung zu bedienen.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Paulinafliege ſich vorzugsweiſe nur auf Weizen- und Maisfeldern niederläßt. Sie war zuerſt in Huercia de Lorca erſchienen, wo ſie große Verheerungen anrichtete, und iſt jetzt in Murcia eingedrungen.

*

Zu den älteſten und rieſenhafteſten Bäumen in der Welt gehört bekanntlich der ſogenannte Castagno de' cento cavalli auf dem Aetna — der Kaſtanienbaum der hundert Ritter. Eine Volksſage erzählt, die Königin Johanna von Arragonien ſey auf ihrer Reiſe von Spanien nach Neapel in Sicilien ans Land geſtiegen, um den Aetna zu beſuchen; hier von einem Ungewitter überfallen, habe ſie ſammt hundert Rittern ihres Gefolges in der Höhlung dieſes Kaſtanienbaumes Schutz gefunden. Was nun auch Wahres an dieſer Sage ſeyn mag, ſo gibt ſie doch jedenfalls einen Begriff von dem ungeheuren Umfange dieſes Baumes. Auf den erſten Blick könnte man glauben, daß er aus fünf großen Stämmen und zwei kleinern beſtehe; allein da Rinde und Zweige nur außen an dieſen Stämmen zu finden ſind, ſo erkennt man leicht, daß ſie einſt einen einzigen Stamm bildeten, der ſich nur in Folge ſeines hohen Alters ſo vielfach geſpalten hat. Der dickſte von dieſen Stämmen hat 50 Fuß und alle fünf Stämme meſſen 165 Fuß im Umfange. Der Baum iſt mit einem reichen Laube bedeckt und trägt eine große Menge kleiner Kaſtanien. Die Höhlung dient als Beweis ſeines großen Alters. Der Durchmeſſer derſelben bietet Raum genug, daß in der Mitte zwei Wägen neben einander fahren könnten. Man hat auch in dieſelbe ein Häuschen hinein gebaut, in welchem die Aufſeher wohnen, die auch die Kaſtanien zu ſammeln haben. Die Bewohner der Umgegend behaupten, dieſer Kaſtanienbaum ſey der älteſte unter allen Bäumen in der Welt; wegen ſeines hohen Alters kann man an den Holzringen nicht bemeſſen, wie viele Jahre er zählt; doch darf man annehmen, daß er ſchon einige tauſend Jahre ſteht. Adanſon ſah am Senegal einen Boabab, der ſeiner Anſicht nach 5500 Jahre haben konnte, und Candolle glaubt, daß der berühmte Tavodium von Chapultopa in Mexiko, der 117 Fuß im Umfange hat, noch viel älter ſey.

*

Seit ungefähr zehn Jahren wird in Frankreich eine neue Art von Maulbeerbaum gezogen, die durch Herrn Perrotet von den philippiniſchen Inſeln dahin gebracht wurde. Dieſer Baum hat Blätter von außerordentlicher Größe, und pflanzt ſich ſo leicht durch Steckreiſe fort, daß man mit einigen wenigen derſelben in einigen Jahren hunderttauſende, ja Millionen Pflanzen erzielen kann. Dieſer Maulbeerbaum hat den Namen Multicaulis, iſt im Handel noch wenig bekannt, und wird ſeiner Seltenheit wegen ziemlich theuer verkauft; allein da die Pflanze ſich mittelſt Schößlingen leicht ſo ſehr vermehren läßt, ſo wird der Preis allmählich ſinken. Man kann den Stamm und die Zweige als Steckreiſe benützen; die Wurzel, der man einen Stumpf von ſechs bis acht Zoll läßt, treibt noch in demſelben Jahre ſehr ſchöne Schößlinge, die ſich abermals als Steckreiſe benützen laſſen, und ſo fort von Jahr zu Jahr. Dieſe Maulbeerart iſt es vorzüglich, die man in China benützt, und im Intereſſe der Seidenwürmerzucht läge es, vorzüglich den Anbau des Multicaulis zu verbreiten; denn abgeſehen von der Leichtigkeit ſeiner Fortpflanzung, die weit ſchneller vor ſich geht, als mittelſt geſäeter Bäume, ſind ſeine Blätter vier- bis fünfmal größer, als das ſchönſte Laub der gewöhnlichen Maulbeerbäume, weßhalb man ſchon in Einſammlung derſelben viel ſparen würde. Der Multicaulis iſt noch wenig in den europäiſchen Staaten bekannt, und man weiß noch nicht, ob er ſich überall einheimiſch machen laſſen wird; unter dem Himmelsſtriche Frankreichs kommt er ſehr gut fort, und wird dort in bedeutender Menge in den Baumſchulen und als Zierbaum in den Gärten gezogen. Der größte Theil dieſes Maulbeerbaumes hat den ſtrengen Winter von 1829/30 überſtanden, ohne ſonderliche Beſchädigung erlitten zu haben. Bereits ſind bedeutende Sendungen von dieſem Baume ſeit zwei Jahren von Paris nach Amerika abgegangen.

*

Man verfertigt jetzt in Schweden Thurmglocken von Glas, die einen viel ſchönern und hellern Klang haben als die gewöhnlichen von Metall; auch haben ſie vor letztern den Vorzug, daß ſie weniger atmoſphäriſchen Einflüſſen ausgeſetzt ſind als dieſe.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 180. 29 Junius 1833.

Gerard's und Burne's Reise nach Kabul.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden wurden in Peschaur sehr gefällig und freundschaftlich aufgenommen und ihnen im eigenen Hause des Sultans Mohammed Wohnungen eingeräumt. Es scheint, daß die Zeit des Doktors fast gänzlich von den Afghanen in Anspruch genommen wurde, die sich ärztlichen Rath von ihm erbaten, und die ihm in dieser Hinsicht sehr lästig wurden. Die Reisenden schildern diese Leute in Bezug auf Arzneien und Krankheiten als ganz erfüllt von den abergläubischen Ideen der alten Griechen, denen sie metaphysische Grübeleien beimischen. Wenn sie sich entschließen, Arznei zu nehmen, so schicken sie zuerst hundert Fragen über ihre Wirkungen voraus, um zu erfahren, ob sie erwärme oder abkühle. Im Ganzen genommen konnten die Reisenden indeß mit ihrem Aufenthalt in Peschaur zufrieden seyn, und sie verließen diese Stadt mit günstigen Begriffen von dem gesellschaftlichen Zustand der Afghanen, die sie in ihrer Lebensart als von allen Asiaten am meisten den Europäern sich nähernd schildern. Ihre Mahlzeiten bestehen aus einer Menge von fetten und unschmackhaften Gerichten, ihre Konfituren dagegen halten in jeder Hinsicht den Vergleich mit den englischen aus. Es fehlt den Afghanen nichts, als daß sie sich der Messer und Gabeln und eines etwas schmackhafteren Getränkes bedienten, als des bloßen Wassers.

Den Sultan Mohammed schildern die Reisenden als einen ganz anspruchslosen, der englischen Regierung freundlich gesinnten Mann; wie es heißt ist seine Macht sehr schwankend, und er würde es gern sehen, wenn die Engländer Herren des Pendschab würden. Er pflegte die Reisenden oft zu überraschen, wobei er sich stets seine Mahlzeit nachtragen ließ, die er dann mit ihnen theilte.

Als sie nach Peschaur kamen, fanden sie Weintrauben, Birnen und Aepfel; allein geraume Zeit vor ihrer Abreise waren diese Früchte wegen der zunehmenden Hitze verfault. Sie lebten sehr gut in dieser Stadt, und speisten herrliches Rind- und Schöpsenfleisch; auf dem Bazar wurde Schnee in großen Massen verkauft, und so konnten sie sich alle Gattungen erfrischenden Sorbets bereiten. Herr Gerard bereitete Gefrornes, das nicht wenig Aufsehen erregte.

Die Fläche von Peschaur liegt dem Anschein nach 1700 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Gipfel der nächstliegenden Gebirge waren bei Ankunft der Reisenden in dieser Stadt mit Schnee bedeckt, am ersten April war er jedoch verschwunden. Obschon dieser Ort, der großen hier herrschenden Hitze halber merkwürdig ist, so empfanden sie doch vor dem 20 April keine ungewöhnliche, dann aber stieg das Thermometer außerhalb der Häuser auf 90° (32° R.). Wegen Mangels an regelmäßigem Regen sind die Monate Junius und Julius außerordentlich heiß, der Winter dagegen lang anhaltend und streng. Die Gärten waren mit Blumen aller Art angefüllt, und die ganze von Bächen durchschnittene Ebene prangte im schönsten Grün. Herr Gerard fand alle europäischen Pflanzen, sowohl wildwachsende als Gartengewächse, aber nirgends sah er Fichten oder andere nordische Bäume.

Die Reisenden hörten viel von dem unglücklichen Moorcroft sprechen, der, wie es scheint, den Eingebornen große Achtung einzuflößen wußte. Vor ihrer Abreise von Peschaur erhielten unsre beiden Engländer eines Tages ein Schreiben von Dschebbir Khan, Bruder Dost Mohammeds, Beherrscher von Kabul, der sie auf die artigste Weise zu sich einlud. Sultan Mohammed, der mit seinem Bruder, dem Häuptling von Kabul, in einiger Spannung lebte, rieth ihnen, diese Stadt nicht zu besuchen, sondern über Kandahar zu gehen, damit ihm allein das Verdienst bleiben möchte, ihnen ohne Vermittlung seines Bruders gefällig gewesen zu seyn; seine Vorstellungen blieben indeß unberücksichtigt.

Im Augenblick ihrer Abreise von Peschaur langte ein Kaufmann mit einer großen Menge von Waaren, welche Handelsleuten von Bukhara gehörten, gerades Wegs von Kalkutta an. Auf Verlangen der Regierung, die das Geld gegen Bürgschaft vorgeschossen hatte, um die Handelswege und Vortheile, die der brittische Handel daraus ziehen könnte, genau kennen zu lernen, hatte er die Führung der Karawane übernommen. Dieser Kaufmann, der halb Sindier war, erbot sich, die Reisenden unter dem Schutze seines geheiligten Charakters sicher nach Bukhara zu führen, und auf dieses Versprechen gestützt, betrachteten sie ihre Unternehmung als geborgen. Aber leider wurden diese Hoffnungen zu Wasser, denn er hatte sie zum Besten. Allem Vermuthen nach hatte man während seines Aufenthalts

in Hindustan zu viele Umstände mit ihm gemacht und ihm zu viel geschmeichelt; denn nach seiner Rückkunft nach Kabul nahm er den hohen Ton eines sehr wichtigen Mannes an. Alle seine Versprechungen liefen darauf hinaus, seinen hohen persönlichen Einfluß gelten zu machen; er sagte den Reisenden, daß, wenn er für sie sorgen wolle, so sey er genöthigt seine Geschäfte zu vernachlässigen und könne dann folglich den Erwartungen der Regierung nicht genügen.

Ungefähr zehn Tage vor ihrer Abreise von Peschaur ward Herr Gerard von einem Fieber befallen, das unglücklicher Weise durch die Beschwerden der Reise nach Kabul noch heftiger wurde, denn sie waren auf ihrem Wege der brennenden Hitze des Tages und der eisigen Kälte der Nächte bloßgestellt. Sie kamen anfänglich nur langsam und auf eine höchst ermüdende Weise vorwärts: am dritten Tage setzten sie auf einer Art sehr schwächlich gebauten Flößen über den Fluß. Während ihrer Reise auf einer gegen den Sonnenbrand unbeschützten Straße zeigte das Thermometer 100° (32° R.); dann kamen sie in die Gebirge und hier an eine Stelle, wo in der heißen Jahreszeit der Seimon oder der giftige Wind weht. Hier stießen sie wieder zu dem Manne, der bis Kabul für sie Sorge tragen sollte, und der von sechzig Reitern begleitet war. Am folgenden Morgen machte sich die Karawane vor Sonnenaufgang wieder auf den Weg, der außerordentlich steinig war. Am nächsten Tage war es ebenfalls sehr heiß, zum Glück fanden sie im Schatten einiger Felsen Schutz. Als sie den Fluß passirten, geriethen sie in einen Wirbel, der sie mehreremale umdrehte; da die Fahrzeuge bis zum Rand voll geladen waren, so sah Jeder die Gefahr ein; allein die Moslimen statt zu arbeiten, riefen Ali mit lauter Stimme an, was die Reisenden natürlich sehr beunruhigte; es gelang ihnen indeß endlich glücklich ans Land zu kommen.

Die folgende Tagreise war außerordentlich beschwerlich, die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen waren eben so viele glühende Pfeile. Man kam durch das Land Khaibur, wo man, aus Furcht vor Räubern, den Marsch beschleunigte; Herr Gerard war an diesem Tage sehr übel auf. Nichts kann verdrüßlicher seyn, als die Art, wie seine Leute die Reise machten; wenn sie vier (engl.) Meilen zurückgelegt hatten, machten sie Halt um zu rauchen; dann hielten sie wieder einige Minuten an um zu schwatzen, und nun setzten sie sich plötzlich in Trab. Zuweilen ließ man das ganze Gefolge mit bloßen Füßen in die Moscheen eintreten; ein anderesmal schlief man unter den Bäumen, und die Dienerschaft hielt Wache. Die letzte Tagreise von Kabul war erschöpfend; man ging einen großen Theil der Nacht und schlief zwei Stunden auf hohen Gebirgen, wo es sehr kalt war; um drei Uhr Morgens machte man sich wieder auf den Weg, und kam um vier Uhr Nachmittags in die Stadt. Der arme Dr. Gerard war so abgemattet, daß er in der Bude eines Banianen ausruhen mußte. Abends ging er weiter, die Gesichtshaut hart und zusammengeschrumpft wie Pergament; noch nie hatte er so viel von der Hitze gelitten. Die Umgebungen von Kabul sind kahl und unfruchtbar wie in Kennavar, und bieten einen ähnlichen Boden, nämlich Felsen, Kies mit Massen von Wurfstein und Sandstein Auf den Gebirgen sah man hie und da in einer Höhe von 9000 Fuß über der Meeresfläche mit Schnee bedeckte Stellen. Als die Reisenden Angesichts der Stadt kamen, schien ihnen alles wüst zu seyn, und kaum konnten sie glauben, daß sie sich einer großen prächtigen Stadt, für die Kabul gilt, näherten.

Am ersten Mai kamen sie an und den folgenden Tag erreichte auch Wolff, der bekannte Judenbekehrer, nach einer gefährlichen Reise von Mesched aus, diese Stadt. Er war in Sklaverei gerathen, da man aber auf seine Person keinen großen Werth setzte, so gaben ihn die Turkomanen gegen ein geringes Lösegeld los. In der Nähe von Balkh wurde er mit dem Tode bedroht, wenn er sich nicht zum Islamismus bekehre; mit Hinterlassung all seines Geldes entkam er indeß. Später wurde er geplündert und all seiner Kleider beraubt, dann genöthigt über eine Gebirgskette zu gehen, wo er bis an den Hals in Schnee sank und sein Pferd verlor. Dieser seltsame Mann ist unverkennbar ein Schwärmer, und Dieß macht es auch erklärlich, daß er alle die Hindernisse, die sich seinem Vorhaben entgegenstellten, überwinden konnte. Fast nackt, und ohne einen Pfennig kam er in Kabul an; es war ein Glück für ihn, daß er hier die Herren Gerard und Burnes traf. Er reiste von dieser Stadt aus am 12 Mai nach Peschaur. Da sich seine Forschungen hauptsächlich auf die Juden und ihre Genealogie beziehen, so war Kabul für ihn ein Ort von der höchsten Wichtigkeit, weil, dem System jener Leute zufolge, die nur nach dem Schein urtheilen, die Afghanen ihren Ursprung von den Hebräern ableiten, und einer der verlornen Stämme sind. Wolff, obschon er mehrere Sprachen versteht, beschäftigt sich mit nichts als dem Gegenstand seiner Mission, und rühmt sich, daß er auch nicht einen Schritt von seinem Wege abweiche, um die ältesten und interessantesten Ruinen zu sehen. Es scheint, daß er während seines Aufenthalts in Kabul viel dazu beitrug unsern Reisenden die Zeit zu verkürzen, und daß er sich gern auf Erörterung über religiöse Gegenstände einließ. Das Gemach, wo die ganze Gesellschaft sich versammelte, wurde endlich eine wahrhafte Synagoge.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Südamerika.

5. Der Ameisenbär.

Wie jedes Geschöpf in der belebten Natur, so haben auch die Ameisen ihre Feinde, unter denen die drei Gattungen der Ameisenbären den ersten Rang einnehmen. Die kleinste derselben ist nicht viel größer als eine Ratte, die andere erreicht die Größe des Fuchses, und die dritte ist ein starkes, kräftiges Thier, das von der Schnauze bis zum Schwanzende mehr als sechs Fuß mißt. Es ist das friedfertigste Thier der Schöpfung, das den Menschen niemals anfällt; es lebt in den dichtesten, einsamsten Stellen des Waldes und scheint vorzugsweise tiefgelegene, sumpfige Stellen in der Nähe von fließenden Wassern aufzusuchen, wo der Troelp wächst. Hier sucht es die Ameisen auf, die es mit geringer Mühe und in hinreichender Menge findet. Sein Gang ist so langsam, daß es der Mensch leicht überholt;

obschon es weder geschwind genug ist, um seinen Feinden zu entgehen, noch Zähne zu seiner Vertheidigung oder die Fähigkeit besitzt, sich in den Boden zu wühlen um seinen Verfolgern zu entfliehen, so kann es doch sicher durch die Wälder streichen, ohne Furcht vor den Angriffen der Schlangen oder den Zähnen des hungrigen Schakals. Die Natur hat ihm außerordentlich dicke, starke und muskelkräftige Vorderbeine gegeben, von denen jedes mit drei furchtbaren, scharfen und gekrümmten Nägeln bewaffnet ist. Faßt es mit diesen gewaltigen Waffen ein Thier, so drückt es dasselbe an sich, und preßt es so lange bis es erstickt oder Hungers stirbt. Der Ameisenbär selbst leidet während dieser Zeit durch den Mangel an Nahrung nicht viel, denn bekanntlich kann er länger als irgend ein Thier fasten, die Landschildkröte ausgenommen. Sein Fell ist so fest, daß es dem Biß eines Hundes widersteht, und die untern Theile sind durch ein dichtes und starres Haar geschützt; hiezu kommt noch, daß sein ungeheurer Schweif lang genug ist, um seinen ganzen Körper zu bedecken.

Die Indianer fürchten den Ameisenbär sehr, und haben sie ihn auf der Jagd verwundet, so nähern sie sich ihm nicht früher, als bis er ganz todt ist. Aus dieser Ursache haben auch wohl die Naturforscher noch keine genaue Zeichnung von diesem merkwürdigen Thier geliefert, und die seltsame Stellung seiner Vorderfüße, wenn es läuft oder steht, noch nicht beschrieben. Denn wenn man, indem man einen todten Ameisenbär zeichnet, seine aufrechte Stellung nach der andrer Landthiere, das Faulthier ausgenommen, beurtheilt, so täuscht man sich sehr. Betrachtet man die Abbildung eines solchen Thiers in irgend einer Naturgeschichte, oder auch ein ausgestopftes Exemplar in einem Museum, so sieht man die Nägel nach vorn stehen, wie bei einem Bären oder Hund. Dieß ist jedoch gegen die Natur, und wäre für einen lebenden Ameisenbär eine qualvolle unerträgliche Stellung, die seine langen gekrümmten Nägel nicht gestatten würden. Wenn er geht oder aufrecht steht, so gleichen seine Füße einigermaßen einer Keule; er läuft ganz auf der äußern Seite seiner Vorderfüße die, mit den zusammengebogenen und unter dem Fuß liegenden Nägeln, ganz nach Innen gekrümmt sind. In dieser Stellung fühlt er keine Beschwerde und seine langen Klauen sind zu gleicher Zeit so versorgt, daß sie ihn weder verletzen, noch sich, wie die des Hundes, abstumpfen oder abnützen können, was unausweichlich der Fall seyn müßte, wenn sie beständig mit dem Boden in Berührung kämen; denn er kann seine Nägel nicht wie die zum Katzengeschlecht gehörigen Thiere einziehen, die sie dadurch, auch auf dem steinigsten Boden, gegen Verletzung schützen. Eine oberflächliche Untersuchung der Vorderfüße reicht hin, um sich von dem Irrthum der Naturforscher zu überzeugen; denn der ganze äußere Theil seines Fußes ist nicht nur unbehaart, sondern auch hart und mit Hornhaut überzogen, während der innere weich und etwas haarig ist; ein sicherer Beweis, daß der äußere Theil des Fußes stets mit dem Boden in Berührung kömmt.

Bei der Anatomie des Ameisenbären stößt man noch auf eine andre Eigenheit, von der meines Wissens, keine Naturgeschichte etwas bemerkt hat. Unterhalb der Wurzel seiner sehr langen Zunge hat er nämlich zwei sehr dicke Drüsen, aus denen die klebrige Feuchtigkeit schwitzt, mit der die Zunge belegt ist, wenn er sie in einen Ameisenhaufen steckt. Diese Drüsen sind von derselben Beschaffenheit, wie die in dem Unterkiefer des Spechts. Der Ameisenbär ist, wie gesagt, ein sehr friedliebendes Thier, das nie zuerst angreift, und seine Lebensart, so wie sein Aufenthalt weichen so sehr von den andern Bewohnern des Waldes ab, daß er nie feindlich mit ihnen zusammentreffen kann. Er würde also nur Alters halber und in Ruhe sterben, wäre sein Fleisch nicht ein gutes Nahrungsmittel, deßhalb stellen ihm auch die Indianer beständig nach, und da er nicht entfliehen kann, so ist er für den vergifteten Pfeil des Wilden eine leichte Beute. Wird er von Hunden angegriffen, so legt er sich sogleich auf den Rücken, und ist er glücklich genug, seinen Feind zwischen seine furchtbaren Klauen zu bekommen, so bezahlt der Angreifende seine Kühnheit mit dem Leben.

Die finstern Tage in Canada.

Herr Sewell, Präsident der literarischen und historischen Gesellschaft in Quebec, theilte über diese Naturerscheinung in einer der letztern Sitzungen Folgendes mit: Unter den atmosphärischen Erscheinungen in Canada sind die finstern Tage im October 1785 und im Julius 1814 sowohl ihres ganz eigenen Charakters, als auch der besondern Umstände wegen, von denen sie begleitet waren, vorzüglich merkwürdig.

Der erste finstere Tag, von dem wir genauere Nachricht besitzen, war Sonntag am 16 October 1785. Am 9 desselben Monats trat gegen vier Uhr Nachmittags in Quebec eine kurze Dunkelheit ein, während deren Verlauf der Himmel gegen Nordosten unterhalb der Stadt am äußersten Horizont in einer gelblichen Beleuchtung erschien. Am 15 gegen drei Uhr Nachmittags trat die nämliche Erscheinung am nordöstlichen Horizont, von einer etwas länger dauernden Dunkelheit begleitet, ein; beide waren von heftigen Windstößen, Blitz, Donner und Regen begleitet.

Sonntags am 16 October Morgens war das Wetter vollkommen ruhig, nur lag ein dicker, zu dieser Jahreszeit öfter eintretender Nebel. Gegen neun Uhr erhob sich ein leichter Wind aus Nordost, der immer heftiger wurde; gegen zehn Uhr war der Nebel gänzlich zerstreut, schwarze Wolken stiegen von Nordost her auf, und nach 10½ Uhr wurde es so finster, daß man gewöhnlichen Druck nicht zu lesen im Stande war. Dieß dauerte ungefähr zehn Minuten, dann folgte ein heftiger Sturm mit Regen, Donner und Blitz, auf den es bis zwölf Uhr hell blieb, wo dann eine zweite, so starke Finsterniß eintrat, daß man in den Häusern und Kirchen Lichter anzünden mußte; diese Dunkelheit hielt länger an als die erste. Eine dritte Finsterniß trat um zwei Uhr ein; eine vierte gegen drei und eine fünfte nach 4½ Uhr, während deren die Dunkelheit, wie Augenzeugen versichern, so groß wie um Mitternacht war. So lange diese verschiedenen Verfinsterungen dauerten, und während der lichtern Zwischenräume, wurden unter Donner, Blitz und Regen große Massen gelber Wolken vom Winde von Nordost gegen Nordwest getrieben; die gänzliche Finsterniß dauerte jedesmal zehn Minuten, und auch in den Zwischenräumen wurde es nur wenig hell. Das Barometer blieb während dieser ganzen Zeit auf 29.5. und das Thermometer, das am Morgen auf 52° stand, fiel während des Tages um zwei bis drei Grad. Das aus den Wolken gefallene Wasser war von sehr schwarzer Farbe, und auf der Oberfläche des in Gefäßen aufgefangenen schwamm ein gelbes Pulver, das man nach erfolgter Untersuchung für Schwefel erkannte. Ein schwarzer, dem Schießpulver ähnlicher Niederschlag wurde ebenfalls auf dem Boden der Gefäße gefunden, den man jedoch keiner chemischen Prüfung unterwarf.

Aehnliche Erscheinungen zeigten sich am 16 October auch zu Montreal; doch trat hier die Finsterniß erst um zwei Uhr Nachmittags ein. Ein Arzt seihte etwas von dem aufgefangenen Regenwasser durch ein Stück Musselin, und überzeugte sich dadurch, daß er den erwähnten

schwarzen Rückstand zwischen den Fingern rieb und anzündete, daß er stark mit Schwefel geschwängert war. Es ist sehr zu bedauern, daß man keine genauere Untersuchung anstellte.

Die Erscheinungen im Monat Julius 1814 sind den vorerwähnten sehr ähnlich, und das Nähere über ihren Verlauf ist aus vier verschiedenen Berichten geschöpft, von denen der eine, aus der Feder eines Offiziers vom königlichen Genietorps, die Erscheinungen am 2 und 5 Julius in der Bai der sieben Inseln oberhalb Anticosti beschreibt, die beiden nächsten wurden auf der Höhe vom Kap Chat im St. Lorenzofluß aufgenommen, und der letzte an der Küste von Neufundland, wo ich sie als Augenzeuge beobachtete.

Die Finsterniß am 2 Julius 1814 scheint sich nicht weit über Kap Chat hinaus erstreckt zu haben. Eine Mischung von Asche und einer schwarzen, pulverartigen Substanz fiel in einzelnen Schauern zu Kamouraska; es war an diesem Tage trüb und düster, doch nicht dunkel; auch in Quebec nahm man nichts Außerordentliches wahr, jenen gelben Schein am Saume des nordöstlichen Horizonts ausgenommen, den man von den Wällen der Festung aus oft bemerkt.

Der erste der erwähnten Berichte lautet: „Bemerkungen am Bord des Schiffes im St. Lorenzofluß, ungefähr 10 Meilen von der Bai der sieben Inseln oberhalb der Insel Anticosti am 5 Julius 1814."

„Gestern Morgens um sechs Uhr früh war die Witterung düster und der Himmel mit Wolken bedeckt; es fiel nur wenig Regen, und die hohen, veränderlichen Winde, die den ganzen Tag über die Segel schwellten, bliesen vorzüglich aus Osten. Die Segel waren indeß von geringem Nutzen für uns, weil ein starker Schwall westlich vom Meere her trieb, der das Schiff dergestalt hin und her warf, daß das Einziehen der Stangen und Raaben fast gefährlich wurde. Gegen Abend sank der Schwall. Die Wolken schienen den Tag über sehr schnell von Norden her zu ziehen; Horizont und Atmosphäre waren düster und trüb. Während des Dunkels wurde es so finster, daß man Masten und Takelwerk vom Verdeck aus kaum sehen konnte. Gegen neun Uhr Abends begann eine Art Staub oder Asche zu fallen, was die ganze Nacht hindurch anhielt. Gegen Morgen erschien die ganze Atmosphäre ungewöhnlich roth und feurig; der Mond, der gerade voll war, war nicht sichtbar, und der Anblick, den man durch die Fenster der Kajüte hatte, ganz außerordentlich: es war als ob Alles von Feuer umgeben wäre, die See leuchtete sehr stark, und auf eine Weise, die unter diesem Breitegrad ungewöhnlich ist. Gegen halb sieben Uhr Morgens wurden Lichter in der Kajüte angezündet, und um neun Uhr konnte man, da die Lichter, so wie das Feuer auf dem Herd in der Küche eine bläulicht weiße Flamme gaben, die Stunde auf der Uhr kaum erkennen; der Wind hatte sich so gelegt, daß auch nicht ein Lüftchen zu spüren war. Gegen Mittag bekam die Atmosphäre ihr gewöhnliches Aussehen in etwas wieder; die Sonne wurde sichtbar, erschien aber roth und feurig, wie im Winter, oder wenn man sie durch das geschwärzte Glas eines Quadranten betrachtet, und erhielt nur nach und nach eine mehr gelbe Farbe. Die Witterung war düster und schwül; eine Grabesstille herrschte und die See bewegte sich kaum. Die Oberfläche des Wassers war mit Asche bedeckt, und als man einen Eimer voll ausschöpfte, sah es schwarz aus wie Dinte. Die Asche selbst war nicht schwer und sandig, sondern glich der Holzasche; die Luft roch sehr stark, und viele Leute an Bord klagten über heftiges Kopfweh.

„Da wir kein Thermometer an Bord hatten, konnten wir die Temperatur nicht beobachten; sie schien indeß, wiewohl zuweilen drückend und schwül, für die Jahreszeit nicht ungewöhnlich zu seyn; Schaaren kleiner Vögel flogen unruhig hin und her. Um acht Uhr früh war die Dunkelheit ungefähr so groß, als sie im December um dieselbe Stunde in London zu seyn pflegt. Der ungewöhnlichen Dunkelheit wegen waren die Matrosen genöthigt, Laternen auf dem Verdeck anzuzünden, um die Fahrt zu leiten; 65° 48' westlicher Länge, 49° 19' nördlicher Breite. Am 4 Julius. An diesem Tage fiel die Asche in geringerer Menge, und die Finsterniß war die vergangene Nacht wieder so groß, daß man die Hand vor dem Auge nicht sehen konnte. Nach halb drei Uhr war man kaum im Stande, die Stunde auf der Uhr zu erkennen; die auf dem Verdecke gesammelte Asche schien Holzasche zu seyn, war aber dunkler und schwerer als Tabaksasche. Die von der Wasserfläche abgenommene sah aus wie ein schwarzer Teig. Mehrere in dem Golf und auf dem Flusse liegende Schiffe bemerkten dieselbe Finsterniß, die, obschon nicht im gleichen Grad, allgemein gewesen zu seyn scheint. Diese seltsame Erscheinung ist bis jetzt noch nicht erklärt; Einige wollen sie einem Vulkane zuschreiben, allein die gesammelte Asche gleicht der von dem Vulkan auf St. Vincent in Westindien vor Kurzem ausgeworfenen keineswegs."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zwei berühmte Boxer, ein irländischer, Namens Simon Byrne, und ein englischer, der taube Burke genannt, fochten neulich zu Romans-Land, in der Nähe von St. Albans, unter großem Zulauf der Liebhaber der Boxerkunst, einen Zweikampf, in welchem beide, jeder von zwei Sekundanten begleitet, gegen einander in die Schranken traten. Beide schienen sehr kraftvoll und wohl beschaffen; doch waren die Muskelverhältnisse Burke's etwas stärker, obgleich er nur 12 Steine 4 Pf. wog, während das Gewicht Byrne's 13 Steine 4 Pf. betrug. Burke hatte auch die Jugend zu seinem Vortheile. Der Kampf schwankte lange unentschieden, und der Sieg schien sich bald auf diese, bald auf jene Seite zu neigen, bis endlich nach einem Gefechte von drei Stunden und sechs Minuten, wobei 99 Gänge gemacht wurden, Byrne, der Stolz von Alt-Irland, zu Boden gestreckt und der taube Burke als Sieger ausgerufen wurde. Beide waren schrecklich zugerichtet; doch konnte Burke nach London zurückkehren, während Byrne in der größten Erschöpfung in St. Albans zurückbleiben mußte, wo er auch einige Tage nachher, in Folge der erhaltenen Verletzungen starb. Bei der Sitzung der Todtenbeschaugeschwornen, die hierauf erfolgte, trat Herr Shaw, der Redakteur des Tagblattes von St. Albans, der den Kampf in seinem Blatte erzählt hatte, als Hauptzeuge auf. „Nichts, so lautet seine Aussage, glich der Erbitterung der Kämpfer, als die blutdürstige Wuth der Sekundanten; gleich den homer'schen Helden suchten sie sich durch Schmähungen zu erbittern, die sie noch durch allerlei grobe Zotenlieder würzten." — Der Vorsitzer der Todtenbeschau (Coroner): „Haben die entrüsteten Zuschauer sich nicht nach gerichtlicher Hülfe umgethan?" — Herr Shaw: „Allerdings riefen einige ehrsame Leute nach Wache und Constables; allein schlechtes Gesindel lief mit gewaltigen Peitschen umher, und zwang die Zuschauer, in einem großen Kreise zusammengedrängt stehen zu bleiben. Während dieser Zeit blieben die Taschendiebe nicht müßig, die sehr gute Geschäfte machten. Mir selbst wurden die Taschen bis auf den Grund geleert. Einmal war Simon Byrne über die Schranken zurückgefallen, und da er nicht mehr fechten konnte, so gab er sich für besiegt; allein man zwang ihn durch Geschrei, den Kampf zu erneuern." — Hierauf trat der Wundarzt, Herr Kingstone, auf und erklärte, daß Simon Byrne zwar in Folge der erhaltenen Quetschungen nach einem Leiden von mehrern Tagen gestorben sey, doch hätte ihn mehr die erlittene Niederlage als seine Wunden geschmerzt, und es scheine, daß der Triumph seines Gegners mehr als die Faustschläge selbst zu dem Blutandrange nach dem Kopfe beigetragen, wodurch seinem Leben ein Ende gemacht worden sey. Die Geschwornen berathschlagten sich lange Zeit, und mehrere derselben wollten den Fall als einen Mord erklären; endlich vereinigte man sich gegen Burke, genannt der Taube, gegen die Sekundanten von beiden Seiten, wie gegen die andern Gehülfen, die im Boxerrothwälsch Umpires und Referees genannt, mit der Handhabung der Ordnung bei solchen Zweikämpfen beauftragt sind, die Schuld eines Todtschlages zu erkennen. Das Verdict der Geschwornen wurde unter dem Zusatz ausgesprochen: „Die Jury könne nicht umhin ihre tiefe Bedauerniß darüber auszudrücken, daß die öffentlichen Behörden des Ortes nicht die ihnen zu Gebote stehenden Mittel angewendet, um eine so offenbare Störung des öffentlichen Friedens zu verhindern, zumal da Zeit und Ort dieses grausamen Zweikampfes vorher zur Genüge öffentlich bekannt gewesen sey."

*

Ein im Jahre 1829 über die Stadt Agra aufgenommener Census gibt die Zahl der Gebäude daselbst auf 29,738 an, worunter sich 153 Tempel, 107 Moscheen, 2 Kirchen und 255 andere öffentliche Gebäude befinden. Die Zahl der Einwohner betrug 96,597, nämlich: 65,018 Hindu und 31,579 Muselmänner. Unter jenen befanden sich 35,085 Männer und 29,933 Weiber; unter diesen 16,059 Männer und 15,520 Weiber.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 181. 30 Junius 1833.

Rom im Jahre 1833.

8. Romanesco.

Das örtlich Römische wird im Gegensatze zu dem, was diese Stadt einem Theile der Welt aufgeprägt hat, nicht wie dieses Romano, sondern Romanesco genannt, doch nennt man aus alter Ehrfurcht das Schattenbild eines Senats, das Statut der Stadt, kurz Alles was von oben kommt, romano, was sich von unten hinauf gebildet hat, die Volkssprache, die örtlichen Eigenheiten, den Wein der Stadtmarkung, und überhaupt ihre landwirthschaftlichen Hervorbringungen romanesco. Die sehr feinen Unterscheidungen kann nur längere Uebung ausfinden.

Zuerst von der Sprache. Man behauptet, die Dialekte der Trasteveriner, der Monteggiani, der Popolanti unterscheiden zu können. Es muß aber ein unglaublich gutes Ohr dazu gehören, diese Unterschiede auffassen zu können. Im Ganzen genommen ist es hier wie überall. Die Kinderwärterinnen, Ammen und bei armen Leuten die Mütter und Nachbarskinder sind die ersten Sprachmeister, die Erziehung schließt die Eigenheiten mehr oder minder ab; je höher hinauf, desto vermischter der lokale Charakter auch in der Sprache. In der Bildung der Sprachorgane des Römers zeigt sich im Allgemeinen eine Vollkommenheit, welche jeden in Erstaunen setzen wird, der sich die Mühe geben mag, darauf zu achten. Diese Vollkommenheit äußert sich in einer sehr starken Vibration, in der Abwesenheit alles Schnarrens und Reißens, und darin, daß dem vibrirenden Konsonanten der Vorzug vor dem minder vibrirenden gegeben wird, z. B. dem R vor dem L. Der gemeine Römer sagt statt all alba, ar arba. So vollkommen aber die Bocca romana für das Italienische ist, so schwer lernt der Römer eine fremde Sprache auch nur erträglich sprechen, obwohl er die Dialekte Neapels und Toskana's meisterhaft nachahmt. Er muß einem fremden Laute die spaßhafte Seite abgewinnen, ehe er ihn nachahmen kann. In dem römischen Dialekte sind mehrere komische Gedichte, und ist das Leben des Cola di Rienzo geschrieben, welches wahrscheinlich nicht aus der Zeit ist, welcher es zugeschrieben wird. Oestlich, südlich und auch westlich (weil die Fischer der öden Küste meist Ischianer sind) nähert sich die Volkssprache der neapolitanischen auffallend von Ort zu Ort, nördlich der toskanischen erst jenseits Spoleto's und Montefiascone.

Altrömisches findet man in entfernten Provinzialdialekten mehr als in Rom selbst. Das Latein wird sogar mit mehr Affektation gesprochen als anderwärts, michi statt mihi, Deusse statt Deus, fecite statt fecit, und das gemeine Volk sagt den letzten Vers des Pangé lingua (Nova cedat tridui) gewöhnlich: novecento tredeci.

Die ungeheuren Schuhschnallen und Ohrgehänge, die an den Knieen nicht zugeknöpften Beinkleider der Männer, die mit Schnüren besetzten Korsets, die befiederten Männerhüte der Frauen und Mädchen, ihre gewaltigen Haarnadeln und Kämme sind Romanesco, und so unterscheidet man wieder den, und die Eminente oder Minente abwärts gegen die Vignaroli, und andere der untersten Klassen, und aufwärts gegen den Paino oder die Paina, modige Stutzer, doch folgt auch die Volkstracht der Mode in Stoff und Schnitt, nur mit der Unabhängigkeit des italienischen, besonders des römischen Charakters, und auffallend feinem Geschmack, wenn man die bunten Farben als gegeben annimmt. Romanesco ist ferner das Aufgehenlassen in Wirthshäusern und bei Vergnügungen überhaupt, das rege Selbstgefühl und ein gewisser Stolz, welcher jeder Behandlung von oben herab (Soverchiare) mit Trotz oder Messerstichen antwortet, für gute Begegnung und geleistete Dienste dankbar ist, aber zuerst gegrüßt seyn will, nie vergibt, wenn er überlistet wurde, für jede Begebenheit einen Vorrath von Witz und guter Laune hat, und Unglaubliches leisten kann, nur nicht mit der Seccatura, einer täglich wiederkehrenden Beschäftigung. Der Birbaccione, welcher die Jacke über eine Schulter gehängt in Schatten, oder Winters in seinen Mantel gehüllt in der Sonne steht, die Frau, welche auf der Straße kocht, näht oder ihre Kinder pflegt, die Arbeiter, welche ihr Mittagsmahl im Freien verzehren, alle haben einen Anstrich von Unabhängigkeit und gewissermaßen etwas Herausforderndes. In diesem, so wie in der Oekonomie ihrer Bewegungen liegt das Malerische und Plastische mehr als in Tracht, Gesichtszügen und Körperbau überhaupt. Der gemeine Römer behält von der vorigen Lage Alles bei, was zu der Handlung, die er gerade vornimmt, nicht unumgänglich nöthig ist, und daraus entstehen die herrlichen Momente, an welchen Künstler und Kunstfreunde sich nie satt sehen. Dem Neapolitaner fehlt bei gleicher Weise die Ruhe und Würde des Römers; es ist schon etwas Negerartiges in seinem Wesen, und wie man

das alte Rom erst hochschätzt, wenn man Pompeji gesehen hat, so das Volk des neuen, wenn man es mit dem neapolitanischen Pöbel vergleichen kann.

Gerard's und Burne's Reise nach Kabul.

(Schluß.)

Dost Mohammed, der Häuptling von Kabul, benahm sich so zuvorkommend gegen die Reisenden als sie es nur erwarten konnten; am 11 Mai Abends speisten sie mit ihm in dem alten königlichen Palast; man würde indeß dieses Gebäude eher für die Bude eines Banianen als für einen Königssitz gehalten haben. Derselbe Fall ist es mit dem am Hof Dost Mohammeds herrschenden Ton, seiner Lebensweise und seiner Dienerschaft, und nur in seiner Persönlichkeit, die er auf das Vortheilhafteste zu zeigen weiß, seinem Verstand und seiner geistreichen lebhaften Unterhaltung läßt sich der Häuptling von Kabul erkennen. Seine Kleidung ist sehr bescheiden, und bei Tafel spricht er, ungeachtet er den Anstand beobachtet, sehr vertraulich. Er hatte weder die Gefälligkeit noch Herablassung des Sultans Mohammed; „erwägt man indeß, sagt Dr. Gerard, daß er erst vor Kurzem zur Macht gelangte, daß er auf der einen Seite unser freundschaftliches Verhältniß zu Ranschet Sing mit einer Art Unruhe bemerkte, und daß er auf der andern die Einwirkung des russischen und persischen Einflusses erfuhr, so kann es nicht überraschen, daß er sich uns etwas ferne hielt. Rußland und England sind vorzugsweise Gegenstand seiner Gespräche."

Die beiden Reisenden speisten am 12 Mai mit dem Häuptlinge, der ihnen Briefe an den König von Bukhara versprach, und kamen erst um halb Ein Uhr Nachts wieder nach Hause. Sein Bruder Dschebber Khan wird als ein vortrefflicher Mann geschildert, er besuchte die Reisenden oft, setzte sich ganze Stunden zu ihnen, und war stets mit Sorge für ihr Bestes beschäftigt. Jeder nach Kabul kommende Europäer wohnt in seinem Hause und seine Gefälligkeit in dieser Hinsicht wird, wie man dort glaubt, von den übrigen Familiengliedern mit Mißfallen bemerkt.

Die Reisenden schildern den Bazar von Kabul als sehr schön; alle nur denkbaren Waaren, so wie Menschen aus allen Ländern von allen Farben und Religionen finden sich hier zusammen; man hört Russisch, Französisch, Persisch, Arabisch, Armenisch und andere Sprachen. Ein Mann zog durch sein gebildetes Wesen und seine Kenntniß der russischen und polnischen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit der Reisenden besonders auf sich; er schien über Zweck und Gegenstand ihrer Reise Verdacht zu schöpfen, und sie ihrerseits glaubten ihn mit Grund für einen Spion halten zu können. Von Zeit zu Zeit verrieth er Kenntniß der englischen Sprache, und überhaupt schien es ihnen, daß er für etwas gelten wolle, was er nicht sey. Wolff, der eben gegenwärtig und ein Mann ohne alle Umstände war, sagte ihm auf Deutsch geradezu er sey ein Europäer, worauf der vorgebliche Asiate aufstand und unwillig sich entfernte.

Die Reisenden konnten die Höhe von Kabul messen, da sie glücklicher Weise einen Barometer bei sich hatten, der den Unfällen der Reise entgangen war. Der Durchschnitt ihrer Beobachtungen ergab 21,080, oder beinahe 6000 Fuß über dem Meeresspiegel. Sie hatten die Höhe bedeutender vermuthet, denn die Temperatur war kälter als sie dieser Messung nach hätte seyn sollen, besonders wenn man in Erwägung zieht, daß das Land sehr trocken ist, und eine weite, mit Hügeln abwechselnde und von Gebirgen umschlossene Ebene bildet. In dem Zimmer, das sie bewohnten, wechselte das Thermometer zwischen 61½° und 62½° (13° und 14° R.) und an offenen Stellen zwischen 55° und 63° (10° 21′ und 13° 76′ R.). Die Morgenstunden der ersten Tage des Monats Mai waren durchaus kalt, und das Thermometer wechselte zwischen 44° und 46° (5° 33′ und 6° 22′ R.) und den Tag über zwischen 66° und 68° (15° 10′ und 16° R.), was weit unter der Temperatur von Simla ist. Im Julius muß es übrigens sehr heiß seyn, weil es keine Regenzeit gibt. Eine schneebedeckte Gebirgskette dehnt sich ungefähr 20 Meilen nördlich von Kabul aus; mit Ende Sommers ist sie indeß fast gänzlich von Schnee entblößt, und scheint der Fernsicht nach zu urtheilen, kaum 161,000 Fuß hoch zu seyn.

Am Fuß dieser Gebirge sieht man Tausende von Gärten und von hir kommen alle getrockneten Früchte Indiens. Trauben, Birnen und Aepfel waren noch zu haben, und würden gehörig aufbewahrt, sich bis zur neuen Ernte halten. Auf dem Bazar verkaufte man eine Menge Garten-Rhabarber, von der Jedermann theils gekocht, theils roh aß.

Das geringe Gepäck der Reisenden wurde, obschon sie Erlaubniß zur Durchreise hatten, bei ihrer Ankunft in Kabul dennoch durchsucht. Eine kleine Quantität Quecksilber, die sie bei sich hatten, wurde sorgfältig gewogen und aufgeschrieben, und andere kleine Gegenstände wurden als Zauberinstrumente bezeichnet. Die guten Bewohner von Kabul glauben, man könne durch Verwandlung anderer Metalle Gold erzeugen. Früchte sind fast die einzige dem Lande eigenthümliche Waare, alles Uebrige wird aus Rußland oder Bombay eingeführt.

Was den politischen Zustand Kabuls betrifft, so ist Dost Mohammed Khan gegenwärtig im Besitz der höchsten Gewalt, und wenn er die Umstände zu benützen versteht, so kann er auch Peschaur und Kandahar unter seine Botmäßigkeit bringen. In Kabul ging das Gerücht Abbas Mirza, Sohn des Schahs von Persien, sey nach Herat aufgebrochen, um sich dessen zu bemächtigen, und die Russen hätten Urgendsch genommen. Die Reisenden hatten sich bei ihrer Abreise von Kabul über den Weg, den sie einschlagen wollten, noch nicht entschieden; sie hatten zwar gewünscht Khunduop zu vermeiden, wo Moorcroft eine so schlechte Behandlung erfahren hatte, da sie indeß auf eine von der seinigen sehr verschiedene Weise reisten, und da das Gerücht Murat Bey, den Beherrscher jener Stadt, als einen ziemlich billigen Mann rühmte, so glaubten sie nichts von ihm befürchten zu dürfen. Man schilderte ihn als einen jener Usbecken, die den Fremden als Gast höflich aufnehmen, und ihn bei seiner Abreise plündern.

Die Reisenden brachten den Morgen des 12 Mai's in Gesellschaft Abdullah Khan's, Bruders des jetzigen Häuptlings, zu, der für die Effekten Moorcroft's einen Zoll von 20,000 Rupien gefordert hatte. Er war damals Häuptling von Kabul, allein Mohammed, Sultan von Peschaur, der Moorcroft gut behandelt hatte, legte sich ins Mittel, und duldete diese Erpressung nicht. Die beiden Brüder entzweiten sich hierüber, zogen mit ihren Truppen gegen einander zu Felde und schlugen sich. Abdulla Khan wurde geschlagen; und Moorcroft kam noch zu guter Zeit davon, denn dem Sieg des Sultan Mohammed wurde bald ein Ziel gesetzt, und dieser Fürst war genöthigt nach Peschaur zu flüchten. Seit dieser Zeit haben beide Brüder sich nicht wieder vereinigen können; Abdullah Khan ist jetzt so viel als Nichts und lebt, so wie viele Andere, nur von freiwilligen Gaben, die der Wille der machthabenden Partei ihm zukommen läßt. Als Erbtheil hatte er drei Crores Rupien und dieses ganze Land erhalten, jetzt aber lebt er von einem Tag auf den andern.

Als die Reisenden von ihrem Besuche bei Abdullah Khan nach Hause zurückkamen, erhielten sie von dem Fremden, den sie, wie oben erwähnt, für einen Europäer hielten, einen Besuch; im Laufe des Gespräches entschlüpften ihm einige englische Worte, doch konnten sie nicht ausmitteln, wer er eigentlich sey. Die Afghanen wissen von England und dem englischen Indien so viel als nichts, obschon sie den ganzen Kontinent genau kennen. Die Verbindungen Kabuls mit Indien sind in Vergleich mit denen, die es mit Rußland unterhält, dessen Einfluß rasche Fortschritte macht, nur unbedeutend. In der Hauptstadt ist Alles voll vom Lobe der Russen, und sollte diese Macht je Indien bedrohen, so würde sie, wenn man nicht entgegenwirkt, an den Afghanen ergebene Freunde finden. Das Schicksal Indiens dürfte einst in Afghanistan entschieden werden. Schah Sudscha hat wenig Aussicht seine Krone wieder zu erlangen; wäre Dieß der Fall, so könnte dieser Fürst den Engländern nützlich werden. So lange die sämmtlichen Staaten der kleinen Häuptlinge nicht unter einem einzigen Fürsten vereinigt werden, sind sie zu unbedeutend für ein Bündniß mit der britischen Regierung.

Die Reisenden sahen zu Kabul weder Tataren von Yarkend noch Chinesen. Macartney soll auf seiner Charte dieser Stadt eine unrichtige Lage gegeben haben, was den beiden Reisenden bei ihrer Abreise von Peschaur bemerkbar wurde; aus der Polhöhe fanden sie, daß der Irrthum 25 Meilen betrug; Rennel kommt der Wahrheit näher.

Die Reisenden fanden Elphinstone's Beschreibung von Kabul außerordentlich genau. Man entwarf ihnen seltsame Schilderungen von dem Uebergang über den Hindu-Kusch, wo klimatische Einflüsse wahrscheinlich gewisse Erscheinungen bedingen, von denen die Eingebornen keinen Grund anzugeben wissen. So werden z. B. Schwärme von Zugvögeln, die über dieses Gebirg fliegen wollen, von dem Wind so gewaltsam zurückgeworfen, daß sie genöthigt sind auf dem Schnee zu laufen, wodurch sie so abgemattet werden, daß man sie leicht fangen kann. Andere Berichte sagen dasselbe und fügen noch bei, daß sie in diesen Regionen nur mühsam fliegen können.

Die Girsupah-Fälle. *)

Die Fälle von Girsupah in Nord-Canara, an der westlichen Küste von Madras, sind nur selten von Europäern besucht worden, und daher so gut als unbekannt. Die ungeheure Tiefe des Abgrundes, in den das Wasser hinabstürzt, macht sie der Aufmerksamkeit der Reisenden besonders würdig; da diese 892 Fuß beträgt, so sind sie, so weit uns aus Reiseberichten bekannt ist, die höchsten Fälle dieser Art in der bekannten Welt, und folglich eine der größten Merkwürdigkeiten. Sie zeichnen sich nicht sowohl durch die Größe der Wassermasse aus, die in den Abgrund herabstürzt, sondern, wie gesagt, durch ihren von keinem andern übertroffenen Höhenpunkt. Der Fluß ist breit und voll von Felsen, so daß er mehrere abgesonderte Ströme zu bilden scheint, und dieß dauert fort bis zu geringer Entfernung von dem ersten oder Hauptfalle, wo er sich zu einem Strom ausbreitet, um den zweiten, dritten und vierten Fall zu bilden. Am äußersten Rande des Abgrundes befindet sich ein vorragendes Felsenstück, von dem aus der staunende Wanderer mit einiger Ruhe in die schwindelnde Tiefe hinabsehen kann. Von diesem Punkte aus überblickt man drei von den Fällen, und zwar zwei von ihnen ganz genau; der dritte und dem Hauptfalle nächste, stürzt in schräger Richtung über ein felsiges Bett, und vereinigt sich in einer Tiefe von ungefähr dreihundert Fuß mit dem großen Falle. Der Reisende läßt sich indeß selten an diesem Anblicke genügen, sondern kriecht zu einem flachen, überhängenden Felsstücke des Hauptfalles, wo er die ganze vereinte Wassermasse in den Abgrund hinabstürzen sieht, die, von hier aus betrachtet, einen riesenhaften Busch von Gischt bildet, der ungefähr zwei Drittel der Tiefe einnimmt, und dann in eine glänzende Fläche von Schaum ausläuft, die gewissermaßen den gähnenden Schlund verschleiert. Die ganze Tiefe desselben kann auch des Staubes wegen, in den das stürzende Wasser sich auflöst, auf keinem Punkt oberhalb ganz übersehen werden. Das in diesem Wasserstaube sich stark brechende Licht strahlt hier in allen Farben des Regenbogens zurück. Die beiden andern Fälle haben eine geringere Wassermasse, die aber, weil die Felsenwände, über die sie herabstürzt, höher aufsteigen, von oben herab ganz denselben Anblick wie die andern bietet. Die Schlucht des Falles selbst gewährt eine höchst überraschende Ansicht: es ist als ob eine ungeheure Felsenmasse sich durch vulkanische Gewalt plötzlich aus einander gerissen hätte; die Wände ragen vollkommen senkrecht empor, und die Breite soll in der Mitte 300 Fuß halten. Nur Wenige haben es gewagt, in diesen Schlund hinabzusteigen; aber auch uns wandelte die Lust an, das Wagestück zu bestehen. Der Uebergang über den Fluß war wegen der Menge von Felsen, die überstiegen, und der Strömungen halber, die durchwatet werden mußten, sehr beschwerlich; als Dieß glücklich überstanden war, wandelten wir auf einem Fußsteige fort, der zu dem äußersten Ende des Falles hinabführte. Bis jetzt ging noch Alles leicht genug von statten, aber das Hinabsteigen war beschwerlich, ermüdend und nicht ohne Gefahr, da wir eine Reihe rauher ungleicher Staffeln hinunterklimmen und uns über die abhängige Fläche großer Felsenstücke hinabgleiten lassen mußten. Hätte Nuggar Radschah jene Stufen, welche die Felsen mit einander verbinden, nicht aushauen und so den Weg einigermaßen gangbar machen lassen, so wäre es fast unmöglich hinabzukommen. Als wir aber in der Tiefe anlangten, fanden wir uns für alle Beschwerden reichlich entschädigt. Die furchtbaren Felsenmassen im Bassin, die schwindelnden Abgründe zu beiden Seiten, die herabstürzende, schäumende Wassermasse, alles Dieß bot einen großartigen überraschenden Anblick. Der ganze Abgrund war von dem stäubenden Wasser in Nebel gehüllt, der Felsen und Fußpfad schlüpfrig und gefährlich zu betreten machte. Da unsere Zeit gemessen war, so reichte unser Aufenthalt in dieser Tiefe gerade hin, diese Naturmerkwürdigkeit flüchtig zu überblicken; zudem wurden wir in dieser feuchten Umgebung von Frost durchschauert, um so mehr als wir uns beim Hinabsteigen stark erhitzt hatten.

*) Aus dem Tagebuch eines englischen Arztes.

Die Höhe des Sturzes war nicht lange vorher von einigen Herren der Präsidentschaft von Madras gemessen worden; die Art, wie sie hiebei verfuhren, war folgende: Sie ließen eine Art Gerüst errichten, das oberhalb über den Rand des Abgrundes vorragte, und von diesem wurde ein Seil mit einem daran befestigten Gewichte herabgelassen; unten standen Leute, die, sobald das Gewicht den Boden erreichte, an dem Seil zogen, Flinten abfeuerten und Fahnen wehen ließen. Dasselbe Verfahren wurde von einem andern Herrn wiederholt, und der Erfolg war mit der erstern Messung ziemlich übereinstimmend, denn die Abweichung betrug nicht mehr als 14 Fuß; ein geringfügiger Unterschied, wenn man bedenkt, daß ein so langes Seil, um eine solche Tiefe zu erreichen, sich bald mehr, bald minder ausdehnt; man kann demnach die angegebene Tiefe von 892 Fuß als genau annehmen. Auf- und Abweg, den Uebergang über den Fluß mit eingerechnet, nahmen kaum zwei Stunden weg. Die Zeit unseres Besuches fiel in den Monat Januar, wo es Wasser genug gab, daß wir bis zum Falle fahren konnten, und unseres Bedünkens eine besser gewählte Zeit als die der Passatwinde, wo der Fluß so angeschwollen ist, daß man die einzelnen Fälle nicht unterscheiden kann, sondern das Wasser in Einer Masse hinabstürzen sieht, was zwar einen noch schrecklichern Anblick gewähren mag, aber den Nachtheil hat, daß man weder an den Rand gelangen, noch in die Tiefe hinabsteigen kann. Die Reise zu den Fällen kann leicht von irgend einem Punkte der westlichen Küste aus bewerkstelligt werden; der Reisende fährt auf Pattimas (Boote der Eingebornen) nach Honor und von da aus auf dem Flusse bis Girsupah (16 englische Meilen), wo ein Bungalo ist. Von dort steigt er zum Paß Allawallah und dann zu den noch sechs Meilen entfernten Fällen empor.

Die finstern Tage in Canada.

(Schluß.)

Der Bericht der Offiziere an Bord des Transportschiffes Sir William Heathcote sagt, daß am 2 Julius 1814 viele Asche und Sand gefallen, und hierauf eine dichte Finsterniß eingetreten sey, die bis 11 Uhr Vormittags gedauert habe, dann sey es hell geworden und die Sonne habe einen blutrothen Schein gehabt. Um ein Uhr Mittags sey es aufs Neue so finster geworden, daß die Matrosen nicht im Stande gewesen seyen, ihre Mahlzeit ohne Licht unter sich zu vertheilen. Diese Finsterniß habe bis zur Nacht gedauert, und während dieser ganzen Zeit sey Asche in Menge gefallen, von der das Verdeck ganz bedeckt worden. Das Schiff lag den ganzen Tag auf der Höhe von Kap Chat und ein gelinder Wind vom nördlichen Ufer des St. Lorenzoflusses her wehte. Die am Flusse hinab wohnenden Leute sagten aus, daß sie durchaus kein Feuer in den Wäldern bemerkt hätten. Die beiden übrigen Berichte erzählen den vorstehenden ähnliche Beobachtungen.

Diese Erscheinungen können, wie es scheint, nur auf zweierlei Weise erklärt werden: entweder durch einen Waldbrand oder einen vulkanischen Ausbruch. Was den erstern betrifft, so läßt sich nicht wohl annehmen, daß ein Waldbrand eine so große und dichte Masse von Rauch verbreiten könnte, daß (so wie im Oktober 1785) eine Strecke von wenigstens 500 Meilen Länge und ungefähr 200 Breite *) am hellen Tag in dichte Finsterniß gehüllt wurde. Da ferner die Ursache dieser Finsterniß von Labrador herzukommen schien, wo es nur wenige, auf felsigem Boden vereinzelte Waldungen von geringem Umfange gibt, so wird jene Vermuthung noch unwahrscheinlicher; zudem hätten mehrere von der Mannschaft der Schiffe, wären sie in eine solche Masse von Holzrauch gehüllt gewesen, ersticken müssen, und Dieß war den Berichten zufolge weder der Fall, noch hatte die Luft einen Geruch von Holzrauch. Es heißt zwar, die auf dem Verdecke gesammelte Asche habe Aehnlichkeit mit Holzasche gehabt, doch wird beigefügt, sie sey dunkler und schwerer gewesen. Ferner wird gesagt, der von der Oberfläche des Wassers abgenommene Staub sey, getrocknet, einem schwarzen Teig ähnlich gewesen, und dieser Umstand führt auf die Vermuthung, daß der gesammelte Stoff von bituminöser Beschaffenheit oder vielleicht Staub von vulkanischer Natur war; denn wäre es gepulverte Holzkohle gewesen, so hätte sie sich, getrocknet, nicht als Teig dargestellt. Ein anderer Umstand, der gegen einen Waldbrand spricht, ist die Gegenwart von Schwefel in dem am 16 Oktober 1785 gefallenen Staub, was auf mineralischen Ursprung schließen läßt — dem ähnlich, den der Schwefelberg auf St. Vincent am 30 April 1812 auswarf — ferner das Anschwellen der See, die blaulichtweiße Flamme des Feuers und Lichts, der starke Geruch der Luft, der, ohne in den Augen zu beißen, starkes Kopfweh verursachte, und endlich der gefallene Sand. — Alle diese Thatsachen wohl erwogen, scheint die Erscheinung der finstern Tage von Canada von einem noch nicht erloschenen Vulkan auf dem Gebiete von Labrador herzurühren, eine Vermuthung, die noch durch folgende Umstände an Stärke gewinnt: nämlich daß am 2 Julius die Bai der sieben Inseln und Kap Chat von einer durch einen Nordwind herbeigetriebenen Finsterniß eingehüllt wurden, und daß am 5 Julius, während das Wetter in Kap Chat hell war, die Bai der sieben Inseln und der unter 45° 50′ nördlicher Breite und 55° 12′ westlicher Länge liegende Theil des Oceans durch einen etwas in nördlicher Richtung wehenden Westwind in gleiche Finsterniß versetzt wurden; denn wenn man eine Karte vom St. Lorenzogolf und den angränzenden Küsten betrachtet, und die angegebenen Breite- und Längengrade, unter denen die Schiffe, die jene Beobachtungen machten, sich befanden, in Erwägung zieht, so zeigt sich, daß der Wind am 2 und 3 Julius das Gebiet von Labrador durchstrich, und in zwei verschiedenen Richtungen von dieser Gegend her dieselben Wirkungen hervorbrachte.

Das Daseyn von Vulkanen im Norden von Europa, besonders des Hekla und Jan Mayen, läßt vermuthen, daß sich auch im Norden des Kontinentes von Amerika dergleichen befinden. Das nördliche Ufer des St. Lorenzo zeigt auch allerdings Spuren vulkanischer Wirkungen. Malaise, die Eboulements und vielleicht auch das Vorgebirge von Quebec, so wie auch das häufige Vorkommen leichter Stöße und Erderschütterungen auf den erstgenannten Punkten können als Beweis für diese Behauptung und dafür angeführt werden, daß vulkanische Bewegungen noch fortdauern. In den obigen Berichten, und denen, die Charlevoix in seiner Beschreibung des Erdbebens im Jahre 1663, das, wie man vermuthet, vulkanischer Art war, gibt, herrscht überdieß viel Uebereinstimmendes. „In Tadussac, sagt er, regnet es seit sechs Stunden Asche;" und an einer andern Stelle: „Ein Staub, der sich erhub, wurde für Rauch gehalten, und ließ einen allgemeinen Brand fürchten." Unter den indianischen Stämmen an den nördlichen Ufern des St. Lorenzo soll auch wirklich die Sage vom Daseyn eines Vulkanes im Lande Labrador herrschen.

*) Im Oktober 1785 war die Finsterniß so weit verbreitet, daß sie auf der einen Seite Fredericktown in der Provinz Neubraunschweig und auf der andern Montreal einhüllte. Das Schiff, „der Adam et," befand sich am Morgen des 16 Oktobers 1785 am Ost-Ende der Insel Anticosti; hier war heiteres Wetter, allein gegen Westen sah man eine große schwarze Wolke, und als man diese um 12 Uhr desselben Tages erreichte, fand man sich von dichter Finsterniß umgeben.

Vermischte Nachrichten.

Die Nordamerikaner haben jetzt einen ganz neuen Handelsartikel ausfindig gemacht; sie führten nämlich vor einiger Zeit 200 Tonnen Eis, in Lohe eingeschlossen, nach Calcutta.

*

In London fand am 11 Junius ein heftiger Sturm statt, der an die Themse eine sehr seltsame Wirkung äußerte. An vielen Stellen des Flusses, oberhalb der londoner Brücke, wo sonst das Wasser ziemlich tief ist, konnte man trocknen Fußes umhergehen. Am 12 Morgens war der Blackfriars-Brücke das Wasser so niedrig, daß von den neun Bögen drei trocken standen, und mehrere Knaben das Bett des Flusses durchwateten.

*

Die schon in diesen Blättern mehrfach erwähnte alte Begom Somru hat dem englischen Generalgouverneur von Indien ihren Wunsch zu erkennen gegeben, zum Erben ihres Fürstenthumes den Engländer David Ochterlony Wilson einzusetzen, und um Erlaubniß dazu nachgesucht. Die Antwort des Generalgouverneurs lautete dahin, daß sie die unbeschränkte Gebieterin ihres Fürstenthumes sey und darüber nach Belieben verfügen könne.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Lautenbacher.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Sechster Jahrgang.

Monat Julius bis December.

München,

in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1833.

Digitized by Google

Alphabetisches
Inhalts-Verzeichniß.
Monat Julius bis December 1833.

Seite

A.

Aegypten, Befehl über Truppen-Aushebung 600. Brutöfen. 1211
Aetna, Ausbruch im Jahre 1832. 1215
Afrika, Fahrten und Abenteuer an den Küsten von 913, 917, 922, 925, 930, 935, 937, 941, 946, 949, 953. Nachricht von der Wohnung des heiligen Augustin 928. Verheerungen der Hungersnoth auf den Inseln des grünen Vorgebirges ibid. Marabuts 932. Expedition ins Innere des Kaplandes 1188. Politische Verhältnisse im nördlichen Afrika 1234. Gegenwärtiger Zustand des Sklavenhandels auf der Westküste 1281, 1289, 1294, 1302, 1310, 1321, 1326, 1338, 1346, 1354. Nachrichten über Dacar und Casamanza 1307
Albanesische Mahlzeit 1288
Ashantees, Musik der 1459
Algarbien, statistische Angaben über die Provinz . . . 844
Algier, Sittenschilderung der Einwohner 848. Sonderbarer Nebel auf der Ebene von Mitidjah 876
Alphabet der Mongolen 916
Antikenfund in Clermont 728; in Rom, s. Rom.
Antwerpen, die Belagerung von, am Ende des Jahres 1832. 1069, 1074, 1078, 1081, 1086, 1089, 1093, 1097, 1106, 1110, 1114, 1122
Armenier, gegenwärtiger Zustand der . 1049, 1054, 1058
Ashantees, Musik der 1459
Asuf-Up-Dola, Nabob von Oude, ... 1415
Aushungerung, merkwürdiger Fall von 768
Auswanderer, Briefe deutscher aus Nordamerika 1165, 1169, 1174, 1190, 1194
Automat, merkwürdiger 1132

B.

Back, Kapitän, Nachricht von seiner Expedition . 896, 1052
Baku, Stadt 931
Begum-Somru 1119
Belgien, die Heeresbildung in 873, 877, 882, 886, 894, 898. Sonderbarer Prozeß 1412
Benares, Census von 1008
Beresoff, Beschreibung der Stadt und des Kreises 1147, 1160, 1164, 1175, 1180
Bernhard St., Erinnerungen aus einer Reise auf den 785, 790, 794, 801, 805, 810, 813, 817, 821, 826

Seite

Berry, die Herzogin von, in der Vendee 1105, 1111, 1115, 1127, 1131, 1140, 1145, 1151, 1155
Bolivia, Lage des Landes 1040
Bommerang, Angriffswaffe der Neuholländer . . . 781
Bosthun, Sekte der 1120
Bourbon, Insel, s. Laplace.
Boury, Memoiren der Mademoiselle 1235
Brasilien, Ureinwohner von, 1401, 1409, 1413, 1418, 1422
Briefe eines britischen Offiziers aus dem heiligen Lande 1263, 1275, 1281
Buchhandel, der englische 1445, 1458
Buenos-Ayres, Feldzug von, an den Rio-Colorado 1157, 1162
Bulwer, Auszug aus seinem Werke, England und die Engländer, 1171, 1184, 1199, 1227, 1231, 1239, 1251, 1345, 1347, 1356, 1364, 1375, 1385
Bunge, Reise nach Peking 779, 785
Burnes, Lieut., stattet in der geographischen Gesellschaft Bericht über seine Reise ab 1460

C.

Cacadore, der, ... 1311, 1315, 1323, 1328
Canada, Einwanderungen 816. — Wahlrecht der Frauen 968. — Feierlichkeit bei der Einweihung indianischer Häuptlinge 1188
Candia, die Insel 1424
Casamanza, s. Afrika.
Chaldäer, Nachrichten über die heutigen, 1064, 1071. Ein Hochzeitfest 1283
Charruas-Indianer in Paris . . . 771, 775, 996
Cherubini 911, 916, 919, 923
Chili, Reise eines dänischen Matrosen durch einige noch unbekannte Theile von 1136
China, Unruhen wegen Einführung englischen Garns 781. Proben aus einem chinesischen Roman 849, 853, 858, 861, 866, 869, 971. Gebet des Kaisers bei einer Dürre 881. Geheime Gesellschaft 944. Angabe über die Zahl der Dschonken 876. Handelspolizei auf der tübetanischen Gränze 1011. Europäisch-chinesischer Kalender 1032. Tod der Kaiserin 1096. Bevölkerung 1108. Das Opiumrauchen 1153. Gerichtshöfe in Peking 1205. Handel 1247. Lindsay's Reise an die Ostküste 1337. Seeräuber 1425, 1430, 1437

Seite

Cholera auf Cuba 880. Phänomen in Syrien vor ihrem Erscheinen 1261. Verheerungen in Neworleans und Mexiko 1376
Chunkiar-Skelessi 1147
Cobija, der Hafen von 744
Corea, Sprache der Halbinsel 1240
Cuba, ein Besuch auf der Insel 1291

D.

Dacar, s. Afrika.
Daghestan, Wanderungen in 1295, 1299
Dairi, oder Kaiser von Japan 731, 735
Dampfschiff, Geschwindigkeit derselben 1400. — Eines mit vier Maschinen 1408. — Unglückliche Wettfahrt . 1455
Denkwürdigkeiten einer Hundertjährigen . 756, 759, 763
Diron, sein Tod auf der Küste von Dahomey . . . 988

E.

Einbruch eines Flusses in ein Kohlenbergwerk . . 820
Enghien, neueste Aufschlüsse über den Tod des Herzogs von 795, 799
England, Kostenanschlag des Tunnels 732. Schilderung desselben 867, 871. Betrag der geprägten Münzen 752. Todesurtheile wegen Diebstahl ibid. Zahl der täglich abgehenden Briefe in London 780. Theeverbrauch 812. Handel 815, 819. Seidenhandel 943. Angabe über die Handels- und Kriegsmarine 956. Rettungsboot 960. Dampfwagenfahrt zu Birmingham 1116. Yachtklubs 1135. Erweiterung des Wallfischfanges 1376. Das größte, bisher erbaute Dampfschiff 860. Ueber die Ursache des herrschenden Mißvergnügens 761, 766, 769, 774, 778, 782, 786. Abgabenlast, die Quelle der Armuth 901, 905, 910. Zustand des Ackerbaus 1081. Armentaren ibid. Kupferstichsammlung des Malers Lawrence 852. Verbreitung der Pfennigs-Blätter 892. Verzeichniß der ungestempelten politischen Blätter 1132. Gegenwärtiger Zustand der öffentlichen Beredsamkeit 1133, 1137, 1141, 1146, 1150. Das Museum 1152. Asiatische Gesellschaft in London 943. Rechte der Frauen 943. Verhältniß der Sterblichkeit zwischen Manufaktur- und Ackerbaubevölkerung 1168. Verbindung der Manufakturisten gegen die Arbeiter 1232. Schilderung von England nach Baron d'Haussez 973, 977, 982, 985, 989, 994, 997, 1002, 1005, 1010, 1013, 1018, 1022, 1026, 1217, 1222, 1235, 1241, 1245, 1254, 1265. Pferderennen 945, 950, 954, 958, 965, 965, 970. Hahnengefechte 1405. See-Burking 1008. Eigenthümlichkeit der Verbrechen 1039. Irrenhaus zu London 1015. Gaunerstreich 1272. Errichtung eines Viehmarktes in London 1168. Zahl der Spielhäuser 1328. Fischverbrauch in London 1440. Hoher Preis der Annoncen 1156. Kunst, mit Gas zu kochen 1200. Eingeführte Wolle 1152. Zahl und Beschäftigung der Familien in England 1372. Mannichfaltige Benützung des Eisens 1384. Zustand und Aussichten des Theaters 1377, 1385, 1390. Statistische Nachrichten über die Vertheilung der Armee 1304

Seite

Erscheinung, sonderbare, bei einem arteſischen Bohrversuch 740
Eschak-Meidan (das Eselsfeld) Zug über den . . . 767

F.

Fata Morgana in der Bai von Reggio 1455
Ferdinand, König von Spanien, seine Absetzung durch die Cortes 1101, 1105, 1109, 1113, 1118. Skizze seines Lebens 1269
Fest der Winzer zu Vevey 1055
Feuerspritze, tragbare von neuer Art 1408
Fischfrosch 1216
Flachs, der neuseeländische 780
Fouché, ein merkwürdiges Kapitel aus der Geschichte seines Ministeriums 1123
Frankreich, Zahl der Verbrechen und Vergehen 732. Zahl der Prozesse von 1830 bis 1831 748. Bettlerscene in Paris 864. Zahl der Galeerensträflinge 920. Doppelselbstmord von St. Simonisten 968. Ursache der Selbstmorde 1136. Gaunerstreich 1260. Gerichtsverhandlungen 1019, 1023, 1183, 1291, 1319, 1591. Preßprozesse 1293. Wetteifer der Departements mit der Hauptstadt 748. Vereinigung von Gelehrten zu einem Benediktiner-Convent 828. Wissenschaftliche und literarische Nachrichten 843, 948, 1159, 1287, 1440. Phrenologische Gesellschaft in Paris 1175, 1178, 1193, 1198. Gesellschaft zur Herausgabe der Quellen der französischen Geschichte 1224. Bibliotheken der Departements 1368, 1448. Zustand der heutigen Literatur 1301, 1306, 1314, 1325, 1341, 1357, 1362, 1370, 1374. Historische Nachrichten über Paris 924. Skizzen und Bilder aus Paris 1063, 1068, 1091, 1095, 1165, 1419, 1427, 1431, 1447. Wiedereröffnung des italienischen Theaters 1207. Zahl der Gemälde und Sculpturüberreste im Louvre 1256. Prozeß eines Mannes, der den Restaurants Katzen statt Hasen lieferte 880. Grippe in Paris im Jahre 1412, 760. Die Nationalfarben 847. Karl X und der Kardinal Latil 879. Denkmal Manuels 920. Zahl der Mitglieder der Ehrenlegion 1141. Stärke der Landmacht ibid. Zunahme des Staats- und Privateinkommens 960. Bevölkerung der Kolonien 1120. Karrikaturen 975, 961, 965, 969. Mineralbäder 935, 959. Grausamkeit der Ehouans 1136. Kostenanschlag der Eisenbahn von Havre nach Marseille 1156. Zahl der Engländer in Frankreich 1448. Museum von algierischen Strafinstrumenten 1328. Bevölkerungsveränderungen seit der Revolution 1335, 1339. Bestand der Handelsmarine 1360. Korneinfuhr 1404. Einfuhr von Kolonialwaaren 1436. Kettenbrücke in Epinal 1388. Sophas und Armstühle durch Dampf geheizt 1420. Titel des Kronprinzen 1444

G.

Garten, der türkische und die elysäischen Felder, s. Skizzen aus Paris
Gefangene, die, von den Indianern . . . 1439, 1444
Gerard und Burns, Berichte von Bamian, Balkh und Bokhara 1301, 1306

Seite

Gesellschaft für Erhaltung des allgemeinen Friedens in London . . . 823
Gewürznelken, Art der Einsammlung . . . 1172
Glasglocken, statt der metallenen . . . 1408
Glasziegel, neu erfundene . . . 1452
Goree, Insel, s. Laplace.
Gouesnou, der Ablaß von . . . 1441, 1449, 1454
Griechenland, der fränkische Arzt in 787, 791, 796. Das erste Trauerspiel im neuen 803. Finanzen 835. Palikaren 909, 914. Briefe eines russischen Reisenden aus 1029, 1034, 1037, 1042, 1065, 1070, 1073, 1077, 1082, 1249, 1257, 1262, 1277, 1286, 1290, 1365
Guerrero, Abriß seines Lebens . . . 833, 838, 852
Guillotine . . . 1117, 1121, 1126

H.

Hayti, Schreiben aus 1209, 1215, 1218. Kampf zweier Kriminalgefangenen . . . 1508
Hessenfliege, in Nordamerika . . . 924
Hochzeit, eine türkische 971, eine sibirische . . . 1312
Hottentotten, Mäßigkeitsgesellschaft unter den . . . 1280
Hundswuth, Mittel dagegen . . . 1340

J.

Jacquemont, Briefe von Viktor . . . 1047, 1052
Jägerameisen, die . . . 1263
Jamaika, Sklavenaufstand in . . . 1145, 1154
Janitscharen, Geschichte ihrer Ausrottung von dem türkischen Reichsgeschichtschreiber . . . 1181, 1185
Ibrahim Pascha, Feldzug in Syrien und Anatolien 1333, 1337, 1369, 1378, 1382, 1389, 1397, 1410, 1416, 1426, 1431
Ile-de-France, s. Laplace.
Indianer, die, am Columbiastrome . . . 1255, 1257
Indien, englisches Leben in 757, 762, 765, 770, 921, 929, 934, 938, 942. Höhere Erziehungsanstalten in Bengalen 789. Neuester Zustand der syrischen Kirche in Südindien 811. Falkenjagd 851, 855. Volksmährchen 889, 893, 902, 907, 918. Seltsames Erblinden sämmtlicher Einwohner eines Dorfes 940. Der Tempel von Dschagernat und sein Fest 955. Eigenthümliche Grundlegung der Gebäude zu Madras 981. Vernichtung der Musselinmanufakturen 1010. Kommunikation mit Europa 1061. Religion der Hindus 1225, 1230, 1237, 1242. Selbstopferung 1284. Unterhalt der christlichen Geistlichkeit 1360. Kosten der Gesandtschaften nach Persien 1372. Begräbnißplätze . . . 1395, 1402
Inselgruppe, Entdeckung einer neuen in der Südsee . . . 1144
Irland, furchtbarer Aberglaube 1096. Schilderung nach d'Haussez . . . 1429, 1439, 1446, 1454, 1457
Italien, neue Nachgrabungen 804. Die wandernden Italiener 855, 857, 863, 865, 870, 878. Das St. Johannesfest zu Florenz 883, Weinarten . . . 1388

K.

Kanäle, die, von Panama und Suez . . . 1056
Kasan, Studium der mongolischen Sprache auf der Universität 1093

Seite

Katakomben, die, in Paris, und jene verschiedener Völker . . . 1367, 1371
Kautschuk, ein Federharz . . . 860
Kean, Edmund. Skizze seines Lebens 739, 743, 747, 751. Denkmal . . . 776
Kemble, Schauspieler in Nordamerika . . . 1056
Kertsch, Grabmal bei . . . 1156

L.

Lander, Nachricht von seiner zweiten Nigerfahrt 736, 748, 1060
Landvolk, das, in Italien, Spanien und Portugal 825, 829, 834, 837, 845, 850, 881. 885, 890, 897
Laplace, Reise um die Welt 1149, 1158, 1161, 1166, 1170, 1177, 1182, 1186, 1349, 1361, 1366
Lebensalter, verschiedener Gelehrten . . . 748
Liberia, freie Negerkolonie in . . . 1009, 1014, 1017, 1041
Lindsay, Reise an der Ostküste von China, s. China.

M.

Madagaskar, Sitten der Einwohner 936. Neueste Staatsumwälzung . . . 1041, 1046, 1050, 1053, 1057, 1062, 1066
Maitland, Sir Th., Charakterzüge . . . 1287
Medaillon, antikes in Autun gefunden . . . 1460
Meergras, Verwendung des . . . 1168
Mehemed Ali, Maßregeln gegen die Kaufleute und Wechsler 1120. Charakterschilderung . . . 1144
Merino, der Pfarrer . . . 1331, 1355, 1359, 1451, 1460
Methodisten, ihre und ihrer Prediger Anzahl im Jahre 1833. 1318
Mexiko, der Golf von 974, 978, 981, 986, 990, 993, 998, 1001, 1006. Ankauf periodischer Schriften 1080. Anzahl der Minen 1240. Die Revolution von 1832. 1285, 1293, 1298, 1305, 1313, 1318, 1330, 1333, 1342, 1345, 1350. Ankündigung eines Werkes über alte Denkmale . . . 1452
Michel, St., das Fort . . . 1059
Michaud, Skizzen aus Griechenland und dem Orient 773, 777, 781, 797, 802, 806, 809, 814, 818, 822, 830, 841, 1297, 1309, 1317, 1322
Mineralbäder, Reise in die kaukasischen . . . 1027, 1031, 1035
Mongolei, die, und ihre Bewohner 1025, 1030, 1033, 1038. Reise in der . . . 1083, 1087, 1099, 1104, 1107
Monomanie, merkwürdige Fälle von . . . 1179
Moslem, ein — aus Kairo erhält in Paris den Doktorgrad 1160
Musikalische Sprache . . . 1044

N.

Napier, Karl, Nachrichten von seinem Leben . . . 873, 903
Napoleon, ehemalige Bildsäule desselben 807. Seine Schilderung als Liebender . . . 983, 987
Nauruz, Feier des in Persien . . . 839
Nauskopie, Entdeckung der . . . 752
Neapel, Miszellen aus . . . 1167, 1173
Neubritannien, gegenwärtiger Zustand von 1189, 1197, 1203, 1205, 1210, 1214
Neufundland, ungewöhnlich starkes Eis an der Küste von . . . 1456
Nordamerika, 3 Jahre in, s. Vereinigte Staaten.

Seite

O.

Obelisk, der, von Luxor 991, 995, 1129
O'Brien, Reise in Peru 1041
Odessa, Census von 1156
Opium-Rauchen in China, s. China.

P.

Panama, Durchstechung der Landenge von . . . 1275, 1278.
Papier, hydrographisches 860
Patna, Stadt in der Provinz Behar 1499, 1414, 1421, 1433, 1442, 1450
Pedro, Don und seine Umgebungen 975, 979
Persien, Silberschrank des Schahs von 888. Leichnam eines Propheten 892. Der Berg Telesme 1076. Die Höhle von Makoo 1527
Peru, Einfuhrhandel von 1204
Peter-Botte, Ersteigung des auf der Insel Mauritius 1075, 1079
Phrenologische Gesellschaft in Paris, s. Frankreich.
Portugal, statistische Angaben über die Geistlichkeit . 1351

R.

Ram-Mohun-Roy, Schilderung seines Lebens und Wirkens 1172, 1223, 1329, 1334. Seine Beerdigung . 1248
Ranschit-Sing, Aufzählung seiner Streitkräfte . . 824
Real del Monte, Minen von 1455
Rettungshäuser, in den vereinigten Staaten, s. Vereinigte Staaten 1191, 1195
Rom, Schilderung von im Jahre 1833, 726, 729, 733, 737, 741, 745, 749, 755. Antikenfund in 859. Römischer Staatshaushalt 1191, 1195.
Roß, Bericht des Kapitäns über seine Expedition . 1255
Rußland, Meinung der Chinesen darüber 727. Angaben über den Gewinn an Gold und Platina 1172. Talgausfuhr 1208. Militärschulen 1212. Szenen an und auf der Newa 1381, 1386. Hungersnoth im Süden 1592. Vergrößerung des Reichs 1399

S.

Salzbergwerke, von Wieliczka 895, 899
Sandschak-Scheriff, Beschreibung desselben . . 888
Sarkophag, ägyptischer 1244
Sataliadan, antike Ruinen von 951
Schlange, zweiköpfige 792
Schottland, religiöser Unfug 1247. Schilderung nach Baron d'Haussez 1375, 1395, 1398
Scott, Sir W., seine Heirath 1219
Seebilder 887, 891, 999, 1003
Seehunde, Lebensart derselben auf den Inseln der Südsee 1224
Seekrankheit, Mittel dagegen 904
Senegambien, Wanderungen in 1085, 1090, 1094, 1098, 1102, 1125, 1134, 1138, 1142
Siam, Nachrichten des Missionärs Gutzlaff über . 836
Skizzen aus Paris, s. Frankreich.
Sklavenaufstand in Jamaika, s. Jamaika.
Smith, A., Nachrichten über das Innere des Caplandes 834
Smyrna, Umgebungen von, s. Michaud.

Seite

Spanien, Theater 952, Königl. Feste zu Madrid 1379, 1387, 1395, 1403, 1411, 1415. Kriminalgeschichte . . 1423
Spiegelhäuschen, das in Eriwan 827, 832
Starrsucht, merkwürdiger Fall von 927

T.

Tahelti, See im Innern von 976
Talipot-Palme, auf Ceylan 1007
Teff, Getreideart in Abyssinien 864
Texas, Nachrichten über das Land 443
Themse, ungewöhnliche Fluthhöhe 1360
Tobolsk, Naturerscheinung in der Nähe von . . . 1172
Torfmoor, Brand eines in Holland 903
Türkei, Reform in der 1072. Brand zu Konstantinopel 1243. Besitzungen in Asien am schwarzen Meere 1259, 1267, 1271, 1279.

U.

Ueberfahrt, über den atlantischen Ozean 1261, 1266, 1270, 1275, 1282

V.

Van-Diemens-Land, Bitte der Einwohner um eine eigene Legislatur 840. Civilisirung der Eingebornen 1344. Fliegengattungen 1348. Pfeffermünzbaum 1392. Bevölkerung 1412
Verbrauch des Goldes und Silbers in den ältesten Zeiten 1229. 1234, 1238, 1246, 1250.
Vereinigte Staaten, Schilderung derselben von James Stuart 725, 730, 733, 738, 742, 746, 750, 753, 758, 793, 799. Zunahme der Bevölkerung 772, Bevölkerungsverhältnisse 1407. Nachrichten über die Prophetin Jemima Wilkinson 812. Freilassung des schwarzen Falken und seines Bruders 875. Plan zu einer großen Eisenbahn 908. Die Weiershöhle in Virginien 959. Baumwollenmanufakturen in der Stadt Lowelle 996. Südkarolina und seine Sklavenbevölkerung 1045. Ausmünzungen 1080. Anzahl der religiösen Journale 1100. Höflichkeit gegen die Frauen 1120. Verschiedenheit englischer und amerikanischer Sitten 1196. Rettungshäuser 1221, 1226. Zug der Büffel nach Westen 1200. Dampfwagen 1228. Gehalt der diplomatischen Agenten 1224. Zahl der Wallfischfänger 1352. Zahl der Baumwollspinnereien ibid. Ausbreitung der Handelsverbindungen 1416
Victoriaweizen 1076

W.

Waldbrände in Schweden 1067
Weiers-Höhle in Virginien, s. Vereinigte Staaten.
Weinbau in Georgien und der Krim 967
Wilberforce, Beerdigung desselben 964
Windsor, das Schloß 1043
Winnipiscogee-See, in Newhampshire 1420
Wolf, Dokumente über den Missionär 1148

Z.

Zante, Erdbeben auf 1320
Zea-Bermez, Lebensabriß 1363

Litterarische Anzeigen.

Warnung und Anzeige.

Es erscheinen von Zeit zu Zeit Bücheranzeigen in öffentlichen Blättern, welche als Empfehlungsgrund der angekündigten Schriften anführen, „es entwikle sich darin Schellings neueste Lehre.“ Wäre dem so, so dürfte man die Verfasser fragen, was sie berechtiget habe, eine Lehre zu entwikeln, ehe sie der Urheber bekannt gemacht. Allein es ist vielmehr Pflicht, das Publikum zu warnen, wenn man, wie wir, aus der besten Quelle versichern kan, dass von Schelling'scher Entwiklung in diesen Schriften keine Spur sich finde, und, auch blos materiell betrachtet, diejenigen sehr betrogen seyn würden, welche den grösten Theil der philosophischen, theologischen u. a. Aussprüche solcher Schriften als Schelling'sche Säze annehmen wollten. Um so mehr gereicht es uns zum Vergnügen, zugleich anzeigen zu können, dass Hr. Geh. R. v. Schelling, unerachtet seiner, zum Bedauern des wissenschaftlichen Publikums durch andere Geschäfte beschränkten Muse, sich jezt entschlossen hat, den Inhalt seiner Vorträge an der Hochschule zu München (der einzigen Quelle, aus der die Verfasser oben bezeichneter Schriften geschöpft haben könnten) selbst bekannt zu machen; worüber wir uns die nähere baldige Anzeige vorbehalten.

Stuttgart und Tübingen, im November 1833.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

[2751] In der Unterzeichneten sind erschienen, und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte von Ludwig Uhland.

Sechste Auflage.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 36 kr.

Ferner:

Lieder von Karl Mayer.

8. Velinpapier. Preis 2 fl. 12 kr.

Die steigende Zahl der Auflagen beweist, wie immer mehr im deutschen Vaterlande Uhland's Lieder Anklang finden, des edlen Sängers, der mit der alten Einfachheit des Liedes auch die alte schlichte Gesinnung, jene Ehrenhaftigkeit zurükrief, vor deren ernster Mahnung die üppigen Lokungen der kupplerischen Muse schwinden, wie vor dem Demantschild die Zauber der Armida. Rein wie ein Frühlingstag im Gebirge ist Uhland's Seele, und der Blik wird emporgezogen zu einem kräftigen hohen Felsen, der in den blauen Himmel ragt, und über dem Frühling siehet, wie ein männlicher Charakter eine schöne Seele beherrscht.

Um Uhland hat sich eine edle Schaar Dichter gereiht, die den alten lyrischen Ruhm Schwaben's verjüngen: Gustav Schwab, Justinus Kerner, Paul und Gustav Pfizer und Karl Mayer. Der erste und jezte gehören dem engsten Kreise Uhland's an. Mayer ist vorzugsweise ein Sänger der Natur, und seine Art, uns in zwei, ja in einem einzigen Verse eine ganze Landschaft zu malen, uns in die lebendige Empfindung eines ganzen Sommertags, Gebirgsabends, einer romantischen Waldeinsamkeit zu versezen, ist unübertroffen, ja unübertreflich.

Stuttgart und Tübingen, am 1 Mai 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[2651] ## Maha Guru,

Geschichte eines Gottes.

Ein Roman in 2 Theilen

von

Carl Gutzkow.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 24 kr.

Das gebildete Publikum erhält hier einen Roman aus einem Genre, das es ziemlich aus den Augen verloren hat, dessen Wiedereinführung aber insofern zeitgemäs erscheint, als der bisher beliebte historische Roman, trotz des Aufwandes von Malerei im Detail, und vielleicht eben deshalb zu einer trokenen und nicht selten prosaischen Ansicht von Welt und Geschichte stimmt. Die Art, wie der Verfasser den philosophischen Roman aufgefasst hat, ist übrigens eine ganz originelle, wie denn überhaupt seine Individualität als eine sehr eigenthümliche erscheint. Fanatismus und chinesische Sitte bilden in diesem Buche die Elemente zu einem ebenso unfassenden als mannichfaltigen Gemälde menschlicher Zustände, und auch der Leser, dem diese Dichtungsart fremd ist, oder seit Ablauf der Wieland'schen Zeit fremd geworden ist, wird sie schnell liebgewinnen, und poetischen Genuss dabei finden.

Stuttgart und Tübingen, im November 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ritual

nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche,

oder

praktische Anleitung für den katholischen Seelsorger zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung des liturgischen Amtes. Zugleich ein Erbauungsbuch für die Gläubigen.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Die günstige Aufnahme, deren sich dieses Werk im katholischen Deutschland zu erfreuen hatte, machte nach Verlauf von zwei Jahren eine neue Ausgabe nöthig. Der Herausgeber (Freiherr v. Wessenberg), die ihm bekannt gewordenen Kritiken beachtend, unterwarf das Werk einer sorgfältigen Revision. Die Taufformulare sind noch durch ein kürzeres vermehrt worden. Der Verbesserungen sind im Einzelnen viele angebracht, die demjenigen nicht entgehen werden, der eine Vergleichung anstellt. Die Verlagshandlung aber hat Allem aufgeboten, um den Gebrauch des Werkes zu erleichtern. Der Druk der zweiten Ausgabe ist weit gröber, als der der ersten, so daß jezt die blödesten Augen den Text ohne Anstrengung zu lesen vermögen. Auch ist ein weisseres, schöneres Papier gewählt worden. Die Seitenzahl der ersten Ausgabe war 486, die der zweyten ist 520. Dessen ungeachtet hat die Verlagshandlung den frühern Preis von 2 fl. nicht erhöht.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[2750] Die erste Lieferung von Mac Culloch's höchst interessantem

Handbuch

für

Kaufleute und Geschäftsmänner.

Von der Unterzeichneten ist kürzlich versandt worden: die erste Lieferung einer freien Bearbeitung und Vervollständigung von

A Dictionary

practical, theoretical and historical of commerce etc.

by

J. R. MAC CULLOCH.

Preis 2 fl.

Das neueste Foreign Quarterly Review Nr. XXI. drükt sich über dieses Werk folgendermaßen aus: „Eine französische Uebersezung von Mr. M'Culloch's Handbuch für Kaufleute ist angekündigt. In Deutschland und Italien soll ihm, wie wir gehört haben, dieselbe Ehre widerfahren. Gewiß verdient sie auch kein Buch in höherem Grade, wir mögen den unermeßlichen Schaz nüzlicher praktischer Kenntnisse berüksichtigen, die der Verfasser darin zusammengehäuft hat, oder den freisinnigen und erleuchteten Geist, von dem jeder Theil desselben durchdrungen ist. Seine Verbreitung durch Europa wird mehr dazu beitragen, die Täuschungen und Vorurtheile, in welchen sowol Regierungen als Massen von Individuen noch über Handelsgegenstände befangen sind, zu zerstreuen, als irgend ein theoretisches Werk, das bis jezt erschien.“

Obiges Werk in gr. 8. gedruckt, wird in zwei Bänden, jeder Band zu zwei Lieferungen bestehen, und das Ganze 100 bis 110 Bogen geben. Für schönes Papier, correkten Druk und typographische Ausstattung ist von unserer Seite gesorgt, so wie der Preis möglichst niedrig gestellt ist.

Stuttgart und Tübingen, im Dez. 1833. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[2660] ## Artistische Anzeige.

In der Litter.-Artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München sind folgende äuserst interessante lithographirte Portraits erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Portrait von	Anton van Dyk, von ihm selbst gemalt	3 fl.
—	— dessen Gemahlin, geborne Gräfin Gorró, nach van Dyk	3 —
—	— Peter Paul Rubens und seine erste Gemahlin Elisabeth Brandt, in einer Weinlaube sizend, nach Rubens	3 —
—	— Helena Formann, zweite Gemahlin von Rubens, von lezterem selbst gemalt	3 —

Portrait von Maler Govaert Flink, nach Rembrandt . . . . . 3 fl.
— — dessen Gemahlin, — — . . . . . 3 —
— — Kaiser Karl V, in ganzer Figur nach Tizian . . . . . 3 —
— — Franz von Sickingen, geharnischt neben seinem Streitrosse stehend, nach Albrecht Dürer . . . . . 3 —
— — Ulrich von Hutten, geharnischt neben seinem Streitrosse stehend, nach Dürer, Gegenstük zu obigem . . . . . 3 —
— — Raphael von ihm selbst gemalt . . . . . 3 —

Die Originalien sämtlicher Portraite befinden sich in den königl. bayer. Gallerien zu Schleissheim und München.

[2747] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte der Seele,

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage,

mit 8 lithographirten Tafeln.

Der Verfasser hat sich bemüht seinem Buche durch eine Menge reichhaltiger Zusäze und Verbesserungen eine höhere Vollendung zu geben; wenigstens ein Drittheil des Werkes ist neu hinzugekommen. Die Verlagshandlung ihrerseits hat, um dieses wissenschaftliche Unternehmen zu unterstüzen, nicht blos auch für diese sehr vermehrte Ausgabe den anfänglichen Preis beibehalten, sondern hat dieselbe auch noch mit der unentgeldlichen Zugabe von 8 lithographirten Tafeln ausgestattet, welche zur Erläuterung des somatischen Theiles des Buches dienen.

München, Stuttgart und Tübingen,
im Dezember 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[2583] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reider, F. E. von,

die höchste Kultur aller Blumenpflanzen,

um zu jeder Jahreszeit im Garten, Zimmer und vor dem Fenster alle Arten Blumen heranzutreiben und zu pflegen.

Das Resultat einer dreißigjährigen Erfahrung eines versuchten praktischen Gärtners. Preis 1 fl.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[2745] In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

National-Kalender

für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1834.

Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen (nach dem Stuttgarter Meridian), zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute.

Begründet von

Christian Karl André,

fortgesezt von

Johann Heinrich Meyer.

Zehnter Jahrgang. Mit 2 Abbildungen, 1 Musikblatt und einigen Holzschnitten. Preis 1 fl. 12 kr. (früher 2 fl.)

Inhalt. Nekrolog. Christian Karl André. — Eigenthümlicher Kalender für 1834, für die Länder, wo er zulässig ist. — Das Gedenktuch. — Die Mannichfaltigkeiten. — I. Merkwürdigkeiten am Himmel. (Fortsezung.) — II. Kurze Erklärung des Kalenders. — III. Kalender-Bestimmungen. (Fortsezung.) — IV. Von der Witterung. — V. Die sieben Schläfer. — VI. Praktisches Verfahren, Taschen- und Stubenuhren zu reguliren. — VII. Allgemeine Bemerkungen von Konstant. — VIII. Gottvertrauen. — IX. Conrad Berger, der ehrenwerthe Landmann. — X. Ein Besuch beim Grabe Franklin's. — XI. Ein Abenteuer im baltischen Meere. — XII. Sechzehn Stunden in England. — XIII. Die erste Ersteigung des Montblanc. — XIV. Ueber die verschiedenen Kleidertrachten. — XV. Sinnsprüche des weisen Ministers Haycar an seinen Neffen. — XVI. Meine Luftschlösser. — XVII. Vandille. Ein Muster für Alle, die da reich werden wollen. — XVIII. Nachtwächterlied. (Musikbeilage.) — XIX. Das Goldmacherdorf. (Fortsezung.) — XX. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen. Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. — XXI. Jubelfest eines Dienstboten. — XXII. Nüzliche Anstalten und Vereine. — XXIII. Zunftlieder. — XXIV. Beschreibung eines neuen Spar-Kochofens. (Mit Abbild.) — XXV. Carême's Recepte zur Bereitung der Gallerte-Suppen und Gallerte-Ragouts für Arme. — XXVI. Kriegsscenen. — XXVII. Ehrendenkmal eines Reßbacher Helden. — XXVIII. Vortheile in der Landwirthschaft. — XXIX. Beschreibung einer Obstdarre. (Mit Abbild.) — XXX. Wie lange braucht man, um eine Billion zu zählen? — XXXI. Frauenmuth und Entschlossenheit. — XXXII. Der Hund des Schauspieldichters. — XXXIII. Rache eines Elephanten. — XXXIV. Zimmermanns-Spruch. — XXXV. Für Auswanderungslustige. (Fortsezung.) Die Auswanderung nach Amerika. — XXXVI. Aufforderung und Erklärung in Betref einer Auswanderung im Großen aus Deutschland in die nordamerikanischen Freistaaten. — XXXVII. Wohlgemeynter Rath der Vorsteher der deutschen Gesellschaft in New-York an Deutsche, die nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika auszuwandern beabsichtigen. — XXXVIII. Die aus Kurland zurükgekehrten Auswanderer. — XXXIX. Ländliche Bauten von massiver Erde. (Mit Abbild.) — XL. Gewitter-gefahren. (Fortsezung.) — XLI. Wie bewirkt man, daß Wetterfahnen richtig gehen? — XLII. Der Graf und sein Pächter. — XLIII. Aberglauben und Vorurtheile. (Fortsezung.) XLIV. Vorschriften. — XLV. Feuergefahren. (Fortsezung.) — XLVI. Hafel löscht das Feuer. — XLVII. Ueber Ausrottung der Ratten. — XLVIII. Der treue Pudel. — XLIX. Alte Leute. Beispiele aus neuerer Zeit. (Fortsezung.) — L. Der Wunderknabe. — LI. Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. (Fortsezung.) — LII. Armuth und Kindersegen. — LIII. Der lezte Liebesdienst. — LIV. Empfehlenswerthe Schriften. — LV. Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[1713] Von den

Rhetores graeci, ex codicibus florentinis, mediolanensibus, monacensibus, neapolitanis, parisiensibus, romanis, venetis, taurinensibus, et vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Chr. Walz. 8 maj. Vol. VII. Pars I.

ist in lezter Michaelis-Messe an alle Buchhandlungen versandt worden.

Der Inhalt ist mit Ausnahme von No. I und VIII bisher unedirt gewesen.

I. *Προλεγόμενα τῶν στάσεων.* . 1—34
II. *Προλεγόμενα τῶν στάσεων.* . 34—49
III. *Ἕτερα προλεγόμενα τῶν στάσεων.* 49—51
IV. *Προλεγόμενα τῶν εὑρέσεων.* . 52—54
V. *Εἰς τὸ περὶ εὑρέσεων Ἑρμογένους ἐπίτασις ἀνεπιγράφος.* . 55—74
VI. *Σημειώσεις εἰς τὰς εὑρέσεις.* . 74—76
VII. *Κεφάλαια τοῦ α΄ βιβλίου τῶν ἰδεῶν.* . . . . . 77—89
VIII. *Συριανοῦ εἰς τὸ περὶ ἰδεῶν.* 90—103
IX. *Ἀνωνύμου σχόλια εἰς τὰς Ἑρμογένους στάσεις.* . . . 104—695

Der 2te Theil von Vol. VII und Vol. VIII, ebenfalls Unedirtes enthaltend, sind bereits unter der Presse und werden zur Ostermesse unfehlbar erscheinen.

Stuttgart und Tübingen im Dec. 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[2314] Höchst interessantes Werk über

Bayern.

Beschreibung des Königreichs Bayern

nach den neuesten Bestimmungen.

Von

Dr. Karl Friedrich Hohn,

Professor u. mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Mit dem Motto:

Non mihi soli, sed etiam, atque multo potius, natus sum Patriae. Cic. epist. 4 ad Herenn. Inde et liber crevit, dum ornare Patriam, et amplificare gaudemus, pariterque et defensioni ejus deservimus et gloriae. Plin. l. 2. epist 5

42 Bogen. Preis 3 fl.

Der Zwek dieser Schrift ist: den Zustand des Königreichs Bayern in jeder Beziehung, sowol der Vorzeit als Gegenwart, und in seiner Totalität zur Kunde zu bringen. Dieselbe enthält daher die Geographie und Statistik mit historischen Ortsnotizen und Nachrichten über Personen, welche sich durch Gelehrsamkeit, Kunstfertigkeit, erlangte hohe Würden, gemeinnüzige Thätigkeit oder menschenfreundliche Wohlthätigkeit ausgezeichnet haben. Da der Verfasser, bekannt durch seine geographisch-statistischen Werke, hiebei meist amtliche Quellen und Schriften, welche aus offizieller Quelle schöpften, nebst den besten Karten benüzt und stets Rüksicht auf die neuesten Bestimmungen einer immer thätigen Staatsregierung genommen hat, so wird dieses Werk dem Patrioten, dessen Liebe zum Vaterlande in der Kenntniß desselben wurzelt, als ein zuverlässiges, längst gewünschtes Handbuch sehr willkommen seyn.

Es ist nach dem Vorbilde der allgemein geschäzten und als Muster aufgestellten Memmingerschen Beschreibung Würtembergs entworfen, und sollte mit derselben, bei der engen Verbindung Würtembergs und Bayerns in kommerzieller Beziehung, in keinem Geschäftszimmer fehlen.

Besonders nüzlich ist das dem Werke beigegebene vollständige Orts-Register.

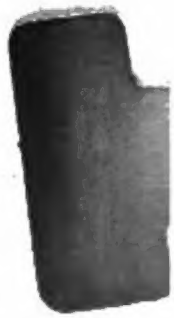
München, den 19 Oktober 1833.

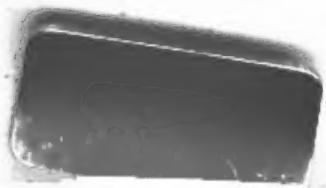
Litterarisch-artistische Anstalt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inv. Nº 4238.





Digitized by Google

Digitized by Google